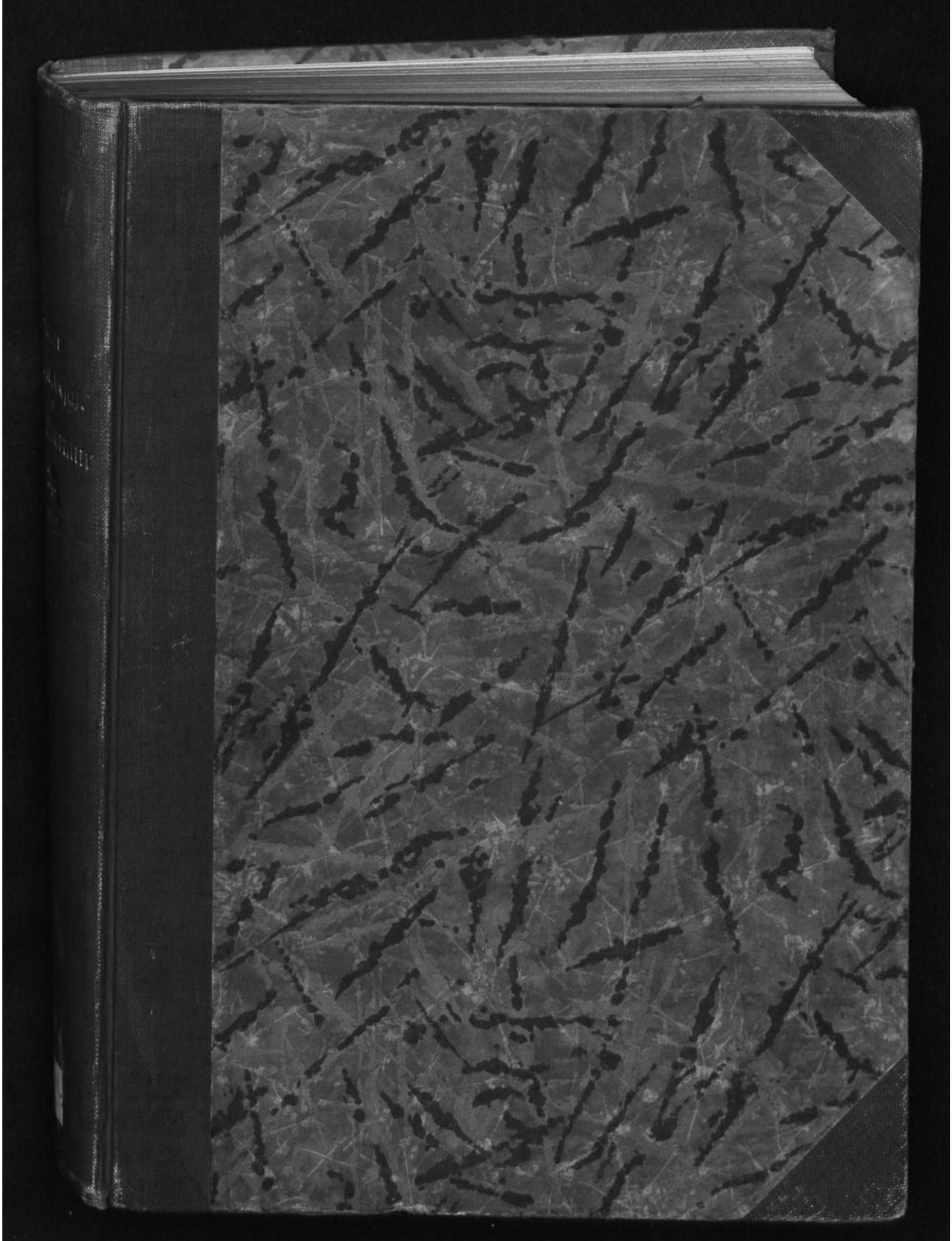


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

+4079 296 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrierte Geschichte
der
Deutschen Literatur
von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

von

Professor Dr. Anselm Salzer

Zweite, neu bearbeitete Auflage

Fünfter Band
Vom neuen „Sturm und Drang"
bis zur Gegenwart. Zweiter Teil
Literaturverzeichnis. Namen- und Sachregister

Mit 89 Abbildungen im Texte und 50 Tafelbildern und Beilagen

Regensburg 1932
Druck und Verlag von Josef Habbel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

D. Lit. 5318
z
4

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

36.1651

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichnis.

Zwölfte Periode.

Vom neuen „Sturm und Drang" bis zur Gegenwart.

Zweiter Teil.

Seite

Heimatdichtung in der Schweiz 2033

3. Die neuere geschichtliche Dichtung 2080

Roman. Erzählung. Anekdote. Drama 2080

4. Industrie und Krieg 2195

5. Der Expressionismus und die Charontiker 2212

Die schöpferischen Gestalten des Expressionismus 2221

Lyriker 2221

Dramatiker 2235

Erzähler 2272

6. Der Dadaismus 2293

7. Die Gegenwart 2295

Lyrik 2296

Das Drama 2345

Die erzählende Dichtung 2368

Literaturnachweise 2429

Namen- und Sachregister 2562

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzeichnis der Tafelbilder und Beilagen.

		Seite
234.	Heinrich Federer	2036
235.	„Was sagen die Berge?“ von Heinrich Federer	2040
236.	Ernst Zahn	2064
237.	„Der Ring.“ Ein Stück Alltag von Ernst Zahn	2044
238.	Meinrad Lienert	2046
239.	J. C. Heer	2048
240.	G. Baumberger	2050
241.	Pater Maurus Carnot	2052
242.	Jakob Boßhart	2054
243.	Faksimile nach Friedrich Lienhard	2080
244.	„Wächterlied“ von August Sperl	2088
245.	Faksimile nach Adolf Bartels	2092
246.	Enrica von Handel-Mazzetti	2104
247.	„Das Schloß in Spanien“ von Handel-Mazzetti	2108
248.	Peter Dörfler	2112
249.	„Die Lampe der törichten Jungfrau“ von Peter Dörfler	2120
250.	Faksimile nach Walter von Molo	2124
251.	„Wiederkunft“ von Wilhelm Schäfer	2128
252.	Faksimile nach Josef Ponten	2136
253.	Albrecht Schäffer	2138
254.	Faksimile nach Albrecht Schäffer	2140
255.	Faksimile nach Freiherrn von Gagern	2144
256.	Faksimile nach Karl Linzen	2152
257.	Benno Rüttenauer	2156
258.	„Ein Totenkranz“ von Wilhelm Matthießen	2160
259.	Anna Freiin von Krane	2168
260.	Faksimile nach Anna Freiin von Krane	2170
261.	„Budapest im August“ von Juliane von Stockhausen	2172
262.	Dolores Viefer	2176
263.	Richard Kralik	2184
264.	„Merkspruch“ von Nikolaus Welter	2188
265.	Faksimile nach Josef Winckler	2200
266.	Faksimile nach Paul Zech	2204
267.	Faksimile nach Heinrich Lersch	2208
268.	Reinhard Johannes Sorge	2240
269.	Faksimile nach Dietzenschmid	2272
270.	Faksimile nach Alfred Döblin	2280
271.	Faksimile nach Max Brod	2288
272.	Faksimile nach Ilse von Stach	2296
273.	Ruth Schaumann	2300
274.	„Inbrunst“ von Ruth Schaumann	2302
275.	„Vorspiel: Die Mütter“ von Ina Seidel	2304
276.	Heinrich Zerkaulen	2312
277.	„Lebenswanderlied“ von Hans Brandenburg	2316

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

278. Faksimile nach Josef Feiten 2318
279. Richard Knies 2320
280. Faksimile nach Friedrich Schreyvogl 2344
281. Aus die „Eingeengten" von Franz Herwig 2368
282. Waldemar Bonsels 2386
283. Anselm Salzer 2428

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzeichnis der Abbildungen im Texte.

		Seite
1.	Adolf Vögtlin	2042
2.	Ernst Zahn	2043
3.	P. Odilo Zurkinden	2054
4.	P. Leo Fischer	2055
5.	Alfred Huggenberger	2059
6.	Paul Ilg	2061
7.	Gustav Friedrich Renker	2063
8.	Johannes Jegerlehner	2065
9.	Meinrad Inglin	2067
10.	Felix Moeschlin	2070
11.	Jakob Schaffner	2073
12.	Maria Waser	2079
13.	Friedrich Lienhard	2083
14.	August Sperl	2089
15.	Adam Müller-Guttenbrunn	2091
16.	Adolf Bartels	2093
17.	Josef Spillmann S. J.	2096
18.	Alexander Baumgartner S. J.	2097
19.	Erwin Guido Kolbenheyer	2122
20.	Walter von Molo	2127
21.	Wilhelm Schäfer	2131
22.	Josef Ponten	2135
23.	Friedrich Freiherr von Gagern	2142
24.	Georg Terramare	2143
25.	Hermann Burte	2147
26.	Kurt Arnold Finckeisen	2151
27.	Franz Spunda	2153
28.	Karl Linzen	2155
29.	Wilhelm Matthießen	2161
30.	Anton de Waal	2164
31.	Joseph August Lux	2165
32.	Felix Nabor	2167
33.	Juliane von Stockhausen	2173
34.	Adele Gaus-Bachmann	2178
35.	Katharina Maria Tüshaus	2179
36.	Paula Grogger	2180
37.	Marie von Hutten	2182
38.	Nicolaus Welter	2187
39.	Alexander Lernet-Holenia	2189
40.	Max Mell	2191
41.	Eduard Hlatky	2195
42.	Josef Winckler	2199
43.	Paul Zech	2203
44.	Heinrich Lersch	2206
45.	Otto zur Linde	2216

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite

46. Karl Röttger 2218
47. Rudolf Pannwitz 2220
48. Franz Werfel 2223
49. Reinhard Johannes Sorge 2237
50. Karl Sternheim 2241
51. Georg Kaiser 2245
52. Walter Hasenclever 2252
53. Johannes Johst 2255
54. Anton Wildgans 2259
55. Dietzenschmidt 2270
56. Kasimir Edschmid 2274
57. René Schickele 2276
58. Alfred Döblin 2282
59. Max Brod 2289
60. Ilse von Stach 2297
61. Ina Seidel 2307
62. Konrad Weiß 2310
63. Hans Brandenburg 2315
64. Eduard Reinacher 2317
65. Josef Feiten 2318
66. Friedrich Schnack 2323
67. Franz Eichert 2326
68. Ernst Lissauer 2330
69. Jakob Kneip 2334
70. Friedrich Schreyvogl 2341
71. Leo Weismantel 2348
72. Franz Johannes Weinrich 2361
73. Franz Herwig 2369
74. Hans Roselieb 2375
75. Hermann Herz 2379
76. Ludwig Mathar 2380
77. Karl Borromäus Heinrich 2381
78. Josef Magnus Wehner 2384
79. Klabund 2393
80. Arnold Ulitz 2395
81. Hans Carossa 2398
82. Heinz Schauwecker 2401
83. Henriette Brey 2405
84. Maria Veronika Rubatscher 2409
85. Maria Veronika Rubatscher in der Tracht des Sarntales 2410
86. Fanny Wibmer Pedit 2412
87. Bruno Frank 2413
88. Hans Christoph Kaergel 2416
89. Alfred Neumann 2424

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur

Fünfter Band

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwölfte Periode:

Vom neuen „Sturm und Drang" bis zur Gegenwart

Zweiter Teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heimatdichtung in der Schweiz.

Das Stammesbewußtsein und die Eigenkultur durch die Tatsache der politischen Selbständigkeit und die sozialen Verhältnisse förderten in der Schweiz das Aufblühen der Heimatkunst. Übrigens hatte sie hier in Gotthelf und Gottfried Keller bereits für die Schweizer Dichter vorbildliche Vertreter, ehe sie zum Postulat erhoben wurde. Jetzt erstanden auch in der Schweiz eine Reihe von Dichtern, die, heimatlich im engeren Sinne, ihre Stammesbesonderheit betonten, aber bald auch solche, die über die kleinstädtisch-ländliche Welt hinaus, nach Menschengestaltung, Einsatz für eine Idee streben, wobei dann die heimatliche Note nur ein Ornament ist oder ganz schwindet.

Der Schweizer Erde weiht Heinrich Federer sein Lebensbuch, seine „Jugenderinnerungen": „Du bist im letzten Grund der Gegenstand meiner Erzählungen, du Erde rassiger Menschen und bunter Schicksale, du Land der Altäre und Sennhütten — du Haus von Helden und Heiligen!" Aus der Heimaterde wächst dem Dichter köstliche Begnadung. Er ist Schweizer; er schreibt von der Schweiz und allem Schweizerischen: von den Bergen, den Menschen, den Tieren, den Pflanzen, von Eisenbahnen, Fremdenverkehr und Fremdenindustrie, von Gipfelbesteigungen und Abstürzen, von der Größe der Schweizer und von ihrer kleinlich zähen Berechnung. Und wie die Schweizer Landschaft und ihre Bewohner, wie die Schweiz des Nikolaus von der Flüe sind ihm auch das franziskanische Italien, die Bergwelt des Südens, die italienischen Abruzzen, die Wunderwelt der Heiligen, Künstler und Räuber an das Herz gewachsen. Er schreibt von alledem mit warmer Liebe, aber auch mit einer unbeirrbaren Scharfsichtigkeit. Schon dadurch wachsen Federers Bücher über das bloß Lokale hinaus. Ein Stück Welt ist hier so intensiv gestaltet, so bis in seine innersten Einzelheiten durchdrungen, so viel Menschheit und Menschlichkeit ist darin zusammengedrängt, daß dieses Stück Welt über seine stofflichen Grenzen hinaus zu etwas Größerem, Allgemeinerem sich auswächst: zu einem Bilde von Leben und Welt schlechthin. Und in welchem Stil, mit welchen Worten ist diese Welt gebaut! Federers Stil ist kein literarischer Stil, kein Stil, der vom Worte ausgeht, der im Wort an sich einen Wert sieht, kurz es ist kein bewußter Stil. Er besitzt alle Vorzüge, die Bewußtheit bringen kann: Schönheit, Ruhe, Genauigkeit, Kürze, wo es nottut. Aber er hat alles das als selbstverständlich, innerlich intuitiv. Er verwendet vielleicht Achtsamkeit darauf, aber er prunkt damit nicht. Der Hauptwert seines Stils liegt in der musikalischen Rhythmisierung, die durch das Ganze geht, in der Kraft, Menschen, Berge, Himmel, Erde, Vieh, Blumen, Luft und Wasser und alles Große und Kleine zu einer symphonischen Einheit zusammenzuballen, zu einem großen Akkord, der lange noch fortlebt, wenn Einzelheiten vergessen sind. Dabei achten wir nicht darauf, daß Federers eigenartige Dichterpersönlichkeit um ein straffes Gefüge der Handlung sich wenig kümmert. Eine Fülle von Bildern und Vergleichen, die Gabe scharfer Beobachtung und die Kunst, das Geschaute poetisch darzustellen, eine lebhafte Phantasie, eine bald humorvolle, bald ernst abwägende Darstellung, tiefe Kenntnis der Menschenseele, all dies macht Federer zu einem der hervorragendsten Erzähler der Gegenwart. Wie Gottfried Keller schuf sich Federer seine eigene Sprache, die das starre Hochdeutsch durch einen Blutstrom volkhaften Reichtums belebt. Mit dieser Sprache besaß er ein Meisterinstrument, auf dem er alles spielen konnte. Jedes Register stand ihm zur Verfügung. Hinfort gab es für ihn nichts mehr, das er nicht unter sein Wort hätte bändigen können.

Ihm war das dichterische Schaffen nicht ein Beruf, sondern eine Berufung, eine hohe Berufung weniger Auserwählter. Das Erzählen lag ihm im Blute, er war der geborene Erzähler. „Am liebsten", so schrieb er einst an Busse, „möchte ich, wie im Oriente die Erzähler des Volkes, in einer Gasse sitzen und den Kindern und naiven Menschen Geschichten erzählen." Schon als Knabe unterhielt er die Kameraden mit seinen gelesenen oder erfundenen Geschichten und als Mann redet er in seinen Büchern zu vielen Tausenden, als ein Bringer froher Botschaft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

goldener Güte, Tröster, Freudenspender und Erzieher für ein höheres Leben. Was er erzählt, ist Wahrheit, dem Leben in der Welt oder seinem eigenen Seelenleben entnommen, nirgends eine Schönmalerei, kein Zurückbeben vor heiklen Konflikten, das Natürliche, Echte, Lebensfrische, Gesunde allein findet in ihm einen Gestalter, das Dekadente, sittliche Fäulnis und Brutalität aber meidet er. Künstler und Mensch waren eins in Federer. Das war in der heutigen Zeit nur möglich durch ein Entrücktsein von aller Betriebsamkeit des modernen literarischen Lebens. Aus dieser Einsamkeit heraus wuchs Federers Schaffen, diese Einsamkeit schuf seine innere Gemeinschaft mit einem Franz von Assisi und Nikolaus von der Flüe. Sein Lebensweg war freudlos und schmerzensreich; seit seinem dritten Lebensjahre rang er siegreich mit dem Sterben; immer nur in Schmerzen oder in Erwartung neuer Schmerzen lebend, wurde er zum innerlichen Menschen und rang sich trotz der Düsterkeit seiner Lebenstragik zu reiner Herzensfröhlichkeit und Menschenliebe empor. Aber es ist noch ein anderes, das uns Federer gibt und das ihn zu einem homo sui generis in der neuesten schweizerischen und deutschen Literatur machte, es ist der religiöse Grundzug seines dichterischen Werkes. Nicht Tendenzromane und keine „katholisierenden“ Novellen hat er geschrieben und dennoch wesenhaft katholische Werke geschaffen. Wenn man eben von Tendenz sprechen will, dann lag sie im Wesen seiner Gestalten. Das „Mätteliseppi“ und „Jungfer Therese“ sind ebenso katholische Bücher wie die Bruder-Klaus-Geschichten.

Am 7. Oktober 1866 wurde Heinrich Federer in Brienz, dem stattlichen Schnitzlerdorfe am grünen Bergsee, im Kanton Bern geboren. Die Familienverhältnisse waren wenig erfreulich. Der Vater war Bildhauer, künstlerisch reich begabt, ein großer Freund der Musik und Literatur ein unermüdlicher Erzähler, aber ein unruherfüllter Geist, unerreichbaren Phantomen nachjagend, willensschwach, ohne Selbstzucht und unfähig, den harten Kampf des Lebens zu bestehen. Um seine Künstlerfreiheit besorgt, verläßt er schließlich Weib und Kinder, irrt in der Fremde herum und stirbt 1886 vereinsamt und geistig umnachtet in einer Irrenanstalt. Die Mutter, geb. Verena Nägeli, war aus innerster Überzeugung katholisch geworden und zeichnete sich durch Güte, Ausdauer, Strenge gegen sich selbst, Ordnungssinn und tiefe, wahre Frömmigkeit aus. Diese Charaktereigenschaften, insbesondere die Willenskraft, hat Heinrich von der Mutter (gest. 1886) geerbt, deren Bild er in dankbarer Erinnerung in mehreren seiner Schriften malt. Vom Vater empfing er die künstlerischen Anlagen, die Fabulierkunst, die Begeisterung für die Titanen der Weltgeschichte und die Vaterlandsliebe. Durch den Verstand der Mutter wurde diesem väterlichen Erbe ein bestimmtes Ziel gesetzt. Heinrich war drei Jahre alt, als die Familie nach Sachseln übersiedelte. Damals schon ergriff den Knaben das Asthmaübel, das ihn bis zum Tode nicht mehr verließ. Aber das Leid hat den inneren Menschen geboren und der menschklärende Schmerz war auch bei Federer der stete Impuls zur großen, neuen Tat. In der seelischen Einsamkeit und in den Stunden besinnlichen Leidens ist Federers Dichtergenius zu starkem Leben erwachsen. Fast ein Drittel seiner Jugend war er an das Bett gefesselt; ungezählte Nächte stand er am offenen Fenster, nach Luft ringend. „Wie oft“, erzählt er selbst, „saß ich halbe Nächte am Ersticken unterm Fenster, eiskalt vom Schnee draußen, aber die herrliche Hand der Mutter in der meinigen, nur noch von ihrer Tapferkeit und ihrem Atem lebend.“ War ihm etwas wohler, so hat er gelesen und geträumt und dann kam das Fabulieren, das nach Ausdruck sann. Das unermeßliche Feld der Weltgeschichte war der Lieblingstummelplatz für seine Phantasie, Hannibal das Ideal seiner Bubenträume. Die Schulzeit war wieder eine neue Marterzeit und der Weg zur Schule oft eine Höllenqual für den mit dem Ersticken Ringenden. Unter allerlei Krankheitsmühsalen gingen die Gymnasialjahre bei den Benediktinern in Sarnen und dann in Schwyz vorüber. Es folgten die Jahre des Theologiestudiums in Eichstätt, Luzern und Freiburg i. d. Schweiz. Als Priester wirkte er nun sieben „glücklich-selige“ Jahre in Jonschwill, dem nachmaligen Lachweiler, im Kanton St. Gallen. Wanderungen und Bergfahrten in abseitigen Gegenden der Abruzzen und Umbriens unterbrachen die seelsorgliche Tätigkeit. Als ihn aber sein altes Asthmaleiden für die praktische Seelsorge untauglich machte, trat er in die Redaktion der „Neuen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Züricher Nachrichten", des 1896 begründeten Tagblattes für die Katholiken Zürichs ein. Wie sein Vater blieb er der katholischen Presse auch dann noch ein treuer Mitarbeiter, als er, frei von der politischen Tagesjournalistik, nur mehr der Dichtkunst leben und als Seelsorger mit der Feder zu Tausenden reden konnte.

Federer hatte schon Geschichten und Gedichte unter einem Pseudonym in Zeitschriften veröffentlicht, ehe er sich, bereits ein Zweiundvierziger, schüchtern entschloß, seinen Namen auf ein Buch zu setzen. Es war dies sein Franz von Assisi (1908), ein hohes Lied auf den Heiligen der Armut, mit dem er eine tiefe Dankesschuld für den beim heiligen Poverello gewonnenen seelischen Gewinn abtragen wollte. Dieses war noch keine eigentlich dichterische Arbeit; Federer hat darin zu den tief empfundenen Bildern des Malers Fritz Kunz einen erklärenden Text geschrieben, der uns durch seine Innigkeit zur Andacht stimmt und durch den Wohllaut der Sprache hinreißt. Seit langem hatte er in Stößen von Manuskripten Erlebnisse niedergelegt, Romane und Novellen waren entstanden und, wenn das letzte Wort geschrieben war, in die Gruft des Schreibtisches verschwunden. Er schrieb nur für sich, weil er eben schreiben mußte, und dachte gar nicht daran, das Publikum zu suchen. Weltscheu, auch die Angst vor Enttäuschungen hielt ihn zurück. Da rief die Berliner Zeitschrift „Daheim" die Dichter deutscher Zungen auf, mit einer Novelle in die Schranken zu treten und um den Preis von 5000 Mark zu ringen. Gezwungen durch die Sorge um die materielle Sicherstellung des Lebens, wagte es Federer, die Novelle „Vater und Sohn im Examen" aus der Schreibtischgruft zu exhumieren und einzusenden. Über 2000 Novellen liefen ein. Und sieh da! Die Novelle Federers, eines ganz unbekannten Menschen und Dichters, wurde mit dem Preise gekrönt. Federer war mit einem Schlage berühmt geworden. Diese Schullehrernovelle erschien 1911 in der Sammlung Lachweiler Geschichten mit vier anderen Erzählungen. Da ist die Geschichte vom politisierenden Dorfnachtwächter Prometheus, der gern die Welt reformieren möchte, aber leider in seinem zu engen Nachtwächterkittel stecken bleibt. Da ist auch die rührende Geschichte vom ersten Diebstahl und eine schweizerische Soldatengeschichte „Die Manöver"; es ist die alte Geschichte von Kindern, die sich lieben, und Eltern, die sich hassen; auch der glückliche Schluß fehlt nicht. Aber welche Liebe, welche Fähigkeit, die Größe gerade des ganz einfachen, ursprünglichen Menschen, des Bauern, zu erfassen und zu gestalten, ist darin! Der Sammeltitel dieser Lachweiler Geschichten erinnert an G. Kellers „Leute von Seldwyla" und auch stofflich sind beide Sammlungen verwandt, aber Federers Erzählungsart ist eine ihm eigentümliche, nicht eine Nachahmung G. Kellers.

Da ist schon, wie Aellen bemerkt, der ganze Federer, seine Naturfreude, warme Menschenliebe, genaue Kenntnis der Kinderpsyche, besinnliches Schauen und Beobachten, vereint mit einem glücklichen, eher zur feinen Satire als zu grobem Witzeln neigenden Humor und dazu eine überaus kraftvoll geprägte, persönliche Ausdrucksweise. Die Pracht der Darstellung im einzelnen läßt uns die kompositionellen Mängel gering achten und das gilt ganz besonders von seinem Hochgebirgsroman Berge und Menschen (1911), des Dichters gewaltigster Schöpfung. Auch in diesem kümmert sich Federer wenig um einen künstlerischen Aufbau, die Spannung der Handlung ist nicht groß, zuweilen verweilt er lange bei einem gerade sich aufdrängenden Gedanken, aber für alle Schwächen entschädigt Federers reiches Können durch eine Fülle von Schönheiten in Farbe und Ton, und selbst wenn wir 50 Buchseiten lang den Helden des Romans im Eisenbahncoupé begleiten müssen, sorgt er dafür, daß nicht Langeweile uns plagt. Sorgfältig ist jeder Satz gebaut, wohlklingend das ganze Gefüge und reich an glänzenden, frischen Gleichnissen. Die Alpenwelt in ihrer Pracht und in ihren Schrecken wird uns, durch die Phantasie des Dichters belebt, vor die Augen gezaubert. Wir besteigen mit ihm den „Hosendenckler", lauschen dem Rieseln der Quellen, genießen den Zauber, den eine Mondnacht hervorlockt, und schaudern vor den Gefahren, mit denen die Berge den Menschen bedrohen. Berge und Menschen sind die Helden des Romans. Der Ingenieur Emil Manuß soll den Absommer bezwingen; den Eisengürtel soll er dem Bergriesen umlegen, um ihn zum zahmen Sklaven des Fremdenvolkes zu machen. Mutig zieht er aus der Stadt hinauf in die Bergeinsamkeit, um an der großen technischen Aufgabe seine Kraft und seinen Scharfsinn zu erproben. Die Bauernschaft und das Hirtenvolk, das durch den kommenden Fremdentroß für seinen Naturfrieden bangt, gerät in Unwillen, aber es kümmert ihn nicht. Bis hinauf zum Gipfel legt er die Bergbahn. Doch die Berge und ihre Menschen haben ihre Macht bereits auf ihn ausgeübt. Vor allem einer dieser Menschen, der tiefernste Hirtenknabe Mang, zu dem er sich von allem Anfange an hingezogen fühlte, hat es ihm angetan. Das Rätsel löst sich: der Gefährte ist sein eigener Sohn, den ihm als Studenten hier auf den Bergen ein Mädchen schenkte, an dessen weiteren traurigen Geschicken er die Schuld trägt. Als dann ein Wolkenbruch an der wichtigsten Stelle die Bahnlinie für immer zerstört, da finden sich Vater und Sohn im Angesichte der Berge und gewinnt der Ingenieur den Mut zu mutigem Bekenntnisse vor der Mutter und seinem ihm angetrauten Weibe. Besiegt von den Bergen kehrt er heim, aber doch frei im Herzen, denn er hat eine alte, schwere Schuld gesühnt. Wie die verkörperte Kulturkraft tritt uns Manuß zu Beginn der Geschichte entgegen, geistig begabt, aber ein selbstsüchtiger Mensch, der die Liebe zu Weib und Kind nie recht empfunden hat, völlig umgewandelt sehen wir ihn am Schlusse; jetzt erst nach dem Geständnisse seiner Schuld lernt er sein Weib lieben und an dem Sohne macht er gut, was er an der Mutter verbrochen. Die Bergbahn wird nicht vollendet; dafür aber legt Manuß Straßen durch die Täler zum Segen der Bewohner, die ihm nun mit Liebe begegnen. Und wie genau kennt der Dichter sie alle und wie fein weiß er die einzelnen Gestalten mit allen ihren Tugenden und Schwächen zu zeichnen und, wenn es angeht, durch seinen sonnenhellen Humor einzelne Episoden zu erhellen! Die Welt der Berge bildet in diesem Werke nicht, wie in so vielen Gebirgsromanen, bloß einen dekorativen Hintergrund, sondern sie tritt in unmittelbare Beziehung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu den Menschen und übt auf sie ihren heilsamen Einfluß aus. „Das ist die Wohltat der Berge! Sie machen ernst und nachdenklich und zwingen zur Selbsteinkehr. Und dann läutern sie mit ihrer klaren Luft und ihrem Fegewind und strecken das krüppelige und buckelige Wesen in uns gerade und recken es aufrecht zu ihren Gipfeln empor. Alles wird größer bei diesen großen Gesellen, unser Denken, Urteilen und Lieben. Wie Basarkrödel kommt einem das Meiste vor, was uns früher als Monument galt." Die Berge erscheinen dem Dichter als das Palladium der Freiheit und, treu besorgt für die Heimat, fordert er seine Landsleute auf, an den Bergen sich ein Beispiel zu nehmen und den Sinn auf das Große und Ganze zu richten und nicht in kleinlichen Zwistigkeiten die Kräfte zu vergeuden.

Die Hochlandsluft umfängt uns auch in Federers Pilatus, einer „Erzählung aus den Bergen" (1912). Klar und leuchtend bauen sich die begletscherten Berge in den blauen Himmel. Hier das Städtchen mit seinem nahen, belauernden Beieinander, dort die wilde Einsamkeit des Hochgebirgs mit ihren Tönen von Wassern und Tieren. Immer mächtiger schlägt die Bergwelt den Marx Omlis in ihren Bann. Er nimmt ihr Wesen an, ihr trotziges, kühnes, aber der Schwäche gegenüber auch erbarmungsloses. Er hat einige Gymnasialklassen auf dem Rücken, verlor mit seinem Vater zusammen durch Leichtsinn das schöne väterliche Gut, heiratet durch Schalkheit auf nicht recht glaubwürdige Weise seine Jugendgespielin Agnes und bewirtschaftet auf dem Pilatus ein spärliches Gut. Seine unbändige Natur aber kann sich in die Enge menschlicher Gemeinschaft und der kleinen Dorf- und Weltverhältnisse nicht fügen, verachtet aus dämonischer Liebe zur Ungebundenheit Herkommen und Gesetz und schont weder sich noch sein zartes, ihn hingebend liebendes Frauchen. Die Dörfler hassen und verstoßen ihn, und als ihm bei einer Naturkatastrophe Haus und Weib zugrunde gehen, da zieht er weiter hinüber, nach Grindelwald, wo Jungfrau, Finsteraarhorn und andere beeiste Riesen emporsteigen und wird Bergführer. Doch, von Heimweh getrieben, kehrt er auf seinen Pilatus zurück, um sein Gütlein wieder zu bebauen, kümmert sich nicht um den Ruf der Obrigkeit, die er durch seinen Trotz herausgefordert hat, und stürzt, als er einem verstiegenen Zicklein das Leben retten will, tödlich von einem Felsen ab, damit gleichsam die Heimtücke sühnend, die er einst an einem Kameraden begangen hat. Künstlerisch gestaltet ist dieser Omlis, er steht, mögen wir auch in kein warmes Verhältnis zu ihm treten, so leibhaftig vor uns wie jener Schweizer, der nach Federers Versicherung „neben ihm gelebt und das wilde Ideal der gesetzlosen Natur verwirklicht hat". Das Befremden, das Kritiker äußerten, „rührt", wie Federer schreibt, „daher, weil in weiten Kreisen der Bergmensch noch als Idyll oder als gemütlicher Bergführer oder als konservatives Bäuerlein betrachtet wird und man nicht denkt, daß ein Bergmensch heutzutage ein Wesen ist, das mit allerhand moderner Kultur sich auseinandersetzen muß." „Jeder, der nun zwischen der heutigen Kultur und der Natur oder zwischen Kompliziertheit des Leben-Müssens und der Einfalt des Leben-Wollens oder zwischen allgemeinem Gesetzeszwang und individuellem Freiheitstrieb — was alles das Gleiche ist —, jeder, der davon einen Zwist in sich spürt, trägt mindestens ein wildes Haar vom Omlisstrubel auch auf seinem Schopf."

Allerlei Bedenken wurden auch geäußert gegen Federers Seelsorgeroman Jungfer Therese (1913). Mit Unrecht. Man wollte darin einen antimodernistischen Roman sehen oder glaubte, der geistliche Stand sei darin lächerlich gemacht. Von alledem keine Spur! Im Gegenteil, er ist, wie Herz so treffend in seinem Essay zeigt, eine unserer besten Seelsorgeerzählungen, an der man, mag auch einiges übertrieben, anderes sprunghaft oder unwahrscheinlich sein, seine helle Freude haben kann. Schon in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war der Schweizer Pfarrer Xaver Herzog (geb. 1810 in Münster im Kanton Luzern, gest. 1883 als Chorherr ebenda) mit Seelsorgeromanen („Fridolin, ein Vikar", „Der Melancholiker", „Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit den Bauern ergangen") hervorgetreten, die zunächst für geistliche Kreise bestimmt waren und sie in Form von einfachen Erzählungen auf die Fehler aufmerksam machten, vor denen sie sich zu hüten hätten, zugleich aber auch prächtige Spiegelbilder der Zeitströmungen auf kirchlichem und politischem Gebiete gaben. Auch Laien haben diese Bücher gelesen und daran nicht Anstoß genommen, wenn einmal einem Geistlichen ein Zöpflein angehängt wurde, denn man erkannte, daß sie der Verfasser mit seinem Herzblute und in Begeisterung für die katholische Sache geschrieben habe, und zudem waren sie durchsonnt von einem goldenen Humor. Der Humor ist es denn auch, der uns Federer nicht gram sein läßt, wenn er uns einmal über den Kaplan Johannes Keng oder den Lachweiler Pfarrherrn ein wenig lächeln macht. In dem Kaplan hat er sich ja Strich für Strich selbst gezeichnet. Voll feurigen Eifers, für die katholische Kirche zu wirken, ein Mann mit einem goldenen Herzen und bestem Willen, aber ein brustschwacher Träumer, ein Dichter, in dessen Kopfe die Ideen durcheinander wirbeln, ohne jegliche Welterfahrung, will er, der neugeweihte, jugendliche Priester Johannes Keng, im Dorfe Lachweiler Reformen einführen. Wie sich die Bauern dagegen verhalten, wie dann Johannes eine Reformbroschüre schreibt, und wie er, ehe sie dem Drucker übergeben war, zur Erkenntnis kommt, daß der Gegensatz zwischen Maria und Martha nicht durch Broschüren, sondern durch die Zeit und das Leben ausgeglichen werden müsse, und sich zum sicheren kirchlichen Konservatismus bekennt, dies alles wird von Federer mit köstlichem Humor geschildert. Nicht will er ein Reformator oder Organisator sein wie Herzog, sondern ihm ist es bloß um die Erzählung, die Darstellung eines Einzelschicksales zu tun. Prächtig hat er auch das Milieu gemalt. Wunderbar sind die Bilder aus dem dörfischen Bauernleben, plastisch die Zeichnung der Bauern, die er freilich nur von der Sonnenseite sieht, die Schilderung des Perauter Kirchweihfestes, ergreifend die Sterbeszene des Bauern Remigi usw. Und dann das frisch geschilderte Idyll, dieses Lachweiler! Ein in freier Sonne liegendes Erdengottesreich, wo man nichts weiß von industrieunterjochten, um das tägliche Brot ringenden Menschen. „Draußen in der sogenannten Welt verkracht eine Regierung oder verlodert und verloht ein Krieg oder lärmt ein Genie oder funkelt eine Erfindung durch die siebzigtausend Herrenstuben des Erdenhauses oder ist in Berlin ein nagelneuer, schwerer Dichter aufgestanden, der einen dicken Poetenschatten bis ins Meer hinaus wirft. Hier im grünen, kleinen Winterstübchen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heinrich Lübke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um in ihm das Keimen und Wachsen zum Priestertum zu fördern, und sie ruht nicht früher, als bis sie ihn im „Seminar" geborgen weiß. Und Aloislis Vater Paul? „Der liebe, arme, geniale Kauz", der Bildhauer, Musiker, Schriftsteller, „der zu hoch griff und darum auch nichts als Nebel packte", der Weltbummler, der überall zu Hause war, nur nicht daheim, dem die Geschichten nur so vom Mund fließen, und dessen eigene Geschichte so kläglich endet. Daß dieser heillose Vagabund und glorioſe Schwächling das Mätteliseppi, diese angriffslustige „Amazone Gottes", wie eine Brennessel haßt und meidet, können wir ihm nachfühlen, hingegen ebenfalls, daß das holzgeschnittene „alte Mädchen aus dem Alten Testament" ihm keine Ruhe läßt und vor allem als unbestellte, aber bei Pfarrer und Gemeinde festfundierte Katechetin der Erstkommunikanten darauf achtet, daß Paul nicht auch in das Seelengangwerk seines Buben pfusche, wie er ihre geliebte Spieluhr „kurierte". Ist doch auch schon die Mutter voll heißer Angst, es möchte die Unrast und der Unsegen des Vaters auch den Aloisli anstecken. Schon hängt er gar so gierig an dem Munde des erzählenden Nichtstuers. Mit praktischem Sinn wickelt sie des kleinen Aloisli erstes Gedicht in ihre Garnkugel. Auf den letzten Blättern der Geschichte stürmt der wieder einmal der Familie und dann dem Irrenhause entronnene Vater die Paßhöhe hinan, von dem Wahne gehetzt und gelockt vom blauseligen Süden, wo er die endliche Erfüllung seines Künstlertraumes zu erleben hofft. Den Ermatteten umflockt der Schnee und umgaukeln die Noten seiner ungeborenen Symphonie: „Religion und Wissenschaft". Noch vieles wäre aus dem Buch rühmend zu erwähnen, die lebhafte Schilderung der Alexius- und Bruder-Klaus-Aufführung im „Kollegi" zu Sarnen, die Ehrung seiner Lehrer, ganz besonders die so lebenswahre Zeichnung der Kinder, von denen er selber sagt: „Nicht von mir, von den Bergen und Kindern kommt das Gute, das man in meinen Erzählungen findet. Sie haben mir zuerst die Fabel erzählt. Ich war immer um sie, hörte sie, lachte, schlug mich, versöhnte mich mit ihnen. Sie öffneten mir ihr großes, altes und junges Buch und ließen mich auf jeder Seite, wo ich nur wollte, lesen, sogar die winzigsten Fußnoten. Ich brauchte sie nur nachzuerzählen. Und wenn ich künsteln wollte, donnerten die Berge, und wenn ich aus der Natürlichkeit fiel, gähnten die Kinder. Sie waren meine Lehrer, guckten mir auf die Finger, strichen durch, verbesserten und ließen nichts ein, was nicht Wahrheit ist." Seltener als in der „Jungfer Therese" finden sich in „Mätteliseppi" abstrakte, den Gang der Handlung unterbrechende Exkurse; hier sind sie in Handlung und Symbolik aufgelöst. So auch, wenn alte und neue Weltanschauungen aufeinanderstoßen. Hoch aber über alles hinaus ragt auch in dieser an Sprachkunst, eigenartigen Bildern, Vergleichen und Landschaftsschilderungen die früheren Werke noch übertreffenden Erzählung die berühmte Schweizer Garde der Berge, „nicht lustig, nicht traurig, mit jener ehernen Gelassenheit, die schon alles tausendmal hat kommen und gehen sehen, nur sie sind geblieben." Von diesem Standpunkt aus kommt auch einmal die Rede auf den Krieg. Seit Federer das Kriegsmärchen Unser Herrgott und der Schweizer geschrieben, hat sich seine Stellung zum Weltkrieg nicht geändert. Er bleibt ihm unfaßbar. „Man gerät in einen Wald von Unsinn, wenn man einen einzigen Krieg gelten läßt," sagt Paul Spichtiger. Doch er ist eben ein Kauz und versteht das nicht so, wenn seine Verena und mehr noch der Alois ihm auch mächtig widersprechen.

Federer war stets ein Anwalt der Armen, Unterdrückten und nach Freiheit Strebenden. Daher schrieb er sein Büchlein Patria! (1917), das die tragischen Geschicke des heißblütigen irischen Freiheitshelden Robert Emmet behandelt, der in leidenschaftlicher Hingabe für sein jahrhundertelang geknechtetes und mißhandeltes Vaterland sich hinopfert. Wie Umbrien zu Franzens Poetenstube wurde, wo der Poverello mit seiner geliebten Frau Armut haust, so ist für Federer die Einsiedelei des Bruders Nikolaus Klaus die Mitte der Urschweiz; im Ranft entspringen Quellen, die durchs ganze Schweizerland sprudeln; vom Ranft gehen Stimmen aus, die an allen Schweizerbergen ein Echo werden. Sie kommen vom Bruder Klaus, der, ehedem Bauer und Amtsmann in Obwalden, dort in einer Bergschlucht haust. Vor seinem bärtigen Mund biegen sich Hirten und Schultheiß, wenn er, barfuß und barhaupt, alles Niedrige von der Kutte geschüttelt, sich vor ihnen aufrichtet, Ewigkeit aus den Augen streuend. So zeichnet ihn Federer in seinen Bändchen Das Wunder in Holzschuhen, Der Fürchtemacher (1919) und Spitzbube über Spitzbube (1921). Ganz in das Träumen und Verlangen nach dem Erscheinen des kleinen Jesus an der Hand Unserer Lieben Frau versunken, wird er gestört durch das Klappern der Holzschuhe des Holzweibes und das Pfeifen und Jodeln ihres Helmli. Da fährt er sie heftig an. Als er aber dann vor seinem Madonnenbilde die Unruhe seines Herzens schlichten will, starrt ihn die kahle Leinwand an; die Mutter Gottes aber und das Kind findet er beim Holzsammeln. Seit der Zeit ist Klaus nicht mehr so karg im Reden, plaudert oft mit dem Holzweibe und hilft ihrem Buben beim Holzsammeln mit seinen langen Armen. Doch bleibt ihm das mystische Eintauchen in die Gottheit nicht versagt. Ein andermal redet er mit dem Teufel und unter den Fäusten des Einsiedlers vergehen dem höllischen Landsknecht Hören und Sehen. „Du fürchtest mich nicht. Da hat das Fechten keinen Reiz", stöhnt der Teufel voll Ingrimm. Andere freilich hat er zum Fürchten gebracht, der höllische Fürchtemacher, aber zuletzt hat ihm der Bruder Klaus doch den Pater Amstalden und Heinrich Burgler noch abgejagt. Ein andermal kommt Simon, der österreichische Schatzmeister, zu dem mächtigen Bruder Klaus und will ihn überlisten und für die Söldnerwerbung des Herzogs Siegmund gewinnen, um selbst Geld und sein Jungütel zu ergattern. Um seine italienische Peppina zu erringen, hat Heini Bürgler, der Page am Mailänder Hof ist, es übernommen, die Sendung des Österreichers zu vereiteln. Zum Spitzbuben über diese Spitzbuben wird der tote Emil, an dessen Leiche Heinis Blut- und Sinnenliebe ihre Fieberhitze verkühlt und Simons krampfige Habsucht sanft sich löst. Emil selbst aber ist auf dem Wege zum Ranft, wo er das Genesungswunder erzwingen wollte, durch Bruder Klaus von seinem Lebenshunger genesen. So werden Sünder bekehrt und des Dichters Absicht ist erreicht. „Ich glaubte, für die verwundete Seele der heutigen Menschheit in dieser Erzählung einen tröstlichen Fingerzeig gefunden zu haben. Ein kleiner Fingerzeig ist es nur, wie es auch ein kleines Buch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist. Aber auch ein kleiner Finger kann richtig und weit, weit hinzeigen." Ernst und Humor, Gestaltungskraft und Bilderreichtum und dies alles in einer weltfrommen und gottinnigen Sprache fesseln den Leser dieser Geschichten. Dazu lebt in ihnen ein gutes Stück Schweizergeschichte auf, innere und äußere Kämpfe und der mystische, weltmächtige Klausner im Ranft. Sie setzen dort ein, wo der Bruder Klaus in den Mythus taucht; die Geschichte bis dahin, wo er die Welt verläßt, hat Federer nach Quellenwerken über Bruder Klaus historisch, voll Liebe und Bluts- und Wesensverwandtschaft in schwingender und farbiger Sprache behandelt und als Essay für die Monatsschrift „Die Schweiz" geplant. Die Arbeit ist in Buchausgabe mit einem Nachwort von Harry Maync in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" unter dem Titel Nikolaus von der Flue (1929) erschienen. Leider konnte Federer das Werk nicht vollenden und auch die „großen zwanzig" Jahre des Seligen (1417—1487) nicht mehr behandeln. Im Tageslichte der Geschichte erscheinen darin des Verfassers innig geliebte Volksgenossen in wenig günstiger Beleuchtung. Über Klaus aber schreibt er: „Er ist der nordische Franz von Assisi, der Poverello der Schweiz, freilich schwerblütiger, dunkler, verwickelter, gotisch in seinen Unterwaldner Tannen gegenüber dem romanisch hellen Umbrier unter seinen Oliven und süßen Kastanien. Aber im Grunde genommen ist es Geist vom gleichen Geist."

Aus der Schweiz führen uns die Wunder- und Wandergeschichten aus dem Süden (1924) nach Italien. „Es ist das mittelitalienische Volk in seiner kindlichen Naivität, über dessen Vorzüge und Fehler sich der Schimmer frommen Glaubens und uralter Kultur goldig lagert, wovon Federer in diesen Geschichten mit künstlerischer Ausgereiftheit erzählt" (Herz). Schlichtheit der Natur und hohe Kultur erscheinen hier in dem Künstler verwachsen. Da finden wir die ergreifende Geschichte vom Altarssakramentswunder („Das Wunder von Bolsena") und die rührende Novelle von dem Räuber Alonzo Brigom, der sich bei treuer ihm in den Tod folgenden Frauenliebe im Kerker zum kindhaft-gläubigen Menschen reinsten Denkens bekehrt. Wieder sind es Perlen unserer Novellistik, die uns Federer in dem Bande „Unter südlichen Sonnen und Menschen" (1927) schenkte. Und mag man auch zuweilen an der Glaubwürdigkeit der Begebenheiten zweifeln, so lassen wir uns doch den edlen Genuß nicht trüben, weil eben ein Dichter und Erzähler von Gottes Gnaden zu uns spricht.

Wieder ein Prachtstück im großen Stil ist Papst und Kaiser im Dorfe (1924). Es handelt sich hier nicht um einen Konflikt, in den ein Verfechter kirchentreuer Gesinnung mit einer ihr feindlichen weltlichen Macht kommt, denn beide, der Pfarrer Karolus Bischof, der Papst im Dorfe, und der Ammann Kornelius Bölsch, der Kaiser im Dorfe, sind in kirchlich treuer Gesinnung einig. Der Pfarrer, in männlicher Vollkraft strotzend, ein Hüne an Gestalt, überaus seeleneifrig, wohltätig im höchsten Grade, unermüdlich in Krankenbesuchen, fromm, ein Freund der alten theologischen Literatur, für kirchliche Prachtentfaltung schwärmend, aber ein Sanguiniker und Stürmer, der seine Pläne um jeden Preis durchsetzen will, und dabei ein schlechter Menschenkenner. Ihm steht der achtzigjährige, abgeklärte, alles ruhig überlegende Bürgermeister gegenüber, gleichfalls ein Hüne von Gestalt, der, jeder Neuerung abhold, am Alten festhält, seine Rechte als Kirchenpräsident sorgsam wahrt, den Verlust seines Amtes fürchtet und nicht leicht für Ausgaben aus dem Kirchenvermögen zu haben ist. Aus der Verschiedenheit der Temperamente und Naturanlagen dieser beiden im Grunde seelenguten, uneigennützigen und rechtschaffenen Männer, die beide eigentlich miteinander zum Heil des Gemeinwesens gehen sollten, entwickelt sich der Konflikt, der für den Pfarrer tragisch endet. Wie eine regelrechte Tragödie baut sich das Ganze auf. Schon während der Reise in das zur Pastorierung ihm zugewiesene Dorf Lustigern wird der Pfarrer auf den ihm bevorstehenden Kampf aufmerksam gemacht und mit Bangigkeit sieht er ihm entgegen. Ein widriger Zufall beim Empfange im Dorfe, der Blick auf die an eine verwahrloste Schreinertür angelehnten sechs Sargbretter, der Schall der Totenglocke, die für einen eben verstorbenen Bürger geläutet wurde, all das mußte den Pfarrer mit böser Ahnung erfüllen. Die Neubemalung des Zifferblattes der Turmuhr bildet das erregende Moment, die eigenmächtige Versetzung der Beichtstühle aus dem Chor in das Schiff der Kirche und andere minder wichtige Verbesserungen in Kirche und Gemeinde entwickeln die steigende Handlung, und als der Pfarrer seinen längst gehegten Plan, den allzu niedrigen Kirchturm aufstocken zu lassen, in die Tat umsetzt, ist deren Höhepunkt erreicht. Ein Unwetter, das sich über der Gegend entlädt und den Einsturz des schon der Vollendung zustrebenden Neubaues im Gefolge hat, führt die absteigende Handlung und die Katastrophe herbei: Der Himmel hat den Kampf zugunsten des Ammanns, des Vertreters katholisch-konservativer Politik im ganzen Kanton, entschieden. Der überhetzte Pfarrer, äußerlich geschlagen, aber Sieger über sich selbst, muß das Dorf verlassen und soll in einem Nonnenkloster die Stelle eines Beichtvaters und Spirituals übernehmen, fällt aber, eben als er den Zug besteigen will, einem Herzschlage zum Opfer und wird als Leiche nach Lustigern zurückgebracht. So endete das Ringen zwischen geistlicher und weltlicher Macht in dem ostschweizerischen Dorfe Lustigern. Es war kein Ringen um Weltanschauungen, nicht um grundsätzliche, sondern um persönliche, zum Teil recht kleinliche Gegensätze. Aber es gibt solche Konflikte zwischen untadeligen, vom besten Willen beseelten Männern, die im Grunde genommen dasselbe wollen und nur aus Eigensinn in ihrer Phantasie Lappalien aufbauschen und heftig aneinander geraten. Federer selbst bemerkt, daß ihn das Thema der Erzählung 25 Jahre „beunruhigte" und „daß im ganzen Roman in kleinen und großen Ereignissen, in Episoden, Reden, Gesprächen und im Verlauf des Schicksals nicht eine einzige, frei erfundene Zeile vorkomme, sondern daß alle diese Menschen und Erlebnisse, Worte und Ereignisse, Worte und Werke einmal gerade so, wie sie im Buche stehen, lebendig waren". Mögen wir auch im Romane ein anderes Thema gestaltet wissen, der Dichter hat sich nun einmal dieses gestellt und wir müssen uns freuen, daß er es künstlerisch bewältigt hat. Wir verlieren es nie aus dem Auge, auch nicht bei den scheinbar entlegenen Szenen und Abschweifungen des an launigen Einfällen überreichen Verfassers. Für Abwechslung und Spannung ist reichlich gesorgt und prächtig sind die Charaktere dargestellt, wenn auch hie und da eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschheit merkt man nicht mehr davon, als daß im Samstagblättchen ein Zeigefinger vor der Depesche mit den dreizehn Druckfehlern steht. Aber auch die Botschaft, daß in Benzlau schon die Maikäfer schwärmen, bekommt eine zeigende Hand vorgesetzt, und daß in drei Wochen die Imker der Umgebung in Lachweiler einen Vortrag zum Schutz des echten, gelben Bienenwachses halten müssen, wird sogar mit zwei Händen notiert." Dem philosophierenden und theologisierenden Kaplan steht die Titelheldin, die poesielose, stramme, quadratische Köchin Therese Legli in ihrer überzeugenden Erdenseligkeit und Glaubenstüchtigkeit, die bedingungslos ist, gegenüber. Wir stimmen Allen bei, wenn er sie eine Charaktersigur nennt, wie sie nur der gestaltungskräftige Meistererzähler so ins einzelne klar bestimmt im Buch erstehen lassen kann. Dabei wird dem Dichter das Alltägliche Symbol. So z. B. gibt die Jungfer Therese mit ihrem sogenannten Gleichschwer-Gebäck Veranlassung zu fröhlich-plastischen Vergleichen mit Weltanschauung und Theologie. „Dem Kaplan gefiel der Name Gleichschwer. Gleichschwer! Gleichgewicht! Haben wir da nicht das ganze Rezept für ein Musterleben? Soviel Mehl als Zucker, will sagen: soviel Ernst als Humor! Soviel Butter wie Eier, will heißen: Soviel Herz als Verstand! Ist das nicht auch das Ideal meiner Theologie: mich und die anderen ins Gleichgewicht zu bringen?" Es ist wahr, das Epische tritt in dem Buche oft hinter das Betrachtende und Didaktische zurück; aber Federer weiß auch die Reflexion und die alltägliche Weisheit so seltsam reizvoll und bildhaft kühn zu entwickeln, daß sie einem neu und poetisch erscheint und keine Langeweile aufkommen läßt. In den Reflexionen wie in den Gestalten spiegelt sich des Dichters Inneres und vor allem auch wieder die Liebe zu den heimatlichen Bergen, die er als Mahner der Menschheit zur Besserung begeistert grüßt. „O diese Berge, diese Wolken, diese Sonne, dieser auffahrende Wind, all dieser Idealismus der Natur verkündet mir: auch der Mensch muß mit, auch er muß sich aus dem Staub zum Ideal reformieren. Diese Sonne und dieser Höhenwind und dieses Gipfelglänzen in alle Himmel empor, o das leidet nichts Schmutziges und Kriechendes und Sieches. Säuberung bei uns! Gehe es, wie es wolle; wie sich die Natur so rüstig immer wieder reformiert, so müssen auch wir, ihre feinen Geschöpflein, ans Werk."

Es folgten die Umbrischen Geschichtlein, die, zuerst im „Aar", in den „Süddeutschen Monatsheften" und „Velhagens und Klasings Monatsheften" veröffentlicht, die Leser durch die versteckten Reize und Schönheiten der Abruzzen und der verschlossenen und doch so aufschlußreichen Gemüter derer geleiten, die dort in Weltabgeschiedenheit hausen. Leichte Plaudereien mischen sich in buntem Wechsel mit ernsten sozialen Betrachtungen, Volks- und Sagenstudien, Geschichten aus Welt und Kirche, Papst- und Heiligenleben. Stücke wie in „Franzens Poetenstube" (des hl. Franziskus), „Bernardino von Siena", „Eine Nacht in den Abruzzen" (Die Legende vom Märtyrerknaben Tarzisius), „Das letzte Stündlein des Papstes" erheben sich zu hoher poetischer Schönheit, mit der sich geschichtliche Anschaulichkeit zu eindrucksvoller Wirkung verbindet. Zu diesen Erzählungen gehört auch Sisto e Sesto (1913), „eine Geschichte aus den Abruzzen". Was Federer bei seinen Wanderungen in den Abruzzen von den Gebirglern von dem gewaltigen Papst Sixtus V., dem Schrecken aller Banditen, erzählen hört, halb Sage, halb Legende, hat seine Phantasie, sein Humor, seine Weltklugheit und Geschichtskenntnis zu einer wunderbaren Novelle gestaltet. Wie der strenge Papst, der so oft das Richtbeil auf Räuber hat fallen lassen und auch seinen Bruder und Enkel, Sesto und Poz'do, beide gewaltige Banditen, bereits dem Henker überantwortet, nach zähem Widerstreit zwischen Stolz und Gewissen durch die Fürsprache des Abruzzenpfarrers da Dia und durch Advokatenkniffe sich zur Begnadigung der Verbrecher stimmen läßt, ist mit einer seltenen psychologischen Feinheit dargestellt. Nur ein gottbegnadeter Erzähler konnte derart geschickt der Schwierigkeit Herr werden, den Papst im letzten Augenblicke Milde walten und doch nicht in Nepotismus verfallen oder die Geschichte mit dem Schleier der Madonna in Magie auslaufen zu lassen. „Das Ineinanderweben von dramatischer Wucht und lyrischer Weiche, blutigem Räubertum und kindlicher Frömmigkeit, harter, greller Wirklichkeit und zartem Traum ist meist so gelungen, daß man an die Kunst einer Selma Lagerlöf in „Wunder des Antichrist" denken muß" (Achtermann). Die Gerichtsszene vor Sixtus mit ihren scharfen Silhouetten aus dem Leben und Treiben der italienischen Adelsgeschlechter trägt in das Bild die Farben der großen Welt, die durch Bedrückung und Auspressung die kleinen Leute des Bergnestes Paritondo zu Räubern gemacht hat. Eine Fülle freundlicher Momente und lieblicher Einzelheiten umrankt die Geschichte. Da ist der frische Bursche, der Sohn des Sesto, der sich vor dem Sterben nicht fürchtet, der nur im dunklen Jenseits ein wenig warten will, bis sein Vater ihm schnell nachfolgt, wenn der Onkel Papst sie einmal hinrichten lassen will, weil sie so große Sünder sind. Wie die Zerknirschung in den Seelen dieser Naiven hervorbricht, als sie eine Fliege aus dem Netze der Spinne befreien und nun überlegen, wieviel Fliegen wohl ein Menschenleben aufwiegen möchten, das ist mit einer rührenden Feinheit geschildert.

Zur Feier seines fünfzigsten Geburtstags schrieb Federer den prächtigen Festtagskommentar Das Mätteliseppi, „eine Erzählung" und zugleich ein wertvolles biographisches Bekenntnisbuch. Erinnerungen an die eigenen Kinderjahre haben das Werk geschaffen. Ohne um die für den Kunstroman bindenden Regeln sich zu kümmern, erzählt Federer in seiner freien und einfachen Art munteren Fabulierens von der Kindheit des Aloisli Spichtiger, von seinen Eltern und dem Mätteliseppi, der „Saldener Jungfrau", die mit eiserner Willenskraft die ungebärdige Jugend des Dorfes meistert, und nebenbei in Sachen der hohen Landespolitik selbst dem allgewaltigen Landammann Horat furchtlos entgegentritt, da sie glaubt, es könnte aus seiner Politik der Kirche Schaden erwachsen. Selbst fest im Glauben wurzelnd, kämpft sie für die alte, glaubensfrohe Zeit und greift wie eine Gestalt aus einer anderen Welt in die Geschichte der Dorfbewohner bestimmend ein. Auch in das des Aloisli. Als die welke, zerarbeitete Hand seiner Mutter Verena sich mit den drei armen Waislein nicht mehr zu helfen weiß, da ist das Mätteliseppi als „Großmutter" der rettende Engel. Und als Aloisli „großartig mit seinem Atem und seinen Träumen von seiner Zukunft" kämpft, da war wieder das Mätteliseppi die Beihelferin der treu um ihr Kind besorgten Mutter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Übertreibung, z. B. in der Zeichnung des Pfarrers, sich findet. Jede der Figuren, der Bischof, sein Sekretär und die köstliche Gestalt des alten Kaplans Eusebius, der, ein Freund der beiden Dorfgewaltigen, aber unpraktisch veranlagt, sie versöhnen will, die Kinder des verstorbenen Thäler, der wortkarge, besinnliche Heli, der seelenlose Maler Johannes, der jüngere Sigi, der Sohn eines reichen Gastwirtes, der in Zürich studiert und von der Sumpfluft der Großstadt schon bedenklich infiziert ist, ein Skeptiker und blasierter Spötter, der unter die reine Sonne Milis, eines einfachen, gesunden Mädchenwesens gestellt, sich allmählich wandelt und beim mutvollen Eintreten für Ordnung und Zucht vom hohen Gerüst am Kirchturm herunterstürzt und stirbt, dann Mili selbst mit ihrem gesunden Urteil über die Fehler und Mißgriffe der beiden um die Gemeinde hochverdienten Männer, das holde Findelkind Lorli, der ewig ruhelose Geiger und Landstreicher Schül Thäler mit seinem unerschöpflich liebenden, illegitimen Weibe, der plötzlich im Dorfe auftaucht, durch sein Geigenspiel zum Ärger des Pfarrers die Tanzlust der Dörfler weckt, sie alle stehen rund und voll in ihrer Atmosphäre, jeder ist in seinem Maße organisch gewachsen, nirgends eine Spur von Konstruktion. Wunderbar ist die Schilderung einzelner Szenen, wie z. B. der Tanzunterhaltung, der Auferstehungsfeier am Karsamstag, und dies alles gegeben in einer klangvollen, zum Herzen dringenden Sprache, kurz ein Buch, an dem man seine helle Freude haben kann.

Ein köstlich herziges Volksgeschichtlein, trotz aller unwahrscheinlichen Voraussetzungen, ist Das deutscheste A B C (1926). Der junge Volksschullehrer Flex will das gotische (das deutsche, Fraktur) ABC in der Gemeinde einführen, während der Pfarrer heftig für die bisher übliche Antiqua (lateinische Schrift) eintritt. Jeder meint, daß an seinem Alphabet Wohl und Wehe von ganz Deutschland hänge. Die Gemeinde droht sich in zwei Heerlager zu spalten. Da weiß der achtzigjährige Altbürgermeister, der selbst ein Analphabet ist, aber dafür ein anderes Alphabet, die Liebe, besitzt, und sein schlaues Enkelkind, das der Küsterstochter den Lehrer wegfängt, die Versöhnung herbeizuführen. Es geschieht bei der Feier des 25jährigen Pfarrjubiläums des Pfarrers, bei dem des Dorfvaters Alphabet den Frieden stiftet und 25 Brautpaare aufmarschieren.

Im Gegensatz zu diesem Schwank steht das Büchlein Der heilige Habenichts, in dem Federer „zwei, drei Wörtlein" zum Lobe des heiligen Poverello schreibt und dessen Fröhlichkeit, kindliche Hingabe an die katholische Kirche und heilige Verliebtheit in die Armut Christi preist.

Eine Jugendarbeit des Dichters, die er zuerst in der Monatszeitschrift „Die Schweiz", dann überarbeitet als Buch herausgab, ist „Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes" (1925). Diese etwas zu breit gehaltene Erzählung behandelt im Grunde ein altes Thema, fesselt aber durch die feine, neue Motivierung, die feine Psychologie, die Fabulierkunst des Verfassers und durch packende Naturschilderungen. Sie handelt von früher Feindschaft und später Liebe. Der Dichter-Arzt Walter läßt seine Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen und schildert selber seinen Lebensweg. Schon als Knabe haßt er seine Mitschülerin Regina Lob und nennt sie eine lügenhafte Zigeunerin. Ein stiller, schwerblütiger Mensch, von Kindheit auf schwach und kränklich, aber liebebedürftig, sucht er nach Gegensatz und Ergänzung und findet sie in seinem schönen, kerngesunden und lebensfrohen, aber seichten Freund Theodor Weggisser. Der Haß Walters gegen Regina steigert sich, als Theodor die Regina heiratet, weil er fürchtet, dadurch den Freund zu verlieren; am Hochzeitstage nennt er sie eine Lügnerin. Damit hat er den vergötterten Freund verloren. Von Gewissensbissen gequält, besucht er den todkranken Freund, um ihm als Arzt zu helfen und seine Schuld zu sühnen. Als er nun merkt, daß Regina ihren todkranken Mann noch immer treu und tief liebt, lernt er in ihr eine Heldin kennen. „Es gibt doch starke Frauen. Leiden sie, so tragen sie mit einer stillen Tapferkeit, weit besser als acht Männerschultern zusammen. Und leidet der Mann, so tragen sie das Doppelte, seine Last und die ihre. Ich hab' nun von beiden an einem Tage ein prächtiges Stück gesehen." Walter erkennt, daß er Regina nur wegen Äußerlichkeiten gehaßt, ihre Seelengröße aber nicht geahnt habe, und scheidet von ihr in Freundschaft. Diese wandelt sich allmählich in Liebe und nach dem Tode Theodors werden Regina und Walter ein Paar. Der jämmerliche Anblick des todkranken, einst vergötterten Freundes löscht in dem Arzte Walter die Begeisterung für ihn aus, weil sie doch nur der herrlichen Gestalt, dem selbstbewußten Auftreten und anderem Äußerlichen gegolten hat. „Was andere mit mir gemein haben, das schien mir sehr menschlich; aber was sie über mich hinaus besaßen, das fand ich göttlich. Und da kam Theodor, der hatte eine Kraft und Pracht um sich und in sich, woneben ich mir wie ein Bettler vorkam. So gesund, so schön, so groß, so mächtig und so lustig! Das übernahm mich völlig. Ich sah ihn an wie ein Götzenbild." Diese Worte, die Federer seinen Walter einmal sagen läßt, faßt H. Herz in feinsinniger Weise als ein für Federers dichterisches Schaffen wichtiges Selbstbekenntnis auf. Denn, wie er treffend bemerkt, dieses Vergöttern und Anbeten dessen, das Federer außergewöhnlich dünkt, geht als charakteristischer Zug durch sein ganzes Schaffen und verleitet ihn beim Herausarbeiten von Charakteren und Situationen oft zu Übertreibungen.

Federers Bücher sind alle „persönlich", am allerpersönlichsten aber und daher auch am vollkommensten ist sein letztes Buch, dem er den Titel Am Fenster (1927) gab, und warum er diese symbolische Überschrift wählte, sagt er uns gleich in den ersten Kapiteln. Er sieht sich als dreijährigen Knaben am Fenster des herrschaftlichen, großen Doktor-Omlin-Hauses in Sachseln (Obwalden), an dem er seitdem oft gesessen oder gestanden, wenn er infolge seines Asthmaleidens sich nicht wie seine Kameraden im Freien herumtummeln konnte. Hier hat er an so vielen Tagen und oft durch halbe Nächte geweint, gestöhnt, aber auch selig geträumt und gedichtet. So wurde ihm das Fenster ein lieber Freund und er redet es wie einen lieben Kameraden an: „Liebes Fenster, so sind wir Tag und Nacht aneinander gewöhnt. Ich könnte noch jetzt nicht bei geschlossenem Laden schlafen. Wenn mich das Asthma würgte, warst du mein Atem. Sterbe ich, so mußt du sperrangelweit offen stehen, auch wenn es hagelt oder schneit, damit ich rasch, rasch im letzten Augenblick hinausfahren und die Flügel in die Ewigkeit probieren kann. Hoffentlich sind sie dann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was sagen die Berge?

Langezeit sagten sie mir Knaben nichts.

Mein Vater, der Mann voll Zigeunerblut, der über endlose Straßen seiner Unruhe nachlief und von dem wir nicht wußten, ob er noch und unter welchem Stern er lebe, mein armer lieber Vater hatte nie von den Bergen viel Wesens gemacht, sondern die unendlichen Ebenen und das Meer gepriesen und dort mochte auch wohl seine leichte Schwalbenseele herumstreifen. Auch sonst redete kein Mensch von den Bergen zu mir.

Sie standen eben da, ringsum den See, im Rücken des Dorfes, schweigsam, notwendig und wir Kinder machten uns darüber so wenig Gedanken wie über das tägliche Brot.

Im Frühsommer zog mit frohem Geschell das meiste Milchvieh ins Gebirge hinauf und ein gut Teil Hirten verschwanden mit ihm für Monate aus den Dörfern. Unter dem gleichen Geläut stieg man im Spätsommer wieder zu Tal, die Buben zweimal dicker und brauner, die Träger voll Käse und Butter, die Sennen voll Jodel und schauriger Alpensagen.

Heinrich Federer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgewachsen." Später ist ihm auch die Türe lieb geworden, aber nie wie das Fenster. „Ich beneide die Helden der Türe. Sie sind die großen Wirker der Welt, die Fensterhelden sind nur die Erdenker und Beschreiber. Die Türe schuf den Praktiker, das Fenster den Gelehrten und Philosophen. Es hat die Welt durch Denken, die Türe hat sie durch Taten erobert. Wer reich und mächtig werden will, muß durch die Türe gehen. Zu ihr herein rollen die Taler, fliegen die Stimmzettel, die Zepter und Kränze. Aber es gibt nicht bloß dann und wann einen Goldkäfer, sondern auch wahrhaft goldene Ideen und Offenbarungen, die durchs Fenster in die Stube zu uns gelangen." Und es sind wirklich Ideen und Offenbarungen, die uns Federer, ein Denker und Träumer, Erdenker und Beschreiber, nicht ein Tatmensch, in knappe, schmucklose Sätze gefaßt in dem Buche bietet. Es ist ein Reichtum von anregenden Situationen, Bildern und Szenerien, die uns kein Held der Türe zu vermitteln vermöchte. So sitzt denn der Sechziger wieder einmal beim Fenster und sieht in die geliebte Schweizer Heimat hinaus. Mancherlei Gestalten ziehen da draußen vorüber, lebend und solche, die schon lange im Frieden Gottes ruhen, Studenten, Geistliche, Dorforiginale, Schwyzer Jungfern, polternde Dorfbeherrscher, die gütige Mutter Verena das Heiligtum Obwaldens, der idyllisch gelegene Ranft, wo der große Nikolaus von der Flüe lebte und zuletzt er selbst als dunkeläugiger Dorfbub mit Regenschirm und rot getüpfelten Hosen. Und alles erzählt er mit einer Wahrheitstreue, die man zuweilen schmerzlich empfindet. So wenn er von der unglücklichen Ehe seiner Eltern, von dem genial-unglückseligen Vater, dessen letzten nächtlichen Abschied („Die Entladung") unverhüllt erzählt, was er im Mätteliseppi nur unter Masken berichtet. Für die Echtheit der „Jugenderinnerungen" Federers bürgt Alois Stockmann, der als gebürtiger Obwaldener und um sechs Jahre jüngerer Studiengenosse und späterer Freund Federers mit all den geschilderten Örtlichkeiten vertraut ist und fast alle die Personen kannte, die in dem Buche eine Rolle spielen. Der herrliche Essay Stockmanns, „Heinrich Federers letzte Gabe" ist der beste Kommentar zu des Dichters bestem Werke, das seinen Lesern auch manches Geheimnisvolle und Dunkle im Wesen des Menschen und Künstlers Federer verständlich machen wird.

Mit dem Eintritt in das Gymnasium in Sarnen enden die „Jugenderinnerungen"; ein zweiter Band sollte die „Kollegijahre" schildern. Er kam leider nicht mehr dazu. Nur wenige Kapitel sind davon fertig geworden. Diese und andere lose Blätter samt einigen Gedichten, darunter das ergreifende auf seine tote Mutter hat C. Kindlimann-Blumer unter dem Titel Aus jungen Tagen (1928) herausgegeben. Was der Dichter noch alles plante, läßt uns das Büchlein, das Ofer auf Grund von Briefen und Erinnerungen über Federer geschrieben hat, ahnen. Ein Roman aus den Bündner Bauernkriegen sollte entstehen und ein episches Werk aus der Hohenstaufenzeit über Heinrich VI. Zwischen den Szenen des Bündner Romans sollten Szenen aus des Dichters eigener Lebenszeit eingestreut werden, sofern sie nicht in dem Memoirenwerk „Am Fenster" enthalten sind. Die Biographie und die kritische Würdigung Federers ist noch nicht geschrieben, aber die beiden mit Wärme und Kunstsinn geschriebenen Büchlein von Ofer und Aellen sind geeignet, uns den großen Schweizer Dichter nahe zu bringen. Auch mir sind sie Wegweiser gewesen.

Am 29. April 1928 ist Heinrich Federer in Zürich gestorben. Eine jäh auftretende Blinddarmentzündung machte eine Operation nötig; sein durch das Asthmaleiden geschwächtes Herz konnte ihr nicht mehr standhalten. „Wir wollen gehen" war sein letztes Wort. Betrauert von den Hunderttausenden seiner Lesergemeinde, wurde seine irdische Hülle in Zürich der Erde übergeben. Vielen hat Börries von Münchhausen aus der Seele gesprochen, wenn er schreibt, Federer stehe heute an der Spitze der eidgenössischen Erzähler und Deutschland habe keinen, der über ihm stehe an Künstlerschaft.

Unter dem Einflusse der formschönen Lyrik Leutholds („Stimmen und Gestalten" 1901) wie auch der französischen Kunst und K. F. Meyers steht Adolf Vögtlin (geb. 1861 zu Brugg im Aargau, Redakteur der Zeitschrift „Am häuslichen Herd" in Zürich).

Mit der Reformationsnovelle Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen 1891) führte er sich in die Literatur ein. Wie hier gibt er wieder ein kulturelles Zeitbild in seinen Erzählungen Heilige Menschen (1895) mit der Novelle Sephora. Der Stoff dazu ist alt. Schon Heinrich Bebel in seinen Fazetien (1508, II, Nr. 104) und auch Abraham a Santa Clara in der „Lauberhütt" erzählen von einem Judenmädchen, das, von einem Christen verführt, damit getröstet wird, daß es den Messias gebären werde, und wie dann durch den Umstand, daß ein Mädchen zur Welt kommt, ein beträchtlicher Skandal entsteht. Diese Sage war in der Hochblüte der Schwankliteratur sehr verbreitet. Nicht ohne Kunst hat sie Vögtlin in seiner Novelle verarbeitet; die lichten Gestalten der schönen Sephora und ihres christlichen Geliebten heben sich von dem dunklen Hintergrunde scharf ab. Die Rahmenerzählung, die K. F. Meyer so meisterlich handhabt, ist aber noch zu äußerlich. In dem Streben nach fester Fügung verliert der Stil Vögtlins oft an leichtem, gefälligem Flusse, ohne hiefür das ersetzende Äquivalent an Plastik einzutauschen. Das Heil der Zukunft erwartet der protestantische Dichter von der toleranten Weiterbildung des Christentums, die vor allem eine absolute Ehrlichkeit verlange. Dies gibt uns den Schlüssel zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in bäuerlichen Verhältnissen spielenden Roman Das neue Gewissen (1897), der fast gleichzeitig mit der pädagogisch-lehrhaften Novelle „Das Vaterwort" erschien. Ohne künstlerischen Wert sind die Novellen „Liebesdienste" (1904) und „Jugendliebe" (1907), besser die Novellen „Heimliche Sieger", „Frauenschicksale" und „Aus der Jugendzeit" (1922). Einen starken Eindruck hinterlassen seine Romane „Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale" (1910) und „Der Scharfrichter von Eger" (1927).

Durch seine landschaftlichen Stimmungsbilder erinnert Fritz Marti (geb. 1866 in Othmarsingen, Redakteur der „Züricher Zeitung") an G. Kellers Detailmalereien. Zunächst schrieb er ein Bändchen Erzählungen „Schmerzenskinder" (1889); das ganze Wesen dieses zartsinnigen Poeten neigt der Idylle, der gemütvollen Beschreibung, zu und bezeichnend für ihn selbst ist der Titel „Sonnenglauben", den er seiner Idyllensammlung vorgesetzt hat (1896); Kindheitserinnerungen verklären sich ihm, aus ihnen schöpft er seinen „Sonnenglauben", ihnen gilt sein „Vorspiel des Lebens" (1896), ein Buch, in dem es aus der Tiefe quillt, aus der Tiefe eines reinen, unverdorbenen Herzens. Eine Art Fortsetzung ist der psychologische, etwas breitspurige Roman „Die Schule der Leidenschaft" (1906), dessen Held ein Theologiestudent ist, der einer Kokette zum Opfer fällt, alle Qualen sinnlicher Leidenschaft durchmißt, sich in Verzweiflung stürzt und erst am Abgrunde des Selbstmordes sich aufrichtet. Die Nachlaßerzählungen „Die Stadt und andere Erzählungen" (5. Bd. von „Stille Stunde") bieten gute Kost und sind zur Volksliteratur zu rechnen; sie erfreuen durch ihre Schlichtheit und sittliche Kraft, überragen aber nirgends den Durchschnitt.

Die ganze Gewalt des Gebirges und die Eigenart seiner Bewohner packten Ernst Zahn derart, daß er zu einem Hauptvertreter der schweizerischen Alpendichtung wurde. Das hatte er nun freilich in seiner Jugend nicht geahnt, als er ein von ihm verfaßtes Gedicht der Mutter in den Nähkorb steckte und dafür die Mahnung bekam: „Du würdest besser mehr Fleiß in der Schule zeigen, als dich mit dergleichen beschäftigen." So ließ er denn das Dichten und bildete sich zunächst in seinem Berufe tüchtig aus. Er war 1867 in Zürich geboren, wo sein Vater Pächter des Café literaire war. Sein an äußeren Ereignissen armes Leben hat sich zumeist auf dem Boden seiner Heimat abgespielt. Er besuchte die Züricher Schulen, und als der Vater 1880 nach Göschenen übersiedelte, um die Bahnhofsrestauration zu übernehmen, ging auch der Sohn zunächst mit dorthin, um später seine Schulbildung auf dem Breidensteinschen Institut in Grenchen (Kanton Solothurn) zu vervollständigen. Nachdem er dann seine Lernzeit als Kellner im Hotel Beau rivage in Genf vollendet und auf Reisen in Frankreich, Italien und England sich in seinem Berufe weiter ausgebildet hatte, trat er als Gehilfe und Teilhaber in das väterliche Geschäft ein, das er seit 1897 selbständig führt. Als auf dem Dorffriedhofe in Göschenen das Denkmal für den Erbauer des Gotthard-Tunnels und die während der Bauzeit verunglückten Arbeiter eingeweiht wurde, trug Zahn ein von ihm verfaßtes Gedicht vor, das dann im „Luzerner Tageblatt" erschien und ihm mancherlei Anerkennung brachte. Mit der Novelle „Kämpfe" errang er 1892 den von einem Familienblatte ausgesetzten Preis. Seit dieser Novelle, die trotz aller Unfertigkeit doch schon die Keime von Zahns Begabung zeigt, ist der Autor allmählich gewachsen.

Freilich wurde er keiner von den Großen, die der Welt neue Wege zu Entwicklungshöhen weisen oder die errungene Kultur gestalten und lebendig werden lassen in ihren Dichtungen, aber seine Kunst ist erdkräftig und frisch wie der Waldquell, stark und frei wie die Berge, die um ihre Wiege stehen, und bringt dem müde gewordenen Kulturmenschen mit Erdgeruch und Alpenduft,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Quellenklingen und Wälderrauschen Erquickung und Frieden. Eigenherrlich steht er auf seiner Scholle und gestaltet Menschen, in denen sich alle Eigentümlichkeiten ihrer und seiner Heimat ausprägen. Vorwiegend Unterhaltungsschriftsteller, strebt er doch auch in vielen seiner Werke in die Sphäre des Dichterischen und Künstlerischen; so insbesondere in den Novellen, die daher im allgemeinen auch höher zu bewerten sind als die Romane. Unter den Erzählern der Gegenwart steht er in der vorderen Reihe. Er kann auf eine ansehnliche Gemeinde blicken und die Zahl seiner Leser werden die jüngeren Schweizer Dichter, die seinen Ruhm schmälern wollen, kaum vermindern können. Zahns Weltanschauung wurzelt ganz im Diesseits; treffend vergleicht Herz seine Ethik mit der Stoa, denn sie fällt ungefähr im gleichen Umfang wie diese in den Kreis der christlichen Lebensauffassung. Zahn betont die Pflichterfüllung, religiöse Motive greifen nie bestimmend in die Handlungsweise seiner Gestalten ein. Daher gewähren aus ethischen Gründen einige seiner Werke keinen ungetrübten Genuß, zumal er katholischen Religionsübungen und Priestern gegenüber nicht immer jene ruhige Objektivität walten läßt, die wir von jedem Erzähler erwarten.

Ernst Zahn.

In den meisten Werken Zahns bildet die Natur den Hintergrund, vor dem seine Gestalten stehen, scharf umrissen, derb in den Linien, stark und gewaltig wie die Blöcke auf den Alpweiden, sie ist der Boden, aus dem sie wachsen, zäh und knorrig und wetterzerzaust wie die Tannen, die sich an Bergfelsen klammern. Herb und hart wie die Natur in den engen, rauhen Hochtälern des St. Gotthard sind Zahns Gestalten geworden in dem steten, trotzigen Kampf mit ihr, der sie das karge Leben abringen; sie sind aber auch voll Selbstsicherheit, voll Kraft und Mut, die dem Unglück und Feinde Trotz bieten. Ihr Gemüt kann sein wie die Sonne ihrer Bergheimat, golden und klar, voll ruhigen Lichtes. Sie haben eine gutmütige Frömmigkeit und finden sich, wenn sie etwas erschüttert, wieder zurecht. Aber es gibt auch welche unter ihnen, in denen die Wildheit und Unbändigkeit der Natur lebendig ist, die sich von der jäh hervorbrechenden Gewalt ihres Gefühls aus allen sicheren Gleisen schleudern lassen („Lästerer", „Jähzorn", „Grundwasser"). Aus dem Wesen dieser Bauern kommen ihre Schicksale und darum haben sie oft etwas Großes und Tragisches. Wie in dem Roman „Herrgottsfäden" setzt sich auch sonst oft in Zahns Erzählungen Wille gegen Wille; keiner weicht, weil der Sinn dieser Menschen graniten ist wie ihre Berge; und aus diesem mit zäher Beharrlichkeit geführten Kampfe wachsen die Schicksale. Oft setzt sich der Wille des einen gegen den Willen aller, gegen Sitte und Brauch, Recht und Gesetz. Knapp und rauh wie die herbe Berg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

natur ist auch die Sprache der Gestalten Zahns, deren Bodenständigkeit durch Verwendung von Dialektausdrücken und Bildern aus der Natur noch gewinnt. Scharfe Beobachtung, Gestaltungskraft und Feinheit der Motivierung zeichnen seine Werke aus; fast alle sind ernst und düster, fast keines ist von Humor durchsonnt, und wenn er einmal aufblitzt („Gräbt", „Erbe"), so wird dessen Glanz bald wieder durch den Ernst getrübt. Zahn ist kein Realist, sondern ein Idealist, das heißt, weniger gilt, wie er nach außen beobachtet, weit mehr, wie er den gefundenen Stoff in seiner Idee auffaßt, plant und dann in subtilster Weise entwickelt. Alles ist weise von vornherein beabsichtigt, ganz im Gegensatze zu Federers natürlicher, spielfreudiger und von selbst fließender Darbietung. Bei Zahn ist alles wie im Drama streng geregelt, vorbestimmt, abgemessen, konzentriert und diese Schema-Absicht ist selbst in kleinen Erzählungen erkennbar. Seine Zeichnung ist knapp, sein Pinsel nie vorlaut, der Stil sauber, die Handlung rüstig. Die Phantasie quillt nicht üppig, überraschende Bilder, schöpferische Einfälle gibt es selten, intuitive Momente, wo man den Atem anhält, keine.

Von seiner ersten Novelle „Kämpfe" (1892) und dem Novellenbande Bergvolk (1896) bewegte sich Zahn in aufsteigender Linie und erreichte eine gewisse Höhe in Erni Beheim (1897), der, im fünfzehnten Jahrhundert spielend, zwar kein historischer Roman im strengsten Sinne ist, aber ein Werk von Wucht und Wurf. Es folgten Neue Bergnovellen (1898), der leidenschaftliche Roman Herrgottsfäden (1899) und der Novellenband Menschen (1900), dessen Helles und Dunkles uns den Verfasser schon in seiner ganzen Eigenart zeigt. Den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte der Roman Albin Indergand (1901), der uns in das Jahr 1799 versetzt und durch die verständnisvolle Darstellung katholischen Lebens und Fühlens, namentlich durch die sympathische Zeichnung des katholischen Pfarrherrn bei Kritikern die Meinung erweckte, Zahn sei Katholik, während er doch Protestant ist, aber, in einer katholischen Umgegend wohnend, sich in deren Denken und Fühlen hineingelebt hat. Jene Meinung hat Zahn, wohl unbewußt, in der Clari-Marie (1904) dadurch zerstört, daß er dort den Pfarrer recht menschlich zeichnet. Im übrigen reiht sich dieser Roman, dessen Heldin eine willensstarre, groß angelegte Natur ist, den vollendeten Leistungen Zahns an, zu denen wir die meisten seit 1900 erschienenen Werke rechnen dürfen.

So vor allem seine zahlreichen Novellen und Erzählungen, die er in mehreren Bänden herausgegeben hat. Sprache und Geschlossenheit der Handlung stehen auf der Höhe, er weiß in der Landschaftsschilderung Maß zu halten und die Vorgänge in der Natur, sei es nun die ungetrübte, sonnenglänzende Landschaft oder der Ausbruch eines Sturmes, mit den Geschehnissen im Menschenleben in Einklang zu setzen. Schattenhalb (1903) ist ein Novellenband betitelt, weil er uns die Schicksale von Menschen erzählt, die im Schatten des Lebens wandeln; so der arme „Lentin", der die Schuld seines Vaters auf sich nimmt und im schweren Kampfe mit dem Leben abbüßt, und die Heldin in der Novelle „Das Muttergöttesli", ein Mädchen voll Größe und Kraft, unendlicher Geduld und Sanftmut. Ein echter Firnwind umweht den Leser der Novellensammlung Firnwind (1906); überall zeigt sich Zahns Schaffensfreude und Gestaltungskraft, mag er uns nun in die Kreise der Gebildeten führen, wie in der Erzählung „Keine Brücke", wo er die Geschichte der Ehe zweier Herzen erzählt, die sich nicht verstanden und nicht verstehen konnten, oder in die Hütte des armen Dorfbewohners. Ein Stück von düsterer Tragik, wie sie herber kaum die antike Tragödie bietet, ist die Erzählung „Die Mutter". In feiner psychologischer Entwicklung zeigt der Dichter in der Novelle „Stefan der Schmied", wie dessen Haß gegen einen außerehelichen Sohn sich allmählich in Liebe verkehrt. Helden des Alltags (1907) mag es wohl viele geben; Zahn hat einige plastische Typen geschaffen: die starkmütige „Verena Stadler", die heldenhafte „Leni", den frischen „Geiß-Christeli" und andere, die ihre Kraft in der Erfüllung sittlicher Pflichten oder im Dulden und in edler Selbstverleugnung betätigen. Die da kommen und gehen (1909) nennt sich ein anderer Novellenband. Am tiefsten sind die erste und die letzte Erzählung: „Die Gerechtigkeit der Marianne Denier" und „Die Sage von Mariels", eine erschütternde Tragödie von tiefer Seelenkenntnis.

„Was still und verborgen das Leben zerbricht, Die Helle des Tages, die weiß davon nicht. Die Nacht ist die Stunde, die Tränen sieht, Es hat keine Worte des Unglücks Lied. Und wenn eine Hoffnung in Scherben fällt, wie soll das hören die laute Welt!" Mit diesen Worten gibt Zahn das Thema der neun Novellen an, die der Band Was das Leben zerbricht (1912) bringt. Es sind schwermütige Geschichten, aber ihre Schwermut ist männlich. Die Männer und Frauen in ihnen werden alle vom Leben zerbrochen, aber innerlich bewahren sie stille Gelassenheit. Es sind eben kernige Menschen, echte Schweizer. Da ist die anmutig-frische Kordula Nägeli in den „Stillen Gewalten", die sich trotz aller Liebe ihrem Mann, dem ehrbar-kühlen Patrizierssohn Kaspar Brun, und dessen vornehm-steifer Mutter gegenüber ewig fremd fühlt und daran zerbricht, dann die tüchtige Salome Zeller, die Heldin des letzten und besten Stückes der Sammlung. Wie die glücksdurstige Salome in den Tagen heißer, begehrlicher Jugend selbst ihr Geschick zimmert, wie sie allmählich von seinen Verstrickungen in Schuld und Not gefesselt wird, wie sich der Armen auch nach der Errettung aus dem Schiffbruch ihres bescheidenen Daseins der Eingang in ein spätes Glück verschließt, das ist in der Tat ein sinnreiches Beispiel von der blinden Härte des Lebens, das glückliche, schwache Menschen, wenn sie seinen Befehlen einmal in unbedachter Kühnheit Trotz geboten haben, strafend „zerbricht" und für immer besiegt zu Boden schleudert. Blüten von reinstem Duft sind die kleinen Erzählungen „Der Tag der Perpetua" und „Der Mondstrahl". Den Sieg der Pflicht über die Leidenschaft stellt die Erzählung Nacht (1917) dar. Kinder zweier lang befreundeter Geschlechter schließen den Bund fürs Leben und sind glücklich. Da erblindet die junge Frau. Deren lebensfrohe Schwester Esther weiß das Herz des Schwagers Christlieb zu gewinnen. Die Erblindete merkt es durch den Scharfsinn des Gemütes, es kommt zur Aussprache, die beiden Schuldigen besinnen sich auf ihre Pflicht, Esther geht in die Fremde, das ehemalige Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten wird wieder hergestellt, wozu beider Kind nicht wenig beiträgt. Schade, daß bei dieser schönen Erzählung das religiöse Motiv ganz ausgeschaltet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Ring.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist. Szenen ergreifender Tragik, die unser tiefstes Mitleid erregen, enthüllt die Erzählung Das zweite Leben (1917). Ein Sträfling wird wegen Mordes, den er der gefährdeten Ehre seiner Schwester halber begangen hat, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, aber nach 25 Jahren begnadigt. Mit heroischer Größe nimmt er sein schweres Schicksal als selbstverständlich auf sich und wächst unter den härtesten Bedingungen einer grausamen Wirklichkeit zu der Höhe eines vom Geiste der Buße tief durchdrungenen Mannes heran. In Freiheit gesetzt und von der Welt, selbst von der Schwester schnöde behandelt, erträgt er jede ihm zugefügte Unbill mit Geduld. Nur die Tochter des Gemeindeschreibers bringt ihm Freundlichkeit entgegen, die sich zu Liebe steigert. Er erwidert zwar dankbar ihre Gefühle, kann aber zu keinem Entschlusse kommen, da er die Konflikte bedenkt, die daraus für das Mädchen erwachsen könnten. Er verläßt das Dorf und taucht in der Großstadt unter. Hier sieht er ein Mädchen wieder, die Tochter einer herumziehenden Kesselflickergesellschaft, das schon im Dorfe seine Wege kreuzte und, von einem Fremden verführt und im Stiche gelassen, gleich ihm von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen war. Um die haltlos ins Verderben Flatternde vor dem gänzlichen Untergange zu retten, heiratet er sie, und da ihm ein kleines Vermögen zufiel, kauft er einen ländlichen Besitz, auf dem ein totes Kind geboren wird und die Mutter, kaum genesen, von der alten Sehnsucht nach der Welt befallen wird. Sie flieht, kommt nach geraumer Zeit als Sterbende wieder und wird von dem Manne in ihren letzten Tagen treu behütet. Er selbst aber gewinnt durch sein Wohltun schließlich auch die Herzen der Umwohnenden. Es ist ein Buch voll bester Menschlichkeit und eine Mahnung, daß Nächstenliebe eine Welt erneuern könnte.

Wie in dieser Erzählung erweist sich Zahn als scharfbeobachtender Psycholog auch in den Novellen des Bandes Der sinkende Tag (1920). Das milde Leuchten des Alters liegt über jeder dieser Geschichten ausgebreitet. Verstehen und Verzeihen ist der warme Grundton dieser sechs Erzählungen, in deren jeder eine Sonne hinter den Hügeln versinkt, ein Menschenleben sich still bescheidet oder zu Ende geht. Vorzüglich ist es Zahn gelungen, seine Gestalten uns menschlich näher zu bringen. Und was für Menschen! Prächtige Charaktere! Und wie verschieden sind sie alle, angefangen vom Bankier Schwyzer bis zur Anna Kaulen, der Russin. Zumeist ist es die Schuld, die sich als dräuende Wolke vor die Sonne des Glückes, von dem sie träumten, schiebt und solch ein Tag versinkt, wie es nicht anders sein kann, hoffnungslos ohne mild verklärenden Sonnenstrahl. Die Erzählungen hinterlassen im Leser eine schwermütige Stimmung, weil kein Strahl von oben auf die leidenden Seelen fällt; Menschliches müssen sie mit Menschlichem bekämpfen, da ihnen keine himmlische Kraft zu Gebote steht. Wieder nur aus rein natürlichen Beweggründen handeln die Personen in den sechs kleinen Novellen Das Licht (1922), die zu des Verfassers reifsten Leistungen gehören. „Das Licht" der Liebe läßt er über seine Personen dieses Landes wandeln. Auch über diesen Novellen liegt eine stille Wehmut; alle sind wundervoll in der Stimmung, stets Abglanz eines Schicksals, Darstellung eines wesentlichen Zeitraumes eines Menschenlebens. Mit liebevoll eingehender Kunst sucht uns Zahn für die wehmütigen Schicksale der Menschen einzunehmen, von denen er in den vier Novellen des Bändchens Schicksale (1920) erzählt. Nicht befreunden können wir uns mit den weder künstlerisch noch inhaltlich erfreulichen Erzählungen Stefan der Schmied (1920) und Lotte Eßlingers Wille und Weg (1919), letztere eine nicht recht glaubwürdige Umformung von Kotzebues „Menschenhaß und Reue". An die opferfreudige Hingabe eines liebenden Weibes in Kleists „Käthchen von Heilbronn" und in Hartmanns „Armem Heinrich" erinnert Blancheflur, die Heldin der nach ihr benannten Erzählung (1924). Jung, noch mädchenhaft und kindlich unschuldig, wird sie dem älteren, nicht in bestem Rufe stehenden Baron de la Tour angetraut. Wie nun das Mitleid in ihr die selbstlose — nicht sinnliche Liebe weckt und wie diese aus dem abgelebten Gatten einen körperlich und geistig gesunden Menschen schafft und sie mit ihm so innerlich verbindet, daß nach dessen Tod bald auch sie stirbt, ist von Zahn mit tiefer Kenntnis der weiblichen Psyche und zart dargestellt worden.

Von Zahns Romanen ist der beste Lukas Hochstraßers Haus (1908). Hart tritt das Leben an Lukas heran, denn es lehrt ihn, sich seines Blutes zu schämen. Mehr noch, als er es selbst empfunden, ist ihm der Tod der Bäuerin, seiner werktätigen Gefährtin, zum Wendepunkte geworden. Ihr Scheiden hat ihn an die Unzuverlässigkeit des Daseins gemahnt, und, selbst noch in Vollkraft und arbeitsfreudig, stellt er, mit der stolzen Empfindung, mit ihnen der Welt etwas zu geben, seine vier Söhne auf eigenen Füßen in ihre Lebensbahn hinaus, damit jeder seine Eigenart bewähre. Und jeden führt sie auf einen Irrweg. Der Schmerz der Enttäuschung schwillt in seinem Vaterherzen zu tieftragischem Empfinden an, da er der toten Mutter Liebling als einen ehrlos Verderbten vor sich sieht. Es liegt eine erschütternde Gewalt in dem Pathos des einfachen Mannes, der seinen Sohn von sich weist und über die Schwelle seines Hauses stößt. Das ist eine jener Gestalten Zahns, deren in geradliniger Rechtlichkeit konzentriertes Wesen kein Kompromiß kennt. Sie tragen etwas Monumentales an sich, diese Menschen aus einem Gusse, wie sie nur noch auf der ländlichen Scholle erwachsen, die sie bebauen; doch mutet ihre Strenge nicht wie Starrheit an, denn man sieht ihr Herzblut kreisen, fühlt, daß der Schmerz, den sie bereiten, am tiefsten die eigene Brust durchwühlt. Doch auch der schwerste Schlag mag einen Lukas Hochstraßer nicht zu brechen. Seiner warmen Güte wohnt dieselbe Kraft inne wie der Härte seiner Gerechtigkeit, und in milder Festigkeit weiß er zwei der Irrgänger aus seinem Blute der Lebenstüchtigkeit zurückzugewinnen. Aber der richtige Nachkomme wird ihm erst in jenem Enkel erblühen, den eben die Freveltat des Ausgestoßenen ins Leben gerufen. Herrscht auch stets die großzügige Prachtgestalt des Lukas, so erwecken doch die mehr typisch gehaltenen Söhne gleichfalls lebhaftes Interesse. Ganz vortrefflich ist an Christian die lebensverkümmernde Verblendung durch Habgier und Geiz herausgearbeitet und erschütternd wirkt es, daß er schließlich das Leben selbst fortwirft, um nicht vergeblich eingezahlt zu haben auf die Prämie, die seinem Kinde zufallen wird, nun, da er nicht mehr weiter zu zahlen vermag. Arm an äußerer, aber desto reicher an innerer Handlung ist der Roman Einsamkeit (1910), dessen Held, ein junger Geistlicher, in seinem Optimismus oft getäuscht und zu der Erkenntnis gebracht wird, daß der Mensch seine schwersten Kämpfe in Einsamkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für sich ausfechten müsse. Darüber bricht er körperlich und geistig zusammen und erholt sich erst langsam aus schwerer Krankheit. Der Roman schließt, ohne eine ethisch befriedigende Lösung gegeben zu haben.

Etwas ins Problematische durch ihre gesuchte Idee fallen Die Frauen von Tannó (1911). Schweres Verhängnis lastet auf den Bewohnern des Bergdorfes Tannó. Sie sind zum großen Teile der „Bluterkrankheit" verfallen. Jene, die sie ererbt in ihren Adern tragen, sind schon von frühester Jugend an mit dem Tode bedroht. Genügt doch die geringste Verletzung, daß dem Kräftigsten das Blut entströme bis auf die letzte Neige. Zahlreiche Grabhügel auf dem Friedhofe zeigen von der Furchtbarkeit des Übels. Vergeblich hat die Wissenschaft mit ihm gerungen; nur durch das Aussterben der damit Belasteten kann die Krankheit zum Verschwinden gebracht werden. Da bewegt der junge Lehrer Daniel Pianta die Jugend des Dorfes zu dem Entschlusse, durch ein Gelübde sich zur Ehelosigkeit zu verpflichten. Dabei wird Pianta von einem vornehmen Mädchen unterstützt, das trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zum Lehrer und trotz der gewonnenen Erkenntnis, daß es nicht zu den mit der Krankheit Behafteten gehöre, dennoch dem Gelübde treu bleibt. Wie nun der Bund sich hier und dort zu lockern scheint, aber immer wieder festigt, bis er, an Pianta und Anna Julia genugsam erstarkt, Wurzel faßt im blutgetränkten Boden von Tannó, das erzählt der weitere Verlauf des an spannenden und tragischen Momenten reichen Romans in eindringlicher Weise.

„Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt." Mit diesem Diktum, das Zahn am Ende seines reichen und tiefen Romans Der Apotheker von Klein-Weltwil (1913) beifügt, gibt er das Grundmotiv des Buches. Der Held, Eusebius Fuchs, ein Apotheker, ein vielgereifter, kenntnisreicher Mann mit scharfem Blick und schneidiger Zunge, lebt in einer schweizerischen Kleinstadt und gewinnt Einblick in die mannigfaltigen Nöten ihrer Bewohner. Bald knüpft er Beziehungen zu einzelnen an, die ihm ein persönliches Eingreifen erlauben, freilich nur mit kleinen, spitzen Worten, die den auf dem Grunde aller Seelen schlummernden Neid wecken sollen, der nach der Meinung des Apothekers der Keim alles vorwärts strebenden Handelns ist. Mehrere Schicksale schüttelt der Apotheker bunt durcheinander und alle entfalten sich unter dem mehr oder weniger offenkundigen Einfluß des etwas dämonisch angehauchten Apothekers; allen gemeinsam ist die geheime Triebkraft des Neides, die je nach der Anlage des Individuums zum Guten oder Bösen ausschlägt, Kräfte erregt oder vernichtet, das Glück bei den einen zerbricht, bei anderen es fördert. Daher flucht man dem Apotheker und segnet ihn. Und so groß ist die Zahl der Menschen, auf die ein hingeworfenes Wort des Apothekers wirkt, so vielfältig ihre Schicksale, daß man schließlich meint: Klein Wil sei die Welt überhaupt, und die Schöpferkraft bewundert, die hier am Werke ist. Wenn auch nicht alle Schicksale uns gleichmäßig nahegehen, so wirken doch andere wieder mit elementarer Wucht, wie z. B. die Tragödie der Familie Blochinger, deren Lösung wundervoll erhebt. Dies kann man von dem Romane Die Liebe des Severin Imboden (1916) nicht behaupten. Er spielt in bäuerlichen Kreisen in dem an Italien grenzenden Schweizer Alpenlande und erzählt von dem Liebesleben des Severin Imboden, der, von seiner Sinnlichkeit beherrscht, sich nie lange mit dem einmal Errungenen zufrieden gibt, sondern immer von einer Leidenschaft zur anderen getrieben wird, bis endlich sein Herz zur Ruhe kommt, da er bei einem Brande ein Opfer der Nächstenliebe wird und so sein bewegtes Leben zu versöhnendem Abschluß bringt.

Viel höher steht der Roman Jonas Truttmann (1921). Die unerbittliche Folgerichtigkeit in der Führung der Handlung, die mit individuellem Leben erfüllten Charaktere, die eigenartige Schönheit in der Gestaltung der Umwelt und der Landschaft, neue und treffende Verbildlichungen schwer faßbarer Stimmungen und seelischer Erlebnisse und nicht zuletzt ein dem Leser tief ins Herz greifendes Ethos erheben das Buch in die Sphäre des Dichterischen und machen es zu einem Kunstwerke. „Den Darbenden" hat Zahn das Buch gewidmet. Ihnen, die im Labyrinth des Lebens den rechten Weg verfehlten, daneben stehen, wenn andere glücklich sind, nach Freude dürstend, und im Leid verschmachten. Solch ein Darbender ist der Bauernknabe Jonas Truttmann. Außenseiter im Kreise der Familie, um seiner körperlichen Schwäche willen von der rauhen Sippe verachtet und verlacht, inmitten ihrer Unbildung vereinsamt durch seine geistige Begabung, Leichtfertigkeit und Vernachlässigung der Seinen tragen die Schuld daran, daß er nach einem schweren Sturze zum Krüppel wird. „Wie hinter Gittern" steht fortan der Knabe. Draußen die Welt ist „blütendurchregnet, freudegesegnet", er streckt die Hände sehnsuchtsvoll ins Leere, fühlt sich „von den Tischen des Lebens ausgesperrt". Vor der unglaublichen Gemütskälte und dem rücksichtslosen Spott seiner Umgebung flüchtet er zu Büchern, zu Tieren, verbrüdert sich mit dem Werden der Natur, hadert mit dem Schicksal, mit Gott, bis eine Wendung eintritt. Er kommt zu Reichtum, gewinnt die Liebe und den Besitz der heißbegehrten Innozentia, einer Welschen, Tochter eines entwurzelten und entheimateten Säufers, die ihm nichts mitbringt als ihren holdseligen Reiz. Achtung, Dankbarkeit und Erbarmen binden sie an die bresthafte Gestalt des Mannes. Ihr Trieb aber reißt sie zu des Schwagers Geni ungebrochener Männlichkeit. Ehe sie noch strauchelt, wird sie von dem Mißtrauischen verdammt; aus der ehelichen Gemeinschaft ausgeschlossen, löscht sie unter seiner Härte langsam aus. Jonas selbst aber, von Schmerz zerfleischt, von Liebeshaß verbrannt, verblutet innerlich an unheilbaren Wunden. Doch dem Blut des Traurigen entwächst ein Makelfreier: das Kind Josef. Schönheit und eisenfesten Willen hat er von den Eltern geerbt. In der Todesstunde darf sich der Vater sagen: „Das Opfer unseres Glücks war nicht umsonst gebracht. Wo wir darbten und mit Tränen säten, wird ein kommendes Geschlecht lachend ernten und in Freudigkeit genießen." Gewiß, die Härte der Umgebung, zumal der Mutter, ist auch für bäuerliche Kreise übertrieben, aber ohne sie hätte Zahn nicht die gerade Linie des Ungewöhnlichen im Charakter des Helden geben können. Daß die religiösen Motive gänzlich fehlen, darf uns bei Zahn nicht wundern.

„Man gerät in die Welt hinein, bevor man sie versteht, und wenn man sie verstehen lernt, sind die Türen zugefallen und es nützt nichts mehr, daß man erkennt, man sei durch die unrichtige hereingekommen." So sagt einmal Frau Sixta, die Heldin des gleichnamigen Romans (1926), und teilt uns damit ihr Lebensschicksal mit. Früh und gezwungen mußte sie einen Trinker heiraten und nach dessen Tod verschenkt sie ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Conrad Lammert.

Phot. C. Ruf, Zürich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herz an einen um Jahre jüngeren Mann, der ein Sinnierer und Halbwacher bleibt, bis er der Frau Sixta Tochter aus erster Ehe sieht, liebt und ihr verfällt. Frau Sixta aber verzichtet auf ihr Glück und zeigt dem jungen Menschen den Weg in ein neues Glück jenseits der menschlichen Gesellschaft und aller herkömmlichen Formen. Gewiß eine einfache Lösung eines schwierigen Eheproblems; aber wo bleibt die Achtung gegen das menschliche und göttliche Gesetz? Keine neuen Motive, sondern nur alte, aber in neuer Tönung bringt der Roman Brettspiel des Lebens (1928). Fünf Personen sind auf dem Brettspiel des Lebens durcheinandergeschoben. Der gutherzige Vater, der verbitterte, in Lebenstäuschung gestählte und karg gewordene Bruder des Vaters und der Sohn, die niedliche Suse und die Pflegetochter des Hofes. Fast unbemerkt stellen sich Spannungen ein. Der Junge fährt gern in die Stadt, wird durch leichtes Volk in Unehre und Betrug verwickelt, trifft mit Suse zusammen, gibt mehr Geld aus, als er verantworten kann und wird darüber vom Vatersbruder zurechtgewiesen. Darob Verstimmung und Haß des Jungen. Durch seine Schuld verunglückt der Alte tödlich. Der Mörder entflieht straflos nach Amerika, von der Familie mehr betrauert als der ermordete Enoch, der zwar rauhschalig, aber ein herzensguter Mensch war. Diese Lösung befriedigt nicht. Auch ist es unwahrscheinlich, daß die oberflächliche Liebschaft des Bauernburschen zu einer solchen Schuld, zum Morde führt. In dem Roman Die Hochzeit des Gaudenz Orell (1927) ist der Held der junge Pfarrer Orell in Hüttlingen, der durch unbedachte Ehe eigene Not und ein fremdes Schicksal auf sich nimmt. Orell sucht vergeblich die Liebe der ihm angetrauten Sabine zu gewinnen. Die unbändige, haltlose Pfarrersfrau aber, in der alle Dämonen der Bosheit wach sind, bricht die Ehe mit dem Guten, macht ihn dadurch in der Gemeinde unmöglich und endet infolge eines halbgewollten Sturzes vom Fenster. Trotz unleugbar schöner Landschaftsbilder hinterläßt der Roman schon wegen der Überzeichnung der Sabine und des Zwiespaltes im Wesen des Pfarrers, der die Fehler des Mädchens, seiner ehemaligen Schülerin, gering achtet und sie heiratet, ohne ihrer Neigung gewiß zu sein, keinen befriedigenden Eindruck.

Tochter Dodais (1929) ist Zahns jüngster Roman benannt. Die Heldin ist Abisag von Sunem, die Tochter Dodais, die an den Hof des Königs David gebracht wird, um durch ihre Jugend und Schönheit das Leben Davids zu verlängern. Zart und glühend ist die reine Weibesseele gezeichnet. Der König hat sie nie berührt. Abisag liebt den Adonia, den Sohn des Königs. Dagegen erheben sich Bethsabe und Salomon. Adonia wird ermordet, Salomon wird König, Abisag kehrt zu den Ihren „zurück aus der Weite, in der man Dinge verlor, und gewahrte mit Verwunderung, daß sie wieder im Lande ihrer Kindheit stand". Will man die Qualitäten Zahns und seine Eigenheiten von allen Seiten kennen lernen, dann greife man nach der von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebenen Sammlung „Die schönsten Erzählungen von Zahn" (1927). Dort stehen auch Zahns beste, tiefergreifende Novellen Die Mutter und Der Tod des A Pro, die von dem tragischen Schicksale und der zarten Liebe des äußerlich so rauhen, tapferen Urner Feldhauptmanns erzählt. Zahn hat aus dieser Erzählung auch ein Schauspiel gestaltet, das aber auf der Bühne ohne Erfolg blieb. Mit der Verkleidung der liebenden Jungfrau in den unerkannt dem Helden folgenden Schwertträger hat Zahn ein altes romantisches Motiv, das auch in K. F. Meyers Novelle „Gustav Adolfs Page" vorwaltet, verwendet. Zahns Gebiet ist die Prosaepik, aber seine formvollendeten und sinnigen Gedichte zeigen, daß er auch ein tüchtiger Lyriker ist.

Im Gegensatze zu der tiefen Tragik E. Zahns sprudelt frisch und munter der Humor aus den Dichtungen Meinrad Lienerts. Er wurde 1865 in Einsiedeln geboren, erhielt dort von den Benediktinern die Gymnasialbildung, besuchte mehrere Universitäten, ward dann Notar und Redakteur des „Einsiedler Anzeigers" und lebt jetzt als Schriftsteller in Zürich. Mehr noch als Zahn zeigt er in seinen Werken den innigen Zusammenhang mit der Heimat. Er gilt als der liederfroheste Dichter seines Landes und fühlt sich selbst als eine Art Spielmann und Pfeifer, der mit urwüchsigen, Lebenslust und Übermut, Weichheit und Zartheit atmenden Liedern seine Zuhörer unterhalten will. Weitaus die meisten hat er in der Mundart geschrieben, und wenn er sich der hochdeutschen Sprache bedient, so gehen alle Zeichen seiner Persönlichkeit verloren. Auch als Erzähler erweist sich Lienert als gottbegnadeter Dichter und da sind es insbesondere die Skizzen und Geschichten aus der Kinderwelt, in denen er wie nur wenige Dichter uns die eigene Jugend noch einmal durchleben läßt. Tiefe, Innigkeit, Feinheit und Kraft der Sprache, köstlicher Humor, Schärfe der Beobachtung, eine erstaunliche Kenntnis der Kinderseele, die sich in einer bis ins kleinste gehenden Analyse offenbart, machen diese Bücher mit ihren Seppeli, Hanneli, Steffeli, Kuenradli zu einer entzückenden Lektüre. Federer, selbst ein feiner Kenner der Kinderseele, sagt von ihnen: „Darin spielt der Leser mit dem Kind, dem Meiredli vor allem, alle Fabel mit; und ohne objektive, über den Reigen stehende Kontrolle des Verfassers durch das Erlebnis der Geschichte, durch ihre wahrhafte Kinderepik allein, gehen einem die Tiefen der jungen Seele in allen Fältchen weit heller auf als durch die beste Beobachtung von oben oder von außen. Nur bleiben fast alle diese Erzählungen und gerade die besten in jeder Hinsicht im Kindhaften stehen, haben also nicht die Freiheit und die Gewalt, etwas Großes,

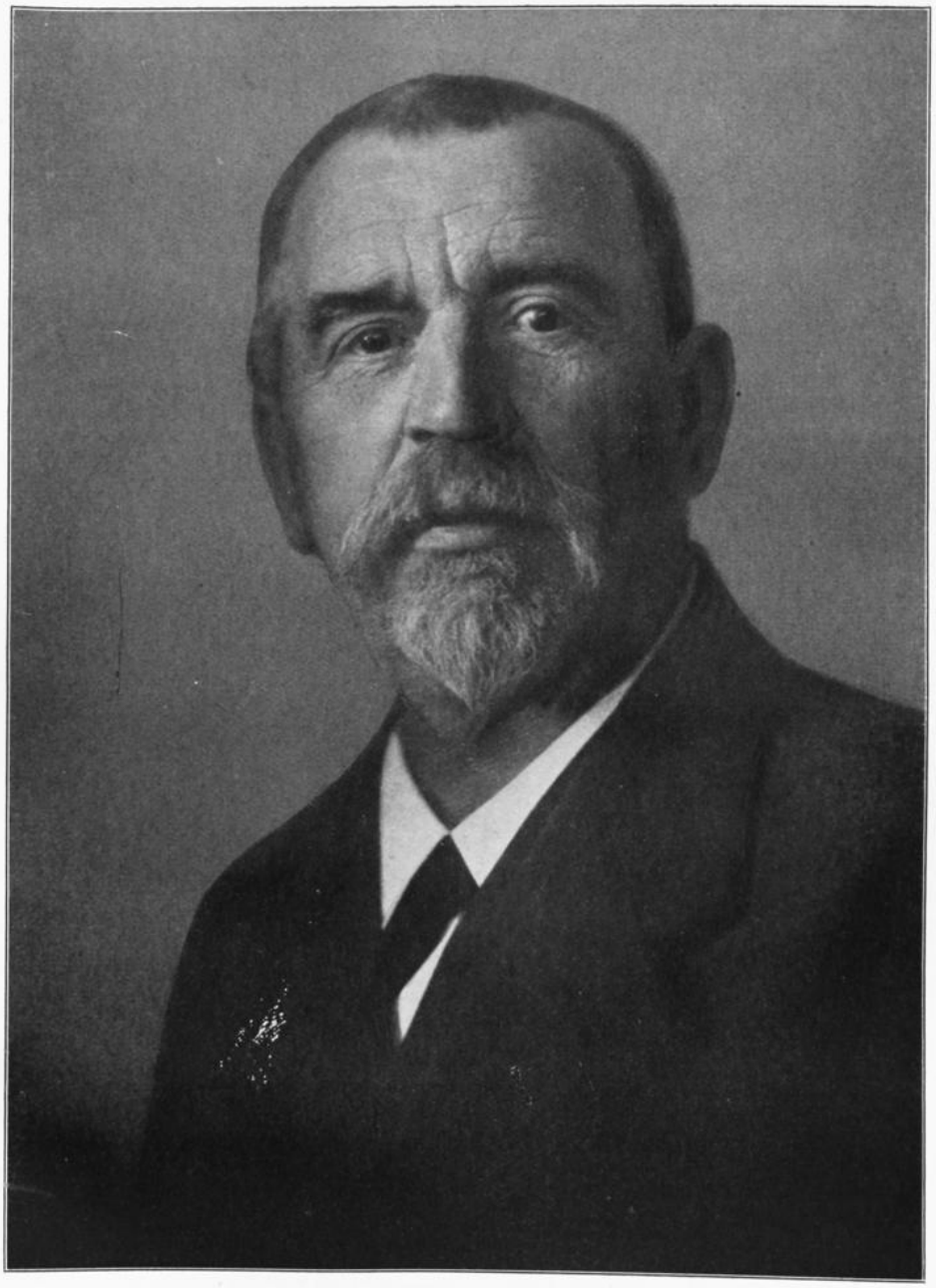
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erwachsenes hineinspielen, vielleicht nur aus wirksamem, das Idyll mächtig vertiefendem Hintergrund mitschaffen zu lassen." An Federer gemahnt uns Lienert auch mit seinen Volkserzählungen. Gleich diesem ist es ihm nicht, wie Zahn, um die Aufstellung und Lösung von Problemen, sondern um das Gestalten und Fabulieren, das reine Erzählen zu tun. Als ein gründlicher Kenner seines Volkes, seiner Sagen, Sitten und Gebräuche, seiner Tugenden und Untugenden weiß er die Bauerncharaktere anschaulich zu gestalten und er tut dies in einer an Bildern überreichen Sprache. Unverblümt und ohne etwas zu verschleiern, behandelt er selbst heikle Dinge, so daß man daran manchen Anstoß nehmen kann. Aber seine Geschichten gründen sich auf eine religiös-sittliche Weltanschauung und nur die Naivität der Darstellung erklärt es, wenn seine Sprechweise hie und da zu ungeschminkt ist und selbst an das Delikate streift.

Im Volkston locken seine Lieder ebenso zur Vertonung wie die Tiroler Schnadahüpfel. So: „Jodler vom Meisterjuzzer" (Sächzig Liedli in Einsiedler und Yberger Mundart 1893) und die große Sammlung „'s Juzlienis Schwäbelpfyfle" (Schwegelpfeiflein, 3 Bde. 1906—1908), in der, wie Korrodi bemerkt, ein schweizerischer Urstamm zu seiner urwüchsigen Aussprache kam und die, wäre nicht die Erschwerung der Mundart, allgemeine deutsche Verehrung genösse. Dazu kommen die Gedichte „Durd' Nunde us", „Wänns dimmerd" (1909) und in schriftdeutscher Sprache die „Lieder des Waldfinken" (1897). Die Kindergeschichten liegen vor in den Bänden: „Das war eine goldene Zeit" (Kindheitserinnerungen, 1906), „Das Bergspieglein" (1910), „Das Hochmutsnärrchen" (1911). Des Dichters Liebe zur Heimat und genaue Kenntnis seines Volkes zeigen auch seine Dorf- und Berggeschichten: „Geschichten aus den Schwyzer Bergen" (1894), „Erzählungen aus der Urschweiz" (2 Bde. 1895), „Geschichten aus der Sennhütte" (1899), „Die Waldleute" (1901), „Der Strahler" (1902), „Die Immergrünen" (1904), „Bergdorfgeschichten" (1913). Liebe zur Heimat und inniger Verkehr mit dem Volke verleihen Lienerts Erzählungen Bodenständigkeit und die Schärfe der Charakteristik, die dramatische Lebendigkeit des Erzählens, die Ursprünglichkeit der Sprache und der überlegene Humor, mit dem er das Kleinleben im Gebirge schildert, lassen uns den Mangel eines kunstvollen und logischen Aufbaues nicht merken. Es folgten die Novelle „Der Pfeiferkönig" (1916), die „Drei altmodischen Liebesgeschichten" (1916), „Hans Jöhrlis Fahrt nach dem Zauberwort" (1922), „Das Ruhebänklein" (1924), die beiden Novellen „Das Mark im Bergholz", von denen die eine („Schatten") an ein ernstes Gegenwartsproblem, die Auswanderfrage, die andere („Sonnenwirbelchen") zwar mit einem etwas zu starken Aufwand von Romantik, aber mit feiner Menschenliebe ein entzückendes Menschenkind zeichnet, dann die zwei flotten und fesselnden Erzählungen „Auf alten Scheiben" (1925). Die erste, zwar stark gewürzt, aber doch nicht lüstern, bringt einen derben Ausschnitt aus der Zeit des Faustrechtes und berichtet von dem glücklichen Handstreich, den der Graf Rudolf von Habsburg gegen den Freiherrn von Regensberg führt, weil dieser von der Sperrfeste Glanzenberg an der Limmat aus die städtischen Handelsherren durch Erhebung des Wasserzolls brandschatzt. Mit der Haupthandlung ist eine Liebesgeschichte verbunden, in der Graf Rudolf eine gerade nicht erbauliche Rolle spielt. Die zweite Erzählung, „Die Getreuen", führt uns nach Mailand und preist die eidgenössischen Landsknechte, die zwar als unbändige, wüste, gewalttätige Gestalten auftreten, aber ihren Führern und Kameraden bis zum Tode Treue halten. Heiterkeit erweckt die Geschichte „Der Schalk im Hirtenhemd" (1928). Es ist wirklich ein Schalk, dieses glatzköpfige, alte Bergbäuerlein, der Bläsiwiseltöni, von dem Lienert sechs Eulenspiegeleien erzählt. Können wir auch nicht den Schabernack, die Schwindeleien, Foppereien und Lügen dieses dummen und treuherzig scheinenden, aber schlauen Almhirtleins billigen, so sind seine Untaten doch so köstlich erzählt, daß man seine Freude daran hat. Lienerts in der Mundart geschriebene Idyllen „'s Mirli" (1896) und „'s Heiwili" (1908) bezeichnet Fritz Marti als die erste und einzige Dichtung, die schweizerisches Gebirgsleben in der Sprache und in der Poesie so unvermittelt wiedergibt, wie das Alpenvolk selbst es poetisch schaut. Erwähnt seien auch der fröhliche Sang aus der Urschweiz „Der letzte Schwanenritter" (1896), die „Schweizer Sagen- und Heldengeschichten" (1914), die „Züricher Sagen" (1918) und „Die schöne Geschichte der alten Schweizer" (1919).

Über die Grenzen seines Landes hinaus zur Sonnenhöhe der Beliebtheit ist Jakob Christoph Heer emporgetragen worden. Er war 1859 zu Töß bei Winterthur als Sohn eines Monteurs geboren, verlebte eine fröhliche Jugend, mußte als Lehrer auf beschwerlichen Gebirgsposten viel mit den Bergbauern verkehren, begann in Oberdürnten im Züricher Oberland Romane zu schreiben, ohne sie aber an den Mann zu bringen, und fand erst in Triest, wo er zur Erholung weilte, den rechten Ton der Erzählung und Schilderung. Der Erfolg der Ferien an der Adria (1888) trug ihm die Berufung als Lehrer nach Zürich ein und machte ihm den Besuch der Universität möglich. Bald darauf übernahm er die Redaktion des Feuilletons der „Neuen Züricher Zeitung", später der „Gartenlaube", widmete sich der Schriftstellerei und starb 1925 zu Rüschlikon bei Zürich. Den „Ferien" folgte ein Bändchen Dialektgedichte, dann wieder Reisebilder (Im deutschen Reich und Streifzüge durch das Engadin). Dazwischen reifte das Erzählertalent des Reiseschilderers und mit dem Walliser Gebirgsroman An

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



J. C. Heer.

Phot. Th. Andersen (Inh. Paul Günther), Stuttgart.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heiligen Wassern (1898) machte er einen großen Treffer. Gleichen Beifall fand der zweite Roman Der König der Bernina (1900). Das schweizerische Hochgebirge mit seinen himmelansteigenden Firnen gibt den grandiosen Hintergrund ab zu farbenprächtigen Szenenbildern aus dem Wallis und dem Engadin, die der Dichter in den beiden Romanen entwirft. Wie Zahn zeichnet auch Heer prächtige Gestalten, aber er ist nicht der realistische Charakterzeichner wie jener, sondern in gewissem Sinne Romantiker, der aus seiner schwärmerischen Phantasie eine vielgestaltige, bewegte Handlung schafft, der Darstellung den Wortschmuck lyrischer Emphase verleiht und dadurch die scharfe Linie der Natürlichkeit zuweilen verwischt. Heer liebt außerordentliche Schicksale, neigt zum Sensationellen und legt, ohne die Entwicklung der Handlung sorgsam zu motivieren, möglichst viel Aufregendes und Leidenschaftliches in sie hinein. Daher ist Heer, wie die vielen Auflagen seiner Bücher zeigen, einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller und es läßt sich nicht leugnen, daß seine Romane und Novellen technisch vollendet sind, in das Künstlerische aber ragen sie nicht immer hinauf. Er huldigt einer Weltanschauung, die mit der katholischen zuweilen nicht zusammenstimmt.

Über die Entstehung des Romans An heiligen Wassern (1898) berichtet er in dem rührend schönen, autobiographischen Buche Joggeli (1902). Viele Opfer schon hatte die Ausbesserung der Wasserleitung gekostet, die „das rauhe Wasser der Gletscher tagreisenweit der Sonnenseite der Berge entlang, oft an senkrechten Felswänden in schwindelnder Höhe dahin, oft über tiefe Schluchten an die brennenden Hänge des Rhonetals“ brachte. Das hohe, unbestimmbare Alter der Wasserleitung, der Segen, den sie dem Lande spendete, und die große Zahl der Opfer, die die Ausbesserung der Kanäle erforderte, gaben ihr den Namen „heilige Wasser“. „Ein Bursch, der sonst sein Mädchen nicht erreichen mag, übernimmt an der Leitung ein mutiges Gemeindewerk. Da muß sich nach altem Brauch ihr Haus seinem Wunsche neigen!“ Josi, ein Wildheuersohn, ist aus der Fremde als Ingenieur zurückgekehrt und will sein Bergdorf St. Peter im Glottertal durch die Verbesserung der eben wieder zerstörten Wasserleitung von der furchtbaren Blutfron befreien. Damit bringt er die ganze Umgebung gegen sich auf: den eisenstarren, reichen Wirt Presi, der ihm seine Tochter nicht zur Gemahlin geben will, die Gemeinde, die in dem Eindringen der Fremdenindustrie einen Vorstoß gegen das uralte, heilige Herkommen erblickt, und obendrein regt der Kaplan die Dörfler gegen ihn und seine Braut auf, indem er deren Aberglauben nährt und Josi als einen Frevler an den armen Seelen bezeichnet, die in den Gletscherspalten wohnen. Doch alle Hindernisse werden überwunden; friedlich fließen die heiligen Wasser durch die neue Leitung, die Josi, unzerstörbar durch Eislawinen, durch die Felsen der „weißen Bretter“ gesprengt hat, und der zähe Presi kann noch das Glück seiner Tochter schauen. Gewiß ein großer Wurf, ein gewaltiger Inhalt, Menschenschicksale und die prächtig geschilderte Gebirgslandschaft scheinen in eins verschmolzen. Das Problem des Eindringens der Fremdenindustrie in das Gebirgstal und der dadurch geweckte Kampf der alten und neuen Anschauungen wird nur gestreift; ein französischer Schweizer, Edouard Rod, hat es in seinem gleichfalls in Wallis spielenden Roman La-Haut scharf herausgearbeitet und dadurch einen Kulturroman geschaffen, während Heers Schöpfung ein Liebesroman ist.

Ein Liebesroman ist auch Heers zweites Buch, Der König der Bernina, das dem ersten darin ähnlich ist, daß es sich wieder um eine wirtschaftliche Neuerung, die Erschließung des Engadins für den Fremdenverkehr, handelt und eine Gebirgssage geschickt in das Ganze verwoben ist. Der Held des Buches ist Markus Paltram; durch sein und seiner Freunde Wirken wird St. Moritz zum Weltbade; körperliche Schönheit und geistige Befähigung geben Paltram eine große Macht über die Menschen und gewinnen ihm die Liebe der edlen Zilgia; da aber befleckt er sich im Rausche der Leidenschaft mit schwerer Schuld und verscheucht damit alles Glück. Fried- und freudlos durchstreift er als der gefürchtete Jäger „Der König der Bernina“ das Gebirge, ringt sich aber zu sittlicher Läuterung durch und stirbt, getröstet von Zilgia, die ihm ihre Liebe bewahrt hat. Es steckt etwas Heidnisches in diesem unheimlichen und übermenschlichen Paltram und wir können für ihn nicht recht warm werden. Vor der Liebesgeschichte tritt das Hauptmotiv zurück, denn wir sehen nichts von der ökonomischen und politischen Not des Landes, sondern hören bloß davon reden. Des Dichters Kraft reichte eben nicht aus, die beiden getrennten Stoffe zu einer einheitlichen Handlung zu verarbeiten. Die Gestalt des vom katholischen Glauben abgefallenen Bischofs von Capo d'Istria kann dem katholischen Leser ebensowenig behagen wie der verrückte Kaplan in dem Roman „An heiligen Wassern“. Daher geben wir, im Gegensatze zu manchen Lesern, Heers erstem Roman den Vorzug. Der dritte Gebirgsroman, Der Wetterwart (1905), steht tiefer als jene beiden; die Handlung, in der Schweiz, in Hamburg und Mexiko spielend, ist zwar abwechslungsreich genug, aber „gemacht“ und erinnert durch das Aufgebot von Bergstürzen, Luftballons, Wahnsinn und Selbstmord an die Sensationsromane. Dafür können uns die hübschen Naturbilder und die treffliche Zeichnung der Frauencharaktere, insbesondere der Duglore, nicht entschädigen und schon gar nicht gefallen uns die Ansichten über Ehe, Liebe und Treue, die gelegentlich geäußert werden. Aus der Gebirgswelt in die Talniederungen führt uns der Roman Felix Notvest (1901), dessen Held, ein protestantischer Pastor, alles daran setzt, um die Bewohner seines bäuerlichen Dorfes zu bewegen, die industriellen Neuerungen sich anzueignen und durch nutzbringende Arbeit den Flecken Reifenverd in ein Industriestädtchen zu verwandeln. Der Pfarrer, der sein geschichtliches Vorbild in dem demokratischen Züricher Professor Vögtlin hat, sieht seine sozialen Bemühungen von Erfolg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gekrönt: Herrlich entfaltet sich das Industriestädtchen: „Es haust kein armes Spinnvolk mehr drinnen, sondern da wohnen in Luft und Licht und wachsendem Wohlstand intelligente Familien." Eine hervorragende Leistung ist der Roman trotz einzelner vortrefflicher Abschnitte nicht und noch weniger ist es der Münchener Künstlerroman Laubgewind (1908).

Sympathisch durch den romantischen Einschlag berühren die drei Schweizer Novellen „Da träumen sie von Lieb' und Glück" (1911), doch entbehren deren Gestalten der Ursprünglichkeit. Naiv ist der Kern des Dorfromans Der lange Balthasar (1915) und naiv bleibt er auch in der Darstellung. Der lange Balthasar, ein Schreinergesell von unbekannter Geburt und Herkunft, aufgeschossen wie die längste Tanne, aber ein zartes, weiches und poetisches Gemüt, wird als lächerliche Figur gezeichnet. Dem Elend seiner Jugend verdankt er eine Krankheit, den Heißhunger. In einem schweizerischen Dorfe, wohin er auf seinen Wanderungen kommt, wird er zur Schicksalsfigur zwischen zwei Liebenden, der schönen und klugen Friedensrichterstochter Gertrude Freihöfer und dem von der Natur reich begabten Studiosus Robert Heidegger. In leichtsinnig-ausgelassener Stimmung inszeniert Robert einige Scherze, die so ernste Folgen nach sich ziehen, daß der arme Schreinergesell fast um das Leben kommt. Daraufhin löst Gertrud die Verlobung auf und trägt sich mit dem Gedanken, mit Balthasar, der nun wie ein Kind des Hauses gehalten wird, sich zu verbinden. Als aber Robert nachweist, daß in ihm alle Schweizertugenden noch beisammen sind, wird Gertrud seine Frau. Einige Figuren sind von erfrischender Natürlichkeit, ländliche Art und Feste werden hübsch geschildert, aber die Darstellung weist einen großen Mangel an psychologischer Vertiefung auf, der durch die Fülle an Sentimentalität nicht behoben wird. Dagegen übt die Erzählung Martin Hächlers Erlebnisse (1917) durch die nüchterne Sachlichkeit, die hier von den Schicksalen eines Handwerkers berichtet, der gläubig der Künstlerschaft zustrebt, am Ziele Schiffbruch leidet, durch ein tapferes Mädchen dem Berufe wiedergegeben wird, eine gute Wirkung aus. Wie ein echtes Dichtergemüt auch die einfachsten Stoffe künstlerisch zu gestalten vermag, zeigen die 23 kleinen, für alt und jung geschriebenen Geschichten, die in dem Bande Was die Schwalbe sang (1916) vereinigt sind. Sie bergen den Duft der Jugendlichkeit und haben meist einen fröhlichen, frischen Ton. Dabei fehlt es aber auch nicht an tiefernsten Stücken, die zum Nachdenken mahnen. Etwa die Hälfte dieser Geschichten sind Klänge aus der eigenen Jugendzeit. In die späteren spielt schon der Weltkrieg herein. Heer ist ein warmer Freund von Deutschland, spricht aber auch von den Franzosen als Mann von vornehmer Gesinnung und neutraler Schweizer. An letzter Stelle steht die ergreifende Skizze „Barmherzigkeit", die Schilderung des Liebeswerkes, das die Damen in Genf und Schaffhausen an französischen und deutschen Flüchtlingen ausübten. Weniger gefällt uns der Roman Nick Tappoli (1920), in dem Heer nach schriftlichen, ihm übergebenen Aufzeichnungen „ein mitten aus der Flut des Lebens geschöpftes Beispiel menschlichen Erlebens" gibt. Es handelt sich darin um Ulrich Junghans von Eglisau und die Pfarrerstochter Monika (Nick) Tappoli, die nach manchem „verrückten Schicksalsstück" doch ein Paar werden. Beide sind äußerst gefühlsunsichere und gefühlsseichte Menschen. Seelenkraft und Selbstbestimmung sucht man vergeblich hinter der vererbten Ehrbarkeit der Figuren, denen das Schicksal „in den Garten" leuchtet oder hagelt, wie es eben seine Blindheit mag. Einige feine Stimmungen und Naturschilderungen können die künstlerische Mattheit dieser Lebensbeschreibung nicht verdecken. Seinen eigenen Entwicklungsroman bringt Heer in dem Tobias Heider (1923). Er erzählt in der den Schweizern nun einmal eigentümlichen, herben Sprache, tief aus der Eigenart seines Volkes und seiner eigenen Seele schöpfend, von seinen Jugenderlebnissen in Paris, von den Leiden und Freuden seiner Tätigkeit als Lehrer in kleinen Schweizer Dörfern und in der Stadt, wo er dann endlich als Journalist Ruhe und Genügen findet. Nur wenig hat Heer als Lyriker sich betätigt. Seine „Blumen aus der Heimat" (1893) und seine „Gedichte" (1913) offenbaren eine anerkennenswerte Formengewandtheit, schönes, reiches Empfinden und zuweilen erhebt sich eine Strophe zu besonderer Bildkraft und nachhaltiger Wirkung („Einsamkeit"), aber im Grunde wirtschaftet der Poet mit wenigen Motiven, die er immer wieder neu aufputzt und verbrämt. Heer ist auch ein gewandter und fesselnder Reiseschriftsteller. Anziehend plaudert er in den „Ferien an der Adria" (1918) von Venetien, Friaul, Görz usw., malt in „Freiluft" Bilder vom Bodensee, führt uns „Im deutschen Reich" (1893) in berühmte Stätten Deutschlands, zeigt uns in malerischer Sprache Bilder seiner Heimat in „Blaue Tage" und macht uns durch sein prächtiges Werk Die Schweiz (1907) mit dem Lande, seiner Geschichte und seinen Sitten vertraut.

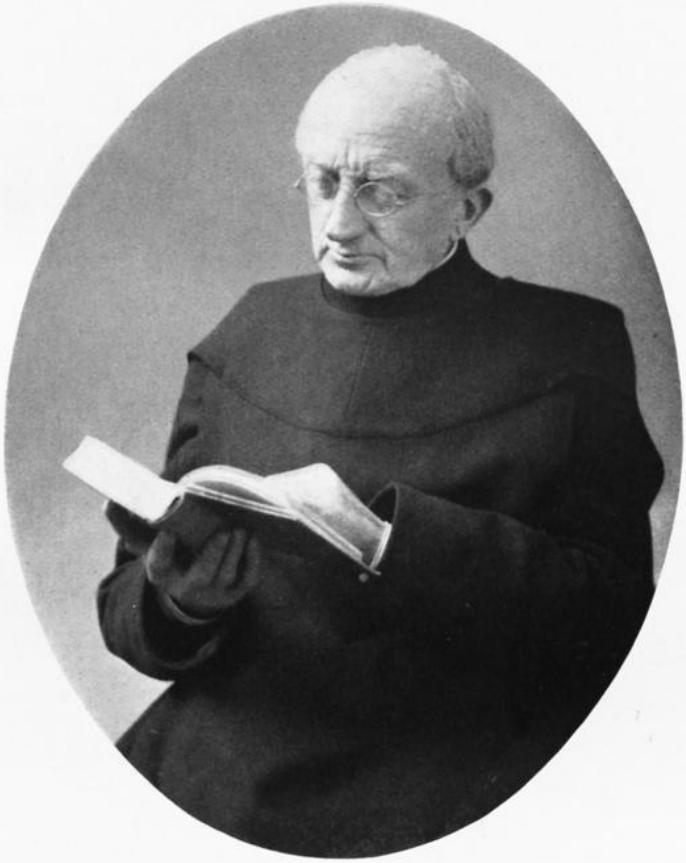
Mit den Reiseschilderungen Heers wetteifern die Wanderbücher Georg Baumbergers (geb. 1855 zu Kirchberg im Kanton St. Gallen). Wenige kennen sie und doch sind sie geeignet, die vielfach entartete Gattung der belletristischen Reisebeschreibung wieder zu Ehren zu bringen. Äußere Verhältnisse hatten ihn, ehe er noch die Gymnasialzeit vollendet hatte, genötigt, sich selbständig weiter zu bilden. Mit 27 Jahren entschloß er sich, die journalistische Laufbahn einzuschlagen. Das Geschick, das er als Redakteur des „Appenzeller Tagblatt" an den Tag legte, trug ihm 1886 die Leitung der „Ostschweiz", des katholischen Hauptorgans in St. Gallen, zu. Nachdem er diese Zeitung durch 18 Jahre mit Umsicht geleitet hatte, übernahm er 1904 die Chefredaktion der „Neuen Züricher Nachrichten", für die er neben großzügigen politischen Artikeln so manches Feuilleton schrieb, Skizzen über Land und Volk, Schilderungen größerer und kleinerer Ferienreisen. Nur auf Drängen seiner Freunde gab er diese Arbeiten in Buchform heraus. Es ist wahr, der saloppe Zeitungsstil macht sich in seinen Schriften zuweilen bemerkbar und nicht immer reichen die sprachlichen Ausdrucksmittel und das Gestaltungsvermögen aus, den Erlebnis-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

G. Baumberger
Vat. Rat

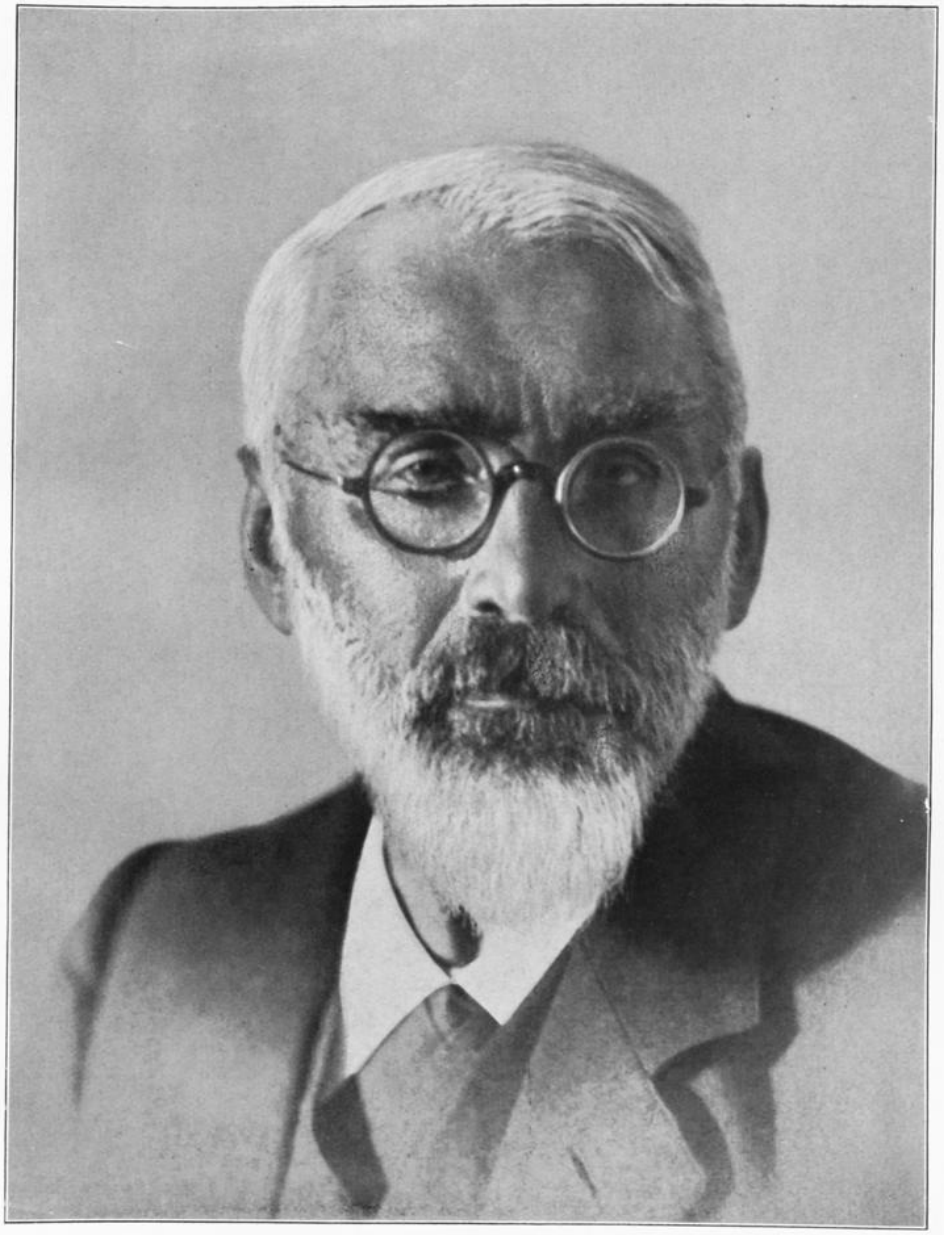
Phot. Anton Krenn, Zürich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Pater Maurus Carnot

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Jakob Boßhart.

Phot. C. Ruf, Zürich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehalt zu vermitteln, aber die treuherzige Art und die aufrichtige Begeisterung, mit der Baumberger alles sorgsam hegt und pflegt, was er Gutes und Schönes sieht und hört, die tut's einem an, auch wenn die Unterstützung durch die Macht des Wortes manchmal ausbleibt. Seine Schilderungen sind nicht wie so viele Reisebeschreibungen Kopien von Kopien, sondern zeigen eine eigenartige Auffassung des Alten wie des Neuen und atmen eine tief poetische Stimmung. Die Menschen, von denen er erzählt, sind aufs innigste mit der Landschaft verwachsen und von ihm in diesem warmen Zusammenhange gesehen. Durch das Gemisch von Land und Leuten geht die Weihe der Religion, nicht aufdringlich und unzart, sondern wie eine feine Luft, die alles durchdringt, alles verbindet und allem Odem gibt. Am liebsten weilt er bei denen, die abseits von dem Weltgetriebe stehen, und bei den Kindern, deren Psyche er nicht minder wie die seines Volkes kennt. Diesem erschließt sich voll sein warmes Gemüt und als ein glückliches Sonntagskind weiß er an allem eine gute Seite zu finden, die Welt in rosigem Lichte zu sehen und sie anderen so zu zeigen. Wohl redet er auch von den Drangsalen des Daseins, aber nie malt er grau in grau. Seine Menschen besinnen sich darauf, was an ihnen ewig ist, und man fühlt, daß „Hinter allem Winterleide liegt ein ferner Frühlingstag". Er hat seinen sonnenhellen Humor, mit dem er alles Leid vergoldet.

Vor allem ist es das Schweizervolk, dessen Charakter er am eingehendsten und liebevollsten betrachtet. Mit offenem Auge hat er seine schöne Heimat durchwandert und die gewonnenen Eindrücke in poesiereicher Sprache wiedergegeben, so daß der Schweizer sich an den Skizzen in Grüeß Gott (1899) und Aus sonnigen Tagen (1897) ergötzt, der Fremdling aber nach den hohen Bergen, den grünen Matten und dem treuherzigen Volke sich sehnt, das Baumberger in diesen Büchern so anschaulich geschildert hat. Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol brachte 1894 Questa la via; alles ist mit sicherem Stifte gezeichnet, die schönsten Punkte der Landschaft, die Leute bei der Arbeit, die Reisenden im Coupé und auf der Landstraße, der Bauer von Imst und die modernen Damen. Nach Krain, Istrien, Dalmatien und Montenegro führt uns Baumberger in dem Buche Blaues Meer und schwarze Berge (1909). Aber das folgende Juhu! Juhu (1910), des Autors schönstes Werk, bringt uns wieder in die Schweiz und meldet voll Humor, Frische, Natürlichkeit und Gemütsinnigkeit von dem Appenzeller Land und seinen Bewohnern. Im Flug an südliche Gestade (1908) brachte die Reiseeindrücke aus Spanien, Marokko und Italien, darunter einzigartige aus Rom. Im Banne von drei Königinnen (2 Bände, 1910) entrollt alte und neue Bilder aus Palästina, Ägypten und der Türkei. Zu dem Festbuche für die St. Galler Zentenarfeier hatte er den Beitrag St. Galler Land — St. Galler Volk beigesteuert, der 1903 in Buchform erschien und ein schönes Denkmal seiner Stimmungs- und Darstellungskunst ist. Hier offenbart sich seine Freude an alten Sitten und Bräuchen wie sein geschichtlicher Sinn, den er übrigens auch anderwärts in geistvollen und gerecht abwägenden historischen Exkursen über den Lauf der Zeiten und die Geschicke der Völker betätigt. Wie sehr er die Seele seines Volkes kennt, zeigte er auch in dem Festspiele „Die Appenzeller Freiheitskriege" (1906), das wiederholt aufgeführt wurde, und daß er mit seinem Volke fühle, bewies er mit seiner vortrefflichen Schrift über den seligen Nikolaus von der Flüe (1904), der in der Urschweiz hohe Verehrung genießt.

„Und ist mir, Vater, nichts geblieben, nicht Saat und Mahd von deinem Gut, so bleibt der Scholle doch mein Lieben, auf der dein Schweiß und Segen ruht. Wohl hab' ich Blumen oft gesegnet, wie Kindlein waren sie zu mir, doch wenn ein Bauer mir begegnet, entblöße ich mein Haupt — vor dir." So schreibt P. Maurus Carnot in seinem „Selbstporträt". Seine Liebe gilt seinem Graubünden, der heimatlichen Scholle. In der Schweiz ist außer Federer kein katholischer Dichter so bekannt, geehrt und bewundert wie dieser Benediktiner des Klosters Disentis. In den deutschen und österreichischen Gauen aber hat er bislang leider nur eine kleine Gemeinde und es war daher ein großes Verdienst des Goethe-Forschers Alois Stockmann, in einem mit Wärme und tief sich einfühlendem Verständnis geschriebenen Essay auf ihn auch in Kreisen aufmerksam gemacht zu haben, die von ihm noch wenig oder nichts gelesen haben. Schon vierzehn Jahre früher hat Carnot in dem bekannten Kritiker und Literarhistoriker Hermann Binder einen feinfühligen Herold seines poetischen Schaffens gefunden. Carnots Stärke liegt in der Lyrik; er kann an Stimmungsgehalt und Formschönheit wie auch an Tiefe, echtem Empfinden und Geschlossenheit der weltanschaulichen Auffassung getrost den Kampf mit den besten schweizerischen Lyrikern der Gegenwart aufnehmen. Was er an volkstümlichen Geschichten und historischen Skizzen bietet, ist mindestens ebenso kernhafte Heimatkunst wie die der beliebtesten schweizerischen Erzähler. Seine Dramen werden auf Schul- und Vereinsbühnen immer mit Erfolg gegeben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und erheben sich weit über den Durchschnitt der sogenannten guten und braven Vereins- und Familienschauspiele.

Carnot wurde 1865 in Samnaun, Kanton Graubünden, an der Grenze Tirols geboren, studierte nach Vollendung der Gymnasialjahre drei Jahre an der Universität in Innsbruck Philosophie und Theologie, trat dann in das Kloster Disentis (Desertina, Einöde) im bündnerischen Oberland ein, wurde 1888 zum Priester geweiht und wirkt seitdem als Lehrer der humanistischen Fächer an dem Stiftsgymnasium. Viele Ehrungen wurden ihm zu teil, darunter seitens des schweizerischen Bundesrates seine Ernennung zum Mitglied des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung. Unvergessen soll dem liebenswürdigen und bescheidenen Ordensmanne bleiben, was er in aufopfernder Mildtätigkeit notleidenden Österreichern in der Kriegs- zeit und Nachkriegszeit an Wohltaten erwiesen hat. Seine Muttersprache ist Deutsch. „Der Vater", erzählt er, „hat fehlerlose deutsche Briefe und Eingaben geschrieben, dabei aber auch Engadiner Romanisch gesprochen. Ich habe als Muttersprache das Deutsche geerbt, genauer gesagt: die Oberinntaler Mundart." Daneben aber spricht und schreibt Carnot mit gleicher Gewandtheit das Rhätoromanische und hat in diesem mindestens ebensoviel gedichtet wie in der deutschen Sprache.

Carnots dichterisches Erstlingswerk ist das für Schultheater und Dilettantenbühnen geschriebene Schauspiel Der Friedensengel (1900). Zwischen zwei mächtigen adeligen Familien in Urbino lebt Generationen hindurch Hader, der endlich durch das Auftreten des Enkels des von Feinden bedrängten Fürsten beigelegt wird. Das Stück ist reich an Handlung, Abwechslung, Verwicklungen, Spannung, an Ansätzen zu dramatisch wirksamen Effekten und, von edlem Idealismus getragen, geeignet, jugendliche Gemüter für die edelsten Tugenden zu begeistern. Freilich sind die Spuren des Anfängers allenthalben erkennbar; so insbesondere in der Zeichnung der Charaktere. Der Dichter stellt, wie Stockmann bemerkt, nur Engel und Teufel einander gegenüber; es fehlen die Übergänge und an diesem Mangel leiden noch mehr einige der späteren Dramen. Die Geschichte, Sage und Legende geben ihm den Stoff zu seinem dramatischen Schaffen und er weiß ihn wirksam zu gestalten. Eingestreute Lebenswahrheiten und anmutige Lieder, mannigfaltiger Wechsel von ruhig verlaufenden und leidenschaftlich erregten Szenen und der ernste Grundton werden Carnot stets ein dankbares Publikum sichern und auf dieses sittlich erhebend wirken. Und in der Tat haben die meisten von ihnen schon mehrere Auflagen erlebt; so die dramatische Legende Benantius (1902), das Trauerspiel Franz Pizarro (1903). Das die Feindesliebe verherrlichende Schauspiel Feurige Kohlen (1906), das Trauerspiel Der letzte Hohenstaufe (1907), das für Mädchenbühnen berechnete Schauspiel Paula von Rom (1911). In dem Schauspiele Das erste Heiligtum am Rhein (1923) stellt er in „sieben Bildern" die Gründung von Disentis dar.

Die Gründung dieses Klosters (612) bildet auch den Inhalt von Carnots erster Erzählung Sigisbert im rhätischen Tale (1901). „Den lieben Kindern" hat er darin mitgeteilt, wie der irische Mönch Sigisbert als einsamer Wanderer den Rhein herauf in das spätere Bünden kommt, die christliche Lehre verkündet und den Grund zu einem kulturellen Leben legt. Es überraschte, als Carnot nach dieser einfachen Geschichte mit den folgenden beiden Büchlein Steinbock und Adler und Bündnerblut (später beide vereinigt unter dem Titel „Geschichten aus dem Bündnerland") zwei der besten Leistungen schweizerischer Heimatkunst uns schenkte. Die erste spielt in der Zeit des Feldzuges, den Kaiser Maximilian I. im Jahre 1499 gegen die Eidgenossen und die mit ihnen verbündeten Graubündner unternahm, und hat den Graubündner Korsin zum Helden, der, genötigt, seine politische Gesinnung offen zu bekennen, trotz seiner Sympathie für das benachbarte Tirol durch eine verhängnisvolle Tat zeigt, daß ihm die Sache Graubündens am höchsten stehe. Braves „Bündnerblut" besitzt auch der Kommissär Silvester Wolf, der Held der gleichnamigen Erzählung, der des Landesverrates von seinen Landsleuten beschuldigt und hingerichtet wird. „Herr im Himmel!" ruft der Reiter, der die Unschuld Wolfs verkündet, „Bündner, ihr habt braves Bündnerblut vergossen." Von einem anderen Graubündner, dem General Demont (1907), erzählt Carnot in der nach dem Helden benannten Geschichte. Von brennendem Ehrgeiz erfüllt, opfert der hochstrebende Bündner Heimat, Elternhaus und Freunde, tritt in französische Dienste, bringt es zum General, kommt im Feldzuge gegen Österreich (1799) an der Spitze einer Armee in die Heimat und zwingt seine Landsleute zur Unterwerfung. Erschütternd werden die Leiden des gequälten Volkes geschildert, dem man trotz seiner tiefsten Erniedrigung die Bewunderung und Hochachtung nicht versagen kann. Mit psychologischem Feingefühl hat der Verfasser seinen Helden gezeichnet und ihn trotz seiner nicht zu billigenden Handlungsweise verständlich zu machen gesucht. Als letztes Vermächtnis läßt er ihn einem Freunde den Auftrag geben, das Bündner Oberland von ihm zu grüßen und dort zwei Gräber zu besuchen, das der Mutter und das seines Lehrers P. Basilius in Disentis.

Den allerbesten Werken Zahns und Heers können die drei meisterhaft aus der Geschichte Graubündens ausgewählten und dichterisch ausgestalteten Erzählungen in dem Sammelbande Wo die Bündnertannen rauschen (1913) an die Seite gestellt werden. Da sehen wir in der halb historischen, halb erdichteten Erzählung Der Kaplan von Selva das schwankende Suchen eines Priesterberufes durch allerlei Hemmungen hindurch, die aber überwunden werden, um ein Leben der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einfachsten und uneigennützigsten priesterlichen Entbehrungsarbeit und brüderlicher Liebe zu führen. Wuchtig geschildert, ungebrochen hart erzählt und geschichtlich echt erscheint Der wilde Mann. Diese Geschichte und Das Fräulein von Zerenz sind Graubündnergeschichten, die die schweren Volkskämpfe des Ober- und Unterlandes und dann die mit den Österreichern zum Hintergrund haben und je einen Ausschnitt aus der streitvollen Familiengeschichte der Planta und Salis in ausgezeichnet hingeworfenen und komponierten Szenen bieten. Mit Recht schrieb von diesen beiden Erzählungen ein Referent in der Schweizerischen Rundschau (1914): „Carnot kramt hier nicht mit den tiefen Kenntnissen aus der Geschichte seiner Heimat, wie es bei schlechten Erzählern zu befürchten ist. Er ist ein Meister und Dichter. Diese zwei Erzählungen spiegeln in wundervoller Poesie Bündnerland und Bündnerleute; noch nie ist mir der eigenartige Erdgeruch dieses tannenduftenden Hochlandes so zum Bewußtsein gekommen." Die zweite, literarisch sehr bedeutsame Geschichte erzählt von den wechselvollen Schicksalen Margaretas, der Tochter des eisenharten Peter von Planta, des strengen Landeshauptmanns von Veltlin. In das für Österreich verhängnisvolle Kriegsjahr 1859 führt die Titelerzählung des Novellenbandes Pulverhorn und Zither und andere Geschichten (1915). Der Tiroler Xaverl ist im Priesterseminar, verläßt es aber bei Ausbruch des Krieges, greift nach dem Pulverhorn und kämpft gegen die Italiener. Nach dem Kriege will er doch Priester werden, während seine Schwester den Militärarzt heiratet, der den verwundeten Priester behandelt. Die über das Grab hinaus bewahrte Treue einer jungen Schweizerin, der Wirtstochter Toni, verherrlicht die Kriegsgeschichte Das Recht der Toten. Aus den spärlichen historischen Grundlagen, die über Roswitha, ihre Persönlichkeit, ihre Zeit und Abstammung, ihr Dichten und Denken zu uns gekommen sind, hat Carnot in der Erzählung Roswitha (2. A. 1919) ein menschlich und dichterisch gelungenes Kulturbild geschaffen. Klösterliches Empfinden und Geistesverwandtschaft mit der bekannten mittelalterlichen Dichterin (S. 60) haben dem Dichter die Feder geführt, als er in anmutiger, warmherziger, wenn nötig bilderreicher Sprache das Leben und Schaffen seiner Heldin geschrieben hat. Wie zart klingt es, wenn er das kindliche und doch schon anhebende dichterische Wesen Roswithas also schildert: Die Äbtissin Gerberga führt sie an das offene Fenster und fragt: „Warum willst du Lieder machen?" „O, ich habe etwas in mir, und wenn ich das nicht lieben und üben kann, dann meine ich, ich könnte auch dem lieben Gott nicht ruhig und freudig dienen." Darauf Gerberga: „Kind, es ist gut, wenn man neben Hof und Acker noch ein Gärtchen hat. Dein Gärtchen ist die Poesie, das habe ich dir angesehen." Neben der hochgebildeten, klugen Äbtissin Gerberga treten auch ihre nahen Verwandten, die Ottonen, die Kaiserinnen Adelheid und Theophano und andere geschichtliche Persönlichkeiten auf. Und für den Humor sorgen die gelungenen komischen Figuren des Holzhackers und Hausmeisters und des trinkfesten alten Ritters Golf. Die verschiedenartigsten Geistes- und Charakteranlagen werden in diesem Buche mit psychologischer Feinheit und Menschenkenntnis gezeichnet. Mit der Erzählung Der Landrichter kehrt Carnot wieder in die Heimat zurück. Klaus Meißen, ein bäuerischer Emporkömmling, hat es durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten, aber noch mehr durch sein rücksichtsloses Strebertum zum Landammann, Landrichter, dann Landeshauptmann, schließlich zum unbeschränkten Gebieter des ganzen Bündner Oberlandes gebracht. Er ist ein Herrenmensch, gewalttätig, herzlos und hart bis zur Grausamkeit, wo es um Macht, Ehre, Reichtum und Ansehen geht, schreckt vor keinem Mittel zurück, wenn es gilt, einen lästigen Gegner zu beseitigen, den Widerstand des Volkes zu brechen, kurz, sein festgesetztes Ziel zu erreichen. Das ganze Volk zittert vor ihm. Aber er wird von seiner Höhe gestürzt. Er wird von der Gemeinde als Landesfeind und vogelfrei erklärt und fällt auf der Flucht nach Chur unter den Kugeln dreier seiner erbittertsten Feinde. Das ganze ist hinreißend, spannend und lebensvoll erzählt und es steckt, wie Stockmann bemerkt, darin mehr dramatische Kraft und Wucht, mehr Gelassenheit und Zielstrebigkeit als in Carnots Bühnenstücken. Später hat der Dichter die Erzählung dramatisiert, aber nicht in deutscher, sondern in seiner lieben rhätoromanischen Sprache, aus der es Caminada ins Deutsche übersetzte.

Zeigen schon die prosaepischen Dichtungen den gottbegnadeten, reich mit Phantasie begabten und sprachgewaltigen Poeten, so kommt dieser doch erst recht in seiner Lyrik zum Ausdruck. Sie ist echt menschlich, tief empfunden, nichts Gemachtes, Gekünsteltes und Gesuchtes haftet ihr an. Wie alle Lyrik nimmt sie ihre Stoffe aus der Natur und Jahreszeit, aus Liebe und Leid, aus Wald und Flur, aus dem eigenen Leben, aus der Jugendzeit, aus den Erfahrungen des Lehrers und Seelenhirten, immer nach dem Wahren und Schönen strebend, wunderbaren Stimmungszauber weckend und in den reinsten Tönen erklingend. Erst 1914 hat Carnot seine Gedichte der Öffentlichkeit übergeben (2. A. 1920). Sehr oft, insbesondere in der Abteilung „Herz und Heimat" hat er seiner Liebe, Verehrung und Dankbarkeit gegenüber seiner Mutter in formschönen Gedichten warmen Ausdruck gegeben. („Die Paradiesesgrenze"). Für seine „Balladen und Bilder", die den zweiten Teil des Bandes füllen, liefern ihm die Stoffe die Geschichte und Legende, die Bibel und die Feste des Kirchenjahres. Feierlich und getragen fluten die Verse in diesen Dichtungen dahin. Oft denkt der Dichter auch an Tod, Grab und Abschied von der Welt, aber nie in Klagen und bitterer Wehmut, und wie eine Rückschau auf sein eigenes Leben und Schaffen mutet sein Gedicht „Abendstimmung" an:

Von ferne klang die Abendglocke,
Weich wie ein Lied, vom Wind verweht;
Da schwand das Dorf wie eine Flocke,
Die am besonnten Strauch zergeht.

So war's, so wird's mir heute wieder:
Gespielt, gelebt, so lange Zeit.
Der Tag ist hin, die Sonne nieder,
Nun geht's feldein zur Ewigkeit.

Reich an lyrischen Stimmungen sind auch die Novellen Jakob Grüningers (geb. 1870 in St. Gallen). Aus lebhafter Anschauung entstanden seine Skizzen „Junges Volk" (1906)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und von köstlichem Humor erhellt sind seine „Wichtigen Leute“ (1910), gewissermaßen Enkelkinder der „Leute von Seldwyla“. Ernste und frohmutige Gedichte birgt das Bändchen „Rast und Unrast“ (1907) und mit „Hadrian von Bubenberg“ förderte Grüninger die erfreuliche Bewegung der Schweizer Volksspiele, die Arnold Otts (geb. 1840 zu Vevey, lebte als Arzt in Schaffhausen und Luzern, gest. 1910) herrliches Schauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ (1857) ins Leben rief. A. Ott war in seinen letzten Jahren der beliebteste Schweizer Dramatiker.

P. Adelo Zurkinden

Phot. Pfarrer Emil Dimmler.

Schon 1889 war sein von gesunder Romantik durchwobenes Volksschauspiel Agnes Bernauer erschienen und von den Meiningern aufgeführt worden. Starke Phantasie und Streben nach Bühnenwirkung, selbst auf Kosten einer folgerichtigen Führung der Geschehnisse und der Charaktere, kennzeichnen sein dramatisches Schaffen. Sturmbewegt ist sein Langobardendrama Rosamunde (1892), schwül die Hohenstaufentragödie Die Frangipani (1896), mißglückt St. Helena (1903) und auch die Sagentragödie Die Grabesstreiter (1897) und das soziale Drama Untergang (1898) leiden daran, daß der Dichter in der Ausmalung einzelner dramatischer Szenen schwelgt und darüber die gleichmäßige Ausgestaltung der einzelnen Teile des Ganzen aus dem Auge verliert.

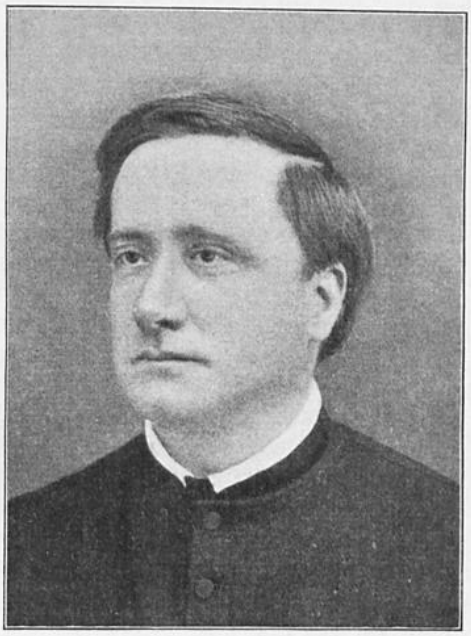
Von inniger Liebe zur Alpenheimat sind die Berggeschichten, die Odilo Zurkinden (geb. 1888 in Düdingen, Kt. Freiburg, Benediktiner in Disentis, Schwyz) unter dem Titel Wo der Adler haust (1917) veröffentlichte. Prächtige Schilderung der Natur und tiefchristlicher Inhalt machen die vier Erzählungen zu einem erquickenden Buch. Vorausgegangen war das Büchlein Wie der Herr so gut gewesen (1920), das in schlichter und doch in lebendiger Art gehaltene Erzählungen aus der Zeit Christi bietet. In den schönen Erzählungen Im Morgenrot (1916, 5. A 1925) wird der jugendliche Leser immer in Spannung gehalten und wirkliche Blumen, farbenreiche und leuchtende, hat er in dem Buche Blumen Gottes (1920) zu einem duftenden Strauße gebunden. An die Legenden des Mittelalters gemahnt die zarte Legende Sankta Maria.

Die große Liebe zu den Dingen und Menschen, die ein Dichter haben muß, offenbart sich in den Gedichten, die uns Fridolin Hofer in verschiedenen Zeitschriften und in der Sammlung „Stimmen aus der Stille“ (1907) schenkte. Er wurde 1861 in Meggen bei Luzern geboren, war Lehrer an verschiedenen Orten in der Schweiz, Erzieher in Florenz, Professor an der Universität in Pisa und lebt jetzt als Schriftsteller in Römerswil bei Luzern.

J. Hürbin (gest. 1912), der Verfasser eines „Handbuches der Schweizer Geschichte“ (1908), hat eine warmherzige Monographie über ihn geschrieben. Rege Phantasie, tiefes Gemüt, Unmittelbarkeit der Empfindung, ein feiner Humor, der an allem noch einen Schimmer von Güte und Schönheit sieht, das sind die Eigenschaften der Lyrik Hofers. Seine Lieder sind nicht anempfunden, nicht ein Nachhall anderer, sondern so eigenpersönlich wie die jener Sänger einer idealistischen, poetischen Vergangenheit; darum betätigt sich seine Kraft nicht in modernen Motiven und Formen. Er bepflanzt keine Gebiete, die ihm fremd sind. Ein einfaches Leben, eine gute Mutter, eine stille, reine Neigung, eine Aussprache mit Gott und dann sehr viel Freude an Natur und Heimat liefern ihm die Stoffe für seine Lyrik. Das Lied, im besonderen Sinn als Natur- und Heimatlied, wie auch das farbenfreudige und fein abgetönte Stimmungsbild bilden das ureigene Gebiet, auf dem er Meister ist („Apfelblüten“, „Kirschbaum im Gebirge“, „Der Regen“, „Daheim“, „Waldsommer“, „Mutter und Kind“). Er weiß aber auch kräftige Töne seiner Leier zu entlocken, wie mehrere Gedichte in dem Bande „Im Feld- und Firnlicht“ (1914) zeigen. Diesem folgten die Sammlungen „Daheim“ (1918) und „Neue Gedichte“ (1924).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dem Dichter von „Dreizehnlinden“ widmete der Benediktiner Leo Fischer seine „Dichtergrüße aus den Alpen“ (1889), Schilderungen aus der Alpenwelt, Romanzen, Balladen und Zeitgedichte, darunter manche Perle, im allgemeinen aber nicht so vollendet wie die Balladen und Lieder, die er 1892 unter dem Titel „Auf der Höhe“ an das Licht treten ließ. Hier offenbart sich am schönsten des Dichters Abgeklärtheit und Seelenfriede, der Reichtum und die Tiefe seiner Gedanken und die Gewandtheit, mit der er die Sprache wie die verschiedenen Vers- und Strophenformen zu meistern verstand.



Fischers Zartheit und Reinheit der Gesinnung, seine Liebe zur Kirche und Tiefe der Geschichtsauffassung sprechen aus der Ecclesia militans (1883), einem Zyklus historischer Gedichte, in denen er an hervorragenden Persönlichkeiten verschiedener Zeiten das Ringen und Kämpfen großer Männer darstellt. Neben diesen groß geschauten, in getragenem Stil geschriebenen Dichtungen blühen in duftiger Frische die Blumen aus dem Klostergarten (1886), treuherzige, geistliche Gesänge. Wanderers Weisen (1896) waren des Sängers letzte Gabe. Infolge des Stellen- und Wohnungswechsels der Eltern mußte er viel wandern. Er war 1855 in Vöslau bei Wien geboren, verbrachte seine Jugendjahre teils in Wien, teils in Schlesien, teils in Venedig. Hier trat er mit dem Vater zur katholischen Kirche über, machte in Mariaschein (Böhmen) seine Gymnasialstudien, oblag in Innsbruck den theologischen Studien, trat in das Kloster Gries (bei Bozen) ein, wirkte dann hier als Lehrer an der Stiftsschule und seit 1880 an der kantonalen Schule in Sarnen (Schweiz). Er verfaßte eine Reihe kunsthistorischer und germanistischer Schriften und wurde in voller Schaffenskraft während eines Ferienaufenthaltes in Boswil, Kanton Aargau, vom Tode überrascht (1896).

„Boßhart steht vor uns als ganzer Künstler, der nicht Literatur, sondern blutvolles Leben gibt, der zwar nicht die letzte religiöse Lösung geben konnte, aber eine so tiefe Menschenliebe und Güte, eine so tiefsittliche Gesinnung hatte, daß er auch von uns verehrt werden darf als ein Rufer in der Wüste.“ Mit diesen Worten schließt J. Zimmermann seinen tiefgründigen und mit Wärme geschriebenen Aufsatz über Jakob Boßhart und zeichnet damit treffend den Menschen und den Dichter. Nicht als Heimatkünstler wollte er gelten, sondern als Gestalter des Menschlichen. „Gewiß stellte ich oft Gestalten meiner Heimat in den Mittelpunkt meiner Erzählungen, aber es kommt mir viel weniger auf das Heimatliche als auf das Menschliche an; und da ich dieses in den Bauern unverfälschter und vor allem naiver als in den Städtern finde, so mache ich sie gern zu Trägern meiner Probleme und Handlungen.“ Er verwirklichte also die Aufgabe, die A. Bartels und Lienhard der Heimatkunst stellten (S. 1832). Seine Erzählungen sind ernst; „das Menschenleben mit allen seinen Verkettungen, mit seinem Suchen, Ringen und Finden, mit seiner Selbstsucht und Selbstlosigkeit, mit seiner Geldgier und seiner Hingabe, mit seiner kurzen Freude und seinem langen und tiefen Schmerz ist Boßharts Welt“ (Zimmermann). Oberflächlichen, eiligen Lesern wird schon der ruhige, sachliche Ton zu hausbacken scheinen. Sie werden Elan, Rhythmus, Wortkunst vermissen, weil nur dem langsamen, stillen Leser die reife, gehaltvolle Schönheit dieser schlichten, aus dem Volksleben geschöpften, markigen Sprache gefällt. Sie werden ferner den Mangel an „Problematischem“, das sich erotisch und philosophisch gebärdet, vermissen und die einfachen, starken Erlebnisse, die bei Boßhart über das Schicksal der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

religiöser Naturverehrung" sich zu eigen gemacht und über diese Weltanschauung ist er auch später nicht viel hinausgekommen. Sie steht unter dem Einflusse des Determinismus, aber er ahnt, freilich pantheistisch, in der Welt und im Menschenherzen etwas Göttliches. So sagt er einmal in einem Gedichte: „Mich hat als Kind das Wunder viel getroffen! Ich schlug es tot, weil's mir die Ruh' vergällt. Nun halt ich wieder Kinderaugen offen Und weiß, das Wunder ist der Grund der Welt." Und voll Sehnsucht ruft er in dem „Gebet an die Nacht": „Send' mit einer Sternenblüte, Die aus deinem Schleier fällt, Einen Funken Himmelsgüte In die Sehnsucht dieser Welt."

Im Lehrerseminar in Küßnacht bei Zürich wurde er zum Lehrer ausgebildet. Seit 1884 studierte er in Heidelberg, später in Paris und Zürich germanistische und romanische Philologie, wurde dann Lehrer an der Kantonsschule in Zürich, 1896—1899 am Staatsseminar in Küßnacht und 1899 Rektor des kantonalen Gymnasiums in Zürich. In dieser Zeit entstanden viele seiner Bücher. Infolge beruflicher Anstrengung brach er zusammen; er suchte, lungenleidend, Heilung in Ägypten, fand sie aber erst in Clavadel im Bündnerland. Die Gesundheit hielt nicht lange an; die Krankheit brach wieder aus und er zog sich 1916 nach Clavadel zurück und blieb dort, als Dichter unermüdlich tätig, bis ihn der Tod 1924 von seinem Leiden erlöste.

Seine „Gesammelten Erzählungen", dreißig Stücke umfassend und stofflich gruppiert, liegen in sechs Bänden vor. J. Zimmermann hat in seinem Aufsatze den Inhalt der Erzählungen skizziert und ethisch und künstlerisch beurteilt. Im Nebel heißt der erste Band. Der Titel dieser lehrreichen Erzählung hat nur Bezug auf die letzte der sechs im Inhalte ganz verschiedenen Erzählungen. Durch Nebel steigen zwei Menschen zur lichten Höhe. Dort fragt der eine: „Mich quält die Frage: „Geschah unsere Nebelfahrt in Freiheit oder Zwang?" Der andere antwortet: „Unter den Wolken geht man am Stabe der Freiheit, der ein Glaube ist. Über den Wolken herrscht Bindung und unendlicher Zusammenhang." Von den anderen Erzählungen bringt „Wenn's lenzt" vieles aus des Dichters Jugend und die rührende Geschichte von einer treuen Liebe zur verstorbenen Jugendfreundin. Eine erschütternde Tragödie von Bruderhaß und Leidenschaft ist die Geschichte „Der Grenzjäger". Eine düstere und unter dem Einflusse des Determinismus stehende Vererbungsgeschichte bringt „Professor Wendelin". Ein Beispiel von der Trostlosigkeit des Glaubenslosen zeigt das Schicksal von „Freund Paul". Das auch von anderen Dichtern behandelte Thema von dem Fluche, der auf dem Golde lastet, stellt die Geschichte „Vom Golde" dar. Der zweite Band, Vor dem Umsturz überschrieben, enthält zwei Geschichten aus dem alten Bern. Auf ihrem Untergrund leuchten die Feuer der französischen Revolution, die in der ersten Erzählung ihren Brand in ein stilles „Bergdorf", in der zweiten, „Die Barettlitochter" in die Stadt Bern wirft. In ihrer tragischen Stimmung verwandt sind die beiden folgenden Bände. Durch Schmerzen empor heißt der eine, Früh vollendet der andere. Der eine birgt das Glück, das aus Tränen und Leid endlich siegreich emporsteigt, der andere das Leid und die Tränen, die ein kurzes, glückliches Dasein beschließen. So umfaßt der Kreis der ersten Erzählungen die Menschenwege, die aus dem Dunkel ins Licht führen, und der Kreis der zweiten die Wege, die aus dem Licht ins Dunkel sich verlieren. Schicksalen, die ein langes, einsames Leben bis zur späten Erlösung verfolgen, folgen andere, die ein kurzes, kindheitseliges Dasein aus Hoffnung und Jubel tödlich in den Abgrund reißen. Sie haben manches gemeinsam mit den Erlebnissen, die die Novellen des sechsten Bandes erzählen. Sie tragen die Inschrift Opfer (1920) und zeigen ein Hinauswachsen des Dichters über den Schicksalsgedanken. Es sind Opfer derer, die mit dem Preis ihres Lebens den Haß und den Kampf des anderen bezahlen. „Wo man Haß begräbt, wächst Liebe aus dem Grab." Kinder, deren Glück der verschieden gerichtete Wille der Eltern zertrümmert, Greise, die der Ansturm der Jugend erbarmungslos aus dem Weg stößt, Arme, die zum Spielball der Mächtigen werden, und alle, die als Besiegte das Dasein verlassen. So erkennt die Frau in der Novelle „Nimrod", daß „unsere Erde ein einziger Opferstein ist" und daß nur eine Opferung vor dem Gewissen standhält, „die selbstlose Hingabe an andere". Künstlerisch am vollendetsten ist die Dorfgeschichte „Der Böse", die durch die prachtvolle Steigerung, die eigenartige Mischung von Realistik und Romantik und virtuose Einkleidung an K. F. Meyers beste Kunstleistungen erinnert. „Ausgedient" darf man zu den erschütternden Tier- und Kindergeschichten unserer Literatur rechnen. Ergreifend wirkt die Novelle „Ein Erbteil". Eines Knechtleins schwerer Weg vom ererbten schlechten Namen zum selbst geschaffenen guten. Sohn eines Raubmörders, bei Fremden aufgewachsen, vom Dorf verhöhnt, verachtet und gemieden, ringt er sich aus Verzweiflung, Trunksucht und Liebesjammer zum besten Menschen durch. Diese Erzählung wie auch „Der Kuhhandel" und die rührende Geschichte von der armen, dummen Dödeli, der die opferstarke Mutterliebe alles tragen hilft, zeichnen in lebhaft bewegter Handlung eine Fülle urwüchsig-echter Bauerngestalten, die an J. Gotthelf erinnern. „Heimat" heißt im fünften Bande, der den Titel „Erdschollen" trägt, die erste Erzählung und jede dieser in ihm enthaltenen, meist kurzen Geschichten zeigt, daß alles der Erde Entwachsene Liebe und Leid erfährt. In allen zeigt sich das Erdgewachsene von Boßharts Erzählungskunst. Von dramatischer Wucht ist die Novelle „Schweizer", die eine ergreifende Episode aus der Schlacht bei Marignano bringt und die Begegnung zweier Brüder auf dem Schlachtfelde schildert.

Außer den in der genannten Sammlung enthaltenen Novellen hat uns Boßhart auch orientalische Märchen geschenkt, die er als Träume der Wüste bezeichnet. Wenn auch die orientalische Szenerie, zu der sein Aufenthalt in Ägypten die Anregung gegeben hat, viel zu der starken Wirkung dieser neun Geschichten beiträgt, so ist diese doch hauptsächlich in den darin ausgesprochenen Gedanken Boßharts begründet. Diese sind elementaren Charakters. Die Liebe in ihren hauptsächlichen Stufungen: als die alles auch den Tod überwindende Zuneigung zwischen den Geschlechtern, als Gefühl der Mutter, der um des Kindes willen keine Qual, kein Opfer zu groß ist, als Menschenliebe, die nötig ist, um des Lebens unter Menschen froh zu werden, nimmt die Hälfte des Erzählten ein. Das Verhängnis menschlicher Schuld spielt eben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen entscheiden, eindeutig und deshalb langweilig finden. Nicht für solche Leser, sondern für tief veranlagte hat er geschrieben.

Dieselbe Sicherheit, die wir in der Führung seines Lebens beobachten, läßt den Dichter auch sofort den Boden gewinnen, auf dem sich seine Kunst am fruchtbarsten entwickeln konnte: die heimatliche Scholle. Bauerngeschichten sind es, die er mit Vorliebe erzählt. Zu den Bauern gehört er selbst, ihre Art kennt er bis in die letzte Falte, ihre Arbeit bis zum letzten Handgriff, ihr ganzes Dasein und Leben vom Morgen bis zum Abend, von der Geburt bis zum Grabe. Und darum kann er auch wirkliche Bauern zeichnen. Er gibt ihnen weder das Glatte, Salonhafte, das wir aus der Ganghoferzeit kennen, noch das Düstere, das der Naturalismus gewollt hat. Er bemüht sich, lebenswahr und wirklichkeitsnahe zu sein, und diese Wirklichkeit mit jenem leisen, verklärenden Schein zu umgeben, den die Kunst den Menschen und Dingen verleiht. Die Darstellung ist durchaus realistisch, auch im Stil. Metaphern und Vergleiche, ganz dem bäuerlichen Gesichtskreis entnommen, geben eine prachtvolle, derbe Anschaulichkeit. Künstlerisch bedeutungsvoller ist die innere Einheit der Geschichten. Die Zustandsschilderung überwuchert nie die Charaktere und erstickt nie die Handlung. Alles formt sich, ohne willkürlich gebogen zu werden, mit Notwendigkeit und jedesmal ist es ein Stück Leben, das sich von selbst zum Kunstwerk rundet. Und was er hier gestaltet, ist ein Stück von unserem eigenen Leben; was da an Lebenshärte über seine Figuren hereinbricht, das kann uns alle treffen, weil es durch Schicksal, eigene oder fremde Herzenshärte drohend über dem Leben steht. Nur selten durchsonnt der Humor die Tragik seiner Geschichten. Dennoch sind sie voll Sonne; denn durch alle leuchtet der starke männliche Glaube an den Sieg und die Sendung des Guten. Immer fühlen wir das tiefe und innerliche Mitleid und die Liebe, die dem edlen Herzen des Dichters zu allem Geschöpflichen entquillt. „Denn“, sagt er, „nichts Hehreres wurde unter dem Himmel hervorgebracht als die Menschlichkeit.“ Boßhart fühlt sich verantwortlich für die Bewahrung der Herzensgüte in der Menschheit, für die unbedingte Wahrhaftigkeit der Gesinnung, für die Hingabe an andere, für eine Hingabe, die „mit sich selber zahlt“. Dadurch kommt er, so ferne er auch dem Glaubensinhalte des Christentums steht, doch seiner Ethik sehr nahe.

In dem Schmerze sieht Boßhart, wie Federer, die Triebkraft, die den Menschen von seiner Enge und Härte befreit, ihn tiefer nachdenken und empfinden läßt und zu einem edleren und selbstloseren Menschentum emporhebt. Durch den tiefen Ernst seiner Kunstauffassung und Weltanschauung, durch die bedeutsame psychologische Erfassung des Menschlichen an sich, für das der Mensch der Schweizer Heimat nur das lebendige Beispiel abgibt, wirkt Boßhart, vielleicht unbewußt, auch als Erzieher. Das Phänomenale, Natur- und Schicksalhafte, das Dämonisch-Ethische, das Rhythmische, fast Gesetzmäßige, das seinen Gestalten anhaftet, ist letzterdings das Menschliche. Menschenkenntnis, Beherrschung des Technischen, tiefschürfende Seelenkunde, die den geheimsten Verästlungen liebevoll nachgeht, all das ist ihm in hohem Maße eigen.

„Durch Schmerzen empor“ ist eine der Novellen Boßharts betitelt. Und reich an Schmerzen war sein Leben, aber sie konnten ihn nicht unterkriegen, sondern hoben ihn empor. Er wurde 1862 auf dem Bauernhof Stürzikon bei Embrach im Thurgau geboren. „Während der ersten Schulzeit,“ erzählt er, „war ich ein seltsames Gemisch von Wildheit und Verträumtheit. Beim Spiel und unter Kameraden konnte ich einer der ausgelassensten und wildesten sein, auf dem Hofe gab ich mich gern der Beschaulichkeit und Träumerei hin. . . . Die Einsamkeit des Hofes und das häufige Alleinsein hatten aber noch eine andere Wirkung. Ich wurde, je mehr ich erwachte, um so mehr auf mich selbst angewiesen und auf mich zurückgeworfen und war schon mit zehn Jahren ein eigentlicher Grübler, was ich aber sorglich für mich behielt, wie freigebig ich mit meinen Phantasiegebilden war. Das erste große Problem, das mich packte und seit dem zehnten Jahre zerquälte, war das des Todes. Bald kamen auch religiöse Fragen an die Reihe, denen ich mit großem Radikalismus entgegentrat, besonders seit ich den Religionsunterricht eines wortgläubigen Pfarrers besuchte.“ Vom 12. bis 15. Lebensjahr besuchte Boßhart die Sekundarschule in Bassersdorf, das eine Stunde von seinem Geburtsorte entfernt ist. „Auf dem langen, im Winter sehr beschwerlichen Schulwege hatte meine Phantasie reichlich Zeit, ihre Schwingen zu üben. Auch die ersten Verse entstanden damals. Was ich hauptsächlich in eine Form zu bringen suchte, waren die volkstümlichen Sagen und Geistergeschichten, die sich an einzelne Stellen der Gegend, vor allem an die alte, stellenweise noch immer brauchbare Römerstraße knüpfen, die einen Teil des Hofes durchschneidet. — Es entstanden ganze Romane.“ Schon damals hat Boßhart mit den religiösen Vorstellungen seiner Knabenjahre gebrochen und eine „Art

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

falls eine bedeutende Rolle und die Idee der Selbstüberwindung wird an einem abenteuerreichen Beispiel aufgezeigt. Nur der, heißt es in dem „Märchen der Wüste", wird die Wüste des Lebens überwinden, der den Haß, den Mord nicht will und den Frieden im tiefsten Herzen trägt. Und alles das ist in die Lebensform der Bewohner Nordafrikas eingesenkt und wirkt in dieser primitiven Gestalt eindeutig und voller Nachhall.

Neben der Heerstraße (1923) ist ein anderer Band Erzählungen, die zeigen, daß Boßhart in seiner kraftvollen Art noch gewachsen ist. Er begibt sich hier abseits vom alltäglichen Leben und geht in seiner psychologisch tiefen Art den verschiedensten Charakteren nach. Da zeichnet er im „Briggl" einen Stotterer, der sich vor der Tücke des Bruders und der Geliebten als Einsiedler in den Wald zurückzieht, inmitten der friedlichen Natur seinen Gott wiederfindet, und als ein heiterer Mensch sein Leben beschließt. Ein Bild der Gegenwart bietet die Novelle „Niedergang", indem sie einen achtbaren Dorfpräsidenten unter Einsetzung seines Lebens verhindern läßt, daß sein Sohn schmuggelt wie alle Dörfler. Wie die Liebe bewirkt, daß einem Bauern die Arbeit statt eines Fluches zum Feste wird, zeigt die Novelle „Der Festbauer". In düsteren Farben gehalten sind die anderen drei Geschichten, von denen die letzte „Der Friedensapostel" erzählt, wie ein Mann, der sich aus lauteren Motiven immer mehr in pazifistische Ideen verrennt, von Volksverhetzern mißbraucht wird, einen Schutzmann erschießt und sich dann unter dem Drucke des Widerspruches zwischen seinen Gedanken und seiner Tat selbst dem Gerichte stellt.

Aus dem Nachlasse Boßharts erschienen zwei Bände Erzählungen, Die Entscheidung (aus der Zeit von 1909 bis 1922, 12 Stücke) heißt der eine, Auf der Römerstraße (1926) der andere. Sie lernen uns Boßharts Art von keiner neuen Seite kennen. Manchen fehlt noch die letzte Feile, aber überall sehen wir seine Formstrenge und einprägsame Schilderungskunst und seinen psychologischen Scharfblick. Wertvoll für die Kenntnis seines Werdens ist der zweite Band, der Jugenderinnerungen des Dichters bringt.

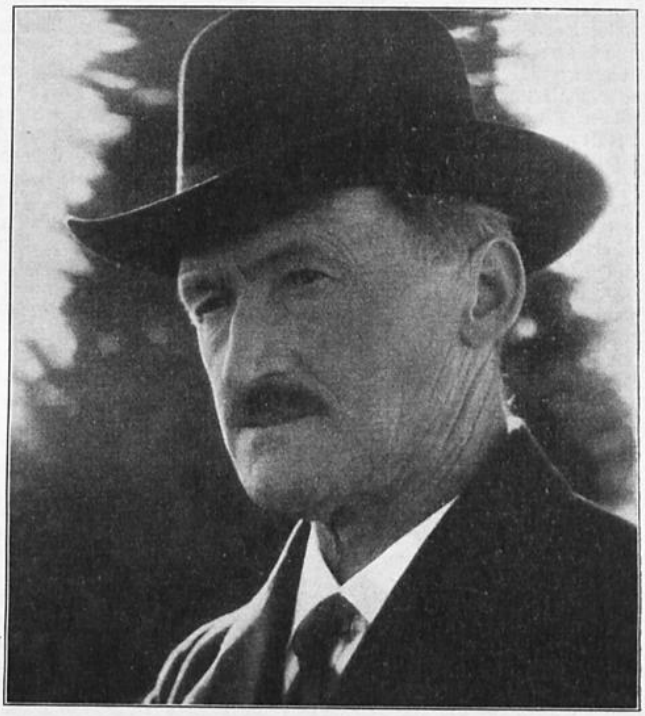
Ein Rufer der Wüste ist der Titel des einzigen Romans, den Boßhart geschrieben hat. Es ist ein Entwicklungsroman, dessen Held, der junge Reinhard Stapfer, aus der Enge der Heimat hinauszieht in die seelenlose Welt der Gegenwart voll Sehnsucht, das Menschentum kennen zu lernen. Bald erlebt er Enttäuschungen. Es begegnet ihm Manderli, der verbummelte Student und Gottsucher, er lernt den Enzio Kraus, einen Buddhisten und Menschheitsleugner, dann Enterbte, die ihr Kreuz nur tragen, um andere daran zu schlagen, und Frauen kennen, die unter der Gefühlshärte ihrer Männer leiden, und kommt, überall enttäuscht, schließlich zur Erkenntnis: „Sogar der Gletscher muß sich auflösen, sich im ewigen Selbstopfer selber verneinen, um ein Bach, ein Landsegen zu werden! Das ist jetzt mein Menschheitsglaube." Von diesem den Nächsten liebenden Glauben zur Tat getrieben, geht er in das „Hundertseelenhaus", in die Mietskaserne; er sieht die Not der Bedrückten, leidet unter der Macht der entseelten Arbeit, erfährt bald, daß auch hier Haß und Selbstsucht herrschen, wird, um aufklärend und helfend eingreifen zu können, zum Arbeitsführer, gilt aber bald als „Verräter" und sinkt unter dem Schlage verbrecherischer Führer zusammen. Sterbend verlangt er heim zur Scholle. Das Buch, ein Schweizerroman und ein Zeitroman großen Stils, voll ethischer Kraft und Wahrheit, ist reich an ergreifenden Erlebnissen und erhebenden Gedanken, künstlerisch aber steht er hinter den Novellen zurück. Offensichtlich vertritt der Verfasser selbst die Stelle eines Rufers in der Wüste unserer jetzigen nach Besitz, Genuß, Gewalt heischenden, selbstsüchtigen und selbstbetonten Menschheit. Das Buch leuchtet hinein in alle Schichten und Stände, besonders in die der Industrie- und Großkaufmannskreise, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, der Geschäftsmänner und der Politiker, der Bauern und Schollenbesitzer, des vornehmen aristokratischen Adels und der Lebewelt. Der Held aber, von guter, jedoch wenig kraftvoller Gesinnung, tastet nur auf äußeren und inneren Berufswegen, bis er, vereinzelt dastehend, als eine Art Märtyrer seiner noch gar nicht festgeschlossenen Überzeugung den Gewalttod stirbt. Ein starker Zug zu Christus leuchtet aus dem Ganzen hervor, aber die Herausgestaltung der über alles segensvollen Wesenheit seiner Lehre fehlt. In der Gestalt des einsam ringenden Helden verkörpert sich der Idealismus des Dichters, es ist die Einsicht, das Gewissen und der neue Wille, der mitten im Zerfall der materialistischen Vorkriegszeit erwachte, aber vereinzelt und tragisch wirkungslos blieb.

Wie die Erzählungen hat auch Boßharts Lyrik bei aller Sehnsucht fast immer einen ethischen Unterton und strebt aus dem Leidverhalt nach stiller, männlicher Bejahung des Lebens. Es ist kostbare Gedankenlyrik, was uns seine Gedichte bieten.

„Ein Bauernbrevier" nennt H. Kaegi seine vortreffliche Auswahl aus den Werken Huggenbergers, die er unter dem Titel „Vom Segen der Scholle" herausgab (1928) und mit einer ganz aus den Gaben des Dichters geschöpften Biographie und Würdigung bereicherte. Alfred Huggenberger ist ein eigentlicher Bauerndichter; er verdient diesen Namen im besonderen Sinne, denn er ist tief verwurzelt mit der Ackerscholle, er ist ja Bauer seinem Wesen nach und von Berufs wegen und Dichter zugleich. Aus dieser Echtheit und Erlebtheit stammen seine Vorzüge, das gibt auch seinen Dichtungen den herben, erdigen Geruch der Scholle. „Geschichten", schrieb er einmal an Anselma Heine, „habe ich eigentlich zu schreiben angefangen aus Ärger darüber, daß so viele Bauerngeschichten zu schreiben anfangen, die gar nichts von uns wissen. Man kann uns nicht aus Distanz studieren. Das Letzte, Innerlichste muß man erlebt haben." Er wurde 1867 in Bewangen geboren und lebt jetzt auf seinem Gute in Gerlikon bei Frauenfeld. Schwer hat er es gehabt, ehe er da geruhig sitzen konnte. In sehr armen bäuerlichen Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hältnissen aufgewachsen, mußte er arbeiten wie ein Knecht, um durchzukommen. Er besuchte die Volksschule, die aber im Sommer zugunsten der Feldarbeit vernachlässigt wurde. Durch Schiller, dessen Schriften in der Schweiz sehr verbreitet sind, angeregt, faßte er schon mit 16 Jahren den Plan zu historischen Dramen; daraus wurde freilich nichts, aber ein selbstgezimmertes Lustspiel wurde von Bauernburschen aufgeführt. „Dabei merkte ich, daß mir das Reimemachen leidlich ging, und nun fing ich an, neben der Arbeit auf dem Felde Verse zu schmieden." Ein Lehrer machte ihm die Benützung der thurgauischen Bibliothek möglich. Er versuchte sich in Schwänken, Dramen und Gedichten, auf die er aber selbst nichts hielt. Immer blieb er in seinem Dichten in dem Bauernmilieu und wie damals hat er auch später kluger Weise nur dieses beschränkte Feld, aber sorgfältig und gründlich für sein Dichten ausgenützt und sich nie auf Gebiete gewagt, deren Bebauung er nicht versteht. Und diese Übereinstimmung zwischen Werk und Mensch, Anschauung, Leben und Darstellen ist es, die seine Dichtungen so erquicklich machen. Wiederholt finden wir in ihnen Aussprüche, die eine tiefe religiöse Überzeugung bekunden, im allgemeinen aber ist seine Weltanschauung eine verschwommene, indifferente, und daß er es mit gewissen Dingen nicht genau, ja recht leicht nimmt, darf nicht verschwiegen werden.



Adolf Huggenberger

Zuerst trat er mit lyrischen Gedichten auf den Plan. Hinterm Pflug (1911) heißt sein erster Gedichtband. In mannhafter, einfacher, gefühlvoller Weise, in quellendem Rhythmus und mit künstlerischem Takte, der ihn nie zu viel und nie zu wenig sagen läßt, singt er von dem Leben des Bauern mit seinen Arbeiten und Sorgen, Leiden und Freuden; hin und wieder tauchen auch Erinnerungen an vergessene Großtaten der Väter und Ahnen auf, bestehend in der Urbarmachung von Wüsteneien oder in Kämpfen um die Freiheit der Scholle. Er liebt seinen Beruf trotz des kargen und lastenreichen Lebens, das er bietet, denn: „Leis' legt sich auf den Pfad der Mühe des Glückes hoher Schein", worunter er nicht das Glück des Wohlstandes, sondern weit eher das Glück redlicher Pflichterfüllung und eines mit der Natur in enger Beziehung stehenden Mannes versteht („Weggefährten", „Wir Bauern"). Huggenberger versteht vor anderem die Natur, die ihn umgibt, doch sein freies, menschliches Empfinden greift weitere, tiefere, rein menschliche Probleme auf. Das gilt besonders von den Gedichten, die er in dem Bande Die Stille der Felder (1913) unter den Überschriften „Mein Rosengarten", „Jugend" und „Nachdenkliches Bilderbuch" zusammengefaßt hat. Diese Gedichte sind männlich reife Kunst, manchmal spröd und eckig, manchmal weich, zart, wenn der Herbst übers Land gegangen ist und man an seiner lieben Hand sich leise bescheiden lernt. Und mit bäuerlicher Sicherheit wählt er seine Bilder vom Handwerk des Ackersmannes her, etwa den seltenen Pflüger, der im Nordwind beharrlich das Schneefeld furcht, beharrlich und furchtlos, wie der Mensch, der baut und baut, und nur eine Spur im Schnee zurücklassen wird. Nichts Neues ist über die Gedichtbände Wenn der Märzwind weht (1920) und Lebenstreue (1923) zu sagen. Er ist geblieben, was er geworden, ein Wärter der Natur, der achthat auf neues Säen, Wachsen und Blühen, und zwar immer reiner, schlichter und geheimnisvoller. Bei allem Ernste sind die Gedichte von goldenem Humor durchsonnt und in der Mundart gab er ein Bändchen humoristischer Gedichte heraus 1923. In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

artigen Reimen nach der Art von W. Busch erzählt er mit Hans Witzig in dem Büchlein „Der Hochzeitsschmaus", in köstlicher Erfindergabe Abenteuer auf Abenteuer aneinander reihend, von den Schicksalen und Leiden der Heiratskandidatur eines Witwers, bis endlich das Hochzeitsmahl das lustige Drama schließt. Kein glücklicher Gedanke war es, daß beide Dichter in dem Bande Jochums erste und letzte Liebe (1922) in einem umfangreichen Bande nochmals W. Busch nachahmten.

Seinen Ruhm verdankt der Volksdichter Huggenberger seinen Romanen, in denen seine erdgeborene Kraft, das Erlebnis der Scholle, seine herbe Gestaltungskraft den Sieg errungen haben. Schwere Arbeit liegt unter seinen Erzählungen. Das „Reimemachen" war ihm leicht, schwer aber, eine gute Prosa zu schreiben. „Nach schwerem Ringen fand ich mich auch in der Prosa nach und nach zurecht." Am liebsten schildert er Lebensläufe, Umwege braver, zeitweilig verirrter Menschen zu ihrem bürgerlich einwandfreien, ethisch wohl begründeten Ziel. So finden wir unter den sechs Erzählungen des Bandes Von den kleinen Leuten (1910) die Geschichte von „Daniel Pfund", einem Knechte, der zweimal an der Liebe scheitert, beide Male aus Bravheit. Ein Kunstwerk ist Das Ebenhäch (1912). Es ist dies ein großes Stück Land, Weiler, Dörfer und Höfe, in denen die Leute daheim sind, von denen in den fünf Geschichten des Bandes erzählt wird. Der Reiz liegt in der knapp gefaßten Charakteristik der Figuren und Verhältnisse, die realistische Schilderung mit vornehmer Enthaltsamkeit zu verbinden weiß. So heißt es in der Erzählung „Die Heuerin" von der Heldin kurz: „Sie mochte Neunzehn oder Zwanzig zählen, hatte dicke, gelbe Zöpfe und volle Wangen." Aber dieses Mädchen, das zum Heuen geworben ist, bringt das Blut des 49jährigen, glücklich verheirateten Bauern in Unruhe. „Es ist wohl besser, daß ich jetzt gehe," sagt die schöne Heuerin am letzten Tage. „Für das Liebsein danke ich Euch." Und er: „Ich kam so weit, daß ich daran dachte, ihr nachzulaufen, da hörte ich ein Rind im Stalle brüllen. Das brachte mich zur Besinnung." Einen Roman nennt Huggenberger sein Buch Die Bauern von Steig (1913), aber eigentlich ist es mehr Erlebnis und Dichtung, Beschauliches, Nachdenkliches, tägliche Sorgen und Freuden, die von der Lebensgeschichte eines Waisenknaben zusammengehalten werden. Der Dichter erzählt vom Dorfe Steig, bei dem die Oberdörfler „eine Idee haben". Auch der Icherzähler des Buches selber hat eine Idee; den Stelzenhof, ehemals seines Vaters Besitz. Wie er nun aus hilfloser Armut und Erniedrigung auf dieses Ziel losgeht und ihm zugeführt wird, schildert dieser Ichroman. In der Gestalt des Gideon Reich hat uns der Verfasser seinen eigenen Entwicklungsgang aus harter Bauernjugend, gefördert durch seinen Bruder, der Lehrer geworden war, zum Dichter und zum werktätigen Bauern beschrieben. Aber nicht nur das, er gibt auch ein klares und warmes Bild von dem Kleinleben der Bauern, von ihrem Lieben und Hassen, ihrer Gemütsart, ihrem Stolze, ihrer Zielsicherheit, ihrem Schaffen und Erleben, und alles ist voll sonnigen Humors. Dabei werden aber auch Verhältnisse sehr delikater Natur berührt und mit der Lebensphilosophie des grübelnden Helden, zumal in religiösen Dingen, können wir uns nicht befreunden. „Neue Erzählungen" aus dem bäuerlichen Leben bringt der Band Dorfgenossen (1914), dessen Inhalt zwar an die früheren anklingt, aber wieder gutes Hausbrot gibt. Von bester Beobachtung des Bauernvolkes zeugt auch Die Geschichte des Heinrich Lenz (1916). Der alte Wegknecht Martin Lenz hat auf seinen Sohn Heinrich den grimmigsten Haß gegen das Nachbardorf Kasparhub vererbt. Dieser handelt denn auch im Geiste seines Vaters, gerät aber in Not und Schulden, bis er zuletzt geläutert und ernüchtert mit seiner Sabine sich zusammenfindet. Von der Religion als einer treibenden Lebenskraft ist leider nichts zu merken und doch sollte sie in einer Dorfgeschichte nicht unbeachtet bleiben. Hundertmal abgewandelte Motive sind es, die Huggenberger in den fünf Novellen des Bandes Die heimliche Macht (1919) behandelt. Liebe, die einen Umweg macht, Liebe, die heimliche Macht, die die Liebenden dennoch zusammenführt, und Liebe, deren Un- und Mißgeschick vereinsamt, bildet den Inhalt dieser Geschichten. Die dichterische Innigkeit, mit der Huggenberger sie erfüllt, allein ist es, die dem Buche viele Leser gewinnt. Höher werten wir die Erzählungen des Bandes Die Frauen von Siebenacker und die Erzählung Der Kampf mit dem Leben (beide 1926).

Als schweizerischer Naturalist wurde Paul Ilg (geb. 1875 in Salenstein, lebt in Überlingen a. B.) von Faesi bezeichnet und in der Tat steht er Hauptmann und Zola näher als Gottfried Keller, der für so viele schweizerische Dichter Vorbild ist. Ilgs bewundernswerte Gestaltungskraft und ungewöhnliche Vertiefung sind stark an Modell und Selbsterlebnis gebunden, so daß seine Bücher zu den persönlichsten der Romanliteratur gehören. Seine Darstellungsart ist fesselnd, oft herb, nie sentimental, reich an Vergleichen, zuweilen freilich manieriert durch die allzu starke Pathetik, der Rhythmus der Sprache und die Kunst intimster Naturschilderung und Naturbeseelung verraten den hochbegabten Dichter, der Inhalt aber der meisten seiner Bücher wirkt durch Brutalität und Sinnlichkeit des behandelten Stoffes nicht sittlich erhebend. Seine Weltanschauung ist eine pessimistisch bittere. Die Helden seiner ersten Romane sind sozial von unten Kommende, auf sich selbst angewiesen, aber von heftigem Lebensdrang erfüllt, Arme, die in die oberen Schichten gelangen, materielles Glück und Macht an sich reißen wollen, dabei aber enttäuscht werden und zumeist durch Selbstmord enden.

Mit Skizzen und Gedichten (1902), denen 1907 wieder ein Gedichtband folgte, hatte er sich in die Literatur schon eingeführt, als er seinen Roman Lebensdrang (1905) veröffentlichte. Sein Werk, dessen Handlung in der aufblühenden Großstadt Zürich zur Zeit der wilden Bodenspekulationen spielt und der Schweiz ihren ersten modern-realistischen Roman von Bedeutung gab, ist von jener Kampfstimmung getragen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie sie im Sturmwind der Probleme entsteht. Die Prägnanz und Straffheit in der Führung der Handlung, das Feuer in der Entwicklung und die Aufgeregtheit des Stils überraschten. Martin Link, der uneheliche Sohn einer armen Schneiderin, ist jung und voll von Drang und Durst nach Lebensglück. Er wird Schreiber bei dem rohen, fast vertierten Wirt und Spekulanten Maag und gewinnt die Liebe von dessen noch schönen Frau. Die Stellung Martins scheint unhaltbar zu werden, als die Tochter des Hauses, Emmi, aus der Pension zurückkehrt und die Verhältnisse durchschaut. Doch ist er in diesem Augenblick bereits Herr der Situation. Maag droht wegen Betruges Prozeß und Zuchthaus, und nur Martins Zeugnis kann dies abwenden. Er läßt es sich um die Hand Emmis erkaufen, gewinnt ihre Liebe und macht sich mit ihr davon, um nach günstiger Erledigung des Prozesses zur Trauung zu schreiten. Unterdessen sind in der den Sachverhalt ahnenden Frau Klara Haß und Ekel so weit gestiegen, daß sie sich ihres ganz verkommenen Mannes durch Mord entledigt. Nun allein stehend, widersetzt sie sich nicht der Verbindung der Zurückkehrenden, „um in den Herzen der Kinder vielleicht ein freundliches Asyl sich zu schaffen, „das grüne Eiland im Schiffbruch ihres Lebens." Man kann sagen, daß erst jetzt, auf Grund dieser Handlung, ein Problem gewachsen sei. Wir fragen uns, ob Martin, nachdem er in den Besitz so rücksichtslos erstrebter Lebensgüter gelangt ist, von ihnen einen besseren Gebrauch machen oder ob er wie die anderen ihrer Tyrannei erliegen wird. Sittlich erhebend wirkt der Roman nicht und auch nicht der folgende, Der Landstörtzer (1909). Auch in diesem Roman, in dem es sich um die Entwicklungsgeschichte zweier Menschen handelt, ist die Darstellung in andauerndem fortissimo gehalten. Durch das Ganze zieht eine leise Ironie, die sich besonders in der Eingangsgeschichte mit ihren sozialen Seitenhieben am vernehmbarsten kundgibt. Das Problem ist einfach. Jost Bonwyler ist dunkler Abkunft. Begabter als seine ganze Umgebung, ein armer Häusler in Tobel, abseits vom Dorf, wächst er wohl geistig über sie hinaus, wird Schriftsteller, ist erfolgreich, kommt in seine Heimat zurück, um dort zu arbeiten, bleibt aber als Charakter schwach und unfähig, Herr seines Triebslebens zu sein. Die Veröffentlichung einer Heimatgeschichte macht ihm die Heimat unmöglich, zerbricht sein Verlöbnis, treibt ihn zu einer Ehe und in eine Verwandtschaft, an der er zugrunde zu gehen droht. Er flieht aus der Heimat. Seine Frau ertränkt sich. Darauf folgt dann die Fron an der Redaktion, sein Eintritt in die oberen Gesellschaftsklassen, von deren zerbröckelnder Dekadenz er angekränkelt wird. Aus dem vermeintlichen Lebensgewinn wird ein Lebenszerstörer. Ende: Irrenhaus, Mord und Selbstmord. Der temperamentvolle Jost also ist unfähig, sich über seinen Stand zu erheben und die in die Ehe verkaufte „Donna von Stand" wird beim Übergang aus ihrer Gebundenheit im Elternhause zur mondänen Frau eine Verrückte. Beide sind wurzellos. Fest und sicher in allem Wirrwarr des Erlebens bleiben nur die Erbgesessenen.

Hrnst Ilg.

In dem folgenden Roman Die Brüder Moor (1912) versuchte Ilg die künstlerische Darstellung krassester Pubertätserscheinungen. Der Gegensatz zwischen einem Herrenmenschen und einem Sohne der Armut und die sich jagenden Vorstellungsinhalte ihrer glutkranken Gehirne bilden das Problem. Die Brüder Moor, so genannt nach einer vorbereiteten Aufführung der „Räuber", sind der intelligente, in bitterster Dürftigkeit aufgewachsene und nach der reichbesetzten Tafel glückshungrige Christian Knecht und Theodor Zellweger, der angenommene Sohn eines begüterten Fabrikanten und Politikers, der in Armut großgewordene Rabengäßler von häßlichem Wuchs, der in Reichtum und Überfluß schwelgende Findling von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strahlender Schönheit und ein Günstling des Geschicks. Anfangs Feinde, werden sie durch die Theatervorstellung zusammengebracht. Und es schien, als ob diese Freundschaft mit einem vom Schicksal Begünstigten aus Christians Seele den Stachel seiner niedrigen Herkunft herauszöge und den Jüngling freier und offener machte dem Leben gegenüber. Für den anderen aber, den hochgemuten, stolzen Theodor bedeutet diese Freundschaft eine Abkehr von seinen übrigen, der „guten Klasse" angehörigen Kameraden und somit ein vermehrtes Beschäftigen mit sich selbst. Die Tatsache seiner unehelichen Geburt ist ihm durch einen anonymen Brief gemeldet worden und diese Kenntnis beginnt langsam das Verhältnis zu seiner Pflegemutter umzuwandeln. In die Liebe und Hochachtung für sie mischen sich immer häufiger sinnliche Elemente und zerstören unaufhaltsam die Empfindungswelt des jungen Mannes, bis die Katastrophe eintritt. Er wird zum Frevler an seiner Pflegemutter und erschießt sich dann im einsamen Hause der leiblichen Mutter. Sein Freund Christian aber findet, freilich nicht, ohne schwere Prüfungen zu überstehen, das rechte Geleise. Landschaft und Milieu sind vortrefflich geschildert; die lokale Färbung verleiht dem Buche Eigenart; im Stil braust sich die ungebärdige Jugendkraft des Dichters aus; die Ausdrucksweise ist gesteigert, man fühlt fortwährend, daß der Dichter selbst dem Erzählten nahe steht. In dem Roman Das Menschlein Matthias (1913) begleitet Ilg seinen Helden durch die Kindheit. Das Schönste darin ist, wie dieses Kindes Umwelt hingestellt ist, ganz mit seinen Augen gesehen. Ein Kind, das sieht und nicht erfaßt, erlebt und nicht begreift, duldet und nicht weiß warum. Nur ein Dichter, Kind geblieben als gestaltender Mann, vermag so die Welt aufzubauen, der wir erinnerungslos entwachsen sind. Verschieden beurteilt wird der Roman „Der starke Mann, eine schweizerische Offiziersgeschichte" (1917). Während die einen Kritiker in dem Buche nichts als eine giftige Schmähung des Heeres sehen, bezeichnen es die anderen als eine mutige Tat und als ein tendenzloses Kunstwerk. Der Held ist ein unliebenswürdiger Geselle, der alle anknurrt und schlecht behandelt, die zu ihm in Beziehung stehen, der nie nachgibt oder Zugeständnisse macht, sondern immer gegen die Mauer rennt, wo sie am dicksten ist, der von einem unbändigen Ehrgefühl beseelt ist und keine Meinung neben der seinen walten läßt, dabei aber von beständigen Zweifeln an seiner Gottähnlichkeit gequält wird und aus diesem Gefühl heraus, um sich Haltung zu geben, nur noch stärker auftrumpft. Er hat sich die Verlobung mit der Tochter des Obersten als Ziel seines Strebens gesetzt und hängt an diesem Ziele mit einer Ausschließlichkeit, die an Monomanie grenzt. Er handelt, wie der Verfasser selbst bemerkt, unter dem Zwange der Notwendigkeit, der Willensunfreiheit. Der Dichter steht auf dem Boden der naturalistischen Kunstanschauung, die in der modernen Naturwissenschaft, der Entwicklungstheorie, wurzelt. Daher sieht er in dem Tun des Offiziers, eines Übermenschen, nicht ein freies Spiel der Kräfte, sondern eine in sich bedingte Folge naturnotwendiger Ereignisse. Lenggenhager war Hospitant eines Potsdamer Regiments, hat sich aber nur das Äußerliche angelernt und nimmt ein Ende mit Schrecken als ein Opfer des falsch verstandenen Militarismus. Von keiner neuen Seite lernen wir Ilg in dem viel gelesenen Fliegerroman Probus kennen. (30. T. 1922.)

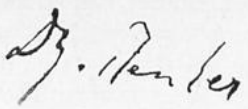
Schon der Titel des Geschichtenbandes Was mein einst war (1915) zeigt, daß der Inhalt, wie die Romane, wenn auch nicht direkt autobiographischen Charakter trägt, doch Episoden gestaltet, über deren Erinnerungen der Erzähler hinauszukommen strebt. Aus den sieben Geschichten, die das Buch umfaßt, atmet fast immer dieselbe Luft, deren herber Hauch uns aus den Romanen Ilgs bekannt ist: die Enge eines durch Armut eingeschüchterten Knabendaseins, aus dem der Traum von einer anderen Welt und der Ehrgeiz, etwas zu leisten und etwas zu werden, herauslocken. Die Geschichten des Bandes sind nicht gleichwertig, sprachlich und formell die vollendetste und wohl auch durch das zugrunde liegende Erlebnis wirkungsvollste ist „Maria Thurnheer". Sie ist die Tochter eines Fabrikpförtners und einer Arbeiterin Kind ist der Erzähler. Aus gemeinsam verbrachten, sonnig vertummelten Kinderjahren treten beide in das Alter, da sich die Leidenschaft in das noch unbewußte Spiel der Kräfte mischt. Reinheit und Schüchternheit halten sie noch in den geziemenden Schranken. Aber in dem Mädchen, das zwischen einem verbitterten, brutalen Vater und einer schwachen, nachgiebigen Mutter aufwächst, glühen Sinnlichkeit und Lebensgier. Als der Jüngling nach Jahren zurückkommt, ist der schöne Traum dahin; dem Taumel hat Maria nicht widerstehen können. Während sie aber das Leben mit beiden Armen zu greifen sucht, merkt sie es erst allmählich, daß es gar nicht das Leben war, dem sie sich lachend hingeworfen hat. Kleine Bilder aus dem Leben, verschiedenwertig, bietet der Band Im Vorübergehen (1923). Der rebellische Kopf (1927) ist eine Sammlung von Skizzen und Satiren benannt, in denen Ilg gegen jede Art falscher Romantik zu Felde zieht, dabei aber doch manche menschlich wichtige Frage ungelöst oder unbeachtet läßt. Ilgs eigentliches Schaffensgebiet ist der Roman: seine Versuche, mit den Dramen Der Führer (1919) und der Tragikomödie Der Mann Gottes (1924) sich die Bühne zu erobern, sind Versuche geblieben.

Als neutraler Berichterstatter an der österreichischen Tiroler Front schrieb aus dem winterlichen Kriegsleben Gustav Friedrich Renker (geb. 1889 in Zürich, Redakteur in Bern) den Roman Einsame vom Berge (1918), mit dem er sich in die Literatur einführte. Lyrische Gedichte waren vorausgegangen und seine lyrische Begabung leiht seiner Epik eine tiefe, volltönende Rhythmik und über allem schwingt das Ethos reiner Menschengüte. Prächtig weiß er die Alpenwelt zu schildern, in die er die Begebenheiten seiner Erzählungen hineinstellt, und er zieht nicht bloß das bäuerliche Leben, sondern auch Okkultes in den Kreis seines Schaffens.

In dem Roman Heilige Berge (1922) schwebten ihm für die Gestaltung der Bergbauern noch romanhafte Vorbilder vor, aber in der Hauptsache schaut er dichterisch und schweizerisch richtig. Seine Liebe gehört dem schollenverantwortlichen Bauer und darum läßt er den jungen Ingenieur Walther Lanener

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus der hastigen Zivilisation des mechanisierten Zeitalters den Weg wieder zurück einschlagen zu der Kraftquelle menschlichen Wertes, der Lehrmeisterin alles Wachstums: zu Gottes Natur. Der Rousseauismus, der ein wenig hereinspielt, und die an J. C. Heer erinnernde Zeichnung einzelner, bloß der Phantasie entsprungenen Gestalten, wie des Ehepaars Feltrinelli, des Pfarrers Allow, der Einsiedler von „Maria Schnee", finden sich nicht mehr in Bauernnot (1923), einem Roman aus dem Lötschen im Berner Oberland. Die plastische Bildkraft des Dichters gemahnt hier an die Kunst Hodlers und des Tirolers Egger-Lienz. Wie Renkers Bauernromane, so durchweht der Hauch der Berge auch sein in kristallheller Sprache geschriebenes und poetisch hoch zu bewertendes Werk Der Herold des Todes (1923), in dem er die Idee vom Paten des Todes neuartig gestaltet. Der Held der Dichtung ist ein Sohn der alpinen Hochwelt, dessen Vater und Mutter gleich nach seiner Geburt nicht mehr am Leben waren. Er ist Musiker und fühlt sich seltsam zu dem Vorgang des Sterbens hingezogen. Ihm erscheint, nur ihm, in Begleitung von Menschen, die sterben müssen, eine hochgewachsene, bärtige Männergestalt, mit der ihn ein dunkles, aber inniges Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet. Die allgemeine schreckhafte Vorstellung des Todes ist ihm unverständlich. Zudem besitzt er die Gabe, von dieser sterbenden Kreatur durch Handauflegung jeden Schmerz zu nehmen, den er dann freilich am eigenen Leibe erleiden muß. Das beseligende Gefühl hingebender Liebe darf ihm nicht werden, denn stets tritt die rätselhafte, düstere Gestalt dazwischen, und so oft er ihrer nicht achtet, reißt der Tod in irgend einer Form die Geliebte von seiner Seite. Vom Leben zerschlagen, findet er heim zur Freundin seiner Jugend, zu Eva, dem menschheit-erlösenden, mütterlichen Weibe. Die Gestalten, insbesondere die Frauen, die dem Johannes Widmer begegnen, sind deutlich gezeichnet und lebensecht koloriert. Szenen aus dem Weltkrieg, wie er sich im österreichisch-italienischen Grenzland abgespielt hat, ziehen in wirklichkeitstreuen Bildern vorüber, die den Gipfel der Erschütterung in der Darstellung des Kindersterbens im hungernden Wien erreichen. Geschrieben ist das Buch, das Renker als „phantastischen Roman" bezeichnet, in der Form eines Tagebuches. Wie er in diesem den alten Mythus vom Sohne des Todes neu gestaltete, so hat er in dem Roman Der See (1926) das Melusinenthema variiert und dabei Sagenhaftes sehr geschickt mit wirklichkeitsstarkem Menschlichen verknüpft. Ein junger Graf wirft seinen Siegelring in die Fluten und lockt damit die Seenixe an sich, die nun in wechselnder Gestalt seine Wege kreuzt und sich an ihn kettet. In Renkers Novellen Irrlichter (1924) spielt das Phantastische eine Rolle; so auch in dem „Roman aus den Kärntner Bergen" Der teuflische Torwart (1925). Der Dichter will das Geheimnisvolle, das Beängstigende und den Zauber darstellen, den das Hochgebirge auf den Menschen ausübt, und versinnbildet ihn in einem seltsam geformten, sagenumwobenen Felsen, „dem teuflischen Torwart". Dieser zieht einen jungen Lehrer in seinen Bann. Unter dem Eindrucke dieses Zaubers knüpft er mit einem einfachen Hirtenmädchen, einem einfachen Naturkinde, ein Liebesverhältnis an. Doch vermag es ihn nicht auf die Dauer zu fesseln, er entzieht sich dem Zauber und kehrt aus dem „zwischen dunklen Wäldern und silbrig leuchtenden Firnen verträumten Gmünd" wieder in die Freiheit, in das „große Leben" zurück. In das entlegene Dorf aber, in dem diese einfache Geschichte mit ihren gut geschauten Gestalten sich abspielt, dringen die Klänge der Freiheitskriege. Etwas Mystisch-Allegorisches (der Berggeist) ist auch hineingemischt in das stille und feine Buch Der Abend des Heinrich Biehler (1928). Es ist ein Bekenntnisbuch und es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter dem Namen Biehler, der seinem künstlerisch begabten Sohn ein sicherer Führer durch die Gefahren und Leiden des Lebens bis zum Erfolge war, des Dichters Vater gemeint sei. Äußere Handlung findet sich nicht viel in dem Buche, die Liebe des Verfassers ist dem inneren Erleben zugewendet. Umrankt ist das Ganze von prächtigen Bildern



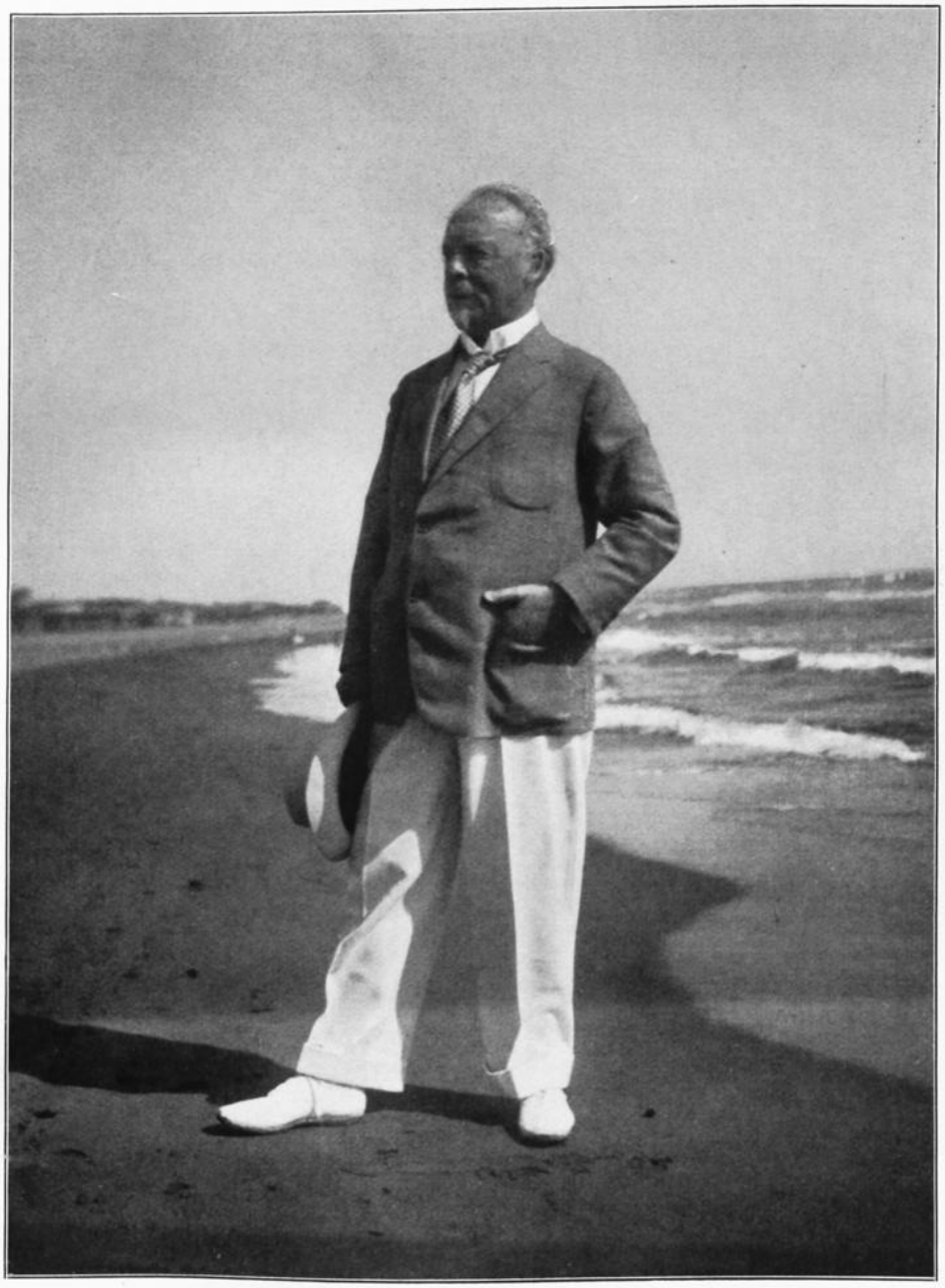
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

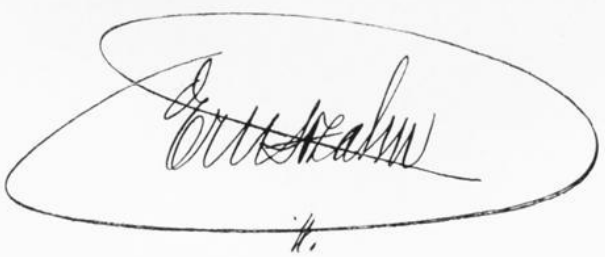
aus der Schweiz mit ihren grünen Almenmatten und leuchtenden Firnen, die den Dichter selber so begeistern, daß seine Darstellung oft pantheistisch klingt. Des Dichters Heimatliebe zeigen auch die Romane Volk ohne Heimat (1925) und Der sterbende Hof. Der erste spielt zur Zeit der Gegenreformation in Kärnten und bringt prächtige Naturschilderungen. Für die Handlung gab Schönherrs „Glaube und Heimat" das Motiv. Ein Beispiel für werktätige Nächstenliebe bietet uns Renker in der Geschichte Die Hospizwirtin (1924). Ein heimatloses Italienermädchen wird in der Schneewildnis der italienisch-schweizerischen Grenze gefunden und als Kind angenommen. Nach dem Tode der Pflegeeltern fällt ihr die Leitung des Hospizes zu. Vom Glücke wenig begünstigt, weiht sie den Abend ihres arbeitsreichen Lebens den Werken edler Menschlichkeit. Großartig und reich an Abwechslung sind die Naturbilder, die der Dichter entwirft. Sein jüngstes Buch: Die Stadt der Jugend nennt Renker „einen Studentenroman aus Österreich" (1929); es ist aber kein Roman. Probleme, die Beziehung zwischen Studententum und rauher Wirklichkeit, Zweck der Studentenverbände, der Kärntner Befreiungskampf von 1919 und andere südöstliche Fragen werden programmatisch behandelt und dazwischen finden sich gefühlvolle Aussprachen ohne Vermittlung und psychologische Begründung. Die Beziehung zweier in das Ganze hineingestellter Liebesgeschichten zur Tendenz des Buches ist nicht klar.

Schweizerische Heimatkunst findet auch in Johannes Jegerlehner einen auf den Kern gesunden Vertreter; er hat uns näher ans Herz eines eidgenössischen Stammes, an das zum größten Teile katholische Wallis, gebracht. In seinem Werke häufen sich volkserzieherische und staatserhaltende Werte, denn es ist nicht nur Kunst, die um ihrer selbst willen gewertet sein möchte. Er ist nicht so blendend wie Zahn, unromantischer als Heer, spröder als Federer, Boßhart durch das Ethische in seinen Erzählungen verwandt. Die Freude am Soldatischen und Geschichtlichen, mehr als der Wunsch nach Menschenschilderung, führten ihn zunächst zum Studium der Kriegs- und Kulturgeschichte dieses typisch schweizerischen Bergvolkes. Aber mehr als aus den Büchern schöpfte er aus dem lebendigen Volk und horchte und beobachtete. Darüber ist er zunächst Volkskundler geworden und über die eifrig gesammelten Materialien von Volkspoesie kam er erst spät ins dichterische Gestalten. „Ich besuchte," schreibt er in seiner Autobiographie, „die verborgenen Tänze in den Spinnstuben, aß in den Winterferien in dem hintersten Eiswinkel des Val d'Anniviers an wurmstichigen Tischen Raclette altbackenes Brot, dürres Fleisch und dicke Minestren, lauschte an ungezählten Plauderabenden den Sagen und Erzählungen der Weißbärte und steinalten Urgroßväter, schnarchte zur Mittsommerzeit mit den Sennen auf den Flohpritschen, sorgte immer reichlich für Tabak und Pflaumenwasser, und so sind allgemach meine Sagen und Sennenbücher entstanden." Er stammt aus dem Berner Oberland und wurde 1871 auf dem Schloßberg zu Thun geboren, tritt ins Berner Lehrerseminar, wird Lehrer, amtiert und beginnt Hochschulstudien, ist unermüdlich, promoviert zum Doktor, studiert auch noch in Florenz, unternimmt Reisen in die Nachbarländer der Schweiz sieht weite Horizonte, ist auch Hauslehrer in Toskana, dann Seminar- und schließlich Gymnasiallehrer in Bern. Durch mehr als zwanzig Jahre verbrachte er fast alle Schulferien in einer Ecke des Rhonetales zu. Der Übergang aus der bernischen Betriebsamkeit des Städtchens am See in die neue Welt der Walliser Berge rief eine starke Kontrastwirkung hervor. Das Fremde, Niegesehene schafft ja stets unmittelbares Erleben, die alte Umgebung ist Gewöhnung. Die Landschaft, aber noch mehr die anderen Menschen in ihren unbekümmerten Gewohnheiten und Lebensäußerungen mußten schon dem beobachtenden Buben, dann viel mehr noch dem vergleichenden Manne bestimmende Eindrücke vermitteln. So wurde denn Wallis auch der Nährboden für sein literarisches Schaffen.

So erzählt er in den Bänden Was die Sennen erzählen (1907), Am Herdfeuer der Sennen (1908) und Blümlisalp (1916) in ausgezeichneter, klarer Sprache voll Bildhaftigkeit dichterisch erschaute und dem Volksmunde abgelauschte Märchen und Sagen. „Als ich," schreibt er, „an zwei, drei Orten nestwarm geworden war und der naiven, frommen und grundehrlichen Volksseele manchen Zug abgelauscht hatte und ein Kirchenstreit in zwei Bergdörfern die Gemüter über die Kantongrenzen hinaus in Aufregung versetzte, wurde ich wieder schreiblustig und verfaßte in der arglosesten Weise mein Aroleid" (1909). Der Held des Romans, ein eigensinniger Pfarrer, widersetzt sich wegen eines dörflerischen Kirchenbaustreites den Anordnungen seines Bischofs und wird exkommuniziert. Es ist ein Ichroman, geschöpft, wie der Verfasser sagt, „aus dem Leben eines Bergpfarrers". Das Werk ist nicht geglückt. Wir können uns für den Helden, den katholischen Pfarrer Alois Portis, der in Äußerungen und Wesen protestantisch anmutet, nicht erwärmen und schon gar nicht sein Schicksal als tragisch auffassen. Der Schluß ist unklar; vorzüglich geschaut aber, ja erlebt sind die Typen des Alpendorfes Aroleid, hoch oben an der Grenze zwischen Welschland und der Schweiz, und ihre Liebe zur Heimat. Höher bewerten wir die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf





Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

historische Erzählung Marignano (1911), betitelt nach der so benannten Schlacht von 1515. Drei Schweizer Männer und ein Schweizer Bub ziehen aus, um in fremdem Sold für fremde Interessen ihr Leben zu opfern. Sie alle vier sterben, denn auch der einzige, der seine Berge wiedersieht, erliegt, bevor er sein Heimatdörfchen betritt, den Wunden, dem Frost und der Sehnsucht nach den Gefährten. Gut gegeneinander abgestimmt sind die Physiognomien wie die Schicksale, wuchtige und zarte Gemälde werden entworfen, wie die Schilderung des Schneebergs, das heiße Italien, die Schlacht selbst, dann das poetische Bild von den schäumenden Bächen, die der jungen Tosa zurufen: „Wart, wart, wir kommen, Frau Tosa," riefen sie mit hellen und tiefen Stimmen. „Die kleine Verspätung nimm uns nicht übel — oben auf den blauen Glocken erst, dann auf der Alpweide, . . . aber jetzt nimm uns auf, wir wagen den Sprung." Mit einem kühnen Satz schossen sie über die braune Felstafel der untersten Talstufe, in weiße Spritzer und Silberflocken zerstiebend, und stürzen in wilden Strudeln der jungen Tosa zu. An ihrem Ufer standen alte, flechtenbehangene Schirmtannen und schauten dem Sprühen und Hüpfen der jungen Wässerlein zu wie alte Männer mit großen Bärten, die mit stillem Behagen sich an dem Jagen und Rennen ihrer Enkelkinder erfreuten." Und mitten in die bunte Bilderreihe von Schenken, Landstraßen, Schlachtfeld und leider auch einem verkommenen Mailänder Nonnenkloster ist eine zarte Mädchengestalt hineingestellt und eine trauervolle Liebe, die leise und wehmutvoll im Getobe der Schlacht erstirbt. Und dann jene vier Prachtkerle, der Baschi voll Bärenkraft und Geradheit, der weiche, aber tapfere Daniel, dann Wendel, den der Soldatendienst der heimatlichen Zucht entfremdet hat und das heimwehkranke Bueble Ruedli' sie alle zeigen uns den Schweizertyp' jener Soldatenzeit in Licht und Schatten und verkörpern, wie Federer bemerkt, mit allem wirren und soldatischen und menschlichen Drum und Dran zugleich ihr Volk und seine Tragik. Frische Luft weht uns aus dem Buche Petronella, einem „Roman aus dem Hochgebirge" (1913), entgegen. Die Bewohner von Brunegg verteidigen mit Glück ihr Dorf vor Franzosen. Aber in so gefährlicher Zeit ward doch die silberne Glocke Petronella in die Höhen geflüchtet. Die das Versteck wußten, sind gestorben bei der Verteidigung, auch Pia Schwicks junger Gemahl. Lange sucht sie ihre Selbständigkeit zu bewahren, bis sie sich doch für einen der zwei eifersüchtigen Bewerber entscheidet. Insgeheim hat sie sich dem offenen, wilden Josmarin zugeneigt. Dieser aber und sein Widerpart, verzehrt von Leidenschaft und Argwohn, haben ihr Glück dem Walliser Kuhkampf anvertraut. Wessen Kuh im Hornduell siegt, soll Pia bekommen. Wie nun nicht Josmarin Gewinner wird, stößt er dem Gegner das Messer in den Leib. Daraufhin wird er verbannt; neue Witwentage beginnen für Pia. Josmarin aber sucht seine Tat zu sühnen. Unglücksfälle brechen über das Dorf herein; alles schreit nach der Glocke Petronella, deren Verlust man all den Jammer zuschreibt. Da glückt es dem Verbannten, die Wunderglocke in einer Gletscherspalte zu finden. Dadurch erhält er die Lossprechung von Bann und Blutschuld. Josmarin aber und Pia gehen in ergreifender Resignation auseinander, während die Petronella die erste Hochzeit der Tochter Pias und dem Bruder Josmarins einläutet. Wenn sich auch in diesem Roman das Wichtigste um die

Johannes Jegerlehner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

junge, fein und tief geschilderte Pia Schwick dreht, so wird doch das ganze Dorf tätig und leidend in die Geschichte gezogen. Der Dichter erweist sich dabei wieder als ein scharfsinniger Beobachter und echter Künstler, ob er uns hineinführt in das Gewaltige und Unermeßliche des Hochgebirges oder ein liebliches Idyll hinzaubert wie etwa das Treiben der zwei Hirtenkinder Moritz und Resi oder die Seele eines mit der Leidenschaft Ringenden bloßlegt. Es ist dies die sympathisch gezeichnete Gestalt des Pfarrers, der, was zuerst Mitleid und väterliche Freundschaft war, in ein heißeres, ihm nicht erlaubtes Gefühl ausarten sieht und daher die Pfarrei verläßt. Es findet sich einiges im Roman, z. B. der Ablaß, den Josmarin erhält, was mit der katholischen Lehre nicht stimmt. Es ist dem protestantischen Verfasser hier wie auch sonst eben nicht immer gelungen, sich in die katholischen Anschauungen hineinzuleben. Er schreibt aber in konfessioneller Beziehung tendenzlos und steht, so weit man es erkennen kann, auf christlicher Grundlage. Anzügliche oder sonst peinlich wirkende Szenen, ob gleich heikle sich finden, meidet er.

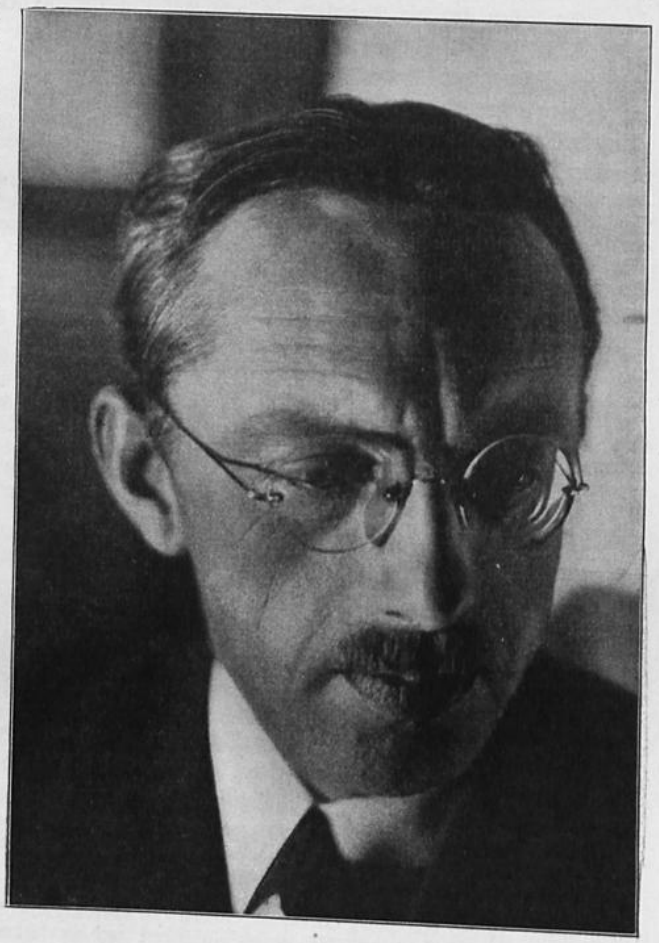
Wie nach einer Bergtour, sagt Federer, fühlt man sich erquickt nach der Lektüre von Jegerlehners Novellenband An den Gletscherbächen (1911). „Aus kleinem, gewöhnlichem Leben ist darin ein Schatz von Poesie, von Innerlichkeit, von aufgeblättertem Schicksal geboten. Man wundert sich, daß in so kleinen Dörfern und Häusern und in so engen Verhältnissen so Seelentiefes und Menschenstarkes lebt, Tragödien und kleine Komödien, aber im Schatten und Ernst so schwerer Berge meist die ersteren spielen." (Federer.) Als eine in seiner Art einzige ist darunter die Novelle „Heimkehr". „Zu entschlossenem Soldatentum" wollte einst Jegerlehner. Daher schrieb er „Marignano" und noch zwei Soldatengeschichten; von diesen heißt die eine Hohlicht (1914), die andere Grenzwacht der Schweizer (1915). In der ersten wird erzählt, wie der Offizier Escher auf einem militärischen Alpenübergang ein prächtiges Mädel kennen lernt, das trotz sich entgegenstemmender Schwierigkeiten schließlich seine Frau wird. Alpine Schönheiten und Naturgewalten, wie z. B. der Schneesturm, von dem Escher und sein Begleiter auf dem Wege zum Hohlicht überrascht werden, erhöhen den Reiz des Buches. „Die Grenzwacht" schildert in erzählender Form in deutschfreundlichem Sinn die militärischen Leistungen der Schweiz und führt in die verschiedensten Besatzungsgebiete. Die Vorzüge des Dichters Jegerlehner zeichnen auch die Erzählungen des Bandes Das verlassene Dorf (1916), Bergluft (1919) aus, worin eine Art Schweizerproblem, Auswanderung und Fremdenindustrie, künstlerisch vollständig in der Darstellung aufgegangen ist. Zumal die erste ist ein sehr schönes, echtes Bergbild, Gletscherluft weht scharf darin, man atmet die reine, klare Atmosphäre, in der sich Charaktere anders bilden als im Tal. Und das alles: Mensch und Natur ist aus einem Stück gegossen. Dasselbe gilt von der „Schweizer Hochgebirgssommerfrische" und Unter der rothen Fluh (1923). In dem letzteren Buche gibt die Wasserleitungsfrage und die damit verbundene prinzipielle Auseinandersetzung über die Auswanderungsfrage dem Dichter Gelegenheit, das Leben in einer kleinen Walliser Berggemeinde zu schildern. In „Bergluft" ziehen zwei Schweizerfamilien in die Sommerfrische und gesellen sich einem deutschen Knaben zu und nun ist Land, Leute und Natur, Sitte vom Standpunkt der Kinder aus gesehen. Ein prächtiges Büchlein für Kinder und Erwachsene, die da Verlorenes wiederfinden. In den Schloßbergern (1920) erzählt er recht nett und poetisch die Jugendgeschichte des Schloßberger Heiris, der den Gefangenen das Essen bringt und schon früh den „Fremdenführer" spielt. Wie sehr sich der Dichter in die Psyche des Kindes hineinzuleben weiß, zeigen auch die zwei reizenden Kindergeschichten „Der Nichtsnutz" und „Kathi und ihre Freundin" (1925). Einen eigenartigen Reiseführer durch die Schweiz bietet Jung Günters Schweizerreise (1927). Unter dem Schutze eines Maleronkels lernt ein Berliner Student, der in der Schweiz Erholung sucht, Land und Leute der Schweiz gründlich kennen und erzählt davon flott und frisch und humorvoll in seinem Tagebuche. Land und Leute des Zermatter Hochtals läßt der Dichter vor uns in glänzenden Bildern erstehen in dem spannenden Buche Die Todesfahrt auf das Matterhorn (1928), wobei er die Katastrophe bei der ersten Matterhornbesteigung (1805) zugrunde legt, bei der während des Abstieges drei englische Touristen und ein Führer zugrunde gingen. Grindelwald mit seiner Hochgebirgswelt bildet den Schauplatz des jüngsten Romans Bergführer Melchior (1929).

Seine eigenen Wege geht Hermann Kurz (geb. 1880 in Basel, lebt in Freiburg i. B.). Es sind starke Mittel, mit denen er arbeitet, knapper, geschlossener Satzbau, Verzicht auf äußeren Zierat, Plastik des Wortes, bildkräftiger, holzschnittartiger Stil. Seine Weltanschauung ist pessimistisch, was vielleicht in seinen drückenden äußeren Lebensverhältnissen begründet sein mag. Daher ist viel Bitterkeit, grimmige Anklage in ihm, so daß seine Bücher mehr bedrücken und ihre Schicksale mehr unser Erbarmen als unsere Freude erwecken. Dem Aufbau seiner Romane fehlt oft die Einheit; sie sind oft nur eine Reihe von Episoden. Er verfügt über ein nicht unbedeutendes Talent, kennt das Bauernleben, weiß es gut zu schildern, bringt aber zuweilen Brutalitäten und Derbheiten, die mit Abscheu erfüllen.

In einfacher Holzschnittmanier gegebene Charaktere bringt der in knorriger Sprache erzählte Bauernroman Die Schartenmättler (1907). Nur aus Episoden setzt sich der grübelnde Bekenntnisroman Stoffel Hieß (1907) zusammen. Eine Art Rhapsodie, kein Roman ist Fortunatus (1909). Schon äußerlich: die ganze Erzählung in kurzen, abgerissenen Sätzen, von denen fast jeder einen eigenen Absatz bildet. Und diese Absätze kommen heraus wie hastige Atemstöße, aus einem gequälten Herzen. Es ist die Geschichte eines jungen Bauernsohnes, der an sich erfährt, „daß Leiden Menschenlos und Ausharren Menschenwürde", „daß alles Leben Leiden, endloses, immerwährendes Leiden ist". Alles schlägt Fortunatus fehl; er hat eine schwerfällige Natur, ein sorgenvolles Gemüt, und seine Sehnsucht nach Höhen bleibt ungestillt, so daß ihn endlich nur noch verlangt, „in dem unendlich Großen und Weiten des Erdenrundes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verloren zu gehen, darin zu versinken wie ein Stein im Meer". Ob wohl ein Bauernbursche so fühlt und denkt? Oder hat nicht vielmehr der Verfasser, was sein Herz bewegte, in die Seele seines Helden hineingelegt? Zwischen die seelischen Überstiegenheiten schiebt Kurz ganz realistische, scharf gesehene und ebenso scharf wiedergegebene Szenen aus dem Bauernleben ein, deren Derbheit alles Maß übersteigt. Mit dem Buche Die Guten von Gutenburg (1911) wollte Kurz einen deutschen Kulturroman geben. Er schildert die Not einer katholischen Gemeinde am Rhein, die, an der Geistlichkeit hängend, in allen Lastern und krassem Aberglauben dahinlebt und nun durch einen Seelenretter aus dieser Not gehoben werden soll. Dieser erhoffte Seelenretter, ein Findling, übernimmt zum Schluß einen ihm durch Erbschaft zugefallenen Meierhof, um durch dessen Erträge lediglich die leibliche Not der Umgegend zu lindern. Es fehlt dem Ganzen an einer festgefügten Weltanschauung, die durch billigen Spott und alles beätzende Ironie nicht ersetzt werden kann. Die Entwicklung der Handlung ist verworren, die Charakteristik von Ort und Zeit, Land und Leuten fehlt gänzlich und die auftretenden Personen sind bis auf einige wenige in gröbster Holzschnittmanier gezeichnet. Nicht besser ist der Roman Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn (1913). Es sollte ein Bild des modernen Basel sein. Aber ein solches zugleich kulturell, sozial und poetisch hochverdienstliches Werk zu geben, braucht Zeit, Geduld, Gefühl, Willen und Formen, Kraft zur Ausprägung, Durchdenken, aber daran hat es der Verfasser leider fehlen lassen. Alles wird angerissen; in dem bunten Ringel-Ringel-Reihn finden wir die markantesten Gestalten, aber sie werden nur flüchtig skizziert. Dafür entschädigt nicht manche gelungene humorvolle Szene. Munterkeit, Witz, Persiflage, Sentimentalität, Romantik, Naturalismus, alles findet sich in dem Buche, durchweg nur hingeworfene Bildchen, im Ganzen aber kein Bild.



Heinrad Jegerlehner

Phot. Klaus-Wieland, Schwyz.

Der Held in Boßharts „Rufer in der Wüste" verlangte sterbend nach der heimatlichen Scholle. Hatte der Dichter damit nicht vielleicht den Wunsch ausgesprochen, daß die Poeten seines Landes wieder mehr der Heimat ihre Liebe schenken sollten? Denn während es noch vor zwanzig Jahren ein eigenartiges schweizerisches Schrifttum gab, hat sich das gründlich geändert. Die Mannigfaltigkeit der Kunst stürzte sich, wie der Schweizer Kurt Münger bemerkt, über die Grenzen des Landes auf die empfänglichen Talente; oder diese Talente gingen über ihren Alpenhorizont hinaus und sättigten sich so mit einem eigentlich fremden Stoff, daß er ihnen in Fleisch und Blut überging. Schweizerisch an einem Schweizer ist oft nur die Heimat. Die jüngere schweizerische Dichtung sucht im Schweizer der Gegenwart den Menschen, vor allem den germanischen Menschen, ohne das Stammlich-Nationale zu betonen. „Vom Atem des zwanzigsten Jahrhunderts," sagt R. Faesi, „ist bei der älteren Generation und ihren zahlreichen Nachzüglern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch wenig zu verspüren. Unser Schrifttum hatte fast nur Stammesseele in sich, keine Zeitseele." Da kam eine Gruppe von jüngeren Erzählern, bei denen sich örtliche und zeitliche Orientierung noch ungefähr die Wage hält. Sie bilden die Heimatkunst um und durchsetzen sie mit anderen Elementen. Ihr Horizont verändert sich und dehnt sich aus und es ist ihnen zustatten gekommen, daß sie die Enge der Heimat oft für lange Jahre mit der Weite des Auslandes vertauscht haben. Alle diese Züge erhöhter Labilität bei größter persönlicher Verschiedenheit haben Felix Moeschlin, Meinrad Inglin, Paul Ilg, Jakob Schaffner, Albert Steffen, Robert Walser und etwa noch Hermann Kurz gemeinsam.

So heben sich die Gestalten in dem Erstlingsroman des Schwyzers Meinrad Inglin (geb. 1893) Die Welt in Ingolstadt (1922) von dem Hintergrunde der Alpenlandschaft und des helvetischen Gemeinwesens ab, sie reden unter sich ihre Schweizer Mundart; tief in den Herzen aber lebt die Sehnsucht nach einer neuen Weltanschauung statt des vererbten Väterglaubens. Diese Sehnsucht der Jugend treibt in Inglins Darstellung und sie wird gestaltet in einer Fülle junger oder noch jugendlicher Menschen.

Im Mittelpunkte steht die Figur des Pfarrhelfers und späteren Apostaten Reichlin, der durch seine fesselnden und aufreizenden Predigten, ob sie gleich der Tiefe und Originalität entbehren, einen großen Einfluß auf die Jugend ausübt. Die ineinandergewobenen Schicksale der jugendlich Irrenden und ihres alle verstehenden und alle übersehenden Führers bilden das Rückgrat des Romans. In der Straffung des Aufbaues, in der Verlebendigung der Hauptgestalten, die die Träger seines eigenen Willens zur Lebensform sind, in dem dicken Auftragen der Tendenz und in der ermüdenden Weitschweifigkeit und Länge zeigt das Buch noch den Charakter der Erstlingsarbeit. In eigenwilliger und fast zeitfremder Darstellung sind die „Erzählungen und Aufzeichnungen" gegeben, die das Buch Über den Wassern (1925) bietet. Im Suchen und Empfinden gänzlich in der Zeit wurzelnd, schildern sie das Sehnen eines Menschen, der über sich hinaus in und mit dem Impuls der Natur zu leben sucht, an der herben Schönheit der Berge sich Frieden und Vollendung gestaltet und letzten Endes sich doch der Unraft der Städte nicht zu entziehen vermag. Inglins zweiter Roman Wendel von Euns (1924) erinnert an Spittelers kleinen Roman „Imago" (S. 1507). Das Thema ist nicht neu; der Held kehrt aus der Weltstadt in die Kleinstadt zurück, begeht hochmütig allerlei Streiche, läßt sich von der Mutter nicht an den richtigen bescheidenen Platz stellen und findet schließlich in einem treuen Weibe, das aus dem Berliner Boden ihn suchen ging, eine Begleiterin auf dem Wege zur vita nuova. Von außerordentlicher Schönheit ist die Darstellung des Hintergrundes der Tages- und Jahreszeiten. Ein kosmisches Gefühl bricht in das Geschehen, läßt das Kleine groß werden und verbindet reiches und dürftiges Schicksal mit der ergreifenden Kraft des Weltalls. Der letzte Sinn des Alls aber erscheint dem Dichter Inglin als göttliches Licht. In seinem jüngsten Roman, Grand Hotel Excelsior (1927), hat Inglin die üppige Lebendigkeit eines großen schweizerischen Gebirgshotels aufgegriffen. Die Schilderung des luxuriösen Lebens und Treibens der Gäste bei Tag und bei Nacht und die damit kontrastierende der Dienerschaft ist prächtig gegeben. Nicht aber befriedigt die Abstraktion. Die Handlungsweise des ungeratenen Sohnes, der aus weltschmerzlicher Verzweiflung über die Struktur des so greifbar und übersichtlich vor ihm stehenden europäischen Gesellschaftsgebäudes das väterliche Hotel in Brand steckt, ist nicht hinreichend motiviert.

Eigenartig ist, daß der junge Schweizer Hugo Marti (geb. 1893 in Basel, Redakteur des „Bund" in Bern) für seinen ersten Roman, Das Haus am Haff (1922), sich Ostpreußen wählte, um Land und Leute und Menschenschicksale zu schildern.

Aber die Zeichnung ist nicht ganz gelungen. Denn so schwermütige und versonnene, lebensfremde und weiche Menschen, die weder mit sich, noch mit den Verhältnissen fertig werden können, sind die Leute am Ostseestrande doch nicht, und daß ein junger Gutsherr aus unklarer Lebensauffassung den Tod in den Wellen sucht, ist nicht wahrscheinlich. Doch verrät der Dichter die Gabe, das Innenleben des Menschen darzustellen. In der Art von G. Kellers „Sieben Legenden" erzählt Marti in dem Büchlein Das Kirchlein zu den sieben Wundern (1922) voll Schlichtheit und in schönem, epischem Chronikalstil die Wunder, die die Madonna in dem Kirchlein zu den Rosen an verschiedenen jungen Leuten gewirkt hat. Von des Verfassers lyrischer Begabung zeugt der Gedichtband Der Kelch (1925), dem der Roman Ein Jahresring (1925) vorausgegangen war.

Unter dem Einflusse K. F. Meyers, aber doch schon auf eigenen Wegen der geschichtlichen Erzählungen, sehen wir Emanuel Stickelberger (geb. 1884 in Basel, lebt ebenda als Schriftsteller).

Er begann mit der Novelle Hans Waldmanns letzte Tage (1915), die eine Episode aus der Schweizer Geschichte bringt. Im Mittelpunkte steht Hans Waldmann, der Held von Murten, Retter der Eidgenossen, der trotzdem verdächtigt wird, seine von ihm geliebte Vaterstadt Zürich verraten zu haben. Es ist eine von Rätseln umwitterte Gestalt, die schon manches Dichters Sorge war. In althergebrachter Form, ein wenig schablonenhaft, wird von dem Leben dieses problematischen Mannes erzählt, um ihn den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eidgenossen menschlich näher zu bringen. Es folgten die Novellen Das glückhafte Riesen (1921), Des Kranichs Ende (1921) und die „Mären und Geschichten", denen Der Kampf mit dem Toten (1923) den Titel lieh. Alle sieben Stücke zeigen, daß der Verfasser ein Erzähler von Kraft und Eigenart ist und Spannung zu erwecken vermag. Dies gilt insbesondere von der Titelnovelle, in der das alte Motiv, daß der Verbrecher von seiner eigenen Untat verfolgt und zur Verantwortung gezogen wird, eine beachtenswerte Lösung findet. Die Stoffe sind fast alle dem katholischen Milieu entnommen, deren Behandlung aber geschieht in einer den Katholiken oft tief verletzenden Weise. Mit dem Roman Zwingli (1925) mag der Verfasser bei seinen Landsleuten Gefallen finden. Es ist eine breit ausgeführte Biographie des Züricher Reformators, belastet mit langen theologischen Diskussionen, wie sie nur Freunden von Reformierten-Streitschriften willkommen sind. Ein „Heldenbuch" nennt Stickelberger sein jüngstes Werk, Reformation (1928). Vom protestantischen Standpunkte aus werden Persönlichkeiten der Reformation vorgeführt, wobei es an Seitenhieben auf die Vertreter des Katholizismus nicht fehlt.

Die frische Luft und der weite Horizont Schwedens sind in das Wesen des Felix Moeschlin (geb. 1882 in Basel, lebt in Untikon a. S., Kt. Zürich) eingegangen und haben ihm den Vorzug selbständiger, unbekümmerter Lebenskraft verschafft, während seine Gefühlskräfte sich aus dem angeborenen Katholizismus einer romantischen Juragegend genährt haben, für den er aber wenig Verständnis zeigt. Er teilt nicht die Abneigung des schwerfälligen, eingesessenen Bauerntums, will aber auch von dem überkultivierten Geist der Großstädte und ihrer sentimentalen Natursehnsucht nichts wissen, sondern erwärmt sich in seinen Erzählungen für eine einfache, natürliche, aber zeitgemäße Form des Landlebens. Schon in seinem ersten Roman, Die Königschmieds (1909), offenbarte sich sein nicht gewöhnliches Talent.

Mit stark einsetzender Gestaltungskraft und Lebensfülle erzählt er in dem Buche die Familiengeschichte eines Bauerngeschlechtes und dessen Niedergang. Doch schäumt es darin noch zu stark und hat der Autor noch nicht gelernt, daß der Künstler bei aller Markigkeit der Darstellung die Linie der Anständigkeit nicht überschreiten darf. Es wird in dem Roman nicht gekargt mit schweren Taten. Da tötet einer seine kranke Frau, um eine Geliebte zu heiraten, die sich ihm aber dann doch entzieht, da geht eine alte Frau ins Wasser, weil sie mit einer alten Liebessehnsucht nicht fertig wird, einer zündet seinen Hof an, damit er der entarteten Nachkommenschaft nicht zugute kommt, da endlich mäht sich ein Pfarrer zutode, weil die alte Bauernliebe zur Mutter Erde in ihm wieder lebendig geworden ist.

Es folgte der Künstlerroman Hermann Hitz (1910), in dem Moeschlin vom Schauen aufs Allgemeine auf das Schauen ins Individuum sich zurückzog, den Stoff jedoch nicht sorgsam genug bearbeitete und die Gestalten insbesondere zu wenig psychologisch vertiefte. Aber der Roman Der Amerika-Johann (1912) ist trotz der Neigung des Dichters zur Übertreibung und zum Lehrhaften ein überraschender Hochstieg. Der Verfasser hat von der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf („Jerusalem") gelernt und nach Schweden ist auch die Erzählung verlegt. Aus nationalökonomischen und sozialpolitischen Ideen erwachsen, schildert sie den Übergang des Bauernstandes in Schweden aus der Naturalwirtschaft in die Geldwirtschaft und zeigt, wie der Amerikanismus nicht nur zerstört, sondern auch aufbaut. Der Kampf der Kultur gegen die Natur, der Industrie gegen das uralte seßhafte Bauerntum, des Geschäftes gegen die Scholle, bildet das in der Erzählung behandelte Problem. Der reich gewordene Bauer Johann kehrt aus Amerika in sein schwedisches Heimatdorf Appelwik zurück, von wo er einmal dummer Streiche halber geflohen ist. Wie ein Wundertier kommt er daher; denn er kommt nicht nur wie ein armseliger Mensch, sondern wie das Schicksal, das Neue, die Zukunft, wie Tod und Leben zugleich. Sein älterer Bruder, der ihn nicht mehr erwartet hat, stirbt, von den Steinen erschlagen, die seine Ahnen und er selbst als Grenze und Wall um seine Äcker aufgetürmt haben. Steinig sind seine Äcker und ärmlich. Der Bauer erkennt, daß sein Leben nicht viel anders war. Haß packt ihn auf die Steine, die ihn arm und unfruchtbar gemacht haben; er rüttelt an ihnen, als wollte er in ihnen Seele wecken, sein Leid nachzufühlen — da lösen sie sich — stürzen über ihn und begraben ihn. Appelwik ist ein uraltes Schwedendorf, in herrlicher Lage, von Urwäldern umhegt, an einem See, bevölkert von Menschen, die von der Welt nichts wissen. Arm sind sie und unwissend, ihre Sitten sind Natur, ihre Kultnr ist Natur. Sie leben gedankenlos glücklich. In dieses weltentlegene Dorf kommt der Amerika-Johann und mit ihm bricht die Welt in dieses Paradies. Er ist der Versucher und die Appelwiker fallen der Versuchung anheim. Von jeher hoffnungslos, sind sie allem Neuen zugänglich. Sie sehen, wie Johann sich an der Ausnutzung der Wälder bereichert, die er ihnen billig abgekauft hat. Geldgier erfaßt sie, Verlangen nach Wohlleben und Müßigkeit. Sie sind bereit, ihre eigenen Höfe zu verkaufen, um nur ihren erwachten Lüsten nachgehen zu können. Sie verfallen völlig; sie verbannen ihre Urväterkultur, ihre Traditionen. Da kommt der erste Tourist in das Dorf, entdeckt den Ort, das Land, alte Handfertigkeiten, Schmiedearbeiten, Handwebereien und ist entzückt. Das Dorf soll in Sommerfrische und Luxussanatorium verwandelt werden. Aber da sind einige Alte, die, treu ihrem Wesen und an der Heimat hängend, die Bauern bekehren. Die laufen hin und erschlagen alle, den Amerika-Johann, den Teufel, den Verführer und die andern Neuerer. Dann gehen die fünf Ältesten und Untauglichsten hin, sich ihre Strafe als Mörder zu holen; die Jungen sollen frei bleiben, um nun, an Erfahrungen und Erkenntnissen reich, durch Tat geprüft, durch Schäden geläutert, die alte Heimat schöner wiederherzustellen. Sie wissen, „daß die neue Welt nicht an und für sich Glück oder Unglück war,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern daß sie bloß ein Kleid bedeutete, in dem man wohl arm sein konnte, ärmer als in den alten Zeiten, doch auch reich, reicher als jemals zuvor, nach des Menschen eigenem Wesen und Willen." Das Buch, nur für reife Leser bestimmt, ist nicht eine einfache Bauerngeschichte; das Dorf erweitert sich zur Welt, die kleine Gemeinde zur Menschheit. Wir sehen die Steigerung der Natur zur Überkultur, die Entwicklung des Geistes und Empfindens vom Elementaren zu Spitzfindigkeit und Laster und schließlicher Klarheit. Eine Fülle von Standpunkten, Ansichten, Ausblicken, erschütternden Erlebnissen und Schicksalen wird in dem Buche geboten. Da ist Politik und Industrie, Tugend und Laster, Askese und Liebe, Jugend und Alter, Wahnsinn und spitzeste Vernunft, nur von der Religion ist keine Rede, die christliche Gläubigkeit, die J. Gotthelfs Bücher durchdringt, ist bei Moeschlin ein Erdvertrauen geworden.

Felix Moeschlin

Wieder in Schweden spielen die Geschichten des Bandes „Brigitt Rößler und andere Erzählungen" (1920), während die vierte eine Liebeslegende aus dem Dreißigjährigen Kriege von einem schwedischen Reiter und einem Schweizer Mädel ist. Kraftvolle Wirklichkeit steckt auch in diesen kleinen Geschichten und dazu ein handfester Humor und ein erdsicheres Gefühl. Schalkhafte Geschichten (1917) ist ein Bändchen kleiner, anspruchsloser Erzählungen betitelt, von denen die größere „Der umstürzlerische Neubau", viel tiefsinniger ist, als man obenhin glauben könnte. Ein reicher Weiser, ein menschenkluger Mann, kommt in eine Schweizer Stadt, um in ihr durch seinen phantastischen Bau und Garten und sein Leben, das er darin sich vor aller Augen abspielen läßt, reformierend, umstürzlerisch zu wirken. Es folgten der Roman Wachtmeister Vögeli (1925) und das pazifistische Drama Die Revolution des Herzens (1925). Ein besinnliches Buch voll Ernst und Lustigkeit ist Meine Frau und ich (1926). Die Bekehrung eines Sonderlings erzählt Moeschlin in dem Roman Vision auf dem Lofot (1926). Ein schwedischer Maler flüchtet unter dem Druck einer quälenden Liebe auf die Lofoten. Statt der erhofften Einsamkeit begegnet er kaufmännischem Alltag und schwer um ihres Lebens Notdurft ringenden Menschen. „Aus dem Gestank der toten Fische . . . dem Geruch des Lebertrans" predigt die Stimme: „Kehre um und tu deine Pflicht." Er folgt ihr und kehrt zur Gemeinschaft zurück. Auf eine menschenleere Insel in einem schwedischen See führt uns der Roman Der glückliche Sommer (1926). Dort verleben Glorian und Lore den Sommer ihrer Liebe und davon erzählt der phantasiebegabte Dichter in dem Buche, das man ein Jubellied auf Leben, Gesundheit, Kraft und Freude an allem nennen kann.

Zu der Gruppe jener Schweizer Dichter, in denen das Stammhafte zwar blieb, das Zeitgemäße aber lebendig wurde, die aus natürlichem Hang und aus Überzeugung am Heimatlichen festhalten, doch entschlossen auch in Nachbar- und Neuland vordringen, gehört als der älteste Jakob Schaffner. Er ist das stärkste, entwicklungsreichste und eigenartigste Talent des gegenwärtigen schweizerischen Schrifttums. Eigenartig ist schon sein Werdegang. In den drei ersten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heften des „Schweizerlandes“ (1920) und im Dezemberheft der „Neuen Rundschau“ (1917) entrollt er das abwechslungsreiche und vielfarbige Bild seiner Jugend. Als Sohn eines Herrschaftsgärtners wurde er 1875 in Basel geboren. Der Vater, ein gütig-stiller Mann, war Protestant, die Mutter eine Katholikin. Die Ehe war nicht glücklich. Der Knabe stand im achten Jahr, als der Vater starb. Die Mutter wanderte mit dem einzigen Töchterchen nach Amerika aus. Der protestantisch getaufte Jakob wird den mütterlichen bäuerlichen Großeltern in Wylen in Baden übergeben, wo er in das katholische Wesen eingeführt wird. Aus der Heiterkeit und Freiheit dieses Landlebens kommt er ein paar Jahre später in die von Christian Heinrich Zeller gegründete pietistische Armen-Kinder- und Schullehreranstalt Beuggen i. B., wo er von 1884 bis 1891 inmitten eines seltsamen menschlichen Reisighaufens von Schustern, Schneidern, Bäckern, Müllern, Gerbern, Gärtnern usw. keine sehr guten Zeiten durchmacht. Sein Wunsch, Lehrer zu werden, wird nicht beachtet; man gibt ihn mit 16 Jahren zu einem Schuhmacher in Basel in die Lehre, wo er sich ungebärdig und setzköpfig benimmt. Er entflieht (1893) und nun beginnt die Walzzeit, die ihn nach den Rheinlanden, Belgien, Frankreich und wieder zurück nach Basel brachte. Bald nach seiner Rückkehr stellten sich die ersten dichterischen Erfolge ein. „Vierundzwanzig Jahre war ich alt, als ich mit meiner Handwerkerlaufbahn brach und mich der Dichtung zuwandte.“ Nach 1894 begann eine neue Reisezeit, die ihn nach Deutschland, Dänemark, Holland, Italien, Frankreich führte. Jetzt lebt er als freier Schriftsteller in Berlin.

Die Sehnsucht nach dem modernen Leben hat Schaffner auf die Landstraße getrieben, und hier hat er scharf beobachtet und ist zum Gegenwartsdichter geworden. Sein intensiver Wirklichkeitssinn gestattet ihm keine seelischen Gebärden und heißt ihn der Lyrik aus dem Wege gehen Dennoch ist er voll Hingabe an das Leben und er hat selbst von seinen „rastlosen Entdeckungsfahrten nach menschlichen Wirklichkeiten und Beziehungen“ gesprochen. Es ist erstaunlich, welchen Reichtum an Gestalten und Schicksalen sein Werk enthält. Die Butiken der Handwerker mit ihren Käuzen und kühnen Burschen, die ungeheure Menschenwelt Berlins, das Pfarrhaus und der Hof des Kolonisten, das Großhotel und die Herberge, die Welt der äußeren Tat, die eigenartigen und fragwürdigen Bezirke der Künstler sind ihm in gleicher Weise vertraut. Vor lauter Freude am lebendigen, bezeichnenden Detail verfällt er allzuhäufig der Breite und der rote Faden der Idee verliert sich oft unter dem Gewand, das in ungehemmter Laune darum geflochten ist. Seine großen Romane schleppen mitunter oder lösen sich in eigenmächtige Teile auf. Schaffner ist ein Meister der Kleinmalerei und darum liegt ihm die Novelle besser als der Roman. Er gemahnt hierin wie auch in Stoffkreisen und Gestalten an Gottfried Keller. Doch wäre es falsch, ihn seinen Nachahmer oder Schüler zu nennen, sondern mit Faesi wird man ihn als einen aus dessen Geschlecht bezeichnen müssen und als einen, der in unsere Tage paßt. Wie Keller saugt auch Schaffner, unabhängig von literarischen Beeinflussungen, seine Nährkraft aus der breiten, lebendigen Wirklichkeit. Er hat die Warmherzigkeit der Liebe zum Lebendigen und diese Liebe hat ihm den Humor geschenkt, der, mag er auch nicht so wie bei Zeller ein feines Lächeln sein, sondern zuweilen in Gelächter ausarten, oder etwa in Ironie und bittere Satire abschwenken, doch mit warmem süddeutschem Lichte seine besten Werke überglänzt.

Schaffner ist der geborene Erzähler; er hat als Dichter einen Gefühlsumfang wie wenige Dichter. Hier ist er still und behaglich, dort stürmt er unaufhaltsam letzten Geschehnissen und unerbittlicher Erkenntnis zu. Leidenschaft und Besinnlichkeit, Güte und spöttischer Zorn sind in diesem Alemannen vereint, der nach dem Geheimnis der Tiefe horcht, sich aber auch der Oberflächlichkeit nicht mißgönnt. Scharfe Pointierung, Ballung in Erfahrungssätze und Lebensweisheit in Belehrung und herrischer Predigt, herzbeklemmende Schicksalsabläufe ohne milderndes Zwischenwort des Dichters, dies alles bietet er uns in meisterhafter Beherrschung des Stils und in einer Sprache, die an G. Keller, W. Raabe und Fontane gemahnt. Aber wie in allem ist er auch hier ein Eigener. Er pflegt nicht nur das überkommene Sprachgut und überrascht durch seine vielseitige, treffsichere und klangvolle Anwendung, sondern auch sprachschöpferisch in enger Anlehnung an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die volkstümliche Redeweise seiner Heimat hat er eine glückliche, freigebige Hand und wirkt durch die frische, unverbrauchte, sprudelnde Originalität vor allem nach der Seite des Drollig-Drastischen hin. Dazu kommt der Reichtum an Bildern, bei denen man oft nicht weiß, ob sie seiner Erfindung oder der Volkssprache entnommen sind. Erstaunlich reich ist dann auch und vielgestaltig die „Fülle der Gesichte", die Schaffners Menschentum und seine dichterische Welt erfüllen und sie in seltsam kostbarem Spiegelbilde widerstrahlen und in buntem Wechsel leiden- und freudenvolle Gestalten offenbaren.

Schaffner, von Haus aus ein Grübler, will mit seinen Erzählungen sich befreien, will durchdringen zu der Lösung jener wichtigsten Fragen, wie Gott, Schicksal und Schuld. Um diese Fragen drehen sich alle Gedanken des Dichters, jedes Buch ist ihm nur ein neuer Weg, diese Gewalten zu ergründen. Wie er so unter dem Zwange zur Wahrheit schafft, muß er auch seinen Gestalten mit ruhiger Objektivität gegenüberstehen und in den Gründen und Abgründen der Seele forschen. Doch seine Bemühungen zur Lösung der Welträtsel blieben erfolglos und mußten es bleiben. So klar sein Stil ist, ebenso unklar und verworren ist Schaffner dort, wo es sich um eine gefestigte Weltanschauung handelt. Seine Ideen und Ideale wechseln; weil er sich selbst stets lebensvoll wandelt, entbehrt sein Weltbild der unwandelbaren Gestalt. Er ist bald himmelstürmender Idealist, bald verzweifelnder Pessimist, jetzt verneint er das Bestehende, um es dann wieder zu bejahen. Und seine Stellung zum Christentum? Früh schon hat er mit dem Bibelchristentum gebrochen. Äußerungen über das Christentum, wie sie sich in seinem „Hans Himmelhoch", im „Konrad Pilater" und auch sonst finden, zeigen nicht nur seine feindliche Stellung gegen die christliche Lehre, sondern sind oft geradezu blasphemisch. Als Rationalist, dem nur die Vernunft etwas gilt, verwirft er nicht bloß den Katholizismus, sondern auch den Protestantismus und macht gegen beide, insbesondere gegen den ersten, tief verletzende Ausfälle („Pilater", „Himmelhoch", „Der Bote Gottes"). Man kann zur Erklärung anführen seine mangelhafte Erziehung, den niederdrückenden Aufenthalt im Armenwaisenhaus, Unzufriedenheit mit seiner Lage, Einflüsse aus seiner Umgebung und insbesondere, daß er in die Welt hinaustrat, ehe er eine gründliche Bildung und eine gefestigte Weltanschauung gewonnen hatte. Schaffners Erzählungen sind meist dunkel, meiden jede Sentimentalität und Humanitätsduselei und in seinen Gestalten verkörpern sich die Pflichten und das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen gegen sich selbst, das Bewußtsein menschlicher Freiheit und das Recht der Selbstbestimmung. In späteren Werken erscheint er konservativer. Wenn er in dem Roman „Der Dechant von Gottesbüren" mit freier Kritik nicht bloß dem Protestantismus und Katholizismus, sondern auch den beiden Mentalitäten gegenübersteht, so ist doch eine verstärkte Sympathie für die Sphäre des Katholizismus, der schon den Jungen durch Sinnenfreudigkeit und Schönheit angezogen hat, nicht zu verkennen. Und er hofft von seiner zwischen zwei Polen hin und her schwankenden poetischen Welt, „sie werde einmal zum Stehen kommen und unverrückbar auf eine Grundherrlichkeit weisen, die uns nottut, wenn wir unser Königtum nicht verfehlen sollen: die Liebe". Noch hat sich Schaffner in weltanschaulichen Fragen nicht zur Klarheit durchgerungen. Auch der Versuch, eine Synthese zwischen Katholizismus und Protestantismus herzustellen, mußte mißlingen. Er ist ein ernster Wahrheitssucher; möge er sie dort suchen, wo sie allein zu finden ist. Dann erst, wenn zwischen der herrlichen Form und dem Inhalte eine herzerfreuende und ethisch erhebende Harmonie hergestellt ist, werden vollendete Kunstwerke entstehen.

Gleich das erste Buch Schaffners, Irrfahrten (1905), seit 1912 Irrfahrten des Jonathan Bregger betitelt, erregte Aufmerksamkeit. Es zeigt bereits des Dichters Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen und seine Eindrücke sprachlich gewandt, volkstümlich und künstlerisch wiederzugeben. Was in dem Buche erzählt wird, tritt hinter der lieblichen und humorvollen Art des Vortrages zurück. Ein Mädchen, Dorothea, die einzige Tochter eines ehrsamen Schuhmachermeisters, liebt einen Jüngling, einen Spezierer, d. i. den Besitzer eines Kolonialgeschäftchens, der aber hat eine andere im Sinn, die Klara, die 5000 Franken Mitgift zu erwarten hat. Dafür wird sie, Dorothea, von dem bei ihrem Vater beschäftigten Gesellen, dem Italiener Antonio, geliebt, und den hat wieder eine andere, Monika, erwählt. Die Geschichte entwirrt sich nun so, daß der Spezierer sich mit Dorothea verlobt und Antonio nach Rußland weiterzieht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit einem verwundeten Herzen, das freilich weder ihm noch Monika dabei bricht. Im Verlauf der so einfach einsetzenden Erzählung häufen sich die Abenteuer. Der alte Schuhmachermeister erzählt, wie er einmal in der Zeit des Goldfiebers nach Amerika gegangen war und was er dort an Abenteuern erleben mußte. In dem Roman „Irrfahrten" versenkt sich der Dichter mit warmfühliger Beschaulichkeit in das Handwerkerleben. Wie jeder Dichter keine andere Sphäre so tief und voll erlebt wie die seiner Jugend, so hat auch Schaffner kaum ein Stück Welt mit gleich reizvoller Echtheit und lebendiger Eindringlichkeit dargestellt wie eben die handwerklich-kleinbürgerliche mit ländlichem Einschlag. Insbesondere finden wir bei ihm die prächtigsten Typen aus dem Handwerkerstand. Den Antonio in den „Irrfahrten", Konrad Pilater und seine Kumpane, die Brüder Jakob und Fritz Kuhny (im Roman „Die Schweizerreise"), den Schneidergesellen Peter Schäublin in der tragikomischen Geschichte „Die Wahrsagerin" wird man nicht so leicht vergessen. Dazu kommen die „Grobschmiede" in der gleichnamigen Novelle, einem Kabinettstücke, und „Der Altgeselle", ein Kauz, der sich in den Wechselfällen des Lebens eine eigene Lebensphilosophie zurechtgezimmert hat. Beide Novellen stehen in dem Bande Die Laterne (1907); hier finden sich auch die in gemütvollem Tone geschriebenen, fast überzarten Liebesgeschichten „Agnes" und „Die Schrift", ferner „Die Begegnung" und „Der Kilometerstein", in denen ein fürchterlicher Gewittersturm geschildert wird, und die Titelnovelle, zu der ihm die moderne Lebewelt den Stoff lieferte.

Jakob Schaffner.
Phot. Held, Weimar.

Nicht mehr von der Unmittelbarkeit der ersten kleinen Erzählungen ist Die Erlhöferin (1908), aber doch ein tüchtiges Werk. Man wird sagen, die Geschichte sei nicht neu, denn sie erzählt die Schicksale zweier Mütter und zweier Söhne, und zwischen die Söhne, die Halbbrüder sind, stellt der Dichter ein Mädchen, um dessentwillen sie Feinde werden. Aber es ist die individuelle Prägung und wiederum ein aller Sentimentalität abholder, sachlicher, dazu von einer merkwürdigen Symbolik getragener Zug, die den kleinen Roman zu einem eigentümlichen machen. Ganz im Gegensatz dazu ergeht sich Hans Himmelhoch (1909) in den völlig subjektiven Stimmungen eines philosophierenden Wandergesellen, der seine lyrisch-kosmischen Gedankenergüsse aus allen Hauptstädten der Welt mit keckem Übermut und vieler Verworrenheit des Stils und Gedankens zum besten gibt und mit fürchterlichen Sprüchen um sich wirft, als wollte er die Welt aus den Angeln heben. Diese fingierten Wanderbriefe sind poetisch das am wenigsten gestaltete, menschlich das unreifste Buch Schaffners und wir glauben, daß er selbst keine Freude hat an diesem Produkte seines Sturmes und Dranges. Dann folgte Schaffners erster großer Wurf, der Roman Konrad Pilater (1910). Der Dichter warnt zwar, ihn als biographische Quelle zu betrachten, aber trotzdem wurzelt er in eigenem Erlebnis. Der Held, ein Schuhmachergeselle, dabei ein echt schweizerischer Eigenbrötler und Phantasierer, erzählt, wie der dunkle Willenstrieb zum modernen Leben und zur Erkenntnis des Lebens ihn aus Wohlsein und Liebesglück der kleinen elsässischen Stadt vertreibt. Hier ist, aller eingestreuten Reflexionen ungeachtet, alles klare, epische und dichterische Anschauung; die höchste Kunstform ist zwar nicht erreicht, denn es gibt immer Brüche zwischen dem Volkstümlichen und den errafften Bildungselementen, die sich auch in der Sprache abzeichnen, aber es bleibt doch alles im echten epischen Stil, und die Gestaltungskraft des Dichters, die bei den Nebenfiguren über das Derbwitzige verfügt, hat in der armen Barbara eine der lebensvollsten und prächtigsten Mädchengestalten unserer modernen Literatur geschaffen. Pilater hat sie, seines Meisters Tochter, als Braut gewonnen; aber an den Bräutigam drängt sich die dämonische Aufforderung des „Weiter" und „Höher hinauf" in der Gestalt des Dr. Reske mit seiner Verachtung der Bürgerlichkeit, des Behagens, des Ausruhens, des Sichbescheidens. Wie kann man ein Handwerk treiben, ein Weib nehmen, wenn die großen Aufgaben des Lebens noch ungelöst sind, wenn der Donner der ungeheuren geistigen und wirtschaftlichen Kämpfe über dunkle Horizonte rollt? Pilater folgt diesen Rufen, ohne zu wissen, wohin sie ihn locken, und geht am Hochzeitstage durch. Aber auch die Braut zögert keinen Augenblick, ebenfalls Ruhe und Wohlstand den großen Dingen des Lebens zu opfern, die ihr Liebe für den einen bedeuten, und zerbricht daran äußerlich.

Pilater wird zunächst Eisenarbeiter. Aus dem Lebenskreis des Handwerks treten wir in den der Industrie und damit in die moderne Zeit. So wird Pilater zur Hauptfigur in der Novelle „Der eiserne Götze". Dieser aber, das Symbol der Welt moderner Arbeit, ist die Maschine. Auch in der Novelle „Die Eschersche" wird das dargestellte Milieu durch die Maschine verkörpert. Als Versuch der Antwort auf das Wohin?, mit dem der Pilater schließt, kann der Roman Der Bote Gottes (1911) angesehen werden. Ruedi Bürgler, vertriebener Schweizer Magister, sammelt nach dem Dreißigjährigen Krieg in einem abge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brannten thüringischen Dorf das verkommene Volk der Landstraße zu neuer Kulturarbeit, indem er einen jeden auf seinen rechten Platz stellt. Manches in der Schilderung ist grotesk, aber das Ganze hat Kraft und Eigenart und beruht auf einer warmherzigen optimistischen Weltanschauung. Dieser Ruedi, ein Idealist in seinen Zielen und doch ein kräftiger Realist in seinem raschen Zugreifen, ist ein Abbild des Verfassers. Es folgte der Novellenband Die goldene Fratze (1912), darin die tendenziöse „Die zweimal gefangenen Franzosen", neben der auch „Das verratene Leben" und die schon erwähnte „Der eiserne Götze" volle Beachtung verdienen. Eine heitere Geschichte erzählt Schaffner in der Novelle Das Schweizerkreuz (1916). Zwei Mädchen, Josefine und Verena, die eine geschickt und listenreich, kokett und zutunlich, die andere still und tiefer, ringen um einen Mann. Die letztere triumphiert schließlich über die Nebenbuhlerin und wird Hansens Frau. Den Titel hat die Novelle von einem Medaillon, einem helvetischen Kreuze, das Hans, ehe er seine Weltreise antrat, der Josefine schenkte. Das Wesentliche in der Geschichte ist, wie Schaffner seine Schweiz verherrlicht. Mag er sie auch politisch nicht umschwärmen, vielmehr manches tadeln, aber das Land, die Wunder der Natur erfüllen sein Herz mit heißer Liebe, und wo er sie schildert, wird er ergreifend warm. Wieder einen Mann zwischen zwei Frauen sehen wir in dem Roman Der Dechant von Gottesbüren (1917). Die Geschichte spielt sich in einem hessischen katholischen Pfarrhause ab. Der Dechant ringt um die Seele seiner Nichte, der holden Linde, die wieder mit einer kühlen, klugen, aber herzensdürren Tante um die Liebe und Seele eines jungen Offiziers kämpft. Die Geschichte endet mit dem Tode Lindes; der unfertige junge Offizier, der abwechselnd im Feld und im Urlaub vorgeführt wird, verrät zugleich mit dem wertvolleren Teil seiner Seele die wertvollere Frau. Die „moderne", zielbewußte, emanzipierte Dame trägt über Linde, das innerliche, versonnene deutsche Mädchen, den Sieg davon. Der Verfasser hat mit dem Buche an Deutschland Kritik geübt, in dem zwei Lager bestehen, rationalistischer und religiöser Geist, äußere Zivilisation und innerliche Kultur. Katholische Leser werden sich bedenklich verletzt fühlen durch die Auffassung, die Schaffner von der Ohrenbeichte hat.

Schaffners glänzende und bis ins kleinste Detail ausmalende Kunst der Milieu- und Personenschilderung und seine vertiefte, psychologische Beobachtungsgabe zeigen sich besonders in den folgenden drei Büchern. Da ist der Berliner Roman Die Weisheit der Liebe (1919), die Geschichte eines Eheproblems. Felgentreu, ein Angestellter, erschießt sich am Totenbette seiner Geliebten Anna, während seine von ihm geschiedene Frau das soeben geborene Kind an ihr Herz nimmt. Die äußere Einheit der Handlung ist gewahrt, aber neben der unübertrefflichen Schilderung des bürgerlichen Alltags, die uns das Leben der drei Menschen ganze Tage lang bis zur kleinsten Handlung und bis zur flüchtigsten Seelenregung klar und lebendig zeigt, zieht sich eine Spintisiererei, die teils zur Groteske wird, teils auch zur Überspitzung besonders der Psychologie führt. Mehr als das Schicksal des schwächlichen Felgentreu und Alma ergreift das stille Heldentum der Frau Meta und die gelungenste Figur ist der Nachtwächter Lippke. Dasselbe vertraute Lokalkolorit ähnlicher Lebenskreise ist festgehalten in der Erzählung Kinder des Schicksals (1920), eine mit humorvoll launigen Streiflichtern gestaltete, einfache Geschichte dreier Menschen. Eine junge Witwe, die zwischen einen derbsinnlichen, selbstbewußten und einen seelisch empfänglichen, geistigen Mann gestellt wird, wählt den letzteren. In dem Roman Das Wunderbare (1923) forscht Schaffner nach dem Grunde, wie es möglich ist, daß Menschen ohne Willen und erkennbare Schuld in eine „tragische Atmosphäre" geraten, in der sich ihre Geschicke nun mit geheimnisvoller Folgerichtigkeit abwickeln. Daß der Grund dafür in den Absichten Gottes gelegen ist, will der „moderne" Mensch nicht erkennen und so bleibt auch das Suchen ein erfolgloses. Der Roman spielt in vornehmen, hochgestellten Gesellschaftskreisen, deren Leben mit seltener Sicherheit geschildert wird. Dämonisches in der Gestalt des großen Verführers mischt sich ein und schweres Schicksal wuchtet auf den Hauptgestalten des Romans. Der Konflikt löst sich in ergreifender Weise: der kleine Halbbruder bewirkt in dem Haupthelden, dem jungen Philosophen und Skeptiker Tribius, die Erkenntnis des „Wunderbaren" und wird ihm ein Trost für das Davongleiten der heiß geliebten Braut aus der ihm doch fremden Welt traditionsgebundener Offizierskreise. Zwar hat er schon früher einiges für andere getan, aber in dem kleinen Halbbruder war er auf eine Seele gestoßen, die ihn unmittelbar brauchte, und er beschließt, für ihn zu leben. „Das Beglückende lag also diesmal in der inneren triebhaften Verpflichtung von Mensch zu Mensch, und dies ist das höchste Wunder."

Als reifste Frucht seines Könnens schenkte uns Schaffner sein in manchen Einzelzügen auch autobiographisch so aufschlußreiches Buch Johannes (1922), den Roman einer Jugend in zwei Bänden. Innere Reife und Fülle und formale Vollendung machen das Werk zu einem der besten Bücher der zeitgenössischen Literatur. Schaffners Stil paßt sich in seltsamer Beweglichkeit und kluger Berechnung jeweilen dem Thema des dargestellten Gegenstandes und seinem gegebenen Lokalkolorit in glücklichster Weise an. So in der erschütternden Kriminalnovelle Die Mutter (1924) und in den beiden Erzählungen des Novellenbandes Brüder (1918), von denen „Der Schulmeister von Gagern" eine in bäuerlichen Kreisen spielende Prozeßgeschichte ist, die andere, „Das verkaufte Seelenheil", ein erfundenes und mehr humoristisch sich auswirkendes Motiv enthält. Bitter ernst gemeint, aber wundervoll komisch wirkend ist die kriegerische Auseinandersetzung zweier von der Natur als streitbare Vorkämpferinnen ihrer Rechte so gut ausgestatteten Weiblichkeiten in der Novelle Die Schürze (1925). Ausschließlich auf schweizerischem Boden bewegt sich der Roman Die Glücksfischer (1925). Das alte ehrwürdige Basel, Bern, das Jungfraujoch, Luzern werden mit dem kritischen Blicke des Auslandschweizers geschaut und bilden den Hintergrund für alle die seltsamen Begebenheiten, kleine Tragödien und Lustspiele, die sich hier abspielen. Aus Berlin, das für Schaffner so einflußreich und in vielem entscheidend war, bringt er in dem Büchlein Der Kreiselspieler (1926) Skizzen, Gestalten und Schicksale. Mit leichtem Spott und leichter Verwunderung wird in dem umfangreichen Roman Das große Erlebnis (1926) von Verworrenheit und Irrung einer guten Ehe erzählt; aber es geht alles gut aus und es findet sich am Ende alles so, wie es zusammengehört. Nicht als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dichterischer Menschen- und Schicksalsgestalter, sondern als bitterer Satiriker tritt Schaffner auf in dem Buche Die letzte Synode (1925). Die Götter der Vergangenheit und Gegenwart haben sich in der Sakristei der Kathedrale zu „Indifferenzlingen" zur „letzten Synode" versammelt, um ihre graue Ohnmacht als wesenlos gewordene „Zentralbegriffe und Menschheitsfiktionen", als mehr oder minder groteske und gefährliche Hirngespinste und Ideale zu erweisen. Die Neigung des Satirikers gehört dem „gewaltigen Panidol", dem neckischen, schöpfungstrunkenen Naturgott. Er hat sich leidenschaftlich für das spinozistische „deus sive natura" entschieden. In seinem jüngsten Romane Der Mensch Krone (1928) handelt es sich um ein Mädchen, das drei Verehrer hat, den einen heiratet, er stirbt, den zweiten heiraten will, da tritt der dritte, der herztiefste Verehrer hervor, der bisher jahrelang stumm gelitten um seinen entgleitenden Liebestraum. Er tötet, bewußt — unbewußt, den neuen Bräutigam, seinen Jugendkameraden, als Mörder tritt er noch einmal vor das reif gewordene Frauenbild seiner Träume, erhält Verzeihung, muß dann einen Dachkampf mit der Polizei bestehen und findet dabei den Tod. Das Ganze soll nach der Absicht des Dichters symbolisch aufgefaßt werden. Ganz anders der Novellenband Föhnwind (1928): überall Gestalt, Erdennähe. Schaffner ist damit zur Heimat zurückgekehrt. Selten hat er so Schönes geschaffen wie die zweite dieser beiden Novellen, „Die Gemsjagd", wo der heimliche und offene Kampf zweier Bergführer um die Frau des einen und die schließliche Konfliktsänftigung anschaulich geschildert wird. Die andere Novelle „Die Schürze der Anna Ineploud" stellt dar, wie die Grundverlogenheit und Habgier einer alten Jungfrau zu Fall kommt.

In seinem nationalen Roman Schweizerreise entwirft Schaffner ein Bild aller Stände und Lebensumstände und der geistigen Haltung der Schweiz im Weltkriege. Wie er hier Kritik an seinen Landsleuten übt, so auch in verschiedenen Aufsätzen. Er will sie aus ihrer Selbstzufriedenheit wachrütteln und stellt dafür sogar Programmpunkte auf. In Deutschland hat er die Hälfte seines Lebens, darunter die bitteren Kriegsjahre und die ganze Zeit seines Wirkens zugebracht und dort auch die Bildung seines Geistes empfangen. So ist er zum Deutschen geworden, dabei aber doch ein Schweizer geblieben.

Ein eigenartiger, reich begabter, aber in weiteren Kreisen wenig beachteter Dichter ist Robert Walser (geb. 1878 in Teufen, K. Appenzell, lebt in Bern). Er ist seinem Wesen nach Lyriker, nicht bloß in seinen Gedichten, sondern auch in seinen Prosaschriften kommt sein innerer Reichtum an Gemüt und Phantasie, das Empfinden seiner Seele zum Ausdruck. In der Art seines Schaffens steht er Peter Altenberg nahe. Denn wie bei diesem zersetzt sich auch bei ihm die Komposition in ein buntes Geflimmer aneinander gereihter Eindrücke, wobei der Reiz und Wert in die Einzelheiten und den schönen Augenblick verlegt wird. An den Einzelheiten haftend und im Genusse der kleinsten Erscheinungen, die sich ihm darbieten, schwelgend, verliert er den Blick auf das Allgemeine und kommt zu keinem festen Gefüge. Er erzählt in einer einfachen, melodiösen Sprache. Die Technik des Aufbaues ist derart, daß man immer zweifelt: Ist sie ganz naiv oder sehr bewußt gewollt? Er beseelt das Nüchterne, wirft über die Alltäglichkeit den Schleier der Romantik, spricht mit gelassener Unschuld vom niedrigsten Geschehen, um sich gleich darauf in die Heimlichkeiten eines zarten Stimmungszaubers einzuhüllen. Trotz des Reichtums an Poesie werden seine Schriften schwer in die bürgerlichen Kreise dringen, denn diese finden kein Gefallen an seinen flanierenden Nichtstuern und der romantischen Auffassung des Lebens.

Geschwister Tanner (1906) heißt sein erstes Werk; ein Buch, von manchem süßen Hauch überweht, getränkt in lyrisches Gefühl und gar nicht romanhaft in seinen Geschehnissen, sondern sehr einfach, fast wie ein Tagebuch. Und diese Form der Darbietung ist dem Wesen Walsers die angemessenste, weil es ja doch in allen seinen Büchern seine eigene Seele ist, die in vergeistigtem Genuß sich allen Erscheinungen öffnet. Ein verkappter Dichter ist dieser Simon Tanner, der im Mittelpunkte steht und dem wir auf seinen Fahrten und kleinen Erlebnissen mit lebhaftem Gefühl folgen. Er ist ein liebenswürdiger Nichtstuer, der sich selbst einmal auf diese Weise charakterisiert: „Ich habe von meinen Eltern ein kleines Vermögen erhalten, das ich soeben bis auf den letzten Heller verzehrt habe. Ich habe es nicht für nötig gefunden zu arbeiten. Etwas zu lernen hatte ich keine Lust. Ich habe den Tag als zu schön gefunden, als daß ich den Übermut besessen hätte, ihn durch Arbeit zu entweihen. Ich war nicht imstande, mir eine Wissenschaft anzueignen und dafür den Anblick der Sonne und des abendlichen Mondes zu entbehren." Gedrungener im Aufbau ist der Roman Der Gehilfe (1908). Es ist dies Josef Marti, der als Gehilfe in der Familie des Unternehmers Kurt Tobler angestellt ist. Marti ist wieder ein Stück vom Zweck entbundener Natur, das sich mit der Menschennatur, einen Beruf zu haben, selbstquälerisch und feindlich auseinandersetzt. Er ist bereit zu arbeiten, doch sein Verlangen, die Lockungen der Freiheit zu erfassen, ist zu stark. Das Leben ist ihm überreich an Glücksempfindung, überall, im Sonnenschein, im Schneegestöber, beim Kaffeetrinken, im Zusammensein mit der jungen Frau, kurz, überall genießen seine Sinne. Ein schwarzer Schatten nur trübt ihm die Helligkeit der Freuden — die anererbte Vorstellung von Gewissen und Pflicht. Mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Artung paßt Marti gut zu einer Familie, die aus genialem Leichtsinn niedergeht. Ein Gegenstück zu Marti ist sein Vorgesetzter; halb Hochstapler, halb Künstler, ein Schönredner und Festefeierer, immer auf der Suche nach Kapital und auf der Flucht vor dem Gerichtsvollstrecker. Ein merkwürdiges Buch ist „Jakob von Gunten (1909), ein Tagebuch", das von einem Jüngling erzählt, der in einem Institut erzogen wird und schließlich mit dessen Vorsteher in die Wüste geht. „Ich einzelner Mensch," heißt es in den Aufzeichnungen, „bin eine Null. Ich gehe mit Herrn Benjamenta in die Wüste. Will doch sehen, ob es sich in der Wildnis nicht auch leben, atmen, sein, aufrichtig Gutes wollen und tun und nachher schlafen und träumen läßt. Ach was, jetzt will ich an gar nichts mehr denken. Auch an Gott nicht? Nein! Gott wird mit mir sein. Was brauche ich da an ihn zu denken? Gott geht mit den Gedankenlosen." Das Buch fällt gegen die beiden früheren ab. Alles verschwimmt und verblaßt, Handlung wie Personen. Der Zauber der Romantik ergießt sich in das bunte Allerlei des Buches Geschichten (1914). Da finden sich auch Kleinode, wie die Dichtung „Kleist in Thun" und „Die Schlacht von Sempach". Ein Volk erhebt sich zur Verteidigung seiner idealen Güter und besiegt die Überzahl der Feinde durch die Einigkeit im Opfermut. Fest umrissen, wie Hodlersche Figuren, sind die Bauern hingestellt, die Erscheinung Winkelrieds insbesondere, der sterbend den Genossen eine Gasse zu den Leibern des Bedrängten bahnt. Ganz in seiner Art gibt sich Walser in den unter dem Titel Kleine Prosa (1917) veröffentlichten Stücklein, mag er nun von Zahnschmerzen erzählen oder von einem Abend am See. Viel Weltgefühl und Menschentum hat er in das Poetenleben (1918) hineingelegt; immer erscheint er als Jüngling und lächeln muß man über die Art, wie er seine leichtsinnigen Helden gestaltet. Er erzählt darin sein eigenes Leben und berichtet auch von Widmann, Hölderlin und Dauthendey. Was Walser aus Unbedeutendem zu machen weiß, zeigt die Skizze „Der Spaziergang". Hier lustwandelt der Dichter an Landschaft, Stadt und Menschen und nicht zuletzt an sich selber vorüber und notiert mit seinem immer heiteren Stil Begebenheiten, die zu sehen, für die sich zärtlich zu interessieren nur einem Dichter möglich ist. Komödie (1919) nennt Walser seine vier in einem Bande vereinigten dramatischen Dichtungen. Im herkömmlichen Sinn sind diese vier Stücklein keine Komödien, und doch liegt über allen der Glaube an das Schöne, an das Echte und Wahrhaftige. Nirgends drängt sich das Heitere, die Komik, vor und doch wieviel zarteste, behutsam eingefangene Komik ist z. B. in dem ersten dieser Stücke, „Die Knaben". Umrisse von Novelletten, erweiterte Aphorismen und Impressionen, ganz ohne epischen Vorwand, „wie er es sah" rasch festgehalten, bringt das Büchlein Die Rose (1924).

Schon die Prosawerke Walsers zeigen, wie wir bemerkten, daß in ihm ein lyrischer Dichter zu begrüßen sei. Und in der Tat enthüllen seine Gedichtbände (1908 und 1919) einen lyrischen Dichter von hohem und feinem Reiz. Etwas Traumhaftes blüht aus den Versen und Radierungen hervor, mit denen des Dichters kongenialer Bruder die Bände geschmückt hat. Auch die meisten Prosawerke Roberts haben in Karl einen sich ganz einfühlenden Illustrator gefunden. Robert Walser liebt die einfachen, unfeierlichen Rhythmen, verschmäht den äußeren Klang, aber das inwendige Leben seiner kleinen lyrischen Gedichte ist bedeutend. Es sind Gedichte, zwar jenseits aller Erdendinge, ganz beiseit, dabei in aller Sonnenfreudigkeit sich aufregend und aufreißend an allem, was da heißt Alltäglichkeit.

Ein warmes Gefühl für die Natur und etwas echt Schweizerisches herrscht in der Erzählung „Der Weg ins Leben" (1909), in der Emil Ermattinger (geb. 1873 in Schaffhausen, U.-P. in Zürich) die Geschichte eines Gymnasiasten mitteilt, der neben der Armut noch mit einem inneren Konflikte zu kämpfen hat, dem Theologiestudium, dem er widerstrebt — frei von Sentimentalität, erfreut die starke Wahrhaftigkeit in der Führung der Handlung und die psychologische Entwicklung. Vorausgegangen war die fesselnde Erzählung „Weggefährten" (1902). Seine Gedichte „Jenseits des Tages" (1900) zeichnen sich durch eine strenge, an Leuthold gemahnende Form aus. Von seinen zahlreichen literarhistorischen Arbeiten sei nur das verdienstliche, zweibändige Werk „Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart" erwähnt (1925).

Eine eigene Art, die Landschaft zu schauen, knapp, eindringlich, man möchte sagen gut schweizerisch, hat Josef Reinhart (geb. 1875 in Rüttenen, Prof. in Solothurn). Er weiß rührende Geschichten, die anderen sentimental gerieten, gelassen und herb zu erzählen; er ist ein reiner, nirgends angekränkelter Poet, der am liebsten von Kindern erzählt („Geschichten und Gestalten", „Geschichten von der Sommerhalde", „Heimwehland", „Der Gaimisbub", „D'r Schuelherr" u. a.).

Kleine Leute und kleine Begebenheiten bilden das Lieblingsthema des Luzerners Robert Jakob Lang (geb. 1889, lebt in Untikon). Dieses aber bearbeitet er prächtig in seinen Novellen „Leonz Wangelo" (1918), „Der Tote und das Dorf" (1925), sein Roman „Heimkehr" aber mit der halbzerbrochenen Frauenseele wirkt beengend und quälend.

Große Hoffnungen setzt man auf Traugott Vogel (geb. 1894 in Zürich, lebt ebenda), dem jeder Mensch Unsereiner (1924) ist, Bruder, von gleichen Müttern geboren. Es ist ein sym-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bolischer, etwas pantheisierender Roman, die Geschichte eines Menschen, der sich und die anderen vom Lehm, in dem ihre Füße stecken, befreien möchte, ein Held, der nicht handelt und doch wirkend da ist. Die Mächtigen, die Gott Nahen dieses Romans aber sind die Frauen. Außerordentlich scharf ist die Beobachtung und überraschend wirkt der schweizerische, fast dialekthafte Sprachgebrauch. Des Dichters Sprachkraft zeigt auch das Marionettenspiel „Zirkus Juhu oder Tiermensch und Menschentier", wie auch sein Kindermärchenbuch „Die Tore auf" und der Roman „Ich liebe, du liebst" (1926).

Die Heimatkunst wies den Weg zur Mundartdichtung, die demnach in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern üppig in die Halme schoß. Man wollte die Volksseele in ihren eigenen Lauten zum Ausdruck bringen. In der Schweiz förderten besondere Umstände, wie z. B. die Furcht vor der Überfremdung, das Streben, das Angesammelte dadurch zu festigen und zu wahren. Auch wirkte die Tradition mundartlicher Dichtung seit den Tagen Hebels, Usteris und Kuhns ununterbrochen fort. Nach dem Beispiele Gottfried Kellers, der seiner Sprache durch Beimischung mundartlichen Sprachgutes einen würzigen und frischen Geschmack gibt, gewöhnten sich die Heimatkünstler, den Lokalton durch Anlehnung an die Mundart anzugeben. Aus der großen Zahl der schweizerischen Mundartdichter ragen drei hervor, von denen wir Meinrad Lienerts schon oben gedachten. Die Lieder, die er in der dreibändigen Sammlung „Jutz-Lienis Schwäbelpfyfli" bietet, haben, dem Volkstum entwachsen, die Frische und Natürlichkeit, oft die unbefangene Derbheit, häufiger die reinen und sinnigen Gefühlstöne des Volksliedes, so daß man darüber zuerst die bedeutende Kunst übersieht, die sie adelt und läutert. Dominik Müller (Paul Schmitz, geb. 1871 in Basel, lebt ebenda) schreibt im städtischen Basler Dialekt seine Versſatiren auf die patrizische Gesellschaftskultur seiner Stadt, während der Berner Rudolf von Tavel (geb. 1866, lebt in Bern) in seinem geliebten „Bärndütsch", seinen Landsleuten „D' Glogge von Nüechterswyl, e Gschicht usem Bärndiet" erzählt, deren Einfachheit, Gradlinigkeit und Volkstümlichkeit der Sprache entspricht. Natürlich wäre es stillos, im Dialekt geistig höher entwickelte Menschen große Probleme oder tiefe Konflikte erleben zu lassen. Auch ist der Dialekt für den kunstfertigen und an innerem Erleben reichen Dichter als Mittel zum Ausdruck zu arm und primitiv. Der städtische Tavel holte die Stoffe für seine frisch, natürlich und mit Humor erzählten berndeutschen Novellen mit Vorliebe aus der Vergangenheit seiner an Ereignissen reichen Vaterstadt; so für die dreibändige Novellensammlung Familie Landorfer 1903—1906 (Inhalt: 1. Jü gäll, so geit's, 2. Der Houpme Lombach, 3. Göttli und Gotteli), „Der Schlärn vo Bunbabärg, e Gschicht us da trüebschte Tage vom alten Bärn" (1907) u. a. In der Berner Mundart verfaßte Otto von Greyerz (geb. 1863 in Bern) eine Reihe von Lustspielen für das „Heimatschutztheater" und auch Emil Hügli (S. 1674) schrieb einige Dramen in der Berner Mundart. Greyerz ist nicht bloß ein Verfechter der Mundart in der Theorie, sondern ist auch mit seiner „Röseligarten"-Sammlung hervorgetreten, die eine volkstümliche Beliebtheit gefunden hat.

Wie durch Tavel fand die historisch-patriotische Nebenrichtung der Heimatkunst auch Pflege durch Nanny von Escher (geb. 1855 in Zürich) in lyrischen („Die Streitbaren"), epischen und dramatischen Dichtungen („Die Escher auf Wülfingen" 1908).

Abseits von seinen Schweizer Landsleuten lebt Alexander Castell (geb. 1883 in Kreuzlingen) seit mehr als zehn Jahren in der Fremdenkolonie in Paris. Die französische Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise ist ihm vertrauter als die deutsche. Die Welt, in der sich Castell als Romancier („Bernards Versuchung" 1911, „Büßer der Leidenschaft" 1913, „Spleen" 1926) und zum größten Teil auch in seinen Novellen bewegt, ist die sogenannte „große Welt", das Milieu der gesicherten Vermögen, des Müßigganges, der konventionellen Vergnügungen und des Flirt.

„Laß mich das Vergangene als Wahrheit geben . . . und wenn es vorkommen sollte, daß Bilder in mir leuchten, die der harte Tag nie geschaut, Worte in mir klingen, die so

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niemals gesprochen wurden — dessen bin ich gewiß: Kein Bild wird erstehen, welches nicht im tiefsten Grund in der Wirklichkeit wurzelt, kein Wort auf diese Blätter fallen, dessen Sinn nicht aus dem Lebendigen floß." So läßt Maria Waser den Buckligen in ihrem Roman „Wir Narren von gestern" reden und mit diesen Worten hat sie die Art ihres dichterischen Schauens gut gezeichnet. Scharfe Beobachtungsgabe, nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, starkes Erzählertalent, all das ist in ihr vereint und stellt sie in die Reihe unserer hervorragenden dichtenden Frauen. Das Weibliche spricht sich bei ihr nur in der Empfindung aus, in der Innerlichkeit; in der Form, im Ausdruck, in der Kernhaftigkeit ist alles eigentlich bester Mannesschlag. Durch Studien an den Universitäten in Lausanne und Bern und Lektüre hat sie sich ein reiches Wissen aus der Geschichte erworben, durch kunstgeschichtliche und ästhetische Studien in Italien ihre künstlerischen Anlagen ausgebildet und durch Reisen nach Frankreich, England, Deutschland und Griechenland sich eine reiche Kenntnis von Land und Leuten erworben. Sie huldigt einer ernsten, freilich nicht immer mit der christlichen übereinstimmenden Lebensauffassung. Ihr geistiges Wesen und dichterisches Erleben wurzelt zwar noch in den Jahren der Frauenbewegung, aber sie findet, daß es ein Irrtum der Frau war, sich um wirtschaftliche und moralische Gleichstellung mit dem Manne zu bewerben. Vollgültiges Menschentum liege für sie nicht in Verleugnung ihrer Weibesnatur, nicht im Streben nach männlicher Leistung, sondern eben in ihrem durch die überstandenen Kämpfe gereiften und gesammelten Weibtum. Freiwillige Gebundenheit, das ist das ethische Ideal, dem die Dichterin, wie ihre Frauengestalten, die selbstische Schaffensfreude zu opfern verlangen. Sie wurde 1878 zu Herzogenbuchsee (Kanton Bern) als Tochter des Arztes Krebs geboren und lebt jetzt mit ihrem Gatten, dem Archäologen Waser, in Zollikon-Zürich.

Marie Wasers Erstlingswerk, mit dem sie sogleich in die erste Reihe trat, Die Geschichte der Anna Waser (1913, 28. A. 1927), trägt bereits alle Eigenschaften ihrer späteren Werke in sich. Die Dichterin selber erzählt, wie sie, bereits verheiratete und sorgliche Mutter, aus innerem Bedürfnis heraus dazu gezwungen wurde, die Geschichte der toten Malerin Anna Waser zu schreiben. Überdies war sie ihr als Tradition durch die Familie ihres Mannes nahe gekommen und so ist das Patrizierkind aus der Mitte des 17. Jahrhunderts unter ihrer Feder wieder erstanden. Eine Prachtfigur hat sie in dieser jungen Malerin geschaffen, die aus ihrer Vaterstadt Bern nach Zürich kommt, um sich zur Malerin auszubilden. Durch größere geistige Begabung und tiefere Lebensfülle ist sie über einen Kreis hinausgewachsen, aus dem sie sich doch nie herausreißen möchte und könnte, weil ihr innerstes Menschenwesen, ihre Hingabe heischende Frauenseele unauflöslich in diesem Kreise wurzelt, so daß Leid und Freud nur durch ihn hindurch ihr zuströmen können. Wie eine schwere Melodie schwingt Anna Wasers leidenschaftliches Resignieren durch die farbenfrohe, großzügige und warmblütige Erzählung, zweimal zeigt sich der Heldin ein Weg zu Frauenliebe und Frauenleben; aber das eine Mal scheitert sie an ihrer eigenen Herbheit und Empfindsamkeit, das zweite Mal an dem Manne, der schließlich doch die temperamentvollere, jüngere, sinnlichere der reiferen und tieferen Frau vorzieht. Beide Male also Verzicht! Anna rettet sich aus diesen Kämpfen in die Kunst hinein, aber gerade da der Höhenweg ihr weit geöffnet wird, da Watteau aus Paris sie zu seiner Schülerin annehmen will, da gleitet sie von einer Leiter, die sie rasch ersteigen will, herab und stirbt an ihren Verletzungen. Symbol! Überall hört man in dem Buche in vielen Variationen die Stimme der Verfasserin: „Gut sein, den Menschen helfend zur Seite stehen, Kinder erziehen, das ist das Höchste, was ihr erleben könnt." Aus der Erkenntnis der Chroniken aber sind die Stadtbilder hervorgegangen. Und es zeugt für große Künstlerschaft, wie es ihr gelungen ist, die Atmosphäre beider Städte uns deutlich und greifbar zu machen.

Aus jedem Buche Maria Wasers vernehmen wir ihre Lebensanschauung: „Das Leben mit seiner Qual und tausend Schmerzen ist eine schöne, heilige Einrichtung für den, der es mit wachen Sinnen und wachem Herzen als ein Lebendiger lebendig macht." In jubelnder Lebensdankbarkeit oder aber kraftvoller Resignation, mutigem Leiden sieht sie die einzig würdige Lebenshaltung. „Schicksalsbereit" werden, das ist ihre Antwort auf alle Probleme. Am besten zum Ausdruck kommt diese selbsterrungene Ethik in dem Roman Wir Narren von gestern, Bekenntnisse eines Einsamen" (1924). Es ist die Icherzählung eines Buckligen von seiner toten Schwester, dem „Rehlein" mit den Goldaugen, einfach, rein, rührend und voll Zartgefühl. Im ersten Teile des Buches aber steht unter allen Menschenschicksalen, die vorgeführt werden, die Mutter im Vordergrunde. Jedes Wort, das sie zu ihrem armen kleinen Mißgestalteten spricht, ist voll kräftiger, stützender Weisheit und Liebe. Und auch dem unstet genießenden Manne, einer ungebärdigen Kraftnatur, der ihr viel, immer wieder vergebenes Leid antut, findet sie stets das kluge, warme Wort, das den Vernünftigen retten könnte aus selbstgeschaffenen Wirrsalen. Da ist keine Rede mehr von Frauenbewegung, sondern nur von Frauengebundenheit in der unentrinnbaren Enge der Ehe. „Wir Narren!" Dieser bittere Unterton geht oft in Trauer über, aber sie wird überwunden durch überpersönliches Erfassen des Lebens — „Schicksalsbereitschaft". Elisabeth, die Frau, hat der treulose Mann verloren, aber sie verläßt ihn nicht, sondern hilft als „Kamerad" ihn und die Familie vor dem Zusammenbruch zu retten. Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ergreift einen Beruf, zerbricht aber dabei ihre Gesundheit. Neben dieser einen opferbereiten Frau steht das „Rehlein", die Tochter, von dem uns im zweiten Teile des Buches erzählt wird. Sie wandelt wohl zu wenig in der Wirklichkeit und bleibt für den Leser ein schönes Bild mädchenhaft mimosenartiger Unschuld, die, verletzt durch den eigenen Dämon, der plötzlich aus ihrem Jugendblute hervorbricht, keinen anderen Ausweg findet als den Tod. Und diese beiden prächtigen Frauengestalten sind wie die nicht minder lebensvollen Neben- und Kontrastfiguren hineingestellt in eine Landschaft, deren Seele die Dichterin bis zu ihren leisesten Schwingungen erfüllt hat und die sie in ihre Gestalten hineinatmen läßt in einer Sprache, die jeder feinsten Nuance gewachsen ist. Ein staunenswerter Reichtum von Gedanken und Ideen neuartiger Prägung, von altgriechischer Kunst bis zu modernen sozialen Problemen ist mit den Schicksalen der Menschen organisch verbunden.

Maria Waser

Phot. Ernst Linck, Zürich.

Die Vision der Scala santa mit den drei auf ihr emporstrebenden Frauen gibt Namen und symbolischen Auftakt zu Maria Wasers drei kurzen Lebensbildern, in denen eigentlich nichts geschieht, die aber schwer von Gedanken und kosmischem Gefühle sind, dabei eigen und groß im Sprachlichen. Scala santa (1919) ist nur ein kleines Bändchen, aber es wird darin die Wurzel enthüllt, aus der es kommt, daß sich die Frau so groß gestalten kann, daß sie resignieren und sich verschwenden kann. Was dem fordernden Manne gegenüber Opfer der Persönlichkeit ist, dem Kinde gegenüber ist es jubelnde Gabe, selbstverständliche Lebensseligkeit. Das Büchlein ist eines der feinsten, lebendigsten, eigenartigsten und tiefsten Bücher, die wir haben. Was hier über Mutter und Kind gesagt wird, gehört zu dem Schönsten, was über dieses Thema geschrieben worden ist.

Zwischen den drei subjektiv durchwärmten Frauenbüchern kam der Novellenband Von der Liebe und vom Tode (1920). Die vier Novellen, von denen zwei stadtzürcherischen, eine stadtbernischen und die letzte, unmittelbar ans Herz greifende „Jätvreni" (Jätens Vreneli), bäuerlichen Inhalt haben, zeichnen sich durch starke Linienführung und knappe, dramatische Sprache aus. Es sind echte Perlen der Erzählungskunst, die nach ihrer tragischen Grundstimmung unter einem sinngemäßen Titel aneinandergereiht sind. Die geschichtlichen werden durch gründliches Studium einschlägiger Chroniken gestützt und durch archaistische Färbung des Ausdrucks kunstreich gestimmt. Alle zeigen die Hand der feinen, zarten Pastellmalerin.

Wie wirksam die Konzentration auf schmale Form ist, zeigen auch die Novellen in dem Bande Das Gespenst im Antistitium (1923). Der Gespensterspuk der Titelnovelle führt uns in das Mittelalter vor Folter und grausame Justiz. Doch auch hier entläßt uns die Verfasserin nicht ohne Befriedigung der höheren Gerechtigkeit. Der dummgrausame Antistes geht an Gewissensbissen zugrunde. Und im dritten Stück, „Das Blutgericht", das Rokokoparfüm mit Blutgeruch vermischt, büßt die schöne Rachsüchtige ihr böses Wollen und Erreichen im Weiher.

Mit ihrem jüngsten Roman Wende (1929) knüpft Maria Waser wieder an ihre Bekenntnisbücher an. Die „Wende" ist jener Moment im Leben der geistvollen Frau, wo sie rückblickend die Bilanz ihrer Jugendträume, Jugendhoffnungen zieht und sich über ihre eigene Bedeutung für ihre Familie, für ihre weitere Welt klar wird. Sie nennt das Buch den „Roman eines Herbstes" und will damit nicht nur die Zeit angeben, in der er spielt, sondern auch das Herbsten selber in Natur und Mensch. Sie läßt ihre Heldin, die Gemahlin eines Arztes, eine Frau in reiferem Alter, in die sie viel Autobiographisches legt, Wendung und Heilung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte erleben unter blaugoldenem Himmel des florentinischen Herbstes, dem sie in diesem Buch ein wundervolles Denkmal setzt. Wir gewinnen Einblick in das intimste Seelengebiet der Peregrina; wie sie einst mit flammendem Herzen anfing, „den Männerweg zu beschreiten", der zur Einsamkeit und Höhe führt, wie sie dann Ehrgeiz und beginnenden Ruhm von sich geworfen, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den „Talweg" zu gehen, der in liebevoller Hingabe an das Nächste und an die Nächsten besteht, das alles erfahren wir wie aus einem Tagebuche, in das uns Einblick gestattet ist. Nun aber in dem gewohnten Süden überschaut sie ihren Lebensweg und erkennt, daß alles, was sie erlebte, sinnvoll war: ein Beitrag zur herbstlichen Reife, und daß sie aufs neue eine wurde, die schenken kann. „Denn es gibt Blumen, die im Herbst zum zweitenmal blühen, und Vögel, die im Herbst zum zweitenmal singen. Und es ist kein Blühen und Singen um Frucht und Nest, sondern ein Blühen und Singen in den Himmel hinein."

Als eine völlig andere trat sie 1927 mit drei Bänden vor die Öffentlichkeit. Nichts von persönlichen Lebensfragen in ihrer bedrängenden Lebensproblematik. Sie, die geistig bedeutende, im Lebenskampfe gereifte Frau, von gründlicher akademischer Schulung und einem umfassenden, vielseitigen, klar gegliederten Wissen ist gleichzeitig die schaffende und denkende Künstlerin und tritt in Gemeinschaft mit denen, die über sich hinaus schufen und dabei sich selbst vergaßen. So sucht sie in einer sich fein und durchsichtig dem geistigen Erkennen anschmiegenden Sprache in dem Buche Wege zu Hodler eine Deutung dieses Künstlers (Maler, gest. 1918 in Genf) aus seinem eigenen Wesen zu geben. In das Wesen J. V. Widmanns (S. 1406) leuchtet sie hinein in dem Buche „Josef Viktor Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund." Ihr „Bekenntnis zu Hellas" begründet sie in dem feinen Buche Der heilige Weg, eine wundervolle Synthese von wissenschaftlicher Gründlichkeit, künstlerischer Buntheit und Gestaltungssicherheit.

Wie Maria Waser haben auch andere Dichterinnen den schweizerischen Frauenroman aus scheuen, herkömmlichen Vorschriften herausgerissen, die Erzählungskunst mehr gepflegt und den Frauenroman nicht um „süße Frauenbilder, wie die rauhe Erde sie nicht trägt", sondern um erlebte bereichert. Einige dieser Dichterinnen, wie die hochbegabte Lisa Wenger, die liebenswürdige Anna Richli und andere, haben wir schon früher genannt. Wir erwähnen noch die Baslerin Martha Geering (Dichtername Ruth Waldstetter, geb. 1882), die in dem Novellenbande „Leiden" streng und knapp zusammengefaßte psychologische Bilder gibt und auch sonst nach seelischer Vertiefung strebt. So in dem Buche „Die Seele". Diese Seele verfügt mit einem erstaunlichen Gleichmut über ihre schöne Hülle, nur um an sich die Erfahrung zu machen, daß diese physischen Lebenshöhen mit den rein psychischen keinen Vergleich aushalten. Mit ungewöhnlich beherrschter Kunst schildert sie in dem Baslerroman „Die Wahl" (1910) den jungen Mann, der durch eine zu frühe Verlobung seinem Schicksal vorgreift. Olga Amberger (geb. 1882 in Zürich, lebt ebenda) erzählt in den drei Novellen „In der Glücksschaukel" (1917) mit bewundernswerter Feinheit, zarter Schelmerei, unsentimentalem Gefühl, mit sanften Rokokoschnörkeln, mit einem Blick für ganz kleine Nebensächlichkeiten Geschichten aus dem Alltag. Sie weiß aber auch in dem „Altzürcher Bilderbuch" (1911) und in „Bilder aus Alt-Zürich" (1912) uns fesselnd aus der Vergangenheit dieser Stadt zu erzählen. Esther Odermatt (geb. 1878 in Nidwalden, lebt in Zürich) gab die feinen Novellen „Die Seppe", eine Geschichte aus Unterwalden, „Die gelbe Kette", „Frau Menga" (1925). Cäcilie Lauber (geb. 1887 in Luzern, lebt ebenda) berichtet von dem letzten Sprößling eines alten Geschlechtes in dem Buche „Die Erzählung vom Leben und Tod des Robert Duggwyler", von seinem abenteuerlichen Leben, seinem im rauhen Alltag den Glanz verlierenden Ehrgefühl, und wie er ohne jegliche weltanschauliche Stütze seinen Lebensweg abbricht. Von ergreifender Menschlichkeit ist ihr kleiner Roman „Die Versündigung an den Kindern" (1924). Das Geschehen ist einfach, typisch, Aufbau und Spannung, Sprache und seelischer Gehalt zeugen von Reife und Formgefühl, wie sie Frauendichtung selten eigen ist. Lucie Beetschen (Dichtername Anna Burg, geb. 1875 in Aarburg, lebt ebenda) erzählt in zarter Art „Von Frauen" (1927) und greift in der Novelle „Das Gras verdorret" vom fraulichen Standpunkte aus ein soziales Problem auf und führt es in unterhaltender Form zu einem versöhnlichen Ende. Sehr beachtenswert ist das Schweizer Kultur- und Charakterbild „Ulrich Hegner" (1901) der Hedwig Bleuler (geb. Waser, geb. 1869, lebt in Zürich), die auch die Monographie „Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer" (1919) und Lustspiele und Weihnachtsspiele verfaßte. Anna Sartory (geb. 1882 in Oberriet, lebt in St. Gallen), die Herausgeberin der Zeitschrift „Frauenland", widmet ihre formvollendeten Gedichte und abgerundeten Skizzen dem katholischen Volkstum ihrer Heimat, dem sie viel Tiefes und Herzliches zu sagen hat. Auch ihre Dramen („Katharina von Sizilien", „Judith, Heldin von Bethulia", „Opferflammen") sind beachtenswert. Goswina Berlepsch (geb. 1845 in Erfurt) schildert, obschon keine Schweizerin, in ihren Novellen „Jakob" (1903) und „An Sonnengeländen" schweizerische Art in Gegenwart und Vergangenheit und fand damit, wie auch mit dem Roman „Befreiung", der an die Frauenfrage rührt, einen großen Leserkreis.

3. Die neuere geschichtliche Dichtung.

Roman. Erzählung. Anekdote. Drama.

„Es gibt keine Höhenkunst ohne Berührung mit der Geschichte" schreibt Adolf Bartels. Daher hat die Heimatkunst, die von ihren Herolden A. Bartels und Fr. Lienhard als Grundlage einer Höhenkunst bezeichnet wurde, bei den Dichtern den geschichtlichen Sinn wieder geweckt und damit das um die Jahrhundertwende erwachte Nationalbewußtsein gestärkt, denn ein Nationalgefühl, das nicht aus dem Kern des Heimatgefühls wächst, hat weder Grund noch Boden. Ein solches Nationalgefühl, aus dem Heimatgefühl unbewußt und natürlich aufblühend, dessen tausend Stimmen sich zu einem großen Chor vereinten, hat sich in unserer Heimatdichtung entwickelt und darin liegt ihr unersetzlicher Wert. Weit und tief blickende Politiker, Geschichtsforscher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ob noch das Haus mit dem Nußbaum steht?
Dort wo der Himmel nach Frankreich geht?
Ob noch unter flammender Abendglut
So schön wie einst das Hochland ruht?

Und hat das Dörfchen; auf das du scheinst,
O zartes Licht, eine Stimme wie einst?
Klingt aus dem Turm, der am Kirchhof steht,
So schön wie einst das Nachtgebet?

Kirschblüten hüllen das Dörfchen ein –
Erd' und Himmel ein einziger Schein!
Blühende Pforten durchleuchten das Land,
Weithin, bis an den Wasgaurand.

Dort aber hält der Vollmond Wacht;
Dort aus dem Elsaß steigt die Nacht,
Indeß die Glut sich westwärts neigt –
Lothringerland verblaßt und schweigt.

Vom Grenzhof schimmert ein erstes Licht.
Ein Kind weint – eine Mutter spricht.
Dann Vollmondstille – nur Nachtwind weht –
Ob noch das Haus mit dem Nußbaum steht?

Friedrich Lienhard

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(Heinrich von Treitschke, Paul de Lagarde) und Kulturhistoriker (Julius Langbehn) haben gegen die Gleichmacherei und Verflachung der internationalen Sozialdemokratie und Demokratie immer wieder die nationale Politik und das Volkstümliche und Bodenständige in der Kultur betont, und mochten auch diese Bestrebungen durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges zurückgedrängt worden sein, in der jüngsten Zeit wurden sie wieder aufgenommen (H. Stegemann, „Der Kampf um den Rhein" 1924). So unterstützt von der Wissenschaft und gern gehört von der für die Vergangenheit wieder begeisterten Leserwelt konnte die geschichtliche Dichtung, mochte sie nun in das Gewand des eigentlichen geschichtlichen Geschichtsromans oder des kulturgeschichtlichen oder biographischen Romans sich kleiden oder auf der Bühne sich zeigen, wieder Triumphe feiern. Nicht wenig trugen zur Pflege des nationalen Schrifttums auch die gegen die Juden gerichtete Bewegung bei, die bereits zu einer Weltfrage geworden ist, und das von dem französischen Schriftsteller Graf Gobineau und dem Engländer Houston Stewart Chamberlain angeregte Studium der Rassenforschung, in der auch deutsche Gelehrte in den letzten zwei Jahrzehnten Bemerkenswertes geleistet haben. Den Wert der Heimatdichtung für die Hebung des Nationalbewußtseins haben ihre Vorkämpfer nicht bloß theoretisch zu begründen gesucht, sondern ihr Programm auch in einer Reihe von Dichtungen beleuchtet. Von den beiden Männern, durch die unsere Poesie in neue Bahnen gelenkt wurde, steht Adolf Bartels noch in unermüdlichem Schaffen, Friedrich Lienhard aber ist nach einem arbeitsreichen Leben 1929 gestorben.

Unter den Herolden der „Heimatkunst" steht, wie wir schon wissen, Fritz Lienhard obenan. Er entstammt einem alten Bauerngeschlecht des urwüchsigen elsässischen Hanauerländchens und wurde 1865 zu Rotbach im unteren Elsaß geboren. Noch auf der Schulbank entstand sein Jugenddrama Naphtali (1888); stürmische Leidenschaft in Wort und Tat und eine an den Dichtern des „Sturms und Drangs" geschulte Al-fresco Charakteristik kennzeichnet das überhitzte Werk, das die Aufmerksamkeit der Literatur-Revolutionäre auf den jungen Elsässer lenkte. Inzwischen hatte dieser das theologische Studium in Straßburg aufgegeben und kam noch früh genug nach Berlin, um die vielberufene „Revolution der Literatur" mitzuerleben. Seine soziale Tragödie Weltrevolution (1889) zeigt, welch starken Widerhall die Bewegung der Zeit in ihm wachrief. Er war damals Student und Hauslehrer, kurze Zeit Mitarbeiter der Münchener „Gesellschaft" und der „Freien Bühne" und schrieb für die erstere einen Aufsatz über die „Reformation der Literatur", der einen Ausgleich zwischen idealistischen und realistischen Elementen forderte und Shakespeare als Vorbild eines solchen Ausgleiches pries. „Das ist," schrieb er, „der deutsche Realismus, der gleich weit von Zolas brutalem Drauflosschildern, wie von Dostojewskis tiefsinnigem Seelensezieren entfernt ist, d. h. die richtige, unserm deutschen Empfinden adäquate Mitte hält." Aber der gesunde Sinn des Waldkindes fand auf die Dauer kein Behagen an dem Getriebe der Großstadt und an dem Literatenlärm des Naturalismus, Symbolismus und Mystizismus; hatte er doch schon 1888 an Bleibtreu geschrieben: „Nur wer im Ewigen webt und atmet, nur wem alle Erscheinungsformen Symbole sind, wer alles Sinnliche aufs Ewige bezieht und im Zeitlichen als solchem keinen Frieden findet — nur dessen Weltauffassung ist eine dichterische." Er trennte sich von der neuen Literatur, zu der er kein rechtes Verhältnis finden konnte. Sein Ich-Roman Die weiße Frau (1889) spiegelt die inneren Kämpfe.

Als ihn dann das Leben für längere Zeit wieder in die Heimat sandte, fand sich auch der Dichter zurecht. In den sonnigen Liedern eines Elsässers (1895) sang er das Lob der Heimat und bekämpfte den aller Größe feindlichen Zeitgeist. Voll wunderbaren, musikalischen Wohllautes, in herrlicher, bilderreicher Sprache geschrieben, wehten diese Lieder durch ihre Frische und unmittelbare Lebensfreude wie würziger Bergduft in die schwüle Berliner Großstadtluft. Zu dem früher begonnenen Roman Till Eulenspiegels Ausfahrt kam jetzt seine Heimat (beide vereinigt 1897). Hier tritt dem genialen, aber halt- und ziellosen und eben deshalb seine Kraft umsonst vergeudenden Till der durch Welterfahrung gefestigte Hans Sachs gegenüber, der mit seiner reichen Seele die ihn umgebende Welt durchsonnt und, da er Maß und festen Willen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich erworben hat, Bleibendes gestaltet. Und wie er vor Jahren in einem Ich-Roman sein Ringen, seine Zweifel geschildert, so schrieb er auch jetzt wieder ein Buch der Bekenntnisse, Die Wasgaufahrten (1895); mit Recht nennt er es ein „Zeitbuch", denn so persönlich es auch ist, er geht keiner der Fragen aus dem Wege, die das öffentliche Leben stellt. Was er hier als Problem des Lebens hinstellt, „Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer zugleich zu sein", sich an der Hand Gottes hinwegzuheben über Versumpfung und Verbitterung, und hinwiederum durch markiges Auf-der-Erde-stehen sich vor der Schwärmerei und Weichlichkeit zu bewahren, das ist auch das Problem seiner nun folgenden Dramen, die allerdings mehr das Nebeneinander und Gegenüber der beiden Welten schildern, den siegreichen Vereiniger aber noch nicht gefunden haben.

Inzwischen hinterließ ein zweimaliger Aufenthalt im Norden mit seiner verwandten Gedanken- und landschaftlichen Stimmungswelt in Lienhard die tiefsten Eindrücke. Robert Burns und die schottische Ballade wirkten auf den Dichter, wie er in seiner „Fastenpredigt" bekennt, gleich einer Offenbarung; dem Sucher nach einer Weltanschauung wurden Ruskin, Carlyle, Emerson zu Vorbildern. So sehen wir Lienhard in den Nordlandliedern (1899) zwar noch als einen, der aus der Welt zu Gott flüchtet, fühlen aber, daß er trotzdem auf der wohlbegründeten Erde steht. Wie sehr er mit der Gegenwart lebt, zeigen die Burenlieder (1900), und ein wie sonniges Gemüt leuchtet uns aus der köstlichen, Herz und Sinn erfreuenden Dichtung Die Schildbürger (1900) entgegen. So war die Entwicklung Lienhards um 1900 vollendet.

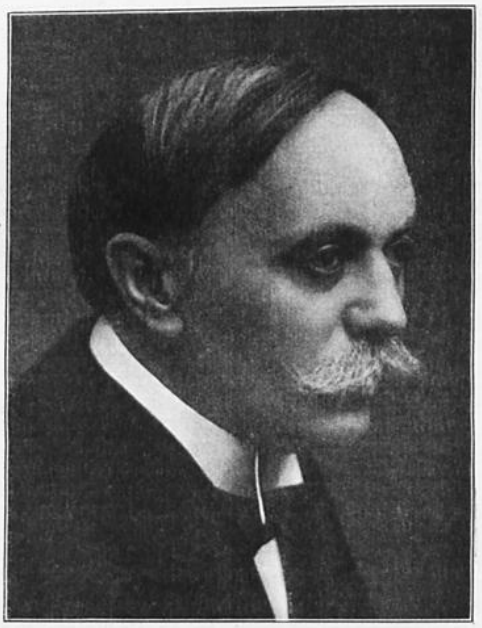
Was nun an ästhetischen Schriften und an Dichtungen entstand, war nur eine Folge der neuen Lebensstimmung und Kunstbetrachtung. Man mag seiner Kunsttheorie beipflichten oder nicht, zu ernstem Nachdenken wird sie auch den Anhänger der „Moderne" anregen. Sein Ideal ist das Kunstwerk, in dem sich christlich-deutscher Geist mit der Klassik Goethes aufs innigste vereint. Obwohl Protestant, läßt er daneben den Katholizismus gelten und hat im „Spielmann" sogar warme Worte für den Wert der Marienverehrung gefunden. Er ist zwar mehr Theoretiker als Schöpfer, aber in einigen Werken hat er sich als gottbegnadeten Dichter gezeigt. Nur die Ungunst der Zeitverhältnisse bringt es mit sich, daß Lienhards nicht geringes dramatisches Talent noch nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat. Als liebenswürdiger Lyriker hat er schon längst eine große Gemeinde um sich geschart, und auch der Lorbeer des Epikers darf ihm nicht verweigert werden.

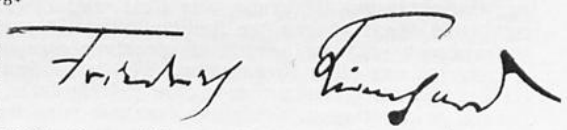
Lienhard hat seine Gedanken über dichterische Kunst in verschiedenen Büchern niedergelegt: Die Wasgaufahrten waren die klare Absage an die Moderne, an das Auf- und leider meist auch Untergehen des Dichters in den wechselnden Fragen des Tages. „Durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Klarheit zu schaffen, als wärmende Frühlingssonne in den Wellen des Empfindens und Denkens, das ist die Aufgabe des ποιητής, des Erschaffers, des Lebenspenders. Nicht Verbitterung, sondern Erhebung, nicht Tiefe, sondern Höhe, Licht." 1900 erschien Die Vorherrschaft Berlins, 1901 die Neuen Ideale, 1903 das Thüringer Tagebuch, 1904 Oberflächenkultur, dann die Wege nach Weimar (1905/08, 6 Bd.). Diese bilden den Gipfelpunkt im theoretischen Schaffen Lienhards. Eine Unsumme von Wissen, Gedankenarbeit und zumal von geistiger Energie steckt in diesen Büchern. Hier faßt er alles das, was er früher verstreut hinausgerufen hatte, zu einer großen Einheit zusammen und baut es aus zu einer auf Religion, stetem Optimismus, starkem Menschentum, treudeutschem Sinn und Liebe zur Heimat fußenden Weltanschauung. „Weimar" soll kein einseitiger Heroenkult sein für Schiller und Goethe. Wir tragen es in uns herum und sollen es da entdecken: die ruhige Gleichheit, den siegreichen Kampf zwischen Materie und Geist, die „Polarität", wie er sie vor allem in der Weimarer klassischen Zeit entwickelt sieht, in jedem der damaligen Vertreter etwas anderes, in keinem ganz vollkommen, in Heinrich von Stein, Emerson, Shakespeare, Homer, Friedrich dem Großen, Herder, Jean Paul, Schiller, Goethe. Alle diese werden geistvoll in Bildern gewürdigt, wobei das Werk nicht wenige neue Gesichtspunkte gewinnt. Nirgends eine Voreingenommenheit, wie er denn auch gegen den übertriebenen Goethe-Kult seine Stimme erhebt. Dazwischen entstanden die Aufsätze in der „Heimat" und im „Türmer". Überblicken wir, was Lienhard in diesen geistvollen Werken als seine Kunstanschauungen hinstellt, so sehen wir, daß er in direktem Gegensatze zum Naturalismus steht. Der Naturalismus ist fragmentarisch, Lienhard will und bietet Ganzes. Ibsen ist ein spitzfindiger Wahrheitsfanatiker, er kommt über die Enge des Gesellschafts- und Eheproblems nicht hinaus. So sehr wir die „dolchartigen Antithesen" in der meisterhaften Dialogführung seiner Menschen bewundern müssen, er gewinnt nicht den überschauenden Standpunkt; er ist Krittler, aber nicht Schöpfer. Bei Lienhard aber tritt das grübelnde Rechenschaftsfordern zurück; denn er ist ein Sonnenkind, das auch aus dem Widerwärtigsten und Starrsten Leben zu erneuern weiß; er ist objektiv-künstlerisch, darum spiegelt sich in ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Welt klar und göttlich; er besitzt „die Macht der weise formenden und doch von den Formen freien Innerlichkeit". Er sucht das „Königtum des Geistes", das die durch die Sinne eingeheimsten Anschauungen, Vorstellungen und Gefühle schöpferisch ordnet und vergeistigt. Er unterschätzt gleichwohl die Sinne nicht, aber er weist es entschieden zurück, wenn man mit Ibsen sagt, daß „Dichten Sehen ist". Der schöpferische Weg ist für ihn weder ein nur äußerer, noch ein nur innerer, sondern beides. „Tore auf! Ich will kein Programm in Worte spannen! In das Leben der Nation und des Erdballs hinein, in das Bewußtsein des alloffenen Weltraums, heraus aus den Hallen des Formalismus, des vierten Standes, der Nervenkunst, der Verstandestheorien, kurz: heraus aus geistigem, örtlichem und zeitlichem Partikularismus."

Gegen den Naturalismus und dessen Hauptsitz Berlin richtet Lienhard auch einige seiner Gedichte. „Auf nach Berlin! Bestürmt wird nun die schwarze Stadt!" Seit 1915 liegen uns Lienhards Gedichte unter dem Titel Lebensfrucht gesammelt vor. Ein lyrischer Künstler war er nicht, der Dramatiker, dem die Idee ja alles ist, hat viel bedeutsamere Werke geschaffen als der Lyriker. Aber auch dieser war nicht unbedeutend; mögen seine Verse auch künstlerische Mängel aufweisen, sie offenbaren eine so reine Persönlichkeit, einen Menschen von so edlem Wollen und Wirken, daß wir ihn von Herzen liebgewinnen. Seine Lyrik ist gesund und quillt aus einem warmen Herzen und einer reichen Phantasie. Das aber ist es, was das weitere Publikum vom Dichter verlangt: nicht rein künstlerische, sondern ethische oder gemischte Werke wünscht es und läßt sie auf sich wirken und nicht den Dichtern, die es bewundert, sondern die es liebt, setzt es ein Denkmal in seinem Herzen. Erfüllt von den Idealen, die er in einsamer Sammlung sich errungen, blickt er mit zornigem Auge in die Welt moderner Überkultur und verlangt mehr Kraft, Schlichtheit und Einfalt. Die Ideale, für die er in den Gedichten eintritt, unterscheiden sich nicht viel von den herkömmlichen aller volkstümlichen Sänger. Naturfreudigkeit, deutsche Reckenhaftigkeit, Naivität und Gläubigkeit kehren oft wieder. Er ist verträumt; er zieht durch die Welt voll Wanderlust und Sehnsucht, singt Lieder der Treue und des Frauendienstes, aber diese Ideale werden bei Lienhard wieder neu durch die Frische und Kraft, mit der er sie bekennt und für sie kämpft. Sein Idealreich ist voll Sonne und Güte; so friedvoll möchte er die ganze Welt haben wie sein Wasgaudörfchen im Heuduft und Sonntagsfrieden („Am Waldsee", „Spielmannsregenlied", „Kinderland"). Die moderne Großstadt mit ihrem galoppierenden Leben ist ihm ein Greuel. Er haftet nicht an der Welt und gibt sich ihr nicht ganz hin, in die Höhe zu den Sternen geht sein Sehnen („Hochland"). Seine Gedanken über den Burenkrieg offenbart er in den „Burenliedern" (1900). Im erzählenden Gedichte schafft er sein Bestes, wenn er sich an naiv-romantische, märchenhafte Stoffe hält („Hindumädchen"). Er ist zart, doch nie sentimental, voll Leben ist das „Gänseliesel", voll Duft und Stimmung die „Sonntage von einst". Was ihm zum künstlerischen Lyriker fehlt, ist die Gabe der konzisen Gestaltungskraft: Bilder, Einfälle, Bekenntnisse und Gedanken füllen seine Blätter, aber es sind selten organische Gebilde, die mit Notwendigkeit so geworden sind, wie sie sind; Form und Inhalt stehen oft nicht im Einklange zueinander. Und eben weil ihm die Gestaltungskraft fehlt, gelingen ihm selten die Balladen; Legende, Sage und Geschichte der Heimat boten ihm dazu die Motive.





Der Weltkrieg begeisterte ihn zu den sein ideales Wesen bekundenden Kriegsgedichten Heldentum und Liebe (1915). Wie er hier in Versen seiner Auffassung von der Aufgabe Deutschlands Ausdruck verleiht, so auch in Prosa in seinen „Kriegsgedanken" Deutschland das Herz Europas (1915). „Was", fragt er, „hat diesen Weltkrieg hervorgerufen? Letzten Endes der Neid: der Neid der Völker auf Deutschlands wirtschaftliche, militärische und politische Überflügelung seiner Nachbarländer. Diese Triebkraft in uns soll nun an sich nicht beklagt werden; Deutschland als wirtschaftliche und politische Macht zu Land und Meer steht nun einmal da und kann sich nicht ducken oder ausstreichen. Aber es kann etwas hinzukommen, was die seelische Ergänzung zur sinnlichen Macht bildet: Deutschlands stärker auszubildende Herzenskräfte. Erst wenn die großen Eigenschaften des schöpferischen deutschen Gemütes wieder ihre idealistische Sendung aufnehmen und neue Ewigkeitswerte für die Seelen der Menschheit prägen, dann erst tritt das starke, siegreiche Deutschland seinen wahren Weltberuf an . . . Himmel, wie haben wir uns entwürdigt, von Ästheten des Auslandes einen verbrämten Materialismus ins Land des einst starken Idealismus herüberzuholen und auszubreiten! Unser Wort, die wir auf deutsches Geistesgut hingewiesen haben, wurde nicht vernommen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder belächelt. Aber in Telegrammen von ungezählten Spalten wurden „Premieren“ von Annunzio, Witzeleien von Shaw, Sonderbarkeiten von Maeterlinck als europäische Ereignisse ausposaunt. So sind wir in einen Zeitgeist geraten, der mit Künsteleien, wie zuletzt Futurismus und Kubismus und ähnlichem Blödsinn die klaffende Seelenleere und Gemütsarmut zu verdecken suchte. So wußte fast niemand mehr das Geheimnis des schöpferischen deutschen Gemütes, während es in Wahrheit die Grundkraft des spezifisch deutschen Schöpfergeistes ist.“ Und in seinem Aufsatz Krieg und Literaturwende schließt er mit den seine Welt- und Kunstauffassung bezeichnenden Worten: „Mitten im deutschen Herzen müssen die drei symbolischen Lebenshügel Golgatha, Akropolis und Wartburg ein harmonisches, beglückendes Lebensganzes bilden.“ Von der Beseelung der Gegenwart handelt auch Der Meister der Menschheit (1921). Gewiß sind manche Wege, die er wandelt, eigenartig, auch nicht frei von Irrtümern, aber sie müssen jedem lieb sein, der in unserer seelenlosen Gegenwart unbeirrt um den lauten Streit der Tage sein Inneres nicht verkümmern lassen will. „Seelenloses Klassentum oder beseeltes Menschentum? So steht die Frage. Es ist an Deutschland, sich zu entscheiden!“ „Wir selbst sind die Gralsburg und in uns selber muß das heilige Feuer seine Kraft bewähren.“ Als Literarhistoriker betätigte er sich mit den Werken „Einführung in Goethes Faust“ (1912), „Auf Goethes Pfaden“ (1919) und „Deutsche Dichtung“ in ihren geschichtlichen Grundzügen dargestellt.

In seinen ersten Dramen wendet sich Lienhard noch vornehmlich an seine engeren Landsleute, denen er ihren größten Dichter Gottfried von Straßburg (1897) und ihre sinnigste Legende Odilia (1898) darbietet. Aber wie ihm immer die Heimat so viel gewesen, weil sie ihm das Hochland war gegenüber der Niederung, so schritt er auch in seinen folgenden Dramen ins Hochland, wo er es findet. Er schuf die tragische Gestalt des Königs Arthur (1900), diesen einsamen Idealisten, der für seinen Glauben an die Menschheit lächelnd stirbt, und schrieb das tiefsinnige Lustspiel von Münchhausen, diesem Entsühner und Verklärer der Fabel und Lüge. Es ist ein vortreffliches, absichtsloses und rührendes Porträt von Lienhards Dichter-Ich, seiner schönen menschlichen Sondergängerei. Ihm wird der tolle Aufschneider zu einem halben Poeten, der aus einem blühenden Innenleben seine phantastische Welt um sich herzaubert. Till Eulenspiegel in dem Schelmenspiel Der Fremde (1900) wird zu einer tragischen Gestalt; bloß aus Stolz und Weltverachtung ist er zum Narren geworden.

Lienhards größte und reifste dramatische Dichtung ist die Wartburgtrilogie, deren erster Teil, das Schauspiel Heinrich von Ofterdingen, 1903 erschien und in Weimar mit großem Erfolge aufgeführt wurde. Im Gegensatze zu Wagners „Tannhäuser“, der Ofterdingen und Tannhäuser in eine Person verschmolz, behandelte Lienhard den Sängerkrieg halb historisch ohne Frau Venus und Romfahrt. Festtagsstimmung umfängt uns gleich zu Beginn des Stückes. Ein Thüringer Frühlingstag ist angebrochen; das Volk vergnügt sich festlich bei Sang und Klang, fahrende Spielleute treiben ihr lustiges Wesen. Nun beginnt der Sängerkrieg, in dem die geistigen Kräfte des Mittelalters im Kampfe sich messen. Reich an Schönheiten, fesselnd durch eine blühende, von Empfindung gesättigte Sprache, zeigt das Stück den Geist hoher Volkskunst, die durch Katharsis des Helden aus dem verbildeten Minnesang und verweichlichter Hofkunst erstanden ist. Die bekannten Faktoren des Sängerstreites und des Nibelungenliedes werden in eigenartiger und dramatisch wuchtiger Weise genutzt und ausgewertet. In dem zweiten Teile des Wartburgwerkes, dem Trauerspiel Die heilige Elisabeth (1904), folgt der resigniert grübelnde Mittelsatz der dreigliedrigen Symphonie. Es ist Herzenstragik, die hier gezeigt wird, Tragik der Frömmigkeit, ein Lied von Entsagung und Läuterung, vom Gral. Hat Ofterdingen Wolframs Gralslied überragt, so übertrifft nun dieses Gralslied von der „heiligen Elisabeth“ auch das des Minnesängers Wolfram. In überaus zarten Versen geschrieben, steuert die Handlung ohne weitere dramatische Effekte dem Ziele zu, dem Losgelöstwerden von allem Kreatürlichen. Mit dem Schauspiel Luther auf der Wartburg (1906) schließt die Trilogie. Der (protestantische) Dichter sieht in Luther den Befreier geknechteter Seelen zu wahrer innerer Freiheit, zu einem neuen Glücke und konnte so mit seinem Auftreten einen Zusammenklang der drei Stücke herstellen. Gegen das prächtige Mittelstück fällt das letzte bedeutend ab; weder künstlerisch noch inhaltlich befriedigt es den Zuhörer.

Höchst originell, voll trefflicher Gedanken und fesselnd, aber kühn ist die Tragödie Ahasver (1903). Der Dichter begleitet den ewigen Juden von Jerusalem an den Rhein und läßt den einstigen Pharisäer als modernen Professor der Naturwissenschaften mit dem bezeichnenden Namen „Hasse“ am Rhein hausen. Er ist ein starrer Vertreter des entgötterten Materialismus, prahlend, daß seine exakte Forschung mit dem „niederträchtigen metaphysischen Bedürfnis, das uns Deutschen im Blute sitzt“, erbarmungslos aufgeräumt und alle religiösen Kinderkrankheiten hinweggefegt habe. Sein Sohn und dessen Frau aber mögen diese „systematische Gottesfeindschaft, die sich Wissenschaft nennt“, nicht mitmachen, sondern wollen „Kinder der Sonne“ bleiben, und der von allen verlassene Kraft- und Stoffmensch wird schließlich von Frau Lorelei in den Rhein geholt. Aber er und sein Assistent, der ihm in die Fluten folgen mußte, bleiben nicht unten; in neuer Gestalt werden sie auferstehen, um den Kampf gegen die idealistische Weltanschauung, das Christentum, wieder aufzunehmen. Materialismus und Idealismus stehen im Drama gegenüber. Der letztere triumphiert. Wieder auf einer Sage baut sich die dramatische Dichtung Wieland der Schmied (1905) auf, die ein Hauptzugstück des Harzer Bergtheaters wurde. In Lienhards Händen ist die alte Eddasage ohne Beugung des urmythischen Gehaltes zur Verherrlichung der Macht des Künstlertums geworden. Die befreiende Kraft des Künstlertums von allem Erdenleid, seine erhebende Macht über alle Erdenwünsche, kurz das Aufgehen des ganzen Menschen in der Künstlerschaft ist der Inhalt des Wielanddramas. Diese Fähigkeit, aufzugehen in der Sache, ist der Urgrund, aus dem erstehen kann die große Tat. Die Fähigkeit zu dieser Tat bedeutet für die Menschheit Heldentum. So ist dieses Drama für Lienhard ein Bekenntnis persönlichen Erlebens und persönlicher Weltanschauung. Manche persönliche Anschauung über moderne Verhältnisse legte er wohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch in die dramatische Dichtung Odysseus, die 1912 auf der Harzer Freilichtbühne in Thale unter großem Beifall dargestellt wurde. Es ist eine Umdichtung des antiken Stoffes und diese ist ihm gelungen, und zwar im Sinne eines deutschen Schauspiels von großer Unmittelbarkeit. Die Handlung beginnt mit der Heimkehr des Odysseus und schließt mit der Tötung der Freier; ein Stück also von geschlossener Einheit, ohne „Brechungen" des Willens, ohne Schuldmotive, aber nicht ohne Spannung und tragische Verkettung der Handlung. Diese Menschen kennen den Wert des starken Mannes („Die Tat! Das ist ein Wort!") und des treuen Weibes; das Drama ist ein Hohelied der Standhaftigkeit im Leiden. Doch weder Held noch Heldin werden von einer „tragischen Schuld" verstrickt und vernichtet, wie man es meistens im modernen Drama verlangt. Unverkennbar sind in dem Stücke die Beziehungen zum modernen Gesellschaftsleben. Ein Mittel zur Heilung der Schäden ist aber nicht angedeutet.

Wie im „Odysseus" betritt Lienhard in dem Schauspiele Phidias altklassischen Boden. Es ist ein Künstlerdrama, das, im dritten Kriegswinter entstanden, erhöhte Bedeutung und lebendigen Pulsschlag erhält aus der organischen Verbindung mit einem weltgeschichtlichen Geschehen, dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges. Die beiden Gestaltenkreise, der des schmiedenden Wieland und der des Zeus-Schöpfers Phidias berühren sich in dem Punkte reinen Künstler- und Menschentums einer verinnerlichten Hochkultur, die nichts anderes ist als geläuterte, veredelte, Geist gewordene Natur. In Perikles, Sophokles, Phidias, Aspasia, die in dem Drama auftreten, prägt sich solches Edelmenschentum schön und eindrucksvoll aus. Als Widerspiel des hochgestimmten Gestaltenkomplexes sehen wir den Mann des Marktes, den ränkesüchtigen und verschmitzten Parteigänger, den Gerber Kleon und Menon, den Jüngling vom „Gestade der heißen Syrten", dessen erdgebundene Sinne sich an Melissa, dem beschwingten Griechenmädchen, entzündet haben. Wir erleben den Kampf des Künstlers Phidias mit der ihm feindlichen Welt und sehen, wie er an dem Mißgeschick, das ihm von dieser bereitet wird, innerlich emporwächst zur höchsten Schöpferkraft, die ihn befähigt, das gewaltige Bild des Zeus für das Heiligtum in Olympia zu schaffen. Durch die unbeirrte Zielsicherheit, das edle Maß und die gehaltene Kraft wirkt das Drama, wie Linzen bemerkt, wohltuend in unserer Zeit des krampfhaften Suchens nach nie begangenen Wegen, des Neutönenwollens um jeden Preis.

Nach einer an Dramen reichen Schaffenszeit überraschte Lienhard 1910 die Leserwelt mit einem Roman. Oberlin nennt er das Buch; das ist ein Pfarrer, der zur Zeit der französischen Revolution im Steintal, einer Landschaft der mittleren Vogesen, lebte, „ein ungewöhnlicher Mann, der weithin Liebe und Verehrung genoß". Den inneren Menschen zu läutern und so zu festigen, daß die äußeren Ereignisse, auch nicht die Revolution, ihn wanken machen können, darin erblickt er seine Erziehungsaufgabe. „Glaube mir," sagt einer von ihm, „es ist auch ein Geniales, dieser dumpfen Menschheit den Weg in das Land der großen Herzen zu zeigen, worin es weder Angst, noch Haß, noch Tod gibt, sondern Mut und Leben, Licht und Liebe!" Diese Gesinnung Oberlins ist eigentlich der Held des Romans; im romanhaften Sinne ist es der protestantische Vikar Hartmann, ein junger Elsässer, der durch Oberlins „Ruhe und Reife" „aus anfänglich dumpfen und verworrenen Zuständen" hinauswächst. Ehe Oberlins Einfluß auf ihn sich geltend macht, lebt er in einem intellektuellen und etwas selbstgefälligen Christentum, wird von der anscheinend leichtfertigen Marquise von Marbly in Schuld verstrickt, läßt sich von dem Geiste der Revolution berauschen, besinnt sich in Straßburg beim Anblicke der Greueltaten wahnsinniger Schurken, findet Ruhe in der Aufgabe, die Tochter der von ihm einst geliebten Frau zu retten, aber erst im Umgange mit Oberlin gelangt er zum Frieden seiner Seele. Auch ein katholischer Priester tritt in dem Roman auf; aus einem sündhaften Leben arbeitet er sich durch Ausübung seines priesterlichen Berufes empor zu einem heroischen Charakter; mitten in den Greueln der Jakobinerherrschaft geht er in einer Verkleidung im Lande herum, seines Amtes als Tröster der Kranken und Sterbenden waltend, ohne auf die ihn mit dem Tode bedrohenden Verfolger zu achten. Die Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen wie die Stimmung der Zeit sind vorzüglich gelungen, die Sprache ist, wie immer bei Lienhard, fesselnd, die Handlung spannend. Der Roman setzt, wie der Verfasser in der Selbstanzeige darlegt, mit der breit behaglichen, ästhetisch-empfindsamen Epoche vor der Revolution ein, schildert dann, mit dem Marseillaise-Kapitel beginnend, die Revolution in Straßburg und führt uns im dritten Teile in das Steintal, wo, geschützt durch die Vogesen, ein kleiner Rest von Menschen im Geiste Oberlins Frieden findet in dem Glauben an den Erlöser. Es ist wahr, die Neigung zum Reflektieren läßt den Verfasser zuweilen lange bei der Erörterung religionsphilosophischer Probleme verweilen, aber es tut dem Ganzen keinen Eintrag und dient vielmehr zur Vervollständigung des Kultur- und Sittengemäldes, das der Dichter in grandiosen Zügen entworfen hat. Um Lienhards Absicht, die er mit diesem Buche und wohl auch mit anderen verfolgte, zu verstehen, ist es notwendig, sein Werk „Helden, Bilder und Gestalten" (1900) zu lesen, denn was er aus den Seelen seiner Helden spendet, ist etwas von dem Notschatz seines eigenen Wesens, mit dem er sich „vor seiner eigenen Macht verteidigen", sich und uns befreien und neue Empfindungskräfte wecken will.

Nicht immer ist es Lienhard gelungen, die Idee künstlerisch zu vergegenwärtigen; oft erscheint er nicht als Dichter, sondern als geistiger Führer, den es drängt, seine Sache in faßlicher Form darzubieten. So bringt er in seinem zweiten Roman Der Spielmann (1913) eigentlich keinen Roman, sondern nur einen gemeinverständlichen Abriß seiner Weltanschauung, wie er sie im „Thüringer Tagebuch" und in den „Wegen nach Weimar" dargelegt hat, und dazu noch einiges Autobiographisches. Ein junger Dichter, den das bunte Leben zu verführen droht, wird durch Freundin und Gattin in die tätige Stille geführt. Diese Entwicklung wird aber nicht eigentlich dargestellt, sondern durch Gespräche, Briefe und Monologe erörtert. Das Blut und Leben, die das Werk erst zum Kunstwerke machen würden, fehlen und so löst sich das Ganze in Theoreme auf. Mit dem „Oberlin" und „Spielmann" bildet der Roman Westmark (1919) eine Trilogie. Die Handlung ist zum Teile durch den Untertitel „Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß" gekennzeichnet, d. h. die Ereignisse vom Waffenstillstandsangebot im Oktober bis in die ersten Tage der Revolution in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihrer besonderen Einwirkung auf Elsaß werden gegeben. Geschickt werden die historischen Tatsachen in den Gang der Geschehnisse im Roman hineinverwoben, daß alles ein gelungener Guß wird. Dadurch wird das Werk auch ein Kriegsroman, der aber wesentlich anders und ungleich höher zu beurteilen ist als die bekannte Dutzendware. Das Buch ist ein Kunstwerk, das zugleich ein Bekenntnis des Verfassers ist zu dem guten Kern des elsässischen Volkes. Die Beziehungen zur elsässischen Frage sind reich, in den Hauptzügen treffend wiedergegeben, nicht schlechthin, sondern mit ernster Kritik nach beiden Seiten hin. Der Endsieg der französischen Sache ergreift gerade durch seine schlichte und deshalb eindringliche Schilderung der Vorgänge in Straßburg, das deutsche Lager zeigt zumeist Vertreter mit tiefer Bildung und mit Höhentrieb, was bei dem bekannten Bildungsziel, das Lienhard für die bewußten Deutschen in seinen reifen Werken erstrebt, erklärlich ist. Die Form des Romans ist abwechslungsreich, die Sprache flüssig, die Handlung in gutem Sinne spannend, die Liebesgeschichte natürlich und die Charaktere sind gut und scharf gezeichnet. Kurz, das Werk ist ein echter Lienhard voll Idealismus, voll Aufgaben, voll Tatsachenkenntnis und Heimatliebe. „Hier, deutsche Jugend, ist die Bahn: Beseelt Neudeutschland! Fanget an." Nach den eigenen Angaben des Dichters wurde das Werk im Herbst 1916 als dramatische Skizze entworfen, dann in Romanform umgewandelt und um Weihnachten 1918 vollendet.

In dem Buche „Meisters Vermächtnis (1927), einem Roman vom heimlichen König", vermissen wir die Gestaltungskraft Lienhardscher Jugendwerke. Er ist zu lehrhaft, sehr mit Gedanklichem belastet und in den Schicksalen zu romantisch, um ein starker Ruf zu sein, wie er es seines sittlichen Ernstes wegen verdiente. Die Beziehung auf die jüngste Vergangenheit ist unverkennbar. Ein durch den Zusammenbruch entthronter König geht freiwillig in die Verbannung, in der Meinung, nach Jahren der Einsamkeit wieder zurückkehren zu können. Doch nicht der aus der Vergangenheit wirkende König, sondern sein Sohn ist der Träger der Romanhandlung. Er wird, ohne von seiner Abstammung zu wissen, im Hause eines Nachfahren von Goethes „Wilhelm Meister", dem eine weiland reale Existenz zugeschrieben wird, durch neue bürgerliche Erziehung hindurch auf den Pfad zur Auffindung seiner Lebensaufgabe geschickt. Das Ende des Romans spricht zwar nicht aus, welche Wahl er trifft, läßt aber erraten, daß das Vermächtnis seines Lehrers Meister, die Erziehung zum Arzt und Helfer der Menschheit, mehr sein wird als die Vorzüge königlicher Geburt, über die er aufgeklärt wird, und der Kampf um eine verlorene Krone. Die Entwicklungsgeschichte des jungen Mannes gibt dem Dichter Gelegenheit, mannigfache religiöse, politische und erzieherische Probleme der Gegenwart zu besprechen, nicht immer zum Vorteil der weitverzweigten Handlung. Der „Burschenschaftsroman aus dem 19. Jahrhundert" Das Landhaus bei Eisenach (1928) gewährt Einblick in die von verschiedenen Problemen, wie von dem Aufflammen des deutschen Nationalgefühls, dem Streben nach nationaler Einheit, der Pflege reinerer Menschlichkeit, erfüllte Zeit, ist aber doch nur eine feinsinnige Erörterung zeitgeschichtlicher Fragen, kein künstlerisch gestaltetes Werk.

Unter dem Titel Der Einsiedler und sein Volk (1914) veröffentlichte Lienhard zehn Erzählungen, die nach seiner eigenen Einstellung im Vorwort ein Gemeinsames haben: „Das Aufblitzen der geheimnisvollen Lebensflamme bei Berührung zwischen Einsamkeit und Außenwelt." Und damit quellen sie alle aus einem Grundproblem seines eigenen Lebens und Wirkens. „Aus Taulers Tagen" heißt eine Erzählung. Lauter kleine Szenen, die Zeit und Menschen redend vorführen. Man sieht den zuchtlosen Adel, die derbe, streitsüchtige und kernhafte Bürgerschaft, die verfolgte Judenschaft der Stadt, unerschrockenes Mädchentum sich wehren und behaupten und lernt den milden, klugen Tauler kennen, der tröstet und vermittelt. Und um alles her steht mit ihren Türmen, Kirchen, Klöstern, ihren Giebeln und eckigen Häusern Straßburg. Am lebendigsten erscheinen die gegensätzlichen Seelenstudien „Das Geheimnis in Goethes Garten" und „Schwester Beate". Viel Lebensweisheit bietet das „Schloßidyll" Wer zuletzt lacht . . . (1921). Der alte Ruf „Los von Berlin" erneuert sich wirksam; dem Teufel der sogenannten deutschen Gemütlichkeit geht es hart an den Kragen und auch jener Art Freiheit, die zur Roheit entartete.

Proben echt dichterischer Phantasie gab der Weimarer Gymnasialprofessor Wilhelm Arminius (eigentlich W. Schultze, geb. 1861 in Stendal, gest. 1917 in Weimar) in seinen lyrischen Gedichten; bekannter aber wurde er durch seine Romane und Novellen.

Von seinem ernsten Streben zeugt bereits der Roman: Der Weg zur Erkenntnis (1899), der zu den wenigen Büchern gehört, die die moderne Frauenbewegung seelisch zu ergründen und zu vergeistigen trachten, anstatt ihre äußerlichen und bedenklichen Träger sensationell zu verwerten. Der Verfasser hat den tiefen Blick und den freien Sinn, mit denen allein zu unterscheiden ist, wo sich das Recht der modernen Frauenbewegung in Unrecht verwandelt und wo der Streit wider die Beschränktheit der Überlieferung zum sinnlosen Trotz gegen die geheimnisvollen Gesetze der Natur selbst wird. In dem Buche handelt es sich um eine Trägerin, eine der Frauen, die Kämpferinnen sein wollen, „für ihr Geschlecht, für den Sieg der Gerechtigkeit unter Menschen" und die darüber in Gefahr kommen, sich selbst und ihres Lebens besten Teil zu verlieren. Gleichzeitig mit diesem Roman aus der Gegenwart veröffentlichte er den während des Dreißigjährigen Krieges spielenden Die beiden Reginen und ließ ihm noch mehrere historische Romane folgen; so Yorks Offiziere (1901), dann, an die Zeit der Minnesänger anknüpfend, Wartburgkronen (1904), hierauf die vortreffliche Novelle Der Hegereiter von Rothenburg (1908), ein echt betontes Werk aus der Zeit der reichsstädtischen Kämpfe mit den Fürsten im 15. Jahrhundert. In allen seinen historischen Romanen pflegt er, der älteren Richtung folgend, das kulturhistorische Genrebild. Lange Zeit in Thüringen lebend, konnte er Land und Leute kennen lernen, und mit welcher Liebe er an ihnen hängt, zeigt sein Roman aus dem Thüringer Wald Heimatsucher (1904). Die Leiden und Sorgen der armen, um das Dasein kämpfenden Einwohner zweier benachbarter Bergdörfer in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Erzählung. Trotz aller Not kleben die Leute zäh an ihrem Heimatboden; für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr „Hüschen" könnten sie, wenn's not tut, Wunder an Kraft und Ausdauer verrichten. Die personifizierte thüringische Heimatliebe ist der Held der Erzählung, Valentin Winkler, der in der Fremde allerlei studiert hat und den Dorfbewohnern durch die energische Ausführung seines Planes ein freundliches Dasein bereitet. Dem Valentin steht ein anderer Heimatsucher gegenüber, der Weltmann Herbert Rinnecker, der die Heimat sich erobern will, wo ihm Herrschaft und Erwerb winken, und dem sein Heimattal gleichgültig ist. Zwischen beide ist eine feine Frau hineingestellt, die Jugendgespielin Valentins, die mit der Heimat nur noch durch ein Häuschen verbunden ist, eine, die ihre Seele sucht und doch nicht finden kann. Wer von jenen beiden wird ihr Führer zur wahren Heimat sein? Die Beantwortung dieser Frage ist das Feinste an diesem an allerlei Feinheiten und seelischen Stimmungen, aber auch an tiefen Gedanken reichen, freilich nicht leicht lesbaren Roman. Gut gezeichnet sind Landschaft und Leute auch in den kleinen thüringischen Geschichten des Sammelbandes Aus der Ruhl (1906). Mit Geschick suchte Arminius Alt Weimar (1908) aus dem Unglücksjahre 1806 in dramatischen Szenen zu fassen. Unsere helle Freude haben wir an seinem Lehrerroman Der Stietz-Kandidat (1908). Fast in Raabes Art erzählt er hier voll Humor die Schicksale, die ein Kandidat für das höhere Schulamt infolge seiner Weltfremdheit und Unbeholfenheit im Kreise der Kollegen und im Umgange mit den Stadtbewohnern während seines Probejahres erlebt, bis er endlich im Hafen der Ehe Ruhe und Frieden findet. Arminius hat hier wohl eigene Erlebnisse und die anderer Kandidaten auf das Haupt seines Helden gehäuft, hat die Welt der Gymnasien in einem geschildert und Lehrertypen aller Art, durchweg lebensvolle Gestalten, um seinen Helden gruppiert (S. 1740). Wieder ein Lehrerroman ist Die neue Laterne (1911) und auch dieser ist durch glänzenden Humor erhellt. Zu den Heiratromanen kann man Die Goethe-Eichstaedts (1909) rechnen, dessen Thema die Liebe eines Vaters und eines Sohnes zu derselben Schönen bildet. Das Thema ist aber verbunden mit Weimars Goetheerinnerungen, nicht bloß den idealen, sondern den sehr realen, indem nämlich der Verfasser einen angeblichen Urenkel Goethes in zwei der entscheidendsten Augenblicke des Romans eine Rolle spielen läßt. Besser gefällt uns Arminius, der diesen Namen nun auch als Familiennamen führt, in seinen Künstlernovellen (1911). Die Novellen des Bandes Frauenkämpfe (1905) freilich scheinen uns zu sehr in romantische Beleuchtung gerückt. Dagegen fesseln die Venezianischen Novellen (1912) durch die Schilderung der südlichen Landschaft und die Vaterländischen Novellen (1913) durch ihre Begeisterung für die deutsche Heimat. Zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege schrieb er den wirkungsvollen Roman Und setzet ihr nicht das Leben ein (1913).

Kein Freund der neuen realistischen Richtung, aber doch von ihr gefördert, hat August Sperl die Erzählerweise der „Ahnen" des alten Freytag erfolgreich fortgesetzt und die viel verrufene historische Erzählung wieder zu Ehren gebracht. Er nimmt es mit seinem hehren Beruf als Künstler sehr ernst und verlangt in der Novelle „Prickelnd" (1903), seinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse, von dem Dichter, daß er ein Mensch sei, „der aus dem Unwesentlichen das Wesentliche, aus dem Fließenden das Bleibende, aus dem Menschlichen das Göttliche, aus dem Göttlichen das Menschliche, aus dem Einzelnen das Ganze heraushebe". Der modernen Richtung in der schärfsten Weise jede Berechtigung als Kunstgattung absprechend, will er mit seinen Werken Volkserzieher sein und dem deutschen Volke künden, was ihm not tut: Familiensinn, Heimat- und Vaterlandsliebe, Frömmigkeit und echte deutsche Sittlichkeit. Und in der Tat, nicht prickelnde, vergängliche Worte, die der Sinnlichkeit frönen, verdanken wir seiner Feder, sondern Gaben voll und reif und schwer, an denen wir unsere ungetrübte Freude haben könnten, wenn er für die katholische Religiosität mehr Verständnis offenbarte und das Empfinden des katholischen Lesers nicht so oft verletzte. Er war 1862 in Fürth als der Sohn des nachmaligen Realschuldirektors Heinrich Sperl geboren, verbrachte seine eigentliche Kindheit in Landshut, vollendete 1882 die Gymnasialstudien in München, studierte an verschiedenen Universitäten klassische Philologie und Geschichte, widmete sich dann dem Archivwesen, ward Reichsarchivrat in Würzburg und starb 1926.

Seine ersten großen Schöpfungen, die seinen Namen schnell bekannt machten, entstanden während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Amberg. 1893 erschien „Die Fahrt nach der alten Urkunde, Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes". Schon der Titel weist darauf hin, daß der Dichter nicht an eine enggeschlossene Einheit gedacht hat. Verschiedenartige Bilder sollen es sein, die aber doch untereinander in inniger Beziehung stehen und das Ganze fest zusammenschließen. Vater und Sohn sind ausgezogen, um die alte Stammburg des Geschlechtes zu suchen und die alte Urkunde, die die letzten Zweifel über Herkunft und Heimat beseitigen kann, aufzufinden. Sie entdeckten mancherlei, sehen aber noch mehr und tun Blicke in die Schicksale der Menschen, die wertvoller sind als alles andere. Als sie endlich heimkehren, ohne ihre Aufgabe ganz gelöst zu haben, legt es sich nicht wie Enttäuschung auf sie. Sie haben das Leben kennen gelernt in seinen verschiedenen Abstufungen, Menschen, die das Licht oder das Dunkel, die Höhe oder die Tiefe lieben, die Zeit, die sich immer gleich bleibt mit ihren Anforderungen, ihren Kämpfen, ihren Freuden und Leiden. „Wir aber stehen mitten in diesem Kampfe und müssen unsere Waffen rein halten und wohl führen; denn wir sind nicht nur verantwortlich für unsere vergängliche Person,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern auf uns beruht die Zukunft unseres Geschlechts und unseres Volkes." Ein Werk von größter Wucht bot Sperl 1896 in dem Roman Die Söhne des Herrn Budiwoj, der in Böhmen spielt und den Sieg Kaiser Rudolfs über Ottokar auf dem Marchfeld (1278) und den Untergang des deutschen Witegonengeschlechtes, eben der Söhne des Herrn Budiwoj, schildert. Wer denkt da nicht an die Schilderung der Marchfeldschlacht, an das Kapitel „Auf Burg Grätz", an das Sterben Hubalds, des Lyoners, und des trutzigen Rosenberger Mannen Burkhardt, an die herrlichen Naturschilderungen und so manches schöne Lied! Ganz anders als bei Grillparzer erscheint Zawisch. Der Mann mit dem staatsmännischen Blick hat klar erkannt, daß das deutsche Volkstum in Böhmen auf dem Spiele steht, und nun widmet er sein ganzes Leben der einen Aufgabe, das Deutschtum zu retten. Aber daß Sperl der historischen Wahrheit und Bedeutung des Kaisers Rudolf gar nicht, wie später Karls V. in „Castell" nicht vollauf gerecht wird, und daß die Geistlichkeit ganz verzeichnet und verzerrt wird, muß ihm angekreidet werden. Von diesem etwas zu breiten Roman erhebt sich der Dichter in Hans Georg Portner (1902) zu einer Höhe dichterischer Konzeption, auf der ihn auch sein Roman Richiza (1909) siegreich zeigt. Knapp folgen bei ihm die Bilder, knapp sprechen die Menschen, immer im echten Ton der eisernen Zeiten, die er am meisten liebt, im „Portner" der ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges, in „Richiza" der ersten Kreuzzüge. Er gibt nicht runde Bilder, sondern mehr einen fortlaufenden Wanderzug, auf den wir die straff festgehaltenen Helden begleiten und hinter dem sich immer das große historische Gesamtbild wie selbstverständlich vorwärtsschiebt. Alle diese künstlerischen Vorzüge können uns aber nicht über den einseitig konfessionellen Standpunkt hinwegtäuschen, vom dem aus der Verfasser Personen und Ereignisse darstellt. Es wirkt verletzend, wenn er im „Portner" bei der Schilderung der Gegenreformation in der Oberpfalz (1628) alles Licht auf die Protestanten, allen Schatten auf die Katholiken fallen läßt, diesen nur Niedertracht und Erbärmlichkeit der Gesinnung zuschreibt, jene aber, vor allem den Ritter Portner, mit herrlichen Zügen von Entsagung und Glaubensmut ausstattet. Der Roman „Richiza" spielt in der Zeit der Kreuzzüge und bringt eine lieblich sich entwickelnde Liebesgeschichte, die aber auch herbe Stellen enthält, wie die von dem alten Grafen und seiner Hartnäckigkeit und den fruchtlosen Versuchen der Burgherrin und ihres Kaplans, ihn umzustimmen.

Derselben wahrheitswidrigen Voreingenommenheit begegnen wir auch wiederholt in Sperls kleinen Erzählungen. Von diesen erinnern ihrem Wesen nach an „Portner" die 1902 unter dem Titel So war's erschienenen vier geschichtlichen Novellen, zwei von sehr ernster, die anderen von außerordentlich froher, übermütiger Stimmung. Dichterisch am wertvollsten ist „Das Hexenkind"; hier sind Einfachheit, Kraft und innige Empfindung aufs glücklichste vereint. Reynheit, die der Irrglaube einer unseligen Zeit zu einer Hexe stempeln wollte, hebt sich in pastellartiger Schönheit von ihrer Umgebung ab. In den „hochpreislichen Dekreten" klingen die Töne, die im „Portner" gegen die Katholiken angeschlagen werden, weiter. Feine Schilderung des französelnden Gesellschaftslebens nach dem Dreißigjährigen Kriege zeichnet den „Faquin" aus und „Narro" bietet eine ergötzliche Hofgeschichte, die zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts sich abspielt. Großzügige novellistische Bilder von packender Eigenart entrollt Sperl auch in den Kindern ihrer Zeit (1905), drei Erzählungen, deren erste von einem alten Oberst des Wallensteinischen Heeres meldet, der einst im jugendlichen Übermute eine Frau aus Anlaß einer tollkühnen Wette in den Tod trieb und nun unter der Wucht der Erinnerung daran zusammenbricht. „Die beiden Heiligen", um 1500 spielend, schildern voll bitterbösem Spott und Ironie den Kampf der Mönche von Neumünster mit dem Heiligenpropst des benachbarten Städtchens Seefels um die Frage, wer die wunderkräftigste Natur des heiligen Antonius besitze. Wie ein Abschnitt aus Grimmelshausens „Simplizissimus", dem Roman des Dreißigjährigen Krieges, liest sich die Erzählung „Der Mitläufer". Als ein Gegenstück zu Freytags „Ahnen" können die „Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes" bezeichnet werden, die Sperl 1908 unter dem Titel Castell veröffentlichte. Es ist eine Geschichte des fürstlich Castellschen Hauses, dem Sperl 1901—1907 als Archivrat seine Tätigkeit widmete; die Darstellung aber ist derart, daß man beim Lesen den Zweck des Buches vergißt und trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit an eine Novellensammlung erinnert wird. Wie Freytag in den „Ahnen", läßt auch Sperl die Menschen der Vergangenheit möglichst oft in ihren eigenen Worten, wie sie in Briefen und äußeren Aufzeichnungen erhalten sind, zu uns reden. Einen besonderen Reiz und eine eigene Geschlossenheit erhält Sperls Darstellung dadurch, daß es ein einziges Geschlecht ist, in dessen Schicksalen er die Entwicklung von Jahrhunderten sich spiegeln läßt. Von kulturgeschichtlicher Bedeutung sind auch die „Chronik eines bayerischen Bürgerhauses", die er 1909 veröffentlichte, und die Novelle „Der Ratschreiber von Landshut". Dagegen dürfen die Dramatisierungen der Novellen „Narro" und „Der Faquin" auf Kunstwert keinen Anspruch erheben.

Unter den literarischen Früchten, die das Jubiläumsjahr 1913 getragen hat, ist eine der besten der Roman Burschen heraus! (1914), ein großzügiges, lebensvolles Buch, das alle Vorzüge Sperlscher Kunst voll aufweist und prachtvolle Bilder aus der an Elend und Größe so reichen Zeit aufweist. Doch nicht in die große Zeit von 1813 selbst führt uns der Verfasser hinein, sondern in die Vorbereitung dazu. Besonders das erste Buch ist zu loben, die Schilderung des kleinen Rheinbundstaates, dessen Bevölkerung die französischen Republikaner als Befreier von der gar nicht einmal unerträglichen Herrschaft einer etwas verlotterten Aristokratie und als Erfüller romantisch-unbestimmter und eigentlich durch die realen Verhältnisse gar nicht bedingter Wünsche empfängt, sich aber dann angesichts der Greueltaten der Jourdanschen Armee zu einem freilich mehr real-persönlichen, als volksmäßig-idealen Gegnertum entwickelt. In diesem Buch glüht eine sympathische, menschliche wie patriotische Erregung, die die Profile sofort zeichnet, ohne sie deshalb vollends zu verzerren. In jener Zeit der Kleinlichkeiten, der Kirchtumpolitik, aber auch der Spitzwegschen Romantik, läßt Sperl einen Arzt leben, dessen starkes Wesen voll natürlichem Adel die ganze erste Hälfte des Romans beherrscht; der Lebensgang seiner beiden Söhne füllt den zweiten Teil. Nebenhandlungen, meisterlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

40 Wächterlied.

Laßt euch sagen, was ich sehe,
hörn, wer es hören mag:
wieder ist die Nacht entschwunden,
wieder kommt ein junger Tag.

Kleidet nun des Leibes Blöße,
wasset eure Augen klar,
danket dem, der nächtlings wieder
euer Schutz und Helfer war.

Gebet eure Sorgenbündel
mutig von der Erde auf
und beginnt in Gottes Namen
freudig euere Tageslauf.

Viele, viele Christenleute
wandern mit euch ihre Bahn,
viele aber suchten vor euch
schon die Steige Himmelan.

Doch es gibt auch andre Wege –
darum tut euch Vorsicht not,
wollt ihr nicht das Ziel verlieren
heute bis zum Abendrot.

Ach daß keiner es verlöre,
keiner seitwärts bräche aus
und daß jeder endlich fände
seinen Weg ins Vaterhaus.

Sperl

(Richiza)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

disponiert und mit der Haupthandlung verflochten, kreuzen diese Lebenswege. Prächtig ist die Zeichnung der Charaktere: der alte Reichsgraf, streng an der Tradition hängend, dabei achtunggebietend in seinen guten Seiten, die Familie, die Kleinstadt, Jakobiner, die Anmaßung der französischen Sanskulotten, das Opfertum einer heldischen Magd, dann die Professoren der Landesuniversität, prachtvolle Typen humoristischen Gepräges. Ein großer Reichtum an Menschen, jeder bis in das letzte Fäserchen von echtem Realismus. Das dritte Buch führt uns hinein in das Studentenleben der vorburschenschaftlichen Zeit, das bald roh, bald weich und empfindsam, doch ein Boden war, aus dem die Freiheit aufsproßte. Für Kinder erzählt Sperl die schlichte und einfache, von sagen- und märchenhaften Zügen durchwirkte Geschichte von Konradin dem Grafensohn (1916), der, ein zwölfjähriger Knabe, zum Retter der Familie wird, als die aufrührerischen Bauern in hellen Haufen gegen die Burg anstürmen. Wie der Weltkrieg auf die Seele des deutschen Knaben veredelnd einwirkte, zeigt die „Soldatengeschichte" Hannes, der die drei Proben des Mutes, der Treue und Geduld wacker besteht. Auf der Fahrt nach seinem Stammbaume kommt der Major a. D. Titus in das Kreisarchiv Amberg und lernt hier einen ganz trefflichen alten Herrn kennen, der ihn in die Geheimnisse des Archivwesens einführt. In dem Roman Der Archivar (1921) steht aber nicht dieser im Vordergrunde, sondern der Major, seine Tochter und der junge Gelehrte Eisenhut, denen der Archivar ein abgeklärter, weiser und gütiger Führer in allen Nöten ist. Der Reiz des Buches liegt in seiner sonnigen Klarheit und Reinheit, den wundervollen Schilderungen oberpfälzischer Landesschönheit und einem überall durchleuchtenden Humor. Ahnenbilder und Jugenderinnerungen (1923) ist das Schicksalsbuch eines deutschen Bürgergeschlechtes betitelt. Fünfhundert Jahre Familienchronik ziehen an uns vorüber in wechselvollem Spiel von Glück und Leid, von Kampf und Dulden, Werden und Vergehen. Und noch mehr: in diesem Buch spiegelt sich auch ein gut Stück Geschichte des deutschen Mittelalters. In dieses führt uns der Dichter auch in der Romandichtung Der Bildschnitzer von Würzburg (1925). Es ist dies der Künstler Tilmann Riemenschneider, dessen Künstlerleben der schwäbische Dichter und Kunsthistoriker in zwölf Gesängen geschildert hat. Sperl zeigt uns den berühmten fränkischen Bildschnitzer, dessen kindliches Gemüt, mag er gleich Würzburger Ratsherr sein, sich in den Irrgängen des Weltgetriebes nicht zurecht finden kann und in einen trügerischen Traum verfällt, aus dem er durch die grausame Wirklichkeit jäh gerissen wird. Zum Luthertum hinneigend, läßt er sich, ohne recht zu wissen, was er tut, in den großen Bauernaufruhr von 1525 verstricken und verfällt nach dessen Zusammenbruch der Strafe. An Leib und Seele gebrochen, scheidet er, nachdem er den Frieden in sich selbst gefunden hat, von der Welt. Durch die Beherrschung des Geistes der Zeit, Beseelung des Stoffes und Kunst der Darstellung erweckt Sperl unser Interesse für den mehr geschobenen und verführten als selbsttätigen Helden. Wieder in gebundener Sprache hat uns Sperl in dem „Sange" Fridtjof Nansen (1898) ein schönes Werk geschenkt. Es schildert in reich abwechselnden Versmaßen voll edler Sprachschönheiten und Schilderungen die Erlebnisse der Nansenschen Expedition auf der „Fram". Über sich selbst berichtet er in der Schrift „Aus meinem Leben" und über seine Weltanschauung unterrichtet uns sein Werk „Lebensfragen, Aus den Papieren eines Denkers" (1909).

August Sperl.

In der Literatur, die sich aus dem ungarischen Schwaben aufgerichtet hat, ist Adam Müller-Guttenbrunn (geb. 1852 in Guttenbrunn im Banat, gest. in Wien 1923) der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bedeutendste. Es ist diesem für das Deutschtum im Banat kämpfenden Schwaben nicht leicht geworden, sich den Rang unter den Autoren zu erobern, dessen er sich erfreut. Nach einigen Jahren Staatsdienst übernahm er die Feuilletonredaktion der „Deutschen Zeitung" in Wien. Ein 1877 geschriebenes Drama „Gräfin Judith", eine Art von Vorläuferin der „Gräfin Lea" von Lindau, ist über die Linzer Bühne nicht hinausgekommen. Auch mit den Dramen „Des Hauses Fourchambault Ende" (1880), einer Art Fortsetzung der „Fourchambault" von Augier, und mit dem Schauspiele „Im Banne der Pflicht" hatte er wenig Glück und von dem Beifall, den das mit Laube verfaßte Lustspiel „Schauspielerin" hatte, fiel wenig für ihn ab. Darüber mißmutig, verfaßte er die Streitschrift „Wien war eine Theaterstadt". Damit lenkte er die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich und war nun in die dramaturgische Bahn eingelenkt, auf der er es zum Direktor des Raimundtheaters (1892—1896) und später des Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters (1898—1903) brachte. In diesem Amte vielfach angefeindet, schrieb er neue polemische Broschüren über das Wiener Theaterleben und gab, nachdem er noch einmal mit dem Schauspiel „Streber und Komp." einen vergeblichen Versuch, die Bühne zu erobern, gemacht hatte, die dramatisch-dramaturgische Arbeit auf und widmete sich der Prosaepik. Noch während die Kämpfe um sein zweites Theaterdirektorat tobten, hatte er „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn" (1904) herausgegeben, in denen er von der Geschichte, dem Charakter, den alten Sitten und Gebräuchen, der Lebensweise und den Beschäftigungen seiner engsten Landsleute, der sogenannten Banater Schwaben, lebensvolle Bilder erstehen läßt und damit Aufsehen erregte. Daneben entwickelte er eine lebhafte journalistische Tätigkeit, die ihn mehr und mehr zu einem Vorkämpfer des bedrohten Deutschtums im Kaiserstaate machte.

Nun schrieb er seinen ersten Heimatroman Götzendämmerung (1908). Es ist ein noch nicht abgeklärtes Werk, eine großzügige Agitationsschrift, durch die er die Deutschen Ungarns aus ihrer Schlaffheit aufrütteln und mit neuer Widerstandskraft gegen das Magyarentum erfüllen wollte. Vieles in diesem „Zeitroman" ist derb gearbeitet, verstimmt durch die Geheimnistuerei, enthält keine intimen poetischen Reize, wohl aber prachtvoll feste Bilder aus dem Volksleben. Er gibt darin eine umfassende Darstellung der ungarischen Politik, indem er Einzelschicksale eines Banater Dorfes und seines Sohnes, eines amerikanischen Stromingenieurs, mit den Kabinetten in Budapest, mit Franz Josef und Franz Ferdinand verknüpft. Diesem großen Roman, der viel Staub aufwirbelte und seinen Verfasser zum erklärten Führer der „schwäbischen Idee" in Ungarn machte, ließ Müller eine Novelle folgen: Der kleine Schwab (1910), eine anspruchslose und stille Jugenderzählung, die Geschichte eines schwäbischen Bauernjungen, der in Siebenbürgen eine Mittelschule besucht. Das Büchlein umschließt in der Form der Erinnerung eines Banater Dorfschulzen eine herrliche Poesie und bringt allerlei Schilderungen kultureller Eigenart. Beide Elemente, der Kampf gegen die Magyarisierung und die liebevolle Darstellung des dörflichen Lebens sind zu einer Einheit verschmolzen in dem Buche Die Glocken der Heimat (1911). Des Verfassers völkischer Zorn ist hier künstlerisch beherrscht, nur gelegentlich noch bricht er elementar hervor, aber die reine Freude am Gestalten, die Seligkeit des heimatlichen Empfindens überwiegt. Hier bringt er auch die Probe einer runden und kräftigen Individualisierung: die Figur des alten Lehrers, des Seidenraupenzüchters und Kinderfreundes, kommt so schön und lebendig heraus, daß man diesen Mann wie einen Freund nahe empfindet. Es sind keine interessanten Menschen, die wir kennen lernen, aber wir werden mit einer biederen und herzhaften Tüchtigkeit vertraut. Zwischen der Not, in die diese Menschen gestürzt werden, waltet ein warmer Humor. Wieder ein echtes, fesselndes Heimatbuch ist der Roman Meister Jakob und seine Kinder (1918), dessen reizvolles Milieu sowohl landschaftlich als völkisch und politisch interessiert. Meister Jakob ist ein Wagner in einem schwäbischen Kolonistendorfe im ungarischen Komitat. Man sieht die alten, wohlbewahrten Bräuche der Schwaben, walachische Tagelöhner und ungarische Dörfer, alles mit kräftigen Strichen hingestellt. Das ganze Bauernjahr wird vor uns aufgerollt mit Ernte, Stoppelarbeit, Kirchweih, Wintersaat, Wallfahrt und wieder Ernte. Alle Figuren sind typisch und zugleich Einzelmenschen. Wir hören von der ungarischen Revolution, der Eingabe aus dem Banat an den jungen Kaiser, die im Namen des ganzen Schwabentums im Banat das Wort führt, auch von der Selbstbestimmung des dortigen Kolonistenvölkchens ist die Rede, das, zwischen Walachen und Serben eingeklemmt, sein Deutschtum gegen die Magyaren bewahrt. Diesem Buche war vorausgegangen die Trilogie Von Eugenius bis Josephus. Deren ersten Teil bildet Der große Schwabenzug (1913), ein vollgelungenes Dichtwerk, mit sittengeschichtlichem Skelett und prächtiger Komposition. Wie hier der Wechsel des Schauplatzes durchgeführt wird, wie dieser Wechsel nicht unterbricht, sondern Strich neben Strich sich zur Gesamtwirkung steigert, das ist einfach überwältigend. In Blaubeuren beginnt die Geschichte. In reizvoller Kleinmalerei lernen wir schwäbische Bauern und Handwerker kennen, die Grund genug haben, mit ihrem fürstlichen Tyrannen unzufrieden zu sein, und deshalb den aus Wien kommenden Lockrufen, sich in dem von der Kriegsfurie verwüsteten südlichen Ungarn eine neue Heimat zu gründen, gern Folge leisten. Ein aus Ulm stammender „Kaiserlicher", der es im Türkenkriege zum Konstabler gebracht hat, ist vom General Mercy mit einem großen Temesvarer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grundstück beschenkt worden; und dieser brave Jakob Pleß wirbt brieflich um die Hand der „ehrsamen Wittib Therese Scheiffeln", die dem Blaubeurer Wirt in der Bedienung der Gäste hilft. Da Therese den braven Jakob aus früherer Zeit kennt und liebt, entschließt sie sich, an dem großen Schwabenzuge teilzunehmen, dessen Schilderung den Hauptinhalt des Buches bildet. Zu Blaubeuren, in ganz Deutschland, auf der Donau, in Wien und Temesvár, bei den schwäbischen Bauern, in den Auen zu Mohács, im Banat, auf dem Sitz des ungebärdigen Kuruzzen, im Garten des Prinzen Eugen, im Wiener Beamtenheim, in der Hofkanzlei, im Hause des Gouverneurs usw., überall ist der Schwabenzug, den man gleichsam aus Schwaben die Donau entlang rollen sieht, das Leitmotiv. Ein ganzes Volk ist der Held des Buches, das auch stofflich außerordentlich fesselt, da es neue Gesichtspunkte in sozialer, nationaler und kultureller Hinsicht erschließt. Unter den vielen Gestalten, die dem Leser in ihrer Gesamtheit eine lebendige Vorstellung von den Zuständen, die um 1730 in der „schwäbischen Türkey" und im Banat herrschten, geben, treten Mercy und Prinz Eugen als gut geschaute Charakterbilder anspruchsvoller hervor; ein famoses Gegenstück zu diesen beiden deutschen Kulturschöpfern bildet der brutale ungarische Baron Parckoczy. Auch das Neuerstehen der Festung Temesvár, das allmähliche Aufblühen der ganzen Provinz dank der unermüdlichen Arbeit der deutschen Kolonisten wird lebendig geschildert. Das Werk ist wirklich ein Volksbuch. Es schildert nur die erste etwa um 1700 beginnende Auswanderung nach dem Banat und endet mit dem Tode des Banat-Kolonisators Claudius Florim und Mercy (1734), des Prinzen Eugen (1736) und der Hochzeit Franz Stefans von Lothringen mit Maria Theresia (1736). Die wichtigste Kulturarbeit der Süddeutschen im Banat geschah erst 1763—1771, nachdem Maria Theresia die Zivilverwaltung im Banat eingeführt und abermals Hunderttausende von süddeutschen Einwanderern dorthin gelockt hatte. Den zweiten Teil der Trilogie bildet der Roman Barmherziger Kaiser (1916), eine frisch geschriebene Verherrlichung Josefs II. und seiner volksbeglückenden Ideen. Der Roman führt an den Hof Maria Theresias, zeigt, wie Josef II., zum Mitregenten der Mutter geworden, an die Verwirklichung seiner Ideen geht, und schildert ausführlich dessen romantische Fahrt zu den Schwaben im Banat, deren Wohl ihm besonders am Herzen liegt. Nach seiner Rückkehr befestigt er über seinem Schreibtisch ein grobes, zerknittertes Stück Papier, auf dem ungelenke Bauernhand die Worte geschrieben: „Barmherzigster Kayßer!" Josef II. ist in hellen Farben geschildert; seine Freigeisterei findet Müllers Beifall; verletzend wirken die spöttischen Seitenhiebe auf die Frömmigkeit der Kaiserin, ihren Beichtvater und die Jesuiten im allgemeinen, wie denn der Verfasser in den „Pfaffen" überhaupt nur Volksfeinde erblickt. Es entspricht dies der liberal-freisinnigen Religionsauffassung Müllers, die er in seinen Werken wiederholt bekundet. Der gleichen Verherrlichung Josefs II. begegnen wir in dem letzten Teile der Trilogie Josef der Deutsche (1917).

Müller-Guttenbrunn steht auf der vollen Höhe seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit nur dann, wenn er sich auf seinen geliebten heimatlichen Boden begibt. Davon stechen seine sonstigen Bücher ab. So die Erzählung Die Dame in Weiß (1921), die in das Wien Makarts und Laubes führt und ein absonderliches Thema behandelt. Aus der ihm wohl bekannten Theaterwelt holte er Stoffe für sein „Geschichtenbuch" Die schöne Lotti und andere Damen (1921). Lotti ist eine unnahbare Schönheit von fragwürdiger Vergangenheit, die in der Provinz an der Seite eines unbedeutenden Beamten ein rätselhaftes Leben führt. Erfreulich ist das „Geschichtenbuch" Arme Komödianten (1912), das eine Fülle interessanter Menschen schildert. Sie alle wurzeln in ihrem innersten Wesen im Boden der Heimat und sind mit allen ihren Eigenschaften und Eigenheiten mit dem Wienertum verbunden. Die eigenartig aus Lust und Wehmut gemischte Schönheit der Umgebung Wiens erscheint mehrmals mit ergreifender Wärme dargestellt („Der Karthäuser"). Aus tiefer und liebevoller Betrachtung der Natur stammen die kleinen, feinen Erzählungen und Naturstimmungen in dem Büchlein Das idyllische Jahr (1914). Ihm reiht sich würdig an Aus herbstlichem Garten. In die Zeit des Kulturkampfes in Österreich führt der Roman Es war einmal ein Bischof (1912), verfaßt nach Tagebuch-Aufzeichnungen eines juridischen Beamten in Linz in der Zeit vom Mai 1868 bis Oktober 1869. Im Mittelpunkt steht der heiligmäßige und mit apostolischem Freimut und mit Überzeugungstreue für die Sache der Kirche kämpfende Bischof Rudigier von Linz. Obwohl Müller in seiner religiös-liberalen Weltanschauung die Rechte, die der Bischof vertritt, für überlebt und dessen Kampf für einen unberechtigten Eingriff in die Machtsphäre des modernen Staates ansieht, sucht er doch der Person des erhabenen Kirchenfürsten gerecht zu werden. Schade, daß er in diesen Kampf des Bischofs mit der Staatsgewalt eine sehr leichtsinnige und unsaubere Liebesgeschichte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einflicht. Bekannt ist, daß Hermann Bahr, dessen Vater damals gegen den Bischof auftrat, in dem Aufsatze „Der gute Kriegsmann unseres Herrn Jesu Christi: Franz Josef Rudigier" der Überzeugungstreue des Bischofs hohes Lob zollte (Hochland 1916, Oktoberheft). Müller-Guttenbrunn, der feinsinnige Gestalter historischer Begebenheiten in modernem Sinne, hat uns auch einen Lenau-Roman beschert, ein schönes und tiefes Werk. In dessen erstem Band, Sein Vaterhaus (1919), hat er ein prächtiges Bild von der Kindheit des Dichters und vor allem von seiner Mutter entworfen, im zweiten wird der Werdegang Lenaus weiter durch seine Dämonischen Jahre (1920) verfolgt und der dritte und letzte Auf der Höhe (1921) schließt mit dem Höhepunkt von Lenaus Erdenwallen, den Jahren seines Ruhms, der Enttäuschung seiner Amerikafahrt, seiner Rückkehr, seiner Herzenstragödie mit Sophie Löwenthal und der entsetzlichen Katastrophe der geistigen Umnachtung des Dichters ab. Auf Grund langer archivalischer Forschungen und unter sorgfältiger Benutzung von Familienurkunden und Lebensdokumenten entstanden, ist die Lenau-Trilogie berufen, neben den zahlreichen übrigen biographisch-literarischen Romanen über den Werdegang von Dichtern und Denkern einen Ehrenplatz zu behaupten.

Der Widerhall, den Müllers Werke in Deutschland fanden, konnte ihn ermutigen, mit dem Dichterbuch Schwaben im Osten hervorzutreten. Es hat keinen ganz einheitlichen Charakter: fertige, geschulte „Literaten" stehen neben dem Bauersmann und dem Handwerker, die nur so „nebenher" dichten. Von bekannten Dichtern sind neben dem Herausgeber auch Otto Hauser und Otto Alscher vertreten. Interessant ist das Buch in seiner Spiegelung der sprachlichen Eigenarten und in der engen Verknüpfung von allerhand Volkshumor mit der literarischen Ausprägung. Überraschend ist es, welche Fülle von Leuten sich dort unten an der Donau literarisch regen und betätigen. Interessant ist auch das Büchlein Im Jahrhundert Grillparzers (1904). Es bietet ein hübsches Kulturbild von dem Zustand der österreichischen Literatur vor dem Aufkommen der modernen Dichtweise. Neues bringen diese Skizzen nicht, stellenweise sind sie auch durch die Forschung überholt, aber sie sind reizend, weil sie aus dem intimen Verkehr des Verfassers mit den behandelten Personen stammen: So bringt es allerlei über Grillparzer und über den längst verschollenen, aber immerhin merkwürdigen Dichter Prechtler, den bewußten Nachahmer seines Freundes Grillparzer. Das Buch „Wanderungen durch Altösterreich", herausgegeben von des Verfassers Sohn Roderich (1922), ist eine Sammlung von Essays und Betrachtungen über die letzten drei Jahrhunderte des Kaisertums Österreich. Nicht ohne Bedeutung ist ferner Müllers unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschriebenes „Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen" (1916); verdienstvoll und besonders für Österreicher sehr erfreulich ist das „unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Schriftsteller" von Müller herausgegebene Prachtwerk Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie (1916).

Eine viel umfehdete, stets schlagfertige und zielbewußte Persönlichkeit ist der Dithmarscher Adolf Bartels. Wie Hebbel hat auch er seine Wiege in Wesselburen und so war sein Blick von Jugend an ganz natürlich auf diesen großen deutschen Tragiker und auf dessen „große" Tragödie und den „großen Stil" gerichtet. A. Bartels wurde 1862 geboren, studierte in Leipzig und lebt heute als einer der bedeutendsten und temperamentvollsten Kritiker und Literarhistoriker in Weimar. Seit drei Dezennien betrachtet er es als seine Lebensaufgabe, das jüdische Element in dem schönen Schrifttum und in der Literaturwissenschaft aufzudecken und zu verdrängen. So bereits in dem Buche „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" (1897). Dann in einer Reihe kleinerer Schriften, darunter die das Ergebnis seines Kampfes zusammenfassende „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft" (1925), und in der zweibändigen „Geschichte der deutschen Literatur" (1902), die nach einer Neubearbeitung und Ergänzung auf drei Bände anwuchs (1929). Er erregte als Literarhistoriker Aufsehen, fand viel Anerkennung, aber auch Widerspruch. Man mag mit manchem seiner Urteile nicht einverstanden sein und seiner Weltanschauung nicht beipflichten, die Begeisterung für das deutsche Wesen, die sie durchweht, und die klare Erkenntnis, daß die neue nationale Dichtung aus dem Geiste unserer Zeit, aber auch aus dem Geiste des Volkstums geboren werden müsse, verleiht dem mit erstaunlicher Sachkenntnis geschriebenen, oft freilich nur Reihen von Namen und Büchertiteln bietenden und zu dogmatisch gehaltenen Werke einen ursprünglichen Charakter und fordert zum Nachdenken heraus. Er erkannte, daß die unsere Zeit viel beschäftigende Judenfrage nicht bloß eine Sache der Volkswirtschaft und Politik, sondern weit mehr eine Sache der geistigen Kultur sei. Jeder, dem an den christlichen Kulturgütern wie an der Pflege des Deutschtums im christlichen Geiste liegt, hat gegenüber dem unheimlich wachsenden Einfluß jüdischen Geistes, freilich mit Hilfe jüdischen Kapitals, allen Grund zu Not- und Abwehr. Grundsätzlich und allgemein darf man es mit A. Bartels halten. Wir wollen mit ihm wieder eine gut deutsche Kunst, wir wollen wirklich deutsche Kultur statt weiter jüdisch-deutsche Scheinkultur, die sich dem Deutschen tagtäglich in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen aufdrängt, so daß man manchmal versucht sein kann, zu fragen: „Haben wir überhaupt noch ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O. F. l. v.!

Gib Krankheit, Herr, gib Seelenschmerz,
Erhalt mir nur mein tapfres Herz!

Dies Herz, das liebt, dies Herz, das haßt
Und jeder Stunde Ernst erfaßt.

Dies Herz, das nach dem Kampf sich sehnt,
Dem Feind sich stolz entgegendehnt.

Dies Herz, das, bis es endlich bricht,
Wild trotzig zuckt: Ich geb mich nicht.

Adolf Bartels.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutsches Geistesleben?" Was unser Volk als sein Heil und Glück mühsam aufbaute, sucht dieses heimatlose Volk zu zerstören. Die maßgebenden Theater, sehr viele der verbreitetsten Zeitungen, Zeitschriften und leistungsfähigen Verlage, die Kinos, die Kritik haben die Juden durch ihre unerbittliche, zähe Arbeitskraft und Rührigkeit, durch festes Zusammenhalten, durch ausgezeichneten Instinkt für alle geschäftlichen Möglichkeiten, feine Witterung für die Anzeichen jeder neueinsetzenden Strömung, unüberwindbare Herrschsucht mit unverdrossener Geduld in ihre Hand gebracht. Staat, Vaterland, Heldentum, nationale Ideen haben beim Juden wenig Geltung.

Adolf Bartels.
Phot. Heinrich Carstens, Wesselburen.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert waren die Juden in Prag eine bedeutende Macht geworden. Für ihren geistigen Einfluß wurde im siebzehnten Jahrhundert ihre Geheimwissenschaft wichtig, „aus der in immer neuen Zügen die Mystik schöpfte". Spinoza, dann Mendelssohn, durch dessen Freundschaft mit Lessing die Aufklärung einen starken philosemitischen Einschlag erhielt, dann die Jüdinnen Henriette Herz und Rahel Lewin in Berlin, die mit ihren nicht geringen Geistesgaben Einfluß auf Gelehrte, Künstler und Literaten übten, alle diese und noch andere eröffneten dem jüdischen Gaste den Eintritt in Bildung und Schrifttum des deutschen Wirtes. Es war zunächst eine religiös-philosophische Frage, aber sie wurde im Zuge der Aufklärung eine staatsbürgerliche und damit, als die Juden zum Staatsvolke geworden, auch eine völkische. Die Juden wollten Abendländer werden, redeten und handelten so, als ob sie Deutsche wären. „Ja", sagt Berthold Auerbach, „wir achten und lieben deutsche Sitte und deutsches Herz, denn es ist auch unsere Sitte, unser Herz." Es war aber nicht so; denn das Judentum gehört zu jenen Rassen, deren Merkmale nie erlöschen. Darauf achtete der Liberalismus, der viele Juden zu seinen Vorkämpfern zählte, nicht und erklärte: „Jude, eine Bekenntnissache, Jude, eine Frage der bürgerlichen Rechte." Als dann das deutsch-völkische Selbstbewußtsein erwachte, begann der Kampf mit der aufsteigenden Macht des Judentums, der, wie Nadler, dem wir in dieser Darstellung des Judentums folgen, darlegt, schon bei Herder sich geregt hatte. Der Zwiespalt wurde dadurch verstärkt, daß die Juden von vorneherein nicht bloß um Gleichberechtigung, sondern um die Herrschaft kämpften und nicht erkennen wollten, daß sie schließlich doch nur Gäste seien. Die Juden führten den Kampf mit Skrupellosigkeit, und zwar vom Auslande aus mit Herabsetzung der Deutschen. In Paris versammelten sich damals die unzufriedenen Juden und von da aus spien sie Hohn und Spott auf alles, was deutsch war. So vor allem Börne, Heine und Marx. Börnes „Briefe aus Paris" haben durch den unermüdlichen Eifer, alles Französische besinnungslos zu loben und alles Deutsche aus Grundsatz zu tadeln, der deutschen Umsturzbewegung die Kampfweise gezeigt. Durch Börne und insbesondere durch Heine wurde der jüdische Feuilletonstil geschaffen, der auf jeden Ernst der geistigen Haltung so verderblich wirkt. Heine war der durch das Abendland entsittlichte Jude und die Entsittlichung des Abendlandes sein eigentliches Werk. Es hat schon zu seiner Zeit in Deutschland nicht an Männern gefehlt, die ihre Stimme dagegen erhoben, aber sie verhallten und Börne und Heine und ihre Rassegenossen errangen die größten Erfolge. Daß dann die Juden auf ihren Kampffeldern Berlin, Prag und Wien nicht bloß auf wirtschaftlichem und politischem, sondern auch auf geistigem Gebiete die Herrschaft an sich rissen, haben wir oben schon gesagt. Auch in den jüngsten literarischen Strömungen, im Naturalismus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der achtziger, im Impressionismus der neunziger Jahre des neunzehnten, in der Neuromantik zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts und im Expressionismus der Kriegs- und Nachkriegszeit, überall merken wir den Einfluß des jüdischen, oft sogar die Richtung angebenden Elementes.

Im Hinblick auf diese Verjudung ist Bartels' Lebensarbeit gut deutsche Arbeit, da sie uns die jüdischen Einflüsse auf die literarischen Strömungen zeigt, aber sie ist nicht frei von Einseitigkeiten, die der Sache schaden. Wenn in der Literaturgeschichte bei einem Autor, dessen Werke fremdrassige Merkmale aufweisen, die Herkunft vermerkt wird, so ist dies unter Umständen wichtig. Wenn aber jemand grundsätzlich bei allen Autoren nach der Herkunft schnüffelt und die Namen aller jener auf eine schwarze Liste setzt, bei denen er auch nur einen Tropfen fremden Blutes vermutet, so ist das eine Privatsache, wissenschaftlich aber belanglos, da die biologischen Werte der Reinrassigkeit vorläufig noch nicht mit geistigen Höchstwerten identisch sind. Daß dieses Nachspüren nach der jüdischen Herkunft Bartels' oft zu Irrtümern, Widersprüchen, Halbheiten und Zugeständnissen führt, lehrt uns seine Arbeit selbst. Des weiteren können wir Bartels nicht beipflichten, wenn er meint, daß alles einigermaßen Verdächtige, Unsaubere oder Krankhafte jüdischer Herkunft, das Anständige deutsch, das Unanständige jüdisch sei. Die so geartete Verallgemeinerung teilen wir nicht, wie wir auch in manches seiner völkischen oder sonst befangenen Urteile nicht einstimmen. Wir wollen doch schärfer unterscheiden zwischen Jude und Jude, ohne uns als Deutsche etwas zu vergeben. Übrigens wird, wie Stockmann bemerkt, jeder, der unsere Verhältnisse auf dem Büchermarkt überblickt, nicht verkennen, daß sich das von Bartels mit Recht bekämpfte, sogenannte Spezifisch-Jüdische, Zersetzung, Radikalismus, Sensationslust, Eitelkeit und Frivolität, auch bei manchen arischen Schriftstellern finde, und daß Spuren noch weiter bis in die romantische und klassische Zeit zurückführen. So lassen sich gegen Bartels' antisemitische Kampfesart allerlei Bedenken vorbringen, wobei davon ganz abgesehen wird, daß er auch gegen Katholiken gelegentlich eine schroffe, ungerechte Haltung einzunehmen pflegt, für unsere Weltanschauung kein Verständnis besitzt und für die katholische Literatur wenig übrig hat. Wir schließen uns der Anschauung Stockmanns an, der seinen gründlichen und objektiven Essay mit den Worten schließt: „Solange der antisemitische Professor den christlichen Grundsatz einer gleichmäßigen, gerechten und unparteiischen Behandlung beider in Frage kommenden Rassen praktisch nicht anerkennt und ausschließlich vom einseitig völkischen Standpunkt aus das schwierige Problem zu lösen versucht — solange darf man füglich bezweifeln, ob der Nutzen, den das Deutschtum aus der erstaunlich regen Tätigkeit des Weimarer Gelehrten zieht, die Wunden zu heilen oder auszugleichen vermag, die der temperamentvolle Kämpfer durch unnötige Vertiefung der Rassengegensätze und Schürung nationalistischer Leidenschaften dem Volksganzen schlägt." Nicht Repressivmaßregeln werden, wie K. Schmid bemerkt, die literarische Judenfrage lösen, sondern das Selbstbewußtsein des Wirtsvolkes selbst, das nicht wiedergewonnen werden kann durch hochtönende Selbstberäucherung, sondern durch Wiedereröffnung der echten Quellen des Volkstums, vor allem durch eine geistige und seelische Reformation, freilich nicht in der Weise, wie sie Bartels vorschwebt. „Nur blutgewordene Tradition bringt Erlösung von ewiger Prostitution an das Neueste, von dem das entwurzelte Judentum lebt, bringt Befreiung von — Ahasver."

Die starke, zuweilen spröde, männliche Natur des Kritikers, die Hinneigung zum Volke spricht auch aus seinen dichterischen Werken, obgleich die künstlerische Kraft zuweilen hinter dem Wollen zurückbleibt.

Auch A. Bartels stand, freilich nur eine kurze Zeit, in den Reihen der Jüngstdeutschen und schrieb in deren Geist den Roman „Wahrheit" und das Drama „Johann Christian Günther" (1889). Mehr aber wirkte auf ihn Hebbel und schon 1891 bis 1894 versuchte er sich mit den erst 1905 gedruckten römischen Tragödien in dessen großem Stil. Es sind Weltbilder, zu denen die Geschichte, teilweise auch die Gegenwart die Farben geliefert hat. So wird in dem Renaissancedrama Päpstin Johanna mit der Dramatisierung der bekannten Papstfabel das moderne Problem der Frauenfrage verschmolzen; weniger Berührungspunkte herrschen zwischen unseren sozialen Problemen und der sozialen Frage im ersten vorchristlichen Jahrhunderte Roms, die im Catilina zu Darstellung kommt, und auch das Renaissanceproblem des römischen sechzehnten Jahrhunderts, das in der Tragödie Der Sacco behandelt wird, hat wenig Beziehungen zu den Renaissancebestrebungen der Gegenwart. Keines von den drei Dramen kann uns fesseln, denn obgleich uns manche Szene, wie etwa im „Catilina" der Schluß des vierten Aktes oder die Abschiedsszene, ehe er ins Feld zieht, ergreift und andere Szenen, wie die Unterredung Catilinas mit Cäsar, gute Charakterstudien sind, so merken wir doch zu sehr das Konstruierte und werden nicht warm. Künstlerisch am bedeutendsten ist „Der Sacco", dessen fünf Akte — Renaissance, Papst und Kardinäle, Die Colonna, Auf Rom, Der Sacco — das Rom von 1524 bis zu seinem Fall unter deutsche Barbarenfäuste erstehen lassen. Gegen Schluß der Tragödie spitzt sich alles auf Luther zu und „der Sacco", d. h. der Fall des großen Rom, weist unmittelbar auf ihn hin. Den Namen Martin Luther (1903) trägt eine dramatische Trilogie Bartels'. Er hält sie für seine beste Arbeit; sie soll ausströmen „ruhige, männliche Kraft; in schlichtem Sachstil geoffenbart". Im Grunde ist sie aber doch nur dramatisierte Geschichte, ein Festspiel, aber kein Drama; die Handlung löst sich in einzelne Bilder auf; am straffsten ist noch der erste Teil „Der junge Luther"; die beiden anderen Teile „Der Reichstag zu Worms" und namentlich der dritte, „Der Reformator", haben etwas Anekdotenhaftes. Wir vermissen den schöpferischen Dichter und hören zu sehr den Denker und Lehrer; dieses gilt auch von einem Teile seiner lyrischen Dichtungen, die nach seinen eigenen Worten „eine zusammenhängende seelische Entwicklung, die Entwicklung unserer Zeit" geben sollen. Mit Jünglingsaufwallungen beginnt das erste der sieben Bücher, pessimistische Empfindungen wechseln mit Todesahnung, die Erotik setzt ein. Mannesjahre bringen ernste Kämpfe, das wirkliche Leben schaut herein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erregt alle seelischen Empfindungen und mit einer echten und rechten Selbstbescheidung ebben die lyrischen Wogen ab. Es ist ein Lebensbuch, aber an das Herz greift uns der Dichter nur dort, wo Jugenderinnerungen, Seelen- und Heimatsstimmungen ihm die Feder führen.

Am höchsten steht der Dichter Bartels in seinen historischen Romanen aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung; es sind die Heimatkämpfe, die seine warme Anteilnahme erwecken, es ist die Heimatscholle, die das Herz des reifen Mannes immer gefesselt hält. Eine bis ins einzelnste gehende Kenntnis der Landesgeschichte, eine außerordentliche Belesenheit in alten Chroniken und anderen heimatlichen Geschichtsquellen, eine aus scharfer Anschauung gewonnene Bekanntschaft mit den Schönheiten und Schrecken seiner Heimat, eine feine Kenntnis dithmarsischen Volkscharakters, der in seinen Grundzügen noch derselbe ist wie vor 400 Jahren, all das hatte sich Bartels erworben, ehe er daran ging, das Nationalepos seines Volksstammes zu schreiben; denn als solches hat man mit Recht den Roman Die Dithmarscher (1898) bezeichnet. Aus ihm tritt uns die ganze urwüchsige, elementare Kraft dieses nordischen Volksstammes entgegen, der Mark in den Knochen, Eisen im Schädel, aber auch ein Herz von Stahl hat, das wohl biegsam ist, aber nicht bricht. „Die Schlacht von Hemmingstedt" ist das erste Buch überschrieben; wir erfahren die Vorgeschichte, hören von der Schlacht bei Bornhövede, in der der Dänenkönig Gerhard der Große geschlagen ward, und den jähen Untergang seines Enkels in der Hamme; und dann entrollt sich vor uns ein Zeitbild aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Mit dramatischer Lebendigkeit, in Gesprächen und Taten, tut sich hier eine herbe, halsstarrige Menschenart kund; im Mittelpunkte stehen der düstere, kalte Karsten Holm und sein stürmischer, heißblütiger Bruder Johannes, aber der Held des Romans ist doch das ganze Volk, das in allen seinen Schichten, Altern und Ständen anschaulich gezeichnet und in seinem Hoffen, Sehnen, Ringen und Streben vorgeführt wird. Bartels zeigt sich hier als echter Künstler, weil er aus eigener, klar gestaltender Phantasie seine Figuren mit unzähligen Zügen ausgestaltet hat, die ihr Denken und Wollen aus einem bloßen Geschlechter- und Stammeskampf zu einem Kampf um Allgemein-Menschliches macht. Daher ist das Ringen dieser Menschen auch für Außenstehende von Interesse und macht das an hinreißenden Stellen reiche Buch auf alle Leser einen tiefen Eindruck. Ein Meisterstück ist die Schilderung der Schlacht, nicht minder die Psychologie des Landesverrates durch Holm und sein Tod unter dem Beil des Bruders. Und aus dem Buche heraus klingt uns die Liebe des Verfassers zu seiner Heimat, sein Heimatstolz und sein Streben, die Seinen zur eigenen Geschichte zurückzuführen. Daß der Dichter in dem Roman, der die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts umspannt, auch zu den religiösen Kämpfen Stellung nimmt und sich als Protestant auf Seite der Neuerer stellt, darf uns nicht wundern. Im ersten Bande ist er am zurückhaltendsten; um so schärfer werden Geistliche wie Lehrer und Brauch der alten Kirche im zweiten Bande „Herr Heinrich" angegriffen, der das Ende des evangelischen Märtyrers Heinrich von Zutphen schildert. Vorzüge weist auch der Roman Dietrich Sebrandt (1899) auf und vielfach scheint es, als sei ein Stück des Verfassers selbst in die Jahre 1848 und 1849, die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung, zurückgetragen. Diese und die freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland überhaupt bilden den Grund, von dem sich alles abhebt, und mit großer Kraft und packender Stimmungsgewalt hat der Dichter das Ringen eines Einzelmenschen neben das gleichfalls zum Untergang führende Kämpfen eines ganzen Volkes gestellt. Den an der Not seines Vaterlandes untergehenden Mann, diesen gerade damals so häufigen Typus, hat er noch dadurch besonders interessant gemacht, daß er ihn zuvor an einem seelischen Zwiespalt, an einem nutzlosen Kampf zwischen Liebe und Pflicht innerlich brechen läßt; dadurch wurde er zu einem Bilde seines Vaterlandes, das, innerlich hin und her gerissen, seinen Untergang findet. Was in diesen beiden Romanen vollendet vor uns steht, findet sich in einer Jugendarbeit des Verfassers, in der geschichtlichen Erzählung „Wilde Zeiten" in den Grundlinien bereits angedeutet. Auch in dem Buche Der Bauer in deutscher Vergangenheit (1900) tritt, wenn auch nicht kraß, der protestantische Standpunkt des Verfassers hervor. Im übrigen aber gibt es eine prächtige Schilderung der Entwicklung des deutschen Bauernstandes. Einfach und mit Liebe und Wärme zeigt Bartels dessen Entwicklung bis zu seiner Blütezeit auf der Höhe des Mittelalters, dann die allmähliche Verschlechterung vom Beginn des vierzehnten Jahrhunderts an, hierauf die trübste Zeit des Bauern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und schließlich die völlige Befreiung im vorigen Jahrhundert.

Noch vor der Veröffentlichung jener beiden Romane entstanden die Geschichten in Versen „Aus der meerumschlungenen Heimat" (1895) und im Jahre darauf hielt er mit dem satirisch-komischen Epos Der dumme Teufel Abrechnung mit der modernen „Geniemacherei" und anderem modernen Unwesen. Von besonderem Interesse ist der zehnte Gesang, in dem er die zeitgenössische Literatur behandelt und sein streitbares Wesen ankündigt, das das Ganze will und alles Ungesunde in Literatur und Politik, im Theater- und Großstadtwesen befehdet.

Im Jahre 1899 hat Bartels von der Dichtung Abschied genommen, um sich ganz den literar-historischen Arbeiten zu widmen. Klaus Groth, Fr. Hebbel, G. Hauptmann erhalten in ihm ihren berufenen Biographen, andere Dichter den Herausgeber und Kritiker ihrer Werke und mit dem Werke „Die Alten und die Jungen" (1897, später „Die deutsche Dichtung der Gegenwart") hat er seine Anschauungen über die literarischen Strömungen seiner Zeit niedergelegt und wirksam in die Entwicklung unserer Literatur eingegriffen.

Ihres Volkes Lehrer und Führer zu sein, haben alle Dichter, soweit sie gemeinnützig dachten und strebten, als ihre erste Aufgabe erkannt. — Und gibt es einen schöneren Lohn für den Dichter, als wenn ihm das Volk in seinem Herzen ein Denkmal errichtet? Dessen erfreut

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

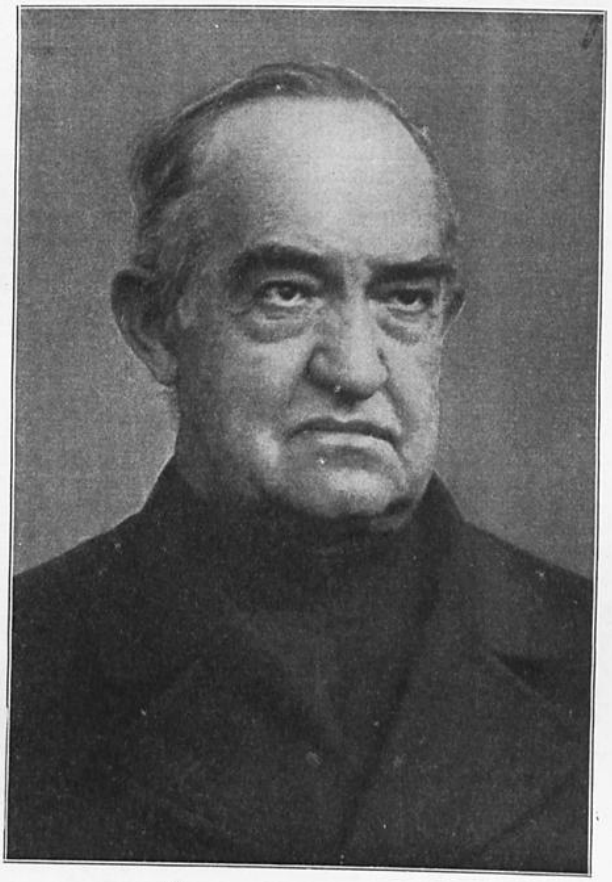
sich der Jesuitenpater Josef Spillmann. Er stammt aus Zug in der Schweiz, wo er 1842 geboren wurde; in Feldkirch machte er seine Gymnasialstudien, trat nach deren Absolvierung in Vorarlberg in die Gesellschaft Jesu ein und wirkte von 1875 bis zu seinem Tode (1905 in Luxemburg) in verschiedenen Ordenshäusern als Schriftsteller. Ein reiches Wissen, ein tiefes Gemüt, praktisches Geschick, ein kerngesunder, volkstümlicher Geschmack, ein vorzügliches Erzählertalent und ein leichter, gewandter Stil machten ihn, wie es in dem Nachrufe eines Ordensbruders heißt, bald zu einer tüchtigen Kraft für die „Stimmen aus Maria-Laach“, aber noch mehr für die 1873 gegründete Zeitschrift „Die katholischen Missionen“. Aus den vielen Jahrgängen, die das schönste Denkmal seines Fleißes bilden, zweigten allmählich zwei volkstümliche Sammelwerke ab: Die wiederholt aufgelegten Prachtwerke Durch Asien, Rund um Afrika und In der Neuen Welt. Eine Fülle ethnographischer, geographischer und kulturhistorischer Kenntnisse wird in diesen Werken in klarer, lebensvoller, fesselnder Darstellung geboten und bei der Betrachtung der Kulturentwicklung das Verhältnis der einzelnen Völker zum Christentum besonders beleuchtet. Das zweite Sammelwerk sind die Erzählungen Aus fernen Landen, durch die sich Spillmann die Herzen der Jugend erobert hat. Ohne zu überreizen und zu übersättigen, behandeln diese Bändchen die verschiedensten ausländischen Stoffe und bahnen durch die Darstellung eine harmonische Ausbildung der Seelenkräfte an. Die Phantasie wird angeregt, Gemüt und Geist veredelt, der Intellekt geschärft, das religiöse Empfinden vertieft. Während man im Lobe über die zwei genannten Sammelwerke einig ist, hat dem Verfasser seine fünfbändige, von Liebe für Gott und die Kirche glühende, mit Gerechtigkeitssinn und künstlerischem Geschmacke geschriebene Geschichte der Katholikenverfolgung in England 1535—1661 von seiten der Protestanten manchen Vorwurf eingetragen.

Josef Spillmann S. J.

Aus den englischen Geschichtsstudien Spillmanns erwuchs sein Roman Die Wunderblume von Woxindon (1893). Damit betrat er das Gebiet des historischen Romans und mit ihm hat er sich neue Lorbeeren gepflückt. Er war zu bescheiden, sich den Literaturgrößen beizuzählen, und es ist wahr, an spielender Leichtigkeit des Talentes, an phantasievoller Ausgestaltung und Vertiefung geschichtlicher Momente kommt ihnen Spillmann nicht gleich; aber dafür zeichnen seine Romane die historische Treue und eine ethisch reine Auffassung und Ausgestaltung des verwerteten Stoffes aus. Er schrieb für weite Kreise und die wollen immer ein gutes Stück Belehrung. Darin ist nun freilich der Historiker und Lehrer nach unserem Empfinden zuweilen zu weit gegangen, das Material ist nicht immer künstlerisch gestaltet und durch die Ausmalung von Einzelzügen leidet die Harmonie manches seiner historischen Gemälde. Im allgemeinen aber ist der Aufbau der Handlung stetig steigend, in allen Teilen fest gefügt, das geschichtliche Kolorit gut getroffen, die Zeichnung der Gestalten plastisch, die Spannung anhaltend und zwischen all den oft aufregenden Szenen blitzt des Dichters sonnenheller und gutherziger Humor auf. Denn Spillmann lebt mit seinen Gestalten, liebt sie und weiß auch noch das düsterste Geschick durch Milde zu verklären. Dabei ist seine Lebensanschauung ernst, vom Irdischen den Blick stets auf das Ewige richtend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als der beste der Romane Spillmanns kann die „Wunderblume" angesehen werden. Maria Stuarts Geschick bildet den Inhalt des auf gewissenhaften geschichtlichen Studien beruhenden und von einem geheimnisvollen poetischen Zauber umwobenen Buches. Nicht vollständig gelang dem Dichter die künstlerische Bezwingung des gewaltigen Stoffes in dem Roman Lucius Flavus (1898), der die Ereignisse der letzten Tage Jerusalems und die Zerstörung der Stadt zum Vorwurfe nimmt. Der Held ist ein junger Gräko-Römer, ein vor den Augen des Lesers sich entwickelnder Charakter, der zum Christentum sich läutert. Das Gesamtbild, das den Sieg über das verderbte Juden- und Heidentum vergegenwärtigt, wirkt überwältigend auf jeden Leser, mag er nun als Ästhetiker oder als Historiker an die Lektüre herantreten. In dem Roman Tapfer und Treu (1897) und seiner Fortsetzung Um das Leben einer Königin (1900) wird in Tagebuchform die französische Revolution (1789—1793) an den Erlebnissen und Schicksalen des schweizerischen Leutnants Muos behandelt. Der Schauplatz ist auf zwei Orte und Landschaften verlegt, nach Zug, der Heimat Muos', wo auf ihn Vreneli, das prächtige Maidli seines Götti Zurlauben, als beglückende Braut warten soll, und nach Paris, der Stadt der Greuel. Der Löwe von Luzern hat dem Dichter den ersten Anstoß, ein Aufenthalt in Paris eine weitere Anregung zu dem Buche gegeben, mit dem er seiner Vaterlandsliebe beredten Ausdruck verlieh. Denn der eigentliche Held des Romans ist die Schweizergarde Ludwigs XVI., die für ihn und seinen Thron heroisch ihr Blut vergoß. Bewundernswert ist das Geschick, mit dem Spillmann bei der Schilderung der zur Rettung Antoinettens geschmiedeten Pläne die Spannung des Lesers aufrecht zu erhalten weiß, obgleich diesem die Erfolglosigkeit aller Rettungsversuche von vornherein bekannt ist. Die Christenverfolgung in Japan zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bildet die Umwelt des Romans Kreuz und Chrysanthemum (1902), in dessen Mittelpunkt eine christliche Japanerin steht. Deren Gatte, ein zwar christlich getaufter, aber innerlich hohler Fürst, bricht die eheliche Treue, wird zu einem wütenden Christenverfolger und endet in Verzweiflung. Höher stellen wir den Roman Der schwarze Schuhmacher (1903); er spielt in Zug in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als die „Harten" und die „Linden" sich heftig bekämpften, und zeigt, wie der zeitweilige Diktator des Kantons, der schwarze Schuhmacher, sich durch leidenschaftliche Verirrungen zur Abklärung durchringt. Den größten Erfolg erzielte das Buch Ein Opfer des Beichtgeheimnisses (1896), das nach bekannter wahrer Begebenheit in freier Dichtung das schwere Geschick eines jungen Priesters schildert, der das Beichtgeheimnis nicht brechen will. Ungleichwertig sind die unter dem Titel Wolken und Sonnenschein (1888) gesammelten Novellen und Erzählungen. Eigentlich nur als Vorbereitung für die Romanschriftstellerei für Kalender geschrieben, bekunden gleichwohl einige Stücke („Das Paradieszimmer". „Der Judenknabe von Prag", „Der Sohn des Bannerherrn", „Der lange Philipp") bereits das lebenskräftige, von Liebe zu Gott und den Menschen erfüllte Streben des für alles Gute, Wahre und Schöne begeisterten Romanciers.



Alexander Baumgartner S. J.

Gleichzeitig (1871) mit Spillmann und den beiden Rheinländern Kreiten und Diel oblag noch ein Mann den theologischen Studien in Maria-Laach, der nicht minder als die genannten für die Wiederbelebung der katholischen Literatur wirken sollte: Alexander Baumgartner. In St. Gallen wurde er 1841 als der Sohn des bekannten schweizerischen Staatsmannes und Historikers Gallus Jakob Baumgartner geboren. In Chur, Einsiedeln und Feldkirch eignete er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich die Gymnasialbildung an und wurde dann Jesuit. Es folgte nun ein rastloses Arbeiten und Schaffen in verschiedenen Ordenshäusern, bis der Tod dem Unermüdlichen in Luxemburg am 5. September 1910 die Feder aus der Hand nahm.

Nur angedeutet kann hier der Umfang des Arbeitsfeldes werden, das er bebaute. Ein vollständiges Bild des literarischen Wirkens Baumgartners hat uns sein Ordensbruder Nikolaus Scheid gegeben. Baumgartner war Dichter und Gelehrter und seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der literarhistorischen Forschung, die in ihm einen der geistvollsten Arbeiter verlor. Eine Reihe von Aufsätzen, die er Jahre hindurch in den „Stimmen aus Maria-Laach" veröffentlichte, zielten bereits auf sein Lebenswerk hin. Wir nennen von ihnen: „Lessings religiöser Entwicklungsgang" (1877), das treffliche Buch über den amerikanischen Dichter „Longfellow" (1877), das vorzüglich gelungene Lebensbild „Jost van den Vondel" (1882). In den „Stimmen" erschienen auch die Aufsätze, aus denen die Goethe-Biographie (1886) erwuchs. Bekannt ist, welches Aufsehen das letzte Werk hervorrief; von den einen bejubelt, ward es von den anderen verdammt. Man mag darüber urteilen, wie man will, kein Literarhistoriker wird an dem Buche vorbei können. Es bringt mehr, als sein Titel sagt; es ist eine Geschichte der Klassikerzeit und bietet eine Fülle ganz neuer Ergebnisse gewissenhafter Studien. Man hat eine Verunglimpfung Goethes darin sehen wollen; mit Unrecht. Der Dichter Goethe wird darin gebührend geschätzt. Man vergesse nicht, daß Baumgartner dem ungesunden Kulte entgegentreten wollte, der mit Goethes Persönlichkeit getrieben wurde und über den dieser wohl selbst gelächelt hätte. Durch die Ergebnisse der neuen Forschung ergänzt, in einzelnen Fällen textlich geändert, liegt uns das Werk heute in der Bearbeitung A. Stockmanns vor und ist das Beste, was wir an Werken über Goethes Leben und Schaffen haben. Das Buch, bereits in 4. Auflage erschienen, bringt auch ein reiches Verzeichnis der Literatur über Goethe. 1897 erschienen die ersten Bände von Baumgartners Lebenswerk, Geschichte der Weltliteratur. Leider konnte er das Riesenwerk nicht vollenden; bei der Bearbeitung des sechsten Bandes, der italienischen Literatur, ereilte den Forscher der Tod. Es wäre, soweit wir urteilen können, ein in seiner Art einzig dastehendes Monumentalwerk geworden.

Um die Weltliteratur schreiben zu können, hat sich Baumgartner auch mit der Kulturgeschichte vertraut gemacht, und wie trefflich er es verstand, Kulturbilder zu entwerfen, zeigen seine Nordischen Fahrten. Schon die gelehrten Arbeiten verraten allenthalben die poetische Natur ihres Verfassers, und seine dichterischen Gaben bestätigen sie. Es sind deren nicht viele: Gelegenheitsgedichte, das prächtige Festspiel zur Calderonfeier 1881, die Lauretanische Litanei (1883), ein Sonettenkranz, den er zu Ehren der Gottesmutter wand, Die Lilie, die Übersetzung einer isländischen Mariendichtung aus dem vierzehnten Jahrhundert, und die Übertragungen der Proben aus den ausländischen Literaturen, die er in seine „Weltliteratur" aufgenommen hat. Alle diese Werke zeigen, daß Baumgartner auch eine tief poetische Anlage besaß, und lassen bedauern, daß ihm die gelehrten Arbeiten nicht mehr Muße zur Pflege der Poesie gegönnt haben.

Ein eigenartiges und starkes Talent erstand unserer Literatur in Enrica von Handel-Mazzetti. Ihr Name, den zwei der größten deutschen Epiker, Wilhelm Raabe und Marie von Ebner-Eschenbach, mit begeisterten Worten feiern, hat sich den besten Klang in unserem Schrifttum erworben, aber auch, wie uns allen bekannt, einen großen Lärm in der Leserwelt und in den kritischen Organen hervorgerufen. Man wußte zu ihrer Eigenart nicht gleich Stellung zu nehmen, las aus ihren Werken alles Mögliche heraus und übersah bei einzelnen Schwächen, an denen sie leiden, die unleugbaren und unschätzbaren Vorzüge, die die Dichterin den größten Romanciers der neueren Zeit würdig anreihen. E. v. Handel-Mazzetti hat sich immer als katholische Schriftstellerin gefühlt und katholisch ist auch ihre Kunst. „Nur aus kraftvollem, kirchlichem Glaubensempfinden", schreibt sie in der Verteidigung ihres poetischen Schaffens, „kann echte religiöse Kunst kommen, eine Kunst, die auch auf die Gegner induktiv zu wirken geeignet ist." Und des weiteren sagt sie von ihrer Kunst: „Sie wird das katholische Ideal immer reiner erglänzen lassen, damit es auch jene durch ihre Schönheit erfreue, die nicht unseres Glaubens sind, deren edle Seelen aber Sehnsucht haben nach religiöser, nach Höhenkunst." Es ist wahr, sie zeichnet neben würdigen Vertretern der Wahrheit und Liebe auch solche, in denen das katholische Ideal nur unvollkommen zur Darstellung kommt; doch welcher mit der Geschichte vertraute Leser möchte darin eine Verleugnung des katholischen Bewußtseins und nicht vielmehr einen Beweis der Wahrheitsliebe der Dichterin erblicken? Karikaturen hat sie nie geschaffen, und wenn sie schon einmal, etwa den Pfarrer Wolf in „Jesse und Maria", mit grotesken Zügen ausstattet, so weiß sie uns doch wieder von dessen edlem Wollen zu überzeugen.

Magna res est caritas (Es ist etwas Großes um die Liebe) lautet das Motto „Meinrad Helmpergers", ihres ersten Romans; es gilt auch für die folgenden Romane, denn die Verherrlichung und Darstellung des Sieges der Liebe, der edlen Menschlichkeit, ist das Ziel, zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Verfasserin ihre Gestalten leitet. Beim Zusammenstoße feindlicher Weltanschauungen und Glaubensmeinungen läßt die Dichterin die Wahrheit jenes Satzes aus Thomas von Kempen sich erproben. Man mag über die Art, wie sie das Problem, die Lösung aller Schwierigkeiten durch die Liebe, behandelt, und mit der Wahl der hierbei beteiligten Personen nicht schlankweg einverstanden sein, aber man kann sich, sobald die Voraussetzungen zugestanden sind, der hinreißenden Kraft nicht entziehen, mit der die Dichterin die Handlung aufbaut und durchführt. „Die Liebe", sagt Franz Berger in dem trefflichen Vorworte zur Schul- und Volksausgabe des „deutschen Helden", „ist die bewegende Kraft im Weltgeschehen und nicht die rohe Gewalt, die sich ihrer bedienen, werden schuldig und müssen untergehen, wie August Mac Endoll und James Boscari, die gegen den Glauben anstürmen, wie Jesse von Velderndorff und Joachim Händel, die mit Gewalt die letzten Reste des katholischen Glaubens im Donauland und in Steyr ausrotten wollen, wie Ernst von Herliberg, der die Frauenehre der Ketzerin nicht achtet, wie Georg von Tessenburg und Karl Ludwig Sand, die die persönliche Zurücksetzung und den Schimpf Deutschlands durch die Waffen des Mordes rächen wollen." Es ist eine große, echte, macht- und blutvolle Kunst, die Handel-Mazzetti ihr eigen nennt. Eine bewundernswerte Plastik und Anschaulichkeit der Darstellung, die die Dinge vor unseren Augen geradezu entstehen läßt, ein seltenes Geschick in der Charakterisierung der Personen, eine bilderreiche, bald markige, bald einschmeichelnde, oft das Zeitkolorit trefflich ergänzende Sprache, ein zuweilen hart an die Grenzen des Erlaubten streifender Wirklichkeitssinn, Wärme des Gemütes und Mitfühlen mit den handelnden Personen, all' das finden wir in den Romanen Handel-Mazzettis. Durch sie erhielt der im Dienste der Tendenz, der religiösen, der nationalen, der sozialen, der kulturellen usw. stehende und darum in Mißkredit geratene historische Roman wieder seine Bedeutung, denn sie verstand es, der Vergangenheit warmes Leben einzuflößen und sie mächtig in die Gegenwart hereinströmen zu lassen. Sie besitzt eine geradezu wunderbare Fähigkeit, in den Geist einer bestimmten Periode sich einzuleben, sie nicht bloß in den äußeren Verhältnissen und der Staffage, sondern in der ganzen geistigen Stilfarbe zu erfassen, die eigenen wie die fremden Ideale in menschlich wahrer, nicht tendenziös gefärbter Gestalt darzustellen, und zwar so, daß sie ihre Charaktere wachsen und werden läßt und wir nicht die Beschreibung von Seelenzuständen lesen, sondern Himmel und Hölle in den Seelen der Helden, ihre Schuld und ihre Läuterung erleben. „Sie gibt", wie Mumbauer bemerkt, „das Historische nicht um seiner selbst willen, sondern um der Menschenschicksale willen, die sich im geschichtlichen Rahmen vollziehen und daher übergeschichtlich allgemein gültig sind." Keine Spur vom theologischen Belehren, der Geist des Katholizismus wird vielmehr in innerlichen Gestalten wahrhaftig lebendig. Nirgends werden wir die Persönlichkeit der Erzählerin gewahr. „Ich muß daraus verschwinden, Taten geschehen, Menschen entstehen, handeln und leiden; die vergeistigende Reflexion über das Entstehen bleibt des Lesers Sache."

Wie in den Grundgedanken gleichen sich die Romane im Aufbau und in der Charakterzeichnung, ja selbst in einzelnen Situationen. Gleichwohl wirken diese nicht eintönig, denn Handel-Mazzetti weiß ihnen jedesmal wieder neue Farben zu geben und sie in eigene Beleuchtung zu rücken, so daß sie selbständig und neu erscheinen. Und noch eines! „Jesse und Maria" hat manche Leser zu der Meinung bestimmt, die Verfasserin liebäugle mit den Protestanten; „die arme Margaret" zeigte aber klar, daß Handel-Mazzetti fest in ihrem Heimatboden, der katholischen Romantik, wurzle. In ihren Werken liegt der Entwicklungsgang einer von erhabener Weltanschauung getragenen Hochkunst vor uns: Vom jeweilig gegebenen Äußerlichen zum Innerlichsten, vom Intellektuellen zum Seelischen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen, vom Zeitlichen zum Ewigen, vom Irdischen zum Himmlischen. Dieser bedeutsame Aufstieg im Lebenswerke Handel-Mazzettis kann dem Tieferschauenden nicht entgehen. Jene Dreiheit von künstlerischer Kraft, Wissen und Güte wird selten ein Dichter so vollkommen in sich vereinigen wie die Dichterin der Sandtrilogie und so vieler anderer Denkmäler ihres Könnens, Wissens und Liebens.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

E. v. Handel-Mazzetti wurde am 10. Januar 1871 in Wien geboren. Ihr Vater war ein tüchtiger Historiker von streng katholischer Gesinnung und Hauptmann im österreichischen Generalstabe. Deutsches und italienisches Blut mischten sich in ihm; denn sein Vater war mit der Baronesse Karolina Mazzetti di Roccanuova vermählt. Von ihm, einem lateinischen Poeten, leitet man die Begabung der Dichterin ab und auf ihn geht auch der Zusatz des Namens zurück. Er erwarb, da er der Letzte seines Namens war, für seine Söhne und deren Nachkommen den Zusatz: „Mazzetti". Die Großmutter mütterlicherseits dagegen war eine Holländerin aus Dünkirchen. Die Mutter unserer Dichterin stammte aus einer ungarischen Adelsfamilie; sie war eine für die Kunst schwärmende Frau, die einem freisinnigen Josefinismus huldigte. In schöngeistigem Sinne wurde denn auch Enrica nach dem Tode des Vaters von der Mutter erzogen. Schon als Bürgerschülerin begann Enrica zu dichten und ihre poetischen Versuche legten dem alten Schulmann Franz Mair das prophetische Wort in den Mund: „In der Kleinen steckt etwas Großes." Durch dieses Lob und durch die Mutter aufgemuntert, dichtete Enrika munter darauf los: Gelegenheitsgedichte, Erzählungen, Kindertheaterstücke, und mit dreizehn Jahren konnte sie schon eines („Die Braut des Lammes") gedruckt sehen. Dann kam das Jahr im Institut der Englischen Fräulein in St. Pölten. Die Erziehung und die Geistesbildung, die sie hier unter der Leitung der geistreichen, frommen Gräfin Castiglione, einer Jugendfreundin der Mutter, und im Verkehr mit der hochgebildeten M. Franziska v. Zimmermann, einer Schwester des Wiener Ästhetikers, genoß, gab ihrem geistigen und religiösen Leben die fortan bestimmende Richtung. In dem prächtigen Büchlein Sophie Barat (1910), das sie zu deren Seligsprechung schrieb, spiegeln sich lebhaft die seelischen Eindrücke des Jahres, das sie im Institut verlebte. Auch hier gab es Anregungen zum Dichten; kleine Novellen („Der Schleier der Maria Malibran", „Des Christen Wunderschau in der heiligen Nacht", Very good) entstanden und bei den Theatervorstellungen wirkte auch Enrica mit. Mit schwerem Herzen schied sie von der liebgewordenen Stätte (1887), um teils bei der kränkelnden Mutter, teils bei den Schwestern des Vaters zu leben. Durch das Studium der französischen und deutschen Literatur, durch Musik- und Kunststudien vertiefte sie unter Leitung von Hauslehrern ihre Bildung. Das Meiste für ihr kräftiges Schaffen verdankte sie dem Philosophen Robert v. Zimmermann, der für sich einer freisinnigen Richtung huldigte, und dem Germanisten Wiedenhofer.

In diesen Jahren entstanden allerlei kleine poetische Arbeiten, Novellen und kleine Dramen, die im Dienste der Caritas in verschiedenen katholischen Blättern veröffentlicht wurden. Die Dramen, Schwänke, religiösen Spiele und epischen Dichtungen, die sie zur Zeit ihres geistigen Werdens verfaßte, hat Johannes Eckhardt in zwei Bänden herausgegeben (E. Handel-Mazzettis geistige Werdejahre 1911) und mit einem feinsinnigen Vorworte eingeleitet. Jugendwerke der Dichterin erschienen auch unter den Titeln: „Napoleon II. und andere Dichtungen" und „Weihnachts- und Krippenspiele", mit einem Begleitworte von J. Ranftl. Mögen es auch keine tadellosen Werke sein, für den Literarhistoriker sind sie von Interesse, weil er in ihnen Keime zu den späteren Meisterwerken findet; aber auch an sich können einzelne Stücke, wie z. B. das warmherzige Weihnachtsspiel „Talitha", das harmlos-possenhafte Verwechslungsspiel „Pegasus im Joche oder Die verwunschenen Telegramme", das Schauspiel „Nicht umsonst", das sie später selbst als eine schlechte Schiller-Imitation (Don Carlos) bezeichnete, ferner das nach einer älteren Novelle 1904 geschriebene und zugunsten der afrikanischen Missionen in Wien oft aufgeführte Stück „Ich kauf ein Mohrenkind", „Die wiedereröffnete Himmelstür" und andere, trotz aller Mängel auf Beachtung Anspruch erheben. Bühnenwirksam haben sich die Stücke immer bewiesen. Für die Dichterin waren die rhythmischen Versuche gute Übungen zur Handhabung der Sprache. Von größerem Interesse sind für uns die kleinen Erzählungen, denn hier sehen wir die Erzählungsweise und Technik der späteren Schöpfungen sich allmählich vorbereiten: so in der hübschen Kindergeschichte „Kleine Opfer", in der Wiener Novelle „'s Engerl" (1896), einer Vorläuferin des „Meinrad", und in dem bereits mit kräftigen Zügen entworfenen Wiener Zeitbild „Vom Brüderlein und Schwesterlein", das erst 1909 von E. Schmidt in seiner Zeitschrift „Über den Wassern" veröffentlicht wurde. Bedeutender sind die beiden zwischen „Meinrad" und „Jesse und Maria" liegenden Novellen. Fahrlässig getötet erzählt von dem Haß und Vergeben einer armen Witwe dem „Mörder" ihres Mannes gegenüber. Der Verräter greift ein Stück aus dem „Meinrad" heraus — den Verrat des Sekretärs Valentini an seinem Herrn, dem Freiherrn Mac Endoll — und behandelt Schuld und Sühne in einer eigenen Studie. Als Studien können wir alle diese und die anderen kleinen Erzählungen ansehen. An den ersten lernte sie das Fabulieren überhaupt, an den späteren das Zusammenfassen des Stoffes, die Schilderung eines geschichtlichen Milieus, wirkungsvolles Gruppieren und psychologische Vertiefung. Als ihre Vorbilder aber, denen sie immer nacheiferte, nennt sie die Bibel, Homer, Shakespeare

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dante, Goethe und Molière. „Ich kenne", schreibt sie, „wohl auch mehrere Werke der Moderne und schätze sie, aber beeinflußt haben sie mich sehr wenig . . . Für Einzelheiten der Technik habe ich allerdings auch aus modernen Büchern gelernt, aber mehr bei Germanen als bei Romanen. Dickens' Prosa war neben der unvergleichlichen Goethes in meinen literarischen Werdejahren meine Lieblingslektüre. Von neuen Schriftstellern romanischer Herkunft hat bildend auf mich nur der geniale Spanier P. Luis Coloma („Lappalien") gewirkt."

Geschick im Erzählen, Humor und eine entschiedene Begabung für die Behandlung geschichtlicher Stoffe zeigte bereits die kleine Bekehrungsgeschichte Der Stangelberger Poldl (1891) aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens. Doch welchen gewaltigen Fortschritt bedeutet ihr gegenüber Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr (1900), der zuerst in der „Christlichen Welt", dann erweitert und vertieft in Buchform in die Öffentlichkeit trat.

Dürftige geschichtliche Notizen über Ketzerverfolgungen in Halle, über den englischen Freidenker Woolston (1669—1733), der wegen seiner allegorischen Evangelienerklärung und Gottlosigkeit in Anklagezustand versetzt wurde, die Erwähnung eines P. Meinrad Helmperger in der Stiftschronik des Benediktinerstiftes Kremsmünster, der 1710 als Gymnasialpräfekt Rhetorik und Poesie lehrte und vom Chronisten als „unbescholtener Mann, als Spiegel der Unschuld" und als silentiarius noster gepriesen wird, dann noch die Erwähnung in einer Stiftsurkunde, daß in den ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts Waisen- und Konvertitenkinder im Kloster Aufnahme fanden, das waren, wie Ranftl nachweist, die Quellen, aus denen der Dichterin der Stoff zufloß. Aber was hat ihre Phantasie und Gestaltungskraft daraus gemacht. Die Bekehrung eines zwölfjährigen lutherischen Knaben und seines glaubenslosen Vaters zur katholischen Kirche durch die Liebe und das Gebet eines schlichten Mönches war das Problem, das die Verfasserin sich stellte. Einen derartigen seelischen Vorgang, bei dem der freie Wille des Menschen und die göttliche Gnade geheimnisvoll zusammenwirken, so darzustellen, daß er psychologisch glaubwürdig erscheint, war eine schwere Aufgabe, und wir freuen uns, daß deren Lösung der Dichterin gelungen ist. Der Roman spielt im ersten Teile in Kremsmünster, im zweiten in Berlin; die beiden Teile hängen ideell zusammen, insofern in beiden dieselbe Idee von zwei verschiedenen Seiten beleuchtet wird, und auch äußerlich werden sie durch den Briefwechsel zusammengehalten. Ein reicher Engländer Mac Endoll schickte seinen Knaben Edwin mit seinem Sekretär Valentini nach Deutschland, damit er dort bei einem Verwandten weile, bis die Mutter wieder genesen sei. In Wien sieht der brave, kinderliebe, herzenseinfältige Mönch Meinrad den Knaben, gewinnt ihn lieb und erbittet ihn von dem Begleiter unter dem Versprechen, daß dem Glauben des Knaben nicht Gewalt angetan werde. Da der gesuchte Freund tot ist, gibt Valentini dem Verlangen nach. Meinrad bringt um anno 1710 den Knaben in sein Kloster Kremsmünster. Dessen Abt, das gegebene Versprechen nicht achtend, versucht erstlich mit Güte, dann mit Strenge und List das Herz des standhaften kleinen Protestanten dem Katholizismus zuzuwenden. Umsonst. Erst als der Abt den gütigen Meinrad gewähren läßt, als dieser mit väterlicher Zärtlichkeit den Knaben an sich zieht und ihn über den Tod der Mutter mit der Liebe der Gottesmutter tröstet, da schleicht sich die Zuneigung zur katholischen Lehre und zum katholischen Kult in die Seele des Knaben. Aber ehe der Abt die Freude der Bekehrung Edwins erlebt, muß dieser noch eine harte Schule des Leidens durchmachen. Die Sehnsucht treibt ihn nach Berlin zu seinem Vater, mit dessen Erlaubnis er bisher in Cremifanum weilte. In Berlin nun muß Edwin sehen, wie sich sein Vater wegen einer von ihm verfaßten glaubenslosen Schrift und wegen seiner angeblichen Teufelsgemeinschaft, deren ihn sein Sekretär angeklagt hatte, vor Gericht verteidigt und der Folter überliefert wird. Auch Edwin läßt der Richter in die Folterkammer schleppen, um durch dessen Martern das Geständnis des Teufelsbundes vom Vater zu erzwingen. Eine Frau aber deckt die Lügen Valentinis auf. Hierin erkennt Mac Endoll ein Zeichen des Himmels und stirbt mit den Worten: „Ich glaube." In Edwin aber erwacht jetzt die Sehnsucht nach seinem lieben P. Meinrad und nach der Himmelsmutter. In Kremsmünster wird er katholisch. Was die Strenge nicht vermochte, bewirkte die Liebe Meinrads, die in dem Knaben immer nachwirkte. Magna res est amor. Wenn Abt Alexander einen anderen Standpunkt den Ketzern und Gottlosen gegenüber einnimmt, so mag das hart erscheinen; aber er ist eben auch ein Kind seiner Zeit und vertritt den Grundsatz, der damals gegenüber den in der Religion Irrenden und besonders den Verbreitern des Irrtums gegenüber maßgebend war. Übrigens wird der aufmerksame Leser hinter dem rauhen Äußeren des energischen Abtes auch dessen gutes Herz entdecken. Dagegen ist der sanfte Meinrad doch zu weich, seine Liebe zu dem schönen Edwin zu wenig männlich, eher frauenhaft, und seine Einfalt würde auch durch eine Minderung nichts von dem Ideal der Liebe verlieren, das die Dichterin in ihm darstellen wollte. Manches in dem Romane ist zu wenig motiviert, einzelnes unwahrscheinlich, doch können diese Mängel den tiefen Eindruck nicht abschwächen, den er im Leser hinterläßt. Mehr als Meinrad fesselt die anmutige, frische Gestalt des kleinen Engländers mit seinem kindlichen Trotz und Stolz auf seinen „besten und schönsten Vater" und auf die Religion, in der er von der Mutter erzogen war. Herzlich erfreut man sich so mancher meisterhaft durchgeführten Szenen aus dem Leben der berühmten Abtei, ihrer Mönche und Schüler und nicht zum mindesten jener, in denen der kleine Endoll eine Rolle spielt. Sorgsam ausführlich ist die psychologische Entwicklung im ersten Teile, dramatisch zugespitzt der zweite; wie prächtig kontrastieren dann die beiden Teile — ein Adagio und ein Allegro — und wie zart löst sich aus der Katastrophe der Schluß. Der erste Teil ist der Natur des Stoffes gemäß weich, sentimental gefärbt, der zweite aber von einer überwältigenden Wucht; viele Kapitel lesen sich wie die erschütterndsten Szenen eines Dramas; die ganze Schilderung ist von einem urkräftigen Realismus getragen, der auch das Häßliche und Furchtbare nicht scheut, der überzeugt und fortreißt und doch überall durch höhere künstlerische Zwecke bestimmt und gebunden ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die ergreifendsten Szenen des Romans schrieb Handel-Mazzetti am Krankenbette ihrer 1901 verstorbenen Mutter. In Steyr (Oberösterreich), wohin sie 1906 übersiedelte, schrieb sie ihren Roman aus den Donaulanden *Jesse und Maria*, der zuerst im „Hochland", dann in Buchbearbeitung erschien (1906) und einen heftigen Streit der Katholiken und Protestanten über den Standpunkt der Verfasserin entfachte.

Handel-Mazzetti suchte in dem Werke, ohne ihren eigenen Standpunkt aufzugeben, auch ein fremdes Bekenntnis zu erfassen, seine Schönheiten anzuerkennen, Teilnahme für den Bekenner dieses Glaubens zu erwecken, um so der historischen Wahrheit gerecht zu werden. Es ist wahr, das ehrliche Bemühen, den Protestanten gerecht zu werden, mag die Autorin in der Ausführung oft zu weit geführt und sie verleitet haben, die Überlegenheit der protestantischen Bildung auf Kosten der katholischen darzustellen, in der Idee aber, in der Gesamterscheinung klingt das Buch wie ein Hymnus auf die katholische Kirche aus, die keiner äußeren Hilfsmittel bedarf, sondern durch ihre innere Kraft siegt trotz einzelner mangelhafter Vertreter und idealer Gegner. Es ist dies eine hohe Idee; nur tritt sie zu wenig scharf hervor und im zweiten Teile wird sie durch die Hereinziehung fremder Elemente wohl auch etwas verwischt. Erzählungen wie sie sich um Pechlaren herum erzählen, die Geschichte von dem Ursprunge des niederösterreichischen Wallfahrtsortes Maria Taferl an der Donau und ähnliche Überlieferungen bildeten die Grundlage, auf denen Handel-Mazzetti den gewaltigen Bau ihres Romans aufführte. Und wovon erzählt er? Von Jesse von Velderndorff berichtet er, der ums Jahr 1654 den biederen, gutmütigen Förster Schinnagl zum Protestantismus bekehren möchte und ihn durch eine Schuldforderung dazu bringt, das wundertätige Gnadenbild von Maria Taferl, das er selbst gestiftet hat, heimlich vom Berg zu holen. Von Maria, des Försters schönem und eifrigem Weibe, erzählt er, das die Herausgabe des Bildes verhindert, Jesse bei den Jesuiten in Krems verklagt und um Hilfe gegen den Feind der Kirche und ihres Familienglückes bittet. Und wieder von Jesse wird erzählt, wie er sich in seinem Fanatismus stolz vor der Reformationskommission verteidigt, wie man ihm sein Weib und seinen Bruder aus dem Schlosse jagen will und wie er in Zorn darüber den obersten der Richter niederschießt. Und noch einmal erzählt das Buch von Maria, der starken, allerdings etwas fanatischen Frau, wie sie zuerst über des Ketzers Schicksal frohlockt, wie sie dann aber die Reue und die Angst überkommt und die Menschenliebe in ihr weckt, wie sie in den Kerker zu ihm geht, sich über ihre Handlungsweise die bittersten Vorwürfe macht und mit ihm sich aussöhnt. Jesse erkennt sein Unrecht und verurteilt sein Verlangen nach dem Bilde als einen Eingriff in die Gewissensfreiheit; christliche Liebe umspielt diese Szenen. Schaurig ist das Ende; Jesse stirbt auf dem Blutgerüste, an seinem protestantischen Bekenntnisse festhaltend.

Dies ist in Kürze der Inhalt des Buches, der nun freilich keine Vorstellung von dem Buche selbst geben kann. Wuchtig wie in einem Drama fügt sich alles ineinander. Ein breiter, vielleicht allzu breiter Unterbau; das Ganze eine Folge von meist kurzen, knappen Szenen, die die psychologische Entwicklung von allen Seiten scharf beleuchten. Die Katastrophe dramatisch bewegt, mit der Gewalt einer Lawine hereinbrechend. Die Charaktere sind schlicht und kräftig gezeichnet und wunderbar gruppiert. Am gelungensten ist Maria charakterisiert; weniger gefällt uns Jesse, dessen kompliziertes Charakterbild einige Risse aufweist; er ist im Grunde doch nur ein Prahler, der den Mut verliert, wenn es auf den Ernst ankommt. Abstoßend wirkt der Landersperger, ein abgestandener Katholik, der wegen seiner Anhänglichkeit an Jesse schließlich unter den Fußtritten der katholischen Bauern endet. Gewiß, die Lieder des Landersperger gehören zu den hervorragendsten Schönheiten des Romans, aber daß gerade er die deutsche Treue verkörpert, will uns nicht recht gefallen. Indes, Leben atmen alle Menschen der Erzählung; sie sind nicht wie so oft die Figuren historischer Romane Holzpuppen in Ritterkleidung und Brokatgewand oder verkleidete Herren und Damen der Gegenwart, sondern echte Kinder ihrer Zeit. Sie sprechen die Sprache ihres Jahrhunderts und den Dialekt ihres Landes und fühlen, wie die Menschen der damaligen Zeit gefühlt haben müssen. Auch der Humor fehlt ihnen nicht; die köstlichen Gestalten des polternden, im Grunde aber gutmütigen Pfarrers Wolf und des bischöflichen Pflegers Weinmaister dürfen fast Shakespeares unsterblichem Sir John an die Seite treten. Was den Roman „Jesse" aber noch über den „Meinrad" hinaushebt, ist das Kulturbild, das die Dichterin darin aus den Jahren nach dem Dreißigjährigen Kriege mit einer staunenswerten Sachkenntnis und einer Lebendigkeit entwirft, daß wir in einem Buche eines Zeitgenossen, etwa Grimmelshausens, zu lesen vermeinen. Es handelt sich um das Jahr 1658, also um eine Zeit, in der der Protestantismus in den österreichischen Landen, durch die Gegenreformation eben niedergedrückt, aufs neue sich in der Bevölkerung zu regen beginnt.

Unter dem Titel *Deutsches Recht und andere Gedichte* ließ Handel-Mazzetti 1908 ein schmales Bändchen erscheinen, das sie uns als Meisterin auf dem Gebiete der didaktischen Lyrik und der balladenmäßigen Erzählung zeigt. Sie lebte damals in Steyr, übersiedelte 1911 nach Linz, wo sie noch in voller Schaffenskraft Werk um Werk verfaßt.

Das alte deutsche „Bauern Kriegslied von 1626" gab den Ton zu der Ballade „Deutsches Recht", den Inhalt bot zum Teile das noch ältere slawische Lied, das erzählt, wie ein Räuber ein Grab erbrach und dem scheintoten Mädchen den Ringfinger abschnitt, worüber es erwachte. Aus diesem Keime erwuchs Handel-Mazzettis Ballade, die sich durch ihren frischen dramatischen Aufbau, durch die eingestreuten Naturbilder und die markige, dialektisch gefärbte Sprache als eine Perle unserer Balladenliteratur darstellt. Das Gedicht ist ein abgerundetes Kunstwerk. Manch lyrisch-zarter Ton mischt sich in den Lärm der Scharschacherklingen. Welch entzückendes Bild, wie der Hüne in dem verwunschenen Tann von den zarten Gliedlein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

träumt und es ihm vorkommt, als käme vom Tannenbaum die Maid zu ihm ins Moos herabgestiegen. Oder das kraftvolle Gemälde des Abschieds vom Walde oder die wunderliebe Szene vor Gericht, wie das zarte, holde Gretlein für den Räuber bittet. Doch finster weist der Richter sie ab. Da hält sie ihr Händchen dar und will dem Richter das Ringlein bieten und all das Schöne, was sie sonst in der Lade hat. Der Richter lächelt über ihre Einfalt. Und wie sie ihn dann packen, brechen ihr die Knie: „Maria hilf gnädig!" Wolf Händel ruft's in den Saal! „Vielleicht hülft ein Weibsbild ledig. Nimmt sie zur Eh' ihn, nach altdeutschem Recht, geht er die Strafe ledig." Da hat das Kindlein die Hände gefaltet und immer auf die harten Worte des Richters gehört, den „Räuber" will sie zur Eh' nehmen, zum Vaterl den Trautgesell führen, ihm ein Kränzlein vielzarter Rosen rot winden. Da ward ein Jauchzen, ein Jubeln in der Stadt: „Tod, deine Macht zu Boden liegt. Die Liebe, die Liebe hat dich besiegt! — Und morgen ist Brauttag in Steyr!" Die Sage von dem reichen Mädchen, das im Sarge erwacht, weil ihr Räuber den Schmuck stehlen wollen, taucht verschiedenerorts in Erzählungs- und Liedform auf. Das Motiv von der durch Liebe wieder Erweckten, findet sich schon in einem alten griechischen Roman des Chariton von Aphrodisias, erinnert an unser Dornröschen, unser Schneewittchen und an all die anderen Sagengestalten von den schönen Schläferinnen des deutschen Märchens, die auf den Urtypus Brunhild in der Waberlohe zurückweisen. Das andere Motiv von dem reinen ledigen Wesen, das den Verbrecher vom Tode errettet, wenn es ihm die Hand zur Ehe reicht, hat auch Wildenbruch in seiner „Rabensteinerin" und die Rumänin Dumbrawa in ihrem Roman „Der Haiduck" gestaltet.

Die Dichterin läßt das seltsame Geschick der kleinen Patrizierin zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Steyr sich abspielen, das damals eine mächtige Handelsstadt war, in der hochmögende Patrizier weit im Lande herrschten. Das Mädchen und ihr „Räuber" sind poetische Erfindungen, aber die ganze Umwelt ist Historie und bietet in scharfen, markanten Zügen ein Kulturbild aus jener Zeit, wo der Protestantismus in Oberösterreich zum zweitenmal emporkam. Sein bedeutendster Vorkämpfer war damals Madlseder, der später als Bundesgenosse Stefan Fadingers erscheint und 1627 auf dem Stadtplatz in Linz enthauptet wurde. Wolf Händel ist eine der liebenswürdigsten Gestalten des alten Steyr. Auch er war Protestant, ein milder Charakter, von großer Weitherzigkeit und ein Mann schönster sozialer Fürsorge. All dies bewog die Dichterin, ihm bei der Gerichtssitzung eine so sympathische Rolle zuzuweisen und ihn das erlösende Wort „Deutsches Recht" sprechen zu lassen.

Wieder also ist es die Liebe, deren Verherrlichung die Dichterin nun einmal ihr ganzes Schaffen geweiht hat. Die milde, christliche Liebe spricht aus mehreren Gedichten der Sammlung („Ein Lied von Kindern", „Der Tod der Kaiserin Elisabeth von Österreich", „Das Herz des Kaisers" usw.). Zart ist die Weihnachtsidylle „Das Jesulein auf dem Eselein", keck und frisch das „Bauernlied" und die kleine Volksballade „Die schweigenden Ritter".

Magna res est caritas; so klingt es auch aus dem „Volksroman aus dem alten Steyr", den Handel-Mazzetti 1910 unter dem Titel „Die arme Margaret" veröffentlichte. Ein hohes Lied auf die Menschenliebe und die Frauenwürde kann man ihn füglich nennen.

Er spielt in Steyr kurz nach der Niederwerfung des oberösterreichischen Bauernaufstandes durch Pappenheim (1627); die Häupter der Rebellen sind gefallen, darunter auch der Sekretär des Bauernbundes, Wolf Meier. Dieser hat eine blutjunge Witwe hinterlassen, die arme Margaret, die im Übermaße ihres Schmerzes den Statthalter in Linz, Grafen Adam Herbersdorf „verredet" hat. Daher schickt er Pappenheimsche Reiter in das Haus, um die Ketzerin zu züchtigen und zu bekehren. Margaret will aber von dem Glauben ihres Vaters und Mannes nicht lassen. Unsäglich Leid muß sie darob von der Soldateska erdulden. Da will sie der Leutnant Herliberg, ein blutjunger Mann von offenem, bisher unverdorbenem Wesen, vergewaltigen. Ein Blick aber auf das ihm von seiner Mutter umgehängte Skapulier und das Bitten und Flehen der Widerstrebenden bewegen ihn, von seinem Beginnen abzulassen. Margaret flieht mit ihrem Kinde in das Elend hinaus. Ein katholischer Bürger, der wackere Zettl, nimmt sich ihrer an, bringt sie in das Bruderhaus und erstattet Anzeige. Der Leutnant wird zum Tode verurteilt und alle Bitten Margarets für den reumütigen Sünder können die Strafe von ihm nicht abwenden. In Margarets Schoß verhaucht der Todwunde seinen letzten Seufzer. Der Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen tritt nur im Vorspiel hervor; für die seelische Entwicklung bedeutet er nichts mehr. Menschenliebe in ihrer höchsten und reinsten Form gibt hier die einzige Richtlinie. Diese Menschenliebe aber predigt die Dichterin mit ganz seltener Inbrunst; sie malt ihr Ideal in der unschuldsvollen Margaret so duftig und fein, sie ergibt sich der Darstellung von der seelischen Peinigung und Selbstaufopferung ihrer Heldin mit einer Verzückung, die fast schon sentimental erscheint.

In Steyr spielt auch der Roman Stephana Schwertner mit den drei Teilen: „Unter dem Richter von Steyr", „Das Geheimnis des Königs", „Jungfrau und Martyrin" (1912—1914). Die heiligste, gottgeweihte Liebe und deren Triumph über rohe Gewalt und irdische Liebe bildet den Vorwurf, den sich die Dichterin für diese Monumentalschöpfung wählte.

In der Titelheldin hat die Dichterin eine Idealgestalt geschaffen, deren Heldentum jedem, mag er was immer für einem Glaubensbekenntnisse angehören, ans Herz greift und ihn mit Bewunderung erfüllt. Und Stefana ist mitten hineingestellt in den Glaubenskampf, der 1613 bis 1615 in Steyr wütete und seine hochgehenden Wogen bis an den kaiserlichen Hof in Wien trieb. Der protestantische Joachim Händel, der durch seine Persönlichkeit und seinen Reichtum hervorragende Eisenmann, ist durch Kaiser Matthias zum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stadtrichter unter der Voraussetzung bestellt worden, daß die katholischen Untertanen, Priester und Laien nie gekränkt würden und daß Friede zwischen den Katholiken und Protestanten bliebe. Eine Zeitlang waltet Händel seines Amtes in gerechter und milder Weise. Bald aber beginnt er die Maske zu lüften und unter dem Scheine der Pflichterfüllung vor keinem Mittel zurückzuschrecken, das ihm zur Erreichung seines Zieles geeignet erscheint. An der Spitze der Katholiken stehen der von Eifer für die katholische Sache glühende Benediktiner Albert aus dem benachbarten Kloster Garsten und das engelreine achtzehnjährige Mädchen Stefana Schwertner, die Tochter einer zugewanderten Gastwirtswitwe. Stefana hat sich schon als Kind dem himmlischen Bräutigam verlobt und die Leitung ihrer Seele dem Pater Albert anvertraut. Den Katholiken zu ihrem Rechte zu verhelfen, betrachtet sie als ihre Lebensaufgabe. Als der Stadtrichter unter dem Vorwande, der Einschleppung der nahenden Pest vorzubeugen, Prozessionen und Bittgänge untersagt und die Sperrung der Stadtpfarrkirche anordnet, regt Stefana im Verein mit Pater Albert die Katholiken zu einer Bittprozession zur Pestkapelle in Weng (bei Admont) an, um dadurch die Abwendung der Pest zu erflehen. Die Glaubensgenossen folgen dem Rufe, da sie wissen, daß die Pest dort schon einmal gebannt worden sei. Stefana trägt die Kirchenfahne. Joachim Händel aber, von dem Unternehmen in Kenntnis gesetzt, läßt durch seinen Sohn Heinrich, den Leutnant der Stadtkompanie, die Wallfahrt vereiteln und deren Anführung vor die Ratsversammlung bringen. Pater Albert wird dem geistlichen Gerichte überantwortet, Stefana zum Pranger verurteilt. Wie eine Heilige erträgt sie die Schmach. Von ihrem Wesen bezwungen von Mitleid gerührt und durch die Ungerechtigkeit der Strafe empört, löst Heinrich vor der bestimmten Zeit ihre Bande und entzieht sie dem Johlen und Höhnen der schaulustigen Menge.

Damit schließt der erste Teil des Romans. Er bildet die Exposition der gewaltigen Tragödie. Mit dem Martyrium Stefanas beginnt die steigende Handlung, die dann am Ende des zweiten Teiles ihren Höhepunkt und die Peripetie erreicht. Die Befreiung der Stefana muß Heinrich mit dem Verluste des Schwertes und der Freiheit büßen. Nur die Reue über seine Tat soll ihm beides wieder verschaffen. Er aber kann sein Vorgehen nicht bereuen; edle Gefühle erwachen in ihm; die Kunde von der Erkrankung Stefanas macht auf den Gefangenen einen tiefen Eindruck. Als er bei einem Aufstande der katholischen Bürger auf Bitten des Feldhauptmanns die Freiheit wieder erhält, besucht er zuerst die kranke Stefana, dann schlägt er den Aufstand nieder. Nur ungern folgt er dem Befehle des Vaters, vier der Mordabsichten überwiesene Rädelsführer zum Galgen zu begleiten, läßt es aber geschehen, daß Stefana, die wie ein Engel des Herrn auf der Richtstätte erscheint, die Glaubensgenossen auf den Tod vorbereitet, und daß gegen den Befehl des Vaters die Gehenkten vom Galgen herabgenommen und auf dem katholischen Friedhofe begraben werden. Im Auftrage des Vaters meldet Heinrich dem Abtvikar, daß Pater Albert in acht Tagen aus seinem Gefängnisse zur Verantwortung vor dem geistlichen Gerichte abgeführt werde. Bei diesem Besuche trifft er Stefana, die im Kloster mit der Ausbesserung kirchlicher Paramente beschäftigt ist, und bittet sie, seinen kriegerischen Schmuck durch eine von ihrer Hand gestickte Schärpe zu erhöhen. Stefanas Bild prägt sich immer mehr seinem Herzen ein und die Sehnsucht nach ihrem Besitz bestimmt fortan sein Handeln. Die Jungfrau aber bleibt unberührt von irdischer Liebe; ihre Liebe zum himmlischen Bräutigam schlägt immer hellere Flammen und erfüllt sie mit Heldenmut. Diesen zu betätigen, bietet sich bald Gelegenheit. Pestverdächtige von Passau zeigen sich in der Nähe von Garsten. Sie werden zwar von Heinrich Händel verjagt, einer aber bleibt zurück und will sich nach Steyr schleppen. Pater Albert sieht ihn von seinem Turme aus und nimmt ihn zu sich, um ihn in seinem Gefängnis zu pflegen. Als es mit dem Kranken zu Ende geht, bringt Stefana auf Geheiß des Paters Ertelius, da er es selbst nicht wagt, den Leib des Herrn in die Pestzelle. Niemand soll von dieser Heldentat erfahren. „Etwa aber nach vielen, vielen Jahren, wenn Händel nicht mehr ist und Albertus schon lange modert, wird der König der Ewigkeit sein und seiner Braut Geheimnis offenbaren; dann wird man diese Zeugnisse der größten Heldentat, die in Steyr seit Bertholds Tagen geschah, wieder finden und die Jungfrau Stefana preisen.“ So redet Pater Albertus zu sich selbst, als er mitten unter den Schauern des Todes mit dem Leichnam des Passauers das Mönchsgewand, in das Stefana bei ihrem nächtlichen Gange zur Verhütung der Ansteckung sich gehüllt und die Bursa begräbt, die Jesum umschloß. Nicht Händels Vorsichtsmaßregeln, sondern zweier für ihren Glauben glühenden Seelen Heldentat hat die Pest von Steyr abgewendet.

„Des Königs Geheimnis“, von den Eingeweihten treu bewahrt, bringt zwar der Heldin den Tod, ihr Blut aber stimmt den Mörder zur Bekehrung und führt zum Siege der Katholiken über ihren Widersacher Joachim Händel. Davon erzählt der dritte Teil des Werkes. Der allgewaltige Stadtrichter glaubt sich seinem Ziele nahe und will die Stadtpfarrkirche den Protestanten übergeben. „Der Himmel hat es gewollt, weil ich es wollte, und Gottes Wille war dem meinen gleich.“ Da wird er durch einen kaiserlichen Boten zur Verantwortung seines Vorgehens nach Wien beordert. Bei der Audienz in Wien kommt es zum Bruche zwischen Vater und Sohn. Heinrich zeiht den Vater der Ungerechtigkeit gegen die Katholiken und der Lüge gegen den Kaiser und bekennt offen seine Liebe zu Stefana. Der Vater erkennt, daß ihm nur die Entfernung Stefanas den Sohn wieder gewinnen könne. Als Mittel dazu dient ihm die Verleumdung des Mädchens. Seine Absicht wird unterstützt durch die Mitteilung, daß Leute in Garsten Stefana auf ihrem nächtlichen Gange am Ostersonntag gesehen haben. Daher der Befehl des Stadtrichters, das Mädchen soll als Dirne ausgeschrien und aus der Stadt gepeitscht werden. Nur schwer gelingt es Heinrich, die Vollziehung des Spruches aufzuschieben, bis er aus Stefanas Mund ein aufklärendes Wort erhalten habe. Diese aber gibt es nicht. Der Schein zeugt gegen die von ihm so heiß Geliebte und als Heilige Verehrte. Da packt ihn die Eifersucht und der Schmerz über die erlittene Enttäuschung, die Verzweiflung trübt seinen Sinn; er kann es nicht ausdenken, daß Stefana, für die sein Herz glühte, der Schmach überliefert werde; ein Dämon drückt ihm den Dolch in die Hand — und die Jungfrau wird das Opfer seiner Raserei. Kaum ist die Tat geschehen, da erfaßt ihn die Reue und er wird verwundet in ein Haus gebracht. Er stellt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich selbst dem Gerichte; Pater Albert gibt die Aufklärung über jenen Gang Stefanas; Pater Ertelius hat das Geheimnis in das Grab mitgenommen; von Garsten kommen die Zeugnisse für die Wahrheit der Worte Alberts. Das Lob der Jungfrau und Märtyrin, der Retterin vor der Pest, ertönt aus aller Mund. Der Richter aber wird zum Urteilsspruch gedrängt und muß, ob er gleich die Schuld auf sich nimmt und sich als Opfer anbietet, über den Sohn die Todesstrafe verhängen. Heinrich aber, durch eine Kugel seiner Schützen vor der Hinrichtung bewahrt, vollendet im Angesichte des Todes, was sich schon lange in ihm vorbereitet hatte: er legt in die Hände Alberts das katholische Glaubensbekenntnis ab und stirbt mit dem Verlangen nach der himmlischen Liebe Stefanas, da er ihre irdische nicht zu erringen vermochte. Mit einem Gebete zu dem „eucharistischen König" klingt die Tragödie mit einem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft versöhnlich aus.

Schon diese dürftige Inhaltsangabe läßt den Grundgedanken des Romans erkennen. Schiller kleidet ihn in seiner „Jungfrau von Orleans" in die Worte: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden." Daß die Jungfräulichkeit stets geachtet wurde, melden die Geschichte und Sage. („Die vestalischen Jungfrauen" bei den Römern, Hartmanns von Aue Dorfnovelle „Der arme Heinrich".) Wie hoch sie im Christentum geachtet wurde, wissen wir aus den Worten seines göttlichen Stifters und des Völkerapostels. Die christliche Legende erzählt, daß christliche Jungfrauen (Agnes, Cäcilia) irdisches Glück, ja selbst das Leben gering achteten, wenn dafür die Tugend der Jungfräulichkeit geopfert werden sollte. An diese Heiligen dachte wohl die Dichterin, als sie ihre Heldin schuf. Auch Stefana bleibt von Versuchungen nicht verschont: die Werbung des mit allen Vorzügen des Leibes ausgestatteten und seelisch gut veranlagten jungen Händel, die Hoffnung, durch ihn der bedrängten Lage ihrer Familie und der Katholiken ein Ende machen zu können, dazu das Drängen der Mutter, an der sie in kindlicher Liebe hängt, all das stürmt auf sie ein und nur der Treue gegen sich selbst und gegen Gott, dem sie sich bei ihrer ersten heiligen Kommunion verlobt, verdankt sie den Sieg über die Welt. Aus Gehorsam gegen ihren Seelenführer wahrt sie das „Geheimnis des Königs" und stirbt als die treue Magd, die Gott erwählte, um durch sie Großes zu wirken. Ihr Tod vollendet die Klärung Heinrichs. Er ist eine prächtige Gestalt, die man liebgewinnt und mit warmer Teilnahme auf ihrem Werdegange verfolgt. Wie Heinrich, der Stolz des Vaters und Liebling der Steyrer, bezaubert von dem Wesen Stefanas und der Stimme seines Innern folgend, der Anwalt der Katholiken wird, wie er selbst allmählich deren Religion achten lernt und offen vor dem Vater und dem Kaiser Stefana als die Erwählte seines Herzens erklärt, das alles ist mit großer psychologischer Feinheit dargestellt und, was wohl am schwierigsten war, auch seine Schreckenstat ist sorgsam eingeleitet, um uns die Sinnesverwirrung Heinrichs begreiflich zu machen und dadurch seiner Tat die Schuldbarkeit zu nehmen. Im Gegensatze zum Sohne steht der Vater da, der allgewaltige Richter von Steyr, eine von der Dichterin ins Monumentale gezeichnete Figur. Durch seinen Reichtum ist er dem Kaiser wert und durch dessen Gunst ist er Herr von Steyr geworden. Mit Umsicht und Tatkraft waltet er, durch sein persönliches Ansehen unterstützt, seines Amtes; auch mit Gerechtigkeit, solange die Herrschsucht ihn nicht verblendete und ihm in der Vernichtung des Papismus ein Ziel erschien, dessen Erreichung sie vollkommen zu erfüllen verspricht. Nicht bloß in Steyr, sondern in ganz Oberösterreich und über dessen Grenzen hinaus will er als der Vernichter des Katholizismus erscheinen. Um dies zu erreichen, verhärtet er sein Herz gegen seine katholischen Mitbürger, wird ungerecht und grausam und führt dadurch seinen Sturz herbei: Mit dem Verluste seines Sohnes muß er die Verbrechen sühnen, die er auf sein schuldig Haupt geladen. Wir würden mit Abscheu gegen ihn erfüllt, hätte ihm nicht die Dichterin einige Züge verliehen, die ihn uns menschlich näher rücken, so die Liebe zu seinem Sohne, die es nicht duldet, daß er von der Stiefmutter geschmäht wird, und daß er sich bereit erklärt, an Sohnes Statt den Tod zu erleiden. Mit Wehmut gedenkt er seiner ersten Gemahlin und des an ihrer Seite genossenen Glückes. Die Hauptgegner sieht er in Stefana und in deren Seelenführer Pater Albert. Dieser ist ein für seinen Glauben glühender Mann, dem es schier das Herz abdrückt, als er sieht, wie die Katholiken Kirche um Kirche verlieren und vor Händel alles, selbst der Abtvikar von Garsten sich beugt. Auf Stefana hat er seine Hoffnung gerichtet und er spricht es offen aus, daß Gott durch diese Heilige sich verherrlichen werde. Eine an sich herbe, aller Gefühlsschwelgerei fremde, ja fast rauhe Natur, hat er die Echtheit der Frömmigkeit Stefanas scharf geprüft und vor allem ihren Gehorsam auf harte Proben gestellt. Sein apostolischer Eifer hat ihn in das Gefängnis, sein Vertrauen auf Stefana in üblen Ruf gebracht; sein Kämpfen und Dulden aber wird belohnt. Dagegen sieht Händel das Werk, das er, wie von einem Dämon beseelt, geschaffen, in sich zerfallen. Es gibt wenige Gestalten in unserer Romanliteratur, die mit solcher Kraft und Konsequenz gezeichnet sind wie diese eherne Figur des Stadtrichters. Nicht Begeisterung für den Lutherglauben ist die Triebfeder seines Handelns, denn dieser ist ihm ebensowenig wert wie der Kalvinismus seiner zweiten Frau. Von einem inneren Glaubensleben ist bei ihm keine Spur zu finden. „Mensch sein ist das Höchste, Mensch sein ist alles." Das ist sein Glaube. Einzig und allein seine ins Maßlose gesteigerte Eitelkeit und Herrschsucht sind die Beweggründe seines Handelns. Man würde daher irren, wollte man in dem Roman ein gegen den Protestantismus gerichtetes Tendenzwerk erkennen.

Es ist wahr, die Dichterin hat in diesem Bekenntnisbuch den katholischen Glauben verherrlicht, wie es mit solcher Innigkeit und elementarer Gewalt in einem Roman noch selten geschah, aber gleichwohl hat sie in dem großartigen Gemälde, das sie vor unseren Augen entrollt, Licht und Schatten in gerechter Weise verteilt und hüben wie drüben neben den hellen auch dunkle Farben aufgetragen. Überall aber bewundern wir die Kunst der Dichterin, mit der sie in den Haupt- und Nebenpersonen Gestalten von Fleisch und Blut zeichnet, die vor uns leben und uns in ihr Denken und Fühlen, Reden und Handeln mit unwiderstehlicher Gewalt hineinziehen. Der Kaiser Matthias, Kardinal Klesel, Graf Istvan Bethlen, die kleine, verführerische und berechnende Kokette Drusiana, der kriegerische Madlseder, der edle Garstner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abt Heller, der wackere Zeller, die Steyrer Schützen mit Weibel Stiftegger, der liebenswürdige Berthold Händel, der Heinrich in sein goldenes Herz geschlossen und ihm als erster das Geheimnis seiner Liebe zu Stefi entlockt, die Schwertnermutter, sie alle sind lebenswahr und lebenswarm dargestellt, jede Gestalt bis in die einzelnsten Züge individualisiert und zugleich typisch. Dazu trägt viel die dem jeweiligen Stande angepaßte Sprache bei und man darf es der Dichterin nicht verargen, wenn sie dabei von dem Dialekte einen starken Gebrauch macht. Man freut sich an der Sprache der Erzählung, die, leicht archaisierend und reich an Bildern, nicht nur den leidenschaftlichen Erregungen, sondern auch den zartesten Stimmungen den passenden Ausdruck verleiht. Unerreicht ist die Verfasserin in der Beherrschung und Belebung der Massen und in der Schilderung bedeutender Vorgänge und stiller intimer Szenen, wie das kaiserliche Festmahl in Steyr, das plötzliche Auftreten des unheimlichen Pestreiters, die Pestprozession nach Weng, die Verurteilung Stefanas, deren Martyrium auf dem Pranger, der Aufstand der katholischen Steyrer, die Hinrichtung Zellers und seiner Freunde, die Audienz Händels beim Kaiser, der Empfang der Türken am kaiserlichen Hofe, das Leichenbegängnis Stefanas, die Verurteilung Heinrichs, die Unterredung Stefanas mit ihrem Beichtiger, der Pestsieche im Gefängnis Alberts, das Familienleben im Hause der Schwertner, Heinrichs Heimritt aus Wien, all das sind Bilder, die, bald in blendenden, bald in abgetönten Farben ausgeführt, der Seele sich tief einprägen und immer wird man mit Bewunderung die Kapitel lesen, in denen uns die Dichterin solche Kabinettstücke episodenhafter Darstellungskunst bietet.

Das Motiv von der jungfräulichen Gottesbraut, das die Dichterin schon für ihre Jugenddichtungen (Die römische Märtyrerlegende „Die Braut des Lammes" und das dramatische Spiel „Sophie Barat") gewählt und in dem Schwertnerroman gesteigert hat, liegt variiert und in moderner Umrahmung auch dem Wiener Roman Brüderlein und Schwesterlein (1913) zugrunde. Er war bereits 1898 konzipiert und in der Zeitschrift „Die christliche Welt" und im wesentlichen ausgeführt in „Über den Wassern" und 1913 in Buchform erschienen.

Rita, die Tochter des reichen Fabrikanten Kürschner, ist nach Vollendung ihrer klösterlichen Erziehung in Marienfried nach Wien zurückgekehrt und wird von der Mutter in die Wiener Gesellschaft eingeführt. Rita verhält sich gegen all den Glanz zurückhaltend und ablehnend. Sie kann sich zu einer Heirat mit dem ihr von der Mutter zugedachten Armin von Lorenzen, einem Konzipisten im Ministerium, ebensowenig verstehen als des Portierssohns Frieder, der in gemeinsam verlebten Kindertagen als „Brüderlein" seinem „Schwesterlein" Rita zugetan war, wirkliche Liebe erwidern. Als dann Armin von Lorenzen offen um Rita wirbt, sie mit seinen Zumutungen an ihren empfindlichsten Stellen verletzt, und das Kreuz, zu dem Rita in Liebe entflammt ist, verachtet, bricht das Mädchen, das Kreuz umklammernd und Gott um Schutz und Hilfe anrufend, zusammen. Da stürzt das schwere, geschnitzte Kreuz und verwundet sie tödlich. Ihr „Brüderlein" aber erschießt sich, weil er glaubt, Rita sei die Braut Lorenzens geworden. Das stürzende Kreuz beendet für die irdische Auffassung als Zufallstragik, für die katholische Gläubigkeit erlösend das Ringen der Sponsa Christi. Mit meisterlicher Kraft und dichterischer Vollendung zeichnet die Dichterin in dem Roman das Milieu, das vornehme Wien vor dem Kriege mit seiner Verkommenheit, das leichtlebige Geldprotzentum und den sittlichen Tiefstand, aber auch seine seltene Religiosität, die hier in einer Mädchengestalt verkörpert ist, deren madonnenhafte Lieblichkeit wundersam berührt.

Die Dichterin hatte beim Abschlusse des Romans eine Reihe der finsteren Fäden fallen gelassen. Diese nahm sie wieder auf, um die Kämpfe der Sponsa Christi mit der Welt, die im Roman schon angedeutet sind, mit sicherster Charakteristik zu schildern. So entstanden Ritas Briefe, die sie an die Révérende Mère Mathilde ihres Erziehungsinstitutes schreibt, und mit solcher Hingebung versenkte sich die Dichterin in die Jungmädchenseele, deren ganzes Sehnen nach dem Kloster geht, daß sie aus dieser Seele heraus einen Band Briefe dichtete (1922). Diese waren zuerst in fünf Teilen erschienen, dann aber zu einem biographischen Roman ausgebaut worden.

Die stoffliche Spannung ist in ihm ausgeschaltet, da ja dem Leser von „Brüderlein und Schwesterlein" das Schicksal der kleinen Heilandsbraut schon bekannt ist; der Gefühlsüberschwang und die Redseligkeit werden nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber gerade darin zeigt sich die Kunst der Dichterin, daß sie den Charakter Ritas, die „halb Backfisch, halb Engel" genannt wird, in den Briefen wunderbar sich spiegeln läßt. Es finden sich in den Briefen auch episch-stoffliche Erweiterungen, über „Brüderlein und Schwesterlein" hinaus, wie z. B. die Gestalt des schönen und charaktervollen Ernst Salis, der auf Rita Eindruck machen könnte, aber der Hauptgehalt und der Hauptreiz bleibt die Lyrik, in der Rita auf der Grenze zwischen Kind und Weib ihre warmherzige, kraftvolle Jesusliebe und Klosterfehnsucht ausströmt, bleibt die Schönheit der hauchzarten Gefühlsmystik und der Liebreiz unberührter Kindesunschuld, der so manches Soldatenherz im Weltkrieg bezauberte. Das Kloster zu St. Pölten war für Handel-Mazzetti, die aus josefinischer Nüchternheit dorthin gekommen war und darum doppelt die religiöse Kraft und Schönheit des Katholizismus empfand, zur religiösen Heimat geworden und die Liebe zu dieser Heimat, ein Heimweh nach ihrem Marienfried ist die tiefe Seele der Rita-Dichtung.

Die ethische Wirkung, von der die Dichterin durch viele Briefe aus der deutschen und österreichischen Front Kunde erhalten hatte, gab die Idee zu dem dritten Ritabuch Ritas Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mächtnis (1923). In diesem soll die werbende Kraft, die von der heroischen und doch so kindlich zarten Heilandsbraut auch nach ihrem Tode ausstrahlt, über Neuheidentum und dämonische Mächte triumphieren.

Zu einer Versammlung der Freimaurer-Hochgrade in Wien ist auch das Haupt der nordamerikanischen Freimaurerei, der „Wizard" Mr. Boscari mit seinem Sohn James, genannt Golfy, und seiner Tochter Isabell eingetroffen. In der Versammlung der „Meister" kommt auch die Rede auf die Briefe Ritas, die im Kloster zu Yp (St. Pölten) aufbewahrt werden und schon mehrere Bekehrungen bewirkt haben. Es werden Pläne gemacht, wie man sich der Briefe bemächtigen könne, und Golfy erklärt sich bereit, dies zu besorgen. Mit einem gefälschten Brief des Kardinals Gruscha fährt er nach Yp, legt in einem wenig besuchten Gasthofe Priesterkleider an und lockt den Klosterfrauen, obwohl sein freches Benehmen sie mißtrauisch macht, die Briefe heraus. Er begibt sich damit in den Gasthof zurück, wird aber auf dem Wege in einsamer Gegend von dem geistlichen Professor Dr. Mundberger als falscher Priester erkannt und feuert, um sich vor der Arretierung zu retten, einen Revolverschuß ab, der seinen Gegner in die Stirne trifft. Ungesehen gelangt er ins Gasthaus, entledigt sich der Verkleidung und liest, weil er noch zwei Stunden zur Abreise Zeit hat, entgegen der Warnung des Dr. Lucian Stana, des in menschlicher Maske in den Logen erscheinenden Höllenfürsten, die Briefe in einem Zuge. Dadurch tritt eine solche Umwandlung in ihm ein, daß er beschließt, die Briefe zurückzugeben. Er kommt in das Kloster, gesteht seine Mordtat und teilt den Plan der Logenbrüder mit. Der Bischof, der eben anwesend ist, will ihn sofort verhaften lassen, gewährt aber Golfs Bitte, die Verhaftung um einen Tag aufzuschieben, damit er seinem Vater eine wichtige Mitteilung machen könne. In Wien findet Golf die Meister in der Wohnung seines Vaters versammelt. Denn Dr. Lucian Stana hat ihn in Yp überwacht und tritt jetzt als Ankläger gegen ihn auf. Nur wenn Golf die Briefe als Ausgeburt perverser Verirrung bezeichnet und ein Kreuz mit Füßen tritt, soll er der Strafe über den Verrat der Freimaurerei entgehen. Golf tut es nicht und fällt nach vergeblichem Kampf unter den vergifteten Dolchen der Rächer. Der Bischof, der gekommen ist, um den Vater auf das Eingreifen der Polizei vorzubereiten, benützt die letzten Augenblicke, um den, wie er weiß, nicht getauften Golf auf die Taufe vorzubereiten. Golf wird getauft und stirbt.

Dieser letzte Roman der Ritatrilogie behandelt den größten und eigentlich einzigen Konflikt in der Welt- und Menschengeschichte: den Kampf des Geistes der Finsternis und Bosheit gegen den Gott des Lichtes und Reinheit. Preis dieses Kampfes: die zwischen Himmel und Hölle schwankende Menschenseele. Nur eine ungewöhnlich starke Dichterkraft kann sich an die erfolgreiche Lösung dieser Aufgabe wagen. Und es ist selbstverständlich, daß auch der größte Dichter, der doch immer ein Mensch von beschränktem Können ist, einen solchen gewaltigen Konflikt nur in einem kleinen Ausschnitte, etwa im Rahmen eines kurzen Menschenlebens darstellen kann. In unserem Falle ist es das Mittelstück des Romans, Golfs sittlich-religiöse Wandlung, die typische Bedeutung beansprucht. Sie steht als Sinnbild des Sieges Christi und seiner Kirche über die ihr feindlichen Mächte, über die moderne Widerkirche, die Handel-Mazzetti mit Recht in der Freimaurerei sieht. Daß hinter ihr der Einfluß der Hölle steht, ist für den Christen Gewißheit. Kühn war es, den Dr. Lucian Stana, den Meister der Loge zu den sieben Flammen, mit den Zügen des Satans auszustatten und ihn, wie sein Name schon sagt, als Teufel in die Handlung einzuführen. Man hat daran Anstoß genommen und die Dichtung für eine Spukgeschichte erklärt. Mit Unrecht, die Zeichnung Stanas ist so diskret gehalten, fern von jeder Übertreibung, daß man erst im Laufe der Erzählung merkt, wer eigentlich unter der Maske dieses Dr. Stana, Ritter von Memphis, verborgen ist. Es liegt eben im Wesen der Dichterin, dort, wo sie, wie in den Gegenwartsromanen, nicht durch die historische Treue gebunden ist, ihrer schöpferisch waltenden Phantasie offene Bahn für scharfe Kontraste zu lassen. Sie läßt ihre Gestalten im Guten wie im Bösen oft zu ungewöhnlicher Größe anwachsen und treibt die wechselnde Spannung der Handlung zu einer manchmal fast kinomäßigen Lebendigkeit. Komplizierte Menschen, wie die moderne Welt sie bringt, bleiben ihr fremd. Am besten gelingen ihr einfache, absolute Naturen. Darum macht sie zum Helden dieses Gegenwartsromans Golf, der trotz aller Schuld, die auf ihm lastet, doch ein einfacher Charakter ist, und führt als Gegenspieler das absolut Böse ein. Es ist wahr, diese „Schwarzweißkunst", von einem wenig Begabten angewandt, wirkt unerträglich, aber in der Gewalt des echten Künstlers, wie der Handel-Mazzetti, kann sie Großes wirken und erhöht die Volkstümlichkeit eines Romans. Die oft verzerrte Afferei der Kontrastkunst macht die Kolportageromane beim Volke beliebt; warum sollte nicht auch ein wahrer Künstler dieser Vorliebe Rechnung tragen, wenn er dabei das künstlerische Maß nicht überschreitet? Der katholische Leser wird den Eindruck gewinnen, daß die Einführung des Teufels als handelnde Person eigentlich den Schlüssel zur künstlerischen Bewältigung der gestellten Aufgabe in die Hand der Dichterin legt. Der in ihren Briefen fortwirkende Geist Ritas erfordert als Gegenspiel nicht bloß menschliche Verworfenheit, sondern den Geist des Bösen in Person. Dadurch gewinnt der Leser die große Perspektive über den Umkreis des dargestellten Kampfes, der nicht bloß auf der Erde, sondern hauptsächlich in den überirdischen Regionen geführt wird. Alle Personen des Romans sind mit der der Dichterin eigenen Kunst kontrastiert, die Handlung ist dramatisch einheitlich aufgebaut, die Sprache den die Handlung begleitenden Umständen angepaßt und es ist bewundernswert, wie z. B. dem Auftreten des Dr. Stana entsprechend, auch der Lärm des Automobils ins Dämonische gesteigert ist. Einige Unwahrscheinlichkeiten, wie z. B. der tragische Endkampf Golfs mit der Maurerei, können die Wirkung des Buches nicht abschwächen und wenn man es der Verfasserin zum Vorwurfe macht, daß sie den Teufelskult der Freimaurer, dessen Vorhandensein längst widerlegt ist, wieder aufwärmt, so muß man denken, daß es ihr als Dichterin nicht um Enthüllungen, sondern um poetische Wirkungen zu tun ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Magna res est charitas! (Thom. a Kempis)

Rembrandt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während des Krieges entstand der Roman Ilko Smutniak (1917), der Roman eines Ruthenen. Mehr noch als das im Blumenteufel (1916) geschilderte Schicksal des Tirolers Schmid ergreift uns das des Ruthenen Ilko; denn fern von der Heimat, unter Menschen anderer Sprache, anderen Glaubens siecht er qualvoll dahin und wird in fremder Erde bestattet. Innigste Nächstenliebe, die Schmid und Ilko im Reservespital in Linz, nicht zum geringsten durch Handel-Mazzetti selbst, erfahren, atmet auch die Darstellung und macht die beiden Bücher zu Perlen der Kriegsliteratur.

Eine Episode aus der franziszeischen Zeit, die Handel-Mazzetti in der von dem Archivar Reinöhl verfaßten Geschichte der Gemeinde Weitersdorf fand, gab ihr die Anregung zu dem großen Kunstwerke Der deutsche Held (1920).

Dort wird erzählt, daß der invalide, pensionierte Hauptmann Franz Reindl wiederholt verschiedene Stellen durch Eingaben um ein höheres Darlehen ersucht habe. Auch den Kronprinzen Ferdinand (späteren Kaiser) bat er um 3000 Gulden, damit er seine Schulden bezahlen könne. Ferdinand gab ihm nur 1000 Gulden. Aus Verbitterung darüber verübte Reindl an Ferdinand 1832 in Baden bei Wien ein Attentat, das aber erfolglos blieb. Durch die Vermittlung Ferdinands wurde ihm vom Kaiser Franz die Todesstrafe nachgesehen. Dem Sohne wurde sogar die Aufnahme in die Neustädter Akademie gewährt. Was aber hat Handel-Mazzetti aus dieser Episode gemacht! Der Roman spielt in Wien bald nach dem Tode Napoleons, als in Österreich nach dem Siege von Aspern zwischen den Bürgern und dem Militär, das sich allerlei unerhörte Übergriffe erlaubte, eine Spannung herrschte und man nach Abhilfe verlangte. Erzherzog Karl suchte die Gegensätze auszugleichen, indem er seine Truppen in Zucht und Ordnung zu halten sich bemühte. Aber Ulanen-Rittmeister von Tessenburg, einer der besten Offiziere des Erzherzogs Karl, hat sich im Ringen Österreichs mit Napoleon mit Lorbeeren bedeckt und seinem Herrn als Meldereiter unter Todesgefahr einen der entscheidendsten Dienste geleistet. Er ist ein wilder Haudegen, der, als er schwer verwundet in einem Invalidenheim liegt, sich um sein Weib nicht kümmert und sein Vermögen durchbringt. Nun sucht er um einen Freiplatz für seinen Sohn in der Erziehungsanstalt Theresianum an. Es wird ihm aber der Sohn eines Bürgers, der sich im Kriege um die militärischen Lieferungen verdient gemacht hatte, vorgezogen. Darüber in seinem militärischen Stolze gekränkt, schießt er in einem Wortgefechte den harmlosen Bürger nieder. Damit hat er das Leben verwirkt; er aber fühlt sich im Recht und ist verstockt gegen alle Vorstellungen. Vergeblich spricht seine Frau mit ihren beiden Kindern bei allen Stellen vor, von denen sie Hilfe hoffen kann, auch den Erzherzog Karl bittet sie um Begnadigung des Mannes. Aber auch dieser kann die Bitte nicht erfüllen. Tessenburg verhärtet sich gegen jeden Versuch, ihn von seinem Unrecht zu überzeugen, weist Frau und Kind zurück und bäumt sich selbst gegen Gott auf. Erst Erzherzog Karl, der ihn im Gefängnis besucht, ringt durch seine Güte den Trotz Tessenburgs nieder und bringt ihn zur Erkenntnis seiner Schuld. Mit heroischer Größe nimmt er die Sühne der irdischen Gerechtigkeit auf und stirbt als Held. Schon diese Skizze zeigt, daß die Dichterin in dem Romane wieder, freilich meisterhaft variiert, ihr Lieblingsthema behandelt: die Rettung der Seele des dem Tode Geweihten durch die erbarmende Liebe. Tessenburg und sein Schicksal sind der Dichterin Erfindung, aber er zeigt die Physiognomie der Zeit, wie denn die Dichterin überhaupt in dem Werke von unserem lieben und starken Altösterreich ein historisch getreues Bild entworfen hat.

Getreu der Geschichte entsprechend ist vor allen Erzherzog Karl, freilich jene, die nur seine militärischen Schriften kennen, aber von seinen religiösen Aufzeichnungen und seinem lebendigen Glaubensleben nichts wissen, werden nicht verstehen, wenn es von ihm heißt: „Er ist der Größte, König, Krieger, Richter, Heiliger!" „Karl, der Habsburger, der Katholik, der Österreicher, ist mein Held: an seine rechte Seite tritt, von seiner Hand emporgehoben, der ehedem grandiose, dann zum Mörder herabgesunkene, aber durch christliche Sühne geläuterte deutsche Krieger preußischer Nation, Tessenburg." So sagt die Dichterin von ihrer Schöpfung und in der Tat hat sie ihren Helden nicht bloß geschildert, sondern erlebt und ihm ein erhebendes Preislied gesungen. Die wuchtige Gestalt des Erzherzogs Karl steht im Mittelpunkte der Erzählung. Weichen Gemütes, geistvoll, scharf in die Herzen blickend und deren Schlag nachfühlend, bereit sich zu opfern, sein Streben und Schaffen mit dem Ratschluß Gottes verbindend, ein reiner, großer, gerechter, frommer und selbstloser Mensch, ein deutscher Held. Das Leben von Tausenden muß er verantworten und auch des einen, der das seine für ihn gewagt. Wie bemüht sich die Dichterin all die Gründe darzulegen, die eine Begnadigung Tessenburgs unmöglich machen, sie fühlt die Qualen mit, die Karl unter der furchtbaren Wucht der Verantwortung leidet, die ihm die Ruhe von Tagen und Nächten raubt, und stellt diese brennende Glut mit einer Farbe und Eindringlichkeit dar, daß auch der Leser all das Leid mitempfindet. Wir glauben es, wenn sie von diesem Roman sagt: „Seit Meinrad habe ich dieses intensive, schmerzliche Miterleben mit meinen Gestalten nicht erprobt." Wie weiß sich die Dichterin auch in das Innenleben Tessenburgs einzufühlen, der trotz seiner Bildungshalbheit, seiner soldatischen Selbstüberhebung und Unkultur des Herzens doch ein reiner, naturstarker, prächtiger Kerl ist und nach Überwindung seines Trotzes als ein Held dasteht, so daß Karl, der ihn früher „das Zerrbild deutscher Heldenschaft" nannte, dieses Wort zurücknahm und von ihm sagt: „Tessenburg war deutscher Held, er fiel in Sünde und büßte herrlich. Nicht der Selbstgerechte, nicht der Bewunderte ist der Erste im Heldentum, sondern der Starke, der siegte, fehlte, in Christo büßt und aufersteht." Neben Tessenburg steht seine zarte Frau Sophie, dieses Wunder weiblicher Aufopferung, treuer Gattenliebe, selbstlosester Hingabe und weiblichen Glaubens, die „in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Schloss in Spanien.

O wenn ich doch ein Fräulein wär,
Ein Edelfräulein reich!
Ich trug einen seidnen Mantel schwer
Und Schüsseln sammetweich.
Wo dann Lehn, Rocken, Herd,
Die alten Kunz, zerbrich!
Die große Frau ~~[illegible]~~ Nonnenwert
Wär nicht so stolz wie ich.

Hätt ich Ohrringen, Halsgeschmeid
Und einen Federhut
Und einen Reifrock allenweit
Wie stünd mir das so gut.
Ich ließ die Hände in dem Schoß
Von früh bis abends ruhn.
Meine ~~[illegible]~~ goldbetreßte Dienerschaft
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ Hätt wunder was zu tun.

Meine Mutter ist nicht klug! die will,
Ich soll der Rumpolt frein
Der Rumpolt ~~[illegible]~~ nehm die Elsebill!
Ich mag keinen Bauern! Nein!

Paßt auf! bald fährt der Wagen für,
Mit Zimmeln sechs bespannt
Ein edler Graf geht ein zur Tür
Und wirbt um meine Hand.

Wol auf sein Schloß in Spanien
Führt er mich stattlich dar.
Auf hohem Schloß in Spanien
Da leb' ich wunderbar.
Es nicht ein lauter Gütelein,
Blitzkuchen i Pastet';
Mein Tisch, der muß ganz goldne sein
Und auch mein Himmelbett.

Daß ich ein armes Mägdlein bin,
Das ist mir Alter leid.
Nach großer Dinge steht mein Sinn,
Nach Glanz i Herrlichkeit.
Nach hoher Dinge steht mein Sinn,
Bin ~~[illegible]~~ und fein,
Drum will ich keine Bäuerin
Ich will ein Fräulein sein.

Ach Gott, wer leiht zwölf Taler mir,
Ich möcht' auf Reisen gehn.
Es kann ja doch kein Mädel sein,
Kein Bursch kann mich ersehn.
Gott, steig du nur wie's Ifar' enher,
Bach, kräusle dir den Schopf! — Ich hab' im kleinen Finger mehr,
Als ich im ganzen Kopf.

Enrico Tramall
Marretti

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einfalt einer Taube" lebt und die Augen sich blind weint vor lauter Ach und Weh und gebrochenen Herzens an demselben Tage stirbt, an dem ihren Gatten die todbringende Kugel trifft. Nur weil Handel-Mazzetti so ganz ihre Seele in Sophie hineinlegte und deren seelisches Leiden mitempfand, konnte sie ein solches Bild weiblicher Größe zeichnen, das jedem Leser ans Herz greift. Dann die beiden herzgewinnenden Kinder! Der kleine Willi, der stürmische Junge, der alles haßt, was der Vater haßt, bereit ist, mit seinem Herzblut alles zu verteidigen, wofür sein Vater das Leben opfern wollte, dieser Mannesmut und damit die Kindlichkeit vereint, und im Gegensatz zu ihm die sanfte, fromme, etwas altkluge Mariandel, wo finden wir in unserer Literatur ein Kinderpaar so reizend gezeichnet? Für Willis Zukunft sorgt väterlich Erzherzog Karl durch die Aufnahme in die Theresianische Akademie. Wir fügen unserer Würdigung noch hinzu, daß die Handlung im Roman geschlossen ist und dramatisch sich aufbaut und weisen hin auf einige mit besonderem Feinsinn geschilderte Szenen; so auf Sophiens Tod, auf die Szene zwischen Erzherzog Karl und dem kleinen Herzog von Reichstadt, der bei der Nachricht vom Tode Napoleons bittere Tränen vergißt und sich nicht trösten lassen will, und an jene Frage der Mutter an ihr Söhnlein: „Du hast dein Handerl in einen Wein getaucht . . . und getrunken, mein Kind, was hast du denn getrunken, daß deine Lippen so rot sind?"

Was Handel-Mazzetti aus kleinen Bemerkungen machen konnte, zeigte sie auch in der zu einem tragisch-gewaltigen Epos des deutschen Menschen gewordenen Sandtrilogie. Die kurze Notiz in Wolfgang Menzels Geschichte des deutschen Volkes von der Ermordung Kotzebues durch den Theologiestudenten Sand und von der reuevollen Sühne dieses Mordes genügte der Dichterin, die Gestalt Sands in den Mittelpunkt eines deutschen Heldenliedes zu stellen. Das Werk, ursprünlich für einen Band gedacht, wuchs zu den drei Bänden an: Das Rosenwunder (1925), Deutsche Passion (1926), Das Blutzeugnis (1927). Quell und Mündung aller Schicksale, von denen der Roman erzählt, bedeutet der Dichterin wieder die Erlösung in Liebe und sie, die dem Erlösungsgedanken ihre ganze hohe Kunst geweiht, hat hier mit dem „Blutzeugnis" auch ihren höchsten Ausdruck gefunden. Eine Ewigkeitsperspektive eröffnet sich über dem dumpfen Wirrwahn Zeit und über der grandiosen Tragödie einer deutschen Jugend, die mehr als eine politische, eine seelische Tragödie ist. Gerade in dieser hervortretenden Führerschaft der inneren Handlung, durch die die äußeren Romangeschehnisse nicht nur nicht in historische Unwahrheiten gedrängt zu werden brauchen, sondern im Gegenteil die historischen Unterlagen mit ihrem wesentlichen Inhalt erfüllt werden, liegt die repräsentative Bedeutung der Kunst Handel-Mazzettis, wie sie in der Sandtrilogie ihre höchste Steigerung erfahren hat. So wurde ihre Sandtrilogie zu einem deutschen, katholischen, psychologischen, historischen Sittenroman, zu einer Dichtung von hohem Kunstwert. Er ist ein Bekenntnis und ein aufrüttelnder Wachruf, bestimmt, der katholisch-christlichen Idee der Liebe und des Friedens zum Siege zu verhelfen.

Es war sehr fein gedacht, dem ersten Teil den Titel Das Rosenwunder zu geben und den jungen Studenten Sand, trotzig, protestierend und voll innerem Aufruhr als Landgraf dem lieblichen zehnjährigen Mägdelein Else, fromm, zart, gläubig, wie jene Landgräfin, mit einer Schürze voll Rosen gleich zu Beginn des Romans gegenüber zu stellen. Die beiden sind ja die Hauptpersonen der Dichtung und wie da im Spiele der Landgraf vor dem Rosenwunder in den zarten Händen der Landgräfin sich beugt, so auch Sand am Schlusse der Tragödie vor der Seelengröße Elsens. Sie ist die Tochter des Jenaer Arztes und Universitätsprofessors Malch, der sie seiner ersten Frau zuliebe, einer österreichischen Künstlerin, einem Kloster zur Erziehung gegeben hat. Er selbst und seine Frau sind evangelisch. Zur Geburtstagsfeier der Stiefmutter ist Else auf kurze Zeit nach Jena gekommen. Auf Bitten Vater Jahns stellt sie in einem improvisierten Bilde die heilige Elisabeth und das Rosenwunder dar. Als Ritter der Heiligen muß, wenn auch widerstrebend, der junge „deutsche" Burschenschaftler Karl Sand, ein ernster evangelischer Theolog und Feuergeist, figurieren. Sein Charakter und seine Verstandesgaben lassen ihn in der Burschenschaft eine leitende Rolle spielen und er erscheint als der typische Vertreter seines Standes. In seinen Adern läßt die Künstlerin all die heiße Not, den zornigen Gram und die betrogene Sehnsucht der deutschen Jugend fiebern. Hier zeigt sie aber auch schon, wie der Druck den Gegendruck erzeugt, wie der ursprünglich edle Wille, die reine, dem Vaterlande zugeweihte Kraft durch die Unterdrückung vergiftet und entartet wird, wie in dieser finsteren, wenn auch reinen Mannesseele der schreckliche Mordgedanke keimt. Dieser enthüllt sich bei der zwischen Sand und Else während des Festmahles in Gegenwart mehrerer Professoren mit Heftigkeit geführten Religionsdebatte. Deren Brennpunkt bildet die Frage, ob man einen Menschen töten darf, wenn es angezeigt erscheint, die Gesamtheit von einem gefahrdrohenden Individuum zu befreien. Else verneint, Sand aber bejaht die Frage und nennt Kotzebue, den für Deutschlands Volksseele äußerst gefährlichen, sittenlosen Dichter, im Dienste Rußlands stehenden Staatsrat, „Wenn dieser posthume Briefschreiber nicht wäre", sagt Sand, furchtbaren Blickes vor sich hinstarrend, „so stünden wir als siegreiches Volk jetzt nicht so da, wie ein im Grund und Boden besiegtes. Nicht hätte der walachische Bojer es gewagt, den Deutschen ins Gesicht zu spucken, wäre ihm nicht ein Lump, der sich auch einen Deutschen schimpfen läßt, mit gutem Beispiel vorangegangen. Ich sage zweimal Lump, einmal für Deutschlands Sitte und das andere Mal

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für Deutschlands Freiheit! Ist unter seinen Stücken nur ein einziges, das deutsche Tugend erhebt, deutsche Einheit und Kraft fördert? Nein, verhöhnt wird die Tugend und das Laster so schön geschmückt, pfui! der will ein deutscher Dichter sein — ein Scheusal, nicht ein Lump, Herr Walch, ist das!" Sand ist gottesgläubig, aber mit seiner Religion und Frömmigkeit ist ein stolzer, unbeugsamer Unabhängigkeitssinn verwachsen; er hat sich selbständig als Teutomane einen „deutschen Christus" zurecht gelegt. Trotz des Verbotes ihres Beichtvaters läßt sich Else mit Sand noch einmal in einen Religionsstreit ein, als sie beide bei der Rasenmühle sich zufällig begegnen und einem schwer kranken, verlassenen Weibe Hilfsdienste leisten. „Sie sind die beiden schönen Engel, ja wohl Liebesleute," so träumte und sprach dann später die Todkranke. Sand geht nach Mannheim, um Kotzebue zu ermorden. Vergeblich warnt ihn ein französischer Emigrant. Kotzebue ist in seinem prachtvollen Heim. Der Monolog, den die Dichterin ihn halten läßt, ist ein Kabinettstück. Wie da blitzartig die Bilder der Politik, der Bühne, der Selbstbespiegelung und schließlich das der Jugend und der Mutter vorbeihuschen, ist einzigartig. Der Brief der greisen Mutter, den er eben liest („Wehe dem Ärgernisgeber, besser ein Mühlstein . . ."), klingt wie ein Lied, ein traurig verhallendes Volkslied am Abend. Das Lied verklingt, die letzte Dämmerung ist vorbei, nun kommt die Nacht, kommt der Tod. Der satanische Tybalt erscheint, um Kotzebue für das Ballett Arethuse in Evaskostüm zu gewinnen. „Wie sah ihn das Gold wunderbar an mit Augen, mit Augen eines unsichtbaren Geschöpfes, das auf seinem Schreibtisch lauernd lag! Venus im Goldregen!" Er läßt sich überwinden. „Schwärme schwarzer Vögel fluten in das Zimmer. Alle Glocken Mannheims läuten Grabgeläute. Im schwarzen Blutgemach wandelt ein Gespenst, die weiße Mutter." Die weiße Mutter, dies Motiv ist so volksliedhaft, daß es noch stärker wirkt als die Tat des Entsetzens selbst. Sand hat seinen Mordplan ausgeführt. Kotzebues letztes Wort ist: „Du bist ein einziger, meine Zahl ist Legion." Sand will sich selbst töten, wird aber im Krankenhaus vom Arzte Dr. Gheri gerettet und dann in das Landeszuchthaus überführt. Bei dem Transport muß er erkennen, daß er umsonst zum Mörder wurde. „Was soll das sein", fragte Sand, mit zornigen Brauen spähend. „Aus welchem Pfuhl kommen denn diese dort?" „Ich sagte es Ihnen," flüsterte der Arzt, „das sind Aktricen oder eigentlich Ballettmädchen aus der Arethusa, das Ballett war um zehn Uhr aus." „Wie"? in Sands bleiches Gesicht schoß wilde Röte, „das gemeine Stück, das elende, das dieser Gottverfluchte, den ich niederstach, nach Mannheim schleppte, diese Pest lebt noch und Kotzebue ist tot?" Es folgt das Verhör und das Forschen nach Mitwissern der Tat und nach dem Mädchen, das er vergewaltigt haben soll. Sand ist zum Sterben bereit, aber er wehrt sich dagegen, daß seine Ehre besudelt werde, denn keiner hielt den Ehrenspiegel der Burschenschaft höher als er. Die weitere Entwicklung des Romans kennzeichnet die Verfasserin mit den Schlußworten: „Kurz ist der Weg zum Kerker, zwei Schritte; aber weit ist der Weg von der Erkenntnis zur Reue, von der Reue zum Bekenntnis und zur Entsündigung dessen, der über Gott sich erhoben als Rächer, dessen, der rein wie Gabriel, gläubig wie Michael und hoffärtig ist wie Luzifer, der oberste der Teufel."

Es gilt nun den Kampf um Reinheit und Ehre. Davon handelt der zweite Teil des Romans Die deutsche Passion. Die Charaktere der Richter, ihre eigene zeitbefangene Auffassung der Tat, die zuckende Angst der politischen Kommissionen, die den Mörder um Mitwisser belauert; die Sorge der Jenaer Professoren, der Schmerz der Burschenschaft, all das beleuchtet die Zeit, die Tat und Sand in hervorragender Weise. Die Reaktion kann keinen unbescholtenen Märtyrer der Revolution brauchen. Man sucht etwas zu finden, was den Ruf des keuschen Burschenschaftlers befleckte, und glaubt es in Sands Zusammensein bei der Rasenmühle mit Else, der Tochter des Jenenser Professors, gefunden zu haben. Die Verleumdung ist am Werke. „Die Schlange ist mächtig, sie hat ihr Haupt in Deutschland, ihren giftigen Schwanz und ihr Nest in der Moskowiterei." Die Zentralkommission zur Erforschung demagogischer Umtriebe in Mainz bezeichnet, um die gefährliche Bewegung in Deutschland zur Ruhe zu bringen, Sand als einen sittlich verkommenen Menschen, der Else die Mädchenehre geraubt. Sand gerät darüber in Wut, schmäht Else „eine schlechte Dirne" in der Meinung, sie sei die Schreiberin des anonymen Briefes, der gegen ihn zeuge. Selbst der edle Professor Walch beginnt an der Unschuld seiner Tochter zu zweifeln, und so leiden er, Else in St. Pölten und Sand im Kerker die bitterste Seelenqual; wahrhaft die deutsche Passion. Aufgefordert, mit seiner Tochter nach Mannheim zu einer Erklärung zu kommen, reitet Professor Walch, erregt und von bangen Zweifeln gequält, zu den Englischen Fräulein nach St. Pölten, um sich dort bei seiner Tochter Gewißheit zu holen. Diese spielt eben, von allen bewundert, die Cäcilie. Else beruhigt den Vater. Mit der Verkündigung des Todesurteils an Sand schließt der zweite Teil des Romans.

Das „Rosenwunder" führt rasch und wuchtig zu dem weithin sichtbaren Höhepunkt, der Ermordung Kotzebues. Von dieser Höhe gleitet die Handlung in der „Deutschen Passion" ab in Seelenschilderung, Darstellung tiefen menschlichen Leidens, das über Sand, Else und Professor Walch, die drei Hauptpersonen des Romans, hereinbricht; da darf sich die Epik entfalten, darf sich die Darstellung des frommen Schauspieles in St. Pölten und der so lieblich anmutenden Idylle der einsamen, gottgläubigen Fischerfamilie organisch in das Ganze einschieben. Das Blutzeugnis aber, der dritte Teil des Romans, greift wieder zurück auf die Bewegungsintensität des „Rosenwunders", ist wieder Drama im höchsten Sinne des Wortes. Schon der von der Dichterin mit künstlerischem Verständnis gewählte zeitliche Moment, der Tag vor der Hinrichtung Sands, mit dem das „Blutzeugnis" beginnt, bedingt dramatische Anlage des letzten Teiles, dichtgedrängte, rasche Bewegung. Bei der Vernehmung Elses wird Sands sittliche Reinheit offenbar. Vater und Tochter werden nun zu dem Verurteilten geführt. Sand, in der Erwartung, in Walch einen Kronzeugen für seine sittliche Reinheit zu erhalten, ist enttäuscht. Durch Walchs Fragen gereizt, schleudert er ihm einen Fluch ins Gesicht und verweigert die Zurücknahme des Schimpfwortes, mit dem er Else schmähte. Walch reitet nach Karlsruhe, um vom Großherzog die Zurückziehung der Genehmigung eines Flugblattes zu erbitten, das Sands Vergehen an Else berichtet. Unterdessen schreibt Else an Sand einen Brief, er möge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Fluch gegen ihren Vater zurücknehmen. Sand weist den Brief ab. Da tritt Else, als Student verkleidet, vor Sand hin und bringt die entscheidende Wendung. Unter einem ihm selbst rätselhaften Einfluß stehend, fühlt Sand alle Härte schwinden, milde Regungen gewinnen Macht über ihn. Er nimmt den Fluch zurück, den er gegen Walch geschleudert hat und von der gütigen Hand Elsens geführt, findet er allmählich den Weg zum milden, sanften Jesus. Er ist bereits innerlich ein anderer, als ihm Else im Namen der fernen Mutter, nach der er sich sehnt, den Segen spendet. Die letzte Läuterung aber führt erst der Opfertod Elsens herbei. Auf dem Heimweg gerät sie in ein Gasthaus, wo es dem teuflischen Fleute bereits gelungen ist, den Glauben der Menge an die Reinheit Sands zu erschüttern. Zwar sucht der französische Emigrant, der einst Sand vor dem Morde gewarnt hat, die Reinheit Sands zu verteidigen, aber erst Else gelingt es, Fleute zu schlagen und die Leute zu dem früheren Glauben an Sand zurückzubringen. Sie wird aber von einem Böse-wicht verfolgt und auf der Straße niedergeschossen. Sie stirbt in der nahen Kirche unter priesterlichem Beistand. In einer Aussprache zwischen Walch und Sand löst sich beider Leidenschaft, Haß und Trotz. In bitterer Todesstunde hat sich an Sand das Wort erfüllt, das Else ihm einst zugerufen: „Welcher Heiland der wahre ist, werden auch Sie einst sehen." Er bereut den Mord und stirbt mit dem Namen Jesu auf den Lippen: „Vergib mir, o ewige Liebe!" Doch nicht aus eigener Kraft hätte Sand diesen Weg gehen können; er bedurfte dazu der himmlischen Gnade, die ihm in der in Demut sich hingebenden Liebe Elsens zuteil wird. Damit rühren wir an die tiefste Schichte des Werkes, an die metaphysische Grundlage, auf der die ganze Dichtung sich aufbaut. Der Grundgedanke, erlösende caritas (Liebe) beherrscht das ganze Werk; an ihr werden alle Künste der Hölle zuschanden. In diesem Sinne begleitet die Dichterin die sterbende Else mit den Worten: „Wie glänzt der Leib des Herrn wunderbar, des Herrn, der sanftmütig und demütig war auf Erden; sanft und demütig war auch seine arme, kleine Braut; des Herrn, der an das Kreuz stieg, sein Blut gab, die Welt zu retten, alle verirrten Seelen heilig zu machen; seine kleine, weiße Lilie litt ihr Kreuz und gab ihr rosenfarbenes Blut, zwei arme Seelen zu retten, die Satan in den Klauen hielt. Seht, es fliehen die unterirdischen Mächte und Christus triumphiert."

An packender Wucht mögen es andere Werke der Dichterin diesem zuvortun, aber es ist eine größere Kunst, ein Temperament von der feurigen Art Handel-Mazzettis so gebändigt zu sehen, daß es sich nirgendwo seinem glühenden Drang überließ, sondern etwas so Bewegtes, so unerhört in die Seelen Greifendes in eine Erzählung voll ruhiger Klarheit bannte. Daß übrigens der Roman auch nach ästhetischen Gesichtspunkten ein Meisterwerk ist, haben Pötsch, Samhaber, Muckermann, Berger und andere im einzelnen mit feinstem Kunstsinn nachgewiesen. Wir erwähnen nur den geschlossenen Aufbau, das dramatische Leben in den Massenszenen, wie in der Szene im Krug zum bösen Melac, das Festmahl im Hause Walchs, die Weinbergszene, die Hinrichtungsszene. Überall die gleiche Sicherheit in der Gestaltung des Ganzen wie des einzelnen. Aber auch die Einzelszenen belebt dieselbe dramatische Kraft. So die große unvergleichliche Szene zwischen Walch und Sand, die Achse, um die sich die ganze Handlung dreht, und die Aussprache zwischen Walch und Sand. Des weiteren sei hingewiesen auf die feine und plastische Zeichnung der Charaktere, wobei sich die Dichterin der Kunstmittel der Ähnlichkeit und des Kontrastes erfolgreich bedient. Überall bringt die Künstlerin in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens und zaubert uns eine Fülle markiger Gestalten hin, die alle, mögen sie welcher Richtung immer angehören, in irgend einer Form zu Worte kommen. Der ehrliche deutsche Richter, der reaktionäre Intrigant, der herrliche Walch, Gheri, der kluge Arzt mit dem Tirolerherzen, die Mutter Oberin der Englischen Fräulein, Else, der Burschenschaftler Fleute, ganz kalte Leidenschaft, ganz Egoist, u. a. Über allen Fragen der an Problemen so überreichen Epoche aber steht die religiöse, von der aus sich die Lichter auf alle Menschen und Dinge verbreiten. In bunter Mischung sprudeln fast alle deutschen Dialekte hinein und selbst eine Reihe fremder Sprachen klingt in dieser gewaltigen Sinfonie mit. Ein breites Kulturbild aus der Zeit um 1820 wird entfaltet, das wie eine mahnende Stimme für unsere gärende Zeit erscheint.

Der Sandtrilogie folgte der Roman Johann Christian Günther (1928). Wir kennen schon diesen genialen Lyriker und unglücklichen Menschen, der, 27 Jahre alt, an den Folgen seines ausschweifenden Lebens zugrunde ging (S. 586). Sein Lebenslauf ist voll von Kontrasten: Im Keime gutmütig und edel, weich und nachgiebig, sanguinisch, ein Vorbild der Humanität und Menschenliebe, die er als Arzt betätigte, dazu ein reich begabter Poet, daneben aber Mangel an Selbstzucht und weiser Mäßigung, eine Hemmungslosigkeit in der Lebensführung, die schon den Zeitgenossen Anlaß zu scharfem Tadel gab und den jungen Schlesier in Schaffens- und Lebenskraft früh knickte. Kein Wunder, daß solche Kontraste, von dem Dichter selbst als bitteres Verhängnis empfunden und beklagt, zum Nachdenken anregen und zu poetischem Schaffen, zu tragischer (Ad. Bartel, Max Gruber) und romanhafter (Anton Ohorn) Gestaltung Anlaß gaben. Diese seltsame tragische Gestalt, dieser Arme, der schuldig wurde und dann, nach einem Goethe-Wort, der Pein überlassen blieb, die jede Schuld auf Erden rächt, zog auch unsere Dichterin unwiderstehlich an und ergriff in gleicher Weise ihr künstlerisches Interesse wie ihr weibliches und christliches Mitleid. Er erscheint ihr in gewisser Hinsicht als Gegenspieler zu dem „reinen Jüngling" Karl Sand, der aus übersteigerter Sittlichkeit zum Mörder an Kotzebue wird, während Günther der sittlich Entgleiste ist, der in seinen letzten Augenblicken durch Reue und Demut seine Sünden büßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

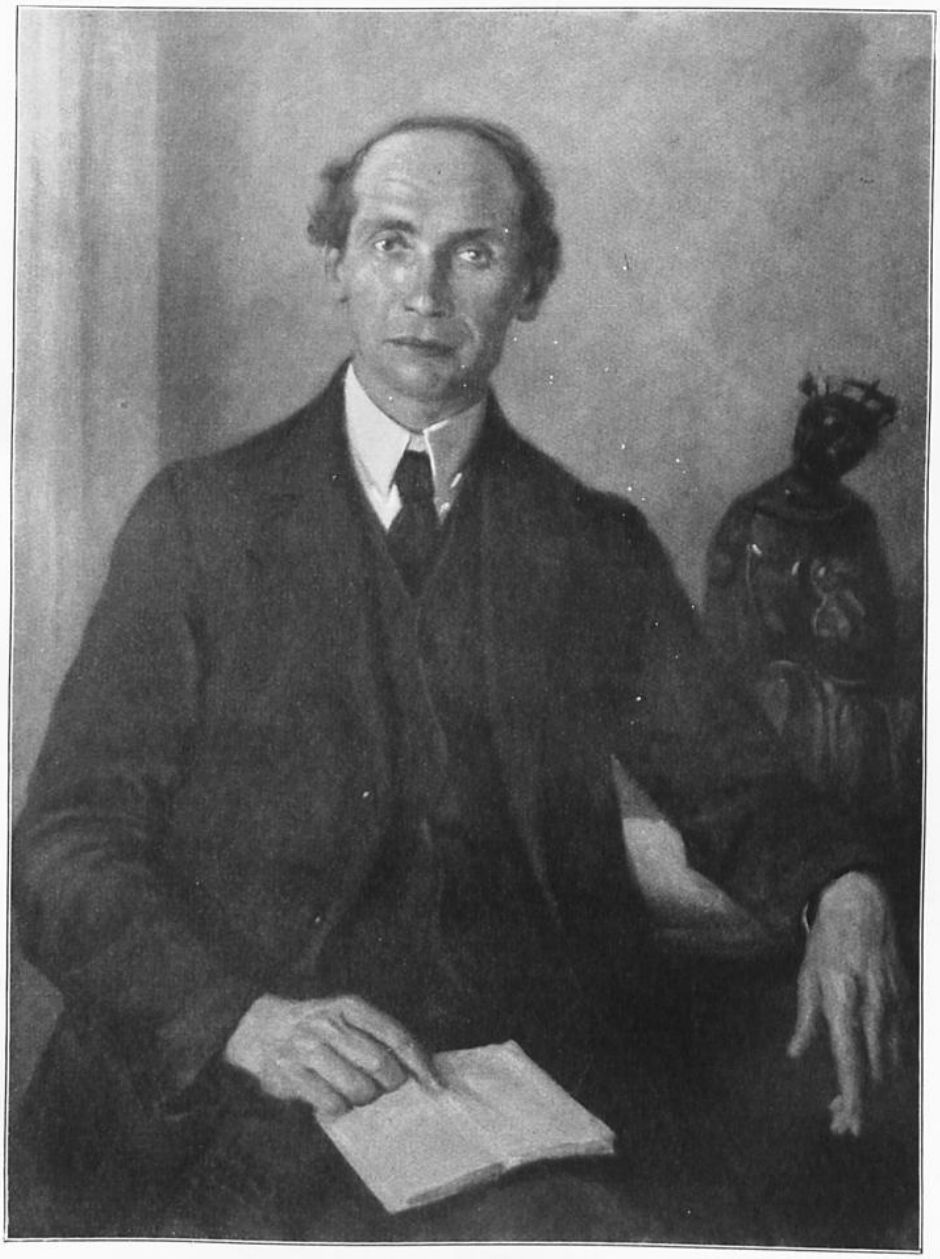
Handel-Mazzettis Günther-Buch zerfällt in zwei Teile, die zwei im wesentlichen verschiedene Sachen zu einem Bande zusammenfassen. Verbunden sind die beiden Teile nur durch den Günther-Stoff. Sie erzählt uns, wie Günthers Gedichte es ihr angetan und ihr Forschen nach dessen Leben angeregt haben, zugleich aber erfahren wir auch, warum das Günther-Buch nicht das ganze Leben, sondern nur seinen Abschluß bringt. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, in jene Tiefen und Abgründe zu steigen, in denen das abwegige Genie mit seinem Dämon rang. Nur Anmerkungen und Erläuterungen über das Leben Günthers geben uns die Grundlage für das Verständnis der Persönlichkeit Günthers, der uns im zweiten Teil als reuiger Sünder entgegentritt und von dessen Vorleben wir aus Selbstanklagen und Bemerkungen seiner Umgebung hören. Dabei bringt Handel-Mazzetti auch manches, was der literarischen Forschung bisher fremd war, und nötigt, diesen Günther an einen viel ehrenhafteren Platz zu stellen, als es bisher üblich war. Außer den für den zweiten Teil des Buches notwendigen Voraussetzungen enthält er auch hervorragend poetische Abschnitte, wie z. B. Günthers nächtlichen Besuch in der stillen Poetenstube und noch vieles sonst. Wir werden Zeugen der inneren Gestaltung der Idee und der Läuterung des Stoffes und seiner poetischen Formung. So wird der erste Teil eine wertvolle Gabe für alle Schaffenden, und aus der schlichten und einfachen Weise, wie sie die langsam sich entwickelnde Liebe zu einem Stoff darstellt, kann auch der Psychologe lernen. Fügen wir noch hinzu, daß wir auch vieles aus dem Leben der Dichterin, aus ihrem Schaffen, von der Entstehung der Sandtrilogie und „Ritas Vermächtnis", und Verhalten zur Kritik und zu ihrem Bekannten- und Freundeskreise erfahren, so werden wir für diesen ersten Teil dankbar sein, mag er sich auch mit dem zweiten nicht zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen und etwas Disparates sein.

In einer Weihnachtskantate Günthers findet sich ein Lob der Jungfrau Maria; er nennt sie dort „das keusche Weib, das der Schlange den Kopf zertrat". Das wird für die Dichterin der Grundstein für den poetischen Bau im zweiten Teil des Buches Günthers Tod. „Ein Marienpreis", schreibt sie, „muß die Legende sein . . . Schon sehe ich die Grundlinien. Günther und Maria, die Zuflucht der Sünder." Günthers Entsündigung durch Marias Vermittlung also bildet das Thema des Romans; wieder also singt sie ein Lied der erlösenden Liebe und diese Melodie ihres Lebens hat sich hier zum Erhabensten und Rührendsten gesteigert. Darin zeigt sich die ganze reife Kunst der Handel-Mazzetti, da sind Szenen, wo der Atem stockt und Tränen in die Augen treten. Das Ganze ist, wie es die Dichterin eben liebt, auf Kontrastwirkung gestellt. Da ergötzt sich in dem stattlichen Patrizierheim der Familie Weigel in Jena bei einem üppigen Taufschmaus eine Gesellschaft von Honoratioren der Stadt an einem Werke des „verkommenen" Poeten, in dem er doch schön und rein von der Würde und Weihe der Mutterschaft spricht. In dem benachbarten Hause aber liegt der arme Günther, dem der Hofrat von Bronnen nur mißgünstig Gastfreundschaft bietet. Durchschauert von der bitteren Winterkälte des ungeheizten Raumes und von dem Schmerz des angeschwollenen und wunden Fußes. Mehr aber noch quält ihn die Erinnerung an sein schuldbeladenes, vergeudetes Leben, das in Visionen an seinem Geiste vorbeizieht. Da tritt an das Bett des Fiebernden und mit furchtbaren Traumbildern Ringenden die Gottesmutter in Gestalt einer armen Bettlerin, den kleinen „Emmanuel" auf dem Arm. Im Füßchen des Knäbleins sitzt in schwärender Wunde ein scharfer Dorn, und Günther, selbst von Schwäche und Schmerz übermannt, erweist ihm als Mensch und Arzt den letzten Liebesdienst, indem er ihm den Dorn herauszieht. Und Mutter und Kind verschwinden, dem Reuigen die Gnade Gottes verheißend. Diese Episode, im zarten Legendenton geschrieben, greift uns an das Herz. Was noch folgt, steigert die Schilderung des Elendes Günthers auf das höchste und bringt eine Schlußszene von erschütternder, quälender Dramatik, die alle Nerven des Lesers schwingen läßt. Es erscheint der gefühlsrohe Professor Boerhavius, der im Menschen nur „klinisches Objekt" sucht und menschlichem Leiden gefühllos gegenübersteht. Für 65 Guineen kauft er den Leib des verlorenen Kranken seinem „Gastfreund" ab, um an ihm zu experimentieren. Schon schärft er die Säge und glüht das Messer, um dem Sterbenden, der nach längerem Widerstreben sich in alles fügt, den Fuß abzuschneiden, und schon beginnt er in das Fleisch zu schneiden. Doch Günther, den Kruzifixus mit den Händen umkrampfend, ist heimgegangen. Aber über dem Totenlager des in Reue und Demut Entschlafenen leuchtet ein schöner Stern, stella maris, und die Bettlerin, deren Kind Günther Gutes getan, erscheint in himmlischer Glorie und führt ihn in das himmlische Land. Dies ist der schöne Ausklang der Novelle. An Konzeption und Anlage reicht sie an die gewaltigen historischen Romane freilich nicht hinan, aber in ihrer edlen und reifen Darstellungskunst und in ihrer mystischen Liebeskraft ist es eine der zartesten Blüten im Garten der Kunst Handel-Mazzettis, die uns zum Danke und zur Bewunderung verpflichtet.

Von einem Erlahmen der Kraft Handel-Mazzettis ist in „Günthers Tod" nichts zu spüren. Das Günther-Buch war, ohne daß sich die Dichterin vielleicht bewußt war, eine Vorstudie der Zeit und der Menschen jener Epoche, die sie in ihrem jüngsten Roman der Quedlinburger Trilogie, in ihrer ganzen geistigen und seelischen Spannweite entrollen will. Frau Maria, ein „Roman aus der Zeit Augusts des Starken" ist das Werk betitelt, von dem der erste Teil, Das Spiel von den zehn Jungfrauen (1929), und der zweite, Das Reformationsfest, 1930 erschienen ist, als mir von der Würdigung des ersten bereits die Korrekturbogen vorlagen und daher eine eingehende Besprechung nicht mehr möglich war.

Die Heldin dieses Spieles ist jene Maria von Bronnen, die in der Günther-Novelle als ein Mädchen erscheint. Vier Jahre sind seit Günthers Tod (1723) verflossen. Sie hat ihren Vater an einer epidemischen Krankheit verloren, gegen die der junge Arzt Günther mit Selbstaufopferung vergeblich ankämpfte; ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Peter Dörfler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter heiratete zum zweiten Male und verlor ein unter Schmerzen geborenes Kind gleich nach der Geburt. Maria erkennt darin eine Strafe Gottes für das Unrecht der Eltern, weil sie aus bürgerlichem Stolz den unglücklichen und todkranken Günther elend haben zugrunde gehen lassen. Um dieses Unrecht der Eltern zu sühnen, ist sie in das seit 1539 protestantische Damenstift Quedlinburg eingetreten, um sich Gott durch ein frommes Leben zu weihen. Die alte, todkranke Pröpstin des Stiftes, Maria Aurora von Königsmark, einstige Geliebte des Königs von Sachsen, erfährt aus dem Tagebuche der Maria von Bronnen das zufällig in ihre Hände kommt, daß sie Günther in ihr kindliches Herz eingeschlossen habe, und wird dadurch zugleich an ihre eigene erste Jugendliebe zu Patkul, dem Märtyrer für die livländische Freiheit unter Karl XII. von Schweden, erinnert, der auch, wie Günther, mit dem Namen „Jesu" auf den Lippen gestorben ist. Dadurch wird ihr Verhalten gegenüber Maria von Bronnen bei den kommenden Ereignissen bestimmt. Die Äbtissin des Stiftes, Maria Elisabeth, Herzogin von Holstein, eine fromme und energische Protestantin, lebt in Zwist mit dem König von Preußen, der die ihrem Schutze unterstehenden Quedlinburger durch seine Besatzung drangsaliert. Sie will sich an den Hof in Wien um Beistand wenden. Da erscheint ein noch verlockenderer Beistand in der Person des Königs August des Starken im Quedlinburger Stift, angeblich, um sich unter den jüngeren Kanonissinnen eine Hofdame für seine österreichische Schwiegertochter, die Kurprinzessin Josefa, in Wirklichkeit aber, um sich eine Maitresse zu erwählen. Er kommt inkognito als Graf von Meißen und wünscht, daß ihm in einem Schauspiele die jungen Schönen zur Schau gestellt werden. Die Äbtissin möchte sich der wertvollen Gunst des hohen Herrn gern versichern, doch auch nicht in eine Sünde gegen die Reinheit einwilligen. Die herrscherlichen Pflichten als Fürst-Äbtissin siegen; sie willigt in den Wunsch des Königs und erkennt die Gefahr des Attentats erst zuletzt, da schon die Hölle nahe scheint, in vollem Lichte. Bedroht durch die Mächte des Feindes aller Reinheit und Keuschheit ist besonders Maria von Bronnen. Sie erntet in dem Spiele ungewollt den lebhaftesten Beifall und erweckt durch ihre jugendliche Schönheit die böse begehrliche Leidenschaft des Königs und die Eifersucht einer ihrer blendend schönen Mitspielerinnen, die sie in Schatten gestellt hat. Gegeben wurde das Schauspiel von den klugen und törichten Jungfrauen. Die Verfasserin des prächtigen barocken Singspiels ist Aurora. Vergeblich hat sie sich bemüht, den Text so zu gestalten, daß er auf den König Eindruck mache, und Maria von Bronnen im Spiele wenig hervortreten zu lassen, um so des Wüstlings Blick nicht auf sie zu lenken. Vor dessen Zudringlichkeit wird das Mädchen gerettet durch den Schleier Christoph Schubarth, der selbst Christian Günther noch gekannt hat und durch sein ganzes Wesen, nicht zuletzt durch die schlesische Sprache vor den Augen Mariens den Schatten des toten Günther heraufbeschwört. Es gilt den Kampf um die Jungfräulichkeit Mariens und diese wird, wie wir schon ahnen können, am Ende der Trilogie als Siegerin hervorgehen. Die eng gedrängte, höchst dramatische Handlung und deren ökonomischer Aufbau, Handel und Wandel der Leute in Quedlinburg, das Treiben der preußischen Besatzung, all das umschließt des Königs Liebesgeschichte. Eine Fülle von Gestalten in grotesker Verschiedenheit tritt auf; die Charaktere alle von Fleisch und Blut, angefangen von der Äbtissin und Aurora bis zu den preußischen Soldaten; jede Figur redet ihre eigene Sprache. Die im ersten Teile der Trilogie mit Meisterschaft gesponnenen Fäden der Handlung führen im zweiten, dem Reformationsfeste, zum Höhepunkte, der nun alles weitere bestimmt. Das leidenschaftliche Werben des „galanten" Königs ist an der reinen Stärke Mariens von Bronnen zuschanden geworden. Die Hauptperson in diesem Bande aber ist die Äbtissin, die, freilich nach schwerem, innerem Kampfe, glaubt, ihr Volk von den Qualen mit der Hinopferung der Ehre und Reinheit Mariens befreien zu müssen. So verstrickt sie sich in schwere Schuld und nicht minder der landfahrende Buchkrämer Christian Schubarth. In seinem Rechtsgefühl verletzt und vielleicht aus einer unklaren Hinneigung zu der verkauften Unschuld will er in der Stiftskirche die Äbtissin ermorden. Die Kugel aber verfehlt ihr Ziel und verwundet Maria von Bronnen schwer. Und nun geschieht Ähnliches wie im „Günther" und in der Sandtrilogie. In Maria erwacht zarte Liebe, die alles daran setzt, den in Haft genommenen und verurteilten Schubarth zu retten. Die harmonische und befreiende Lösung aller Wirrnisse wird uns der dritte Band bringen.

Auf ein freies, fruchtbares Lebenswerk, das noch immer neue Knospen und Blüten treibt, kann auch Peter Dörfler zurückblicken. Eine lange Reihe schöner und eigenartiger Bücher hat er den deutschen Lesern geschenkt und noch immer wird ein „neuer Dörfler" als Geschenk und wertvolle Gabe empfunden. Es ist ein weites, vielgestaltiges Feld, das er bebaut. Er begann mit Geschichten und Erzählungen, die in der Heimat, im Allgäu wurzeln. Schon als Student zeigte er eine auffallende Liebe zur schwäbischen Heimat und deren Geschichte und sein Erstlingswerk ist ja doch auch ein Loblied auf sie. Die Weltgeschichte ist seit den Römer- und Alemannenschlachten durch dieses Land gezogen und hat ihm ihre Spuren aufgedrückt In dieser Landschaft ist Dörfler groß geworden, sie hat ihn zum Mann, zum Dichter gereift. Mit irgend einem Zipfel, wie er selbst sagt, kehrt sie in jedem seiner Bücher wieder. Er fand mit seinen Werken den Weg zum Herzen des Volkes, denn er bietet ihm, was es von einem Dichter verlangt, und gibt es in einer ihm zusagenden Form. Als Dorfpfarrer hat er Land und Leute gut kennen gelernt und die Volkspsyche studiert. Er, der Bauernsohn, kennt sie alle, die Dorfgrößen und Originale, den großspurigen Gemeindevorsteher, die bescheidenen Knechtlein, die fleißigen Jungfern, die leidgebeugten Mütter, die Kinder und vor allem seine Lieblinge, die seltsamen Käuze, die alten Schäfer, die draußen im mitternächtlichen Feld die Stimmen der Tiere belauschen und Zaubertränklein brauen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie alle leben in seinen Geschichten. Da gibt es keine komplizierte Problemstellung und keinen Ästhetizismus, wie die „Moderne“ es will, einfach und geradlinig verläuft die Handlung, durchzogen von Herzlichkeit der Gesinnung und tiefem Mitgefühl des Erzählers. Er liebt die Kreatur und nimmt sich ihrer an, ohne in Weichlichkeit zu verfallen. Seine Sprache, dem Volke abgelauscht, ist erdhaft und bildkräftig, zuweilen herb, immer klar und hell. Was er in seinen Volkserzählungen bringt, ist, wie das Volk es wünscht, jedesmal ein Stück erfühltes Leben, das den Leser begleitet und zum Nachdenken anregt. Und weil wir selber den Ernst des Lebens und seine Tragik nur zu gut kennen und daher beim Erzähler das schalkhafte Lächeln sehen wollen, das dem gütigen Menschen um den Mund spielt, wenn er die Torheiten der Menschen betrachtet, läßt Dörfler auch den sanften Humor spielen und weckt das befreiende Lachen, wenn er mit Heiterkeit die Schwierigkeiten löst, die das Leben uns aufgibt. Er bringt für den Heimatroman und die Heimaterzählung etwas mit, das ihn weit über viele billige Zustandsschilderer und Naturalisten erhebt: die seelische und charakteristische Vertiefung seiner lokalen Probleme, die geradewegs zum Allgemeinmenschlichen, zu den Schicksalsfragen und Fragen der alles verpflichtenden Sitte vorstößt.

Von der einfachen Dorfgeschichte drang Dörfler vor zum Heimatroman. Die ungemein lebendige, überaus reiche, schöpferische und tatenlustige Phantasie aber führte ihn bald hinaus über die Grenzen der schwäbischen Heimat in die geschichtliche und örtliche Ferne und so wurde er auch Verfasser inhaltsreicher und künstlerisch vollendeter kulturhistorischer Romane, zu denen ferne Lande und deren Vergangenheit ihm den Stoff lieferten.

Wir wissen, daß diese Gattung durch das in sie hineingetragene psychologische Raffinement in Verruf kam; durch reiche Handlung es ersetzend, wirkte Dörfler mit an ihrer Erneuerung. An geschichtlichen Stoffen spannt sich sein Geist und seine Phantasie lebendig und reich; aus der Eigenart des Stoffes gestaltet seine Erzählergabe immer gleich jung und unversieglich; in der Stoffverknüpfung wird seine auf dramatische Spannung gerichtete Art zur hohen künstlerischen Form. Mit seiner Phantasie waltet er in der umwitterten Zeit des Absterbens der Antike und des aufkeimenden Christentums, in der syrischen und griechischen Hauptstadt, in den Hainen und Tempelhallen ägyptischer und griechischer Götter, am Bosporus und in Antiochien, in Rom oder Konstantinopel ebenso eigentümerhaft wie in seinem Bauerndorfe oder in Landsberg. „Schon von früh“, sagt er, „durch die Denkmäler der Heimat, durch die Bewegung der „Deutschen Gaue“, die von Kaufbeuren ausging, dann auch durch die Eindrücke des Gymnasiums und der Münchener Universität wurde ich an die kulturellen Werte der Heimat gewiesen. Aber derselbe Studiengang, der mir nicht nur durch Bücher, sondern auch durch lebendige Anschauung die Stätten der Antike zeigte, erfüllte mich mit Geschichte, mit der Vorstellung vom Weiterleben toter Völker, von dem Raunen und Reden, das aus den Friedhöfen der Kulturen emporbringt.“ Ob Dörfler nun in die Historie hinabsteigt und erlebnisstarke Schicksale schildert oder ob er aus dem bäuerlichen Alltag besondere Gestalten heraushebt, immer ist die Größe seiner Helden so überzeugend, daß ihre Geschicke den Leser mitreißen und entzünden. Seine Persönlichkeit war stark genug, allen Volksschichten etwas zu geben, den gelehrten und ungelehrten.

Schaffend aus blutvollem Volkstum, aus Tradition, Geschichte und religiösen Motiven steht Dörfler heute durch den Reichtum und die bewundernswerte Vielseitigkeit seines Werkes in der vordersten Reihe unserer Dichter.

Er wurde am 29. April 1878 als Sohn eines Bauern in Germaringen im bayerischen Schwaben geboren, absolvierte das Gymnasium in Augsburg, studierte in München katholische Theologie, wurde Priester, wirkte als Pfarrer in Landsberg am Lech, setzte in Rom unter de Waals Leitung seine archäologischen Studien fort, unternahm viele Reisen und lebt in München als Inspektor der St.-Marien-Ludwig-Ferdinand-Erziehungsanstalt.

Schon in seinem Erstlingswerke Als Mutter noch lebte (1912) zeigte er sich als gottbegnadeter Dichter. Klarheit und Schärfe in der Erfassung und Darstellung des wirklichen Lebens, gemütvolles Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

senken in das Kleine und Feine, echter Humor, erstaunliche Sicherheit und Anschaulichkeit der Personen und Naturerscheinungen machen dieses hohe Lied der Mutterliebe zu einem der schönsten Werke unserer neueren Literatur. Das Buch weiß außerordentlich vielseitig anzuregen und Leser aller Altersstufen und Gesellschaftsklassen zu fesseln: Die Gereiften, die gern in des Lebens Frührot zurückschauen, die Städter, deren geheime Sehnsucht nach ländlicher Ruhe und Frieden steht, die Landbewohner, die sich selbst und ihren Lebenskreis hier in poesievoller Verklärung schauen, den Gebildeten, der sich für das weite Gebiet der Volkskunde interessiert, und, wer sich, von Beruf oder Neigung getrieben, mit der Erziehung befaßt, kann hier Psychologie lernen. Seligkeit und Leid eigenen Erlebnisses haben dieser Seelengeschichte von Mutter und Kind die selbstverständliche Form gegeben. In diesem Werke ruhen die Keime zu allen folgenden Volkserzählungen Dörflers, an Wärme und Innigkeit aber ist ihr keine mehr gleichgekommen. Daher ist es denn auch begreiflich, wenn trotz der reichen und reifen literarischen Ernte Dörflers seine zahlreiche Gemeinde doch am liebsten wieder nach diesem Buche von dem kleinen Friedel zurückgreift. Was ist das für ein prächtiger, noch nicht einmal zu einem richtigen Abschützen herangewachsener Junge in seinen kurzen Höschen! An welchen wunderlichen Plänen, Gedanken und Gefühlen webt und spinnt diese Kindesseele, und wie wird sie sorgsam betreut von mütterlicher Liebe, die aus ihrem Herzen strömt, das allzuschwer am Leben trägt und unter seinen Schicksalsschlägen zusammenbricht. Sie ist nicht wie Verena, Federers Mutter, den harten Aufgaben des Lebens gewachsen und scheidet verdüstert und von Schwermut ergriffen von ihrem Friedel, als ihm der Sinn des Lebens aufzudämmern beginnt. Der Mutter Phantasie, Sagen und Märchenwelt aber leben in dem Sohne fort.

In dem Buche Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich (1915) läßt Dörfler das gewaltige Völkerringen vom ersten Mobilmachungstage bis in die Mitternachtstunde der Christnacht im Leben, Sorgen, Bangen und Arbeiten eines weltabgelegenen bayerisch-schwäbischen Dorfes sich widerspiegeln. Von Liebe durchwärmt und von starker Gottesfurcht erfüllt, wird das Buch viele Kriegsgeschichten überdauern. Ein starkes Geschlecht, dessen stilles Heldentum im Gottvertrauen wurzelt, ist es, das der Dichter uns vorführt. In zarter bräutlicher Liebe hofft die Lehrerstochter Zensi auf die Wiederkehr ihres Karl, der als Leutnant im Felde steht. Als gefallener Held wird er im schwarzen Sarge in das Dorf getragen. Da bricht Zensis Herz, weil sie „zuviel Seele und zu wenig Leib gehabt hat. Der alte Vater aber weiß sich in die Heimsuchung Gottes bald zu finden und der Sepp, dem beide Augen ausgeschossen sind, hilft sich über das Unglück mit dem Satze hinweg: „In Gottes Namen! D' Sonn' geht unter, d' Sonn' geht wieder auf, Mein Sonn' ist jetzt halt' s Ewige Licht! Werd's wohl erwarten können". Wohl hören wir auch unverständiges Weibergeklatsch, sehen Wirtshauskumpane und Geizteufel, wenn der Pfarrer Liebesgaben sammelt, aber über alles unverständige, ängstliche Sorgen trägt der gesunde Sinn, die starke sittliche Kraft den Sieg davon. Aus dem abgelegenen Dorfe führt Das Sonnenwendfest (1915) in ein Dorf, das, ein Vorort der Großstadt, schon von deren Genußleben angekränkelt ist. Nichts mehr von dem Frieden des Dorfes, keine leuchtenden Kornfelder glänzen herein in das wüste Treiben; düster ist auch die mit dramatischer Lebendigkeit sich abspielende Geschichte von zwei Brüdern, den Söhnen eines Tischlers, die Opfer des Alkoholgenusses werden und der Mutter dadurch das Herz brechen. Die unter dem Titel Erwachte Steine (1916) vereinigten vier Novellen sind ein Preis männlicher, starker Gesinnung, mit der unsere Väter und fast noch mehr unsere Mütter die herbe Not des Krieges bezwangen und sollen uns trösten in der schweren Kriegszeit. Der Dichter erzählt von Kriegsnöten der Hunnen- und der Schwedenzeit, von solchen der Jahre 1705 und 1800. Damals ging Not und Drangsal den Klosterleuten von Wessobrunn, den Städtern und Dörflern in und um Landsberg a. Lech geradezu auf den Leib. Wenn wir im fast unberührten Heimatland Gesicherte heute verzagen wollen, verdienen wir Schelte „wie ein Kind, das über ein Steinchen im Schuh verzweifeln will, während die Väter ruhig und tapfer auf der Folter lagen und sich Arm und Bein ohne Verzagen abnehmen ließen." Nicht der Dichter selbst berichtet, sondern er läßt Denkmäler der alten Zeit erzählen: den Hunnenstein, eine vom Franzosenfeuer geschwärzte Steinplatte oder phantasiemäßig in die alte Zeit zurückversetzte oder aus ihr hervorgehende Personen. Ein eigenartiger feiner Humor durchwürzt die Geschichte vom Krausen Ulrich (1915), der wegen seiner tollen Streiche in der Heimat sich nicht besonderer Beliebtheit erfreute, im Felde aber seinen Mann stellt. Doch nicht seine Heldentaten bilden den Inhalt, sondern die Zeichnung besonders charakteristischer Dorfbewohner, die über Ulrichs Vorleben geradezu Gericht halten, als die Nachricht von seinem Heldentode eintrifft. Auch die anderen Kriegsgeschichten des Bandes, wie „Die Spionin", „Mutter lach!" „Die drei Fräulein", „Das Seidenhöschen", die letzten drei tragischen Inhalts, zeigen des Erzählers Kunst der Charakterzeichnung und scharfe Beobachtungsgabe. Überall ein packender Stoff, echt künstlerische Darstellung und veredelnde Wirkung.

Die Wurzeln des Erzählers Dörfler liegen im bäuerlichen Volkstum und der damit verbundenen, natürlich gewachsenen Religiosität, die Krone aber strebt ins allgemein und groß Menschliche. Erzählungen des Bandes Dämmerstunden (1916), wie die Geschichte von der Mutter, die mit Blumen den verlorenen Sohn wieder gewinnt, vom Pfarrer, der den Vater abhält, den Buben, der nach dem Tode der Mutter auf dem Baume den Sang der Lebenslust ertönen läßt, zum Schweigen zu bringen: „Laß ihn, er sitzt beim Herrgott auf dem Baum, der tröstet ihn, und da dürfen wir nicht hineinpfuschen," oder die Erzählung von dem Kaplan, der auf dem Versehgang einem Trunkenen begegnet und in dessen Gestammel hinter dem Schmutze dieser Seele die Schönheit — ein Gottesebenbild entdeckt, sind Konzeptionen, wie sie auch Storm und Rosegger hätten fassen können. All diese Geschichten gleichen einem gerade durch schlichte Schönheit entzückenden Feldblumenstrauß und wirken erhebend und ergreifend. Alles ist äußerlich und innerlich gesehen und kommt darum lebendig zur Anschauung. An die Mutter in Dörflers Erstlingswerk gemahnt die Mutter in der Erzählung „Ihr Fest". Nüchtern geht sie zum Kirchfest über Feld, erquickt dort ihre Seele mit den aus Predigt, Hochamt und Kommunion fließenden Gnaden, schenkt die paar Pfennige einem Stelzfuß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kauft mit den paar Nickeln für die Kinder daheim Kirschen und eilt, selbst nüchtern, heim, wo sie von den Kindern gefeiert wird. Es sind Alltagserlebnisse, die Dörfler erzählt, aber nur Dichteraugen finden sie und Dichterhände können sie gestalten; auch die Kindererlebnisse, die Dörfler in fünf Geschichten erstehen läßt, entdeckt nur das in die geheimsten Herzensschächte dringende Empfinden des Künstlers. So wird mit äußerst zartem Nachempfinden ein ungemein heitles Bürschlein erfaßt, dem vor allem Fremden und Häßlichen ekelt und der an einem kranken und krüppelhaften Mädchen die Lieblichkeit der seelischen Schönheit erfährt und dessen treuester Pfleger wird. Dazu gesellen sich meisterhafte Naturszenen voll Farbenglanz und Stimmungszauber.

Verweilte Dörfler in seinen früheren Erzählungen noch gern behaglich in der Idylle, so zeichnen sich die Geschichten der Sammlung Am Eichentisch (1926) durch raschen Fortgang der Handlung aus. Es sind da Perlen geformter Erzählungskunst, die nicht selten zur geschlossenen Kunstform der Novelle sich erheben („Marienseele", „Vaters Hände", „Die Studentenmutter"). Sie beruhen auf eigenem Erleben und Erinnern des kindheits- und volksfrohen priesterlichen Dichters. Das gibt ihnen die innige Wärme, die Milde bei aller Tragik, die manchmal dunkel aufklingen will. Das bäuerliche Leben mit seiner Problematik dringt aus allen diesen in gepflegter und geschmückter Sprache gegebenen Erzählungen und Skizzen, die alle fesseln, oft nachdenklich stimmen und zuweilen eine ethische Tendenz durchklingen lassen, wie z. B. die Geschichte von den drei vom Duft und Zauber der Volkssage umwobenen Mägden, die alles Unrecht ihrer Familie mit Aufopferung ihres Lebensglückes gut zu machen suchen. Des Dichters Phantasie offenbaren der Traum des alten Bauern und sein Sterben in „Ernte" und der „Paradiesesshof", ergreifend wirkt die am Ende des Dreißigjährigen Krieges spielende Kindergeschichte „Friede". Viel katholisches Denken mit seinen sinnigen Volksgebräuchen wird in all diesen Erzählungen geboten.

Seinem Erstlingswerke ließ Dörfler den Roman La Perniciosa, jetzt betitelt Die Verderberin, folgen (1914), zu dem ihm sein Aufenthalt in Rom den Stoff brachte. Die Campagna, das Land der Ruinen und Rätsel, das unheimliche Grab von Städten, aber auch die im Sonnenschein flimmernde und glitzernde Prunkdecke, die die ewige Roma umhüllt, tritt uns in diesem Buche vornehmlich als „Pernizioſa", als Fieberfurie entgegen. In ihr erfüllt sich das Schicksal des Jünglings Romolo. Hier hat er, kaum zum eigenen Bewußtsein erwacht, das Vaterhaus und später Mutter und seine Schwester Virginia verloren. Von der Mutter, einer Medeagestalt, in deren Herzen Haß, Rache und Menschenverachtung lodern, hat er nie ein Wort christlichen Glaubens vernommen; nur wilden Menschenhaß hat sie in die Herzen der Kinder gesät. Als Findling von Mönchen in ein Kloster aufgenommen, wird er durch die klassischen Studien derart für die Weltbeherrscherin Roma entflammt, daß sein ganzes Sinnen und Träumen darauf gerichtet ist, das Dunkel und Rätselhafte seiner Herkunft zu entschleiern und zu erfahren, ob seine Mutter wirklich eine Römerin gewesen und er also Romano di Roma sei und nicht, wie seine Mitschüler ihn höhnen, dem verachteten Judentum angehöre. Es überfällt ihn die Sehnsucht nach der stillen Campagna und nach dem Grabe seiner Mutter. Doch aus den Sümpfen recken sich Fieberarme, sie halten fest und immer fester . . . Im Malariafieberwahn sieht er an dem gefundenen Totengerippe der Mutter ein Kreuzlein; seine Mutter war also Christin und er daher Romano di Roma. So stirbt er. Der Volkserzähler Dörfler ist in dieser von der Räuber- und Schauerromantik nicht freien, aber spannenden Erzählung nicht zu erkennen. Das Ganze ist durchdrungen von antiker Stimmung, sogar die Sprache. Dunkel und rätselhaft wie die überall in der Campagna zerstreuten Trümmer ist das Geschick der Familie; aber ein feiner Stimmungsreiz weht uns aus dem Buche entgegen und die Figuren Romolo und seine Mutter stehen fest umrissen vor unseren Augen.

Mit der Judith Finsterwalderin (1916) gab Dörfler seinen ersten großen Heimatroman. Er bringt die Entwicklungsgeschichte Judiths, eines Mädchens, das schon in seiner Kindheit in seinem ganzen Wesen von der Umgebung abwich. Ihren zwie- und vielfältigen Charakter im Konflikte mit der Innen-, Um- und Überwelt psychologisch zu entwickeln und einer sittlich-religiös motivierten Erlösung zuzuführen, war offenbar des Dichters Absicht. Judith will sich über ihren Beruf klar werden und findet ihn nach vielem Irren in der Übung der Nächstenliebe. Sie befreit die Stadt von der Gewalt der Feinde und wird während des Wütens der Pest zum rettenden Engel der Kranken. Ein tragischer Tod beschließt ihr Leben, dessen Fehler darin bestand, das Unendliche erreichen zu wollen und nicht zu wissen und zu versuchen, das Endliche erst nach allen Seiten zu verkosten. Der Roman spielt um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, als beutegierige französische Heere das Schwabenland durchziehen. Schilderungen, wie die der Pest, sind mit großer Wucht dargestellt, die Entwicklung des Charakters Judiths verrät psychologischen Scharfblick, aber im ganzen befriedigt der Roman nicht; der Stoff herrscht noch über den nach dessen Gestaltung ringenden Dichter.

Realistik und Romantik verbunden zeigt die Erzählung Der Roßbub (1917). Der verkrachte Bauer Wolkenberger, nunmehr verschuldeter Söldner im Lechtal, lebt in dem Wahne, ein Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes zu sein und eines Tages mit seinen Kindern in ein Schloß einziehen zu können. Unterdessen gibt er seinen ältesten Sohn Christoph in den Dienst des Richterbauern. Er wird als „Roßbub" eingestellt, wird von einem Knechte, der im Richterhofe das Kommando führt, mißhandelt, entflieht und geht in Begleitung eines Scherenschleifers lechabwärts dem Oheim entgegen, der als reicher Mann aus Ungarn kommen soll. Der Oheim kommt wirklich, Christoph kann aber nicht mit ihm sprechen. Er kehrt nun wieder der Heimat zu, trifft im Walde den dämonischen Knecht, der eben den neuen Roßbuben mißhandelt, und erschlägt ihn. Im Vaterhause trifft er den Oheim; dieser aber hat Roß und Geld im Spiele an einen Zigeuner verloren. Von ihm überredet, tritt der Wolkenberger mit ihm und dem Schleiferkarren und dem Schleiferhund, die beide von seinem Reisegefährten nach dessen Tode als Erbe bekommen haben, die Reise nach Ungarn an. Christoph aber wird vom kinderlosen Gutsbesitzer adoptiert. In poetischer Sprache erzählt und mit Humor durchsonnt, bereitet die Erzählung eine vergnügte Stunde für jedermann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wirkliche Ereignisse behandelt Dörfler in dem Buche „Peter Farne, ein Abenteuer wider Willen" (1922). Der Held und sein Geschick gehört der Missionsgeschichte an. Die religiöse Kraft dieses Menschenschicksals bleibt in der künstlerischen Behandlung gewahrt und es finden sich darin Stellen die der zwingende Ausdruck des Höchsten sind, was der Mensch erreicht: in völliger Verlassenheit und unberührt um der Reinheit der Seele willen stärker zu sein als der Tod. Von türkischen Seeräubern zum Sklaven gemacht, wird der Franziskanerbruder in die Sahara verschleppt. Befreit, dringt er südwärts durch Wüste und Urwald zum Kongo vor. Auf der Heimreise scheitert er und lebt monatelang auf verlassener Felseninsel. In die holländische Heimat gerettet, stirbt er, erschöpft von den Mühen, Entbehrungen und seelischen Hochspannungen seiner abenteuerlichen Fahrten. Der Held der Novelle Die Braut des Alexius (1926) hat die Alexiuslegende auf seinem Pulte liegen. Er verläßt seine Braut nicht wie Alexius aus religiösen Gründen, sondern zieht sich in die Bergwelt zurück, um seiner literarischen Arbeit zu leben, von der ihn das zerstreuende Leben in der Stadt abzieht. Die selbstgenießerische Einsamkeit mit der Seele, das eigene Selbst ist ihm die Braut, mit der er ganz eins werden will.

Auf dem Mutterboden seiner dichterischen Kraft sehen wir Dörfler wieder in dem Bauernroman Der ungerechte Heller (1922), einem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens. „Der ungerechte Heller frißt durch sieben eiserne Teller! Triumphiert nicht, die ihr fett geworden seid durch Unrecht . . . wenn ihr bis ins hohe Alter auf fetten Höfen sitzet: Eure Söhne, eure Enkel werden mager sein und furchtbare Jahre erleben und keine Suppe mehr löffeln können, da die Teller durchlöchert sind." So ruft der greise Pfarrer am Grabe des Vorstehers in das unermeßliche Leichengefolge des Lechbauern. Am ungerechten Heller klebt ein Fluch, der wie ein Erbe von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt. Das zeigt sich an einer alten Sägemühle, in deren Besitz der Student Strudel auf ungerechte Weise gekommen ist. Was aus der Sagemühle stammt, leidet an dem Flucherbe Strudels. Der Sägemüller geht dem Bankrott entgegen, der Vorsteher kann trotz des inneren Dranges nicht zum Studieren kommen und verzehrt sein Leben im Schlichten von Rechtshändeln, der Bruder des Sägemüllers wird Kurpfuscher und Säufer, auch der junge Gide kann trotz seines Verlangens nicht die Schule besuchen und die Waisenmeisterin erschlägt ihren Mann. Schließlich wird die Mühle ein Raub der Flammen, die der alte Müller entfachte. Nur die nicht entartete Müllerstochter Fränze findet einen Bräutigam und Glück und beide, vom Fluche befreit, begründen ein neues Geschlecht. Der Hauptwert des Romans liegt nicht in der Handlung, sondern in der Gestaltung der Charaktere, und welche Fülle von echten Dörflergestalten tritt darin handelnd auf: besitzstolze Bauern, kraftstrotzende Burschen, abenteuerliche Flösser und Fischer, gütige Mütter, heldenhafte Mädchen, alle scharf geschaut und mit der Natur aufs innigste verwachsen. Die Sprache ist mit sinnlicher Anschauung gesättigt, überwältigend die Zeichnung einzelner Szenen, wie z. B. der Wolkenbruch, das Hochwasser, das nächtliche Bekenntnis der Gattenmörderin, das Begräbnis des Vorstehers, kurz es ist ein Buch, das Gotthelfs Bauernromanen würdig an die Seite treten darf. Schuld und Sühne, ein Stück Raskolnikoff, hat der Dichter in das Märchen der Heimat gestellt in der Erzählung Stumme Sünde (1922). Mysterium iniquitatis, das Rätselhafte, Unerklärliche, das menschliche Sünde und Bosheit an sich haben kann, ist das unheimliche Thema. An einem schwülen Sommertag hat der Schäfer in einsamer Feldkapelle an einem Bettelkind gefrevelt. Die Schuld liegt tief auf dem Grund seiner Seele, er fühlt, daß nur das Bekenntnis seiner Schuld ihm den Frieden mit Gott geben kann; aber die Scham verschließt ihm den Mund; dazu kommt sein von Natur aus und durch lieblose Behandlung von seiten der Stiefmutter noch mehr verschlossenes Wesen. Sein ganzes Leben wird von innen heraus von dem vergeblichen Kampf der Bekenntnispflicht gegen seine Stummheit zerfressen und auf dem Sterbebette bricht ihm über dem Bekenntnisse das zermürbte Herz. Man kann mit Stang zweifeln, ob das Geheimnis der Bosheit ein künstlerischer Vorwurf ist und ob der stumme Schäfer nicht mehr den Eindruck eines psychologisch Gehemmten macht als den eines geheimnisvoll Boshaften, denn er bäumt sich nicht, wie man von einem solchen erwartet, dämonisch unbegreiflich auf gegen Gottes unendliche Weisheit Güte und Macht, sondern bricht ohnmächtig zusammen. Und des weiteren, erwartet man nicht zum Schlusse eine Entspannung? Das Ganze ist eben in das Dichterische erhoben, zur Legende, die erschütternd wirkt. Verstärkt wird die schauerliche Seelenmelodie durch die mächtige Symphonie der Natur, in die der Dichter das Ganze hineinkomponiert hat. Die Einsamkeit der weiten Natur, Wald und Flur, Wetter und Gewitternacht, die Farbe und Stimmung wechselnder Jahreszeiten, die Tiere, Blumen, Bäume — alles tönt, alles begleitet in erhaben schöner Symbolik die Seele auf ihrem Leidensweg und drüber klingen die Glocken des Himmels.

Ein einziger Hymnus auf die schwäbische Erde und die Algäuberge ist die Erzählung Die Papstfahrt durch Schwaben (1923). Ihr liegt ein weltgeschichtliches Ereignis, die Rückreise des Papstes Pius VI. im Jahre 1782 von Wien durchs Algäu und sein Verweilen in Augsburg zugrunde. „Fahrig", in einer Kutsche mit acht Schimmeln werde der Papst kommen; so verkündigt es der Pfarrer seiner Gemeinde. Daraufhin kommen die Leute selbst aus dem entlegensten Dorfe nach Augsburg, um den Papst zu sehen. Darunter auch ein seltsames Dreigespann: Kaspar Bonenberger, ein einsiedlerisch hausender Kauz mit einigem Verständnis für das Latein, ein Bücherwurm und Menschenverächter und dabei von einem fanatischen Reformdrang beseelt. Er murrt über den Staat des reisenden Papstes; wie Petrus, einfach und schlicht „mit der Buckelkrätze" soll er kommen, nicht aber in der fürstlichen Karosse, gezogen von acht Schimmeln. An diese Rückkehr zur apostolischen Einfachheit will er den Papst ermahnen. Dagegen freut sich der Student Balthes auf den welschen Prunk. Der Schneider Stanes, der dritte im Bunde, der überall Gespenster sieht, hofft vom Papste kraft seiner Banngewalt Befreiung von seinem Leiden. Die drei kommen in Augsburg an. Kaspar wird beim Anblicke der Vorbereitungen zum Empfange von Mitleid mit dem Papste ergriffen, da er meint, er würde sich mit der Buckelkrätze wohler fühlen als in der Karosse und wartet die Ankunft des Papstes gar nicht ab. Stanes liegt während des päpstlichen Besuches krank darnieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und fühlt sich in Traumgesichtern von den ihn plagenden Geistern durch den Papst geheilt. Der Student aber, ergriffen von der Sehnsucht nach Italien, zieht im Gefolge des Papstes nach Rom. Begeisterte Liebe zu Volk, Heimat und Vergangenheit, Drang zur Ferne, Begeisterung für Italien und Rom hat dem Dichter den behaglich ausmalenden Pinsel geführt. So ist die glänzende Beschreibung der Papstfeier bei seiner Pflege des Zeitkolorits zu einem gutgetönten Zeitgemälde geworden. Die warme Seele des Buches aber ist die Heimatliebe; selbst der Papst wird beim Anblick der prangenden Sommerfülle Schwabens von Staunen erfaßt und ruft aus: Terra benedicta, terra benedicta! Wie ein Heldenepos liest sich die „alemannische Mär" Siegfried im Algäu (1924). Der Augsburger Bischof Lanto zu Ludwigs des Frommen Zeiten will dem heiligen Mang, dem Apostel des Algäus, in Füssen eine neue Kapelle erbauen und anläßlich der Übertragung der Gebeine des Heiligen ein kirchliches Fest großen Stils veranstalten. Am Abend des Festes lagert sich die weltlich-geistliche Menge bei düsterrotem Fackelschein tafelnd und zechend nach alter Germanen Brauch unter freiem Himmel. Da erhebt sich Udalarich von Roßhaupten, ein reckenhafter Nimrod, Trinker und Sänger, schwingt das Methorn und erzählt die wundersamen Begebnisse aus dem Leben des heiligen Mang, des Drachenkämpen und Siegfried des Algäuerlandes. Wie in seinem Vortrage Heldenhaftes und Frommes, Heidnisches und Christliches sich mischt, wie er den heiligen Mang zeichnet, der gleich einem Recken des Nibelungenliedes trotzig der ihn anstürmenden heidnischen Welt, den feuerspeienden Drachen, Schlangen, bärenreitendem Heidenvolk, all dem Teufelsgetier und Menschengezücht gegenübersteht und im Namen Gottes alles niederwirft, zeugt von der erstaunlichen Phantasie des Dichters und entspricht dem geheimnisvollen Dunkel der dichtenden Volksseele. Und all das wird in einer glutvollen Sprache vorgetragen, und damit so recht der Stil des Volksepos zum Ausdruck komme, kehren dort, wo das Erzählen und Lauschen durch das Trinken unterbrochen wird, gleiche, großgesehene Motive formelhaft wieder. Neben den groß umrissenen holzschnittartigen Figuren und Begebnissen fehlen in diesem Prosaepos auch geistigere Köpfe nicht und auch der Humor kommt zur Geltung. Köstlich sind die geistlichen Herren, in denen sich Größe und Menschliches oft ergötzlich mischt. Mit Recht wird diese trotz des bunten Inhaltes doch einheitliche Dichtung von vielen als eine der besten Schöpfungen Dörflers bezeichnet.

Mit der Erzählung Das Geheimnis des Fisches (1917) wandte sich Dörfler dem Kulturkreise der christlichen Jahrhunderte zu, die den Zusammenstoß des jungen Christentums mit den Mysterienkulten und der Gnosis darstellen. Daß Dörfler als Archäologe mit der Vorzeit wissenschaftlich vertraut ist, ließ schon der Roman „Die Verderberin" erkennen. Jetzt aber zeigt er durch ein paar Bücher, daß er die religionswissenschaftliche Forschung über die Frühzeit vollkommen beherrscht, nur ist bei ihm unter den Poetenfingern die nüchterne Gelehrsamkeit zu blühendem, dichterischem Leben geworden. Gewissermaßen eine Vorbereitung zu den großen Romanen ist diese kleine Erzählung. Ein vornehmer Römerknabe, umgeben von Lug, Trug und Falschheit, ist trotz seines Reichtums nicht glücklich. Durch einen neuen Hauslehrer wird er in das Geheimnis des Fisches eingeweiht. Sein Martertod führt Thomas in die Reihen der Christen. Dieser kleinen Erzählung folgte, wieder ein Vorspiel, Der Rätsellöser (1920), „Erzählungen und Legenden". Ihr Schauplatz ist das für die Entwicklung der großen Weltreligionen so wichtige Gebiet von Ägypten bis Kleinasien in der Epoche der entscheidenden Krisis, der „Fülle der Zeit". Dieses religionsgeschichtliche Gemengsel, entsprechend der damaligen Gärung, vom Kulte der Isis und der Kybele wird leider so gelehrt und philosophisch vorgetragen, daß diese Legenden mit ihren vornehm-hohen Gedanken und der gewählten Form zwar unseren Geist ergreifen, aber das Herz nicht warm machen.

Diesen beiden Vorübungen folgte der große Roman Die neuen Götter, der später gründlich umgearbeitet wurde und nun statt 795 Seiten 608 zählt (1926). Man darf ehrlich bewundernd vor dieser so fleißigen wie gründlichen Arbeit stehen, die dem Werden der Kirche zur Zeit der Kaiser Hadrian und Marc Aurel gewidmet ist. Noch ist der hellenische Kult mächtig, aber schon überschwemmen und ersticken ihn die orientalischen Mysterien, saugen das zur Dauer Vorbestimmte aus ihm und suchen sich gleichzeitig durchzusetzen. Den objektiven Menschen jener Zeit mußte auch das Christentum nur als eine der vielen orientalischen Sekten erscheinen, deren Anhänger ja auch wie bei den anderen „Sekten" an die göttliche Inspiration wie an ihre Dauer glaubten. Der Gnostizismus, der den Anspruch erhob, die reine christliche Lehre zu haben, zog gerade die feinsten und spirituellsten Köpfe an. In diesem Durcheinander von Weltanschauungen und Lehrmeinungen, des Zerbröckelns und beginnenden Verfalls, des in Genuß, Literatentum, Sophisterei und Mysterienwesen verstrickten Hellenentums und der sektiererischen Gnosis erstarkte und wuchs die christliche Kirche, geführt und getragen von Männern, die noch zu den Füßen der Apostel saßen, prächtigen Gestalten, unter denen der greise Polykarp die hervorragendste ist. Über dem Trümmerfeld des im Erdbeben versunkenen heidnischen Smyrna wandelt, Wohltaten und Hilfe spendend, die christliche Caritas, verkörpert in Psyche, Tavia und Philomela. Während über das Ruinenfeld des Priesters Stimme singt „Lasset uns immerdar und unter allen Umständen lobpreisen, denn so ist es recht und heilig," spricht der immer zwischen Heidentum und Christentum schwankende Priester Apollonius den Schlußsatz der Dichtung: „Pisis, Elpis, Agape (Glaube, Hoffnung, Liebe); nun weiß ich, was mehr ist als die Grazien und gewaltiger als die Parzen." Der Roman ist ein Monumentalbild von fast berauschender Fülle. Griechen, Römer und Orientalen treten in ihren verschiedensten geistigen Typen auf und gegen sie alle bewährt sich die christliche Idee. Man muß staunen über die Gestaltungskraft, die aus dieser Masse historischen, archäologischen, philosophischen und theologischen Stoffes scheinbar mühelos ein organisches, dichterisches Bild voll üppigen Lebens geschaffen hat, so daß man die immanente Gelehrsamkeit, die ihm zugrunde liegt, kaum inne wird. Und all das bringt der Verfasser, wie Herz in seinem feinsinnigen Essay über das Werk bemerkt, dem Leser nahe wie Gegenwart. „Er führt hinein in die Straßen und auf die Märkte griechischer Städte mit ihrem buntschillernden Treiben, in die Versammlung der Christen wie der Gnostiker und in den Tempel des Äskulap. Im Odeum lauschen wir so gespannt wie die Tausende von Smyrnäern den Reden des ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

feierten Sophisten Palemo. Das Athen der römischen Kaiserzeit erwacht zu neuem Leben und ebenso Olympia, das Herodes Attikos, der gefeierte Redner, Sophist und Wohltäter griechischer Städte, herrlich schmückte. Allerdings, etwas Fremdes und Altertümelndes haftet an dieser versunkenen Welt und ihren Menschen. Die Kühle dieser glanzenden und glänzend gezeichneten Charaktere hat auch der Sprache des Romans etwas von der schimmernden Kühle des Marmors gegeben und den Ablauf der Geschehnisse, wie die Idee des Werkes es forderte, reichlich mit Dialektik durchsetzt. „Nie aber verläßt des Dichters Darstellung die Höhenlinie eines begnadeten Erzählers und Schilderers und mit Recht bemerkt Herz, daß man in den Romanen unserer Zeit lange herumlesen muß, bis man an Stellen gerät, worin dichterische Phantasie und Pathos so hoch emporsteigen wie etwa in der Erzählung vom Tode Palemos, vom Martyrium des heiligen Polykarp, vom Untergang Smyrnas durch Erdbeben und vom Auftreten des christlichen Wanderpropheten, der das Kommen des Herrn und das Weh über die Welt ausruft. Angesichts der plastischen Darstellung des Kampfes von abstrakten Ideen und Idealen tritt einem der Name Wieland auf die Lippen, doch fehlt die Wielandsche Skepsis des „Agathon" und des „Peregrinus Proteus" völlig, vielmehr blickt überall das treue, wissende und liebende Auge des priesterlichen Menschenkenners ebenso bedeutsam hervor wie die Freude des Kulturphilosophen an den Geistesstürmen längst vergangener Zeit und die ernst-sachliche Anteilnahme des Epikers an dem Reichtum einer versunkenen materiellen Kultur. Dem rückschauenden Christen unserer Tage aber auf die geschilderte unruhige und verheißungsvolle Zeit wird eine erstaunliche und befriedigende Offenbarung; er sieht die Kindheit seiner ewigen Mutter und mag Stolz und Zuversicht aus dieser geistigen Schau in seine schweren Tage mit hinübernehmen, zuversichtlicher in die Zukunft blicken und in reichem Maße praktischen und idealen Gewinn aus diesem geschichtlichen Roman schöpfen.

Wie in den „Neuen Göttern" ist Dörflers weltumspannender, weltgeschichtlicher Blick auch in seinem jüngsten Roman Die Schmach des Kreuzes (1927) wieder lebendig geworden. Das Weltgeschehen der ersten Dezennien des siebten Jahrhunderts geht in breitem Strom durch den Roman und wirft seine Wellen in eine große Zahl von Einzelleben. Es sind die Zeiten der arianischen und nestorianischen, der monophysitischen und monotheletischen Irrlehren und in ihnen spiegelt sich das Völkerringen, das uns Dörfler vor Augen führt. Indem Dörfler aus dem Studium der Archäologie schöpft, rückt er uns als Dichter das weit Entfernte in die unmittelbare Gegenwart und die Frage nach dem neuen Aufgang oder Untergang des Abendlandes hat uns in mannigfacher Weise schon vor dieselben letzten philosophischen und religiösen Probleme gestellt, die gerade die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung unserer Gegenwart so eigenartig „modern" erscheinen lassen. Die Frage nach der Gottmenschheit Christi ist auch heute die entscheidende Schicksals- und Glaubensfrage des Abendlandes und die von Dörfler aufgerufenen Jahrhunderte zeigen uns gerade die Glaubenskämpfe um diese entscheidende Frage. Im Mittelpunkt des mächtig ausladenden historischen Romans Dörflers steht die von der byzantinischen Volksliteratur und von der französischen und deutschen Legendendichtung des Mittelalters verklärte Gestalt des oströmischen Kaisers Heraklius. Er ist ein Sohn der Wüste, ein Beduine Karthagos, der den Geist römischer Zucht und Selbstbeherrschung in sich aufgenommen hat, wie es in seinen Reden an das Volk und an die Krieger so machtvoll zum Ausdruck kommt. In ihm sieht die Kaiserstadt ihren Helden und Führer aus tiefem Fall zu neuem Aufstieg. Klar steht dem neuen Kaiser seine Lebensaufgabe vor Augen: das oströmische Reich gilt es vor dem Untergang zu schützen und das geraubte Kreuz Christi nach Jerusalem zurückzuführen und die von Irrlehren und vom Heidentum bedrohte Christenheit zu einen. In diesen drei Akten spielt sich die Tragödie ab. Die Exposition dazu bildet die Spottregierung des Phokas, sein Sturz durch Heraklius und dessen persönliche Schicksale. Der Kaiser rückt in das Perserreich ein und dringt bis in dessen Herz vor. Die Avaren wollen ihm in den Rücken fallen und belagern Konstantinopel, müssen aber der Macht des Verteidigers weichen. Heraklius besiegt den Perserkönig Chosroa, der das Kreuz geraubt hat. Die letzte große Schlacht findet auf dem Hügel statt, unter dem die Ruinen von Ninive liegen. Es ist der Höhepunkt im Siegeszug des Heraklius; hier fallen seine liebsten Helden und er selbst wird verwundet. In einer allen Glanz des Orients entfaltenden Pracht wird das Kreuz nach Jerusalem zurückgebracht; Heraklius selbst schleppt es im Pilgergewande nach Golgatha. Und hier hingeworfen auf die Fliesen des Tempels, der auf dem Grunde der Welterlösungstragödie aufgebaut ist, erfährt er die Grenzen aller menschlichen Kraft und die Herrlichkeit des Holzes der Schmach. Dann kehrt er nach Byzanz zurück. Damit hat er sein Lebenswerk vollbracht. Aber seine Kraft ist gebrochen und mit ihr sinkt auch Byzanz, das er aus Not und sittlicher Versumpfung gerettet hat, wieder zusammen. Wo seine Kraft nicht mehr herrscht, erheben sich die Feinde. Persien hat er in siebenjährigem Feldzug zertrümmert, aber die Beute fällt nicht Ostrom zu, sondern dem von den Arabern getragenen Mohammedanismus, in dem ein furchtbarerer Feind ersteht als in den das Feuer anbetenden Persern. Heraklius will die in Monophysiten, Nestorianer und Orthodoxe gespaltene Christenheit gewaltsam durch die neue Formel von „einem Willen" einigen und spaltet sie durch diese monotheletische Irrlehre nur noch mehr. In diesen Mißerfolgen, Enttäuschungen, im Irren trotz des besten Wollens und in den Schicksalsschlägen, die seine Familie treffen, liegt eine erschütternde Tragik. Ergreifend ist die Schlußszene, durch die die religiöse Idee, die all das glänzende Geschehen begleitete, zum Ausdruck kommt. Dem sterbend kranken Kaiser wird nach der Eroberung Cäsareas durch die Araber gemeldet, das Kreuz sei gerettet worden und werde nach Konstantinopel gebracht. Der Patriarch forderte den Kaiser auf, ihm entgegen zu gehen. Der Kaiser aber entschuldigt sich mit seiner Erkrankung. Angesichts seines Todes nun fragt ihn seine edle Gemahlin: „Flavius, laß dich etwas fragen. Warum bist du dem heiligen Kreuz ausgewichen?" Darauf Heraklius: „Es war mir nach all dem wuchernden Verrat, als hätte mich sogar das Kreuz verraten. Denn was habe ich mein Leben lang für das heilige Kreuz getan und dann, als ich es erhob, daß es triumphierend über der Welt stand und meine ganze Kraft in seinen Glanz hineingestrahlt hatte, warf es mich in den Staub. Kannst du das verstehen, Martina?" Diese belehrte ihn nun,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Lampe der törichten Jungfrau.

I

Über die Halde herab, die an die Wertach und zu der eng an sie gebetteten Mühle führte, schrillte ein Bernerwägelchen. Der Führmann hatte die Bremse eingelegt und ihr mißtöniges Kreischen und die Angst vor der steilen Senkung des steinigen, von Wasserrinnen quer durchfurchten Sträßchens brachte die städtische Frau, die neben ihm saß, so in Erregung, daß sie bald die Ohren zuhielt und bald am Arm des rosselenkenden Knechtes sich festklammerte. Erst als sie die Nähe der Talsohle und einen bequemen Weg erreichten, wagte sie sich umzuschauen.

Von der Laite herab schatteten hohe, von Wasreben ineinander geflochtene Eschen. Am Sträßchen hinglitt ein tiefer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß er seine Lebensaufgabe falsch gesehen habe. „Du wolltest das Kreuz zum Verräter machen! Siehst du, Flavius, du warst sogar von dem vaterländischen Eifer des Mönches von Studion verführt. Aus heißem Verlangen, die Auferstehung des Vaterlandes von Schmach und Armseligkeit zu erkennen, deutete er sein Gesicht falsch. Er deutete es so, als ob Christus sich seiner Wunden schämte und in makelloser Schönheit zu strahlen begehrte wie Apollo oder ein anderer der heidnischen Götter. Er verkündete die Auferstehung des Kreuzes. Ihr glaubtet, ihr könntet durch Siege und tapfere Taten das Kreuz zum Prunkstück und zum Zeichen ewiger Feste und ewigen Friedens machen. Aber es will immer ein Zeichen des Kampfes, des Leidens, des Opfers, der Schmach und des Ärgernisses sein. Und immer ein Zeichen der Last, die wir tragen müssen. So kämpftest du für Überwindung des Kreuzes, für ein Paradies dieser Welt. Dein Kreuzzug war ganz gewiß für die Sache Christi wie für das Reich, dessen Szepter dir überantwortet ist. Aber deine Begeisterung verführte dich, von Christus einen Sieg zu verlangen, der dich und uns künftig der Kreuztragung enthob. Du trugst in tiefer und dankbarer Demut das Kreuz nach Golgatha. Aber du wolltest es zum Szepter machen und auf den Thron heben. Sieh, da wankte es und senkte sich wieder quer gegen deinen Thron herab und fing wieder an zu wandern, es kommt von seinem goldenen Gefängnis zurück, auf die Schultern der Menschen, auf deine Schultern. Und das wahre Kreuz ist nicht das goldene — das kann ja wirklich einmal von einem Feind verbrannt oder vernichtet werden, sondern das wahre ist jenes Kreuz, das wahre, schwere, blutige Kreuz, das uns auf Erden ein Ostern nur als Gedenkfeier und Sinnbild feiern läßt. Vielleicht schämte sich das heilige Kreuz auf Golgatha, da wir es knickten wie einen Höfling, drum ließ es Schergen mit Geißeln und Nägeln über uns kommen, um es zu befreien!" Die Schmach des Kreuzes brennt in jeder sündigen Menschenseele und der Kampf für das Kreuz ist, wie Braig in seiner tiefgründigen Abhandlung über Dörflers Roman bemerkt, ein Kampf wider das eigene Ich wie gegen die Welt, die sich ihm nicht beugen will. Dieses Doppelspiel bringt die unendlichen tragischen Verwicklungen im Leben des einzelnen wie im Schicksal und in der Geschichte ganzer Völker hervor. Diesen Gang der Schmach des Kreuzes in einer weitabliegenden Epoche hat Dörfler zu gestalten versucht und damit einer Idee, die immer jedes christliche Gemüt entflammt, poetische Form gegeben. In dieser Überzeitlichkeit und Ueberräumlichkeit liegt denn auch das Wesenhafte der Dichtung. Aber auch vom künstlerischen Standpunkte aus kommt ihr hoher Wert zu. Eine Reihe vollsaftiger Figuren tritt uns auf dem großangelegten Zeitengrunde entgegen; so vor allem der gewaltige und heldische Heraklius, der Retter der Christenheit und der Kaiserstadt; er ist die Seele des ganzen Krieges und sein Geist gibt die Linienführung der Geschehnisse und Schlachten. Sein Wille ist aber nur auf das Irdische gerichtet und mußte in seiner Überhebung ins Religiöse verhängnisvoll werden; es wirkt tragisch, wenn er am Abend seines Lebens zur Einsicht kommt, daß er das Kreuz verleugnet habe gerade in seinem Willen zur Verherrlichung des Kreuzes. Er ist eine großangelegte Natur, aber nicht frei von Fehlern; Athalarich, der Sohn seiner Liebe mit einer Barbarin, verfolgt ihn wie sein böser Schatten durch seine ganze Lebensbahn und in seinen letzten Tagen steigen die Schattengestalten herauf aus den Tiefen seines Gewissens und die Schwermut gebrochener Kraft täuscht ihm Erfolglosigkeit seines Lebens und Kämpfens vor. Und doch hat er Byzanz gerettet und den guten Kampf gekämpft, der trotz aller Rückschläge durch die Weltgeschichte hin den Sieg des Kreuzes verburgt. Neben dem großen Charakterbild des Kaisers hat Dörfler noch andere Gestalten mit feinen Zügen gezeichnet; so Eudoxia und Martina, den rauhborstigen und grinsenden Phokas, dann die Würdenträger, Senatoren, Generäle, aufrechte Männer und geriebene Schurken. In Verbindung mit Landschaft und Geschichte treffend gezeichnet sind die Volksindividualitäten der Avaren und Hunnen, der Perser und Armenier, der Türken und Chazaren, der Syrer, Araber, Ägypter und Juden. prächtig ist die Schilderung der Belagerung von Byzanz durch die Avaren, die Vertreibung der Juden aus Jerusalem, der Märsche und Schlachten des kaiserlichen Heeres u. a.

Wir bewundern Dörfler, der in seinen historischen Romanen sich als hervorragender Künstler erwiesen hat, freuen uns aber auch, daß er mit seinem Roman Die Lampe der törichten Jungfrau (1930) sich wieder der Volkserzählung zuwandte, in der seine dichterische Urkraft sich doch am meisten zeigt. Das Buch ist etwas schlechthin Vollkommenes. Im Mittelpunkte steht die Tochter eines schwäbischen Müllers, die, mochte auch das Unheil in immer neuer Fülle den Mühlenhof belagern, an der erkannten Pflicht, das Erbe hochzuhalten, in tatkräftiger Treue festhält und ihre Jugend und ihr idealistisch gestimmtes Innenleben dafür aufopfert.

Großen Beifall finden in der Gegenwart die biographischen Dichter- und Künstlerromane. Nur wenigen Verfassern von Büchern dieser Art ist die Nachzeichnung und Gestaltung eines schöpferischen Genius, seines Erlebens vollauf gelungen. Eines der stärksten Talente ist Erwin Guido Kolbenheyer. Er wurde 1878 in Budapest als Sohn des Ministerialarchitekten Franz Kolbenheyer geboren, entstammte väterlicherseits dem Sudetendeutschtum (Egerland). Nach dem Tode des Vaters übersiedelte er, zwei Jahre alt, mit der Mutter nach Karlsbad, besuchte das Gymnasium in Eger und bezog 1900 die Universität Wien, wo er unter Jodl und Stöhr Philosophie studierte und 1904 promovierte. Von 1915 bis 1918 war er Standesleiter eines Kriegsgefangenenlagers in Oberösterreich. Seit 1919 lebt er mit den Seinen in Tübingen. Kolbenheyer ist kein Schriftsteller, dem die große Menge zuströmt; seine Werke sind nicht leicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu lesen und ihr tiefer Gehalt enthüllt sich nur dem, der sie ernsthaft studiert. Die meisten seiner Romane sind historische. Mit seiner realistischen Phantasie macht er die Vergangenheit lebendig und schafft Romane, die, frei von aller Romantik, einzig Darstellungen von Menschlichkeiten an einem bestimmten geschichtlichen Ort und mit der Prägung dieses Zeitalters, mit seiner Qual und Freude sind, die aber, weil sie allgemein menschlich waren, eben auch uns noch erschüttern und rühren mit ihrem Hauch einmal lebendig gewordener Menschlichkeit. Als objektiver Erzähler hält er sich stets im Hintergrunde und es ist oft schwer, seine persönliche Einstellung zu erkennen. Mit Vorliebe wählt er die Philosophen zum Thema und führt uns durch eine Galerie großer Porträts. Doch genügt es ihm nicht, mit einigen Strichen ein Seelenbild seiner Helden zu zeichnen, sondern er greift zum großen Seelengemälde, arbeitet mit Behaglichkeit und Breite, setzt mit minutiöser Genauigkeit, mosaikartig, Episode neben Episode nicht immer zum Vorteile des Ganzen. Denn mag auch jedes dieser Genrebilder in seiner Art ein Kabinettstück poetischer Malerei sein, das Zentralgemälde hebt sich aus der Umgebung häufig zu wenig heraus. Es fehlt, wie K. Möhlig bemerkt, Kolbenheyer zuweilen der große Rahmen, den wir bei Dostojewski oder auch bei Wassermann bewundern. Über diesen Mangel täuscht auch die farbenfrohe Sprache, die seelenvolle Plauderei und der goldene Humor des Österreichers nicht immer hinweg. Allen seinen Werken aber gemein ist das festumrissene Weltbild, der sichere Griff in die Darstellung und der Ernst in der Behandlung des Stoffes.

Seiner Weltanschauung nach ist Kolbenheyer Pantheist, wie er das schon in seinem Werke Giordano Bruno, Tragödie der Renaissance (1903), den Helden sagen läßt: „Ich glaube an die Göttlichkeit des Alls, Die Göttlichkeit, die in gewaltigem Schwung Der Sterne glanzdurchwobene Bahnen schließt, Und diese Erde aus der Niedrigkeit, die ihr der blinde Menschengeist gegönnt, Als hellen Stern im Weltenwirbel trägt — Die Gottlichkeit, die das Atom beseelt, Sich mit dem Wesensgleichen zu umfangen Und von dem Wesensfremden zu entflieh'n. Das Unerfaßlich Eine, Ungenannte, Das neidlos fühlt in der Unendlichkeit, Das nur dem heil'gen Fühlen sich erschließt."

Nach diesem Drama machte den Dichter der Roman „Amor Dei, ein Spinozaroman" (1908) weiterhin bekannt. Die Darstellung eines ganz verinnerlichten, die reinste Gottessehnsucht verkörpernden Lebens ist mitten hineingestellt in die gewaltig ringende, politisch, geistig, wirtschaftlich stark bewegte Zeit. Ein breites, niederländisch farbenreiches, mit höchstem Glanz und tiefstem Schatten wechselndes Bild des siebzehnten Jahrhunderts rollt sich auf, oft dramatisch bewegt, tragisch erschütternd, dann wieder behaglich, idyllisch bis zur spirituellen Verklärung. Sprache und Stimmung der Niederlande nach ihrer Befreiung sind vorzüglich getroffen. Bewundernswert ist die Kraft, mit der sich Kolbenheyer in eine uns fremd gewordene Zeit und ihre Anschauungen versenkt und sie uns vergegenwärtigt, staunenswert auch die Sprachgewalt, mit der er uns in seinen Bann zieht. Die Stimmung, Farben und Töne dieser Darstellung erinnern an Rembrandt, dessen Gestalt ernst, groß, vom Unglück geweiht, durch den Roman schreitet. Und neben dem Künstler der Denker und Gottsucher Spinoza. Beide, der Maler und der Denker, drücken das Fühlen der Zeit aus, fern und unabhängig voneinander und jeder in einer anderen Sprache: das neue Allgefühl, das Einssein mit der Welt, die zugleich Gott ist. Mit ungemeiner Wärme ist Spinoza gezeichnet. Man merkt, daß Kolbenheyer durch seine Schule gegangen ist und daß er dem Meister und Lehrer ein Denkmal setzen will, wenn es auch falsch wäre, wollte man seine Weltanschauung der des Philosophen gleichsetzen. Die ganze Entwicklung Spinozas vom frommen Juden bis zum pantheistischen Weltgläubigen erleben wir mit; die seelischen Erschütterungen und Kämpfe, die vielfache Resignation, der Mut, das Jasagen zu sich und seinem Beruf im Sinne der Bibel, die Stürme seiner Seele — all das wird nun durch das Wort des Dichters lebendige Wirklichkeit und wir spüren am Ende unmittelbar, wie das Werk, die Ethika, aus diesem äußerlich so stillen, seelisch so stürmischen Leben gewachsen ist. Wenn uns auch Spinozas Lehre nicht zusagt, seine Persönlichkeit ist packend dargestellt. Seine Lehre aber bleibt unanschaulich und wird mehr geahnt als gesehen, was als Mangel an dem Buche gefühlt wird. Mit großem Kunstverstand ist der ewig einsame Spinoza von einer Schar von Freunden und Feinden umgeben, alle wirkungsvoll gezeichnet, die in ihrer Weise den Traum von der Freiheit der Seele widerspiegeln. Neben Rembrandt ziehen Spinozas leibliche und geistige Ahnen am Leser vorüber. Darunter Uriel da Costa, der im Gegensatze zu Spinoza sich bemüht, Jude zu sein, anderseits aber darüber hinausgewachsen ist und, da er keinen Ausgleich zu finden vermag, untergehen muß. Allen Gestalten, mögen sie nun der hohen Diplomatie, den Gilden der Kaufmannschaft oder der Alltagswelt des Kleinbürgers angehören, hat der Dichter tief in die Seele geschaut und sie lebenswahr in das Gemälde hineingestellt, in dem auch das Leben in der dumpfen Luft des Judenviertels, das geschäftige Treiben im Hafen und Kontor und das heitere Wohlleben der reichen Bürger abkonterfeit ist. Wir sehen das Leben der orthodoxen Juden, das Ringen Spinozas, in ihrer Gesellschaft sein eigenes Ich zu bewahren und den Kampf gegen sie siegreich zu bestehen; dazwischen erleben wir blutige Greuelszenen, wie die Ermordung der beiden de Witt und sehen den allmählichen Verfall Hollands, das seine erste Stellung als Handelsmacht verliert, und erkennen, wie aus all dem Wirrsal eine neue Weltanschauung sich losringt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dem an Gedanken reichen, erwärmenden, aber nicht durchweg ergreifenden Spinozaroman folgte als zweiter historischer Roman Meister Joachim Pausewang (1910). Wieder erscheint darin, wenn auch nur in einer Nebenhandlung, ein Philosoph, Jakob Böhme, in dessen Schatten Pausewang steht. Dieser neigt zwar auch zum Sinnieren, aber sein Grübeln wird durch seinen praktischen Menschenverstand in den richtigen Grenzen gehalten. Die Handlung spielt in Breslau und schildert in der Form einer Selbstbiographie die Vergangenheit des Schusters Pausewang. Als Kind kämpft er einen schweren Kampf um die Liebe seines gewalttätigen und doch hochherzigen Vaters, eines ehemaligen Studenten, nun freien Mannes auf eigener Hufe, dem sein verfehltes Leben zu eng ist, und der die Sehnsucht seines anders gearteten Kindes zu spät für sich selbst, nicht zu spät für den Sohn erkennt. Lehr-, Gesellen-, Wanderzeit, Liebe, Ehe folgen auf diese herbe und innerlich reiche Jugend. Mit Interesse folgen wir Pausewang auf seiner Wanderung durch das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges und bewundern die anschauliche Lebendigkeit, mit der er Bilder aus dem Leben der Bauern und der Kleinbürger, von dem Todesmut der Kämpfenden in wilden Schlachten und ihrem Siegesjubel entwirft, und die Virtuosität in der Zeichnung der Charaktere. Am Ende seiner Biographie übersieht der schlichte Pausewang sein einfaches Leben wie eine Mission. Er fühlt sich als Mittler vom Vater zum Enkel; als Bewahrer und Pfleger jener herrlichen Lebenskette, die die Geschlechter aneinanderreiht. Mannigfach sind die Versuchungen für den einzelnen, ein einzelner zu sein. Viele von den Lebensgefährten Pausewangs erliegen ihr und verlieren sich, er aber bleibt seiner Straße getreu und führt in seiner Selbstbescheidung und entsagenden Arbeit schließlich noch die Verirrten. Wieder ist die Wahl der Zeit und der Zustände, in denen sich dieses Leben darstellt, nicht zufällig. Auch hier durchdringt alte, feste Lebensformen, die des alten Handwerks, ein neuer Geist, der dem einzelnen die Verantwortung für sich selber auferlegt und damit neue innerliche Kräfte in ihm entfaltet. Die alte, harte Form einer Chronik, geschrieben in einer prachtvoll gedrungenen, nicht äußerlich nachgeahmten, sondern aus dem Wesentlichen heraus antiquierten Sprache wird beseelt von der gestaltenden Wärme reinen Gott- und Weltempfindens. Freilich: dieser reiche seelische Gehalt geht nicht ganz in der anschaulich-engen chronikalischen Erzählung auf. Er quillt über in jenen Betrachtungen, in denen Jakob Böhmes, des Görlitzer Schusters und Mystikers, „Aurora“ still weiterglimmt. Voll Kraft und pulsierenden Lebens, voll Liebe und Haß, aber auch voll Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, das keinen Namen trägt und doch in der Brust eines jeden guten Menschen schlummert, sind die Gestalten des Romans. „Die Sehnsucht“, läßt Kolbenheyer seinen Meister Pausewang sagen, „öffnet uns die Augen ehender als irgendein geschrieben oder gesprochen Wort. Ja, alle Weisheit ist nur Schatten der Sehnsucht. Sie quillt aus des Wesens Tiefe, strömt vom Herzen und berieselt das Feld. In ihrer Fülle gleichest du Gott in seinem Urgrund, da alles in ihm erschwoll. Was Wunder, daß dir die heimlichen Pforten springen. So bewahre dir deine Sehnsucht rein und du wirst ein staunend Kind bleiben, ob auch deine Schläfe graut. Und alles Wachsen hat nur den Zweck, über sich selbst hinaus zu Gott zu kommen. Wachsen — das ist alles, Gott in uns, Gott der Welten und Himmel. Nit Werden noch Vergehen, nit Rennen noch Ruhen, kein totes Spiel, das in sich zurücke kehrt. Wachsen — vom Ich zum Selbst, und weiter über dein Selbst hinaus! Das ist Weltleben, nur das ist Gott!“ In dem Buche ist alles enthalten, was Kolbenheyers gesamtes Denken und Dichten umkreist. Der kleine Meister Pausewang hat den Gott, von dem er sagt: Gott liegt in keim Bekenntnis — da sein der Wort zuviel.“ Er hat die stille Weisheit: „Alle Weisheit ist nur ein Schatten der Sehnsucht.“ Und er hat die gleichnislose, überindividuelle Sehnsucht, die der Menschenzukunft gilt, das Leben, das in denen wirkt, „so Sehnsucht tragen und noch des Urstands Kraft fühlen.“ „Denn durch uns weht ein ohnzeitig Geschehen, so nit in die Fesseln der Leibesjahr ist geschlagen . . . So du nur einmal sollichs empfunden, wehet dir eine Ahnung von deiner Ewigkeit zu, das

Phot. Rolf Lantin, Düsseldorf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist vom göttlichen Selbst, von jenem Selbst, „so sich aus der Aschen des alten Ich hebt als wie ein Vogel Phönix . . .“

Es folgte die große Trilogie Die Kindheit des Paracelsus (1912), Das Gestirn des Paracelsus (1921), Das dritte Reich des Paracelsus (1925). Von ihm sagt ein „Lexikon der Gelehrten“ von 1715: „Er verwarff die gemeine Galenische Methode zu curieren, und war in der Theologie ein Vorgänger derer Mystiker und Theosophorum. Man sagt, er habe ein Bündniß mit dem Teufel gehabt. Er starb endlich 1541 zu Saltzburg. Seine Werke, die er seinem Famulo in der Völlerey in die Feder dictiert haben soll, sind 1658 am vollständigsten herausgekommen.“ Heute erscheinen nun diese Werke in einer prächtigen Ausgabe in vielen Bänden bei O. W. Barth in München. In der Einleitung dazu nennt Wilhelm Matthießen Paracelsus eine Persönlichkeit von seltener Liebenswürdigkeit und doch imponierender Größe. „Als geborener deutscher Mann hatte er die Religion heiß in sein Herz geschlossen, die religiösen Kämpfe seiner Zeit bewegten seine Seele in ihren tiefsten Grundfesten, sein ganzes Leben erscheint als ein Ringen um die Verwirklichung seines religiösen Ideals. Andererseits ging er als Naturforscher ganz in seiner Wissenschaft auf. Er war der erste, der die Naturwissenschaft auf eigene Füße stellte, ihre Unabhängigkeit von Religion und Kirche anbahnte, und so ein echter Sohn der Renaissance. Was ihn so sehr über seine Umgebung hinaushebt, ist, daß sich in ihm der Naturforscher mit dem Typus des „seligen Menschen“ vereint.“ Kolbenheyer hat diese anziehende und bedeutende Persönlichkeit in einem lebensprühenden Roman zu gestalten vermocht, weil er ihr, wie seine Künstlerart zeigt, in manchem wesentlich verwandt ist: in der religiösen Innigkeit und Zartheit bei männlicher Sprödigkeit und anschaulicher Derbheit des Ausdrucks, in dem Ernst des Forschertriebes bei phantasievoller Traumnatur, in Naturtreue bei faustischem Drang ins Unendliche. Es ist ein durchaus zeitgeschichtlich bedingter Charakter, dieser Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim, und doch zugleich das Bild der ewigen Tragödie des Menschen, der dem eigenen Stern folgt im Gegensatz zur Überlieferung, zum Evangelium, und den die neue Erkenntnis in Leid und Not, Verfolgung und Verbitterung führt. Aber es ist ein Besessener, den der Geist treibt zu notwendigem Werk, und der Verbitterung und Leidenschaft überwindet, weil aus tiefstem Schacht eine religiöse Kraft aufsteigt, die dem Umgetriebenen, dem Flüchtling und Peregrinus eine stille Seele, dem Verarmten die innere Hoheit, dem Einsamen den Seelenreichtum gibt und bewahrt. Die drei Bände sind reich an bunten Bildern, an Abenteuern und lebenstrotzenden Gestalten, von den entzückenden Szenen der Kinderzeit an, die so naturwahr von Kindlichkeit erzählen und doch das werdende Genie ahnen lassen, durch die abenteuerreiche Zeit der Pestseuche in Ferrara und unter den Fahnen des Dänenkönigs, wo der kleine Heilmeister helfend und reifend die reine Persönlichkeit entwickelt, zur Lehrtätigkeit in Basel, imponierend durch Erfolge und Wesen und doch verfolgt durch Gehässigkeit der Zunft. Dann immer neue Wanderwege. In aller Unraft reift eine selbständige Religiosität. In diese seelische Entwicklung flechten sich die Bilder der äußeren und inneren Zeitgeschichte ein. Das Kämpfen der Schweizer, die Waffengattungen und Schlachtordnungen im Kriege, die krampfhaften Selbstpeinigungen der Geißler, Universitätstreiben in Italien, ehrsüchtiger Glanz der Humanisten, katholische Kirchenherrlichkeit, Landsknechttreiben, schlichtes Volkstum, Bürger und Bauern, Kriege und Krankheiten, Sitten und Rechtsprechung, wissenschaftliche und religiöse Disputationen, Staatsaktionen, Wallfahrten, Gerichte und Gesichte, das Größte und Kleinste, die schwierigsten Denkprozesse und das Leben in der Kinderstube — alles das und noch viel mehr wird leibhaftig. Und inmitten steht die Gestalt des Paracelsus, heilend, lehrend, schreibend und in der chemischen Küche mit der leichten Maske von Charlatanerie vor der stolzen, undurchdringlichen Einsamkeit, ewig unruhig, ewig ein Pilgrim. Erstes ärztliches Erkennen ist ihm gegeben, und „alle Hilfe liegt im Erkennen“. Die geltende Lehre von den Kardinalsäften wagt er als Phantasiespiel zu erklären und sieht etwas anderes: „ein Fremdleben im Menschenkörper mit eigenem Wachstum und eigenen Kräften, und im Heilungsprozeß einen Kampf, den der Arzt nicht entscheiden, sondern nur auf seiten der ringenden Menschen unterstützen müsse.“ Zum vollen Verständnisse des gedanklichen Gehaltes der großen Trilogie ist die Kenntnis von Kolbenheyers theoretischer Schrift Die Bauhütte (1925) notwendig, in der er die Elemente einer Metaphysik der Gegenwart gibt. Hier sagt er: „Ein Volk, das weder Religion noch Metaphysik besitzt, ein Volk, in dem die lebende Kunst erloschen ist, geht zugrunde, denn es offenbart, daß es in seinen individuellen Exponenten keine Fähigkeit mehr besitzt, Konflikte überindividueller Art zu erleben, und gerade diese sind das Zeichen dafür, daß ein Volk von den stetig wechselnden und neu aufdrängenden Anpassungsnötungen noch revolutionell ergriffen werden kann, daß es also noch unangepaßtes und anpassungsfähiges Plasma in sich birgt.“ Kolbenheyer vertritt also, wie Alker bemerkt, „einen neuen Monismus, geistig und metaphysisch über den abgebrauchten Materialismus erhöht, aber doch Materialismus; an Stelle des „mittelalterlichen“ Gottesbegriffes setzt er die Vorstellung von der Unendlichkeit des Plasma; dessen faktischer Auswirkung, der Ehe, den Kindern, den Ungeborenen zu dienen, soll der Sinn und das Ethos des Gegenwartsmenschen sein, und Befriedigung und Stillung der Unsterblichkeits-Sehnsucht und der Hoffnung auf ein nicht existierendes Jenseits gewähren.“ Kolbenheyer achtet die religiösen Formen der Vergangenheit, da sie nach seiner Meinung für jene Zeit vollauf berechtigt und notwendig waren. Aber für die Gegenwart ist ihm die Religion eine überwundene Denkform, die nur noch historisches Interesse hat. In Paracelsus, aus dessen Büchern er oft Zitate in seine Trilogie einflicht, glaubt er einen Vorläufer seiner Gedanken gefunden zu haben. Auch durch die Wiedergabe des längst vergangenen Deutsch sucht er uns der Zeit des Theophrastus nahe zu bringen. Selbst dessen chirurgische Experimente, Diagnosen und Ordinationen sucht er leibhaftig darzustellen, doch mögen sie für ihn Anschauungen gewesen sein, für den Leser bleiben sie unverständlich. Trotzdem ist die Epopöe des Dichter-Philosophen Kolbenheyer eine hervorragende Kunstleistung, die aber wegen ihrer gedanklichen Belastung ernste und willige Leser verlangt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In die Gegenwart führt Montfalvasch, ein „Roman für Individualisten" (1912). Kolbenheyer erzählt in diesem Buche die Irrgänge und tapferen Kämpfe eines „reinen Toren", der mitten in die innersten Wirren unserer Zeit gerät und auf seine Weise hindurchgeht, ohne von seinem eigenen, aus unabhängiger Einsamkeit mitgebrachten Empfinden etwas preiszugeben. Der junge Student Ulrich Bihander erlebt in Wien zunächst nicht viel mehr als die großen philosophischen Geister und ihr Ringen mit den innersten Rätseln des Lebens, die auch ihn bedrängen. So vergeistigt aber auch sein Ringen ist: mit beiden Füßen steht er auf dem Boden einer volkstümlich gesunden Lebensauffassung, die ihm seine schlichte, aus einem reichen Herzen spendende Mutter vererbt hat. Diese Gesundheit behauptet er gegen die skeptisch-entsagenden Stimmungen und Reflexionen des alten Finanzrates, seines absonderlichen Hausherrn; sie bewahrt er auch gegenüber den gesellschaftlich sanktionierten, unaufrichtig sinnlichen Spielereien einer höheren Tochter, und sie rettet er vor allem aus dem gefährlichen Erlebnis, in das ihn die Liebe zu Martha Nörs, einer Vorkämpferin der Frauenbewegung, zieht. Die Liebe zu Bihander erfüllt sie scheinbar mit tieferem, natürlichem Leben; aber als sie sich Mutter fühlt, erwacht in ihr der Gedanke, in der Ehe müsse sie des Hauses Sklavin werden, und läßt lieber das zu erwartende Kind töten, als daß sie auf ihre Eigenart verzichtet. Ulrich, der sich nach dem Kinde gesehnt und geglaubt hat, das Leben und damit auch die Kraft gefunden zu haben, die Vorbedingungen für die Ehe zu schaffen, bricht unter dem Einsturz seines falschen Glückes zusammen. Das Leben ist dem Dichter kein Kampf, keine Konkurrenz zwischen Mann und Frau, die nur zur Verschlechterung und Vergröberung der Zivilisation beigetragen hat: „Es kann doch nur einen Daseinswert geben. Über die Person zur Persönlichkeit, über das selbstbewußte Ich zur selbstfühlenden Sehnsucht zu gelangen, gleichgültig auf welchem Wege, seinen Anteil an der großen Entwicklung gewinnen." „Wir sind allein nichts. Wir müssen uns fortwährend aus den Ichschranken befreien, über uns hinausgehen. Darin liegt der Wert eines Lebens in dem großen, fernen Etwas." „Liebe ist eine Sprache unserer Unsterblichkeitssehnsucht." Diese hatte der Komponist Eduard Bruckmeier, der Held des zweiten modernen Romans Das Lächeln des Penaten (1926), vor allem auf das Werk gerichtet. Seine Frau aber ist so sehr Gattin und Mutter, wie Ulrich Bihander Gatte und Vater war. Durch Nachkriegsnot, Stellenverlust, äußere und innere Not hindurch gelingt der siegende Ausgleich zwischen Mann und Weib.

In der Gegenwart spielen auch die drei Novellen in dem Buche Ahalibama (1913). Die Titelnovelle erzählt von dem denkerischen Schuster Wenzel Tiegel, der aller Welt Übel, also das Böse in der Übertreibung findet. So fahndet er Schritt und Tritt nach „Übertreibungen" und glaubt in dem hochtrabenden alttestamentarischen Frauennamen Ahalibama das Symbol für die Übertreibungen gefunden zu haben. Diese entdeckt er wie ein teuflisches Weibswesen in allem menschlichen Reden, Denken und Tun bis in jedes Verbrechen, sogar in jeden Richterspruch hinein. Ein einziges Mal hat er gegen seinen Feind gestritten, und zwar auf der Volksuniversität, wo er einen Dozenten enthüllt. Aber da er sich von der Uebertreibung, der Phrase, vom Schlagwort frei hält, dringt er nicht durch und diese Niederlage wird zur eigentlichen Ursache seines tödlichen Unfalls: „Er starb also in zweiter Linie am Mangel an lateinischen Worten." Ein goldiger Humor liegt über dieser Erzählung, die Gestalten sind dem Alltagsleben glänzend abgelauscht, die Durchführung der Idee ist glänzend. Man weiß nicht recht, wo der Philosoph aufhört und der Sophist anhebt, wo der Ernst der Diskussion endet und die Karikatur beginnt. Knapp und lebendig sind auch in der zweiten Erzählung Wiedergeburt des alten Darlinger die Gestalten in das Milieu hineingesetzt. Es ist das alte, gemütliche Wien, das der Dichter mit all seinem Glanz und Zauber vor uns erstehen läßt. Auch sprachlich ist die Erzählung meisterhaft, der Inhalt aber befriedigt nicht. Der alte Darlinger hält nichts auf die äußerlich bekundete Frömmigkeit und zieht sich davon zurück, um in seinem Herzen eine neue Frömmigkeit aufzubauen. Die Hereinbeziehung der Wahlintrige der bösen Klerikalen gegen die braven Liberalen wird zur hohlen Tendenz und klingt wie eine Reklame.

In dem Schauspiele Die Brücke (1929) bringt Kolbenheyer eine Auseinandersetzung zwischen den heutigen Generationen auf die Bühne. Der Alte sagt zu dem Ingenieur, der eine Brücke bauen soll: „Es wird von Ihrer Welt nichts bestehen, es sei denn auf dem gegründet, was von uns Alten her den Trümmerhaufen überdauert . . . Der Glaube an die Zukunft wird nur schöpferisch, wenn er auf dieser Achtung ruht." Die gebaute Brücke bewährt sich; sie trotzt dem äußeren Sturm und auch dem inneren, dem Anpassungssturm, als Brücke zwischen Vätern und Söhnen. Unter dem Titel „Heroische Leidenschaften" ließ Kolbenheyer seine Giordano-Bruno-Tragödie neugeformt erscheinen (1928). Papst und Giordano stehen sich gegenüber; was sie trennt, sind weltanschauliche Gegensätze, die blutgebunden, volksgebunden in einer biologischen Differenzierung der alten Welt ihre Ursache hatten, wie es Kolbenheyer im Nachwort deutet. Der todbereite Giordano sagt: „Meine Lehre ist Erkenntnis, Natur, Offenbarung, denn Gott ist die Natur." Mit seiner jüngsten Novelle Kämpfender Quell (1929) setzte Kolbenheyer seiner Heimat ein Denkmal.

Es ist eine Seelenstudie, die von hymnischer Feier erdentbundener Geistins- und Urkräfte bis zu dem stillen, verklärten Verzicht eines einsamen Greises dringt. Und in der Mitte steht Goethe, der Goethe vor der italienischen Reise. Das literarische Bild Kolbenheyers wäre zu dürftig skizziert, erwähnten wir nicht, daß er auch als Lyriker hervorgetreten ist und in einer kleinen Sammlung von Gedichten „Der Dornbusch brennt" (1912) seiner nationalen Begeisterung flammende Worte geliehen hat; er wendet sich an Deutschland: „Hart sei dein Weg. Vom blut'gen Marterpfahl Siehst du sie jetzt wie einst zu deinen Füßen, Würfelnd um dein Gewand. Doch deine Qual muß sich verdichten zum Erlöserstrahl, In dir glüht Macht des Werdens — Du kannst büßen."

Eines der stärksten Temperamente unserer Literatur, und zwar kein Temperament des Geistes, sondern des Blutes und der Seele ist Walter von Molo, in dessen Familie seit Jahrhunderten germanisches und romanisches Blut gemischt ist. Er ist immer auf der Suche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Spannung, Tempo und Dynamik des Geschehens. Das gibt seinem Werke das Fortreißende, oft Erschütternde und macht seine Figuren lebendig und leidenschaftlich. Alles ist in rastlos dahinwirbelndes Leben umgesetzt. Es ist eine raffinierte Kunst, die seine Werke zeigen. Menschen in allen Höhen- und Tiefenlagen des Gefühls zu geben, Schicksale, die etwas bedeuten, durch die Macht der Umstände oder durch die Gewalt der handelnden Personen zu gestalten, das ist seine Lust. Die Art, wie er sozialethischen Problemen auf den Leib rückt, ist gleich energisch wie seine Darstellungsweise. Die Poesie gilt ihm nicht als ein heiteres Spiel, sondern er erblickt in ihr die ernste Gelegenheit, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen und dessen Sinn zu deuten. Es geht in seinen Romanen nicht ohne harte Kämpfe, ohne heißes Ringen ab; aber sie klingen nicht in matter Entsagung aus, vielmehr in kraftvoller oder trotziger Lebensbejahung. Die Sprache ist bilderreich, die Vergleiche jagen sich, die meisten trefflicher, einige aber auch erzwungen und gekünstelt. Der Stil ist äußerst knapp und pointiert, oft depeschenartig, immer auf Wirkung berechnet. Man sagt daher, er habe den dramatisch-epischen Stil (Molo-Stil) in die Literatur eingeführt; der ruhige Fluß des Erzählers ist ihm fremd. Molos Handlungen pflegen in etlichen Hauptszenen zu gipfeln, die mitunter etwas von einer rohen Naturgewalt an sich haben, aber doch immer den Leser packen; dabei geht es nicht ohne Lücken und Sprünge ab.

Erst spät wurde Molo Schriftsteller. Seine Wiege stand in Sternberg in Mähren, wo er 1880 das Licht der Welt erblickte; die Entwicklungsjahre verlebte er in Wien. Er wollte zuerst Offizier, dann Landwirt, schließlich Kaufmann werden, besuchte die Technik, war Ingenieur zunächst bei Siemens und Halske, später Oberingenieur des k. k. Patentamtes und lernte so das Leben und die Arbeit kennen. Er und sein Bruder Hans v. M., der sich als Schriftsteller Hans Hart nennt (geb. 1878 zu Wien, Verfasser der Romane „Das heilige Feuer" und „Das Haus der Titanen" 1913) entstammen einer katholischen Familie; der katholische Vater hatte evangelisch geheiratet, sich aber verpflichtet, daß die Kinder römisch-katholisch erzogen würden. Walter v. M. gibt über die Entwicklung seiner Weltanschauung in dem „Skizzenhaften Versuch einer Selbstbetrachtung" Aufschluß. Demnach entfremdete er sich schon als Gymnasiast dem Katholizismus, trat, als er den österreichischen Staatsdienst aufgegeben hatte, zum Protestantismus über und, auch davon nicht befriedigt, hat er sich eine Art Privatreligion für den Hausgebrauch und wohl auch für seine Schriftstellerkanzel zugeschnitten. Aus Österreich war er nach Preußen gewandert und hat es zu seiner Wahlheimat gemacht. Er lebt in Berlin-Zehlendorf und ist Mitglied der Dichter-Akademie.

Sein erster Roman, Wie sie das Leben zwangen (1905), erzählt von einem Lebenskampf, dessen Schwere offenbar auf dem jungen Molo selbst gelegen hat. Es ist die Geschichte von zwei Brüdern, die, der eine ein Dichter, der andere ein Ingenieur, aus Not und Elend über entsetzliche Verzweiflung hinweg, durch redliche Arbeit endlich emporsteigen zur Höhe des Daseins. Auf diesen Arbeiterroman läßt Molo eine Darstellung unseres gesellschaftlichen Lebens und Strebens folgen: Klaus Tiedemann der Kaufmann (1906). Hier schildert er an den im Wohlleben aufgezogenen Kindern eines durch eigene Kraft hochgekommenen Mannes aus dem Volke das Demoralisierende des Reichtums. Unwillkürlich denkt man dabei an E. Zahns Erziehungsroman „Lukas Hochstraßers Haus"; nur daß in der Durchführung des Themas Molos jugendliche temperamentvolle Art sich von der gemessenen Weise des Schweizer Dichters unterscheidet. Von den folgenden Romanen behandeln Unerbittliche Liebe, Der gezähmte Eros und Wir Weidgesellen das Problem der Geschlechtsliebe und der Ehe in sehr unerquicklichen Handlungen. Mehr sagt uns das Buch Die törichte Welt zu, das das schwere Los von Kindern berühmter Väter behandelt, die unter der Last ihrer moralischen Verpflichtungen zusammenbrechen. Unwahrscheinlich ist die Handlung in dem Roman Totes Sein (1905). Wie in seinem Erstlingsroman stehen zwei Brüder im Mittelpunkt. Der eine fällt im Duell, der andere, ein geborener Musiker, muß Landwirt werden, um das verschuldete und nach dem Tode des Vaters arg verwahrloste Gut für sich und die Schwester zu retten. Er tut es, weil es des Vaters Wunsch war, obgleich ihm sein Geschwisterkind zuruft: „Der Mensch ist tot, der nie aufhört, einem andern zu gehorchen." Sein Opfer ist vergeblich gebracht, weil ihm die Erfahrung und die Liebe zum Beruf fehlt. Nur sein Geschwisterkind, ein Landwirt, der die Verwaltung übernimmt, rettet das Gut und gewinnt auch die Hand der Schwester. Damit hat der Freund den letzten Halt verloren; so bleibt sein Leben ein totes Sein. In seinem Arbeiterroman betont Molo, daß nur die Arbeit glücklich machen kann; in dem Werke Hans Amrung und seine Frau (1914) aber zeigt er, daß die einseitige Bevorzugung auch gefährlich werden kann. Hans Amrung vergißt über seiner Arbeit fast ganz seine Frau, die allmählich einem anderen ihre Neigung zu schenken beginnt. Hans merkt endlich die Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fahr und sein Weib ist stark genug, sich vom Dritten zu befreien und zu ihrem Manne zurückzukehren. Diese Novelle gibt der Novellensammlung den Titel, die 1928 aus den gesamten Werken Molos zusammengestellt und veröffentlicht wurde. Sie bringt durchweg kleine Novellen, die den Dichter ausschließlich als Seelenkenner und -analytiker zeigen. Zartheit in der Beobachtung und Gestaltung innerer Konflikte und Spannungen, besonders in den Beziehungen der Menschen zueinander, sprechen aus den schlichten Erzählungen. Bilder aus unseren Tagen bringt Molo in dem Buche Im Zwielicht der Zeit (1922). Von allen Enden hat der Dichter die Motive dazu hergeholt und sie überwiegend in tragisch-dramatische oder auch satirische Beleuchtung gerückt. Besonders die freiwillige oder unfreiwillige Komik und angebliche Seichtheit und Hilflosigkeit im sexuell-erotischen Leben der Menschen ist dem spitzen Stifte des Dichters nicht entgangen. Den Zustand der Königin Luise, ihre seelische Verfassung im Unglücksjahr 1806 schildert auf knapp angedeutetem Hintergrund die Novelle Luise im Osten. Unter dem Titel Liebes-Symphonie hat Molo vier seiner ersten Romane in verkürzter und umgearbeiteter Form auch innerlich zu einem Ganzen zusammengeschlossen (1922). Die Sammlung bringt: „Die unerbittliche Liebe", „Die törichte Welt", „Der gezähmte Eros" und „Wallfahrer zu unserer lieben Frau" (früher betitelt „Wir Weibsgesellen").

Aufsehen erregte Molo mit seinem Schiller-Roman, der ihn fast sechs Jahre beschäftigte und in den vier Teilen „Ums Menschentum", „Im Titanenkampf", „Die Freiheit" und „Den Sternen zu" (1912—1915) erschien. Wie selten ein historischer Roman hat er dem Dichter schnell einen großen Kreis von Freunden gewonnen. Und in der Tat, man kann nicht umhin, das Werk, die gewaltige Arbeit des Dichters als ein außerordentliches Verdienst einzuschätzen. Gefördert wird der Erfolg der Tetralogie durch die lebhafte Art des Vortrages, die auch den Ruhigen zur Anteilnahme zwingt und viele für den Gegenstand begeistern muß. Innerhalb des Bereiches deutscher Dichtung aber wird es auf die Dauer nicht auf einen höheren Platz als den der Versuche, der Anregerwerke zu stehen kommen. Eine gewaltige geistige Persönlichkeit war zu gestalten und zwar nach der Anlage des Gestalters wie nach der soziologischen Anschauung seines Lebenskreises, aus dem Geiste der Milieutheorie heraus. Es galt also die Aufgabe zu lösen, in welcher Weise und in welchem Grade das Genie „Kind der Zeit", inwiefern es mitbestimmt ist von seiner Umwelt. Molo hat den Einfluß der Umwelt hoch eingeschätzt und sich dadurch zu einer in allen vier Teilen überaus breiten und vordringlichen Umweltschilderung bestimmt gesehen. Er war, da das Leben Schillers allgemein bekannt ist, gezwungen, mit sehr gebundener äußerlicher und innerlicher Marschroute zu gestalten. Auf dieser aber zwang ihn seine impressionistische Anlage, bedeutend mehr Äußerliches als Innerliches zur Gestaltung zu verwerten. Unausgesetzt platzt irgendeine Äußerlichkeit in den Ablauf dieses Dichterlebens und wird von Schiller mit tragischer Entrüstung hingenommen, pathetisch, brutal, auch schauspielerisch. Trotz der leidenschaftlichen Versuche Molos, Schiller als geistige, freie, bedeutende Persönlichkeit darzustellen, bleibt der Gesamteindruck, daß diese Romangestalt weit mehr von Äußerlichkeiten bestimmt wird, als eine solche bestimmt sein kann. Die impressionistische Methode des Dichters zeigt sich besonders in der Dürre der Nebengestalten. Episodenfiguren des äußeren Milieus — Schillers Vater, Schillers Frau, Reinwald und andere — gelingen Molo wohl bis zu vollanschaulicher Gestaltung, Handlungsträger aber der geistigen Atmosphäre — Wieland, Körner, Herder, Fichte, Schlegel, Kant — müssen sich begnügen, sehr äußerlich und recht willkürlich skizziert zu werden, selbst Goethe erscheint wesentlich episodal. Molo nahm offenbar ein tiefinneres persönliches Interesse an dem Charaktertypus des idealen Dichters und seinem Lebenslauf und bekundet damit eine Art Unfreiheit des Blickes, einen Mangel an Gestaltenüberlegenheit. Aber gerade das Typische darzustellen, mußte sein impressionistischer Stil versagen. Geistige Gestalten sind wesentlich bestimmt vom Atmosphärischen; die innere Notwendigkeit ihrer allmählichen Bildung fließt nicht nur aus ihrer Anlage und dem äußeren Milieu, sondern ganz besonders aus der Struktur und Gesamtlage der sie umgebenden geistigen Kultur; dies gilt doppelt vom Dichter. Aber davon wird in diesen vier Bänden wenig sichtbar. Wer daher in dem Werke eine Darstellung der geistigen Persönlichkeit Schillers sucht, wird enttäuscht sein und nicht minder derjenige, der ein Bild der geistigen Kultur der Klassikerzeit zu finden hofft. Daß die Bücher interessant zu lesen sind, viele packende und wirklich große Szenen enthalten, soll nicht geleugnet werden.

In dem Büchlein Der große Fritz im Kriege (1918) zeigt Molo in scharf gesehenen, in konzisem, neuartigem Stil hingeworfenen Szenen den alten Fritz im Feldlager, wie sein eiserner Wille die Zaghaftigkeit der Führer, die Brutalität der Soldaten, die rauhe Anhänglichkeit oder die Angst des Volkes im Zaume hält und lenkt. Dieses dünne Heftchen kann als Vorstudie angesehen werden zu der Trilogie Der Roman meines Volkes. Erster Teil: „Fridericus", zweiter: „Luise", dritter: „Das Volk" (1917—1921 mit dem Titel „Ein Volk wacht auf", 1924 mit dem genannten Titel veröffentlicht). Die Zusammenschau der drei Werke unter diesem Titel enthüllt die letzten Ziele, die dem Dichter bei der Abfassung vorschwebten und auch die Gestaltung der Gesamtanlage wie im einzelnen bedingten. Die Kapitel der preußischen Geschichte vom friderizianischen Absolutismus über den Zusammenbruch des Staates zum Neubau erscheinen Molo mehr als einmalige historische Ereignisse der Vergangenheit, jenes Werden bildet den Roman des deutschen Volkes schlechthin. So ist das seine Aufgabe, zu zeigen, wie aus dumpfem, schicksalumworfenem Volke schicksalbestimmendes, geschichtetragendes Volk mit Bewußtsein und Selbstverantwortung wird. Der erste Teil ist streng geschlossen. Die Wirkungen der zeitlich auseinanderliegenden Ereignisse, des berüchtigten Finkenfanges bei Mayen, des Todes der geliebten Schwester Wilhelmine, des angebotenen Vertrages von Daun, die Vorbereitung zur Schlacht von Torgau und diese selbst in ihren heldenmütigen Einzelheiten, der Tod der Zarin, der Friedenswunsch Rußlands, all das wird auf ein Tagewerk zusammengezogen. Daneben wickeln sich große und kleine Herrscherpflichten ab, die den wachsamen, überlegten, nie müden, nüchternen, aber schlagend entscheidenden ersten Diener des Staates zeigen, voll Fürsorge für Heer und Volk, voll von Ränken und Plänen, aber auch in Erholung durch Dichtung, Philosophie, Wissenschaft und mit der geliebten Querpfeife. Eisern im Willen, Nerven und Leib zum Widerstand zwingend, immer im Hinblick auf Preußens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Größe handelnd, meistert der Große die schwere Zeit des Krieges. Immer Herr der Sachlage, behält er allein von Verwandten, Beratern und Ministern in der schlimmsten Lage den Kopf hoch und treibt die blind gehorchende oder durch Zuchtmittel zum Gehorsam gezwungene Armee in die Entscheidungsschlacht. Das geradezu rasende Tempo, das durch die Zusammendrängung auf einen Tag notwendig ward, stört den Genuß des Lesers, da er sich in einen Wirbel der Empfindungen und in eine Flucht von Bildern hineingezogen fühlt. Die Wahrscheinlichkeit leidet durch die Häufung der Ereignisse. Doch finden sich Szenen von mitreißender Wucht und Kraft; den Höhepunkt bildet die Unterhaltung des Königs mit dem Vorleser Herrn von Catt; fesselnd ist das Buch bis zum Ende. — Der zweite Teil der Romantrilogie „Luise" mündet in gleicher Technik in den selbstverschuldeten Zusammenbruch bei Jena. Die beklagte und beliebte Preußenkönigin steht im Mittelpunkte. Der Angelpunkt des Romans, das Gespräch der Königin mit dem ehernen, unbestechlichen Freiherrn von Stein, dem Retter Preußens, enthält Zweck und Ziel des Werkes: Luise soll den schwachen Regenten aufstraffen, mit neuer Kraft füllen. „Seien Sie die Königin, wie Friedrich der König war." Sie wird's. Das Erfüllen der zagend übernommenen Aufgabe ist der größte Teil des Romans. Luise hat die Schwäche ihrer Zeit erkannt, wie sie ihr in dem haltlosen König, seiner charakterlosen, dünkelhaften Umgebung, der vergnügungssüchtigen, entnervenden Verderbtheit der Gesellschaft, der überlebten Schablone des Hofes und der schwerfälligen Taktik des Heeres entgegentritt. Die große Politik der Jahre 1805 bis 1809, die Unfähigkeit der Diplomaten stehen in schwerer Anklage. Nur wenige Männer treten dagegen auf. Das Volk hat das Nationalbewußtsein verloren, es muß zugrunde gehen. Die Charakterzeichnung ist scharf, treffend, erbarmungslos, sachlich. In einer Art von Impressionismus reiht sich Bild an Bild. Übergänge fehlen fast gänzlich, sie haben sich im Kopf des Lesers zu vollziehen. Das Gesamtbild aber ist so einprägsam, daß man nicht mehr loskommt. Es ist mit außerordentlichem, scharfem und tiefgreifendem Blick gesehen worden, was an den Personen, die in der Tragödie Preußens von 1806 mitspielten, wesentlich war, und es ist prachtvoll, wie bei aller Individualisierung der Menschen immer der Nachdruck nicht auf dem einzelnen ruht, sondern auf den sich bildenden und wandelnden allgemeinen Ideen, deren Träger die einzelnen sind. Nicht ganz so uneingeschränkt kann man sich über die Darstellungsmittel freuen. Der Stil Molos ist immer stärker zur Manier geworden und es gibt sprachliche Gewalttätigkeiten und Launen. — Im Stil ging Molo eigene Wege auch in dem dritten Roman der Trilogie „Das Volk". Während in den ersten beiden Teilen noch bestimmte Personen, die die Zeit überragend verkörpern, im Mittelpunkt stehen, ist in diesem Bande der Held das Volk im ganzen Preußenland. Die fortlaufende Erzählung ist fallen gelassen, aus hundert und noch mehr in sich abgeschlossenen Szenen setzt sich dieser Teil zusammen. Historische Begebenheiten lassen die Seele des Volkes in seiner tiefsten Erniedrigung durch die Qual der siegestollen Franzosen und dann das langsame und entschlossene Erwachen belauschen und erleben. Man darf das Buch nicht in einem Zuge lesen, sondern wird gut tun, die Einzelstücke bündelweise auf sich wirken zu lassen. Kreaturen werden grell und erbarmungslos geschildert, an den Pranger gestellt und Leute wie Fichte, Jahn, Kleist, Scharnhorst, Hardenberg, Stein, Schleiermacher, Schill, Blücher, Staps und andere sind sich darin einig: Wir haben nur einen Feind: Napoleon, dessen bangendes Zagen und

Walter von Molo

Phot. Lendvai Dircksen, Charlottenburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beginnenden Zusammenbruch man erlebt. So hat Molo sein künstlerisch begonnenes Werk bis zum Ende entsprechend durchgeführt. Die Lösung der Aufgabe aber, das Werden des Volkes von 1812 zu schildern, ist nicht gelungen. Dazu bedarf es ganz anderer sozial-psychologischer Fundamente und einer viel größeren geistigen Weite und inneren Freiheit, als sie Molo bei allem guten Willen besitzt, bedarf es vor allem einer das Zeitgeschehen völlig überlegen bannenden Gestaltungskraft, die wir vermissen. Das Ganze hat keine innere Dynamik, man spürt kein Grollen und Wachsen, und so treffend manche Einzelepisode sein mag, die Hauptsache, das Werden als solches, wird vom Leser nicht unmittelbar empfunden.

Es folgte wieder eine Romantrilogie. Ihr erster Teil ist Auf der rollenden Erde (1923) betitelt. Darin werden ganz kurze Ausschnittsbilder, die in sich zusammenhanglos sind, aneinandergereiht, in denen nur „Pankraz Bobenmatz“, der sonderbare moderne Diogenes und Menschensucher, eine verunglückte Kreuzung aus Sokrates und Wedekind, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bildet. An Handlungen fehlt es nicht, aber sie reißen immer kurz ab, um dann ebenso kurz sich weiter zu entwickeln. Ihr Held ist wie ihr Schöpfer Ethomane, ein Sozialapostel, der in allen menschlichen Verhältnissen, die ihm faul und verlogen scheinen, eingreifen muß, manchmal mit zartester Güte, meist aber mit rücksichtslosester Härte. Eine besondere Vorliebe hat er für die Stiftung, Lösung und Kittung von Ehen. Unermüdlich ist seine Tätigkeit, die Frauen lieben ihn, obschon er weder schön noch manierlich ist, und alle Männer fühlen sich durch seine Redlichkeit beschämt. Alle überlieferte Ethik erscheint ihm brüchig und muffig, er will eine reine Freiheit leben und erleben lassen und durch Aneiferung die Menschen aus ihrer Verstrickung befreien. Die ungeheure Fülle von Personen, die Molo zu diesem Zwecke auftreten läßt, macht eine Inhaltsangabe im einzelnen unmöglich. Im zweiten Teil der Trilogie Bobenmatz (1925) sehen wir den von pathetischem Verantwortungsgefühl getragenen Berater, Tröster, Helfer der Menschheit nun selbst in heiße Leidenschaft verstrickt und mit seinem reinen Altruismus zugleich die Kraft, Gutes zu stiften, allmählich verlieren. Verwegene Experimente mit Menschenschicksalen schlagen ihm fehl und schließlich bricht über dem zum tragischen Charakter Gewordenen alles zusammen. Nichts bleibt ihm als seine Gottergebenheit. „Was der Herr tut, ist wohlgetan!“ Der Dichter schlägt vor uns ein neues Sittengesetzbuch auf, das mit dem Überlieferten und Gültigen nicht das Geringste mehr gemein hat. Es gründet sich auf die Urtriebe in der Menschennatur und verkündet Einfühlung in die ganze Schöpfung und ein Aufgehen im Kosmos. Wie im ersten Teile der Trilogie haben auch hier die im gedrängten und drängenden Molo-Stil scharf geätzten Gesellschaftsbilder etwas Aufwühlendes, Aufreizendes und Aufpeitschendes an sich, vor deren Wirkung der Leser sich nur durch völlige Ablehnung retten kann. Im ewigen Licht (1926), dem die Trilogie abschließenden Bande sehen wir den rätselhaften Bobenmatz sich wieder erheben, und zwar geschieht dies durch eine der neuen Bobenmatz-Moral entsprechende Tat. Nachdem er alle anderen Mittel erschöpft hat, um die Frau, die er am meisten geliebt hat, aus unwürdigen, ihre Seele herabziehenden Banden zu befreien, knallt er kurzweg ihren Mann nieder. Das ist die Vorgeschichte, der daran sich knüpfende und in Molos eindringlicher Art mit fast dramatischer Spannkraft durchgeführte Sensationsprozeß bildet den eigentlichen Inhalt. Alle, denen Bobenmatz irgendwie Gutes erwiesen hat, ergreifen für ihn Partei, selbst der Gerichtshof wird in den Bann seiner faszinierenden Persönlichkeit gezogen. Er wird frei gesprochen. Aber er ist und bleibt verschwunden — im ewigen Licht! Was Molo mit diesem modernen Messiastyp gewollt hat, wird nicht klar. Das Poetische tritt zurück; der Gestalt Bobenmatz haftet zuviel Konstruktion und erzieherische Absicht an und die atemlose Filmtechnik der Darstellung wirkt ermüdend.

An diesen Prophetenroman reihen wir Molos Die Legende vom Herrn (1927), in der er, wie Frenssen in „Hilligenlei“, den Bericht der Evangelien in die Sprache des modernen Unglaubens zu übersetzen unternimmt. Sein Macht und Schicksal werden natürlich erklärt, die biblischen Wunderberichte verwässert. Das Ewige verliert in diesem Christusroman seine Ewigkeitswerte. Wieder einen theologischen Stoff behandelt Molo in seinem Roman Mensch Luther (1928). An diesem Pamphlet können weder Protestanten noch Katholiken Freude haben und es kann dem Ansehen des Verfassers nur schaden. Denn es verrät sehr mangelhafte Kenntnis der Geschichte, bringt nichts von Luthers Entwicklung und zeichnet einen Luther, der nicht in der Geschichte und nicht im positiven evangelischen Glaubensgefühl, sondern in der überhitzten Phantasie eines früheren Katholiken seinen Ursprung hat. Mit Wohlbehagen wird widerlichste Schlechtigkeit auf die Verfechter der alten Kirche geladen, dagegen das auf den Ton der wittenbergischen Nachtigall abgestimmte Volk in das hellste Licht gerückt. Molo begnügt sich, die geschichtlich-soziologischen Hintergründe abzuleuchten, die geheimen Zusammenhänge wirtschaftlicher und religiöser, geistiger und materieller Tendenzen bloßzulegen, indem er das Drum und Dran des Reichstages zu Worms schildert; das hätte ein gutes Bild geben können, wenn er tiefer in die Geschichte eingedrungen wäre und den geschichtlichen Stoff mit Treue behandelt hätte. Das Ganze erschöpft sich in Dialogen, die alle dieselbe Struktur aufweisen und daher ermüden.

Der episch-dramatische Stil, den Molos Romane aufweisen, drängte ihn zum Drama. Doch bebaute er dieses Gebiet nicht mit Glück. Seine Dramen sind oft konstruiert, gehen häufig von unmöglichen Voraussetzungen aus oder ziehen Schlüsse, die nicht durch die Entwicklung der Handlung bedingt sind. Über seine Dramen „Das gelebte Leben“ (1911), „Die Mutter“ sagt er selbst, daß sie noch nach dramaturgischen Lehren entstanden seien, von den Stücken „Der Infant der Menschheit“, „Die Erlösung der Ethel“, „Friedrich Staps“ und „Der Hauch im All“ aber sagt er: „Was von der Bühne her besser als in jeder anderen Dichtungsart in die Seele greift, ist dramatisch.“ Das zuletzt genannte Stück, eine phantastische Gegenwartstragödie, zeigt ganz besonders das Konstruierte. Unerquicklich sind die Schauspiele „Lebensballade“, das die Liebe des Vaters und Sohnes zur gleichen verheirateten Frau behandelt, und „Die helle Nacht“ (1921); unmöglich in seinen Voraussetzungen ist das Lustspiel „Till Lausebums“, ein gutes Volksstück ist „Friedrich Staps“, das die historische Persönlichkeit des Titelhelden gut zeichnet, der in Schönbrunn einen Mordversuch gegen Napoleon ausführen wollte, aber ergriffen und erschossen wurde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiederkunft.

Einmal wird die Sage erlöschen; aus dem gestillten Meer hebt die Erde zu neuem ihr Antlitz gegen den Himmel.

Die Flut wird kühl und rinnt; im grünen Kleid wie zuvor prangen die Täler und Berge; auch blühen die Blumen im Gras.

Dann die Sonne steht wieder im Blau; ungesät wachsen Halme und Ähren; im Holz des Welteschenbaums haben sich Leben und Lebkraft gerettet, die Ahnen künftiger Menschheit.

Baldur ist heimgekehrt aus dem Verhängnis der Hel, und Hoenir kann wieder, die Geisel der asischen Götter: Vanen- und Riesenkinder vereint spielen im Gras mit den goldenen Tafeln, wie einmals die Väter.

Schuld und Schicksal verhatten nicht mehr die ruhelos hängenden Tage; nach ewigem Gleichmaß schreiten die Stunden im Glanz der neuen Gestirne.

Der im Anfang war und ewig sein wird, der Starke, kann wieder an oben: in unverrückbarer Schwebe hält er den Dasein das Recht über dem ewigen Abgrund.

Wilhelm Schäfer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als einen Wegbahner für die Schaffung eines westdeutschen Kulturzentrums, das vor allem auf dem Gebiete von Kunst, Literatur und Musik alle schaffenden Kräfte zusammenfassen sollte, bezeichnet Heinrich Saedler in einem tief schürfenden Aufsatze den rheinischen Dichter Wilhelm Schäfer. Denn was dieser in rastloser Tätigkeit in die von ihm herausgegebene Monatsschrift „Die Rheinlande" jahrelang an Aufsätzen über Kunst und Literatur geliefert hat, sei eine ständige Pionierarbeit für diese westdeutsche Kulturzusammenfassung gewesen. Vor allem aber gründet sich W. Schäfers Bedeutung für die Literatur auf seine wundervolle, makellose Prosa. Er ist ein Stilist, wie wir wenige haben, und versteht die Kunst des Erzählens, des reinen Erzählens ohne Nebenabsichten. Kraftvoll und doch schmiegsam ist seine Sprache, die für jede Stimmung, jede Situation, jedes Ding das bezeichnende Wort findet, die sich allen charakteristischen Zügen des Dargestellten anpaßt und doch immer original und eigenpersönlich bleibt, glänzend ist seine Kompositionstechnik und bewundernswert seine psychologisch fein beobachtende und scharf umreißende Kunst der Charakterisierung. Der naive Volkston freilich liegt ihm nicht; es ist vielmehr, wie Saedler bemerkt, eine kultivierte Art der Erzählung, die durch unablässige Arbeit und strenge Selbstzucht herangezogen wurde. Dieses strenge Ringen mit sich selbst ist in seiner ganzen Entwicklung begründet. Er wurde 1868 in Ottrau (Hessen) geboren und verlebte seine Jugend in Gerresheim (heute Vorort von Düsseldorf). Dem Wunsche, Maler zu werden, entsagte er auf Verlangen des Vaters, wurde Lehrer und war sieben Jahre lang Volksschullehrer in Bohwinkel und Elberfeld. Ein Stipendium des Verlages Cotta ermöglichte ihm einen Aufenthalt in der Schweiz und in Paris. 1900 wurde er aus Berlin, wo er als Freund Dehmels und Scheerbarts, als freier Schriftsteller lebte, zur Leitung der „Rheinlande" nach Düsseldorf berufen. Seit 1918 wohnt er in Ludwigshafen am Bodensee.

Wie wenige Dichter hat er, der hessische Bauerssohn, um das Problem des deutschen Volkstums gerungen. „Der euch dies sagt," ruft er 1921 den Quäkern zu, „liebt sein Volk wie nur je einer sein Volk liebte. Sein Dichtertum ist ihm nicht Unterhaltung müßiger Seelen, sondern Dienst an der Menschheit im Hause seines Volkes." Die meisten seiner Werke sind der Geschichte entwachsen, aber die Vorgänge und Gestalten, die er entwirft, sind ihm zeitlose Schicksalsbilder deutschen Volkstums. Die Gläubigkeit an keine Kunst, keine Wissenschaft, auch an keine Religion, sondern an das deutsche Volk trägt und bestimmt ihn. Zuerst sind es die Wege Herders, Arnims und Brentanos, der Brüder Grimm und Uhlands, die er beschreitet. Und er geht sie schöpferisch weiter, wenn er in den „Anekdoten" nicht mehr überlieferte Gebiete erneuert, sondern überlieferte Bilder aus deutscher Vergangenheit zu Sinnbildern deutschen Wesens und Schicksals formt, überzeugt, „daß volkstümliche Kunst nicht das Geringste, sondern das Höchste ist, was Bildung vermag". Johann Peter Hebel, der größte, volksunmittelbarste Dichter Deutschlands, weist seinen Anekdoten den Weg. „Aus der Sackgasse lauter zugespitzter Fälle führt mich J. P. Hebel in das epische Dasein seines Rheinländischen Hausfreundes. Dieser Kalendermann ist nicht nur ein Meister der Erzählung, sondern einer der vollkommensten Epiker überhaupt . . . Seit meiner Jugend war mir der Kalendermann vertraut; daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern und mit ehrfürchtigem Dank" („Lebensabriß"). Was aber Hebel, diesem Wunder schöpferischer Urkraft, von Natur gegeben war, hat Schäfer einer volks- und naturentfremdeten Zeit in strenger Zucht und Bewußtheit wieder zurückerobern müssen. Neben Hebel ist es der schweizerische Volksepiker Gottfried Keller, der Schäfer in seinem Wesen nah und wirksam wird, „ein deutscher Sprachmeister", der „vermochte, was keinem gelang, aus deutscher Seele allein die Fülle lebendig zu machen" („Deutsche Seele"). Von den Anekdoten und Novellen kam Schäfer zu großen epischen Dichtungen.

Schäfer begann seine Erzählungen mit „Mannsleut, Westerwälder Bauerngeschichten" (1894), die unter dem Einfluß von Björnsons Bauernnovellen entstanden. Noch waren es Sonderfälle, die er gestaltete, nicht Sinnbilder, von außen gesehen, in übernommenen Formen. Sein nächstes Werk, das Volksstück „Ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Totschläger" (1894), war der übliche Angriff der jungen Dichtung gegen die leeren unwahren Lebensformen der Zeit, persönlich gefärbt gegen die Wuppertaler. Diesem mit lärmendem Beifalle aufgenommenen, dann aber verbotenen Stücke folgte Jakob und Esau (1896), Drama in fünf Akten und einem Vorspiel, das in Berlin aufgeführt wurde und Schäfer persönlich in den Kreis der jungen deutschen Dichtung führte. Stilistische Einflüsse von Dehmel (im Vorspiel), Ibsen und dem jungen Gerhart kreuzen sich, ohne von einer persönlichen Form aufgenommen zu werden. Ein Kampf zwischen zwei Brüdern, zwei Häusern, zwei Weltanschauungen bildet den Inhalt. Das Bühnenspiel Lerma (1898) löste den Epiker endgültig von seinen Theaterträumen.

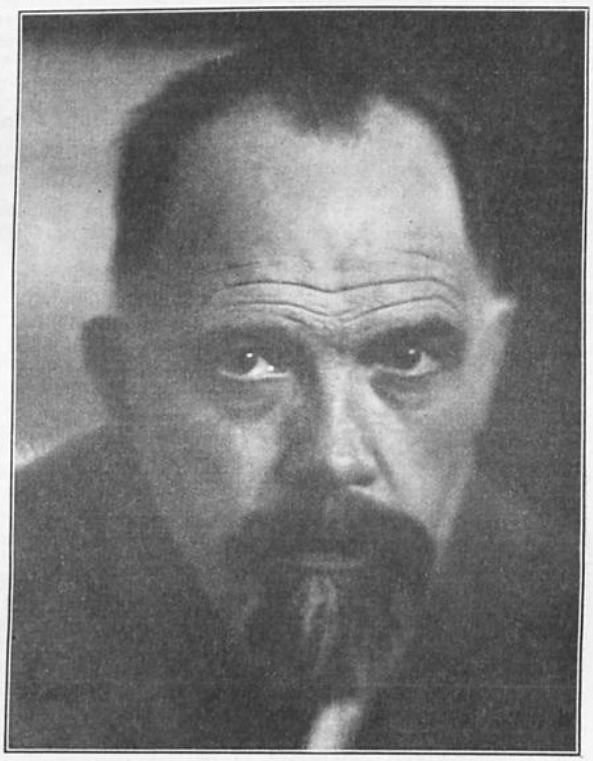
Die zehn Gebote (1897) sind den „Mannsleut" noch nah verwandt, eine Folge meist dörflicher Geschichten, von einem Bauern erzählt, ohne daß Charakter und Sprachart des Bauern sie durchdringt und zusammenfaßt. „Gottlieb Mangold, der Mann in der Käseglocke" zeichnet einen erkünstelten Rahmen für sieben Geschichten, die sich in grobe Einzelfälle, Mord und Selbstmord verlieren. Wanderfahrten in der Schweiz, Paris und Berlin hatten inzwischen in Schäfer die Überzeugung hervorgerufen, daß seine künstlerische und menschliche Entwicklung nur auf festem, heimatlichem Grunde wachsen könne. Im Gegensatze zur jungen Großstadtkultur erkannte er die Jahrhunderte alte Überlieferung seiner rheinischen Heimat als Vermächtnis und Aufgabe. In der Zeitschrift Die Rheinlande und in dem „Verbande der Künstler am Rhein" arbeitete er an der Zusammenfassung und Erneuerung der geistigen und künstlerischen Kräfte der Rheinlande. Immer mehr erkannte er als die Schuld seiner Zeit: „Der einzelne war sich Zweck und Ziel seines Daseins geworden" („Deutschland"). „Wir müssen wieder ein Volk werden" („Der deutsche Gott"). Er kümmerte sich nicht mehr um Einzelfälle seines Lebens oder seiner Zeit, sondern begann der „hohen Berufung" des Dichters als „Sprecher der Volksseele" („Lebensabriß") zu lauschen. So entstanden Die Rheinsagen (1908). Mit ihnen hat er die einzigen künstlerisch gestalteten Sagen aus dem Rheinland gegeben, die wir besitzen. Simrocks Sammlung kann trotz ihres kulturhistorischen Wertes in künstlerisch sprachlicher Beziehung sich mit ihnen nicht vergleichen. Schäfer schuf aus den alten Sagengebilden kleine epische Kunstwerke, wobei er die schlichte Form und den Erzählerton vortrefflich getroffen hat. Außer den Rheinsagen widmete er seiner Heimat das Bändchen Der Niederrhein und das bergische Land. Selten wohl ist der Charakter einer Landschaft so lebensvoll in einem Skizzenbuche eingefangen worden wie in diesem; es ist eines der wenigen literarisch bedeutsamen Bücher, die wir besitzen. Wie er hier mit wenigen Strichen ein altes rheinisches Nest zeichnet, wie er den ganzen duftigen Zauber der niederrheinischen Bruchlandschaft mit ihrem seltsamen Gemisch von Wiese, Gebüsch und Sumpf, mit ihren Wasserläufen und windzerzausten Pappelreihen hinmalt, das zeugt davon, daß Schäfer außer seiner Dichtergabe auch ein Malerauge hat. Schade, daß er die uralte katholische Kultur, die gerade am Niederrhein Unvergängliches geleistet hat, nicht mehr in den Vordergrund gerückt hat.

Schäfer fühlt sich als „Organ des Volkes" diesem im Innersten verbunden, in dessen Dienst stehend und verpflichtet, mitzuarbeiten an der Formwerdung des deutschen Wesens. Deshalb will er es hinführen zu den Quellen seines Volkstums, hinein in seine Geschichte. In diesen Kreis stellt er auch die Anekdoten. Im eigentlichen Sinne versteht man darunter nach dem griechischen Wortlaut noch nicht veröffentlichte interessante Erzählungen, sei es aus dem Leben großer Männer oder aus dem Gang der Weltgeschichte. Allmählich wandelte sich der Wortsinn dahin, daß man überhaupt kurze, scharf pointierte Erzählungen Anekdoten nannte. Dem Roman mit seinem stark entwickelten Formgefühl lag die knappe, abgerundete Form am meisten (Boccaccio, Balzac). Seit Kleists wundervoller Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege sind Schäfers Anekdoten die ersten künstlerischen Erzeugnisse dieser Gattung. Freilich unterscheiden sie sich von Kleists dramatisch bewegten, lebenzitternden Kriegsbildchen. Schäfer will in seinen Anekdoten nichts anderes geben als kleine, verkürzte, konzentrierte Novellen. Was er der Sage, Legende, dem täglichen Leben und insbesondere der Geschichte ablauschte, hat er in ihnen in straffste Form gebannt, gesteigert und zum Sinnbild erhöht. Meist ist es die rheinische Heimat, „durch ein Jahrtausend die Pulsader deutschen Lebens", die er zum Schauplatz wählt, und die rheinischen Typen, die er vorführt, sind teilweise so köstlich der Wirklichkeit abgesehen, wie sie heute noch leben. Eine seiner liebsten Quellen war der Rheinische Antiquarius, eine 39 Bände umfassende Sammlung von allerlei geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten der rheinischen Lande. Bezeichnend ist in Schäfers Anekdoten der erste Satz. Schon in diesem weiß er jeder Anekdote ihren eigentlichen Rhythmus zu geben und ihn nicht „nur auf die einzelnen Sätze, sondern auf den ganzen Bau" anzuwenden, „wie sich die Handlung rhythmisch zur Höhe entwickelt und wieder abnimmt". Die unerbittliche Strenge Kleists aber wird in Schäfers Anekdoten nur selten erreicht; oft erinnern der leichte Ton der Erzählung und die zuweilen frivole Pointierung an Anekdoten der Rokokozeit, die Freude an der chronique scandaleuse überwiegt mitunter und läßt über ironischen Schnörkeln, recht leichtfertiger Moral, religiösen Boshaftigkeiten und peinlichen Zweideutigkeiten das tiefst Menschliche zu kurz kommen. Dann fühlt man beklagend das allzu Spielerische dieser Anekdoten, deren bewußtem Artistentum man nicht zugute zu halten vermag, was man bodenständigem Volkshumor gerne verzeiht. Aber über solche Bedenken führt doch zuweilen die Kraft innerlich vertiefter Erzählungskunst hinweg; eine Anekdote wie „Das fremde Fräulein", ein Sinnbild unserer seelenlosen Zeit, schildert in streng epischem Stil ein ergreifendes Menschenschicksal und ist eine Perle deutscher Prosakunst. Sie findet sich in der Sammlung Der verlorene Sarg und andere Anekdoten (1911), die Schäfer später mit dem ersten Sammelbändchen Anekdoten (1908) vereinigte. Beide liegen nun vor in einem Sammelbande Dreiunddreißig Anekdoten (1911). Als zweiter Band kamen 1926 Neue Anekdoten hinzu. Auch diese 22 Anekdoten knüpfen an Gegebenes an, um es im Dienste einer den Dichter beherrschenden Idee neu und eigenartig zu gestalten; „jedes dieser epischen Gebilde" soll auf seine bescheidene Weise ein Sinnbild deutschen Volkstums, ein Bruchteil unserer Geschichte, deutschen Schicksals sein. Vor dem Deutschen der Gegenwart sollen die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen Epochen seiner Geschichte und die großen Männer seines Landes wieder aufleben; er soll erkennen, wie in ihnen dasselbe Leben kreiste, dieselben Ideen ihn bewegten, dieselben Kämpfe ihn durchtobten. Deshalb läßt Schäfer einzelne Epochen deutscher Geschichte und große Männer deutschen Geistes von einer zufälligen Seite her aufleuchten. So werden Gellert, Friedrich der Große, Blücher, Klopstock, Goethe, Uhland, Peter Hille, Karl Moor, Karl Maria von Weber, Schubert und andere in einer einfachen aber charakteristischen Situation dargestellt, die ihr ganzes Wesen und ihre Zeit blitzartig beleuchtet. Das Bild des deutschen Menschentums aber, das ihre Gesamtheit bedeutet, soll dem Deutschen von heute Symbol und Vorbild sein; seine Lebensauffassung soll sich an ihm orientieren.

Im Stil einer erweiterten Anekdote gibt Die Halsbandgeschichte (1908), das verbrecherische Spiel zwischen dem berühmten Abenteurer Cagliostro, der Hochstaplerin La Motte, dem Kardinal Rohan und der Königin Marie Antoinette, um so in einem Vorgang die sittenlosen Voraussetzungen der französischen Revolution bildhaft zu machen. Aber die Sinnbildlichkeit dieser Schuld und Katastrophe, die in der Verdichtung einer Anekdote wohl deutlich geworden wäre, wird verhüllt durch die allzubreit gemalten Hochstapler-Schicksale von La Motte, die nach des Dichters eigenem Ausdruck „nicht die Trägerin einer großen Handlung sein kann, weil sie in der Gebundenheit ihrer Triebe kein Sinnbild ist, in das der Leser eingeht, um von ihm aus die Welt zu fühlen". Ganz Sinnbild, Bild und Sinn in lebensunmittelbarer Einheit soll nach Schäfers Absicht Die unterbrochene Rheinfahrt (1912) sein. Ein seinem Hauslehrer in Mainz entlaufener Baseler Student versieht sich auf dem Rheindampfer in eine Hunsrücker Bäuerin, unterbricht in Klingenbach, wo sie aussteigt, seine Fahrt und verbringt in dem idyllisch geschilderten Rheinörtchen über eine Woche. Die Hunsrückerin, die dort an einen dem Trunke ergebenen Anstreichermeister verheiratet ist, umschleicht er zunächst, gewinnt sie dann und verführt sie schließlich. Zwischendurch wird er in allerlei Dorfstreitigkeiten verwickelt, bei einer Keilerei verwundet, liegt ein paar Tage im Krankenhaus und ist schließlich froh, als sein Hauslehrer ihn findet und in ein geordnetes Leben zurückführt. Es ist ein wenig erquickliches Buch, unruhig hin und her schwankend zwischen einer leichtsinnigen Stuoentengeschichte und an sich gar nicht üblen Grundsätzen von der Verfehltheit einer einseitig prophylaktischen Scheuklappenerziehung. Wie ein Jüngling schicksalhaft zum Manne wird, ist das Problem, das der Dichter lösen wollte. „Ich hatte mir die Welt nicht so gedacht", sagt der Jüngling, „man hätte mich dafür erziehen sollen", statt mich zu einem Fremdling in der Welt zu machen. „Doch wie die Welt wirklich ist, nicht anders will ich sie haben." Wie der junge Baseler durch eine solche wilde Gewaltkur zu der Ansicht „Auch Gott ist Wirklichkeit" gelangen soll, leuchtet uns nicht recht ein. Bemerkenswert aber ist das Buch durch die Gestaltung der Rheinlandschaft: die winkligen Straßen, Häuser, Brunnen und Burgen des Rheinstädtchens, die Weingärten und Obsthänge, die duftenden Frühsommernächte, der rheinische Wein und das rheinische Blut: traumhaft und doch in nächster, nüchterner Wirklichkeit verwebt sich das alles zum farbigen Sinnbild. Es zeichnet die Bildhaftigkeit von Schäfers Lebens- und Weltanschauung, daß er wie G. Keller und A. Stifter zuerst Maler werden wollte und noch 1915 „als Lösung für gequälte Stunden" Bilder von Bedeutung schuf.



Wilhelm Schäfer.

Phot. Otto Kurt Vogelsang, Berlin W 15.

Wieder eine in die Länge gezogene Anekdote ist die Erzählung Die Mißgeschickten (1909), „die zu dem Feinsten gehört, was Schäfer geschrieben hat. In einer ganz schlichten, anspruchslosen Form erzählt er darin von drei toten Freunden, die ein Stück seines Lebens mit ihm gegangen sind, von einer feinfühlenden, kunstsinnigen Frau, die mit mehr als gewöhnlicher Sangesgabe bedacht war, aber ihr alles, auch ihre künstlerische Laufbahn, einem geliebten Manne aufopferte. Dieser hatte lange zwischen Professorentum, Kaufmannsstand und freier Schriftstellerei hin und her geschwankt, hatte nirgends recht Ruhe finden können, bis ihn schließlich ein unerwartetes Geschick an das Ziel seiner Wünsche, eine befriedigende Tätigkeit und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein eben vollendetes schönes Heim, brachte, freilich nur an das Ziel, um ihm dann an den Folgen einer Darmverschlingung jäh den Lebensfaden abzuschneiden. Zwar fand sich die Frau mit dem Unabänderlichen ab, gewann auch die Liebe eines zweiten Mannes, aber unmittelbar vor der Vermählung packte sie die Erinnerung an das Verlorene mit schmerzlicher Gewalt, daß sie in einem Schwermutsanfalle zum Fenster hinaussprang. Der Überlebende aber, längst schon ein Lebenskranker, der sich an ihr noch hatte retten wollen, siecht ein Vierteljahr später nach einer Blinddarmoperation dahin. Dies alles wird vom Dichter mit einer warmen persönlichen Anteilnahme erzählt, die sich auch dem Leser mitteilt. Mißgeschickte — eine neue Wortprägung — finden wir oft in Schäfers Schriften und er selbst ist ja wohl auch eine Art „Mißgeschickter", der durch das Leben viel hin und her geworfen wurde, wie sich aus seinem Lebensabriß (1919) ergibt.

Eine Novelle voll barocker Einfälle ist Die Badener Kur (1925). Den Junker von Borken, der mit seinem Diener aus Lehmkaten im Jülicherland nach Baden zur Kur geht, erwartet dort eine Fülle von Abenteuern. Dadurch wird er der Badener Kur schneller satt als er dachte. Kernig und erdhaft wie die Menschen, die in ihr die Hauptrolle spielen, ist die Sprache, die Art der Charakterisierung, die Führung der Handlung. Künstlerisch ebenso hochwertig und doch in allem das Gegenspiel ist die Novelle Hölderlins Einkehr (1925). Dort die erdhaften Gestalten, hier Hölderlin, ein „Fremdling auf dieser Erde" (Nadler), mit Augen „so der Weite verhaftet, als suchten sie durch die Ferne hindurch eine jenseitige Nähe". Dort geradlinig denkende Menschen, hier der geniale Dichter, dessen Gedanken Himmel und Erde umspannen, der unter den Göttern Griechenlands weilt. Als Ergänzung zu ihm tritt, alle seine Empfindungen nachempfindend, „das Mädchen Charlotte", bis sie schließlich, „des letzten Restes der Tätigkeit" entäußert, eingeht in Hölderlins Götterwelt, obgleich über ihn schon drohend der Wahnsinn flackert. Leben gibt nicht die Handlung, sondern die Sprache des Erzählers, die, aus Hölderlinschem Geiste gewachsen, sie blühend umrankt und füllt

Über die Anekdote und Novelle drängte es W. Schäfer zur großen epischen Darstellung. Da erlebt der in den Briefen Stauffer-Berns ein Künstlerschicksal. In ihm glaubt er nicht nur ein persönliches, sondern ein menschliches Sinnbild gefunden zu haben. Und so formt er „Karl Stauffers Lebensgang, eine Chronik der Leidenschaft" (1911). In der Lebensgeschichte dieses unglücklichen Schweizer Malers, die er der Fiktion nach selbst vor seinem Tode niederschreibt, steht wie in den Anekdoten jeder Satz, jeder Gedanke unverrückbar an dem Platz, den ihm die Notwendigkeit bestimmte. Aber die elementare Gewalt, mit der die Lebensbeichte eines Menschen hervorbricht, der nach härtestem Kampf sich unfähig sieht, den Zwiespalt im eigenen Wesen zwischen dem harten Willen zur Vollendung und dem Mangel an quellender Intuition zu überwinden, diese Gewalt zeigt doch eine ganz neue menschlich-künstlerische Kraft. Auch diese Gewalt ist Zorn geworden bis ins letzte. Der innere Zusammenbruch einer großen und herben, männlichen Kraft, das ist zugleich das Thema und das Stilprinzip des Werkes. Das Stauffer-Buch bleibt jedoch dadurch noch ein Künstler-Buch, daß alle Probleme, um die Stauffer ringt, innerhalb der Kunst liegen und daß er an der Unvollkommenheit seiner künstlerischen Begabung zerbricht. Im allgemeinen ist der Dichter dem wirklichen Lebensgang Karl Stauffers gefolgt. Wir erleben seine Jugend in den Schweizer Tälern, wo er 1857 geboren wurde, und sein Werden, sehen manche seiner Hauptwerke entstehen, finden ihn im Verkehr mit G. Keller, K. F. Meyer, hören von seiner Freundschaft mit Welti, dem Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten, und mehr noch von dem Verhältnisse zu dessen schöner Frau Lydia, die ihm zum Verhängnis wird. Aus deren wunderbarem Palast in Zürich flüchtet er sich nach Italien, steht lange Zeit im Verkehr mit Max Klinger und findet später, als er sich dazu hinreißen läßt, mit der fremden Frau auf und davon zu gehen, das Abenteuer aber im Gefängnis und Irrenhaus büßt, einen besorgten Freund in Adolf von Hildebrand, dem großen Plastiker. Zwei Jahre vor seinem Tode läßt Schäfer den unglücklichen Künstler, der, immer mehr in Unglück und Irrsinn versunken, 1891 in Florenz stirbt, sein eigenes Leben erzählen. Ein verhängnisvoller Fatalismus ist die Grundtendenz des Buches und als Folge davon ein düsterer Pessimismus. Die Unrast bezeichnet der Held des Buches einmal als Erbteil seiner Leidenschaft und ein andermal sagt er: „Mein Leben war auf Lärm und Leidenschaft eingestellt." „Mein Leben war nun einmal auf Presto eingestellt, das geruhsame Andante liegt mir nicht." In dieser Unrast sucht er nacheinander als Maler, Kupferstecher, Radierer, Bildhauer die Kunst zu meistern, ohne doch das ihm vorschwebende Ideal zu erreichen, und diese Leidenschaft der Kunst hat ihn wie eine lodernde Flamme verzehrt. Diese Leidenschaft ist ihm schließlich auch in sein Leben eingebrochen und hat sein Lebensglück zerstört.

Stauffers Künstlertum und Schicksal ist ein persönliches, nicht der Zeiger des Volkes; in Schäfers nächster Dichtung Lebenstag eines Menschenfreundes (1915) ist die vollkommene Einheit von Ich und Volk und Menschheit, von Stoff, Gehalt und Form erreicht. In der Darstellung eines längst verflossenen Einzellebens, die doch ganz im Gegenwarts-Stil gegeben ist, werden die achtzig Lebensjahre Pestalozzis entwickelt „auf der Wanderung nach einer neuen Menschheit". Wieder lebt ein Künstler auf („Lienhard und Gertrud"), aber kein abseitiger und einsamer wie Stauffer; dieses Künstlertum ist nur ein Teil und Ausdruck eines Volks- und Menschentums, das sich als Landwirt, Schriftsteller, Waisenvater und Volkserzieher überpersönlich aufbaut. „Was einer", sagt Pestalozzi, „für sich selber Irdisches zuwege bringt, das hört mit seinem Leben auf; aber was er an der Menschlichkeit tut, das ist unsterblich." Ohne poetische Vereinfachung schildert Schäfer das wirre Leben Heinrich Pestalozzis, der aus einem Unglück dem anderen zueilte. Aber nicht dessen äußeres Leben ist ihm die Hauptsache, sondern mit nie nachlassender Energie ist das Augenmerk des Dichters auf das innerste Wesen und Streben Pestalozzis gerichtet, auf seine in keinem Unglück nachlassende zähe Menschenliebe und seinen Trieb, allen zu helfen, die in Not und Bedrängnis leben, und ihnen nicht vorübergehende Hilfe zu bringen, sondern aller Not für immer ein Ende zu machen, durch seine „Menschenbildung" nach seinem Wort „Freiheit durch Bildung". Da läßt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schäfer einmal seinen Helden sagen: „Ich wüßte einen, der mir folgte, eine Macht in Europa zu gründen, die mächtiger als Bonaparte wäre, und ich sage euch, wer es am ersten mit mir hält, dem wird die Herrschaft in Europa zufallen." Diese Macht sieht Schäfer in der Volksschule verwirklicht, ja er geht so weit, die mächtige Entwicklung des deutschen Reiches in Europa aus dem Geiste Pestalozzis zu erklären, wobei er aber vergißt, daß die ganz auf Naturalismus gegründete, dem positiven Christentum durchaus fernstehende Lehre des Schweizers schon aus inneren Gründen nicht befähigt war zu solcher Wirkung. Schäfers Pestalozzi weist wenig heitere Züge auf; er ist wie Stauffer ein Mißgeschickter.

Wie in diesem Werke hat sich Schäfer auch in anderen als ein ergriffener, richtender, vorwärts und aufwärts weisender Chronist gezeigt. So insbesondere auch in den Dreizehn Büchern der deutschen Seele (1922), die aus dem Unheil des Weltkrieges hervorgegangen waren. Ihn hatte das furchtbare Schicksal dieser Jahre tief ins Herz getroffen. Nicht militärische Erfolge oder Verluste hatten ihn bekümmert, von Anfang an ging es für ihn um Seele und Gewissen seines Volkes. Er sah in diesem Weltkrieg „die Auflösung eines unerträglichen und unwürdigen Zustandes der abendländischen Menschheit", „den Zusammenbruch der Zivilisation, darin der unselige Menschengeist seinen Hochmut zu vollenden glaubte." Und er konnte sein eigenes, geliebtes, sich selber entfremdetes Volk davon nicht ausnehmen. „Wo ist unser Reich? fragte eine Klage mein Gewissen." Und weil die zersetzte deutsche Gegenwart dieses Reich nicht zeigte, so wollte er es in seiner Geschichte deutlich machen. Und so wies er in dreizehn Büchern von je etwa dreißig Bildern das „Reich" der deutschen Seele auf. Von der Zeit, in der das deutsche Volk mit der Völkerwanderung in das Licht der Geschichte eintrat, bis herauf in die neue Zeit sind darin die Schicksale unserer Volksseele in zusammenhängenden Einzelbildern gestaltet. „Eine Odyssee im großen Ausmaße" hat er uns damit geschenkt. Ergänzend treten die „Drei Briefe an die Quäker" (1921) hinzu, in denen Schäfer die christlichen Kirchen seiner Zeit richtet und sie alle verwirft. Er beklagt die „Gottverlassenheit des gegenwärtigen Proletariats" und den Materialismus der Zeit. Dieser wird immer wieder den Kampf aller gegen alle entfesseln, zwischen den Ständen und zwischen den Völkern. Nicht der Staat, noch der Völkerbund kann dagegen schützen, nur die seelische Wiedergeburt. Das Schicksal des Weltkrieges machte Schäfer auch die Weltkatastrophe des Nibelungenliedes zum vertiefsten Erlebnis und so formt er dessen Erneuerung: Das Lied von Kriemhilds Not (1923). So tief ist Schäfer seinem Volke verwachsen, daß er bodenfremden Kulturen, zumal der antiken, keinen bestimmenden Einfluß gönnt. Sein geliebter Dichter ist Gottfried Keller. „Nur ein deutscher Schweizer konnte im neunzehnten Jahrhundert so schreiben, als ob noch immer die Zeit Albrecht Dürers und Hans Sachsens wäre." („Die moderne Malerei der deutschen Schweiz".) Und wie G. Keller zum Sinnbild des reinen Deutschen, wird ihm Winckelmann zum Sinnbild der deutschen Griechheit, der alten deutschen Sehnsucht nach dem Süden, der Sonne, der Klarheit und Form. Winckelmanns Ende (1925) wird ihm zur tragischen Novelle, zum Sinnbild des Deutschen, der sich an die Antike verliert, und zu einer Mahnung zur Heimaterde, zur Volksgemeinschaft. Ein tapferes Bekenntnis zu einem wahren Deutschtum, zu einem gläubigen Kämpfertum zwischen Chaos und Ordnung, zwischen Gut und Böse hat Schäfer auch abgelegt in den „Fünf Briefen an mein Volk", die unter dem Titel Der deutsche Gott (1923) erschienen und in der aus der Tiefe des Geistes, der Wärme des Herzens in Köln gehaltenen Rede Deutschland (1925), einem Bilde unserer „Gewordenheit" und einem Ausblicke in die Zukunft, in die uns ein schicksalhaft vorgezeichneter Weg aus dem Dunkel der Gegenwart führen muß, wenn wir die Verknüpfung und Wechselwirkung zwischen Menschengeist, Volksseele und Einzelleben erkennen und als Aufgabe erfüllen.

H. Roselieb bemerkt in seinem Aufsatze über Josef Ponten, daß in dessen Schriften ein architektonisches Empfinden am Werke sei, mit Worten und in Worten zu bauen. Dieser Eindruck bestätigt sich bis in Einzelheiten des Handwerks. Stockwerkartig bauen sich seine Romane auf; es fehlt aber der tragfähige Boden, die wurzeltiefe Verankerung, die Geschlossenheit des Aufsteigens, das Blickanziehende in die Höhe. So besteht „Der babylonische Turm", sein bester Roman, aus beinahe neunzehn Novellen (Stockwerken), die lose verknüpft sind ohne die notwendige „Folge aus Folge". Seine eigentliche Kraft fand er später in der Novelle, dem in einem Brennpunkt zusammengerafften Schicksal. Seine Novellen haben Gestaltung: hier engt er die Grenzen ein, strafft und formt von innen. Ponten ist ebenso phantasiebegabt wie kritisch, ebenso originell wie naturwissenschaftlich geschult und gebildet. Vor allem ein Mensch mit unbestechlichem Gefühl für Konstruktion und Form und ein sprachgewaltiger Meister der Erzählung. Das Architektonische, Gesetzmäßige der Lebenserscheinungen wie der Begriffe wird von ihm mit Leidenschaft aufgespürt. Hier ist er Dichter. Dabei aber kennt er Stimmungen kaum. Seine Gebilde sind viel zu derb, zu fest umrissen. Auch von einer Weltanschauung, die zu einem seelischen Wohnraum wird, findet sich fast nichts darin. Er gehört, wie Roselieb richtig urteilt, trotz einiger katholischer Zierate in die Reihe jener Dichter, die von Goethe über Gottfried Keller geht. Er gestaltet die bürgerliche diesseitige Ordnung, die Wirklichkeit mit ihrem barocken Gemisch von halbem, ererbtem katholischen Glauben, Freigeisterei oder kindlicher, von außen gesehener Frömmigkeit, Aberglauben und pantheistischem Denken. Das diesseitige Leben als Vorbereitung für das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jenseitige aufzufassen ist ihm fremd. Alles, was sich nicht in die bürgerliche Vernunft fügen will, wird dann auch für Ponten zum Spott, zum Witz oder zur Satire. Es befremdet und ist bedauerlich, daß er, von Hause aus Katholik, in seinen Romanen und Novellen mit Abneigung und Gehässigkeit das Katholische behandelt.

Er wurde 1883 in Raeren bei Eupen geboren und stammte von handarbeitenden Eltern, deren Eltern und Großeltern ebenfalls zur unteren Volksschicht gehörten. Diese Abstammung ist für seine Kunst von größter Bedeutung. „Herkunft aus dem niederen, arbeitenden Volke schuf das tiefe Behagen an völkischem Denken, Sprechen und Schaffen", sagt er in seinem Selbstbildnis. Schon der Gymnasiast beschäftigte sich viel mit Geographie, Geologie und Astronomie. Als Hochschüler bemühte er sich drei Jahre lang um die Architektur und Kunstgeschichte an der Hochschule zu Aachen, wo sein Vater als Baumeister tätig war. Während der Studienjahre trieben ihn Wanderlust, Natur und Kunstbegeisterung in Deutschland und den benachbarten Ländern Belgien, Frankreich, Holland und England umher. Nach seiner Verheiratung mit Julie von Broich unternahm er mit seiner Gattin Reisen nach Italien, Ägypten und Griechenland. Der Kriegsausbruch überraschte ihn nördlich von Spitzbergen. Das Kriegsschicksal führte den Uniformierten auf alle Kriegsschauplätze. Erst im Westen und Osten. 1920 ist Pontens äußeres Leben zur Ruhe gekommen. München ist seitdem sein Wohnort. Früchte seiner Reisen sind die prachtvollen Aufsätze über Landschaften und die Landschaft als Begriff. Schon der Stil dieser Arbeiten ist ein Genuß für den Leser und wohl auch für den Autor, der sich sichtlich mit Lust auf dem zuchtvollen und doch kühnen Rhythmus seiner Worte wiegt. Griechische, ägyptische und deutsche Landschaft breitet der Dichter vor uns aus. Nicht in Schilderung als fertiges Gemälde; vielmehr werden die geologische Entstehung, die Unterschiede der Gemütserlebnisse, im Süden (Klarheit) und im feuchten Norden (Phantastik) uns vertraut gemacht.

Als Dichter begann Ponten mit der Novelle Jungfräulichkeit (1916). Es handelt sich um Jungfräulichkeit sowohl beim Weibe wie beim Manne. Die Novelle wurde vom Dichter 1919 neu gefaßt, was bei seiner Art des Schaffens nicht viel Schwierigkeiten machte. Sie ist noch unausgereift und erzählt von einem Bauernburschen, der Priester werden soll, aber das Studium aufgibt, ins Dorf als Knecht zurückkehrt, manches Widerwärtige erduldet, in anschwellender Liebe immer rein bleibt und schließlich heiratet. Es folgten Romane, von denen der Landschaftsroman Siebenquellen (1908, umgearbeitet 1928) mit kraftvoll eigenwilligem Stil, mit Bildern von sehr starker Einprägsamkeit das Problem „der Mensch und die Landschaft, im Sinne einer Abkehr" von nationalen und übernationalen Überschwenglichkeiten auszudeuten sucht. Werkbauende oder zerstörende Menschen, Bauern, Gutsbesitzer, Priester, Industrielle, Arbeiter, Schmuggler, alle Formen am Gesicht der Landschaft und an ihrer sozialen, gewerklichen und geistigen Kultur. Der Boden der Romanhandlung ist Grenzland, ist Heimatland Pontens, der Kreis um Eupen, nahe dem Schnittpunkte deutscher und französischer Geisteswelt und dadurch besonders reich und vielsinnig. In „Peter Justus, einer Komödie der Liebeshemmungen", läßt Ponten einen Menschen mit Hemmungen durch das Leben wandern. Peter Justus, ein unwiderstehlicher Betörer aller Frauen, die ihn sehen, sieht seine Aufgabe darin, das Verhältnis der Geschlechter zueinander dadurch zu reformieren, daß er die Frauen von ihren Unfreiheiten, Unnatürlichkeiten und Hemmungen heilt. Diese Aufgabe wird aber für ihn zur Liebeshemmung, verhindert das höchste Einswerden mit einer Frau. Er resigniert, um als Priester seiner Aufgabe zu dienen. Wie Peter überall dadurch gehemmt wird, daß er die Liebe nicht einfach hinnehmen kann, sondern sie erst von allen Seiten betrachten und erörtern muß, so kommt auch in die Form des Romans ein Mißklang durch sein unaufhörliches Predigen und Moralisieren. Mögen auch die vielen Dialoge kühn, geistreich und fein geschliffen sein, das Übermaß an Dialektik und tendenziöser Theorien ermüdet. In den genannten Dichtungen war die Bildhaftigkeit des Stils zuweilen noch manieriert, in seinem Hauptwerk, Der Babylonische Turm (1919), ist es Ponten gelungen, die Bildkraft seiner Sprache und seine Neigung zu zugespitzter Spruchweisheit zu bändigen und in den Dienst eines kunstvollen Aufbaus zu zwingen. Der Grundgedanke des Werkes ist, daß der Wille des Genies, seine ideale Konzeption eines Vollkommenen sichtbar zu machen, niemals sein Ziel erreichen kann, wenn er um dessen Darstellung in der Wirklichkeit ringt, daß Vollendung dem Menschen, auch dem Genie, nur in der Welt der Kunst möglich ist. Die symbolische Gestaltung dieses Problems und seiner Lösung ist gegeben in dem Schicksal des Maurers und Baumeisters Großjohann. Ponten macht den Leser mit ihm bekannt, wie er seiner Frau eine ungeheure Zeichnung entrollt, die den Aufriß eines riesenhaften gotischen Turms enthält mit Kirchen, Palästen, Bibliotheken, Laboratorien, Klöstern, und dessen Untergeschoß allein so hoch ist wie die Kölner Domtürme. Der Abscheu vor dem Zweckbau und eine maßlose Phantasie sind der Ursprung dieser baulichen Idee. Das, was er später wirklich baut, hat indessen nicht einmal eine Spur der Ähnlichkeit mit dem, was er zu bauen wünschte. Er macht Zweckbauten wie jeder andere Bauunternehmer der Gründerzeit; höchstens baut er etwas solider wie sie. Rastlos arbeitend, baut er sein Leben und sein Glück immer höher wie einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„babylonischen Turm", Strebergeist beseelt ihn; „der Mann ist vom Größenwahn besessen", sagt der Pfarrer und Herr Merlin erklärt: „Es liegt etwas Unnatürliches in aller übermäßigen Tatkraft." Nicht um das Geld ist es ihm zu tun, sondern um die Befriedigung seines verworrenen Tätigkeitsdranges. Er stirbt so arm, wie er angefangen hat, und als Greis beschäftigt er sich heimlich damit, Modellierbogen von allen großen Bauwerken der Erde zu kleben und Pläne zu entwerfen, die so ideal sind, daß niemand sie ausführen kann. In dieser Lebensatmosphäre kommen die sieben Kinder, von Härte umgeben, mit dem Erbteil des zu starken und bewußten, überall das Letzte und Äußerste erzwingenden Willens belastet, nicht zum freien Menschentum. Da ein jeder in dieser großen Familie etwas Besonderes will, das immer nach oben hinaus geht, so baut gleichsam ein jeder an dem anderen vorbei. Sie bauen und leben nebeneinander vorbei, scheu, als wären sie auf unrechtem Wege, und wenn sie einmal versuchen, miteinander in Fühlung zu treten, ist es schon zu spät; sie verstehen sich nicht mehr: die Sprache hat sie verwirrt. Das ist das Nebenthema des Buches, die Gestaltung eines typischen Großstadtschicksals, das in seiner Wichtigkeit den nicht das Ganze des Romans treffenden Untertitel „Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie" rechtfertigt. Nur einmal gelingt es, die Mauern zu durchbrechen: Gabriel, ein Musiker, besitzt genug Weite, ihrer aller Streben zu umfassen, genug Hingebung, sich ihnen opfern zu wollen; in dieser Hingebung und Weite findet er den Weg zur Erlösung von der Maßlosigkeit des Willens, der das Vollkommene will. Ihm erfüllt er sich in der Kunst. Zeitlose und zeitgemäße Fragen, wie sie die Vorkriegszeit aufwarf, berühren sich in dem Werke. Es wird vor uns ein großartig angelegtes und künstlerisch vollendetes Zeit- und Gesellschaftsbild entrollt, ein Bild voll realistischer Bildnerkraft, so reich an Farbentrennungen, daß es eine Skala der den Menschen innewohnenden Gefühle darstellt. Ponten erstrebt nicht nur in der Sprache, sondern auch im ganzen Aufbau des Romans strenge Architektonik und streng stilisierte Schönheit. Die einzelnen Kapitel stellt Ponten als mit höchster Kraft erschaute und gestaltete Bilder als Symbole hin, deren Erfassung an den Leser zum Teil allerdings nicht geringe Anforderung stellt; doch sollte der Aufbau etwas mehr Zusammenhang seiner Teile aufweisen. Beleidigende Ausdrücke über Katholisches und erotische Szenen trüben hie und da den Genuß des Werkes.

Josef Ponten.

In die Nähe von G. Hauptmanns „Der Ketzer von Soano" gehört die Novelle Die Insel. Auch Ponten hat das Bestreben, den Liebestrieb zu entpersönlichen, indem er ihn in die ewige Beziehung zum großen All setzt und ihn primitiv als Urmacht im großen Gleichnis des heidnischen Pan darstellt. Der Naturmacht erliegt auf der Höhe des Lebens der Mönch, der Mann, als das Weib in sein Leben tritt. Die Handlung spielt auf einem von der Welt abgeschlossenen Eiland, auf dem sich ein griechisches Kloster befindet. Für den Mönch Spiridion wird die Frau, die die Einsamkeit der Natur aufsucht, unabsichtlich zur Versucherin und zum tragischen Geschick. Die Mönche werden als lüsterne, teils stumpfsinnige Menschen gezeichnet und ekelhaft ist das häßliche Gockelgespräch. Die Natur der Insel, von heißer Sonne beschienen, von heißen Wintern überflogen, ist mit starker Kunst in das Buch gebannt, aber trotzdem und trotz der klangreichen Sprache wirkt das Buch nicht erhebend. In der Novelle Der Meister (1919) wird versucht, die Schicksalslinie eines schlechten, eines halben Baumeisters mit der Jugend eines echten tragisch zu kreuzen. Das Domchor steht vor dem Einsturze; der Dombaumeister Gottschalk kann die Ursache nicht finden; man nennt ihn Meister, aber er ist ein Stümper. Sein Geselle Gottfried gibt vor, die Ursache zu kennen, teilt sie aber nicht mit und trägt die Niederschrift auf der Brust. Der Meister zieht den Gesellen in sein Haus, um ihm sein Geheimnis zu entlocken. Er versucht alles, gibt ihm selbst die Ehre seiner Frau und Tochter preis, nur um zum Ziele zu gelangen. Da alles nichts fruchtet, wird er zum Mörder. Er durchsägt ein Brett auf hohem Gerüst und Gottfried stürzt in die Tiefe, wo er zerschmettert liegen bleibt. Aber das Schriftstück ist nicht auf der Brust des Toten. Die Frau, die im Besitze der Schrift ist, durchschaut das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verbrechen des Mannes und zwingt ihn, den gleichen Todesweg zu gehen. Sühne des Mordes also durch Selbstmord; das klingt heidnisch. Bunt bewegt ist die Novelle Die Bockreiter (1919), wenn auch alle Wildheit des Geschehens beherrscht wird. Das Thema ist interessant und in manchen Zügen aktuell, denn man spürt den heißen Atem unserer Revolutionstage durch die Zeilen wehen, mag die Geschichte auch im Frühbarock spielen. Bockreiter nennen sich die Mitglieder einer Bande, halb sind es Schlaraffen, halb Kommunisten, die bei Nacht allerlei Ernsthaftes und Scherzhaftes verübt, die von einem geheimen Hauptmann befehligt wird, sich durch Meckern und mit dem Losungsworte: „Es lebe der Bock“ zu erkennen gibt und durch das Bestreben, so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, ihre Mitwelt in Unruhe versetzt. Diese Geschichte vom „edlen Räuber“, ein beliebtes Thema des achtzehnten Jahrhunderts, wird von Ponten verbürgerlicht und gleichzeitig ironisiert. Der Sonderfall wird ins Allgemeingültige erhoben. Die Geschichte kündet von den schlummernden Trieben des Menschen, die herauswachsen, selbst bis ins Verbrecherische. Es finden sich in dem Buche Stellen voll mystischer Schönheit, wie z. B. die Wiedergabe der innigen Sehnsucht der Schwester Helmtrudis nach Vereinigung mit dem Seelenbräutigam Christus; leider wird dieses fromme Bild in eine gemeine Fratze verwandelt. Pfarrer, Mönche treten auf, spielen aber, wie auch sonst bei Ponten, eine erbärmliche Rolle, während Dr. Kirchhoff, der Anführer der Bockreiter, im hellsten Lichte erstrahlt.

In dem Novellenbande Der Knabe Vielnam (1921), der etwas bunt ausgefallen ist, handelt es sich in drei Stücken um die Kindesseele. Da wird in der ersten Geschichte von der Enthüllung geheimnisvollen Lebens in einem dunklen Hause erzählt; in den beiden folgenden tritt das Erwachen des Sexualtriebes, die Erziehung zum Manne, unter Enthüllung manches Abstoßenden, in den Vordergrund, die letzte könnte man „Überwindung der Feigheit“ überschreiben. Um die Not des werdenden, reifenden Menschen geht es auch in den Dichtungen des Novellenbandes Der Jüngling in Masken (1922). Die goldene Uhr (1923) ist eine Variation des Themas „Babelfluch“, das Pontens Roman „Der Babylonische Turm“ tragisch durchdröhnt. Mißverstehen und Verschweigen sind die Mauern, zwischen denen sich die einzelnen Nationen des Kalvarienberges befinden, den die Familie Untraut, eng aufeinander angewiesen und jedes doch in kalter Einsamkeit, emporklimmen. Der Auftakt zur eigentlichen Familientragödie ist die Schilderung, wie der Knabe, der bis dahin genießerisch und gedankenlos über die Zeit verfügte, eines Tages eine Uhr geschenkt bekommt und von Stund ab den Begriff von der Begrenztheit und Meßbarkeit des Lebens in sich aufnimmt. Er verwandelt sich. An Stelle des kindlich ziellosen Träumers tritt nun das Streben nach dem Erreichbaren, Realen. „Der Gletscher (1923), Geschichte aus Obermenschland“ ist die mit Meisterschaft erzwungene Gestalt unmittelbarer Schicksalsnähe im Bereich der in sich ruhenden Natur. Wie hier ein Mensch in seinen Tod hinaufsteigt, in der Gletscherwelt die Ewigkeit streift und vom Gletscher in die Ewigkeit genommen wird, das ist gut aufgebaut. Klar in den Konturen, aber ein wenig zu kühl. Wie immer bei Ponten liegt die eigentliche Kraft im Wort und das kommt hier in erster Hinsicht der Naturschilderung zugute. Da heißt es einmal: „Jetzt stieg der Adler, goldbraun der Kopf, die Hosen rostbraun und einen weißen Spiegel über dem dunklen Schwanzsteuer zeigend, eine Gemsricke in den Fängen, rauschend auf ausgespannten schwarzen Ruderfittichen in die Luft und strich, vom größeren Weibchen gefolgt, auf eine einzelne, weit über dem Baumgürtel im Windschatten der Felswand angesiedelte, zerrissene Föhre zu, auf die er aufbäumte.“ Die Erzählung Der Urwald (1924) zeigt Ponten trotz der fließenden Darbietung nur als Literaten, der durch das Bedürfnis nach „Naturverbundenheit“ nicht wertvoller wird. Er schreibt die Dryas-Wandlung einer Frau, die, Hüterin und Pflegerin eines exotischen Treibhaus-Urwaldes, allmählich selbst zur Pflanze wird. Schwesterliche Gefährtin einer Äffin, lebt sie im feuchten Dunst faulenden Geästs und gärender Tierexkremente zeitlos und bedürfnislos, durchschlüpft das Palmgewirr mit ihrem mageren nackten Körper und bewahrt nur halbverkümmert die Urtriebe des Weibes da im Glashaus hinter ihren feuchten, unterwachsenen Glasscheiben. „Im Frühling ist Gudula eingegangen.“ Das Buch reizt die kranken Gefühle derer, für die es geschrieben ist. Daß der Naturprozeß der Erneuerung, wie z. B. abgenutzter Eisenbahnschienen, auch beim Menschen seine Gesetzmäßigkeit habe, will Ponten in der Erzählung Die letzte Reise (1926) zeigen. Hermanogild ist der Arbeit müde, aber auch der Ehe; Schwermut ergreift ihn, er will ein Ende machen. Seine Frau in der fernen Stadt lockt ihn aus der Einsamkeit. Sie reisen in die Alpen; er gesundet und, wieder vereint zu neuen Taten, wollen sie der großen Menschengesellschaft, dem Leben der Menschen nahe sein. So ist die letzte Reise gewissermaßen die Anfangs- und erste Reise zur Bejahung des Lebens. Aus der unerschöpflichen Fülle Roms quoll das in Distichen geschriebene Römische Idyll (1927). Es ist das Rom vor Kriegsausbruch, das sich in liebevoll gezeichneten Bildern zur Idylle webt, mit den hineingewebten Fäden echt deutschen Schicksals. Vor dem katholischen Antlitz Roms aber hat der Dichter seine Augen verschlossen. „Seine Hochzeitsreise, eines Künstlers Ende“ (1930) ist Pontens jüngstes Werk betitelt. Aus seiner Liebe zu Alfred Rethel, dem einsamen und ungefügen Romantiker, dessen Leben er beschrieben und über den er „Studien“ veröffentlicht hat, gestaltet Ponten das Schicksal des Künstlers, den im Rausch der beginnenden Größe auf der Hochzeitsreise in Rom verzehrend der Brand des Wahnsinns befällt, vor dem ihn Weib und Freund nicht zu bewahren wissen.

Ein kulturelles Problem behandelt Ponten in dem künstlerisch vollendeten Roman Die Studenten von Lyon (1928). Fünf Studenten aus Lausanne, Anhänger der Lehre Calvins, wandern zu Fuß von Genf, wo sie bei ihrem Meister vorsprechen, nach Lyon. Erfüllt von dem Mut und dem Kampfesgeist Calvins und entschlossen, selbst den Tod für dessen Lehre zu erleiden, wenn es die Pflicht verlange, gehen sie Weg um Weg. An der Grenze gesellt sich ein französischer Kaufmann zu ihnen, der sich auf der Reise mit ihnen freundlichst unterhält und sie auch in seine Wohnung in Lyon einladet. Sie nehmen die Einladung an, aber kaum haben sie es sich bequem gemacht, werden sie verhaftet. Der Kaufmann hat sie der Inquisition verraten. Sie werden in ein Gefängnis gebracht, von einem Konzilium verhört, man versucht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neu ist niemals der Stoff, der Stoff bleibt immer der alte,
alt ist niemals Gestalt, stets ist Gebildetes neu.

(Aus dem „Römischen Idyll".

Josef Ponten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie von ihrem Irrglauben abzubringen, um eine Verurteilung zu vermeiden. Die Studenten aber bleiben standhaft und gehen den Weg zum Tode. Mit dem Öffnen der Zellen und den Worten: „Aller Versammelten Augen wandten sich auf die Türen" schließt der Roman. Handlung ist in dem Buche wenig, aber Spannung und Explosionsstoff genug vorhanden. Da sind die öffentlichen Kämpfe, die die Calvinisten und die Katholiken für ihre Überzeugung führen, die Schilderung der Zwistigkeiten in Genf, in Lyon, in Frankreich, das Konzilium vor der Inquisitionskommission, wo einer der fünf Studenten in einer Rede den Sturm der Gegner erregt und den Beifall der Freunde findet. In den Kämpfen der beiden Parteien läßt Ponten mit hoher Meisterschaft der Sprache alle Register der Dialektik spielen, ob nun Ory, der Inquisitor, ob Martial, ob Peter oder Peterlein, der geniale Fünfzehnjährige, oder der Vorsitzende des Gerichtes in dem Wortgefechte einen Schlag oder Gegenschlag führt. Ponten meistert, wie in anderen Romanen, sprachlich gestaltend, aber er meistert nicht die Flut der Gedankenfülle; dazu hat seine Sicherheit in religiösen Dingen, zumal in der katholischen Lehre, nicht ausgereicht. Weder für den Calvinismus, noch für den Katholizismus eintretend, läßt Ponten den Matthieu Ory zu den Studenten sagen: „Nicht bei Luther und Zwingli und Calvin, bei diesen ehrenwerten Männern, liegt die wahre Gefahr, die wahre Gefahr liegt darin, daß sie ein Prinzip in Bewegung gesetzt haben, daß sie das Prinzip der Bewegung selbst, ohne es zu wollen und die Folgen überdacht zu haben, aufgestellt haben . . . Es geht wie mit einem Gewebe, das an einem Knüpfpunkte aufgelöst wurde — es entfädelt sich von selbst, es fällt auseinander. . . . Denken wir einmal ein bißchen entschlossen und kühn in die Zukunft hinaus: in wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten ist alle christliche Form gelöst, eine freie Philosophie greift an ihrer Stelle Platz, ihr könnt es nicht hindern, ihr müßt sogar zugeben, daß es zurecht geschieht, denn wer den Anfang bejaht, muß auch den Fortgang und das Ende bejahen. Das Christentum wird in eine freie Philosophie münden und diese natürlich, da auch sie vom dogmatischen Urgrunde zu immer freieren, voraussetzungsloseren Ideen fortschreitet, im Skeptizismus . . . Wofür wollt ihr eigentlich sterben! Für eine Form, die im nächsten Augenblick schon diese Form nicht mehr ist? Erst in Jahren werdet ihr es freilich erkennen, denn langsam geschieht Wachstum und Zerfall."

Von den Dichtern der Nachkriegszeit gehört Albrecht Schaeffer (geb. 1885 zu Elbing, lebt in Neubeuern a. Inn) zu jenen, die eine scharf umrissene Physiognomie zeigen. Er kam aus der Welt Stefan Georges und Hofmannsthals. Nicht bloß seine Lyrik, sondern alle seine Dichtungen wahren die gleiche kunstvolle Höhe in Sprache und Form. Die Vollendung der Form ist es, die A. Schaeffer über die Hast und Atemlosigkeit unserer Zeit hinaushebt. Kaum an einem anderen Dichter läßt sich eine solche Stetigkeit und doch in so weite, umgreifende Horizonte gehende Formstrenge nachweisen, wie bei A. Schaeffer. Voll Reinheit ist Vers und Strophe, voll Reinheit der Satzbau seiner Prosa, die Gliederung der Abschnitte bis in die Einzelheiten des Aufbaues an Kapiteln. Auf den ersten Blick mag es aussehen wie eine Fertigkeit, die mehr technisch wirkt, aber es ist ein von innen her in die Form gesenktes Gesetz der Ordnung. In dem Roman „Elli" heißt es einmal: „Voll des attischen Maßes, fern aller Mittelmäßigkeit war sein Maßwille: Erfülltsein mit Blut und Kräften des Blutes bis nahe zur Sprengung der Kräfte und nicht darüber. Erfülltsein mit Form und Seele der Form bis nahe ans Überströmen der Seele und nicht darüber." Es ist von einem Menschen die Rede, aber man kann dasselbe vom Dichter Schaeffer sagen, und fügen wir noch aus seinem Essaybuch „Dichter und Dichtung" eine Erkenntnis über die Aufgabe des Epos hinzu, daß ihm „die Verschmelzung germanischer Übersinnlichkeit und hellenischen Formwillens in der Figur des „Sucher-Romans" obliege, so haben wir die beiden wirksamen Grundkräfte seines Gestaltungswillens: das attische Maß und die germanische Übersinnlichkeit. Oder anders ausgedrückt: der Wille zu einer Bindung des klassischen und romantischen Menschen. Der griechische Mensch und das griechische Maß sind die Ordnung; die germanische Phantasie, die romantische Allseitigkeit ist die Fülle dieser Ordnung. Seine Neigung zur Romantik erklärt uns auch, daß er das Abenteuerliche zuweilen bis zum Spuk treibt und sich nicht scheut, im Dienste seines Formwillens die Mittel und die Spannung des kriminalistischen Romans sich zu nutze zu machen. Seine Gedichte, Epen, Legenden, Novellen sind immer die Wirklichkeit werdende Erfüllung seiner Gesichte, seines Zusammenlebens und Verbundenseins mit seinen Gestalten. Sie alle sind untereinander verwandt durch ihre Seele, die manchmal aufschreit unter dem übermächtigen Druck, der auf ihnen lastet, doch immer hoffend auf Erlösung; sie sind alle gegründet in dem ersten Menschen, den Schaeffer gestaltete: in Odysseus. Sie alle sind Brüder und Schwestern, sie tragen ein großes erschütterndes Leid ein Leben lang, sie erfüllen ihr Dasein in Wanderungen und atmen, von dem maßlosen Druck befreit, in der Seligkeit des Erlöstseins auf: im Tod. Diese ewige Wanderschaft hat wiederum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen tiefen Sinn: die Liebe und Treue, die auf Schaeffers Gestalten bestimmend einwirken. Den Problemen des Tages fernstehend, drängt es ihn immer aufs neue, Weg und Irrweg der Seele zu gestalten, den Sprung aus der „tiefen Fremde wieder in die Paradiesesnähe" nachzuzeichnen, den Schuldigen den Weg Parzivals zu weisen und er tut dies in einer Sprache, die an Schönheit, Klangfülle und Adel wenige ihresgleichen hat im gegenwärtigen deutschen Schrifttum.

A. Schaeffer führte sich mit der epischen Dichtung Meerfahrt (1906) in die Literatur ein. Die odysseische Tragik ist hier in das Erlebnis des heutigen Menschen umgesetzt. In Berührung mit Stefan Georges formvollendeter Gestaltung dichtete er, umgestaltend und erweiternd, neu das Geschick des ruhelosen Wanderers in dem Epos Der göttliche Dulder (1920). Wieder taucht darin das Leid einer Menschheit auf und verbündet sich mit dem Leid unserer Erde. Aufgehoben ist das griechische Versmaß in die wechselnde Beherrschung aller strophischen Kunst und Versmaße. Dort, wo die Leidenschaft, die Gefahr, die klagende Sorge, die Zerrissenheit des Herzens, die ungestillte Sehnsucht, wo Schmerz und blutende Wunden zusammengeballt sind zur übermenschlichen Tragik, sind ein anderer Rhythmus, andere Versmaße, wie dort, wo das sonnenhafte Glück, die heitere Süße, die schenkende Liebe in glänzenden Augen und offenem Herzen aufleuchten. Voll Reichtum und innerer Vollendung des Versmaßes, vom ersten bis zum letzten Wort voll Übermacht der Sprache, des Schrittes seiner Menschen, der Glut der Dinge, voll Eindringlichkeit seiner Bildkraft ist auch der Versroman Parzival (1919). Er entkeimte derselben Wurzel wie Wolframs Epos, aber die Früchte entstammten anderen Säften. Parzival ist ein neuer Mensch geworden mit neuen Schicksalen, neuen Begegnungen und Kämpfen, in der Idee nur dem Urbild gleichend. Sichtbarlich geordnet ist Werden und Wandel von der Geburt her, dem Aufwachsen in Einsamkeit und Wildnis, die übermächtige Sehnsucht nach der Ferne, der Ausritt, die Kämpfe. Sein Hochstieg blendet, bis seine Kurve unterbrochen wird: er stellt die Frage in der Gralsburg nicht. Nicht erlahmen seine Kräfte; äußerlich wächst er ins Riesenhafte, aber innerlich zerfrißt Qual und ewige Sehnsucht sein Herz. Sein Sturz reißt ihn in Knechtschaft, stößt ihn in die Einsamkeit, wo Kinder Scherz mit ihm treiben. Und wieder zieht er aus, der Ewig-Ruhelose, doch sich Ewig-Treue, durch Brezeliand, in das Tal seiner ersten Jahre. Dort baut er mit an einem Kloster, wird zum Meister und Schöpfer großer Figuren und Gesichter, zuletzt Amfortas' Antlitz, ungekannt von anderen, meißelnd. Achtzig Jahre ist Parzival alt geworden; suchend, immer suchend, unbeirrt, voll Auflehnung gegen Gott manchmal und doch bezwungen, erreicht er das Ziel. Was zwischen Anfang und Ende dieses Lebens liegt, ist Schönheit und Düsterheit zugleich, Traumwirrnis und offen-selige Landschaft, Schrei nach Gott und ewig-menschliche Inbrunst nach Erlösung. Wir übergehen die ergreifende epische Dichtung Hölderlins Heimgang (1917), in der dieses Dichters tief trauriges, erschütterndes Erlebnis in Paris Wort und Gestalt wird, auch den Raub der Persephone (1919), und erwähnen nur noch den köstlichen Gevatter Tod (1920), den eine glückliche Hand aus den Merkwürdigkeiten des Lebens greift, ein stilles Märchen zwischen den Wogen des Lebens, und die in wundervollen Versen geschriebene Buddha-Legende Das Kleinod im Lotos (1923). Eine Reihe von Epen und Verserzählungen („Hölderlins Heimgang", „Die Wand", „Jakobs Opfer", „Die Ballade vom Gerechten", „Bruderlegende", „Christoforos", „Abrahams Opfer") hat Schaeffer in dem Buche Der goldene Wagen (1927) zusammengefaßt.

Zwischen diesen epischen Dichtungen entstanden zahlreiche lyrische. So das stille Buch „erster Gedichte" „Amata. Wandel der Liebe" (1909), in denen Persönliches, Nahes, am Herzen Liegendes Gestalt und Form gewann. Von da geht vieles hinüber in die Gedichtbücher Heroische Fahrt (1913) und Attische Dämmerung (1914). Das mythische Denken Griechenlands, Anschauung der Natur mit Göttern, Fabeltieren und sagenhaften Wesen, Verbundensein mit hellenischen Vorstellungen von Leben und Tod erhält Sinn und Bild, Sehnsucht, Gefühl nach Weite löst die strenge Form in Bewegtheit, das Versmaß lockert sich. Aus der griechischen Welt wird der Dichter durch den Krieg aufgescheucht; sein Weltgebäude stürzt zusammen, Liebe brennt hoch zur Not des Vaterlandes. Mit Des Michael Schwertlos vaterländischen Gedichten (1915) stellt er sich in den brennenden Dienst der Zeit. In klaren Strophen spricht in diesen Gedichten eine so bedeutende, ja würdevolle Ruhe, begleitet von einer so absoluten Beherrschung der Form, daß wir sie zu den besten Kriegsliedern rechnen müssen. Geradezu vollendet sind Stücke wie „Die Toten von Dieuze", „Goeben", „Der sterbende Soldat". Kurz vor Ausgang des Krieges, wohnend in weiter, hügeliger Landschaft, dichtet er die durch Reinheit der Form wie durch den tiefen Inhalt ausgezeichneten Salborner Stanzen (1918).

Schaeffers erste Erzählung in Prosa ist Gudula oder die Dauer des Lebens (1918); es ist die Geschichte einer Prinzessin, die, Ende des achtzehnten Jahrhunderts geboren, sich in einen Bildhauer verliebt, mit ihm flieht, lange Jahre Mühe und Not kennen lernt und so alt wird, daß sie Telephon, Auto und Warenhaus noch erlebt. Die Erzählung beginnt wie ein Märchen und endet mit einer Biographie, in der aber auch noch etwas Märchenhaftes mitschwingt. Da Gudula alles Schwere des Lebens überwindet, kann auch der Dichter allen Schmerz in sanfter Wehmut zeichnen und die erste Jugend und Liebe in fast märchenhaftem Glanze erscheinen lassen. Dieser ruhige, gedämpfte, bunte Schimmer gibt der Erzählung einen bestrickenden Zauber. Sie ist ebenso romantisch wie klar, verschwommen und deutlich, ein ungemein reizvolles Werk, dessen Klang im Erinnern noch lange nachhallt. Dem Sinne nach nahe verwandt ist die Legende vom verdoppelten Leben (1923), in der das Geschick des Menschen einfacher, aber um so grausamer in seiner fast grauenhaften Konsequenz dargestellt wird. Ein Engel erscheint als Kind dem Tjark und verspricht ihm einen Wunsch — nur nicht Reichtum — zu erfüllen. Tjark wünscht 140 Jahre zu leben. Da der Gedanke an Reichtum die Triebfeder dazu war, schlägt ihn der Engel mit einem brennenden rechten Arm. Dies hindert aber Tjark nicht, ein Leben voll Mühe und Arbeit zu führen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reich zu werden. Als er 70 Jahre alt ist, ergreift ihn Ekel vor dem Leben und den 70 Jahren, die noch vor ihm liegen und er beginnt zu wandern. Auf seinem Wege übt er Samariterdienste an einer Frau, einem Kind und einem Mann, bis wiederum nach Mühe und Arbeit das Ende da ist. Wie im Traum sieht er das Kind mit einer Lilie vor einem Grabe. Er greift nach ihr, „während der schmerzliche Arm sich mit einer großen Süße erfüllte".

Ähnlichen Charakter zeigt das Werk: „Josef Montfort, ein Roman in neun Erzählungen" (1919). Unverkennbar ist auch hier der Einfluß von E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe, Oskar Wilde. Montfort, mit gewaltigen körperlichen und seelischen Kräften begabt, kennt selber das Grauen nicht, er bleibt kalt; höchstens, daß neben dem Erstaunen und wissenschaftlichen Interesse ein leicht-nachdenkliches Mitleid ihm das Empfinden rührt. Sein Leben ist eine Jagd nach Sensationen; er will das Fürchten lernen. Viele dieser Abenteuer sind in den neun Novellen dargestellt, sie führten fast über den ganzen bewohnten Erdball, und sind mit einer virtuosen Geschicklichkeit erzählt, teils von Montfort selber, teils von seinem kleinen chinesischen Diener Li, der mit schwärmerischer Liebe an seinem Herrn hängt und stets von Angst und Grausen geplagt wird. Der Gegensatz dieser Schreibweisen und viele andere erdichtete Umstände der Entstehung der Aufzeichnungen komplizieren die Darstellung. Jedoch Schaeffer meistert die selbstgeschaffenen stilistischen Schwierigkeiten, während die Durchführung der Hauptidee zu verschwommen bleibt. Störend wirkt, daß der Held bald als Schaudernder, bald als ablehnender Wissender erscheint. Rein im Ton und von zarter Innigkeit ist die Erzählung von dem Mädchen, das schon eine Viertelstunde tot ist, aber als der Geliebte am Totenbette erscheint, wieder erwacht, für einen Augenblick, nur damit es sagen kann: „Ach Gott, ich kann nicht fort von dir!" Und wer eine Schilderung der Meeresbrandung lesen will, der greife nach der ersten Erzählung des Buches, die in einem alten Kastell der schottischen Meeresküste sich abspielt. Menschliches Schicksal und Naturvorgang, Geschehen, einhüllende und verstärkende Stimmung sind hier zu einer echt dichterischen Einheit verbunden. Gewaltig offenbaren sich hier des Dichters beschreibende und gestaltende Kräfte. Weniger gefallen „Der gelbe Flecken", eine Selbstmordgeschichte, „Die arme Seele", die vom Schicksal zweier Menschen erzählt, von denen einer ein weltlicher Vampir ist, und „Gettatore", worin wir über die Familienverhältnisse der Montforts aufgeklärt werden und Montforts gemeine Schwester kennen lernen — manchmal wird einem des Ekels zu viel. In dem nächsten Roman Elli oder sieben Treppen (1919) behandelt Schaeffer ein Stück modernen Lebens, wie es sich täglich ereignet, und verdichtet es zum symbolischen Bild. Er bringt die Geschichte des einsamen jungen Mädchens aus guter Familie, das langsam, aber sicher einem furchtbaren Ende zugleitet, nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus Ratlosigkeit und Haltlosigkeit. Keine „Heldin", sondern ein einfaches Menschenkind mit mancherlei Anlagen und vielen bürgerlichen Hemmungen, das auf dem Weg über Studium und Bohéme, geistige Geliebte und Halbweltlerin im Sumpf elenden Dirnentums versinkt. Im Verlangen „nach einem Erhabenen, einem Glänzenden, Edlen, Seltenen, „ganz Hohen" zerbricht Elli an sieben Männern, sieben Stufen fallend: von dem hellenischen Menschen Studassohn über Bogner, einen Baron Tautphöus in einer entsetzlichen Ehe, in Ausschweifung, Dirnentum und Tod. Berlin, Paris, Tübingen, Altenregen blenden den Blick. Große, gute, gehässige, leere, verbrecherische Menschen kreuzen die Bahn. Das Rettungslose ihres Geschickes ist erschütternd im Ausmaß ihres verfehlten Suchens. In das Moderne dieser „Beschreibung eines weiblichen Lebens", wie der Untertitel lautet, spielt auch das Romantische hinein. Auch das Gruseln, wie in den beiden vorhergehenden Romanen, findet sich und wieder erklingt eine traurige und haltlose Klage über die stumpfe und gleichgültige Macht des Schicksals. Erklärende, sänftigende Betrachtungen unterbrechen zuweilen den Gang der Erzählung.

Der hohen Sphäre, in der Goethes „Wilhelm Meister" und Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" stehen, dürfen wir auch A. Schaeffers Roman Helianth nahe rücken. Er umfaßt drei Bände und zählte in der ersten Auflage (1920) 2397 Seiten; in der zweiten Auflage (1928) hat Schaeffer mit „entschlossener Schere" eine Beschneidung des Überwachstums vorgenommen, wodurch der Roman kürzer, straffer, klarer, runder und geschlossener wurde. Auch der Untertitel „Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute" ist weggefallen. Mit Recht, denn die Weltansicht Schaeffers muß als vergangen betrachtet werden; gerade die drängendsten Fragen der Gegenwart haben in ihr keinen Platz. Doch, obgleich der unmittelbaren Aktualität enthoben, bleibt der Roman als Kunstwerk in seiner Schönheit bestehen. Benannt ist er nach der Sonnenblume, die ihr lichtdurstiges, großes Gesicht immer der Sonne zuwendet. Es ist ein Bildungsroman: dargestellt ist der Weg eines Menschen, der durch den Rausch und das Leid der Erfahrung der sich entfaltenden Kräfte seines Ich, durch die Auseinandersetzung mit den Gewalten und Mächten der Welt, durch das Suchen nach Gesetz und Sinn des Lebens, zum Werke in der Welt, zum tätigen Leben der reifenden Gestalt wird. Sein Thema ist, wie Karlheinz Schmidthüs in seiner tief eingehenden Besprechung des Werkes sagt, ein allgemeingültiges: „Der Mensch in der Mitte zwischen Himmel und Erde, wirkend, um den Stoff der Welt nach dem Bilde des Ewigen zu formen und so eine menschliche Welt — gemeinhin mit dem Begriffe der Kultur bezeichnet — zu schaffen." Im Mittelpunkt des Romans steht Georg, der unebenbürtige Sohn des Herzogs, der Suchende, Irrende, Werdende, sehr jugendlich, sehr klug, voll Leidenschaft, Helle und Dunkelheit, voll Maß, als die Erkenntnis seiner Abkunft, seines Lebenszieles über ihn kommt. Als die höchste und vollkommenste Gestalt steht neben ihm Renate, nach Schaeffers Wort die Verleiblichung des Göttlichen bedeutend, ewig „unwandelbar" in ihrer Schönheit, für Georg ein unerreichbares Ideal und Ziel. Dem Kreise Renates zunächst stehen Bogner, der Maler, unwandelbar wie sie in seiner schöpferischen Kraft, vielleicht die zarteste und rührendste Gestalt des Romans, und Jason Al Manach, der Kluge, Wissende, Deutende und Ordnende, dessen unwandelbarer Besitz die Kraft der Vernunft ist. Vier Menschen lieben die Renate und zwischen ihnen schwankt sie, zu wem sie sich hinneigen soll. Es sind Saint Georges, der Historiker, der Nachschaffende, der Nachempfindende, dann der Herzog, der Realpolitiker, der edle, kluge, diesseitig-tätige Mensch, ferner Josef Montfort, eine rätselhafte Gestalt, nicht schöpferisch,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kalt und bewußt, das Dämonische der Welt darstellend, und endlich sein Bruder Erasmus, der, mehr wie Georg, der eigentlich Suchende, Irrende, der triebhaft leidenschaftlich das Licht suchende Mensch ist. Er wird nach wildem Kampfe mit sich selbst am Ende der Besitzer Renates. Um diese herum ist noch eine Fülle von Gestalten, darunter solche, die uns aus Schaeffers Romanen schon bekannt sind und die Dichtung mit Reichtum, Werten und Fülle des Lebens durchwirken. Alle sind sie klug, mit viel Wissen, Seele und Herz begabt, in tiefen Gesprächen über Liebe, Ehe, Kunst, Literatur, Geschlecht, Landschaft und Menschen, in grauenvollen Wirklichkeiten und vergleichslosen Schönheiten sich auslebend. Sie sind seltsamer Blicke in Seelen und ihrer Zusammenhänge fähig, geben sich ihren Leidenschaften und Bestimmungen hin, nehmen unendliches Leid und schließlich den Tod auf sich. In allen Personen ist das Einzelne zum Typischen gesteigert; das Typische aber hat Leben und Wirklichkeit und wird nirgends leere Abstraktion. Der Adel und das Wertvolle der Gestalten aber kommt aus der Atmosphäre des platonischen Eros, die um sie ist. Der Eros ist zugeordnet dem höchsten vollkommenen Sein und in seiner Sphäre geschieht alles in irdischer Weise Vollkommene: die Erkenntnis, der Wille und das Schaffen. Wir erkennen in dieser Umwandlung der metaphysischen Begriffe in ästhetische den Schüler Georges, wie uns denn auch Renate an dessen Maximin gemahnt. Eine Kritik von Schaeffers Darstellung des Kulturproblems vom christlichen Standpunkte aus geht über unsere Aufgabe hinaus und wir verweisen auf die genannte Abhandlung Schmidthüs', der wir folgten.

Die Novelle Fidelio (1919) spielt im Gefängnis. Die Vorgeschichte des gefangenen Opernsängers und Mörders Iwan Skobeleff, der früher Schlossermeister Peter Rohr war, wird uns, zum Wesentlichen zusammengedrängt, kurz und sachlich erzählt. Wirksamster Gegensatz zu der grauenvollen Tat, die völlig zusammenhanglos erscheint zu Art und Wesen des Mannes. Schaeffer enthüllt uns die Fäden, die bürgerliche Rechtschaffenheit und Mordrausch im Innern dieses Menschen zu einem unteilbaren Ganzen verbinden. Schön und fromm geht der Dichter den Geheimnissen der Menschenseele nach und kündet sie uns in überzeugten und überzeugenden Sätzen. „Fidelio" heißt die Novelle zum Lob von Peters treuer Frau, die Untreue und Not vergißt, die ihr Peter antat, und ihm Verzeihung bringt. Unter dem Titel Das Prisma (1925) hat Schaeffer dreizehn seiner Novellen vereinigt, wobei der Titel Prisma symbolisch wirkt für das Schauen des Dichters. Er sieht die Geheimnisse des menschlichen Herzens, die urtiefen Triebe der Seele, die ursächlichen Zusammenhänge der Menschen untereinander, die Liebe, Abneigung und Haß, die sich auf dem inneren Auge des Dichters spiegeln, durch einen Brennpunkt hindurchgehen und in den Raum hinausstrahlen in Gestalten, seltsamen Begegnungen und Handlungen. Ob nun Bruno Galba seine Schwester sucht („Das Gitter"), ob Lene Stelling von den Taubstummen begehrt wird („Lene Stelling"), ob Suzzete den rauhen Herzog überwindet und bezwingt („Die Treibjagd"), ob Geoffroy seinen Bruder Ernestus sucht („Der Reiter mit dem Mandelbaume"): es ist immer die Liebe, die Begnadigung mit dem unendlichen Gefühl, irgendwo im Raum einen Menschen zu haben. Überall ist die Sprache eine unendliche Melodie in Kraft, Reichtum und Mächtigkeit des Wortes, eine tiefe, gesättigte Harmonie zwischen Gedanke und Gefühl.

Die deutsche Bearbeitung eines französischen Originals soll Die Geschichte der Brüder Chamade sein (1928). Der Dichter legt darin die Verschlungenheit der seelischen Fasern einer elsässischen Familie bloß. Dunkle und sonderbare Triebe treten ans Licht. Allmählich enthüllt sich die katastrophale Handlung eines der Brüder, eines Priesters ohne Weihe. Das Ganze wirkt, als ob sich ein reinigender Seelenprozeß vor uns abspiele. Dabei aber war Schaeffer nicht glücklich in der Art, wie er seinen Helden Gott suchen und finden läßt. Denn die Umprägung des Wortes mysterium iniquitatis, daß nämlich nicht das Böse trotz des Sünders durch Gottes Fügung zum Guten ausschlägt, sondern daß der Sünder bewußt das Böse tut, um zu Gott zu dringen, und daß er, im Bösen erliegend, auch wirklich zu ihm gelangt, ist in sich unmöglich und überzeugt nicht. Sonst aber zeugt der Roman von des Dichters Können. Wie die bis ins Kleinste unterbaute Handlung sich verwickelt und wieder entwirrt, wie der Leser in qualvolle Spannung gewälzt wird, bis sich ihm schließlich die Geheimnisse des Lebens greifbar nah enthüllen, ist meisterhaft dargestellt. Wie dieser Roman spielen auch die zwölf Novellen des Bandes Mitternacht (1918) in dem Bereich der unteren Mächte, des Grausigen, Dämonischen und Teuflischen. Sie verweilen aber nicht in ihm, sondern lassen immer noch durch das Grausen hindurch die geheimnisvolle Schönheit der menschlichen Seele schimmern und aus dem Grausen auferstehen. War Schaeffer in den „Brüdern Chamade" der Sensation halb erlegen, in diesen Novellen, unter denen auch sehr feine, legendenhafte Erzählungen sind, hat er das Grausen und den Schrecken wirklich beschworen, der „Gottesglanz des inneren Sternes" ist nicht in der Nacht untergegangen. In seiner jüngsten Erzählung Kaiser Konstantin (1929) hat A. Schaeffer einen Konstantin gezeichnet, der, wie er selbst im Vorworte sagt, mit der Geschichte wenig zu tun hat, aber vermutlich als mythische Gestalt sinnbildlich für die „gegenwärtige" Zeitwende sein soll. Durch den Sieg an der Milvischen Brücke über Maxentius ist Konstantin zum Weltherrscher geworden. Äußerlich als Heide sich gebärdend, erblickt er innerlich doch in Jesus das Heil, glaubt aber, daß das institutionell gewordene Christentum die christliche Lehre verdorben habe, und muß, — und darin liegt seine Tragik — gezwungen durch die Verhältnisse, gerade diesem Kirchentum zum Siege verhelfen. Der Verfasser führt uns nach Konstantinopel und schildert, oft in glänzender Weise, die politisch und religiös aufgeregte Zeit, verletzt aber durch Verzerrung der Wirklichkeit nicht selten katholisches Empfinden.

Die Liebe zur Antike spornte A. Schaeffer zur Erneuerung Homers. Seine Übertragung der Odyssee (1927) Homers ist ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege zu einer idealen Verdeutschung des griechischen Epos. Getreueste Wiedergabe des ursprünglichen konkreten Wortinhalts und eine bisher beispiellose genaue Nachahmung des Originals in Satzbau und Wortstellung zeichnen sie vor den Übersetzungen anderer aus. Statt des Hexameters wählte er den der Prosa näher stehenden fünffüßigen Trochäus. Um aber das Original noch genauer wiederzugeben, machte er in der Übertragung der Ilias (1929) die Vorzüge seiner Odyssee.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Laden des Seifenbauers über einem frogen Café in geschäftiger Gegend gelegen, mißfiel mir durch Eleganz. In glänzenden Vitrinen und Glasschränken standen offene samtgefütterte Kästen und hinten, erlesen ausgelegt, Seifen und Cetti. Der Mann, starknochig und auf einem Auge blind, nahm die Seife, als wäre es eine Zigarrenkiste, streckte sie in beiden Händen von sich gegen den Boden zu, drehte sie links und rechts und sagte, es wäre eine Holzer-Seife, Industrie, auf dem Handelsmarkt gäbe es viele dergleichen. Erlegte sie in den Kasten zurück und wollte ihn schon schließen, auf meine Bitte, mir seine Hände zu zeigen, nahm er sie noch einmal auf und zeigte, daß die Handlinien fehlten. Diese, wie ich nun erfuhr, dienen nicht eigentlich zur Verzierung, obwohl sie das auch tun, sie sind aus Holz - Ebenholz meistens - eingelegt und sollen bei Verletzungen des Seifenleibes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erneuerung auch in dem schwierigen Kleide des Hexameters geltend. Nun erst strömt von seinem Werk ein völlig antikes Ethos aus, so daß auch der des Griechischen nicht kundige Leser einen vollen Hauch homerischen Geistes verspürt. Schaeffer will das griechische Original in seiner ganzen Einmaligkeit und Ursprünglichkeit wiedergeben und diesem Ziele kommt er so nahe, wie es vor ihm keinem Übersetzer gelungen ist. Glatter freilich liest sich manche der bekannten Übertragungen. Fülle der Gedanken, künstlerische Gestaltung und die schöne, edle Sprache machen auch A. Schaeffers Dramen als reine Dichtungen wirksam. Aber eine dramatische Wirkung können sie nicht erzielen. Dazu fehlt ihnen der dramatische Atem. Dort, wo die dramatische Entwicklung heiligen Zorn und erlösende Tat fordert, pflegt er allzusehr den Geist der Versöhnlichkeit. So auch in dem Trauerspiel Demetrius (1923), einem sehr beachtenswerten Versuche, Schillers Drama zu vollenden, und in den Dramen Die Mütter (1924) und Moisis Tod (1915). Eine schöne und innerlich wertvolle Komödie ist Der verlorene Sohn. Zum moralischen Denken und nicht zuletzt zur Erkenntnis regt das frei nach Diderot bearbeitete Lustspiel Der Gefällige an.

Als sprachlicher Meister erweist sich Schaeffer auch in der Neuerzählung antiker Sagen, von denen uns bis jetzt ein Band Griechische Heldensagen (1929) vorliegt. Es ist ihm gelungen, die in typisch antiken Vorstellungskreisen wurzelnden Geschichten dem deutschen und vor allem dem gegenwärtigen Sprachgefühl nahe zu bringen.

In das Gebiet der Kolportage verirrt sich zuweilen Friedrich Freiherr von Gagern (geb. 1882 zu Mokritz in Krain, lebt in St. Leonhard a. Forst N.-Ö.). Und das ist bedauerlich, denn er ist ein hochwertiger Dichter, der in seinen Romanen über ungewöhnliche Gestaltungskraft verfügt.

So legt man mit den widersprechendsten Gefühlen Gagerns Roman Die Wundmale (1919) aus der Hand. Es ist ein starkes Werk mit allen Merkmalen eines wilden Naturalismus, die Explosion einer Kraftnatur. Daß es sich hier um einen erdgebundenen Naturalismus handelt, offenbart sich da, wo Gagern versucht, große geistige Bezirke zu umspannen und Menschen von überweltlicher Verwurzelung, wie den Hauptträger, den jungen Geistlichen Siebenschein, zu gestalten. Gagern schildert den Kampf zwischen der Finsternis des Glaubens und dem „Licht" der Aufklärung. Seine Tendenz ist: Rom korrumpiert durch das Zölibatgesetz den Klerus. Und in der Schilderung der wirklichen und schließlich maßlos übertriebenen Nachteile der Ehelosigkeit beginnt der Roman auf das Gebiet der Kolportage zu treten und den Verfasser blind zu machen. Da malt er in dem Dechant Simon Hetz einen verschlagenen, abgeseimten Verbrecher, einen Wüstling, mehrfachen Mörder, in Pfarrer Permaser einen groben, ungeschlachten Genießer und um diese herum ein paar junge Geistliche, die in der abstoßendsten Weise gezeichnet sind. Und der Kaplan Siebenschein, der des Dichters Sympathie hat, ist so widerspruchsvoll, daß er noch am meisten abstößt. Der Fürstbischof ist nicht Fleisch und nicht Fisch, der Generalvikar eine Art Zyniker, der sich in witzelnden Geistreicheleien gefällt. Desto lichtvoller sind die freigeistigen Laien dargestellt, vor allem der aufklärende Arzt Dr. Wendt, dann der „Geisterer" und der Schullehrer Florian Kathrein. Da ist alles Licht, Abgeklärtheit und Edelsinn. Es ist beschämend für einen Dichter von den Qualitäten, wie sie Gagern hat, daß er mit zweierlei Maß mißt. Und dann noch eine Frage. Wenn schon unwürdige Priester sich finden, beweist dies etwas gegen den Wert einer großen Idee? Und sonderbar. Gagern läßt den Arzt sagen, daß ein Mann, der sich ganz seinem Amt ergeben hat, der der Menschheit mit allen seinen Kräften dient, weder die Familie noch selbst die Behinderungen flüchtiger Verhältnisse brauchen kann. Erfreulicher ist der Roman Das Geheimnis (1919). Er ist durchaus Dichtung und voll Stil, der ebenso männlich-herb wie melodisch in seiner naturseligen Versunkenheit ist. Er hat keine Fabel und nur den Schatten einer menschlichen Entwicklung. Der Graf, dem die Lebensgefährtin stirbt, geht in die Einsamkeit der Wälder, findet ein Mädchen, das von alten Mythen verwirrend erfüllt ist, — eine Personifikation der rätselhaften Natur — vermag aber ihrem dunklen Bann sich zu entwinden und wird mit einer zweiten lichtvollen Gefährtin begnadet. Das ist der Inhalt eines Buches von 500 Seiten. Es zieht durch die Reize des Naturgeschehens und durch die menschlichen Stimmungen den Leser in seinen Bann. Wenig so Reizendes ist geschrieben worden wie die Lebensbetrachtungen des Raben Hugin, dem Gagern nichts Menschliches andichtet, sondern dem er sein rabenhaftes Fühlen und Empfinden beläßt. In eine andere Welt führt uns der Roman Das nackte Leben (1923). Der Verfasser erscheint hier als einer, der die jugendliche Energie des zur Erneuerung sich anschickenden Europa nicht sieht. Er erzählt von einem österreichischen Aristokraten, letztem Sproß eines alten Geschlechtes, der kultur- und europamüde nach Afrika kommt, schließlich mit Lust der primitiven Einfachheit eines Araberstammes sich ergibt und durch eine flüchtige Rückkehr nach Europa nur in seinem Entschlusse bestärkt wird, mit einem braunen Weib sein Leben zu beschließen. Als Gegensatz wäre der Mann zu stellen, der von der Notwendigkeit erfüllt ist, aus Scherben und Moder ein neues Abendland aufzubauen. Die Erzählweise ist locker, breit, wiederholt verweilend. Das Buch ist angefüllt mit tiefem Erleben und vielem Wissen und zeigt eine nicht gewöhnliche Schöpferkraft und einen eigenartigen Stilwillen. Gepflegter ist die sprachliche Darstellung, fast bis zum Übermaß, in dem Roman Ein Volk (1924). Gagern hat hier das ihm durch und durch vertraute Volk der Kroaten, das von seinen verschwenderischen Großgrundbesitzern getretene, von Verwaltern und Fiskalen ausgepreßte und von den Stuhlrichtern im dumpfen Zwang gehaltene, ganz aus seiner großen, wundervoll geschilderten Landschaft heraus in der einen Gestalt des Volksrächers Marco Ubranitsch, eines Findlings, hinter dem die Gendarmen jahrelang vergeblich her sind, zu gestalten gesucht. Aber dieser Mann, der schließlich, vom Schicksal zum Mörder gemacht, die Höfe der Herren ansteckt, „Juden, Stuhlrichter und Pfaffen" drangsaliert, ist doch kein Symbol des Volkes, sondern nur ein Mensch, der aus Verzweiflung zum Mordbrenner wird. Dadurch verliert das Thema an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Größe. Die endlose Erzählung seiner Überfälle und Fluchten aber wird trotz aller Phantasie eintönig und die breite, sich immer wiederholende Landschaftsschilderung ermüdet. Ein Gegen- und Mitspieler, Caraffy, entarteter Uradel, geht zuweilen als Schatten neben Ubranitsch her, auch Räuber, aber nicht aus innerer Nötigung, sondern aus Spiel. Dieser endet als Lohnkutscher mit der Schnapsflasche in der Hand, während

Friedrich Fh Gagern

der Findling an der ehrlichen Kugel zugrunde geht. Mächtig wie im „Nackten Leben" wirken auch hier Natur und Menschen, die Umwelt und der Hintergrund Kroatien: sengende, quellende Lebensmächte, brünstig bis zur Geilheit, die sich ohne Sinn und Richtung uferlos in tausend Gerinnseln verschwenden. Das Grenzerbuch (1927) ist Geschichte und entleiht von der Dichtung nur die gehobene Sprache und die Freude an der lebendigen Schilderung des Schauplatzes. Es handelt, wie es im Titel heißt, „von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrümpfen". Von rousseauischen Stimmungen erfüllt, schenkt Gagern sein Mitgefühl mehr den Irokesen, Huronen usw. als den siegreichen Europäern. Gagerns Berichte von den Geschlechter hindurch währenden Kämpfen an der Indianergrenze, seine glänzenden Schilderungen der waghalsigen Fahrten und mühsamen Besiedlungen, seine Porträts der Vorkämpfer, dort der großen Häuptlinge, die für ihre Altäre fochten und fielen, hier der Pfadfinder und Waldläufer, die wider ihren Willen der ihnen selbst unleidlichen Zivilisation die Bahn bereiteten, das alles zibt eine geschichtliche Bilderfolge aus einer Heroenzeit, aus dem Verlauf eines der größten geschichtlichen Ereignisse. Die Grausamkeiten aber und Martern, von denen das Buch berichten muß, sind so zahlreich und von solch unglaublicher Bestialität, daß man wohl zögern wird, der Jugend das Buch in die Hand zu geben. Ein „Roman der roten Rasse" ist Der tote Mann (1927). Es ist ein Indianerroman ganz besonderer Art, der außerordentliches Verständnis für die Indianerseele mit dem bekannten Gagernschen Sinn für Wald und freie Natur verbindet und an dem Schicksal des Ne-i-ki-mi den tragischen Untergang der roten Rasse eindringlich erläutert. In den zwei spannenden Erzählungen, die der Band Am Kamin (1922) bringt, kam es dem Dichter darauf an, das Triebhafte, das Tier im Menschen in seiner ganzen, oft ans Krankhafte streifenden Wildheit aufzuzeigen. Erwähnt seien noch die Novelle Der Marterpfahl (1925) und die Jagdbücher „Birschen und Böcke" (1925) und „Im Büchsenlicht".

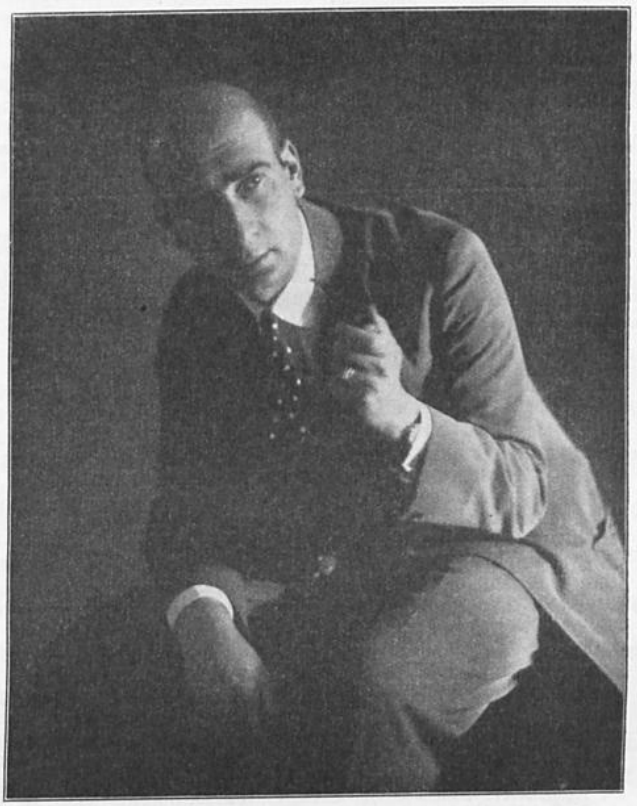
Aus verschiedenen Gebieten holte Georg Terramare (eigentlich G. Eisler von Terramare, geb. 1889 in Wien, lebt ebenda) die Stoffe für sein dichterisches Schaffen und es gelang ihm dank seiner Dichterkraft, sie meist wirksam zu gestalten.

Er hat sich hier als Bühnendichter in die Literatur eingeführt. Zwischen altrömische und homerische Vorwürfe, Brutus, ein dramatisches Gedicht (1906), Des Odysseus Erbe, Tragödie (1914) ist eine dramatisierte rheinische Ritter- und Spielmannsmär, Goldafra (1910), eingeschoben, worauf dann folgten: Mutter Maria (1916), eine zu lose gefügte Passionsdichtung, „Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen" (1920), ein feines Weihnachtsspiel, ferner Ein Spiel vom Tode (1922), in dem das alte Thema des Totentanzes in die moderne Tonart transponiert und mit einigen Füllstimmen versehen wurde. Zum Schlusse wird das Thema weiter geführt: der Tod wird ins Grab gelegt, Engel singen tröstlich von der Auferstehung. Stofflich und in der Gestaltung nicht erfreulich ist das breit ausgesponnene Spiel Erfüllung (1923), dessen Thema lautet: Nicht im Kloster, sondern als Mutter findet das Weib Erfüllung seiner Natur.

In dem Buche „Die Stadt der Verheißung und andere Gleichnisse" (1908) bietet Terramare das Beste von seiner erzählenden Kleinkunst. Es sind Gleichnisse von poetischem Gehalt und bezauberndem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hintergrunde, die wie eine Übersetzung orientalischer Meisterwerke anmuten. Nicht bloß aus der Sage und dem Mythus, sondern auch ebenso tief aus der eigenen Phantasie ist die romantische Romandichtung Der Liebesgral (1913), deren Hauptinhalt die tränenreiche Liebe Schionatulanders und Signunes bildet. Als ein Schüler Thomas Manns erscheint Terramare in der Erzählung Matthias Grandeggers Erlebnis (1920). Den Aktuar Grandegger ergreift die Sucht, an dem Leben der Großen teilzunehmen und später es ihnen gleichzutun. Schließlich aber bescheidet er sich und begreift die Wichtigkeit seines bescheidenen Standes und des Platzes, den er ausfüllt. Den Erzbischof Max Sittich hätte der Verfasser nicht leichtfertig beschuldigen, sondern nach den Ergebnissen der Geschichtsforschung behandeln sollen. Ein köstliches Märchen in echtem Märchenton hat uns Terramare in Eginhart im Märchenland (1927) geschenkt. Der Drache ist da, schreckliche Unholde — alle lassen sich willig vom Prinzen besiegen und die Prinzessin wird frei zu jedermanns Freude. Dagegen ist von den drei kleinen Legenden Irmelin (1925) nur die letzte „Der alte Mesner" von echt legendarischem Stil und Inhalt. Die Titelnovelle mutet in ihrer herben Strenge und robusten Geradheit ein wenig fremd an. Auch wirkt Irmelin, dieses früh vollendete Mädchen, unweiblich in seiner streitbaren Sache. Die erste Legende „Die Kerze des heiligen Franz" betont, aber nicht immer glücklich, einen neuen Stil. In enger Anlehnung an die Geschichte unternimmt es Terramare in seinem weit ausladenden Jeanne-d'Arc-Roman Die Magd von Domremy (1921), das tragische Thema mit besonderer psychologischer Vertiefung zu entwickeln. Steht bei Schiller die Jungfrau von Orléans in romantischem, sentimental-erotischem Licht, wird sie bei Shaw zur Vorläuferin moderner Emanzipation des Subjektiven von der kirchlichen Autorität, so erscheint sie in Terramares Roman in historisch treuer Gestalt als unsentimentale, katholische Heilige. Bei ihm ist Jeanne ein Kind, ein heiliges, rührendes Kind; in der Beschränktheit liegt ihre Größe. Durch langsame physische Entwicklung lange seelisch und leiblich in unangefochtener Kindesunschuld, weiht sie sich beim Erwachen des Sehnens nach Mutterschaft ihrer wunderbaren Berufung in religiöser Jungfräulichkeit. In sich trägt die Jungfrau die göttliche Sendung; äußere Wunder fehlen ebenso wie bei Shaw. Nur als mächtiger Unterton klingt das Überirdische an, das gleichwohl die tragende Macht ist. In eine farbige, zuweilen kraß gezeichnete Wirklichkeit ist die Gestalt Johannas hineingestellt, um die mit La Tremoille als Gegenspieler sich die Handlung gruppiert. Johannas kindliche Unberührtheit geht makellos und unversehrt durch Schmutz und Gier, geht mit zärtlicher Trauer an dem Mutterglück der Freundin vorüber. Erstaunlich ist des Dichters Einfühlung in den Geist und das Gesicht der fernen Zeit. Ein Bild der Zeit, umfassend und tief tut sich als Hintergrund des Geschickes der kleinen Johanna auf. In ruhigem Zuge gleitet Bild auf Bild vorüber. Freilich, wenn auch Zeichen der Zeit, so sind doch die Reflexe einer oft krassen Erotik zu stark. Aus Johannas Innerem entwickelt der Verfasser mit reicher Kunst die Wege ihrer Sendung, die sie ebenso zu rauschenden Siegen wie zu dem Verhängnis führen, das aus den finsteren Gründen einer kalt berechnenden Staatsräson heraufsteigt, um Johanna als Todgeweihte zu umschließen. In einem schmalen Bändchen, betitelt Stimmen am Wege (1924), sucht Terramare der kindlichen Schlichtheit und weltbewegenden Kraft des Franz von Assisi gerecht zu werden. Es gibt wenige Dichtungen in denen der Heilige reiner und inniger lebt als in dieser, trotzdem sie nur einige Stimmen am Wege des



Dr Gg Terramare

Phot. Knozer, Wien IV-Baden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heiligen erklingen läßt. Hier erzählt wirklich ein Dichter; er bringt nicht eine Legende, sondern läßt den Heiligen sich spiegeln in seiner Umwelt. Vater und Mutter Franzens, der große Papst Innozenz, Kardinal und Bischof, Ordensbrüder jeglicher Schattierung, Dirne und Räuber, Rabe und Lerche und die einsame Buche am Avernerberge setzen sich in Anrede, Brief, Selbstgespräch oder Gebet mit dem Armen von Assisi auseinander. Diese poetische Einkleidung erzeugt die eindringliche Lebendigkeit, setzt aber auch, wie Vonderheide bemerkt, feinstes Einfühlungsvermögen voraus. Terramares Dichterkraft erweckt oft Staunen. Wunderbar fein zerlegt er die zartesten Seelenregungen, in pointierter Zuspitzung gibt er reife Erfahrungsweisheit. Mag auch einiges gekünstelt, unnatürlich und mit der Schlichtheit des Heiligen unvereinbar sein, so wird das Büchlein doch eine starke Wirkung ausüben und unzweifelhaft gehört es zu den seltenen literarischen Erzeugnissen in unserer Zeit der Jenseits- und Übernaturvergessenheit.

Ludwig Huna (geb. 1872 in Wien) schrieb Mona Beatrice (1913), einen von Leidenschaft durchglühten, funkelnden und irisierenden Roman aus der Glanzzeit Venedigs. In der Zeit der Gegenreformation spielt der Salzburger Roman Der Wolf in Purpur (1919). Farbenglühend ist die Borgia-Trilogie (1922) aus der Zeit der italienischen Hochrenaissance („Die Stiere von Rom", „Der Stern des Orsini", „Das Mädchen von Nettuno"); nicht auf derselben Höhe steht der Roman aus der Zeit der Wiedertäufer Der Kampf um Gott (1923).

Ein starkes Talent offenbart der Westfale Adolf von Hatzfeld (geb. 1891 in Olpe i. W., lebt in Godesberg a. Rh.) in seinen Romanen und in seinen Gedichten. Die Schwere und Enge der Heimat abzuschütteln und in eine freiere, weitere Welt sich zu retten, ist, wie J. Peter in seinem schönen Essay bemerkt, die große Sehnsucht, die aus des Dichters Büchern, am stärksten aus seinen Prosawerken uns anweht.

Von ihnen ist Franziskus (1918) ein dunkel-sinnlicher Roman, der das düster sich abrollende Leben eines jungen Mannes schildert. Franziskus, der Sohn eines Münsterer Archivrates, wächst in der Stille des großen Elternhauses einsam und fast sich selbst überlassen auf. Die Eltern versperren dem Knaben jeden Zugang zur Natur, nach der er sich sehnt. Schwere Kämpfe hat er wegen der Pubertätsjahre zu bestehen und niemand steht ihm verständnisvoll gegenüber. Er wird vom Gymnasium abberufen, wird Kaufmannslehrling; er sucht in den Armen einer Dirne Erlösung, fühlt sich aber enttäuscht und flieht verzweifelt nach Paris, Kopenhagen und Hamburg, wo er vom Vater abgefaßt wird. Haß gegen die Frauen erwacht in ihm und trübt seinen Sinn. Er kommt in ein Sanatorium. Geheilt, wird er Offizier, muß aber wegen des öffentlichen Verkehres mit einem Mädchen aus dem Volke den Dienst aufgeben und greift in seiner inneren Zerrissenheit zum Revolver. Die Kugel beraubt ihn des Gesichtes und Geruches. Irrenhaus und Blindenheim sind die nächsten Stationen seines Leidensweges. Doch die äußere Erblindung öffnet sein seelisches Auge, er wird zum Dichter, der ohne äußere Wahrnehmung die Dinge zu bannen weiß. Ein Bluts- und Geistesverwandter dieses Franziskus, dem der Dichter viele eigene Züge aufgeprägt zu haben scheint, ist Iwan Wagner, der Held des Romans Die Lemminge (1923). Er gehört zu den gefühlsüberspannten Schwärmern aus dem Geschlecht des Jan von Leyden, des Wiedertäuferkönigs von Münster, der sich der Liebe von sechzehn Frauen erfreute. Auch für Wagner ist das zentralste Erlebnis das erotische. Höher als Gott steht ihm die Allmutter Erde. Mit dem Rufe: „Bruder Gott! O Eros!" küßt er die Erde. Von seinen Angehörigen aufgegeben, treibt er sich unstet in der Fremde umher, in der Absonderlichkeit seiner Gedanken- und Gefühlsäußerungen oft für irr- und wahnsinnig erklärt. Er selbst leidet unter seinem Schicksal, die Menschen, zumal die Frauen, an sich zu reißen und sie wie einen Spielball seinen Launen und Tollheiten dienstbar zu machen. „Lemminge" nennt er die schwachen Geschöpfe, die seiner unheimlichen Macht erliegen. Er endet im Gefängnis durch die Kugel eines Wächters. Ihm voraus in den Tod geht die ihm verfallene Frau, die ihr beklagenswertes Schicksal nicht länger erträgt. Franziskus und Wagner sind Typen des modernen Menschen, der nicht mehr imstande ist, Herr seiner Leidenschaften zu werden. Bewundernswert ist die gestaltende Kraft des Dichters, wie er das geheimste Innenleben des Menschen greifbares Erlebnis werden läßt. Durch die scharfe Beobachtung der Kleinwelt in der Natur erinnert er an seine Landsmännin Droste. Verblüffend geradezu sind seine visuellen Bilder. Seine Schilderungskunst zeigt er in seinem herrlichen Essay über das märchenhafte, am Busen von Salerno gelegene Städtchen Pasitano (1925) und am reichsten offenbart er sich als starker Naturschilderer in seinen Gedichten, deren Gestalt schon die Überschriften „Sommer", „Abend", „Heidesöhre" erkennen lassen. Klangvolle und farbenglühende Worte geben seiner Inbrunst, mit der er sich an alle Dinge verschwendet, glaubhafte Gestalt. Dann wieder zwingt ihn ein wildes Suchen, Irren und Sehnen zur Anbetung und man würde auch als Katholik manche dieser Gedichte nachsprechen, wenn sie sich nicht zu einer pantheistischen Angst und Furcht verfinsterten („An Gott"). Von seiner schönen, ungestümen, in zügelloser Wildheit stürmenden „Westfalenballade" tat er den Schritt zu dem dreiaktigen Trauerspiel Das zerbrochene Herz (1926), in dem die Heldin furchtbare Seelenleiden äußerlich so lange überwindet, bis ihr todwundes Herz zerbricht.

Verhältnismäßig spät trat Hermann Burte (Dn. für H. Strübe) als Dichter hervor. Er wurde 1879 in Maulburg (Baden) als Sohn des alemannischen Dialektdichters Friedrich Strübe geboren. Seine Heimat ist die Heimat Hebels, der die Markgräfler Mundart literaturfähig machte. In dem alemannischen Volkstum wurzelt auch Hermann Burte, vielleicht noch mehr als Hebel, der vom Vater her rheinisch-fränkisch-pfälzisches Blut in den Adern trug und der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bürgerkrieg, Wolfsbeißerei um den fetten Knochen, so gewiß wie das felix faustum fortunatumque im Gebet. Also nichts als Anlaß zu weiter Reibung, Spaltung, Zerfall. Das ließ man lieber bleiben.

Schließlich noch rein rechtliche Bedenken. Sein Leblang hatte Sulla für den Senat gearbeitet, nie für sich selbst; für das Alte, nicht für ein Neues, für die aristokratisch republikanische Aristokratie und die aristokratische Republik, nicht für ein tribunalos senatsfeindliches Königtum. Der Demokrat Gracchus, der volksfreundliche Volksheld Marius hatte nach der Alleinherrschaft gestrebt; nicht er, der als allmächtiger Sieger, als tatsächlicher Herr des zitternden Rom sogar, statt sich so einfach zum Diktator aufzuwerfen, das schwere Ordneramt hatte ausdrücklich von Rat und Volk übertragen lassen. Nun das ihm auferlegte Werk vollendet, wollte er die empfangene Gewalt auch wieder unmißbraucht zurückgeben. Mochte dann ein andrer den verhängnisvollen Griff wagen: nicht er, und wenn es doch das Vaterlands Liebe, wenn es die Zeit und Lage gebot. Alles für den Senat, für die Herrenschaft, für die Wiederherstellung der alten gesunden Ordnung; und für ihn selbst nichts als das gute Gewissen, ohne Rücksicht auf Ruf und Beliebtheit alles getan zu haben, und ~~Ruhe und Schlaf~~ als Glückes Krönung Ruhe und Schlaf.

Wahrscheinlich war ja doch alles umsonst. Sulla war zu klug, war Sulla, die vergeblichkeit aller Bemühungen, die Fehler all ein eiligen Notwerk nicht zu sehen. Schon krönte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heimat früh entzogen wurde. Von der Mutter, einer Landwirts- und Wagnerstochter, erbte er die Gabe des Zeichnens, vom Vater den dichterischen Trieb und den Drang, auch politisch für sein Volkstum sich einzusetzen. Nach Absolvierung der Realschule in Freiburg i. Br. besuchte er die Kunstgewerbeschule und die Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, lebte 1904—1906 in England, wo eine neue Welt vor dem Empfänglichen sich auftat, und vollendete dann durch zwei Jahre in Paris seine Weltbildung. Hier wurde der Maler zum Dichter, ohne auf jene Kunst, die er noch immer fruchtbar und erfolgreich ausübt, zu verzichten. Schiller, Shakespeare, Kleist, Hebbel, Nietzsche, Spitteler und Gotthelf wirkten auf den Dichter ein, Luther und Bismarck fanden in ihm einen glühenden Verehrer. Als Dramatiker, Epiker und Lyriker schaffend, lebt er in Lörrach (Baden). Sein poetisches Schaffen wurzelt in der Heimat und nirgends kommt diese Heimatsehnsucht stärker zum Ausdruck als in der Wiltfebers. Er wird darin auch zum Ankläger und, vielleicht unter dem Einfluß Nietzsches, zum phantastischen Prediger eines arischen Christentums, des „reinen Christ", und einer nur im Gefühle wurzelnden, vagen Religiosität. Er beklagt den Verfall der Herrschaft der blonden Rasse, weil das Volk nur den Genuß sucht. Nur Herrentum kann Rettung bringen. Ähnlich wie bei Kleist geht auch bei Burte der Aristokratismus aus der Not des Vaterlandes hervor. Die Auslese der Besten ist ihm notwendige Aufgabe seiner Dichtung geworden. Das Recht des Staates steht höher als das des Individuums, das sich dem höheren Gedanken zum Opfer bringen muß. Der einzelne muß untergehen, damit das Ganze siegt, das zugleich die höhere Idee verkörpert. Diesem Probleme und anderen, wie dem Manne im Banne der Frau, der Mann zwischen zwei Frauen, verschafft er Aussprache. Dabei hat man aber oft den Eindruck, daß das Gedankliche stärker walte als das Gefühlte, der Geist mächtiger als die Seele, der Wille kräftiger als der Instinkt. Die Darstellung ist oft virtuos, die Weltanschauung des Dichters aber, insbesondere die Behandlung des Sexuellen, steht mit der christlichen Lehre im schärfsten Widerspruch und daher können nur wenige Werke Burtes reinen Genuß gewähren. Die Schöpfung Burtes galt vorwiegend dem Drama.

Schon seine drei „Einakter" (1907) verraten trotz mancher Mängel dramatische Bühnenwirksamkeit und gute Technik. Von ihnen behandelt das Verslustspiel Das neue Haus einen unbedeutenden Stoff, die Liebesprobe, der eine reiche Schöne ihre drei Bewerber durch den Anschein plötzlicher Verarmung unterwirft. Heiße Liebe in leichtfertiger Zeit schildert Burte in der Liebestragödie Donna Ines. Aus betrogener Ehre rächt sich die Spanierin an dem Geliebten, der ihren früheren Geliebten getötet hat. Schon die Worte Hebbels, das Drama müsse immer sittlich sein, zeugt gegen diesen Einakter. Es fehlt ihm der sittliche Ernst. Die aufgetragene Farbe weiblicher Ehre fällt ab, sobald man sie leise antippt, und der Dirnencharakter liegt offen zutage. Im Morgenlande um das Jahr 1000 spielt das „parabolische Drama" Der kranke König, das auch auf das Zeitalter Wilhelms II. sich bezieht. Gleich in diesem dramatischen Erstling begegnet uns das vom Dichter später oft abgewandelte Thema: „der König ist von Gottes Gnade"; er hat daher das Recht und die Pflicht, seine Macht gegen jede Herabniedrigung und Gleichmacherei zu wahren, aber er muß auch „Zung und Hirn" vor Ansteckung hüten, weise, willenskräftig und reinen Blickes bleiben, denn „unheilbar ist erkranktes Königtum". Der König, von seinem Vezier vergiftet, wird zwar von dem Weisen Duban und seinem Feldherrn Montas gerettet, geht aber an seinem Mißtrauen zugrunde. Zu seinem Nachfolger sagt Montas: „Sei immer König, meide Pöbelsinn, Hüte vor Ansteckung dir Zung und Hirn. Doch laß die Weisheit wie ein Schwalbenpaar Im Schutze deiner Tempelgiebel hausen."

Burtes erfolgreiches Schaffen für die deutsche Bühne begann mit dem historischen, in gereimten Jamben abgefaßten Drama Herzog Utz (1913). Es führt an den Hof des bekannten Herzogs Ulrich von Württemberg (1498—1550 Regent) und bringt eine Charakterentwicklung, indem gezeigt wird, wie der Herzog in seiner wilden Leidenschaft Ursula, das Weib des Hans von Hutten, begehrt, während dieser Ulrichs Gattin bewegt, mit ihm zu fliehen. Durch Ursula, die ihn liebt, gemahnt, bewährt der Landesfürst sein Gottesgnadentum durch die Rückkehr zur Einsicht und Selbstüberwindung und macht auch den Ständen gegenüber seine Macht geltend. Den Verräter Hutten läßt er töten, Ursula, die zu ihm kommt, verschmäht er. Den bedeutendsten Erfolg erzielte Burte mit dem Schauspiel in Prosa Katte (1914), mit dem er unter dem Einflusse unmittelbarer Anschauung, eisenharter, preußischer Willensnatur das friederizianische Ideal verherrlichte. „Preußens Macht soll weiterreichen als seine Grenzen. Preußen muß der Magnet sein, der alles anzieht in Deutschland und Europa, was Eisen im Blute hat." Der Stoff ist schon früher behandelt worden, so von Julius Mosen („Der Sohn des Fürsten"), von Heinrich Laube („Prinz Friedrich") von Paul Ernst („Preußengeist") und Emil Ludwig („Friedrich von Preußen"). Der Konflikt zwischen Vater und Sohn wird bei Burte dadurch gelöst, daß Katte, der sich an dem Sinn des Staates vergangen hat, zu der Einsicht kommt, er müsse in opferfreudigem Gehorsam gegen die unantastbare Staatshoheit und wohl auch für seines Freundes Friedrich, des Kronprinzen, Erziehung und Lebensweg in den Tod gehen. „Das Ganze ist wichtig, einer ist nichts." Was gilt das Leiden eines Prinzen, was der Tod eines Menschen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn der Staatsgedanke und damit der Staat selbst auf dem Spiele steht? Schon 1914 geschrieben, erschien erst 1921 Burtes sensationelles Stück Der letzte Zeuge, ein Ehebruch- und Morddrama, in dem er auf das Dichterische verzichtete und unbekümmert nur die wirksamen „bühnischen" Mittel anwandte, wodurch der ethische Gehalt überwuchert wird. Das umfangreichste Drama Burtes ist Simson (1917), ein religiös-philosophisches, heroisches, durch und durch symbolisches Stück, in dem der Dichter die biblische Gestalt unter dem Gesichtspunkte der gottgewollten Sendung auffaßt, der sich alle menschlichen Verhältnisse, ja das eigene Selbst unterordnen müsse. Der Held ist zwischen zwei Frauen, ein Geist- und ein Triebwesen, gestellt, wird durch Sinnengenuß und Lebensgier sich selber, seinem Volke und seinem Gotte untreu, aber in Leiden geläutert und schwingt sich durch grenzenlose Demut vor dem Ewigen und selbst im Sturze noch zu Gott empor, von dem er auf die Erde gesandt war. Der sprachliche Reichtum ist groß; in mannigfaltiger Weise wechseln die Rhythmen, die oft mit brutaler Sinnlichkeit ausgemalte Leidenschaft aber wirkt widerlich und wird auch dadurch nicht abgeschwächt, daß die Michall zum vollkommenen Gegensatz der Dalia sich entwickelt und dadurch ein ideelles Moment in das Drama hineinkommt. Reich an dichterischen Schönheiten ebenso rein geistiger wie lyrischer Natur ist „Apollon und Kassandra, dramatische Dichtung in zwei Teilen". Sie ist antikem Vorbilde nachgeformt und behandelt die bekannte griechische Sage. Apollon wirbt um die Athenapriesterin Kassandra, wird aber abgewiesen. Als trotz der Verleihung der Weissagung sein Werben wieder kein Gehör findet, fügt er den Fluch hinzu, daß niemand ihrem Worte glaubt und sie kein Schicksal wenden kann. Ein Jüngling, der in Liebe zu ihr entbrennt und ihr glaubt, wird von Apollon mit Blindheit geschlagen. So schreitet sie mit dem doppelten Gesicht zwischen dem blinden Jüngling und dem blinden Greise ihrem Schicksal entgegen, das sich mit der Ankunft der Griechen zu vollziehen beginnt. Stellen von leidenschaftlichem Schwung erinnern an Schillers Pathos, der wechselnde Rhythmus macht das in gereimten Versen geschriebene, an Handlung arme Stück musikalisch. Mit dem Schauspiel Warbeck, das nur im Manuskript vorliegt, versucht Burte eine Fortsetzung des Schillerschen Fragments in einer von diesem abweichenden Bearbeitung.

Burtes innere Einstellung zu Nietzsches Geistesaristokratismus, der aber doch auch mit des Vaterlandes Not und dem Schicksal der zur täglichen Fron verurteilten „Vielzuviele" mitfühlt, spricht auch aus dem Zeitroman „Wiltfeber, der ewige Deutsche, Geschichte eines Heimatsuchers" (1912). Es ist ein Klage- und Anklagelied Wiltfebers, der nach neunjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrt und hier vieles von dem verkümmern sah, was er in England zu höchster Kraft gesteigert gefunden hatte. Das Buch gibt ein anschauliches Bild der alemannischen Heimat des Dichters und läßt Martin Wiltfeber alles, „Landschau, Feuerschau, Wohnungsschau, Kirchenschau, Schulschau, Leuteschau" an einem einzigen Tage erleben. Dem Dichter steht nun allerdings das Recht der Konzentration zu, aber zu tadeln ist das starke Hervortreten des Erotischen, das vielfach den Eindruck macht, als ob dem Verfasser das „sexuelle Erlebnis" des Weibes das Um und Auf menschlicher Seligkeit sei. Das Buch bringt viele, wenn auch nicht immer neue Weisheiten, doch kann es mit dem Rembrandt-Deutschen nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Wiltfeber hält Gericht über sich und sein Vaterland und kommt in seinem Pessimismus zu vernichtenden Urteilen über seine Volksgenossen und das Deutschland der Vorkriegszeit in religiöser, sozialer und politischer Hinsicht. Er tadelt die Schwäche der Regierung, die Teilung ihrer Macht, wovon alles Unheil kommt: „Ein besserer Weg, einen Herrscher zu führen, ist es, ihm Ohnmacht vorzuwerfen, als ihm zu schmeicheln." Wiltfeber fällt ein scharfes Urteil über den deutschen Bürger: „Der Bürger hat weder das Ehrgefühl des Edelmanns, noch das Klassenbewußtsein des Arbeiters." Er findet, daß der evangelische Glaube keinen baulichen Ausdruck, keinen Stil gefunden habe. In der Staatskirche wie bei den Sektierern, die er freilich durch den verletzenden Vergleich zwischen Jesus und Nietzsches Leben und Lehre gegen sich aufbringen muß, bei den Turnern und Schulmännern, bei hoch und niedrig herrscht engherzig-ängstliche Unduldsamkeit und selbstgerecht-heuchlerische Bequemlichkeit. Die Grundlage unseres Volkes aber, das seßhafte Bauerntum, wird von kommunistischen Wahnideen wie der Boden von Ratten unterwühlt. Anderseits lebt auch in Wiltfeber nicht die Kraft, den Weg zur Gesundung, der in der Bebauung der heimatlichen Scholle liegt, einzuschlagen. Vom Lande seien „die Menschen weggezogen in die steinerne Verwesungsstätte, in die zementene Menschenschlingmaschine. Da leben sie, weiße Sklaven, verhackt, verschweißt, vergiftet, erfüllt von einem wütenden Wunsch nach Rache an irgendeinem für irgendetwas". In einem solchen Lande ist für Idealisten, für Geistesmenschen, für Herrennaturen kein Platz mehr, darum bleibt Wiltfeber, der ewige Deutsche, der Heimatlose. Der Schluß des Romans „Genieß und Stirb" befriedigt nicht. Der Tod ist nach dem Scheitern von Hoffnung und Glauben für Wiltfeber eine Erlösung. Daß er durch Zufall, bei einem Gewitter stirbt, ist nicht künstlerisch. Das Buch fand eine weite Verbreitung und wird, trotz seiner herben Kritik und seines Pessimismus das Interesse späterer Historiker finden; in seinen Wort-Neubildungen, antithetischen Wortverbindungen und Sprüchen erinnert er oft an den großen „Sprüchemacher" Nietzsche. An ihn gemahnt auch die Form des Werkes. Wiltfeber ist kein Wilhelm Meister, kein Grüner Heinrich: er tritt nicht handelnd und leidend in das tätige Leben ein, er entwickelt sich nicht unter dem wechselvollen Einfluß bewegter Schicksale, sondern er verharrt durchaus in der Rolle des reinen Zuschauers. Das ist eine Mauer künstlerischer Darstellung, die z. B. Nietzsches „Zarathustra" zur höchsten Vollendung emporgeführt hat. Burte hat versucht, die Form des Romans zu sprengen, und statt einer psychologisch aufgebauten und -planmäßig entwickelten Handlung zieht eine Reihe lebender Bilder an uns vorüber, die in ihrer Gesamtheit das deutsche Leben in der Vorkriegszeit versinnbildlichen sollen. Bisweilen gleitet er in den Stil des modernen Romans hinein und es ergibt sich dann ein gerade nicht erfreuliches Gemisch von Frenssen und Nietzsche. Auch sinkt das gedankliche Niveau nicht selten ganz bedenklich; die Predigten vom Reinen Christ sind von einer betrübenden Frivolität. Nicht immer gelungen ist die Charakterisierung der Personen; so sind die drei Frauen, die Wiltfeber besonders nahe stehen, in einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weise verzeichnet, die peinlich berührt. Insbesondere sind die erotischen Szenen schon vom ästhetischen Standpunkt entschieden abzulehnen.

Schon vor dem „Wiltfeber" hatte Burte in dem zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Frankreich entstandenen Buche Patricia, Sonette an eine Engländerin (1910) allerlei Betrachtungen über den Niedergang Deutschlands auf verschiedenen Lebensgebieten angestellt. Diese Bekenntnisdichtungen haben ihren Ursprung in einem Liebeserlebnis Burtes während seines Aufenthaltes auf der Insel. Es sind „stark erotische", liebestrunkene Selbstbekenntnisse, in die strenge Form des Sonetts gebannt, in einer bilderreichen, klangvollen Sprache verfaßt; 154 Gedichte in derselben Anzahl wie die seines Vorbildes Shakespeare. Der wilde Sproß wurzelechter Bauern wirbt um die stolze Schöne aus altadeligem Geschlechte; er ist sich des Abstandes wohl bewußt, und doch will er, da er sich selbst durch seinen Geist adlig und ebenbürtig fühlt, nicht auf den Besitz der Geliebten verzichten. Aus diesem Zwiespalt heraus stellt er Betrachtungen an über Welt und Menschen, wahre und falsche Vornehmheit und, wie schon erwähnt, über Deutschlands Niedergang. Eine zweite Gedichtsammlung zuerst von 77, dann 110 Sonetten erschien unter dem Titel Die Flügelspielerin (1913), in zweiter Auflage als „Die Flügelspielerin und ihr Tod". Diese sind aus rein innerlichem Erlebnis mit einer bezaubernden Künstlerin entstanden, sind frei von dem auf Kampf und Sieg gestellten Willen des Mannes und gelten nur der Kunst der Frau, die durch ihr Spiel den Dichter zu herrlichen Gedichten anregt. Aus den Tönen erwachsen großartige Landschaftsbilder, Legenden, Lobpreisungen der Heimat und in Mitleid neigt sich der Dichter zu den „Vielzuvielen", die „im ewig hoffnungslosen Schacht im Leiden schluchzen", den „Brüdern", die „tief im Lärmen der Fabriken, im Steinbruch, auf der See, vor Grubenwinden" sich abmühen für die Genießenden, aber er warnt sie auch vor dem ewig unerfüllbaren Wahne der Ausgleichung aller Gegensätze in einem Neu-Schlaraffenlande und erinnert sie, daß der Mensch doch nur im Wesen der Geistigen hinaufgehe. Die Sammlung, in der auch erotische und politische Gedichte sich finden, zerfällt in die Abteilungen „Die Spielerin", „Seele des Spiels", „Seele im Saal", „Seele im Kampf", „Die sieben Heimatwunder", „Das neue Lied", „Der Mann der Nacht". Die Madlee, die aus „Wiltfeber" bekannte Frauengestalt, ist „auferstanden vom Tode", um der Sammlung alemannischer Gedichte Burtes den Titel zu geben (1923). Es ist dies ein starker Band von 400 Seiten, bestehend aus den Abschnitten: „Die Berufung der Madlee", „Volk", „Weib, „Gott", „Ich", und bringt Stimmungsbilder landschaftlicher Art von Stormscher Feinheit, Sinngedichte, Gedankliches, Trinklieder, den prächtigen Zyklus „Wir Volk", Heimatliches ins Allgemeine gesteigert, und dies alles in den strengsten Formen, zu denen sich diese Mundart besonders eignet. Freilich fehlt das ausgesprochen Idyllische, das bei Hebel den Ausschlag gibt. Das Wiesental, Hebels und Burtes Heimat, das der edeleinfältige, ausgeglichene, schalkhafte, noch mit der sanften Liebe des Idyllikers schauende Hebel vor sich hatte, war nicht mehr. Seit langem flattern, den Erdgeruch mancherorts überschwelend, die Rauchfahnen

Hermann Burte.

Phot. Robert Trefzger, Lörrach.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Fabriken durch den Gau, nicht mehr hinterm Pflug allein schafft das Volk, der alemannische Hobauersohn hat an die Maschine und den Schreibtisch gehen müssen und trägt dort „'s Bürdi durchs Lebe". So hat Burte das volkstümliche Wesen unter den Schlacken der Industrie erst suchen müssen und nicht immer ist ihm die großzügige Einpassung ins Ganze der echten volkstümlichen Poesie gelungen. Darum finden sich neben prächtigen Gedichten auch solche, deren Töne trotz der urwüchsig sich gebenden Kraft nicht echt sind. Burte drängt im Gegensatze zu Hebel seine Erscheinung zu sehr in den Vordergrund, gibt seinem Empfinden in Freud und Leid Ausdruck, tritt bei jedem Geschehnis mithandelnd auf und will eine besondere Figur in der Menge sein, so daß „Madlee" bald seine Geliebte, zugleich des Gaues Symbolgestalt sein soll. Darin schon und noch mehr offenbart sich Burtes zwiespältige Persönlichkeit in religiösen Dingen. Aus Gotteshand ergreift bei Hebel der einzelne den Tod („Die Vergänglichkeit", „Am Grabe"); anders bei Burte; da reißt sich der im Grund skeptische Mensch schaudernd oder trotzend empor gegen die Zerstörung des Ichs („Tod", „Sterben und Leben", „Tagtod"). Es offenbart sich hier, wie G. Keckeis in seinem feinen Essay bemerkt, Burtes zersetzte Weltanschauung, die in Pessimismus und Relativismus seine Seele verseucht, so daß sie nur selten zu höherer Sehnsucht Kraft und Flügel erhält.

Karl Berger teilt in seiner Besprechung des Wesens und Werkes Burtes mit, daß dieser überreich an Plänen sei, und kündet an, daß wir zunächst eine Sammlung hochdeutscher Gedichte unter dem Titel „Ursula" zu erwarten haben. Möge der hochbegabte Dichter seine Werke so gestalten, daß sie alle auch in die christlichen Leserkreise Eingang finden können.

Unter den vielen in jüngster Zeit auftauchenden Dichter-Biographien in Romanform nimmt der Theodor-Storm-Roman, den Emil Hadina (geb. 1885 in Wien, lebt in Troppau) verfaßte, einen hervorragenden Ehrenplatz ein. Es wird einem warm ums Herz beim Lesen dieses köstlichen Buches, aus dem Gestalt und Seele des großen Husumer Dichters lebendig und klar hervorleuchten. Ein Gleichgesinnter, ein seelisch Verwandter hat hier mit heißem Atem und hingebender Liebe zu seinem dankbaren Stoff das Leben Storms beschrieben, das äußerlich eng umgrenzt und doch so reich, so überreich an inneren Werten war. Nichts von Übertreibungen und falscher Schönfärberei. Echt und wahr sind die Schilderungen; nur überrauscht und umklungen von Tönen, die aus inbrunstvoller Hingebung an den Dichter quellen. Jedem wird bei der Lektüre dieses fein und sanft getönten Buches, das den Titel Die graue Stadt — die lichten Frauen (1922) trägt, Theodor Storm noch näher kommen. Auch Hadinas Gottfried-Bürger-Roman Dämonen der Tiefe (1922) dürfte viele Leser finden. Das Leben dieses unglücklichen Dichters hat schon früh Romanschriftsteller zu künstlerischer Gestaltung gereizt. So erschien kaum ein halbes Jahrhundert nach Bürgers Tod aus der Feder des Vielschreibers Otto Müller der Roman „G. A. Bürger, ein deutsches Dichterleben". In Hadinas Buch sind die äußeren Lebensumstände des Dichters getreu verwertet und auch eine Charakteristik Bürgers ist versucht worden. Ganz gelungen ist sie nicht. Das Beste an dem Buche ist die Entstehung seiner „Lenore", dichterisch ein Höhepunkt des Romans.

Wie Th. Storm ist auch Hadina seiner ganzen Veranlagung nach Lyriker. Meisterschaft der Form, eine schönheitstrunkene Sprache, Melodie und eine leidenschaftliche Liebe zu seinem deutschen Volke kennzeichnen seine Lyrik. Die innere Harmonie, der köstliche Besitz eines deutschen Dichtergemütes, wird auch ihm zum Born klarer Erkenntnis tiefster Lebensfragen und seelischer Offenbarungen. Selbst seine Kriegsgedichte Sturm und Stille (1916) lassen sich dank dieser Vorzüge nicht unter die herkömmliche Kriegsliteratur einreihen. Die Kriegszeit mit ihrer Not und ihrer echten oder verkannten Größe war ihm ein läuterndes Erlebnis.

Den erwähnten Kriegsgedichten war der Gedichtband Alltag und Weihe (1914) vorausgegangen, den er dem Andenken an seine Mutter widmete. Es folgte die Sammlung Nächte und Sterne (1917) in drei Abteilungen, Gott und Natur, der Krieg, Leben, Leid und Liebe. Die Zeitlyrik in dem Bändchen spricht auch dem zu Herzen, der sich sonst mit der Kriegslyrik nicht befreunden kann. Wie alle Gedichte Hadinas durchdringt auch sie eine natürliche, liebenswerte Innigkeit. „Die im Maien sterben, Holt die Maienkönigin Muttergottes aus Verderben Still in heiligem Liebeswerben In den schönsten Frühling hin." Und wenn der Dichter auch beim Anblicke der vielen Verbrechen, die die Menschheit ungestraft begeht, an Gott irre wird, die Tage ihm sonnenleer, die Nächte sternenlos sich zeigen, so wird er, als er eine Mutter ihr Kind tränken sieht, doch zu Gott zurückgeführt und „opfert still und demutvoll der letzten Macht, die nimmer wir erkennen, und die kein enges Wort entheiligen soll". In warmen Tönen preist er die Größe und Schönheit des Vaterlandes in der Sammlung Heimat und Seele (1918). Er fühlt die Schwere des Lebens mit ganzer Wucht und hat der bitteren Not der Tage voll ins Auge gesehen. Aber er kennt die Pfade, auf denen die Menschheit darüber hinauskommt; sie führen zur Natur, zur ichvergessenden Liebe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zur Ewigkeit. Um diese Drei dreht sich Hadinas dichterische Welt und immer findet er wieder neue Bilder und neue Töne, um uns diese seine Welt ans Herz zu legen. Und dann ist in seinen Gedichten auch noch ein Klang, der aus dem tiefsten Born der Poesie kommt, der Klang des deutschen Volksliedes, nicht als wohl gelungene Nachahmung, sondern als Ausdruck innigster Wesensverwandtschaft. Über alles Leid geht ihm die Liebe und Barmherzigkeit. „Komm, du neuer Ostergarten, sieh uns warten auf der Liebe Wiederkehr!" So hatte Hadina gesungen, als er noch hoffte, Deutschland werde siegen, und nach dem verlorenen Kriege kommt in der Sammlung Lebensfeier (1921) sein Schmerz zu ergreifendem Ausdruck: „So ziehen wir in die Schande Und wünschen ein frühes Grab. Die Liebe zum leidvollen Lande nehmen wir blutend hinab." Doch hofft er auf eine Wiedergeburt Deutschlands: „Unnahbar allem Trug der Zeit Webst du aus Gott und Ewigkeit, Aus Traum und Lächeln dein Gewand, Mein ewiges, mein deutsches Land." Einen „Sonettenkranz weltlicher Andacht" nennt Hadina den Gedichtband Himmel, Erde und Frauen (1926). Die Verse sind durchsetzt mit philosophischen Gedanken, die einen Hauch von Skeptizismus an sich tragen und dem musikalischen Grundton einen müden Zug von Resignation verleihen. Dabei kommt in der Abteilung „Himmel und Erde" des Dichters Weltanschauung, ein verschwommener Pantheismus, zum Ausdruck. Er wendet sich von Gott ab: „Ich hab' mit dir gerungen und gestritten. Doch deinen Segen hast du stets versagt." „Dich aber, Mutter Sonne, will ich preisen", „Sonne", „Mond", „Sterne" sind die bezeichnenden Titel und manches der Gedichte ist ihnen gewidmet. Die im Titel des Buches angeführten „Frauen" machen den zweiten Hauptteil des Bandes aus. In ihm führt ein Zyklus von Sonetten den Titel „Mutter", der andere „Friedlinde". Dieser ist seiner Liebsten und späteren Gattin, jener der toten Mutter gewidmet, die ihm als stille Dulderin vorschwebt und die er bis zur Verklärung durch die Zeilen wandeln läßt.

Von der Lyrik kommt Hadina als Novellist in dem Novellenbande Kinder der Sehnsucht (1917). Man denkt an Storm, dessen Erzählungskunst auch in der Lyrik wurzelt, und wie dieser bevorzugt auch er die Form der Erinnerungsnovelle, die gestattet, alle Ereignisse ins verschieden abgetönte Licht einer rückschauenden Sehnsucht zu tauchen. Doch soll mit diesem Hinweis nicht ein Abhängigkeitsverhältnis angedeutet sein, denn Hadina tritt schon in diesem ersten Erzählungsbuch als selbständige Persönlichkeit vor uns. Mehr als in den Erzählungen des Husumer Dichters ist in diesen Novellen noch drängende Jugend, Hingerissenheit und daneben hier und dort wohl ein träumendes Verweilen in der Stimmung. Wie die einzelnen Menschen mit ihrer ungestillten Sehnsucht fertig werden, will Hadina in diesen acht Novellen und Skizzen zeigen. Allen ist Stärke eigen; Hadina läßt seine Helden und Heldinnen nicht untergehen, sondern kämpfen und siegen. Und darin liegt ein Vorzug. Diese Novellen, in die auch der Weltkrieg hineinspielt, sind durchaus modern gehalten, so daß wir uns nicht mit allen darin ausgesprochenen Anschauungen einverstanden erklären können, und gern möchten wir einige schwüle Szenen entfernt sehen. Wehmut und Sehnsucht erfüllen auch den Roman Suchende Liebe (1919), den er selbst ein „Buch von Frauen und Heimweh" nennt. Es findet sich darin viel Schönes in Worten und Gedanken, aber unglaublich und unerquicklich ist, was von dem Helden in seinen Beziehungen zu den Frauen erzählt wird. Er scheint nur zu sündigen, um wieder büßen zu können.

Dagegen erfreuen durch ihre Einstellung auf Gefühlswerte, durch subtile Stimmungen und sehr gepflegte lyrische Prosa die „Novellen und Träume", die der Band Das andere Reich (1920) bringt. Es ist das Reich der Seele, die keine Hemmungen kennt durch Zeit und Raum oder kranke Körper, die ideell stets Siegerin ist, selbst wenn sie aus der robusten Welt in den Tod flüchten muß. Fein erfaßt ist in der Novelle „Höltys letzter Frühling" die Gestalt des unglücklichen Dichters in seinem letzten glücklichen, aber wehmütigen Aufatmen und romantisch klingt das „Waldprinzeßchen" mit der anmutigen Schilderung vom Erwachen erster Liebe und ihrem Leid. Nur eine Erweiterung der Erzählung „Sommerstark" aus der ersten Novellensammlung ist der Roman Advent (1923), der zum Teile vielleicht autobiographischen Charakter trägt. Er erzählt die Entwicklung eines Kindes zum Mann, der Mittelschullehrer ist, dann protestantischer Geistlicher wird, in den Krieg zieht, gesund zurückkehrt, aber die Mutter verliert und aus Leid darüber zu dichten beginnt. „Geschichte zweier Frauen" lautet der Untertitel des Buches Maria und Myrrha (1924). Wir sehen einen Künstler, der zwei äußerlich fast gleichen Schwestern gegenüber steht, objektiv in der ihm wesensverwandten lebt, indes sein subjektiver Glaube der anderen gilt. Es folgte der Roman Kampf mit dem Schatten (1925). Blumig ohne wahre Gestaltungskraft erzählt Hadina in dem Roman Madame Lucifer (1926) das bunt bewegte Leben der Karoline Schlegel, die diesen Spitznamen von Schillers Unmut hatte. Als Festgabe zum 100. Todestage Wilhelm Hauffs stellt Hadina den früh verstorbenen Dichter des „Lichtenstein" und der „Phantasien im Bremer Ratskeller" in den Mittelpunkt seiner romantischen Erzählung Götterliebling (1927). Eine richtige Novelle ist es nicht, sie ist zu breit angelegt, es fehlt an Handlung und Spannung; es sind Schilderungen, Rückblicke, Bilder, Stimmungen. Der in seinem letzten Lebensjahre bis zu schwindelnder Höhe emporgestiegene Poet wird vor uns lebendig. Wir erleben den Ehefrühling des jungen, glücklichen Paares, aber schon umschattet das Glück drohende Krankheit, schwere Berufssorgen und stockende Dichterkraft. Dann das Herbstlied, das den nahen Untergang ahnen und ihn fast als höchste Gunst des Himmels erscheinen läßt. „Ein Liebling der Götter ist, wer früh stirbt." Eingesponnen in den Rahmen der Erzählung ist das verwandte Schicksal Wilhelm Müllers, des Dichters der „Müllerlieder" und der „Winterreise", und auch der gewaltige Schatten Franz Schuberts wird beschworen und grüßt als stummer Dritter in den Frieden des feierlichen Abschieds. Wie in gebundener Rede, so spricht Hadina seine Zuversicht auf Deutschlands Wiedererhebung aus in der Schrift Von deutscher Art und Seele (1920), einem wirklichen Trostbuche, in dem er in einzelnen Abschnitten von deutscher Sittlichkeit, Arbeit, Dichtkunst und Fröhlichkeit handelt und so ein Bild der deutschen Welt zu entwerfen sucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu den Dichtern, die Berühmtheiten der Kunst zu Helden von Romanen machten, gehört auch der Sachse Kurt Arnold Findeisen (geb. 1883 in Zwickau, lebt in Dresden). Vom Vater, einem Buchhalter, ward ihm gewissenhafter Fleiß als Erbe. Die Mutter erschloß ihm mit ihrer gemütvollen Erzählerfreude die Welt des Märchens, das Erzgebirge und namentlich das Muldental erweckten den Sinn für landschaftliche Eindrücke und für das Überlieferte; das Vogtland begnadete ihn mit dem Genuß an kräftigem Volksleben. Auf Robert Schumanns Pfaden wanderte seine Kindheit. Julius Mosen, Jean Paul und W. Raabe waren die Leitsterne des jungen Mannes. So mögen dem mit der ursprünglichen Kraft des Schauens und Gestaltens Ausgerüsteten Vererbung und Umwelt, so mag ihm das Eintauchen in Musik und dichterische Kunst wertvoll geworden sein. Schon 1918 galt er als der erste Dichter obersächsischen Gepräges und aus dem Felde zurückgekehrt, hat er mit der „Neuen Heimat", der Weiterführung der Zeitschrift „Das Vogtland und seine Nachbargebiete", besonders aber mit der „Sächsischen Heimat" (1920—1925) breite Schichten für die von ihm vertretenen Ansichten gewonnen. Die Bezeichnung „Heimatdichter" genügt für Findeisen nicht, denn seine Dichtungen wuchsen ins allgemein Menschliche hinein. Er ist ein Poet in Empfindung und Gestaltung, er wendet sich zum deutschen Volk und zur deutschen Jugend, um sie aus der Trübsal und Oberflächlichkeit der Gegenwart zu den wahren Schätzen des deutschen Geistes heranzubilden.

Findeisen ist vor allem Lyriker. Schon sein erster Gedichtband Mutterland (1914) enthält Perlen echter Lyrik von herzwarmer Innigkeit, wie z. B. das „Erzgebirglied", das „Vogtlandlied" und die an Schneeberger Sitte anknüpfende Legende vom kleinen Melchior und dem Weihnachtskind. Prächtig sind seine Städtebilder von Chemnitz, Grimma, Leipzig. Die Sprache ist gewählt, ohne gesucht zu sein. Selten begegnen wir dem Humor; daß er ihm aber nicht fremd ist, zeigen die mit „Nikolo Reisenteufel" eingeleitete Balladenreihe, von denen „Herr Heidut und der Teufel" die gelungenste ist. Findeisens Balladen sind in jenes Halbdunkel gehüllt, das den besten Vorbildern deutscher und englisch-schottischer Herkunft eigen ist. Das Soziale, das in dieser Sammlung schon anklingt, überwiegt in dem Bande Armutei (1919). Da entwirft er mit einer oft naturalistischen Impressionskunst Bilder von den im Schatten Vegetierenden, weiß sie aber doch auch zu durchsonnen. Hier finden sich auch einige von des Dichters Kriegsliedern, Arbeiterbataillone, von denen wohl jene am längsten lebendig bleiben werden, in denen die Saite des Heimatlichen berührt wird. Eigenartig ist die Form. Äußerst freie Rhythmen werden durch starke Reime so fest zusammengebunden, daß eine charakteristische Mischung von Wildheit und Feierlichkeit, Naturwüchsigkeit und Geistigkeit entsteht. Doch hat Findeisen trotz dieser Gebundenheit ein so warmes Gefühl, daß er dort, wo er sein eigenstes Thema ergreift — den Großstadtproletarier, der in der Schlacht zum erstenmal wahrhaft Himmel und Erde sieht — sehr schöne Gedichte rundet. Weniger hat er zu sagen, wenn er den Revolutionsgedanken streift, denn Umsturz lag seinem Wesen fern. Seiner Liebe zur Heimat gibt er beredten Ausdruck in dem Versbande Ahnenland (1921); seine jüngsten Gedichte hat er unter dem Titel Dom von Naunberg (1927) veröffentlicht.

Den geborenen Lyriker zeigt auch der Erzähler Findeisen. So in dem Kranze von Erzählungen Heimwege (1919). Völlig in Poesie umgewandelt erscheinen seine langjährigen Studien in dem ersten Schumann-Romane Herzen und Masken (1921). Nicht die Mode, sondern innere Nötigung trieb ihn zur Abfassung dieses Werkes, das ganz vom Geiste der Musik durchtränkt ist und eine Fülle von scharf gezeichneten, mit Künstleraugen gesehenen Figuren uns vorführt, die den ringenden Musiker umgeben. Wer Schumanns Briefe und Schriften gelesen hat, dem wird hier das Bild, das er gewonnen hat, schöner und reiner vorgehalten. Es ist, als klänge aus den Saiten hie und da eine Schumannsche Melodie und die starke, herbe Luft Schumannscher Kunst- und Lebensauffassung weht erfrischend aus jedem Kapitel und doch ist das Ganze wieder so romantisch, so kreislerhaft, jeanpaulisch und so eichendorffisch taugenichtsig, wie eben Robert Schumann selber war, wenn man ihn in seinen besten Stunden traf. Ein Jahr früher hatte Findeisen seine Dichtung Klaviergeschichten herausgegeben, durch die er volkstümliches Verständnis für die Musik anbahnen möchte. Dazu bedient er sich kleiner sinniger Erzählungen, indem er z. B. Schumanns Kinderszenen gleichsam in Worte umsetzt, Tänze, Soldatenlieder und Märsche aus den Zeitereignissen herauswachsen läßt, Volksliedergestalten und Landschaften schildert, in Wanderbildern durchs deutsche Land geleitet und einen ganzen Lebenslauf von der Wiege bis zum Grabe nach Karl Reineckes sechzehn Phantasiestücken uns entrollt. „Klaviergeschichten" sind die Erzählungen genannt, weil sie zu Klavierstücken geschrieben sind. R. Schumanns Kinderszenen auf heimatlichen Grund gelegt (1920) ist eine andere Dichtung überschrieben. Mit dem Werke Der Weg in den Aschermittwoch (1914) legte er den Schluß seines Schumann-Romans vor, seine reifste Leistung („Davidsbündler, Robert-Schumann-Roman", 2 Bde., 1924). Nach der Liebes- und Ehegeschichte des ersten Bandes schildert dieser zweite Schumanns künstlerisches Sichverzehren und tragisches Ringen mit sich selbst und den Mächten des Dunkels, die ihn schließlich in geistigen Tod stürzen. Aufstieg und Untergang eines Genies ist gegen einen reichbewegten, kulturhistorisch farbigen Hintergrund gestellt, auf dem fast alle berühmten Zeitgenossen auftauchen: Weber und Mendelssohn, Liszt, Joachim und Brahms, auch Richard Wagner als die schärfst umrissene Episodenfigur. In mildem, duftigem Pastell malt Findeisen, nicht in schreienden Farben, wozu der Vorwurf wohl hie und da verlockte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höhepunkte der Dichtung sind die Schilderung des 48er Aufstandes in Dresden, Webers und Mendelssohns Begräbnis, das Maskenfest im Düsseldorfer Malkasten, bei dem Schumanns Wahnsinn zum Ausbruch kommt, und vieles andere. Im Besitz eines ungewöhnlich tiefen musikalischen Empfindens weiß Findeisen auch die Tonwerke seines Helden in die epische Schilderung wie in das psychologische Problem zu verweben; diese geistreichen musikalischen Paraphrasen sind ihm besonders glänzend gelungen. Der sächsischen Heimat verdankt Findeisen auch den Stoff zu der Erzählung Der Sohn der Wälder (1922), in der er das Leben des volkstümlichen Raubschützen Karl Stülpner, des „edlen Räubers", gestaltet, und es ist ihm geglückt, ein Einzelschicksal zum Typ zu erheben. Das Leitmotiv ist das gleiche wie in Johanssons „Rotköpfen", Sehnsucht nach Freiheit, nach ungebrochenem Leben. So reißt sich Karl Stülpner aus der heimischen Umwelt los, so flüchtet er immer und immer in den Wald zurück. Vortrefflich spannt Findeisen das „Schicksal" dieses Mannes in die kleine bedrückende Umwelt des Erzgebirges, die er mit wuchtigen, frischen Strichen beschwört. Die übermütigen Streiche Stülpners, von denen die Überlieferung berichtet und denen auch Karl May manche romantische Abenteurer- und Räubergestalt entnahm, weiß er mit immer neuen Spannungsmitteln vorzutragen und im großartigen Finale darzustellen, wie der alternde Stülpner allmählich ganz einsam durch die Gebirgsgründe streicht und sich nur noch als ein Teil der Natur empfindet, bis jene Stunde naht, da er den weißen Hirsch, das letzte Ziel alles Sehnens, erjagt und auf dem tot geglaubten Tiere in ungewisse Fernen davon sprengen muß. Als jüngstes Werk gibt Findeisen „drei musikalische Geschichten" unter dem Titel Lockung des Lebens (1924). Am gelungensten ist die erste Erzählung „Das Notenbüchlein der Frau Anna Magdalena Bachin". Die Verinnerlichung dieser Bachschen bürgerlichen Kunst ist der Grundstock der Erzählung. Die geniale Verbindung von Kunst und Leben wird hier Tatsache. In der zweiten Geschichte, Karl Maria von Webers „Aufforderung zum Tanz", überwindet der Tondichter Weber den Schmerz über den Tod seines Kindes in neuer Lebenshoffnung und neuer Schöpferkraft. Diese künstlerische Freude ist symbolisiert in der „Lockung zu neuem Leben", in der „Aufforderung zum Tanz". Die letzte Erzählung „Robert Schumanns erster Kuß" läßt viele der romantischen Beziehungen zwischen Wort und Musik nacherleben. Außer den oben erwähnten Zeitschriften verdanken wir Findeisen die Anthologie „Pestalozzi-Leute" (1920), das Julius-Mosen-Buch „Von Heimat und Heimweh" (1924) und das „Hausbuch sächsischer Dichtung aus 1000 Jahren deutschen Schrifttums" (1928).

Paul Arnold Findeisen

Phot. Bruno Wiehr, Dresden.

Aus der Hochflut der besonders seit Molos Schiller-Roman in Mode gekommenen biographischen Dichter- und Künstlerromane seien noch genannt: Der Schlesier Erwin Ott (geb. 1892 in Jägersdorf) veröffentlichte 1922 seinen Hölderlin-Roman „Erloschenes Licht", in dem er das Leben und geistige Erlöschen des unglücklichen Dichters mit tiefem Blicke in dessen Seele schildert. Der Schlesier Hermann Kasel (geb. 1867 in Dunkeltal, Böhmen) schrieb den dreibändigen Roman „Albrecht Dürer, ein deutscher Heiland" (1923), Doris Wittner (geb. 1888 in Berlin, lebt ebenda) den Heine-Roman „Die Geschichte der kleinen Fliege" (1915); ferner schildert sie das Liebesleben Napoleons I. in dem Roman „Drei Frauen" (1913). Henriette Bünau gab neben anderen geschichtlichen Unterhaltungsromanen (z. B. „Die Kinder König Ludwigs XV." „Die verlorene Krone" 1866) einen Kleist-Roman. Einen vierbändigen Goethe-Roman „Alles

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um Liebe" (1922), in dem das Beste die Schilderung des Weimarer Gesellschaftslebens ist, verfaßte Paul Burg (Dr. für R. Schaumburg, geb. 1884 in Hadersleben, lebt als Professor in Quasnitz bei Leipzig). Von seinen zahlreichen anderen Romanen seien genannt: „Die Wetterstädter" (1912), die Entwicklungsgeschichte einer Bauernfamilie seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bis auf die Gegenwart, „Der Held von Canossa" (1913), „Die schöne Gräfin Königsmark", „Der eiserne York", „Graf Königsmark", „Kaiserin Elisabeth". Die problematische Persönlichkeit Platens sucht der Westpreuße Hans von Hülsen (geb. 1890 zu Warlubien) in dem Roman „Den alten Göttern zu" uns menschlich nahe zu bringen. Der begeisterte Verehrer Wagners Zdenko von Kraft (geb. 1886 in Jitschin, Böhmen) schrieb die Wagner-Trilogie („Barrikaden", „Liebestod", „Wahnfried" 1920—1922); außerdem verfaßte er die Romane „Maria Theresia" (1918), „Lord Byrons Pilgerfahrt" (1924), den Wachau-Roman „Sonnwend des Glücks" (1917), „Kaufhaus Alljeder" (1922) und andere, durchaus bloße Unterhaltungsbücher mit seltenem Aufstieg zur künstlerischen Höhe. Unerquicklich ist der Roman „Überall Molly und Liebe" (1920), in dem Julius Berstl (geb. 1883 in Bernburg, lebt in Berlin) das Leben Bürgers schildert. Mozart machte Ottokar Janetschek (geb. 1884 in Heiligenkreuz N.-Ö., lebt in Wien) zum Helden in seinem gelungenen Roman „Mozart, ein Künstlerleben" (1924). Das Seelenleben Petrarcas suchte der feinnervige Oberfranke Georg Mönius (geb. 1890, lebt in Nürnberg) in seinem fesselnd geschriebenen Roman „Das geschlossene Tal" (1921) zu ergründen, der ein farbiges Bild von der Renaissance entrollt. Von Mönius starkem lyrischem Talente zeugen seine Gedichtbücher „Mein Madonnenbüchlein" (1918), „Gotik", „Die kleine Passion" (1923) und beachtenswert sind sein Schauspiel „Die Kreuzfahrer" (1920) und Die Madonna des Memling, „ein Mirakel". Den Schluß dieser Aufzählung bilde Alfred Schirokauer (geb. 1880 in Breslau, lebt in Berlin), der außer den geschichtlichen Romanen „Ferdinand Lassalle" (1912), „Mirabeau" (1922), „Lukrezia Borgia" (1925), „August der Starke" (1916), „Napoleons erste Ehe" (1923) und anderen Werken auch „Lord Byron" in einem Roman vorstellte.

Im Anschlusse an Kolbenheyers Paracelsus-Roman nennen wir die Monographie Paracelsus (1925), deren ganz der Aufgabe gewidmete, in ihrer Sachlichkeit nur durch die persönliche Hingabe des Verfassers erwärmte Strenge ein Material meistert, das umfangreich, schwer übersichtlich und zugänglich, widerspruchsvoll genug in sich, oft falsch beurteilt worden ist. Der Verfasser der Schrift ist Franz Spunda. Er wurde 1890 in Olmütz in Mähren geboren, entstammt einer streng katholischen Familie, studierte an mehreren Universitäten Philologie und Kunstgeschichte, reiste dreimal nach Griechenland und lebt als Professor in Wien.

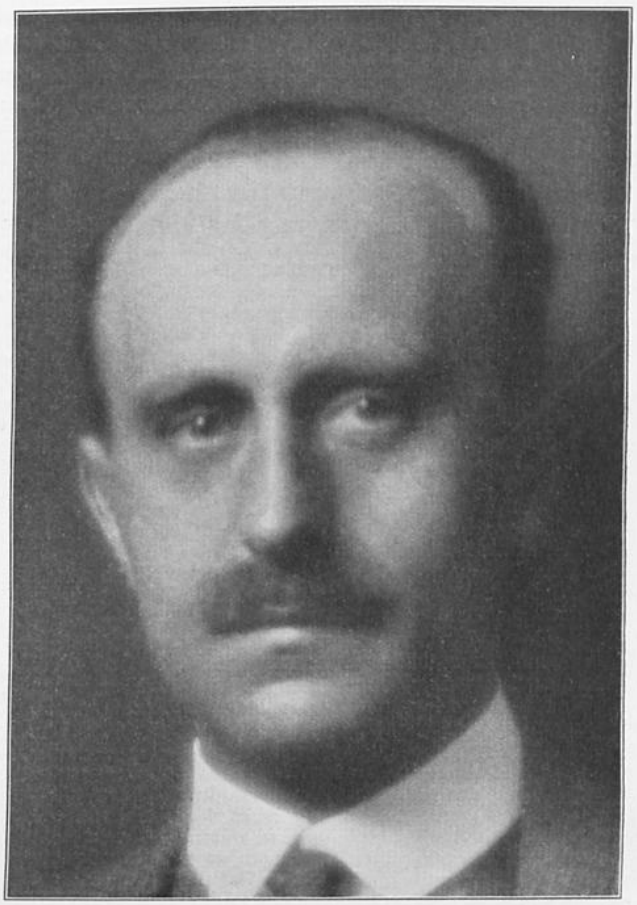
Nach umfassenden und eindringlichen Studien legt er in der genannten Schrift die „gotische Struktur" des paracelsischen Denkens bloß, in dem sich alles organisch aufbaut, zeigt, wie die zahlreichen Schriften dieses großen und unabhängigen Geistes, dessen Wahlspruch war Alteris non sit, qui suus esse potest („Wer sich selbst angehören kann, soll keinem anderen angehören"), einem einheitlichen, zentralen Erlebnis- und Vorstellungsvermögen von Gott und Welt auf den vielfältig verschlungenen Wegen der Einzeldisziplinen der Medizin, Anthropologie, Astrosophie, Alchimie, Magie, Theologie entspringen, und verweist, daß diese kämpferische Natur von einer „geradezu unbegreiflichen Arbeitskraft" und Arbeitsleistung — Mystiker war in dem Sinne, daß er „das Versenken der Seele als letzte Instanz anerkannte, wenn alle empirischen Methoden nicht mehr ausreichten". Vielleicht angeregt durch das Studium des Paracelsus, wurde Spunda selbst zu einem „magischen Dichter". Er ist Lyriker und Epiker. „Gottesfeuer" benennt er eine Gedichtsammlung (1924); es ist eine reine und steile Flamme echter und bedeutungsvoller Dichtung in den Versen dieser starken Gedichtsammlung, der Krönung eines lyrischen Werkes, das anhebt mit einer Übersetzung von 36 Sonetten Petrarcas (1913), die ersten eigenen Blüten treibt in den Hymnen (1919), fortwächst in der eigenen Sammlung „Astralis, Dithyramben und Gedichte" (1920) und die formalistische Vervollkommnung erringt in einer Verdeutschung der Gedichte Giacomo Leopardis (1923) sowie in der bedeutsamen „rhythmischen Übertragung" der Werke Ossians. In den Gedichten hat Spunda seine Weltanschauung niedergelegt. Gott und die Liebe sind die zwei Gedanken, die darin immer wiederkehren. Er bittet Gott, ihn an Liebe und Güte zunehmen zu lassen; er will nichts sein als ein stiller Gesang über reifenden Feldern oder ein jubelndes Lied zum Preise der Welt. „Herr, du weißt, daß ich um eins nur ringe, Daß ich mich um Einfalt einzig quäle, Gib den Frieden meiner kranken Seele, Daß sie deinem Namen nur erklinge!" Spundas Gedichte sind in einer klaren, wunderbar bewegten Sprache abgefaßt und erinnern in Gedanken an Rilke, oft auch an den „Cherubinischen Wandersmann". So schließt ein Lied mit der schönen Bitte: „So laß auch meine Saat in Gnaden reifen, O Herr, von deinem Licht durchglüht, umloht, Und wenn die Sicheln durch die Halme streifen, Sei mir gegrüßt, Vollender, Bruder Tod!" Auch seine Liebeslieder sind von der warmen Glut seines Herzens erfüllt, gilt ihm doch die Liebe als das größte der Wunder. Nichts anderes ersehnt seine Liebe, als „Nur ahnend zu empfinden Im andern Ich der reinen Gottheit Strahl". Als „magischer Dichter" schrieb Spunda einige phantastische Romane, wie sie Meyrink, Strobl und andere geboten haben. Doch unterscheidet er sich von diesen dadurch, daß er seinen Werken eine sittliche Idee zugrunde legt und das religiöse Moment in den Vordergrund rückt. In einem umfangreichen Buche Der magische Dichter (1923) sucht er seine Kunst auch theoretisch zu begründen. Da finden sich Sätze, wie: Der magische Dichter „ahnt sich als Vorstufe zum Heiligen". „Magische Kunst ist bisher Ausdruck des katholischen Menschen gewesen, der dazu die beste Eignung hat. In ihm sind die Sinne durch den Übersinn gebunden und gelöst." Die letzten Erkenntnisse sind nicht für normale Gehirne geschaffen, sie sengen und dörren aus oder zeitigen tropische Blüten einer überhitzten Phantasie, die dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Linzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ungeheuren Erlebnis durch Ungeheuerlichkeiten und Verzerrungen entgehen will." Diese „tropischen Blüten einer überhitzten Phantasie" finden wir nun in Spundas zwei „magischen Romanen" Devachan (1921) und Der gelbe und weiße Papst (1923) und dem „nekromantischen" Das ägyptische Totenbuch (1924). Voll Grausen und Perversitäten ist der erste Roman, einheitlicher aufgebaut, reich an blitzartig auftauchenden Bildern aus aller Welt, aber auch an entsetzlichen ist der zweite, friedlich ausklingender, künstlerischer gebaut ist der dritte, aber es findet sich noch genug Schauerliches und Phantastisches darin. Mit Hilfe des von einem Gelehrten aufgefundenen echten Totenbuches der Ägypter gelingt es ihm, Tote zum Leben zu erwecken. Wir können dem Dichter nicht Gefolgschaft leisten und glauben, daß diese Richtung für die Literatur sich nicht fruchtbar erweisen wird. Lieber greifen wir zu seinen schönen und gehaltvollen Reisebüchern, von denen die Griechische Reise (1926) uns durch die Landschaften Griechenlands führt und das alte Hellas vor uns erstehen läßt, während das Buch Griechische Mönche (1928) uns von den Mönchen erzählt, die heute noch so leben wie vor tausend Jahren in frommer Beschaulichkeit, und das Reisebuch Der heilige Berg Athos (1928) mit starker dichterischer Kraft eine der rätselhaftesten Landschaften Europas beschwört: Den heiligen Berg Athos und seine Mönchskolonien. Spunda erzählt einfach und schlicht von dem Leben der seltsamen Brüder, von der Inbrunst ihres Glaubens, ihrer Askese, stellt alles aufs lebendigste in die strenge, lorbeerduftende Landschaft und schafft durch die eindringliche Tiefe seiner Betrachtung aus einem Reisebericht ein dichterisches Werk.



Dr. Franz Spunda

Phot. Fayer, Wien.

Abseits vom tätigen Leben steht Karl Linzen, einer der besten Erzähler und Essayisten der Gegenwart. Er sehnt sich zurück nach den Tagen, die innerlicher, gemütvoller und etwas umständlicher waren als unsere schnellebige Zeit. Es ist daher kein Zufall, wenn der größte Teil seiner Werke aus Erinnerungsbüchern besteht, aus Geschichten, in denen die Unrast der Modernen keinen Platz findet. Seine besondere Stärke liegt darin, daß er die Vergangenheit lebendig zu machen versteht. Er ist der Worte und Farben mächtig, seine Kriegs- und Lagerszenen sind ebenso kräftig und farbensatt wie die Idyllen von intimem Reiz, die Naturbilder von strotzender Fülle und gedrängter Stimmung, der Dialog sprühend, individualisierend, echt. Vor allem aber ist es der Stimmungsgehalt, der Linzens Werke erfüllt und ihre dichterische Feinheit ausmacht. Er ist auch Meister des Gedämpften, der halben Töne, die manches nur erahnen lassen. Nicht selten gemahnt er an Storm und Raabe, aber nicht so, als ob er von ihnen abhänge, sondern das Verhältnis zu ihnen gründet sich, wie G. Schäfer bemerkt, auf eine Verwandtschaft der Geisteshaltung. Mit beiden und mit Jean Paul teilt er die Vorliebe für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besondere Menschen, seltsame Käuze und sonderbare Situationen. Gern neigt er auch zum Exotischen und zu philosophischen Betrachtungen. Die Zahl seiner Werke ist nicht groß: denn er pflegt jedes Buch lange zu überlegen, und erst, wenn es sorgsam ausgefeilt ist, der Öffentlichkeit zu übergeben. Ruhe und Anregung zu seinem Schaffen bietet ihm seine an Erinnerungen reiche Geburtsstadt Weimar (geb. 1874), in der er noch lebt. Von der Unrast der Weltstadt fern, war sie auch, wie G. Schäfer in seinem warm gehaltenen Essay bemerkt, der richtige Ort, seine Eigenheiten ausreifen zu lassen.

Gleich sein Erstlingswerk, die historische Erzählung Der Treubrecher (1909) aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, fand Anklang. Es wird in Form der Rahmenerzählung das Motiv ehelicher Treue behandelt und gezeigt, welche Tragik deren Bruch heraufbeschwört. Von den drei Erzählungen der Sammlung Die Glaskugel (1909) nimmt die erste ihren Stoff aus Kriegszeiten. Nach der Schlacht will es der Zufall, daß in das Haus eines Schuhmachers der Sohn seiner Jugendgeliebten, schwer verwundet, gebracht wird. An dessen Sterbelager erlebt er noch einmal die innige Liebe, die er einst gehegt, und die schwere Enttäuschung, mit der sie ihr Ende gefunden hat. An die Stimmung, von der Storms Novellen getragen werden, gemahnt die zweite, „Die sechste Stunde" betitelte Novelle. Hier leben die Erinnerungen eines alten, einem vornehmen Geschlechte entstammenden Mannes auf, der seine Jugendgeliebte wegen der Liederlichkeit des Vaters verlor. Noch nicht ausgereift ist die dritte Geschichte, die von einem Slowaken erzählt, der in seinem einsamen Alter seine ganze Liebe an ein idiotisches Kind hängt, und als es ihm genommen werden soll, die Flucht ergreift und vom Blitze erschlagen wird. Auch die Novellen der Sammlung Aus Krieg und Frieden sind zwar verheißungsvoll, ragen aber nicht über den Durchschnitt hinaus. Am gelungensten ist das Stück „Winterträume", in dem die entsagende Liebe eines alternden Mannes zu seiner Pflegetochter behandelt wird. Die beste der Jugendarbeiten Linzens ist die Erzählung Hochzeitsspuk, eine Traumnovelle. Im Dreißigjährigen Kriege träumt Hinz Vogelsang in der Nacht vor der Schlacht von dem Glücke, das ihm an der Seite seiner Geliebten blüht. Der Tag bringt ihm den Tod. In der Darstellung des Schwebens zwischen Traum und Wachen schlägt der Dichter Töne an, die seine späteren Werke uns so wertvoll machen.

So in dem zweibändigen Roman Marthe Schlichtegroll (1917), einer stimmungsgesättigten, prächtigen Memoirendichtung. Das erzählende Ich, der Dichter-Arzt, wird in die Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart gestellt, der Neigung zu der reifen Südländerin und zu dem verhaltenen nachtwandlerischen Kind des Nordens. In der Novelle „Niemals" teilt eine Südamerikanerin ihrem Jugendgeliebten in einem Briefe das unselige Verhängnis mit, das sie auseinanderbrachte; in dem Romane „Schlichtegroll" ist es ein Mann, ein deutscher Arzt, der einer Südamerikanerin erzählt, warum er ihr nicht hat folgen können. Auf der Überfahrt von Südamerika in die Heimat hat er, der Schiffsarzt Olaf Haddenbrook, diese liebliche Donna Leocadia Brandano kennengelernt und sich mit ihr verlobt, obwohl in der Heimat die Jugendgespielin und Braut Marthe Schlichtegroll seiner harrt. Doch schon an Bord, mitten unter dem unterhaltsamen Treiben der Passagiere, während des scheuen Liebesspieles mit dem sonnigen, brasilianischen Mädchen, spürt er die engen Bindungen an die nebelgraue Heimat und das Band, das ihn an die zarte, geheimnisvolle Marthe fesselte. In die Vaterstadt Brincklage zurückgekehrt, sieht er jedoch, „daß diese Marthe Schlichtegroll im Grunde nichts anderes sei als die Verkörperung seiner nebelgrauen, von Gesichten und Ahnungen beschwerten nordischen Küstenheimat." Er legt der Brandano die Größe seines Konfliktes dar, entrollt vor ihr das Treiben an Bord, erzählt seine Jugendgeschichte und schildert die nordische Rätsel- und Schauerwelt. So lernt sie verstehen, wie eng er mit der Heimat verwachsen war, und so hat er Rechenschaft über sein Tun abgelegt. Während er dies alles auseinandersetzt, berichtet er auch über sein jetziges Leben. Er hat die hellseherische Marthe geheiratet und verlebte mit ihr als Landarzt in dem Dorfe Heydkrug wenige Jahre wehmütigen Glückes, bis ihm ein Bootsunglück Frau und Kinder entriß. Die Handlung des Romans ist einfach, das uralte dramatische Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen; aber es ist hier mit größter epischer Kunst abgewandelt. Eine ganze Welt ersteht vor uns, wie man sie reicher in der Literatur selten findet. Das kleine schleswigsche Städtchen Brincklage steigt auf mit seiner guten, aber ein wenig wunderlichen Einwohnerschaft, so klar und lebendig, daß man den Eindruck einer ungewöhnlich reichen, dichterisch empfundenen Wirklichkeit aufs wundervollste genießt. Und das Ganze ist umwittert von dem geheimnisvollen Reiz des „zweiten Gesichts", von seltsamen, unirdischen Beziehungen und Verknüpfungen und wird dadurch über bloße Kleinmalerei hinausgehoben. So kann es geschehen, daß man Marthe nicht nur als ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern als ein Symbol der Heimat empfindet, wodurch verhütet wird, daß das Ganze in einer Liebesgeschichte stecken bleibt. Aufs glücklichste ist die graue, blasse Heimat mit dem Sonnenglanz und der Purpurbläue südlicher Meere zusammen und in Gegensatz gebracht und die behaglich breite und doch wohlgeschwungene und formvolle Schreibweise dem Leben der kleinen Stadt wie der großen Ozeanfahrt angepaßt. Mit prächtigem Humor und lebendiger Fülle ersteht vor uns die bunte Reisegesellschaft auf dem Ozeandampfer. Der Konsul von Bolivia, Ose Wockenfuß, die schöne Jüdin, die Mitglieder der ozeanischen Akademie und andere Gestalten stehen alle vor uns, als hätten wir selbst jahrelang mit ihnen gelebt, gelacht und geweint. Und vor allem besitzt Linzen die Kunst, jene Stimmung zu erzeugen, die den Leser mitreißt und für die Schicksale der Personen Teilnahme erweckt.

Mehr noch als in diesem Buche zeigt sich Linzens Geistesverwandtschaft mit Storm und Raabe in dem Roman Die gefrorene Melodie (1926). Es ist wieder ein Erinnerungsbuch. Lyrisch wie der Titel ist der ganze Roman. Das Epische geht nur hindurch, ein Stimmungsträger zu sein. Hauptstimmung ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das schmerzlich-süße Gefühl, das das Wiedererleben längst vergangener Tage begleitet. Aus einem Helldunkel, Rembrandts Bildern vergleichbar, treten die Gestalten hervor. So klingt auch um die Häuser von St. Lukas, um Nachbarsfamilien eine Melodie, oft raunend von Schicksal, oft sehnsüchtig nach Freude, und doch nicht ganz hell und klar. Klaus Noggerath, der Maler, dem auf der Höhe des Lebens die künstlerische Inspiration versiegt, schreibt die Erinnerungen an seine Jugend, damit seine Seele, „sich auf den Gluthkern ihres Wesens besinnend, aus der Haft der gefrorenen Melodie wieder einen Weg finde ins Freie." Der Schauplatz ist die Residenzstadt eines kleinen Herzogtums; wir werden um ein Jahrhundert zurückgetragen; Kleinbürgertum und Hof stehen im winzigen Umkreis, in den Einflüsse zeitlicher und örtlicher Ferne in der Gestalt der geheimnumwitterten Gestalt, den Liebhabereien und Sammlungen des Arztes Noggerath hereinstrahlen. Klaus sieht sich seinem Herzensfreund und Blutsbruder Lorenzo gegenüber in ähnliche seelische Kainsschuld verstrickt wie sein Vater Adriaen dem leiblichen Bruder Abel gegenüber. Von dieser Schuld sucht und findet er Befreiung in der dichterischen Beichte. Zugleich schildert er, wie Menschen seiner Jugend durch Trübungen hindurchgehen, wie Geschlechter durch Überfeinerung der geistigen Ansprüche schicksalsmäßig verfallen, wie Menschen eines alten Kulturbodens an der Last der Vergangenheit zu tragen haben, wie es gerade bei Künstlernaturen so berechtigt ist zu sagen: „Man rühmt immer die Seligkeit der Schaffenden, aber von ihrem Gram weiß keiner." Dabei entwickelt der weichmütige, dunkle Träumer viel Sinn für Humor, dessen Lichter auch auf den Klerus, aber nicht in beleidigender Weise, fallen. Unnachahmlich ist die Menschenschilderung. Der Vater Klaus Noggeraths, ein Weltreisender und Weltkind, ein unnahbarer, in sich gefestigter Herren- und Vernunftmensch, voll tiefer Natur- und Menschenkenntnis, unbekümmert des um ihn spinnenden phantastischen Argwohns, der trotz aller Skepsis des Wissenden den Blick für das Echte im Leben bewahrt und sich zum Schluß als Wohltäter des Ganzen wie des Einzelnen erweist, ferner die beiden Nachbarkinder Fiametta und Lorenzo, Magda Mortensen und der ganze Kranz von Gestalten stehen lebendig vor uns. Tragisch ist die Künstlerrivalität ehemaliger Jugendfreunde, geheimnisvoll und düster das Walten des Schicksals, das die Menschen verstrickt, die alle Warnungen nicht achten. In „Marthe Schlichtegroll" hatte der Dichter nordische Heimat und südliche Fremde, symbolisiert durch die Brasilianerin, faustisches Grüblertum, germanische Nebelhaftigkeit von Landschaft und Seele in Gegensatz gesetzt zu roma-

Dr. Karl Linzen

Phot. Hüttich-Demler, Weimar.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

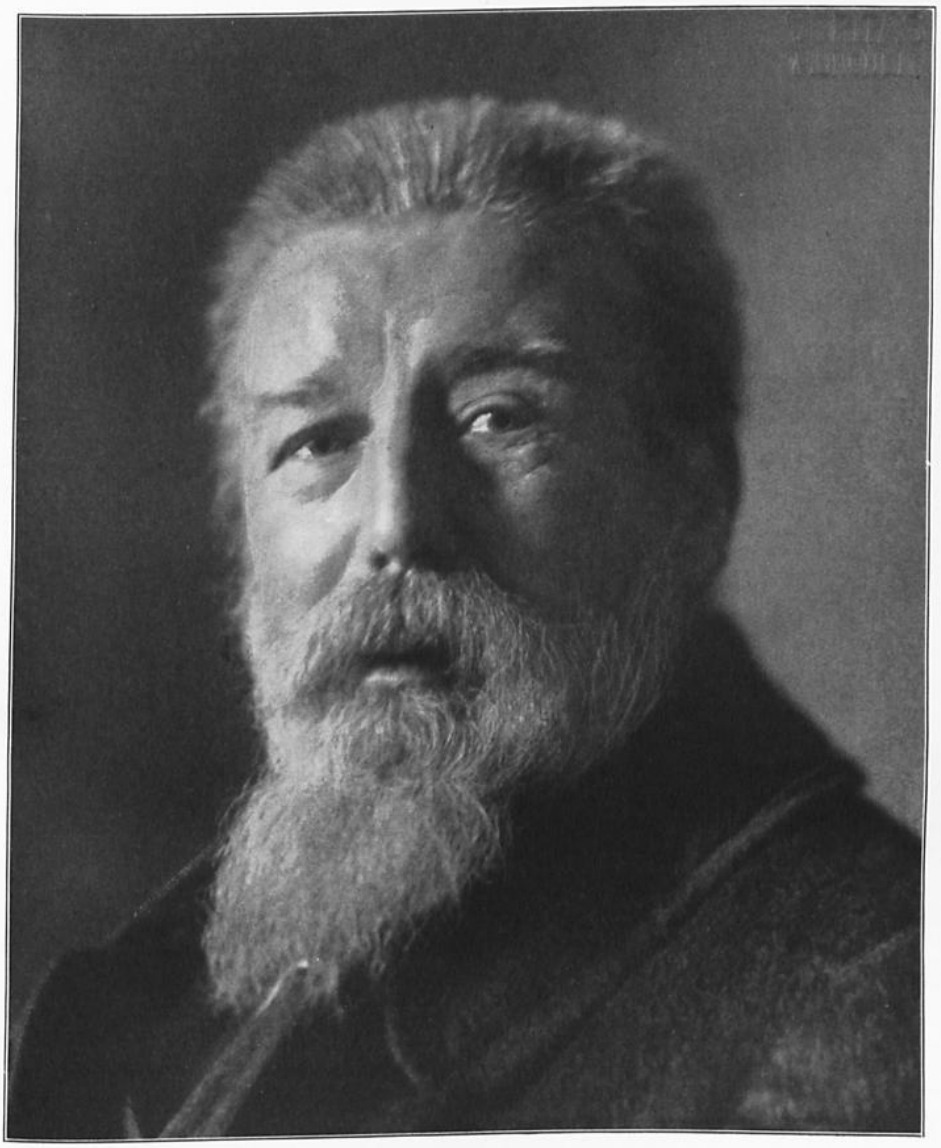
nischer Klarheit und Farbenfreude, zu südlicher, heiterer Bejahung von Tag und Gegenwart. Etwas von diesem Gegensatze findet sich auch in diesem Roman; aber neigte sich dort die Wagschale fast auf die Seite des exotischen Südens, so ist dieser Roman fest verwurzelt in der Heimat und auch örtlich von geschlossener Konzentration. Die „gefrorene Melodie" aber ist die Melodie der Dinge selber, der Heimatdinge, hinter denen das nordische Reich der Ahnung und des Geistes steht.

Von den Romanen Linzens sticht das Werk Zug der Gestalten (1924) bedeutsam ab. Was dort dunkel und geheimnisvoll war, löst sich in dieser Sammlung von Essays in kristallhelle Klarheit auf. Es ist ein bunter Zug von Gestalten, die Linzen in dichterisch gesehenen und künstlerisch geformten Bildern an unserem Auge vorüberziehen läßt. Linzen ist ein Meister des stimmungsgesättigten, oft geistvoll eleganten Essays. Er hat diese Gattung auf eine Stufe gehoben, die bisher in Deutschland nicht erreicht war, und es befremdet, daß er so selten als Essayist genannt wird. Es sind in dem Bande sechs Bilder vereinigt, aber ein jedes ist so lebendig gesehen und so rein gestimmt, daß sich in dem Ganzen kein Satz findet, der an Abhandlung, Aufsatz oder Artikel erinnert, und daß man nirgends etwas merkt von der ungeheuren Mühe, die dem Verfasser das Studium der Quellen und das Stoffsuchen machte. Nichts hat er gewollt, als das Wesen der gezeichneten Gestalten rein in die Erscheinung zu heben, ohne daß den Tatsachen und allem Wissenswerten ein Abbruch geschieht. Alle Gestalten sind von ihrem Lebenshauch schicksalhaft umwittert und wachsen, wie K. Muth bemerkt, aus der sinnenscharf gezeichneten Umgebung mit eigenartiger, plastischer Rundung heraus. So wird in dem Essay „Der Zauberer" ein in seinem Kontrast leuchtendes Bild von Liszt gegeben. Jenseits aller musikalischen Streitfragen, von Klatsch und Verleumdung steht dieser alte Mann vor uns, wie er in Rom ein einsames Leben führt. Schade, daß Linzen den in der ersten Veröffentlichung (Hochld. Jahrg. 1923—24) bezeichnenderen und stimmungsvolleren Titel: „Franz Liszt, Tschardaschwirbel und Confiteor deo" geändert hat. Es gibt wohl wenig Stücke in unserer deutschen Literatur von so farbiger und so eigenartig persönlicher Geschichtlichkeit wie dieser Essay, besonders in Einleitung und Schluß. Keine weitläufige Biographie könnte wesenhaft mehr geben über den Weimarer Landschaftsmaler Buchholz, diesen tragischen Künstlermenschen, als Linzens Essay. Der Zauber, mit dem uns dieser umstrickt, setzt sich fort in dem folgenden: Die Gräber der Ruhelosen, worin man das Versickern der Goetheschen Lebenskraft in seinen letzten Nachkommen wie vom Gräberhauch eines spätherbstbraunen Friedhofs umwittert und erschüttert miterlebt. Eine Episode aus der französischen Revolution setzen die zwei nächsten Stücke, Camille Desmoulin im Mittelpunkt, in Farbe. Bismarck, den die Legende zum eisernen Kanzler und Übermenschen gemacht hat, steht als liebenswürdiger Briefschreiber vor uns. Weder Thomas Mann, noch Hugo von Hofmannsthal, noch Rudolf Borchardt, Felix Poppenberg, Möller von der Bruck, auch nicht Hermann Bahr, so außerordentlich feine Essays dieser auch in dem Buch „Sendung des Künstlers" (Feuchtersleben, Grillparzer, Stifter) bietet, hat den Typus als künstlerische Form so rein herausgebildet wie Linzen in der genannten Sammlung.

Zwischen kultur- und kunstphilosophischem Essay voll eigener Anschauung und Kraft der Darstellung einerseits und kulturvoller Anschauung vergangener Zeiten mit ihren bunten, erregenden Lebensschicksalen anderseits bewegt sich der Stoffkreis des Werkes des Franken Benno Rüttenauer. Außer den kulturhistorischen Romanen stammen aus Rüttenauers Feder mehrere Erzählungen, zu denen ihm die Heimat den Stoff lieferte. Er wurde 1855 in Wittstadt geboren, widmete sich zuerst kunstgeschichtlichen Studien, ergriff den Lehrberuf, bereiste die südlichen Provinzen Südfrankreichs („Studienfahrten" 1901) und hielt zuletzt in Paris Rast. Erst um die Jahrhundertwende begann er seine dichterischen Veröffentlichungen. Jetzt wohnt er in München-Gern. Vom Katholizismus, dem er entstammte, hat er sich leider losgesagt und gegen ihn sogar eine feindselige Stellung eingenommen, die zuweilen in einer den Katholiken tief verletzenden Weise in seinen Schriften zum Ausdrucke kommt. Der ästhetischen Macht der Kirche aber fühlt er sich verpflichtet; an ihr hängt er mit Bewunderung, während ihm der Protestantismus als eine der hohen Kultur ungünstige Macht erscheint. Auch die unwürdige Auffassung der Frau und die bald widerlich saftlose, bald kitschig schwüle Erotik trüben nicht selten den Genuß einzelner seiner Werke. Über seine Einstellung zum Christentum gibt das Buch Jesus Christus als sittliches Ideal (1905) Aufschluß und ein teilweiser Niederschlag von seinem Leben und Entwicklungsgange ist der Roman Zwei Rassen (1898), in dem Kunstfragen und Probleme einen breiten Raum einnehmen.

Angeregt vom Studium der großen französischen Memoirenwerke, in denen die Kavaliere und großen Aristokraten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich selber ein prunkvolles Denkmal gesetzt haben, schrieb er eine Reihe kulturhistorischer Romane aus der Zeit Ludwigs XIV. bis zur Revolution. Mit Bewunderung blickte er auf die ästhetische Vollkommenheit dieser Zeit, deren Verfeinerung zu einer Reife gediehen war, die den Verfall schon in sich trug. Doch ließ er sich durch den Glanz nicht blenden und daraus folgt die Ironie, der Skeptizismus, die distanzierte Betrachtung, die seine Romane und Novellen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Frankreichs kennzeichnen. Das historische Kolorit ist gut getroffen, die Benützung der Quellen sorgfältig. Die Briefe der Madame de Sévigné und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Phot. Veritas, München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denkwürdigkeiten des freigeistigen Kardinals de Retz liefern ihm das vielfach wörtlich benutzte Material zu dem Roman Der Kardinal (1912); Graf Roger de Buzy-Rabutin, Offizier, mediſanter Schriftſteller, wird der Held der Beichte eines Leichtfertigen (1912). Die Prinzeſſin von Montpenſier erzählt die Tragödie ihres Herzens, ihre ſpäte Liebe zum Marquis von Lanzurn in dem Roman Prinzeſſin Jungfrau (1911). Die Porträts, die ſie von ihrer Umwelt entwirft, geben Rüttenauer den Stoff zu weiteren Erzählungen aus demſelben Stoffkreis, z. B. zu der politiſchen Heiratsgeſchichte Die Enkelin der Liſelotte (1912), einem originellen Zeitbilde aus dem ſiebzehnten Jahrhundert voll Eigenart und Leuchtkraft, aber auch voll Bosheit und Pikanterie, und beſonders in dem Novellenkranz Pompadour (5. A. 1923), der in ſeinen 24 „Anekdoten" Menſchen und Mächte jener Zeit (bis zu Napoleon) vor uns hinſtellt.

Dieſen fremden Stoffen ſtehen Rüttenauers bodenſtändige Erzählungen gegenüber, in denen er uns in ſeine fränkiſche Heimat führt. So der Entwicklungsroman Alexander Schmälzle (1913) „Lehrjahre eines Hinterwinklers", in dem viel Eigenerlebtes ſteckt. Die lokale Ergänzung dazu bilden die ſieben Erzählungen Aus der Landſchaft von Hinterwinkel (1920), die wenig Gutes und Schönes von des Dichters Heimattal berichten und über katholiſche Erziehung, Autorität und Sakramente, über katholiſches Leben und Sterben viel Verletzendes bringen. Dort findet ſich auch das humorvolle und nachdenkliche Märchen „Der alte Tumichan", das von den Leiden eines Knaben erzählt, der mit ſeiner intenſiven und ſpröden Innerlichkeit in ſeiner Umgebung ſich wie geächtet vorkommt, weil er nicht begreift, daß das, was ihn von den Kameraden trennt, ihn zugleich über ſie erhebt. Wie hier ſpiegelt Rüttenauer auch in anderen Erzählungen gern die Welt ſeiner Kindheit. Aus der Romantik nahm er die Stimmung zu Legenden. In zwei Büchern, im „Kleinen Volland" und in dem Buche „Heilige", bietet er ſolche. Aber ähnlich wie G. Keller biegt er die frommen Legenden weltfroh um und es ſpielen alle Geiſter der Schalkheit auf ſeinem Geſicht, während ſeine Feder den ſchwergefügten, umſtändlich ernſthaften Stil alter Chroniken nachahmt. Da gibt er der Erzählung Der Pfeifer von Niklashauſen (1924), ſeiner ironiſchen Anlage folgend, den Untertitel „Ein faſt luſtiges Vorſpiel zum fränkiſchen Bauernkrieg", obwohl es ſich doch um das traurige Schickſal des ſchwärmeriſch veranlagten Hans Böhm handelt, das ſchon mehrmals zu dichteriſcher Geſtaltung gereizt hat (ſo auch Will Veſper). Rüttenauers Humor, die Freude am ſaftigen und geiſtigen Witz und nicht zuletzt eine ungewöhnliche Sprachkraft befähigten ihn, die Tolldreiſten Geſchichten des Balzac (Contes drolatiques) zu übertragen (33. A. 1927), in denen neunzehntes Jahrhundert und Einfühlung einen Bund geſchloſſen haben, der gerade wiederum Rüttenauers Weſensart beſonders anſprechen mußte. Seine Heimatliebe offenbart ſich am beſten in ſeinen Wanderbüchern, in denen er Täler und Städtchen des deutſchen Südens von den Bergen und ihren Burgen bis zu den Muttergottesbildern und den Wirtshausſchildern über den Türen als geiſtvoller Plauderer ſchildert. Er iſt ein glänzender Eſſayiſt, und wer ihn von der beſten Seite kennen lernen will, der leſe ſeine Bücher Malerpoeten und Symboliſche Kunſt. Er findet da eine Kunſtbetrachtung, die mehr geiſtreich anregen als erſchöpfend darſtellen will, eine Form, die im allgemeinem dem Eſprit der Franzoſen näher liegt als den gern ſchwerfällig wiſſenſchaftlich ſich gebärdenden Deutſchen. Dagegen ſind es nur Realitäten von heute und geſtern, die ihren Niederſchlag in dem Novellenbande Der Gott und der Satyr (1927) fanden. Spröden geſchichtlichen Tatſächeln aus der mit ſolchen Dingen nicht gerade kärglich bedachten Geſchichte Italiens hat der Verfaſſer durch Betrachtung von ſeinem Standpunkte aus neue Lichter aufgeſteckt. Unter dem Titel Frau Saga (1930) faßte Rüttenauer zwölf hiſtoriſche Novellen und Legenden zuſammen, die zum größten Teil in der italieniſchen Renaiſſance angeſiedelt ſind; ſie erſchöpfen ſich aber nicht durch pſychologiſche Zerfaſerung, ſondern durch Prägung menſchlicher Geſtalten unter dem Hammer des Geſchehens und dem Ambos der Leidenſchaften. Sprachlich geſehen ſind die Erzählungen von einer ſeltenen Friſche, ganz diktiert von einer paſſionierten Luſt und Kraft zu erzählen, dem Geſchehen die prägnanteſte Form zu geben.

Hugo von Schelver (geb. 1882 in Schwanberg, Böhmen, Benediktiner aus Lambrecht, Steiermark) ſchildert in ſeinem Maria-Zeller-Roman Eiſenwurzen (1922) in anſchaulichen Bildern, aber in zu gehobenem Stil den Kampf zwiſchen Heidentum und Chriſtentum im niederöſterreichiſch-ſteiriſchen Grenzgebiet zu Beginn des Mittelalters. In dem hiſtoriſchen Roman Die Mondſcheingräfin (1918) führt er uns ins Egerland und erzählt von dem Hochmut der Muck-Leute auf dem Schwanberg; in den Schluß leuchten die Flammen des Bauernkrieges und in dem Roman Sonnwend-Feuer (1922) kehrt er zu dem Thema ſeines erſten Romans zurück. Das Chriſtentum im Gegenſatz zu dem abſterbenden, ſich zu Ende des zehnten Jahrhunderts nochmals aufbäumenden Heidentum. Die Handlung dreht ſich im weſentlichen um die Bekehrung des kleinen Balduranbeters Balduin zum Chriſtentum und ſeine mit dem Martyrium beſiegelte Liebe zu dem Herrgott im „weißen Brot". Trotz aller Einfachheit der Handlung wird durch die Schilderung der Seelenkämpfe des kleinen Balduin, der ſeinem baldurtreuen Bruder Hildo mit Bekennermut gegenübertritt und, um das von ihm geſchnitzte Muttergottesbild zu retten, in das letzte, dem Sonnengott geweihte Sonnwendfeuer, fällt, der Leſer in ſtarker Spannung erhalten. Das gerettete Bild und die Bekehrung des durch den Tod des Bruders erſchütterten Hildo leiten zur Gründungsgeſchichte des Wallfahrtsortes Mariazell über. Sein epiſches Talent bekundete Schelver auch in ſeinem Buche Radegundis von Thüringen (1926), in dem die im eben genannten Romane noch etwas unruhige Sprache den Ton des epiſchen Erzählers gut trifft.

Über große Geſtaltungs- und Bilderkraft, Reichtum an tiefernſten Gedanken und Sprachgewalt verfügt Egmont Colerus von Geldern (geb. 1883 in Linz a. d. D., lebt in Wien) in ſeinen Romanen. Die Geſchichte und die Probleme der Gegenwart liefern ihm dazu den Stoff.

So in dem Marco-Polo-Roman Zwei Welten (1926), in dem ſich die ſagenumſponnene, abenteuerliche Geſchichte dieſes großen Venetianers in dichteriſcher Geſtaltung vor unſerem Auge entrollt. Wir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden in die Zeit des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurückversetzt, sehen Marco-Polo am Hofe des Großkhan und durch ein Menschenalter in dessen Diensten bis weit in die Reiche Chinas und Tibets als Christ zu hoher Stellung gelangend, im Dienste des Eigennutzes unendliche Reichtümer sammelnd und im Kampfe beider Welten, der idealistischen und der realistischen, alle religiösen und sittlichen Probleme der damaligen Zeit durchkämpfend, bis er, gesättigt an Reichtümern, doch zwiespältig über den Wert und Sinn des Lebens, in seine Heimat zurückfindet. Hier begegnet ihm Dante Alighieri, der ihm alle Zweifel löst. Getrübt wird der Genuß an dem spannenden und an Gedanken reichen Roman durch erotische Szenen und unwürdig eines christlichen Verfassers ist es, wenn er im Wettstreite des Christentums mit Konfuzius und Buddha diese beiden durch ehrenwerte Männer, jenes aber durch einen zelotischen Heiligen vertreten läßt, der sich besauft und in Mädel vergafft. Dem Marco-Polo-Roman war der Roman Pythagoras (1924) vorangegangen. In groß geschauten Bildern wird das Werden eines philosophischen und ethischen Systems im engen Zusammenhang mit der seelischen Entwicklung eines gewaltigen Menschen geschildert. Der Verfasser bemüht sich mit künstlerischem und kritischem Blick, den Schleier von jener fernen Zeit der Antike zu lüften und uns den großen Mathematiker und Verkünder einer neuen Sittlichkeit auch menschlich nahe zu bringen. Die Schüler und Gegner des Pythagoras, die Kämpfe in jenem Kreis, die edle und vornehme Gestalt der Theana, der Schülerin und Gattin des Philosophen, treten plastisch hervor. Von gelehrtem Material aber ist in das Buch zu viel hineingetragen, doch sind die Darstellungen der griechischen Kultur recht ansprechend. Minder gelungen ist der Roman Weiße Magier (1927), in dem der Verfasser das Problem der Geschlechtsmoral und Erotik behandelt. Eine Gymnasiastengruppe faßt den Entschluß, „weiße Magier" zu werden, d. h. bis zur Eheschließung keusch zu leben; er ist dem Kopfe Hördaluns, eines frühreifen Gymnasiasten, entsprungen und ruht nicht auf ethisch-religiöser Grundlage, sondern auf dem Oppositionswillen der Jugend gegen die sogenannte alte Geschlechtsmoral. Man liest den Roman mit Spannung und starker Anteilnahme, man bewundert die trotz aller Offenheit saubere Art, mit der Colerus die erotischen Erlebnisse der Mitglieder des Bundes der „Weißen Magier" schildert, man ist ergriffen von dem Schicksal dieses oder jenes Mitgliedes, man schenkt gern dem einzig standhaften Hördalun seine Sympathie, indessen man legt das Buch doch trotz seiner künstlerischen Form und seines sittlichen Ernstes mit einem gemischten Gefühl weg von Achtung zwar, aber auch von Zweifel, da der Versuch der Lösung eines der schwierigsten Probleme nicht gelungen ist, ein weiter, befreiender Ausblick fehlt.

Ein ernster Versuch eines ernsten Menschen für ernste Leser ist auch der Roman Neue Rasse (1928). Colerus führt uns in fesselnder Art in einen Kreis von Menschen, wie wir sie täglich in der Großstadt vor uns sehen, Männer der geistigen und der materiellen Produktion, Künstler, Lebemänner und Frauen in allen Abstufungen von alter Herkömmlichkeit bis zur modernen Tänzerin. Das Problem ist ein mehrfaches: Ist durch den Umsturz alles Bestehenden die Cäsur der Menschheit vollzogen, scheidet sie sich von jetzt in eine alte und neue Rasse? Ist sie zu hohen Dingen berufen und können wir, die noch mit einem Fuße im alten Jahrhundert und in den Vorkriegsanschauungen befangen sind, uns irgendwie mit beiden Füßen ohne Bedenken auf den neuen Boden der „Neuen Rasse" stellen? Der Verfasser scheint diese letzte Frage zu verneinen. Wenigstens nimmt der Maler Kirchhoff, dessen Leben durch diese Probleme zum Drama abläuft, Gift und entzieht sich so seinen Zweifeln. Colerus' jüngster Roman führt den Titel Kaufherr und Krämer (1929). Von den Erstlingsromanen („Antarktis", „Sodom" beide 1920) verdient der utopische, Der dritte Weg (1921), als Dichtwerk von Rang besondere Beachtung. Der Verfasser geht von dem leidenschaftlichen Wunsch aus, dazu beizutragen, daß eine Wiederholung blutiger Menschheitskatastrophen vermieden werden möge, und unterscheidet drei Wege, auf denen versucht wird, diese Aufgabe zu lösen: den des Willens zur Macht, den der Entsagung und endlich den einer Art weltwirtschaftspolitischer Caritas, die die Reserven irdischer Materie mobilisiert, um den Kampf gegen die Dämonen des Unfriedens erfolgreich durchzuführen. Als Oberster dieser Dämonen wird der „Götze Kultur" hingestellt, eine abstrakte Auffassung von der Verfeinerung der Lebenswerte, an der sich die übrigen Dämonen, Kapitalismus, Nationalismus, Militarismus, verderbenbringend entzünden. Eine Anzahl von Idealisten organisiert nun den „heiligen Krieg" gegen diese Ideologien und bekämpft sie unter Anwendung volksverliehener Diktatur mit den Waffen friedlicher Erschließung der Erd- und Menschenkräfte. Unter der Parole „Schach dem Kreislauf", die besagt, der scheinbar unvermeidlichen Wiederkehr der internationalen Problematik, werden alle Wissenschaften aufgeboten, während jeder Luxus untersagt ist. Die Menschheit wird in zunehmendem Grade von Begeisterung ergriffen, und so kann es nicht fehlen, daß die phantastischen Träume des Dichters alle Schwierigkeiten überwinden und den Giganten des Geistes und der Selbstaufopferung die Siegespalme zufallen lassen, wobei denn aus der so gewonnenen Umordnung der Welt eine neue Welt heraufblüht. Neben den philosophischen Erörterungen kommt besonders auch die Technik zur Geltung, die hier vor allem den Zweck verfolgt, zur Überbrückung der Gegensätze unter den Völkern zu dienen.

Die in den Romanen geübte Kunst historisch überzeugender Einfühlung in ferne Zeiten bekundete Colerus auch in seinem Drama Politik (1927). Es spielt in Venedig zur Zeit der Hochrenaissance, ist reich an starken dramatischen Elementen und in einer Sprache geschrieben, die antiken Zug und Tonfall aufweist. Der Held ist der edle Anafesto, ein Liebling des Volkes, der sich durch allzu freie, eigentlich rebellische Reden auffällig gemacht und nun dadurch, daß man ihn in den „Rat der Drei" stellt, vor die große Entscheidung gestellt wird: Sich einzufügen in die Politik des Rates, seinen ganz anders gerichteten Ideen abzuschwören oder zugrunde zu gehen. Giuditta, die Tochter des Dogen, ist seine Braut, der Condottiere Carmagnola, der erfolgreichste Feldherr Venedigs, sein Freund. Der Weitblick des Rates sieht voraus: zwei solche Männer, das Heer auf ihrer Seite, der Doge im Bunde, das könnte Gefahr für den Staat bedeuten. Carmagnola wird heimlich gefangen gesetzt; Anafesto ist darüber erbittert, muß sich aber zügeln. Er erkennt die Gefahr, die ihn immer enger umstrickt und könnte sich durch die Zurückziehung ins Privat-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leben und Entsagung der Politik retten. Aber dazu kann er sich nicht entschließen. So, von Verzweiflung immer stürmischer bedrängt, stößt er sich selbst den Dolch in die Brust, ein Opfer der Politik, ein tragischer Held seiner Idee. Dieses Bild einer über Leichen schreitenden Politik wird ungemein wirkungsvoll in die übermütige Musik des venezianischen Faschings hineingestellt und so sehr mit einer bunten Fülle von Episoden umgeben, daß die Idee des Stückes nicht immer mit wünschenswerter Klarheit erkenntlich bleibt.

Aus einem Lande, das nirgends ist und überall, nur dem Gefühl und dem Traume zugänglich und dem märchenhaft schaffenden Vermögen der Phantasie, kommt der Gelehrte und Dichter Wilhelm Matthießen. Er ist der Dichter der unwirklichen Wahrheiten, der ins innere Antlitz der Dinge blickt und die Geheimschrift der unteren Welt des seelischen Geschehens kennt. Er trägt das klingende Traumland in sich, von dem einmal in E. T. A. Hoffmanns Märchen „Klein Zaches" die Rede ist, und zugleich die Sehnsucht, die Menschen und alle Kreatur aus dem Gebundensein in die Materie zu dieser besseren Welt zu befreien. „Was sollten Unserer wirklichen Welt? Allein im unwirklichen Traume — Über Menschen und Welt erlösen sich Welten und Menschen. — Und ich begann zu erlösen Probleme und dunkle Gedanken — Wieder in Rhythmus und Melodie: Das ist mir der Märchen — Heimlicher Sinn: die Seele aller geschaffenen Dinge — Singen und tönen zu lassen in dem sie bezeichnenden Worte — Und hinüber von einem zum andern die heilig verborgene — Einheit und Bindung zu weisen in klingendem Satz und Erzählen." So kennzeichnet Matthießen in seiner „Lebensbeschreibung" sein poetisches Schaffen. „Märchen soll die Welt erlösen." So sagt er, gleichsam sein Schaffen ankündend, in „Regiwissa", seinem Erstlingswerke. Der Dichter, der die Welt der Dinge als Symbolist sieht und gestaltet, erlöst sie zur Wirklichkeit des Schönen-Ewigen. An die Stelle des Vergänglichen, Wirklichen soll also das Unwirkliche, Ewige treten. Und so ist Matthießen zunächst uns vor allem Märchendichter.

Getauft ist Matthießen am Brunnen der Romantik, daher denn auch seine geistige Verwandtschaft mit dem Märchenvater Grimm, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, Brentano. Aber er ist nicht deren Nachahmer; es ist die Tatsache, daß er selbst von echt romantischem Geiste erfüllt ist, die uns die Ähnlichkeit mit den alten Romantikern erklärt. Gewachsen ist er aus der ungebrochenen, unverbildeten Veranlagung des deutschen Menschen. Geformt hat er sich schließlich zu einem ausgesprochen christlichen. Es gibt, wie H. Preindl bemerkt, wenig deutsche Dichter, denen katholische Anschauungen und Gebräuche zu so tiefem, leidenschaftlichem Erleben geworden sind, und die dieses Erleben so stark und wahrhaftig, frei von aller Sentimentalität und Ästhetentum, so tiefe Einblicke eröffnend und so beglückend ausgesprochen haben wie Matthießen. Insbesondere hegt er Vorliebe für die Schönheit und den Tiefsinn jener katholischen Gebräuche, die an altgermanische Gebräuche anknüpfen, wie sie ihm durch die Tradition seiner Ahnen vermittelt wurden. Und da ist es der hohe Norden, wo noch viele heidnische Gestalten und Gebräuche sich erhalten haben, der seiner Phantasie reiche Nahrung gab. Im hohen Norden hatte der 1891 in dem Eifelstädtchen Gemünd geborene und jetzt in Bonn lebende Dichter väterlicherseits seine Vorfahren. Seine Mutter stammte aus einer uralten westfälischen Familie. Aus dem Vermächtnis der Ahnen schafft Matthießen mit Vorliebe auch die Umwelt seiner Märchen. So erklärt sich das häufige Vorkommen nordischer Namen und das Auftreten Wotans, Freias, der Elfen, Pucks, Hexen usw. Selbst die Landschaft zeigt sich zumeist in nordischer Herbheit und Kühle. Herbst und Winter sind die bevorzugten Jahreszeiten. In ihrer gedämpften Stille findet die Seele ihre geliebte Heimat. Zu laut ist ihr der jauchzende Frühling und zu heiß der sonnegleißende Sommer. In seinem Lebensbuche „Regiwissa" bekennt der Dichter, daß das Entsagende, das Klagende das Glück sei, nicht das Helle und Laute, denn das überschreit alles, was Feines und Reines in der Seele ist. Herbstgefühl, Oktoberelegie, Spätglück, Heimweh nach Gott bleiben am Ende das letzte menschlich Bedeutsame und heben den Sinn eines jeglichen Dinges ins Metaphysische, aus innerer Vollendung reifend, zu religiöser Verklärung. „Bloß im Herbst kann man über sich selbst hinaussehen und hinter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Berge schauen. Sommer und Sonne ist nur diesseits. Aber im Herbst kommt uns die Seele in die Augen. Dann sehen wir im Nebel und durch den brausenden Sturm hin in die tiefe, reine und wunderbare Welt, die jenseits der Berge liegt." Das ist Matthießens stille Botschaft vom göttlichen Reich in uns. Er umfaßt alle Wunder des Herzens, alle Inbrunst eines sehnenden Menschen, Finden und Verlieren, Lachen und Tränen, Liebe und Tod und vor allem die farbige Kinderwelt der Romantik und des Märchens. Überall aber flutet tiefkatholische Gläubigkeit hinein; alle seine Gedanken kreisen um das eine: vor allen Dingen Gott. Dessen Wesen zu umschreiben, entfaltet er einen seltenen Reichtum an Bildern. Wenn er über Gott nachsinnt, wird seine Sprache hymnisch wie die der mittelalterlichen Kirche. In Gott ist ebenso der heilige Gral wie der weidende Pan. Ja, gerade Pan ist bei dem Dichter ein Teil göttlicher Tatkraft und göttlicher Endbestimmung. Pan schlüpft in alle Hüllen, in den Sturm und in den Mond, in den Hund und in den Menschen. Er geht durch Matthießens Bücher. Im Frack ist er der vielgewanderte, vielgewandte und weltalte Weltdetektiv James C. W. Plum Kabeuschen, der Mann der unbegrenzten Möglichkeiten und Himmelsräume, der aber auch, da er das Bocksfell abgelegt hat, „des närrischen Fauns gliederverrenkende Sprünge" nicht vergißt. Er steht im Dienste des Weltschöpfers, er ist sein Advokat und Vollstrecker seines Willens. Er ist nicht umzubringen. Jahrtausende schaden ihm nicht. Sie ziehen wie Wolken über ein Felsengebirge. Alles ist Pan und nichts. Er waltet über Hirten und Herden, über Kultur und Zivilisation, er sendet ihnen den panischen Schrecken und äfft als Kobold sogar den vielgeschäftigen und modernen, technisch gebildeten Teufel nach. In Kabeuschen-Pan waltet das gute, aufbauende Prinzip, getragen von Gottes Willen, er weidet die Menschen als Hirt Gottes und hilft, daß sie zu sich selbst kommen und wieder geboren werden zu neuer Kreatur.

Matthießen erzählt, wie Strunz fein bemerkt, aus sich heraus, ohne Vorbild, aus der Wahrheit seines innersten Wesens, unsagbar liedhaft und musikalisch, heiter und sonnig, manches wie die Bibel, manches erquickend und erhellend wie eine Melodie von Mozart. Es sind gesprochene Märchen, lebendige Wortmärchen, nicht Leseliteratur. Seine Märchenkunst vereint Äußeres (die Requisiten des Märchens) mit Innerem (der musikalischen Beseelung durch den Klangreichtum der Sprache). Er weiß, daß der Märchenerzähler auch sein Gefühl erzählen muß — durch alle bunte Handlung hindurch — und daß man das nur kann, wenn Wortwahl, Stil, die kindlichen Kadenzen, Musikalität, Farbe und seelische Stimmlage mitwirken und Träger seelischen Geschehens werden. Er meidet die unkindliche Reflexion; er schildert innere Vorgänge durch Handlungen; das Geschehen wird zum Ausdrucksmittel für das seelische Leben. Er erzählt anders als die theoretischen und pädagogisch überschminkten Märchenbücher, die mit einem kleinen Vorrat von mechanischen Tönen arbeiten. Die Gebrüder Grimm sind in Matthießen wieder erstanden. Jene gestalteten Sprache als Musik, aus dem Munde des Volkes geboren und durch Generationen gepflegt; Matthießen, der Musiker, ersinnt Märchen aus volkhafter, wechselbewegter Sprache heraus und kommt zu dem gleichen Ergebnis. Aber Matthießen weiß auch als echter Märchendichter die unzulängliche Irdischkeit in die wunderbaren Gefilde des Humors, der Ironie und der Groteske zu lockern und sie dort in ihrer ganzen Armut und Kleinheit lächerlich zu machen. Er gehört mit Jean Paul, E. T. A. Hoffmann und Gottfried Keller zu den echten Humoristen der deutschen Dichtung. Jede Äußerung seines Humors eröffnet weite, erhebende, beglückende Einblicke seiner Weltanschauung und erhebt sich so über den Scherz, Witz und Spott, über die Niederungen der Komik.

So findet in „James C. W. Plum Kabeuschen, dem großen Meister" (1920), die Bosheit und Tücke des Lebens ihren Überwinder durch Humor und Satire. „Es dürfte eine durchaus dankenswerte Aufgabe sein", schreibt Kabeuschen im „Gespensterschloß" (1921) in sein Tagebuch, „die Welt und Menschen von der Wirklichkeit, zu welcher auch der Mensch gehört, zu befreien. Diese Aufgabe zu lösen, habe ich, Kabeuschen, unternommen, indem ich alle obbesagten Wirklichkeiten durch eine bisher wenig bekannte Lichtquelle beleuchtete. Nun ist besagte Leuchtsubstanz mit gewissen radioaktiven Kräften begabt, welche in allen chemischen Grundstoffen und Zusammensetzungen, zu denen auch der Mensch gehört, den Atem Pans frei machen." In Regiwissa (1920) überwindet der Humor den Tod, in der Königsbraut (1923) die Schranken des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Totentanz.

I.

Ave miles summi Regis

Sei gegrüßt, du höchsten Königs Krieger,
Sieger über alle Sieger,
Ave, Tod, du süßer Gast!
Dir der Heiland gab das Heilen,
Guter Hirte aller die auf Erden weilen,
treuer Hirte ohne Rast.

Singst in Schlaf mit dunklem Liede
deine Kinder, wenn sie müde
von dem dornenvollen Weg.
Heilst der Kranken schwere Schmerzen,
Balsam gibst dem wunden Herzen,
zeigst verirrten schönen Steg.

Und in Waffen gleich den Engeln klirrst,
allen Streit entwirrst,
Friedlosen Frieden schenkst,
alle Herzen heimwärts lenkst,
wenn du mit deiner Sense sirrst:
allen Kampfes letzter Sieger,
höchsten Königs hoher Krieger, –
Ave, Tod, du süßer Gast.

II.

Tibi, index, ius a Deo..

Richter, dessen Recht von Gott und Gottes Sohne,
von des Königs Haupt reißt du die Krone,
führst zum höchsten so den Hohen +
oder in die Nacht,

Wilhelm Matthießen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Endlichen, im Schattenschloß erlöst der Dichter durch eine nächtliche Überrumpelung die sich dort langweilenden Schatten: Courths'-Mahlers Miß Lilian, Marlitts Goldelse, Herzogs Wiskottens, Heimburgs Lotte Lore, Tovotes Klein Inge, Lauffs Anne Susanne, Anny Wothes Nebelfrau und Ewers Alraune zu ihrem wahren Wesen, nämlich einigen Gläsern voll Tinte, die die bezeichnenden Titel „Tinte", „Langeweile", „Brunst" usw. tragen; in Karl Mays wunderbarer Himmelfahrt (1920) gibt er diesem im Diesseits von kleinlichen Kritiken verfolgten Schriftsteller, den er selbst in seiner Jugend begeistert gelesen hat, die Unsterblichkeit, indem er ihn auch nach seiner wunderbaren Himmelfahrt ruhelos zwischen Erde, Hölle und Himmel herumstreifen läßt, da ihn niemand aufnehmen will. Regilindenbrunnen (1925), „eine überaus romantische Geschichte", eine Erzählung von zartester Anmut und Seelenhaftigkeit schließt sich einigermaßen an die Kabeuschendichtungen an und spinnt auch deren einzigartigen Humor fort. Reginlidenbrunnen ist das Tuskulum des Weltdetektivs Kabeuschen, das mitten in einem Walde liegt. „Hier ist die Welt zu Ende, hebt an die Ewigkeit." In einem Herbst finden auf diesem Märchenschloß alle Gäste ihr Glück. „Glück und Leiden liegen oft so nahe beisammen. Und sieht man genau zu, dann sind sie ein und dasselbe. Man muß alles nur von der rechten Seite nehmen." Reich an Humor sind dann auch die in Hexametern geschriebenen Nachrichten von Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen (1909). Matthießens rege, kühne Phantasie durchschreitet alle Höhen und Tiefen, die der Dichtung je zugänglich waren. Im „Kabeuschen" macht sie die tollsten Sprünge ins Groteske und schwingt sich zu bald düster-, bald leuchtend erhabenen Visionen auf. Im großen Pan (1920) zeichnet Matthießen die überquellenden Erlebnisse, Abenteuer, Robinsonaden des Weltraums, Wandlungen der Aonen und Symbole einer Metaphysik schaffenden Phantasie mit bezwingender Magie, die um Leben und Sterben den immergrünen Kranz ewigen Seins schlingt. So erzählt er auch in dem Buche Der verlorene Hund oder das Mondkalb (1920) und in der Sündflut (1923), dem letzten Abenteuer des James W. Plum, einer zwischen Wahrheit und Traum hintaumelnden genialen Phantasieleistung, an der man seine helle Freude haben kann.

Dr. Wilhelm Matthießen.

In dem spannenden, wunderschönen Märchenbuch Das alte Haus verweilt Matthießen ganz in der Vorstellungswelt der Kinder, und es wird darin wirklich kindhaft gesprochen, mit echter Empfindung still und einfach. Es ist das schönste der Märchenbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind, und geeignet, vielen Erwachsenen Leitfaden und Schule zu sein, wie man Kindern erzählt. Im „Alten Haus" ist das geheimnisvolle Weben des Waldes blühende Melodie geworden. Man spürt des Dichters Aufgeschlossenheit für das Leben der Musik, die er als „die Sprache des Unaussprechlichen" bezeichnet. Sie ist ihm „allein die Kunst, die eine, die reine, die große Kunst". „Maler, Baumeister, Bildner und Dichter treiben nur Künstlein." Und sein höchstes Glück ist es, daß die Dichtung einen letzten Einheitsgrund mit dieser Kunst hat. „Ich erkannte die Einheit — Und das eine Gesetz, nach welcher die Allheit der Künste — Lebt im göttlichen Licht." Mit E. Th. A. Hoffmann teilte er die Begeisterung für Mozart. Daneben liebt er Haydn, Schubert, Wagner und Bruckner und hat ihre Musikerseele in köstlichen Märchen zu uns klingen lassen. Wir nannten von diesen musikalischen Märchen schon „Die Königsbraut" und nennen noch das Bruckner-Märchen, in dem seine kühne und unbekümmerte Phantasie den verstorbenen Meister in die Walhalla einziehen und dort auf Wotans Frage, wen er suche, die schlichte Antwort geben läßt: „Jesum Nazarenum!" Und die heidnischen Götter ziehen mit Wagner in das kleine Kirchlein, wo Bruckner die Orgel spielte und immer schon im Himmel war. Wir erwähnen noch das durch den Titel an des Dichters Vorliebe für das nordisch-germanische Heidentum gemahnende prächtige Märchenbuch Die Julnächte und die Märchen „Der Himmelsküster" (1920) und „Haus der Räuber und Margret die Zauberin" (1919), „Die Katzenburg", „Karlemann und Flederwisch", „Im Turm der alten Mutter" und verweilen noch ein wenig bei den „Geheimnisvollen Geschichten", die uns Das Totenbuch (1916), des Dichters reifste und tiefste Leistung, erzählt. In diesen sechs Geschichten gibt sich, wie L. Lorenz bemerkt, Matthießen in seiner ganzen Geschlossenheit: in all seiner Güte, Naivität und Gläubigkeit, in all seiner Grübelei, Zartheit und Verschleierung, Musikalität, Märchenzauber, Gedankentiefe, alles ist hier beisammen. Magische,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterbewußte, pathologische Vorgänge des Seelenlebens werden in ihrer Abgründigkeit aufgezeigt und bis zur Grenze weiter verfolgt, wo Jenseitiges, Übersinnliches ahnungsvoll hereinbricht. Das geheimnistiefe Dunkel des Zwischenreiches tut sich vor uns auf, wo Traum und Märchen ins Leben geistern. Über die trennende Schwelle des Todes kehren Menschen unter den sonderbarsten Verwandlungen zu den Lebenden zurück oder treten auf andere Weise mit ihnen in Verbindung. Aber das Seltsame ist von Schrecken frei und das noch so Geheimnisvolle kann des Grausigen entbehren, und wer in Matthießens Dichtungen bloße Gespenstergeschichten erblickt, versteht nicht deren tiefen Sinn. Zärtlich spricht er vom Tode, weil er die Liebe meint, er spricht betend von der Liebe, weil sie der Tod ist, der dem neuen Leben in der Ewigkeit seinen Sinn verleiht. So gibt uns das Buch die Gewißheit, daß wir mit dem Walten des Unaussprechlichen in Ewigkeit verbunden sind. „Immer ist, was einmal war, — und Gewesen nur ein Traum — und sein Wechseln Jahr um Jahr. — Nur am immergrünen Baum — ruhevoller Ewigkeit — blüht das Blatt, was einmal war, — unbewegt vom Wind der Zeit." Alles ist „nur ein einziges Sein im Scheine des Ewigen Lichtes." Hymnisch, in der seelischen Melodie einer jubelnden Liturgie des Todes, erklingt das Brautgebet des erlösten Menschen, der nun die letzten tiefsten Wege geht. Über allem liegt das „brausende Kleid schweigender Ewigkeit". Die tiefsinnigste von den Geschichten, die das seltsame, schöne „Totenbuch" bietet, ist „Mein Tod"; von stärkstem, reinstem Zauber Matthießenscher Poesie sind die „Wunderlampe" und die beiden ergreifenden Weihnachtsdichtungen „Totentanz" und „Letzte Märchen". Von Matthießens Abenteurergeschichten dürfte der „Herr mit den 100 Augen", von dem er in drei Büchern („Der Herr mit den 100 Augen", „Der Nordlandzug", „Die Räuberjagd") erzählt, uns sicher einmal so geläufig werden wie Old Shatterhand und Sherlock Holmes. Abschweifend von den Märchen- und Abenteurergeschichten schenkte uns Matthießen 1928 den Roman Görres. Es ist Zeit, daß dem deutschen Volke der „große Görres" in dichterischer Gestaltung nahegebracht, daß der Schatten des großen Rheinländers wieder zur Figur wird. Matthießen zeichnet die Jugend in der Revolution, die Jahre der Befreiungskriege, die Wandlung von der Aufklärung zur Romantik, das Ringen um den deutschen Reichsgedanken und endlich die Rückkehr zur Kirche. Der Stoff ist umfassend beherrscht und groß gesehen. In das schöne Bild des Helden sind alle feinen Lebenswahrheiten Zug für Zug hineingemalt, Wege, Irrwege, Geschehnisse, Gespräche, die das Schicksal des Mannes im Kern entfalten. Das Buch ist erfüllt von seinem Geist, von der Lebensluft seiner Persönlichkeit und der ihr zugehörigen Landschaft. Jedes Wort zieht Kraft aus Görres und seiner Zeit, er selbst wächst organisch aus der Muttererde der Geschehnisse. Steht auch nicht alles von und über Görres in diesem Roman, so steht doch genug darin von dem, was modernen Weltkindern mitzuteilen von Wert ist. — In der Gelehrtenwelt erwarb sich Matthießen einen Namen von bestem Klang durch seine Arbeiten über Paracelsus, dessen Werke er mit Sudhoff herausgab.

Durch seine „Bilder von Land, Volk und Kunst der Rheinlande" (des Niederrheins 1922 und der Mosel 1924) zog Ludwig Mathar (geb. 1882 in Montjoie a. Rh., lebt in Köln) die Aufmerksamkeit auf sich. Auch die bald darauf folgenden Erzählungen fanden freundliche Aufnahme. Aus der Vergangenheit und Gegenwart Kölns, der Eifel- und Mosellandschaft erwachsen seine unproblematischen, kernig-wirklichen Romane. Es geht ihnen zwar der große Zug ab, das Mitreißende und Erschütternde, aber dafür versöhnen sie durch des Verfassers keck zugreifende Art und Charakterisierungskunst und durch den Humor. Nicht immer erheben sie sich über das Niveau der Unterhaltung zur Höhe der Kunst, aber auch diese Art Literatur hat ihre Aufgabe zu erfüllen; denn wer hätte nicht das Verlangen, auf edle Weise unterhalten zu werden, ohne Verstand und Gemüt ganz hintenan zu stellen und ohne dem schlechten Geschmack Zugeständnisse zu machen? Und solche Bücher zu schreiben, erfordert ein gutes Maß von Begabung. Mathar ist ein ursprüngliches Erzählertalent; er schreibt aus dem Volke und für das Volk.

Am liebsten weilt Mathar in seinem Heimatstädtchen und ein Preislied auf die Heimat ist sein Roman Die Monschäuer (1922). Es ist ein originelles Völklein an der Westwart, hart an der Grenze der Wallonie, unter dem Lex Martini aufwächst. Alte Originale, ehrbare Handwerker und pfiffige Fuhrknechte bilden seine Umgebung. Die Mutter ist eine resolute, energische Frau, die mit ingrimmigem Geiz den Wohlstand der Familie aufbaut und auch den Sohn zu gleicher Tüchtigkeit erziehen möchte. Dieser aber will von dem Geschäfte nichts wissen und geht an das Gymnasium; und als ihm die harte Zucht daselbst lästig wird, brennt er durch und wird Buchhändler. Zur Aussöhnung zwischen Mutter und Sohn kommt es erst am Grabe des Vaters, der sein Leben lang zu weich war, die beiden Hitzköpfe zusammenzubringen. Statt hier abzuschließen, wählt Mathar noch den weiteren Lebenslauf des Lex, der Buchhändler, Heimatdichter und Heimatforscher wird. Die Begeisterung für die Schönheit der Heimat und die Herrlichkeit des deutschen Kunstbesitzes brachte es mit sich, daß das Beiwerk die Hauptsache überrankt und der Gang der Erzählung verlangsamt wird. Daran leidet auch der Tuchmacherroman aus dem achtzehnten Jahrhundert Das Glück der Oelbers (1923). Hier ist es die Generation der Urgroßväter, die das Städtchen Monschau bevölkert. Mit einer kaum übersehbaren Fülle von Einzelheiten zeichnet der Dichter das Lebensbild des Predigersohnes Bernhard Georg Oelbers, der nach vielen Irrungen und bitteren Erfahrungen sich in zäher Arbeit als Fabrikant sein äußeres Lebensglück und am Ende auch den Seelenfrieden erringt. Die Stärke des Romans liegt in der getreuen Zeitschilderung und dem ausführlichen Sittengemälde, das den Hintergrund der Haupthandlung bildet. Es sind die Jahre, da Friedrich II. von Preußen heranwuchs und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

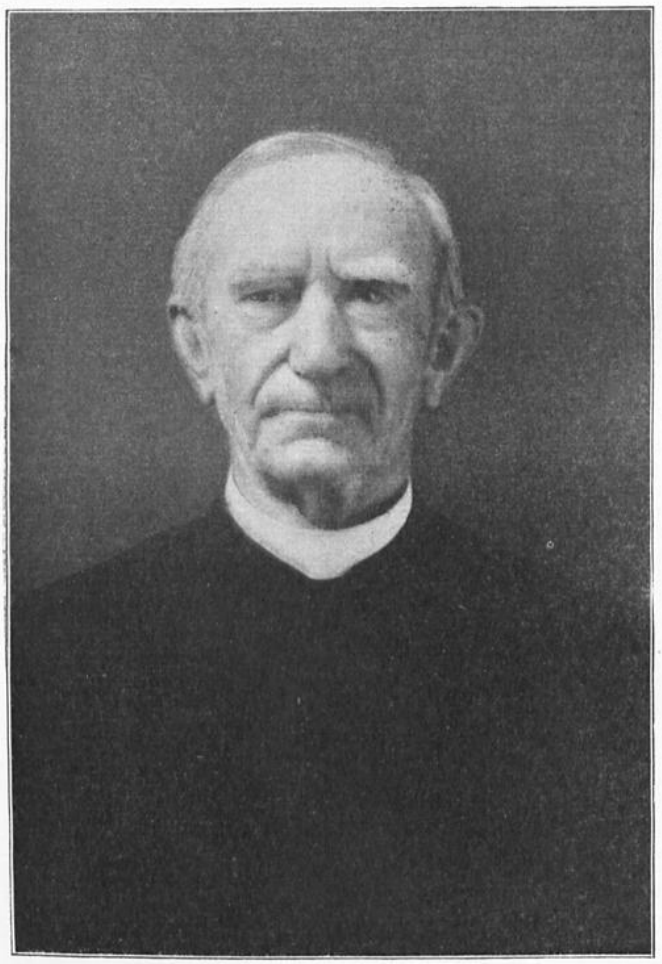
die Regierung übernahm. Erstaunlich ist die dichterische Kraft, mit der Mathar in jene Zeit sich hineingefühlt hat und mit der er die erschauten Bilder wiederzugeben weiß, mit aller Farbenpracht und Lebensfülle. „Trauerspiel eines Volkes" lautet der Untertitel des Romans Unter der Geißel (1924), der in den Rheinlanden zur Zeit des Franzoseneinfalls unter Ludwig XIV. spielt und die leidenschaftliche patriotische Erregtheit seines Verfassers durch das atemlose, dramatische Tempo der Handlung verrät. Kochem ist von den Franzosen besetzt. Ein Königsleutnant quält die Stadt, um sich die Liebe der Maria Ursel, der Tochter des Ratsschreibers, zu erwerben. Um die Heimat zu retten, bringt sie ihre Unschuld zum Opfer. Die Stadt wird dann vom Feind entsetzt. Maria Ursel verfällt dem blindwütigen Urteil des Volkes, das ihre Beweggründe nicht kennt, und muß einen Märtyrerweg gehen. Sie trägt es als Büßerin. Dann naht der Feind noch einmal, stürmt und zerstört die Stadt. Maria Ursel und der Königsleutnant finden dabei den Tod, der Königsleutnant als ein Reuiger auf dem Schoß Mariens. Der Tod versöhnt das Volk mit ihr und wird zum Symbol auch der Völker. Das Geschick der Helden ist tragisch und menschlich ergreifend, wenn auch psychologisch etwas gezwungen. Nicht gelungen ist die Wesensverflechtung des bekannten P. Martin von Kochem mit der Handlung und so prächtig auch viele Szenen sind, als Ganzes wachsen die geheimen Zusammenhänge der Dinge nicht zur lebendigen Wirklichkeit zusammen. Vieles ist in dem Organismus des Werkes entbehrlich. Den Stil der alten Chroniken, die ihm zur Unterlage seiner Darstellung dienten, hat Mathar geschickt nachgeahmt und die altertümliche Schreibweise trägt viel dazu bei, den Leser in die Stimmung der Zeit zu versetzen. Die Kraßheit und die Derbheit im Ausdruck aber ist übertrieben. Der Roman hat viel Bezug auf unsere Zeit. Gekleidet in die Gewänder damaliger Zeit stehen die gleichen Probleme wie die unserer Gegenwart vor uns auf. Not und Leiden, das haben wir erlebt, werden dadurch nicht gemildert, daß sie äußerlich weniger brutal erscheinen als in verklungenen Zeiten. Der Dichter hat sein übervolles Herz ausgeschüttet und Gegenwärtiges im Vergangenen lebendig werden lassen. Die zeitliche Entfernung sicherte ihm die Möglichkeit, wirkliche Dichtung zu geben, frei zu sein von der Tagesmeinung, die von der Straße zu ihm heraufhallt. In diesem Sinne ist Mathars Buch trotz der erwähnten Mängel ein umfassend und groß angelegtes Gemälde rheinischer Vergangenheit. Unmittelbare Lebensfrische und echter, tiefer Humor zeichnen die Erzählung Fünf Junggesellen und ein Kind (1924) aus; die Geschehnisse aber sind zu laut für das zarte Thema. Es wird in dem Buche geschildert, wie fünf eingefleischte Junggesellen durch ein Kind dem Leben und der Liebe wiedergewonnen werden. Der arme Philibert ist eine andere Erzählung betitelt. Philibert wird durch seine Frau zum reichen und in der Gemeinde als gewissenhafter Verwalter mehrerer Ämter zum angesehenen Manne. Nach dem Tode seiner Frau heiratet er die schöne, aber kühle Regina, die ihm eine Tochter namens Philiberta schenkt. Sie liebt den Vater mehr als die Mutter. Diese entflieht mit einem Oberingenieur, die Tochter wird Krankenschwester. Der Vater ist wieder ganz allein, der arme Philibert aber geadelt durch seinen Opfergeist. Ein vergangenes Jahrtausend der Stadt Köln taucht vor uns auf in den „altkölnischen Geschichten", die der Verfasser in dem Buche Wetter und Wirbel (1925) vereinigt hat. Diese Heimatliebe, die sich in die vergangenen Jahrhunderte der Stadt Köln versenkte, erlebt hier Schicksale von Menschen, die damals von Wetter und Wirbel des Lebens erfaßt wurden. Rührend schön ist die Novelle „Frau Brigitte", erschütternd „Die Hexe" und „Der Pestchirurg". Ein Künstlerleben aus dem sterbenden Rokoko geht wie ein „Erlöschendes Licht" im Wettersturm der Revolution zu Ende. Erschüttert und doch oft unter Tränen lachend folgt der Leser dem geborenen Erzähler. Von der Frankenkönigin Plektrudis reicht die Reihe der Erzählungen und Skizzen bis zur Fastnacht des Jahres 1912, da Napoleon seine Heere nach Rußland führt. Vergangene Zeiten werden auch in dem Buche „Ein voller Herbst, drei Moselgeschichten" (1925) verlebendigt, darunter die prächtige Erzählung „Die Servatiuskirche". Wie Mathar aus einer lustigen Episode einen echten rheinischen Schelmenroman machen kann, zeigt er in dem Buche „Settchens Hut, eine altfränkische, aber lustige Geschichte vom Venn" (1925). Settchen bekommt einen neuen Hut geschenkt. Der Pfarrer aber will keinen Hut in seiner Gemeinde, Kopftücher tun es auch. Da setzt sich Settchen mit dem Hute unter die Kanzel des streitbaren Pfarrers. Ein Kampf um die neue Mode entbrennt im Dorfe; der Hut siegt über das Kopftuch. „Wohl gestückte und gebundene Moselgeschichten" nennt Mathar das köstliche Buch Wir drei (1925). Innig verwachsen mit dem kleinbürgerlichen Milieu eines moselländischen Städtchens ist die Erzählung Die ungleichen Zwillinge (1927). Es sind dies Will und Till; ihre Lebenswege sind Verkörperungen zweier Typen jenes Landes. Der eine, der leidenschaftliche, voll unbewußten Humors, kommt erst langsam zu sich. Der andere, der kühle, energische Rechner, der Tatmensch, nicht viel aus sich machend, ist eigentlich das Rückgrat der Geschichte. Der Nüchterne bleibt der Heimat treu, den anderen treibt es in die Ferne, und in der Ferne endet er auch als Opfer des Krieges. Mathars Roman Die Rache der Gherardesca (1929) schildert die Kämpfe, in denen Sardinien mit Pisa um seine Selbständigkeit rang. Der Leidenschaftlichkeit der auftretenden Gestalten entspricht die stürmische Art der Darstellung, statt der wir eine ruhigere wünschten. Mathars jüngstes Buch ist der Priesterroman Herr Johannes.

Gute Unterhaltungsliteratur bietet Johannes Mayrhofer. Er wurde 1877 in Hamburg geboren, vollendete 1896 die Gymnasialstudien in Hildesheim, lebte dann, mit philosophischen und literarischen Studien beschäftigt, mehrere Jahre im Auslande und ließ sich, nachdem er vier Jahre in Kopenhagen geweilt hatte, in Hamburg nieder. 1908 wurde er Feuilletonredakteur der Berliner „Germania" und der „Welt" und lebt jetzt in Regensburg. Er besitzt poetisches Talent, verfügt über eine Fülle äußerer und innerer Erlebnisse, weiß dem Alltäglichen einen poetischen Reiz abzugewinnen, erhellt die eigenartigen Gebilde seiner Phantasie durch einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

freundlichen Humor, verrät überall ein für die Menschheit glühendes Herz und wirkt in dem Gewirre des modernen Schrifttums wohltuend durch seine positiv-christliche Weltanschauung.

So insbesondere in dem Liederzyklus Du meine Göttin (1908). Mannigfache Töne schlägt er in dem Gedichtband Im Abendstrahl (1907) an. Landschaftsschilderungen wechseln darin mit gedanklichen Betrachtungen und Preisliedern auf historische Persönlichkeiten. Eine hübsche Versnovelle, die sich dazwischen drängt, macht uns auf des Dichters Prosa aufmerksam, in der seine besondere Stärke liegt. Flott und spannend, erfüllt von inniger Liebe zur Jugend, erzählt er in der Novelle Der Mutter Vermächtnis (1903) allerlei Erlebtes, erfreut in den Stimmungs- und Genrebildern der Sammlung Was die Alster rauscht (1909) durch die sinnige Art, das einzelne Erlebnis in das Reich des Allgemein-Menschlichen zu erheben, und sucht mit den Novellen In der Jasminlaube (1909) einen Weg zur Lösung der sozialen Frage zu zeigen. Der Jugend erzählt er die lustige Geschichte von den Gebrüdern Plaswich (1908). Von den inneren und äußeren Kämpfen, die ein junger Mann, der sich dem Jesuitenorden widmen will, hat, berichtet in fesselnder Weise der Jesuitenroman S. J. Zu stark tritt die Absicht, erziehlich zu wirken, in den sieben fröhlich-ernsten Erzählungen des Buches Der kleine Abenteurer und andere Geschichten (1911) hervor. In dem Roman Dilettanten der Liebe (1919) führt uns der Dichter auf einem deutschen Touristendampfer in die nordischen Regionen bis in die schaurige Packeisgrenze und weiß dabei wunderbare Naturbilder zu entrollen, die ebenso anziehend wie belehrend wirken. Nebenbei laufen einige harmlose Liebesszenen. Ein Lebensbild des Kaisers Julian Apostata entwirft der Dichter in dem vielfach nach historischen Quellen geschriebenen Roman Der Kaiser des Sonnengottes (1919). Mayrhofer sucht vor allem in die Seelenkämpfe Julians einzudringen und mit ergänzender Dichterphantasie, wo das Material versagte, seine Persönlichkeit zu verlebendigen. Ernstes u. Heiteres bringen seine für Vereins- und Gesellschaftsbühnen berechneten Dramen („Der verpfändete Bauernjung", „Gespensternächte"), und daß er auch die Kraft besitzt, gewaltige Stoffe zu meistern, zeigt sein Schauspiel Christ oder Antichrist (1908), obwohl es ihm nicht gelungen ist, die erzählenden Momente dramatisch zu gestalten. Manches hat er aus fremden Literaturen (Jörgensen) uns zugänglich gemacht und durch sein Buch über „Ibsen" (1911) in das Wesen dieses Dramatikers eingeführt. Fesselnd geschrieben sind Mayrhofers Reisebilder, oder uns nun im „Zauber des Südens" an die Schicksalsstätten der europäischen und asiatischen Menschheit führt, oder in dem Buche „Durch Länder und Meere" die Farbenpracht der Fjorde, der Magdalena-Bai, der Riviera, des goldenen Hornes u. a. schilderte.



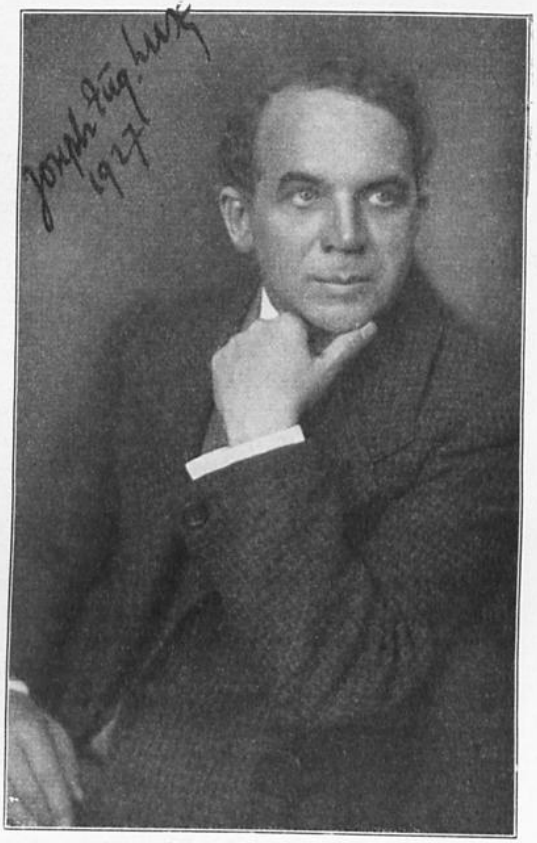
Anton de Waal

Noch immer werden die Erzählungen aus der Frühzeit des Christentums des Archäologen und Historikers Anton de Waal (geb. 1836 in Emmerich i. Rhld., gest. 1917), wie z. B. „Valeria oder der Triumphzug aus den Katakomben", die Sammlung „Katakombenbilder", „Der 20. September", Erzählung aus der Belagerung Roms, und der prächtige Roman „Judas Ende" (4. A.) mit Nutzen gelesen.

Als einen Jünger der großen Kunstapostel Ruskin und William Morris bekennt sich Josef August Lux und durch Monographien über geniale Künstler hat er sich als solcher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betätigt. Er ist ein Wiener (geb. 1871, lebt in Salzburg) und die alte künstlerische Kultur seiner Vaterstadt hat in seinen poetischen und künstlerischen Schöpfungen eine liebevoll eindringende Darstellung gefunden. Seine Voreltern stammten aus den Rheinlanden und er selbst weilte Jahrzehnte in Deutschland, auch lange Zeit im Ausland und lebt jetzt in Salzburg. Seine Biographie faßt er kurz in die Worte: „Des Dichters Lebensgeschichte sind seine Werke." Deren hat er bereits eine große Anzahl verfaßt und durch sie auf literarischem und künstlerischem Gebiete anregend gewirkt. Alle zeigen ein persönliches Gesicht, das sich in dem Grundgedanken zeigt, von dem seine Werke getragen werden: Der Seelenmensch oder Künstlermensch im Kampf mit den niederziehenden Mächten des Daseins oder der gemeinen Wirklichkeit.



Joseph August Lux

Am reinsten ist dieser Gedanke gestaltet in dem mit Erfolg aufgeführten Drama Das Fenster, ein Spiegel des Lebens (1918), dann auch in der Romantrilogie Das Leben Anselmos, von deren Teilen („Amsel Gabesam, der Narr vom Kahlenberg", „Auf deutscher Straße", „Amsel Gabesams Wanderjahre", „Anselmos Heimkehr") der zweite ein Licht und Schatten in gerechter Weise verteilendes Kulturbild vom modernen Deutschland entwirft. Die genannte Grundidee spiegelt sich ferner in der Romandichtung Chevalier Blaubarts Liebesgarten (1910), die man mit Recht eine einzige große Paraphrase der Liebe, von der höchsten Lust durch das tiefste Leid bis zur himmlischen Verklärung genannt hat. Und wieder ist sie der Angelpunkt in dem Altwiener Kulturroman Franz Schuberts Lebenslied (1914). Schon 1912 hatte R. H. Bartsch in seiner Erzählung „Schwammerl" die drei letzten Lebensjahre Schuberts gezeichnet, bei Lux erhalten wir ihn ganz und nicht nur ihn, sondern alle die Großen, die, damals leider oft verkannt oder zu gering eingeschätzt, das künstlerische Wien bildeten; sie alle leben auf, besonders jene, die seinen Freundeskreis bildeten. Es ist echte Heimatkunst, was Lux hier bietet, immer Wahrheit und Dichtung künstlerisch mischend, so daß wir dem Meister mit den neckischen Liedern wie der sehnsuchtsschweren H-Moll-Symphonie menschlich recht nahe kommen. Acht Jahre später folgte das schöne biographische Werk Franz Schubert, Lebensbild aus deutscher Vergangenheit (1922). Wer sich und einem kleinen Kreise eine Freude machen will, der greife nach der Schubertiade (1921), einem mit halber Stimme erzählten Schubertleben, das sozusagen um Werke Schuberts, die an passenden Stellen (Klavierstücke, Lieder) erklingen sollen, herumerzählt ist, erzählt in der süßen, frühlingshaften Schwärmerei, die das Kennzeichen Schuberts und seiner Musik ist. Unter dem Titel Beethovens unsterbliche Geliebte (1926) hat Lux auch Beethoven mit allen seinen Gaben, mit all seinem Gram, Leid und Schmerz und Therese von Brunswick mit aller heroischen Liebe und mit aller Größe wieder zum Leben erweckt und in den Rahmen jener Zeit gestellt. Mag auch der Dichter nicht ganz erreicht haben, was er wollte und wir wünschen, unleugbar sind durch die Verbindungen von tragischen Dingen aus diesem unglücklichen Leben groß gesehene Bilder und ausdrucksvolle Gestalten entstanden. Von besonderem Interesse ist, daß Lux im Gegensatze zu jenen Biographen, die aus dem Schöpfer der Missa solemnis und der Neunten einen Atheisten oder Pantheisten machen wollen, den Beweis von Beethovens tiefchristlicher Ethik bringt. Dem Romane folgte Ludwig van Beethoven, sein Schaffen und sein Leben (1926). Schon 1912 schrieb Lux Grillparzers Liebesroman („Die Schwestern Fröhlich") und 1929 erschien der nicht minder fesselnde Liszt-Roman. Das Schicksal des Künstlers Stauffer-Bern schwebte dem Dichter vor in dem Roman Die Vision der lieben Frau (1911); doch haben wir nirgends die Empfindung, daß Heinz Holler, der Held des Buches, ein bedeutender Künstler sei; er zeigt sich vielmehr als ein großmäuliger, eitler Geselle. Ferner vermißt man den Übergang vom Künstler zum Genüßling und eine psychologische Begründung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der einzelnen Phasen des Irrsinns, in die Holler verfiel. Wie diese bleibt auch seine Partnerin Frau Lilith im Dunklen. Das Buch erweckt bei manchen Vorzügen den Eindruck, daß sein Verfasser zu wenig lang mit dem an sich großen Stoff gerungen hat. Es folgten der Reformationsroman Das große Bauernsterben, der viel gelesene Roman Lola Montez (1912) und Der himmlische Harfner (1925). Dieser ist trotz seines romantischen Gewandes ein Zeitroman, der schwer gestaltbare, abstrakte, philosophische und kulturpolitische Ideen in Handlung zu bannen gesucht hat. Altdeutschland feiert darin eine historische Auferstehung, um den Kampf mit dem „Zeitgeist", d. h. dem technisierten, industrialisierten und materialisierten Neudeutschland, mit der Politik des Eigennutzes und der Gewalt aufzunehmen. Motive, die wir aus Wackenroder, Novalis, Tieck, Fr. Schlegel und Eichendorff kennen, kommen in dieser wunderschönen, oft musikalischen Dichtung zum Klingen und diese Anklänge an romantische Dichtung und Malerei geben dem Werke einen eigentümlichen Reiz. Sein Held ist Anselmos Jungborn (die Personifikation der neuen, die alten Ideale verehrenden deutschen Jugend), der, das alte, jenseits der Schlote und Eisenbahnen liegende Deutschland suchend, kreuz und quer durch die deutschen Gaue, von Abenteuer zu Abenteuer, von Erlebnis zu Erlebnis wandert und durch jedes einzelne wundersam geläutert und vertieft wird. In die große Kolonial- und Missionszeit Südamerikas führt uns der Roman Paraguay (1927). Die kulturhistorisch bedeutsamen Ereignisse sind innig verwoben mit der Geschichte eines wilden Indianerhäuptlings, seiner beiden Kinder und mit der eines gerechten Statthalters und seiner Familie. Die gleichzeitigen Zustände, wie Sklavenelend, Sklavenjagden, Leben auf dem Lande und in den Städten, sind anschaulich und spannend geschildert in edlem, geschmeidigem und wohllautendem Deutsch. Als Meister in der Prosa zeigt sich Lux auch in seinen anderen, verschiedene Gebiete bebauenden Schriften; daß er auch als Lyriker nicht unbedeutend ist, zeigen seine Wiener Sonette (1900) und seine Zwölf Wiener Elegien (1921).

Geschichtliche Stoffe wählt nebst anderen auch Felix Nabor (geb. 1863 zu Mühlhausen a. d. Vils, lebt in München) für seine Romane. Er weiß spannend zu erzählen, erhebt sich gelegentlich auch zur künstlerischen Höhe und hat mit seinen Schriften den Weg zum Herzen des Volkes gefunden. Das dünkt ihm das Köstlichste und Herzerquickendste an seiner Kunst. „Denn dem Volke zu dienen", sagt er in seinem Selbstporträt, „es zu erheitern, zu belehren, zu trösten und aufzurichten, es für die höchsten Güter der Menschheit zu begeistern, die Vaterlandsliebe in ihm zu entflammen, es zu bessern, zu veredeln, den Adelsmenschen in ihm zu wecken: Das erschien mir von jeher als die höchste und heiligste Aufgabe des Dichters."

Wer sich ehrlich für das Ringen und Erdulden der ersten Christen erwärmen will, der lese den Roman Mysterium crucis und folge F. Nabor in seiner ergreifenden Schilderung des Kampfes zwischen Heidentum und Christentum, der mit dem Niederbruch des Heidentums und dem Siege des Christentums endet. Der Roman ist mit einem seltenen Wissen über Leben und Dinge der frühchristlichen Zeit in Rom gespeist worden. Eine glückliche Ergänzung zu Drexls „Die Befreiungskriege von 1812—1815" ist der Roman Furchtlos und treu! (1910), der vorzugsweise die Schicksale der Schwaben in der ereignisreichen Zeit vor hundert Jahren behandelt und zwei edle Gestalten im Mittelpunkte der Handlung hat, die in Liebe und Treue die opfervollen Kriegsjahre durchkämpfen. Als ergreifende Tragödie sind die trügerischen Hoffnungen Polens auf Wiederherstellung ihrer nationalen Einheit durch Napoleon hineinverwoben. Wie in diesem Buche begegnen uns auch in Nabors anderen historischen Romanen („Der Vogt von Lorch", „Kreuzzug der Kinder", „Marienritter", „Das goldene Haus"), besonders in der „versunkenen Krone", Gestalten von Fleisch und Blut und in allen ist die ganze Vergangenheit lebendig geworden. Eine Klasse für sich bilden die Zeitromane. Da findet in der Deutschen Schmiede (1924) die Münchener Räterepublik zum ersten Male literarische Prägung. In diesen Rahmen eingespannt rollen Bilder ab vom Kampfe des Kleinhandwerkes gegen die Industrie, der Handarbeit gegen die Maschine, die Schmiede droht gegenüber den Eisenwerken von Kruppscher Ausdehnung unterzugehen. Wo Haß eifert, versöhnt schließlich die Liebe. Ein Sohn der Schmiede findet sich in Liebe zur Tochter des Eisenkönigs. Mehr aus theoretisch erlernter Doktrin als aus selbstdurchlebten Erkenntnissen erwuchs der Roman Der rote Reiter (1921), in dem die verborgensten Kräfte des Niedergangs unserer Zeit aufgedeckt und die des Aufstieges gezeigt werden. Dazu wählt er grelle Farben, läßt die Szenen rasch wechseln und gar zu sehr tritt der Moralprediger hervor. Über den Roman Das Rosenhaus (1921) sagt der Autor selbst: „Das Rosenhaus" ist die Welt meiner Träume: über seiner blütenumrankten Pforte steht das Dogma meines Lebens: „Die ganze Welt ist ein Rosenhaus, wenn die Sonne der Liebe und des Glückes durch die bunten Fenster scheint." In dem Roman Das steinerne Meer (1915) wird von einer Mutter erzählt, die vor den Toren Münchens wohnt. Das steinerne Meer (die Großstadt) mit seinem Glanz und Gold entreißt der sich Abhärmenden den Gatten und die Kinder, die von Irrsal zu Irrsal treiben, bis sie zerbrechen, im Grund versinken oder noch den rettenden Hafen bei der Mutter finden. Mehrere Romane sind ausdrücklich dem Volke gewidmet; so Das Lebenswunder, das von der Rückkehr eines jungen, im Großstadtleben finanziell und körperlich bankerott gewordenen Arztes in die ländliche Heimat, zu gesunder Lebensweise und altruistischem Schaffen erzählt. Ferner Der Bergpfarrer (6. A. 1929). In diesem Buche schildert Nabor das Lebensbild des Pfarrers eines einsamen Bergdorfes, dessen Bewohner, durch Not und Verhetzung zum Äußersten getrieben, aber durch das soziale Verstehen und die alles überwindende Liebe des Seelsorgers wieder zur Ordnung und Wohlstand geführt werden. Viel werden vom Volke auch gelesen „Heimaterde", „Heimatzauber" „Rosenkönige", „Die Blutrache", „Griseldis", „Der goldene Baum" und Bauernkönige; in dem letzteren schildert er, wie Hans Reyhing im „Hülenbauer", den Widerstreit des bäuerlichen Beharrens wider den Fortschritt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zeit und verquickt ihn mit einer Familientragödie. Ein Künstlerroman aus der Gegenwart ist das Buch Das Mädchen aus der Fremde. Es ist dies eine Dollarprinzessin, um deren Liebe in München zwei Kunstmaler werben. Der kraftstrotzende Max Bulling trägt den Sieg über den häßlichen, aber edlen Himmelpeter davon. Die Ehe aber jener beiden ist unglücklich, wird getrennt, aber durch Vermittlung Himmelpeters findet eine Wiedervereinigung statt. In dem schönen Buche Das Wunder von Oberammergau (1924) wird in freier Gestaltung das Entstehen des berühmten Passionsspieles geschildert, das an die seelische Entwicklung eines Oberammergauer Holzschnitzers geknüpft ist.

Zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege schrieb Julius Havemann (geb. 1866 in Lübeck, lebt ebenda) den Roman Der Ruf des Lebens, dessen dichterischer Reichtum weniger in der Lebenswahrheit der Personen, als in der Lebenswahrheit der Situationen liegt. Auch ist Havemann vom Zeitgeist nicht unberührt geblieben und sein „Ruf des Lebens" hat für ihn einen bitteren und skeptischen Klang. Er glaubt zu wissen, daß es sich eigentlich kaum lohnte, dem Ruf des Lebens zu folgen, und nur mühsam ringt er sich den Lebenswillen ab, mit dem er eine Nebenfigur des Buches beschenkt: „Das Leben doch leben". Den eigentlichen Helden des Romans, Christian Holthusen, hatte das Leben zum Tode gerufen, er kam nie recht zum Handeln, seine Braut hatte das Leben zur Resignation und die Lützowsche Freischar zu dem schmählichen Ende bei Kitzen getrieben. Wenn auch der Roman nicht das Buch der Freiheitskriege ist, das im Leben des Volkes weiterleben wird, so ist es doch ein Stück künstlerisch gesehenen Lebens aus den Freiheitskriegen. Weniger befriedigt der Roman Die Göttin der Vernunft (1919). Er hat zwar starke Vorzüge, besonders die ruhige epische Linie, manche köstliche Figur und eine gewisse Heiterkeit und Sicherheit des Vortrags; aber er hat auch breite und tote Welten. Eine hübsche und gewandte Hochstaplerin, die im jakobinischen Paris einmal die Göttin der Vernunft dargestellt hat, kommt, „unjung und nicht mehr ganz gesund", dazu ohne Geld, in eine kleine deutsche Stadt, bezaubert Männer und Frauen, wird aber schließlich entlarvt und muß ins Spinnhaus. In der Verfallszeit Venedigs spielt der Roman Schönheit (1914). Als Schönheitsideal erscheint eine Kurtisane. Auffällig ist in diesem Buche der Mangel an lebendigen Menschen und die lebhafte, aber flache und charakterlose Darstellung des Tizian und Aretin rauscht fast ganz ohne Eindruck vorüber. Dem Werke fehlt die Großzügigkeit; es verliert sich ins einzelne. Die liebevolle Beobachtung des für das Geschehen Nebensächlichen ist besser angebracht in den Erzählungen des Novellenbandes Eigene Leute (1913), in dem neben einem etwas täppischen, forcierten Humor („Der große Mann") zwei Stücke vorkommen („Manöver" und „Scherbengericht"), die in ihrem aufdringlichen Naturalismus Mißbehagen erwecken. Von den anderen Werken Havemanns seien erwähnt die Novellenbände Perücke und Zopf (1912), „Glücksritter" (1915), „Stimmen der Stille" (1913), „Der Barbar" (1927), der Roman „Pilger durch die Nacht" (1925).

Felix Nabor

Viele gut rationale Romane schrieb Paul Schreckenbach (geb. 1866 in Neumark bei Weimar, gest. 1923 als Pfarrer zu Klitzschen bei Torgau). Er sieht seine Stoffe mit den Augen des poetischen Realismus. Er ist wahr, echt und ursprünglich in der Wiedergabe der Wirklichkeit, auch der historischen; aber er photographiert nicht, sondern bildet nach einem Ideal, aus einer warmherzigen Persönlichkeit heraus, am liebsten im Persönlichen. Durch diese real-ideale Durch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dringung aber erhält sein geschichtlicher Roman eine ethische Kraft, die ihn zur Volkskunst im besten und tiefsten Sinne macht.

Er begann mit dem Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert Die von Wintzingerode (1905). In die Zeit von 1806 führt Der böse Baron von Krosigk (1907), der die umfassenden Studien des Verfassers erkennen läßt, die Zeitpsychologie aber, aus der erst die rechte Zeitstimmung sich dem Leser mitteilen kann, ist zu trocken, nüchtern erfaßt. Mancher Abschnitt ist wohl gelungen und der Schluß erhebt sich zu wirklicher Größe. Es folgte Der getreue Kleist (aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges). In die Zeit König Albrechts I. führt der Roman Um die Wartburg (1913). Er zeigt uns in hellem Lichte die alte Trutzburg der thüringischen Landgrafen bei Eisenach. Des Kaisers Macht und der Städte Mittel und vieler Fürsten reisige Ritter und Mannen stürmen vergeblich gegen die Wartburg an. Bei Lucka im Pleißnerland kommt es zur Schlacht und Friedrich I. der Freidige vereinigt sich als Sieger mit seinen Lieben auf der Wartburg. Von Reinheit, Treue, Aufrichtigkeit und Mut, wie sie auf der Wartburg und um den Landgrafen herum zu Hause sind, so auch von Seelenschmerz und Herzeleid, von denen die Landgräfin und ihre Frauen heimgesucht werden, gibt der Verfasser ein lebensvolles, liebliches Bild. Der Roman Die letzten Rudelsburger (1914) übersteigt trotz einiger hübscher Züge nicht den üblichen Durchschnitt. Auch Der deutsche Herzog (d. i. Bernhard von Weimar) fesselt nicht; die Erzählung plätschert harmlos dahin, viele Auseinandersetzungen über Politik und Moral hemmen den Gang der Handlung und die Einführung des Vertrauten erinnert an die alte Komödie. Dagegen zeichnet sich der Roman Michael Meyburg (1918) aus durch inhaltliche Gestaltung, die natürlich und in allem Erregenden einfach und ohne Effekthascherei entwickelt wird, und durch die Charakteristik der vielen Gestalten, die die reiche Handlung erfordert, insbesondere der Hauptfigur Michael Meyenburg. Hinter allen Erscheinungen und Ereignissen aber steht Luther, dessen Werk in dem Buche verherrlicht wird. Ethischen Ernst und eine überaus lebendige Darstellung bekundet das Buch Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806, das eine klare und übersichtliche Darstellung des Feldzuges von 1806 bietet. In der Zeit Luthers spielt die Erzählung Der jüngste Tag, in dem Burschenschaftsroman Eiserne Jugend (1921) ist eine Schilderung der Wartburgfeier von 1917 eingeflochten. Von den Notlagen der alten freien Reichsstadt erzählt der Roman Die Mühlhäuser Schwarmgeister, den aber erst Paul Burg vollendete. Die Heirat zwischen dem Sohne Heinrichs des Löwen und Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad von Hohenstaufen, und die dadurch bewirkte Aussöhnung zwischen Welfen und Staufen bildet den geschichtlichen Kern des Romans Das Recht des Kaisers (1922). Um diesen Kern hat der Verfasser die bunte Schale einer abenteuerlich-ritterlichen Handlung gelegt, aus der an gut gezeichneten Gestalten besonders Kaiser Heinrich VI. und Irmengard, des Pfalzgrafen Gattin, hervorragen.

Der Altphilologe und Kulturhistoriker Theodor Birt (geb. 1852 in Hamburg, Dckn.: Beatus Rhenanus) erzählt in dem Roman Menedes (1912) von der Bekehrung eines heidnischen Arztes in der römischen Provinz Nikomedien unter Kaiser Trajan, gab ferner zwei Sammlungen von Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten (1916 und 1923) und bearbeitete antike Motive aus der Mythologie und Geschichte in den Erzählungen der Sammlung Von Haß und Liebe (1919) mit gründlicher Sachkenntnis und dichterischer Anschaulichkeit.

Der durch seine ungewöhnlichen Sprachenkenntnisse und umfangreiche Tätigkeit als Übersetzer fremdsprachiger Dichtungen bekannte Rassenforscher Otto Hauser (geb. 1876 zu Dianesch in Kroatien, lebt in Wien) verfaßte Ethnographische Novellen (1901) und allerlei Erzählungen.

So schildert er in Lucidor, der Unglückliche (1905) die Seelenqualen eines Empfindsamen, der sich in einer leidenschaftlichen Stunde aus Eifersucht zum Morde verleiten ließ. Erst ein kühnes Werk der Aufopferung, bei dem er sich tödlich verletzt, bringt seiner Seele die Befriedigung der Sühne. Zu dem Roman 1848 lockt den Verfasser das transleithanische Achtundvierzig. Er schildert all die politischen Ränke und Agitationen der Großen und Satten, all die feurigen Freiheitskämpfe der Jungen und Glühenden, all die rührenden Reflexe in den Gemütern der Naiven und Primitiven, das Kolorit der Zeit und die Farbe des Ortes und führt bodenechte Gestalten vor, wie den alten Stadtrichter Michael von Brenner und den verschlagenen hauptstädtischen Agitator Bela von Jstwanffy. Der eigentliche Kern des Buches liegt aber nicht im Jahre 1848, das ist der immer neu durchgekämpfte Kampf der Generationen, der Konflikt zwischen Vätern und Söhnen, die harte Entfremdung, die einander ablösende Geschlechter trennt. In dem Roman Alt Wien (1910) aus der Beethovenzeit läßt Hauser die Vergangenheit der Kaiserstadt noch einmal erstehen; in der Familie Geßner (1908) nimmt er die Verhältnisse des Deutschtums in den ungarischen Grenzlanden zum Vorwurf. Mit seinem Lieben Augustin (1913), einem pikarischen Roman in altertümlicher Sprache, hat er zwei Romane gegeben, einen Altwiener-Schelmenroman und eine Volkserzählung im besten Sinne. Den lieben Augustin, der, an die Stadtmauer gelehnt, den Verteidigern Wiens auf seinem Dudelsack muntere Weisen aufspielt, meint alle Welt zu kennen. Es verlohnt sich jedoch, sich von Otto Hauser Näheres über den ältesten Wiener Volkssänger erzählen zu lassen. Ins Mystische taucht der Roman Faustulus (1911); der Held ist der Sohn Fausts und der Helena. In dem biographischen Roman Spinoza schildert Hauser dessen Erlebnisse von der Kindheit bis zum Tode historisch getreu im Gegensatze zu der freien Behandlung bei Berthold Auerbach. Die äußerlichen Romanzutaten, so grausig-romantisch sie zuweilen sind, lassen kalt und selbst die Seelenkämpfe des Zweifelnden lassen uns nicht mitzittern. Der Hauptwert liegt im Kulturhistorischen und in einigen Stellen, in denen dem Verfasser die Stimmung jener Zeit dichterisch geglückt ist. So gleich am Anfang die Schilderung des Purimfestes mit der Episode des Narren. Von Hausers umfassender Bildung zeugt das große Epos Atlantis, der Untergang einer Welt (1920).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anna Freiin von Krane

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In dem Epos Klingsor und Morgane (1922) hat er es unternommen, die schon im „Parzival" vorkommende dichterische Phantasiegestalt des Zauberers Klingsor von Ungarland auf seinem Lebenswege zu verfolgen. Ein tragisches Menschenschicksal wird hier in klingenden Versen aufgerollt, ein Schicksal, wie es typisch ist für jeden nach innerer Würde und Reinheit ringenden Menschen. Das ungekannte Ideal, dem Klingsor sehnend folgt, ist Morgane, die neben ihm im Mittelpunkte des feinsinnigen und tiefen Epos steht. Die einzelnen Bilder sind voll Glut, Farbenpracht und zwingender Anschaulichkeit. Nicht die stärkste Begabung Hausers ist die Lyrik, obgleich der Reigen der schönen Frauen (1905) sehr originell erdacht und formal einwandfrei durchgeführt ist. Berühmten Frauen aus Sage und Geschichte widmet Hauser glänzende Verse. Runen (1909) nennt sich ein Gedichtbuch, an dem die spielende Meisterung der kunstvollsten Versarten am meisten besticht. Seine Belesenheit bekundet Hauser in dem stoffreichen Nachschlagewerk Weltgeschichte der Literatur (1910) und dankbar müssen wir ihm sein für die Übersetzung fremdländischer, selbst japanischer und finnischer Lyrik, wie sie in mehreren Sammlungen, so in Aus fremden Gärten (1905), vorliegt.

Der Berliner Paul Steinmüller (geb. 1870) verfaßte außer formreinen Gedankendichtungen („Zeit-Ewigkeit", „Lieder des Kommenden"), bilderreichen Rhapsodien mit einer Fülle von Erkenntnis, Liebe und Belehrung („Rhapsodien des Lebens", „Rhapsodien der Freude", „Trösteinsamkeit") auch historische Romane („An der Himmelspforte" 1903, „Signes Weg", „Kriemhildens Rache"), denen die humoristischen „Erzählungen des Baron Kahlebutz", dann wieder Erzählendes („Novellenkranz einer Liebe", die prächtigen Novellen „Untrüborn", „Als Leid ging und Freude kam") und der Roman Der Richter der innersten Kammer (1923) folgten.

Aus einer älteren Zeit, noch immer schaffend, ragt Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem geb. Gräfin von Ballestrem di Castellengo (geb. 1854 in Ratibor, lebt in München) in die Gegenwart herein. Von ihren zahlreichen Romanen und Novellen spielen die meisten in den höheren Gesellschaftskreisen, viele in Italien, das die Dichterin durch wiederholten Aufenthalt aufs genaueste kennen gelernt hat. Ihre Erzählungsart ist durchwegs auf Spannung gerichtet; zu deren Erhöhung läßt sie gern das Übersinnliche, Okkulte in die Erzählung hereinspielen, aber ohne durch Spiritismus oder Mediumunfug den Leser zu belästigen. Dabei entwickelt sie ein bewundernswertes Geschick, geheimnisvolle, sagenumwobene Begebenheiten der Vergangenheit mit der lebendigen Gegenwart, mystische Seelenregungen, unerklärliche Geschehnisse des Traumes mit einer von Humor und Lebenswahrheit durchtränkten Wirklichkeit so zu verbinden, daß man oft nicht weiß, wo die Wirklichkeit aufhört und die Dichtung beginnt. Mit vielem Glück und Geschick pflegt Ballestrem auch den Kriminalroman und der von ihr geschaffene Gentleman-Detektiv F. Windmüller kann sich ruhig neben seinem berühmten englischen Kollegen Sherlock Holmes sehen lassen. Alle Erzählungen der Dichterin sind von sittlichem Ernste durchdrungen und in einem zumeist flüssigen Stil geschrieben. Welche Sorgfalt Ballestrem auf das Studium der in den Erzählungen gestalteten Stoffe, zumal der italienischen, verwendet hat, zeigen die vielen eingestreuten archäologischen und kulturhistorischen Bemerkungen, die man sonst selten findet.

Von ihren Romanen seien genannt: Maria Schnee (1907), eine stark ins Übersinnliche übergreifende, in einem Fürstenschlosse sich abspielende Geschichte, die in ein italienisches Patrizierhaus des sechzehnten Jahrhunderts führende, „sehr sonderbare" oder besser unheimliche Erzählung Die Dame in Gelb (1908), der ebenso spannende Roman Schloß Monrepos (1911), in dem eine längst verstorbene Schloßherrin der Schutzengel der jungen Herrin in bedrängter Lage wird; um die Wende des Jahrhunderts spielt die Geschichte Der Jungfernturm, die von einer Gräfin erzählt, die eine uralte Familiensage, daß ihr verarmtes Geschlecht durch den Opfertod einer blonden Jungfrau wieder zu früherem Glanze gelangen werde, in die Tat umzusetzen sucht; wie ein deutsches Fürstenkind im Traum auf die Höhe eines Königsthrones gelangt und dann durch Intrigen gestürzt wird, schildert der Roman Ihre Majestät (1910), fast ganz in das Überirdische verliert sich Die Dame im Mond, voll mysteriöser Vorgänge ist der Roman aus den Kreisen der höheren Diplomatie Das wogende Licht, ebenso Der Amönenhof, unheimliche Gewalten spielen in dem Roman Die weißen Rosen von Ravensburg, durchaus mystischen Charakters sind die in dem Bande Im Zwielicht vereinten „unheimlichen Geschichten", die in dem Leser den Glauben erzeugen, daß die Verfasserin ihrer Überzeugung Ausdruck gibt, wenn sie ihre Schilderungen in mannigfacher Weise mit Geschehnissen übersinnlicher Art durchflicht oder auf solchen aufbaut; zu den gehaltvollsten Romanen Ballestrems gehört Der Maskenball in der Ca' Torcelli, in dem von einer jungen russischen Fürstin erzählt wird, die in die Netze des Nihilismus geraten war, dann aber, als sie sich davon befreien will, auf einem Maskenball in Venedig der Rache der Partei als abtrünniges Mitglied zum Opfer fällt. Auf einer schuldbeladenen Vergangenheit kann kein neues dauerhaftes Glück aufgebaut werden; die Schatten der Taten ziehen es in den Abgrund, das ist der Grundgedanke des Romans Phoebe, die Strahlende. Wir erwähnen noch die humoristischen Geschichten „Pension Malepartus", „Major Fuchs auf Reisen" und „Komtesse Käthe in der Ehe" und von den Kriminal- und Detektivromanen „Die Rechnung ohne den Wirt", „Die Erbin von Lohberg", die „Windmüllergeschichten", „Die Wahrheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über Donna Genta" und den interessanten Gesellschafts- und Detektivroman Der Skarabäus (1926), der auf das erschütterndste schildert, welch dämonische, Lebens- und Familienglück vernichtende Kräfte der Nihilismus oder auch Kommunismus in den Reihen seiner Anhänger zu entfesseln vermag.

Im Mittelpunkte des Schaffens der Anna Freiin von Krane steht die Legende, so daß man sie schlechthin als eine Legendendichterin, ja vielleicht als die katholische deutsche Legendendichterin bezeichnen kann. Sie entstammt einem alten westfälischen Adelsgeschlechte, das schon im vierzehnten Jahrhundert genannt wird und wurde 1853 in Darmstadt als die Tochter eines hohen Regierungsbeamten geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter genoß sie eine pedantisch-nüchterne, ihrem phantasievollen Wesen nicht entsprechende Erziehung. Sie trieb in Düsseldorf Kunststudium, widmete sich aber dann der Schriftstellerei und lebt jetzt in Düsseldorf. Aus allen ihren Büchern lernen wir sie als eine vornehme, gerade und liebenswürdige Frau kennen von einer gesunden und natürlichen Art und reine Luft weht aus ihren Werken. Schon als Kind las sie gern in der Bibel; sie war ihr Historie, Märchen- und Bilderbuch. Das spätere wissenschaftliche Studium der Bibel führte sie zu den ursprünglichen Glaubensquellen der katholischen Kirche, die erhabenen Eindrücke des katholischen Gottesdienstes in den rheinischen Städten, die sie durchwanderte, wirkten auf Gefühl und Phantasie der jungen, hochbegabten Dichterin. In ihrem selbstbiographischen Werke Wie ich mein Leben empfand (1918) hat sie ihren inneren Werdegang und ihren Weg zum Katholizismus geschildert. Eine Ergänzung dazu bildet das Buch Aus dem Skizzenbuch meines Lebens (1919), in dem sie von der Art ihres künstlerischen Schaffens, ihrer Konversion, ihrer Christusliebe spricht, ein Jugendbild der Carmen Sylva entwirft und Detlev Liliencrons Person und Leben uns näher rückt. Größere Reisen führten sie nach Italien, Belgien und in die Schweiz. Immer aber gehört ihre Liebe und Sehnsucht der rheinischen Heimat, für deren Burgen und Wälder, romantische Mondnächte und himmelragende Münster sie dithyrambische Preisworte findet. Mit Vorliebe wählt sie Gestalten der rheinländischen Geschichte zu Helden ihrer Romane.

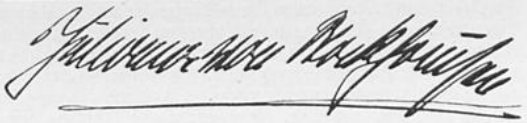
In der ersten Periode ihres schöngeistigen Schaffens schrieb sie sich allerlei von der Seele los; Erfahrungen und Einfälle der Phantasie, Umwelt und Erlebnisse lieferten ihr den Stoff zu den frisch und flott, humorvoll und launig erzählten Geschichten aus dem Künstler- und Gesellschaftsleben, aus den Kreisen des Adels wie aus der eleganten Lebewelt. So entstanden eine Reihe von Novellen und Romanen, die edler Unterhaltung dienen können, aber nichts Eigenartiges aufweisen. Binder hat sie in der „Bücherwelt" in seiner Monographie über die Dichterin im einzelnen gewürdigt. Da erzählt sie in dem Bande Von der Palette (1894) „allerlei Lustiges, Trauriges und Boshaftes aus dem Malerleben". Von der Macht der Liebe meldet uns das Bändchen Sieggekrönt (1906); wie ein Hymnus auf edle, reine Frauenliebe und beglückendes Frauenleben, das im Wohltun allein sein Genügen finden mag, wirkt der Roman Sibylle (1900). Vieles aus dem Leben der Dichterin wirkt nach in dem Kunstbaron (1907), der uns Einblicke in die konservativen Anschauungen des Adels und in das Düsseldorfer Künstlerleben gewährt. Treffliche Schilderungen der aristokratischen Gesellschaft in ihren verschiedenen Sondergestalten bietet der Roman Starke Liebe (1902), dessen Heldin, eine Gouvernante, sich die Aufgabe stellt, das ihr zur Erziehung anvertraute Kind nach ihren Anschauungen zu bilden, es aber dadurch dem Vater entfremdet und sein Glück untergräbt. Es ist, wie die Verfasserin versichert, ein Bild der Erziehungsart, unter der sie selbst gelitten hat.

Eine neue Periode im Schaffen der Dichterin begann, als sie sich die Ausmalung und Entwicklung von Persönlichkeiten und Ereignissen der Bibel zum Ziele setzte. Es ist nun freilich immer ein gewagtes Unternehmen, die Heilige Schrift ergänzen und nachdichten zu wollen, denn immer liegt die Gefahr nahe, das in seiner einfachen Größe wuchtige Vorbild zu verflachen. Kranes Arbeiten aber sind der Mehrzahl nach gelungen. In einer edlen, farbenreichen Sprache, mit dichterischer Gestaltungskraft läßt sie die Personen der Bibel vor uns aufleben und die schlichtfromme Gesinnung, die jeder wahren Legendendichtung unerläßlich ist, umduftet die zarten Gebilde ihrer Phantasie. Ihre Christuserzählungen, die sie unter den Titeln Vom Menschensohn (1907) und Das Licht und die Finsternis (1910) veröffentlichte, geben in edler, ungekünstelter Sprache Episoden aus dem Leben des Heilandes wieder, den sie dem Leser dadurch gewissermaßen näher rücken, ohne ihn der Göttlichkeit zu entkleiden. Einzelne dieser kleinen Erzählungen, insbesondere jene, in denen die Dichterin frei gestalten durfte, sind packend und hochpoetisch („Der Centurio", „Lewi Ben Alphäus", „Dismas", „Die Dornenkrone", „Das Siegesfest der sechsten Legion"). Dies gilt auch von dem Buche Der Friedensfürst (1914) und von sieben warm empfundenen Dichtungen aus des Heilands Leben, die sie unter dem Titel „Rex regum, der König der Könige" (1916) veröffentlichte. Sie läßt es den Leser miterleben, wie der göttliche Herr der Menschheit Nöte und Bedürfnisse kennt und Hilfe spendet, wo immer es zum Heile der Flehenden ist. In Am kristallenen Strom (1921) bringt sie zehn anmutig und weit ausgesponnene Legendenerzählungen, deren Stoff verschiedenen Zeiten entnommen ist. Da schildert sie den Sturz Luzifers, dann wieder erzählt sie von der Gottesmutter, von dem geheimnisvollen Leben des Sehers auf Patmos, vom heiligen Ignatius, von Dorothea, Theophilus, der heiligen Elisabeth u. a. Zu unserer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das über die Welt sich ergoß und eine Umgestaltung der Dinge ankündete. Mit Lust stürzt sich die Dichterin in das wilde Getümmel des Waffentanzes, mit staunenswerter Anschaulichkeit erzählt sie von dem Kampfe der aufständischen Bauern und voll Leben sind die Bilder, in denen sie die Siege und Niederlagen vergegenwärtigt. Aber wie sie sich dem wechselvollen Ringen der Kämpfenden hingibt, so glüht sie gleich hingenommen und künstlerisch beherrscht in dem seelischen Zweikampf der stolzen Gräfin mit dem stolzen Pächter und sie transponiert mit gleicher Vollkommenheit das lustvolle Begehren der leidenschaftlichen Frau in himmlische Liebe, wie sie ihre wilde Härte in schauernde Demut wandelt. Gervasia Dietburgin, Herrin auf Hochwart, und ihr Lehensbauer Christofel Hemperger stehen im Mittelpunkt der Erzählung und die tiefe, tragische Auseinandersetzung zwischen dem Weibe und dem Manne, nicht der Kampf der Bauern um Erlösung aus ihren Bedrängnissen, bildet das von der Dichterin behandelte Problem. Die Gräfin Gervasia ist die Vertreterin der alten Zeit, eine mit großem Geschick gezeichnete Gestalt, ebenso groß in den Vorzügen wie in den Schwächen ihres Standes, dabei Fanatikerin ihrer Herrenrechte, die kein Tüpfelchen davon opfern will und jeden Lehensbauer kaltblütig niedertritt, der diesen Rechten sich widersetzt. Und dabei hat sie doch auch ein menschlich fühlendes Herz. Das zeigt sie in ihrer Liebe zu ihrem Sohne Hellfried, vor allem aber darin, daß sie, obschon nicht unreligiös, ihr Herz an Hemperger verliert, der seinem Weibe Alei mit unverbrüchlicher Liebe anhängt. Hemperger, ein einfacher Bauer, stark und fest, steht als Mann und Christ hoch über der Gräfin, die gar nicht begreift, wie ein Lehensmann, ein Wurm nach ihrer Auffassung, ihre Liebe, die wie ein großes Leuchten ihre Seele durchglüht, zurückstoßen kann. Sobald sie diese Erkenntnis gewinnt, wird das Weib in ihr zur Hyäne. Alei, die feine, zarte und doch so liebestarke Hempergerin, mehr aber noch Hemperger selbst wird der Gegenstand ihres glühenden Hasses. In all ihrer klaren und festen Gegenarbeit gegen die Bauern kennt sie nur ein Ziel: den Hemperger muß sie in ihre Hand bekommen, um ihn zu zertreten. Und als das Ziel erreicht ist, leert sie den Giftbecher der Rache bis zur Neige. Dann — zu spät freilich für Hemperger und sein Weib — bricht in Gervasia Reue und Sühne durch, so daß sie nur eines erstrebt: Verzeihung ihres dem Tode geweihten Opfers. Von diesem Bußwege zurückkehrend, findet sie in der Winternacht den Sühnetod unter dem weißen Schneemantel, der sich über die am Wege Eingeschlafene legt. Erst als die Reue in ihr erwacht, erfährt sie das große Leuchten allerbarmender Liebe. Der Fischer hat ihr gesagt, daß dieses nicht die irdische Liebe sei, und Alei erlebte es, als sie einige Tage vor der Hinrichtung ihres Mannes vor dem Marienbilde vor Schmerz vergehen wollte; und im Gefängnisse tröstet sie ihn mit den Worten: „Wie süß der Tod uns ruft mit dem silbernen Pfeiflein ins große Leuchten des Paradieses."



Frauenstolz und büßende Demut ist das Thema im „Großen Leuchten". In dem ihm folgenden Roman Brennendes Land (1920) ist es das schmerzliche Entsinken junger Minne. „Der Roman des Barock in der Pfalz" lautet der Untertitel. In prächtiger Gegenständlichkeit entfaltet sich vor unseren Augen die Barockzeit, nicht nur ihr äußeres Kostüm, sondern auch ihr seelisches Leben. Um das verträumte, ausgelassene Odenwaldprinzeßchen, die schöne Hofdame am Pfälzer Hof in Heidelberg, Sofie Rüd von Collenberg, reihen sich die mannigfach gegeneinander abgestimmten Gestalten. Ihr Schäferspiel und ihre Leidenschaft girrt und flammt auf, indes unten das dumpfe Grollen des steuerbeladenen Volkes vernehmbar wird. Aber das Volk hat keine Rechte; nur der Fürst gilt und die ihn als treue Diener zu beherrschen und zu leiten wissen. Und mehr noch als der Fürst gilt das Weib. Er selber wirbt um der schönen Hofdame Liebe, diese aber spielt frevlen Fangball mit dem „Spielzeug Herz, so heiß, so rot", kaum dem heißen Begehren des Kurfürsten sich entwindend, mit lachendem Spotte den widerwärtigen fünfzigjährigen Marschall gegen den jungen Leutnantsvetter auf sich hetzend. Da gelingt es dem Marschall, den sinnlos eifersüchtigen Nebenbuhler in ein Spiel auf Leben und Tod zu verlocken, bis dieser zuletzt das Soldgeld setzt, verliert und verzweifelnd gegen den Marschall den Degen zieht. Wie der Vernichtete, des Todes gewärtig, in aufregender Gerichtsverhandlung in wetterleuchtendem Rüdenstolze noch Sophiens Ehre zu retten sucht, entzündet er auch in ihr Schuldgefühl und Opfermut. Da weiß sie, wem ihr Herz entgegenschlägt; aber sie muß ihre Liebe opfern, um den Geliebten zu retten, und wird des ungeliebten Marschalls Weib, gefangen im eigenen Spiele. „Brennendes Land". — Der Kurfürst war seines Hauses letzter Sproß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als er stirbt, macht der Sonnenkönig Rechte geltend auf das Pfälzer Land. Krieg, Hunger, Elend, Tod, Hiobsposten von Niederlage und Brand die Flüchtlinge überreitend. Vom eifersüchtigen Gatten mitgeschleppt in Schrecken und Entbehrung des Rückzuges, ringt sich die Heldin, vom Marschall Mutter werdend, von Haß gegen Gatten und Kind in schwerstem Kampfe durch zur edelsten Liebe. Noch einmal sieht sie den Geliebten und spricht das letzte Sühnewort: „Weiprecht, ich habe dich geliebt, es ist vorbei; Raban, ich habe dich gehaßt, es ist vorbei; ein Drittes ist da, die größte Liebe — ich bin Mutter." In Kriegsbrand und Morgenrot ruft sie: „Seht das Leben!" und neigt ihr schönes Haupt zum Sterben. In glücklichem, ungezwungenem Aufbau der Handlung ist die Liebesgeschichte mit dem Unglück der brennenden Pfalz verknüpft, höchst gegenständlich ist die Schilderung, sicher in allen Linien die Charakterzeichnung. Wie in dem etwas breit angelegten Schäferspiel des ersten Teiles mit seinem Hofgeschwätz und Weiberkram, Seidenknistern, Parfüm und Amoretten, Französeln und Fremdwörteln, so hat sich die Dichterin auch in den jähen Schauern des Krieges zurechtgefunden, immer mit witterndem Ohr auch auf die Leiden des Volkes horchend.

Ein sehr beachtenswerter Versuch künstlerischer Gestaltung tiefster, letzter Lebensprobleme, ein aktueller Kulturroman im höchsten Sinne ist Die Lichterstadt (1924). Im Mittelpunkte steht Georg von Frundsberg, der Obrist und Vater aller Landsknechte, dessen äußerer Werdegang geschildert und dessen innere Entwicklung in freier Phantasie als ein Ringen durch härteste Tragik hindurch bis in die Herrlichkeit der ewigen Lichterstadt dargestellt wird. Aus der bunten Fülle der übrigen Figuren treten namentlich zwei Frauengestalten heraus, an denen und durch die der Ritter sich emporentwickelt: Katharina, die Deutsche, die Mutter, und Lukrezia, die Italienerin, die in der Liebe als irrationalem Rausch, als Spiel des Lebens Sinn und Glück empfindet. Südliches, renaissancehaftes Weltempfinden und deutsches, gotisches Lebensgefühl, das, transzendent gerichtet, die opfernde Vollendung der Seele sucht, bildet in Spiel und Gegenspiel ein Hauptmotiv des Werkes. Bei Frundsberg ist es zuerst die Ehre, die ihn lockt, für den Kaiser zu kämpfen; sie macht ihm Rom zur Lichterstadt, die von Gold und Edelstein nächtens über die Ebene leuchtet, dort will er seinem Herrn die römische Krone erobern. Doch zuletzt wird ihm die Lichterstadt zum Bild der Stadt ewigen Lichtes, die über den Sternen steht. Der Dienst des Kaisers geht über in den Dienst Gottes. In Regensburg zum Ritter geschlagen, führt er Katharina von Schroventstein als seine Gemahlin heim. „Wie ein Kind," sagt er, „ist dies Weib in meinen Händen, wie ein reines Sakrament, das man in goldenem Schrein hegt, und das doch Fleisch und Blut opfert aller Welt. O du mein köstlich Brot und mein wonnevoller Trank! Meine Hände will ich um dich legen, wie den Kelch um Christi Fleisch und Blut." In Italien, wohin er drei Monate später sein Regiment führt, hört er die Lebensweisheit der Renaissance: „Wir sind das Leben. Wir wollen, wir müssen leben . . . Alles ist der Mensch, die Person. Sie allein ist heilig. Jeden spreche ich heilig in sich und seinem Recht." Bei der Begegnung mit Lukrezia Rovere, der Vertreterin dieser Lebensauffassung, flammt es in Georg zwar auf, aber im Gedanken an sein Weib bleibt er stark. Auf die Frage des lockenden Weibes, warum es für ihn nur einen Weg und nur ein Ziel, Rom, gebe, antwortet er: „Ich erkannte, daß Rose und Lorbeer welk werden, daß die Paläste zerfallen und Staubkörner die Berge und Ebenen sind in der Hand Gottes. — Und Rom? — Nur ein Gleichnis ist das Fechten meines Schwertes um die römische Krone und die Stadt, die jede Nacht über die Ebene glänzt." — „Ein Gleichnis wovon?" — „Der ewigen Lichterstadt." Anders denkt der Marchese Pescara, dem Lukrezia nach dem Tode ihres Mannes zum Opfer fällt, über das Leben: „Ich bin kein Diener, kein Jünger. Selbstherr bin ich, auch um den Preis der Seligkeit. Ich beuge mich vor niemand." Sterbend weist Katharina ihren Gatten dorthin, wo das Licht steht über der Erde. Karl V. zwingt, aus Eigennutz, um Geld und Söldner zu gewinnen, seinen treuesten Diener Frundsberg nach dem Tode Katharinas zur Heirat mit der reichen Anna von Lodron. Frundsberg wirbt, sein Hab und Gut verpfändend, Landsknechte und zieht, schon bejahrt, auf den Ruf des Kaisers nochmals nach Rom. Er tritt an das Sterbelager der Lukrezia. Da wird sie ihm zum Sinnbild für das lockende Welschland: „Du, Italia, dem Knaben süße, schwermutsvolle Ahnung, silberner Hornruf meiner Jünglingsjahre. Versucherin dem Manne, Sehnsucht und Gnade dem Überwinder! Heute erfüllst du mich ganz, bist die Sehnsucht." Sie bebt. „Du, der du in das Feuer meiner Sinne das Licht der Seele senktest, ich liebe dich!" Er küßt die Tote. „So neigt sich die gotische Seele zum Leibe der Renaissance." Als Frundsbergs Landsknechte meutern, löst er sich enttäuscht von allem Irdischen los und fühlt Gott nahe, der das letzte Opfer verlangt. „Alles Fleisch wird Opferbrot und das Blut wird Opferwein." Vom Schlag gelähmt, wird er nach Mindelsheim zurückgebracht. Mit dem Seufzer: „O Stadt des ewigen Lichtes!" haucht er seine Seele aus. Nach alle dem ist ersichtlich, daß der Schwerpunkt des Romans nicht im Historischen liegt, obwohl es, zwar nicht immer objektiv, aber kraftvoll ersteht. Ja, die filmartigen Bilder, Fürstenrat, Reichstag, Reformation, Lagerszenen, Schlachtengetümmel, Hungersnot, Meuterei, kurz die äußeren Geschehnisse überwuchern und verhüllen, wie Stang in seinem tief schürfenden Essay bemerkt, fast die geistige Linie. Die Gestaltung ist überaus bunt, bewegt und zittert von Gefühlsstürmen. Mit welcher Stimmungsmalerei ist z. B. der Brand geschildert, in dem Zanette ihr eigenes Leben und den entseelten Leib ihrer angebeteten Herrin Lukrezia vergehen läßt. „Rauchfaden schlichen grau und weißlich aus Tür und Dielenritzen. Das Krachen des zusammenstürzenden Gebälks, das Knattern des fressenden Feuers, der heulende Schirokko, Schreien verzweifelnder Frauenstimmen, Trommelreim und Eisenklang schwollen zu einer wildhämmernden Melodie. Lang und länger schäumten die roten Zungen über Hallen und Loggien, tückische Stichflammen warfen sich hoch, das Dach kreiste in gelb-rotem Nebel. Scheußlich grinsend wuchs des Todes Ungestalt aus den rauchenden Dielen. Das Hohngelächter der apokalyptischen Reiter dröhnte: Brand, Tod, Vernichtung!" In ihrer farbenglühenden, heißblütigen Schilderungsart beschreibt die Dichterin auch rücksichtslos die dunklen Seiten des Landsknechtslebens, der Lagerdirnen, das Buhlen Lukrezias um Giorgione. Stock-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hausen ist in diesem Buche in ihrem Wollen gewachsen, noch aber baut sich nicht alles in organisch geschlossene Handlung, die Probleme sind nicht restlos gesehen und erfaßt, die Form entgleitet ihr noch leicht ins Sprunghafte und der Hang zum Unmaß ist noch nicht überwunden.

An Beseelung der glänzenden Schilderungstechnik und an strafferem Aufbau der Handlung sind Die Soldaten der Kaiserin (1924) ein Fortschritt über die früheren Romane hinaus. Auf das Historische kommt es darin der Dichterin nur insoweit an, als es eine anschauliche, stimmungsgesättigte Umwelt liefert, in die sie das tragische Los der Kaiserin Maria Theresia hineingestellt, die durch vom Geschick gestellte Aufgaben und durch fast unmittelbar eigene Schuld um ihr Lebensglück als Gattin und Mutter gebracht wird. „Es ist das Wesen der Krone, daß sie einsam macht," daß sie schließlich den Verzicht auf das Herz fordert; doppelt tragisch für eine Frau — das ist es, was uns die Dichterin in Maria Theresia sichtbar machen will. „Um die Krone lebe ich. Ich liebe die Krone. Es ist nicht die Lust am bunten Glanz, es ist nicht der Ruhm, der mich lockt, es ist nicht Hoffart, so hoch zu stehen. Es ist der Sinn meines Lebens! Das Leben sieht mich mit leidverhangenen Augen an, aber — ich liebe die Krone!" Die Kaiserin eröffnet sich einmal dem Grafen Silva Tarouca. „Ganz entflammt ist meine Seele für das Eine, das Große, für die Krone." — „Meine teure Majestät," sagt Tarouca sanft, „hat sich gänzlich der Krone verbunden; aber, erlauchte Majestät, dies ist nur möglich, weil der Gemahl die Königin dazu frei gibt." — „Meint also Graf Silva Tarouca, es sei unmöglich, eine gute Königin und eine gute Gattin zugleich zu sein?" — „Ich weiß es nicht, Majestät," erwidert zurückhaltend der Hofmann. Deutlich klingt das Nein der Dichterin durch. Zwar macht Maria Theresia den Gemahl Franz Stephan zum Mitregenten; sie hat auch weiche Stunden, wo sie Mitleid fühlt mit ihrem Franzl, Mitleid mit sich selbst; aber die harte Sorge um Staat und Krone verscheucht diese Anwandlungen, so daß der Gemahl einmal sich bitter äußert: „Früher war es anders, Theres. Früher waren wir Mann und Frau, und jetzt? Jetzt bin i dein Soldat." Zum Soldaten im Dienste der Krone macht Maria Theresia den Gatten, zu Soldaten im Dienste des Staates macht sie auch die eigenen Kinder, zum Soldaten ihrer Staatskunst will sie vor allem Josef machen und scheitert daran. Auch ihm gegenüber geht das Muttergefühl unter in der Herrscherhoheit. Sie ruft Gott selber zum Zeugen an: „Du weißt, daß ich fürs Ganze lebe, für die Allgemeinheit; du weißt, daß ich nur für Österreich lebe. Bei deinem Namen schwöre ich, daß ich gegen mein Fleisch und Blut, gegen meinen erstgeborenen Sohn Josef das Gesetz, das Wohl und das Glück Österreichs behaupten werde." Josef aber, der junge Kaiser, schleudert ihr die Anklage entgegen: „Nicht der Liebe, dem Staate hast du uns geboren, dem Staate uns erzogen. Nichts waren wir dir, sind wir dir als Mittel zum Zwecke." Und nachdem er den Beweis dafür erbracht, schließt er: „Nenn dich Justitia, aber nenn dich nicht Mutter." Wider Willen der Mutter setzt er die Begegnung mit Friedrich dem Großen und anderes durch und wendet sich der Aufklärung zu. Das war für Maria Theresia ein Schlag; sie sieht in den Ideen des Sohnes ihre eigenen vernichtet. „Das Gesetz ihres Lebens wankte. Der Mann stand auf wider die Herrschaft der Frau. Der Soldat empörte sich. Fünfundzwanzig Jahre waren die Männer Österreichs ihre Soldaten gewesen . . . Und nun kam der eigene Sohn und brach das Gesetz. Er war nicht ihr Soldat." Sie fühlte sich auch innerlich gebrochen. „Immer mehr frier' ich ein, ich erstarre förmlich, aber ich habe nicht mehr die Kraft es zu ändern . . . Ich lebe dahin wie die Tiere, mein Herz ist verhärtet." Ohne Zweifel, der tragische Konflikt ist glaubhaft und lebendig, ihm folgt der versöhnende Schluß, das Aufleben der Mutterliebe zu Josef, die Barmherzigkeit und Gnade über Gesetz und Staatsnotwendigkeit. Zu diesem Zwecke wohl hat, wie Stang fein bemerkt, die Dichterin die romantisch-sentimentale Episode von der sündigen Liebe der Hofdame Anna Maria von Haydt zu dem wilden Pandurengeneral von der Trenck und ihrem Kinde Marianka, das als Pandur unter Soldaten aufwächst, ersonnen. Von Trenck ist von seinen tollen Kriegsfahrten nicht zur entscheidenden Stunde zur Legalisierung zurückgekommen, was in solchen Fällen einer Hofdame nicht verziehen wird. Der Kaiserin erbarmungslose Sittenstrenge treibt sie in den Tod. An der Leiche der Gräfin Anna Maria wird die schonungslos rächende und strafende Gesetzesgerechtigkeit zum erstenmal erschüttert. Um Mariankas willen kommt es zum Zusammenstoße zwischen Mutter und Sohn; ihr Herz erweicht; sie will nicht mehr allein Mutter ihres Volkes, sondern vor allem Mutter ihres Kindes sein.

Maria Theresia ist in diesem Roman ins ganz Große gesteigert und diese harte Größe führt zu dem Konflikte zwischen Herrscher- und Frauenberuf, wie ihn die Geschichte nicht kennt. Auch den geradezu weibisch gezeichneten Gemahl der Kaiserin kennt die Geschichte nicht, aber er dient dazu, Maria Theresia als den größten Habsburger hinzustellen und den großen Männern der Zeit, wie Friedrich dem Großen, gegenüber erscheint sie als die Größere. Viele Ereignisse politischer und kriegerischer Art fluten vorüber, aber sie lenken unser Interesse nie ab von dem Kampfe in der Brust der großen Frau, dem Ringen der Herrscherin mit der Mutter, der Liebe mit dem Gesetz. „Mich friert!" sagt sie aus ihren Zukunftsträumereien erwachend. „Friert wie einen, der allein im Dunkeln geht — allein! Ganz allein — Der Gatte nicht und nicht die Kinder sind bei mir, sind in mir — es ist nur die Krone." Wieder ist die Geschichte in blendend dekorative Bilder umgesetzt. Großartig sind die Schilderungen äußerer Vorgänge; die Dichterin schwelgt in Festlichkeiten, Tafelungen, weltlichem und kirchlichem Prunk. Vortreffliche Charakteristiken bedeutender Männer der Zeit, wie von Trenck, Laudon, Minister Kaunitz u. a. werden gegeben und Schilderungen von einzigartiger Schönheit, wie z. B. der Ritt des Kaisers, wo es gilt, das Kind des Kaisers zu retten, finden sich in Menge. Vor allem sind ein paar Szenen von kulturgeschichtlicher Bedeutung, die uns zugleich den Sinn des Romans andeuten. So die Unterredung zwischen der Kaiserin und Josef, wo sie dem neuerungssüchtigen und aufklärerischen Sohne erklärt: „Mein lieber Sohn, es gibt nur eine Reform des Menschen, das ist die innerliche Besserung, wie sie aus den Lehren der Kirche hervorgeht, und nur eine Reform des Staates, nämlich eine streng gemäßigte, organisch aus den alten Gesetzen hervorgewachsen. Alles andere ist grober Irrtum."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dolores Vieregg

in ihrer Heimattracht (Görtschitztal in Kärnten).
Phot.: Atelier Pommerhanz, Klagenfurt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann die Szene zwischen Friedrich dem Großen und Josef, wo dieser von seiner Mutter sagt: „Sie ist der Tag, hell, grausam, hell und klar! Ich aber sinke von Schleier zu Schleier, taumele durch Licht und Schatten, fasse Unwesenhaftes, um es ins Wesenhafte zu gestalten! Was bleibt, ist für die Menschheit. Einzige Liebe, die Menschen, der Staat. Alle möchte ich beglücken, alle froh sehen im Scheine einer jungen Freiheit, die eine neue Zeit verkündet. O Liebe, o Traum! Ich will, es werde Leben!“ Friedrich aber verwirft diese jugendlichen Pläne. „Alles der Staat, ja, aber keine Revolution der Geister der Liebe. Nein! Neue Formen schafft die Notwendigkeit und sie bedient sich gern der Könige oder der Genies als Werkzeuge. Die Notwendigkeit der eisernen Disziplin, die Hinfälligkeit der schönen Träume erlebe ich zu Küstrin.“ Darauf Josef: „Begreifen wir Männer je das Wunder des Weibes, das Mutter ist? So sehr, daß ihres Leibes Mutterkraft ihre Seele durchdringt und sie fruchtbar macht wie ihren Schoß? Begreifen Sie das je!“ „Nein“, sagte Friedrich hart. Man mag an dem Roman die Abweichung von der Geschichte, die Übersteigerung Maria Theresias ins Übermenschliche tadeln und das aus ihrem Munde immer wieder tönende Wort „Gesetze“ peinlich empfinden, aber das Thema ist großartig erfaßt und einheitlich behandelt und das Werk weist auch so viele andere Vorzüge auf, daß wir es als eine hervorragende Erscheinung in der neueren Romanliteratur bezeichnen. Und ist Maria Theresia nicht gerade durch das Festhalten an der Tradition, dem Gesetze, der Religion und als Förderin einer von innen stammenden Reform die für Österreich so segensreich wirkende Regentin geworden, während Josef, hingerissen vom Feuer seines Willens, sich selbst zum Erlöser seines Volkes machen wollte und an seinen Ideen verblutete.

Ein reifes Werk ist J. v. Stockhausens jüngster Roman: „Greif, Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes“ (1928). Die Dichterin hat in diesem Werke das Schicksal einer deutschen Familie im neunzehnten Jahrhundert mit dem Geschick des Deutschen Reiches kunstvoll verwoben. Wie immer bläst das glühende Temperament der Verfasserin den Menschen und Dingen allen gelehrten Staub weg und läßt das alte Geschehen wieder lebendig werden. Die frühere, etwas barocke und sprunghafte Erzählungskunst hat an Weichheit und Fülle gewonnen, frauliches und mütterliches Erleben das Empfinden vertieft und den Blick geschärft. Man fühlt, wie sie an sich gearbeitet hat. Wieder bewährt sich ihre Kunst, geschichtlich zu sehen und die Umwelt zu schildern. Es fehlt nicht an Spannungen, um eine starke Handlung in Gang zu halten. Das Historische und Politische wird von dem zeitlichen Rahmen losgelöst und ins Symbolische, Überzeitliche emporgesteigert. Das Werk ist ein Generationenroman, etwa nach dem Vorbild von G. Freytags „Ahnen“, aber doch in ganz anderer Perspektive. Der erste Band, Der Reiter überschrieben, schildert das Erwachen des Volkes in napoleonischer Herrschaft zu nationalem Selbstgefühl und zur nationalen Geltung. Im Mittelpunkte stehen Alexander Greif und seine Gemahlin Camilla. Jener ist Kosmopolit und Freigeist, wie so manche der Rheinbundoffiziere, die dem Stern Napoleons nach Rußland folgten. Als Reiter sucht er dort Ruhm zu erwerben, in den Eisfeldern der Beresina hat er zu Heimat, Glauben und Scholle zurückgefunden. Heimwehkrank und sturmzermürbt ist er aus Rußland zurückgekehrt. Seines Herzens Sehnen war die kleine Camilla. Sie wanderte mit ihm als holdes Weggespenst, sie winkte ihm zu. Mitten in der Nacht im Walde rastend, sah er, beim Gelächter der liebetollen Eulen, sein Lieb auf einem weißen Hirsch im Mondenschein reiten und ihm winken. Und im Dom zu Bamberg betete er vor dem Bilde der Jungfrau und Königin: „Mutter Gottes, schenk mir das Heim, Weib und Kind. Ich bin ein müder Mann, gib mir neue Kräfte, heilige, mütterliche Frau . . . Ich bin der brausenden Ferne nachgesteuert, nichts habe ich zurückgebracht als ein kaltes, müdes Herz. Heilige Jungfrau, mach es rieseln, wie einen Waldbach im Odenwald, das Herz. Ich bin ein Reiter, der von fern kommt, hinter sich Tod und Verderben, aber vor ihm, laß vor ihm die Burg im Abendlicht stehn.“ Aus dem Napoleonrausch erwacht, kämpft er gegen Frankreich und findet bei Mungoldsheim im Elsaß den Reitertod. An Alexanders Seite steht die ihm angetraute, bürgerlichem Kreise entstammende Frau Camilla. Mit feinsten Pinselstrichen hat die Dichterin deren schöne Fraulichkeit und weibliche Zartheit gemalt und sie als das Ideal der deutschen Frau hingestellt. Mit inniger Liebe hängt Camilla an der Heimat und ihrem Mann und wird wieder geliebt. Mit wundervoller Kunst ist das Liebesidyll, das Vorbild einer christlichen Ehe, eingestreut zwischen machtvolle Bilder aus dem russischen Feldzuge. So z. B. „Die Kälte stieg, Schnee wurde zu Eis. Die Pferde, deren Eisen ungeschärft waren, vermochten nicht mehr zu fußen. An allen Gliedern zitternd, mit gestreckten Beinen, standen sie, kläglich wiehernd, und ihre großen, wie Glas glänzenden Augen scheinen Tränen zu vergießen.“ Staunenswert ist, mit welcher Sicherheit die Dichterin die Soldateska schildert, voran die Gestalten der Badenser, der Marschall, der Stabsoffizier, der hungrige Gemeine, der Trainsoldat, die urwüchsige pfälzische Marketenderin. Eine Glanzleistung ist der gewaltige Korse selbst, dessen dämonisches Profil mit sparsamen Linien und doch eindrucksmächtig hingestellt ist. Alexanders Sohn Viktor erbt das wilde Reiterblut, doch er vermag es nicht in Kampf und Abenteuern zu verströmen. Eine träge gewordene Zeit bietet ihm keine Gelegenheit dazu, er vermag es aber auch nicht zu zügeln. Von Viktor erzählt der zweite Band des Romans, der den Titel Das wahre Deutschland trägt. Viktor ist die dunkle Folie zur Heldengestalt seines Vaters. Nicht schlimm, frühreif, nervös, früh verliebt, wettet bei den Rennen, spielt hoch, verschuldet den finanziellen Ruin seines Hauses, beglückt durch leidenschaftliche Liebe seine Frau, die liebreizende Stephanie und zertritt ihr Glück selbst wieder durch seine Zügellosigkeit. Auch dieser Viktor ist ein deutscher Typus — der entgleiste Deutsche. Mit feinster Seelenkenntnis ist Stephanie gezeichnet: in ihrem Schwärmen und Lieben, in der mädchenhaft scheuen Anbetung ihres Viktor, in ihrem aufglimmenden Haß, als sie allmählich sich enttäuscht sieht, und herzbezwingend, wie sie ihre Illusion begräbt und die Alltagsnot in das Heim hineinwächst, das sie sich als Paradies träumte. Durch Süddeutschland aber toben die Märzstürme des Jahres 1848. Die düstere Gestalt Heckers erscheint im Hintergrunde, das Schloß Greifenau wird von aufständischen Bauern belagert. Stephanie entflieht, aber an des Schloßherrn Seite steht unbeugsam und gewaltig wie ein Weib aus der Heroenzeit seine Mutter Camilla v. Greif. Sie rettet den alten Besitz aus den Händen der brand-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schatzenden Banden; sie rettet ihn zum zweitenmal, als des Sohnes zügellose Verschwendung ihn dem Verfall weiht, und weist den Kindern ihres Sohnes den Weg in die Zukunft. In dieser Camilla ist der Dichterin die beste Frauengestalt ihrer Werke gelungen. Jung, schön und liebebedürftig lebt die früh verwitwete Frau nur ihrem Kind, der Erhaltung des ererbten Besitzes. Als auch der Sohn sie verläßt, pflanzt sie ihre verwaiste, sehnsüchtige Liebe gleich einer Ähre in die Heimaterde und hier wächst sie und trägt tausendfältige Frucht an Güte und Menschenliebe, spendet den Kindeskindern Segen. Camilla ist so recht das Sinnbild der Heimattreue. Fünfzig Jahre umfaßt dieser weitgespannte Roman. Camilla, die als junge Frau die Tage der heiligen Alliance mitmachte, läßt sich von den Enkeln von dem Tag von Sedan und von Deutschlands Einigung erzählen, die auch die Sehnsucht Alexanders war. Dazwischen liegt die politische Entwicklung, die Demokratisierung und Kommerzialisierung Deutschlands. Daß diese Fülle historischen Stoffes oft nur skizziert werden konnte, ist bei der Weite des Rahmens selbstverständlich. Die greise Camilla spricht zu ihren Enkeln: „Noch ist der Geist von Versailles nicht tot, noch einmal wird er aufwachen, noch einmal muß der Kelch bis zur Neige geleert werden . . . Das wahre Deutschland lebt am reinsten in unserem Herzen, dies ist der geheimnisvolle Berg, in dem es schlummert. Hier entspringen die Quellen, die das Land fruchtbar machen. Der Geist Deutschlands ist erwacht, um sich seine Form zu bilden." Hier enthüllt sich auch der Sinn des schönen und geistvollen Buches: Kampf um die Erhaltung der Scholle, Hineingreifen in den opferwilligen Dienst an Heim und Familie, der Keimzelle von Volk und Staat. Im Herzen der mütterlichen Frauen, die Scholle und Heim behüten, liegt das wahre Deutschland und aus der Kraft solcher schöpferischer Mütterlichkeit formt sich sein neuer Geist.

Vor dem Greif-Roman versuchte sich J. v. Stockhausen in den Drei tollen Geschichten (1925) an novellistischen Stoffen. Von diesen ist die Geschichte von dem verlumpten Genie Franz Hals mit liebevollster Versenkung in die Tiefen des menschlichen Herzens erzählt. Am besten gefällt uns „Junker Velten" eine historische Begebenheit aus der Heimat der Dichterin. Ein gesunder Humor und tiefes mütterliches Empfinden waltet in dieser reizenden Novelle, in der ein neugeborenes Kind Held und Friedensstifterin ist.

In den Spuren Handel-Mazzettis wandelt die junge Dichterin Dolores Vieser (Wieser, geb. in Hüttenberg 1905, lebt in Klagenfurt) in ihrem seltsamen, wehmütig schönen Erstlingswerke Das Singerlein (1928). An das große Vorbild gemahnt das Milieu, die Art der kulturhistorischen Schilderung, insbesondere aber die Darbietung und Herrichtung des Stoffes. Doch ist Vieser nicht eine Nachahmerin, denn es klingt ein eigener Ton durch, der zu den Hoffnungen berechtigt, die wir auf dieses offenbare Talent setzen. Sie besitzt, wie die Komposition zeigt, ein feines Kunstverständnis, die echte Erzählungsart und weiß die Spannungen der Erzählung wirksam zu gestalten. Jedenfalls ist das von stimmungsgesättigter Poesie und ergreifender Gottinnigkeit erfüllte „Singerlein" eine große Verheißung.

„Die Liebesgeschichte einer jungen Seele" lautet der Untertitel des Buches. Es ist die mystisch beseelte Lebensgeschichte eines frommen Knaben, seines Lebens für Gott, seiner ersten Versuchung, seiner Opfer, seiner Armut und seines Sterbens in Gott und Maria. Daher denn auch das Leitmotiv, das wieder und wieder erklingt, das alte Lied: „Ich wollt', daß ich daheim wär' und aller Welten Trost entbehrt'; ich mein daheim im Himmelrich, da ich Gott schauet ewiglich." Ein Fahrender stirbt, verlassen von seinem Weibe, im Elend und läßt einen vierzehnjährigen Knaben zurück. Die Franziskaner in St. Veit in Kärnten nehmen sich des verwaisten, begabten Knaben an und lassen ihn studieren. Hansl will Mönch werden. Früh erwacht in dem Buben die Liebe zu dem armen Jesus. Da naht ihm in einer koketten Dame, die mit seiner Liebe spielen will, die Versuchung. Hansls Herz aber bleibt unversehrt. Bei einer nächtlichen Beschwörung, in der ein in jene Kokette verliebter italienischer Sänger sich dem Satan verschreiben will, vor einem Phantom fliehend, verletzt er sich so, daß er erkrankt und langsam dahin siecht. Verleugnet von der Mutter, sich loslösend von allem, was ihm lieb war, insbesondere auch von seiner geliebten Geige, dem väterlichen Erbstück, weht er hin wie eine selige Liebesflamme zu ihrem göttlichen Urgrund. Die Handlung, zu der der Verfasserin eine unvollständige Eintragung in ein altes, zerfallenes Büchlein die Anregung gab, spielt um 1720. Nichts in dem Buche ist „gemacht", nirgendwo das naturwahre Kolorit „erkünstelt". Die Anwendung des Dialektes vermehrt den Eindruck des Ursprünglichen, sollte aber auf das Notwendigste eingeschränkt sein. Der edlen, gottverklärten Szenen sind so viele, daß gegen sie die Verführungsszene, deren Ausklang der Sieg des Sängerknaben ist, weder aufdringlich, noch verletzend — kraß wirkt. Man lese nur: Das Leben im Kloster, die religiösen Feste, die bunten Spiele der Knaben, die Sterbeszene Hansls: „Die Wand zerfließt in Licht und Werte. Aus der blendenden Helle tritt Unsere Liebe Frau und hinter ihr drängt sich die himmlische Heerschar in die Stube. Der ganze Himmel leuchtet um das Sterbelager. Die Mutter Gottes neigt sich über Hansl; „'s ist Zeit", sagt sie ganz still und milde, damit er nicht erschrecken sollte . . . „I kimm schon, Himmelmutter . . ." Das Jesulein schaut auf einmal so wunderbar groß und königlich aus seinen abgründigen Augen: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich." Mit seinem zarten, roten Mündlein küßt das Kind den Hansl auf seine fieberhaften, verzehrten Lippen. Da heben die Englein alle zu singen und zu geigen an." Trotz der Fülle der Details, zu dem noch die Kärntner Sagen, der Alchimisten Spuk, Naturschilderungen und anderes kommt, bleibt die große Hauptlinie immer gewahrt. Es ist wahr, das Gefühl streift doch manchmal schon an die Grenze des Sentimentalen, einzelne Handlungen Hansls, wie z. B. die Standrede, die er dem Grafen hält, oder wie er mit dem Musikus und Teufelsbanner Veracini umgeht, sind nicht mehr kindlich, manches ist konventionell, wie das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liebestolle Hofkätzchen Heloise, aber all das nimmt dem Buche nicht seinen Wert und kann unsere Freude daran nicht trüben, denn es bringt ein seltenes Maß von künstlerischem Genuß und religiöser Anregung.

Adele Gaus-Bachmann (geb. 1866 in Wien, lebt ebenda) hatte sich bereits als Übersetzerin von Corneilles „Cid“, J. S. Fletchers „Einen Tag Königin“, W. Barrys bedeutendem, historischem Roman „Tagesanbruch“ und Kardinal Newmans in der Zeit der Christenverfolgung im dritten Jahrhundert spielendem Roman einen literarischen Ruf erworben, ehe sie mit eigenen Schöpfungen hervortrat und damit schnell Beifall erntete. Sie erzählt flott, spannend und weiß sowohl durch ihre ernsten wie auch durch die humoristischen Werke zu fesseln. Überall zeigt sie sich vertraut mit den Vorzügen und Schwächen der Menschen und weiß mit feinem Sinn Vorgänge in den Seelen ihrer Gestalten darzulegen und mit goldenem Humor manche Erzählung zu durchsonnen.

Adele Gaus-Bachmann.

So in der dramatischen Dichtung Der Teufelsschlosser (1908), in der die bekannte Wiener Sage von dem Schlossergesellen, der sich dem Teufel verschrieben hat, auf eine hohe Stufe seelischen Lebens gehoben ist, dann auch in der später dramatisierten Erzählung Gegen das Schicksal und in der künstlerisch ausgeführten Novelle Lorbeer und Rose. Besonders liegt dem sonnigen Gemüt der Dichterin die humoristische Novelle. Ein Meisterstück dieser Art ist Fritz Kienholz (1925), der als Gymnasiast zwar zu nichts taugt, aber als Heiratsvermittler sich sehr geschickt erweist. Diese Novelle ist die Fortsetzung des Gänsedoktor (1908), mit den köstlichen Figuren des biederen Gutsbesitzers Kienholz, dem alle seine Berechnungen fehl schlagen und dem kleinen Unheilstifter Fritz. Von launigen Einfällen und komischen Szenen sprudelt die Novelle Im Alpenhofel Bernegger (1909). Das Preisausschreiben für ein Lustspiel hat die ganze Sommerfrischler-Gesellschaft angespornt, den Preis zu erwerben. Der Schriftsteller Hermann aber verarbeitet dieses Erlebnis in einem Lustspiel und erringt den Preis und obendrein die Hand des geliebten Mädchens. So recht aus dem Leben gegriffen ist die Novelle Zurück zu den alten Griechen (1924). Der biedere Bäckermeister hat eine reiche Erbschaft gemacht und lebt nun in seiner Villa als „Kunstmäzen“. Seine überspannte Tochter, nun ebenfalls eine begeisterte Kunstjüngerin geworden, will den „neuen“ Stil erfinden und beginnt im Hause unter Anleitung von Kunstverständigen, darunter eines Kaffeekellners, alles nach altgriechischem Muster einzurichten. Der junge Ingenieur Prix sieht die heillose Verwirrung in der früher so gemütlichen Familie, bringt die Tochter zur Vernunft und wird ihr Bräutigam.

Noch nicht viele Bücher hat Katharina Maria Tüshaus (geb. 1897 in Würzburg, lebt in München) geschrieben, aber die wenigen sind sehr beachtenswert und verraten ein starkes Talent, das noch manches schöne Werk erwarten läßt.

Gleich ihr erster Roman Fernweh und Heimweh (1919) ist fesselnd und spannend geschrieben. Er zeigt eine Vielseitigkeit der Menschenkenntnis, eine glänzende Beobachtungsgabe aller sozialen Verhältnisse, ob Heideschäfer, Bauernstand, Ordensleben, Studenten- oder Adelskreise, die ein wirkliches Schilderungstalent unseres heutigen Lebens zeigen. Der Roman schildert das Leben der Erika Waldhoff, der Tochter einer ärmlichen, aber braven Familie der westfälischen Heide. Der Vater kommt später als Verwalter eines Schloßgutes ins fränkische Bayern und die kluge, blonde Erika lebt mit den gräflichen Kindern. Aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geburt, Erziehung und dem Wechsel der Heimat ergeben sich innerlich wie äußerlich alle jene Konflikte, die von der Dichterin zu einem reichen und fesselnden Spiel der Handlung benutzt werden. Aber schließlich muß der einfache Jugendfreund aus den Kindertagen der westfälischen Heide ebenso auf Erikas Hand verzichten wie Graf Heinz, der Spielgenosse des heranwachsenden Backfisches. Mit Wolf Heimdal wird sie glücklich und geht mit ihm nach Amerika. Nun ist ihr Fernweh gestillt, aber das Heimweh kommt wieder. Die junge Mutter kehrt schließlich mit Mann und Kind wieder in die westfälische Heimat zurück. Diesem Roman ließ Tüshaus die schlichte, aber reizende Erzählung Traudl (1920), dann den Freund des Hauptmanns (1921), einen spannenden Roman aus der Zeit des Heilandes und 1928 den historischen Roman Luitgardis Prechtin folgen, ein Werk von überragender Kraft und Festigkeit, mit dem die junge Schriftstellerin die in sie gesetzten Erwartungen erfüllte. Die Nürnberger Patrizierstochter Luitgardis wird in dem Kloster Marienpforten erzogen, kommt mit der Oberin zu Besuch auf Schloß Waldstein, wo sie des Grafen Bruder Landl kennen lernt. Die Liebe zu ihm wird ihr Schicksal. Alle Versuche des Vaters, sie anderswo zu verheiraten, sind umsonst, sie flieht sogar allein aus Venedig, wo Hochzeit sein sollte, um zu Landl zu kommen. Nun aber wandelt sie das Gefühl an, ihre Liebe sei sündhaft, und sie will die Schuld in einem Kloster verbüßen. Aber kurz vor dem Gelübde führt sie der Ritter, mit kaiserlichem Ehekonsens, aus dem Kloster als Gemahlin heim. All das wird mit einer herzergreifenden, seelenaufwühlenden dichterischen Kraft und mit einer solchen Verlebendigung und Vergegenwärtigung der Vorgänge und Gestalten erzählt, daß man oft an die Handel-Mazzetti erinnert wird. Wie bei dieser ist auch die Sprache dem Zeitton, der Zeit der Hussitenkriege, fein angepaßt und die spannende Handlung in einen prunkvollen historischen Rahmen hineingestellt. Man wird sich den Namen der Verfasserin merken müssen.

Katharina Maria Tüshaus.

Unter den Dichterinnen katholischer Kulturromane erregte auch Paula Grogger sofort die Aufmerksamkeit der Leserwelt. Sie wurde 1892 in Öblarn (Steiermark) als Tochter eines Kaufmanns geboren und hatte, wie sie in ihrer Selbstbiographie erzählt, schon als Kind Freude am „Dichten". Ihre dichterischen Anlagen fanden in den Jahren, in denen sie die Lehrerinnenbildungsanstalt der Ursulinen in Salzburg besuchte, viel Anregung und Förderung. Sie wirkte dann, da ihr Wunsch, die Hochschule zu besuchen, an dem Willen der Eltern scheiterte, als Lehrerin an Dorf- und Marktschulen, zuletzt in ihrem Heimatorte. In den Nachkriegsjahren erfuhr sie durch den Verkehr mit literarischen Persönlichkeiten Anregungen und 1927 feierte sie mit dem Roman Das Grimmingtor den ersten literarischen Triumph.

Das „Grimmingtor" ist die mythische Pforte, die in einer Bergwand der Tauern Eingang zu den Schätzen der Unterirdischen gibt. Daran knüpft sich eine Sage, die in doppelter Version fortlebt. Die eine erzählt, ein Jäger habe aus unsäglicher Liebe zur schönen Konstantia Sorger, als sie schon mit einem anderen Manne verheiratet war, es gewagt, am Fronleichnamstag den Grimming zu besteigen, um sich viele Schätze zu holen und dann die Geliebte zu entführen. Das Tor stand offen, der Jäger ging hinein, wurde aber vom Teufel geholt. Der Jäger kann keine Ruhe finden, sondern irrt als Gespenst herum, aber nur derjenige kann ihn sehen, der bereits eine Todsünde begangen hat, wie ja auch er selbst mit einer schweren Schuld beladen hineingegangen ist. Eine andere Version der Sage aber erzählt, daß am Fronleichnamstage die Gottesmutter mit einer schneeweißen Gamsgeiß in oder durch den Grimming gegangen sei. Darin dürfte, wie Feichtelbauer in seinem feinen Essay über die Dichterin vermutet, ein Überbleibsel der Sage von den „Saligen" liegen, jenen schimmernden Jungfräulein, die in Eis- und Kristallpaläften wohnen und sich besonders der Gemsen annehmen. Diese beiden Sagen hat Grogger verwertet und damit das Erotisch-Dämonische in die Dorfgeschichte hineingetragen, das wie ein unheimlicher Druck auf ihr lastet. Gleich am Anfange steht die sündige Liebe des halb mythischen Jägers. Ein schönes und braves Mädchen nämlich wird von einem heißblütigen Jäger begehrt; sie aber wahrt sechs Jahre lang ihrem Verlobten, dem Stralzensohn Matthias Grogger, die Treue und wird dann sein Weib. Doch der Jäger gibt sie nicht auf und belästigt sie mit seiner Liebe, die sie einmal nicht ganz unerwidert läßt. Dann aber von ihr abgewiesen, besteigt er den Grimming und verschwindet im geheimnisvollen Tore. Konstanzia Stralzin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schenkt ihrem Manne vier Buben, die nach den vier Evangelisten benannt werden und zu denen noch als Ziehtochter Rögerl (Regina), die Tochter des kinderreichen verwitweten Schulmeisters, kommt. Die Weltgeschichte lärmt 1809 ins Tal; eine Gewalttat gegen die napoleonischen Truppen zwingt Matthäus, den ältesten und von Jugend an ein wildes Wesen in seinem Gebaren zeigenden Sohn, zur Flucht. Längere Zeit gilt er als verschollen, aber die Heimatsehnsucht und die Liebe zu Rögerl treiben ihn heimwärts. Ehe er noch das väterliche Haus erreicht, hört er die Leute erzählen, er sei nicht des Stralzin, sondern des Jägers Kind. Es ist ein falscher Wahn, denn Konstanzia hat sich nicht so weit vergessen. Von nun an geht Matthäus nicht mehr heim, sondern strolcht, sich für den Sohn des Jägers und dem Fluche verfallen haltend, in der Umgebung herum. Nur zu Rögerl zieht es ihn immer wieder hin. In seinem Trotze und Hasse gegen die Menschen steigt er zum Grimmingtor empor und wird als Wilderer von den Jägern angeschossen. Todwund wird er von Rögerl, die ihm nachgeeilt ist, nahe am Grimmingtor gefunden und durch ihre Reinheit und durch ihr Gebet zum Frieden mit Gott gebracht.

Paula Grogger.

In einer lauter-frommen Jungfrau die befreiende und erlösende Kraft des katholischen Glaubens darzustellen, hat sich die Dichterin als eines der Probleme gestellt und durch die Gestaltung des Schlusses des Romans zu lösen gesucht. Daß diese Szene durch eine Verquickung von erotischer Leidenschaft, religiöser Inbrunst und den Schauern des Todes peinlich wirkt, kann nicht geleugnet werden. Wieder spielt die Sage hinein. Noch einmal bäumt sich im Angesichte des Todes in Matthäus die ganze Lebenskraft wild auf, in seiner Fieberphantasie will er den „Zaga“, seinen vermeintlichen Vater, sehen, der Trieb brennt in ihm auf, Rögerl aber betet, und als die Gefahr wächst, erscheint die Frau mit der schneeweißen Gamsgeiß, schenkt dem Mädchen eine Enzianblume, die voll Wasser ist. „Da hast einen Weihbrunn.“ Der wilde Bub wird ruhiger und lallt mit schwerer Zunge: „Gib dem Jager auch ein Tröpferl!“ „Ein Tröpfel!“ wimmerten sie im Berge. Dann wurde es still. Ein dünner, durchsonnter Staubqualm tanzte noch eine Weile um die Grube. Glutheiß dorrte Stein und Sand.“ An sich eine Familiengeschichte, wird sie durch die Zusammenfügung von geschichtlichen, kulturellen und sagenhaften Bausteinen zu einem stattlichen Bauwerk. Die Leuchtkraft der Farben und die herbe Charakteristik der Linien gesellt Paula Grogger zu den besten Heimatdichterinnen. Diese Menschen sind voll pulsierenden Blutes, diese Felder, Wälder und Berge atmen heimliches Leben. Vater Stralz, voll abgeklärter Menschlichkeit und tiefer Religiosität, aber wortkarg und verschlossen, zeigt seinem Eheweib mehr den unnahbaren Herrn als den milden Freund, der er doch ist. Konstantias Herz brennt wie ein rotes, heimeliges Herdfeuer von der trutzig-schamhaften Liebe zum Gatten, von der verhaltenen Zärtlichkeit zu den Kindern. Erschütternd ist die Szene, wo ihr der Sohn die vermeintliche Schuld ins Gesicht schleudert; sie wird „hintersinnig“, halb irrsinnig und irre an Gott. Und dabei fühlt sie sich doch nicht ganz rein, denn die vom Jäger ihr erwiesenen Zärtlichkeiten beflecken ihre Reinheit und lassen sie nicht den Mut finden, dem Dorfklatsch entschieden entgegenzutreten. So wird sie schuldig an dem traurigen Ende des Sohnes. Über ihr eigenes Schicksal läßt uns die Dichterin im Ungewissen. Auch andere Gestalten „geh'n einem nach“. So der Bäckerhansl, vor allem aber die Rögerl, durch deren unschuldigen Liebreiz bezaubert, der französische Oberst das ganze Dorf pardonniert, ferner die Oblarner Bauern, knochige, scharf geschnittene Gesichter, in hölzernen, starren Gepflogenheiten dahinlebend, sind sie doch empfänglich für goldene Volkspoesie, wie es in den Versen des Krippenspiels und des Abschiedsgrußes an den Pfarrer zum Ausdruck kommt. Dieser aber selbst, der Pater Isidor Hinterseer, Benediktiner von Admont, ist mit seinem schelmischen Lächeln und barmherzigen Weinen eine unsagbar feine und rührende Prachtgestalt. Die Natur spielt in das Menschengeschehen wirksam hinein; überall zeigt die Dichterin ihre Vertrautheit mit dem Leben und Weben in der Natur und ihre plastische Gestaltungskraft. Herzlich erfreut man sich an dem ganz ursprünglichen Erzählertalent der Dichterin, wenn man auch zeitweise das Gefühl hat, als ob es hie und da die Linie der Handlung überwuchere. Und Grogger erzählt in einer ursprünglichen, frischen Sprache; das ist kein abgegriffenes Schriftdeutsch, sondern, wenn man so sagen darf, eine Sprechsprache, bildhaft, kräftig, mit stark durchklingender Mundart der Heimat. Die Stärke der Verfasserin liegt in der liebevollen Kleinmalerei, im Ausschöpfen besonderer Stimmungswerte aus Landschaft und Volkscharakter, wodurch ihr nach eingehendem Verweilen in wesentlichen Details Massenszenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

prachtvoll gelingen; so die Audienz der Bauern beim Abt von Admont, das Verhör der Aufständischen durch den französischen General u. a.

Eine Legende nennt P. Grogger ihre tirolische Geschichte Die Sternsinger (1927). Sie versetzt uns in ein Bildschnitzerhäusl nächst der Alm, in dem die Urgroßmutter als Erzieherin der Großen und Kleinen waltet. Von den Krippenfiguren, die im „Sternsingen" der Dreikönigszeit lebendig werden, eilt die Sehnsucht der Alten zu ihrem Sohne, der vor 40 Jahren in die Heidenmission auszog und nun als Heidenbischof im fernen Orient wirkt. Und die lieben Kinder, durchweg Typen, wie sie nur eine mütterlich empfindende Lehrerin so prächtig zeichnen kann, erleben alle in ihrer Art den Heidenbischof. Wieder bewährt Grogger in dem Büchlein ihre Erzählungskunst und Kenntnis der Volksseele und überdies berichtet sie von allerlei Volksbräuchen („Rauhnacht"). Wie in dieser Legende erfreut P. Grogger auch in der Räuberlegende (1927) durch die an Stifter gemahnende mystische Naturbetrachtung und Naturbelebung und ganz besonders durch die Sprache einer wirklichen Neuformung aus einer innigen Vermählung mit der Natur heraus. Außer der Titelnovelle bringt das Buch noch drei Erzählungen. Von diesen schildert „Die Legende von der Mutter" die wundersamen Wege, auf denen eine Heidin in der ersten Zeit des Christentums mit ihren Kindern zu Christus findet und dadurch zugleich zu ihrem tiefsten Wesen als Mutter. „Das Kind der Saligen" ist eine im kindlichen Märchenton geschriebene Erzählung und vom Rabenknäblein erzählt die vierte Legende, die insbesondere durch ihre geradezu klassische Naturbeschreibung und Sprache entzückt. Durch die tiefe Symbolik fesselt Das Gleichnis von der Weberin (1929). Nach der Anweisung eines Einsiedlers webt ein Mädchen zeitlebens an einem kunstvollen Teppich mit tausend bunten Fäden, von vielen nicht verstanden, ja angefeindet und verspottet. Die Weberin ist die Dichterin, die mit Gottes (des Einsiedlers) Sendung ein Bild des Menschenlebens webt, so vielfältig und vielgestaltig als es ist, und hofft nach Vollendung des Werkes von Gott heimgeholt zu werden.

Zu den fruchtbarsten Novellendichterinnen gehört Jaffy Torrund (Dn. für Josefa Mose, geb. 1860 in Preetz, Holstein, lebt in Scheinfeld). Über 80 Novellen und zwei Romane hat sie ihrem zahlreichen Leserkreise gegeben. Nicht alle sind gleichwertig; manche sind nur Unterhaltungslektüre, viele aber erheben sich über das Niveau der Alltäglichkeit. Was man von einem guten Erzähler verlangt: innere Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit, lautere Phantasie, Gestaltungskraft, scharfe Beobachtung der Umwelt, hell- und feinfühlige Seelenkenntnis, Natur- und Kunstsinn, sonnig-ernster Humor, all das besitzt Torrund. Dazu kommt noch kernhaft christliche Sittlichkeit, Menschen- und Gottesliebe. Ihre Stoffe wählt sie mit Vorliebe aus dem Familienleben oder einem schlichten Sonderschicksal, aber auch dem einfachsten gewinnt sie unvermutete Werte ab und vertieft selbst kleine Alltagsbegebenheiten zu seelischen Erlebnissen.

Wir erwähnen die Mädchenerzählung Hannas Lehrjahre (1919), den Band Wenn's dunkel wird (1902), der drei Erzählungen enthält, von denen „Die Hüblerlaube" von einer Witwe berichtet, die durch schwere Entbehrungen sich durchringt, „Der einsame Spatz" von der Berufstreue eines Arztes und „Das Glück" von der Aufopferung einer Frau meldet. Autobiographisches bringt Ein dunkler Punkt. Mitten aus dem Leben gegriffen ist der Stoff in dem Novellenbande Weiße Narzissen (1900). Würdig schließt sich der Novellenband Spätsommer an (1906). Wieder einen tiefen Blick in den ärztlichen Beruf eröffnet Was der Doktor erzählte; treffliche Charakteristik und lückenlose Motivierung zeichnet Sein Herzenskind (1907) aus, fröhlicher Humor kommt in der Sammlung Die Gypskatze (1909) zum Ausdruck, auf einen ernsten Ton gestimmt ist die Serie Wenn Landsleute sich begegnen (1912); von ungleichem Werte sind die Novellen der Bände Die Krone der Königin und Ein Kuß aus Versehen. Es folgten die Sammlungen Zöllner und Sünder, Mit Gott und gutem Wind, Heimatsehnsucht und Verschlossene Truhen, Ellinors Tagebuch (1924). Torrunds Romane Sonjas Rache und Das Rätsel von Banz (1926) hatten wenig Erfolg.

Ein beachtenswertes Erzählertalent besitzt Marie von Hutten (geb. 1867 in Würzburg, lebt in Lohr a. Main). Sie erweist dichterisches Empfinden, einen schlichten, herben Stil. Es weht aus ihren Erzählungen eine Stimmung, wie wenn man Feiertags durch sonnenbeglänzte Dörfer schreitet. Mit Vorliebe schildert sie die Leiden mißgeschickter Menschen, aber in einer Weise, aus der Liebe und Heiterkeit der Gesinnung spricht. Sie haftet nicht am Oberflächlichen der Erscheinungen, sondern wählt die dunkleren, die Einsamen.

Und so sind drei Einsame die Helden ihrer ersten drei Romane, deren Umwelt ganz getragen, ja sogar zum Teil ganz beseelt ist von dem materialistisch-intellektualistischen Getue der goldsatten und innerlich faulen Vorkriegszeit. Rufende Weite (1915) ist ein Entwicklungsroman, in dem Timm Harkopp zu einem überzeugenden, lebenskräftigen und gesunden Menschen erzogen wird. Er ist der einzige Sohn von Bauersleuten, in der Erziehung und Schule ein bißchen schwierig, da ihm irgend ein Vorfahr zu seiner bäuerischen Energie auch einen Tropfen träumerischen Elementes vererbt hat. Aus der Enge des elterlichen Betriebes lockt ihn die „rufende Weite" des Lebens, das Unbekannte der großen Welt, er wird ein Lehrer, vor dem man Achtung haben muß. Er verzichtet auf das persönliche Glück und sieht seine Aufgabe in der Glücksorge für die Allgemeinheit. Neben dieser Timm-Entwicklung läuft noch eine andere, die eines

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jungen Adligen, dessen Leichtfüßigkeit wieder mit glücklicher Psychologie in Gegensatz und später in Harmonie mit lebhafter Lebensverantwortung gebracht wird. Dies alles wird in einer Sprache erzählt, die ebenso weit von der sogenannten „flotten Schreibweise" entfernt ist wie von Originalitätshascherei: Einen Schritt zum Dichterischen hin bedeutet das Buch Der Erbe (1916). Die Verfasserin wünschte das Wesen eines letzten Sprößlings aus altem, adligem Geschlecht zu geben, der, geistig und körperlich durch unheilvolle Erbschaft beschwert, sich einen Weg durchs Leben sucht, voll Lebenswillen wie die übrigen, auch zur Tat hindrängend, die bei ihm nicht weniger bejahend ist wie bei anderen, nur daß es sich bei ihm um Taten des Opferns handelt. Schön und ohne Aufdringlichkeit wird das Wesen der altruistischen Moral erwiesen und es nimmt für Hutten ein, daß sie ihr Buch nicht von vorneherein auf diesen Beweis stellt und eine dramatische Predigt bringt, sondern daß sie den Charakter und seine Entwicklung als echte Epikerin zum Ausgang und Ziel nimmt, dessen Moral natürlich und folgerecht wie eine Blume dem ungezwungenen Charakter entsteigt. Natürlich und ungezwungen ist auch die epische Ausführung. Es atmet aus ihr ein gelassenes Wesen, das gläubig und froh den Dingen sich hingibt und ahnungsvoll von Lebenswundern durchschauert, versunken dem Lied des Daseins nachlauscht. Freilich läßt sich M. v. Hutten zuweilen noch verwirren und das verwünschte schriftstellerische Wesen verdirbt ihr nicht selten den schönen Ton. In dem Roman Des Weges Ende (1915) ist fast durchgängig ein guter Ton der empfundenen Wahrheit. Es schwingt die Empfindung mit, die Satz und Seite nicht vorüberfließen läßt wie etwas Gleichgültiges. Die Verfasserin erzählt von einer Frau, die nach kurzer Ehe den genießerischen, in Liebhabereien sich zersplitternden Mann verliert und nun sich gelobt, ihre beiden Jungen durch die Erziehung in der Erkenntnis von Pflichten zu verankern. Da ist ein Gut, das heruntergewirtschaftet ist; sie unternimmt es, es in asketischen Mühen zu festigen; ihre Söhne sollen es später übernehmen. Aber ihre Söhne entwickeln sich von dieser Pflicht fort. Den einen treibt es zur Malerei, den anderen zum ärztlichen Beruf. Nach einem langen Leben der Arbeit, das alle Lebensfreude mordet, muß die Frau bekennen, daß sie auf dem falschen Wege war, und sie entsagt — freilich zu spät für alle. Am Ende des Weges steht sie, äußerlich zwar reicher als an seinem Beginn, einsam — wie sie es im Grunde eigentlich während ihres ganzen Lebens gewesen ist. Höher als die drei besprochenen Romane stellen wir das Buch Die große Harmonie (1919), eine Sammlung von Erzählungen. In den besten von ihnen („Im Schatten der Schuld", „Heimatlose", „Das Käsperle") sehen wir, daß die Verfasserin gestalten kann. Da ist alles straff, innerlich notwendig, kein Spiel mit Nebendingen. Das Wesentliche ist wesentlich gesagt, ob es sich nun um den Konflikt zwischen Vater und Sohn, zwischen dem unehelichen Kinde und seiner Umwelt oder der unglücklichen Frau handelt. „Das Leben bedeutet Gott. Und es will von uns Liebe — Liebe — nichts als Liebe." Das ist der tiefe Klang, der durch diese Geschichten geht und die sozial zerklüftete Welt in der „großen Harmonie", dem tiefen Verbundensein von Diesseits und Jenseits, der Gemeinschaft der Heiligen, versöhnen möchte. So wird das Buch zu einer einzigen glühenden Liebesflamme, zur vorbildlichen Nächstenliebe, die menschliche Verhältnisse verklärt, besänftigt und erlöst. Das Buch gestattet auch einen Blick in die innere Entwicklung der Verfasserin, denn die Heldin in dem Stücke, das dem Ganzen den Titel gibt, ist sie selbst. Auch sie hat sich von einer Lebensansicht, deren Pole nichts waren als unfruchtbarer Pessimismus oder ebenso unfruchtbarer Ästhetizismus, emporgerungen zu einer vollseitigen Weltanschauung. Ausgesprochen katholischen und religiösen Charakter tragen denn auch ihre späteren Romane Der immergrüne Kranz (1924) und Heimatsucher (1925).

Marie v. Hutten

Uraltes wieder aufleben zu lassen, betrachtet Lisa Tetzner (geb. 1894 in Zittau, Oberschlesien, lebt in Catons bei Lugano i. d. Schweiz) als ihre Lebensaufgabe. Sie wanderte als Märchenerzählerin durch Deutschland und ward bald als „Märchentante", als „Märlerbas" bekannt und beliebt. Durch ihren jegliche theatralische Wirkung vermeidenden Vortrag weiß sie bald jene Stimmung des Traulichen, des Intimen zu wecken, die nun einmal mit allen Märchen untrennbar verbunden ist. Aus der Märchenerzählerin wurde die Schriftstellerin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf ihren Wanderungen hat sie Land und Leute, das Leben in der kargen Behausung des Bergmanns wie das auf den Schlössern alter fürstlicher Geschlechter oder moderner Industriebarone kennen gelernt und die vielgestaltigen Eindrücke in sich aufgenommen. Aus Briefen, Aufzeichnungen und Tagebuchnotizen entstanden die drei Bücher, in denen sie von ihren Wanderfahrten durch Deutschland berichtet und ein farbiges Kulturbild aus dem Deutschland unserer Tage entwirft. Dabei kam es ihr nicht darauf an, geographische Wanderbücher, sondern Dokumente ihres Wirkens zu liefern. So erzählt sie von ihren Erlebnissen, und zwar im ersten Bande Vom Märchenerzählen im Volke Thüringens (1922); im zweiten Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen (1922), von denen im Schwabenlande und der dritte Band führt in das Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr (1923). Nicht als ob Lisa Tetzner damit eingriffe in die großen politischen Fragen, das liegt ihr fern, obschon ihre Fahrten in die Zeit der Ruhrbesetzung fielen. Nein, alles, was sie tut, ist, unser Mitgefühl zu wecken, in größter Anschaulichkeit Ausschnitte, Bilder, Skizzen filmartig hinzuwerfen. Aus inniger Verwobenheit mit dem Volkstum hat sie das unterhaltsame Büchlein für das Laienspiel Im blauen Wagen durch Deutschland (1927) geschrieben und darin den Laienspielern beachtenswerte Winke gegeben. Was an Witz und Schlagfertigkeit im Volke läuft, sprudelt in ihrem Deutschen Rätselbuch (1924). In dem Buche Gang ins Leben berichtet sie in verhüllter Form über ihr Leben bis zum zwanzigsten Jahre. Nicht welterschütternde Ereignisse werden erzählt, sondern die Darstellung erwächst aus stillem Behagen und liebevollem Versenken in das Kleine und scheinbar Unbedeutende. „Ich habe die Geschichte denen erzählt, denen ein Kind ebenso wichtig ist, wie sie sich selbst sind. Die in ihm die große Menschwerdung spüren und sie anerkennen als ein Wirken Gottes." Die enge Bindung an das Volkstum bringt sie auch in den prächtigen zwei Bänden Die schönsten Märchen der Welt für 365 und einen Tag (1927), die sie aus den Sammlungen der Märchen der Weltliteratur zusammengestellt hat. Für jeden Tag ist ein Märchen bestimmt. Es folgten dann noch „Japanische", „Türkische", „Sizilianische" (alle drei 1928) und „Irische" und „Russische" Märchen (beide 1929).

Das erwachende Interesse für die Vergangenheit führte zu einer Wiederbelebung des historischen Dramas. Mehrere Dichter dieser Art wurden in anderem Zusammenhange schon genannt; andere mögen hier vorgeführt werden. Im Mittelpunkte des katholischen Literaturlebens in Wien steht Richard Kralik von Mayrswalden, ein scharfer, philosophisch geschulter Geist von universellem Wissen und ungewöhnlicher Gründlichkeit, eine nimmer rastende Arbeitskraft, ein Mann, der jedem, mag er sich zu seinem Kulturideale, zu seiner Philosophie, seiner Ästhetik und seinem dichterischen Schaffen stellen, wie er will, durch sein begeistertes, ehrliches Wollen und seinen idealen Gedankenflug Verehrung und Bewunderung einflößt. Sein Name wurde ganz besonders zur Zeit des sogenannten katholischen Literaturstreites oft genannt. Man erwarte nicht, daß wir hier die strittigen Fragen aufrollen. Die Wogen haben sich gelegt; das Literaturproblem wurde nach allen Seiten hin beleuchtet; jetzt galt es zu schaffen. Und daß Klarheit in die Frage über die Stellung der Katholiken zur belletristischen Literatur gebracht und das literarische Leben in katholischen Kreisen geweckt wurde, war der schönste Gewinn, den die Literaturbewegung gebracht hat. Karl Muth, der Herausgeber der vornehmen Revue „Das Hochland", und Kralik waren die Führer im Kampfe. Wollte man Kraliks Werke fachgemäß bewerten, dann müßte man Philosoph, Theolog, Archäolog, Kunsthistoriker, Historiker, Musiker und Kritiker sein. Einen tief schürfenden „Essay" über ihn hat Wilhelm Oehl in der „Kultur" (1912) veröffentlicht, dem wir für unsere Darstellung manches verdanken. Oehl selbst (geb. 1881 in Wien), ein Mitglied des Gralbundes, hat sich durch seine Studien über die Mystiker des Mittelalters in den gelehrten und durch seine formvollendeten und warm empfundenen Gedichte („Almende" 1908) in weiteren Kreisen einen geschätzten Namen erworben.

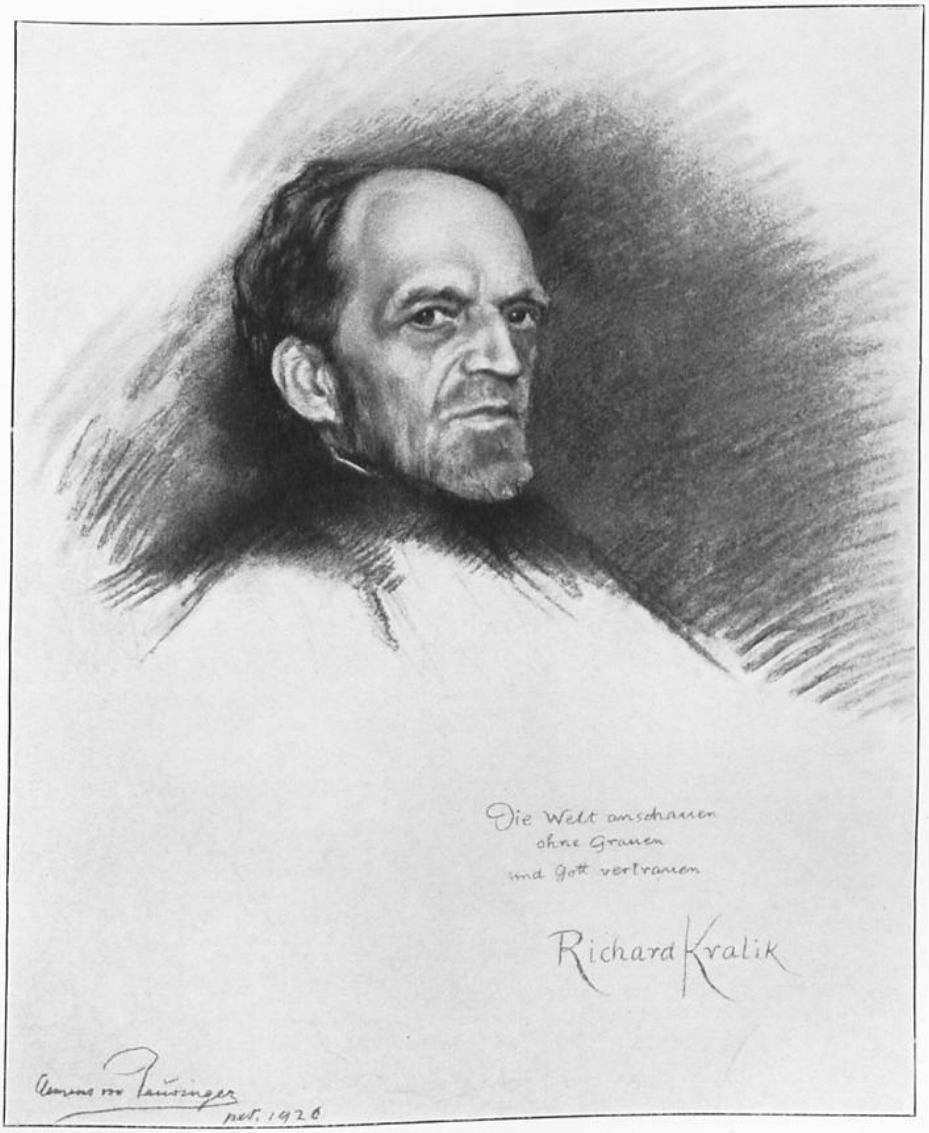
Richard von Kralik wurde am 1. Oktober 1852 in Eleonorenhain im Böhmerwalde geboren. In Linz besuchte er die Volksschule und das Gymnasium, in Wien die Universität (1870). Neben den Rechtswissenschaften, die er sich als Berufsstudium gewählt hatte, beschäftigte er sich mit Philosophie, klassischer Altertumswissenschaft, Orientalistik, Musik, Kunst und Literatur. Sein Wissensdurst führte den jungen Doktor an verschiedene deutsche Universitäten, um dort insbesondere dem Studium der orientalischen Kulturen zu obliegen. Dabei aber erwachte in ihm bereits das Interesse an den sozialen und philosophischen Problemen der Gegenwart und er trug sich mit dem kühnen Plane, einen Katechismus der sozialistischen Idealreligion zu schreiben. Gedichte, die er unter dem Titel Roman veröffentlichte, lassen uns in Kraliks damaliges Seelenleben einen Blick werfen. In Rom und Griechenland vollzog sich dann die Umwandlung. Das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ideal der antik-hellenischen Kultur hat es ihm angetan und im Banne dieser Macht steht er auch heute noch. Ein kühner Kulturtraum stieg in ihm auf: „die Gegenwart, die Zukunft soll zu einer Kulturblüte erhoben werden, die der Antike gleichwertig, ja überlegen ist." Der Verwirklichung dieses Gedankens, seines romantisch-katholischen Kulturprogramms, widmete er fortan sein Leben und alle seine Dichtungen stehen im Dienste dieses Strebens. Er schlug in Wien sein Zelt auf und fand in Maria von Flattich eine hochbegabte, kunstfreudige Lebensgefährtin. Die äußeren Verhältnisse gestatteten es ihm, auf jede Berufstätigkeit zu verzichten und nur seinen Idealen zu leben. Als Dichter stand er in den achtziger Jahren mit den Berliner Literaturrevolutionären in Verbindung und lieferte in die „Modernen Dichtercharaktere" manchen Beitrag. Aber seinem klar erkannten Ziele zustrebend, löste er sich von ihnen und war, während jene sich vom Naturalismus zum Symbolismus und zur Neuromantik durchrangen, schon längst in sein romantisch-katholisches Kulturprogramm vertieft. In diesen Jahren setzte dann auch Kraliks segensreiche Tätigkeit für das literarische Wien ein: er trat mit der Leo-Gesellschaft in Verbindung, regte die großen Festspiele an, die seit 1893 in den größten Hallen und auf den breitesten Plätzen Wiens mit großem Erfolge aufgeführt wurden, leider aber sich nicht hielten, und wirkte eifrig mit zur Gründung des „Verbandes katholischer Schriftsteller Österreichs", aus dem sich dann der „Gralbund" abzweigte. Dieser entfaltet seit 1905 eine sehr fruchtbare Tätigkeit und ist der Verkünder des religiös-nationalen Kulturprogramms Kraliks. Er tut dies durch die Zeitschrift „Der Gral", der unter Eicherts trefflicher Leitung immer weitere Kreise gewann, das Literatur- und Kulturprogramm der religiösen Romantik vertritt und unter der zielsicheren und weitblickenden Leitung Friedrich Muckermanns eine unserer besten Literaturzeitschriften geworden ist. So ist Kraliks Name mit dem Geistesleben Wiens aufs innigste verbunden. Er hat eine gründliche und allgemein verständliche Geschichte Wiens geschrieben und seine Poesie ist das katholische deutsche Österreich.

Von seinen literarischen Schöpfungen können innerhalb der unserem Buche gesteckten Grenzen nur die poetischen betrachtet werden, so verlockend es auch wäre, seine den christlichen Idealrealismus verkündenden philosophischen Schriften, vor allem das dreiteilige Werk Weltweisheit, ferner die vier Essaybände Kulturstudien (1900), Neue Kulturstudien (1903), Kulturarbeiten (1904) und Kulturfragen (1907), wie die historischen Monographien Jesu Leben und Werke (1905), Der heilige Leopold (1905), Sokrates (1899), Homeros (1910), Weltschönheit, Die Weltliteratur im Lichte der Weltkirche, „Die Weltliteratur der Gegenwart", die Schrift über Angelus Silesius usw. in ihrem Ideengange vorzuführen. Die Weltgeschichte von z. B. Weiß fand an ihm einen würdigen Fortsetzer für die Zeit von 1815 bis 1919. Den Übergang zu den poetischen Leistungen Kraliks mögen seine Neudichtungen bilden.

Mit jahrzehntelangem Fleiße hat er die Literaturwerke deutscher Vergangenheit durchgearbeitet, um sie kritisch-dichterisch dem Volke nutzbar und genießbar zu machen. So entstand das Deutsche Götter- und Heldenbuch (1903). Was immer als Danaidenarbeit erschienen war, die entstellt überlieferten Bruchstücke einer einzigen, ungeheueren, unübersehbaren Rhapsodie so gut wieder aneinander zu schmieden, daß wenigstens einigermaßen die ursprüngliche Einheit wieder hergestellt erscheint, ist dem Fleiße und Wissen Kraliks und nicht zuletzt seinem Scharfsinn in den sechs Bändchen gelungen. Es ist nicht eine Sammlung von Neudichtungen oder gar Übersetzung, es ist eine einheitliche Dichtung. Die Heldengedichte, die zwischen den ersten beiden Höhepunkten unserer Literatur (600—1200) liegen, bilden eine ideale, einheitliche Welt und diese wollte Kralik wiedergeben. Er komponiert also, stilisiert ganz leise und dichtet unter diesem Gesichtspunkte die vielen Denkmäler neu. Das Ziel der Angliederung ist das Nibelungenlied; die Knoten, die an es geknüpft sind, die tausend Fäden, die es voraussetzt, hat er aufgelöst und ausgesponnen, soweit Denkmäler dafür vorlagen. Die Dichtung war ein Versuch, das eine Element unserer ersten klassischen Periode, die Sagenwelt des Volksepos, die deutsche Sage als lebenden Wert in die Literatur einzuführen. Das andere Element, die Stoffe des höfischen Epos, die Parzival- und Gralsage, hat Kralik in seiner Gralsage (1907) zusammengefaßt. Den Grundzug des „Götter- und Heldenbuches" bildet der verhängnisvolle deutsche Antagonismus: Siegfried, der Held des Westens und Nordens, gegenüber Dietrich, dem Helden des Ostens. Auch im „Gralbuch" ist der Grundgedanke ein Antagonismus, ethisch und kulturvoll erfaßt: Artus und die Gralritter. Die Vorgeschichte bietet Elemente aus verschiedenen Dichtungen; die führenden Helden reifen heran; „Minnezauber," der Höhepunkt des weltlichen Rittertums, im wesentlichen



Dem Heiligen Geist zu dienen,
das ist das Wesen der Kunst

Richard Kralik

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Tristan. Nun kommt die Tragik in beide Welten: Verwirrung in Artus' Tafelrunde und Amfortas Schuld. „Irrende Ritter" sammelt die loseren Bestandteile der Komposition; „Grals Finden und Verschwinden" endet die wunderbare Welt mit leiser Tragik. Der ruhende Pol des Ganzen ist Parzival. Geistreich ist der Versuch, damit ein ethisches Ideal zu gestalten, das sich als „Gralkultur" in Gegensatz zur Faustkultur stellt. Wieder ein Verdienst Kraliks ist es, daß jetzt auch den weitesten Kreisen das altehrwürdige Passional durch seine Bearbeitung in der Goldenen Legende (1902) zugänglich gemacht ist. An die epischen Erneuerungen schließen sich dramatische. Er erneuerte zwei alte Mysterienspiele, von denen das eine die Geburt, das andere das Leiden und Sterben des Heilandes zum Inhalte hat, und veröffentlichte sie als Weihnachtsspiel (1893) und Osterfestspiel (1898). Beide sind Weiterdichtungen aus dem Geiste des Volksliedes. Diese Lieder — sie bilden den Chor — sind das Leitmotiv, aus dem Stimmung und Farben des Ganzen erblühen. Daß sie eine Entdeckung volkstümlicher Schätze sind, beweist das „Weihnachtsspiel", das im Düsseldorfer Stadttheater im Dezember 1907 durch zwei Wochen großartigen Beifall fand. Es war gewiß ein glücklicher, in seinem Kulturprogramm begründeter Gedanke Kraliks, das Interesse des Volkes für derartige Festspiele wieder zu wecken. Denn mehr als sonst zeigt sich in ihnen die Verbindung von Volksglaube, Volkstum und Kunst zur Wesenseinheit von Kultus und Kultur. Wie Kralik so haben auch E. Schmidt, A. Pöllmann und andere versucht, die Volksbühne ihrer ursprünglichen sozialen und ethischen Bestimmung wieder zurückzuerobern, und die anregenden Worte sind nicht verhallt. Wir erinnern an die aufblühenden Volksbühnen in Vordertiersee, Brixlegg, Höritz im Böhmerwalde, an die Altdorfer Tellspiele, das Hanauer Lichtenstein-Theater, an das Erler Theater, das Harzer Bergtheater usw. Auch der Erneuerung weltlicher Dramen widmete Kralik Zeit und Arbeit; er gab dem Volksschauspiel vom Doktor Faust (1895) ein neues Gewand und erneuerte mit Josef Winter Deutsche Puppenspiele (1885). Beide sind dauernde Besitzungen seiner oft so glücklichen und ergebnisreichen Entdeckungsfahrten. Sie ließen ihn endlich das Festland finden, von dem das ganze Jahrhundert immer sichereren Besitz genommen hatte: die nationale Vergangenheit, die deutsche Sage. Die Erfahrungen, die er in der Antike geschöpft, haben seine Richtung bestimmt. Unsere nationale Vergangenheit so zum Inhalt unserer ganzen Kultur, unserer Kunst, Musik und Literatur zu machen, wie es die Griechen mit der ihren erreichten, das ist der Kern von Kraliks Arbeit, soweit sie sich auf stoffliches Erwerben richtet. Die zahlreichen Puppen- und Volksspiele, von denen das Jahr 1924 allein 14 aufweist, bedeuten eine Wiederbelebung unserer Volksbühne. Der fürchterliche Ernst und die Großartigkeit des alten Heldenliedes liegt in diesen von üppiger Phantastik erfüllten Spielen, in denen der alte Kasperl wieder zu Ehren kommt, aber auch die Weisheit eines Sokrates, eines Aristophanes schneidender Witz, die christliche Milde, das Erbe des Österreichers an Gemütstiefe, Beschaulichkeit und heiterem Lebensmut. Von diesen Stücken wurde „Der liebe Augustin" vom Klub der Alt-Wiener mit dem ersten Preise gekrönt.

Die selbständigen Dichtungen Kraliks sind zahlreich und zeigen, daß er nicht bloß Nachempfinder, sondern auch als Dichter ein origineller Geist ist. Er ist Lyriker, Dramatiker und Epiker.

Noch aus der älteren Zeit stammen die Episteln und Elegien Offenbarung (1883), die römischen Liebesblätter Roman und das gleichfalls erotisch-lyrische Büchlein der Unweisheit (1884). Von besonderem Werte ist die Sammlung „Offenbarung", denn die dort vereinigten Gedichte enthalten bereits „in mythologischen Bildern dieselbe kühne, sinnigschöne Weltweisheit, die seit 30 Jahren der Grundton aller Wirksamkeit Kraliks ist: die mystische Philosophie der Weltweisheit". Wir rechnen das Büchlein neben der „Weltschönheit" zu den besten Gaben, die uns der Verfasser schenkte. Kraliks Lyrik ist innerlich erlebt, eine Verwirklichung seiner Poetik („Kunstbüchlein" 1891), sie ist formsicher, ursprünglich und gedankentief. Stimmungszauber und Wortgepränge finden sich bei ihm gelegentlich, aber sie sind ihm nicht der Endzweck der Lyrik. Sie ist ihm vielmehr Gefäß und Form eines reichen, tiefen Ideengehaltes. Ohne aufdringliche Frömmigkeit gibt er wiederholt Zeugnis von einer frei durchgerungenen christlichen Gläubigkeit, die um so tiefer wirken muß, als sie in vollendet schöner Weise mit den höchsten Fragen und der tiefsten Erfassung ewiger Geheimnisse sich beschäftigt. Er ist von der Wahrheit durchdrungen, daß die lyrische Dichtung von der Lyra, der Musik, ihren Ausgang genommen hat. In diesem Sinne besonders sind die Weihelieder und Festgedichte (1901) und die Lieder im Heiligen Geiste (1895) aufzufassen. Daß ihm als Vertoner und Dichter diese Art besonders gelingen mußte, beweist das Buch auf das glücklichste. Seine wuchtigen Kriegsgedichte bietet die Sammlung Schwarzgelb und Schwarzweißrot (1914—1916).

Groß ist die Zahl der Bühnenwerke Kraliks. Wir nennen zunächst die geistlichen Festspiele: „Die Schatzung in Bethlehem", „Der zwölfjährige Jesus", „Der Tod des heiligen Josef", das einfache und doch tiefpoetische Festspiel „Veronika" mit Chören in den kunstvollen, altklassischen Strophenformen, die drei Festspiele nach Calderon: „Der Ruhm Österreichs", „Die Ähren der Ruth" (1905), „Die Geheimnisse der Messe" (1905), die Bearbeitung von 26 Sakramentsspielen Calderons, deren einige wiederholt am Fronleichnamstage vor den Kirchen Wiens aufgeführt wurden, dann die neun Gralspiele, die in fortlaufender Folge die Schicksale der Gralsage und ihres Symbols bis auf unsere Zeit behandeln, ferner das Weihefestspiel „Kaiser Markus Aurelius in Wien" (1899), „Donaugold" (1906), „Bechelaren", „Das Veilchenfest in Wien"; Das Trauerspiel Merlin (1913). Daran reihen wir die umfangreicheren Stücke, so Die Türken vor Wien (1883), in denen die Darstellung der Belagerung Wiens (1683) verbunden ist mit der alten Wiener Sage vom wilden Jäger, vom Agnesbrünnl und den Heimatgeistern des Wiener Waldes. Zwei Jahre später veröffentlichte er Maximilian, ein bühnenwirksames, von warmem Patriotismus erfülltes Stück und 1908 die Heptalogie Die Revolution. Unter diesem Titel erschien der dramatische Zyklus, der die Ereignisse der französischen Staatsumwälzung und der sich daran schließenden Revolutions-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Befreiungskriege darstellt, also ganz Europa zum Schauplatze hat. Der eigentliche Held des Zyklus ist nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, Napoleon, sondern „das deutsche Volk, die deutsche Volksseele, ihre Befreiung aus geistiger und politischer Fremdherrschaft und das Aufblühen der nationalen Romantik". Das erste Drama „Das Königsgericht" endet mit der Hinrichtung Ludwigs XVI., „Die Schreckensherrschaft" schließt mit dem Falle Robespierres, das dritte Drama „Der Sohn der Revolution" behandelt das Emporkommen Napoleons, das vierte „Drei Kaiser" gruppiert sich um die Schlacht bei Austerlitz, das fünfte „Eine Kaiserhochzeit" stellt die Ereignisse von 1800 bis 1813 dar und schließt mit der Vermählung Napoleons und Marie Luisens, das sechste führt uns in den „Befreiungskampf" und mit dem „heiligen Bund" schließt der Zyklus. Es ist wahr, diese sieben Stücke, die eigentlich nur sieben Akte eines einzigen Dramas darstellen, sind keine Dramen im eigentlichen Sinne, sondern, wie Gobineaus „Renaissance", historische Gemälde im großen Stil, aber auch als solche verfehlen sie nicht die dramatische Wirkung. Es ist staunenswert, mit welcher Sicherheit Kralik über den gewaltigen Stoff gebietet und wie er mit den historischen Ereignissen, so auch mit den kulturhistorischen Erscheinungsformen bis ins einzelnste vertraut ist. Gewiß, es war ein kühner Wurf, den Kralik wagte, und mag auch nicht alles gelungen sein, wir freuen uns des Gebotenen. Kraliks Versuch, den griechischen Einakter mit Chören auf deutsche Stoffe anzuwenden, hat sich auf der Bühne als lebensfähig und wirksam erwiesen. Lachen und Weinen gehört zur Weltharmonie; er schließt also Tragödie und Komödie zu einer höheren Einheit zusammen: das Märchenspiel Rolands Knappen (1898) und das Heldenspiel Rolands Tod. Für eine Eroberung von weittragender Bedeutung halten wir seine Lustspiele, mögen sie auch noch zögernd gewagt und noch unzulänglich aufgeführt sein. Er hat es gewagt, in einer Zeit, in der alles auf das Charakterspiel schwur, die deutsche Sage auch zu Symbol und Stoff für das Lustspiel zu gestalten („Kraka" 1893, „Der Dichtertrank" 1904). Von Kraliks Lustspielen seien genannt: „Die Gründung Wiens", „Wundervolle Märchenwelt", „Der letzte Nibelung in Wien", „Turandot und der Wiener Kaspar", „Von Babels Turm zum deutschen Heim" (alle 1925). Hans Sachsens „Julianus der Kaiser im Bade" fand in Kralik einen Bearbeiter.

Noch erübrigt, der Arbeiten Kraliks auf epischem Gebiete zu gedenken, und da stellen wir sein Heldenlied Prinz Eugen (1896) gleich obenan. An das bekannte Volkslied anknüpfend, hat er eine Dichtung geschaffen, in die er alle seine kühnen Ideen und patriotischen Ideale von Österreichs welthistorischer Sendung, von deutscher Herrlichkeit und christlicher Kultur hineingelegt hat. Soll sie auf das Volk wirken, dann muß sie nach des Dichters Absicht als ein lebendiger Volksliederkranz nach der Melodie des alten Soldatenliedes gesungen werden, wie im Mittelalter die Epen von Rhapsoden vorgetragen wurden. Von den Prosadichtungen ist Hugo von Burdigal (1901), in einem schlichten, anmutigen und klaren Stil, die Bearbeitung eines Stoffes aus der französischen Karolingersage. Die Kunst dieses köstlichen, in Kraliks naiver, prächtiger Prosa geschriebenen Buches liegt darin, daß der Widerschein zweier Welten: der schwere, wehmütige Glanz der alten Sage von Huonde Bordeaux und Gastons leuchtendes, flirrendes Licht so seltsam zusammenrinnen. Das Märchenhafte ist ungleich heller und reiner als in Wielands „Oberon", der ja denselben Stoff behandelt; dieser gibt Komik, wo Kralik Humor gibt. Schlicht, einfach und eigenartig in der Behandlung des Stoffes sind auch Kraliks Heimaterzählungen, mit denen er Wiens Vergangenheit und Zukunft verklärt. Wien wird ihm in diesen Erzählungen zum Mittelpunkt deutscher Kultur, des christlich-germanischen Kaisertums, ja des christlichen Europa. Mit Heinrich von Ofterdings Sendung (1923) eröffnete sich die Reihe von sieben noch nicht vollständig gedruckten Kulturromanen, die, bis zum Sommer 1925 in rascher Folge vollendet, das deutsche Geistesleben von den Zeiten der Minnesinger bis auf unsere Tage in groß angelegten Gemälden vorführen. Behandelt „Ofterdings Sendung" die Babenbergerzeit und die Kreuzzüge, so führt uns Jung Theuerdank in die Glaubenswirren nach dem Tode Maximilians I., in den Kampf der „Gralkultur" mit der „Faustkultur". Simplizius umfaßt die Barockzeit, Münchhausen geißelt mit einer jenen Typus noch überbietenden Ironie die Verstiegenheiten der Aufklärung, Kyselak das an Napoleon sich entzündende, ruhmsüchtige und überhebliche Wesen der Biedermeierzeit, in Dreiteufels Denkwürdigkeiten verfolgt ein Vertreter des verneinenden Prinzips die politischen Ereignisse von 1858 bis 1914 und ein letzter Roman Gloria, Viktoria, Caritas führt durch die Schrecken des Weltkrieges zum versöhnenden Abschluß. So stellen sich alle Dichtungen Kraliks in den Dienst seines Kulturideals, dessen Unterbau die Antike, Christentum und Germanentum bilden.

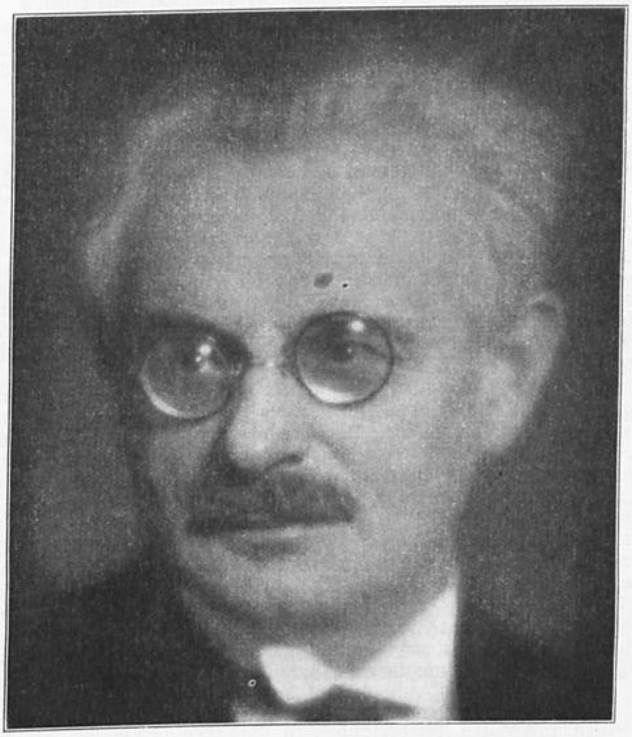
Doch wozu die fast zahllosen lyrischen, epischen, dramatischen und novellistischen Dichtungen und Nachdichtungen Kraliks alle aufzählen? Er hat ja mehr poetische Bücher geschrieben, als viele andere je in ihrem Leben lesen. Wirksamer als eine dürre Aufzählung dürfte eine zusammenfassende Charakteristik des Poeten Kralik sein. Was ist das Wertvollste an diesem Dichter? Sicherlich die harmonische Einheit, die sein Leben und sein Denken und Dichten zu einem großen Kunstwerk erhöht. Aus seinem starken Persönlichkeitsgefühl erklärt sich, wie Oehl sagt, die strenge Geschlossenheit und harmonische Konsequenz in seinem vielseitigen Schaffen, in seinem Dichten und Denken.

Einen „romantischen Realisten" hat man den Luxemburger Nicolaus Welter (geb. 1871 in Wersch, Professor in Luxemburg) genannt. Nicht mit Unrecht, denn in ihm vereinigt sich die schwärmerische Phantasie des begeisterten Troubadours mit dem scharfen Blick des modernen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Realisten; Liebe zur Natur, Freude an ihrem Weben und Walten und ein warm fühlendes Herz für die Notlage und Aufgaben unserer Zeit offenbaren sich nebeneinander in seinen Dichtungen.

Vorliebe für die romantische Poesie trieb ihn an, sich mit der provenzalen Literatur zu beschäftigen und uns mit dem ganzen idealen Kunstschaffen der Feliber bekannt zu machen. Er tat es in drei fesselnd geschriebenen Monographien über Frederic Mistral und Theodor Aubanel, die Häupter dieser Dichterschule, und durch zahlreiche Übertragungen aus ihren von Schönheit durchtränkten Poesien. Begeisterung für die französische Literatur führte ihn auch die Feder bei der Abfassung seiner „Geschichte der französischen Literatur". So groß aber diese seine Begeisterung für die romantische Kultur war und soviel er ihr auch verdankte, kräftiger pulst seine Liebe für das heimische Luxemburger Wesen! Selbst Fernstehende müssen durch sein Buch Die Dichter der luxemburgischen Mundart (1906) hingerissen werden, sich ihrem Studium zu widmen. Diesem Buche folgten: „Das Luxemburgische und sein Schrifttum" (1914) und „Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg" (1919). Und wie als Literarhistoriker suchte er auch durch seine Dichtungen zur künstlerischen Erziehung seines Volkes beizutragen.



Dr. N. Welter, Luxemburg

Hofphotograph Ed. Kutter, Luxemburg.

Als Dramatiker wählt er für sein erstes Stück Siegfried und Melusine (1900) die Faustidee zum Vorwurf, wie sie sich Jahrhunderte hindurch im deutschen Volke vererbte. Die Lösung erfolgt durch das Eingreifen eines heiligmäßigen Mönches, der den Pakt des Ritters mit dem Satan zerreißt und jenem dadurch die Möglichkeit schafft, durch ein Büßerleben seine Schuld zu sühnen. Daß der Dichter eine Handlung voll gewaltiger Tragik in eine romantische Welt verlegt, in eine Wunderwelt geheimnisvoller Geister, in der Wasserjungfern und Nixen ihr neckisches Wesen treiben und Lieder erklingen von zauberischem Wohlklang, schwächte die eigentlich dramatische Wirkung des Stückes ab. Nicht so bedeutend durch den Stoff ist das Drama Griselinde (1901); es behandelt die seelischen Konflikte, die durch eine mit rauher Hand vollzogene Zerstörung innigen Liebesglückes hervorgerufen werden. Das Ganze ist weder romantisch noch modern, die Lösung befriedigt nicht völlig, wirksam aber und lebendig sind die Darstellung und die Zeichnung der Charaktere. In dem Bauerndrama aus der Zeit der französischen Revolution Die Söhne des Oslings (1904) ist alle Romantik geschwunden; eine kraftvolle Realistik in der Darstellung der einzelnen Szenen und eine Lösung voll gewaltiger Tragik unterscheiden das Stück von den früheren; in einem grauenvollen Gemälde wogt der Schrecken der französischen Revolution, der innere und äußere Kampf der Geknechteten und der blutige Untergang der bedauernswerten Opfer an uns vorüber. Einen allerdings seltsamen, aber immerhin möglichen Charakter zeigt uns das Trauerspiel Der Abtrünnige (1905), in dem Schmied Mattes, der seinen Sohn Josef verstößt, weil er sich nicht dem Priesterstande widmete. Josef ist ein kränklicher Mensch voll Sehnsucht, der dem Zwange des Augenblicks keinen energischen Widerstand entgegensetzen kann und am Weibe zugrunde geht. Eine absonderliche Rolle spielt der Pfarrer in dem Lehrerinnendrama Lene Frank (1906), deren schwärmerische Auffassung des Erzieherkursus das Stück interessant macht, während es sonst nicht allewege befriedigt. Als Sittenbild der höheren Gesellschaftskreise erweist sich das Trauerspiel Professor Förster (1908) wirksam, dessen Held im edlen Kampfe gegen die Konventionslüge zugrunde geht. Es folgten die historische Tragödie Manfred (1912) und Dante Kaiser, ein geschichtliches Charakterspiel von Kaiser Heinrichs Schicksalen in Italien (1913). In diesem wollen sich im ersten Teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschehnisse und Charaktere durchaus nicht decken — besonders klafft der Zwiespalt bei Heinrich selbst — dann aber erhebt sich das Drama zu einer innerlich starken Einheit.

Am reinsten und tiefsten wirkt Welter als Lyriker. Schon die lyrischen Partien seiner Dramen erfreuen jeden Freund echter Poesie, mögen sie auch die Stimmung des Ganzen der realen Wirklichkeit entfremden und dadurch die eigentlich dramatische Wirkung abschwächen. Kraft geht in Welters Frühlichtern (1903) Hand in Hand mit Anmut und überall offenbart sich der Meister der Sprache. „Der Feuerriese", „Die Schmiede", „Das Depeschenlied", „Das Karussell" und andere Kundgebungen modernen Geistes sind vom männlichen Zuge unserer Tage ganz erfüllt, während der gefühlsinnige Zyklus „Auf unseres Vaters Tod" und das Stimmungsbild „Der tote Schmied" sich uns weich ans Herz und groß in die Seele legen. Welters „Frühlichter", ob sie uns nun ein fest umrissenes Stimmungsbild vor Augen stellen oder ernste und heitere Lieder ertönen lassen, ob sie uns knapp gefügte Balladen („Der Burgfrau Tod", „Kaiser und Dichter") oder, wie in den sechs längeren Schlußgedichten, episch-lyrische Dichtungen („Der Geiger von Echternach") von blühender koloristischer Pracht darbieten, immer werden sie durch den freien Guß und Fluß des Ganzen und Vollen, durch jenen leichten Wurf dichterischer Produktion charakterisiert, der das innerlich Konzipierte mit Grazie zur konkreten Gestalt herausbildet. Mannigfacher ist der Wechsel der Töne in den Gedichten der zweiten Sammlung In Staub und Gluten (1909). Außerdem zeigt sie, daß der Dichter reifer und in der Handhabung der künstlerischen Mittel sicherer geworden ist. Unter dem Einflusse des Volksliedes entstehen kleine, durch ihren leichten Rhythmus zur Vertonung auffordernde Lieder, dann wieder klingt es hymnenartig wie in der erschütternden Anklage gegen den Krieg „Der Mutter Fluchpsalm", in dem tief ergreifenden Liede „Die Grube", in den Gedichten „Eichentod", „Die Birke"; daneben stehen still betrachtende Gedichte („Der Hafer") und Naturbilder, wie in dem wundervollen Zyklus „Am Strande", die in ihrer elementaren Meißelung an Greif gemahnen. Nicht glücklich in der Wahl der Stoffe und wohl auch nicht einwandfrei in deren Behandlung war Welter in seinem Gedichtbande Segnungen der Stunde (1910), obwohl auch dieser viele Perlen echter Poesie in sich birgt. Die Grundstimmung in den Zeitgedichten Über den Kämpfen (1915) ist dunkle Wehmut und bitterer Zorn; die ganze Haltung ist nicht ohne Kraft, aber hoffnungslos erbittert. Mit den Wurzeln seines Wesens aus dem Deutschtum lebend, steht er auch der französischen Kultur als Verstehender und dankbar Empfangender gegenüber. Daher ist denn sein glühend Herz im Innersten ergriffen von dem ihm so sinnlos scheinenden Kämpfen oder, wie er sagt, „Morden" der beiden ihm so vertrauten Völker. Und so erstanden ihm die Zeitgedichte. Das Dichterherz blutet und grüßt die langen Züge als Morituri (Todgeweihte). Der Luxemburger Poet, der die Sänger der Provence gut kennt, ist auch der beste Führer durch die Heimat des „Mireio" Dichters. Köstlich, wie er in seinem Hohe Sonnentage betitelten „Ferienbuche aus Provence und Tunesien" (1912) die alten Städte zu schildern weiß, die in der Sonnenglut des Südens vom Ruhm der Vergangenheit träumen. Es ist ein Stimmungsbuch, das ein Mann schrieb, dessen Geschmackskultur nicht unter der Fülle des Wissens zu leiden hat. Daß Welter sich auch in die Seele des Kindes einzufühlen vermag, zeigt seine Erzählung „Aus der Kindheit eines armen Dorfjungen" Im Werden und Wachsen (1926). Was er hier einen Doktor an Jugenderinnerungen erzählen läßt, gehört zu dem Wertvollsten der deutschen Gegenwartsliteratur. Dem guten Geist des deutschen Dorfes, wie er sich vor Jahrzehnten kundtat, jetzt aber immer mehr schwindet, gibt hier ein echter, auch mit der Weisheit eines Pädagogen begabter Dichter eine Form, wie man sie einfacher und natürlicher wohl kaum denken könnte.

Karl Friedrich Wiegand (geb. 1877 in Fulda, Professor in Zürich) hat sich mit seinen prächtigen Niederländischen Balladen (1908) in die Literatur eingeführt. Wählerisch im Wort, leidenschaftlich in der Seele, ritterlich in der Lebensgeste, stellte er sich vor. Und man horchte, weil ein resolutes Talent mit durchaus persönlichem Tonfall immer erregt. Er sieht das Leben gern an Wendepunkten, steht immer vor Explosionen, vor Konflikten, kennt die Ruhe nur als Totenstille vor einer entscheidenden Auseinandersetzung, kurz seine Art des Erlebens ist die fieberhafte des Dramatikers.

Mit der wuchtigen Bauerntragödie Winternacht (1909) ist er erstmalig über die Grenzen der Schweiz gedrungen. Es folgte das Drama Der Korse (1909) und 1913 das Schweizer Volksdrama Marignano. Die Schweizer freuten sich, wie ein Deutscher den Funken aus ihrer Geschichte schlug und mit sicherem Gefühle für die geschichtlichen Weltzusammenhänge die Schweizergeschichte dort anpackte, wo sie ihre grandiose Stunde hatte. Trotz der durchaus realistischen Gestaltung des Stoffes ist es dem Dichter gelungen, von der Bedeutung der Schlacht von Marignano für die Geschicke des Schweizer Volkes ein klares Bild zu geben. Die einzelnen Persönlichkeiten heben sich scharf ab und stehen doch mitten im Volksganzen, so vor allem der prachtvolle, weise, harte Ammann Kätzi als Repräsentant der Volkshandlung und der Werner Schwyzer als Vertreter der individualistischen Nebenhandlung. Auch gegensätzlich wirken diese beiden Persönlichkeiten recht gut; doch liegt in der Teilung des Interesses für diese zwei Handlungen und ihre Träger die Schwäche des Stückes. Statt kontrastierend eine Steigerung herbeizuführen, wirken die Handlungen lähmend aufeinander, besonders da sie nicht genügend miteinander verarbeitet sind. Sehr beachtenswert ist, wie geschickt, ohne aufdringlich zu werden, durch eine Fülle auf Quellenstudien beruhender Einzelheiten das Zeitkolorit getroffen ist. Daß Wiegand das Zeug zum Dramatiker hat, zeigen auch die zwei Tragödien Die Gefesselten (1921). Von überwältigender Komik ist stellenweise das Lustspiel Die Simulanten (1920); in grotesker Weise wird das vom Kriege gezüchtete Simulantentum in „hochschulmäßigem" Betrieb gezeigt, der sich hinter einer milden Stiftung verbirgt. Mit Jakob Rudolf Welti schrieb

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Merkspruch

Was im Leben Leben schafft?
Güte an der Hand der Kraft.
Was des Lebens Himmelsblüte?
Kraft im Opferdienst der Güte.

Nik Welter.

Luxemburg, den 8. August 1930.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiegand für das schweizerische Marionettenspiel das Puppenspiel Doktor Faust. In den Gedichten des Bandes Stille und Sturm (1911) schwingt ein echter lyrischer Unterton, der aber durch manche Disharmonie getrübt wird. Außerdem ist da zu viel Form und zu wenig Inhalt und überdies fehlt die innere Einheit, die die oft recht schönen Verse zu einem lebensvollen Ganzen fügt. Dasselbe gilt auch von dem Gedichtbande Unterm Dach (1924). Melodie und Rhythmus machen nur einen kargen Bruchteil der Wortkunst des Dichters aus, so daß sein Singen wie ein sachliches Erzählen wirkt. Besser gelungen ist der Gedichtband Totentanz. Als Erzähler trat Wiegand mit dem Bande Die Herrlichkeit des Zyriakus Kopp und andere Novellen (1913) hervor. Die über 200 Druckseiten umfassende Titelnovelle ist verfehlt; als Charakterstudie eines seßhaften Vagabunden mag die Arbeit hingehen, die Unwahrscheinlichkeit der Begebenheiten zerstört jedoch jede Illusion. Das Thema ist prächtig. Ein Dorfparvenu, auf den Hintergrund einer gewaltigen Zeit gestellt — Napoleons Feldzug nach Rußland 1812 — mit gewaltigen Instinkten, gelegentlicher Gutmütigkeit und in Wirklichkeit ein wahrhafter Poltron — was hätte Wiegand aus diesem Stoffe machen können, wenn er mehr in die Tiefe gegangen wäre. Dagegen finden sich in dem Buche drei Stücke, „Adinda", „Die Synkope" und „Wrack", von echt künstlerischem Reiz. In seinem jüngsten Buche erzählt Wiegand fesselnd von dem Eroberer von Allgäu (1928).

Alexander Lernet-Holenia

Phot. E. Barakowich, Wien IV.

Aus leicht durchsichtigen Gründen hat unsere Zeit für das Problem der Umwälzungen mit dem Akzent auf starker Persönlichkeit Verständnis. Daher fand auch der österreichische Dichter Alexander Lernet-Holenia (geb. 1897 in Wien, lebt in Sankt Wolfgang O.-Ö.) mit der Bearbeitung des Demetrius-Stoffes Anklang. Für sein eigenes Schaffen kennzeichnend ist die These: „Theatralik geht aus Welt hervor, Dramatik aus Autorschaft". Sein Weg geht — mit Unterbrechung — von der Autorschaft zur Welt, von der Dramatik zur Theatralik. Das Drama ist Ausdruck einsamer menschlicher und übermenschlicher Kämpfe, das Theater ist Spiegel der Zeit, ihrer Neueroberungen wie ihrer Schwächen. Nicht durch Überwindung der Tragödie entwickelte er sich, wie L. Weltmann bemerkt, zum Komödienschreiber, schon in seiner ersten Schöpfung ist er in beiden Welten zu Hause: in dem Gedichtbande Der Kanzonnair (1923), den er dem späteren Rilke widmete, mischt sich feudales Troubadourtum mit der Volkstümlichkeit mittelalterlicher Schwänke; die Verse sind in adliger Zucht gehalten, ohne daß dem Dichter der Sinn abgeht, wie das Volk zu empfinden. Sein Dichtertum liegt in der Tragödie und in der Lyrik; wo er bewußt für das Theater seine Einakter schreibt, ist es ausgeschaltet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Haupt- und Staatsaktion" nennt er sein erstes Drama Demetrius (1926), in dem das Gefühl des Zweifels seinen Niederschlag findet, das ihn beim Dichten überkommt. Demetrius zerbricht an seinem Zweifel. Die furchtbare Unsicherheit und Ungewißheit der ganzen Zeit gipfelt in dem Schicksal dessen, der nicht Zar sein kann, weil er es nicht zu sein wagt. Aber nicht eigentlich die Gestaltung dieses Gipfels der Tragödie fesselt, sondern die breite Basis der ersten Szene, in der Boris Godunow stirbt, auch er vergebens gegen die Zweifel ankämpfend. Diese Szene hat großes Format, Atmosphäre russischer Zarengewalt drängt sich unmittelbar auf. Das Demetrius-Godunow-Problem hat schon häufige Bearbeitungen gefunden. Schiller, Hebbel, Puschkin und andere hat es interessiert und vor ein paar Jahren feierte es in Mussorgskys Oper glänzende Triumphe. Lebhafteste Darstellung aufregenden Geschehens, die Szenenfolge klappert in der Rüstung der Haupt- und Staatsaktion, alles ist in Lernet-Holenias Drama in einzelnen Bildern lose aneinander geknüpft. Malerisch und sicher gegeben, äußerst bühnenwirksam, aber ohne dramatische Entwicklung. Das Drama hat keinen Helden im Sinne des alten Dramas. Statt seiner eine Gruppe führender Persönlichkeiten, unter denen Demetrius nur teilweise hervorragt. Glück und Ende des Thronprätendenten glimmen auf und verlöschen wirr, sprunghaft, balladenmäßig. Wie die Oper hat Lernet-Holenias Drama einen starken lyrischen Einschlag. Die Sprache klingt wie Musik, schlägt oft Akkorde an, die die Seele zu kräftigem Mitschwingen bringen. Manchmal freilich wirkt sie auch etwas gesucht. Es folgte das Lustspiel Österreichische Komödie (1927), in der der degenerierte Adel als untergangsreif und -würdig dargestellt wird. Im Österreichertum findet er Schauspielhaftigkeit, bloße Gebärde, hinter der kein Wesen steckt. Noch hat Lernet-Holenia sein Wesen nicht heraus; er füllt drei Akte mit billigen Schwankutensilien, wie Schwerhörigkeit, Trunkenheit, Dienerglossen. Das Stück ist ein Werk des Übergangs, Vorbereitung zu dem mit dem Kleistpreis gekrönten Einakter Ollapotrida. Als „Potpourri, Mischmasch, Durcheinander" will der Dichter den Titel „Ollapotrida" verstanden wissen, der einer Schwanksammlung des Hanswursts Stranitzki entlehnt ist, nach dessen Stücken er seinen „Demetrius" als Haupt- und Staatsaktion bezeichnet hat. In „Ollapotrida" geschieht weiter nichts, als daß ein Bonvivant drei Damen in seiner Wohnung hat und von den dazu gehörigen Männern überrascht wird. Eine unliterarische Posse, weiter nichts, aber mit blendender Technik. Dann verläßt Lernet-Holenia die österreichische Welt und gestaltet in Saul den tragischen Untergang eines Menschen, der seiner göttlichen Bestimmung untreu geworden ist. Schon im „Demetrius" gedachte er der Begegnung Sauls mit der Hexe von Endor und schon in den Legenden aus dem „Kanzonnair" ließ er biblische Gestalten in mittelalterlicher Tracht auftreten. In dem gleichzeitig entstandenen Einakter Alkestis hat er Komik in Tragik übergeschaltet. Der Anfang ist burlesk, das Ende aber tragisch. Im Liebesopfer der Alkestis ist Todessehnsucht eingeschlossen, in einem Gefühl, das sie für Admet nie gekannt hat, glüht sie für Apollon. Nicht viel verschieden von den genannten Komödien ist die dreiaktige Erotik. Es ist die gleiche Mischung von ernster Satire, schwankhafter Handlung und sprachlicher Meisterung der Pointe. Drei Akte lang wird von der Fäulnis und Zersetzung der heutigen Moral gesprochen; Ehescheidungen, Verführungen, sexuelle Verirrungen werden mit Charme und recht unernst angedeutet, nur damit am Schluß das typisch Schwankende mit Verlobungen vorgeführt wird und die Pointe herauskam: „Erotik? Sie machen schrecklich viel her davon und es ist nichts dahinter." Nur eine Variante zur „Erotik" bringt der gleichfalls auf drei Akte verteilte Einakter Parforce. Nichts von Lernet-Holenias Dichtertum verspürt man in den Einaktern Flagranti, Der Triumph des Todes und der „Haupt- und Staatsaktion" Die nächtliche Hochzeit", von denen die beiden letzten mißlich sind, weil sie tragische Stoffe mit der bloßen Geschicklichkeit, wenn auch theatralisch packend, behandeln. Sein Dichtertum äußert sich wieder in seinem letzten Versbuche Das Geheimnis Sankt Michaels; es spielt noch einmal die Weisen der Wiener-Schule, die Sprache mahnt zuweilen an Hofmannsthals brokatenen Schwung, religiöse Bemühungen eines Modernen bekennen sich im Gottsuchertum von Menschen des Mittelalters.

Dem religiösen Drama war nach den ersten, vielverheißenden Anfängen im ausgehenden Mittelalter bei uns keine stetige Entwicklung gegönnt; Schauspiel und Bühne fielen zum großen Teile an eine Kunst, die der Religion wie dem Volke gleich ferne steht. Und dies ist um des Volkes willen tief zu beklagen, denn das Volk hungert, wie Knapp in seinem feinsinnigen Essay über Max Mell sagt, nach dem Schauspiele. Das Volk will Kunst sehen und hören, nicht lesen, es will möglichst unmittelbar erleben und deshalb sagen ihm Musik, bildende Kunst und das Schauspiel am meisten zu. Es verlangt nach einfachen, ungekünstelten, aber starken Emotionen, nach Staunen, Ehrfurcht, Schauder, nach Jauchzen und herzlichem Lachen ebenso wie nach Rührung und Tränen. Es bevorzugt keineswegs das Natürliche, Klare und ganz Vernünftige, vielmehr das Geheimnisvolle, Ahnungsvolle, das Hintergründige, Wunderbare, weil es ein unverbildetes Empfinden dafür hat, daß das Halbdunkel das richtige Licht ist, in dem die Welt gesehen werden muß. Alles dieses bietet ihm Max Mell (geb. 1882 in Marburg, Steiermark, lebt in Wien) in seinen einaktigen Schauspielen.

Er hat mit einem Bande Lateinischer Erzählungen (1904) begonnen, dann die Jägerhaussage und andere Novellen (1910), den Gedichtband Das bekränzte Jahr (1911) folgen lassen und mit der prächtigen, ganz dem Heimatboden entwachsenen Erzählung „Barbara Naderers Viehstand" (1914) reiche Anerkennung gefunden und Ausblick gewährt auf eine noch reichere Zukunft. Auf die weitere Entwicklung des Dichters wirkte ganz besonders das Kriegserlebnis, dessen deutlichen Niederschlag wir in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spiele Das Wiener Kripperl 1919 (1921) erkennen. Die im Titel enthaltene Jahreszahl verrät seine Geburt aus den schlimmsten Wehen der Nachkriegszeit, die Mitverwobenheit in ein sehr gesundes und darum noch sehr lebensfähiges Volkstum wirkte mit zu dem Gelingen dieses Volksstückes. In dem Geburtslande des Dichters werden ja noch heute wie vor Hunderten von Jahren zur Erbauung der einheimischen Bevölkerung und ausschließlich von ihren Mitgliedern geistliche Spiele ohne Dekoration in einer Bauernstube, einer Scheune oder gelegentlich im Freien mit den einfachsten Behelfen aufgeführt. In solch einer winterlichen Bauernstube könnte ohne alle Requisiten und Vorbereitungen Mells Apostelspiel (1923) jederzeit vor sich gehen. Aus dem Volk heraus und deshalb auch dem schlichtesten Volk verständlich ist diese Dichtung mit ihren unkomplizierten Gestalten und ihrer einfachen Knittelversprache entstanden. Zwei Wanderer, Gottes- und Menschenfeinde, kommen in einer Winternacht mit den schlimmsten Absichten in eine Bauernhütte im Hochgebirge, wo sie vom Bauern und seinem vierzehnjährigen Enkelchen mit christlicher Liebe aufgenommen werden. Vor den Augen der Kleinen, die eifrig in den heiligen Büchern liest, verwandelt sich die Scheinwirklichkeit dieser Welt in das Reich Gottes und so will sie in den beiden Wanderern die beiden Apostel Johannes und Petrus sehen, die, wie der Herr selbst, sich in der Gestalt der Geringsten unserer Brüder einstellen, um die Liebe auf die Probe zu stellen. Der rührend kindliche, unbeirrbare Glaube überwältigt die Herzen der Bösen, die nun in Nacht und Nebel hinausfliehen und doch den guten Weg finden werden. Mell bedient sich in Vers und Ausdruck der volkstümlichen, dabei doch eigenen Sprache und wenn einmal Wort und Sinn zwangsläufig aus diesem Rahmen gleiten, dann hält er nicht erschreckt inne und beginnt „mundgerecht" zu machen. Und so ist er neben dem Volksdichter zugleich Volkserzieher, denn der unbefangene Zuhörer wird, gerade weil alles übrige ihm so mühelos zugänglich war, bestrebt sein, auch das, was sich beim ersten Aufhorchen seinem Verständnis entzieht, zu deuten. Diese wertvolle Eigenschaft besitzt in einem fast noch höheren Maße Das Schutzengelspiel (1923). Die Heldin des Stückes ist eine fromme Bürgerstochter, die in jäh aufzuckendem Hochmut über eine ledige Kindesmutter den Stab bricht und dann zur Sühne dem erstbesten Straßenläufer sich zum Weibe anbieten muß, um endlich, zu tiefst erniedrigt, mit dem zürnenden Schutzengel wieder versöhnt und zur Erkenntnis geführt zu werden, daß man Gott nicht wohlgefällig sein kann, wenn man nicht die Liebe besitzt. Das Mädchen erkennt, daß der Seifensieder, der allein ihren Ruf „Heirate mich" erhört und ihr Bräutigam wird, niemand anders ist als der Engel, der ihre Prüfung so zum Guten lenkt und ihr den Jugendfreund als wahren Bräutigam zuführt. Das Spiel aber hat mit seinem einfachen Wortgewand, im Knittelvers, in ernster Freudigkeit gezeigt,

Wie einem Menschenlos gesellt,
Fürsichtig wandelt ein guter Geist
Und prüft und lenkt und nach Hause weist.
Dies ist ein Gleichnis und ein Bild.
Such jeder in sich, was es ihm gilt,
Und mög keiner sein, der nicht erkenn'
Neben sich den Geist, den hütenden,
Und so getröstet sei seiner Wege.

Mit dieser Mahnung beschließt der Spielansager das Stück. Ganz wie in den Spielen des Mittelalters läßt auch Mell zu Beginn und zum Schlusse des Stückes den Spielansager vor den Zuhörern auftreten.

Max Mell.

Porträtzeichnung von Marianne Seeland.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom Wiener Kripperl über die an Mörikes Idyllen gemahnende, sie an Kraft aber übertreffende Versnovelle Osterfeier (1921) führte der Weg in steter Erhöhung der Gestalten zu dem Nachfolge-Christi-Spiel (1927). Da wird ein Kreuz errichtet auf der Bühne. Der „Schloßherr" soll daran hängen, so verlangen es die Bauern, weil sie glauben, der Schloßherr habe die Bauern verraten, um sein Hab und Gut zu schonen. Es ist eine sturmbewegte Zeit, die Zeit der Türkenkriege in den österreichischen Landen, eine Zeit voll Krieg, voll Aufruhr auch in den Geistern. Räuberbanden durchstreifen das Land. Sie verbünden sich mit den Bauern. Das Schloß wird gestürmt. Die Banden sehen ein leeres Kreuz. Die Töchter des Schloßherrn sind ausgeritten, um den beim Meister des Nachbarortes bestellten Christus heimzuholen. An das leere Kreuz wird der Schloßherr gebunden und muß sehen, wie sein Schloß geplündert und auf seine Töchter ein furchtbarer Anschlag ersonnen wird. Alle Leides- und Todesnot überkommt ihn. Da marschieren die Kaiserlichen ein, schlagen die Rebellen in Fesseln, der Graf wird befreit, der Hauptmann der Kaiserlichen verurteilt die Räuber standrechtlich zum Tode. Und nun geschieht das Wunderbare: der da am Kreuze gehangen, hat qualvolle Stunden, hat seinen Meister ganz verstehen gelernt, er kann den Gedanken an Rache und Vergeltung nicht mehr ertragen, die Kreuzesnachfolge verlangt Vergebung und Liebe. So fleht er den Hauptmann an um Gnade für die Verurteilten, findet aber kein Gehör. Er fleht inbrünstiger, der Hauptmann wird immer härter. Da wirft sich der Schloßherr in höchster Seelennot auf die Knie und schreit zum Himmel um ein Wunder. Es geschieht, er sinkt entseelt zu Boden, die Liebe, die er am Kreuze gelernt, hat sein Leben verzehrt. Nun begnadigt der Hauptmann die Schuldigen: diese aber sind von solcher Größe der Liebe überwältigt, sie kehren in sich und folgen zu tiefst erschüttert dem Leichnam des Schloßherrn in die Kapelle, vorbei an dem Kreuze, von dem nun das Bild des Erlösers blickt, das die Töchter inzwischen heimgebracht haben. Es ist der Glaube an die Notwendigkeit einer alle Hindernisse übersteigenden Liebe, der aus Mells Dramen redet, und darum sind sie überaus zeitgemäß, denn nur die Liebe ist es, die unserer bis in den Grund zerrissenen Gesellschaft Heilung bringen kann. Zwei geheimnisvolle Gestalten, der Lenker und der Schaffner, sammeln in „Wiener Kripperl" die Gezeichneten des Krieges in den ihnen anvertrauten Wagen und führen sie an das Endziel der ewigen Liebe. Zur Liebe bekehrt ein armes kleines Bauernmädel zwei wüste Kriegsheimkehrer, auch die in Hochmut gefallene Jungfrau des Schutzengelspieles muß durch alle Leiden und Prüfungen hindurch zu weiblicher, alles verstehender Liebe reifen, zur höchsten, von allem Irdischen gereinigten Liebe aber, die nicht nur Verstehen, sondern unbedingtes Verzeihen schenkt, steigt erst der Schloßherr im Spiel von der Nachfolge Christi auf. Und dieses Spiel hat verständnisvolle Zuhörer gefunden; tief ernst gestimmt verfolgten sie im Burgtheater in Wien die Vorgänge auf der Bühne. Mells Schauspiele gehen in Psychologie und Technik einen eigenen Weg, und mit Recht, denn die religiöse Welt bewegt sich in einem anderen Raum als die nur natürliche, die die Welt des gewöhnlichen Dramas ist. Ebenso tut Mell gut, daß er in seinen Schauspielen nicht der auf Steigerung berechneten Technik folgt, sondern, der Legende sich anschließend, epische Breite und episches Ausmalen der Situation nicht verschmäht. Es handelt sich ja nicht um planmäßige Vorbereitung, um gesetzmäßig zwingende, lückenlose Herbeiführung eines Höhepunktes und einer Krisis. Mells Technik wird besonders wirksam durch seine Meisterschaft in der Gestaltung von Situationen in lebendiger, bunter und packender Ausmalung der Szenen und solche, wie das Treiben der Räuberbanden im Nachfolge-Christi-Spiel und die Szene vor der Kirche im Schutzengelspiel gehören zu dem Besten, was unsere Literatur aufweist. Da sehen wir das Erhabenste neben dem Gemeinsten, das Ernste neben dem Lächerlichen in jener wirksamen Weise, die aus tiefstem Einblick in das Wesen dieser unserer irdischen Wirklichkeit hervorgeht, indem sie ihr durch Beimischung von Ironie den Eigenwert nimmt und ihr noch im Lichte der ewigen Dinge eine Bedeutung läßt. Lebendig in der Natur und in der Landschaft verwurzelt, tief und gehaltvoll sind die Gedichte (1929), obschon sie noch mit Reflexion durchsetzt sind. Der Rhythmus ist herb, schwerflüssig, das Herz noch nicht weder in der Natur, noch in Gott vollkommen zur Ruhe gekommen. Herrlich ist das Schlußgedicht „Ein Landmädchen".

Als Verfasser biblischer Dramen und als Lyriker erwarb sich der auch als feiner Kritiker bekannte Sebastian Wieser (geb. 1879 zu Hart, Oberbayern, lebt in Augsburg) einen Namen.

Er schrieb die Trilogie Der Antichrist (1911). Das Vorspiel hebt an mit der Versuchung und dem Sündenfall im Paradies. Darauf folgt das biblische Drama vom auserwählten Volk in fünf Aufzügen, beginnend am Opferaltar Abels, schließend mit Salomos Thronbesteigung und Werbung um Sulamit. Als zweites Stück folgt der Kampf des Teufels gegen Jesus Christus und als drittes die ecclesia militans. Lied, Melodrama und Chorgesang verleihen dem Stücke einen lyrischen Charakter, zerreißen aber den Aufbau der Handlung. Straffer gebaut ist das Drama Josef (1914), in dem der Dichter die Poesie der Bibel mit großer Kraft herausgehoben hat. Besonders sind die Gegensätze zwischen der Einfachheit des Hirtenlebens und der hoch entwickelten Kultur Ägyptens einander scharf gegenübergestellt. Mit großem Geschick ist das Volksleben Ägyptens gezeichnet, der schönste Teil des Dramas aber ist das reizende Vorspiel. Auf der gleichen Höhe stehen Paradies und Brudermord (1914), Judith (1919), Elias (1920) und das Passionsspiel der Freiburger Zünfte (1924), das durch seine innige Sprache die schlichte Einfalt der alten Volksspiele erreicht. Auch die Schauspiele Parzival (1925) und Bettler Gottes (1925) erwiesen sich als wirksame Stücke. Die Lyrik, die schon in den Dramen hervortritt, ist Wiesers Hauptstärke, und mag sich auch in seinen Gedichtbänden „Land des Herzens", „Zarathustras neue Avestalieder" (1915), in „Lied und Leid" (1908) mancher Anklang an Vorbilder finden, wie denn Wieser überhaupt eine sehr rezeptive Natur ist, mag auch manches Bild nicht klar genug geschaut, der Ausdruck nicht immer abgewogen sein und dithyrambischer Schwung mit Rhethorik sich mischen, so hören wir doch aus seinen Liedern einen eigenen Ton, blitzen reichlich Lichter auf, sprühen Funken eines starken Talentes und überraschen geistreiche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einfälle. Im Weltkriege stimmte er seine Harfe zu ergreifenden Liedern („In Lied und Leid", „Schildgesang"). Als flotter und fesselnder Epiker erweist er sich in seinen Erzählungen („Lindenblüten" 1908) und Romanen, von denen Selig sind die . . . (1916) zeigen will, wie hinfällig alles irdische Glück ist, wenn auf das menschliche Wollen nicht ein Abglanz der himmlischen Seligkeiten fällt. Ein knorriger, eigenwilliger, geldgieriger und seiner Kraft bewußter Bauer, der mit Gott und der Welt in Hader liegt, will alles niederzwingen, was sich ihm in den Weg stellt. Aber sein harter Sinn zerbricht an der unerbittlichen Wirklichkeit, über Nacht kommt schweres Unheil über sein Haupt und er bricht zusammen in tiefer Seelennot. Erst in der demütigen Rückkehr zu religiöser Einsicht findet er wieder den inneren Halt. Herb und schwer und doch reich belebt und farbenbunt entrollt Wieser in dem Roman „Am Freitisch des Lebens, Erinnerungen des Rainer Götz" (1921) das Bild einer einsamen Jugend voll Armut und elterlichem Mißverstehen, einer bittern Studienzeit, in die bald Heimatlosigkeit und Muttertod die tiefen Schatten werfen, und dies alles gespannt in den Rahmen einer schönen Landschaft, oft überzogen von grüblerischen Rätselwolken, widerhallend von ernsten Seherworten und von weithin mahnenden Gewittern.

Wie Kralik suchte auch Robert Faesi (S. 1674) die alten Mysterienspiele wieder aufleben zu lassen. Wahres und falsches Opfer will er uns, auf ganz einfache Formel gebracht, in seinem Opferspiel (1925) zeigen. Freilich ist dies nicht mehr schlichte Volkskunst, aber es enthält wertvolles Dichtergut. Hoher sittlicher Ernst durchweht die Handlung, die sich zu einem Weihespiel sehr gut eignet. Die Charaktere sind lebenswahr und die Sprache lyrisch beschwingt.

Zugrunde liegt dem Stücke die schon oft dramatisch bearbeitete Historie von den Bürgern von Calais. Aber er vertieft sie ethisch und wandelt sie in zeitloses Geschehen um. Schwere Strafe droht einer Stadt. Nur wenn sechs Bürger ihr Leben freiwillig opfern, kann das Unheil abgewendet werden. Nach langem Zögern finden sich endlich sechs Menschen, die zum Opfer bereit sind. Aber es fehlt jedem die rechte Opfergesinnung. Niederschmetternd ist diese Erkenntnis für den König, der das Opfer verlangt hat, um hierdurch den Glauben an die Menschheit wiederzugewinnen. Da geschieht ein Wunder: In der Stadt ist nämlich ein echter Opfergeist aufgedämmert, der Geist der Buße, der Selbstverleugnung. Bei einem armen Zimmermann äußerte er sich zuerst. Und dieser reißt allmählich die anderen mit sich fort, das Beispiel steckt an und die Tatsache erweist sich somit, daß die Menschheit zum Guten fähig ist, wenn echte Gesinnung in einigen erwacht, die sie dann in anderen zu entzünden vermögen.

Der Gymnasialprofessor Rudolf Flex in Eisenach hatte 1900 in einem Festspiel Bismarck gefeiert und 1915 ein Bändchen Bismarck-Gedichte folgen lassen. Von seinen drei Söhnen, die im Weltkriege dem Vaterlande ihr Leben weihten, hatte der auf Oesel 1917 gefallene Walter Flex (geb. 1887 in Eisenach) als Erzieher des Enkels Bismarcks (zwischen 1910—1914) Gelegenheit, sich in die Geschichte des Bismarckischen Geschlechtes zu vertiefen.

So schrieb er die Novelle Zwölf Bismarcks (1913) und ließ ihr die auch als „Eine Kanzlertragödie" dramatisierte Erzählung von dem Heldenleben und vom Tode Klaus von Bismarcks (1914) folgen, des Beraters des brandenburgischen Markgrafen Ludwig von Wittelsbach in dessen Kampfe mit dem Kaiser Karl aus dem Luxemburgischen Hause. Wenn Flex sich dabei stofflich mit Alexis' Roman vom falschen Waldemar berührt, so darf man dem jüngeren wohl nachrühmen, daß er den Vergleich mit dem berühmten älteren Dichter der Geschichte der Mark wohl zu bestehen vermag. Seltene Kunst im Entwerfen von Bildern aus wild bewegter Zeit bewähren auch seine acht anekdotischen, aus seinem Nachlasse herausgegebenen Erzählungen „Wallensteins Antlitz, Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg" (1918). Am Lagerfeuer der Wallensteiner, die Nürnberg umlagern, in einsamen Wäldern, die scheues Kriegsgesindel verbergen, in der Kapelle, die die letzten Todgeweihten einer unglücklichen Gemeinde umschließt, in roter Abendglut und gespensterhafter Nacht taucht die Silhouette des Dreißigjährigen Krieges auf und wächst zeitlos zu Kampf und Größe eines Völkerschicksals auf. Aus der Verbindung von Geschehen und Landschaft, von Stimmung und Erlebnis hat Flex plastische Bilder von herber Knappheit gestaltet. Vorangegangen war der Gedichtband Im Wechsel und das Drama Demetrius (1910). Die Exposition ist hier insofern eigen gefaßt, als sie den Demetrius von vorneherein in der Erkenntnis des abgekarteten Spieles zeigt, als sie ihn aber nur widerwillig, von politischen Ränkespinnern gestoßen, mit stierem Sinn und verkrampftem Herzen auf die Intrige eingehen läßt. Schon die Stellung des Themas legt die künstlerischen Schwierigkeiten bloß, die Flex auch nicht überwunden hat. Auf der einen Seite kein geheimnisvolles Geschick, das seinen Dämmer über die offenen Sinne der Menschen zöge, das ihre Taten in den Wirbel übermoralischer Notwendigkeiten zwänge. Und anderseits kein Held, kein brutaler Glückserraffer, keiner, den die Dämonie des Ruhmes oder des Lebensdranges aus der Sphäre des Gemeinen höbe. Immerhin war einem Seelenkünder noch die Möglichkeit gegeben, innere Wirkungen zu durchleuchten, das Gemüt zu bewegen. Zugleich mit dem Drama veröffentlichte Flex seine Arbeit über „Die Entwicklung des tragischen Problems in den deutschen Demetriusdramen von Schiller bis zur Gegenwart". Als Dramatiker war Flex nur Dilettant. Das heilige Blut blieb ungedruckt, wohl, weil er dessen Schwächen erkannte, aber auch sein deutsches Königsdrama Lothar (1920) ist nicht geglückt. Für Lothars Kaisergedanken, den er seinem Vater und seinen Brüdern gegenüber verficht und über den er zugrunde geht, da sein vertrautester Freund sich durch das dämonische Überweib Judith zu unzeitigem Mitleiden verführen läßt, können wir uns ebensowenig wie für Lothar selbst erwärmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der aufflammende Weltkrieg brach des Dichters Friedensarbeit ab und stellte ihn als Kriegsfreiwilligen an die Front. Die Lyrik, die Flex im Kriege so berühmt machte, ist in ihren Anfängen merkwürdigerweise nicht von den Dichtern seiner Studentenjahre, etwa von Liliencron, beeinflußt, sondern erscheint durchaus im Banne Geibels und der Münchener. Erst der Krieg gab ihr Gehalt und Form. Unter den Lyrikern des Krieges verkörpert er in Aussprache und Rhythmus die Traditionen der preußischen Fahne. Er dichtet nur, ohne nachzudichten, aus jenem Gefühlskreis, der Theodor Körners Lyrik lebendig erhalten hat. Und es berührt uns heute tragisch, daß seine unvergänglich schönsten Verse dem Gedächtnis eines anderen Gefallenen, Hermann Löns, gelten. Die Art, wie sein opferbereites Wesen den Krieg als Erleben und Aufgabe nahm und sah, gestalten die Versbände „Volk im Eisen", „Sonne und Schild" (1915), „Im Felde zwischen Tag und Nacht" (1917), „Vom großen Abendmahl". Zwischendurch entstanden mehrere Prosadichtungen; so Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments. Es ist rein, jung und liebenswürdig wie die Jünglingsseele seines Dichters und darum wird es manchem als Gedächtnisgabe teuer sein. Flex erzählt darin von dem Geisterreich, in dem alle die toten deutschen Soldaten mit ihrem heimlichen König weiter leben. In dem See, der aus den ungezählten Tränen der Hinterlassenen um ihre toten Soldaten zusammengeronnen ist, baden diese die Seelen der Ungeborenen ihres Volkes, „ehe sie ins Leben treten. Dann werden sie stark werden und rein bleiben, auch wenn der Staub der Erde sie anwehen wird." Das heißt, die Erinnerung an die für des Vaterlandes Rettung gebrachten Opfer soll sie anspornen, Deutschlands Größe wieder aufzurichten. Erlebnis und Gestalt ist die Erzählung Der Wanderer zwischen zwei Welten, eben weil es den Jüngling, den deutschen Jüngling im Weltkrieg, selber zur Gestaltung hat und weil Flex mit dessen Werk und Wesen innerst eins war in Mühsal, Kampf und Tod und Opferfreudigkeit. Ein Denkmal setzte er seiner Freundschaft mit dem jungen Kriegsfreiwilligen Ernst Wurche (gefallen 1916) in der Erzählung Der Wanderer. Von dem geplanten Weltanschauungsroman Wolf Eschenlohr sind leider nur zwei Kapitel vollendet. Was da auf wenigen Seiten an philosophischen und ethischen Betrachtungen gegeben ist, das ernste Mahnwort an die Deutschen, auf dem Wege der Versöhnung die Gegensätze auszugleichen, ein neues Verhältnis zum religiösen Glauben zu gewinnen, und was er über die Überwindung des Egoismus, über die Hingabe des Ich an das große Du des Volkes sagt, all das vergißt man nicht so leicht. „Nicht das Glück ist das letzte Ziel des Menschen, sondern seine Vollendung als leiblich-sittliches Wesen. Dazu helfe Euch der Krieg. Die Sieger werden unter den Toten sein." Und wie das Bruchstück zeigt auch das angehängte, reizvolle kleine Märchen „Das Wunschbüblein", das den Beschluß des Werkes bilden sollte, des Dichters Persönlichkeit in reicher Fülle. Der phrasenlose Idealismus dieses Lebens und Sterbens, das innerlichst gelebte Deutschtum von Walter Flex werden auch das Unvollendete in seinen Dichtungen weiter tragen, dem Vollendeten ist die Dauer gewiß.

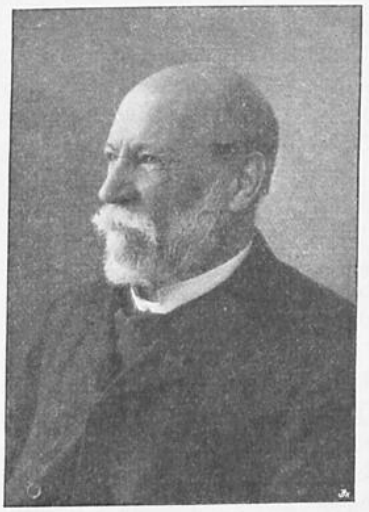
Andere Dichter historischer Dramen, wie Harlan, E. König, O. Erler, H. Burte wurden schon in anderem Zusammenhange gewürdigt und wieder andere werden später eingereiht werden. Hier seien nur noch einige genannt. Der Oberösterreicher Ludwig Bermanschläger (geb. 1861 in Steyr, gest. 1921), hat sich als Lyriker und Erzähler und durch volkstümliche Bühnenstücke („Das Bild der toten Mutter" 1906, „Mutterlos und doch nicht verwaist", „Um des Kindes willen" u. a. m.), durch das Trauerspiel „Deutsch und christlich" 1893, das Schauspiel „Die Dorfhexe", das „Ennser Festspiel" einen Namen erworben. Von ihm stammt auch „Das Geheimnis des Kreuzes" 1912, das ist der Text zu dem Passionsspiele, das alle fünf Jahre in St. Radegund in Oberösterreich auf der dortigen Volksbühne aufgeführt wird. Wenigstens auf Vereins- und Privatbühnen gelangen die historischen Dramen Alfred Ebenhochs (geb. 1855 in Linz O.-Ö., gest. 1912) „Johann Philipp Palm" (1906), „Queretaro" und „Anno neun" zur Aufführung. Vaterländische Dramen („Friedrich der Große", „Vaterland" 1913) und den Roman „Heim zur Scholle" 1909 gab Maximilian Böttcher (geb. 1873 in Schönwalde in der Mark, lebt in Berlin). Ernst Ege (geb. 1863 in Stuttgart, lebt ebenda) schrieb das Festspiel „Beim 80jährigen Bismarck" (1895), den Festspiel-Zyklus „Germania" (1896), „Luther auf Koburg", ein dramatisches Stimmungsbild, ferner die Tragödie „Godiva" (1918) und die Volksstücke „Helmbrecht" und „Sonnenwirt". Georg Ruseler, Schulrektor in Oldenburg, verfaßte die Dramen „Die Stedinger" (1890), „Michael Serwet", „König Konradin", das Lustspiel „Graf Anton Günther", dann noch dramatische Märchen und Legenden. Der Historizismus im Drama scheint, nachdem die Problemdramen nicht mehr recht ziehen, wieder Mode zu werden. Persönlichkeiten, die irgend eine interessante Episode in ihrem Leben haben, zunächst die Könige und Feldherren, werden auf die Bühne gestellt.

Erst in seinem 62. Lebensjahre trat Eduard Hlatky als Dichter in die Öffentlichkeit, aber sein erstes Werk war eine Tat, über die alle Welt hüben und drüben erstaunte. Wie er selbst erzählt, hat eine bei Reclam erschienene Übersetzung von Madachs „Tragödie des Menschen" den ersten Anstoß dazu gegeben. Insbesondere die Darstellung Luzifers und des Weibes in dieser vielbewunderten ungarischen Dichtung verletzten ihn. Als er seinen Unwillen darüber seinem priesterlichen Freunde Gruber gegenüber äußerte, forderte ihn dieser auf, selbst ein Himmelschilderer zu werden (1888). Dieses Wort gab die Anregung zur Entstehung der episch-dramatischen Dichtung Der Weltenmorgen. Damals lebte Hlatky in Fünfkirchen als Eisenbahningenieur, nicht mehr als „glaubenssteuerlos", sondern wieder positiv kirchlich-gläubiger Gesinnung, in der er von seinen Eltern erzogen worden war. Er war 1834 zu Brünn als jüngster Sohn eines kleinen Wirtes geboren, besuchte in der Absicht, einmal Priester zu werden, das Gymnasium,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verlor aber durch Kameraden und Lektüre seinen Glauben, vertauschte das Gymnasium mit dem Polytechnikum und wurde Techniker. 1869 kam er nach Fünfkirchen, wo seine Rückkehr zu dem Glauben seiner Kindheit erfolgte. Seit 1889 lebte er bis zu seinem Tode als Pensionist in Wien.

Schon in das Jahr 1888 fällt der Anfang der aktuellen Zeitsatire „An der Schwelle des Gerichtes", die er 1902 veröffentlichte. Sie trägt den bezeichnenden Untertitel „Ein Streitgedicht ohne Ende", der andeuten soll, daß man dem vorliegenden ersten Teile beliebig viele Fortsetzungen geben könnte. Diesen leitet ein viergliederiger Vorgesang ein, dessen viertes Gedicht allen Gleichgesinnten die nun folgende dramatisierte Szene widmet und deren Grundton angibt. Pietät, Religiosität, kernige Geradheit und Offenheit, Demut und katholischer Idealismus bilden das Leitmotiv. Die Szene selbst spielt sich vor dem Eingangstor der Ewigkeit ab, wo Luzifer sich als Weltkritikus und Weltbußprediger aufwirft, und jede Seele beurteilt, die an ihm vorüber ins Jenseits wandern muß. Durch ihn erfahren nun die verschiedensten Verhältnisse: verseuchtes Rechtswesen, gottentfremdete Bildung, versumpfte Kunst, die Aufklärung, die sich aufblähende Wissenschaft usw., eine erbarmungslose Beleuchtung. Es ist ein an sich entsetzliches und doch kräftig humoristisch wirkendes Bild, das der Dichter entwirft. Entsprechend dem Stoffe ist die Darstellung wuchtig, aber oft schlotterig, die Tendenz wiegt vor, ohne überall künstlerisch ausgelöst zu sein. Dies gilt auch von Hlatkys Gedichten (1905). Es ist streitbare Lyrik, die hier geboten wird, aber so aktuell, religiös durchglüht und markig-edel sie auch ist, es findet sich darin soviel Hartes und Ungefüges in Form und Empfindung, daß sie weder künstlerisch noch seelisch ergreift. Daß in der Sammlung auch manches ethisch und intellektuell Hervorragende und wirklich Schöne steht, wie der Zyklus „Maria" und das Schlußgedicht „Still sterben", wollen wir gerne hervorheben.



Eduard Hlatky.
Phot. Jollner, Brünn.

Aber was sind diese Schöpfungen Hlatkys gegenüber seinem Meisterwerke, mit dem er neben E. Ringseis und Helle eine Dichtungsart fortsetzt, deren Geschichte uns die Namen Dante, Milton, Calderon und Klopstock ins Gedächtnis ruft? Und doch hatte Hlatky, wie er uns mitteilt, zur Zeit, da er anfing, sich mit der Dichtung zu beschäftigen, zwar Shakespeare und die deutschen Klassiker gekannt, aber nichts von Calderon, Milton, Byron, von Dante nur die „Hölle" und von Klopstock nur wenige Seiten gelesen — „er war mir zu fad". Um so bewundenswerter ist die Kraft, mit der er den so schwierigen biblischen Stoff des Engelsturzes, des Sündenfalls und des ersten Opfers anpackt. Damit haben wir die drei Teile des dramatisierten Epos genannt, das in seinen späteren Auflagen mehrfache Umarbeitungen und Ergänzungen zur stärkeren dramatischen Belebung des Stoffes erfahren hat. Der Dichter wandelt nicht auf ausgetretenen Pfaden; seine Gedanken und ihre Einkleidung sind vielfach neu, tief und schön. Neben ihm verblaßt Klopstock, und John Miltons Werk ist zwar künstlerisch vollendeter, aber weniger tief an Gehalt der Ideen. Und wollen wir den Grundgedanken der grandiosen Dichtung kurz formulieren, so können wir ihn etwa so fassen: Das Gute siegt, das Böse unterliegt. Hochmut ist die Wurzel alles Übels, vor dem nur die Demut, die Mutter jeder Heiligkeit, bewahrt. Des Menschen Wille ist frei; Gottes Gerechtigkeit verlangt die Bestrafung des Abfalles von ihm, aber seine Barmherzigkeit kennt menschliche Sühne an und vollzieht himmlische Befreiungstat. Das ganze menschliche Ringen und Streben, alle Fragen, die unsere Zeit bewegen, wie die tiefsten Probleme sind in die Dichtung verwoben: Gott und Mensch, Weltentstehung, Sünde und Erlösung, Mann und Weib, Glauben und Wissen, Priestertum und Königtum, Reich Gottes und Reich des Satans, Genußsucht und Selbstentäußerung, für all das und noch vieles andere hat des Dichters feine Kunst in den drei ungeheuren Handlungen symbolische Bilder geschaffen. Dabei verliert sich der Dichter als echter Künstler nie in die gestaltlosen Nebel der Abstraktion. Eine Sprache von hinreißender Kraft taucht alles Abstrakte in lebendige Farben und Bilder aus der Natur, Geister- und Menschenwelt; die Charaktere sind scharf gezeichnet, eine erstaunliche Symbolik bringt uns das Geheimnisvolle näher. Erwähnen wir noch die Fülle an Empfindungswärme, die bald in reimlosen, bald gereimten Jamben dahinwogende Darstellung, die mit Bewußtsein manche Härte nicht meidet, und den ungewöhnlich kühnen Gedankenflug, dann begreifen wir, daß ein hervorragender Kritiker bald nach dem Erscheinen des Werkes sagen konnte: Dichtungen wie dieser „Weltenmorgen" erscheinen nicht alle Jahrzehnte.

4. Industrie und Krieg.

Kurz vor dem Weltkrieg entstand die Industriedichtung. Als Führer gelten der Amerikaner Walt Whitman und der Belgier Emil Verhaeren. Einer Periode sozialer Mitleidsdichtung folgte eine Periode werkfroher Diesseitsbejahung, prometheischen Selbstbewußtseins. Richard Dehmel mit seinem Pflichtgebot der menschlich-sozialen Verantwortung steht in diesen Anfängen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutschen Arbeiterdichtung auch ethisch am höchsten. Seine „Hafenfeier" in der „Schönen wilden Welt" von 1913 ist der reinste Ausdruck der beginnenden Industriedichtung. Unter Dehmels besonderer Gönnerschaft stand denn auch ein Kreis rheinischer Künstler, eines Bundes für schöpferische Arbeit, der „Werkleute auf Haus Ryland". Es waren dies Jakob Kneip, sein Altersgenosse Josef Winckler und Wilhelm Vershofen. Dieser Bund junger Talente geht in seinen Anfängen auf die Bonner Studentenzeit zurück und wurde 1912 gegründet. Als erste gemeinschaftliche Veröffentlichung erschien die Gedichtsammlung Wir drei (1904). Weitere lyrische Gaben brachte die Bundeszeitschrift Quadriga und die 1918 begründete Vierteljahrsschrift Ryland. Ihre Losung von der Kunst, die mit dem Leben Hand in Hand gehen soll, richtet sich bewußt gegen das Ästhetentum der Großstadt. Zwischen Industrie und Dichtung vor allem soll wieder Fühlung hergestellt werden. Jakob Kneip hat sich als Dichter so eigenartig entwickelt, daß wir ihn später in anderem Zusammenhange ausführlich behandeln müssen. Josef Winckler (geb. 1881 in Rheine, lebt in Hagerhof bei Honnef) aber kann schon hier seinen Platz finden. Er wurzelt tief in der modernen Industriedichtung. Sein Gefühl, das sich in Worte ballt, seine Phantasie, die die Gestalten zaubert, sind so hoch, daß nur Gerit Engelke und Heinrich Lersch ihm verglichen werden können. Wie in diesem brennt in dem „nüchternen" Westfalen die himmelstürmende Flamme des Industriejahrhunderts heiß auf. Hinter Schweiß und Qualm und Ruß spürt er den mythenlosen Dithyrambus des Mensch-Maschinengeistes. Ein klirrender Hymnus auf die hohen technischen Errungenschaften der modernen Industrie- und Volkswirtschaft ist das erste, das wir von Winckler hören. Ein Gottesdienst der Arbeit, ein drittes Reich der Faust wird verkündet. Mensch, wie bist du groß! Und als der Krieg ausbrach, ist Winckler, der laute, lärmfrohe Begeisterung suchende, wieder in seinem Element. Der Krieg steigerte in Winckler den furor teutonicus zugleich in einen furor poeticus. Seine beiden Werke: „Mitten im Weltkrieg" und „Ozean" waren ein dichterischer Großkampf und werden ihren Wert behalten. Alles oder nichts. Das Ende des Krieges aber und dessen traurige Folgen zerbrachen ihm furchtbar die Vision und sein Dichterauge starrte in die krasse Nüchternheit hinein. Er verlor den Glauben an den schaffenden Sinn der Welt, und wie viele Millionen Geschlagener, die in dem Chaos sich wälzten, einzeln stehen, da ihnen das große Band geistig religiöser Gemeinschaft fehlt, so stand auch er einsam in ihrer Mitte. Er bricht mit den katholischen Traditionen, aus denen er stammt, wird zu ihrem erbitterten Feinde, kann sie aber nicht durch eine andere Weltanschauung von gleicher Tiefe ersetzen. Weltanschaulich Einheitliches hat er noch nicht gegeben, ihm fehlt die Geistesmacht, in höherem Sinne das reale Weltgeschehen einzuordnen, anderen ein Führer zu sein. Um so fester saugt er sich in den Urquell seiner Kraft, in den Heimatboden der roten Erde ein. Weil ihm das große Firnenlicht der höheren Welt, die außer ihm ist, nicht ruhig leuchtet, sucht er, wie K. Vogler bemerkt, das Feuer hinter allen mächtigen Dingen, im Kampf des Maschinenmenschen, im rasenden Aufstand der Weltvölker, in einem Humor, der aber nichts gemein hat mit jenem, der unter Tränen lacht, in der Ungeschlachtheit des Volkes mit dem zweiten Gesicht. So steht Josef Winckler, der Dichter, als Gestalter in der vordersten Reihe der heute Schaffenden, als Wegeweiser und Lebensdeuter aber ganz im Banne des Dämons des Diesseits. Und das ist bedauerlich, denn er hätte das Zeug, ein Dichter zu sein, wie unsere Zeit ihn braucht. Das Schwelgen in rein rhetorischen Vorklängen genügt dazu nicht und das Vertrauen auf die Kräfte der rein menschlichen Vernunft kann weder ihm noch den Lesern die Frage nach dem Sinn des Daseins beantworten. In den letzten Jahren scheint eine Wandlung positiver, aufbauender Arbeit eingetreten zu sein. Es entstanden Werke, an denen wir uns wieder erfreuen können.

Wincklers erste Dichtungen, die 1914 erschienenen Eisernen Sonette, sind eine eigenartige, ohne Zweifel an frischen, bis dahin ungeschauten und unbeachteten Schönheiten reiche Verherrlichung des blühenden deutschen Wirtschaftslebens vor dem Kriege, ein brausender Lobgesang auf Technik, Handel, Gewerbe, Hütte und Zeche. Der Dichter fühlt sich, von den gewaltigen Fortschritten berauscht, als glühender Seher und Sänger des neuen Weltmenschen: des Arbeiters und Fabrikherrn, des Seefahrers und des Großkaufmanns.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und da er mit schöpferischer Kraft begabt ist, gelingt es ihm, manch großartiges, ergreifendes Bild von neuartigem, eigentümlichem Reiz zu entwerfen. Dabei aber macht Winckler kein Hehl daraus, daß er die von ihm dichterisch verklärte neue Zeit und Welt für entgottet hält. Denn so sagt er einmal: „Die Liebe ist in unsere Hand gegeben, — dem Tüchtigen ist die Erde untertan. — Jenseits — Hoffnung? — trüber Wahn — Der Erd — Gesunde trinkt das volle Leben!" Und ein andermal: „Ob Engel singen süß in Paradiesesstille — Ob da ein Gott in seligem Müßiggang schweife, — Ohnmacht ist ihre schicksalslose Fülle — Heil, wer der Menschheit tiefste Tatkraft kündet, — Ausgräbt der Tag, der Losung kündet — Der trägt die Sonne wahrhaft erst zur Reife." Weniger eindeutig tritt die Weltanschauung Wincklers in den Kriegsdichtungen Mitten im Weltkrieg (1915) und „Ozean, des deutschen Volkes Meergesang" (1916) hervor. Sie zeigen ihn als durch und durch deutschen Mann. Er erlebt darin den Land- und Seekrieg voll Stolz und Zuversicht, Hoffen und Bangen. Und er gestaltet da dieses Erlebnis so urmächtig und sprachgewaltig, wie es kein zweiter Deutscher vermocht hat. Wo er aber versucht, das Einzelgeschehen visionär ins Allgemeine, Überzeitliche auszudeuten, bleibt er unklar und unbestimmt. Leider finden sich darin Verletzungen des katholischen Empfindens („Das letzte Wort"). In den Dichtungen Die mythische Zeit in der Kriegsgedichtsammlung der Werkleute auf Haus Nyland: „Das brennende Volk" (1915) begegnen wir zwar einer in legendarischer Form dargebotenen katholischen Vorstellungswelt, aber dazwischen findet sich doch so vieles andere, daß man zweifelt, ob diese katholische Vorstellungswelt auch wirklich in die Gedanken- und Empfindungswelt des Dichters übergegangen oder nur Erinnerung ist an das durch Geburt und Umgebung überkommene Erbe.

Dem Erlebnis des wirtschaftlichen Aufschwunges und dem des Weltkrieges ließ Winckler das Erlebnis unseres Zusammenbruches in seinem Werke Irrgarten Gottes folgen. Der Dichter, der in der „Dritten Beschwörung" Dantes Geist aufruft, scheint eine großzügige Zeitschau, ein ähnliches Weltgericht geplant zu haben, wie sie der große Florentiner im Vollbesitze aller Erkenntnisse und Einsichten durchgeführt hat. Aber schon der Untertitel des Werkes, so sehr er an jene göttliche Komödie des Mittelalters erinnert, deutet ganz den riesigen Abstand unserer Zeit von jener der Hochscholastik, den Abstand aber auch des Geistes und der Gestaltungskraft unseres Dichters von der Dantes an; er lautet Die Komödie des Chaos. Auf die Beschwörung des Poeten hin hat sich Dante zum Führer versagt. Im Gegensatze zu dem autoritativ geleiteten Florentiner isoliert sich Winckler schon vor Beginn seiner Zeitschau, seiner Weltkritik: „So muß ich mich stützen mit den Stummeln meiner zerhackten Hände aufs Dach der Welt — Und über die Zinnen der Zeiten schrein, daß der Himmel gellt: — „Was ist die Welt? Was ist die Welt?" In 57 lebendigen, qualvollen Gesichten und einer „metaphysischen Burleske als Epilog" gibt der Dichter Antwort auf diese Frage und kündet, wie er die in ihren Grundfesten zermalmte Welt schaut. Und er tut dies mit einer solchen Wucht des Erlebens, mit einer solch unerhörten Kühnheit und Wildheit schöpferischer Phantasie, mit einer solchen Ausdrucksfähigkeit des Wortes und einer solch hymnischen Kraft des Rhythmus, daß selbst Werfel, Mombert und Däubler nur von fern an ihn heranreichen. Was aber Winckler nun aus seiner Weltschau und Weltdurchdringung an Inhalt in seine Kunstform gebannt hat, das mochte, wie Rockenbach bemerkt, nur ein Mensch heraufzubeschwören, dem mit dem Zusammenbruch der modernen Kultur die eigene innere Welt ganz und gar in Trümmer gegangen, ein Mensch, dessen Geist darob von „Weltbesessenheit" in Welt-Wahnsinn umgeschlagen ist, im Verzweiflungstoben sich selbst geblendet hat und jetzt, durch seine Trümmerwelt gespensternd, mit teuflischer Grimasse ins Leere grinst und sein Hohngelächter ins Chaos hinauswiehert. Es ist wohl selten, daß ein Künstler so starkes Können entfalten und zugleich so brutal den Lesern des gleichen Glaubensbekenntnisses ins Gesicht schlagen konnte. Heulen, Zähneknirschen, Verneinung, Zersetzung, Vernichtung, Verzweiflung, kalter, öder, alles Wahre, Gute und Schöne zerfressender Skeptizismus beherrscht das ganze Buch; er verspottet den Glauben an Gott, Christus, das Jenseits und zieht vieles, was gerade den Katholiken heilig ist, in den Schmutz. Alles, was in den „Eisernen Sonetten" bejahend betont wird, wird in dieser „Komödie des Chaos" verneint. Die dort so laut gepriesene Tatkraft des Menschen wird hier als „Arbeits-Aberwitz" gebrandmarkt. Der Mensch, dort in Selbstherrlichkeit sich brüstend, sinkt hier hinab zum erbärmlichsten, verabscheuungswürdigsten aller Wesen, die Erde ist jetzt nicht mehr wert als im Kote begraben zu werden. Als satirische Dichtung gegen die Weltverbrüderungssehnsüchte kommunistischer und pazifistischer Schwärmer und politischer Faselhänse schließt sich die phantastische Erzählung „Der chiliastische Pilgerzug, die Sendung eines Menschheitsapostels" (1923), an. Winckler wirft darin die Frage nach dem Sinn des Weltgeschehens auf, an Hand einer riesigen Fabel von einem König, der alles Elend der Welt unter seine Fahnen sammelt und das Reich des Glückes auf Erden gründen will. Unheimlich ist, was der Dichter an buntem, grellem Stoff aus der ganzen Welt zusammengesucht und zu seinen Zwecken verwendet hat. Packende Bilder fremdester Art erstehen, hinreißend geformt. Und der Schluß des Ganzen? Alle Sehnsucht nach Menschenbeglückung ist Phantom, aller Glaube Wahn. Das Leben, die Einheit von Himmel und Hölle, bleibt wie es ist.

Ergänzt wird das Buch durch die gleichfalls anklägerische Gabe der Trilogie der Zeit (1923). Drei von Tendenz nicht freie Geschichten, von denen die erste, „Das Ferienkind", eine feine psychologische Studie ist, die das Widerspiel ländlichen Lebens in der Phantasie eines Stadtkindes der kommunistischen Ära zeigt. Anfangs idyllisch, stößt die Skizze schon bald in grausamste Enthüllungen der sittlichen Untergründe des — freilich stark angekränkelten — Landlebens von heute vor und mündet im Bekenntnis des Irrsinns des Daseins. Im „Hungergebirge" gibt Winckler eine Darstellung des Elendes in den besetzten Gebieten, gewährt schreckliche Einblicke in die Korruption solcher Zeiten und endet ebenfalls in der Welt als Narrenhaus. Eine grauenhafte Ironie ist in der dritten Geschichte. Sie entwickelt den Geist der Trustindustrie bis ins Groteske hinein durch die Beschreibung des fabrikmäßig hergestellten physiologischen Menschen, eines Menschen, der ohne Seele und Gemüt eben nur für Industriearbeit geliefert und in die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganze Welt millionenweise verschickt wird. Mit all diesen Irrsinnphantasien will Winckler den Menschen, die noch an eine Rettung der Menschheit und der Zustände von heute glauben, klar machen, daß solches unmöglich sei, daß alles untergehen muß. Was bleibt, ist die ewige Natur, die unergründliche, geheimnisvolle, die im tragischen Schmerz ein neues Geschlecht hervortreiben wird.

Scheinbar aus dem Rahmen der bisherigen Produktion Wincklers fällt der westfälische Schelmenroman Der tolle Blomberg (1923), ein Buch, das von den Streichen des tollen Zechers, des münsterländischen Barons noch aus dem neunzehnten Jahrhundert, einer bereits legendarisch gewordenen Gestalt erzählt. Es hatte einen raschen und großen Erfolg, wurde ebenbürtig neben den alten „Ulenspiegel" und den „Münchhausen" und als ein „Volksbuch" in jedem Sinne begrüßt. Nicht mit Unrecht ertönten bald auch Stimmen gegen die Lobpreisungen. Der Verfasser nennt Blomberg einen „Kerl", ein Kritiker bezeichnet ihn als einen „vom Blutüberschwang zu tausend Tollheiten getriebenen Spätling der Renaissance". Im Grunde aber ist Blomberg, wie Herwig bemerkt, ein Untergangsmensch, ein zwischen zwei Zeitepochen Eingeengter, dessen Humor, sofern er ihn überhaupt hat, Galgenhumor ist, durch und durch bitter. Er hat die boshafte Rachsucht eines Krüppels, er verhöhnt und zerschlägt, weil er bitterlich arm ist und keinem Menschen irgend einen Besitz gönnt. Er ist so rettungslos entwurzelt, daß seine rohen Späße, wie Racheakte, sich gegen alles richten, von dem er wittert, daß es irgendwie entwurzelt ist. Für ihn gibt es keinen Wert; er ist der Typus eines Entgleisten. Nicht einmal im Laster ist er groß, er erscheint nur darum von besonderem Format, weil sein vieles Geld ihm erlaubt, mit großen äußeren Mitteln zu arbeiten. Keine Spur von Schöpferkraft, nichts von Originalität. Der saftige Witz in allen Streichen dieses münsterländischen Barons ist nicht billig, ist im Gegenteil stets gewagt, nicht nur, was Börse, Ansehen, Liebe, Ehre, Glück, Polizei und Staatsgewalt anbetrifft, sondern auch eigene Gesundheit, Leben und — ewige Seligkeit. Nichts bleibt von ihm verschont, nicht einmal das Heiligste, und der westfälische Adel schon gar nicht. Eine satanische Freude, in allen sogenannten idealen Menschen, ihren Gewohnheiten und Einrichtungen hohles oder niedriges Menschentum zu finden und diese Freude in eine Figur einzuhauchen, um sie durch deren Handlungen wirken zu lassen wie ein spöttischer Schabernack auf das biedermeiernde, feig schmeichlerische, satte Bürgertum, das ist der tolle Zecher Blomberg. Volkstümlich kann das Buch nicht werden, das wird schon durch die Art verhindert, wie Winckler die Streiche Blombergs erzählt. Statt einfach zu sagen, was er meint, hat der Verfasser den Ehrgeiz, alles auf die komplizierteste Weise sagen zu wollen, er tollt und forciert oft in geradezu unleidlicher Manier. Die (meist unsaubere) Pointe ist fast immer konstruiert: sie ist zum Selbstzwecke geworden, um dessentwillen die Wahrscheinlichkeit zurechtgebogen wird, und so enthalten viele Stücke Unmöglichkeiten, die dem Leser ein herzhaftes Lachen nicht erlauben.

Den Dichter führte die Beschäftigung mit dem Blomberg-Stoff der westfälischen Heimat zu, brachte ihn mit dem Volkstum von neuem in Berührung und ließ ihm die Welt seiner Kindheit abermals erstehen. Sein Buch Pumpernickel (1924) ist denn auch zweifellos etwas kraftvoll Lebensechtes. Wenn im Vorwort zu dem Buch noch das Wort von der „schauerlich dummen Komödie, die Welt heißt" steht, so dämmern im Nachwort schon dunkle Ahnungen von den großen Zusammenhängen des Geschehens auf; der Verfasser ist nicht mehr derselbe Mensch wie im Anfange. Das Versenken in die Geschichte seines Geschlechtes, seines Dorfes, vieler wirklicher Menschen, hat ihn verwandelt. „Pumpernickel" ist ein Werk der Literatur, das westfälische Eigenart, ihre Derbheit, Verträumtheit, Urwüchsigkeit, ihr zähes Festhalten an alter Sitte und ihre starre und zugleich reiche Gläubigkeit erschöpft und im Letzten überzeugend macht. Eine gewisse Neigung zu Kraftausdrücken braucht man nicht allzu tragisch zu nehmen. Im Zusammenhang und erweitert kehren manche Züge aus dem „Pumpernickel" wieder in dem Buche De olle Fritz: der merkwürdige Olle-Fritz-Mythos des westfälischen Schneideroriginals Börnebrink. Abgesehen von dem Vergnügen, das mit dem Genuß dieser in ausgezeichnetem westfälischen Platt erzählten Döhnkes verbunden ist, gewinnt man das Staunen und die Verwunderung über einen merkwürdigen Fall von Volksmythenbildung in so später Zeit, die unbekümmert und voller Bewunderung eines großes Mannes ihn — hier also den großen Friedrich — zum Helden all der Schnurren und Schwänke macht, die seit altersher im Volke umgehen. In seinen von inniger Volks- und Heimatliebe bewegten Gedichten Der Ruf des Rheins (1923) knüpft Winckler an das Hohelied des wackeren deutschen Arbeitsgeistes in seiner Erstlingsschöpfung an, einen kühnen Bogen spannend über die qualvolle Leidversunkenheit des deutschen Volkes in den harten Tagen des letzten Jahrzehnts. Ein hoffnungsfreudiges Aufjauchzen klingt durch diese Gedichte. „Freunde, es bleibt uns nichts anderes übrig, als immer fester hier im eigenen Lande zusammenzustehen für unser Volk. Oder wißt ihr was Besseres?" . . . Die Hämmer, die Essen begannen zu sprechen: „Wie wir einst schmiedeten gegen die ganze Welt — schmieden wir jetzt für die ganze Welt! Schafften wir einst Tod — schaffen wir jetzt Leben . . . Verlaßt nicht das Volk, dient!" brauste es und sauste es aus den schwingenden Rädern. All die Romantik, die seit den Tagen Siegfrieds und der Burgunden um den deutschen Strom gespielt, einzig und eigenartig verbunden mit dem modernen Leben, strömt hier in Gestalten und Bildern an uns vorüber, wie sie mit dieser sprachlichen Meisterschaft wohl nur selten geformt wurden. Wohl steht noch im Hintergrunde der düstere, ins Blinde fortwütende Schicksalsgott Schopenhauers, hier als das schöpferische Geheimnis der Welt empfunden; aber der Widerspruch gegen das Christentum tritt schon zurück vor ruhigerer Würdigung. Unter denen, die Zeugnis geben für den deutschen Rhein, ist auch christliche Frömmigkeit und katholischer Heldensinn.

Im Teufelssessel zu Eppan schrieb Winckler das Buch Im Teufelssessel (1928). Es enthält Geschichten aus Südtirol von Zwiespaltnaturen und Mischkulturen der von „Bergen und Völkergrenzscheiden gefangenen Menschenseelen", heißt es im Vorwort und die vier Novellen bringen den „Erweis", daß dieser Menschenschlag in Tirol von jener schweren, unergründlichen Naturnähe ist, wie nur in irgendeinem anderen Streifen der Erde, um den Liebe und Menschenkraft ringen müssen, und daß Winckler ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichter ist, der ihre Körper und Seelen in hinreißende Worte eingefaßt und zugleich befreit hat. Vier Novellen, aus verschiedenen Zeit- und Menschenräumen, innerlich gebunden durch die verzackte, wilde Bergwelt, zu deren Füßen auf fruchtbaren Matten Tiere und Menschen in pferchengen Hütten leben, wo tiefer noch weinbehangene Schragen sich der Sonne entgegensetzen, bringen raubritterliche Robustheit, schicksalhaften Verfall, faschistische Politik und tiefmenschliche Leidenschaft in immer näheren und erschütternderen Kontakt mit der Hintergründigkeit und der Gewalt der Landschaft, die den in ihr Verwurzelten nicht losläßt. Wir lesen, wie das langsame Unterwühlen des Deutschtums in Tirol mit Faschismus immer grausamer an den Herzen frißt, wie Menschen sich wandeln und andere wieder heimliche Bekenner bleiben: das Schicksal eines Volkes schreit ganz tief und dumpf auf. Oder wie die Dämonie der Einsamkeit und Verstrickung zweier Menschen eine leidenschaftliche Liebe in Haß und Verbrechen zerstört: Die Tragik eines Herzens ist mit der Landschaft verwachsen. Dabei fehlen doch die stillen, gnadenhaften Töne nicht ganz; es gibt Seiten in diesem Buch, die mit solcher Innigkeit und solch echter deutscher Seele geschrieben sind, daß man sie Perlen der Volkspoesie nennen könnte. Im allgemeinen aber versinkt das Leichte, das Harmlose, das Schöne ganz und gar in dem Schweren, dem Harten, dem Häßlichen. Sein Bestes gab Winckler mit der letzten Geschichte, „Die Magd": furchtbare Rache eines verlassenen Mädchens an dem Kinde des ungetreuen Mannes. Erschütternd ist das Schicksal eines von den Faschisten entlassenen deutschen Beamten, dessen welscher Nachfolger gerade in dem Augenblicke den gequälten Menschen begreifend erkennt, da jener sein höheres Menschentum zu verlieren beginnt („Lehrer Tobias Oberkofel"). Etwas zu bizarr und ausgedehnt ist das maßlos weinselige Sommernachts-Kapriccio „Die Traubenkur des Herrn von Rottmann-Gudmann". Ein grobianischer Schwank aus der Vergangenheit des Landes ist „Die Hochzeit auf der Feste Freudenberg". In eine andere Welt führt ein abgründiges Buch, das in seiner rauhen Schale seltenste Perlen birgt, Doktor Eisenbart (1929). In Winckler hat der letzte Vagant großen Formats, der wahrhaftig lebte und in Hannoversch-Münden begraben liegt, seinen Dichter gefunden. Trotz der im Buche sich findenden Derbheiten und anderer Mängel muß man einräumen, daß hier ein Werk von ganz außerordentlicher Gestaltungskraft vor uns liegt. Im reichsten Wechsel der Formen entrollt sich vor uns ein Sitten- und Kulturbild Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege, seiner moralischen und religiösen Verwilderung, seiner Fürstenwirtschaft und Kleinstaaterei, seines Elends und seines trotz allem wieder saftvoll genesenden Bürgertums. In diesen durch Not, Tod, grauenhaftes Schicksal und fast endloses Leid erschütterten Jahrzehnten mit ihren vor Angst und Entsetzen fiebernden Menschen konnten sich Schwindler und Heilkünstler üppig entfalten und es ist Doktor Eisenbart nur einer von ihnen, der mit seiner lustigen Cumpanei auf und ab, gerade und quer durch die Lande und Ländchen zog. Brachte er es aber weiter als sie alle, so geschah es wegen seiner ungeheuren Vitalität, der der sprudelnde Humor niemals ausging und die im Rausch des Gefeiertseins noch mächtig über ihr Maß hinauswuchs und aus geheimer Ängstlichkeit seines Wesens einen Großsprecher entstehen ließ, der sich an tausend Einfällen zu immer neuen, noch strahlenderen berauschte. Dieser Vagant ist aber ein Gottsucher auf allen Straßen des Lebens bis zum Ende, wo ihn die große Liebe erlöst, die er aus seines Herzens Kümmernis hinaussingt auf den herrlichen Vinzenz von Paul, dem wohl niemals bisher ein so hinreißender Hymnus ist gesungen worden. Mit dem Gedichtbande Eiserne Welt (1929) kehrt Winckler zu den Gedankengängen seiner Erstlingsschöpfungen zurück. In diesem Buch ist Mensch und Dichter zur schöpferischen Einheit geworden: er gibt uns den Glauben an die Zukunft wieder. Er will, daß der Mensch mit dem herrlichsten Bewußtsein von seiner Pflicht zu einem Schöpfer von Taten werde.

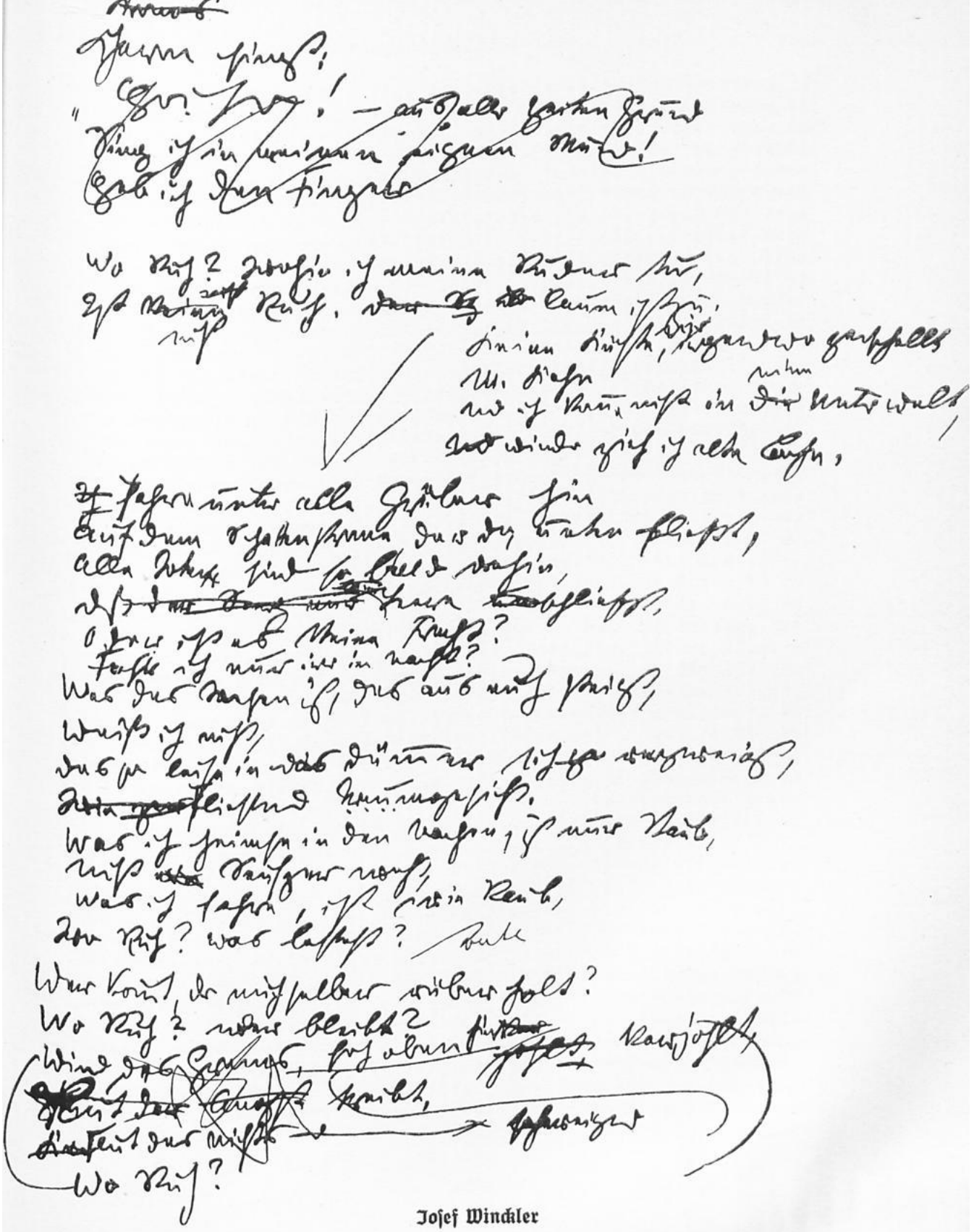
Josef Winckler

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unter den „Werkleuten auf Nyland" ist Wilhelm Vershofen (geb. 1878 in Bonn, Hochschulprofessor, 1919 bis 1920 demokratisches Mitglied der Nationalversammlung, lebt in Unterasbach bei Nürnberg) der älteste. Er versuchte in seinen erzählenden Büchern eine neue Erzählungsweise, indem er das subjektive Eingreifen des Erzählers ganz ausschaltet und statt der herkömmlichen, breit berichtenden Aufeinanderfolge, um stärkere und dramatische Wirkungen zu erzielen, die Erzählungen aus Telegrammen, Geschäfts- und Privatbriefen zusammensetzt. So in seinen Novellen aus dem Geschäftsleben Der Fenriswolf (1914), Amerika (1917), Das Weltreich und sein Kanzler (1917). Es kam ihm vor allem darauf an, den furchtbaren und erbarmungslosen Egoismus der Hochfinanz in seiner ganzen Gesinnungslosigkeit bloßzustellen, wozu er in dem als zweitem genannten Roman das Finanzgebaren der Industriekönige Nordamerikas als Musterbeispiel wählte. In der Finanznovelle „Der Fenriswolf" erscheint das Kapital gleich dem Ungeheuer der germanischen Sage als freßgierige und rücksichts- und gedankenlos verzehrende Macht. Hier richtet sie sich gegen die Naturkräfte Norwegens, die ausgebeutet werden sollen. Diese einzigartige Novelle ist lebendig geblieben: ihre auf alles Menschliche kühn verzichtende Sachlichkeit, nur aus dem Stoff geboren und von keiner Mode diktiert, ist nicht wieder erreicht worden. Auch von ihrem Dichter nicht, und deshalb ließ gerade die durch Form und Inhalt bedingte Besonderheit dieser Leistung kaum hoffen, daß Vershofen in der Literatur jemals ein anderer als der „Verfasser des Fenriswolf" werden könne. Daher war der Geschichtenkreis, den Vershofen in dem Buche „Swennenbrügge, das Schicksal einer Landschaft" (1928) bot, eine Überraschung. Hier sind künstlerische Kräfte frei geworden, von denen man nichts ahnen konnte. Doch merkt man auch hier eine Anknüpfung des Verfassers an sein früheres Schaffen. Er ist auch hier Volkswirtschaftler und man sieht ein gut Teil von der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Dorfes zwischen der holländischen und hannoverischen Grenze. Aber wenn er jetzt das Schicksal der Landschaft gibt, so erfaßt er es vom Schicksal des Menschen aus: die Menschen leiten es, werden von ihm ergriffen oder gehen an ihm zugrunde. Swennenbrügge ist eine arme Heidelandschaft und die kümmerliche Landwirtschaft, die Spinnerei und Weberei gibt in alter Zeit den Bewohnern kaum eine Lebensmöglichkeit. Sie ringen um Verbesserung in immer neuem Kampf. Aus dem armseligen Leben stößt der eine oder andere zum Lichte empor, andere gehen zugrunde. Jede der Geschichten faßt ein neues Problem, jede ist bis zum letzten Wort vollbepackt mit Erkenntnis. Die Menschen, die Vershofen zu Trägern der Ereignisse macht, sind kompliziert und widerspruchsvoll, doch in der einfachen Darstellung, die allen Geschichten gemeinsam ist, erscheint alles klar und deutlich. Erzählendes bringt Vershofen auch in dem Buche „Die Reise Kunzens von der Rosen, des Optimisten"; beachtenswert sind seine Gedanken zur Technik des Dramas (1907) und das Drama Till Eulenspiegel (1919), das erste aus dem lyrisch-epischen Quadrigakreis. „Ein Spiel von Not und Torheit" ist es zubetitelt. Eigentlich sind es Spiele. Jeder der drei Akte bringt eines. Gemeinsam ist ihnen nur der Held Tyll, oder vielmehr ein Mann dieses Namens. In allen drei Spielen ist der gleiche Sinn. Man möchte ihn, wie Sprengler bemerkt, gern mit Ibsen ausdrücken, schon weil sich in der Situation und Zuspitzung des ersten Spiels die Parallele zum „Volksfeind" geradezu aufdrängt. Aber mit der Erklärung, daß der stärkste Mann der ist, der allein steht, wäre doch nicht alles gesagt. Auch damit noch nicht, wenn man bekräftigte, daß einzig vom einzigen unsere Erlösung ausgehen könnte. Immerhin liegt auf der Erlösung von Volk und Menschheit gedanklich der Hauptton. Weil nun im Drama die Idee nicht deutlich ausschimmert, hat Vershofen außerhalb des Dramatischen nachgeholfen. Er fügt nämlich um die drei realistischen Akte ein Vor- und Nachspiel, in dem Tugenden und Himmelsgestalten Versweisheit sprechen und die Figur der Allgemeinheit dem Ich eine Weite einräumt, die zu gewinnen ist. Trotzdem bleibt das Drama ein unlebendiges, besonders im zweiten Spiel für die Bühne unbrauchbares, lediglich den Leser anregendes Buch.

Als der Krieg ausbrach, schwemmte er eine Flut lyrischer Bekenntnisse zu ihm hoch, das heißt zu dem „heiligen", dem „deutschen Kriege", zu der Erhöhungsstunde deutschen Lebens und Schicksals, später dann mehr gegen ihn, das heißt gegen den Mörder aller menschlichen Gemeinschaftsgefühle, den Würger Europas, den Träger jeden Schmutzes und jeder Schmach, gegen die verkörperte Sinnlosigkeit. Daß dies Urerlebnis auch Unbekannte hoch heben mußte wie etwa Hugo Zuckermann mit dem „Reiterliede" ist selbstverständlich; aber bezeichnend ist, daß den stärksten Widerhall Gedichte von Arbeitern fanden, von Bröger, Barthel, Petzold, Lersch. Aus dieser aufgeregten Zeit stammt das Wort „Arbeiterdichtung", den Tagen, in denen Heinrich Lersch's „Soldatenabschied" („Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen") und Karl Brögers „Bekenntnis" („Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt") in allen deutschen Zeitungen zu lesen waren und der Reichskanzler Bethmann-Hollweg im Reichstag auf sie hinwies. Arbeiterdichtung ist ein völlig neuer Begriff. Der Arbeiterdichter, der Künstler und Sprecher des Proletariats, ist eine gänzlich neue Erscheinung der letzten zwei Jahrzehnte. Durch Jahrzehnte hindurch blieb das Proletariat stumm, vielleicht durch die Kümmernis seiner Verhältnisse dazu gezwungen. Sein Sehnen nach Freiheit und wirtschaftlichem Empor blieb unaus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Josef Winckler

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesprochen. Wohl wurde die soziale Frage in der Dichtung aufgeworfen, aber von Dichtern, die einer anderen Klasse, dem Bürgertum oder gar dem Adel angehörten. François Villon, der gegen Franz I. ankämpfte, oder Beranger, der höhnische Gegner der Bourbonen, stellten sich aus Rachegefühl, aus Haß in die Reihe der Unterdrückten. Voltaire, Rousseau, Diderot, Lessing, Heine, Büchner waren Revolutionäre für das Bürgertum. In den Achtundvierziger Jahren war es Herwegh mit einem Schwarm Epigonen, der der revolutionären Dichtung zum Leben verhalf. Aber sie kämpften nicht für die soziale Revolution, sondern um politische Ziele. Die soziale Frage, die erst brennend wurde mit dem Aufblühen der Industrie, wurde zum erstenmal erkannt und aufgegriffen von den Vertretern des Naturalismus. Man wandte sich aber von dem unterhöhlten Parnaß eines Pseudoidealismus ab und der Wirklichkeit mit allen ihren Wunden und ihrer Fülle brennender Not zu. (Zola, Turgeniew, Dostojewski, George Eggerton, Hermann Lang.)

In Deutschland hatte die Arbeiterbewegung durch Marx neue Stoßkraft erhalten und zog mit ihrer sozialen Problematik die Literatur tiefer denn anderswo in ihren Bann. Diese Bewegung ging aus und gipfelte in Hauptmanns „Weber". In Arno Holz erwuchs der sozialen Not ein Lyriker von größtem Format. Aber noch immer schwieg der Arbeiter selbst. Erst als das Proletariat zu dem Selbstbewußtsein gewachsen war, das es heute besitzt, und sich seinen Anteil an der Gestaltung des Volkslebens erkämpft hatte, konnten Sprecher erstehen. Da diesen aber jede Tradition fehlte, mußten sie zunächst bürgerliche Begriffsmomente zu eigenen Bedürfnissen umgestalten. So entstand der Arbeiterdichter, ein ganz unbestimmter Typ. Der typische Proletarier mußte als Dichter ganz andere Wege gehen als der soziale Dichter der Neunziger Jahre. Ihm wurden Parteidogmen nicht zum künstlerischen Diskussionsstoff. Dagegen donnerte der Rhythmus der Arbeit in seinen Liedern. Mächtig dehnten sich die Lieder aus Bergwerk und Fabrik. Klirrend wie das Aufeinanderschlagen von Panzerplatten konnten seine Worte werden. Der deutschen Dichtung erstand tatsächlich etwas völlig Neues, erstand das Dröhnen des Industrialismus in künstlerischem Gewande. Aber auch das Mitleid und die Anklage ist bei dem modernen Arbeiterdichter da und in der Revolution geriet das Wort „Arbeiterdichtung" zum Haufen der Klassenkampfmittel und wurde aus einem „vaterländischen" Ruf des Zusammengehörigkeitsgefühls zum Schrei nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Im Mittelpunkte der eigentlichen Arbeiterdichtung jedoch steht nicht die Schilderung des Elendes, der Not und des bitteren Erdenleides, mögen auch diese Motive von manchen Dichtern bevorzugt werden, sondern die Arbeit als Symbol höchster menschlicher Handlung, als der Inbegriff von Wille und Tat. Die Neuheit der expressionistischen Kunstform mit völlig anderen Ausdrucksmöglichkeiten kam den ersten Aposteln einer „Arbeiterdichtung" entgegen. Aber die größten unter ihnen haben sich von einer widernatürlichen Übersteigerung einer neuen Ausdrucksform meist ferngehalten. Noch ist die Arbeiterdichtung in ihren Anfängen, aber fest steht schon heute: Mit dem Geschaffenen hat das Proletariat sich seinen Anteil an der Gestaltung einer geistigen Welt errungen.

Der Anteil des Proletariats an den geistigen Vorgängen der Nation ist noch jung; daher die Fruchtbarkeit, aber auch die Selbstüberschätzung. Das Meiste von den Arbeiterdichtungen hat mit der Dichtung nichts zu tun. Das wirklich echte Gedicht ist ein Akt der Begnadung, der außerordentlich selten ist. Von dieser „Über-, beziehungsweise Unterproduktion" der jüngsten Arbeiterdichtung, die unwillkürlich Erinnerungen an das zünftige Dichten der Meistersinger wachruft, ist die wirkliche schicksalsgestaltende Arbeiterdichtung zu unterscheiden. Der Sinn jener liegt unstreitig mehr im Propagandistischen und dieser ist erreicht, auch wenn der Dichtung dabei keine neue Kraft gewonnen ist. Eine wirklich im Dichterischen verhaftete Anthologie hat Hans Mühle herausgegeben und sie mit einer guten Einführung und einem biographischen Anhang versehen („Das proletarische Schicksal, ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart").

Der älteste der Arbeiterdichter Alfons Petzold (geb. 1882 in Wien, gest. ebenda 1923) ist dem Blute nach Mitteldeutscher und nur nach Österreich verschlagen. Er war der Sohn aus einem begüterten, dann aber zerrütteten Hause, ein körperlich schwacher Mensch, der zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

harten Arbeiterlose nur guten Willen, aber nicht Kraft mitbrachte und von jeder Art Mißgeschick verfolgt wurde. In dem autobiographischen „Roman eines Menschen" Das rauhe Leben (1920) hat er als fast Vierzigjähriger seinen Lebensweg bis zu seinem 26. Lebensjahre gezeichnet: einen endlosen Weg durch Not, Qual, Hunger, Krankheit, Demütigungen, Mißhandlungen. Wie er todkrank von Freunden seiner Dichtungen in die Heilanstalt Alland gebracht wurde und Genesung fand, erzählt er in dem Roman „Erde" (1913).

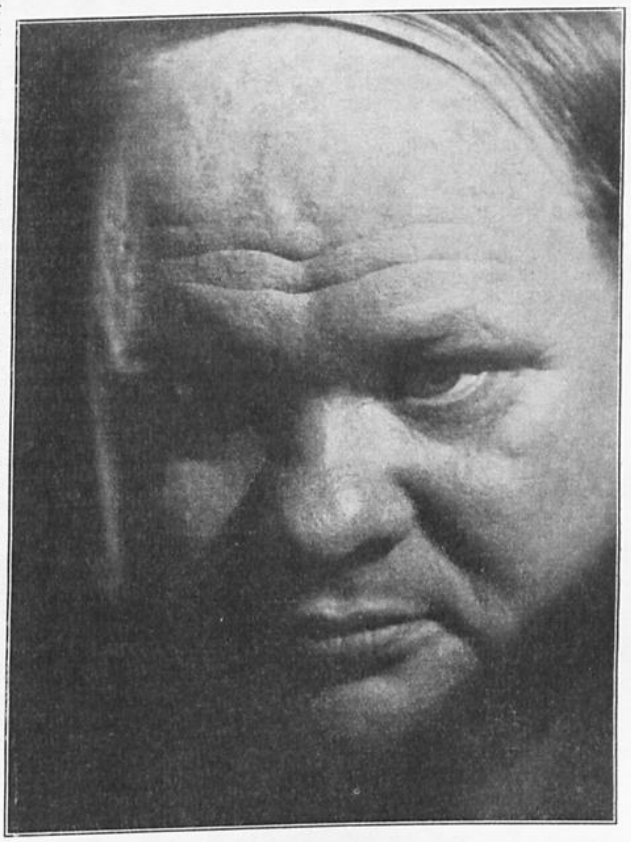
Trotz aller erlittenen Bitterkeiten hält der grollende Ton der Anklage in seinen Werken nicht durch. Seine erzählenden Werke: die Skizzen eines Sehenden Memoiren eines Auges (1912), die Erzählungen Menschen im Schatten (1921) und der Roman Das Lächeln Gottes künden im Bilde meist von einer Religion, die er Sozialismus nennt. Am reinsten gibt Petzolds Art und Entwicklung seine Lyrik wieder. Harmlosen Gedichten folgten brennende soziale. Über ein Dutzend lyrischer Einzelsammlungen sind zwischen den ersten Bänden („Trotz alledem!" „Seltsame Musik" 1911, „Der Ewige und die Stunde" 1912) und den letzten („Einkehr", „Buch von Gott", „Der Irdische" alle 1921) erschienen, darunter mehrere Bände Kriegsgedichte („Volk, mein Volk" 1915, „Der stählerne Schrei" 1916), durchweg mitleidvolle Sehnsuchtsklagen und ein weher Schrei über die geschändete Kreatur. Mit dem „Gesang von Morgen bis Mittag", seinem reinsten und geschlossensten Werke, hat er aus vierzehn Versbüchern eine strenge Auswahl getroffen. Da sammelt in dem fünften Abschnitte ein Arbeiterdichter die reinsten Spiegelungen sozialer Gegenwartsnöte, die lautesten Zeugnisse seines frommen Zukunftsglaubens, zeichnet das Los und Wesen aller Arbeiter und einzelner, den Grubenarbeiter und Heimarbeiter, den müden Morgen bei der Fabrik und den teilnahmslosen Maschinen-Menschen. Er zeichnet aber auch das Schattenbild der geheimnisvollen Mühle, die das Brot für ein fernes Geschlecht mahlt, und das Zukunftsbild einer neuen Osterzeit. Niemand unter den Arbeiterdichtern hat so namenlos unter dem Proletarierschicksal gelitten wie Petzold, aber niemand von allen war so, wie er, der Verkünder der allerbarmenden Liebe, der daher auch ein wundertiefes Büchlein von dem alliebenden Franziskus von Assisi dichten konnte. „Überall sah ich Liebe und die Quelle, aus der diese goldige Flut strömte, nannte ich Gott." Die „Novellen von meiner Straße" (1917) schließen also: „Suche in jedem noch so häßlichen Dinge die Liebe, die Schönheit und die Güte." Die Gedichte strömten ihm nur so zu und nur mit Mühe hat er seine ins Halt- und Formlose lockende Vagantenmuse gebändigt. Dann aber fand er lyrische Klänge, die an die sonnendurchleuchteten Melodien seiner Landsleute Mozart und Schubert gemahnen.

Zu den Begründern der Arbeiterdichtung gehört auch Ernst Preczang (geb. 1870 in Winsen in der Lüneburger Heide, lebt in Berlin). Er kann bereits auf eine reiche Ernte schauen, auf Romane („Die Glücksbude" 1909, „Der Ausweg" 1912, „Im Lande der Gerechten" 1928), Dramen („Der verlorene Sohn" 1900, „Der Bankerott" 1914), Erzählungen und Gedichtbände („Im Strom der Zeit" 1908, „Lieder eines Arbeitslosen"). Er stellte sich früh der proletarischen Bewegung zur Verfügung, wirkte eifrigst für den Gewerkschaftsgedanken und ward schließlich Schriftleiter der Büchergilde Gutenberg in Berlin.

Von der schwarzen Wupper kommt Paul Zech. Er ist einer der wenigen deutschen proletarischen Dichter, die so über ihren Bezirk ins Allgemeingültige aufwachsen und dichterisch begabt genug sind, um mit ihrer Sprache hinter dieses Geheimnis zu kommen. In ihm vereinigt ein wirklicher Lyriker Blick und Wort eines sozial empfindenden Menschen zu einem großen dichterischen Format. Er entstammt einem westfälischen Bauern- und Bergarbeitergeschlecht und wurde 1881 als Sohn eines Landschullehrers geboren. Über die Universitäten zu Bonn, Heidelberg und Zürich führt ihn eines Tages sein Weg ins Industriegebiet und er sieht dem Leben ins Gesicht, wo es sich besonders müht und brutal gebärdet. Bald ist er ganz im Banne der „vulkanischen Magie" des schwarzen Reviers, lauscht gespannt dem Pulsschlag dieser schaurig-schönen Welt und „Maschinen singen wie eherne Mütter ihn ein". Er wird freiwillig Bergarbeiter und lebt anderthalb Jahre in den Kohlen- und Erzgruben Deutschlands, Belgiens und Frankreichs. Später bereiste er England und Skandinavien, war vorübergehend Redakteur, Industriebeamter und lebt jetzt nach Zusammenbruch des Berliner „Dramatischen Theaters" als freier Schriftsteller in Berlin. Durch die Erschütterungen der Zeit, wo er als Industriearbeiter und Bergmann durch alle Tiefen des Proletarierschicksals gerissen wurde, wird er der Führer konsequenter sozialer Lyrik. Mit solcher Wucht, Schärfe und Hellsichtigkeit hatte vor ihm noch niemand das Industrieleben gestaltet. Niemand hat so eigenartige und in die Seele sich einbrennende Bilder wie er. Durch die im Verein mit Hans Ehrenbaum-Degele herausgegebene Zeitschrift für neue Lyrik Das neue Pathos (1913—1923) fand die Arbeiterdichtung in weiten Kreisen erst volle Beachtung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zech war schon ein Mann, der eine harte Schule des Lebens hinter sich hatte, als er sein erstes Buch Waldpastelle, später erweitert und „Der Wald" betitelt, herausgab (1919). Mit seltsam festen Zügen blickt uns Zech schon in diesen Gedichten an; selbst dort, wo er die Farben zart und wie schwebend im Raume hält, ist sein Antlitz ernst, seine Gebärde unweich und unnachgiebig, sein Griff fest und bewußt. Fast alle seine Dichtungen blühten im Schatten jenes Lebens, das er früh in seiner bittersten, unbarmherzigsten Form sah: der Schwerarbeit. „Meine Brüder singen: — leben, o welche Lust, — tanzen und lassen die Gulden springen. — Ich sehe nur Lanzen." Dieses Wort ist wie kaum ein anderes charakteristisch für Zechs Werk. Seltsam und bezeichnend für Zech ist es, wie Omankowski bemerkt, daß die eigentlichen Liebesgedichte fast gänzlich fehlen, und wenn er wie im „Schollenbruch" oder in den „Gedichten an eine Dame in Schwarz" von Liebe spricht, bleibt er ernst, verhalten, reflektierend, keusch, „gebändigt von harter Fron". Die Sehnsucht nach eigener Scholle, Wäldern und Wiesen, wie sie seine Bauernahnen besaßen, spricht aus den Gedichten Der Wald. Unsäglich fein, mit seltener Wortkunst tastet er mit Hand und Herz alle seine kleinen und kleinsten Heimlichkeiten ab. Da wird das Bekannte zum Neuen, das Belanglose zur Größe, das flüchtig Geschaute zur Vision. Es vollzieht sich an dieser Lyrik eine ganz unerhörte Verlebendigung des Objektes, etwa wie bei Rilke, den er in einem Essay verherrlichte. Da schlägt im Lenz die Föhre die Augen weit ins Blaue auf, ihre Adern sind bis zum Platzen vollgesogen mit Blut, die Sonne legt ihre Hände an den Stamm, der hautnackt aus seinen Fellen glänzt wie ein Indianerleib, indes die Buchen im Braun der Witwentracht prallend auf das Glück der Schwestern schauen; am Waldrand aber blühen Anemonen, weiß und züchtig und hellschimmernd wie das Lachen von Mädchen. „Bewölkter Himmel hebt die schweren Lider, — und Winde, die im jungen Gras erwachen, — rühren das maiumbauschte Saitenspiel." Aehnlicher Art ist auch Der Schollenbruch (1911), das hohe Lied der Felder und Fluren. In dem nächsten Buch, der Eisernen Brücke (1914), drängt der Künder kalter Wirklichkeiten den Hymniker mehr zurück und richtet das „gebirgichte Ufer" des unverhüllten Lebens vor uns auf. Er führt uns ins rheinische Industriegebiet und schreitet auf dem begonnenen Wege fort in seinem Werk Der feurige Busch, nur daß er in der Form noch geschlossener, in der Bildkraft stärker geworden ist, und während er früher noch mehr ein objektiv Schauender, im Urteil milde, im Ton gemäßigt war, bricht hier seine ungebändigte Leidenschaft durch. Seine Bilder gewinnen an Kühnheit, seine Worte an Gewicht und sein Schritt wird wuchtender und weiter ausholend.



Paul Zech.
Phot. Franz Kroher, Augsburg.

Schon mit diesem Buch, aber noch mehr mit dem folgenden, setzt die große Bekenntnisdichtung Zechs ein, die uns erst sein wahres Gesicht zeigt. Zwei Bollwerke ragen da hervor, deren Gestaltung sein poetisches Schaffen galt: Die Industrie und der Weltkrieg. Was sich in den Büchern „Das schwarze Revier", „Der schwarze Baal", „Das Ereignis" verdichtet hat, ist, wie Zechs gründlicher Kenner Omankowski sagt, ein einziges wildes Lied der Räder und Maschinen, der Hochöfen und Schächte, der Kohlenhügel und Schlackenhalden, ein Lied voll ohnmächtiger Liebe und voll kochendem Haß, voll starrendem Entsetzen und ekstatischem Entzücken, voll dunklem Rausch und lähmendem Erwachen. Jedes Gedicht im Schwarzen Revier (1913) strotzt von Sehen und Erleben. Ob er die entweihte Landschaft zeigt in Sommerglut, die die Nacken krummer biegt, und die „Seelen bis auf die erschlaffte Scham entblößt", ob er uns in eine Kohlenhütte stellt, in eine Gießerei, in ein Hammerwerk, in ein Pumpwerk oder mit halluzinatorischer Bildkraft das Werk der Fräser, Hauer, Kohlenstauer und Wagenschieber erstehen läßt, ob er dramatisch belebte Skizzen gibt von Schlotbaronen, Agitatoren, Streikbrechern oder die Schreie der durch schlagende Wetter tödlich Verstümmelten erweckt, wie in dem „Invaliden", dem „Idiot", dem Zyklus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die Schwerverletzten" —: alles ist so eindringlich und zwingend, ist von so gleichhartem Rhythmus, so gleichrasendem Tempo mit der Materie, daß im gegenwärtigen Schrifttum dieser Art Dichtung nur wenig an die Seite gestellt werden kann. Noch sinnfälliger wird alles dies in den Novellen Der schwarze Baal (1916), die, aus dem Bergmannsleben wie eine furchtbare Anklage vor das Gewissen der Welt gestellt, sich zu einem im höchsten Sinne sozialen Buch schließen. Dies gilt auch in gleicher Weise von den Novellen Das Ereignis (1920). In jedem der neun Stücke steht das Weib im Mittelpunkte des Geschehens, gilt es den Kampf der Geschlechter. Nicht mit allen Geschichten können wir uns befreunden, die reifsten sind die drei letzten Stücke, die den Krieg als Hintergrund haben.

Zech schrieb aus dem Kriege jene Bücher, die zum erstenmal eine größere Leserschaft auf ihn aufmerken ließen. Sein Grab der Welt (1919) ist alles andere als eine posthume Kundschaft vom Kriege, es ist das Dokument eines Menschen, der, von Liebe zum Menschen beseelt, den Mut und die sittliche Kraft besaß, seine „Passion wider den Krieg auf Erden" hinauszurufen. Zech war einer der seltenen, die den Rhythmus dieser entmenschten Zeit von Grund aus trafen: unlyrisch, unhymnisch, unverschminkt; „mit der Axt geschrieben" hat Else Lasker Schüler einmal von Zechs Versen gesagt. Ohne Haß und Groll klingt das Buch aus: „Im Anfang war der Friede." Diesen Geist der Liebe und Versöhnung atmen auch die Kriegsgedichte in dem Sammelwerke Golgatha (1920).

Zechs Ringen um die großen Angelegenheiten des Menschentums werden insbesondere ersichtlich aus seinen Selbstbekenntnisbüchern. So aus dem „Terzett der Sterne, einem Bekenntnis in drei Stationen" (1920). Es ist eine Folge von dreimal zwölf Sonetten, die in drei Teilen, „Der Sprung aus dem Käfig", „Ländliche Inbrunst" und „Die Erhebung", die tiefste Erniedrigung der seelenlosen Welt, ihr Wiederauferstehen und pfingstliches Erwachen, ihren Heimgang in die letzte Sehnsucht, in Gott, gestaltet. Ferner aus der Reise um den Kummerberg (1924), einem Buche, das gleich stark ist als Bekenntnis wie als Dichtung. Man muß da um Zechs dornigen Weg wissen und um den Menschen, der ihn ging, freiwillig ging. Man wird den Dichter verstehen, wenn man sich von ihm hat führen lassen, vorbei an den Stationen eines Lebens, reich an Gram, aber auch an Glück, einem Glück, das im Schauen liegt. Zech war ein Gottsucher, aber bis zu seiner Erkenntnis ist er nicht gelangt; über die bloße Menschenliebe ist er nicht hinausgekommen, auch nicht in dem lyrischen Buche Die ewige Dreieinigkeit (1924). Ein groß angelegtes Bekenntnis ist auch der Roman Peregrins Heimkehr (1925). Ein herbes und hartes Buch. Wie sonst, gehen Zechs Menschen auch hier unter den Wolken von Kampf, Sorge und Schicksal. Und wenn manchmal eine freie, lichte Melodie aufklingen will, wartet dahinter schon wieder ein schwerer Mollakkord. Daß Zech vor allem Lyriker ist, zeigen, wie auch seine ernste Prosa, die vier Erzählungen, die er unter dem Titel Das törichte Herz (1925) veröffentlichte und von denen die Titelerzählung aus der oft erzählten Tristan-Isolde-Geschichte eine neue, ergreifende, ewig alte vom törichten Herzen webt, die letzte, „Das Bergwerk", ein düsteres Gemälde ist von dem Hungerelend und der Seelenqual ganz Armer.

Lyriker ist Zech auch in seinen Dramen. So in dem dramatischen Gedicht Gelandet. Es ist das letzte Stück eines dramatischen Quartetts „Die Argonauten" (1918). Zech, der weit mehr unter den psychischen als unter den physischen Leiden des Krieges leidet, hat all seinen Groll und seine Sehnsucht nach der neuen Zeit der Liebe und Güte in diese Dichtung hineingetragen. Als Bühnenstück kommt sie weniger in Betracht, da eine eigentliche Handlung fehlt und die Gestalten mehr Künder dessen sind, was ihnen der Dichter an Gedanken und Empfindungen gab. Es sind schöne Verse, auf drei Gefangene, auf den Tod, den Henker und die Bürger verteilt, aber als Drama doch von chaotischer Ungestalt. Dasselbe gilt von dem gedankenbeschwerten Dramenzyklus Sebastian oder die vier Weltkreise eines Geschlagenen („Das Rad" 1918, „Der Turm" 1920, „Verbrüderung" 1919, „Steine" 1919), dessen Grundgedanken Zech in die Formel preßte: „Sozialrevolutionäre Schwingung zum Himmelreich auf Erden ist nur dann ein Heilsweg, wenn wir erst alle wieder wie die Kinder werden. Nicht nur du, Auch ich und ich." Manchmal kündet der Dichter von diesem Ich in sich selbst, seinem Woher und Wohin, so in der „Ballade von mir": Omnia mea mecum porto (1923). Zech bietet die Tragödie des neuen Menschen. Eher müssen die Götzen der alten Weltordnung (Goldgier, brutale Gewalt, falsches Christentum) in Stücke gehen, bis die Dämmerung einer wahren, geläuterten, neuen Welt anbrechen kann. Zech ist durch die Vorgänge im Ruhrgebiete erschüttert worden. Den poetischen Niederschlag davon bringt die Dichtung „Erde, die vier Etappen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr" (1925). Durch alle Schichten der Bevölkerung wird die Idee der Erdverbundenheit hindurchgetrieben. Eine spanische Ballade nennt der Dichter das Stück Das trunkene Schiff (1924). Er nennt es so, weil es kein Drama ist, sondern in loser dramatischer Form, im Kinostil, Bild an Bild klebt, dabei jegliche Idee ausschaltet und nur darauf angelegt ist, Rimbaud, den bekannten exzentrischen französischen Lyriker (geb. 1854 zu Charleville, gest. 1891 zu Marseille), als Persönlichkeit darzustellen. Zechs Sprache ist ungemein lebendig, oft klingende Wortmusik, besonders gut sind die Übertragungen Rimbaudscher Lieder. Allein ein Dramatiker ist Zech nicht. Die Handlung ist sehr schwach. Rimbaud unterhält uns sechzehn Bilder hindurch mit denselben Frechheiten und Gemeinheiten, die zunächst nicht ohne Eindruck bleiben, aber auf die Dauer langweilig werden.

Will man Zech in eine literarische Gruppe einreihen, so dürfte er wohl am besten, wie Rilke, zwischen der Eindrucks- und Ausdruckskunst seinen Platz finden. Mit dieser hat er die inbrünstige Glut der intuitiven Schau, wohl auch zuweilen die Künstelei in Wort- und Satzbildung, die formzerbrechende Dynamik und das oft übertriebene Pathos gemein. Georg Heym und Armin T. Wegner geben mit schaudervoller Phantasiekraft dämonisch düstere Bilder aus der Großstadt; der Dichter der Industrie ist Paul Zech.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn es blitzt aus schwarzen Schlünden
und der Regen niederrinnt:
biege Dein Gesicht nicht fort, mein Kind,
alle Ströme müssen münden.

Auch das Böse, das Gemeine,
auch der Irrtum, auch die Qual
sind allmenschlich, sind im Tal,
das Dich nährt nur Meilensteine.

Noch das Feuer auf dem Herde
ist Dir nur verliehen wie das Kleid,
wie Dein Haar und wie Dein Bräutigam.
Aber um die Winzigkeit der Erde,
die mit Dir schwer niederkam,
wölbt sich Gottes Ewigkeit.

Paul Zech.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

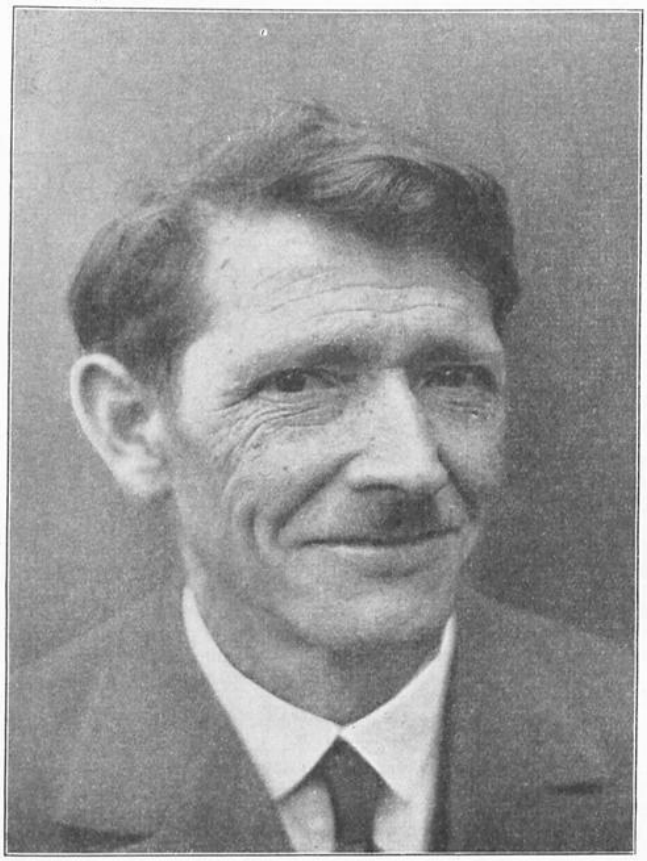
Der volkstümlichste unter allen Arbeiterdichtern ist wohl Heinrich Lersch. Als Sohn eines Kesselschmiedes in München-Gladbach 1889 geboren, der Schule und Werkstatt zum Trotz schon in harten Knabentagen ein Träumer, früh mißtrauisch gegen den Zwang der Parteien und Gewerkschaften, „brach" er nach qualvollen Jahren „aus der Heimat wie aus einem Gefängnis". Seine Wanderlust hat ihn nach Italien getrieben, über Tirol und Salzburg kam er auch nach Wien. Mochte er aber auch zeitweise die Landstraße als zweite Heimat haben, mochte er hier und dort für kurze Zeit arbeiten oder in den Quartieren der Armut in Großstädten leiden, immer zog ihn das Heimweh zum heimatlichen Werkfeuer. Niederschlag dieser Jahre sind mehrere Gedichte, die von der Wiener Arbeiterzeitung veröffentlicht wurden, Aufsehen erregten und ihm die Freundschaft von Petzold und Felix Braun brachten. Sie erschienen später in Buchform unter dem Titel Abglanz des Lebens (1914). Was er hier bietet, ist neben rein lyrischen Selbstdarstellungen der Welt seines Ich der Versuch einer Darstellung der Welt der Arbeit, besonders der Fabrikarbeit und ihrer Menschen. In seinen Dichtungen, Lyrik und Prosa, rasseln und stampfen die Maschinen, tönt der Hymnus der neuen Menschheit, poltern nie gehörte Worte und Schreie, klingen zarteste Natur- und Liebestöne, lacht reinster, goldener Humor, flutet Gottes ganze Größe und Liebe; rauschender Rhythmus, der in kurzen Reimzeilen dahinstürmt und in einer atemraubenden, riesengroßen Langzeile Gipfel und Krönung findet, strömt und braust und klingt; Rhythmus des neuen Europa, von Engelke erstmalig geahnt und ungewiß empfunden, von Lersch aber durchlebt und zur Reife gelitten. Wie Bröger ist auch Lersch ein Einzelgänger, der erst später zur Gemeinschaft kam und durch seine besondere Art über der Masse steht. Von den bürgerlichen Literaten schied ihn das beglückende Erlebnis der Gemeinschaft, von den marxistischen Proletariern der Wille zur Überwindung des Klassenhasses.

Das erste Lied „Soldatenabschied" mit dem oben genannten Kehrreim „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen" machte Lersch in ganz Deutschland bekannt. Der Wunsch nach neuer Gemeinschaft schien vom Schicksal erfüllt. Das von heiliger Flamme durchglühte ganze Volk, der Krieg, den er im christlichen Sinne als Stimme Gottes deutet, gibt ihm die neue Gewißheit. Er wird Soldat, kämpft in der Winterschlacht in der Champagne und wird verwundet. Blut füllte seine Verse und schwellte sie mächtig; da war keine blasse Klage mehr, alles wurde Leben und erschauerte in großen Rhythmen erbarmungsloser Kunst. Im Gebrüll der Schlacht drang Gottes Atem in das zitternde Herz, flackerndes Auge wurde klar, lallende Lippe fand das rechte Wort. So entstand Lerschs zweites Buch „Herz! Aufglühe dein Blut, Gedichte im Kriege" (1916), ein Buch so ungleichmäßig, aber auch so dichterisch wie nur möglich, ein tolles Buch aus dilettantischem Versagen und schmerzlich atemraubender genialischer Kunst, das schwache Herzen in der brennenden Tiefe seines Gotterlebens fast gotteslästerlich anmuten könnte, wenn es nicht eben doch immer so wildheilig und so flammenrein wäre, wie es ist. So könnte man das rasende Lied „Im Artilleriefeuer" für Zynismus halten, schlösse es nicht mit Versen, die so deutlich die gespenstische Notwendigkeit des Krieges darlegen. Er, der gläubige Katholik, windet sich in der Not des Krieges „vor der schmerzhaften Mutter Maria", Welt-Karfreitagsgefühl im Herzen: „Ich war bei deinem Sohn, und er hat mir liebend verziehn. Ich bin in Gnade mit ihm versöhnt. Aber, o Mutter, nun ist die ganze Menschheit mit Dornen gekrönt! — Millionen Erdenmütter halten ihren Sohn auf dem Schoß wie du! — Millionen Soldaten schreiten in diesen Stunden ihrem Kalvaria zu. Und alle Mütter und Frauen gehen mit ihren Seelen den Golgathaweg, den Sohn und Mann muß gehn. — — O ich kann den Soldatenmüttern und Frauen nicht mehr in die Augen sehn! — Ihr brennender Blick spricht wie deiner: „Auch du bist schuld an seinem bittern Tod!" — O Mutter der sieben Schmerzen, — das ist nun unsere große Erdennot. O Mutter der sieben Schmerzen, mit deinem toten Sohn auf dem Schoß; — Mit deinen sieben Schwertern im Herzen, schneide die Menschheit von der Sünde des Krieges los!" Neben anderen uns weniger zusagenden Gedichten finden sich auch schöne, melodisch reizend durchgebildete Lieder in dem Buche („Das Heer", „Soldatenliedchen", „Das kleine Kügelein", Lieder von einer bezaubernden Innigkeit des Tones, wie „Abend", „Nächte nach den Schlachten", „Ein Kamerad", „Rückkehr aus dem Kriege" usw.). Doch wesentlicher als die Schönheit der Lieder, die sich ja auch bei anderen Dichtern findet, erscheint uns das Erleben des ewigen Gottes, das Lersch im Kanonenbrüllen gekommen ist.

Nicht immer ist er der Auffassung des Kriegsleides als Opfer getreu geblieben, nur an den Stellen fast ekstatischer Steigerung wird eine Ahnung offenbar, daß auch die qualvolle Tragik des Weltkrieges ihren tiefen Sinn hat in der Vorsehung des göttlichen Heilsplanes, daß der Weg zur großen Läuterung, durch die große Not, die große Schuld und das große Opfer hindurchführen muß. Aber von dieser Höhe des Glaubens, die oft in katholischer Symbolik zum Ausdruck kommt, zuweilen aber auch in modern pantheistischer Weise zu uns redet, sinkt der Dichter in Stimmungen der Verlassenheit herab in stumpfen Zweifel. Immer mehr verdüstert sich von der ersten Sammlung seiner Kriegsgedichte zur zweiten, Deutschland (1917), die Schau, immer lauter schreit sein Gewissen auf und immer sehnsüchtiger wird der Ruf nach Frieden. Schloß schon im ersten Kriegsband jenes erschütternde „Erinnerung" über-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schriebene Traumbild, in dem Christus inmitten des Schlachtfeldes erhängt erscheint, mit einem seligen Friedensbilde, so wird die Sehnsucht im zweiten Bande drängender. Immer mehr schließt sein Brudertum auch den Feind ein, am ergreifendsten in dem Bild der beiden Sterbenden, deren Blut ineinanderfließt. Und war der Krieg anfangs ein Gottesstreit, in dem Gott durch Deutschland die künftig ganze Welt liebend umfassen wollte, so wird er jetzt zum Gottesgericht. „Gott spricht“: „Menschlein, ich rief dich!“ In



dem Buche findet sich auch ein Selbstbildnis des Dichters. Als Lersch den zweiten Kriegsband schrieb, weilte er daheim. Infolge einer Verschüttung war er felddienstunfähig entlassen worden. „Entlassen leuchtete das Schmiedefeuer wieder Trost ... Das Weib hob den Sehendgewordenen auf. Gab ihm neue Gesichte.“ Dreizehn Sonette, Die ewige Frau, künden davon. Jahre lang schrieb er kein größeres Werk. Nur die Dichtungen Wir Volk und die Arbeitergedichte „Vergiß du deines Bruders Not“ waren erschienen. Ein Rückblick auf sein Leben, das erschütternde Bekenntnis „Das ist es“ (1922), ließ ahnen, warum. Der „Gottesknecht“ hatte nicht gefunden, was er suchte. Den neuen Menschen enthüllte keine Nation und keine Partei. Not steht über den Arbeiterhäusern, Unglück trifft ihn und seine Familie. Aufstände brechen los. Zorn erfaßt ihn, weil er nicht bei seinen Brüdern steht. So wandelte sich, wie die neuen Gedichte und der Roman Die Kesselschmiede bestätigen, Lersch zum proletarischen Kämpfer. Er war in Gefahr, Dichtung mit Tendenz zu verwechseln. Mit den „Gesängen von Volk und Werk“ Der Mensch im Eisen (1924) ist der Dichter wieder erwacht. Die machtvollen Gesänge sind ganz aus der Not des deutschen Proletariats geboren, und zwar derart, daß Lersch die Not des werktätigen Volkes in sein eigenes, des Kesselschmiedes Leben und Erleben hineingepreßt und zu einer Dichtung geformt hat, die ihresgleichen sucht. Kaum ist in einem anderen Buche das Leben eines einzelnen so stark die Stimme eines Gesamtschicksals geworden. In ungereimten und gereimten Versen, in Abschnitten rhythmischer Prosa, in vereinzelten strophischen Gesängen stellt sich Lerschs äußeres und inneres Werden und Sein dar. Ein leidenschaftliches Kämpferleben schließt sich in Jugend- und Wandertagen, in Kriegs- und Nachkriegsjahren, in rheinischen Notzeiten auf und mit ihm zugleich das Leben einer großen Familie, aller Werkgenossen, eines ganzen Volkes um Seele und Leib und das Ganze zugleich die Geschichte der Sehnsucht nach Verwirklichung des Traumes vom reinen, gütigen, Menschheit und All in Liebe umfassenden Menschen. Bunt wie die Form ist auch der Inhalt: Dithyramben auf den Genius des stoffbeherrschenden Menschen, Hymnen an das Vaterland, Fluchpsalmen auf die seelenfressenden, sinnlichen Mechanismen, Haßgesänge voll lodernder Wildheit, Träumereien von grünen Wäldern und sonnigen Wiesen, Grübeleien über alle Rätsel des Lebens, himmelhohe Begeisterung und erdnaher Realismus. Ekstatisch klingt dieses urgewaltige Lied von Hammer und Amboß aus in einen Hymnus auf Menschen und Arbeitertum. „Marsch, marsch, marschiert: Der Mensch ist unterwegs.“ Der Schluß ist so überwältigend und hinreißend, daß vor dem ehernen Rhythmus seiner Verse alle noch so berechtigten Einwände schweigen. Es ist das Werk eines echten Dichters, denn was er sagt, wirkt erschütternd, was er hinausgellt, was an Schmerz ausbricht, ist rotes Herzblut. Lersch hat an Frische, Unmittelbarkeit der Empfindung bis in die jüngste Zeit nichts eingebüßt. Dies zeigen auch die „Legenden und Geschichten“, die er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unter dem Titel Der grüßende Wald (1927) veröffentlichte; so insbesondere das wundervoll plastische Gedicht, das dem Bändchen den Namen gegeben hat. Allerlei Drolligkeiten eines Dichterföhnchens erzählt das Büchlein Manni (1926) in urwüchsiger Natürlichkeit, zuweilen aber ist es mit dem Stempel einer gewissen Mache behaftet.

Kurz vor dem Kriege kam Gerrit Engelke mit seinen brausenden Gedichten zu Dehmel, um von dem verehrten Meister die Bestätigung seiner Berufung zu hören. Dehmel empfahl ihn den Werkleuten auf Haus Nyland, wo der stille Jakob Kneip und nicht der laute, artverwandte Josef Winckler sein Lebensfreund wurde und ihm in der Zeitschrift „Nyland" den Weg ebnete. Engelke war als armes Arbeiterkind 1892 zu Hannover geboren, tagsüber als Tüncher auf schwankendem Gerüst ewiger Gefahr vermählt, nachts rauschversunken in das Glück, das ihm Beethoven, Bach, Brahms, Hodler, Whitman schenkten, ringend mit Gesichten und Rhythmen, die er als Dichter und Zeichner festzuhalten suchte. Drei Tage vor dem Waffenstillstande hat die feindliche Kugel ihn tödlich getroffen. Sein dichterisches Vermächtnis, ein Buch mit 36 Gedichten, ist trotz aller Unausgereiftheit so überragend im Chor der zeitgenössischen Dichter und Sänger, daß andere seiner Art bei allem Großen, das sie schufen, in den Schatten treten. Denn dieser Malergeselle hat Gedichte geschrieben, die wie das heilige Brausen sind, das er selber war.

Wer dieses Buch, das bezeichnenderweise den Titel Der Rhythmus des neuen Europa (1921) führt, zu lesen beginnt, stutzt gleich auf der ersten Seite: So neu und eigen ist dieser Ton, so hart und dröhnend das Einherschreiten dieses Dichters, so jäh und zwingend seine Geste, so visionär-schreckhaft die Größe des Erlebten, Geschauten. Hier ist frisches Leben, wahrhaftes Bekenntnis, hier sind positive Gedanken, geformt unter dem Drange nach einer Erkenntnis des Sinnes der Welt, des Sinnes der Arbeit und der Tragik des Einzelschicksals, des Sinnes und der Energie einer neuen Zeit, eines neuen Menschentums. In Engelke, dem Modekreise zu eng waren, ist die schaffende Kraft so groß, daß er sich für seine große Sehnsucht nach Lebensbejahung neue Formen suchen mußte. Aus diesem Gefühl des eigenen Auftriebs heraus entstehen die manchmal barock anmutenden Wortformen, die aber nie gemacht, sondern gewachsen und immer echt erscheinen. Zwischen Dichtungen, die die Straßenbahn, die Lokomotive, die Welt der Großstadt mit ihren Fabriken, Bahnen, Kaufhäusern, die Welt des Industriebezirkes mit Schloten und Schächten, die Hafenwelt mit Dampfern, die Straßenbahn, die Lokomotive besiegen, stehen andere, die schon mit ihren Überschriften („Schöpfung", „Der rasende Psalm", „Das Weltrad", „Weltgeist", „Beethoven", „Seele", „Allheimat") andeuten, in welche Ebene auch jene anderen gehören, daß nämlich Engelke auch diese neue Welt der Fabriken einbezieht in die Welt des Mythischen und aus allem Stummen oder Belebten nichts hört als der Welt „ewigen Herzklang". Worauf es dem Dichter ankam, sagt der Schluß seines letzten von G. Soergel teilweise mitgeteilten Briefes an Kneip vom Oktober 1918: „Der in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern Europas riesenhaft auferstandene Industrie-Materialismus stürzt in blinder Tierheit gegenseitig aufeinander los und zertrümmert sich selbst. Möge dieser Selbstmord vollkommen sein, damit der reinen Vernunft zum Siege verholfen werde und ein neues Leben auf den Ruinen Europas erstehe" . . . „Das Schicksal prüft und schlägt uns und wirft uns in unser eigentliches Zentrum, durch das wir immer Weltbeherrscher sein werden, — in unsere Geistigkeit zurück." „Geist — Geist und Gott" ist der Sinn dieses Sängers des Maschinenzeitalters. Alles um ihn her ist Gott, und Gott ist in ihm. Gott ist ihm die gute, gesunde Stärke.

Weißt du, was die Mittagsstraße schüttert, lebt,
Wenn chaotisch tausend Lebensakte schlagen
Aus den Menschen, Häusern, Pferden, Wagen?
Gottesrhythmus.

Das Bildnis Engelkes, dieses reinen, gütigen und großen Menschen, vervollständigt das Buch Briefe der Liebe (1926), das einen erschütternden Einblick gewährt in das Dulden, Kämpfen, Zagen und Hoffen eines jungen 27jährigen Herzens, das 1918 bei Cambrai verblutete. Der ernste, schwere Friesländer blüht vor der geliebten Frau in all seiner Tiefe, Ehrlichkeit und starken Empfindung auf und rettet sich den Glanz ihres holden Wesens als Sonne in die öden Kasernenmauern, in den todumschwirrten Graben. Daß das Schicksal ihn im letzten Augenblicke zertrümmerte, wo schon Waffenstillstand, Friede und das ersehnte Glück, die Geliebte heimzuführen, winkten, ist das Furchtbare.

Einem Arbeiterdichter unverfälschten Formats begegnen wir in Max Barthel. Er wurde als Sohn eines Maurers 1893 in Boschwitz bei Dresden geboren; früh verlor er seinen Vater, so daß er eine harte Proletarierjugend durchlebte mit der ewigen Sorge um das nackte Dasein. Er und die fünf Geschwister mußten der früh verwitweten Mutter als Kinder schon den harten Kampf mit dem Hunger bestehen helfen. Doch die Schrecken der äußeren Not wurden überwunden durch den seelischen Reichtum zwischen Mutter und Kind. Max Barthel wurde Fabrikarbeiter und schloß sich der sozialistischen Jugendbewegung an, um ihr Helfer und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Führer zu sein. Schon als Siebzehnjähriger ging er auf die Wanderschaft. Es wurden lange Wanderjahre durch Italien, Österreich, Holland und auch im Vaterlande selbst. Inzwischen war er wieder Fabrikarbeiter, zuletzt in den „Deutschen Werkstätten" in Hellerau, wo er an der Maschine sein erstes Lied sang. Dann erschüttert auch ihn das Kriegserlebnis, ohne ihn zu einem begeisterten Sänger dieses Erlebens zu machen. „Kein Blut mehr! Hoch die Internationale", so ruft es ihn als Dichter zurück in die Heimat und in die Arbeit für seine Brüder. Er durchstreift das neue Rußland, um dort neue Hoffnungen zu sammeln, und strömt sein vielseitiges Erleben dann in einer reichen Buchfolge aus. Wie in der Fabrik, wie auf der Landstraße, wie vorn im Schützengraben blieb Barthel auch in den Tagen der sogenannten Revolution Arbeiterseele. Und der kommende Wintersturm heulte auch um das Gefängnis, in dem der Bolschewik Max Barthel, auf die Verurteilung gefaßt, monatelang schmachtete. Er lebt jetzt als Schriftsteller in Berlin.

Barthel ist von Jugend an Dichter der Gemeinschaft, der er entstammt, Stimme der Arbeiterklasse, die aufsteigt. Arbeiterseele (1920) heißt darum sein Hauptwerk, das „die Entwicklungskurve nicht eines einzelnen, sondern einer ganzen Generation" aufzeigen soll. Vor vielen anderen Arbeiterdichtern zeichnet ihn eine seltene Formsicherheit aus, die in manchen lyrischen Klängen an die Harmonie der Klassiker erinnert und ihn mit zu den im Bürgertum vertrautesten Arbeiterdichtern gemacht hat. In der ersten Hälfte der „Arbeiterseele", diesen „Versen von Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg und Revolution" sind die bezeichnendsten Gedichte der Vorkriegszeit gesammelt. Sie spiegeln das äußere und innere Leben ihres Schöpfers. Eine junge, starke politische Leidenschaft peitscht gegen Elend, Hunger und Qual mit rebellischen Gedanken auf. Im zweiten Teile, der mit „Wanderschaft" beginnt, findet sich Barthels reinste Lyrik. Um den Band „Arbeiterseele" gruppieren sich auf der einen Seite die Novellen „Das vergitterte Land" (1922), die von den Erlebnissen seiner Wanderjahre erzählen, die Kriegsbücher „Verse aus den Argonnen" (1916) und „Freiheit" (1917), auf der anderen politische Kampf- und Streitrufe („Die Faust" 1920, „Das Herz in erhobener Faust" 1920, „Vom roten Moskau bis zum Schwarzen Meer" 1921, „Lasset uns die Welt gewinnen", „Botschaft und Befehl" 1924, das „tragische Lustspiel" „Der eiserne Mann" 1924 u. a. m.), durchweg Bekenntnisse einer nach Freiheit, Liebe, Schönheit sehnsüchtigen Kampfesseele. Frei von Parteileidenschaft ist das erste größere erzählende Werk, der Roman „Das Spiel mit der Puppe" (1925), das den Kampf der Armen um die Weite und Schönheit der Welt schildert. Von keiner neuen Seite zeigen uns Barthel seine jüngsten Romane „Der Putsch" und „Der Mensch am Kreuz" (beide 1927).

Schon vor dem Kriege zeugte das Gedicht „Die singende Stadt" von der dichterischen Sendung des Nürnbergers Karl Bröger (geb. 1886, lebt ebenda als Schriftsteller). Aber erst der Krieg erhebt ihn mit der mächtigen Flut des Gemeinschaftserlebens, die auch das Proletariat zum großen Teile mit fortriß, und machte ihn zu dem gefeierten Dichter des Volkes. In dem Roman „Der Held im Schatten" (1920), einem auch als Kunstwerk Achtung erheischenden Buche und einem seltenen Beispiel mutig wahrhafter Selbstschau, hat er seine Lebensbeichte gegeben. Im Proletarierviertel, im Zwinger, ist Ernst Böhner, der Held im Schatten, geboren, aus Not und Dürftigkeit wächst sein Leben heraus: der Vater schleppt täglich elf Stunden Mörtel und Ziegelsteine, die Mutter knüpft Silberborten, auf dem Abfallhaufen spielt der Knabe. Ein Vikar bringt den begabten Knaben in die Realschule, er wird Kaufmannslehrling, die wirren Jahre beginnen Eine Zeitlang ist er nahe daran zu versinken; zweimal schließt das Gefängnis ihn ein. Aber er ringt sich als Handwerker hoch, wird von der sozialen Klassenbewegung ergriffen und geistiger Führer. Im August 1914 steht er als Soldat in Reih und Glied mit denen, die jene Tage innerlich erlebten. So endet der erste Teil des Romans oder „Monologs", wie ihn der Verfasser nennt. Und Bröger blieb von allen Arbeiterdichtern auch noch nach dem Sturz seinem Deutschland der Treueste und er konnte noch nach dem vollen Erleben der sozialen Umwertung gläubig in das Dunkel hineinsprechen: „Heimat, du." Mit seiner Geschlossenheit verbindet er sein Klassenbewußtsein mit der Liebe zum ganzen Volke. So ist er auch eine der treibenden Kräfte der proletarischen Jugendbewegung geworden. Brögers Kunst schöpft denn auch aus den tiefsten Brunnen des Volkes; das gibt seinen Dichtungen diesen liedhaften, sanglichen Herzenston; er ist der echte proletarische Liederdichter, sangbar wie keiner von allen Arbeiterdichtern. Er verrät in seinen Versen Wesensverwandtschaft mit Goethe und Gottfried Keller und trägt wie sein Landsmann Albrecht Dürer die ganze Phantasie und Märchendämonie des fränkischen Waldes in sich. Dabei ist ihm wie Dürer eine Ökonomie der künstlerischen Mittel eigen, wodurch es ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

- Feuerwerkerin wurden abgestellt, die beiden Geigen stehen bereit, einen dritten Platz hinzu in der Reihung aufgestellt war sich, einen Leggen und die Pinken gruppiert. Mit der rechten wurden sie die Feuerstürme des, stossen mit beiden Füßen den Stange [illegible] die an deren Ende eine Kupplung, Handbreit platte quer angebracht ist.

Hinein mit dem Gerät in die Glut: die rotglühenden Glühkörper werden weg hinter, an der Seite der Ofenöffnung. Der Rest, der auf dem Rost verblieb, ist rotglühende Schlacke, die also weg wegglühend ist. Die Stange der Feuerhaken ist 1,8 m lang, dass die Leggen in der Linken zu [illegible] aufliegt.

Sie ist hier, wo wir zurück über den Platten hinten Rost misst 10-20 die Kohlen stehen, mit Asche, einzuschütten und die Luken Luft einlegen, wenn die Kohlen glühen.

Die Feuerwerker muss immer wieder den Gehilfen in die Glut hineinsehen, ob nicht [illegible] [illegible] [illegible] ist. Seine Kameraden die Augen sind zu einem weinigen Spalt zusammen, die Brauen wenden fast der Lid, die Lippen ziehen sich über den gelben Zahn vor der weißen Augenlinde. Die Hand ist mit dem eingestülpten Leggen eine geschlossene Einheit die Finger sind fest um die aufgeklemmte Stelle und in die Gürtel gedrückt.

Indessen die andere die grosse weiße Stiefel [illegible] stehen, stehen die Beine gespreizt, (die rechte wenig vorn, die linke, [illegible] [illegible]) die Oberkörperkraft im rechten Winkel gebeugt.

Packt / mit Ruck und Zug schlägt er die Tür zu.

Nun hat sich für einen Augenblick nicht die Körper auf, - Hose greift mit der anderen Hand zum [illegible] Tuch, tief den Schritt, zieht die Hose auf, mit dem Stiefel wie ein [illegible] Tänzerin.

Jetzt Tücher wischt sich die Männer Schweiss. Zuletzt Hüftenmuskel klingen die Arme auf, [illegible] die [illegible] Kraft in die Gesichtsmuskeln, der Hals, eine Furche der Anstrengung, wischt sich, zur Seite schleudert wird.

Am jedem 3. Kessel steht ihm ein anderer Gerät gerade. Die Stange "Spitz" genannt eine [illegible] lang, 1½ Zoll stark, wenn fest 20 Kilo Gewicht; sie ist am vorderen Ende zugespitzt, am hinteren Ende zu einem Griff [illegible]

ganz

Heinrich Lersch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gelingt, mit einem Schlage das Zwingende einer Begebenheit, eines Menschen, einer Landschaft festzuhalten. Schreibt er Legenden („Die vierzehn Nothelfer"), so legt er seine Worte mit so eindringlicher Einfachheit hin, daß man meinen könnte, es treibe ihn dazu, der Geschichtenerzähler des Proletariats zu werden, ähnlich wie Franz von Assisi es war, der Stern über der Armut Italiens.

Noch stark am Stofflichen hängen die vor dem Kriege erschienenen Gedichte „Die singende Stadt", auch sein erstes Kriegsbuch „Kamerad, als wir marschiert" (1916) zeigt neben reifem Eigenen („Bekenntnis", „Tod von Arleux") noch manche klanglose Zeile; erst in den „Soldaten der Erde" (1918) hat er für seine Welt seine eigenen Bilder und Rhythmen gefunden („Totentanz" von Quiéry-la-Motte!). Schon in den Kriegsbüchern ist weniger die Gewißheit der durch den Krieg geschaffenen Kameradschaft der Kämpfenden Pol der Dichtung als die Sehnsucht nach einer neuen, in dieser Zeitwende reifenden Brudergemeinschaft aller Liebenden. Von ihr zeugt das beschwingte Nachkriegsbuch „Die Flamme". Mit entschlossener „Abkehr vom Kriege" schreitet er in neues Menschenland. „Wir wollen der Erde neue Gewichte geben, — die Liebe aufrichten aus ihrem tiefsten Fall — und alle künden: Heilig der Mensch und dreimal heilig das Leben!" Wieviel länger und tiefer der Atem Brögers geworden ist, zeigen dann die in die Lyrik eingelegten dramatischen Schöpfungen („Kreuzabnahme", „Kanaan", das Oratorium „Der junge Bauer"). Er unternimmt einen kleinen Spaziergang in das Kinderland („Der Vierkindermann"), pilgert an die Wolga („Tod an der Wolga", 1923), wo ein Volk Hungers stirbt, schreibt „Hymnen und Balladen" (1924) und die Gedichte „Aus meiner Kindheit". Die reine Lyrik der letzten Jahre sammelt im Geiste der „Flamme" der Band „Unsere Straßen klingen" (1923) und sein Bekenntnisbuch zu deutscher Heimat „Deutschland, ein lyrischer Sang in drei Kreisen" (1925). Brögers jüngste Gabe ist „Bunker 17", ein reizendes Genrebild, eingefügt in das große Schicksal des Krieges. „Geschichte einer Kameradschaft" lautet der Untertitel. Eine gut geglückte Konzentration ist gefunden, indem nur ein paar charakteristische Handlungen um den Maschinengewehrbetonstand gruppiert werden. Den ersten Teil des Buches ziert ein Stil und eine Stimmung, die erschütternd und zugleich befreiend wirkt. So hat der Schützengrabensoldat wirklich gelebt, gedacht und gesprochen. Das Ende der Bunkerleute ist tragisch; sie ersticken, da das erdumpflügende Granatfeuer den Bunker umwirft, so daß die Luft abgesperrt wird. Nur einer bleibt am Leben; daran hängt sich ein mißglückter Schluß.

Nur einige aus der großen Zahl der Arbeiterdichter mögen noch genannt werden. Gern liest die Arbeiterjugend die fast immer den Volkston treffenden Lieder Ludwig Lessens (geb. 1872 in Graudenz). Er arbeitete zur Zeit der Aufhebung des Sozialistengesetzes in Modelltischlereien, Eisengießereien und Schlossereien, wurde Sozialist und Redakteur an sozialdemokratischen Zeitungen. Für die arbeitende Jugend bestimmte er den Gedichtband „Wir wollen werben, wir wollen wecken". Wie Lessen gehörte auch Otto Wohlgemuth (geb. 1884 in Hattingen a. d. Ruhr, lebt als Bibliothekar in Buer in Westfalen) zu den älteren Arbeiterdichtern. Schon in früher Jugend fuhr er in die Kohlenbergwerke ein und hat 23 Jahre lang in den Gruben gearbeitet. Aus deren lichtloser Nacht steigen denn auch seine Gedichtwerke auf, Anklagen an das Gewissen der Menschheit, die das ewige Leid hilflos geschehen läßt („Aus der Tiefe", Gedichte (1922), „Schlagende Wetter, Erzählungen und Gedichte" (1923). Die am dunkelsten gefärbte Stimme unter allen Arbeiterdichtern hat Oskar Maria Graf (geb. 1894 in Berg am Starnbergersee, lebt als Schriftsteller in München). Sein Roman „Frühzeit" atmet die Werdenöte aus, die er als Bäckerjunge erlitten hat. Tiefster Ausdruck revolutionärer Leidenschaft sind die Dichtungen Kurt Klaebers (geb. 1897 in Jena, lebt in Carona bei Lugano). Von seinem Leidenswege erzählt Otto Krille (geb. 1878 in Börnersdorf i. Sa., jetzt Beamter in München) in seinem Roman „Unter dem Joch". In der „Freien Jugendbewegung" übte er als Redakteur einen bestimmenden Einfluß aus. Der Krieg machte Max Dortu (geb. 1878 in Nienstetten a. d. Elbe, lebt in Wetzlar) zum Dichter; er gab sich den Sturmliedern und den Barrikaden hin. Als brennender Revolutionär kehrte Erich Grisar (geb. 1898 in Dortmund, lebt ebenda) in die Fabrik zurück und stieß seinen „Morgenruf" in die dämmernde Welt hinaus. Die Revolution riß Bruno Schönlank (Sohn eines Sozialdemokraten, geb. 1891 in Berlin, lebt ebenda) zur äußersten Linken. „In Preß- und Schmelzwerken, an Panzerwalzen und Riesenmaschinen entstanden meine Lieder vom werktätigen Schaffen, geboren aus Seelennot, Kraftgefühl und Stolz." So sagt Christoph Wieprecht (geb. 1875 in Essen) von seinen Gesängen und in seinem Roman „Nachtgesang" spiegelt sich ein Teil seines Lebens. Den Schluß dieser Auswahl bildet der junge Österreicher Theodor Kramer, der in seiner „Gaunerzinke" (1928) die stärkste proletarische Dichtung gab, die weit hinausreicht über irgend welche Standes- und Parteigrenze. Er gestaltet die Gefühlswelt einer Gruppe ewig Entrechteter, der Walzbrüder, der Landstraßentippler, der Vaganten und fahrenden Handwerker. In seinem Wort prallt unmittelbar der tragische Unmut dieser Heimatlosen. Kramers Lieder erinnern an die Lieder, die uns von den Landsknechten des sechzehnten Jahrhunderts überkommen sind.

Es ist selbstverständlich, daß der Weltkrieg auch in der Literatur aller Völker, die an ihm teilnahmen, Spuren hinterlassen mußte, und in der Tat haben wir Deutsche eine ganz gewaltige Kriegsliteratur erhalten. Dabei aber zeigte sich wieder einmal, daß große Massenerlebnisse sich um so langsamer in Kunststoff verwandeln, je größer sie sind. Erst zwanzig Jahre nach dem Westfälischen Frieden entstand der Simplizissimus, erst vierzig Jahre nachher entstanden die heroisch-galanten Romane. Auch die Deutschen werden erst nach vierzig Jahren sagen können,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was die Dichtkunst aus dem Weltkrieg gemacht hat. Schon die verstandes- und gefühlsmäßige Aufnahme neuer Massentatsachen braucht lange Zeit, denn es gibt auch ein geistiges Trägheitsgesetz. Noch länger dauert die Umwandlung von Geist in Stoff, die künstlerische Durchdringung neuer Welterlebnisse. Es muß erst der notwendige Zeitabstand gewonnen werden, denn noch stehen wir zu sehr unter dem Eindrucke des ungeheuren Erlebnisses. Erst allmählich findet die Kunst die neuen Ausdrucksmittel, deren der neue Inhalt bedarf. Bis dorthin wird nur sein Äußerliches geschildert und die großen Künstler halten sich fern, weil sie dunkel fühlen, daß sich das Neue noch nicht in ihr Fleisch und Blut verwandelt hat. Und so ist denn auch in keiner der Dichtungen das furchtbare Erleben der Kriegsjahre zum Kunstwerke weder in Prosa noch in Versen geworden. Wohl noch nie zuvor ist eine solche Massenerzeugung von Kriegsdichtungen festzustellen wie damals, aber sie ist nur inhaltlich wertvoll als dichterisches Abbild einer der größten und zugleich tragischsten Zeiten unserer Geschichte. Der allmähliche Wandel der Stimmung, wie ihn der Übergang vom siegreichen Angriffskrieg zum zähen Durchhalten der Stellungskämpfe mit sich brachte, wird von der Dichtung getreulich wiedergegeben. Je aussichtsloser das Ringen wird, um so stärker betont das dichterische Gefühl die rein menschlichen Erscheinungen und Empfindungen. Die Gesamtstimmung wird immer düsterer, immer mehr fühlt man den Krieg als ein Unglück und Verbrechen. Diesem Massengefühl geben Dichter aus den untersten Volksklassen ihre Stimme und, vereint mit der allmählich fortschreitenden nationalen Ernüchterung und Ermattung, führt es von der Kriegs- zur Revolutionsdichtung. Schon von 1917 ab treten an die Stelle der völkisch bewußten Dichter, die für Deutschlands Ehre und Größe das Wort geführt haben, die politischen Dichter. Auf die Kriegsleidenschaft folgte auch in der Dichtung die Revolutionsleidenschaft, auf die nationale Erhebung die soziale Empörung. Der rein dichterische Wert dieser Erzeugnisse ist noch geringer als der der meisten Kriegsdichtungen. Es ist kein Zufall, daß gerade unter den Arbeiterdichtern die stärksten Talente der Kriegsdichtung sich finden. Die innere Verwandtschaft der großartigen, finsteren Kraft und zermalmenden Wucht des modernen Industriebetriebes mit dem Geist des fast ganz technisch gewordenen Krieges machte diese Männer ganz besonders geeignet zum dichterischen Erleben dieser Zeit. Zugleich waren sie als Söhne des Volkes und Vertreter der Massen besonders befähigt, das jetzt so wichtig gewordene Massengefühl zum Ausdruck zu bringen.

Den größten Anteil an der Kriegsdichtung hat die Lyrik; es wurden, wie man berechnet hat, Millionen von Kriegsgedichten geschrieben. Kaum ein namhafter Dichter, der nicht wenigstens einige Gedichte zur Kriegslyrik beisteuerte; manche traten sogar mit ganzen Sammlungen auf. Und auch manche ganz unbekannte ältere Dichter kamen nun noch zu Ruf und Ansehen. Wir haben bei der Würdigung der Dichter auch stets auf ihre Kriegsdichtungen hingewiesen. Wir erinnern an Dehmel („Volksstimme, Gottes Stimme", „Kriegsbrevier"), Gustav Falke („Das Leben lebt"), Flaischlen („Kopf oben auf!"), Lienhard („Heldentum und Liebe"), Johann Trojan („Wohlan, es ist geschehen"), an Rosegger mit Kernstock („Steirischer Waffensegen"), Hans von Wolzogen („Vorwärts, Aufwärts"), Kralik mit Eichert („Schwarzgelb und Schwarzweißrot"), R. Schaukal („Eherne Sonette"), Isolde Kurz („Schwert aus der Scheide"), Vierordt („Deutsche Ruhmesschilde und Ehrentafeln"), Wallpach („Wir brechen durch den Tod"), Löns („Matrosenlied"), Br. Willram („Das blutige Jahr", „Der heilige Kampf"), Ina Seidel („Neben der Trommel her"), Zuckermann („Österreichisches Reiterlied", „Droben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen"), Walter Flex und andere, reihen an Oskar Wöhrle (geb. 1890 in St. Ludwig in E., lebt in Berlin) und Joachim Freiherrn von der Goltz, von denen jener volkstümliche, soldatisch erlebte und gestaltete Lieder sang („Als ein Soldat in Reih und Glied" 1915, das lustige „Bumserlied"), dieser, ein tapferer Bejaher des Krieges, durch seine „Deutschen Sonette" (1916) die Masse zu begeistern wußte („Dank des Jünglings an den Krieg"). Wieviel von dieser Kriegslyrik, wenigstens in den Kreisen der Gebildeten fortleben wird, läßt sich nicht sagen, an das eigentliche Volk kam sie wenig heran. Im Kriege wurde außer „Deutschland, Deutschland

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über alles" am meisten wohl Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden" mit dem Anhängsel „Gloria, Viktoria!" gesungen. Auch andere Lieder der Freiheitssänger lebten wieder auf, wie denn diese in der Gestaltungsform überhaupt auf die neue Kriegslyrik anfangs einen großen Einfluß ausübte, bis der Verlauf des jeder herkömmlichen Romantik entbehrenden Krieges mit seinen modernen Waffen, seinen technischen Kampfweisen und Materialschlachten, in denen der einzelne ganz verschwand, die Dichter zu neuen Formen zwang. Selten ist daher die balladenhafte Behandlung, vielmehr überwiegt die Rhetorik und es war am wirksamsten, wenn volksliedmäßige Formen mit neuem Gehalt erfüllt wurden.

Da im Roman doch hauptsächlich nur Berufsschriftsteller zu Worte kommen, treten die Kriegsromane hinter die Flut der Kriegsgedichte zurück. Fast alle bewährten Dichter sind, wie wir gesehen haben, mit Kriegsromanen vertreten. Oft aber ist der Zusammenhang solcher Romane mit dem Zeitgeschehen nur äußerlich: der Krieg liefert nur den Schauplatz, auf dem die Erzählungen spielen. Inhaltlich bewegen sich diese Romane in den Stoffkreisen früherer Kriegsromane. Der rauhe Eingriff des Krieges in Familie und Ehe, Liebe und Freundschaft, Rassenfragen, Spionengeschichten, abenteuerliche Fluchtversuche, Gefangenenelend, Hilfstätigkeit der Heimat, die Französin als Frau oder Geliebte eines Deutschen sind die beliebtesten Vorwürfe. Später wird die Revolution zum Rahmen der romanhaften Erzählung gemacht und in den Jahren nach dem Kriege sucht man die großen Fragen nach der Kriegsschuld, nach dem Wert oder Unwert der alten und neuen Regierungsform zu erörtern. Irgend ein Feldzugserlebnis oder ein kleines Stimmungsbild von draußen und daheim bildet den Kern der zahllosen Novellen und Skizzen, die der Krieg wieder zu Ehren brachte und aus denen die von Karl Busse („Sturmvögel" 1917) hervorragen. Es sei nur hingewiesen auf Omptedas Offiziersroman „Hof in Flandern" (1917), Klara Viebigs „Hekuba", Lienhardts „Westmark", Kellermanns „Neunten November" (1921) und auf Rudolf Stratz's glänzend geschriebenen Roman „Das Schiff ohne Steuer" (1921), in dem die Frage nach den tieferen Ursachen unseres Zusammenbruchs erörtert wird, und wieder auf die Dichtungen Walter Flex's. Eilhard Erich Pauls (geb. 1877 in Großsalza, lebt in Lübeck), der Verfasser feinsinniger Novellen („Vom Leid" 1909, „Meerumschlungen" 1917, „Der Heidewanderer" 1919, „Habenichts", 1924 u. a.) schildert in „Jan Jites Wanderbuch" (1916) das ergreifende Lebensschicksal eines deutschen Jünglings: die sonnige Jugend, die Gymnasialzeit, das kurze Liebesglück, Auszug als Kriegsfreiwilliger nach Flandern, von wo er bald als vermißt gemeldet wird. Karl Rosner (geb. 1873 in Wien, lebt in Berlin), ein sentimentaler, viel gelesener Unterhaltungsschriftsteller und zugleich Schrittmacher des Judentums („Die silberne Glocke", „Die drei Fräulein von Wildenberg"), behandelt in einem seiner letzten Romane „Der König" (1920) das Schicksal Wilhelms II. und stellt ihn in Gegensatz zu Hindenburg und Ludendorff. Zu Beginn des Krieges, den er als Kriegsberichterstatter mitmachte („Der graue Ritter"), erschien sein Versbuch „Wir tragen das Schwert". Richard Voß schrieb in „Brutus, auch du!" einen großen deutsch-italienischen Zeitroman und in seinem letzten Werke „Die Erlösung" (1918) machte er die Vision des wiedergekehrten Heilands zum erhabenen Hintergrund eines gewaltigen Kulturbildes aus dem Kriege.

Den Weltkrieg dramatisch zu gestalten, hat noch kein Dichter gewagt. Abgesehen von Tages- und Dutzendwaren hat man sich zunächst mit kleinen Ausschnitten begnügt. Weniger aus dichterischen, als aus politischen Gründen wagten es expressionistische Dichter, wie z. B. Unruh in seinem Drama „Ein Geschlecht", mit unerhörter Kühnheit und Rücksichtslosigkeit den Krieg selbst in seiner Gräßlichkeit auf die Bühne zu bringen. So läßt Ernst Toller in seiner revolutionären Bilderfolge „Die Wandlung" (1918) alle Qualen der Schlachten, alle Peinigungen des Elends und Grauens in schattenhaften Gesichten vorübergeistern. Dichterisch höher steht der Expressionist Reinhard Goering in seiner „Seeschlacht" (1917) und in „Scapa Flow".

Überaus zahlreich sind die Kriegsberichte, Kriegserinnerungen und Kriegsbücher, die auf dem Büchermarkt erscheinen. An Verbreitung überragt, durch die Reklame emporgehoben, alle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erich Maria Remarques Buch „Im Westen nichts Neues". Die Kritik dieses Werkes hat schon ihre Geschichte. Von den einen verurteilt, von anderen bewundert, ist es zu dem verbreitetsten Buche der Gegenwart geworden. Es schildert in naturalistischer Weise in einzelnen Bildern den Krieg in seiner ganzen Gräßlichkeit. Wir zweifeln nicht an der Wirklichkeit des Geschilderten, verkennen nicht das Ergreifende einzelner Szenen (Urlaubszeit bei der Mutter, Entfremdung der heimatlichen Psyche), doch ist vieles darin nur um des Effektes willen erdichtet und bedauerlich ist, daß von einer idealen Auffassung des Krieges sich nicht eine Spur in dem Buche findet. Kriegsfeindliche Bücher wie das Remarques erschienen in Menge. So schrieb der uns schon bekannte Edward Stilgebauer den Antikriegsroman „Inferno" (1915—1916), der ehemalige österreichische Hauptmann Rudolf Jeremias Kreutz schildert seine „Bekehrung" zum Kriegsgegner während seiner sibirischen Gefangenschaft in dem Roman „Die große Phrase". Insbesondere gleich nach dem Umsturz überfluteten solche Werke den Büchermarkt. So die Erzählung „Unser Feind der Krieg" (1918) von dem Schweizer Schriftsteller Adolf Saager (geb. 1879 in Menzikon, lebt in Massagno-Lugano), „Die Briefe des Fräulein Brand" und andere Bücher von dem Weltverschönerungsapostel Felix Holländer (geb. 1867 in Leobschütz, lebt in Berlin), „Bruder Wurm" von Arthur Holitscher u. v. a. m.

5. Der Expressionismus und die Charontiker.

Die Weiterentwicklung der Kunst vollzog sich fast immer unter denselben äußeren Erscheinungen: Das neue Kunstempfinden trat in Gegensatz zu der herrschenden Richtung. So sagte der Naturalismus vor 40 Jahren dem schwächlichen Epigonentum eines mißverstandenen Klassizismus den Kampf an, verwarf das Schablonenhafte hergebrachter Formen und Anschauungen und bahnte neue Wege. Allerdings waren es Irrwege, die zu einer abgöttischen Verehrung des Stoffes führten. Ihm folgte der in das entgegengesetzte Extrem verfallende Formalismus des Stefan-George-Kreises, der einen formspielerischen Ästhetizismus züchtete. Gewissermaßen ein Produkt des Ausgleiches zwischen diesen beiden sich polar zuwiderlaufenden Anschauungen wurde der Impressionismus. Er verlangte mehr als bloße (naturalistische) Abschilderung. Der aus liebevollem Versenken in die Erscheinungswelt gewonnene Eindruck ward ihm zum inneren Erlebnis. Diese ganz auf die Sinne gerichtete Einstellung mußte zur Vernachlässigung des Übersinnlichen führen. So stellte der Impressionismus die Wiedergeburt des Sinnhaften dar. Er war trotz aller Verfeinerung doch nur eine die Wirklichkeit auffangende Augenblickskunst gewesen, die nur zu leicht an der Oberfläche haften blieb; er war zugleich die Kunstauffassung einer Menschheit, die sich völlig abhängig gemacht hatte von der Fülle ihrer eigenen Schöpfungen, von dem vielgestaltigen Mechanismus ihrer Wissenschaft und Technik, ihres Handels und ihrer Industrie. Mit dem Weltkriege ging ein große, erfolgreiche Periode äußerlich und innerlich zu Ende. Eine neue Kunst stieg empor, die erst tastend und vorsichtig, dann immer lauter und stürmischer sich Bahn brach und in ihrem rücksichtslos aufwühlenden Ungestüm sich als echtes Kind dieser wildesten Zeit der Weltgeschichte erwies: der Expressionismus.

Der Name ist wie sein Gegenteil, der Impressionismus, der bildenden Kunst, besonders der Malerei entlehnt. Der expressionistische Künstler will nicht mehr den Eindruck, den er von der Außenwelt und Wirklichkeit empfängt, in der Malerei wiedergeben, sondern will als künstlerisches Subjekt „mit den Erscheinungen der Umwelt immer gleichsam etwas von dem Geheimnis mit festhalten, das diese ganz sonderbare Welt umschwebt"; der expressionistische Maler bevorzugt zunächst die einfachen Grundformen der primitiven Kunst; da er aber die Außenwelt als störend empfindet, sieht er, um nur mit den Augen des Geistes zu sehen, von der Wirklichkeit vollständig ab und gelangt zu Bildern, wo Farbströme und visionäre Formgebilde nach bestimmten Harmonien geordnet sind (Futurismus) oder zu geometrischen Grundformen nach der Manier des Spaniers Pablo Picasso (Kubismus).

Schon vor dem Weltkriege, als der Impressionismus noch in Blüte stand, gab es Dichter, die zweifelten, ob denn diese seelenlose Kunst der naturgetreuen Nachbildung der Wirklichkeit überhaupt noch Kunst zu nennen sei. Schon Arno Holz bezeichnet die Lyrik seines „Phantasus" als nicht impressionistisch, seine Fortsetzer Otto zur Linde und der „Charon" gingen bewußt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über ihn hinaus und arbeiteten dem Expressionismus (Ausdruckskunst) vor. „Ausdruck ist Kunst" schrieb dieser auf sein Banner. Seelische Erlebnisse sollten nicht mehr symbolisch, sondern unmittelbar zum Ausdruck gelangen, wie die Musik reine Gefühle in Töne umsetzt. Doch der Ausdruck des Seelischen allein genügte dem Expressionismus nicht, vielmehr sollte das Einmalige, das Individuelle verschwinden, nur das Typische, das Wesenhafte, das allen gemeinsam ist, sollte gegeben werden. Nicht das, was sich mit den Sinnen erkennen läßt, ist das Wirkliche; hinter den Erscheinungen steht vielmehr das Wesentliche; dies herauszuholen ist Aufgabe des Künstlers, der sein Ich zum All erweitern muß. Das Streben aber des Expressionismus war, auf geistigen Wegen zum Menschlichen, zum Übersinnlichen zu gelangen und dadurch läßt er sich aus seiner Zeit heraus verstehen.

Um die Wende des Jahrhunderts nämlich war die Menschheit der Versklavung unter die Maschine, des Vergrabenseins in die Erde überdrüssig. Allüberall ertönt der Schrei nach Vergeistigung. Man besinnt sich wieder auf das Ewige, das Absolute. Eine Wendung zur Metaphysik vollzieht sich. In der Philosophie erhalten die idealistischen Strömungen der Neukantianer, Neuhegelianer immer mehr Geltung (P. Natorp, Rudolf Stammler, W. Windelband, H. Rickert). In Edmund Husserls (geb. 1859) Phänomenologie, die von dem Münchener Max Scheler (geb. 1875) nach der ethischen Seite weiter ausgebaut wird, ringt vielleicht am bewußtesten zukünftiges Denken nach Gestaltung. Im Gegensatz zum Relativismus der Naturwissenschaft, zum Historizismus der Kulturwissenschaft verlangt man nach einer Ethik der Werte. Die Welt als Einheit will man erfassen; man sehnt sich nicht mehr nach Teilerfolgen, sondern nach dem Neuwerden des ganzen Menschen. Eine neue Religiosität erwächst aus diesem Grunde, mithervorgerufen durch die ungeheuren seelischen Erschütterungen des Weltkrieges. Gott wird wieder für eine geistige Oberschicht des Volkes aller Klassen eine Selbstverständlichkeit. Sogar das Christentum und die katholische Kirche finden wieder begeisterte Anhänger. Allerdings dringt nicht aller Menschen religiöse Sehnsucht so weit vor. Bei den meisten bleibt sie in einem allgemeinen Abhängigkeitsgefühl von einer übersinnlichen Welt, in Theosophie, Anthroposophie und schließlich in Geheimkulten und Spiritismus stecken. Eine große Masse will etwas haben, vor dem sie erschauern, vor dem ihr gruseln kann. Es ist selbstverständlich, daß solchem Boden auch eine neue Kunstanschauung entsprießen mußte. Die jungen Dichter sehen jetzt ein, daß der Gehalt des Menschlichen sich nicht erschöpft in den Erlebnissen und Gefühlen des einzelnen, im Privaten und Häuslichen. Vielmehr sind solche Einzelschicksale zu verwerten, durch die sich „das Leben" in seiner Allgemeinheit offenbart und verkörpert. Das Verhältnis des Menschen zum Absoluten wird das Problem des künstlerischen Expressionismus; Schau des Göttlichen, Versinnlichung des Übersinnlichen begehrt man. So endete der Kampf gegen die Mechanisierung der Welt, gegen die Verkörperung der Materie mit der Rückkehr zur Idee, dem inneren Lebenskern jedes echten Kunstwerkes. Metaphysische Studien werden wieder gepflegt, eine neue Mystik will den Schleier des Göttlichen durchdringen. Der Intuitionismus des Franzosen H. Bergson ist darauf nicht ohne Einfluß geblieben. Den Weg zu den neuen Zielen und Ausdrucksformen bot das Ausland. In Frankreich Fernand Gregh, Jules Romain Rolland, die religiös-mystische Richtung des Paul Claudel, in Amerika Walt Whitman, in Belgien Verhaeren; sie alle trachteten darnach, der Dichtkunst durch eine neue sozial-ethische Weltanschauung wieder einen großen Inhalt zu geben. Tolstoj und Dostojewski, die schon einmal stofflich und technisch die Literatur beeinflußt hatten, wirkten jetzt abermals und viel intensiver durch ihr Ethos, ihre Güte, ihre vom Jammer der Menschheit erfaßte Seele. Hierin stehen die Expressionisten auch dem Anwalt der Lehre des Mitleids, Schopenhauer, nahe, während sie von Nietzsche, der die deutsche Dichtung der vorexpressionistischen Zeit so ausgiebig befruchtet hatte, nicht mehr viel wissen wollen. Verwandt sind die Vertreter dieser jüngsten literarischen Bewegung durch die übermäßige Betonung des Gefühls, das sie bis zur unerhörten Ekstase steigern wollen, um an Gott, den Urgrund alles Seins, und an das göttliche Geheimnis heranzukommen, mit den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts. An Rousseau erinnert ihr Glaube an die Güte des Menschen und die Bevorzugung der unteren Stände (des arbeitenden Proletariats), eine Neigung, die auch den Romantikern eigen war. Mit diesen, besonders den Frühromantikern, teilen sie den Hang zur religiösen Mystik, aber auch die sprachliche Willkür, Dunkelheit, ja Unverständlichkeit, ferner die Forderung, daß die Kunst wieder Religion, religiöse Erhebung sein soll.

Aus dem starken, gemeinsamen Lebensgefühl der Expressionisten fließt auch ihre geänderte Stellung zu Natur und Landschaft. Ihr Naturgefühl wird durch das allumspannende Identitätsgefühl bestimmt. Die Natur wird daher nicht mehr als etwas Fremdes empfunden, nicht mehr als Objekt der Dichtung betrachtet, sondern mit dem Weltganzen als Einheit gefühlt, von demselben Daseinsgefühl wie alles Menschliche getragen. Der Dichter sucht in ihr tiefe Gesetze oder große Leidenschaften, die ihm das Wesen der Welt entschleiern helfen. Sie wird ihm Symbol ewigen Weltgeschehens und seines Ichs und ist ihm letzten Grundes der Schauplatz seines inneren Grauens, seiner seelischen Verwirrung und seines tiefen Leides.

Wie der Naturalismus und Impressionismus kennt die neue Kunst keine Einschränkung in der Wahl des Stoffes. Gerade das Häßliche und Abstoßende wählt sie mit Vorliebe nicht aus Freude an der Wirklichkeit oder um der Wahrheit willen, sondern um starke Gefühle auszulösen. Wirkung will man um jeden Preis erzielen, selbst um den des Schauerlichen und Ekelhaften. Sie hat auch einen eigenen Formwillen. Hier handelt es sich nicht um Harmonie und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

inneres Gleichmaß, sondern um den Rhythmus der Bewegung, um das Streben nach äußerster Knappheit und Eindringlichkeit des Ausdruckes, man kümmert sich nicht um strengen Versbau und logische Gedankenverknüpfung, um das Tempo zu beschleunigen, werden die Sätze kurz, abgehackt, der Rhythmus ist imperativisch, wie Schreien, aufbegehrend, Explosionismus genannt, kein Taktrhythmus, Umschreibungen und schmückende Beiwörter werden gemieden, absonderliche Bilder und Vergleiche werden dicht gehäuft. Der Dichter braucht nur so viel Worte, als unbedingt nötig sind, um seine Ideen anzudeuten, möglichst nur Haupt-, wenig Zeitworte, oft läßt er den Artikel, Vor- und Nachsilben weg. („Im Zimmer stand Jüngling erhabener Schöne und zuckte Schande, Untergang, Verbrechen"; „Nackte Zähne der Zeit klafften und zeigten Hunger".) Statt der gestaltenden und anschaulichen Wörter braucht er allzuoft begriffliche, die der Leser oder Hörer sich selbst in Anschauung verwandeln muß. Ja, er sagt, die Sprache der gebildeten und deshalb verbildeten Menschen sei überflüssig, der Dichter müsse sprechen wie der naturständigste Mensch, das Kind, das keine Sätze und Worte bildet, sondern seine Gefühle nur in „Da—da da—da" ausspricht. Damit ist der Dadaismus geschaffen. Wie die expressionistische Malerei zur Mißachtung aller bisherigen Begriffe von formaler Schönheit und Naturwahrheit, sowie aller Gesetze der Perspektive und Farbe kommt, wie sie sich mit Absicht zurückschraubt zur Frühgotik oder gar zum Kunststammeln der Naturvölker, so gefällt sich auch die Sprache der entschiedensten Expressionisten in einer absichtlichen Vergewaltigung der Sprache und ihrer Regeln, in wortreicher Dunkelheit und in einer Häufung verzückter Ausrufe und strebt nach einer neuen unerhörten Ausdrucksform, die oft etwas fieberhaft Erhitztes hat und nicht selten der Gefahr der Lächerlichkeit verfällt. Diese Extreme des Expressionismus sind natürlich überwunden. Man wandelt wieder auf der goldenen Mittelstraße und bedient sich wieder der künstlerischen Sprachmittel, die der Impressionismus und vor ihm die Klassik geschaffen haben.

Der Inhalt der Dichtungen ist wesentlich der Schrei aus der Not heraus geblieben, der in den meisten Werken noch keine Erhörung und Erlösung findet, die befriedigen könnte. Das Religiöse wird sehr stark betont, aber meistens sehr dunkel und allzu subjektiv hingestellt, oft sogar widerlich mit dem Sexuellen verquickt. Die Grundlage ist zumeist eine pantheistisch-mystische, nur bei wenigen entspringt Sehnsucht nach dem Übernatürlichen positiver Gläubigkeit. Sie gefallen sich in religiösen Ekstasen, im Grunde aber sind es nichtssagende Worte, aufgeregtes Gestammel, höchstens phantastische Schwärmereien. Dem religiösen Zuge der Zeit folgend, bringt der Dichter vielfach alles mit der Religion in Zusammenhang, doch darf man sich nicht hinwegtäuschen, daß hier die Religion oft die Geistlosigkeit des Dichters verdecken muß. Es ist oft nur eine erschreckende innere Leere, die sich unter allem Lärm und aller Rauschgier verbirgt, nicht jenes Chaos, aus dem sich Neues zu gebären vermag. „Mensch, werde wesentlich!" lautet das neue Ziel des neuen Menschen. Der einzelne steht ganz und gar der gesamten Menschheit in Pflicht, muß ihr dienstbar sein. Die Höherentwicklung der Menschheit hängt von der Veredlung des einzelnen ab. Daher ist es dessen Aufgabe, das eigene Ich zu vertiefen, vom Schein zum Sein, vom Zufälligen zum Wesen des Menschlichen fortzuschreiten. Soziale Gerechtigkeit und allumspannende Liebe sind weitere Forderungen des ethischen Programms, deren beredtester Anwalt Franz Werfel ist; ferner die Demokratie als Grundlage der neuen Weltordnung, Weltdemokratie, auf dem alle Schranken zwischen Mensch und Mensch niederreißenden Identitätsglauben und auf der Sympathie begründet (Whitman). Die neue Kunst will, freilich mit Ausschluß des Bürgertums und alles Bürgerlichen, die Welt und alle Menschen darin als Einheit, als Brüdergemeinde umfassen, in die sogar die Toten eingeschlossen sind. Vor diesem Gefühle der brüderlichen Menschengemeinschaft hat der Kult der Einzelgefühle und völkischen Eigenart zu schweigen und so mündet die Sozialethik der Expressionisten in den Internationalismus und Weltpazifismus aus. Trotzdem hat diese literarische Bewegung viele Blutopfer gebracht (Stadler, Sorge, Trakl, Lichtenstein, Schnabel, Lotz, Stramm, Seemann, Sack, Baum, Bürger, Schloemp u. v. a.). Es ist aber auch zu vermerken, daß manche Vertreter des neuen Stils zur Zeit des Umsturzes dichterisch dieselben Forderungen vertreten haben wie die politischen Revolutionäre. Schon etwa seit 1912 und dann während des Weltkrieges immer stärker und deutlicher ist der Expressionismus gekennzeichnet durch eine politisch gefärbte Kritik alles Bestehenden, durch den Haß gegen den Nationalismus, Militarismus und Kapitalismus, durch das Schwärmen für die Weltfriedensidee, die Völkerversöhnung und den utopischen Friedensstaat. Die meisten Expressionisten, die überdies noch vielfach durch Abstammung oder Parteirichtung jenseits des Nationalen stehen, sind Glücksucher, Sozialisten, Menschheitsbeglücker und Freiheitsdurstige. Wie der Naturalismus, stellen auch viele Expressionisten die sozialen Zustände dar, aber nicht im Sinne der Elendspoesie als genau beobachtetes realistisches Einzelbild, sondern sie steigern alles ins Allgemeinmenschliche und verbinden es mit der großen Menschheitsidee. Selbst das große Erleben des Krieges wird von ihnen nicht realistisch gestaltet, sondern zur Vision gesteigert, ja verflüchtigt.

Der Expressionismus verwirft Georges Festlegung auf die strenge Form, die klangliche Melodie und das festliche Getragensein der Sprache. Dies geschah auch in dem Kreise der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

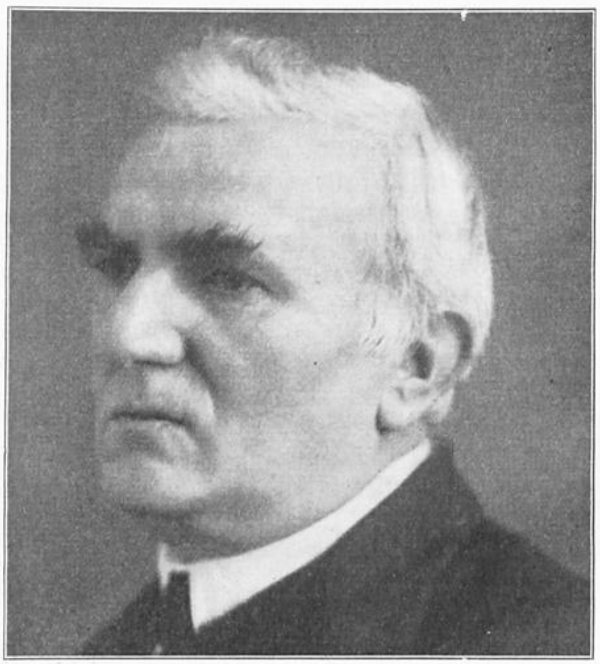
Charontiker, den wir als Wegbereiter des Expressionismus bezeichnet haben. Irrationalität, scheinbar ohne Zucht, Geist, scheinbar ohne Form, sind die Merkmale dieses Zirkels, dessen Oberhaupt Otto zur Linde (geb. 1873 zu Essen a. d. R., lebt in Berlin) ist. Im Boote des Seelenfährmanns Charon suchte er auf einem neuen Wege den Zugang zu einer neuen Kunst. Er und seine Fahrtgenossen haben zuerst bewußt in expressionistischer Weise geschaffen, sind zuerst über den Expressionismus hinausgekommen. Für wen in dem Bekenntnis zum Expressionismus das Bekenntnis zum Internationalismus, zu volklosem Menschentum unerläßlich enthalten ist, für den steht der „Charon" mit seiner bewußt deutschen Haltung außerhalb der neuen Kunst. Aber daß die Begründer des „Charon" das gefordert und gefunden haben, was Spätere, Jüngere eine neue Kunst nannten, zeigt neben der Neigung der Charondichter für expressionistische bildende Künstler vor allem die Forderung einer maßstablosen Kunst und die Verwerfung der Rahmenform, ferner die seherische Art ihres Schaffens, ihr Hinabtauchen in das Chaos, um neue geistige Welten heraufzuholen, ihre Ich-Versenkung und dadurch All-Entfaltung, dann auch der Tatcharakter ihrer Kunst, ihr Gottsuchertum und das Streben nach Erneuerung der Menschheit. Der „Charon", seit 1904 eine Monatszeitschrift, die besonders Lyrik bringen sollte, wurde von Otto zur Linde und Rudolf Pannwitz gegründet. Sie fand wenig Leser. Man nahm seine Verse als „Bierulk", die orphisch dunklen Dichtungen von Pannwitz „amüsierten", die „Formlosigkeiten" und Sprachsonderbarkeiten zur Lindes verwirrten. Seit 1908 vergrößerte sich der Leserkreis, aber der Weltkrieg zwang ihn zum Verstummen. Nun sucht Otto zur Linde seit 1920 in kleinen „Charon-Notheften" für die Gefährten sein Werk fortzusetzen.

Zunächst will er den Weg, den Arno Holz in seiner Schrift über das Wesen der Kunst und 1889 mit seiner „Revolution der Lyrik" hatte weisen und mit den Phantasiegedichten hatte gehen wollen, nun wirklich zu Ende zu gehen. Schon A. Holz verlangte statt der veralteten Lyrik („ein Streben nach einer gewissen Musik durch die Worte als Selbstzweck") eine solche, die „lediglich durch den Rhythmus getragen wird, der nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt". Diese Liebe zum Rhythmus baut zur Linde weiter aus, indem er neben dem taktierenden Rhythmus, mit dem jedoch nicht „Silbengeklapper" gemeint ist, noch einen „phonetischen Rhythmus" verlangt. „Wie die Vorstellungen, hat ihnen gleichlaufend der Rhythmus seine Eigenbewegung. Leise sich wandelnd, schwingen die Rhythmenwellen weiter: es gibt kleine phonetisch gleichklingende Zeilen. Daß man das Gegenteil glauben und lehren konnte, daran ist die Metrik schuld, die nur den „taktierenden Rhythmus" als Rhythmus kannte und ihn in das starre Regelthema einer Versfußkunst zwängte, überall „Füße" hineindeutete und die anderen Wirkungsgrade der Sprache, die Dynamik, die Tonfarbe, die Schwingungsverhältnisse, die wechselnden Zeitintervalle, und zu allem den unter den physiologischen Worten liegenden Bedeutungssinn der Worte überhörte und übersah. Mit Arno Holz verwirft Linde auch den Autoritätsglauben in der Kunst, das Dogma des Klassizismus. Abweichend von ihm hält er an der Strophengliederung und am Reim fest. „Unser Ohr kann gar nicht anders hören, unsere Nerven können gar nicht anders fühlen . . . Solange es Regelmäßigkeiten in regelmäßiger Wiederkehr der Natur gibt, gibt es so was auch in der Dichterphysis. Der Reim liegt in den Dingen. Nur versteife man sich nicht auf Reimreinheit. Ein reiner Reim ist etwa die Oktave auf dem Klavier. Also wohlklingende, aber noch ziemlich leere Akkordmöglichkeit. Der unreine Reim ist dann die wahrhafte Akkordierung. Also ist von einem so geleiteten Dichter eine große Kunst zu erwarten." Doch spreche man besser statt von reinen und unreinen Reimen, von Oktaven- und Akkordreimen. Überhaupt soll der Reim, meint Otto zur Linde, nicht als Reim gefühlt werden; „sondern er soll sich unbewußt, von selber einstellen, dumpf und dadurch wieder als dumpf leitendes, eben als Physis."

„Arno Holz sagt: Pack die Dinge an. Ich sage: Laß die Dinge dich anpacken. Nur dann bist du Dichter. Das andere wäre Steinklopfen. Laß die Dinge dich anpacken, du sollst nicht den Baum singen, der Baum soll dich singen." Eine Forderung, die erst von dem Expressionisten Däubler erfüllt wurde, und in der Lyrik Bechers sehen wir Lindes Lehre vom Reime verwirklicht. Übrigens trennt die Charontiker von Holz weniger das Formproblem als die Weltanschauung, der starke Zug zum Mystischen und Irrationalen in ihrer Kunst. Was der „Charon" anstrebte, war ein „organisiertes Menschentum", eine lebensvolle Ethik („Ethos ist bewußt gewordene Natur" sagt zur Linde), „ein tiefes Forschen", ein „neues religiöses Suchen". Sein Zukunftstraum war immer eine Zeit, wo „das aus Geschenk Große sich deckt mit dem aus sich selbst Großen", wo „die Dichtung Menschheitssein wird, also gar nicht mehr als Kunst sich absondert". Der „Charon strebt", sagt Pannwitz, „durch die Dichtung das ganze Menschentum mit organischen Formen zu umschreiben. Da er aber so gar nicht ästhetisch sein kann und will, gibt er nicht ein formales Bild einer Herzogin, eines Baumes oder eines Papageis, sondern er lebt das, was es wirklich gibt, in dichterischen Erregungen nach, die in möglichst ganz unliterarischer Form zu einem organischen Dichtwerk kristallisieren. Die Formen sind schon in des Dichters Phantasie vorangelegt; fällt in diesen Boden das Korn des Erlebnisses, so wächst die Frucht des Gedichtes nach Maßgabe der Kräfte dieses Bodens." „Eine Dichtung, die deutsch ist, also unter die Fläche der Erscheinung hinuntergeht, die ferner den Geheimnissen der Welt mit Ehrfurcht naht, eine Dichtung, die sich nicht begnügt, kreiselnde Tänze ausgewählter Wörter aufzuführen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die vielmehr Blüte des innersten adligsten Menschen sein will, eine Dichtung, die ihre Anregung nicht aus alten Stilen und hochgelobten Klassikern empfängt, sondern aus sich selbst wächst, von weisem Wollen geleitet und edler Liebe gehütet, eine solche Dichtung treibt aus dem Grunde der Seele das Ursprüngliche, Urmenschlich-Göttliche in Form des Mythus hervor.“ Die deutsche Natürlichkeit gegenüber der Formstrenge antiker und romantischer Kunst betont auch Otto zur Linde in seiner Streitschrift „Arno Holz und der Charon“ (1911). Mit Nietzsche verlangen die Charontiker ein Adeltum des Geistes, mit dem Sozialismus das mitleidvoll schenkende Herz voll Demut und Güte, die barmherzige Tatliebe, die an der Befreiung des Menschen aus den Banden des vielgestaltigen Weltlebens arbeitet. „Gemeinschaftsdienst durch Selbstentfaltung“ haben sie wie die Expressionisten als Programm verkündet. Doch schwärmen sie nicht wie viele von diesen für sozialistisch-kommunistische Utopien, für einen Zukunftsstaat, sondern stehen auf Seite des Ordnungsstaates und betonen gegenüber den politisch-internationalen Ideen jener das deutsche Wesen und hegen ein warmes Interesse für Deutschlands Zukunft und Geschick. Wenn der einzelne alle seine Fähigkeiten entwickelt, sich aber nicht absondert, sondern zu den Mitmenschen, zur Gemeinschaft strebt, werde das Paradies auf Erden erblühen. Gewiß ein ideales Streben, aber doch wieder auch nur Utopie, weil es den lebendigen Gott als den Urgrund und Stifter aller menschlichen Gemeinschaft nicht erkennt. Von George und seinem Kreise trennt die Charontiker der Stil, den sie in ihrer Wortkunst oder „vollendeten Wortarbeit“, wie sie die Dichtung durchaus nicht unzeitmäßig nannten, befolgten. Die „ehrliche Sprache“, die Sprache der selbst erlebten, ehrlichen Worte und Wendungen sehen sie in dem Mangel an Stilisierung, im einfachen, schlichten Ausdruck ohne Pose und Konvention. Und so wie nach ihrer Meinung jeder Mensch ein Künstler wäre „wenn er nur er wäre“, d. h. ohne die rechenschaftslos übernommene Unsumme an Wissen, Bildung, Literatur, Erlebnis anderer, so sehen die Charontiker die einfache, schlichte, natürliche und zugleich dichterische Sprache in der Sprache des Kindes. „Ein Kind, das unbeeinflußt und ganz in seiner Sprache spricht, spricht schönste Poesie“. Mit diesem Zuge zur kindlichen Primitivität berühren die Charontiker bereits die Schwelle zur allerjüngsten Dichtung. So hatte der „Charon“ sich eine doppelte Aufgabe gestellt, einmal die Befreiung der Kunst aus den Grenzen des Naturalismus, zugleich aber auch aus aller artistisch-ästhetischen Begrenzung und volksverachtenden Absonderung. Kunst soll wieder Menschheitssinn bedeuten und in Beziehung stehen zur Ewigkeit. Damit wird aber vom Künstler ein besonderes und erhöhtes Verantwortungsgefühl verlangt.



Otto zur Linde

Phot. Franz Vogel, Berlin-Lichterfelde.

Seit 1910 beginnen Otto zur Lindes Werke zu erscheinen. Von den bisher veröffentlichten ist der erste *Thule Traumland* (1910) das Lied der Sehnsucht irdischer und unirdischer Träume, die der Dichter auf der einsamen Trauminsel verlebte. Eine Gedichtreihe („Album“), die im zweiten Bande *Lieder der Liebe und Ehe* voransteht, leitet dann mit ihren traumschweren Bildern und Gedankenfolgen eines ins All versunkenen Mystikers über zu Gedichten erfüllter Sehnsucht. Rhythmisch der fesselndste Band ist der dritte, *Land und Meer* (1911) betitelt. Hier überwiegen die Gedichte mit rein phonetischem Rhythmus. In den Zyklen „Stadt“ und „Vorstadt“, suchte zur Linde das Großstadtproblem, das die frühnaturalistische Tendenzlyrik durch teils begeisterte, teils entrüstete Beobachtungen zu lösen glaubte, durch Aufdeckung der rhythmischen Kräfte im Großstadtroman zu lösen. Als Mythenbildner erscheint der Dichter in dem vierten Bande „Charontischer Mythus“, in dem die balladenähnlichen Mythen gesammelt sind. Es ist schwer, sich in diese Mythenwelt des Dichters hineinzufinden. Sie sind aus derselben Einheit von Denken und Schauen erwachsen, die einst Mythen erzeugte. Für Otto zur Linde gibt es keine Trennung zwischen Wissenschaft und Dichtung, Erkenntnis und Religion, Philosophie und Mythus. „Daß es eine Menschenreligion ohne Dogma gebe, das ist die Mythenkraft der Philosophie.“ Der Dichter bringt seine Hingabe an das Unendliche zum Ausdruck, kommt aber über einen verschwommenen Pantheismus nicht hinaus. Die weiteren vier Bände *Wege*, *Menschen und Ziele* (1913), das Buch *Abendrot* (1920) und der Doppel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

band Lieder des Leids geben eine Nachlese aus den ersten drei Bänden, blicken mutig auf das Ziel, aber auch zurück auf den Weg, den der Dichter meist allein ging, nur von wenigen verstanden. Dem Nebel der Weltstadt London entriß er im Jahre 1902 den leuchtenden Ball Die Kugel (1923 um einen zweiten Teil vermehrt), „eine Philosophie in Versen", in der er „die uralte Form der Kugelwelt vergeistigen wollte gleich dem Cusaner", denn der Mensch erweitert sein Ich und seine Kenntnis der Weltdinge und des Kosmos nicht in starren Geraden, sondern nach dem Bilde der kosmischen Körper „kugel-konzentrisch". Der jüngsten Dichtung hat er damit neue Wege gewiesen. Seit 1921 sucht Otto zur Linde in einem auf 70000 berechneten Verswerk, das jetzt Hölle betitelt ist, später aber „Die Erde" heißen soll, das Hauptgebäude seiner Lehre und Dichtung aufzurichten.

Von den Mitarbeitern des „Charon" haben sich, treu dem Charongeiste, Karl Röttger und Rudolf Paulsen durchgesetzt. In der Öffentlichkeit ist noch der bekannteste der Westfale Karl Röttger (geb. 1877 in Lübbeke, lebt in Düsseldorf-Gerresheim), der auch durch eine eigene Zeitschrift („Die Brücke", 1911—1914) für die Gedankenwelt und Kunst des Charonkreises geworben hat. Er ist eine beschauliche Natur, der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit still und verweilend nachsinnend. Seine Stimme hören wir am liebsten in der Lyrik, in Legenden und Erzählungen. Otto zur Linde gab ihm, als sein dichterisches Schaffen brach lag, das Selbstvertrauen zurück und führte ihn in die Kunst des „Charon" ein. Was er mitbrachte, war eine tiefgehende mystische Sehnsucht, ein Hang, sich an das Unendliche hinzugeben und sich darin zu verlieren, ferner Hinneigung zum Unscheinbaren, insbesondere zum Kinde („Das Leben, die Kunst, das Kind", „Kind und Gottesidee") und die Liebe zu einem Vorbildmenschen, zu Jesus, dem er eben in einer Gedichtsammlung „Die moderne Jesusdichtung" (1907) gehuldigt hatte.

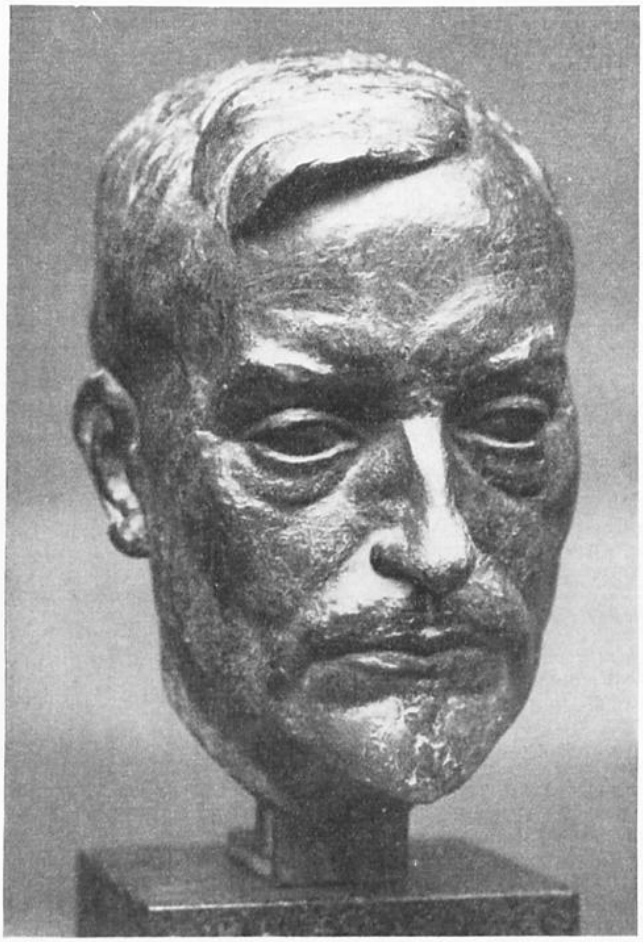
Das Werk, das Otto zur Linde begonnen hatte, setzten dann Hölderlin, Brentano, Strindberg, in denen Röttger schicksals- und wahlverwandte Dichter erkannte, fort und so zeigen die ersten im Charonverlage veröffentlichten Werke Wenn deine Seele einfach wird, 1909, Tage der Fülle, 1910, Die Lieder von Gott und dem Tod, 1912, bereits den neuen Geist, schlichte Innerlichkeit und ergreifende, schmucklose Einfachheit. Immer geht es ihm mehr um das mystische als um das reale Erleben, und auch wenn er in dem Gedichtbande Buch der Liebe (1927) Porträtskizzen von Bettina, Mozart, Beethoven, Kleist, Hölderlin entwirft, ist es ihm weniger um die geschichtliche Persönlichkeit als um ihr irrationales Seinsgeheimnis zu tun. Im Unsagbaren findet er das Wesentliche. Reich spendend ist das Buch der Mysterien (1928). Mutterschaft, Kindschaft, Mannsein des Dichters, Grauen und Wunder der Nacht, der Einsamkeit, des Todes und Gottes: das alles steigt hier aus Röttgers westfälischer Wurzelkraft gesanghaft auf.

Seit 1914 suchte Röttger den Weg zur epischen Kunst. Am ergreifendsten wirkt er, wo für seine religiöse Sehnsucht der Legendenton sich wie von selbst bietet. So gehören die drei Legendenbände („Christuslegenden" 1914, „Der Eine und die Welt", Legenden von Weisheit, Wanderung, Nacht und Glück 1917, „Das Gastmahl der Heiligen" 1920) zu den schönsten und tiefsten Bekenntnissen heutigen Gottsuchertums. Wenige Erzähler der Gegenwart haben die Süße und Kraft des Legendentones so getroffen wie Röttger. Er klingt auch aus den meisten seiner anderen Erzählungen. So aus der ersten der Sammlung Der Schmerz des Seins (1921), die unter dem Titel „Shakespeare und die unendliche Landschaft" eine Todeselegie gibt, ein Schicksalslied von dem Genius und der Welt, seinen Abschied von ihr, ehe er eingeht in die ewige Landschaft. Erzählungen freilich im alten Sinne sind das in der Mehrzahl nicht. Das Wort paßt nicht für den Hauptband Die Allee (1917), für diese mehr als zwanzig nachdenklichen Bekenntnisse, Gesichte, Träume, Märchen, Mythen vom Unbewußten. Mit einer weichen Wortmusik und mit weichen, getupften Farben, die schon der Lyrik und den Christuslegenden ihren eigentümlichen Zauber gaben, wird hier aus tiefstem Mitgefühl mit der Menschenseele im Kinde und Manne, im Mädchen und in der Frau immer wieder die Tragik der Einsamkeit jedes einzelnen, der Hingabe an und der Gefangenschaft in sein Schicksal dargestellt. Die Sammlung schließt in dem letzten Stücke „Der letzte Weg und die Brücke" mit der Vision einer Landschaft am Rande des Seins, einer licht-, farb- und klanglosen Welt, durch die die Toten hinüberschreiten, mit einem Bilde von mythischer Gewalt. Die Unendlichkeit des Raumes und darin einzelnes spricht zu uns aus der Sammlung „Die Stimmen im Raum, Erzählungen aus den Stunden der Landschaft und des Schicksals" (1920). Es sind tagebuchartige Aufzeichnungen, Betrachtungen und Bekenntnisse, gemischt mit Erzählungsteilen und innigster Lyrik. Da werden sie, die Frühlings- und die Sommerstraße, fast zu mythischen Erlebnissen, Urerlebnissen träumender Seelen. Da gewinnen Wälder, betörend oder beseligend Auge, Stimme und Gestalt. Kindheitserinnerungen bringt die Sammlung Die fernen Inseln (1921). Wie in den genannten Sammlungen bleibt Röttger Lyriker auch in dem Roman Das Herz in der Kultur (1927) und in seinem jüngsten Buche Auf Sommerwegen (1929). Er bleibt es auch dann, wenn er dramatisch gestaltet.

In dem Buche „Vom Drama und Theater der Zukunft (1921) legt Röttger seine Ansichten über das Drama dar und getreu seiner Lehre vom passiven Helden und der Handlung hinter den Worten der seelischen Spannung hat er sein erstes Drama „Gespaltene Seelen, ein Kammerspiel" (1918) geschaffen. Zwei Geschwister, erinnerungsbeschwert, schmerzlich hingegeben dem Fluten ihrer inneren Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellungswelten, gehen am äußeren tätigen Leben, das ein froh Genießender verkörpert, zugrunde. Obwohl zeitlos gedacht, lassen die Dramen Das Antlitz des Todes (1921), „Haß oder das versunkene Bild des Christ" (1918) die Stimmung des Krieges und der Weltwende erkennen. In die Gegenwart führt der Einakter Die Krise (1919), die Wandlung eines Herrenmenschen in einen Diener der Liebe. In den Dramen Das letzte Gericht (1922) und Des Königs Untergang (1922) versucht Röttger eine neue Spielart der Läuterungsdramen zu schaffen, indem er den Ausgleich durch das Jenseits sich vollziehen läßt. Lösung und Erlösung aus der Wirrnis des Lebens bringt in dem Stücke Im Jenseits die richtende Stimme aus dem Jenseits. Seinen Lieblingsweg, den Legendenweg, geht der Dichter in dem Drama vom verlorenen Sohn Die Heimkehr (1921), in „Erlösung", „Der Heilige", „Richmuthe von Aducht", „Die heilige Elisabeth" und in Bruder Konrad, die Mutter mit dem Kinde (1926), in dem das Wunder der Menschen- und Gottesliebe in ergreifender Weise im Schicksal des Mönches Konrad sich offenbart, der, eine Begegnung mit der Gottesmutter mit dem Kinde erflehend, in mystischer Verzückung einer Landstreicherin Hilfe und Obdach gewährt, die er für Maria hält, bis die wirkliche Maria Mutter und Kind und ihn vor der bösen Welt rettet. Die Märchenspiele Der treue Johannes und Die sechs Schwäne (beide 1922) erfreuen Kinder und Erwachsene und mit dem Drama Simson (1921) gab er von den vielen bislang bekannten Simson- oder Samsondramen, die entweder das ausschließlich Heroische (Burte) oder das prickelnd Erotische (Eulenberg) in den Vordergrund stellten, das erste, das dem Symbolgehalt der biblischen Geschichte im vollen Umfange gerecht wird, obwohl sie ihm doch nicht mehr als Hintergrund und keineswegs historisch-stoffliche Grundlage ist. Untreue ist nicht Schuld, sondern Wesensart des Leiblich-Weiblichen und die elementare Geistigkeit des Mannes (Religion) überwindet auch dies, das sind die Grundgedanken dieses innerlich großen und sehr wirksamen Dramas.



Karl Röttger.

Bronzebüste von Leopold Fleischhacker, Düsseldorf, Städtische Kunstsammlungen.

Kleiner als das Werk Röttgers, aber noch enger an Otto zur Linde gebunden ist das Werk Rudolf Paulsens. Wie Röttger die religiöse, setzt er die philosophische Dichtung fort. Für seine Meister brachte er als Grundvoraussetzungen sein reines Deutschtum durch seine Abstammung mit. Friesen sind seine Ahnen. Er wurde 1883 in Berlin als der Sohn des bekannten Philosophen Friedrich Paulsen geboren und lebt in Berlin. Den männlichen Willen gab diesem männlichen Dichter der Vater, die Mutter den sinnlichen Schmelz des Klanges.

Paulsen ist Lyriker und neben Röttger der bedeutendste Dichter des Charon-Kreises. Gedichtform und Sprache sind daher bei ihm mit größter Freiheit behandelt. Nicht grammatikalische oder ästhetische Vorschriften bestimmen den Ausdruck, sondern allein das nach Gestaltung ringende Erlebnis. „Eigenbewegung der Vorstellungen und Eigenbewegung des Rhythmus haben sich zu decken." Das Gedicht „balanciert sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aus". Darum benutzt Paulsen eine feste Form wie die des Sonetts gar nicht, die Terzine nur selten. Dagegen ist die zyklische Form sehr häufig. Das einmal erregte Gefühl erzeugt immer Strömungen, die sich auswogen müssen. Bis jetzt liegen acht lyrische Sammlungen vor: „Töne der stillen Erinnerung und der Leidenschaft zum Kommenden" (1910), „Gespräche des Lebens" (1911), „Lieder aus Licht und Liebe" (1912), in denen der Sänger im Gegensatze zu den grüblerisch-schwermütigen Klängen und lyrisch-philosophischen Betrachtungen, Gesprächen oder Geschichten der beiden ersten Sammlungen unter dem Einflusse nicht nur seines Meisters und Führers, sondern auch älterer Dichter der Romantik, aber auch Kellers und Nietzsches zarte, liedhafte Töne findet, ferner die Gedichtbände Im Schnee der Zeit (1922), worin er in männlich-stolzer Gefaßtheit in die Zukunft blickt, „Und wieder geh ich unruhvoll" (1923), „Die kosmische Fibel" (1924), „Die hohe, heilige Verwandlung" (1925) und „Vor der See" (1927). Die Liebe zum Weib und zur Landschaft sind Paulsens Hauptthemen. Besonders gern versenkt er sich in die melancholischen Farben des Herbstes. Aus dem kleinsten Naturgeschehen, etwa dem Fallen des Schnees, können seine Gedanken sich zu einem weltumspannenden Schicksalsgewebe ausspinnen. Aber in seinem Suchen und Grübeln, den Sinn des Lebens und Todes zu erspüren, gerät er schließlich auf die Spur Nietzsches und belädt sich so sehr mit dessen Gedankenfracht, daß das Dichtertum in ihm fast erdrückt wird. Er fühlt sich auf einmal zum Prediger und Polemiker berufen und schreibt seine „Kosmische Fibel", einen Zyklus von scharfen Kampfversen gegen Christentum und Kreuz. Und als ob es ein neues Evangelium wäre, verkündet er den Übermenschen, der sein „innerstes Über-Sich", den Gott, in sich selber findet. Die Jagd nach dem „Ur", dem „Ewigen, Schwebenden, Lebendigen, Hebenden, dem Eins in Viel", setzte er in dem Zyklus „Die hohe, heilige Wandlung" und in dem „Berggespräch, Christus und der Wanderer" (1924) fort. Diese während des Krieges in Frankreich entstandene Dichtung (1918) zeigt, daß den Dichter, der am Kriege teilnahm, damals Nietzsches Lehre und Schicksal am tiefsten ergriffen hat. Der Wanderer ist Nietzsches geistiges Abbild. Aber alle Unrast Paulsens, Gott zu finden, konnte den Dichter nicht zum Ziele führen, weil er ihn nicht auf dem Wege suchte, der zu ihm führt. Dies scheint der Dichter auch erkannt zu haben, denn die Dichtung schließt mit den Versen: „Ich weiß, daß ich kein neues Land mehr finde, — Und bin vom Wahne und vom Wehe wund." Seine verschwommene Weltanschauung entwickelt Paulsen in dem Buche Der Mensch an der Wage (1926). Er stellt sich und den Leser als Wagbalken zwischen die ewig schwankenden Schalen der Wahrheit und kommt über die bloße Erkenntnis der Polarität zu einem Dritten, zu einer „antithetischen Identität", in der die Wagschalen ruhen. Daß Mystik und klarer Geist sehr wohl zu vereinbaren seien, sucht er in dem ganzen Buche zu beweisen, das auf Kant und Novalis zugleich sich berufen kann.

Von den anderen Charontikern fand Erich Bockemühl (geb. 1885 in Bickenbach, Bez. Köln, lebt als Lehrer in Drevenack bei Wesel) mit den Gedichtsammlungen „So still in mir" (1911), „Worte mit Gott" (1913), „Musik der Träume" (1921), ferner mit den hymnischen Prosabüchern „Jesus" (1920), „Mutter" (1921) und „Die Jahreszeiten" (1921), den Kindergeschichten („Das Kindergärtchen" 1927) und mit den Spielen „Die heilige Nacht", „Um das Kindlein Jesu" (1928) und dem „Laienspiel" „Ostern" (1928) Widerhall. Andere Wege gingen Hanns Meinke (geb. 1884 in Straßburg, lebt in Kähnsdorf, Mark) und Rudolf Pannwitz, der Mitbegründer des „Charon". Von George, aus Romantik und Klassik zu Otto zur Linde kommend, will Meinke eine Kunst schaffen, die absieht von jeder klassisch-romantischen Überlieferung. Glutvolles Fühlen durch einen strengen Formtrieb bändigend, schuf er die Werke „Leonardo" (1918), „Merlins Zauberschlüssel", „Gesichte und Gesänge des Kindes Merlin", „Atemzüge des Kindes Magus Merlin", „Ein nordischer Kubajat" (1924) und zeigt am reinsten sein Fühlen und Gestalten, Wollen und Können in seinem umfangreichsten Werke Die drei Sonettenkränze (1918).

Von Otto zur Linde hat Rudolf Pannwitz viel gelernt; er hat ihn nach seinen eigenen Worten seit 1904 als Mensch wie Nietzsche als Welt erzogen. Er kam von Nietzsche und George, von dem er auch die Schreibweise, die keine großen Anfangsbuchstaben und nahezu keine Satzzeichen kennt, übernommen hat. Dies mag die Verbreitung seiner Dichtungen erschwert haben; der Grund aber, daß sie noch keinen Widerhall gefunden haben und noch keines seiner Bücher in zweiter Auflage erschienen ist, liegt in ihrer Unzeitgemäßheit. Dichter, Politiker, Erzieher, Tonsetzer, Gelehrter, Philosoph sind in ihm eins geworden. Dem „Charon" ist er nicht getreu geblieben. Er wurde 1881 in Crossen a. d. O. als Sohn eines Lehrers geboren und hat auch selbst diesen Beruf gewählt. Der kleine Führer, den er uns mit dem „Grundriß einer Geschichte meiner Kultur" gegeben hat, führt uns bis in sein 25. Jahr, jetzt lebt er in Kolocep kod Gruza in Jugoslawien.

Als Politiker kämpft er gegen die „Tyrannei der heutigen Staats- und Gesellschaftsformen", die Lehre, Staat und Gesellschaft seien oberste Werte, während letzte Werte doch seien „die liebe zum leben im ganzen und zur größe des menschen". Das Ziel ist „die Freiheit des Menschen", wie der Gesamttitel eines dreibändigen Werkes heißt, von dem der erste den Titel Die Krisis der europäischen Kultur (1917) führt. Es ist ihm darin vielfach gelungen, das Unbekannte zum Niegehörten umzuprägen. So wird niemand die Abschnitte über die altnordische und die französische Kultur z. B. ohne inneren Gewinn lesen. Derjenige Teil der Vergangenheit, den Pannwitz als Nietzscheanhänger recht haßt, ist das Christentum. Daher seine machtgläubige Überschätzung des Imperialismus, die verkennt, daß ein wahrhaft einiges Europa nur aus christlicher Liebe hervorgehen kann. Statt des erwarteten zweiten Bandes „Das Jahrhundert des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutschen Geistes" erschien Die deutsche Lehre (1919), worin der Unflat, der in der „Krisis" nur ausnahmsweise auftaucht, zur Regel geworden ist, dafür aber irgendeine positive Darstellung, irgend ein greifbarer Gedanke überhaupt fehlt. Alles Große, Fruchtbare und Lebendige in diesen Büchern gemahnt an Nietzsche, zu dem Pannwitz eine Einführung geschrieben hat. Mit der kulturpolitischen Schrift Deutschland und Europa macht er den Versuch, die gegenwärtige Staatenpolitik aus dem Bereich von Berufspolitikern und Parteiphilosophen in das Bereich wirklicher Kulturphilosophen zu führen, also dem Geiste zur Macht zu verhelfen.

Schon vor diesen ethischen Werken entstanden seine Dionysischen Tragödien (1904—1910). Seine an George und Nietzsche geschulte Bildkraft flackert darin von inneren Gluten und entlädt sich in dichterischen Kühnheiten. So kranken „Der Tod des Empedokles" und „Der glückliche König Kroisos" noch an Überfülle von Tönen und Farben, die die innere Musik dieser Seelendramen übertäuben. Aber „Die Befreiung des Ödipus" zeigt schon erstaunliche Reife, mitreißend durch die strömende Wucht der Chöre, aus denen Dionysos spricht. Vorangegangen war „Philoktetes, ein Mysterium", Mysterium des „Krieges mit vergifteten Pfeilen", prophetisches Vorgesicht des Krieges, endlich als Abklang „Iphigenia mit dem Gotte, ein apollinisches Spiel", einer Seherin Zwiegespräche mit dem Gotte und den dunklen Mächten. Etwas gewandelt erscheint derselbe Vorwurf in den Erlöserinnen (1922), zwei Spielen, von denen das erste „Philalethes, ein Ereignis in Gesängen und fünf Auftritten", auf das zweite, „Orpheus, eine heilige Handlung in drei Kreisen", hinweist. Die „Dionysischen Tragödien" erhalten dann ihr nördliches Gegenbild in dem Maispiel Baldurs Tod. Dieses umfangreiche Spiel erneuert nicht nur mit der Freude des Gestalters an den alten ahnungsvollen, sinnbeschwerten mythischen Bildern das ewige Schicksal vom Nieder- und Aufgang des strahlenden Gottes, sondern ist, worauf ein Prolog beschwörend hinweist, ein Sinnbild deutscher Art und deutschen Schicksals. Ob eine solche Neuauflage der alten nordischen Götterwelt von mehr als eddischer Dunkelheit der Sprache jemals eine andächtige Menge erheben und erbauen wird, ist unwahrscheinlich. Dies gilt auch von den epischen Werken, den Mythen, wie der Titel einer langen Gesamtreihe lautet, von der 1919 bis 1922 zehn Teile erschienen sind, daneben, sie ergänzend, „Das Geheimnis" (1922) und „Orplid" (1923). Schon die „Deutsche Lehre" handelt von der Aufrichtung einer „neuen Religion des Menschen" und auch in der „Krisis" wird dies angedeutet; wie unlebendig-konstruiert diese Idee eines Naturkultes im Zeitalter der Großstädte und der Maschinen ist — ganz abgesehen davon, daß eine neue Religion und Mythologie nicht am Schreibtisch „gemacht" werden kann, zeigen uns diese Mythendichtungen. Im Gegensatze zu den „Dionysischen Komödien" wird dem Dichter später das Verwurzeltsein mit dem Einfachen, Urtümlichen zum Hauptproblem. Das Vorspiel dazu bildet Das Kind Aion, ein Terzinenepos, eine Riesenschlange gestauten Unwillens über unsere Zeit, von Tiefsinn geschwollen, letzten Endes aber doch Chaos. Die teils im Volkston, wie im „Märchen von den beiden Brüdern", teils als Hexameterepos von antikem Tonfall, wie „Ladinersage", erzählten Mythen und die Nachdichtung des Gilgamesch-Epos „das namenlose Werk" bringen des Dichters Willen zum Einfachen, Ungekünstelten klar zum Ausdruck. Apollo hat den Dionysos gefesselt. Als zehnter Ring in der Kette seiner Mythen erscheint im „Logos" ein religiöses Bauwerk, in dem er die Gestalt Christi als Legende behandelt, die vier Evangelien als einziges episches Dichterwerk willkürlich zusammenfaßt und so für die deutsche Welt und

Rudolf Pannwitz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Gegenwart einen ganz neuen Christus zu schaffen sucht. Daß der Dichter die dionysische Ekstatik überwunden hat, zeigt auch Urblick, eine Sammlung von Gedichten (1928). Sie erfordern aber Einfühlung und Denken. Die Welt liegt in seliger Schau vor ihm und er läßt die Dinge aus sich heraussprechen, denn ihm ist nicht mehr das Wort das Entscheidende, sondern der Sinn, der es bindet und löst. Der Dichter hält Rückschau über sein Leben, die zugleich eine Vorschau für das noch zu Leistende ist. Seine verschwommene Naturphilosophie entwickelt Pannwitz in den Werken Summa und Kosmos, Athos (1926). Mit der didaktischen Erzählung Das neue Leben (1927) macht der Verfasser den Versuch, an den Leser heranzubringen, was er in anderen großen Werken lehrte. Es ist ein Erziehungsroman, gehalten von seinen südlich-wundervollen Landschaftsschilderungen und von dem Nietzsche folgenden Ethos, das sich in den Gesprächen gestaltet. Der Dichter macht den romanhaften Versuch, Kulturgemeinschaft am Leben von vier Personen darzustellen, die es aber zu keinen dauernden inneren Bindungen kommen läßt, weil das Asoziale des geistigen Menschen Hemmungen aus sich selbst bereitet. Der Meistertitel bleibt einsam.

Die schöpferischen Gestalten des Expressionismus.

Lyriker.

Am stärksten spricht sich das moderne Lebensgefühl in der Lyrik aus. Der Dichter umfängt Welt und Menschen brüderlich: „Die Welt fängt im Menschen an;" „Mensch werde wesentlich", „Jeder dir nah und Bruder" — solche Sätze aus moderner Lyrik sind symptomatisch für das Ethos dieser Gedichte. Es ist Reflexionslyrik, nicht Stimmungspoesie. Fortreißendes Temperament; dynamischer Willenssturm stößt mitunter nur krampfhafte Schreie aus oder entlädt sich in kaskadenhaft sprudelnden Hymnen oder ballt sich zusammen zu explosiv herausgeschleuderten Gesängen. Der Lebensbejaher Walt Whitman, Verhaeren, Paul Claudel und Rimbaud sind die Schirmherren der neuen lyrischen Kunst. Feilender Kunstverstand bedient sich der alten Formen; Sonett, Terzine werden bevorzugt; Hölderlinscher Odenfall wird nachgeahmt, Bild und Klang werden von manchen auf Kosten des Gehalts gepflegt.

Die ganze Welle der jüngsten Lyrik gipfelt in Franz Werfel. Er wurde 1890 zu Prag als Sohn eines Kaufmanns geboren, studierte in Prag, Leipzig und Hamburg, war 1912—1914 Lektor des Verlags Kurt Wolff, 1915—1917 an der ostgalizischen Front, ließ sich nach dem Weltkrieg auf dem Semmering nieder und lebt jetzt in Wien. Seine Dichtung ist eine einzige Klage über die Brutalität der Zeit und ein einziger Sehnsuchtsschrei nach dem neuen Menschen der paradiesischen Zukunft. Sie ist ein einziges Schuldbekenntnis, ein einziges Reinigungsgelöbnis, ein einziger Ruf nach Güte, Reinheit und Erlösung. Die schöpferische Geistigkeit Werfels, seine liebende Versenkung in die Dinge, sein Ethos der Bruderliebe, sowie sein inbrünstiges Kreisen um Gott: all das liegt in der Zeit und hat viele Wurzeln, die sich erstrecken von Whitman und Verhaeren bis zu Dehmel, Hofmannsthal und namentlich Rilke. Seine Religiosität ist aber frei von jenem spielerischen Ästhetizismus, der sich bei Rilke oft peinlich bemerkbar macht. Werfels Religiosität wurzelt nicht im Christentum, ist aber ehrlich und ernst; was ihr fehlt, das ist die gefühlte Symbolik; zu schwach ist die Anknüpfung an die große christliche Tradition, zu zaghaft die Einbeziehung aller, auch der alltäglichen Dinge auf den religiösen Grundton.

Aus dem Grundgefühl seiner Religiosität, der Güte und Menschenliebe, die in dem Dogma seiner Ethik „Der Mensch ist gut" wurzelt und alles liebend umfassen will, dringt Werfel bis zur letzten fast paradoxen Konsequenz vor in seinem vielumstrittenen Gedicht „Jesus und der Äserweg", in dem das Ekelhafte und Erhabene aneinander grenzen. Das Gesicht geht von der Legende aus, daß der Heiland und seine Jünger einen Weg gehen, der auch gefüllt ist mit stinkendem Aas, so daß sie in hilflosem Grausen sich davon abwenden. Christus aber in seiner Allliebe begehrt, den Ekel zu überwinden, auch dem verwesenden Aase noch Bruder zu sein. So überwindet der Heiland den greulichsten Menschenekel, umkränzt sich mit verfaulenden Leichen und macht die ganze Natur staunend erbeben vor der grenzenlosen Inbrunst seiner Liebe. Der Kampf unseres kreaturbeengten Hasses mit der die Unendlichkeit umspannenden Güte — das ist das seelische Grundmotiv der Werfelschen Lyrik (M. F. Cyprian). Von hier aus gesehen, recken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich alle menschlichen Probleme ins Transzendente. Auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das Werfel in einem seiner Gedichte behandelt, wird ihm zum Sieg der menschlichen Verbundenheit über den Widerstreit der Generationen. Am tiefsten aber und am stärksten mit christlichem Blute getränkt ist dieser Aufschrei nach verbindender Liebe in jener Anrufung des Heiligen Geistes, die die Tradition der großen mittelalterlichen Hymnen weiterführt. Wenn Werfel zum Weltkriege eine negative Stellung hat, so geschieht es nicht aus dem zersetzenden Radikalismus jenes Berliner Literatenkreises, dem auch er nahe stand. Seine Ablehnung des Krieges ist die Folge seiner Bruderliebe für alle Menschen. Weil sein religiöses Empfinden nur Humanität fordert und nicht durch das Begreifen des christlichen Opfergedankens hindurchgegangen ist und nicht das Bedürfnis hat, den Krieg zu begreifen als ein irgendwie notwendiges Glied im Plane der göttlichen Vorsehung, sieht er im Krieg nur die Gewalt der Zerstörung und verbrecherischer Verruchtheit der Kainstat. Werfels Dichtungen verlangen einen aufmerksamen Leser; oft hat man das Gefühl, er liebe es, wie mancher moderne Dichter, durch Unverständlichkeit zu wirken. Ihm steht nicht wie Rilke das Wort und die Sprache ganz zur Verfügung und von Musik und melodischem Klang ist wenig zu spüren. Hart ist oft seine Sprache, ungelenk schließt sich Wort an Wort und unvermittelt reihen sich die Gedanken aneinander. Doch er hat etwas zu sagen, das über alle Mängel der Form hinweghilft.

In einer Reihe lyrischer Sammlungen Weltfreund (1911), Wir sind (1913), Einander (1914) und Beschwörungen (1923) hat er seine Weltanschauung ausgesprochen. Güte und Hingebung sind von je die Gemütszustände gewesen, in denen der pantheistische Grundtrieb sich auslebt; sie sind denn auch das lebendige Pathos Werfels; alles Niedere, Arme, Verachtete, Getretene, Müde, die Welt der toten Dinge, die Seelen der Geistig Armen sind ihm würdiger Gegenstand zur Kundgebung der pantheistischen, flutenden Güte. Die lebendigen Elemente von Werfels Empfindung: Rührung, Erinnerung an die versunkene Kindheitswelt, Güte, Weltfreundlichkeit sind die lyrische Substanz des ersten Gedichtbandes. Er ist aber gleichsam nur der Auftakt; die Äußerungen des pantheistischen Weltgefühls treten recht deutlich erst im zweiten Gedichtbande „Wir sind" hervor. Der Dichter wandelt sich in alle Kreatur, auch das Tote wird redend eingeführt. Ein chaotisches Fühlen und Schweben, ein hastig-reißendes Sichwandeln von Gestalt zu Gestalt, ein Verdämmern im Ungewissen, ein Schwanken zwischen Qual der Einsamkeit und alliebendem Sichergießen, das ist die Grundnote dieser Gedichte. Schon in diesem Gedichtbuch finden sich jene großen Hymnen, die für die barocke Natur Werfels so sehr charakteristisch sind und ihm eigentlich den ersten Platz unter den Lyrikern der expressionistischen Generation errungen haben („Ich bin ja noch ein Kind"). Vorwiegend als religiösen Dichter zeigt Werfel die dritte Sammlung von Gedichten, und hier gelingen ihm dort, wo er einfach fromm ist und nicht reflexionsmäßig fromm wird, Verse von hohem Schwung und reicher Melodie. Der Symbolismus, der in dem Gedichtbande „Beschwörungen" die höchste Stufe der Entwicklung in Werfels Lyrik erreicht hat, ist der Entwirrung der Widersprüche und Klärung der Weltanschauung des Dichters am ungünstigsten. Weder im Inhalt noch in der Form zeigt der Gerichtstag (1920), in dem anderthalb Hundert Gedichte vereinigt sind, eine weitere Entwicklung des Dichters. Versteinerung war eingetreten und so weist kein einziges Gedicht jene lebendige Leuchtkraft auf, die in früheren Büchern etwa „Vater und Sohn" oder „Lächeln, Atmen und Schreiten" gezeigt hatten. Die Gedanken kreisen wieder um unser Sein, um Werden und Vergehen. Um Natur und Mensch. Was man von dem Buche zurückbehält, ist der Eindruck einer sprachvirtuosen Angelegenheit und darum ist es nicht ohne Reiz.

Wie die Gedichte Werfels enthalten auch seine Dramen viel Mystisches und Symbolisches, das der Dichter nicht immer aufzuklären versucht. Oft steht man vor seinen Dramen wie vor einem Rätsel und versucht vergeblich, die Absicht des Dichters zu erfassen. Es gibt Szenen, die vollkommen unverständlich bleiben, und an solche von großer Schönheit reihen sich unmittelbar solche, die abstoßend wirken, ähnlich wie in seinen lyrischen Dichtungen. Der Besuch aus dem Elysium (1910) ist Werfels erste szenische Arbeit, „ein romantisches Drama in einem Akt". Dieser szenischen Probe folgte als zweite Die Versuchung (1913), die von des Dichters Vereinsamung und Sendung handelt. „Ich bewundere mich," ruft er, nachdem er alle Anerbietungen des Satans zurückgewiesen hat, „ich bin groß." „Kein Gesetz," spricht der Erzengel zu ihm, „keine Moral gilt für dich; denn du bist der unsrigen, der unendlichen Geister, einer." Hier ist der Ton, in dem der junge Werfel und der junge Reinhard Sorge, der in seinem „Bettler" dasselbe Thema behandelt, auffällig zusammenklingen, ein Akkord, der von Nietzsche kommt. Der ganze Expressionismus ist in seinen Anfängen bei Sorge und Werfel, bei Hasenclever und Kornfeld auf das eine Ich gestellt. Die Tatsache des Schmerzes und des Leidens in der Welt wurde immer mehr zu einem Mittelpunkte in der Weltanschauung Werfels. Er möchte die Menschheit gern davon befreien. Schon in der Vorrede zu den „Troerinnen nach der Tragödie des Euripides" (1914) ringt er mit dem Problem. Hekuba, der das Schicksal so unmenschlich zugesetzt hat, fühlt den Unsinn und die Härten der Weltordnung, aber sie will weiterleben und erkennt es als ihre Pflicht, dem Schicksal zu trotzen. Weil das Stück, in dem die Greuel eines grausamen Krieges dargestellt werden, gerade in dem Augenblick erschien, ehe das jüngste, grausamste Schlachten über die Welt brach, nahm man es wie eine Prophetie und betrachtete die Dichtung zeitgemäß, während sie doch der Idee nach über alle Zeiten zu stellen wäre; denn Hekubas Fluch über unverdientes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leid währt sicherlich mit der Menschheit. Es gibt keine Lösung dieser Frage und keine Erlösung daraus als jene, die Werfel im Vorwort andeutet: „Für Hekuba," schreibt er da, „ist das Blut auf Golgatha nicht geflossen. Sie ahnt nicht, daß ihr nichts anderes fehle, um eine Heilige zu sein, als daß sich ihr Antlitz aus der Fluchgrimasse in Jubel verwandle." Das ist allerdings ein Satz, der den Menschen ganz auf die Kraft des inneren Menschen aufbaut. Werfels Hekuba „nimmt ihr Leben an die Brust" und trägt es mit Stärke zu Ende. Geistig und sprachlich ist Werfels Nachdichtung nicht ausgeglichen. Christliches steht (im zweiten Prolog) opernhaft neben Griechischem, banale Reimverse neben lyrisch sehr Feinem. Wichtiger ist die Erkenntnis, daß Werfel es als Frucht der Erlösung und des Christentums ansieht, dem Leiden einen Sinn gegeben zu haben. Das Leid erscheint ihm als Vorbedingung der Liebe, nur wer „selbst zerbricht", kann zur Liebe gelangen. Selbstbehauptung im Geiste ist Selbstvernichtung, während Selbstentäußerung, Befreiung von der Ichsucht den Anfang der Liebe und Emporwachsen zum Höchsten bedeutet. Der Mensch soll aufgehen im Leide der Welt, dann lebt Gott auf, er ist die Güte und wird durch die Güte der Menschen verwirklicht. Gott und Mensch sind so innig miteinander verbunden, daß Gott den Menschen durch sein Blut erlöst hat, nun aber wartet, daß ihn der Mensch durch Opfer und Treue erlöse.

Franz Werfel
Wien 1929.

Kaum eines der Dramen Werfels ist so symbolisch gehalten und kaum eines hängt so sehr mit seinen Gedichten zusammen als das Trauerspiel Die Mittagsgöttin (1919), das zunächst den letzten Teil des „Gerichtstages" bildete. Schon früher einmal hat Werfel den Mittag gepriesen („Gerichtstag" 81) als Bringer der Fruchtbarkeit und des Todes und so hat Mara, die Mittagsgöttin, die Aufgabe, dem Helden dieses symbolischen Dramas, dem Landstreicher Laurentin, das höchste Glück und das höchste Leid zu bringen. Dieser Laurentin ist ein Symbol der Sehnsucht, die ihr Glück außer sich sucht, der dadurch seinen Mittelpunkt verliert, daß er nicht geliebt und gelitten hat. Durch Mara erfährt er höchstes Glück und höchstes Leid. Durch ihre Schwangerschaft gelangt er zur Liebe und Selbstopferung. Er entsagt, wenn sie gerettet wird, nimmt das Leben eines Eremiten auf sich und wird so seinem eigenen Selbst geschenkt. Mara ist das Symbol der Welt als Gegensatz zum Geist, Symbol der Fruchtbarkeit, der Materie, all dessen, was der Geist braucht, damit durch Tod (Zerstörung) Neues entstehe, ein Kind als Erlöser zu einer vollkommenen Ruhe des Daseins geboren werde. So erscheint das Stück als eine Allegorie, etwas wie eine Kosmosophie, ein Lehrgedicht, in dem sich Werfel innerhalb der Mächte, die das Sein und Werden bestimmen, zurechtzufinden sucht. Nirgends in der expressionistischen Moderne, auch nicht bei Däubler, fällt der Farbe und dem Lichte eine so elementare Bedeutung zu wie in diesem „Zauberspiel". „In Weisheit einzugehn" ist geradezu das mystische Ende, dem hier Werfels Landstreicher, der irrende, suchende, faustische Mensch zuschreitet. „Ich will denken," sagt der unstete Wanderer, „ich will denken, bis der schwere Stein meines Ichs zur stetig-weißen Flamme wird, bis meine Farben wieder vereinigt sind ins heilig-einfache Weiße, meine Worte gesammelt zum Schweigen." Daraufhin verschwindet er als Einsiedler in den dunklen Wald.

Das größte Aufsehen von Werfels Dramen erregte wohl sein Spiegelmensch (1920), den er irgendwo in Indien spielen läßt. Die Motive dieser „magischen Trilogie", des expressionistischen Faust, begleiten Werfels Lyrik von allem Anfang an („Die Instanz", „Der dicke Mann im Spiegel", „An mein Pathos"). Thamal, der Held, sehnt sich nach Seelenruhe, die er in einem buddhistischen Kloster zu finden meint. Aber er besteht die Probe nicht. Er zerschmettert einen Spiegel, der ihm ein Geheimnis barg, und aus ihm tritt „Spiegelmensch", sein zweites, sein niederes Trieb-Ich, das ihn vor dem Eintritt in das Kloster warnt und ihm allen Genuß des Lebens verspricht. Er stellt sich ihm als sein Doppelgänger und Schattenbild, als Untertan und als Freund und Warner, als Tyrann und Despot zur Seite, er ist die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Instanz, die ihn antreibt, ihm schmeichelt und ihn höhnt. Um sich von diesem falschen Wesen, von der scheinhaften, äußeren Existenz zur wahren inneren zu befreien, muß Thamal durch alle Ängste und Peinen des Gewissens hindurch; das ist der Gang des dreiteiligen, vielszenigen Gedichtes, das kein Drama ist, sondern mehr oder minder wie die meisten Bühnenversuche des Expressionismus zwischen Epos, noch genauer zwischen Passion und Traumgesicht schwebt. Er folgt den Einflüsterungen und führt nun ein wüstes Leben. Was sich in der Trilogie vor uns entfaltet, gibt sich als ein Prozeß der Selbsterkenntnis und Läuterung. Thamal tritt auf als Mörder seines Vaters, als Verführer der Frau seines Freundes und als Wüstling in den Armen der käuflichen Liebe, bis er sich größenwahnsinnig zum Helden und Gott ausrufen läßt. Aber bald schlägt die Volksgunst um, er muß fliehen, will sich von dem Spiegelmenschen trennen und wird dessen Sklave, bis er endlich gebrochen selbst Richter seiner Vergangenheit wird und sich zum Tode verurteilt. Er trinkt den Giftbecher und sieht sich dann im Kloster erwachen; ein Mönch ruft ihm zu: jetzt erst sei er zur Schau der Morgenwirklichkeit berufen: „Denn hinter dir versank die Spiegelwelt, — Die uns die Fratze gegenüberstellt — Der eigenen Person in jedem Wesen, — Die Welt, von der die wenigsten genesen." Der Spiegelmensch lehrt, daß wir erst dann hoffen können, neugeboren zu werden, wenn die täuschenden Formen der Ichsucht in uns erstorben sind, wenn sich die Menschen ganz auf selbstlose Ziele einstellen, woraus allein wahre Liebe und Vollendung ersteht. Wenn aber der Dichter meint, der Mensch müsse durch alles Leid und durch Verbrechen jeglicher Art hindurchgehen, um zur Erkenntnis seiner selbst zu gelangen, so ist er in seinem Innern wohl kaum überzeugt, daß solcher Weg zum erwünschten Ziele führe. Und diese Notwendigkeit der inneren Reinigung durch den Pfuhl des Lebens wird gleich zu Beginn des Dramas betont: „Gott haßt seine Engel, indessen — Liebt er den Mann, der zu sündigen wagt. — Ja, alle Reinheit ist unbeweglich, — Sie steigt nicht die himmlische Leiter empor. — Nur aus der Vernichtung gerät unsäglich — Der blutig gehetzte ans Tor." Da müßten ja alle Verbrecher auf dem richtigen Wege der inneren Reinigung sein. Übrigens ist der Spiegelmensch eine echt romantisch gesehene Figur, ein expressionistischer Mephistopheles, der nicht nur den Helden, die Nebenpersonen und sich selbst, sondern auch das Stück und das Publikum ironisiert. Die Trilogie weist eine eigentümliche phantastische Mischung christlich-liturgischer und buddhistischer Vorstellungen auf und strotzt von satirischen Anspielungen auf zeitgenössische politische Richtungen, Geistesströmungen und literarische Moden.

Wie beim „Spiegelmenschen" reichen auch einzelne Wurzeln des Bocksgesang (1921) in frühere Perioden zurück. Der Titel soll nicht nur die Verdeutschung des Wortes „Tragödie" und eine Zurückführung auf dessen Ursprung sein, sondern auch an den antiken Pan erinnern, der von Haus aus einen halb tierischen, halb menschlichen Körper besitzt, mit Ziegenfüßen, Bocksbart und Hörnern am Haupte dargestellt wird und ebenso Urheber des „panischen Schreckens" wie Verkörperung sinnlicher Ausgelassenheit ist. Der große Pan ist los, das ist das Grundmotiv des Dramas, das große Tier, die Bestie im Menschen ist los und will ihre Opfer haben. Auch dieses Spiel ist wieder ein Drama der Menschwerdung. Und zugleich eine politische Kritik. Wie da irgendwo an der slawischen Donau die Landlosen des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Bauern aufstehen und ihren Kampf um eine eigene Scholle zu dem Kampfe um eine neue Erde überhaupt, um einen neuen Glauben und einen neuen Gott steigern, und wie sich dabei die Sehnsucht der Ärmsten zur ruchlosen Gier, der Rausch der Seelen zum Blutrausch wandelt und aus dem reinen Glauben wirrster Un- und Aberglaube wird, der sich selbst zerstört: diese Polyphonie ist, wie Spengler bemerkt, die entschiedene Form für die Absage an die Revolution. Werfel stellt nun dar, was er in der „christlichen Sendung" bereits als Idee dargelegt hatte, daß nicht die Gewalt, sondern nur die Liebe aufbauen könne, daß darum nicht von außen her, sondern von innen revolutioniert werden müsse und daß also nicht das Volk, die Masse, nicht eine Klasse, wohl aber jedes Ich, jede einzelne Seele, jede Kraft des Herzens berufen sei. Schwer verständlich ist das Trauerspiel Schweiger (1922). Ein berühmter Arzt hat einen irrsinnigen Privatdozenten, der auf Kinder geschossen hatte, geheilt, indem er ihn durch Hypnose seine Vergangenheit vergessen und ihn unter dem angenommenen Namen Schweiger als Uhrmacher aus dem Schlafe erwachen ließ. Der so Geheilte fühlt sich in seinem Berufe wohl, heiratet, wird von seinen Mitmenschen geachtet und soll, obzwar keiner Partei angehörig, von den Sozialdemokraten als Kandidat aufgestellt werden. Das hört der Arzt, ein leidenschaftlicher Deutschnationaler, und gibt ihm, um diese Kandidatur zu hintertreiben, seine Erinnerung zurück und weiht dessen Frau in das Geheimnis ein. Diese kann das Doppelleben des Mannes nicht ertragen, löst die eheliche Gemeinschaft auf und läßt das zu erwartende Kind töten. Für Schweiger bricht nun alles wieder zusammen. Im Wahnsinn vor Schmerz stürzt er sich aus dem Fenster. Als Geschehen ist das sehr romanhaft; das Spiel will aber eine Schicksalstragödie sein und die dunkle Macht schildern, die aus dem Menschen hervorbricht und sein Leben vernichtet.

Historie nennt sich Werfels Juarez und Maximilian (1924). In drei Phasen und dreizehn Bildern gibt er eine Tragödie, keine „dramatische Historie", eher eine Passion. Max, eine edle, männliche Persönlichkeit, ist nur aus rein idealen Gründen als Thronwerber aufgetreten, sein Ziel ist die Bildung der Indianer, Überführung der Zivilisation nach Mexiko, und nun muß er erfahren, daß er ein Spielball in der Hand der wankelmütigen Mexikaner geworden, daß ihn das Land selber nicht gewollt und seine Anerkennung nur unter dem Eindruck der französischen Kanonen zustande kam. Und ebenso erlebt er, daß ein von ihm unterzeichnetes Todesdekret von seinen Anhängern ins Maßlose angewendet wird. Obwohl Max sich retten könnte, wenn er ein schmähliches Dokument unterzeichnete, tut er in Konsequenz seiner Sendung den entscheidenden Schritt nicht. Er trotzt, ganz entsprechend der Auffassung Werfels vom Wesen der Tragödie, dem Schicksal, über das er als ethisch hochstehendes Individuum innerlich dadurch den Sieg davon trägt, daß er den Tod als Sühne für seine Schuld erleidet. Und diese ist keine andere als: der Wille zur Güte ist noch nicht Güte. Max war zu schwach, sein Ideal einer auf Güte aufgebauten Herrschaft durchzusetzen, und diese Schuld büßt er durch den Tod, den ihm seine nüchternen republikanischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegner nicht ersparen. So ist auch „Juarez und Maximilian" wie der „Bocksgesang" zu einem politischen Stück wider die Politik geworden. Es gilt den Führer-Geist, die Seele als Herrscherin zu erkennen.

Ein Hauptwerk dürfte die „Dramatische Legende" Paulus unter den Juden (1926) bleiben, die Tragödie des Judentums, das sich auflöst. Wie Paulus, den der Gnadenstrahl von Damaskus schon getroffen und entzückt hat, mit der Botschaft des Herrn in die Welt hinauszieht, während die Rabbunim sich um ihn streiten, sein Lehrer Gamaliel vor Schmerz stirbt und die römischen Adler in den Tempel Jehovas eindringen, das ist die äußere Geschichte. Die innere vollzieht sich in leidenschaftlich geführten Gesprächen um das Wort, das lebendig macht, und um jene Liebe, die im Glauben begründet ist. Was Priester Jerusalems in der Thora als Gesetz und Lehre aufbewahrt halten, ist tot, kündet Paulus. Dafür ist jenes andere Wort, das die Weihen des Wunders, der Liebe und des Opfers hat, unter uns Fleisch geworden. Darüber folgt nun eine Szene zwischen Paulus und Gamaliel, der sich aus der jüngsten deutschen Literatur an Erkenntnis unserer innersten deutschen Not kaum eine an die Seite stellen läßt. Werfel läßt seinen Paulus ergriffen sein, aber diese Ergriffenheit hörbar, diese Helligkeit sichtbar zu machen und zu gestalten, vermag er nicht mehr, denn das verstandesmäßige Wissen, das Nichtwissen, der Zweifel ist mächtiger über ihn als der mystische Glaube. So ist, wie Sprengler bemerkt, „Paulus unter den Juden" auch der innersten Form nach eine Tragödie des Juden, des Intellektes, ja des Modernen überhaupt.

Stofflich auseinandergehend, gehören das Drama „Juarez und Maximilian" und Verdi: Roman der Oper (1924) inhaltlich zusammen. Dort die Auseinandersetzung zwischen Europäern und Mexikanern, zwischen republikanischen und monarchischen Staatsgedanken und Staatsgefühlen, hier die Auseinandersetzung zwischen dem Geiste des Südens und des Nordens, die in Rück- und Ausblicken zusammen mit den Gestalten und Ereignissen wirklich zu einem Roman der Oper wird. Dort zwar der laute Kampf um die Grundlage der politischen Volksgemeinschaft, hier der stumme Kampf um den Sinn des Lebens und der Kunst. Werfel steht auf seiten von Juarez, der in dem Drama nie erscheint und den man doch immer spürt, so menschlich liebenswert er auch Maximilian zeichnet. So steht Werfel auch, so liebenswert wieder auch Wagner gezeichnet ist, auf seiten von Verdi, dem einfacheren, dem „letzten Volks- und Menschenkünder", dem Sänger, der für „Menschen" schrieb, nicht für „aufgewühlte Intellekte". Ein neues Prinzip des modernen Romans im Gegensatze zu den gewöhnlichen biographischen Romanen ist es, daß Werfel nur eine Episode aus dem Leben Verdis erzählt, und zwar aus seiner musikalisch unfruchtbarsten Zeit. Im Gefühle vollkommener Stagnation kommt Verdi nach Venedig, von der instinktiven Sehnsucht getrieben, mit seinem Rivalen eine Aussprache herbeizuführen. Zweimal verschiebt er die Aussprache und als er das drittemal an Wagners Tor klopft, da ist dieser eben verschieden. Die geplante Auseinandersetzung Verdis mit Wagner erhält ihr Gegenstück durch eine ebensolche mit einem jungen Musiker Fischböck, der typische Züge der atonalen Musik unserer Zeit trägt, der vergebens nach Anerkennung ringt und in allem seinem Streben einsam bleibt. Verdis Charakter ist künstlerisch außerordentlich wahr gesehen und zahlreiche gedankenreiche Ausführungen erweitern den Band mehr, als es der Schilderung einer Episode zuträglich ist. Man sieht Venedig und seine Kultur mit großer Deutlichkeit vor sich und ein Aufwand von Charakterisierungskunst wurde auf die Zeichnung vieler Personen verwendet, die in diesem Roman vielfach im Gegensatz zu ihrer Zeit stehen, wodurch die einsame Größe Wagners und das Verdrängen seiner jungen Gefolgschaft erst recht ins Auge fällt. Schade, daß darin so vieles den Katholiken tief Verletzende sich findet. Im Verdi-Roman erscheint Werfel als Gegner der Romantik. Dagegen war die „Phantasie" Spielhof (1920) noch aus dem Traumreiche von Novalis erwachsen. Beschwert von der Gegenwart ist die Novelle, die im Titel schon Richtung und Lösung ist: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig (1920). Im Schicksalskampf der Geschlechter, im Kampf zwischen Vater und Sohn hat mehr Unrecht der Vater; das predigt diese durch ihr Beiwerk fast zum Roman ausgewachsene Erzählung. Nach Altösterreich führt sie: ein vom Vater, einem militärischen Fanatiker, zum Soldatendienst Gepreßter ringt sich zur geistigen Freiheit durch; langsam wirft ein verschüchtertes Kind seine Kindheit von sich, im Geiste wird schon der Knabe zum Mörder des Vaters, der Freigewordene hätte ihn fast getötet, wäre nicht seines zukünftigen Kindes Geist vor seinem Traumauge aufgetaucht und die dunkeltiefe Erkenntnis, daß im Hintergrunde der Feindschaft zwischen Vätern und Söhnen die Liebe steht, die enttäuschte Liebe zum Erzeuger, das Rätsel der Einheit und des Blutes. Was suchte das Kind? Es suchte, wie die heutige Menschheit, Liebe, Güte, Geist; es fand Gewalt, Herrschaft erstarrter Form und Unterdrückung. Wieder nach Österreich führt die technisch vollendete Novelle Der Tod des Kleinbürgers (1927). Dieser Kleinbürger stirbt, wann er will, und er will, nachdem er der Überzeugung sein darf, seiner Pflicht genügt zu haben. Um den Weg eines Erinnerungserlebnisses legt sich der Roman Der Abituriententag (1928). Das Fest, das ehemalige Abiturienten veranstalten, gibt Anlaß zur Schilderung von einer Generation. Im Mittelpunkte von ihnen steht ein Untersuchungsrichter, der durch die Erinnerung an eine an einem Kollegen begangene Schuld zur Sühne gestimmt wird.

Oskar Kataun, der bekannte feinfühlige Ästhetiker, nennt den Dichter Werfel in seiner eingehenden Würdigung mit Recht den repräsentativen Dichter der Zeit, denn alle Tendenzen seiner Epoche spiegeln sich in seinen Werken. Werfel ist aber auch ein hochbegabter Dichter. In vielen Grundvorstellungen wie der Bruder- und Feindesliebe, der Bedeutung des Opfers und Leidens, der Entsagung und Notwendigkeit der Erlösung kommt er, obwohl Jude, dem Katholizismus nahe, kann aber bis jetzt von den Verschwommenheiten eines vulgären Pantheismus sich nicht losreißen und sich nicht dazu verstehen, die Unsterblichkeit nicht im Sinne einer Reinkarnation, sondern einer persönlichen Fortdauer aufzufassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der ewige Tag" heißt die Gedichtsammlung, die Georg Heym (geb. 1887 in Hirschberg in Schlesien, aufgewachsen in Berlin, mit seinem Freunde, dem Lyriker Ernst Balcke, 1912 beim Eislaufen auf der Hawel ertrunken) herausgab (1911), Umbra vitae die zweite, die aus seinem Nachlasse Freunde zusammenstellten. Man erkennt schon an den Titeln, wie sich die Schau verdüstert, Nacht vor den Tag schiebt. Aus den Werken selbst fühlt man: hier schuf eine Dichterkraft, der sich alles in eine mythisch-dichterische Schau umsetzte, eine Anschauungskraft, die nie gestaltlos schweifte, sondern fest umriß, den Umriß aber mit den grellsten Farben füllte, eine Gestaltungskraft, die eine häßliche Chaoswelt in die Schönheit Georgescher Rhythmen bannte, eine Seele endlich, deren menschliche Sehnsucht tief ergreift. Er läßt das Dasein in neuen Mythen des Grauens und Schreckens vorüberziehen, so kann man sein Dichten kurz kennzeichnen.

Einige wenige helle Bilder, gezeichnet von einem Großstadtdichter, der an Verhaerens Kunst der Vergegenwärtigung des Lebens unserer Zeit sich geschult hatte, sind nur der Stimmungseingang zu der Sammlung „Der ewige Tag", dann folgt schnell das Grauen. Berlin heißt das Großstadtbild. Eine harte Künstlerfaust meißelt Heym, wie einst Baudelaire und Rimbaud, Qual-, Elend- und Ekelbilder wuchtig heraus: den Hunger, die Not und den Kot der Vorstadt, die Qual der Geschlagenen, der Gefangenen, der Blinden, das Los der Toten, ihr irdisches und ihr unterirdisches, Blutgerüstbilder aus der Umsturzzeit, Louis Capet und Robespierre auf dem Schafott, den Jammer und das Grausen der Verwesung. Ein neuer Höllenmaler stößt Verdammte in ewige Pein, Fieberspitäler und Kerker brechen auf, hin ist die Schönheit: „Im Haar ein Nest von jungen Wasserratten", treibt Ophelia auf der Flut. Eine Poesie des Kirchhofs, der Krankheit und Verderbnis, des Todes und der Verwesung entsteht. Die Landschaft ist düster und monoton. Schwere Nebel verhängen den Lichtblick. „Und wieder droht und schweigt Verhängnis dieses Tags." „Schwarze Visionen." Heym klagt mit den Blinden: „Stets durch Grabesnacht und rote Dunkelheit werd' ich gebracht." Selbst Christus ist nur Symbol der Qual, des Todes. Und die Bilder des Spuks und Grauens, die Gespenstertöne und Gespenstergesichter verstärken sich im Nachlaßbande. Da ist die Morgue, der Markt der Toten, da der Garten der Irren, da die Blinden und Tauben; Mondsüchtige schleichen, Himmelszeichen warnen, Asche ist auf der Völker Haupt gestreut, und da steht er, als Dämon beschworen, der fast vergessen war, der drei Jahre später sich wirklich aufreckte, der Krieg.

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief,
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still. Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

Die Städte, einst von der Sehnsucht des vergangenen Dichtergeschlechtes umworben, erscheinen jetzt als das Urböse. In ihnen zu wohnen ist Qual, sie selbst sind dem Tode geweiht, teuflische Dämonen, die nachts auf den Dachfirsten hocken, wie die Katzen aufschreien, riesengroß in den roten Nachthimmel wachsen, mit ihrem Schläfenhorn ihn zerreißend, sind ihre Beherrscher. Gezwungen, eine Qualwelt in furchtbare Gesichte zu bannen, sehnt sich der Dichter doch immer nach Schönheit und oft sucht er mit den Schlußworten oder einem schönen, wehmütigen Gleichnis sich und den Leser zu erlösen. Da schiebt ein Wort oder ein himmelseliges Bild plötzlich alles Qualvolle weg und öffnet einen unendlichen Fernblick in eine Friedenswelt befreiter Gefühle: „Im blauen Abend steht Gewölke weit — Delphine mit den Rosaflossen gleich — Die schlafen in der Meere Einsamkeit."

Es ist die Technik, die in einigen Stücken auch der Erzähler übt. Er bleibt in dem noch von ihm selbst für den Druck vorbereiteten Sammelbande Der Dieb (1912) im Stoffkreise seiner Lyrik, was schon Überschriften wie „Der Irre" „Die Sektion", „Der Hunger", „Die Gefangenen", „Der Tote im Wasser", „Die Dämonen der Städte" erkennen lassen. Auch hier Versuche einer Kombination von Scheußlichem und Schönem, auch hier ein allmähliches Aufsteigen vom Bild zum Sinnbild, von der Betrachtung zur Vision. Gegen den Schluß hin steigert sich oft das Zeitmaß der Darstellung zu einem Sturm der Bilder und Klänge. Aber dann klingt auch wieder ein anderes Stück, wie z. B. die Revolutionserzählung „Der fünfte Oktober", die zu vier Fünfteln nichts ist als die Darstellung vor Hunger fast Wahnsinniger oder Gelähmter, in einen Schluß aus, der alles Irrsinnige, Grausige vergessen läßt. Der Zug der Lungernden wird zu dem von einem unsichtbaren Führer geführten Freiheitszuge nach Versailles.

Georg Trakl (geb. 1887 in Salzburg, gest. 1914 im Krieg an Selbstvergiftung) gehört zu der Gruppe der zartbesaiteten, sensiblen Naturen, die scharf zu trennen ist von der jener anderen der brausenden und trotzigen Charaktere, deren Typus in Georg Büchner seine ewige Blüte fand. Vieles hat Trakl mit Georg Heym gemeinsam, so die Tiefe des Erlebens, das Pathos des Todes, die Leichenphantasien und jene Sucht, die schrille Glocke des Wahnsinns mit aufzunehmen in die Sinfonie ihres dichterischen Werkes, und vor allem die Fähigkeit, die größte Qual gestaltend auszuleben.

Beide sangen die Wollust des Todes, aber anders als etwa Novalis. Diesem ist der Tod das Leben und Leben der Tod. Anders Heym und Trakl; ihnen wird das Leben zu Magie und Spuk; sie betrachten das Leben gleichsam aus der Froschperspektive des Grabes. Der Spuk aber besteht in dem unverbundenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nebeneinander erschreckender Bilder. Daher das lose Aneinander-gereiht-sein in Trakls Dichtung, das Aphoristische und Kaleidoskopische seiner Verse. Trakl ist eine seltsame Gebrochenheit und Monotonie des Rhythmus eigen; nur wo er Ruhe findet vor den Gespenstern, die ihn jagen, wird er tönender und nimmt er strengere Formen an und in solchen Gedichten voll klingender Müdigkeit zeigt sich seine Seelennähe zu Justinus Kerner, mit dem er die völlige Versunkenheit und die Monotonie der Schwermut in seinen Dichtungen gemeinsam hat. Nur selten erhebt sich Trakl zu metaphysisch-spekulativen Ideen („Nachtergebung"). Hier aber zeigt sich der Unterschied zwischen Trakl und Heym. Heym durchweht die Grüfte mit lebendigem Atem, mit stürmischem Pathos, seine Toten haben ein spukhaftes, aber unheimlich rasendes Leben. Trakl aber ist, wie K. Mumm bezeichnend sagt, der Idylliker der Verwesung; ein klagendes Grauen ist der Grundton seiner Dichtung. Selten läßt er das gespenstig-unterweltliche Land seiner Seele, um die kalte Nacht aufzusuchen, die über seinen Gräbern liegt. Da nun verdichten sich ihm die Schatten der Lebendigen und Toten zu Gestalten, die mit Namen genannt und mit Gebärden gekennzeichnet sind: Elis, Helian, Sonja und Afra. Und vielleicht hat er in diesen Gedichten sein Vollkommenstes erreicht, vor allem in den drei Elis-Liedern. Nur durch die äußere Form unterscheiden sich die wenigen Prosahymnen von den Gedichten „Sebastian im Traum", „Der Herbst des Einsamen", „Siebengesang des Todes", „Traum und Umnachtung", „Gesang des Abgeschiedenen" u. a. m. sind Gruppen von Gedichten oder Prosahymnen überschrieben. „Sein Leben war stets umschattet gewesen," berichtet Albert Ehrenstein, „sanfte Melancholie vor dem Tod, den er immer sah, ein Hintaumeln vor der Verwesung, die er immer fühlte. Hie und da freute ihn noch das Braun des Waldes, dann floh er wieder in die Betäubung, die ihm Wein, Veronal, Morphium schufen."

Georg Heym, in der geistigen Haltung seiner von barocken Spannungen erfüllten Gedichte durchaus Expressionist, zeigt in formaler Hinsicht noch Einflüsse der strengen Georgeschen Tradition, während in Ernst Stadlers (geb. 1883 in Kolmar, Hochschullehrer in Straßburg, im Kriege gefallen 1914) Versbuch Der Aufbruch (1914) das neue Lebensgefühl zum erstenmal in den vollkommen frei dahinstürmenden, formschönen, gereimten Langversen, die dem Worte keinen Zwang antun, zum organischen Ausdruck gekommen ist. „Hier war", so rühmte hingerissen Karl Sternheim, „Leben unserer Tage in überzeugenden Lauten endlich rhythmisch gestanzt und Freude des Schöpfers, Glück über die entdeckte Herrlichkeit strahlte durch alle Zeiten." Da ist das neue Weltgefühl, das Zeitbekenntnis zum gärenden Chaos, zum Drang in alle Welten, das Zeitbekenntnis auch zur Liebe zu jedem Menschenbruder, dem Armen zumal. Ausgesprochen von einem, dessen sittlicher Trieb immer vom Schein zum Wesen dringt. „Wenn mich willkommener Traum mit Sammethänden streift, — Und Tag und Wirklichkeit von mir entweicht, — Der Welt entfremdet; fremd dem tiefsten Ich, — Dann steht das Wort mir auf: Mensch, werde wesentlich!"

Zwei Naturen, bemerkt Sörgel, leben in Stadler: die eine, die Traumseele, lockt ihn zu spiegelnder Betrachtung, die andere treibt ihn zur Flucht in die Zeit. Die eine, Weltfreundin im Sinne Werfels und Brods und von ihrem Geiste, will eingehen in jedes menschliche, auch alltägliche, rührende oder ergreifende Dasein. So in dem oft genannten realistischen Gedichte „Judenviertel in London", wo Bilder des sozialen Elends und Einzelerlebnisse mosaikartig aneinandergereiht werden. Die Stimme dieser Traumseele, die seligen Bildern nachhängt, aber doch weiß, „daß den Schwachen, die ihr Blut dem Traum verpfänden", nie Erfüllung wird, wird übertönt von der Stimme der anderen Seele, die hinausdrängt in die Welt, zur Tat. Sie ruft mit „Fanfaren, die in Abenteuer und Ermattung tragen", zum „Aufbruch". Es ist dies kein Kriegsgedicht, sondern der zwingende Ausdruck der anderen Seele, die Stadler beherrschte, der Seele zum Rausch, zum „Metaphysischen", „Wolkigen", die sich neue Rhythmen schuf, in deren überstürzenden Fluten Strudelgefühle sich klar zu ringen suchen. Diese andere Seele kündet der untätigen Traumseele den Untergang mit neuer „Botschaft". So heißt es in einem Gedichte, das Pfemferts „Aktion" brachte: „Du sollst wieder fühlen, daß alle starken und jungen Kräfte dich umschweifen; — Daß nichts stille steht, das Gold des Himmels um dich kreist und Sterne dich umwehen, — Daß Sonne und Abend niederfällt und Winde über blaue Meeressteppen gehn — Du sollst durch Sturz und Bruch der Wolken wilder in die hellgestürmten Himmel greifen." Während die Traumseele ihre Gleichnisse findet in Landschaftsbildern der Ruhe, einem Fluß am Abend, dem Bild einer Weinlese, eines Klosterfriedens, findet die Sturmseele ihre Sinnbilder in der strahlenden Hymne auf das Meer, in dem wundervollen Gedichte „Fahrt über die Rheinbrücke bei Nacht". An diesem Gedichte wird ersichtlich, was die Kunst der neuen Jugend will, wenn man es mit einem Fahrtbild irgend eines Dichters der früheren Zeit, etwa mit Liliencrons „Blitzzug" vergleicht. Bei diesem großen Eindruckskünstler ein Augen- und Ohrfest; ein Reihen von Bildchen an Bildchen, ein großes Mosaikgemälde; bei Stadler ein Hymnus, jedes einzelne wie ein Hymnus von Schicksalsfluten umwallt, von Kraftgefühlen umstrahlt, von Jenseitsbedeutung durchgeistigt, alles auf Letztes, Übersinnliches bezogen. Nicht ein Bericht, sondern eine leidenschaftliche Hymne. Beide Stimmen läßt Stadler in dem ergreifenden „Zwiegespräch" um Gott ringen. Am Anfange qualvolle Frage des Menschen: „Mein Gott, ich suche dich — Sieh mich vor deiner Schwelle knien und Einlaß betteln. — Sieh, ich bin verirrt, mich reißen tausend Wege fort ins Blinde und keiner trägt mich heim." Am Ende selige Antwort Gottes: „Still, Seele! Kennst du deine eigene Heimat nicht? — Sieh doch: du bist in dir. Das ungewisse Licht, — Das dich verirrte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war die ewige Lampe, die vor deines Lebens Altar brannte." Auch in anderen Gedichten („Die Befreiung") sehnt sich seine Seele aus dem Dunkel und Trug des Alltags nach dem Lichte. Ergreifend ist dann auch sein Gedicht „Parzival vor der Gralsburg". Der Weg des Menschen zum Glück führt nicht nach Nirwana, sondern durch Schuld und Irrtum zur Reinheit, zum Heiligen Gral. Dem Ungeprüften schweigt Gott.

Radikalste Ausdruckskunst gibt der Westfale August Stramm (geb. 1874 in Münster). Wider seinen Willen ließ er sich nach Vollendung der Gymnasialstudien zum Postberuf bestimmen, studiert nebenbei, wird Doktor der Philosophie und ist bei Ausbruch des Krieges Postinspektor im Reichspostministerium in Berlin. Nach 70 Gefechten und Schlachten im Osten und Westen ist er bei einem Sturmangriff im Osten 1915 gefallen. Schon von Jugend an fühlte er in sich den Drang, Gesichte in Versen zu gestalten. Aber jeder Verleger weist seine zeitfremden Gedichte zurück und er ist schon vierzig Jahre alt, als seine „Sancta Susanna" in der Zeitschrift „Sturm" gedruckt erschien (1913). Er ist ein Dichter, der von der willenlosen Schau ausgeht, aber an seinen Gedichten feilt und hämmert, sie dreißig bis vierzigmal schreibt. Was er will, wird an den lyrischen Schöpfungen, an der Sammlung der Liebesgedichte „Du" (1914) und aus den Gedichten aus dem Kriege „Tropfblut" (1919) und den Gedichten „Menschheit" klar. Letzte Gedrängtheit, letzte Einfachheit ist das Ziel. Satzzeichen fehlen bis auf die Ausrufungszeichen fast ganz; unverbunden lagern Stichworte wie Blöcke. Aus Worten und Sätzen schält Stramm den Kern heraus. Mit diesem Mittel der Konzentration sollen starke Wirkungen erzielt werden.

Ein Äußerstes an Gedrängtheit gibt die sechszeilige „Patrouille":

Die Steine feinden — Berge Sträucher blättern raschlig
Fenster grinst Verrat — Gellen
Aeste würgen — Tod.

Stramms dramatische Werke gehen wie das Werk Büchners alle Ausdrucksmöglichkeiten vom Naturalismus bis zum Expressionismus durch. Berliner Studentenszenen („Die Unfruchtbaren"), ein Dirnen- und Zuhälterakt („Rudimentar") genügen strengsten naturalistischen Anforderungen, wagen stofflich das Abstoßendste. „Sancta Susanna" und „Die Heidebraut" wecken Erinnerungen an Maeterlinck, besonders die erste Dichtung, der in melodische Sätze und Rhythmen gekleidete sehnsüchtige Aufschrei des Geschlechtes einer Nonne. Stramms Eigenart zeigt sich aber erst in den Dramen „Erwachen", „Kräfte", „Geschehen", die von einer gegenständlich begrenzten Welt wegdrängen. Von Werk zu Werk wird der Satz spärlicher verwendet, muß ein „Ich", ein „Du" ganze Gefühlsfolgen, Sinngruppen aufnehmen. Aber ebenso auch jede Gebärde, die früher als Ersatz des lebendigen Wortes in einem bisher ungewohnten Maße angewendet wurde. Am Ende dieser Entwicklung steht die Dichtung „Geschehen", für deren Gesamtstil der Eingang bezeichnend ist: „Gartendunkel ferne Musik Menschenwirren Sie: herrschen?! Er (roh): herrschen! Sie (lacht) Er (betroffen) Sie (läuft lachend fort) Er (starrt nach) Mädchen (aus dem Dunkel berührt seinen Arm): Du Er (starrt) Mädchen (gekränkt): Du Er Er (lacht auf) Mädchen (schluchzt) Er (umarmt) Mädchen (lehnt an) Weib (tappt leise): Du (horcht, preßt die Hände auf die Brust): Du" usw. Julius Bab nennt Stramms Spiele „mystische Pantomimentexte mit gesprochenen Interjektionen." Edschmid, der in einem Aufsatze „Über Expressionismus in der Literatur" (1912) dessen Programm verkündete, nennt Stramm „einen der wenigen echten Stotterer", dessen Stottern das Blut errege wie javanische Instrumente, „wie Bartänze und Niggersongs". War bei Stramm noch ehrlicher Künstlerwille vorhanden, so jonglieren seine Nachahmer in den Dadaismus hinein.

Stramm wurde von Herwarth Walden (geb. 1876 in Berlin), dem geistigen Haupte der „Sturm"-Bewegung, als das größte lyrische Genie gefeiert. Er gründete in Berlin und Holland eine Kunstschule und eine Sturmbühne. Ein Kunstwerk soll nach der Theorie der Sturmdichter ohne Rücksicht auf die Verständigkeit nur durch die Ekstase erschüttern. Herwarth Walden vermag es nicht. Er ist Satiriker und scharfer Kritiker, der den Spürsinn für die Schwächen früherer Kunstformen und die oft untrügliche Witterung für neue Kunstmöglichkeiten hat, schöpferisch aber außer als Vertoner von Liedern nur in Dialogszenen und dialogisierten Romanen sich auslebt, in denen die Personen nichts sein sollen als Kunstformen, in denen mit Hilfe einer „rhythmisch komponierten Form" nur Gesicht und Gehör, also Gefühl und Trieb, nicht aber in erster Linie der Verstand erregt werden sollen.

In dieser Art sind seine Komitragödie „Weib", das erste größere expressionistische Drama, und die ihm folgenden Stücke „Sünde", „Die Beiden", „Erste Liebe", „Letzte Liebe" (1917) gehalten, lauter Hervorbringungen einer blutleeren, epigrammatisch zugespitzten Dialektik. Von Walden stammt auch der expressionistische Roman „Das Buch der Menschenliebe" (1916) und „Die Härte der Weltenliebe" (1917), dialogförmige, unverdauliche Werke von großem Umfang.

In dem Kurt-Wolff-Verlag in München, der sich als einer der ersten in den Dienst der Expressionisten stellte, erschien 1916 zum erstenmal der Almanach „Der jüngste Tag", der einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überblick über die neue Kunst und deren Hauptvertreter gab. Kurt Pinthus (geb. 1886 in Erfurt) bot dann in der „Menschheitsdämmerung" (1920ff.) den Versuch einer „Symphonie jüngster Dichtung", indem er etwa 24 Expressionisten die einheitliche Grundstimmung der neuen Lyrik aussprechen ließ: die gegensätzliche Einstellung zum überkommenen Alten nach Inhalt und Form, Erweckung des Herzens, Aufruf und Empörung, Liebe zur Menschheit, Erneuerung derselben, Nie wieder Krieg. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß die Expressionisten eine geistige Einheit dargestellt hätten. Es war vielmehr in der Folgezeit ein Auseinanderströmen der Kräfte als eine Gemeinsamkeit der Ziele und Gefühle, die in der Dichtung Ausdruck finden sollten, und je weiter wir uns vom Umsturz- und Revolutionsjahr entfernen, desto stärker wird die Scheidung der Geister, zumal sich die auf den politischen Umschwung gesetzten Hoffnungen selbst jener Literaten, die ihm nahe standen (der Aktivisten), anders erfüllten, als erwartet wurde. Schon während der Dauer der literarischen Revolution von 1910 bis 1920 traten immer wieder neue Dichter hervor, die neue Gruppen bildeten und sich um neue Zeitschriften scharten, neue Jahrbücher und Sammlungen aller Art veröffentlichten. So gründete Alfred Kerr den „Pan", Herwarth Walden den uns schon bekannten „Sturm", Franz Pfemfert die „Aktion", eine Zeitschrift des ehrlichen Radikalismus. Diese beiden Zeitschriften bestehen nebst anderen noch; andere sind nach kurzem Bestande eingegangen.

Was Aktivismus ist, läßt sich am Denken und Wirken dreier Führer dieser Bewegung klären; an dem Franz Pfemferts, Kurt Hillers und Ludwig Rubiners. Von diesen drei Führern ist der älteste, Franz Pfemfert (geb. 1879 in Lötzen, Ostpreußen, lebt in Berlin), zunächst Kulturpolitiker. In der Geschichte der politischen Entwicklung unseres Volkes hat er seinen Platz neben seinem Freunde Karl Liebknecht und seiner Freundin Rosa Luxemburg und ist wie sie einer der Vorbereiter der Revolution, für die er die Vorkämpfer in der „Antinationalen Sozialisten-Partei Gruppe Deutschland" seit 1915 zusammengeschlossen hat. In der Geschichte der deutschen Literatur aber behauptet er seinen Platz als Herausgeber der Wochenschrift „Die Aktion", der für die Entwicklung des geistigen und künstlerischen Lebens seit 1910 bezeichnendsten Zeitschrift. Kaum einer von den jungen Dichtern oder Wortführern der Jungen, die hier nicht wenigstens einmal zu Wort gekommen wären. Die Lyrik fand hier einen offenen Raum, zumal während des Krieges, als „Die Aktion", „als politisches Organ zu schweigen" verurteilt, sich ausschließlich der Aufgabe widmete, „ein Asyl zu sein für internationale Literatur und Kunst". Er gab die Sammlung eigener Gedichte „Menschliche Stimmen von den Schlachtfeldern" (1915) und „Sternnacht im All" heraus.

Die Rolle, die im Zeitalter des Naturalismus Michael Georg Conrad und die Brüder Hart spielten, ist vergleichbar dem Wirken Kurt Hillers (geb. 1885 in Berlin, lebt ebenda) in der Geschichte der neuesten literarischen Bewegung, die an Sondergängern viel reicher ist als die der Jahrzehnte vorher. In jungen Jahren erfüllte ihn dichterischer Ehrgeiz; aber bald wurde aus dem Lyriker ein Aphoristiker, ein Nachfahre Nietzsches in der Liebhaberei für knappe Ausdrucksweise und sinnaufhellende Wortklangspiele. Jungen Kräften ein Führer zu sein, ist ihm ein Lebensbedürfnis. Sammeln muß er und verbünden; früher junge Dichter im „Neuen Club" und „Neopathetischen Cabaret" (1909) und im „Gnu", in der lyrischen Sammlung „Der Kondor" (1912), später Aktivisten — 1915 prägt er das Wort Aktivismus — in den „Jahrbüchern für geistige Politik", „Das Ziel" und in dem gleichnamigen „Bund zum Ziel". Er schreibt ein Manifest nach dem anderen gegen die Demokratie, Reaktion und geistverlassenen Marxismus, treibt „radikale Realisierungspolitik" für sein Ziel einer „Logokratie", das heißt, „eines Weltbundes des Geistes", einer tätigen Gemeinschaft geistig gerichteter Menschen, denen Geist kein Spiel des Erkennens oder des schönen Formens, sondern sittliche Aktivität bedeutet, „eine Kraft auf Umgestaltung des Gegebenen, auf Änderung der Welt". In diesem Sinne schreibt er die Manifeste „Ein deutsches Herrenhaus" (1918), „Geist werde Herr" (1920), „Logokratie" oder „Ein Weltbund des Geistes" (1921) und „Der Aufbruch zum Paradies" (1922), Schriften, von denen die letzte am besten in den Geist des Aktivismus einführt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Gedanken des Aktivisten Kurt Hiller und seiner Lehre vom Paradiese decken sich im wesentlichen mit den Gedanken, für die Ludwig Rubiner (geb. 1882, gest. 1920) als Dichter („Das himmlische Licht" 1916, „Die Gewaltlosen" 1919) und Herausgeber („Kameraden der Menschheit, Dichtungen zur Weltrevolution" 1919, „Die Gemeinschaft, Dokumente der geistigen Weltwende" 1919), besonders durch seine im Sammelbande „Der Mensch in der Mitte" (1917) vereinigten Aufrufe gewirkt hat. Nur daß hier aus jedem Satze die flackernden Augen eines Fanatikers brennen, der von Jahr zu Jahr auch das gewaltsamste Mittel heiligt, wenn es nur die Änderung der Welt zur klassenlosen Gemeinschaft verbürgt.

Den meisten Dichtern enthüllte der Krieg allmählich sein grausiges Gesicht; die es von Anfang an schauten, waren fast alle Lyriker der „Aktion". Nihilisten oder Sozialisten ihrer Grundstimmung nach, Entzauberte, Hirnlyriker (Benn, Hoddis, Lichtenstein), Menschenverächter (Ehrenstein), Menschheitsschwärmer (Rubiner, Becher, Lotz, Otten, Wolfenstein), Entzauberte und Verzauberte zugleich (Goll, Klemm). Alle aber sind sie Chaotiker, dem Chaos Verfallene, fast alle aber auch Sehnsüchtige nach neuer, anderer Welt. Nur einige von ihnen mögen hier ihre Würdigung finden, anderer wurde schon früher gedacht.

In dem Gedichtbande „Weltende" des Jakob von Hoddis (geb. 1884 in Berlin, lebt in Thüringen) spiegelt sich die ganze Zerrissenheit des modernen Menschen. Tiefster Pessimismus und Überdruß an der Welt-Disharmonie redet aus den Gedichten ihres Verfassers, der bald in Grotesken, bald in Ironie seinem Unmute Luft machte und schließlich in geistige Umnachtung fiel. Gegen die vermeintliche Sinnlosigkeit des Lebens hat in intellektueller Selbstironie auch Alfred Lichtenstein (geb. 1889 in Berlin, im Kriege gefallen 1914), ein ruheloser Grübler und sich selbst peinigender Ironiker, seine Gedichte geschrieben („Die Dämmerung" 1913, „Gedichte und Geschichten" 1919). Zynismen der Verzweiflung, wie sie vielleicht niemals in Verse gebracht worden sind, finden sich in den Gedichten und in der Poesie des Arztes Gottfried Benn (geb. 1886, lebt in Berlin). Ehrliches Ringen mit sich und offenes Bekenntnis der Zerrissenheit und Widerspruchsfülle der Zeit und ihrer Menschen, statt mit ihr zu prunken und zu prahlen, und die Forderung, sie zu tragen, zeigen die Gedichtbücher („Im Nacken das Sternenmeer" 1918, „Septemberschrei" 1920, „Gang in die Stille" 1928) des Malers und Zeichners Ludwig Meidner (geb. 1884 in Bernstadt, Schlesien, lebt in Berlin). „Wir hingen alle wie Absalon mit den Haaren im Geäst des Zeitgeistes und keiner hatte in der Brust die Ewigkeit und Sehnsucht nach der ruhenden Erde, nach Besinnung und Besiegung der Zwiespältigkeit. Wir waren verwirrt, überspannt und gereizt, bis oben rasend bedrückt vom nahenden, großen Weltgewitter." Meidner, der die Seelenverwandten fast alle gezeichnet hat, ist ebenso verliebt in den Rausch der Farben wie in den Rausch der Worte: „Ah, Dichter sein! Rausch der Vokale! Sprachgewaltig taumeln und tanzen . . . Maler sein! Hohes Erdenglück! Mit den Dämonen ringen und mit Gewitterwolken rasen . . . Kämpfer der Freiheit sein!" Der Freund Meidners, Ernst Wilhelm Lotz (geb. 1890, gefallen im Kriege 1914) schrieb den Gedichtband „Wolkenüberflaggt". „Deutscher Schwärmer, Romantiker, verliebt in Wolken und Wind. Schmal und lang, mit weiten Schritten durchs Gewühl der Gassen flammend. Immer straßenfroh und händehoch und beschwingter Besinger des Städtemeeres." Karl Otten aus Aachen (geb. 1889), der Verfasser der „Thronerhebung des Herzens" (1918), zeigt sich in seinen Gedichten als Pantheisten und glühenden Verehrer des bolschewikischen Rußlands, auf das er alle seine Hoffnung für die Zukunft setzt, haßt die Bourgeoisie und verflucht das „glorreich-lächerliche Zeitalter" der Maschine und der chemisch-technischen Erfindungen. Von ihm erschien im „Jüngsten Tag", „Der Sprung aus dem Fenster" und „Lona"; auch eine „Reise durch Albanien" (1912) hat er geschrieben.

Bedeutender ist Alfred Wolfenstein (geb. 1888, lebt in München), Herausgeber des Jahrbuches „für neue Dichtung und Wertung". In zwei Bänden gab er unter dem Titel „Die Erhebung" (1920) eine Auswahl expressionistischer Dichter und trat in den Sammlungen „Die gottlosen Jahre" (1914), „Die Freundschaft" und „Die Nackten" (beide 1917) als Lyriker auf. „Mensch bei den Menschen — Und die Welt ist wieder, — Gewalt erblaßt, sinkt vor dir nieder", „Dahin die alte Welt" — „Reif ist der Mensch zur Erhebung, reif aus sich die Welt zu schaffen, die Seelenwelt der Liebe, Wahrheit, Freiheit, die neue Welt einer neuen Seelenleidenschaft." Unter dem Titel „Der Lebendige" (1918) gab er eine Sammlung von Novellen heraus. Aus dem gewitterschwülen Dunkel ihrer „seelischen Landschaften" suchen junge, einsame Menschen leidenschaftlich einen Ausgang: befreit von einer Welt der Finsternis, des Taumels, der Bewußtlosigkeit, stehen sie zuletzt am Eingang in eine Welt des bewußten Geistes, der Liebe, der Güte, der Menschenbruderschaft. Der fliegenden Hast ihrer sehnsüchtigen, chaotischen Gefühle entsprechend, mutet der Stil wie eine wilde Bilderflucht an. Beruhigter, maßvoller ist der Stil in der Einzelnovelle „Unter den Sternen" (1924). Getrennt von den „Aktivisten", ging er später seinen eigenen dichterischen Weg und schuf als Dramatiker Gebilde, die im Grade der letzten Erregung Ahnung, Erweckung und Weitererweckung bewirken. So entstand die „dramatische Symphonie von eines Mannes Tod" in der Dichtung „Der Mann", die die letzten Stunden eines politischen Märtyrers schildert, ferner die „szenischen Dichtungen" „Mörder und Träumer" (1923), die Einakter „Umkehr", in neuer Fassung „Das neue Leben" (1925), „Sturm auf den Tod" (1921), die kleine dramatische Dichtung „Der Flügel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mann" (1924) und das Drama in acht Bildern „Der Narr der Insel" (1925). Tod und Leben, Ich und All, Einsamkeit und Gemeinsamkeit, Dichter und Welt, Weltvollendung und Selbstvollendung, Hingabe an ein Denkbild oder ein Menschenbild sind die darin behandelten Vorwürfe.

Leidenschaftliche Bekenntnisse der neuen Liebes- und Mitleidsethik gibt Iwan Goll (geb. 1891, lebt in Paris) in der Sammlung „Unterwelt" (1919). Der Dichter ist Anwalt der stumm leidenden Kreatur, des gedrückten Proletariers, des Tiers, aber auch unbeseelter Dinge, die seine überströmende, allen hingegebene Liebe mit Leben und Seele erfüllt. Nietzsches Herrentum des stolzen Ich ist überwunden. Im pathetischen Psalmenstil schrieb er das „Requiem für die Gefallenen in Europa" (1917), die Stanzen und Dithyramben „Der Torso", die Dichtungen „Der neue Orpheus" (1918), „Die Unterwelt" (1919), dann Dramatisches „Die Unsterblichen" und das satirische Drama „Methusalem oder Der ewige Bürger" (1922), eine große Verhöhnung der Bourgeoisie voll Unsauberkeiten.

Der eigentliche Kriegslyriker des Aktivismus ist Wilhelm Klemm (geb. 1881 in Leipzig, lebt ebenda). Durch seinen Beruf als Arzt ist er wie Gottfried Benn ein scharfer Beobachter der körperlichen und seelischen Wirklichkeiten. Seine Dichtungen, die das Kriegserlebnis festhalten, wirken wie die gleichfalls in der „Aktion" gedruckten, später als „Ritt in die Not" (1920) gesammelten Kriegsdichtungen von Alfred Vagts durch ihre harte Sachlichkeit und erzeugen die Gefühle, die Klemm als Gegner des Krieges ihm gegenüber empfindet. Und ähnlich wie das Kriegserlebnis ist ganz allgemein das Erlebnis der Zeit gestaltet.

In allen seinen Gedichtbüchern („Gloria", „Gedichte aus dem Felde" 1915, „Verse und Bilder" 1916, „Aufforderung" 1917, „Ergriffenheit" 1918, „Traumschutt" 1920, „Verzauberte Seele" 1921) gebraucht er fast gar nicht die durch die Expressionisten inhaltsleer gewordenen großen Worte, wie Recht, Freiheit, Menschlichkeit, und meidet die aufpeitschenden Imperative und Fragestellungen. Ein Teil seiner Dichtungen ist Gedankendichtung, Seelenschau. Da gibt er knappe Feststellungen und Folgerungen, wie er denn überhaupt nach Kürze und Prägnanz des Ausdruckes strebt: „O Herr, vereinfache meine Worte — Laß Kürze mein Geheimnis sein — Gib mir die weise Verlangsamung, — Wieviel kann beschlossen sein in drei Silben." Zu Heraklit sich bekennend und seiner Lehre vom ewigen Fließen, will er die ewig wechselnden Bewegungen der Körper- und Seelenwelt festhalten. „Was uns Endlichen als Welt entgegenströmt — Will ich fassen in sterbliche Worte."

Ein Rätsel ist der Schlesier Max Herrmann (Dr. Hermann-Neiße, geb. 1886 in Neiße), der als Lyriker manches Schöne in bürgerlichen und aristokratischen Formen schuf, als Agitator aber eine proletarische Kunst fordert und hohnvolle und schamlose Verse und inhaltlich abstoßende Prosa schrieb. So geißelt er in den Sonetten „Porträte des Provinztheaters" das Leben und Treiben von Provinzschauspielern mit Spott und Hohn, gab dann in dem Bande „Sie und die Stadt" schamlose „Liebeslieder" und die ungeschminkte lyrische Konfession der „Preisgabe" (1919). Gleichzeitig schrie er, zur Tagesfron in der Großstadt verurteilt, in den Gedichten „Verbannung" Klage und Anklage in die Welt hinaus. Es folgten die Novellen „Hilflose Augen" und die autobiographischen Romane „Cajetan Schaltermann" und der symbolische „Der Flüchtling". Schließlich wandte er sich dem Drama zu und gab die Komödie „Albine und Anjust oder Freut euch des Lebens", ein skandalöses Dirnenstück, und die Stücke „Der letzte Mensch" und „Panoptikum (1922).

Hölderlins Hymnen klingen nach in der Dichtung des Wieners Albert Ehrenstein (geb. 1886). Verhältnismäßig spät erschien sein erstes Buch, das Bekenntnisbuch „Tubutsch" (1911). So wie er sich in diesem Buche zeichnet, so ist er geblieben, auch als erregtere Zeiten den Betrachtsamen aus den stillen Bezirken einsamer Beschauung herausrissen. Er bleibt ein Einsamer, hingegeben an Träume, ein Flüchtling in die Kunst, die ihm Ersatz ist für das Leben. Er ist zuinnerst Lyriker; sein erträumtes Wesen spiegeln am besten die Gedichte. Da ist sein lyrisches Erstlingswerk „Die weiße Zeit" (1914) Ausdruck schnell verlöschender Knabenhoffnung, früher, bleibender Ernüchterung durch die Lust. Laut schreit er auf, als der Krieg in sein Traumglück hereinbrach („Der Mensch schreit" 1916); er brandmarkt ihn als „Die rote Zeit" (1917). Die politische Woge treibt Prosa und Verse der Klage und Anklage „Den ermordeten Brüdern" (1918), „Wien" (1921) und die „Briefe an Gott" (1921). Ein Gesamtbild seines lyrischen Schaffens gibt: „Die Gedichte von Albert Ehrenstein" 1920.

Als Lyriker fand er den stärksten Ausdruck für die kriegsfeindliche Stimmung dieses neuen Dichtergeschlechtes in seinen expressionistischen Visionen („Kriegsgott", „Mein Herz, du bist zu weltenarm"); bisweilen steigert sich sein Ekel an der Sinnlosigkeit irdischen Geschehens bis zur äußersten „Verzweiflung", ja bis zur blasphemischen Anklage gegen Gott. Der wieder Beruhigte findet in der Sammlung „Herbst" und in der Nachdichtung chinesischer Lyrik „Pe-lo-thien" und „Po-Thü-i" zu sich selbst zurück. Drei Grunderlebnisse, bemerkt Sörgel, kehren in vielen seiner Dichtungen wieder: das Erlebnis der Einsamkeit, das der Liebe und das des Todes. Haß und Verbitterung erfüllt ihn gegen Jesus, der ihm „im Tode sein Volk mit Blutschuld befleckt zu haben schien". Er sehnt sich nach Gemeinschaft, findet sie aber nicht bei seinem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volke, dessen Rabbiner ihm seine Religion verleiden, und auch nicht bei den einzelnen. „Wochen, Wochen sprach ich kein Wort; — Ich lebe einsam verdorrt." Die Liebe hat ihn früh enttäuscht und ernüchtert. Er schreit auf! „Beschütze mein Herz vor Liebe, genug schon litt meine unsterbliche Seele." Dennoch bricht das Elementargefühl zuweilen auch bei ihm hindurch und findet dann schlichteste, rührende Form. „Wo ich auch hingeh, — Tut mir das Herz weh, — Sie hat mich verlassen" („Verlassen"). Wie um die Liebe kreisen Ehrensteins erregende Gedanken um den Tod. „Du bist der gute Tod, — Ich bin ein Häuflein Erde, — O komme bald und menge mich — Erde in Erde." Auf das Bekenntnisbuch „Tubutsch", das den Einsamen malt, folgten meist in das Gewand des fernen Abenteuers gehüllte Erzählungen, Fabeln und Märchen, die Ehrenstein auf der Flucht in ein Traumreich auffing. Die meist kürzeren umfassen heute die „Zaubermärchen" (1919), die meist längeren der „Bericht aus einem Tollhaus" (1919) d. i. der Erde. Ihr künstlerischer Wert beruht auf der Leichtigkeit der Erzählung und der Wandlungsfähigkeit des Tons. Ihr Wert für die Erkenntnis der Persönlichkeit liegt darin, daß er trotz der feinen Einkleidung mit Spott und Satire, mit Betrachtung und Vorurteil ein Selbstbekenntnis gibt, das hüllenloser erscheint, als man aus der Lyrik gewinnt.

Der Rhythmus in den Gedichten Ehrensteins ist nervös, metallen, kurz anschlagend; er folgt einem Gesetz, das ganz aus seinem Subjektivsten heraus diktiert ist. Zuweilen wird dieser Rhythmus zur Manier, die, immer wiederkehrend, störend empfunden wird. Auch das Erfassen des Daseins ist oft zu pessimistisch, zu einseitig subjektiv. Zuweilen aber bricht alle Sehnsucht, das Leben mit seinen Härten zu vergessen, schmerzlich süß hindurch. Dann klingen Töne an, die, von weichen Rhythmen getragen, wie die verzweifelte Sehnsucht eines Romantikers berühren. Was ihn vor allem mit den Romantikern verbindet, ist sein hervorragendes Sprachvermögen. Man kann sich ihm gegenüber einstellen wie man will, immer muß man die Bildhaftigkeit und Strenge seiner Sprache bewundern. Nicht mit dem durch Kultur übergebenen Sprachschatz zufrieden, prägt er in eigenartigen, manchmal auch eigensinnigen Wendungen seine Neuschöpfungen. Meist sind es Nominal-Komposita, die er mit Vorliebe neu prägt: „Der Gott Wendeleid", „Der Wandermond", „Letzter Hühner Stallwärtsirren", „Der Fugenwind im Verwitterhaus", „Die Fahldämmerung", „Die Wanketore der Burg" u. a. m. Im literarischen Leben haben diese Neuschöpfungen schon ihren Einfluß gezeigt.

Ein Bahnbrecher des Expressionismus in sprachlicher Manier, in Wort- und Reimfügung dem Barock eng verwandt, ist Theodor Däubler (geb. 1876 in Triest, lebt in Berlin). Freilich wer nur den schmalen lyrischen Auswahlband „Das Sternenkind" (1917) oder selbst die umfangreichere Sammlung „Der sternhelle Weg" (1915) flüchtig durchblättert, könnte die reine Lyrik dieses Dichters als Frucht des Impressionismus deuten. Doch ist allem äußeren Schein und Klang zum Trotz Däublers lyrische Kunst Ausdruckskunst. Denn wem, mit den Schlußworten seines Buches vom „Neuen Standpunkt" zu reden, „der Mensch ein Gehäuse für Geistigkeit ist, sein dauerndes Leid, dazusein, ein Nest, aus dem das Sternenkind, die Ewigkeit, erfliegen wird", der bekennt sich zum Expressionismus. Er ist nicht nur ein Vorkämpfer für neuzeitliche Dicht- und Malkunst, sondern auch eine originelle Begabung, die er bald in Versen von schlichter Einfachheit, bald in den alten Formen des Sonetts und der Terzine, bald in neuartiger Wortgebung und Wortfügung voll Musik an den Tag legt.

So in den bereits genannten Sammlungen, in der Symphonie „Hesperion" (1915), einer prächtigen Schilderung der italienischen Landschaft, in der „Hymne an Italien", in dem Traumbuche von der Ostsee „Mit silberner Sichel" (1917), in den „Perlen von Venedig" (1921), in den „Attischen Sonetten" (1924), in dem „Heiligen Berg Athos", einer Symphonie (1923), und im „Päan und Dithyrambos, eine Phantasmagorie" (1924). Viele seiner Gedichte hat Däubler in sein Hauptwerk Das Nordlicht (1910) hineingearbeitet. Es ist dies ein Riesenepos, das schon in der ersten Ausgabe, der Florentiner, in drei Bänden über tausend Seiten und über 30000 Verse umfaßt. In der Einleitung zu dieser lyrischen Kosmogonie schildert Däubler seinen Wandel von der Ungläubigkeit zur mystischen Religiosität. Das Werk hat innerhalb der jüngsten Dichtung vor allem die Bedeutung, daß es den gewaltigen Aufbruch des Ichs zur Wandlung, zur Güte, zur Liebe in die Geschichte der Menschheit projiziert und die Geschichte der Menschheit mystisch-phantastisch mit dem Kosmos verknüpft. Auch in diesem unübersehbar großen Gebäude handelt es sich wie in Momberts „Äon" um einen Mythos vom menschlichen Geist, um einen betäubenden Strom von Gesichten, schwelgend im Rausch des Orients wie im Traum der italienischen Städte und Landschaft, Rom, Venedig, Florenz. Wie in Momberts „Äon" geht der Zug ins Großphantastische und ins Kosmische, ist auch eine Liebe zum Heroischen spürbar, aber — und das ist nun das Instruktive und Bezeichnende, gemessen an Momberts „Äon" — das Ethos des Däublerischen „Nordlichts" ist nicht mehr das Heidnische, sondern, entsprechend dem Wandel in der jüngsten Dichtung überhaupt, das Christliche, die große Liebe, die ins All reflektiert wird. „Es sind die Sonnen und Planeten, alle — Die hehren Lebensspender in der Welt — Die Liebeslichter in der Tempelhalle — Der Gottheit, die sie aus dem Herzen schwellt. — Nur Liebe sind sie, tief zur Kraft gedichtet! Ihr Lichtruf ist urmächtig angespannt — — Ein Liebesband hält die Natur verkettet." — Durch Sonnenliebe wird die Nacht gelichtet — „Nordlicht" hat eine allegorische Bedeutung. „Eine leuchtende Umschlingung von erlöster Sonne aus der Erde und himmlischer Sonne bringt den monatelangen Nächten um die Pole das Polarlicht. Die Erde sehnt sich, wieder ein leuchtender Stern zu werden." Aus dieser Sehnsucht ist der Mond geboren, der aber auf dem Wege zur Sonne erstarrte. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leuchtenden Kränze um die Pole wurden dem Dichter zum Sinnbild von Geschichte und innerstem Geschehen. Aufgabe des Menschen ist es, die Zukunft der Erde mit Nordlicht zu erfüllen. Die Erde wird wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, daß dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei. Vom Sonnenpilgertum kommt der Dichter zum Pilgertum des einzigen Gottes. Das Christentum ist ihm die höchste Erfüllung der Erde, der Sternenglaube war ihm der Ursprung aller Kultur. „Jesu Menschwerdung offenbart, daß das neue Erkeimen auf Erden zu höchstem Leben führen wird; wir sind nicht verloren, keinesfalls dem Nichts preisgegeben." „Der Kern des Menschen bricht durch," so erklärt Däubler die Schlußpartien seines Werkes, „er wandelt den Menschen, er vollbringt die Umwandlung des dunklen Planeten zum leuchtenden Stern. Der Mensch bricht auf. Über die tote Natur spendet er seine Überfülle, bejaht er den Kosmos, entflammt er die eigene Sonne." In dem Dichter des „Nordlicht" zucken Erdbeben, Vulkanausbrüche, Meere und Wüsten, Nordschein, urweltliche Anschauungen und der Wandel der großen Sternbilder und Gestirne, die er über alles liebt, aber es leben in ihm auch die Wunder südlicher Landschaft, der Kunst italienischer Städte und des menschlichen Geistes. So ward sein Werk eine gewaltige Symphonie romanischen und germanischen Empfindens zugleich, ein betäubender Strom von Gesichten vom zartesten bis zum ungeheuerlichsten Ausmaß, von den Perlen von Venedig und der apenninischen Nacht bis zum testamentarischen Totentanz und zum speienden Ararat. In einem unerschöpflichen Strom von Goldglanz rauschen die Bilder reinster Phantasie in diesem „Nordlicht", im „Sternhellen Weg", im „Sternenkind", in der „Hymne an Italien" an uns vorüber, quellend gleichsam aus den ewigen Brunnen des Unbewußten, und doch wieder verraten die feinen Essays über zeitgenössische Maler und Kunstrichtungen, die der Dichter im „Neuen Standpunkt" gab, den bewußten Führer und Erwecker der neuen Kunst. In der zusammengefaßten und dadurch gesteigerten Äußerung, in letzter Knappheit verstiegener Vereinfachung gibt sich die expressionistische Vision für Däubler kund.

Zu den prominentesten politischen Dichtern gehören Walter Hasenclever und Johannes R. Becher (geb. 1891 in München als Sohn eines Oberlandesgerichtsrates), jener klarer, schärfer, pointierter und unerbittlicher, dieser leidenschaftlicher, verschwommener und aufgewühlter. Jener hat mit seinen wilden Versen „Die Mörder sitzen in der Oper" ein Gegenstück zu Schuberts „Fürstengruft" geschaffen. Mit furchtbaren Worten schildert er das Elend der Unterdrückten und reizt er zum Aufruhr. „Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten, — Er sieht aus Höhen helle Schwänne reiten. — Sein Fuß bedeckt die Leichen der Verruchten. — Sein Haupt erhebt sich, Völker zu beglücken". Auch nach Bechers Anschauung ist der Dichter ein Künder von „Manifesten", um der Zukunft willen ein harter Diener des Tages und seiner Aufgabe. „Der Dichter meidet strahlende Akkorde. — Er stößt durch Tuben, peitscht die Trommel schrill. — Er reißt das Volk auf mit gehackten Sätzen." „Der neuen Völker einzige Majestät du Dichter sei." Zerrissen wie die Zeit, blutend von Wunden, von Anklagen berstend, ist diese Dichtung doch wieder auch weher Sehnsuchtsschrei, neuer Menschheitstraum. Den utopischen Brudertraum von der seelischen Gemeinschaft aller, den Völkertraum von einem einzigen Volke, das in verstehender, liebender Bruderschaft die ganze Welt umfaßt, hat keiner so oft verkündigt als er.

Um ihn zu verwirklichen, geht Becher auf die Gasse und den Markt. Revolutionärer Volksredner gegen die Zeit („Päan gegen die Zeit" 1918), für Europa („An Europa" 1916), fordert er zur Verbrüderung („Verbrüderung" 1916) von Tribunen aus auf: „Die heilige Schar" (1918), Das himmlische Volk („Gedichte für ein Volk" 1919), Alle („An Alle" 1919). In all diesen Werken überstürzen sich Geist und Gefühl, Spirituelles und Orgiastisches und überschlagen sich und strömen in oft schwer verständliche Hymnen aus. Wortformen und Satzbau werden zerschlagen und zerbrochen, auf die üblichen Bindemittel wird verzichtet, Rufzeichen und Gedankenstriche treten an ihre Stelle. Im Seelendrang der Gesichte und Vorstellungen jagt ein Bild das andere; diese nie enden wollenden Gedichte (z. B. „Mensch, stehe auf!") mit ihren endlos langen Versen kennen keine Zucht. Man muß oft durch eine Stichwortwirrnis klettern, ein Zeichen, daß hier ein Überquellen, kein Wählen, Sichten am Werke ist. Nur verblüffen will er und absichtlich ist jede Klarheit und Bestimmtheit vermieden. „Bumerangs gleich" will Becher seine Gedichte „schleudern". Mit jedem Werke der Kriegszeit wächst die Vorliebe für die Bilder des Ekels und der Qual, für die „Symphonien des Verfalls". Daher wühlt er in Kot, Blut, Eiter und Verwesung, reißt er mit einem Naturalismus, der um so fürchterlicher wirkt, weil er nicht objektiv wie der alte, sondern visionär, grotesk, verzerrt verfährt, die Schrecken des Krieges, die Greuel der Gewalt, den Jammer und das Leid des sozialen Elends, das ganze Leid der Welt wie schwürende, stinkende Wunden auf. Dieser oft ungezügelte Dichter wird weich und glättet sich in Formen, wenn er das Weib besingt. In den „Gedichten um Lotte" (1919) ragt er in eine neue kommende Zeit hinein. Begonnen hat Becher sein dichterisches Werk mit „Die Gnade eines Frühlings" (1912) und „Verfall und Triumph" (1914). Diese Schöpfungen zeigen schon durch die Titelwahl des Dichters Doppelseele; voll Blut sind sie wie sein Roman „Erde" (1913), der Irdisches und Himmlisches, Geschlecht und Religion chaotisch vermischt. „Die Welt wird zu enge," fühlt er; nur in der Katastrophe des Zusammenbruchs sah der Schöpfer von „Verfall und Zusammenbruch" für die wirre Welt den gewaltsamen Ausgang. Gott, das ewige Ziel dieser Dichtersehnsucht (De profundis domine 1913), wird in diesen frühen Werken ebenso gesucht wie in einer Verzweiflungsstunde verflucht. Sein Haß verfolgt die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von einem früheren Geschlecht so oft umworbene Großstadt; sie ist ihm ein „Spinnenungeheuer", eine „Beule der Länder", ein „Geschwür". Von Bechers späteren Werken seien noch erwähnt „Ewig im Aufruhr" (1920) und „Hymnen" (1924), in denen manches echter und plastischer ist als in früheren Werken. An Trakl und George gemahnt der ruhige Gang in dem Gedichte „An Gott" und eine inbrünstige Hymne ist der Schlußteil „Urach", endend in die tiefe Klage „Gottes Angesicht schaute ich — nicht". Daneben hat er in den Maschinenrhythmen (1925) die Wirklichkeit in neue feste Formen gebannt. Es sind Gedichte, die, wie sie E. H. Jakob schaute, nicht nur inhaltlich, sondern auch „formal der bolschewikistischen Vision" entsprechen. „Sie sind lange Maschinenhallen, in denen die Worte mechanisch wie geölte Kolben auf und nieder steigen, in denen der Ruß flackert, die Säure grammatikalisch ätzt. Sie gleichen sowjetistischen Tabellen. Sie atmen in einer so infernalischen Weise die Gestänke der Industrie, daß die sozialistischen Gedichte Dehmels um hundert Jahre zurückzuliegen scheinen." Bechers reinstes Werk ist das zwischen den Bekenntnissen der „Gedichte" und der Klänge im Vorlaut im Buche „Um Gott" (1921) eingefügte Festspiel „Arbeiter Bauern Soldaten" eine Art neues, religiöses, hymnisches Bekenntnisdrama. Dabei muß man sich freilich an Bechers Utopie hingeben, in der die Werte sich umkehren, in der die waffenlose Umkehr vor dem Feinde Heldentum ist, und darf nicht falsche Schlüsse daraus ziehen, daß die Heilige, durch die die Menschen umlernen, ein jüdisches Weib ist. Es ist dies kein Rassebekenntnis, denn Becher war kein Jude, sondern, wie Sörgel bemerkt, symbolisch: die Vertreterin eines heimatlosen Volkes steht schon durch ihr Schicksal den Idealen der volklosen Menschenbruderschaft am nächsten. Die durch das Festspiel geweckte Hoffnung, daß Becher sich mit einem erfreulichen Werke erheben werde, wurde nicht erfüllt, denn sein neues Buch „Der Leichnam auf dem Thron" (1925) bringt wieder parteipolitische Lyrik. Eine Auswahl aus den zwischen 1912—1918 entstandenen Gedichten brachte der Band: „Das neue Gedicht" (1918).

In diesen Kreis gehört auch Rudolf Leonhard, Konvertit aus dem Judentum (geb. 1889 in Lissa in Posen, lebt in Berlin). Zuerst ein begeisterter Kriegsfreiwilliger, dann ein glühender Kriegsgegner und fanatischer Kommunist. Auch als Dichter ein Problematiker, begann er mit dem „Weg durch den Wald" (1913), dem die Versbücher „Angelische Strophen", „Barbaren", „Über den Schlachten" (1914), die Aphorismen „Aonen des Fegefeuers", „Polnische Gedichte" (1918) und noch andere lyrische Sammlungen bis zur „Insel" folgten. In seinem Roman „Beate und der große Pan" (1918) kommt die Sehnsucht nach dem Einswerden mit der Natur zum Ausdruck. Noch weniger Erfolg als mit seiner gequälten Lyrik hatte er mit seinen Dramen („Die Vorhölle" 1920, „Segel am Horizont").

Ein ganz anders gearteter Dichter ist der Schlesier Kurt Heynicke (geb. 1891 in Liegnitz als Sohn eines Arbeiters, lebt in Düsseldorf), der aus der expressionistischen Umgebung erwuchs. Nicht als ob er blind gewesen wäre gegenüber dem, was andere zu Boden drückte; aber er hat innerhalb des Chaos doch wieder rhythmisches Erleben verspürt. Immer in der Erkenntnis des Leidens, überbrückt er das Negierende des Daseins unwillkürlich durch eine neue, harmonisch in sich abgeschlossene Welt. Wir finden bei ihm, daß ein Ausweg gesucht wird, der zu Zielen führt, die uns fast hölderlinisch anmuten: Die gleiche Schwermut, Resignation und Schönheit der Sprache.

Gleich das Erstlingswerk, die Herwarth Walden gewidmete Sammlung Gedichte Rings fallen die Sterne (1917) ist frei von schrillen Klängen, von gesuchten neuen Wortbildungen, bewußten Angriffen gegen die Gesetze der Logik und Grammatik. Der erste Eindruck wird durch jedes neue Gedicht verstärkt. Hier kündet ein Jüngling, in dem es erdengelöst von reineren Fernen klingt und singt, von seiner Sternenheimat. Dieser Jüngling, der die ersehnte Geliebte mit heiligen Worten umwirbt, zielt auf Ehe und ewige Bindung. Wie die Geliebte umarmt er die ganze Welt. In dem folgenden Gedichtbande Gottes Geigen (1918) sucht er die das ganze Weltall durchflutende geheimnisvolle Urstimme einzufangen und tönen zu lassen. Sein drittes, mit dem Kleistpreise ausgezeichnetes lyrisches Werk Das namenlose Angesicht (1919) nennt er „Rhythmen aus Zeit und Ewigkeit". Kurt Heynicke steht zwischen den Sturmdichtern und den um Werfel und „Die Aktion" gescharten Menschheitslyrikern. Aber seine Lieder von der Liebe, der Menschheitsbruderschaft, der Freundschaft, von der „Geburt der Güte" und seine „den Menschen" geweihten Verse sind erlebt und daher echt. Von gleicher Art ist die Sammlung Die hohe Ebene (1921, vermehrt 1925). Wovon die beiden letzten Sammlungen künden, von dem neuen Leben des Innenmenschen, des Seelenmenschen, davon zeugt das tief gedachte Gedankenwerk „Der Weg zum Ich. Die Eroberung der inneren Welt" (1922). Es will in Betrachtungen den Weg zeigen, auf dem man zu sich kommt und damit zu einem Leben im All, zu einem Sein in Gott. Grunderkenntnisse des „Weges zum Ich" suchte er in „Der Kreis, ein Spiel über den Sinnen" (1920) in 14 Szenen dramatisch zu gestalten. Aber in diesem von Lyrik erdrückten Spiele von der ewigen Wiedergeburt und dem ewigen Sein im All gehen Sinn und Spiel nicht zusammen. Besser gelangen ihm die Skizzen „Buntes Abenteuer" (1924) und die kleinen Erzählungen „Eros inmitten"; ein Musterbeispiel neuer Erzählungen ist „Mit Sturm im Blut" (1925), an der sich nachweisen läßt, was die neue Erzählung bei ihrem Durchgange durch den Expressionismus gewonnen hat. Heynicke ist ein Dichter, von dem man noch manch treffliche Leistung erwarten darf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dramatiker.

Der expressionistische Dramatiker lebt natürlich auch in seiner Zeit und dichtet aus ihrem Geist heraus, vielleicht noch mehr als seine anderen Brüder in Apoll, weil er ja als Dramatiker viel unmittelbarer das Leben gestaltet als der Lyriker und Romandichter. Vieles übernimmt er vom impressionistischen Dramatiker. Vor allem die zerschlagene Form der Klassik. Ja, er geht hierin noch weiter, indem er scheinbar willkürlich Szene an Szene reiht, so wie sie in seiner inneren Schau folgen. Damit nähert er sich stark der alten deutschen Dramatik. Wir sind zu sehr darauf eingestellt, den Aufbau der alten klassischen Dramatik als den allein berechtigten und gültigen zu betrachten, und vergessen, daß wir auch eine reiche deutsche Dramatik besitzen in den mittelalterlichen Passions-, Oster-, Weihnachts-, Legenden- und Volksspielen, die, ohne den architektonischen Aufbau der altgriechischen Dramatik, einfach Szene an Szene reihten, die Handlung sich einfach nach dem geschichtlichen Geschehen, wie es wirklich war oder gedacht wurde, ablaufen ließen. Doch nicht an diese knüpfte der expressionistische Dramatiker an. Frank Wedekind und der Schwede August Strindberg sind seine Vorbilder. Wedekind, indem er die bestehende Moral umkehrt und eine neue Sittlichkeit predigt, die im Grund nur die ungebrochene, entfesselte Triebfähigkeit des Tierischen im Menschen ist, Strindberg, indem er, besonders in seinen Kammerspielen („Nach Damaskus", „Gespenstersonate", „Wetterleuchten"), alles Körperliche zu vergeistigen, zu versinnbildlichen sucht und schließlich die Welt in lauter Spukgestalten auflöst. Die expressionistische Dramentechnik führt uns noch weiter zurück. Schon bei den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts und späterhin in Grabbes gewaltigen, gleich glühenden Lavaströmen herausgeschleuderten Dichtungen und in Georg Büchners Dramenskizze „Woyzek" finden wir dieselbe Zertrümmerung der überlieferten dramatischen Form. Man sucht den Rhythmus des Lebens zu finden und zur Verkörperung zu bringen, des „rasenden Lebens" einerseits und des inneren Lebens anderseits, das auf seelische Erneuerung eingestellt ist. Aus jenem Streben erklärt sich die oft reiche Handlung, die aber nicht mehr sorgfältig in bedächtiger Entwicklung aufsteigt, sondern sprunghaft in großen Stufen zur Höhe reißt. „Handlung" will der Dichter auf die Bühne bringen und erschüttern, nicht aber schauen oder weinen machen. Die Darstellung des inneren Lebens zielt auf seelische Typen, die vielfach nur unter den Gruppenbezeichnungen „Vater", „Mädchen", „Mutter", „Sohn", „Mann", „Weib" usw. auftreten und menschliche Wesensinhalte verkörpern. Der expressionistische Dramatiker stellt seine Ideen auf die Bühnen und umgibt sie nur insoweit mit menschlichen Gestalten, als es ihm unbedingt notwendig erscheint. Daher werden seine Gestalten allzuleicht Schemen, wenn er sie auch in ein impressionistisch geschautes Milieu stellt und in realistischer Sprache reden läßt. Die Sprache ist oft verrenkt, voll gehäufter Sinnbilder, bald wie ein Telegrammstil von epigrammatischer Kürze, bald in trunkenem Pathos uferlos dahinbrausend. Die Menschen reden aneinander vorbei, jeder in seiner eigenen Wesenheit befangen. Der Monolog, vom Naturalismus verbannt, von der Neuromantik wieder herbeigeholt, wird zum wichtigen Instrument für die Offenbarung ethischen und ästhetischen Willens. Mit vulkanischer Kraft werden Gefühle, Gedanken, Stimmungen ausgestoßen. Der betäubenden Wirkung dieser straffen Energie und geballten Wucht kann man sich kaum entziehen und doch ist man, wenn der Taumel vorübergerast ist, kalt und unbefriedigt. Eine andere Gruppe Dramatiker setzt Verzückung an Stelle der Kraft. Alles schwillt bei ihnen aus dem unendlichen Gefühl, das Handeln ist zur Vision gesteigert, schattenhafte Gesichte huschen gespenstisch vorüber; Urlaute der Seele strömen sich aus in glühendem Stammeln und aufgelösten Gebärden. Bezeichnend für diese Dichter ist die Wendung ins Jenseitige, Übersinnliche, die einer gewissen Zeit- und Modeströmung entsprach. Seelenwanderungsideen tauchen auf; hinter allen Dingen lauert eine versteckte Bedeutung, ein kosmischer Sinn. Die neue dramatische Form, der G. Hauptmann in den „Webern" und in „Florian Geyer" sich genähert hatte, wird abermals versucht: Massenschicksal ist typisch, nicht Einzellos. Lyrische und musikalische Behelfe werden herangezogen; bei gehobenen Stellen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fügen sich Vers und Reime ein, der Rhythmus beflügelt sich, Musik ertönt. Die früher so peinlich wiedergegebene Umwelt ist zur Nebensache geworden und wird nur in knappen Bühnenanweisungen angegeben.

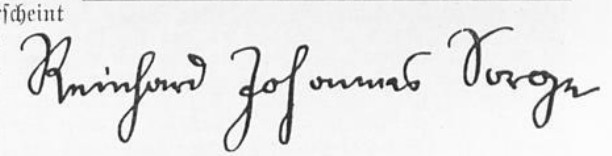
Schon dasjenige Drama, das formal am Beginn des Expressionismus steht, Der Bettler, von Reinhard Johannes Sorge ist erfüllt von einem neuen Stil und einer neuen Technik, in denen die junge Kunst und Weltanschauung zur Geltung kommen kann. Sorge war Berliner Kind, geb. 1892 als Sohn eines Stadtbauinspektors, Sproß einer provençalischen Emigrantenfamilie. Er sollte Kaufmann werden, kehrte aber zur Schule zurück und widmete sich nach Vollendung der Studien seinen schriftstellerischen Plänen. Jena wurde seine zweite Heimat. Von Haus aus war er Protestant, aber überkommene Religionsformen genügten ihm bald nicht mehr. Er wurde glühender Nietzsche-Verehrer und Befolger. Sein Wahlspruch war: „Ich will die Welt auf meine Schultern nehmen und sie mit Lobgesang zur Sonne tragen." Fortan strebte er nach Erkenntnis der Wahrheit. Nietzsche trat zurück. In der katholischen Kirche fand er, was er suchte. In Rom hat er sich zur Klarheit durchgerungen und 1912 ist er und seine Frau in der Pfarrkirche in Jena zur katholischen Kirche übergetreten. Als die Kriegsposaune des Weltgeschehens erdröhnte, folgte er ihrem Rufe und im noch nicht vollendeten 25. Jahre ist er 1916 an der Somme gefallen. Sorge war eine von tiefer Leidenschaft des schöpferisch begabten Menschen erfüllte Natur. Wahre Ursprünglichkeit kennzeichnet sein dichterisches Schaffen sowohl dem Inhalt als der Form nach. Wo sich etwa, wie bei seiner Jugend kaum anders möglich, noch einige Abhängigkeit formaler Art fühlbar macht, deutet sie auf Goethe, Nietzsche, George hin. Einzig stand er da als der ganz inbrünstige, seiner inneren Welt rückhaltlos und unbedingt hingegebene Mensch.

In einer Aufzeichnung des Dichters von 1910 heißt es: „Wilde und tiefe Sehnsucht nach einem Ewigseienden, Wandellosen, Unirdischen". „Wann wird die große Liebe mich erlösen?" Was ihn damals bewegte, suchte er dramatisch zu gestalten in dem Einakter Der Jüngling. Trotz aller Überspanntheiten ist es, wie A. Hig in seinem tief schürfenden Aufsatze über den Dichter bemerkt, eine verheißende dichterische Leistung. Ein mystischer Zug geht durch das Ganze, gebettet in die Inbrunst einer ringenden Seele. Es folgte ein zweiter Einakter: Odysseus, Nietzsche gewidmet (1911), eine „dramatische Phantasie". Der rückkehrende Odysseus ist die Verkörperung von Nietzsches „ewiger Wiederkehr". Als künstlerisch-dichterische Tat verdient sie volle Beachtung. Gedanklich, sprachlich, szenisch ist sie von hoher Schönheit und packender Wucht. Die Verwendung des Chors ist meisterlich. Manchmal steigert sich der schwermütige Ernst ins Dämonisch-Unheimliche. Von der Reife und Sicherheit des Stückes stechen die Entwürfe „Prometheus", „Guntwar" und „Zarathustra" bedeutend ab. Dagegen ist voll Wucht an Gedanken der Antichrist, in dem Sorge einen Ausgleich zwischen Christus und Nietzsche versuchte, nicht in frevler Laune, sondern in heißem Verlangen nach Einheit. Die Handlung im Stücke ist wesentlich seelisch: Auseinandersetzung zwischen Christus und Judas-Nietzsche auf dem Oelberg vor der Gefangennahme. Mit dem nächsten Werke „Der Bettler, eine dramatische Sendung" (1912) wird Sorge der typische Vorläufer einer kommenden Epoche, bedeutsamer als durch die eigene Leistung durch den Willen einer neuen Generation, die sich in ihm ankündigt. Es ist sicher eines der merkwürdigsten Produkte, die je für die deutsche Bühne geschrieben worden sind. Die tragende Handlung ist an und für sich sehr einfach; ein junger Dichter, erzogen in kleinen, traurigen Verhältnissen, entwächst ihnen schnell durch die himmelstürmende Kraft seines Genius und gerät in den Bannkreis seiner Sendung, wird aber dadurch wurzellos und einsam und erhält endlich neue und gewisse Kraft in der Liebe eines Mädchens, das sich ihm als Frau gesellt. Sorge gestaltet hier das Schicksal des neuen Dichters, der sich als ein Reformator der Menschheit und der Kunst zugleich fühlt, und gab so innerlich und äußerlich sein eigenes Drama. Sein junger Held nimmt sich vor, die moderne, entseelte Welt wieder zum Anblick und zur Überzeugung des Ewigen, des Göttlichen, zu führen, und um das zu versinnbildlichen, zeigt uns Sorge diesen Dichter im Kampf mit den Widerständen der Umgebung. Er hat das neue Drama in der Tasche, doch die Bühnen verschließen sich ihm vorläufig; er wünscht ein neues Theater, der willige Mäcen begreift seine Wünsche nicht. Des Neuen bietet das Drama viel. Die Schranken von Zeit und Raum sind aufgehoben, die Träger der Handlung kommen und gehen, wie es dem Dichter beliebt, Bild reiht sich an Bild. Ein bald abstoßendes, bald faszinierendes, hier anwiderndes, dort bezwingendes Gemisch von Albernem und Tiefsinnigem, von Verworrenem und Klarem, von Ekelhaftem und Reinem, von Dilettantischem und außerordentlich Genialem, von Lächerlichem und Erschütterndem — das ist Sorges „Bettler". Lyrik, Monologe, Dialoge, Szenisches, Prosa, Verse wirbeln in genialischer Weise durcheinander. Von Gestaltung ist keine Rede. Der Held sucht uns von seiner Sendung zu überzeugen, das ist alles. Dabei haben seine Worte allerdings einen so reinen, tiefsinnigen Ton, daß er den Glauben, den er hat, auf uns zu übertragen weiß. Geschickt ist in die lyrischen Ergießungen in knappen Umrissen eine graufige, häusliche Tragödie eingebettet. Ein irrer Vater, eine zermürbte Mutter, die erschütterte Schwester und der überlegene Sohn, eben der Dichter, der den Eltern aus eigenem Geheiß den Tod gibt, den sie ersehnen, sind nach der Weise von G. Hauptmanns Dramen nebeneinander gestellt, aber die Situationen sind nicht wie bei diesem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mühsam, breitspurig ausgemalt, denn Sorge geht es trotz der naturalistischen Mittel um das Seelische. Der Dichter steht selber als Hauptfigur auf der Bühne, und wie er hinblickt und hinfühlt, so verändert sich die gedichtete Welt; äußere Vorgänge werden zu inneren, innere zu äußeren. Und damit war in allem Wesentlichen das gegeben, was man bald „Expressionismus" nennen sollte. Im Schlußakt kehrt der Dichter wieder zu sich selbst zurück und hier, wie überall, wo er die Beziehungen seines Gemütes zum Ziel darstellt, ist er äußerst fesselnd. „Der Bettler" hat er das Stück, das ursprünglich „Theatralische Sendung" betitelt war, genannt, „weil darin ein großes Schreien an den Tag kommt, ein bettelndes Hungern und Flehen zum Himmel hin".

Ehrliches Ringen hatte Sorge erkennen lassen, daß Nietzsche für ihn nicht das Höchste sein könne; er fühlte, daß er darüber hinaus müsse. Nach Licht hatte er sich immer gesehnt, und es ward ihm geschenkt; er erkannte Christus. Ein Satz von entscheidender Wichtigkeit deutet sein künftiges Schaffen: „Nun war und ist meine Feder nur noch Christi Griffel bis zum Tod." Im Ostermonat 1912 verlobten sich Reinhard und Susanna öffentlich. Vom Katholischwerden ist jedoch noch keine Spur zu entdecken. Der restlose Bruch mit seiner früheren Weltanschauung mußte bekundet werden: eine allerschärfste Absage an Nietzsche. Sich behaupten heißt jetzt auch: die eigene Vergangenheit verurteilen. So entstand Gericht über Zarathustra, in zwölf Gesängen. Die Wucht der Sprache ist ganz gewaltig. Mit stürmendem Schwung versucht sie ihre Aufgabe zu meistern. Man spürt gut das tief Aufwühlende. Die religiöse Inbrunst, das mystisch Dunkle tritt stark hervor, wohl auch überkühne Härten. Der Knabe, Sorge selber, ist der von Gott zum Richten Berufene: „In meines Herren Namen, Zarathustra!" Im „Gericht" erscheint Sorge als Gotteskämpfer, in „Guntwar, Schule eines Propheten, Handlung in fünf Aufzügen, einem Vorspiel und einem Nachspiel" (1914) als Gotteskünder.



Das Stück ist ganz aus Sorges Sendungsbewußtsein geboren, wiederum von tiefer Glut durchseelt, aber nicht so leidenschaftlich wie im „Bettler". Die Gedankenfülle wird in einer Sprache geboten, die stellenweise von einer wundervollen Schöne und beseligenden Innigkeit ist. Zwischenspiele durchstoßen die Haupthandlung, ganz im Dienste symbolhafter Deutung. Zwei Paare sind die Träger der Haupthandlung: Peter und Mirjam (Herr und Frau Grünwald) — Guntwar und Elisabeth (Reinhard und Susanna). Mirjam und Guntwar stehen einander bei geistiger Wahlverwandtschaft außerordentlich nahe; eines wirkt fördernd auf das andere bei tiefstem, gegenseitigem Verstehen, Peter leidet darunter; das anschwellende Sichverlieren eines Künstlers in der irdischen Liebe zur Gattin ist in ihm dargestellt. Trotz verschiedener Aussprachen mit Mirjam und Guntwar kann er sein Mißtrauen nicht los werden. Er wird krank und hadert mit Gott. Doch im Angesichte des Todes überkommt ihn nach einem seelischen Kampf voll Gewissensbissen die Reue und er stirbt eines seligen Todes. Aus den Verhältnissen der drei Personen entwickeln sich Spannungsszenen, die die Gesamtdichtung einer klassischen Tragödie nahe rücken. Mirjam ist die herrliche Gestalt des starken Weibes, in selbstloser Opferliebe mütterlich groß zwischen zwei Männern stehend. Guntwar ist der von Gott zum Dienste der Menschenerneuerung Erweckte. Der Sieg des Übernatürlichen, des Göttlichen ist letzter Sinn des Dramas, in dem, wie kaum in einem anderen, so viele Möglichkeiten fruchtbarer Zukunft liegen. Bald nach der Rückkehr aus Rom huldigt Sorge, äußerlich noch nicht Katholik, der Gottesmutter in tiefer Lauterkeit und heiliger Inbrunst in den zwölf Gesängen des Werkes Mutter der Himmel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Erlebnis der inneren Wandlung, das künftige Wollen und Sollen, wird in ekstatischer Schau geschildert, ein Reden in Symbolen, in Symbolen der Ewigkeit. Blühend und sprühend ist die Sprache, aber bei der Fülle der Gesichte ein nach Worten ringendes Stammeln, dessen Sinn mehr erfühlbar als restlos klar auszusagen ist.

Als Sorge nach seiner Konversion seine Sendung erkannt hatte und aus dem Sturm und Drang aufgerührter Gedanken die Seele frei ins Licht gerettet war, erstand dem Dichter als erste Pflicht, sich in den neu gewonnenen Bezirken seines Schaffens umzusehen, sein ureigenstes Gebiet, das genug vertieft war, nun zu erweitern. Die erste Frucht dieses rein-dichterischen Prozesses sehen wir in seinem Buche Metanoeite, drei Mysterien (1915).

Das erste Spiel verbindet Mariä Empfängnis und Mariä Heimsuchung; es ist im Grunde ein langer Dialog zwischen Maria und Elisabeth und ein ebenso langer Monolog der letzteren. Das zweite Spiel handelt in drei Bildern von Christi Geburt und den heiligen drei Königen und ist an praktischer Bewegung und plastischer Gestaltung ein kleines Meisterwerk. Das Spiel schildert abermals in drei Bildern die Darstellung Christi und sein Wiederfinden im Tempel. Die drei Mysterien werden zusammengehalten durch den jeweilig zum Schluß über die Bühne dröhnenden Ruf des Täufers: „Metanoeite! Tuet Buße! Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe gekommen." Das Wesentliche dieser kleinen Dichtungen liegt in ihrer sprachlichen Ausführung, in der wunderbaren Lieblichkeit und Süße der gestaltenden Phantasie. Hier steht der Dichter zum erstenmal völlig über dem Stoff, er will nichts anderes sein als Dichter und meistert die Form mit geübter Hand.

Eine ganz reife Frucht ist das große Schauspiel König David, meisterlich im Aufbau, voll Kraft und Wohllaut, ergreifend in Höhe und Tiefe, fesselnd vom ersten bis zum letzten Bild. Das Leben Davids, des Jahwelieblings, vom Augenblick seiner Berufung bis zum Tode, ersteht vor unserem Auge in fünf Aufzügen zu je drei Bildern. Vom begnadeten Hirtenjüngling bis zum gottgesalbten König, Vorbild Christi; eigene Menschenarmseligkeit und Schwäche verstricken ihn in Schuld; bittere Buße entsündigt ihn; in heiliger Gottesminne stirbt er. Nur wer das Schauspiel in den einzelnen Bildern, in die die Gesamtdichtung aufgelöst ist, suchen geht, wird den ganzen Reichtum der Dichtung an sich erfahren können. Wir kennen wenig Werke in unserer dramatischen Literatur, die sich dieser Dichtung an die Seite stellen lassen. Reizend ist gleich das erste Bild, das uns den Hirtenknaben zeigt, wie er wonnetrunken unter blühendem Baume ruht. „Ein Morgen! O die helle Sonne herzt — Das Land mit ihrem Herzen! Wie es blühend — Aufwirbelt aus dem Tal; die vielen Blüten — Wirbeln zum Himmel ihren Duft im Taumel — Des Frühlings. Und ich blühe, und ich blühe! — Ich blühe unter Blüten, eine Blüte — Des Herrn, ich bin des Herrn, ich, David." Von weihevoller Größe ist das Bild des dritten Aufzuges; Einzug der Bundeslade auf Sion. Zermalmend werden die Gewissensbisse Davids geschildert im ersten Bild des vierten Aufzuges. Welcher Segen könnte von solchem Schauspiel ausgehen! Aber wer kümmert sich darum? Es hat, obschon vergriffen, noch keine zweite Auflage erlebt.

Geheimnisdunkle, aber auch geheimnishohe Worte hören wir in den fünf kleinen Dichtungen, die Sorge unter dem Titel Mystische Zwiesprache veröffentlichte. Nicht jede Zeile ist geglückt, nicht jede Gestaltung befriedigt, aber aus allem duftet die Süße heiliger Minne, die sich müht, immer Gottes Ehre zu mehren. Es sind biblische Szenen („Adam und Eva", „Isaaks Opfer", „Lied Moses, des Mannes Gottes", „Hiob", „Methusala"). Nur aus einem gottbegnadeten und glückberauschten Herzen konnte eine solche lyrische Durchdringung historischer Szenen kommen. Ein Werk des von aufwühlender Berufung geschüttelten Dichters ist „Der Sieg des Christos, eine Vision, dargestellt in dramatischen Bildern". Es ist ein Doppelwerk, das kaum in schärferer Gegensätzlichkeit gedacht werden kann: „Franziskus, der heilige Bettler", und „Luther, der ohne Reichtum". Will man die ganze Gewalt der Gegensätze von mystischer Innigkeit und qualvoller Auflehnung empfinden, dann lasse man diese dramatische Vision nacheinander auf sich wirken. Dieser Franziskus ist reine Dichtung, in der keuschen Glut lautester Wahrheit geglüht. Die Szene aus der Scala santa ist wahrhaft das Letzte, was Mystik noch aussprechen kann, ohne ins Triviale zu sinken. „Du reinste Luft, du Engelhüpfen, du — o süßes Rinnen! Süßes Rinnen!" Ganz anders ist das zweite Stück, herzbeklemmend, geradezu furchtbar. Zwei Jahre zuvor hatte er mit Nietzsche abgerechnet, jetzt drängte es ihn, sich mit Luther auseinanderzusetzen. Sorge sieht in ihm den angstgequälten Menschen und ruft ihm zu; „Die Angst ist nicht von Christus! Christus ist Jubel, Jubel über Jubel und kein bloßes Kind!" So lange starrt dieser angstbesessene Mann die Hölle an, bis sie selbst mit ihrem vernichtenden Atem ihn anhaucht und ihm sein Werk in der vollen Auswirkung im Gottvernichter Nietzsche zeigt. Und dies alles in Bildern, in einer Sprache, die mit ihrer grausamen Derbheit schütteln, packen, nicht mehr loslassen. Furchtbarer ist von keinem Dichter mit Luther abgerechnet worden, nirgends wurde er so wuchtig ins Übermenschlich-Titanische, ins Dämonisch-Gottwidrige überhöht. Im Tone der „Mutter im Himmel" ist das Lourdes-Epos Preis der Unbefleckten gehalten. Leider war es dem Dichter nicht mehr gegönnt, diese in Terzinen geschriebene Dichtung zu vollenden.

Daß Reinhard Sorge nach seiner ganzen geistigen Anlage und seinem tiefen Gefühlsleben auch ein hervorragender Lyriker war, offenbaren seine Gedichte. Seine Nachgelassenen Gedichte („Brautgesänge", „Lieder, des Unmündigen Lob und Dank", „Christuslieder") zeigen, daß der Dichter aus tosendem Aufbruch langsam zu einer gebändigteren Art heranwuchs und sich an George und Goethe geschult hat. Sorge hat uns ein Werk hinterlassen, das den Früh-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollendeten überdauern wird. An seinen Lesern wird sich erfüllen, was er begonnen hat: „O wie herrlich und über alles erwählenswert, sein Herz und Geblüt dem höchsten König zu weihen!"

Einen starken und eigenen Impuls erhielt die expressionistische Bewegung im April 1918 durch die Aufführung der Seeschlacht von dem Arzte Reinhard Goering (geb. 1887 auf Schloß Bieberstein bei Fulda, lebt auf Gut Fürsteneck bei Oberkirch, Baden) in Dresden. Es handelte sich bei diesem Werke nicht um eine epochemachende literarische Tat, wohl aber um eine bescheidene Dichtung von stiller Innigkeit. Die ganze Tragödie besteht aus einer einzigen Szene, die im Panzerturm eines deutschen Kriegsschiffes spielt, kurz vor Anbeginn und während der Seeschlacht am Skagerrak.

Sieben Matrosen, nur mit Ziffern benannt, gut charakterisiert und gegeneinander abgehoben, bilden die Träger dessen, was man die dramatische Handlung zu nennen pflegt. Aber diese Handlung ist kein äußeres Geschehen, sondern in einer edlen und rhythmischen Sprache, die an der Diktion Momberts geschult scheint, wird lebendig, was die Seelen dieser sieben Matrosen anrührte und erfüllte; die Verlassenheit im endlosen Ozean, die träumerische Erinnerung an die Hafenabenteuer, die Ahnungen des bevorstehenden Unheils, die Angst und der Mut des Kampfes, der Rhythmus der modernen Seeschlacht, die Schauer und Verzückungen des Todes. In dem Drange, all dies innere Leben im Wort Gestalt werden zu lassen, hat Goering sich auch nicht gescheut, den Gedanken der Meuterei in dem dramatischen Gespräche aufflammen zu lassen. Einer der Matrosen hat erfühlt, „was war und sein kann zwischen Mensch und Mensch"; er verkündet zwar das Evangelium der Menschenversöhnung, ist zum Meutern bereit, tut es aber dann, als es zum Kampf kommt, an Kampfeifer und Wagemut allen anderen zuvor. Nur irregeleiteter, vaterländischer Eifer war es, wenn man gegen die Aufführung des Stückes in Deutschland protestierte. Aus formalen und inhaltlichen Gründen übte die Dichtung eine bedeutende Wirkung aus, vermochte aber ihren aktuellen Reiz nicht zu überleben und ist heute wohl schon ganz vom Spielplan verschwunden. Das Schlußwort zur „Seeschlacht", zum Seekrieg, bildet Scapa Flow (1919), die Versenkung der deutschen Flotte. Kein Drama, kein Trauerspiel, sondern ein pathetischer Trauergesang, teuer denen, die im deutschen Schicksal brannten, die es erlebten. „Da rauscht wohl — Eine ganze Welt hinab . . . . — Vielleicht eine neue auf." Zwischen diesen beiden Dramen und nach ihnen entstanden Goerings andere Dichtungen. So der Tagebuch-Roman Jung Schuck (1923), der dem verwirrenden, vielgestaltigen Leben entflieht, indem er im Meere, dem Sinnbilde aller rätselhaft ziehenden Sehnsucht ins Grenzenlose, dem Ewigen, Unmittelbaren wieder ans Herz sinkt. Doch gewann weder dieser Roman mit seiner Wertherstimmung noch eines seiner drei anderen Dramen die Bedeutung der „Seeschlacht". Es sind Versuche ohne dramatische Geschlossenheit. So wird das Drama Der Erste als ein Rückschritt empfunden. Es handelt sich um einen Priester, der als Einsiedler lebt, sich in ein junges Weib verliebt, das er in einer Nacht aus dem Wasser zieht; warum sie hineingegangen, erfährt man nicht —, sie schließlich mordet, um wieder seiner Mission ungehindert leben zu können, aber am Ende an den Gewissensqualen zugrunde geht, nachdem er den „ersten Geliebten", den Fährmannssohn, der Tat beschuldigt. Vieles, wenn nicht alles, bleibt in diesem Stücke dunkel. Eindringlich werden wir versichert, daß wir alle in „Einbildungen" leben, aus denen wir am Ende jäh gerissen werden. Das Drama bewegt sich in einer Folge von Bildern, teils gefühlsmäßig geschaut, teils abstrakt erläutert; es läßt uns kalt und zeugt nicht von etwas Starkem und Lebenskräftigem. Es folgte die Tragödie Der Zweite (1919), eine Ehetragödie zweier Paare, deren rettungslose und trostlose Verworrenheit die eine, Esther, die Reife, Gefaßte, in des Dichters Lebenssinn zu klären sucht: „Verlasse nicht so leicht, wo je du standst. — Was du auch findest, eines findst du nie — Dich selbst, dir treu, wie du dich brauchst zum Wachsen." Das tragische Spiel Die Retter (1919) handelt von zwei sterbenden Greisen, die in ihrer Todeseinsamkeit den Untergang ihrer eigenen wurzellosen Zeit erleben und, in sie noch einmal verschlungen, im Liebestanze eines jungen Paares schauen, was Leben sein kann: kein Denken, kein Sinnen, kein Werten, kein Wollen, kein Leiden, nur Geschehen, nur Sein. Außer den genannten Werken sind eine „Kriegerische Feier", ein „Weihefestspiel für unsere Toten", einige Gedichte und der zweite „Das Meer" überschriebene Gesang einer Dichtung in Terzinen von Goering bekannt. Seine Kraft hat sich auch zeichnerisch und malerisch ausgewirkt, und daß er viel über Leben, Sterben, Sein, Werden, Zeit und Ewigkeit nachgrübelte, zeigen die Sprüche, die mit den „Rettern" gleichzeitig entstanden sind.

Ganz unmittelbar von Wedekind stammt geistig Karl Sternheim (geb. 1878 in Leipzig als Sohn eines jüdischen Bankiers, lebt in Uttwill, Thurgau). Wie Georg Kaiser ist auch er in erster Linie nicht durch die Leidenschaftlichkeit des Gefühls, sondern des Intellektes bestimmt. Auch er ist von der Spannung zwischen moderner Zivilisation und modernem Menschentum erfüllt, aber er schafft sein Pathos in Komik, in Satire, in Burleske um. Sein eigentliches Thema ist der wilhelminische Mensch, der europäische Bourgeois und die mit seiner Existenz verbundene Bösartigkeit und Heuchelei. Sie in allen ihren Spielarten aufzudecken, den ganzen Morast einer höchst fragwürdigen Lebensform zu enthüllen, das ist Sternheims Lust als Satiriker und Pamphletist. Dabei ist er ohne jeden tieferen Humor, ein kritisches Talent, ein Analytiker ohne Liebe, ein mehr hassender und diabolisch lächelnder Richter als aufbauender Literat. Seine Dramen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

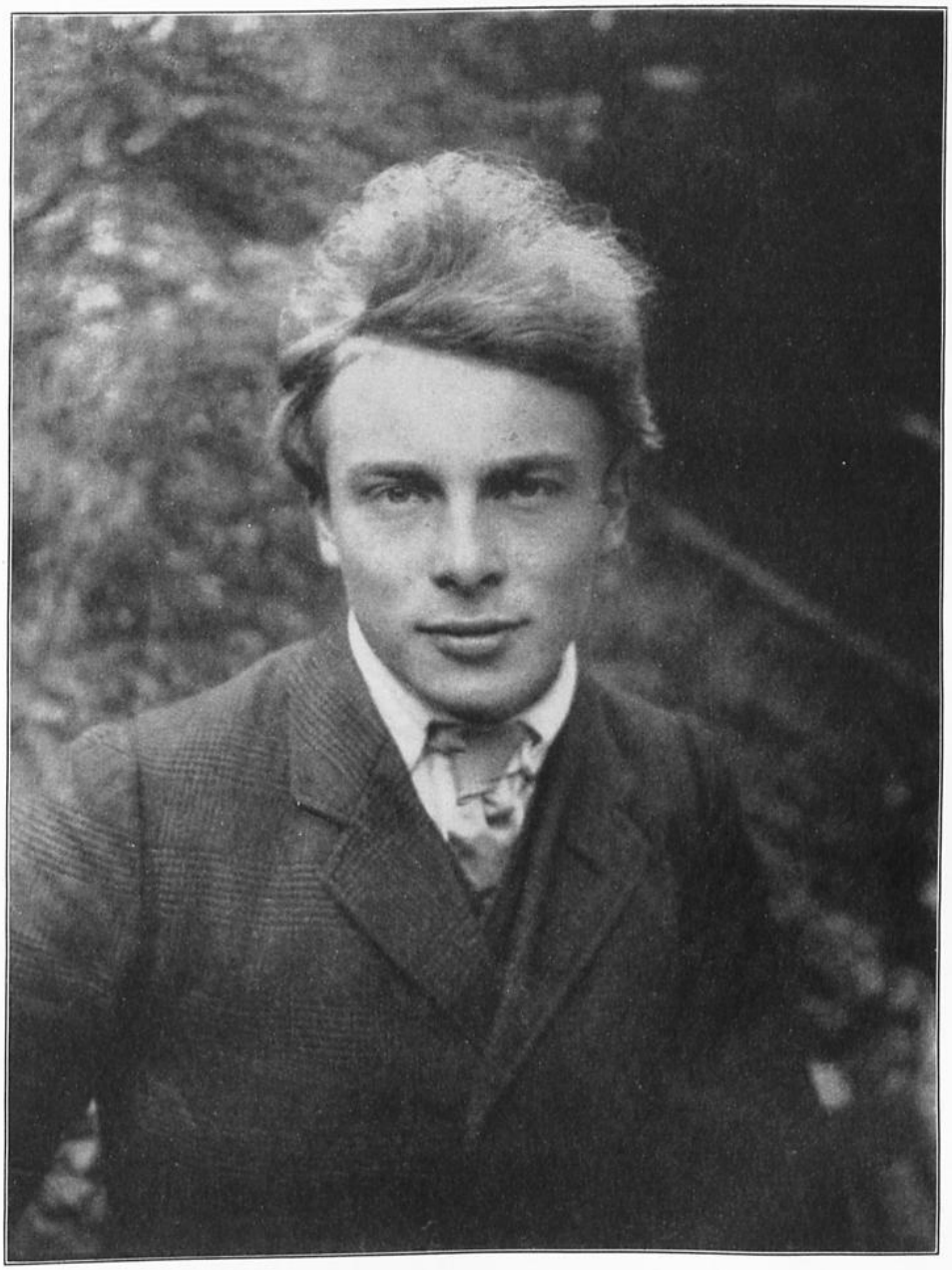
die, teilweise kaltherzig ausgeklügelt, sich oft im Dunstkreis einer unappetitlichen Lüsternheit abspielen, können durch den Sinnenkitzel den Mangel an Humor und Gestaltungskraft nicht verdecken. Der Kampf gegen die kleine bürgerliche Moral wandelt sich ihm zum Kampf gegen das Kleinbürgertum überhaupt. Das Bürgertum ist ihm der Inbegriff aller inneren Schwäche und Unechtheit und der Kulturlosigkeit. Der Proletarier, der Bürger werden will, und der in den Adel hinaufstrebende Bürger sind die Hauptobjekte seiner tendenziösen Satire. Zwar steigert er seine Figuren in vollkommene Typik, aber sie sind fast sämtlich böse und bissige Karikaturen geblieben, es findet sich bei ihm kein erlösendes, aufbauendes Moment; nirgends spürt man den Atem einer neuen Menschlichkeit, und wenn er einmal einige seiner Figuren davon reden läßt, bleibt es reine Deklamation und gewinnt keine Gestalt.

Überall, wo er ins Positive vorstoßen will, wird die Grenze seiner menschlichen Kraft und seiner dichterischen Begabung deutlich sichtbar. Er ist der eigentliche Karikaturist der neuen Richtung. Dazu schuf er sich einen eigenen Stil, der auf äußerste Knappheit ausgeht, dem Sachlichkeit das höchste Gebot ist, der auch vor gewaltsamen Verzerrungen und Umbiegungen der Sprache nicht zurückbebt, wenn er nur dadurch den beabsichtigten Eindruck erzielen kann. Neben der Handlung dient auch die Sprache als Mittel der Charakteristik. Wie die Personen in der Mehrzahl Puppen sind, die maschinenhaft in einer bestimmten Lage sich einstellen, so erhält auch ihre Sprache etwas Puppenhaftes. Verbindungsteile fehlen, alle irgendwie entbehrlichen Wörter, Präpositionen, Artikel, Pronomina fallen weg, Infinitive und Partizipien werden bestimmend, das Unpersönliche soll herrschen. Es gibt Stellen, wo die Sprache wie die Puppen in den Gelenken schlenkert. Auch sie wird, wie diese bürgerliche Welt, in ihre Bestandteile aufgelöst; hinter der Verstiegenheit der Metapher wird die klappernde Hohlheit und Kahlheit im Sprachgerüst aufgezeigt. Indem die Sprache alle Bindeglieder, alle sinnlich malenden Beiwörter, jedes auf das Gefühl wirkende rhythmische Gefüge aufgibt, bekommt sie einen negativen Gefühlswert und verkörpert gewissermaßen die seelenlose Gier, die rohe Kraftmeierei der fallreifen Gesellschaft. Aus der Schnelligkeit, mit der sein Stil zu einer toten Manier erstarrte und die Sprache der abgehackten und umgekehrten Sätze aus einem Mittel zur Charakterisierung zu einer unausstehlichen und vielfach unentzifferbaren Sternheimschen Privatsprache wurde, spricht die seelische Dürre der Begabung Sternheims.

Sternheim hatte sich mit einem vollkommen eklektischen, in hundert Farben mystisch schillernden erotischen Drama Don Juan (1909) eingeführt, das aber bei einer Aufführung geräuschvoll durchfiel. Wie dieses Drama wurzelt auch das schwache dramatische Gedicht Ulrich und Brigitte (1909) noch in der Romantik. Dann aber brach Sternheim mit der Romantik und trat als moderner Komödiendichter auf. Was Plautus für Rom, Molière für das Frankreich Ludwigs XV. war, das möchte er, wie er in anmaßender und lächerlicher Weise erklärt, für das Deutschland, das Europa von 1900 sein, einer der „seltenen Glücksfälle" einer Nation. „Der Arzt am Leibe seiner Zeit" — das ist für ihn nach einem Bekenntnis in den „Argonauten" (1914) der dramatische Dichter. Aus dem bürgerlichen Heldenleben betitelt er eine Reihe von elf Komödien und Schauspielen, die er von 1908 bis 1922 schrieb. Sie sind ihm der Hauptteil eines „dichterisch-politischen Werkes . . . . welches die ätzende permanente Kritik jener Zustände ist, die zum Krieg geführt haben." Die gehaßte Bürgerwelt wird entlarvt, indem sie sich bei nichtigen anekdotenhaften Alltagserlebnissen entblößt. So in dem „bürgerlichen Lustspiele" Die Hose (1911), einer Karikierung des bürgerlichen Ehelebens. Die Frau des königlichen Beamten Theobald Maske verliert auf offener Straße die Hose. Dieses peinliche Ereignis versetzt den Mann und sie für ein paar Tage in die größten Sensationen. Aber statt der gefürchteten Schwierigkeiten in Amt und bürgerlicher Ehre bringt es ihm Zimmermieter ins Haus, gesteigerte Einnahmen und Liebesabenteuer, dann versinkt das Ganze wieder in den bürgerlichen Alltag. Dieses Familienstück gibt lediglich hinzögernde Zustandsschilderung, hat keine dramatische Verflammerung und Stoßkraft, die Grundstimmung ist, bei allem komischen Schimmern, immer gedämpft, gedrückt und schießt nirgends in lösender Froheit auf. Fortwährend drängen Lüsternheiten und geile Situationen heran.

Irreführend ist der Titel des Stückes Der Snob (1913), denn es handelt sich in ihm nicht um einen Snob, d. h. Modegecken, ja nicht einmal um den reinen Typus des Protzenparvenu, sondern um einen tüchtigen, redlich strebenden Mann, dem es im Verhältnis zu seiner Intelligenz schwer fällt, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen, und den ein kindischer Ehrgeiz beseelt, es dieser gleich zu tun. So weit wäre die Sache nur harmlos. Das Schiefe der Gesinnung setzt dort ein, als dieser Mensch dem Adel als Typus des Bürgers gegenübergestellt wird, — denn der Partner Graf Pahlen, dessen Tochter der Snob schließlich heiratet, hält eine höchst ernste Vorlesung über den nie zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Reinhard Johannes Voigt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

überbrückenden Unterschied der beiden Stände, und das Empörende tritt dort hervor, als dieser anfangs harmlose und nicht unsympathische Streber die Ressentiment-Instinkte des Plebejers hervorkehrt und diese vom Autor bis zur Mutterschändung gesteigert werden: Sternheim läßt Snob, nur um seiner jungen Frau gegenüber in den Schein aristokratischer Abkunft zu geraten, seine gute, selige Mutter dem Verdacht eines Ehebruchs mit einem französischen Vikomte preisgeben; denn es flammt nun selbst aus dieser formlos-komischen Figur ein Haß hervor gegen den Stand, in den er hineinheiratet und dem er, das fühlt er, nie gleich werden kann. Hier nun liegt, wie Rudolf Klein-Diepold bemerkt, der Grundfehler des Stückes, der identisch ist mit einer Verhöhnung: denn zwischen echtem, deutschem Bürgertum, zumal Bauerntum, und dem Adel des Landes besteht dieser Gefühlsunterschied nicht, und wo er beim Parvenu gelegentlich durchbricht, wäre er harmlos-heiter zu behandeln und nicht als sozial-revolutionäre Satire. Der Snob ist Christian Maske, der Sohn des Theobald Maske aus dem Stücke „Die Hose". „Maske" ist ein bei Sternheim häufig wiederkehrender Name, das heißt wohl, man muß sich eine Maske vornehmen, wenn man ein tüchtiger Kerl sein will; man darf kein Mensch, man muß ein Automat, eine Larve sein, wenn man Erfolg haben will. Die Leute zu demaskieren, betrachtet Sternheim als sein Richteramt. Das Stück „Der Snob" zeigt, mehr nebenbei, das für die jüngste Dichtung so bedeutsame Sohn-Vater-Motiv von einer besonderen Seite. Dem Sohn wird nach seinem Aufstiege der Vater, der kleine pensionierte Beamte, unbequem; er muß nach Zürich verschwinden und erst, wie es zeitgemäß wird, daß die Leute mit den großen Erfolgen von armen, einfachen Eltern abstammen, darf er wieder zurückkehren. Das Schauspiel „1913" bringt das Ende Christian Maskes (1913—1914). Freilich vom Snob hat der Industriemagnat Freiherr Christian Maske von Buchow, der nun vor seinem Ende im eigenen Hause Ordnung machen will, fast nichts mehr. Der Sohn ist ein Modegeck, der um eine trotzdelhafte Modemarotte alles Recht aus der Hand gibt, die jüngste Tochter unzuverlässig romantisch, die älteste Tochter aber eine Ausgeburt der Zeit, die der kapitalistische Teufel reitet, vom Herrenwahnsinn so besessen, skrupel- und mitleidlos, daß sie über den noch Lebenden weg schon die Hand nach dem ganzen Erbe ausstreckt. Aber der Alte ist feinhörig, fühlt die Zeitwende. Er wittert Krieg und Zusammenbruch und, nicht unbeeinflußt von seinem Sekretär, dem Nationalsozialisten Wilhelm Krey, eine neue Wirtschaftsordnung. Und käme es nur auf ihn an, er wäre „bereit, wieder von der Pike an zu dienen. „Ob General, ob Unteroffizier, — nur mitten im Gewühle stehen." Das Schauspiel zeigt, daß Sternheim die satirische Spiegelung der Gegenwartsmenschen gelingt, dagegen die Zeichnung des Zukunftsmenschen, der hier nach dem Freunde Ernst Nadler benannt ist, farblos bleibt.

Vor „1913" entstanden noch andere Stücke; so die Kassette (1911). Philisterleute belauern eine Erbtante; allen Bodensatz ihrer geldgierigen Seele treibt eine entdeckte Kassette, deren Inhalt in Wahrheit längst der Kirche vermacht ist, hoch. Die geheimnisvolle Kassette wird zum Dämon. Der Oberlehrer Heinrich Krull und sein zukünftiger Schwiegersohn, der Photograph Alfons Seidenschnur, alle beginnen, von der Erwartung des Geldes toll gemacht, zu rasen; alle Bande irgendwelcher Scheu fallen von ihrem Benehmen und von ihren Sätzen, die wie eine Gespensterjagd dahinsausen, fallen alle entbehrlichen Wörter weg; in lauter verkürzten Sätzen, schließlich in bloßen Ausrufen jagt der Dialog dahin. Eine Versöhnung des Bürgerstolzes und bürgerlichen Standesbewußtseins ist Bürger Schippel (1912). Der Proletarier Schippel drängt ins Bürgertum. Es bietet sich dazu Gelegenheit. Das Gesangsquartett alteingesessener standesbewußter Bürger des Goldschmieds Hicketier braucht schnellstens, will es nicht auf den fürstlichen Preis verzichten, einen Ersatz für den verschiedenen Tenorsänger. Schippel wird um seines leuchtenden Tenors willen in das Quartett aufgenommen. Als die hochmütige, bürgerliche Gesellschaft den Proletarier in die Schranken seines Standes zurückweisen will, kommt ihm der Fehltritt der Schwester Hicketiers mit dem jungen Fürsten zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hilfe; wie ein Bürger schlägt Schippel, der Bastard, der selber keinen Vater hat, das Mädchen aus, stellt im Duell seinen Mann und wird von Sternheim durch Hicketier als „kompletter" Bürger entlassen. Schippel ist eine mit Glück und ohne Rücksicht sich durchsetzende Natur wie der Diener Jean in Strindbergs „Fräulein Julie", die ungehobelte, natürliche Gemeinheit, die zu spießbürgerlicher Ehre kommt, honorig wird und zu den „honorigen Segnungen des Bürgertums" gelangt. Dieses aber strebt nach den Altären der großen Welt. In dem Stücke „Die Hose" taucht der junge Dichter Scarron auf, ekstatisch redend, hingerissen zuletzt von einer Dirne, die er mit Gebeten der Demut wie eine Heilige verehrt, aber eben ironisch behandelt. Und noch einmal in Perleberg (1913), der Familienkomödie zweier Schwäger, erscheint in der selbstsüchtig-bürgerlichen Welt der Kleinstadt der reine und fast ekstatische Jüngling der neuen Dichtung in der Gestalt des Volksschullehrers Tack, des harmlosen Friedensmenschen, freilich nur, um in ihr zugrunde zu gehen. In dieser Welt Sternheims setzt sich sonst überall die Gemeinheit durch und diese Welt ist hoffnungsloser, als je die des Naturalismus war, weil hier auch die Gegenspieler in Gemeinheit dargestellt und mit Hohn und Spott übergossen sind. Es folgten noch die politische Komödie Der Kandidat (1913), eine Bearbeitung des Flaubertschen gleichnamigen Dramas. Daran schlossen sich Werke, in denen Sternheim sich wiederholt, sein Stil zur Manier und seine selbstgefällige Überhebung lächerlich wird. Am wenigsten noch in Tabula rasa (1916), einem Schauspiele, in dem er die roten Parteihäuptlinge entlarvt, die sich in kapitallüsterne Bürger wandeln, und in dem Stücke Fossil (1922), worin er über den Titelträger, einen altpreußischen General, Gericht hält; ganz offenbar aber in den verklügelten Komödien Der entfesselte Zeitgenosse (1921) und Der Neblich (1925), der Komödie der Nichtse, der durch den Krieg oder nach ihm Emporgekommenen.

Es folgte eine Reihe von Bearbeitungen fremder Stoffe; so die von Klingers Drama Das leidende Weib und die Komödie Der Scharmante (1915), in der ein selbstgefälliger Geck hämisch gezeichnet wird, der nur sein äußerliches Ich liebt, ferner Molières Der Geizige, Die Marquise von Arcis (1919) nach einer von Schiller übersetzten Erzählung Diderots, und Manon Lescaut (1921). Auch diese beiden letzten Dramen ergehen sich in der Kritik des Bürgertums. Ganz klar gestaltet Sternheim seine Sehnsucht noch einmal in dem Bekenntniswerk Oskar Wilde, Sein Drama (1925). In dem Vorwort dazu erklärt er, was er wollte und will, nämlich „Privatcourage" verbreiten, und wem seine Liebe gehört: den drei europäischen Schöpfern des gesamten neuen Begriffsinhaltes von 1825 bis 1925, soweit er für bessere Europäer noch kaum brauchbar ist, außer Oskar Wilde noch Vincent von Gogh und Heinrich Heine. „Heines alle deutschen Dichter überragendes Denkmal gegen die fortschreitende Verblödung meiner Landsleute allein zu errichten, behalte ich mir für die Zeit meines fünfzigsten Lebensjahres vor, wo ich die geistige Reife, die es zu seiner Deutlichmachung braucht, im Ausland erreicht zu haben hoffe."

Auch in seinen Prosadichtungen hat Sternheim eine eigene, zynisch-verwegene, oft freche, immer stark gepfefferte Satire geschaffen. Er begann mit knappen, kurzen Werken, mit Schuhlin (1913), einem Virtuosen, der nur sich und seinen Vorteil kennt, Busekow (1914), einem Schutzmann, der, bisher nur Gliederpuppe der Sitte und Ordnung, durch eine Dirne zu eigenem Leben erwacht, Napoleon (1915), ein Pariser Koch, der die Gaumen der großen Welt befriedigt und deren Hohlheit durchschaut. Außer diesen drei mit dem Fontanepreis ausgezeichneten Erzählungen schrieb Sternheim noch andere, wie Ulrike, ein adeliges Mädchen wird im Kriege unter der Hypnose einer menschlichen Bestie, des jüdischen Malers Posinsky, eine schwarze Geliebte, ganz Urwesen, „berauschte Äffin", die sich sogar bemalen und tätowieren läßt, „berücktes Fleisch", das eigentlich eine deutsche Gräfin war. Gesammelt sind Sternheims Erzählungen in der sarkastisch-schamlosen Chronik von des 20. Jahrhunderts Beginn. „Zur Wirklichkeit erwachte Menschen jedes Alters, jedes Standes und jedes Geschlechtes werden dargestellt, Menschen, die ihren einmaligen Trieben immer neu nachgeben, die Freiheit der „Beziehungsinhalte" genießen. Die in den Dramen mehr unterdrückte Erotik bricht sich später bis zum Ekel beherrschend Bahn. Mehr noch als in den Dramen wird die Sprache mißhandelt; er, der Romanische, drechselt sich seinen lateinischen Stil, einen Stil, der den Artikel wegläßt, Partizipien häuft, Genitive voran, dafür das Subjekt gern an das Ende setzt. Am meisten entstellt die Sprache den zweibändigen, mit Fremdwörtern gespickten und mit Metaphern überladenen Roman Europa (1919), in dem er alle Kräfte zu einem großen Weltbilde sammeln wollte. Er will das Gefüge der heutigen, westeuropäischen Menschengemeinschaft bis zu ihrem Zusammenbruche im Weltkriege bloßlegen. Dieses Ziel zeigt schon die Teilung des Stoffes in vier Bücher: „Deutschland", „Frankreich", „Europa" und die „Welt". Man wird zwar manches anders werten, aber aus dem Roman, der die neue, den Männern überlegene Frau — hier heißt sie Europa oder Eura — in den Mittelpunkt rückt, spricht viel Geist, die Kritik der Vorkriegszeit ist im allgemeinen wahr und echt. Aber die Technik ist primitiv, manche Stellen sind von geiler Erotik überwuchert und das Selbstbildnis, das Sternheim durch den Dichter Bundt zeichnet, ist durch Selbstlob maßlos überlichtet. In der nächsten stilistisch mehr gewinnenden Erzählung Fairhax mit dem Motto „Europa zum Kotzen" gibt er eine Groteske der deutschen Inflationszeit. Im Mittelpunkte steht der amerikanische Milliardär Jimmy Fairhax, der, durch den Friedensschluß um die notwendigen „Sensationen" gebracht, nach Europa geht, um seiner Tatkraft ein neues Ziel zu setzen. Was Sternheim, der fanatische Deutschenhasser, hier an Schmach den Deutschen zufügt, mag von den Schiebern gelten, nicht aber von dem ganzen deutschen Volk. In der galligen Erzählung Libusse, des Kaisers Leibroß (1922), wühlt der Verfasser in Klatsch und Tratsch.

Um Sternheims Schaffen zu vervollständigen, seien noch seine kritischen Bücher Berlin oder Juste Milieu (1920) und Tasso oder Kunst des Juste Milieu (1921) erwähnt. Dort übt er wieder ätzende Kritik an dem deutschen Bürgertum, wirft ihm innerliche Unwahrheit vor und findet es verächtlich, weil es nicht den Mut zur Wahrheit im Leben und Denken habe und darum eine Doppelrolle spiele, innerlich zu allen Lastern geneigt sei, äußerlich aber den Weg des Juste Milieu einschlage; hier ergeht er sich in der Kritik

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der bürgerlichen Dichter aus älterer Zeit bis auf die Gegenwart. In seiner Anmaßung verurteilt er Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, R. Wagner und läßt nur Hölderlin, Novalis, Heine und Büchner nebst den Ausländern Stendhal, Flaubert, Dostojewski und Tolstoi als Dichter gelten. Als die wirklich großen Europäer nennt er Oskar Wilde, Vincent von Gogh und Heinrich Heine. Von den Dichtern der Gegenwart finden nur die Lyriker Ernst Stadler und Gottfried Benn, die Erzähler Franz Kafka und Ernst Kammnitzer, der Verfasser des Lustspieles „Die Nadel" (1914), und der Dichter-Kritiker Franz Blei, der für ihn warb, Gnade. Sternheims Auswahl der Dichter wird uns klar, wenn wir seine Ansicht vom Wesen der Dichtkunst hören. Dichter mit ethischen Zielen weist er von vorneherein zurück. Der Künstler dürfe nicht für Sittliches oder Vernünftiges eingenommen sein, denn Kunst ist: „Die nicht für Sittliches oder Vernünftiges voreingenommene, über tatsächlichen Ereignissen stehende Sichtbarmachung der zwischen beiden Kräften des wirklichen Seins, Vernunft und Sitte, ewig stattfindenden Zusammenstöße mittels eigener künstlerischer Maßgesetze."

Mit dem vielseitigen, gewandten und fruchtbaren Georg Kaiser kam ein Erfolgdramatiker des Expressionismus zu Wort. In kaum 12 Jahren hat er 30 Stücke auf den Theatermarkt geworfen und zwischen 1913 und 1922 mit nicht weniger als 21 Uraufführungen die Höchstzahl im deutschen Sprachgebiet erzielt. Ihr Zusammenhang und ihre Reihenfolge bleiben durchaus undurchsichtig; sie sind völlig verschieden an Sinn und Wert. Seine Anhänger machen ihn zu der wichtigsten Persönlichkeit der deutschen Literatur. Er ist es nicht, aber gewiß gehört er zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die in dem Bereiche des deutschen Theaters je vorgekommen sind. Er ist der schärfste Dialektiker des modernen Theaters, ein Denkspieler vielleicht, aber kein Dichter, kein Schöpfer, sondern ein kluger, kaltrechnender Verstandesmensch, der alle möglichen Probleme geistvoll zu erörtern, die gewaltsam fortgepeitschte Handlung seiner Idee dienstbar zu machen weiß, anstatt sie seelisch zu entwickeln, und unbedenklich ist, ohne Rücksicht auf innere Wahrscheinlichkeit der Psychologie oder der kausalen Verknüpfung seine Marionetten im Dienste seiner Idee tanzen zu lassen. Er hat Sinn für theatralische Kontraste, Effekte, Spannungen und neben seinem theatralischen Verstand einen feinen Spürsinn für das, was die Zeit und die Zeitgenossen bewegt. Es ist die Spannung zwischen Mechanisation und Menschentum, zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Betrieb und Seele, die ihn, wie sein Publikum, erfaßt und erregt. Aber Kaiser vermag als Verstandesmensch diese Probleme nur dialektisch zu formulieren, deren Lösung aber, da diese nur vom Herzen möglich ist, nicht zu geben; er schafft nicht aus der Tiefe eines einheitlichen Menschentums, sondern ist selber der Zivilisation und ihrer Entseelung verfallen. Dabei verfügt er über eine atemraubende, verblüffende, kinoartige Technik und eine neue Bühnensprache, die freilich bei Wedekind und Strindberg schon vorgebildet ist. Seine Sprache ist ganz unlyrisch, ganz gegenständlich, tatsächlich, knapp, ja brutal. Empfindungen und innere Zustände werden nicht weich, gefällig, pathetisch umschrieben, sondern derb herausgesagt, herausgeschrien. Etwas von der lakonischen Kürze des modernen Telegrammes ist bei Kaiser zu spüren. So geeignet nun dieser Telegrammstil für Kampfsituationen ist, so versagt er doch, wenn es sich darum handelt, die seelischen Zustände eines Menschen zu geben.

Georg Kaiser ist vielseitig und vieldeutig; seine äußere Welt wechselt ebenso bunt wie seine innere, das Gleichnis ebenso wie sein Sinn. Angeborene Freude am bunten Bilde führt Schaufrohe in griechische Götterzeiten und in ein assyrisches Heerlager, vom griechischen Markte und Mahle über dunkles und helles Mittelalter, Welt der Legende und Geschichte, hinein in die Jahrhunderte der neuen Zeit, in die quälende oder heitere Welt von heute und morgen, in Schule, Bank, Gefängnis, Sportpalast, Ballhaus, Schornsteinwald und Fabrik von morgen, auf die Luftjacht des Milliardärs und in den Arbeitsraum, in die Betonhalle, den Weltmittelpunkt der militaristischen Zukunftsindustrie, deren von Blau- und Gelbfiguren bedientes Drähtesystem unheimlicher ist als alle Phantastik der Vergangenheit, hinein endlich in die von voller Sonne mit überweißem Lichte übergossene Ebene, in dem die Zukunftsmenschheit wie in einem verschmelzenden Nebel steht.

Von Jugend an war Kaiser schon mit Erleben, freundlichem und bitterem, gesegnet. Er wurde 1878 als Sohn eines Kaufmanns in Magdeburg geboren. Auf Lehrlingsjahre im ungeliebten Berufe folgten drei Jahre in Buenos Aires, die ihn mit Sehnsucht nach Deutschland erfüllten, innerlich zum Deutschen machen. Ein monatelanger Überlandritt, dem sein argentinischer Begleiter, ein Offizier, erliegt, wirft ihn auf ein Krankenlager von acht Jahren. Über Spanien und Italien nach Deutschland zurückgekehrt, lebt er in der Heimat malariakrank ein energieloses,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stumpfes Stubenleben, aus dem ihn langsam zögernde Gesundung und der Wille zur Kunst befreit. Mit 25 Jahren schreibt er sein erstes Drama, über 30 Jahre ist er alt, ehe seine erste Dichtung gedruckt wird, bald 35, ehe sein erstes Drama auf die Bühne kommt. Er muß mit seiner Familie in Dürftigkeit leben, verkauft, sicherlich in der Absicht, den Schaden bald wieder zu ersetzen, anvertrautes Gut, steht als Angeklagter vor Gericht, fühlt sich aber mit der Berufung auf seine dichterische Sendung als Ausnahmsmensch, der selbst das Schicksal des Gefängnisses als eine seltene, ihm widerfahrene Gnade segnet: „Ich bedauere meine schriftstellerischen Kollegen schon heute, ihnen durch das Erlebnis des Gefängnisses soweit vorausgekommen zu sein." Das rätselhaft fruchtbare Jahr 1919 hebt ihn mit seiner Familie aus aller Bedrängnis heraus; Bühne und Film des In- und Auslandes beginnen ihn zu umwerben.

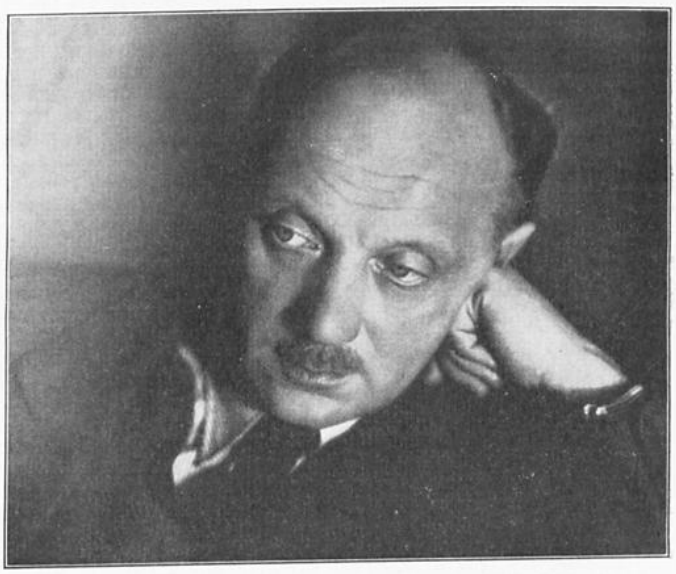
Georg Kaiser begann mit Lustspielen im harmlosesten alten Familienstil („Großbürger Möller", „Die Sorina", „Geist der Antike"). Versuche eines Wedekind-Epigonen und Sternheim-Nachahmers („Rektor Kleist" 1909, „Der Zentauer", ein widerliches Stück), sogar eine ganz dilettantische Ibsen-Nachfolge mit Gerede von Alkohol und Vererbung fehlt nicht („Die Versuchung", eine ekelhafte Ehebruchsgeschichte). Und dann wieder Stücke, die bei aller Verschiedenheit doch immerhin eine eigenartige Handschrift gemein haben; am frühesten zeigten boshaft ironische Dramen („Die jüdische Witwe" 1911 und „König Hahnrei" 1913) so etwas wie einen eigenen persönlichen Stil. In dem Stücke Die jüdische Witwe griff Kaiser nach dem gewaltigen Judith-Motiv. Schon Hebbel hatte trotz der tiefen Symbolik in den ersten Akten seines Dramas das Problem aus der religiösen in die sexuelle Sphäre gerückt, doch so, daß trotz aller Verzerrungen die Gestalt des hassend-liebenden Weibes dennoch ins Metaphysische wuchs. Kaiser aber löst die Gestalt Judiths noch mehr aus dem Pathos religiöser Leidenschaft und aus dem Rahmen heroischer Schicksale. Aus der Heroine Judith wird ein zwölfjähriges Mädchen, das den greisen Mann, dem sie versprochen ist, flieht und vergebens im assyrischen Lager den schönen König Nebukadnezar sucht, doch dieser ist mit seinem Heere abgezogen, nachdem Judith ihm zuliebe dem ungeschlachten, abergläubischen Bramarbas Holofernes das Haupt abgeschlagen. Das gerettete Volk bestimmt das lüsterne Weibchen zur Tempeljungfrau und so wäre ihre Sehnsucht ungestillt geblieben, nähme sich nicht der stramme schöne Hohepriester im Allerheiligsten ihrer an. Judith ist nur Trieb, das Stück eine unerträgliche, freche Komödie, die den Glauben an die alte Heldengeschichte und ihre tiefsinnigen Dramatiker samt dem Grübler Hebbel erschüttern will. Noch widerwärtiger ist das groteske Stück König Hahnrei, in dem das Tristan-Isolde-Motiv in grelle sexualpsychologische Beleuchtung gerückt ist. In der Zersetzung der alten Liebesgeschichte erinnert das Stück an Shaw, in der zersaserndn Nervenkunst an Hofmannsthal. Auffallend aber war in diesen beiden Bühnenwerken ein außerordentlicher Sinn für das Szenisch-Dekorative und im Sprachlichen mischte sich in den Wedekindschen Zynismus sehr merkwürdig ein Element, das von Maeterlinck und dem umnebelnden Strom seiner pathetischen, einfachen Sätze zu stammen schien.

Dieser Einfluß wird ganz deutlich in dem Drama Die Bürger von Calais (1914), das nun unter Ausschaltung des sexuellen Motivs eine neue Gesellschaftsethik: soziales Schöpfertum gegen ritterliche Kriegsmoral verficht. Der englische König fordert von dem belagerten Calais gegen das Versprechen, den Hafen unversehrt zu lassen, die Auslieferung von sechs Bürgern, barfuß und in der Schmach des Bußgewandes. Eustache de Saint-Pierre, obwohl durch Glück und Reichtum mehr als irgend ein anderer an dieses Leben gekettet, rät im Interesse des für das Gemeindewohl unentbehrlichen Hafens zur Annahme der Bedingungen, erklärt sich bereit zum Opfer für das Wohl der Vaterstadt. Sechs Bürger folgen seinem Beispiele. Als der Morgen des Opfertodes herannaht und sich entscheiden soll, wer von den Sieben als Überzähliger zurückbleibt, fehlt Eustache de Saint-Pierre. Kleingläubig schelten die Bürger von Calais ihn einen Betrüger und Verräter, stürmen wutentbrannt sein Haus, entschlossen, den Treulosen auf offenem Markte zu schänden. Da kommt der greise Vater mit der Leiche seines Sohnes, der selber sich den Tod gab, um die Tat rein zu erhalten. Der Greis aber deutet die Tat des Sohnes als die Geburt des neuen Menschen. Der König von England schenkt, erfreut über die Geburt eines Sohnes, den sechs Bürgern das Leben. Doch nicht er, der alte Mensch, ist Sieger, sondern sein Überwinder ist Saint-Pierre, der neue Mensch. Gegenüber den beiden unerquicklichen Jugendstücken war dieses Drama ein wesentlicher Fortschritt, aber selbst die bürgerliche Massenszene des letzten Aktes zeigt im Vergleiche mit stofflich verwandten Darstellungen Shakespeares den Mangel an plastischer Kraft eines großen Gestalters und der Sprache fehlt in ihrer leeren Pathetik doch alle dramatische Gewalt und seelische Tiefe. Nur im ersten Akt zeigt das Stück einen wirklich großartigen dramatischen Kontrast, dann aber verliert es im Fluß einer unendlichen Rhetorik seine Wirkung. Immerhin erhielt der Expressionismus in diesem Drama sein großes „historisches" Drama wie der Naturalismus im „Florian Geyer".

Kaisers nächstes Bühnenwerk war das Tanzspiel Europa (1915), eine Ausdeutung der alten Stiermythe auf die europäische Kriegskatastrophe. Es zeigt anfangs in griechisch-mythischem Gewande das schöngeistige Gebaren eines überfeinerten, verweichlichten und verweiblichten Geschlechtes, das die Angebetete, Europa, in Weiberröcken tanzend umwirbt, am Ende den Einbruch einer rauhen, waffenstarrenden Kriegerkaste, Saat des Kadmos, die zu rauben droht, wer nicht willig folgt. In Gilles und Jeanne wird der Stoff der Schillerschen „Jungfrau von Orleans" zersetzt und verzerrt und in gemeiner Weise der Lustmörder Gilles de Rais mit der Heiligen zusammengebracht. Es folgten noch andere Stücke, die um rein sexuelle Themen komponiert sind („Der Brand im Opernhaus", „Das Frauenopfer"), und dann solche, in denen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaiser den sozial verkümmerten, entseelten Menschen und seine Befreiung mit satirischem Ingrimm und sozialem Pathos erörtert. So in der grotesken Komödie Von Morgens bis Mitternacht (1916), der er seinen ersten großen Bühnenerfolg verdankte. Es ist der Versuch einer Satire auf unsere Zeit. Ein Kassierer läßt sich durch sinnlose Verliebtheit zu einer großen Unterschlagung verleiten und verjuxt das Geld „von morgens bis mitternachts". Ein recht kläglicher Stoff. Aber dieser Schicksalsweg aus dem kleinen Bürgerdasein über verzückte orgiastische Krämpfe und kapitalistische Machtgefühle zum Zusammenbruch im dumpfen Lokal der Heilsarmee vollzieht sich in einem atemlosen Tempo; mit unbestreitbarer Virtuosität ist dargestellt, wie ein Menschenschicksal seiner ruhigen, behäbigen Umwelt entrollt und in ekstatischer Hast sich abspult. Aller Geldrausch bricht hilflos in Nichtigkeit zusammen. Aber es bleibt in dem Stücke alles Geschehen in der Auflösung befangen, es fehlen die aufbauenden Momente, die aller großen Kunst eigen sind. Wesen und Zusammenbruch des Kapitalismus darzustellen, versuchte Kaiser auch in dem Bühnenwerke Die Koralle (1917) und in seinem zweiteiligen Hauptwerke Gas (1918 und 1920). Die Koralle ist ein kleiner Schmuck der Uhrkette, die der Sekretär an der Uhrkette trägt, um sich wenigstens in etwas von dem Milliardär zu unterscheiden, seinem Herrn, dessen vollkommener Doppelgänger er sonst ist. „Das heiße Herz der Erde" heißt jenes ovale Zimmer, in dem der Sekretär an offenen Donnerstagen Geschenke, Stiftungen macht, Wohltaten erweist im Auftrage seines Herrn und von den Empfängern für den Herrn gehalten wird. Nur zwei Detektivs, die zugleich Diener sind, wissen den wirklichen Sachverhalt. Die Personen tragen keine Namen mehr zum Ausdruck dessen, daß sie zu Gestalten, aus Individuen zu Typen geworden sind: so hier der Milliardär, der Sohn, die Tochter, der Arzt usw. Der Milliardär ist aus tiefstem sozialem Elend hergekommen, der Sekretär aber hat eine reiche, reine und glückliche Jugend gehabt. Der Milliardär ist beherrscht von dem Willen nach einem sonnigen Leben und treibt, während der Sekretär das Elend an den Donnerstagen mildert, an fernen, sonnigen Küsten Angelsport. Dort hielt er auch seine Kinder bisher verborgen, damit sie von der Furchtbarkeit des wirklichen Lebens nichts erführen. Mitten auf einer Weltreise erfaßt den Sohn die sittliche Erneuerung in Gestalt tiefsten Mitleides zu den Heizern seines Luxusschiffes. Die Tochter wird Barmherzige Schwester und widmet sich den zahllosen Unfällen in den väterlichen Betrieben. Der Sohn ist es selbst, der in einer Arbeiterversammlung dem Vater, vielmehr dem Sekretär, den er für den Vater hält, das Wort „Mörder" zuruft. Sohn und Tochter verlassen den Vater. Der Milliardär rückt wieder in den Mittelpunkt. Ein Phantast, der Herr in Grau, — eine Figur, verwandt jenem „Jakob" in Kornfelds „Himmel und Hölle" und mit diesem abstammend von dem „vermummten Herrn" in Wedekinds „Frühlings Erwachen", eine Art raisonneur — fordert den Milliardär auf, zu bekennen, daß die Bereicherung des einzelnen die unerhörteste Schmach sei. Dieser aber offenbart seine Weltordnung und sein Leben. Sein ganzer Aufstieg war ihm eine Flucht vor dem Elend und unter dieser Formel löst sich diesem Typus der Impression überhaupt das ganze Leben auf. „Ich will von dem Elend nichts hören, das mich an das Furchtbare zu stark erinnern kann." Der Sohn ruft dem Vater zu: „Das letzte reißt du mir aus den Händen, was dich entschuldigt: die Qual der anderen wäre dir fremd!" Da fühlt sich der Vater eingeholt vom Schicksal und erschießt seinen Sekretär mit dem Revolver, mit dem der Sohn soeben (wie bei Hasenclever) den Vater zu töten sich versucht gefühlt hatte, und streift die Koralle von dessen Uhrkette, um fortan als der Sekretär und der Mörder des Milliardärs zu gelten, als der Mann mit dem sonnigen Leben. Er spielt die Rolle bis zur Hinrichtung fort — dem Sohne, dem Geistlichen gegenüber, nur nicht dem Herrn in Grau, der ihn durchschaut hat. Was Kaiser sich vorgesetzt hatte, Wesen und Zusammenbruch des Kapitalismus darzustellen, ist ihm nicht gelungen. Die Verschlingung der beiden Motive



Phot. Elli Marcus, Berlin W., Kurfürstendamm 93.

Georg Kaiser

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des Kapitalismus und des Doppelgängers ist nur eine äußerliche und hat keinen Einfluß auf das seelische Leben des Sekretärs. Äußerlich ist auch die Symbolik, die an die rote Koralle anknüpft, und trotz aller Bemühungen, ihr einen tieferen Sinn zu geben, bleibt sie ein bloßes Theaterrequisit. Auch der psychologische Aufbau des Stückes ist von bedenklicher Inkonsequenz: Man begreift nicht, von welchem Belang es für die Vollstreckung des Todesurteils ist, ob der Sekretär den Milliardär oder der Milliardär den Sekretär niederschießt: Mord bleibt Mord und in beiden Fällen wäre das Todesurteil unentrinnbar. Weit entscheidender freilich ist, daß den Personen die innere Glaubwürdigkeit fehlt: nicht Gestalten von Fleisch und Blut sind sie, sondern Schemen, denen ein Literat seine unplastische Sprache in den Mund legt. „Ich habe das Paradies, das hinter uns liegt, wieder erreicht. Ich bin durch seine Pforte mit einem Gewaltstreich — denn die Engel zu beiden Seiten tragen auch Flammenschwerter! — geschritten und stehe mitten auf holdestem Wiesengrün. Oben strömt Himmelsblau." Mit dieser Emphase entzieht sich der Milliardär der menschlichen Gemeinschaft, die fordern muß: „Sieh dem Furchtbaren ins Auge! Entzieh dich ihm nicht durch feige Flucht. Tilg' es durch liebende Tat."

Der Sohn des Milliardärs hat es im Schauspiel Gas versucht. Nichts ist er als Leiter der sozialisierten Fabrik. Aufgehoben die Armut! „Aus der Gewinnbeteiligung höchste Spannung und Leistung — aus höchster Leistung stärkstes Produkt: Gas!" „Kohle und Wasserkraft sind überboten. Die neue Energie bewegt neue Millionen Maschinen mit mächtigerem Antrieb." Aber eine Explosion vernichtet das Werk. Die Massen, die der Milliardär nun aus aller Industriefron erlösen und zu seinen Siedlern machen will, folgen nicht ihm, sondern dem Ingenieur, der das Werk wieder aufbaut. Die Menschheit ist noch nicht reif für die reinere Lebensform. Worin diese besteht, erfahren wir nicht, auch nicht aus dem zweiten Teile von „Gas". Es ist das Drama, das alle aus dem Weltkriege aufwirbelnden verwickelten Fragen nach der Zukunft der Völker, nach ihren äußeren Wirtschafts- und ihren inneren, seelischen Seinsformen auf eine einfach aufgelöste dreiaktige, dramatische Formel bringt. Dieser zweite Teil ist eine ganz mechanische, innerlich schwunglose Wiederholung des ersten und wird durch seinen visionären Charakter schwer verständlich. Auch dieses Stück handelt von der Erneuerung des Menschen. Wohin aber der neue Mensch Georg Kaisers zielt, weiß man nicht und kann auch das dreiteilige Drama Hölle Weg Erde (1919) nicht klar machen. Es folgte das Denkspiel Der gerettete Alkibiades (1920).

Was Georg Kaiser nach 1920 an Dramen schuf, hat seinem unruhigen Bilde keine festeren Formen gegeben. Der Protagonist (1922) ist eine einaktige, nicht überzeugende psychologische Studie des Schauspielers. Der aufregende Dreiakter Kanzlist Krehl (1922) wiederholt auf einer höheren Ebene mit einer Flucht ins Weltall unwahrscheinlicher noch die Flucht des Kassierers in die Welt. Die Flucht nach Venedig (1923) zeigt an dem Verhältnis des Dichters Musset mit der Literatin George Sand das Problem zwischen Mann und Weib in neuer Beleuchtung. Als guten Theatraliker zeigt den Verfasser das Drama Gats (1925). Ungleich an Wert sind die zwei ironischen Spiele Nebeneinander (1923) und Kolportage (1924), von denen das erste ein technisches Musterstück ist, das das Bild chaotischen Lebens von heute, wo es keine innerliche Beziehung gibt zwischen Mensch und Mensch, nur ein Nebeneinander, einer grotesken Symmetrie unterwirft, das andere, Kolportage, aus dem Stoff eines puren Kolportageromans ein lustiges Theaterstück formt. Die Geschichte vom vertauschten Grafensohne wirkt erheiternd, weil der in die feudale Wiege gelegte Vagabundensproß dann alle „untrüglichen" Merkmale echtester Blaublütigkeit aufweist. Doch paßt zu dem trefflichen Anfang nicht der ernsthafte, sentimental gehaltene Schluß. David und Goliath (1921), die veränderte Wiederaufnahme einer früheren Kleinstadtkomödie, fesselt eigentlich nur wegen des Schlußaktes, der wie eine heitere Spiegelung des Prozeßerlebnisses wirkt, die ernste gibt Noli me tangere (1922), Kaisers Auseinandersetzung mit jenem Schicksal, das ihn ins Gefängnis brachte. Das Stück spielt in einer Gefängniszelle, in die nacheinander von drei Aufsehern 16 Häftlinge — alle nur mit den Nummern 1 bis 16 bezeichnet — zusammengepfercht werden. Die Nummer, die sich im deutlichsten Bekenntnis als den Dichter Georg Kaiser vorstellt, läßt ihren Worten einen Hochmut, eine Selbstgerechtigkeit entströmen, die uns schaudern macht. Wie Anklage gegen seine Kläger klingt es aus dem Werk.

Georg Kaiser, der selbst in merkwürdigen ästhetischen Bekenntnissen den Unterschied zwischen philosophischem und dramatischem Dialog leugnet, das Drama eine Gedankenarbeit nennt und erklärt: „Ziel des Seins ist der Rekord" . . . er ist, wie Bab sagt, vielleicht wirklich der Theaterdichter, der für dieses Maschinenzeitalter repräsentativ ist. Aber dann auch repräsentativ für seine ungeheure Schwäche, seinen Blutmangel, seine Seelenarmut. Die Absichten G. Kaisers sind klar: er hält die Technik des Kinos für die Art des heutigen Sehens, er möchte aus dem Film etwas wie die neue Kunstform einer modernen Bühnenballade und -moritat herausdestillieren, eine expressionistische Weiterentwicklung der dramatischen Kurzschrift und Bilderjagd eines Georg Büchner, des „Woyzeck-"Dichters.

Der Deutsch-Russe Gregers Jarchow hat einen in seinem ästhetischen Widersinn ganz interessanten, an Kaisers „Nebeneinander" erinnernden Einfall, indem er zwei völlig verschiedene, durch nichts miteinander zusammenhängende Handlungen aktweise abwechseln läßt. Offenbar in der Meinung, daß sie, wie die Sätze einer Symphonie, nur durch ihre verschiedene Stimmung eine rein musikalische Einheit erzielen könnten. Fred Antoine Angermeyer (geb. 1889 in Linz a. D., lebt in Berlin), Schüler Sternheims mit seiner rohen „Komödie um Rosa" (1924) und ekstatischer Prophet G. Kaisers, steigert in dem Drama „Raumsturz" (1922) ein Motiv aus Kaisers „Gas II" nicht nur dahin, daß der Übermensch durch seine wunderbare Erfindung gleich das ganze Menschengeschlecht vernichtet, sondern macht noch einen Akt im Chaos, wo der „Erfinder" mit Gott (beide durch bunte Lämpchen im dunkeln Raum markiert) ringt und durch seine Willensmacht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von ihm erreicht, daß die ganze Schöpfung in Nichts zurückgenommen, Gott selbst als bloßer Menschengedanke aufgelöst wird. Dann sagt der tote Erfinder: „Ich traumletzter Wille entdenke mich." Hierauf verlischt er; „sekundenlange Urstille, Vorhang senkt sich über dem Chaos". Damit senkt sich der Vorhang über dem dramatischen Chaos — über den verzweifelten Versuchen nämlich, dem Problem der Seele auf außerdichterische Weise mit dem szenischen Apparat beizukommen.

Was weder G. Kaiser noch K. Sternheim trotz aller Kritik an der mechanisierten abendländischen Welt, trotz aller Analyse des Bürgertums sind, das ist Ernst Toller: Kommunist und Prediger der Revolution. Von einer bewußt kommunistischen Weltanschauung sind seine wichtigsten dramatischen Werke gestaltet. In ihnen war mit aller Energie das revolutionäre Bekenntnis, die ekstatische Absage an die bürgerliche Welt aus der privaten Sphäre genommen und in den sozialpolitischen Rahmen gestellt, als proletarisches Pronunciamento gegen das Bürgertum. In anderem Sinne als manchem anderen war Krieg und Revolution ihm Erlebnis und Schicksal. Er war 1893 in Samotschin geboren (lebt in Berlin) und spielte während der bayerischen Räterepublik eine Rolle, mußte sich 1919 vor dem Standesgericht wegen Hochverrats verteidigen und eine jahrelange Festungshaft abbüßen. Jedes seiner Werke stellt er als ein Stück Lebens- und Entwicklungsgeschichte dar.

Bezeichnend heißt gleich sein erstes, in der Haft des Militärgefängnisses vollendetes Drama Die Wandlung (1918) im Untertitel „Das Ringen eines Menschen". Der als Jude sich ortfremd fühlt, sehnt sich hinüber in die engste Schicksalsgemeinschaft mit denen, die wirklich ein Vaterland haben, findet aber statt des Vaterlandes die Menschheit, deren Wiedergeburt in Liebe und Freiheit er Revolution heißt. So wie Toller fühlt sich sein Bildhauer Friedrich, der Held der Dichtung, außerhalb der Volks- und Herzensgemeinschaft, deren Sprache er doch spricht. Um ihnen zu beweisen, daß er doch zu ihnen gehört, meldet er sich als Kriegsfreiwilliger für den Kolonialkrieg gegen die Aufständischen, der ein schwaches Symbol für den Weltkrieg ist. Denn in den sechs Stationen und dreizehn Bildern, in die das Werk zerfällt, schweben — besonders in den Traumbildern — die Verhältnisse des Weltkrieges vor. Die Greuel des Weltkrieges und die Brutalität der Mächtigen bringen Friedrich in Verzweiflung. Seine Schwester zeigt ihm einen Ausweg: „Wer zu den Menschen gehen will, — Muß erst in sich den Menschen finden." Daraufhin vollzieht sich in ihm die Wandlung. Er hält vor der Kirche die große Befreiungsrede zu innerem, wahrem Menschentum, zu neuer, reiner Bruderliebe, die auch die Reichen als Verirrte nicht ausschließt und alle innerlich zu wahren, unbedingten Menschen wandelt. Und erst die Gewandelten ruft er auf zum Marschieren, jetzt Reife zur Revolution. In die Worte: „Revolution! Revolution!" klingt das Werk aus, das eigentlich kein Drama ist, weil es keinerlei dramatischen Schluß hat. Es sind die bekannten hohlen Phrasen von der Erneuerung der Menschheit, die hier wieder ertönen.

Reichen die sprachlichen Gestaltungskräfte schon in der „Wandlung" kaum aus, so war das folgende Werk Masse Mensch (geschrieben 1919 im Festungsgefängnis Niederschönenfeld) für das Streben, im Revolutionsgetriebe die Kräfte der Liebe vom Rausch der Gewalt zu trennen, doch nur ein kümmerlicher, erfindungsarmer, rhetorischer Ausdruck. Nicht nur die Technik, sogar einzelne Motive aus der „Wandlung" werden hier in Traumbildern wiederholt. Das Werk, „Ein Stück aus der sozialen Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts", hat Toller den Proletariern gewidmet. Was Toller erlitten, erleidet hier nicht, wie in der „Wandlung", ein Mann, sondern eine Frau, deren innerstem Wesen er als Mensch und Dichter sich verwandt fühlt. Sie schließt sich aus echter Liebe zum Nächsten den Proletariern an. Sie ruft Streik, meint aber Menschentum. Die Masse, ihr erst gefügig, wächst dann in Gier, Stumpfheit und dumpfem Aufgreifen unverarbeiteter Schlagworte über sie hinweg. Im „Namenlosen" (der Stimmung vom russischen Vorspann beim deutschen Revolutionskarren) tritt Sonja die Masse entgegen. Sonja sieht den einseitig brutalen Lebenstrieb der Masse. Sie fordert Höheres: Menschentum, und schreit: „Kein Mensch darf Menschen töten um einer Sache willen. Unheilig jede Sache, die es verlangt. Wer Menschenblut um seinetwillen fordert, ist Moloch. Gott ist Moloch. Staat war Moloch, Masse ist Moloch. Heilig ist nur werkverbundene, freie Menschheit, Werkvolk". Die Masse wird überwältigt, Sonja, die anderes wollte, gefangen genommen und erschossen. Der Mensch ist nicht gut, aber er will gut sein. Mit diesem Glauben ist sie in den Tod gegangen.

Am tiefsten verhaftet in der Mechanisation unseres Zeitalters ist der Proletarier; er leidet am unmittelbarsten unter der Gleichförmigkeit der Maschinenarbeit, unter der Entseelung des Berufslebens. So entsteht hier wirkliche Spannung und es war vielleicht ein glücklicher Griff, daß Toller aus einer Episode aus dem englischen Chartistenaufstande seine Maschinenstürmer (1922) geformt hat. Handelt es sich doch in dieser Epoche des Frühkapitalismus um den unmittelbaren Widerstand der Handwerker gegen den Webstuhl. So wird hier das Problem einmal in einer geschichtlichen Situation greifbare Handlung; dazu fügt sich unmittelbar das revolutionäre Pathos, das jeder Volksbewegung anhaftet, um das ganze Drama zu einem zwar mehr deklamatorischen als gestalteten Sonderfall im Laufe der Entwicklungsgeschichte des Proletariats zu machen. Wie in „Masse Mensch" ist es auch hier nicht so sehr „ein Einzelschicksal, sondern das Schicksal einer Gemeinschaft, einer Klasse, das an das Gewissen des Publikums rütteln soll. Zunächst also ist auch dieses Drama ein Kampfdrama gegen die herrschende, falsche, wirtschaftliche Ordnung, die schon vierjährige Kinder in Tag- und Nachtfron ausbeutet, ein Redewerk, zu Proletariern gesprochen, um sie zu überzeugen und zu begeistern, aber es ist auch eine dramatische Stimme der Sehnsucht nach Liebe, ein Schrei aus der Unnatur der geknechteten Maschinenwelt hinaus nach Licht, Sonne, Freiheit,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach ganzem Menschentum. „Ticktack der Morgen, ticktack der Mittag . . . ticktack der Abend — Einer ist Arm, einer ist Bein . . . einer ist Hirn . . . — Und die Seele, die Seele . . . ist tot . . ." Der Führer der Arbeiter ist Jimmy Cobbett, ein Kind des Volkes wie die anderen, nur tiefer erkennend, daß es mit der Zerstörung der Maschinen nicht getan ist, daß die Maschine niemals Zweck sein darf, sondern nur Mittel zu wahrem Menschentum, Helferin zu neuer Gemeinschaft. Sein Los ist schlimm, er wird von den Maschinenstürmern erschlagen. Im Aufbau und in der Wortwahl ist das Drama eine Abkehr von den Bilderfolgen und ihrem expressionistischen Stil und eine Rückkehr zu dem alten, durch Charaktere und Handlung fest gefügten Drama.

Wie die „Maschinenstürmer" zu einem Vergleich mit G. Hauptmanns „Webern" auffordern, so ist in der Groteske Der entfesselte Wotan (1923) die Abhängigkeit von Wedekind und in der gleichzeitigen Tragödie Der deutsche Hinkemann die von Büchner auffällig; in beiden Stücken offenbart sich Tollers Schwäche eigener Erfindungsgabe. In dem letzteren schildert er hohnvoll-symbolisierend unter dem Bilde des im Kriege seiner Mannheit beraubten jungen Ehemanns das heutige, ehrlos und schwach gewordene Deutschland. Die Dichtung ist der Epilog zu Krieg und Revolution, zornige Klage, wehmütiger Verzicht. Dieser arme Hinkemann ist, bei allen sozialistischen Sprüchlein, an denen es auch hier nicht fehlt, nur ein leidender, gequälter Mensch, der Mitgefühl im Herzen des Zuschauers auslöst. Dagegen ist das erstere Stück mit seiner auch vor dem Heiligsten nicht haltmachenden Erotik eine anmaßende Satire im Marionettenstil, eine mißlungene Verunglimpfung Deutschlands, denn wie Toller darin das Schiebertum und den Wuchergeist der jüngsten Vergangenheit brandmarkt, so hätte er seine Pfeile vor allem auch auf seine Gesinnungsgenossen richten sollen. Ein Gegenstück zu dieser Satire bildet das zuchtlose Lustspiel „Die Rache des Verhöhnten, oder Frauenlist und Männerlist" (1925). Mißlungen ist Tollers jüngstes Drama Hoppla, wir leben! (1927). Wilhelm, ein Proletarier, kehrt aus dem Kriege zurück und wird revolutionärer Betätigung halber zum Tode verurteilt. Im Gefängnisse muß er mit anderen der Hinrichtung gewärtig sein. Als nun der Reichswehrleutnant unerwarteterweise die Begnadigungsorder vorliest, erleidet er eine Trübung des Bewußtseins und muß acht Jahre in einer Irrenanstalt verbringen. Geheilt entlassen, muß er nun die Welt, die sich unterdessen geändert hat, aufs neue durchirren. Kilmann, erst sein Leidensgenosse, gleich ihm verurteilt, gleich ihm begnadigt, ist inzwischen sozialdemokratischer Innenminister geworden, ein General der alten Armee ist Reichspräsident und Wilhelms Geliebte hat sich ein ganz anderes Lebensprogramm zurechtgelegt. Sie gibt ihm den Laufpaß. Da beschließt Wilhelm, den Kilmann, der sich in einer Unterredung als Verräter an den alten Zielen erweist, zu töten. Ein „nationaler" Täter aber kommt ihm hierin zuvor. Wilhelm, des Mordes verdächtigt, kommt wieder in das Gefängnis. Die Gefangennahme des wirklichen Mörders reinigt ihn von dem Verdacht und er wäre wieder frei. Als man aber seine Zelle öffnet, findet man ihn durch eigene Hand geendet. Er hat den Zusammenbruch seiner romantischen Revolutionsideale nicht überleben wollen. Der Typus Wilhelms ist denkbar; er erregt Mitleid, dieser arme Mensch, der hinter der Zeit marschiert, aber er erschüttert nicht, weil er sogar dem ganz unbürgerlichen Empfinden entbehrlich und nebensächlich erscheinen muß. Die soziale Misère von heute ist eben ganz anderer Natur und deckt sich nicht im geringsten mit der Katastrophe dieses Nachzüglers. Ein Revolutionär, der an dem Ressentiment der verpaßten Gelegenheit von 1918 leidet, muß ein schlechter Marxist sein und ist jedenfalls nicht der Dichter des Proletariats. Die dramatischen Schöpfungen Tollers werden begleitet von einem Chorwerk, wie von dem „Requiem den gemordeten Brüdern", „Tag des Proletariats" (1920) und den in acht Gefängnissen entstandenen „Gedichten des Gefangenen" (1921). Es ist ein Sonettenkreis, in dem manche Formung die Herkunft aus der Sprachwelt Georg Heyms verrät, der aber sonst seinen eigenen, weicheren, schwermütigeren Ton hat. Menschlich schöne Züge bringt das in freien Rhythmen abgefaßte Schwalbenbuch (1923). In der Zelle des Festungsgefängnisses Niederschönenfeld nisteten zwei Schwalben. An diesen Tierchen hatte der Gefangene Freude und Trost. Die reine Natur lockt und mahnt. Der politische Dichter findet in der Lyrik zur Idylle, deutet aber auch noch das reine Spiel der Natur ein wenig politisch-tendenziös aus.

Mit einem Revolutionsstück Das Bergwerk führte sich der vierundzwanzigjährig verstorbene österreichische Dichter Hans Kaltenecker in die Literatur ein. Es wird darin ein revolutionärer Arbeiterführer, der zur Menschlichkeit mahnt, von einem jungen, haßerfüllten roten Fanatiker erschossen. Außerdem schrieb er das Drama Opferung und „Die Schwester, ein Mysterium in drei Abbildungen", sein eindringlichstes Werk, das aber kein Drama, sondern eine Ballade in Szenen ist, in der naturalistisch-symbolischer Vers mit Prosa gemischt ist. Störend wirkt der zu stark von Georg Kaiser und Sternheim abhängige Jargon. Auch Kornfeld und Wildgans sind als Vorbilder erkennbar. Der Mut aber, das Problem der Homoerotik so aufzufassen, wie Kaltenecker es getan hat, verdient Anerkennung. Es bleibt nichts, das künstlerisch unrein wäre.

Minder leidenschaftlich von der Erörterung des sozialen Problems in Anspruch genommen, wendet sich Paul Kornfeld (geb. 1889 in Prag, lebt in Frankfurt a. M.) dem zeitlosen Problem des Menschen zu. Er verkündete das reine Seelendrama. „Überlassen wir es dem Alltag, Charakter zu haben, und seien wir in größeren Stunden nichts als Seele. Denn es ist die Seele des Himmels, der Charakter aber allzu irdisch . . . Die Psychologie sagt vom Menschen ebensowenig aus wie die Anatomie." Deshalb Abwendung von aller psychologischen Linienführung, von allen Feinheiten der Charakterisierung und Motivierung. Nur in ihrer Distanz vom Göttlichen, sozusagen in ihrem spezifischen, religiösen Gewicht sind die Gestalten wertvoll. Daher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bedeuten in den beiden Dramen („Die Verführung" und „Himmel und Hölle"), die Kornfeld in diesem Sinne durchgeführt hat, alle Gestalten nur Grade der Seelenhaftigkeit. Man merkt den Einfluß Dostojewskis, an dessen psychologisches Kennen und Können Kornfeld und seine Nachahmer freilich nicht im entferntesten heranreichen.

Was bei den Dramen Kornfelds auffällt, ist die Kluft zwischen äußerem Geschehen und innerem Erleben, Schein und Sein, Tatsache und Erleben. Wer nicht weiß, daß es Kornfeld nur auf die Entdeckung der Seele, auf Erfüllung mit Sehnsucht nach Ewigem ankommt, wird die äußere Handlung wie eine Hintertreppengeschichte ansehen. Zufälle spielen eine entscheidende Rolle; es wird hinter Türen und Vorhängen gelauscht; Revolver werden erhoben, Giftflaschen werden vertauscht, Morde geschehen plötzlich, Menschen geraten sinnlos in Erregung, Gefängnis und Richtplatz tauchen auf, alles erinnert an die Haupt- und Staatsaktion, sowie auch an die der Schauerromantik. Der Widerstand der seelenlosen Welt peinigt den gequälten Bitterlich in dem Drama Verführung (1913), so daß er einen ihrer Vertreter kurzerhand erwürgt. In Häusern und Gefängnissen, die gespensterhaft, phantastisch, unwirklich gehalten sind, spielen sich die weiteren Szenen ab. Im Gefängnis, das ihm eine Befreiung ist von den Qualen der Welt, erwacht er zur Beseelung, feiert er Auferstehung aus dem Grabe des Lebens, das ihn mit Ekel erfüllte. „Ach, ich fühle mich anders; es ist mir, als würden Wiesen, die in mir sind, zu grünen beginnen; es ist mir, als würde der Himmel, der in mir ist, zu leuchten beginnen; es ist mir, als müßte ich jetzt ein blendend schöner Mensch sein." Ein Mädchen verführt ihn zu neuem Leben und zum vergeblichen Kampf gegen die mechanisierte Welt, der Geld mehr ist als wahres Menschentum. Und mit den brüderlich liebenden, ekstatisch-beschwingten Worten, die wir aus Werfels gleichzeitiger Lyrik vom neuen Menschen kennen, geht Bitterlich beseelt wiederum in die dumpfe, taube und tote Welt, um die Starrheit aus den Angeln zu heben. Aufs neue tritt ihm in dem Bruder jenes Mädchens eine Verkörperung der Seelenlosigkeit entgegen, und in Selbstmord und Vergiftung endet das ekstatisch-schauerromantische Spiel. Es konnte noch nicht die Überwindung der Materie zum Ergebnis haben; in diesem Bitterlich ist geradezu die weltschmerzliche Resignation der Aufklärung noch einmal verkörpert und sein Ende mit der erst erwachten Erkenntnis von der Seligkeit des Lebens erinnert sogar an das Ende Claudios. „Nochmals", sagt er sterbend, „will ich genießen, was einzig mein war in der Welt; die Seligkeit des lebendigen Leibes". Schmerzlich resigniert auch die Erkenntnis in dem inhaltlich monströsen Dirnen- und Ehebruchsdrama Himmel und Hölle (1918). „Von Gott erfüllt zu sein und doch ein Schuft zu sein und doch dumm zu bleiben, Alles zu sein und nichts zu sein — das ist auf dieser Erde: Mensch sein." Aber das Stück selbst ist eine Predigt der Güte, der Liebe und Beseelung des Herzens bis in die überirdische Verklärung hinein. Morde geschehen und Hinrichtungen, zur Schauerromantik gesellt sich das große, bewegte Pathos der „Räuber" oder sonst des Sturmes und Dranges, das Erleben der Ekstase, des Jubels in Wandlung und Heiligkeit, vollzieht sich mehrfach auf der Bühne. Die zerrissenen Gatten, die zwanzig Jahre aus der Trägheit ihrer Herzen zueinander nicht finden konnten, erleben die Wandlung zu ihrer Liebe für alle Ewigkeit. Und auch zwei Wedekindsche Motive vollenden sich hier: Die Dirne wandelt sich zur Heiligen, erlebt ihr Martyrium und ihre Apotheose, und auch ihre unnatürlich veranlagte Freundin wird zur unendlichen Versöhnung geführt. Die dynamische Konzentriertheit hat sich in die breite, oft romantisch-lyrische, oft deklamatorische Pathetik aufgelöst, die Materie ist überwunden. Wie ein Hymnus beginnt und klingt der Epilog aus: „Keine Seele ist verloren, — Jeder Mensch ist auserwählt, — Jeder Mensch ist auserkoren, — Trotz Teufeln und Dämonen, — Daß er dem Göttlichen sich vermählt! — So schweben wir, schweben wir, schweben wir auf, — Unsterbliche Seelen, unsterblich in Aonen!" Aus dem Tragiker wandelte sich Kornfeld zum Komödiendichter. Aber nur in der Komödie Der ewige Traum (1923), einem erotischen Utopienstück und einer frostigen Verstandsspielerei, schimmert noch der Dichter des Bitterlich durch. In einem Vorspiel, vierzehn Bildern (Traumbildern) und einem Nachspiel erleben wir den närrischen Kreislauf der radikalen Gedanken von Pol zu Gegenpol. Der Kernpunkt ist eine witzige Diskussion über die künftige Beseitigung der monogamen Ehe mit ihrem überlebten Zauber von Liebe und Treue. Wie ein Widerruf der Lehre vom beseelten und psychologischen Menschen wirkt die Komödie Palme oder der Gekränkte. Der den Charakter verdammt hatte, schreibt ein Charakterlustspiel von einem Überempfindlichen, der sich immer gekränkt fühlt. Kornfeld will „von Krieg und Revolution und Welterlösung" nichts mehr wissen, sondern anderen kleinen Dingen sich zuwenden. Kalidasas lyrisches Lustspiel „Sakuntala" fand in Kornfeld einen geschickten Bearbeiter.

In einfacher, gar nicht modisch zurecht gemachter Sprache hat Kornfeld zwei Erzählungen gegeben, von denen die eine, Begegnung, von der Erweckungsstunde zweier Seelen kündet, zweier junger Menschen, die sich schicksalsbestimmt zufällig begegnen, und von der „Unendlichkeit des menschlichen Gefühles, und wäre diese Unendlichkeit auch nur eingefangen in einer einzigen Abendstunde." Die andere Erzählung ist überschrieben Legende (1918), und würde der Schluß die erbauliche Stimmung nicht in ironischen Relativismus auflösen und so den Stil der Legende zerstören, so wäre der Titel auch berechtigt. Sie erzählt von zwei Menschen, dem böhmischen Grafen Wratislaw und seinem Diener Wladislaw, die die Unmöglichkeit, Herr oder Diener zu sein, durchgeprobt haben, dann durch Verzicht auf alles, was den einen von dem anderen äußerlich abhängig macht, und durch hilfsbereite, gegenseitige Hingabe ein Stück Welt zum Paradiese machen. Ihr Beispiel ändert ein ganzes Dorf. Nicht Charakter spiegelt sich mehr in den Zügen der Menschen, „sondern nur: freudige Zufriedenheit, Traum eines Daseins und Seele des Menschen". Gehalt, Symbol und Fabel der „Legende" ist im Sinne des religiösen Lebens Tolstois gestaltet. Daher entbehrt auch sie der Gnadenwunder und der ekstatischen Läuterungen, aber sie führt in wildem Aufstieg aus dem Wirrwarr begehrender Leidenschaften zu der begierdelosen Reinheit selbstloser Menschenliebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schon 1907 hat Oskar Kokoschka (geb. 1886 in Pöchlarn, N.-Ö.) vier szenische Dichtungen geschrieben. Hätte er sie früher veröffentlicht, so könnten wir die Geburt des Expressionismus in Deutschland um etliche Jahre zurücksetzen und statt Reinhard Sorges „Bettler" stünde dann Kokoschkas Mörder, Hoffnung der Frauen (1907) am Beginn. Ein Schauspiel nennt er das Stück, nicht „Drama". Als solches hat es schon alles an sich, was auch seinen folgenden Stücken eignet, oder vielmehr, es hat schon alles das nicht, was sie sämtlich nicht haben, weder einen Konflikt noch eine durchgehende Handlung, noch einen heftenden Faden, kaum eine Fabel. Er übertrug die Technik seiner Malkunst und Graphik auf seine Dramen und will malerisch erlebte Visionen dichterisch wiedergeben, eine Absicht, die ihn zu phantastischen, kaum mehr darstellbaren Bildern führt. Wie andere expressionistische Maler huldigt er der einfachen und starken Linie des kräftig herausgearbeiteten und schlichten Umrisses. In seinen Schauspielen zeigt er, wie er sich die starken Umrisse in dichterischer Formung denkt. So beginnt schon hier das gesprochene Wort auf kürzeste Sätze oder auf Ausruf oder Schrei sich zu beschränken. Hasenclever und vollends Stramm gingen hierin noch weiter. Noch von anderer Seite legte es Kokoschka auf Vereinfachung an, „Der Mann", „Die Frau", „eine Jungfrau", „Mutter und Knabe", „Männer und Weiber" oder „Krieger und Mädchen" sind die handelnden und sprechenden Personen. Auf Individualisierung ist grundsätzlich verzichtet. Das Vielgestaltige, der reiche Wechsel der Eindruckskunst ist aufgegeben. Folgerichtig nahm Kokoschka dem Bühnenbild, das er selbst für seine Stücke schuf, allen Anspruch auf Vortäuschung der Wirklichkeit.

Zwei Gegenspieler sind in dem Stücke Mörder, Hoffnung der Frauen, die schlechthin als „Der Mann" und „Die Frau" bezeichnet werden, also wie bei Strindberg namenlos bleiben. Damit ist schon vorgedeutet, daß ihr Tun und Leiden von dem persönlichen Schicksal losgelöst ist, daß es eine weitere allgemeine Gültigkeit besitzen soll, daß es um den großen Prozeß geht, der zwischen Mann und Frau anhängig ist. Das Ganze ist ein Traumspiel und alles, was er bisher gegeben hat, ist ein Traum. Wiederum ist in dem Stücke Der brennende Dornbusch der Grundstoff Mann und Frau. Es war als Schauspiel erdacht, ist aber, wie Sprengler bemerkt, ein Zwitter geworden, teils aus dunkel leuchtenden Symbolvorgängen, teils aus sinntragender Rede, die wie ein Chor neben den Erscheinungen hergeht. Das Stück will denn auch gesungen sein. Über die Kehrseiten der irdischen Seligkeit hat Kokoschka das Satyrspiel Hiob (1917) geschrieben. Es handelt von einem Weib, das dem Mann buchstäblich den Kopf verdreht, und von einem Mann, der darüber buchstäblich den Kopf verliert. Nach ihm ist das Stück benannt. Wie die Frau heißt, weiß man eigentlich nicht. Der Mann ruft sie Anima, am Ende ist sie Eva. Zwischen anima, der Seele, und der bittersüßen Verführerin pendelt das Weib hin und her. Alles ist in Geistigkeit, Visionen aufgelöst. Das Ganze ist phantastisch wie ein Traum E. T. A. Hoffmanns. Das Verhältnis von Weib und Mann wird zu einer Übertrumpfung Strindbergs gesteigert. Als viertes Schauspiel Kokoschkas erschien 1918 Orpheus und Eurydike. Es ist sein bedeutendstes, es hat fast eine Handlung, eine gesponnene Fabel, nur in Fiebern zerwühlt, in Schreien zerrissen. „So aus dem Leichten ins Schwere, aus dem Dunkel wieder ins Freie zurücksinken zu lassen und am Ende zu zeigen, daß dies alles: der Traum wie das Leben nur eine Schwere von Schleiern ist, das ist Rhythmus, Kunst und Wissenschaft zugleich; vereint mit einer schauerlich phantastischen Kraft" (J. Sprengler). Inhaltlich steht dieses Schauspiel zwischen Richard Wagner und Hebbel. Aus Lohengrin tönt gleichsam das romantische Motiv: „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen." Orpheus fragt dennoch; fragt nicht bloß, hört nicht auf zu fragen, zu bohren, zu grübeln, gräbt sich bis zur Raserei in die Unterwelt der keusch verschlossenen Weibesseele, in das „fremde Dugespenst" hinein. Ein Schauspiel aus Strahlungen des Innern, eine Tragödie aus Visionen. Gleichgültig, ob Kokoschkas Werke Dramen heißen oder wie Die träumenden Knaben, Der weiße Tiertöter (1920) und Der gefesselte Kolumbus episch-lyrische Bekenntnisse sind, es sind verschwimmende, schillernde Gebilde aus wirren Traumreichen, zum bewußten, gestalteten Leben im Worte jedenfalls noch nicht erwacht.

Da Reinhard Sorges „Der Bettler" jahrelang nur ein wenig beachtetes Buchdrama blieb, konnte Walter Hasenclevers Drama „Der Sohn", das 1916 in Dresden auf die Bühne kam und dann über viele deutsche Bühnen ging, eine Zeitlang als das erste Drama der neuen Jugend angesehen werden. Wir haben den Lyriker Hasenclever schon in anderem Zusammenhange gewürdigt. Was dort über seine Gedichte gesagt wurde, gilt auch von seinen Dramen. Auch diese sind der Reflexion entsprungen, Ergebnisse grübelnder Gehirnarbeit und aufgepeitschter Energie. Gehirnarbeit aber kann die im Empfinden wurzelnde, schöpferische Kraft nicht ersetzen. Das, was er erstrebt, Überwältigung durch das Gefühl, wird er nicht für sich erzwingen, weil es seinem Wesen fremd ist. Darum wirkt auch das Evangelium der Menschenliebe, das er in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Antigone" und in den „Menschen" unmittelbar oder mittelbar verkündet, trotz aller pathetischen Gebärden und trotz aller Energieentwicklung nicht überzeugend. Charakteristisch für ihn ist, daß er sich nicht unmittelbar mitzuteilen vermag. Gerade bei ihm weist der neue Stil die Mängel seines Wesens deutlich nach: den zersetzenden, skeptischen, revolutionären Geist, der nichts unmittelbar erfaßt und gestaltet, sondern alles nur umschreibt, es doppelt und dreifach zerbricht, die Sprache verbiegt und zerknittert, nur um gar das Einfache nicht einfach zu sagen, um nur die Leere des Herzens zu verbergen. Und ebenso charakteristisch ist es ferner, daß Hasenclever in seinen späteren Werken („Antigone", „Die Menschen") die gegenteilige Methode anwendet, den primitiven Stil. Er will möglichst einfach einfachste Gefühle ausdrücken, erste und letzte Wahrheiten und Weisheit künden („Antigone") und er erzielt schöne und tiefe Wirkungen, solange er wirklich einfach und natürlich bleibt. Aber das genügt ihm nicht. Sein spürender, grübelnder Geist sucht nach allerletzten einfachsten Synthesen, nicht nur für die Sprache, sondern auch für die Handlung, für die Symbolik. Und er gelangt auf diesem Wege zum künstlerischen Nihilismus zu einer Primitivität, die sich selbst aufhebt, zur Geste, zur Fratze, zum wesenlosen, karikaturenhaften Schattenspiel („Die Menschen").

Mit seinem Drama Der Sohn glaubte Hasenclever der Gegenwart nichts Geringeres gegeben zu haben, als was Schiller in seinen Jugenddramen für seine Zeit gestaltet hatte. Er war damals 24 Jahre alt; fünf Jahre später hat er für die „Menschheitsdämmerung" von Pinthus seine Entwicklung bis zum Entstehungsjahre des Dramas umrissen. Er war 1890 in Aachen geboren, machte dort sein Abiturientenexamen, studierte in Oxford, ging dann nach Lausanne, kam nach Leipzig, ging nach Italien, schrieb den „Jüngling" und vollendete 1914 in Heyst am Meere das Drama „Der Sohn". Der Abstand zwischen diesem und Schillers Jugenddramen ist offenbar. Dort erlitt ein Dichter — Schiller — ein Schicksal, hier jagt ein Literat nach Sensationen.

„Was soll ich tun?" fragt der Sohn, der von seinem Dichter zum Reformator Erkorene, seinen Freund. „Die Tyrannei der Familie zerstören, dieses mittelalterliche Blutgeschwür; diesen Hexensabbat und die Folterkammer mit Schwefel! Aufheben die Gesetze — wiederherstellen die Freiheit, der Menschen höchstes Gut! Denn bedenke, daß der Kampf gegen den Vater das gleiche ist, was vor hundert Jahren die Rache an den Fürsten war. Heute sind wir im Recht. Damals haben gekrönte Häupter ihre Untertanen geschunden und geknechtet, ihr Geld gestohlen, ihren Geist im Kerker eingesperrt. Heute singen wir die Marseillaise! Noch kann jeder Vater ungestraft seinen Sohn hungern und schuften lassen und ihn hindern, große Werke zu vollenden. Es ist nur das alte Lied gegen Unrecht und Grausamkeit. Sie pochen auf die Privilegien des Staates und der Natur. Fort mit ihnen beiden! Seit hundert Jahren ist die Tyrannis verschwunden — helfen wir denn wachsen einer neuen Natur!" Mit Hasenclevers Schauspiel „Der Sohn" beginnen die Jüngsten ihre dramatische Ära. Der nahende Umschwung der Zeit aus der alten materialistischen Weltauffassung in eine, wie man hoffte, junge und idealistische, war für die feineren Geister so notwendig wie spürbar geworden, wenn auch Werden und Ziele unklar noch und verschwommen waren. Naturgemäß war die Jugend der Träger der neuen Ideen und naturgemäß sah sie in der älteren Generation den Feind. Ideale Menschenrechte, Freiheit, Leben forderte wie schon so oft ein neuer Sturm und Drang. Sohn stand gegen Vater. Die Frucht von Wedekinds „Frühlings Erwachen" brach mächtig auf. Nicht mehr der Mann zwischen zwei Frauen, sondern der Kampf zwischen Vater und Sohn war das Hauptmotiv der Dichtung geworden. Schon Reinhard Sorge und Heinrich Schnabel („Die Wiederkehr") hatten das Thema angeschlagen und nach Hasenclever erschien dieses Motiv dramatisch in den verschiedensten Gestalten; so z. B. in Rudolf Lauckners „Predigt in Litauen", in Kaisers „Die Koralle", bei Hermann von Böttticher in dem Kostüm des Kronprinzen Friedrich und König Friedrich Wilhelms I. Aber die prägnanteste und aufrührerischste Form gewann das Motiv in Hasenclevers „Sohn", einem Stück, das man mit seinem Schwung und revolutionär-utopischen Gehalt mit Schillers „Räubern" verglichen hat. Und die Beziehung zu dem Dichter des „Liedes an die Freude" ist tatsächlich vorhanden. Wie Werfels Lyrik mit jungschillerschem Schwung und Pathos das Motiv vom „Vater und Sohn" behandelt, so zeichnet Hasenclevers Dramatik den jungen Helden des neuen Sturmes und Dranges nach Art Karl Moors. So ist Hasenclevers Drama für die Literaturgeschichte wichtig, aber in der Geschichte der Dichtung wiegt es federleicht, denn es ist inhaltlich primitiv, formal ein Potpourri. Da gibt es Wedekindsche Wüstheiten und Hofmannsthalsche Lyrismen, Eulenbergsche Romantik und Strindbergschen Spuk, Sternheimsche Zynismen und plötzliche seherische Ausbrüche, die ganz sichtlich von dem jungen Sorge stammen. Es gibt bewußte Goethe-Zitate und außerordentlich viel unbewußte Schiller-Zitate. Aber die primitive Erfindung hatte gar nicht die Kraft, das große gewollte Pathos wirklich sinnlich zu tragen: ein Sohn, der durchaus das Abiturium machen soll, und nicht will, rückt dem despotischen Vater aus, lernt „das Leben" in Gestalt eines revolutionären Klubs und einer Dirne kennen, wird zum Vater zurückgebracht, und, träfe diesen nicht der Schlag, so würde der Sohn zum Vatermörder. Persönliche Kraft des Dichters ist in dem Stücke wenig zu verspüren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das erwies mit aller Klarheit seine weitere Produktion, die wiederholt ein Experimentieren mit fremden Formen war. Wie ein glühender politischer Redner, der glaubte, im Namen der Zeit für die Ewigkeit zu sprechen, schrieb er die fünfaktige Tragödie Antigone (1919). Er nahm ihr zunächst alles Mythische und Mystische. Er ließ sie kämpfen für Völkerrecht und das Herz der Menschheit, ließ sie das Brudertum aller Menschen verkünden und sich hinneigen zu den Armen. So ward aus Antigone eine Pazifistin von 1916, eine „Gewerkschaftssekretärin". Aus Kreon wird ein autokratischer Wüterich, der anfangs mit historischen Worten Kaiser Wilhelms II. sich einführt, der zur Verhaftung Antigones seine ganze Reiterei bemüht. Krieger zu Pferde jagen von allen Seiten in die Arena und reiten das schreiende Volk nieder. Ein Anführer sprengt bis vor die Stufen, reißt Antigone auf, wirft sie rücklings übers Pferd, jagt mit ihr durch die Mitte hinaus, bis er, von der Wirklichkeit der Prophezeiungen des Teiresias gebrochen, tierisch heulend zusammenstürzt, bereut, betet, abdankt. So ward aus Hämon, dem Bräutigam Antigones, eine überflüssige Figur, dafür aber aus dem Volke von Theben das Volk des Weltkrieges, dessen Burschen gellen: „Nieder die Reichen! . . . Wir haben Hunger. Ich habe fünf Tage nicht gefressen. Man wird nicht von Kriegen satt . . . Wir wollen keinen Krieg mehr, wir wollen Frieden!" Die Weiber schreien: „Gib uns unsere Männer!" So schließt das alte Drama mit Pöbelrufen und mit einer Revolution. Im allgemeinen schließt sich Hasenclever an die antike Tragödie des Sophokles an, doch ist der Kompromiß nicht gelungen. Denn was ist das Unvergängliche an der antiken Tragödie? Es ist die elementare Kraft des Menschlichen, der menschlichen Persönlichkeit und sodann zugleich die Typisierung der Gegensätze von Macht und Recht, von Egoismus und Selbstaufopferung in vollkommener, statuenhafter Größe und Herbheit, in Antigone und Kreon. Und ganz anders lebendig, echter und moderner stellt der alte, zeusartige Kreon den Ur- und Erzmonarchen aller Zeiten dar, als der neue, beweglichere und kleinlichere Hasenclevers. Dessen Predigten über Menschlichkeit und reflektierendes, bewußtes Wesen ersetzen nicht elementares Menschentum, kluge, fein erdachte und im einzelnen in ihrer einfachen Klarheit auch lyrisch eindringliche Reden ersetzen infolge ihres den organischen Zusammenhang lösenden Thesencharakters doch nicht die aus dunklem, elementarem Drange emporquellende Wortwucht und organische Wortmasse, deren explosive Spannkraft wir bei Sophokles fortwährend unmittelbar empfinden

Walter Hasenclever

Phot. Iwan Nikolenko, Paris.

Gleichzeitig mit der „Antigone" erschien die „dramatische Dichtung" Der Retter. Es ist eine Disputation mit lyrischen Einklängen und Ausklängen. Das Reich führt einen Kampf um Sein und Nichtsein. In einer Entscheidungsstunde berät sich ein König, der, ohne Entschluß- und Tatkraft, Spielball ist der ihn wechselnd bestürmenden Wallungen seines weichen Herzens und der harten Forderungen des Tages, mit seinem Staatsminister, der jenseits von Gut und Böse die reine Staatsnotwendigkeit darstellt, dem Feldmarschall, der das Heldentum des Schwertes, und dem Dichter, der das Märtyrertum des Geistes verkörpert. Hart prallen die Gegenwelten des Marschalls und des Dichters aufeinander. Was der Dichter sagt, klingt herzbewegend; der großen Wirklichkeit des Krieges wird die Wirklichkeit des Elendes des einzelnen, die Vergewaltigung des Geistes und der Persönlichkeit entgegengesetzt. Aber dann versagt die Kraft des „Dichters". Er weiß das erlösende Wort aus einer das ganze Elend des Krieges, das ganze Irrsal

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser in Schuld verstrickten Zeit tief begreifenden und deutenden Seele nicht zu finden. Hasenclevers Hilflosigkeit zeigt sich besonders dadurch, daß wie ein deus ex machina der Apostel Paulus herbeigerufen wird, um den Dichter zu stärken, statt zu zeigen, daß nur aus menschlichen Gründen in menschlichen Dingen das Heil kommen kann. Das Stück löst sich im weiteren Verlauf in Schimpfreden, in zerhackte, recht banale Reden und Gegenreden und rührselige Szenen auf. Schließlich läßt der Marschall unter Zustimmung des tief gerührten Königs den Dichter wegen Hochverrats verhaften. So zerfließt die Dichtung im Wesenlosen. „Der Retter" ist schließlich der Marschall.

Den Anspruch, eine Welt- und Menschendichtung zu sein, erhebt schon im Titel das Schauspiel Die Menschen (1918), Zeit: Heute — Schauplatz: Die Welt, sagt lakonisch die Bemerkung unter dem langen Personenverzeichnis. Es ist eine mechanistische Dichtung. Man muß sich wundern, daß der kluge Künstler Hasenclever nicht erkannte, daß jede Kunsttheorie in ihrer konsequentesten Durchführung über die Grenzen der Kunst hinaus ins Wesenlose, ins Nihilistische hineinführe. Er will in diesem Stücke die Handlung auf ihren theoretischen Kern vereinfachen. Statt des lebendigen Gespräches genügt ihm ein kurzer mechanischer Dialog in Stichworten, in hingeworfenen Hauptworten, die, wie in Telegrammen, nur den Kern der Handlung gerade noch angeben. Gebärdenspiel und Symbolik ergänzen dieses Ballspiel mit Worten. In diesem Mechanismus, in immerfort wechselnder, bild- und marionettenhaft sich abrollender Handlung, die keine Handlung ist, sondern nur ein Hin- und Herwerfen von Begriffen, Andeutungen, Stichworten und Symbolen, ist das Drama zum großen Teile geschrieben. Man sieht Holzpuppen, die die Glieder schlenkern und sich anbellen; schemenhafte Bilder, aus denen jemand das Plakat ruft. Im fünften Akte ist Hasenclever fast beim Film angelangt. Es war nur folgerichtig, daß er zwei Jahre später in dem Film Die Pest (1920) auf jedes gesprochene Wort verzichtete und es dem Leser überließ, aus wirrbunten Weltuntergangsbildern nur eine ganze Dichtung zu machen. Was in dem handlungsreichen und wortarmen Stücke „Die Menschen" geschieht, im einzelnen anzugeben, ist nicht möglich. Das alte Milieu Hasenclevers, das ganze brutale, in Eigensucht, Profitgier, Sinnlichkeit und Gemeinheit versunkene Menschentum der Großstadt läßt die merkwürdige, an sich gewiß interessante Dichtung vorübergleiten. Da sind Spieler-, Dirnen-, Bettler-, Krankenhaus- und Gerichtszenen und immer enthüllt der Mensch seine tierische Gemeinheit — ein Triumph des Schlechten, des Bösen und aller niedrigen Instinkte. Durch das ganze Stück irrt der Menschenfreund Alexander, der den Kopf eines Ermordeten balladenhaft in einem Sacke mit sich schleppt; er scheint den Mord, zu dem er gar keine innere Beziehung hat, mechanisch auf sich genommen zu haben und damit symbolisch die große Sünde der Welt. Aber die ethische Idee, die dieser arme Tropf vertritt, dringt niemals durch, und sein Erscheinen mit dem Kopf im Sack wirkt jedesmal einfach komisch und desto komischer, je souveräner sich der Dichter gebärdet. Dieser Alexander ist Hasenclevers abstrakteste Gehirnarbeit.

Mit dem schwachen Lustspiel Die Entscheidung (1919), der kurzen Szene „Umkehr" (1919) hatte Hasenclever der politischen Dichtung abgeschworen. Es folgte das fünfaktige Drama Gabeck (1922), eine Dramatisierung der gleichnamigen Ballade von Balzac. Statt, wie beabsichtigt war, einer Schicksalstragödie vom Wucherer, der Tragödie von der Schicksalsmacht des Goldes, wurde das Stück eine dramatische Gruselballade. Und mit der Schlußszene, dem Keller, der Falltür mit der geheimnisvollen Sprosse, dem Todessturz von Gräfin und Dirne, dem Brande, ist der Dichter wieder in die Nähe des Kinos gerückt. Widerlich sind in dem Stücke die Bordellszenen. Dagegen ist das Drama Jenseits eine Besinnung auf das Amt des Dichters als eines Suchers im Neuland der Seele. Es entstammt der Zeit, in der er die Zeitschrift „Menschen" in Dresden herausgab; nicht unmöglich, daß enger Verkehr mit Kokoschka, dem Jenseitsspürer, innerlichen Anteil an dem Werke hat. Es ist ein Bekenntnis zur Rätselhaftigkeit und Unbegreiflichkeit des bewußten Daseins, in das aus dem Unbewußten, Überbewußten das Geheimnis mit Erscheinungen, Gesichten, Zwangshandlungen hereinragt und hereinwirkt. Untrennbar sind Menschenschicksale über Zeit und Raum verbunden. In dem Drama erleben es zwei Menschen, zwischen denen allein das Geschehen von fünf Akten sich abspielt. Zuletzt erschienen von Hasenclever die Nachdichtungen „Himmel, Hölle, Geisterwelt" (1925) aus dem Lateinischen des schwedischen Okkultisten und Mystikers Swedenborg, der schon Balzac und Strindberg begeisterte; Hasenclever ist ein Talent, das vieles unternehmen kann, weil es technische Schwierigkeiten spielend überwindet. Von Selbstbewußtsein erfüllt, beklagte er 1918 in den „Neuen Blättern für Kunst und Dichtung" den „Mangel an Zeitgenossen" und kündigt darin Werke an, die noch in späterer Zeit von sich reden machen würden, immer im Kreise seiner eigenen Welt.

„Die Seele will aus der Erde geschöpft sein wie Gold und aller Wert. Meine Erde aber heißt Deutschland." So schreibt Johannes Johst in einem zur Uraufführung seines Dramas „Der König" geschriebenen Vorwort. In Reden und Abhandlungen, die er unter dem Titel Wissen und Gewissen (1924) veröffentlichte, hat Johst in geistvoller Weise seine Anschauungen über das Wesen und die Aufgabe der Dichtkunst dargelegt. „Der wahre Künstler", sagt er, „muß in seiner Arbeit selbstlos aufgehen wie der Fromme in Gott! Solange ich um mich weiß, mich beobachte — denke ich; aber ich dichte nicht. Dichten — heißt dicht sein; heißt so dicht sein, daß ich des Dinges bin. Des Dinges, des Menschen, der Natur, die ich künstlerisch erfassen möchte." Und vom Dramatiker insbesondere schreibt er: „Die Bühne fordert neben der Schau des rhapsodischen Sehers die Leidenschaft des praktischen Gestalters; sie will neben der Schönheit den Kampf der Weltanschauung, neben dem Melos der Zunge die Härte des bewußten Hirnes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht missen. Sie lechzt ebenso nach dem Spiel dichterischer Phantasie wie nach der Architektur ökonomischer Zielstrebigkeit.“ Johst stellt sich damit in Gegensatz zu dem Expressionismus, der „vor lauter philosophischer Kasuistik nicht zur Einfalt natürlichen Wuchses“ gelangt und von dem „psychoanalytischen System oder der ethischen Maxime“ beherrscht ist. „Das deutsche Drama muß vom Blute deutschen Wesens geboren sein und dieses war immer persönlich. . . . Die Persönlichkeit aber als die Summe aller lebendigen Gegenwart muß naturgemäß als Zentralpunkt ihrer Gestaltung das Gleichnis ihres Wesens suchen und dieser Versuch bedeutet die Erneuerung des deutschen Dramas.“

Was sich da hochringt, bringt große Verheißungen; das von Johst Geschaffene aber bleibt hinter ihnen noch zurück. Doch hat er die Kraft leidenschaftlichen Erlebens und weiß dieses in brennende Bilder voll Entrücktheit und Stimmungstrunkenheit zu fassen. Er ist eine der männlichsten Gestalten, die aus dem Expressionismus aufgewachsen sind, um ihn in sich zu erhöhen zu dichterischer Gestaltung von hohem Rang im Glauben an die hohe Aufgabe der Poesie: „Euch schlägt ein Herz, ein Herz schlägt euch entgegen.“ Diese Schlußworte aus dem Prophetendrama geben das Grundgefühl wieder, das auch Johsts Dichtung weckt. In ihm ist viel deutsche und künstlerische Zukunft. Er ist sich der Mängel, die seinen größeren Werken anhaften und hauptsächlich technischer Art sind, wohl bewußt und teilt nicht die Geringschätzung des Handwerklichen, womit viele Rauschdichter prahlen. Er warnt davor, „aus Freude an neuen Tönen, an geistigem Absolutismus das Handwerk der Kunst hintanzusetzen. Es tut not, daß wir uns der Bedachtsamkeit der alten Meister entsinnen und ihrer Freude — eben am Handwerksmäßigen.“ Sein Gesamtwerk ist vorwiegend dramatisch, in das zwei Romane und vier lyrische Sammlungen sich einfügen. Das Theater wertet er als „letzte Kultstätte“ einer bedrohten, verschütteten Volksgemeinschaft, einer letzten pädagogischen Möglichkeit, „das Volk vor der Vermaterialisierung einer rein aktuellen Welt zu wahren“. In seinem Roman Der Anfang (1917) und in seiner Ansprache „Dramatisches Schaffen“ hat er ein Bild seiner Entwicklung entworfen. Er wurde 1890 in Beerhausen unfern von Dresden geboren, studierte Philosophie, Juristerei, Medizin, auch Theologie und die Schauspielerkunst, machte früh den lyrischen Süden zu seiner Wahlheimat und lebt heute in Oberallmannshausen.

Mit seinem Erstlingsdrama Die Stunde der Sterbenden (1914) leitete er wohl jene lange Reihe von Schlachtfeldszenen ein, die mit Zweifeln ansetzte, in Verzweiflung gipfelte und in Revolution ausklang. Es folgte die Bauernkomödie Stroh (1915), eine Satire auf die heimatlichen Kriegsgauner. Daran reihte sich das „bürgerliche Lustspiel“ Der Ausländer (1916), eine harmlose Satire auf den kleinstädtischen Geist. Der vielumworbene, adelige Ausländer entpuppt sich als Weinhändler und entschwindet aus dem Gesichtskreis. Mit dem „ekstatischen Szenarium“ Der junge Mensch (1916), das aus dem überwältigenden Gefühl „rasender Wollust“ entstanden, „jung zu sein und um die Verzückung des Todes zu wissen“, wie es in der Widmung „an die Manen meiner ersten Freunde“ heißt, gab er ein Spiel in acht Bildern aus dem Jugendleben. Mit ihm beginnen die größeren dramatischen Leistungen Johsts. Der Abschied des Mannes vom Jüngling ist der Gegenstand. Die Herkunft deutet durchaus auf die Wedekindsche Schulstube. Professor Sittensauber, der sich hinten herum mit Pastor X im Freudenhaus amüsiert, und Rektor Griechenselig, der den Schülerselbstmord Euphorion Jubeljungs auf dem sokratisch entseelten Gewissen hat, — das ist die Sippe von „Rektor Kleist“ und den Dämonen, die des Frühlings Erwachen hindern wollen. Die Urzelle der Tragödie des „Jungen Menschen“ ist auch hier verfehlte Pädagogik von Eltern und Lehrern. Dann wird der „Junge Mensch“ auf die Welt losgelassen und findet statt Menschen etikettierte Puppen. Sein Weg führt willkürlich über Bordell, Nervensanatorium, Hotel, Krankenhaus; überall Lüge und falsche Hast. Aber der „Junge Mensch“ hat Humor. Eine entzückende Eulenspiegelei spielt auf dem Bahnhof, wo er die hastenden Bürger, Dienstmänner, Gecken und Liebesleute im Drange ihres Reisefiebers aufhält und mit sarkastischer Philosophie belästigt, bis ihn Schutzmann Nr. 567 abführt. Das Ganze ist aber weniger Ekstase als Galgenhumor, dessen Inhaber auf einem Schaukelpferde sitzt und der viel echter lacht als seine philosophische Erkenntnis denkt. Johst hat zu viel Frische, um den ekstatischen Ton zu finden, den Sorges Frömmigkeit, Bitterlichs und Hasenclevers Nerven brauchen. Johsts Konstitution ist materieller und prosaischer und läßt sich nicht so leicht unter die Erde ducken. Das weiß er. Sein Junger Mensch wird zwar auf dem Kirchhof begraben, aber nur das ganz unreife Menschlein der sieben vorherigen Bilder. Denn als junger Mann springt er aus dem Sarge, hockt rittlings auf die Friedhofsmauer: „Ich will Leben und Tod lassen! Und nicht mehr jonglieren mit Begriffen! Ich will eine Tätigkeit beginnen! Noch ist ein Bein unter der Erde! . . . Jetzt ein Schwung! . . . Ein Sprung!! So!!! Jetzt bin ich der Junge Mensch gewesen!“ Und er steht diesseits des Friedhofs. Man sieht: Anfang und Ende kommen von Wedekind her.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und sind doch Johsts eigen, da er nicht wie sein Vorbild im Pessimismus stecken bleibt, sondern mit dem jubilierenden Jugendgefühl die Sehnsucht nach aufbauender Tätigkeit verquickt. Des weiteren muß man sich von Wedekind und Schmidtbonn ab die Linie der Hasenclever, Unruh, Lauckner, Wildgans, Bronnen, ihre herbe, schroffe, oft gemeine und rohe Darstellung des Gegensatzes zwischen Eltern und Kindern vergegenwärtigen, daß man erkenne, um wieviel besonnener, milder und verständiger Johst dieses Verhältnis beschaut.

Außerdem darf man den „Jungen Menschen" nicht als etwas Endgültiges, Fertiges, Abgeschlossenes werten, denn er ist nur der erste Teil einer Trilogie. Deren zweiter Teil heißt „Der Einsame, Ein Menschenuntergang" (1917). Der Einsame ist der Dichter Christian Dietrich Grabbe. Er ist der gegebene Sturm- und Drangcharakter, den kein Zwang aus Moral und bürgerlichem Muß, kein Rückhalt der innersten Triebe hemmt. Ganz seelisch sein. Das hört sich expressionistisch an. Johst sagt nicht Ja zu diesem Ungeheuer von Menschen, diesem verlotterten Lumpen, der die alte Mutter um ihr letztes Geld angeht, der die Braut des Freuni des verführt und sich in Alkohol ersäuft. Und dessen Genius doch in den Visionen Napoleons, Alexanders und Don Juans lebt; dessen Geist in ungeahnte Höhen aufschnellt und das Herz überall kindlich verschwendet. Bild an Bild aus Grabbes zweiter Lebenshälfte wird von Johst aneinandergereiht und auch der Rauschstunden des Schaffens, des seligen „Gottesgefühls" des schaffenden Künstlers, gedacht. Zwar nicht tragisch zu gestalten, aber tragisch zu wirken, ist uns Johst in seinem „Einsamen Menschen" schuldig geblieben. Dieser „Menschenuntergang" hat keine notwendige Bewegung, nur einen Verlauf. Gute Einzelheiten machen noch keinen Dramatiker, nur einen Biographen. Wo wir dennoch bezwungen werden, geschieht es rein durch das lyrisch wehende, unmittelbare, erdfarbige Wort; so in der Szene zwischen Mutter und Sohn, die sich abstoßen und trotzdem zusammengehören, wie nur Mutter und Sohn, durch heftige und weiche Gegenrede voll, lebendig, kantig und rund geworden.

Johannes Johst.
Phot. Atelier Fuld, München.

Vom Worte dann zur Tat! Diesen Weg geht der dritte Teil der Trilogie, die in der „Zeit der Legenden oder des Rokoko" spielende Folge von zehn „Bildern" Der König (1920). Das Stück ist die Tragödie des innerlich einsamen und von seiner Umgebung und seinem Volke nicht verstandenen Menschen, des jungen Königs, der das Beste will, aber in den Mitteln irrt und schuldlos ein Opfer seines schuldgebärenden Wesens und Schicksals wird. Im Glauben, in das menschliche Herz zu sehen, spricht er Diebe und die Meineidige frei, adelt er die Dirne; aber die ihm eine Heilige erscheint, bleibt gemein; statt neuer Welt schafft er nur Chaos und Verwirrung. Unschädlich gemacht und in Haft gehalten, hört er von seinem Arzte, daß sein Volk, um dessentwillen er alles tat, in ihm einen Bankrotteur sieht, in seiner Güte nur Willkür, Macht und Überhebung. Der Fürst sucht den freiwilligen Tod, zu dem ihm der von seiner Sehnsucht nach Menschlichkeit im Innersten gerührte und gewandelte Diener verhilft, ehe die tobende Meute den Edlen schändet. Vom baulichen Standpunkte aus steht „Der König" über den vorausgegangenen Dramen; hier finden sich starke Szenen, Höhepunkte und scharfe Dialoge und überall zeigt sich der Aufstieg ins Gedankliche, vom ekstatischen Szenarium in die Dialektik. Johst wirkt auch hier nicht durch starke Phantasie, aber durch alles das, was dem wortfeineren Goering fehlt: Entschiedenheit der dramatischen Gesinnung. Ein Wille will Weg. Schlicht und tumb, beinahe bäuerlich, erzählt Johst seine Königssache; er will keine Dekoration und ist mit Legendenstil oder Rokoko gleich einverstanden. Nur Seelenton verlangt er vom Schauspieler für den Ausdruck von Liebe und Willen.

Gedanklich und ideal, wie Sprengler mit Recht in seiner feinfühligen Studie bemerkt, ist das Schauspiel Die Propheten (1922), das Bedeutendste, was Johst bisher geschrieben hat. Johst umreißt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hier gewissermaßen eine Typologie des Glaubens. Martin Luther, sein leidenschaftlichster Gegner Eck, sein Freund Melanchthon, sein Prior Sadolet: so viele Köpfe, so viele prophetische Leuchten. Der Glaube als positive, der Zweifel als negative Kraft; so faßt Johst sein Thema. Alle predigen deutscher Menschheit, aber nur Luther wurzelt in ihr und ringt sich unter Gewissensqualen mannhaft durch zur Freiheit. Es ist ein Schauspiel, das mit seinen Gestalten und gespannten Gegensätzen fast die Wucht einer Tragödie haben könnte und dabei doch nicht einmal ein Drama geworden ist, weil ihm wie allem expressionistischen Bühnenwerk die Architektur und Linie und die Notwendigkeit fehlt; denn wenn auch die einzelnen so handeln, daß sie ihrem Willen und Zwang nach gar nicht anders tun könnten, das Ganze der Handlung formt sich demnach nirgends wesentlich aus diesem Inneren heraus, sondern bleibt zufällig. Und nicht bloß die Handlungen, selbst die Gegner gehen oft sozusagen nebeneinander her. Es ist dann deutscher Kampf, den jeder in sich und für sich ausficht.

Die bald darauf folgende Moralkomödie Wechsler und Händler (1923) hat mit dem Stil des Expressionismus nichts mehr gemein. Die Gaunerei und das jämmerliche Wirrsal der tollen Nachkriegs- und Inflationszeit bildet den Vorwurf. Die Helden sind zwei Gauner, Preistreiber, Wucherer, Buchfälscher, Weinpantscher, die zum Ende von der Geliebten übergaunert werden. Ihnen gegenüber tritt als ein einziger anständiger Mensch ein aristokratischer Flüchtling, den die Bühne der Franzosen Raisonneur nennen würde und der hier nicht bloß die Stimme des Gewissens zu bringen hat, sondern auch die Handlung gewissermaßen richterlich ins Moralische lenkt. Einer von den beiden Unbedenklichen wird hie und da bedenkend und der Flüchtling hat es oft gesungen: „Alle Welt ist hoffnungslos, — Wenn wir nicht an uns genesen, — Wenn wir nicht vor Gott bestehen, — Dessen Allmacht in uns ruht." Wie im Kleinsten und Schäbigsten das Große sich spiegeln kann, zeigt der dritte Akt, der von einer so bös gesteigerten Ironie und Komik ist, daß kaum etwas aus der jüngsten Komödie daran reicht.

Sehr ernst ist das Schauspiel Die fröhliche Stadt, ein Mahnruf an die materialisierte Gegenwart, eine Folge von acht Bildern, zugleich der künstlerische Ausdruck der Überzeugung des Dichters von der Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins ohne den festen Untergrund eines im Glauben verankerten religiösen Lebens. Es handelt sich in dem Drama um die große Frage: „Entweder es gibt einen Schöpfer der Welt", ruft der Theologe Alexander, „Ehre dann seinem Namen! . . . Oder aber dieser Gott ist tot . . . dann wollen wir leben! . . . Dann die Ärmel aufgekrempelt zum nacktesten Existenzkampf!" Darin liegt, wie Sprengler bemerkt, die Metaphysik der letzten und aller zukünftigen Revolutionen. Der Gegenkämpfer (Gott), der zu einem dramatischen Kämpfer gehört und hier heftig bestürmt wird, verhüllt sich unnahbar, unsichtbar, ungreifbar, schweigend. Gott wird zur unmittelbaren Offenbarung seines Daseins aufgefordert und offenbart sich nur mittelbar. Aus der täglichen, schmerzlichen Erfahrung, daß nur das Wägbare und Zählbare gilt, nicht das beglückende innere Wunder, formt Johst die Fabel von dem Theologiestudenten Alexander, dem Zweifler, der Gott herausfordert, indem er ihm eine Jungfrau als irdische Göttin gegenüberstellt; die Fabel von Marietta, der Sehnsüchtigen, die Gott schauen möchte und selig stirbt, als sie, die Göttin, ihn im gläubigen Vater unter seinen sie erdrosselnden Händen erlebt. Dieser läßt die Zeit, die er nicht versteht, gewähren bis zu dem Augenblicke, wo sie an seinem Lebensgrund, an Gott, rührt. Es ist wahr, es klingt paradox, wenn hier durch einen Frevel Zeugnis für Gott abgelegt wird; darin zeigt sich Johst als Anhänger der Ausdruckskunst, deren Logik vielfach die Paradoxie ist, und wohl auch darin, daß er die geistigen Leidenschaften bis zum Äußersten treibt. Er ist ein Intellektueller, der in die Grundfragen bohrt, und ein Ekstatiker zugleich, aber seine szenische Poesie ist ein ekstatischer Kritizismus, der zum Glauben führt. Um jeden Zweifel an seiner im Drama gestalteten Idee zu beheben, fügt Johst an die Katastrophe einen satirischen Abschluß, in dem er den platten Rationalismus eines politischen Aufklärers dem Gelächter preisgibt.

Zwischen den dramatischen Schöpfungen liegen Johsts lyrische Sammlungen. So der Gedichtband Wegwärts (1916), den er „der Menschenliebe" widmet, ein ekstatisches Bekenntnisbuch in leidenschaftlich bewegten Rhythmen und aufpeitschenden Worten seelischer Qual und Empörung. Im Versbuch Rolandsruf (1919) wendet er sich gegen das abstoßende, würdelose Gebaren der Stadtmenschen in der Zeit der größten seelischen und völkischen Not des deutschen Vaterlandes; lyrische Bekenntnisse zu Mutterland, Vaterland, Deutschland sind die frei flutenden Rhythmen des Versbuches Mutter (1921) und dessen Fortsetzung Lieder der Sehnsucht (1924).

Ein gedankenreiches und auch durch den rhythmisch bewegten Sprachstil beachtenswertes Buch ist Johsts Arzt-Roman Der Kreuzweg (1922). Da ist ein junger Arzt, ein ins Moderne übersetzter Parzival, der sich aus Tumbheit zurechtfindet zu klarer Einsicht, beruflich und menschlich. Er war Instrument seines Berufes — Entdecker von Symptomen, Verordner von Heilmitteln für Kranke — und wurde schließlich ein Helfer der Kranken. Er sucht den Sinn des Lebens und findet ihn im Glauben an Gott und in strengster Hilfsbereitschaft. „Ich schlage den kleinen Kreis meines Daseins um das Krankenhaus, in dem ich so viel Arbeit sehe, daß ich mich unsterblich dünken müßte, um eine Unabhängigkeit oder Freiheit schauen zu können," antwortet er seinem Freunde, dem Apotheker. Damit umreißt er sein Lebensprogramm, das auf tätiger Liebe aufgebaut ist. Der Apotheker aber, ein scharfer Dialektiker, ein Intellektueller, der das destruktive Element darstellt, geht ins bolschewistische Rußland, um eine Lebensaufgabe als Prediger sozialistischer Ideen zu erfüllen. An dem Beispiele des Arztes will der Dichter zeigen, daß es sich für den Deutschen der Gegenwart nicht gezieme, parteipolitischen Utopien von Menschheitsverbrüderung nachzugehen, sondern ein „leidenschaftlicher Helfer der verwirrten und kranken Heimat" zu sein und in der Begrenzung, in der Arbeit für die Gemeinschaft die Aufgabe des Lebens zu erkennen.

Die Technik der Bilderreihe verführte, wie Johst zu seinem „Einsamen", auch den Wiener Lyriker Walter Eidlitz (geb. 1892) zu der Szenenfolge Hölderlin (1917), bei der der große Dichter mit lyrischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zitaten aushelfen mußte. Es erinnert an die Art und Weise des „Dreimäderlhauses", wo mit Schubertischen Melodien biographische Oper gemacht wird. Fein sind des Dichters Märchenspiele („Der Wald", „Der Kaiser im Wald"), nur eine Bilderfolge bringt Bettina (1921). In dem lyrischen Monologdrama Der Berg in der Wüste behandelt er mit erotischem Einschlag den Moses-Stoff und in dem Roman „Die Laufbahn der jungen Clotilde" (1924) erzählt er die Geschichte eines Mädchens.

Aus einem Vorspiel und zwanzig Bildern besteht das preisgekrönte Drama Kaiser Karl V., das Otto Zarek (geb. 1898 in Berlin) verfaßte. Es möchte das innere Wesen des Habsburgers ergründen. Die Betonung im Titel liegt auf „Kaiser". „Kaiser, das ist der Mensch." Den Kaiser in sich bezwingen, zum Diener werden. Aus dem Hochmut der Welt zur Demut zu gelangen, ist die Aufgabe. „Im Dienen einen alle Menschen sich zur Menschlichkeit." Doch bis zu dieser Weisheit zu gelangen, bedarf es eines langen Laufes. Durch zwanzig Szenen eines weltgeschichtlichen Lebens wird Karl getrieben — Pavia, Paris, Nürnberg — zwischen Machtgefühl und Zweifel, zwischen spanischem Lebensblut und nordischer Besinnlichkeit. Frauen dominieren nicht; nur eine Zigeunerin trägt Züge des erlösenden Weibes, jungfräulich und mütterlich. Keine Spannung drängt. Strindbergscher Historienstil hat hier gewirkt. Die Geschichte blieb stärker als der Dichter, der nicht die Gewalt zur Konzentration besitzt. Doch Phantasie war am Werke zur Umkleidung der in Karl maskierten Ich-Seele des Dichters. Er ließ dann noch das dramatische Gedicht David folgen.

Aus der stofflichen Fülle der Geschichte des großen jüdischen Königs David, die auch R. Sorge zu einem Drama anregte, greift Friedrich Sebrecht (geb. 1888 in Leipzig, Leiter der städtischen Bühne in Essen) nur ein Motiv heraus, den Ehebruch Bathsebas und verdichtet ihn zu einem problematischen Kammerspiel von starker Geschlossenheit.

Die Gestalten der jüdischen Geschichte sind hier nur symbolische Figuren für die ganz modern empfundene Tragik zweier seelisch zusammengehöriger Menschen, die nur durch tiefste Schuld den Weg zueinander finden. So verengert sich die David-Dichtung zu einer Ehebruchstragödie. Nicht auf derselben künstlerischen Höhe steht das biblische Drama Saul (1919), und ohne Rücksicht auf die Tradition geschrieben ist Die Sünderin Magdalena (1918), deren Liebesleben den Verfasser wie viele andere Autoren zu allerlei Erdichtungen lockte. Sebrechts Dramen bezeichnen einen Übergang zum Expressionismus; ihr Bau ist meist noch regelrecht; dies gilt auch von seinem Künstlerdrama Götzendienst (1918), von dessen Künstlertum wir zwar wenig, desto mehr aber von seiner dämonischen Macht über die Frauen erfahren. In Don Juan und Maria (1919) versuchte er sich an dem viel bearbeiteten Stoff, konnte aber keine befriedigende Lösung finden, denn auch Maria wird seinen wandernden Don Juan auf die Dauer nicht binden. Sebrechts jüngstes Drama hat Kleist (1920) zum Gegenstande.

Eine Reihe expressionistischer Dramen schrieb Julius Maria Becker (geb. 1887 in Aschaffenburg, lebt ebenda), von denen Das letzte Gericht (1919), eine Passion in vierzehn Stationen, in Rußland spielt und die Loslösung vom eigenen Ich als Voraussetzung der Menschheitserneuerung verkündet.

Alles Geschehen kreist um die Erlösungsidee in dem Schauspiele Der Schächer zur Linken (1923). Eine eigentliche Handlung ist kaum vorhanden, die Personen tragen das Gepräge kaum verschleierter Symbole. Der Verfasser müht sich mit sittlichem Ernste um das Problem und findet, daß die Erlösung im Menschen selbst erfolgen müsse. Der Gedanke, das Wort triumphiert. Hier aber ist Becker ein Meister der Rede und Form. Er weiß Bilder, Vergleiche und Wendungen aus quellender Fülle und überströmender Phantasie zu gestalten. Was dem Dichter fehlt, ist eine streng und klar gebaute Handlung, deren auch das Gedankendrama unbedingt bedarf. Von seinen anderen Dramen seien erwähnt „Der Freier", „Kaiser Jovinianus", „Der Wundermann" und „Das Friedensschiff" (1925), in dem er sich, um die Tragik der Gegenwart zu zeichnen, dem Tragikomischen zuwendet. Es folgte noch „Der Gilgamesch" (1928) und „Der Brückengeist" (1929). Kraftvolle Rhetorik zeigen seine sprühenden Verse in den Sammlungen seiner Gedichte von 1919 und Liedern „Ewige Zeit" (1923). In dem Roman „Sphinx" und in der Erzählung „Nachtwächter Kronos" (1923) gibt er seiner innigen Verbindung mit Gott Ausdruck. Die letztere bringt die Geschichte eines, der „inmitten der Nacht sich vom Lager erhebt, hingeht und dreifach sein will, wo einfach sein Schicksal, einfach sein Leben im Buche des Anfangs gesetzt". Gabriel, dreifach liebend, in die Nacht eines Lebens drei Leben zu fassen erkühnt, vergreift sich an der Zeit, rückt die Zeiger der Mitternacht vor und zurück. Er erschlägt den Nachtwächter, seinen Vater. Kronos gerät in Wahnsinn und zerbricht. „Mitternacht werden ihm alle Uhren der Erde schlagen."

Anton Wildgans (geb. 1881 in Wien, gegenwärtig Direktor des Burgtheaters) hat seinen Weg vom Naturalismus durch das Artistentum zum Expressionismus gemacht und diese Entwicklungsstufe nicht selten im Aufbau seiner Dramen wiederholt. Er ist vor allem Lyriker. Von seiner ersten lyrischen Sammlung an ist er ein großes Formtalent, dem sich anderer Weisen, alte und neue, schnell zu einer eigenen Melodie umwandeln, ein Dichter, der sprachlich keine Hemmungen kennt, dem Wort und Reim in Fülle entströmen. Das führt aber dazu, daß zwischen schönen, tönenden, schwingenden Versen leere Worte stehen und hohle Klänge tönen, die nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tragen und heben. In allen seinen Gedichten rieseln die Schauer tiefster Empfindungen. Ein qualgeläuterter Lebensstrom und ein prometheisches Drängen pulsen in ihnen. Die Eindringlichkeit und trotzige Größe dieser Selbstenthüllungen sind einzigartig. Angstvoll und mit einem Gefühl der Beklemmung schaut das Auge und forscht das Ohr in die oft grauenreiche Schwermut und Kampfesnot. Seine Lyrik ist selten sangbar, meist Gedankenlyrik. Über den Stoffkreis seiner Lyrik führen seine Dramen nur selten hinaus; sie geben den in lyrischen Betrachtungen schon behandelten Stoffen nur die zugespitzte dramatische Form. Das Melodramatische, in das seine Dramen einmünden, und die Tatsache, daß in ihnen die lyrischen Schlußakte zweifellos die packendsten sind, zeigen, daß trotz aller Gewandtheit, Bühnensicherheit und Gestaltungskraft der Kern seines Wesens doch der Lyriker ist. Daß es sich in seinen dramatischen Werken nicht um einen Einzelfall handle, sondern um ein wiederkehrendes Schicksal, wird oft betont und eingestreute Verse heben das Geschehen heraus, empor auf die symbolische Ebene. Diese Absicht soll wohl durch die Bezeichnungen, wie Actus mysticus (in „Armut"), symbolicus, als quasi epilogus sub specie æternitatis hervorgehoben werden, wie denn auch die Aktschlüsse sich in lyrische Betrachtungen auflösen und ein Requiem con sordino oder ein ewiges Gericht geben, indem der Chorus puerorum et adolescentium klagt, weil er um das Leben betrogen wurde. Wildgans ist ein Dichter der Zeit. Seine Dramen werden heute viel gelesen und aufgeführt, weil ihr diesseitiger und jenseitiger Inhalt die Sinnlichen und Übersinnlichen anzieht. Fortleben wird er als Lyriker.

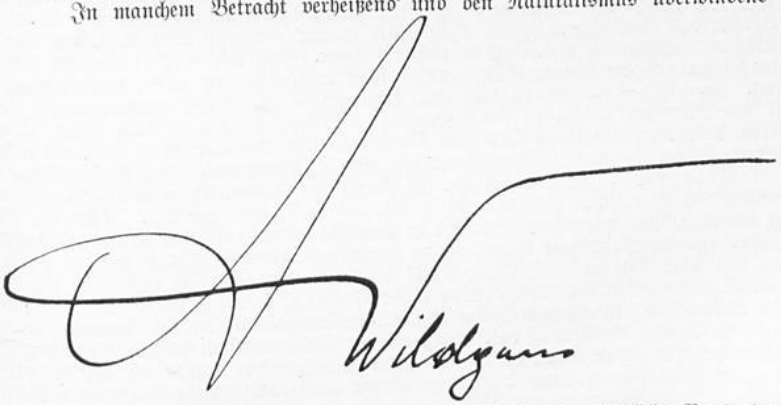
Herbe Melancholie klingt aus Wildgans' Erstling, dem Gedichtbande Herbstfrühling (1909), aber ohne jenes etwas eitle Verkosten der eigenen Traurigkeit, die jungen Dichtern eigen ist. Diese traurigen Augen sehen das Licht der Welt gedämpft und sehen vor allem, was in verhangenem Lichte lebt: die Lahmen, die Dirnen, die Dirnenkinder. Die Sprache ist noch oft allgemein-unpersönlich, zuweilen mit rilkeschen Elementen durchsetzt. Schon hier sehen wir des Dichters Fühlung mit dem Walde, seinen Hang zur Natur, seine Sehnsucht nach dem Einfachen und Natürlichen, die dann noch schärfer hervortritt in den lyrischen Bänden Und hättet ihr die Liebe nicht (1911) und Mittag (1917). Als Jurist und Strafrechtler weiß er um die sozialen Verhältnisse und diese werden ihm ebenso zu Lieblingsthemen seiner Lyrik wie die Beziehungen zwischen Mensch und Stadt, Mensch und Landschaft und die inneren Kämpfe, die sich ergeben aus den Beziehungen zwischen Mann und Weib, aus den Forderungen der Sinne und denen des Geistes, aus dem Drang zur Gemeinschaft und der Sehnsucht nach Einsamkeit. Zwar wirkt sein Schaffen ehrlich und ernst, aber in seinen Gedichten ist oft eine peinliche Epigonenglätte, die mit dem abgegriffenen Wort und verbrauchten Rhythmus sich begnügt. Und das ist sehr schade; denn Wildgans gehört zu den Dichtern, die etwas zu sagen haben, weil sie seelisch etwas erleben. In dem Gedichte „Im Anschau'n meines Kindes" steigert sich das Erlebnis des neuen Menschen so sehr zu mystischer Eindringlichkeit, daß man selbst durch die etwas blasse Sprache die Intensität dichterischen Erlebens mit Ergriffenheit fühlt. Am reinsten und schönsten offenbart sich Wildgans' Lyrik in den Sonetten an Ead (1913); ein Zyklus von Sonetten, nicht eine bloße Folge, in der, leis episch, ein Geschehen durchscheint, ein Tagebuch in Sonetten, die Geschichte einer Leidenschaft, eine Melancholie, die bisweilen wie jener byron-lenauische Schmerz anmutet, im Mittelpunkt eine kokette, lockende Seelenlose, um die der Mann in beseelter Leidenschaft leidet, bis er sich mit Kraft aus der Flamme in die Freiheit rettet. Unter dem Titel Österreichische Gedichte (1915) vereinigte er seine zuerst auf Flugblättern erschienenen flammenden Kriegsgedichte. Vollendet in der Form, köstlich in trefflich gerundeter Weltweisheit, stark erfassend in gehaltvollen Wendungen sind auch die Gedichte um Pan (1928). Einige Stücke, wie „Aufblick", „Letzte Erkenntnis", „Spruch dem Dichter", prägen sich, etwa wie Schillers „Sprüche des Konfuzius", leicht und bleibend ins Gedächtnis, ins Herz und in die Seele. Das gewichtigste Gedicht aber dieser Sammlung ist „Panische Elegien". Es ist eine Art neuer „Spaziergang", klassisch im Gehalt und in der Form Schillers und doch modern, Beschreibung voll innerer Bewegung, Verbindung, Vermischung des eigenen Lebens mit der Natur, wildstark im Rhythmus, schwer im Schritt, reich an Gedanken. Ganz andere Töne schlägt der Dichter an in einer Einführung zu Übersetzungen von Gedichten Baudelaires; es sind in einem stürmischen Stile hingewühlte Gesänge, die in keiner Zeile den Verfasser der „Sonette an Ead" verraten, sondern von den Dirnenquartieren, den Kloaken unter den Städten usw. handeln. Vorausgegangen waren die Wiener Gedichte (1926) und die viel gelesenen Dreißig Gedichte (1917).

Des Dichters erstes Drama ist das naturalistische und zugleich etwas rührselige, einaktige Gerichtsstück In Ewigkeit Amen (1913). Das Gerichtsmilieu ist gewiß nicht neu. Auch andere Wiener Dichter, unter ihnen auch Wertheimer, haben uns damit aufgewartet. Immerhin versteht es der talentvolle Autor, diesem Milieu einige wenige neue Züge abzugewinnen. Er hat all die Fülle juristischer Momente, die sich bei den Zeugenvernehmungen in einer Mordversuchsache ergeben, auf eine menschliche Grundlage gestellt. Die üblichen Figuren, die so ein Gerichtsstück enthalten muß, wenn es seine Wirkung auf das Publikum haben soll, sie alle fehlen nicht. Der Verfasser hat ebensowenig den abgestumpften Untersuchungsrichter vergessen, wie den weichen jüdischen Schriftführer und den redseligen, gemütlichen Zeugen. Das Drama

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirbt für die Aufnahme des Verbrechers in die menschliche Gesellschaft wie manche Gedichte der Sammlung „Und hättet ihr die Liebe nicht". Soziale Lage als Schicksal, Armut, die den Höhenflug des Ausnahmsmenschen hemmt, ist das Thema des Dramas Armut (1914). Der Held ist ein junger Gymnasiast und Beamtensohn, dessen reich angelegte Seele in der dumpfen Atmosphäre des Unfriedens der verunglückten elterlichen Ehe die Flügel nicht zu freiem Wachstum regen kann. Der Vater, ein kleiner Postbeamter, der stets kränkelt und einen Teil seines Einkommens für seine Krankheit verbraucht, die Mutter, verbittert im Gemüte, unfähig geworden zu Freude und Liebe. Zwei Kinder: Marie, ein tapferes Mädchen, für die Ihren erwerbend im schnöden Brotdienste, der hagere, unterernährte Gottfried, der Gymnasiast, den sein kümmerliches Los in bohrende Dialektik und frühreifen Zynismus getrieben, mit ganzer Seele am Vater hangend, ohne dem Lebenden gegenüber das Wort der Liebe zu finden. Das erzeugt eine Strindbergatmosphäre von Reizbarkeit und Haß, nur kleinlicher, dumpfer als bei Strindberg. Wildgans begleitet die Vorgänge mit Armeleutedramatik. Im zweiten Teil hebt er sich zum betrachtenden Dichter empor und gleitet auch formal von der Prosa mehr und mehr in die Verssprache über, versucht sich zum Gedankendichter aufzuschwingen. Doch bleibt er uns auch hier noch zu viel schuldig. Man hat aber die Empfindung, der Dichter stecke noch zu tief in dem Stoffe, als daß er ihn zu der einfachen Erkenntnis überwinde: Wir sind genau so arm oder reich, wie weit die Kraft unseres Herzens reicht. Mit der Erkenntnis wäre der Stoff für den Dichter erledigt; der naturalistische Milieudichter war aber in Wildgans noch zu stark, so daß er der Schilderung der unerquicklichen und fruchtlosen Misere einen zu breiten Raum gab. Als der sterbende Vater mit dem Sohne glückselige Erinnerungen und Phantasien austauscht, setzt der Vers ein und zugleich nimmt die Handlung eine Wendung ins Phantastische. Ein fremder Herr mit beinahe kahlem Schädel und graublassem Antlitz kommt: der Tod. Er redet nicht in weichen, sondern in spöttisch klingenden Versen. Auf die angstvolle Frage, wovon die Familie nun leben solle, erwidert er: „Du hast ihnen all dein Leben gegeben, — Sterben darfst du für dich, mein Sohn." Im letzten Akte lebt mit den Verhandlungen über die Begräbniskosten der Naturalismus wieder auf. Aber noch einmal wächst die Sprache zu leidenschaftlicher Wucht, als der in Redekunst schwelgende Sohn der Schwester das schreckliche Los der Armut schildert und vom Heiland der Zukunft träumt. Dieses Trauerspiel ist eine Doppelheit an Überlebtem, dem Naturalismus, und Zukunftsvollem in Form und Inhalt.

Anton Wildgans.



In manchem Betracht verheißend und den Naturalismus überwindend ist die Tragödie Liebe (1915). Die ersten vier Akte freilich sind noch ganz erfüllt vom naturalistischen Erlebnis und in einem Ibsen-Epigonenstil geschrieben. Zwei Menschen, Martin und Anna, die eine Neigung zueinander führte, zerbröckeln allmählich in dem Gleichklang einer Ehe, die nach außen unantastbar und innerlich von freundschaftlichen Sympathien getragen ist. Aber die Ehe schlingt um sie, da ihnen die ewige, sakramentale Einung in Gott fremd ist, nicht jenes unlösliche Band, das unwandelbaren Stand hält den verflüchtenden Impulsen der Neigungen. So füllt das eintönige Leben die Gatten nicht aus, und als verlockende Versuchung drängt das Abenteuer an sie heran. Die Frau läßt sich von dem blendenden Reichtum einer welterfahrenen Künstlernatur bis fort an die Grenzen des Ehebruchs verführen, der Mann sich locken von der gleißenden Anmut einer Prostituierten. Der fünfte Akt führt plötzlich aus nüchterner Verirrung zu hymnischer Erhebung, aus enger Erdenwirklichkeit zu ewigen Mysterien. Hier setzt mit dem Kampf der Gefühle wieder der Vers, das Melodramatische ein. Dazu kommt aber diesmal Musik, sogar überirdische „gleichsam aus der Unermeßlichkeit des Weltraums". Das Erleben der beiden Menschen, die sich zu verlieren drohten, steigt über die Enge persönlichen Lebens empor. Das ganze abgründige Menschenschicksal tut sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem suchenden Sinne derer auf, die vor der fortreißenden Gewalt ihrer eigenen Leidenschaft erbebt sind: „Ein Abgrund ist der Mensch, und was — Er spricht und tut, ist nur wie das Gekräusel — Von spielerischen Wellen über Tiefen, — Die unerforscht und voller Grauen sind.“ In der qualvollen Anklage dieser beiden Menschen frißt sich der Zweifel ein an der Ewigkeit der Liebe, da die wilde Begierde sich trennt von der Inbrunst der Herzen und das ruhelose Blut Erlösung auf den Pfaden der Untreue sucht. Aber in wehmütiger Steigerung verwirft es der Mann, daß die Unzulänglichkeit der eigenen Liebe die ewige Kraft der wahren Liebe erschüttert. Nur die Lust der Sinne ist Vergänglichkeit. In ewiger Sehnsucht, in aufrauschender Heiligung ist der Liebe unerschütterliche Größe und Ewigkeit. Während das weibliche Fühlen der Frau verzweifelt in solcher Liebe das Ende der Liebe sieht, empfindet der asketisch verklärte Mann, daß in solcher Liebe erst der Anbeginn der wahren Liebe gegeben sei. So führt die Dichtung aus irdischer Umfangenheit zur Überwindung irdischer Unzulänglichkeiten durch die Zielsetzung überirdischer Ziele für unser Erdenleben. Aus modern-heidnischer Anschauung dringt sie empor zu der Pforte katholischer Frömmigkeit.

Wie Ibsen und Strindberg behandelt Wildgans mit Vorliebe das Problem der Ehe. So auch in der Tragödie Dies irae (1918). Hier handelt es sich wie in Ibsens „Gespenster“ um die Folgen einer unglücklichen Ehe, um das Schicksal eines lebensunfähigen Kindes. Die Nerven des Schwächlings Hubert versagen, als er sich unmittelbar nach dem Examen entschließen soll, entweder nach dem Willen des Vaters zu studieren oder nach dem der Mutter Kaufmann zu werden. Er flieht vor der Verachtung des Vaters zu einem entgleisten Mitschüler, Rabanser, der mit einem tauben Mädchen ein armseliges Dasein führt, sich aber Trotz und Willenskraft bewahrt hat. Ihm klagt Hubert sein Leid. „Es ist furchtbar; Fleisch vom Fleische zweier Menschen zu sein, die einander hassen. Mich selber hassen sie ja nicht. Nur die Stunde verfluchen sie, die sie in mir verkettete.“ Der Deklassierte ist zu sehr mit seinem eigenen Groll gegen die Gesellschaft beschäftigt, um Hubert helfen zu können. Der haltlose Jüngling irrt ins Elternhaus zurück und gerät in eine letzte Liebelei mit dem Mädchen, das im Hause bedient. An diesem Punkte setzt der Vers ein, zunächst volksliedartig stammelnd, dann üppiger anschwellend, schließlich zerbrechend, als Hubert auch hier versagt. Dem Selbstmord des Verzweifelten läßt Wildgans, ähnlich wie in „Armut“, noch einen Actus phantasticus folgen: Gespräche über Zeugung und Erziehung, eine Auseinandersetzung Rabansers mit dem Vater, schwermütige Gesänge von Knaben und Jünglingen, endlich gewaltige Stimmen, die den Vater verdammen.

Hat man schon hier das Gefühl, daß Wildgans erst dann mit seiner eigenen Stimme spricht, wenn sich das Stück in ein Oratorium auflöst, so muß man sich um so mehr wundern, daß die völlig mythische dramatische Dichtung Kain (1920) nicht ganz als solches gestaltet wurde. Kain schlug Abel, weil Gott Abels Opfer annahm, Kains Opfer verschmähte. Es reizte Wildgans, wie schon früher manchen Dichter, in das düstere Rätsel dieses ersten Mordes einzudringen und seine psychologischen Voraussetzungen aufzuspüren. Der Dichter hielt sich, wie er selbst angibt, an die von Mischa Josef in Corion gesammelten und bearbeiteten „Sagen der Juden“. Gott verschmäht Kains Opfer, weil dieser nur dürre Frucht, den „Abhub der Felder“, opfert. Schon früher versuchte Kain einmal den Mord, indem er seinen Bruder scheinbar zum Spaß zu einem Kräftemessen herausfordert. Aber Abel ist der Stärkere. Dadurch wird Kains Haß gegen Abel noch mehr geschürt, denn er, der Jäger, kann es nicht verwinden, dem Hirten unterlegen zu sein. Kain ist der Gottesleugner, Abel der Gottgläubige; ihn nennt die Mutter das „Kind der Sehnsucht nach den Sonnen“, die verloren sind, Kain aber den „Sohn der Schlange“. Abel hat Kains Mordgedanken erkannt und mit sanftem Befehle seinem Bruder das Beil abgenommen. Aber gleich darauf, während Abel in seligen Verzückungen in den Himmel schaut, schlägt ihn Kain mit dem Beile nieder. Nicht nur weil er ihm die helle Seele, die größere Liebe der Eltern und die Gnade Gottes neidet, tötet er den Bruder, auch der Haß gegen Gott führt ihm die Hand. Er will — fortfressend Gift der Schlange — gottähnlich werden, indem er eingreift in Gottes Recht, den Menschen wieder zu Staub werden zu lassen. Er glaubt, dem Herrn seine Macht entwunden zu haben, indem er zeigte, daß Tod dem Menschen nicht bloß von Gott, sondern auch von Menschen gesandt werden könne. In fünf Bildern baut sich diese Dichtung auf. Ihre stärkste Szene, der Mord, ist genau in die Mitte gelegt. Kain buhlt um die Gunst der Eltern, die vom Morde nichts wissen, und die Wut darüber, daß ihm nichts gelingt, entreißt ihm das Geständnis der Tat. „Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ fragt Adam (!). Von vorneherein herrscht in dem Werk der Vers, aber es sind anfangs regelmäßige flüssige Jamben. In der Mordszene kommt es zu expressionistischen Rhythmen und zu voller Wildheit schwellen sie an, als Kain bei der Bestattung Abels erscheint: „Er läßt sich auf seine Hände fallen wie ein Bär auf die Vorderpranken und vollführt in dieser Stellung, bald sich aufreckend, bald sich niederkrümmend, urweltlich wilden Tanz zu eigenem Mißgesang,“ „Die Sonne-Blut dampft, stampft, tanzt, Scharlach ihr Huf! Hahojah, die Sonne, die Kain erschuf.“ In mystischer Hülle weissagt Kain die Entwicklung seiner Sühne, den Goldkampf, den Weltkrieg. Kain, der nun die Erde zu beherrschen meint, sieht alle Zukunft von Wesen seiner Art bevölkert, von Kainssöhnen, die immer wieder gierig und blutig Macht und Besitz an sich reißen. Aber vor Evas Augen dämmert ein Licht, eine Hoffnung. „Immer, o immer wieder wird Abel geboren!“ Kain aber schreit: „Und immer wieder wird Kain — Den Abel erschlagen!“ Eva: „Dann wehe der Erde! Weh!“ In diesen letzten Worten der Dichtung wachsen die Gestalten Abels und Kains zu Symbolen an, zu den Trägern des Lichtgedankens und der dumpfen Erdengier, die im Kampfe liegen, so lange es Menschen gibt. Über dieses Kampfes Ende freilich ist der Christ durch freudigere Hoffnungen getröstet. Die Dichtung ist reich an Versen von ausgeglichener Schönheit, aber auch manches Widerliche findet sich darin, so die erotischen Anwandlungen Kains und seine zu unnötig rohen Gotteslästerungen. Es spiegelt sich in dem Werke der Geist einer blutigen Zeit hier ebenso deutlich wie in Byrons „Kain“ der einer erschlafften, hier Weltkrieg, dort Weltschmerz. Die Dichtung löste bei ihrer Aufführung im Burgtheater in Wien eine mächtige Wirkung aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine recht unidyllische Idylle bietet das Hexametergedicht „Kirbisch, der Gendarm, die Liebe und das Glück" (1927). Mit dem Hintergrunde der Kriegs- und Schieberzeit zeichnet Wildgans grotesk eine lange Reihe gemeiner und niedriger Menschen. Scharf klagt er an und huldigt ausdrücklich der einen und einzigen, die am schwersten unter der Niedertracht ihrer Umwelt leidet. Das anmutende „Heimatbuch" Musik der Kindheit (1928) und Buch der Gedichte (1928) sind Wildgans' jüngste Schöpfungen.

Fritz von Unruh (geb. 1885 in Koblenz) wurde gleich nach seinem ersten Werke mit Heinrich von Kleist zusammen genannt. Jedem drängte sich der bequeme Vergleich auf, ward Anlaß, Wahrheiten und Unwahrheiten auszusprechen. Rieben sich nicht auch seine Gestalten wund an dem starren Gesetz, dem ehernen Pflichtbegriff, wie Kleist geblutet hat unter dem Griff des Schöpfers dieser Welt, unter Kant? Erinnerten nicht im einzelnen die Seelenkämpfe seiner Offiziere, seines Prinzen Louis Ferdinand an die Seelenkämpfe des Prinzen von Homburg? Aber enger knüpfen ein paar andere Fragen die Fäden zwischen den als Kindern anderer Zeiten doch Verschiedenen. Rang nicht auch Unruh um nichts anderes als die Geburt des neuen Menschen? Und steht nicht auch er unter den Dichtern von heute einsam und allein, ihnen verbunden und doch fremd wie einst Heinrich von Kleist? Denn wie dieser ein Romantiker ist, ohne eine Beziehung zu haben zu dem, was man romantische Schule nennt, sondern es nur kraft seines Blutes ist, so ist in gleichem Sinne Fritz von Unruh als Dichter mit neuem Blick und anderem Rhythmus von Anfang an Expressionist, wenn ihn auch keine äußere Gemeinschaft an andere junge Dichter von heute oder gar an ihre Lehre bindet. In seinen beiden ersten Dramen gestaltet er noch nationale Stoffe und entrollt das Weltbild des preußischen Offiziers, wie er in Widerstreit mit der soldatischen Pflicht gerät. Allein ahnungsvoll und sein späteres Verhalten vorwegnehmend, warf er schon in den „Offizieren" die Frage nach der Grenze militärischer Pflichterfüllung auf. Im wesentlichen Gegensatz zu Kleists „Prinz von Homburg" trat er auf die Seite des Kühnen, der auf eigene Faust gegen den Befehl seines Vorgesetzten den Kampf aufnimmt. Dem todwunden Sieger wird zuletzt ausdrücklich das Recht seines Handelns bestätigt. Da kündigt sich schon der Einspruch an, den Unruh fortan gegen starre Satzungen erheben sollte. Der Krieg hat dann diesen altpreußischen Offizier in schwere Konflikte gestürzt, ihn zur Absage an alle Ideen des Schwertadels getrieben, zu einem Herold einer neuen Kultur der Freiheit, des Friedens, der Liebe gemacht. Durch diese Absage an den Krieg trat er unmittelbar an die Seite der Bekenntnisse gegen den Krieg, die im Umkreis des Expressionisten das Selbstverständliche sind. Die Berechtigung der weitverbreiteten Meinung, daß diese Entwicklung in Unruh zugleich einen großen dramatischen Dichter hervorgebracht habe, ist zweifelhaft. Schon den begabten Erstlingswerken fehlte die geistige Organisation, sie trat auch jetzt nicht ein, wo der leidenschaftliche Wille, die Zeitprobleme zu lösen, seinen Gestalten den prachtvoll realistischen Umriß nahm und sie zu pathetischen Allegorien aufblies. Mit der alten Vorstellung von Pflicht wird gründlich aufgeräumt und ein neuer Pflichtbegriff gesucht. Unruh predigt vor allem Vergeistigung der sinnlichen Liebe. Das Weib soll nicht mehr bloß als Geschlechtswesen gewertet werden. Hat nicht das Christentum diese Vergeistigung schon längst gelehrt? Der Dichter aber verabscheut das Dogma als veraltete Fessel und lebt der frohen Hoffnung, daß die Menschheit aus sich heraus die Liebe und damit die Ehe auf einen neuen, besseren Boden als den bisherigen stellen werde.

Schon vor dem Weltkrieg war Unruh mit seinem Drama Offiziere (1912) hervorgetreten, dessen erste Akte durch eine ungewöhnliche Lebendigkeit der einzelnen Kasinofiguren und durch ein mitreißend starkes Gefühl für die Tragik dieser Berufskrieger im Frieden fesselte. Aus tatenlosem Friedensleben weckt der Aufruf nach Südwest: endlich hat das Leben einen Sinn. Aber bald erschöpfen auch drüben den Beruf zwei Worte: Warten in Gehorsam und Pflicht. Der in einem Patrouillengefecht eigenmächtig den Feind, den Tod und das Leben gesucht, Ernst von Schlichting, wird von seinem Oberst und Schwiegervater zum Leiter der Signalstation bestimmt, der das Angriffszeichen auf Befehl geben darf, selbst aber nicht angreifen. Wieder kann er nicht sein, was er will. Wieder erlebt er den Gegensatz von „Du sollst" und „Ich will". Muß er gehorchen, wo die ganze Station zu verdursten und zu verhungern droht? Er schlägt auf eigene Faust los. Der Sieg ist sein, er aber stirbt von einer Hererokugel tödlich getroffen, in den Armen seiner Braut, die ihm als Krankenpflegerin ins Lager folgte. Die soldatische Pflicht hat einen anderen Namen bekommen: Tat. Selbst der Oberst, der eben noch auf den Ungehorsamen wütete, erklärt: „Also es gibt noch Fälle . . ., wo es die Pflicht eines Offiziers ist, zu handeln auf eigene Verantwortung." Doch kehrt er rasch wieder zum alten Kommiß zurück. Und wiederum spricht ein Gegensymbol durch Schlichtings

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Braut, die des Vaters rigorose Preußenpflicht mit seelischer Entfremdung straft. Das Weib — beim Politiker Toller ausdrücklich als Nebensache erklärt, beim Denker Georg Kaiser gewöhnlich nur Figurine — ist hier die Trägerin des Lebensgedankens, der später in Unruhs Mutterideal großmächtig wird. Am wenigsten befriedigt im Drama der unvermittelte und bedeutungslose Schluß. Was aus neuer, glühender Schau kommt, steht in den Mittelakten, in den Szenen auf der Signalstation, in den afrikanischen Bergen und in dem auf dem Schiffsdeck während der Überfahrt spielenden dritten Akte. Da sind die alten, die jungen Kerle — der Kampfsehnsüchtige, der Eitle, der Mädchenheld, der Dichterling, der heimlich die Braut des andern Liebende, der Spieler — sie alle individuell gezeichnet, aber umwoben von der Luft der Ahnung, von Heldentum und Tod, brennend nach Taten. Plötzlich aber taucht „Ein Offizier" auf Deck auf, den keiner kennt, der mitten in der Nacht ruhelos auf und nieder geht und mit verzerrtem Lächeln die lieben Jungen anspricht und ihre Schicksalsspur zieht. Die Bühnenanweisung verbietet ihm jede „Mystik" und er wirkt doch als der leibhaftige Dämon der Angst, die keiner zugibt, die jeder bespöttelt und die doch jeder fühlt. Das ist der Feige um des Lebens willen, der später in Unruhs Trilogie fast wortlos aufsteigt, jagt, sinnlos flieht.

Als Dichtung höher steht Unruhs zweites Pflicht-Drama, schon deshalb, weil der Held einen so frischen Herzschlag und eine so glockenreine Stimme hat. „Mein König, welches Land ist dein! Die Erde hat kein zweites Preußen." So ruft Louis Ferdinand Prinz von Preußen, der Held des Dramas (1913), das noch ein Drama des Hasses gegen Franzosenherrschaft, ein Drama von der Ehre des Schwertes war, aber mit seiner tragischen Anlage nicht bis zur Tragödie gelangte. Es handelt von jenem Hohenzollernprinzen, der unmittelbar vor dem Zusammenbruch der preußischen Armee bei Jena und Auerstädt in einem Vorpostengefechte bei Saalfeld fiel. Dieser Louis Ferdinand ist ein Schwärmer, ein Musiker, ein Beschützer der Künste, ein ritterlicher Lebemann voll Tatendurst, der die Königin Luise anbetet, aber seinem Vetter, dem schwankenden und schwachen König, die Meinung zu sagen wagt. Es gärt in der Armee, die alten Paladine Friedrichs des Großen wollen die Schmach, die dem Lande durch Napoleon geschieht, nicht ertragen, der Kriegsrat Wiesel arbeitet darauf hin, daß der allgemein beliebte Prinz an die Spitze jener Militärrevolte tritt und sich von ihr und vom Volke auf den Thron heben läßt. Aber die Stimme, die der Prinz als reinste verehrt, die Königin Luise, mahnt in entscheidender Stunde: „Herrlich: Einen Mann zu sehen unter seiner Pflicht. Von ihm geht Kraft aus!" „Eisen um brennende Schläfen! Will uns der Himmel denn so hart!" entgegnet Louis Ferdinand. Drauf die Königin: „Ich hätte wohl Mitgefühl, begriffe ich nicht in seiner Tiefe das Gebot der Pflicht." Und der Prinz beugt sich, wie sich ihm auch scheinbar der Dichter beugt, der seinem Drama das Leitwort voraussetzt: „Wie über Sterne das Gesetz, erhebt sich über Menschen die Pflicht, groß und ernst." Louis Ferdinand kann sich dem König weder fügen noch ihn verraten — er kann nur sterben.

Das Drama war Unruhs Absage an die alte Zeit. Und bereits im Oktober 1914 entstand im Rauch der Geschütze vor Moyencourt das große, erst 1919 veröffentlichte Bekenntnis seiner Wandlung, das dramatische Gedicht Vor der Entscheidung. Es ist Unruhs erstes rein mythisches Spiel, das erste aus einem erschütternden Gesichte geborene reine Traumwerk, kaum spielbar auf einer wirklichen Bühne, wieder erlebbar nur dem nachschaffenden Traumauge. Der Dichter leitet einen Ulanen durch die seelenzerstörende Wirrnis der Kämpfe, durch die Hölle der zerschossenen Lehmlöcher, Schützengräben, Brandstätten, Schmerzenslager. Ach und Weh, Fluch und Haß, Blut und Ekel überall. „Der Ulan" fragt beim Anblick der Greuel nach dem Sinn dieses unsagbaren Leidens und Mordens und findet den Wert des Lebens in der Liebe. Als Aktivist verlangt er in ihrem Namen ein Ende des Mordens und fordert die Krieger auf zur Freiheit, das heißt zum Kriege gegen den Krieg. Der Rhythmus von Schillers Lied an die Freude trägt zuletzt den stürmischen Aufschwung zu beseligendem Ahnen einer schönen Zukunft. Mit einem Hymnus auf die Sonne, die „weit über alle Träume hinaus das Firmament füllt", auf den Geist, der freiere Erden baut, auf die Liebe und den Weltenfrühling, der über gestürzten Lügengöttern mit neuer Sonne leuchtet, schließt das Gedicht. Man hat das Gedicht einen expressionistischen Faust genannt. Und in der Tat erinnert es in manchem Betracht an ihn. Wie Faust eine innere Entwicklung durchmacht, so auch „der Ulan"; wie dieser das Schlachtfeld, so durchwandert Faust die Unterwelt und wie im Faust die Mütter vorkommen, so steigt „der Ulan" zu den Vätern hinab, in die Grüfte und wird im Faust mancher antike Held zitiert, so hier der Geist Shakespeares und Kleists. Auch der Wechsel der Versmaße gemahnt an Goethes „Faust". Doch bleibt unser Gedicht wie im Formellen, so auch in der Idee weit hinter ihm zurück.

Noch einmal prüft das nächste Werk, der erzählende Opfergang (1916), was in der Glut des Krieges zerschmolz und bestand. Vier Teile, „Anmarsch", „Schützengraben", „Sturm", „Opfergang", in viele kleine Szenen aufgeteilt, führen ein Volksheer, das vom einfachen Soldaten bis zum Generalstabschef lebendig wird, in die Hölle von Verdun, wo Unruh die Erzählung schrieb. In einer Sprache, die eigenwillig zusammenpreßt, Artikel zum Beispiel als entbehrlich spart, in Hunderte von neuen Wortzusammensetzungen ganze Sätze und Vorstellungsreihen packt, in einer Darstellungsweise, die Natürlichstes mit Geheimnisvollstem mischt, werden Menschen aller Art in der Hölle des Krieges und in der Hölle ihres Gewissens gezeichnet.

„Vor der Entscheidung" und „Opfergang" sind Prüfungen der Gegenwart, das neue Gesicht Ein Geschlecht (1918) ist der Versuch ihrer Gestaltung zu einem zeitlosen, mythischen Spiele. Es ist der erste Teil einer Trilogie, deren zweiter Der Platz ist, deren dritter aber noch nicht erschienen ist. Das Weltleid des Krieges, der alle Grundlagen früherer fester Lebensformen erschütterte, längst gebändigte Urtriebe wieder entfesselte, wird in einem zeitlosen Mythus von einem Geschlecht gezeichnet. Die Mutter, die halb das Vaterland, halb das alte Geschlecht verkörpert, drei Söhne, drei verschiedene männliche Typen, eine Tochter, zwei Soldatenführer sind die Personen. Die chaotischen Kräfte, die der Krieg im ältesten Sohne, dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tapferen Krieger, entfesselt hatte, führen ihn zur Frauenschändung und Blutschande mit der Schwester und in dieser Gefühlsverirrung gibt er sich den Tod. Die Welt der überkommenen Sitte, der alten Ordnung erkennen die zügellos gewordenen Geschwister nicht mehr an. Eine ungeheure orgiastische Wildheit primitiver, dionysischer Dramatik ist hier entzügelt. Sohn und Tochter empören sich mit allen Vorwürfen, die seit längerer Zeit von der jüngeren Schicht gegen die älteren ausgespielt werden. Sie fordern nicht nur Freiheit, sie sind nahe daran, sich an der Mutter tatsächlich zu vergreifen, um den Quell zu verstopfen, aus dem immerzu der Lebenshungrigen Beengung und Beschämung zufließen. Aber hier findet das viel behandelte Motiv seine erste Lösung. Mutterliebe macht nach dem ersten Entsetzen selber die notwendige Wandlung durch. Nicht aus dem jungen, sondern aus dem alten Geschlecht kommt das neue Prinzip der Ordnung. Die allzu ungefesselt Übermütigen vernichten sich selbst, die Mutter aber wandelt sich geradezu zur Führerin in die neue Welt. Die Mutter wird, unmittelbar nachdem sie ihren eigenen Wert erkannt hat, von Soldatenführern getötet. Denn ihre Worte haben die Mannschaft so tief aufgewühlt, daß die Bande der Ordnung sich lösen. Nach dem Tode der Mutter aber wird ihr jüngster Sohn, der sich nie gegen sie empört hatte, von der Mannschaft geschultert. Mit dem Rufe: „Zu dir, zu dir, o Mutter!" führt er die Soldaten einem neuen Leben entgegen. Einer von ihnen aber wirft zuletzt seinen Mantel weg, damit das rote Tuch der Schrecken von der Sonne gebleicht werde. Die Zeit gibt dem Dichter recht; Revolution erhebt ihr Haupt auch in der Wirklichkeit. Mit den damit entstandenen Gedankenkomplexen sucht sich Unruh in dem zweiten Teil der Trilogie Platz (1920) auseinanderzusetzen. Auch hier kämpft er wieder gegen die Machtgelüste, die nach Eroberung des „Platzes" des bisherigen Herrschers das heraufgekommene, zu Herren gewordene Volk nun seinerseits hegt. Der jüngste Sohn aus dem „Geschlecht", der jetzt den Namen Dietrich (d. h. „Volkskönig") erhält, ist der Träger der Idee und Handlung des Dramas. Vom Volk erhält er den Auftrag, die Bahn frei zu machen für die Volksregierung; er jedoch wandelt diese Sendung um in das Ziel, einen neuen Kult des Lebens zu gründen und allem Lebendigen einen Tempel zu bauen, alles dagegen, was den Tod verherrlicht, zu vernichten. Diese Sinnesänderung hat die Liebe zu Irene (d. h. Frieden) in ihm bewirkt, zu der Tochter des bisherigen Oberherrn. Er verkündet die Heilslehre von einer künftigen bessern Welt, in der das Weib, die Mutter, endlich zur Genossin des Mannes würde. In der Schöpfung eines neuen Menschen überwinden Mann und Weib die Zwiespältigkeit des eigenen Seins und erheben sich zu einer höheren Einheit. Mit der Niederlage des eigenen selbstsüchtigen Begehrens zugunsten einer höheren altruistischen Ethik sind Tod und Krieg vernichtet. „Erst wenn das Ich in seiner bunt'sten Gier — Wie Mondnacht auf. — Gebirge werden Hauch. — Und wo des Todes dunkler Sensenschnitt — In schattenhaftem Bogen grausig mahnt. — Daß Völker sanken wie das Wiesengras — Fühlen wir in jedem Sichelschwung Musik, — Die uns vernichtend mit dem All verbindet. — Gespensterkampf verwester Phantasien! — Wird mir dein Auge Glanz? Auch mir? Ich sehe? — Tief in das Herz der Welt, da deine Kraft — Aus neuer Liebe neue Menschen schafft." Für den Tatsachenmenschen bleibt es keine Frage, welch grundloser Optimismus dieses Programm Unruhs beseelt, dem kein religiöses oder völkisches „Vorurteil" mehr anhaftet. Geisteswehen ist bei Unruh stets der Hauch von Mann und Weib. Was Unruh hat, ist weniger als Eros; Erotik. Und was er will: Sensualismus noch so fein, die Liebe als Kultus ist immer das Ende, wie der schöpferische Anfang der Menschheit gewesen. Es ist, wie Sprengler bemerkt, ein großer, sittlicher Rechnungsfehler des Dichters, vom Christentum das Kreuz zu subtrahieren und als Rest unter dem Strich des Lebens die Liebe einzusetzen; denn was in Wahrheit sich daraus ergäbe, wäre, von keiner Schmerzerfahrung mehr rein geglüht, geklärt und geläutert, nur die Lust. Den alten Sinnbildern des Schwertes und Kreuzes hält Dietrich die lebendige Feuerlilie entgegen. Blume des Friedens und roter Liebe; über ihr kniend wird er Künder seines neuen Gemeinschaftsglaubens. Viele wollen in Unruhs Trilogie den Anfang einer großen neuen Dramatik erblicken; aber es scheint fraglich, ob das ununterbrochene Fortissimo dieser wirr gedachten, nicht lebendig gefühlten Gestalten uns mit dem Klang lebendigen Geistes befreien kann, wie es auch fraglich bleibt, ob diese mit unendlichen Bildern fieberhaft erfüllte Sprache ein Ausdruck dichterischer Kraft ist. Diese ineinandergestopften Bilder erzeugen wohl das Gefühl einer rasenden Unklarheit, aber sie schenken niemals das seelische Glück, mit dem ein geistig und musikalisch durchgeführtes Bild uns als Ausdruck dichterischer Leidenschaft erfüllen kann. Die Zukunft dürfte in Unruhs von der herkömmlichen Form abweichenden, lyrischen Dramen eher ein Fiebersymptom als eine vorwärtsführende Gestaltung der Zeitseele erblicken.

Statt des erwarteten dritten Teiles der Trilogie erschien das wildgärende, wieder um Ehe und Liebe kreisende Expressionsdrama Stürme (1914 entstanden, 1922 umgearbeitet). Am besten sind jene Teile, die nicht von Unruh, sondern von Shakespeare, im Groteskschnörkelhaften von Shakespeares Nachfahren Eulenberg herzuleiten sind. Hier in den „Stürmen" ist der Embryo, den der revolutionäre Kammerherr immer mit sich herumträgt, so ein schmurriges Symbol von tieferer Bedeutung. Diese shakespearischen Szenen sind die einzigen, die Luft von Erde und Menschen in das Drama tragen. Alles andere ist Abstraktion, Programm des Eros, kurzhin Unruh. Und diese Teile nun, die Hauptteile des Baues haben bis zum Ermüden die Spiralform, eine Linie, die sich in unendlichen Windungen um den einen Punkt herumdreht, um das Weib. Ob Unruh tausendmal das Herz beruft, sein Held, ein Fürst, muß, bevor er zu Herz und Seele gelangt, erst durch Weib und Leib und sinnenheißeste Liebe hindurch. Und nicht bloß er: der Kammerherr, der Bischof, die Fürstin, schließlich auch der fanatische Kaplan mit all seinem haarsträubenden Unsinn sind lauter Spiralen. Ferner schrieb Unruh das Fest- und Weihespiel für die Jahrtausendfeier der Rheinlande Heinrich aus Andernach (1925), das symbolhaft gehalten und zuweilen zu abstrakt ist; auch will es nicht gefallen, daß es einen Stich ins Pazifistische hat. Der Völkerversöhnung und Verurteilung des Krieges dienen auch die autobiographischen Aufzeichnungen in den Flügeln der Nike (1925), dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Buche einer Reise nach Frankreich und England. Schon zuvor gab er seine Reden (darin „Stirb und Werde") während der Frankfurter Goethe-Woche und die Mannheimer Rede „Vaterland und Freiheit" (1922 gehalten) heraus. Unruhs jüngste Schöpfung, das Schauspiel Bonaparte (1927), ist noch mehr als „Prinz Louis Napoleon" Historie in Shakespeares Sinn. Der stürmende Schritt seiner Dramatik ist noch immer gewahrt. Aus dem Höhepunkt des Spieles in einer gewaltigen Szene, vielleicht dem Größten, was Unruh geschaffen hat, gewinnt die Persönlichkeit Napoleons eine überwältigende und bannende Kraft. Deutlich genug läßt sich indes erkennen, daß Unruh nicht in dem Gewaltmenschen das wahre Heil sieht, und am wenigsten in der Betätigung einer Macht, um derentwillen Napoleon sein Bestes opfert.

Auch Fritz Droop (geb. 1875 zu Minden an der Weser), der zuerst Operntexte herausgab und Kriegserzählungen und Kriegsgedichte („Stirb oder siege" 1914) schrieb, behandelte das Problem Eltern und Sohn in seinem erfolgreichen Trauerspiel Der Freispruch (1920), einem Loblied auf die Mütterlichkeit, in vergeistigt symbolischer Form. Ferner verfaßte er das Drama „Unschuld", das lyrische Mysterium „Der Landstreicher", das einen müden Wanderer in seiner Sterbestunde zeigt und die Liebe als Ursinn des Lebens preist, und das Schauspiel „Maler Sandhas" (1923), zu dem ihm Hansjakobs Novelle „Der närrische Maler" den Stoff lieferte.

Joachim von der Goltz wurde erst im Kriege zum Dichter. Seine „Deutschen Sonette" liefen in den Schützengräben und Unterständen um. Dort rollt auch sein erstes Drama, einen Kilometer vor dem Tod, im Morgengrauen, ehe die Leuchtkugel, rot steigend, zum Gegenstoß ruft. Leuchtkugel heißt das Schauspiel in fünfzehn Vorgängen (um 1918). Es sind Kriegsszenen von ergreifendem, innerem Ernst der geistigen Erörterung, geschrieben von einem Offizier. Seine Klage lautet zwar: Ach, sterben! Doch seine Anklage nicht schlankhin: Krieg ist Mord. Unselig ist ihm nur, wer ohne Glauben wie ein herbstlich loses Blatt verwirbelt; verdammt ist diesseits schon, wer ohne Glauben tötet. Sein Kompagnieführer fällt aus Pflicht. Was ist Pflicht? Wo beginnt sie? Wie weit reicht sie? Vermag sie den Menschen auszufüllen? Hat er nicht auch Rechte? Wo beginnen sie? Ist es schon Feigheit, leben zu wollen? Frage um Frage. Die Dichtung löst sie nicht. Eine Umkehr vom Expressionismus ist das Drama Vater und Sohn (1922), das den Konflikt des jungen Fritz mit Friedrich Wilhelm I. dramatisiert. Nicht mehr namenlose Gestalten treten auf und das Stück hat auch im Aufbau so viel an Maß und Gliederung, daß sich ein Aristoteliker daran wahrhaft erfreuen könnte. Es geht um den bekannten Widerstreit, den Julius Bab als den am meisten preußischen Tragödienstoff bezeichnet hat: „Pflicht!" Voll großartiger Kraft in einzelnen Szenen, hat das Drama auch den freien, menschenfühlenden Humor, der an den Riesen die Schwäche belächelt, die Kleinen und Klugen in ihre Rechte einsetzt und die Leidenschaften harmonisiert.

Diese typische Preußentragödie ist übrigens unmittelbar vor Ausbruch des Krieges schon von Emil Ludwig, Burte und Paul Ernst neu gedichtet worden. Während des Krieges machte Hermann von Boetticher (geb. 1887 in Eldingen i. d. Lünebg. Heide) den großzügigen Versuch, in dem Drama Friedrich der Große (1917) dessen ganzes Leben als eine einheitliche Tragödie der Entfaltung zu gestalten.

Das zweiteilige dramatische Gedicht enthält außerordentliche Talentproben und erregte Erwartungen denen aber der Verfasser bisher mit einigen halbexpressionistischen Zeitstücken, die viel zu wenig Abstand von ihrem Stoff haben, noch nicht entsprochen hat. So enttäuschte seine Entgleisung in die Haltlosigkeit des Nur-Seelischen, in den phantasmagorischen Tagebuch-Stil des Selbsterlebers. Die Liebe Gottes (1919) könnte als Schulbeispiel gelten für das verderbliche Vorbild der Seelenmimiker, die den Wort-Dichter von seiner dramatischen Sendung freisprechen und ihren Ich-Roman den Stimmungskünsten des Theaters preisgeben. Boetticher drängt sein biographisches Ich in die Maske Achim von Arnims, des romantischen Poeten. Was ist der Weltschmerz dieses Werther? Er hat ein Dutzend Liebesabenteuer hinter sich und sucht nun nach allzu menschlichen Enttäuschungen in einer Lily das Weib sich zur Gefährtin zu erziehen. Aber Lily lebt in der bequemen, stark israelitisch parfümierten Salon-Atmosphäre von Berlin W und Achim ist ein an Entbehrung gewohnter Preußenadel. Lily schaudert vor der Hochzeit zurück und übergibt sich zur dauernden Versorgung mit Flirt, Tanz und Bonbons Herrn Friedrich Friedheim. Der Schmerz um Lilys Verlust ist sicher echt, aber auch peinlich deutlich aus dem stofflich-biographischen Erlebnis heraus empfunden. Welche Konsequenzen, die dieses Spiel zur Ironie an der „Liebe Gottes" machen. Ein mächtiger Geisterapparat von Stimmen von oben, von farbigen Gespensterheeren, die als Ahnung und Gewissen koboldischen Schabernack treiben. Wahnsinnige lebende Bilder mit toten Seelen, die ihr „Hihihi" lachen. In dreißig bis vierzig hingeworfenen Szenchen erledigt sich der Romanstoff. Das Endwort des Gott- und Liebesuchers lautet: „. . . ich kann nie einen Einzelmenschen wieder lieben." Er liebt nun also den Begriff der „Mensch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit". Boetticher schrieb dann noch das Trauerspiel Hexensabbath, ein Drama der Verirrung, das biblische Drama Jephta, „Sonette des Zurückgekehrten" und erzählte seine Kriegserlebnisse „Aus Freiheit und Gefangenschaft".

Der Versuch, die körpergewohnte Bühne zu einem Schauplatz rein seelischer Vorgänge zu machen, wurde auf mannigfachste Weise angestellt. Kornfelds Landsmann Max Brod hatte schon 1913 mit einem lyrischen Akt „Die Höhe des Gefühls" versucht, den Stil der Hofmannsthalschen Einakter vom Skeptisch-Klagenden ins Verzückt-Gläubige zu wandeln. Aber bei seinen weiteren Versuchen blieb Brod meistens in einer recht unfruchtbaren Mitte zwischen psychologischem Realismus und visionärer Ekstase stecken, wenn auch einige dieser Stücke, namentlich Eine Königin Esther (1917), schöne Einzelheiten aufweisen. In dem phantastischen Drama Der Fälscher (1920) will er den Nachweis führen, daß wirkliche Menschheitsideale nicht durch schöne Worte oder parteipolitische Kämpfe, sondern nur durch werktätige Liebe erreicht werden können. Schließlich landete er bei äußerst herkömmlichen und bequemen Theaterstücken. Das Lustspiel „Clarissas halbes Herz" (1923) zeigt uns die Titelheldin, die ihrem Manne nur ihr halbes Herz geschenkt hat, die andere Hälfte ihrem Liebhaber; sie ist jedoch empört, als sie die Entdeckung macht, daß auch er ihr nur ein halbes Herz geschenkt hat. Über Clarissens Vorgeschichte klärt uns „Prozeß Bunterbart" (1924) auf und wir entnehmen diesem „Schauspiel der Zeit", daß sie auch früher immer nur ihr halbes Herz verschenkt hat.

Ein „Mysterienspiel", „Der große Kampf" (1914), in dem ein unwirklicher Ego vergebens den Arbeiter, den Ingenieur, den Schiffsheizer, den jungen Gatten, den Offizier versucht, um den Kriegswillen zum selbstlosen Opfer zu schwächen und zu vergiften, gab der uns als Balladendichter schon bekannte Franz Theodor Csokor aus Wien, außerdem schrieb er „Die Sünde wider den Geist" (1915), „Der Baum der Erkenntnis, die Schöpfungsgeschichte in sieben Begebenheiten", „Die rote Straße" (1916), „Die Stunde des Absterbens" (1917), „Gesetz" (1921) u. a. m. Radikal gebärdete sich der Arzt Friedrich Wolf (geb. 1888 in Neuwied, lebt in Stuttgart). Er gab zuerst ein Stück „Das bist du" (1919), im Kern eine keineswegs originelle, doch im süddeutschen Dialekt kraftvoll durchgeführte Ehekonfliktstragödie — aber mystisch gefärbt mit einem Vorspiel, das vom Jenseits, wo nur bezifferte „Wesen" erscheinen, ins Diesseits, wo diese Wesen menschliche Gestalt gewinnen und wo sich zu ihnen die Möbel und Geräte gesellen und redend eingeführt werden, und von da im Nachspiel wieder zurück ins Jenseits führt. Es ist dies eine ganz charakteristische, dem mittelalterlichen Mysterium und Goethes „Faust" nachgebildete Form des neuen Ausdrucksdramas, um die Handlung von Bühne und Wirklichkeit in Abstand zu bringen.

Ein anderes Groteskspiel, zum Teil witzig, in äußerster Verhöhnung des sozialen Menschen die Wedekindsche Karikatur fortentwickelnd, dann aber ins Revolutionäre und tragisch Metaphysische gestreckt, nennt sich Der Unbedingte (1919) mit dem Untertitel „Ein Weg in drei Windungen und einer Überwindung" und unter dem Personenzettel heißt es: „Einzelne Personen gehen ineinander über" (also wie in Justinus Kerners Schattenspielen) — mehr kann vom dreidimensionalen Schauspieler nicht gut verlangt werden! Aber nach diesen Versuchen, „die Welt und ihre diesbezüglichen Beziehungen auf den Kopf zu stellen", schrieb Wolf nach einigen Übergängen („Fegefeuer, Flut, Äther", drei Einaktern, und den Dramen „Tamar", „Der Löwe Gottes"). die kräftige, aber durchaus in den üblichen Theaterformen gehaltene geschichtliche Tragödie Der arme Konrad (1924). Sie ist dem Lebensgefühl, das erst durch den Weltkrieg gezeitigt wurde, entsprossen. Deutlich kennzeichnen sich Beziehungen zwischen dem scheiternden schwäbischen Bauernaufstande von 1514 und verwandten Vorgängen aus jüngster Zeit. Daß vollends der besiegte und grauenvoll hingemordete Führer des Aufstandes zuletzt von seinem Überwinder als der wahre Sieger begrüßt wird, daß dieser Überwinder sich huldigend vor dem Toten beugt, deutet auf eine Weltauffassung, die weit abliegt von G. Hauptmanns „Florian Geyer", mit dem das Stück stofflich verwandt ist. Im Mittelpunkte steht freilich da wie dort das Verhältnis des einzelnen zur Menge. Er behält bei Wolf ebenso recht wie in Kaisers „Gas"; im Leben scheitert er an den Menschen, die er retten will. Dies tragische Unvermögen auch des opferwilligsten Führers, die Menge auf rechtem Wege zu erlösen, ist das Grundproblem von Tollers „Masse Mensch", und wir wissen, wie Toller mit echtem Mitgefühl das Grauenhafte der Menge schildert, die sich verblendet gegen ihren berufenen Retter wehrt.

In einem dem Wolfschen „Unbedingten" verwandten Karikaturspiel „Methusalem oder Der ewige Bürger", einer Verhöhnung der Bourgeoiswelt, voll von geschmacklosen Unsauberkeiten (1922), verkündet Iwan Goll ganz ähnliche Grundsätze für die Groteske wie Kornfeld für das Pathos:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Nicht Charaktere mehr, sondern die nackten Instinkte." Und er bringt es in dieser Technik immerhin so weit, daß die drei Instinkte, die ein Individuum in sich beherbergt, als gleich aussehende Masken mit den Etiketten Ich-Du-Er auf den Hüten nebeneinander auftreten. Außerdem schrieb er „Die Unsterblichen" und das Filmstück „Die Chapliniade".

Simmel definiert den Expressionismus als den Ausdruck des Willens, das Leben absolut, jenseits aller seiner Instinkte zu erfassen. Diesem Bedürfnis nach dem Absoluten dient, wie Bab bemerkt, wohl gleichmäßig jede Zerstörung des Organischen durch Verselbständigung der Lebenselemente, gleichviel ob das in der Richtung auf die reine Seele oder auf den reinen Körper geschieht. Und so erklärt es sich, daß in dieser Generation die Krämpfe der völlig entkörperten Seele sich unmittelbar neben den Orgien des ganz entseelten Körpers finden. Den äußersten Punkt in der Verabsolutierung des Körpers bedeutet das dramatische Buch „Pastor Ephraim Magnus" (1919) von Hans Henny Jahnn (geb. 1894 in Stellingen-Hamburg, lebt in Hamburg). Hier werden nicht nur alle irgend erdenkbaren Greuel der Sexualität losgelassen — der Körper in allen seinen Funktionen bildet ein völlig absolut genommenes Problem und im durchaus methodischen Wahnsinn geht der letzte Kampf des Pastors darum, die toten Körper seiner Geschwister vor der Verwesung zu bewahren. Das Werk besteht im Wesentlichen aus wütenden Diskussionen von grausiger Breite, nur hie und da werden dichterische Situationen in der Art der Lenz und Klinger angedeutet. Und dieses Buch wurde mit dem Kleistpreise ausgezeichnet! Die weiteren Variationen seines gräßlichen Themas, die er geliefert hat, muß man in jedem Sinne entbehrlich halten.

Wie herrlich weit es die Theaterdichtung der Gegenwart gebracht hat, zeigt auch der anspruchsvolle „Neutöner" Arnolt Bronnen (geb. 1895 in Wien, Sohn des naturalistischen Epigonen und Dramatikers Ferdinand Bronnen, lebt in Berlin), der mit seinem unreifen Einakter „Vatermord" (1921), einem an sexuellen Kraßheiten kaum mehr zu überbietenden Pubertätsdrama, das das abgeleierte Thema zwischen alt und jung wieder einmal behandelt, rasch eine Berühmtheit wurde. Und wie hier zwischen Vater und Sohn, so zieht sich durch das Stück „Anarchie in Silian" (1924) eine unglaublich stumpfsinnige Kette von Gewalttätigkeit zwischen Mann und Weib und den Rivalen um ein Weib. Die Brutalität ist hier nicht Konsequenz eines lichtlosen Glaubens wie bei Jahnn, sondern kokette Literatur, die sich aus allen möglichen Quellen nährt, namentlich auch aus der Psychoanalyse Sigmund Freuds, deren theoretische Ausarbeitung in der Generation überhaupt ein weit verbreitetes Mittel zur Sexualisierung jedwedes seelischen Geschehens war. So unbedingt hat noch kein Dramatiker Freuds Lehre von der Libido bis in ihre letzten Folgerungen durchgeführt. Für Bronnen ruht alles Walten und Tun des Menschen in der Brunst. Unwiderstehlich wirkt sich die Macht der sinnbetörenden Frau bei Bronnen aus, selbst Vorgänge der Zeitgeschichte führt er auf sie zurück; so Napoleons Fall (1924) auf die Liebesbrunst Napoleons.

Wie ganz literarische Willkür, wie ganz und gar Bluff die Brutalitäten Bronnens sind, wird an den banalen Allegorien, den völlig blutlosen Versen in seiner Geburt der Jugend (1922) besonders ersichtlich. An der dramatischen Ausdrucksform des Expressionismus hält er unbedingt fest, bei Schreien und Rufen. Der Geist des Expressionismus ist fast ganz ausgeschaltet, nur wenn er, wie in der Katalaunischen Schlacht (1924), gegen den Krieg das Niedrigste und Gemeinste ausspielt, das im Schützengraben den entmenschten Krieger erfüllen kann, bleibt er in der Nähe expressionistischer Gegenkriegsdichtung. Mit ähnlichen Mitteln wie das Drama arbeitet der Roman „Film und Leben, Barbara La Marr" (1928).

Mit kleinen, legendenhaften, zeitlosen, kaum verständlichen Spielen („Frühlingsspiel", „Das Jenseits", die stark vom Geiste Strindbergs befruchteten Dramoletts „Ein Bauspiel" und „Höllenspiel", ferner „Südseespiel") führte sich der Ostpreuße Alfred Brust (geb. 1891 in Insterburg, lebt in Cranz, Ostpr.) in die Literatur ein.

In dem Stücke „Ostrom" sucht er den Kampf zwischen Ost- und Westrom um die Seele des russischen Zaren zu gestalten. Sein Drama „Der ewige Mensch" (1919) ist reine Lehre, kaum daß die Episode, in der „der Dichter", in Tolstoj-Maske, den Durchbruch zum Wesentlichen gewinnt, Gestalt hat. Cordalus (1927) nennt sich ein „dramatisches Bekenntnis" Brusts, das, nicht immer zugunsten des künstlerischen Gestalters, erhärtet, wie in Brust Dichter und Bekenner sich zu einer Einheit zusammenschließen, der Heils-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lehre von der erlösenden Liebe zu dienen. Das indische Spiel trägt, wie der Name schon sagt, indischen Charakter. „Weise ist," sagt der Dichter selbst einmal, „wer nicht versteht", und damit trösten wir uns. Er hat dann in dem Drama Der singende Fisch mit bemerkenswerter Stimmungskraft naturalistische Züge aus dem Leben seiner Heimat verwendet, hat in dem Drama Die Wölfe (1921) sogar auf die alte Ibsen-Technik umständlicher Expositionsgespräche, gedanklicher Diskussionen und symbolischer Stimmungsmotive zurückgegriffen und hernach 1924 die Hauptgestalt dieses Stückes, den Pfarrer Tolkening, in dem stark rhetorischen und schwach symbolistischen Akt Die Würmer und in dem wirr überladenen Märchen Der Phönix weiter geführt. Das Gemeinsame dieser drei sehr verschiedenen, sehr unreifen und in ihrer Heftigkeit doch irgendwie begabten Versuche ist einerseits die aufs Äußerste gesteigerte Sexualität, die in den „Wölfen" bis zum Lustselbstmord der Pfarrersfrau durch einen Wolf gesteigert wird, und dann das Umschlagen oder die Kontrastierung dieser besessenen Körperlichkeit durch ein ganz asiatisch begriffenes Christentum: Verkündigung des nur in der Askese reinen Menschen — Verleugnung aller Körperlichkeit, einer Idee, die auch dem „Singenden Fisch" zugrunde liegt.

Viel näher dem Frühnaturalismus als der Ausdruckskunst stand Hermann Essig (geb. 1878 in Truchtelfingen auf der Schwäbischen Alb, gest. 1918). So versetzt Ihr stilles Glück (1912) in die Stickluft, die dem Frühnaturalismus lieb war. Menschliche Gemeinheit macht sich breit und zerstört wie in Hauptmanns Erstling etwas Reines und Edles, das in diesem Sumpf hatte aufwachsen können. Wie Strindberg und Hauptmann neigt auch Essig in anderen Stücken dazu, nach sorgsamer Nachzeichnung unerquicklicher Zustände sich selbst und seine Gestalten ins Phantastische zu steigern und Gesichte als Gebilde des Wahns erstehen zu lassen. Aber gerade seine übersteigerten Menschen und ihre wahnwitzigen Gesichte weisen auf die Ausdruckskunst hin. Essigs starkes Talent stieß offenbar gegen eine pathologische Grenze. An Wedekind gemahnt oft die Führung des Dialogs. Menschliche Abgründe werden mit erschreckender Kraft aufgerissen, aber regelmäßig verstrickt und verwirrt sich die ganze dramatische Organisation. Die Handlung umkreist tierhafte, körperlich dumpfe, nicht nur sexuelle Situationen immer wieder. Aber es bleibt eine Kraftäußerung und jene Expressionisten, denen es nur noch auf das Aufzeigen von Lebenskraft und gar nicht mehr auf ihre irgendwie bauende oder zerstörende Wirkung ankam, konnten sich immerhin für ein Stück wie Essigs Überteufel begeistern, das alle nur irgend erdenkbaren menschlichen Gemeinheiten und Freveltaten darstellt, sinnlos, seelisch ergebnislos, aber in einem wildwütenden Tempo.

Es genüge, von Essigs zahlreichen Dramen zu nennen: „Napoleons Aufstieg", „Maria Heimsuchung" (1911), dann die Lustspiele „Die Weiber von Weinsberg", „Die Glückskuh", „Ein Taubenschlag", aus dem Nachlaß „Käßi" (1922) und die Dramatisierung eines Teiles seines „Taifun"-Romans, eine Persiflierung des Kreises um Herwarth Waldens „Sturm". In dem Roman „Taifun" geißelt er mit einer heißen, gallenbitteren Satire die Berliner Kunstgruppe Taifun, in der er ohne Zweifel selbst einmal gesteckt hat, und deckt deren scheußliches Treiben mit aller Offenheit auf.

Der Haupttheoretiker der „Sturm"-Lehre ist Lothar Schreyer (geb. 1886 in Dresden-Blasewitz, lebt in Altona), der in seinen Dramen genannten Dichtungen „Jungfrau" (1917), „Meer Sehnte Mann" (1918) und „Nacht" (1919) die schreiartigen Ausrufe innerer Bewegtheit in verbindungslosen Wortblöcken steigert. Äußerste Wortkargheit gibt keinen klaren Gedanken, sondern nur noch schweifenden Gefühlen Raum.

Bildender Künstler und Dichter wie Kokoschka ist Ernst Barlach (geb. 1870 in Wendel in Holstein, lebt in Güstrow, Mecklenburg). Die Geschichte der Künste wird es wohl als einzigen Fall zu buchen haben, daß ein Meister einer Kunst auf der Höhe des Lebens auf einem völlig neuen Gebiete zu arbeiten beginnt und es hier zu einer kaum geringeren Bedeutung und Wirkung bringt. Der Bildhauer und Zeichner Ernst Barlach bedeutete in der deutschen Kunst vielleicht die reinste Erfüllung des expressionistischen Gedankens. Als er — über vierzig Jahre alt — als Dramatiker auftrat — war er ein Fertiger; es gibt von ihm keine Frühwerke wie von Kokoschka. Barlach, der sich in Rußland gefunden, in Dostojewski den Bruder im Geiste erlebte, ist von Anfang an düsterer Bekenner der Doppelnatur des Menschentums: Sohn dunkler Erden und lichter Himmel, dem Irdischen wie dem Überirdischen, dem Wirklichen wie dem Unwirklichen, dem Tage wie dem Traume, den Sinnen wie der Seele gleichermaßen fest verbunden, ist er voll Mitleid mit aller Welt und religiös gestimmt. Wie Dostojewski treibt Barlach Bekenntnisgier und Bekenntnisqual, Erkenntnisgier und Erkenntnisqual. Dem Ringenden, der die Zwienatur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alles Seins und Geschehens schmerzlich erfahren, bietet sich zur künstlerischen Aussprache wie von selbst die Form, die geistiger Kampf ist, die dramatische. Barlach nimmt sie nicht auf, um lyrisch-ekstatisch zu deklamieren, sondern um Menschen im Kampfe mit dunklen Gewalten in sich und außer sich zu zeigen, Menschen, die als Diesseitsgeschöpfe an die Erde gebunden sind, als Jenseitsgeschöpfe „das Rauschen des Blutes eines höheren Lebens hinter den Schiffsplanken der Alltäglichkeit" spüren. Wege zur Erkenntnis sind darum Barlachs Werke, die wie seine Bildnisse im Irdischen, Menschlichen, selbst Unterirdischen, Untermenschlichen, immer jedenfalls Leibhaftigen wurzeln, um von da aus ins Übermenschliche, Überirdische, Geisthaftige zu treiben. Was Barlach so schafft, sind im überlieferten technischen Sinn nicht regelrecht gebaute Dramen, sondern mehr in lose Bilder zerfallende Handlungen, deren Kernstücke Disputationen sind, Weltanschauungsdramen also wie der „Faust" und der „Peer Gynt". Es sind Gespräche mit den Mächten, die unser Dasein bestimmen, den Mächten des Dunkels und des Lichtes, Anrufungen der Erde und des Himmels, der irdischen Geister und des himmlischen Gottes. Immer strebt die Handlung einer seelischen Enthüllung zu.

In mythisches Gewand ist Barlachs erstes Drama Der tote Tag (1912) gehüllt. Drei Menschen und drei Fabelwesen treten in dem fünfaktigen Stücke auf. In dem großen Flur eines nordischen Hauses leben Mutter und Sohn. Dort soll der Sohn weiter dahindämmern, von der Mutter, der Irdischen, Diesseitigen bewacht, bevormundet, unkundig des Vaters, der Geist ist und Gott. Aber der Muttersohn ist im Erwachen; die der Mutter unsichtbar sind oder schweigen, die Unterirdischen, Untermenschlichen, die Hausgeister und Gnomen, Steißbart und Besenbein, sind ihm sichtbar und reden zu ihm; der ferne Gott, der geistige Vater, sendet ihm zum Ritt in die Welt das Roß Herzform, das er in Träumen geschaut, mit vier Hufen wie Augen und das draußen scharrt, den „Tag", die „Morgenstunde", die den Sohn zu Taten und Heldentum entführen soll; er schickt ihm auch Kule, den alten Blinden, den Wanderer, der der Erde Leid mit sich schleppt und mit der Mutter seltsame Worte schwermütiger Erinnerungen tauscht. Denn die Mutter hat ihn einst geliebt, aber verlassen, um dem Ruf eines Gottes zu folgen und ihm ihr Kind zu gebären. Sonne und Tag lockt den Sohn, die Welt hellen Menschenbewußtseins und froher Geister- und Gottessohnschaft. Da ersticht die Mutter, die den Sohn nicht verlieren will, das Götterroß, und der sich ein Göttersohn dünkte, zerreibt sich in ohnmächtigem Kampfe. Nachts hat der Alp ihn auf seine Herkunft geprüft; den Alp ganz niederzuringen, besaß er nicht die Kraft. Und nun watet er nach Herzforms Tode in Nebeln, Nacht bricht herein, tot ist der Tag. Zurück treibt's ihn zur Mutter; ihr Teil ist in ihm zu stark. Was tut's, daß der Gnom die Mutter zum Geständnis des Frevels zwingt, daß sie sich ersticht; der Sohn, der zum Tage, zum Geiste, zum Gotte nicht die Kraft sich zu bekennen hatte, folgt gebrochen ihr nach. Weiter tappt Kule den Leidensweg, der jetzt ein Botengängerweg ist, „daß die Welt weiß, was wir wissen", sagt Steißbart. „Und was wissen wir?" fragt Kule. „Woher das Blut kommt, bedenken sollen sie." „Alle haben ihr Blut von einem unsichtbaren Vater", gibt der Gnom zur Antwort. „Dein Geschrei klingt sonderbar", bemerkt Kule. „Aber wie Blutgeschrei richtig", schließt Steißbart das Drama. „Sonderbar ist nur, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater Gott ist." Unsagbares gewann in diesem Drama in Bildern und Sinnbildern die Sprache. Es ist voll Spannung aller psychophysiologischen Fähigkeiten, so bohrenden Blicks, so feinen Gehörs, daß nicht einmal ein Drama des Hochimpressionismus, der Neuromantik um Maeterlinck mit gleich geschärften Sinnen arbeitete. Sprengler nennt das Stück eine Tragödie zwischen zwei Zeiten: Vergangenheit und Zukunft. Es ist die Tragödie der Zeit an sich. Was Hasenclever im „Sohn" als Konflikt hingestellt hat, ist dagegen wie kindliche Rebellion. Was sonst die Modernsten an Generationenkampf gegeben haben: Wildgans im Dies irae, Unruh im „Geschlecht", Lauckner in der „Predigt in Litauen", Bronnen im „Vatermord", Hans Ganz im „Lehrling", Max Beer im „Erlöser"; es dringt alles nicht bis zum Mythischen durch. Bei Barlach ist der Chronos der Griechen wieder zum Mythos geworden. Sein Drama bewegt sich mehr in der Zeit als im Raum. So hat es denn auch zur Peripetie, zum Wendepunkt, jenen Augenblick, wo sich mit dem Frevel an dem Himmelsroß das Licht verfinstert, wo die Sonne stille steht, die Stunden nicht mehr vorrücken. „Wäre der Tag vorbei!" stöhnt nun die Frevlerin. Der mahnende „tote Tag" wird zum Ankläger, zur moralischen Macht, zum Richter. Damit ist die Zeit etwas objektiv Gesetztes. Kurz darauf erscheint sie im selben fünften Akt ganz im phänomenalistischen Sinne Kants, Fichtes, Schopenhauers als rein subjektive Anschauungsform. Dies geschieht in einem Monolog, der in seiner gedanklichen Phantastik zum Schönsten, vielleicht zum Kühnsten gehört, was der Expressionismus visionär ins Wort gebannt hat. Die Gespräche tönen viel vom unentrinnbaren Schicksal, vom verborgenen Willen in allen Dingen, vom Weltleiden, von Menschenleid, Schuld und Sühne. Leitmotive, Reflexionen von antiker und christlicher Ergebenheit. Und an Schicksal und Zeit sind alle Gestalten des Dramas zu messen. Der blinde Greis, duldend, mitleidend, wissend, schauend, überdauernd, läßt sich vom Stab der Götter schicksalsfromm lenken. Er hat, wie der Chor in der antiken Tragödie, die Aufgabe, den Zuschauer in die Region der Betrachtung hinaufzuführen. Steißbart ist die Glosse, der Spott, der Stachel aus Shakespeares Narrenzunft. Der Sohn kann halb und halb als Hamlet gelten. Den Stab des blinden Alten zerbricht er, um zu zeigen, daß er, daß das Ich stärker sei als der Urwille, der in den Dingen steckt. Ihn selber zerbricht die Mutter, weil er zerbrechlich war. Die Mutter aber zerbricht an ihrem Übermut, dem Frevel. Das Los des Sohnes geht uns näher, weil es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unser eigenes, deutsches berührt, den Auftrieb zu haben, aber nicht die Kraft. Zum Helden war der Götterssohn berufen, auserwählt zum Erlöser war er nicht.

In den Dramen Der arme Vetter (1918) und Die echten Sedemunds (1920) beginnt die Menschendarstellung auf dem Barlach vertrauten niederdeutschen Grund; saftige Bauern- und Bürgertypen vom Strand der Elbe, üppige Schiffer und Reeder, verschrobene Doktoren und verhutzelte Kleinbürger bilden das Personal. Aber die Inbrunst suchender Seelen, die wissen wollen, wo Gott wohnt, reißt diese Gestalten ins Spukhafte empor und ihre Alltagshandlungen gewinnen ein symbolisch ungeheures Gepräge. Dies ist nicht mehr Expressionismus in dem 1920 üblichen Sinne, das ist eine neue Form. Auch „Der arme Vetter" ist ein metaphysisches Drama. Der Kampf des geistigen, wertherhaft die Welt erlebenden Menschen gegen den satten, geschäftigen, unempfindlichen Philister, sodann die Ergriffenheit des verständnisvollen Weibes durch jene Welt und Existenz des „armen Vetters" und schließlich das Umgeworfensein des Durchschnittsmenschen, seine Erschütterung und sein vergebliches Bemühen um den inneren Aufschwung, das alles ist mit einer Reinheit und ethischen Bedeutung gegeben, daß auch dieses Drama als eine vollendete Leistung erscheint. Der arme Vetter, ein Wanderer zwischen Himmel und Erde, ein Grübler und Zweifler, ein Haderer mit sich und Gott, hat schließlich nur die eine Sehnsucht nach dem hohen Verwandten, nach dem Ewigen, von dem er ein Funke, nach dem Überirdischen, von dem er ein Abglanz ist. Mit dem Blick vom Strand zu den zitternden Sternen, die „ein Frostschauern der Ewigkeit" sind, sagt er: „Es gibt nicht rechts, es gibt nicht links mehr, Gott, ich danke dir, Gott, daß du alles von mir losmachst. Es gibt bloß noch hinauf, hinüber, trotz sich — über sich." Aber der arme Vetter hat wie der Sohn im „Toten Tag" statt der hellen Flamme nur die Glut und so verglimmt er an den Problemen. In den „echten Sedemunds" wird der Gegensatz zwischen den wesentlichen und unwesentlichen Menschen an zwei Parteien gezeigt. Äußerlich eine bürgerliche breite Satire, sind sie innerlich von einer erkenntnisreichen Grübelei gespannt. So sehr sich die Personen, deren Zahl groß ist, die Fetzen von Seele und Leib reißen, irgendein Pünktchen Unrecht hat jede Gemeinheit, und die Narretei stößt schließlich nur Löcher in das Dasein, daß der Ernst hindurchschaut. Tragödienwirkung schlägt in Tragikomödie um; statt der früher leisen, indirekten herrscht offene Aussprache, das Spiel wird vielstimmig, die Handlung verfilzt sich. Züge aus der Heimat Dostojewskis, aus allweiter Ebene mischen sich mit schnurrigen aus Kleinstadtwelten. Darüber hin das Leuchten vom Kreuze des Gottessohnes, darunter das mahnende Grollen aus den Gräbern. Eine wunderliche Mischung von Wirklichkeit, geißelnder Übersteigerung und Metaphysik, Gestalten aber wie der Schneider Mankmoos, der versoffene Witwer, der alte Sedemund und Onkel Waldemar, Wachtmeister Lemmchen suchen in der expressionistischen wie naturalistischen dramatischen Dichtung ihresgleichen.

Grelle, gezerrte und bunte Gesichte verraten in dem genannten Drama den Einfluß des Expressionismus und erst recht expressionistisch ist Der Findling (1922), ein Drama in drei Stücken, das aus dem Quälendsten, das er gestaltete, aus Bildern des Grauens und Ekels, der Gemeinheit und Häßlichkeit des Leibes und der Seele das Wunder der welterlösenden Liebe erstehen läßt. Sprachlich trotz Stabreim, Assonanz und Endreim zerfließend, ist das Werk ein pessimistisches Stück eines Dichters, dem vor der Gegenwart graut. Offenbar spielt in das Drama das Erlebnis der Kriegs-, Umsturz- und Wucherjahre mit herein. Gleichzeitig treibt der Expressionismus in der Dichtung seiner Spitze zu, und indem Barlach von ihm jetzt die zersplitternde Technik, die visionär aufgewühlte Szene und die Allegorien nimmt, wird er in formaler Hinsicht eigentlich ein Nachfahre der Bewegung, die er ideell einleiten half und zu deren ursprünglichen und lautersten Dichtergestalten er und Reinhard Sorge zu zählen sind.

Mit seinem jüngsten Drama Die Sündflut (1924) kehrte Barlachs Dichtung wieder zurück zu dem, von dem sie ausgegangen war, zu Gott. Als Ausdruck der Sehnsucht der Zeit zu Gott hin ist das Stück neben dem „Toten Tag" eines der Dramen der Zeit. Das biblische Geschehen gab ihm einen festen Halt für die Disputation zwischen Gott und Mensch. Sie ist zugleich eine Auseinandersetzung zwischen dem Diesseitigen und Jenseitigen, dem Hochmütigen und Demütigen, dem Träger des Schwertes und dem Mann des Gebetes, dem Herrn der Erde und dem Knechte Gottes, sie ist in den Gesprächen zwischen dem als Bettler verkleideten Gotte mit Noah und zwischen diesem und Kalan das geheimnisvolle Spiel von der Entwicklung des Gottesgedankens. Noah, der gottergebene, gutmütige Mensch, ist zu großem Besitz und Ansehen gelangt. Sein Nachbar, der Heide Kalan, verhöhnt den naiven Glauben Noahs. Dessen Worten: „Gott ist alles, die Welt ist weniger als nichts" setzt Kalan gegenüber: „Die Welt ist alles, Gott ist weniger als nichts." Um den Beweis von der Nichtigkeit Gottes zu erbringen, läßt er einem Hirten die Hände abschlagen; Noahs Gott soll es verhüten, wenn er kann. Grausen packt Noah ob dieser Tat. Gott selbst erscheint Noah in Gestalt eines Krüppels und bittet ihn, seine Habe zu verlassen und aus dem Tale der falschen Menschen ins Gebirge zu ziehen, um dort Gott zu schauen. Noah gehorcht, die Sündflut naht heran. Kalan aber ist arm geworden, einsam, verlassen steht er da, der Körper, durch Krankheit zernagt und siech — erwartet den Tod. Aber sein Inneres hat sich gewandelt, er erkennt im letzten Kampf die Nichtigkeit des Menschen und auf der anderen Seite die Weisheit und Größe Gottes. Das Drama ist nicht ein bloßer Disput über Gott. Wer tiefer sieht und sich hineinfühlt in das Ringen des Dichters um Gestaltung des neuen Wollens, der fühlt die Kraft und das Ethos, das aus dem Werke spricht. Seine Worte überzeugen und erschüttern unsere Seele. Eine große Dichtung voll innerster Erregung und Leidenschaft. Eine mächtige Sprachgewalt gibt die Grundlage ab für die wuchtige Gestaltung dieses biblischen Stoffes.

Noch nicht zur Klarheit durchgerungen hat sich der sehr begabte Deutschböhme Dietzenschmidt (eigentlich Anton Schmidt, geb. 1893 in Teplitz-Schönau, lebt in Berlin). Er wurde 1919 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet und zog dadurch die Aufmerksamkeit auf sich. Seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stoffe entnahm er in seinen Anfängen der Bibel, doch spielt in seinen Stücken schwüle Erotik eine so große Rolle, daß seine Absicht, erbauend zu wirken, vereitelt wird und er in der übertriebenen Darstellung der Geschlechtsliebe nur pervers wirkt. Später dramatisierte er christliche Legenden und schuf Dramen, die zu Hoffnungen berechtigen.

Der Entstehung nach ist sein erstes Drama Jeruschalajims Königin (1913). Etwas Epigonales, ohne daß es sich in der Dichtung bestimmen ließe. Stofflich alles entweder Sinnlichkeit oder Gräßlichkeit. Ein Atridenhaus bei den Makkabäern. In Lüsternheit tun die Worte gewissermaßen geheime Sünde, je abstoßender, je roher die Taten nebenan sind. Einen Siechen zu martern, einen Ausgemarterten mit Ekel zu umbuhlen, ihn zu töten, um sich vor dem Toten ehebrecherisch gemein zu machen, die Leiche zu küssen und zugleich zu schänden, so wird die Szene, die zum Tribunal werden sollte, zur Perversität: Zwischen dekorativ geschlungenen Chorgesängen und einigen großen Augenblicken im Sterbeakt, sonst nur Lust und Qual. Ähnlich ist es im nächsten Trauerspiel, in der Vertreibung der Hagar (1916). Wie da der alte Abraham zwischen Weib und Nebenweib begehrt und zerrt, und gezerrt und begehrt wird, das ist wieder nichts anderes als geschlechtliche Qual und Lust. Völlig naturalistische Gegenwart ist die Kleine Sklavin (1918), eine am Ende gut gemeinte, aber unsaubere Geschichte von Kupplerinnen, Freudenmädchen, verdorbenen Kindern usw. Aber Dietzenschmidt beherrscht die Bühnentechnik und versteht es, die Mehrzahl seiner Zuschauer in seinen Bann zu ziehen, und so konnte es geschehen, daß bei der Aufführung dieser Tragikomödie begeisterte und entrüstete Zuschauer einander in die Haare gerieten. Das wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Verfasser in diesem Stücke das Verwerfliche des Mädchenhandels geißeln wollte und uns deshalb in ein Bordell führt, dessen Einrichtung er bei Lesern und Zuhörern als bekannt voraussetzt, wie er ausdrücklich in einer Regiebemerkung sagt. Das Bordell spielt auch eine große Rolle in dem Drama Die Nächte des Bruders Vitalis (1922). Eine katholische Legende aus der Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Der heilige Vitalis verspricht den Freudenmädchen den Himmel, wird aber beim Zusammensein mit einem dieser Mädchen von einem ihrer eifersüchtigen Freunde erstochen. Die Polizei kommt und um den Gefährdeten zu retten, sagt er, er habe selbst Hand an sich gelegt. Dann berichtet er schnell noch seinem Abte die Lüge, erhält die Absolution und kann beruhigt sterben. Kraß naturalistische Stoffe, in Lasterhaftigkeit versinkende männliche Haltlosigkeit findet sich auch in dem Drama „Verfolgung, Abdruck in sieben Stationen" (1923). Mit den oft krassen naturalistischen Szenen verbindet sich eine impressionistische Seelenzergliederung, ausführliche Milieuschilderung und Elemente expressionistischer Kunst: religiös-symbolische Bilder, barocke Wortgebung und ekstatische Ausrufe, Mischung von Prosa

Dietzenschmidt.
Phot. Atelier „Elite", Berlin W 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Versreihen. „Christofer, ein groß und schön Legendspiel" (1920) behandelt die bekannte Legende vom Stromüberführer. Eine himmlische Stimme ruft: „Knecht Offerus! — Knecht Offerus! — Geh hin und such' den höchsten Herrn!" Was unsere sonstigen modernen Pilger erst suchen müssen, die Erkenntnis, daß im Dienen an einem Höheren, sei es an der Menschheit oder Gott, erst die Überwindung des kleinen und doch so starken Ichs liegt, das fühlt Offerus gleich zu Anfang und er macht sich sofort auf die Suche. Einem schwächeren Talente als Dietzenschmidt hätte das Schema der Bilderfolge nach Art der Totentanz-Weise von Hofmannsthals „Jedermann" nahe gelegen. Der Dichter aber verbindet die verschiedenen Herren des Riesen durch Spezial-Konflikte und so gut gekreuzte Beziehungen des Spiels, daß sich die Fäden im zweiten Akt zu einer Handlung verknoten, die nicht nur Passionsablauf, sondern Verwirklichung und Spannung wird. Ein Prozeß zwischen dem bestohlenen Edelmann und dem Raubritter ergibt problematische Fragen nach der Bewertung kapitalistischer und militärischer Verdienste für die Gesellschaft. Mit gutem Geschick führt Dietzenschmidt durch alle drei Akte eine Liebeshandlung zwischen dem Dichterjüngling und einer christlichen Märtyrin, die des Sehnsüchtigen Leidenschaft widersteht, auf dem Scheiterhaufen von der Überwindung des Ichs für die Himmelsseligkeit singt und als Gespenst wie in alten Lehrgedichten den von Würmern zerfressenen Leib dem Begehrer zeigt: zur Besinnung auf die Seele. Das packt den Jüngling und bekehrt ihn zum Christen. Er wird der einzige, der Frau Welt widersteht. Befehle des Königs und Bitten des Vaters halten ihn nicht zurück vom Willen zum Absoluten. Der Feuertod schreckt auch ihn nicht mehr und in Flammen bekennt er den Heiland als höchsten Herrn. Da weiß auch Offerus in jäh auflodernder Erkenntnis, wem er künftig zu dienen hat. Schade, daß der Dichter einige Male aus dem Fresko in naturalistische Einzelheiten, aus dem mittelalterlich Starken, Starren in das modern psychologisch Gebrochene verfällt.

Wieder ein Legendenspiel ist Die Jakobsfahrt (1920). Dem Thema nach ist es expressionistisch, das heißt, es verlangt nach Ausdruck, Steigerung, Schrei; dem Inhalte nach ist es ebenso katholisch. Es hat die Beichte, das Sündengeständnis, die Lossprechung zum Ziel. Auf der Wallfahrt nach Santiago de Compostela treffen der Schwab aus Heigerloh und ein junger Graf aus Peigernland zusammen und wollen Freunde sein. Als sie gemeinsam mit einem Pilgerzug beim welschen Wirtstöchterlein einkehren, wird jedoch der Schwab schon zum Judas am Trautgesellen. Nicht aus Bosheit. Auch er ist Opfer der Intrige. Die welsche Dirne nämlich zeiht den gräflichen Knaben, den sie vergebens umbuhlt hat, aus Rache des Diebstahls. Und der Schwab muß, obschon er sah, wie sie selber den goldenen Becher in das Ränzel des Kameraden steckte, seine Zeugenschaft unterdrücken, weil sonst an den Tag käme, daß er mit der Dirne gesündigt habe, worauf nach Bruderschaftsrecht der Tod gesetzt ist. So wird denn der Knabe unschuldig gesteinigt. An der Leiche packt den Schwaben sofort die brennendste Reue, und er schleppt den Toten auf dem Rücken zum Grabe des Apostels. Dort erfolgt auf sein Versprechen der Beichte die Lebendigmachung. Dieses Wunder der Erweckung ist schon von Kunz Kistener im Mittelalter, von Gengenbach in der Reformationszeit erzählt worden. Wie dann der Erweckte nach Jahren, als der Schwab aussätzig wurde, das Blut seines Kindes zur Reinigung hingeben will, auch das findet sich schon bei Kistener und Gengenbach und geht auf die sehr alte Sage von Amicus und Aurelius zurück. Die Verwendung des Aussatzes als seelenheilendes Motiv erinnert an G. Hauptmanns „Armen Heinrich". Das andere Motiv von der Verführung ist uns kürzer oder länger in einem provenzalischen und italienischen St.-Jakobs-Mirakel erhalten. Das Drama ist lange hindurch monologisch; Gewissensbisse und Gegengründe des praktisch wägenden Lebens wogen in der Brust des Schwaben, er will gestehen und kann es nicht. Und als er endlich gesteht, geschieht es mehr gegenüber dem irdischen Gläubiger, als gegenüber dem überirdischen Glaubens- und Seelenrichter, das heißt, schließlich ist des Dichters Thema doch mehr ein germanisches Treugefühl als christliches Reuegefühl. Die Form des christlichen Dramas hat Dietzenschmidt nicht gefunden. Denn wenn auch von diesem durchaus nicht verlangt wird, daß es sich dem Bösen verschließe, so ist doch dessen Ziel der Sieg über das Gemeine. Sieg wäre klare Höhe. Dietzenschmidt aber sinkt im Schwülen unter. Seine bühnensicherste Dichtung ist Regiswindis (1923), ein christliches Mysterium in moderner Form, das die Erlösung schuldbeladener Menschen durch die Liebe behandelt. Eine fränkische Legende berichtet von einem Grafenkinde Regiswindis, es sei durch Schuld einer Magd zu Tode gekommen und habe als kindliche Heilige viele Wunder wirken dürfen. Bei Dietzenschmidt tritt die kleine entzückende Regiswindis zurück: die Schuld dreier Menschen drängt sich vor, zweier Männer, die sich um die Frau in Kampfspannung befinden und unter den dreien wieder die Schuld des rechtmäßigen Ehepaares, das das Kind ermordet. Das Schuldbewußtsein rastet und ruht nicht, bis es zum Geständnis kommt und in entsetzlicher Zerknirschung das Wunder geschieht: die Kniebeuge und der Lichtstrahl der vergebenden Gnade vor dem Kinde. Das Kind, zuerst Objekt der Schuld, wird zum Symbol der göttlichen Reinigung und Reinheit.

Mit dem Spiele Vom lieben Augustin (1924, mit Gesang, Musik und Tanz) dürfte Dietzenschmidt volkstümlich werden. Abraham a Santa Clara erzählt in seinem „Wohlangefüllten Weinkeller", wie in Wien zur Pestzeit, eben als die Türken die Stadt belagerten, ein bekannter Spielmann im Rausch für tot aufgelesen und von den Pestträgern ins Massengrab geworfen wird, dort langsam zu sich kommt, die Oberwelt durch Dudelsackblasen von seinem unversehrten Dasein in Kenntnis setzt, herausgezogen wird, nach etlichen Tagen aber doch den Tod erleidet. Dieser Spielmann war kein anderer als der liebe Augustin, dem „alles hin", die innere Heiterkeit aber trotzdem nicht abhanden gekommen ist. Dietzenschmidt hat ihn zum Helden einer Volkskomödie gemacht, eines Theaterstückes, in dem Realismus und Phantastik, derber Scherz und lyrische Weichheit, Sinnfälligkeit und tiefer Sinn, schöpferisch miteinander verwoben, füglich nicht mehr zu trennen, als organisches Wachstum erscheinen. Augustin geht mit der Pest um seines Lebens willen einen Vertrag ein. Die Seuche, die sich auf Augustins Wunsch aus einer Hexe in ein allerliebstes Mädel verwandelt hat, will ihn laufen lassen, wenn er auf alle Herrlichkeiten der Welt, die sie ihm binnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kurzer Zeit zeigen mag, verzichten kann. Auguſtin kann es, er kann Reichtum, Ruhm, Wohlleben, Wolluſt, Liebe, Macht und ſelbſt der Heimat entſagen, denn er merkt nun, daß er ohne alles dies er ſelber bleibt, der liebe Auguſtin. Da er nun die Wette gewinnt, mag er aber die Welt wirklich nicht mehr und folgt dem Peſtmädel, das ihn ſchon traurig verlaſſen wollte, ins Maſſengrab, wo ihn ein Schimmer des jenſeitigen Glückes entſchlummern läßt. Das jüngſte Drama Dietzenſchmidts Mord im Hinterhaus (1925, ſpäter „Hinterhaus-Legende" „Legende vom Mord im Hinterhaus" betitelt) zeigt uns wieder des Verfaſſers Schwelgen im Naturalismus und Neigung zu einer ethiſchen Myſtik. Ein ehebrecheriſcher Hausbeſitzer wird von einem jungen Mann erſtochen, der ihn vor dem betrogenen Ehemann gerettet hat, aber um den verſprochenen Lohn gebracht wird; dazu Selbſtmord des Ehemannes und ſeines buhleriſchen Weibes. Zu dieſem kraſſen Naturalismus kommt angeblich legendariſches Geſchehen: Bekehrung des Sünders zur Buße durch einen jüdiſchen Händler, ein Muſter reiner Menſchlichkeit mit unerſchöpflichem Schatz an philoſophiſch-ethiſchen Redensarten. Dem Stücke fehlt die innere Geſchloſſenheit.

Als Erzähler erſcheint Dietzenſchmidt als ein Nachfolger Guſtav Meyrinks. In ſeiner Novellenſammlung König Tod (1918), zu der außer Meyrink auch Poe und Paquet Paten geſtanden haben, ſchildert er eine Reihe von Todesfällen, in denen überall das Perverſe den Grundton angibt; man hat das Gefühl, der Verfaſſer habe nur das Gefühl des Gruſelns erwecken wollen, was die Verfaſſer von Schauerromanen des achtzehnten Jahrhunderts ebenſo gut, wenn nicht beſſer verſtanden haben.

Wie Dietzenſchmidt wurde auch Karl Zuckmayer (geb. 1896 in Nackenheim a. Rh., lebt in Berlin) mit dem Kleiſt-Preiſe ausgezeichnet, und zwar für ſein dreiaktiges Luſtſpiel Der fröhliche Weinberg (1925). Die Handlung im Stücke iſt mager, nicht immer ganz ſauber, das Ende luſtig, denn es ſtehen vier verlobte Paare da. Die vielen Ausfälle gegen Moral und deutſches Leben und Bürgertum am Rhein haben ſchon da und dort Theaterſkandale hervorgerufen. Dem „Weinberg" waren der verworrene „Kreuzweg" und der mit Karl May geiſtig verwandte erwachende „Pankraz" vorangegangen. Ein Volksſtück, gut gebaut in den Enſembleſzenen, iſt der Schinderhannes (1927). Er wird dargeſtellt als ein Volksheld, der jedwedes Unrecht ahndet, von läſtigen Steuereinziehungen frei hält, die Armen auf Koſten der Reichen unterſtützt, der Räuberhauptmann nicht ſowohl durch ein Temperament als durch ein Glas Rheinwein geſehen. In Katharina Knie (1928) bietet der Dichter ein „Seiltänzerſtück" und das iſt es in der Tat: die Seiltänzer- und Vagabundenwelt im Mondlichtzauber der Spätromantik aufgefangen. Katharina, die Tochter des alten Knie, hat ſich einem Gutsbeſitzer anverlobt: als aber der Vater ſtirbt, gibt ſie dem Verlobten den Laufpaß, iſt wieder mitten unter der Truppe und führt ſie an. Das Stück bringt eine Reihe gut gezeichneter Geſtalten aus dem fahrenden Volk, aber ſie wirken wie Zwillingsbrüder zu Holteis „Vagabunden". Die Seiltänzertochter iſt eine Abwandlung des wohl bekannten Backfiſches, die Geſtalt ihres Vaters überzeugt nicht. Gewiß, angeſichts dieſer Figur läßt ſich nicht von Spätromantik reden; aber die Lebensphiloſophie, die Zuckmayer dem Sterbenden in den Mund legt, wirkt noch romantiſcher. Unter dem Titel Ein Bauer aus dem Taunus hat Zuckmayer einen Band „Geſchichten" gegeben (1927). Er zeigt darin ein nicht alltägliches Talent, durch die Kraft der Darſtellung und die Farbgebung, kann aber durch die Wahl der Stoffe nicht einmal auf allgemeinen Beifall rechnen. So erzählt er in der Titelgeſchichte von einem Heimkehrer, den es wieder ins Feld treibt, vom Weibe weg, zum Weibe im Oſten, das ihn feſſelt, und er kommt gerade zurecht, um ihr Kind von ihm der erſchlagenen Mutter und dem ſicheren Untergang zu entreißen und es durch unmenſchliche Fährniſſe nach Hauſe in den Taunus zu retten.

Erzähler.

Weniger als in der Lyrik und im Drama hat ſich der Expreſſionismus in der Erzählung durchſetzen können. Nur in den kleineren Gattungen (Novelle, kurze Erzählung) zeigt ſich ſein Einfluß in größerem Maße. Die Ekſtaſen dieſer Proſa, ihre Wortballungen und Wortverzerrungen, das atemloſe, beſinnungraubende Vorwärtsſtreben, die kurzen und abgehackten Sätze, das ſouveräne Walten über Sprach- und Stilgeſetze, das explosive Herausſchreien ungebändigter innerer Erregung, dann wieder die verklügelte, pointierte Ausdrucksweiſe, all das wirkt auf die Dauer unerträglich, weil die Proſa weniger ſprachliche Willkür verträgt als die hymniſche Sprache gedanklicher und ekſtatiſcher Lyrik. Die Ausdruckskunſt liebt phantaſtiſche Stoffe, ſcheut vor Unklarheiten und Erzeugung von Spannung nicht zurück, wofern nur das Hauptziel, Erſchütterung und ſeeliſche Erhebung, erreicht wird, und glaubt dies auch mit ſittlich bedenklichen Stoffen, ja Perverſitäten erreichen zu können. Bemerkenswert iſt das Wiederaufleben der Groteske in der neuen Erzählungskunſt. Dem Verfaſſer moderner hiſtoriſcher Romane iſt es nicht um die Darſtellung geſchichtlicher Ereigniſſe zu tun, ſondern die Träger vergangener geſchichtlicher Epochen dienen nur dazu, an ihnen Zuſammenhänge der Vergangenheit mit den heutigen Strömungen, ewige Menſchheits- und nie erlahmende Menſchheitskämpfe aufzuzeigen. Übrigens fließen in manchen Romanen die Grenzen des Impreſſionismus und Expreſſionismus ineinander.

Einer der hervorragenden expreſſioniſtiſchen Erzähler iſt Kaſimir Edſchmid (eigentlich Eduard Schmidt, geb. 1890 in Darmſtadt), der in der Schrift „Über den Expreſſionismus und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Amt sei Lieber, –

aller Menschen Amt sei Lieber!

Dietzenschmidt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die neue Dichtung" („Tribüne der Kunst und Zeit") die vielleicht reifste Proklamation des Expressionismus gegeben hat und damit nicht nur zum theoretischen Vorkämpfer, sondern auch Vorbild und praktischer Wegweiser für viele geworden ist. Wie Nietzsche, von dem er ausgegangen ist, vermißt er das deutsche Kulturfundament, bewundert gleich diesem die französische Kultur und Literatur, die er „rund, unübertrefflich, durchlebt zur Harmonie" nennt und bekennt sich wie Nietzsche zum Internationalismus. Von Dichtern führt er Hölderlin, der für diese Dichtergeneration geradezu der Deutsche ist, Kleist, Grabbe, Buchner, Hebbel und zuletzt auch Nietzsches „heiligen Namen" an. Edschmid besitzt eine beförende, wuchernde Sprache, hat sie jedoch zur unleidlichen Manier entstellt, wie denn auch seine leidenschaftliche Art das erotische Spiel ungezügelt schießen läßt. Irgendwie ein Eroberer- oder Raubtierleben, das Leben eines Dichters, Gewaltmenschen, geführt in romantischen Zeiten und Welten, möglichst immer in exotischen Fernen, unter grellerer Sonne, unter einem höheren Himmel, sind Lieblingsstoffe für Edschmids Werke. „Ob Novelle oder Roman, ob lyrisches Gedicht („Nahe von Lichtern gestreichelt", 1919) oder Drama (Kean, Schauspiel in fünf Akten nach Alexander Dumas, 1921), jedes Werk von Edschmid ist ein Bildersturm oder eine Gefühlsjagd; eine Kinowelt tut sich auf, die Landschaften jagen vorbei wie die Ereignisse, bald angedeutet, bald mit breitem Pinsel gemalt, je nach ihrer Wirklichkeit in der Seele des Erlebenden, grell, leuchtend, in exotischer Fülle; vor ihnen, in ihnen aber Menschen, die nur Kraft und Wille sind, Abenteurer jeder Art, Dinge tuend oder erlebend, unmöglich in einem Wirklichkeitsland, Wesen aus einem Zukunftsland, an dessen Gesamtbilde die Gestaltungskraft eines Shakespeare ebenso mitgearbeitet hat wie die Phantasie eines Karl May oder eines Kriminalerzählers. Dazu — Edschmids eigenste Schöpfung — eine Sprache, die „hämmert, schreit, fiebert, seltsam gespannt ist." (Sörgel.)

Es ist Vorbild und Sinnbild, wenn in der Eingangsnovelle der Sammlung Die sechs Mündungen (1914) „Lago", ein Zwanzigjähriger, der überdrüssig des gesicherten europäischen Bürgerdaseins, Europa mit Amerika vertauscht, sich auf sich selbst stellt, dort auch wieder lieber verzichtet als neu sich bindet und am Ende in der Prärie auf ein Stück Himmel zureitet, „das sich wie ein Dreieck zwischen zwei Hügel hinein bohrte und über dem der Horizont aufbrach, ungeheuer, voll Ewigkeit und in flimmernden Rotunden kreisend wie ein von Rätseln durchstochener Schild." Und wie diese erste Novelle strömen auch die anderen fünf nach einem Feuerwerk von Erleben, Erlieben, Erstreiten, Erleiden „von verschiedenen Seiten ein in den unendlichen Dreiklang unserer endlichsten Sensationen: — des Verzichts — der tiefen Trauer und des grenzenlosen Todes." Unbeherrschte und maßlose Figuren werden zur Überwindung, Verzicht, Aufsichnahme des Schicksals und damit zu innerer Steigerung ihrer Persönlichkeit geführt. Jehan Bodel, Sire d' Arras, der Held der Novelle „Der aussätzige Wald" in der genannten Sammlung, wundervollste Herren- und Raubtiernatur aus der Pikardie des dreizehnten Jahrhunderts, voller Macht, Schönheit und unsäglichem Stolz, eine echte Herrennatur, wird vom Aussatz befallen. Er, der nichts so sehr verachtet, ja haßt, wie diese Krankheit der Niedrigsten, und der die damit Behafteten, seitdem sie ihn einmal im Walde überfielen, aufs grausamste verfolgt. Die Forderung zum Verzicht greift hier nun am tiefsten in sein Leben. Er verzichtet auf alles, was ihm lieb ist, und geht mit unsagbarer Selbstbeherrschung in den Wald der Aussätzigen, seiner Feinde. „Jehan Bodel, Sire d' Arras, trug das dunkelrote Gewand mit der Bordüre aus Pelz. So schritt er hinunter. Seine Haltung war stark und königlich. Mit einer ungeheuer schlichten Gebärde ging er auf den Wald zu, der ihm entgegenkam." Phantastische und zeitlose Geschichten gelingen Edschmid am besten, so etwa „Youfouh", eine eindringliche Fabel von spanischen Rittern und Seeräubern.

Die zweite Novellensammlung Das rasende Leben (1916) bestimmt den vieldeutigen Begriff Leben, um den schon in der ersten alles kreiste, schon im Titel näher: Nicht leben nur, ehe Verzicht, Trauer, Tod die notwendigen Grenzen setzen, sondern rasend leben, tosend leben, unbeschwert von demütigenden Erinnerungen, „das Leben furchtbar packen wie eine unendliche Geliebte". Ekstatische Maßlosigkeit ist auch das Kennzeichen der anderen Novelle, eines Timur (1916), eine Feldherrn-, Bezwinger- und Blutrauschgeschichte, eine einzige wahnsinnige „Jagd" dieses asiatischen Napoleon nach Gott, nicht mehr „nach Liebe". Abenteurergeschichten sind auch die anderen Novellen dieses Bandes, aber sie sind nicht einer gestaltenden Phantasie entsprungen, sondern der kühlsten Mache. Mit dem Ehrgeiz, ein Gesamtbild der Zeit, der wirklichen wie der ersehnten, zu geben, schrieb Edschmid den Roman Die achatnen Kugeln (1920). Der westeuropäischen Zivilisation müde, flüchtet sich ein aristokratischer Abenteurer nach Wildwest in ein ursprünglicheres Menschentum und eine glutvollere Welt. Den Lebensweg seines Kindes, der Millionärstochter Daisy, zeichnet in fünf Abschnitten der eigentliche Roman. Er führt durch die halbe Welt, die alte und neue, die wirkliche und unwirkliche, die kommende, aus der Daisy ein erster Bote sein soll, ein Allmensch, herrschend und dienend, befehlend und gehorchend, Dame und Dirne, Liebhaberin, die sich verschwendet, und Krankenschwester, die sich opfert, daheim in der großen Welt und im Volke, verstehende Genossin der neuen Volksführer, Mitarbeiterin an einem Befreiungswerke der Menschheit, immer erfüllt von dem Zeitgebote: „Hilfe dem Menschen", immer Liebe, Güte, Menschlichkeit. Freunde des Dichters haben ihn mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

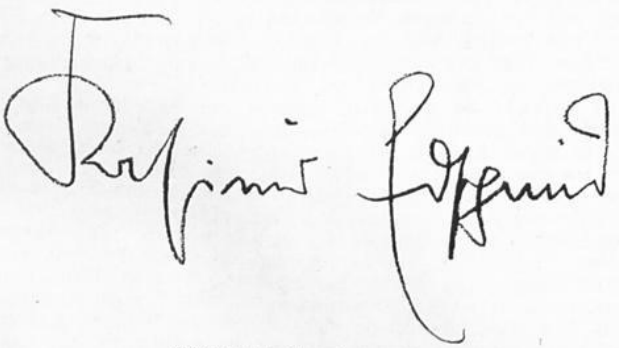


Photo-Haas, Frankfurt a. M.

Bezug auf dieses Werk den Führer zu einer neuen Romantik genannt. Er ist aber nur ein Romantiker der Begebenheiten, nicht aber ein Romantiker der Stimmung, der Gegenständliches und Übernatürliches in eine geheimnisvolle Einheit bringt. Der Lebenslauf der Heldin, den er erzählt, ist im wesentlichen nebensächlich, wichtig ist dem Dichter die rasende Sturzflut der Begebenheiten. Sieht man von der dramatischen, kinodramatischen Darstellung ab, so zeigt der Roman alle Elemente des alten Abenteurerromans, etwa des älteren Dumas, der um der Abenteurer willen da ist. Den Gefühls- und Ideenkreis der schon genannten Novellenbücher füllen auch die Novellen Die Fürstin (1920) und Frauen (1922) aus. Ueberall ist jeder Vorgang, jeder Mensch aufgelöst in Farbe und Rhythmus. In dem Roman Die Engel mit dem Spleen (1924) parodiert sich der Dichter selbst. In einem schlechten Deutsch und einer wichtigtuenden Einkleidung wird eine lange und langweilige üble Hintertreppengeschichte mit Allgemeinplätzen lächerlichster Art erzählt. Phantastisch ist der Roman Die gespenstigen Abenteuer des Hofrat Brüstelin (1927). Der Held des Buches, ein reicher elsässischer Graf, der durch körperliche Unfälle lebensmüde geworden ist, wird durch eine geniale Erfindung befähigt, sich fünfmal in kraft- und mutstrotzende Helden der Geschichte zu verwandeln und ihr Leben zu leben. Zum Schlusse besinnt er sich auf seine natürliche Leiblichkeit und reißt sie in einem neuen Geist zusammen, der sich, zärtlich entzündet, der Liebe eines jungen Weibes entgegen neigt. Zwischen Autorennen, Tennisturnieren und der Liebe spielt sich der Roman Sport am Gagaly ab (1928). Die beiden Frauen sind plastisch gezeichnet, und was noch mehr ist, sie bleiben unmittelbar. Eine vielfach unerhörte Schludrigkeit entstellt den Roman „Lord Byron, Roman einer Leidenschaft" (1929), der auch Kapitel enthält, die man Edschmid nicht zugetraut hätte, Seiten voll liebevoller Vertiefung in die Seele des Helden, Szenen voll liebevoller Hingabe an den Stoff, und es ist zu sagen, daß die ganze Handlung recht sauber bis zum Ende durchgebaut ist. Edschmid erzählt hier nüchtern und sachlich, wie der junge Byron heranwächst, sich in seine Halbschwester verliebt, sich in Ravenna niederläßt und dann in Griechenland stirbt. Edschmid schrieb auch die Aufsatzreihe Die doppelköpfige Nymphe (10. A. 1920), in der er die ganze moderne Literatur mit schärfster Profilierung musterte, ferner Essays über Hamsun und Flaubert (5. A. 1920), Das Bücher-Dekameron (5. A. 1922). Ganz in feinem Stil verfaßt sind Das große Reisebuch (1927) und Basken-Araber (1927), das von Spanien und Marokko handelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Lage seines Heimatlandes ist das Schicksal des Dichters René Schickele; seine elsässische Abstammung gibt seinem Wollen und Fühlen die Lebensrichtung. Geboren 1883 in Oberehnheim im Elsaß, wächst er auf „im himmlischen Garten der Qual zwischen Rhein und Vogesen". Der Vater ist Elsässer, „alemannischer Bauer an Leib und Seele", die Mutter Französin, „die fromme Heiterkeit, die Sanftmut selbst". Die bewaffnete Welt, die immer Krieg droht, bleibt von den Kinderjahren an die Gegenwelt des Dichters „gallisch-alemannischen Geblüts". Zwischen Deutschland und Frankreich wird er in seinen Neigungen hin und her geworfen. Als Deutscher, der er seiner Sprache nach ist, fordert er, so sehr Paris, die Lichterstadt, ihn anzieht, in dem Buche „Schreien auf dem Boulevard" (1913) seine Landsleute, die geschlechterlang nach Frankreich gestürmt waren, auf zu der östlichen Mission: Deutschland zu durchtränken mit dem freiheitlichen, demokratischen Geiste des Westens. Von den Augusttagen 1914 weiß er von „Tagen voll grausiger Schönheit" zu reden. „Ja, unvergessen bleibe der Ausbruch von männlicher Schönheit, die allemal Tapferkeit ist, restlose, herzdurchstrahlte, strahlend hinausverlangende Tapferkeit, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914, als die Völker Europas geschmückt den Kriegspfad beschritten." Den 9. November 1918 begrüßte er als einen großen Erfüllungstag. „Am 9. November war ich am glaubhaftesten, fast möchte ich sagen: nachweislich im Himmel. Ich glaubte von nun an nie mehr allein zu sein, nie mehr an mir und an den andern zu verzweifeln. Zum erstenmal lag ich, geborgen, Deutschland am Herzen." Aber nachher ist er wieder, der er vorher war, der Grenzlandmensch, dessen letzte Heimat Utopie ist, aber nicht Deutschland und nicht Europa. Er wurde Kriegsgegner und in der Schweiz Herausgeber der „Weißen Blätter", für die er gleichgesinnte Feinde der alten Ordnung, Liebende des fernen Reiches der Güte gewann. Schwankend steht er heute noch zwischen den Zeiten und zwischen den Rassen. Auch in seiner Kunst. Seine Technik der Einzelbilder wechselt zwischen Impressionen und Expressionen. Der Blutstrom aber, der seine Werke durchströmt, ist mehr gallisch als deutsch. Albert Ehrenstein bezeichnet sein Wesen als ein „hie und da genialisches Talent, die sonderbarste Mischung von rauher Reife, milder Abgeklärtheit, gallischer Erotik und deutschem Gewissen". Bekannt wurde er durch sein Elsässer-Drama und durch seine erzählenden Schriften. Seine Romane enthalten meist eine gut aufgebaute Handlung, aber der Aufbau ist umkleidet mit bunten Feuilletons, Plaudereien, geistreichen Gedanken und allerhand Schmuck. Heitere Leichtigkeit zeichnet seinen Stil aus.

Ein Zweiländer- und Zweizeitenmensch wie Schickele ist auch der Held seines Dramas Hans im Schnackenloch (1915). Es ist am engsten verknüpft mit der Gegenwart des Kriegsbeginns. Schon die Form, die hier gewählt ist, bedingt den unverkennbaren Eindruck des Gegenwärtigen. Es ist die Form Ibsens oder G. Hauptmanns: ein Gesellschaftsdrama, in dem das Verhältnis von Mann und Weib den Vordergrund beherrscht. Noch ist alles angelegt auf genaue und eingehende Abzeichnung der Umwelt. Menschliche Seelenvorgänge sind zum Teil mit ungemeiner Kraft versinnlicht und in Wortkunst umgesetzt, Seelenvorgänge, die nur in besonders veranlagten Naturen Platz haben. Dennoch liegt etwas mehr als Psychologie vereinzelter Persönlichkeiten vor. Symbolisch deutet das Erleben des Hans im Schnackenloch auf das Schicksal des verwelschten Elsässers überhaupt hin, der zwiespältig werden muß, eingekeilt wie er ist zwischen zwei Völker, hin- und hergezogen von ihnen, nie zur Reife gelangend. In dieser Neigung zu typischer Menschendarstellung und in Worten gegen den Krieg kündigt Schickeles Drama sich an als ein Schritt zum Expressionismus. In dem Träger der Handlung meißelt und geißelt der Dichter auch sich selbst: „Der Hans im Schnackenloch — Hat alles, was er will, — und was er will, das hat er nicht, — und was er hat, das will er nicht; — der Hans im Schnackenloch — hat alles, was er will." So singen die Kinder auf der Gasse von Hans Boulanger, dem genialischen unsteten Herrn auf dem Gute Schnackenloch in der Nähe Straßburgs. Und diese grausamen Gelächterworte rühren an das Tiefste. Wie nah ist Hans Boulanger dem Glücke. Bis an die letzte Tür ist er gedrungen; diese aber tut sich ihm nicht auf, weil er des Willens, sie zu öffnen, zurücksieht, zurücksehen muß. Denn jedesmal, wenn er pochen will, narrt ihn eine Stimme, daß es sich nicht lohne. Er hat Freunde, aber keine knüpft er fest an sich, daß die Gemeinsamkeiten dem Sturme trotzten. Er hat einen Bruder, der ihn in allem ergänzen könnte, aber er tritt sein Können mit Füßen. Er hat eine Frau, der sein Herz gehört, ein hingebungsreiches, anschmiegendes, deutsches Weib, er fühlt ihren Wert, aber er verrät sie um die grünen Augen einer rassigen, witzigen, geistreichelnden Französin. Was er hat, das will er nicht, glaubt er nicht zu wollen. Was er will, das hat er nicht, glaubt er nicht zu haben. Als der Krieg kommt, findet jeder in seinem Glauben Halt, wird jeder von seinem Glauben zu eindeutigem Tun hingerissen. Nur Hans nicht, weil sein Herz hüben und drüben ist. Als Klär in der furchtbaren Stunde der Abrechnung sich von ihm wendet, ihm Feigheit und Schwachheit vorwirft und ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auffordert zu gehen, da ist Hans entwurzelt. Er rettet seinen Bruder Balthasar, den deutsch Gesinnten, dadurch, daß er sich für ihn als Opfer anbietet. Er tritt ins französische Heer ein, an dessen Sieg er nicht glaubt, nur — immer noch der, der tut, was er nicht will, und will, was er nicht tut, — die Erlösung zu finden durch die Eindeutigkeit des Todes. Trotzdem manches in dem Stück allzu absichtsvoll gegeben wird, ist es ein erschütterndes Drama, das aus der Sphäre der Komödie, des Spieles in die des Ernstes, der Tragödie aufwächst. Dem Buche voran geht ein Gedicht „Narziß in Waffen“, in dem der Dichter sich zur Entscheidung aufruft. Nur eines kann er ganz sein. Dies eine muß er wagen. Eine unter den vielen Möglichkeiten muß er packen, alle anderen erschlagen. Noch ist er beides: Dieser und Jener, Der und Du. Wähle, greif zu, schreit er sich an. Sei Der oder Du! Hol aus! Schlag zu! Dieses Stück ist aber nicht das Zu-Schlagen, nur ein Ausholen zum Schlag. Er ist noch beides. Der frühere und der gegenwärtige Schickele. Der Essayist und der Dramatiker, der Franzosling und der Deutschling. Von den anderen Dramen Schickeles reicht keines an das gewürdigte heran, weder das Schauspiel Am Glockenturm (1920), ein Zeitbild von dem Treiben des internationalen Schieber- und Spitzeltums während des letzten Kriegsjahres in der Schweiz, noch das Drama Die neuen Kerle (1921), beide Stücke ganz expressionistische Versuche.

Rene Schickele

Phot. P. Haarstick, Badenweiler.

Seine Gedichte sind nur selten vollendete Schöpfungen; die vollkommensten sind jene, die Sonne, Güte, spielerische Anmut, südliche Leichtigkeit, mittelalterliche Süße und Schwermut einfangen. Seit 1902 hat er mehrere Sammlungen seiner Gedichte herausgegeben, so „Sommernächte“, „Der Ritt ins Leben“, (1906), „Leibwache“ (1914), „Weiß und Rot“ (1911), ein unerfreuliches und unkünstlerisches Buch, und eine Auswahl, der das Gedicht „Mein Herz, mein Land“ (1919) den Titel gab. Nur allmählich gewannen seine Gedichte die ekstatische Geste.

Gallisch ist die Anlage der Erzählung Trimpopp und Manasse (1914). Der Verfasser erzählt von zwei Nebenbuhlern; die Halbjungfrau, um die es sich handelt, verlobt sich mit dem Juden nächtlicherweise in seiner Wohnung; ihr Bruder, der Offizier ist, verhaut den Juden, worauf dieser, nachdem ein arischer Freund von ihm den Leutnant im Duell erschossen hat, in die Fremdenlegion flieht. Trimpopp, der Nebenbuhler, der im Patentamt arbeitet, verrät eine Anmeldung an einen Fabrikdirektor, um Geld zu haben. Da ihm dieser mit dem Geld nicht zu Willen ist, macht ihn Trimpopp kalt und begrüßt als eine Erlösung ebenfalls die Fremdenlegion. Die Erzählung „Aïssé, Aus einer indischen Reise“ (1915) ist erotische Mystik mit den Etappen Liebe, Beichtstuhl, Indien. Gallisch ist die Anlage des Romans Benkal, der Frauentröster (1914), der in phantastischer Weise den drohenden Krieg mit Frankreich gestaltet, wirklichkeitsnah und märchenfern. Der Fremde (1907) ist ein Entwicklungsroman eines Unbehausten und Heimatlosen, viel belastet mit Problematik. In dem Werke Der Erbe vom Rhein (1926) hat Schickele, der leidenschaftlich seiner Heimaterde verbunden und ebenso leidenschaftlich Vorkämpfer des Internationalismus ist, das Elsaßproblem zum Roman gestaltet. In Klarsicht, Einsicht und Freundschaft setzt er sich hier mit Elsässern, Deutschen und Franzosen auseinander: gerecht, manchmal bewundernd mit den Deutschen, gutmütig spottend, oft tadelnd mit seinen Landsleuten, den Elsässern; Zärtlichkeit aber nimmt unwillkürlich seine Stimme an, wenn er von den Romanen spricht. Die anscheinend biographische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzählung wird zum Forum für das Elsaßvolk. Vor uns ersteht das ganze Land mit seinen Ebenen, Pappeln, schlanken Kirchtürmen und seinen in Grün gebetteten Dörfern. Wir sehen das Familiengut der Breuschheim in der Nähe von Straßburg, dessen Schloß der Erzählende entstammt. Und man zeigt uns vor allem die Menschen im Elsaßländle, wie sie, von ihren politischen Geschicken hin und her gezerrt, entwurzelt werden. Was uns Klaus von Breuschheim vom Leben seiner Verwandten und Freunde erzählt, ist die typische Tragik des Grenzländers. Wie der Elsaß um sein Eigenleben ringt, wie er sich widrig empfundener Bevormundung zu erwehren sucht, sich mit ihr abfindet oder an ihr zu Schaden kommt, wie ein Riß, ein Bruch hindurchgeht durch das Land, durch die einzelne Familie, zwischen Brüder, Eltern und Söhne ein Schwierig-Aufreizendes tritt, das ist der Inhalt des Bandes Blick auf die Vogesen (1927). Das Elsaß genügt sich selbst; Fremdeinmischung schwärt ihm ins Fleisch, es will nur sich selbst gehören. Der Bund, den Klaus von Breuschheim mit seiner Jugendfreundin Viviane eingeht, besagt in symbolischem Bedeuten, daß dieses Volk nur unter seinesgleichen glücklich werden kann. Frei und für sich — und dadurch Vermittler nach Osten wie nach Westen. „Sein Herz klopfte in der Schwebe zwischen Deutschland und Frankreich, angesichts des Rheins, der ein heiliger Strom war . . . das Elsaß wird leben und eure Hände ineinanderlegen." An Glanz, Vielfältigkeit und Geschlossenheit kann dieses Buch sich nicht mit Maria Capponi (1925), dem ersten Bande der Trilogie, messen. Es ist provinzieller, begrenzter, des häuslichen Gezänkes zu viel darin, auch des Ungelöst-Problematischen. Ein reizvoller, geschliffener Plauderstil zeichnet auch die Erzählungen „Die Mädchen" und „Meine Freundin Lo" aus. In seinem Buche Die Genfer Reise (1919) scheint die feuilletonistische Plauderei zu sehr zum Zwecke geworden zu sein. Das Buch soll eine Fahrt durch die Menschheit des Krieges sein, aber das Wenige, das diesem Zwecke dient, ist unter so vielem überwuchernden Rankenwerk verborgen, daß es schwer wird, einen leitenden Faden durch dieses Gedankenlabyrinth zu finden. Eine Enttäuschung bereitete Schickeles jüngstes Werk Symphonie für Jazz (1929). Mit dem germanisch-romanischen Rassenkonflikt und der elsässischen Heimat hat dieser Roman nichts mehr zu tun. Mehr noch als sonst bei Schickele drängt sich französische Literaturtradition und französischer Esprit hervor; auch die im Pariser Gesellschaftsroman noch immer herrschende Eheirrung durfte nicht fehlen und lenkt vom Kern seines Themas, das künstlerischem Schaffen gilt, unliebsam ab. Peinlich forciert ist stellenweise der Stil; man weiß nicht, will der Dichter den Jazzstil darstellen, sich ihm anpassen oder ihn ad absurdum führen.

Wieder ein Elsässer ist Otto Flake (geb. 1882 in Metz, lebt in Baden-Baden). Wie für Schickele ist auch ihm das „Dasein an der Grenze" Mutterschoß. Gegensätze erziehen zu Kampfbereitschaft, machen klug, hellsehend und wählerisch im Wort, „das schnellt und trifft und lebend im Schwarzen sitzt". In Flake und Schickele hat die elsässische Frage konkreten Ausdruck gefunden. Flake hat etwa ein Dutzend Romane und ein halbes Dutzend philosophischer Bücher geschrieben. Liest man sie in nicht zu großen Abständen, so findet man, daß die Romane nicht selten die Probleme, die den Philosophen beunruhigten, ins Konkrete übertragen, daß sie also geschrieben sind für Leute, für die diese Probleme aktuell sind, denen aber die rein philosophische Sprache nicht liegt. Wenn auch das epische Werk weit umfassender ist als das philosophische, Flake ist im wesentlichen Philosoph. Im Gedanklichen liegt denn auch der Schwerpunkt seiner Romane. Neuland nach Form und Inhalt wollte Flake entdecken und mit der Romanserie „Ruland" ist es nach einigen Experimenten Besitz geworden. Ziel der Flakeschen Bemühungen in seinen letzten Romanen ist Abkehr vom einzelnen als Weltmittelpunkt, Abkehr vom Sentiment als dem gangbaren Mittel des Romans. Dafür Zukehr zu allgemeineren Komplexen, deren mehr oder minder eingeordneter Teil der einzelne ist. Es interessieren nicht (als Wesentliches) individuelles Schicksal, Färbung und Erlebnis, oder doch nur insofern sie Zeugnis für Schicksal, Färbung, Erlebnis des Allgemeinen sind. Nicht der Einzelmensch im allbedingten Ablauf seiner Erlebniskurve ist Zweck von Gestaltung und Betrachtung, sondern die Vielheit der Erkenntnis eines Wandernden, der durch Begegnungen zu weltlichen Zusammenhängen gelangt.

Das erste Buch Flakes, Das Mädchen aus dem Osten, zwei Novellen, war in sich ungleich und stilistisch nicht originell. Das zweite Werk, Schritt für Schritt (1912), Typus des psychologisch-analytischen Romans, stand, zum mindesten in der Art, an das Problem heranzugehen, noch hörbar unter dem Einfluß des modernen französischen Romans (mit Erinnerungen an Balzac). Ein rein körperlich-erotisches Abenteuer wird darin, allerdings mit feinem Takt, bis ins letzte enthüllt. Sein erstes gelungenes Werk war der Jugendroman eines Elsässers, Das Freitagskind (1913). Dessen Vater hatte einst den Tagebuchsatz geschrieben: „Man sagt, daß Kinder, die an einem Freitag geboren sind, es schwer im Leben haben." Und es kam wirklich so. Aber das Freitagskind rang sich durch und fühlte sich schließlich als Sieger über die Not seiner Herkunft und ihrer harten Folgen und glaubt lächelnd an den Freitag als den Freyastag, über dem der Planet der Liebesgöttin steht. Und im milden Schein einer ersten Liebe schließt das Buch. Von ihm sticht weit ab der Roman Horns Ring (1916), der an Meyrinks „Golem" gemahnt, aber an sittlichem Laxismus und triebhafter Sinnlichkeit noch viel weiter geht. Horn, der sich nach Berlin gewandt hat, um freier Schriftsteller zu werden, trifft in einem Irrenhause einen Narren, der von einem unsichtbar machenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ring redet. Horn träumt sich nun in den Besitz des Ringes, gewinnt Geld, lernt die Genüsse der Großstadt kennen, heiratet seine Geliebte und macht Reisen nach Amerika, Konstantinopel usw. Ein mißlungenes literarisches Experiment ist der Roman Die Stadt des Hirns (1919). Flakes frühere Bücher besaßen formale Klarheit, das kühl Gegliederte und rechnerisch Architektonische französischen Geistes. „Die Stadt des Hirns" hat sich bewußt von diesem Geiste abgewandt, ohne ihn gänzlich verleugnen zu können; unter zerschlagenen Formen — zerschlagen um einer gesteigerten Dynamik und nicht erreichten Totalität willen — lugt hie und da atavistischer Drang zu formaler Klarheit hervor. Die höchste Form des Romans, so erklärt Flake in dem anspruchsvollen Vorworte, das er dem Buche voranstellt, war der Entwicklungsroman, in dem das Reale die Welt war, das Entwickelte der Mensch. Jetzt sollte das Reale die Kraft des einzelnen sein, das, was durch sie entwickelt wird, aber die Welt. „Anschaulichkeit wird überwunden; an ihre Stelle tritt Anschauung, der Roman als Projektion. Abstraktion, Simultanität und Unbürgerlichkeit, erklärt Flake im Vorworte, sollen die Dominanten des neuen Romans sein und er sucht diese Begriffe durch Negation dem Leser nahezubringen, indem er die Bestandteile des alten Romans aufzählt, für die im neuen kein Platz sein wird. Konkrete Erzählung, Ordnung des Nacheinander, bürgerliche Probleme, erobertes Mädchen, Scheidungsgeschichte, Schilderung des Milieus, Landschaftsbeschreibung, Sentiment." Fragt man, was an die Stelle dieser Ingredienzien der Vergangenheit treten soll, so antwortet Flake: „Es entrollt die Welt einem Hirn als Vorstellung; um die Achsen der Grundauffassung legen sich Kristallisationen, alles, was früher primär und Selbstzweck der Schilderung war. Erlebnis, Gefühle, Stimmungen wird sekundäres Material, Beleg, Gelegenheit zur Demonstration, alles wird in den Strudel des kreisenden Mittelpunkts, in die Atmosphäre gezogen, in der durch Anlagerung ein Kosmos entsteht, rotiert ist." Flake will also über den Expressionismus hinausführen. Man geht nach den starken Verheißungen des Vorwortes mit Erwartungen nicht geringer Art an den neuen Roman heran und findet nicht ohne Erstaunen, daß alles, was Flake als Charakteristikum des alten Romans verwirft, im Verlauf von 500 Seiten sich prompt wieder einstellt: zu eroberndes Mädchen, Scheidungsgeschichte, Milieu und Sentiment über allem! Daß diese Dinge in gewisser Hinsicht sekundäres Material geworden sind, mag zugegeben werden, aber diese Feststellung bleibt unerheblich. Denn die pseudo-philosophischen Reflexionen des Autors, die den Gang der Geschehnisse paraphrasieren und gelegentlich überwuchern, können kaum Anspruch auf primäre Geltung und Wertung erheben. Rohmaterial des Denkens ist über dieses Buch ausgestreut, das sich weder organisch einfügt, noch künstlerisch bewältigte Kunst geworden ist. Der Roman erzählt von einem Manne, der statt Taten Gedanken hat; ein ausgesogener Mensch, ohne Blut, bewußt naturfern, in Opposition gegen die zeugende, tötende, schaffende Welt, Pazifist, als welcher er zum Schluß in die Schweiz flieht, wo er vielleicht die geistige Kraft finden wird, die das Reale verwandelt. Es wird keinen Leser geben, der ihm diesen verwandelnden Einfluß glaubt, nachdem er von ihm nichts gespürt hat als kühle Redensarten. In den Roman sind fünf Erzählungen eingelegt, die an und für sich mit ihm nichts zu tun haben, Erzählungen von verschiedener Güte, die auch, ohne dem Roman ein Wesentliches zu nehmen, fehlen könnten, aber, da Flake ein guter Erzähler ist, als Arabesken nicht ohne Reiz sind. Darunter ist gegen Schluß eine seelisch und landschaftliche Erzählung klassischer Prägung, Die Simona, die 1922 als Sonderbändchen herauskam.

Im Kleinen Logebuch (1921), das vom Elsaß handelt, findet sich in dem Kapitel „Abschied vom Elsaß" Flakes Bekenntnis: „Man wird Europäer nicht aus Wahl, man wird es aus Not." Man hat „Die Stadt des Hirn" einen „Essay mit ausgebreitetem Erlebnis-Hintergrund" genannt und wie in diesem die Erfüllung sich in denkerische Monologe oder in meditierende Gespräche auflöst, so auch in dem Roman Nein und Ja (1920). Geistiges Problem in diesem Buche ist: Suche nach dem Ausgleich zwischen aktivem und betrachtendem Menschen. Das Buch ist der Versuch einer Bereitung der Wege zu einer künftigen Zivilisation, die über „Absolutes und Zeitliches, Bejahung und Verneinung, Idee und Tat, Geistigkeit und Materialität, klare, weise, unpathetische, unsentimentale, durchdachte, bindende Vorstellungen hat." Stoff der Untersuchung ist der Weltkrieg, von der Schweiz her gesehen, aber zugleich durch die Prismen einer Vielheit von Menschen, die Überdruß, Ekel, Feigheit und neinsagende Erkenntnis des allgemeinen Wahns auf die Insel geworfen hat. In der neuen Auflage dieses Buches hat Flake eine stilistische Ausgleichung vorgenommen. Er hat den Ausflug in das Land des expressionistischen Deutsch, das die Sprache durch Guillotinierung der Artikel verkümmerte und den Satzbau durch gekappte Konstruktionen unverständlich machte, nun hinter sich. Er ist wieder zu der früheren vorzüglichen Disziplin seiner Sprache zurückgekehrt.

In Ruland (1922), dessen wir schon oben gedachten, hat Flake den Weg des abstrakten, projizierten Romans nicht weiter beschritten und ist zurückgekehrt von verwegener Fahrt. „Die Romane um Ruland" sind verkappte Ich-Romane. Aus Erinnerungsfülle eines Vielgewanderten baut sich Handlung, Folge von Ereignissen, an sich nebensächlich, bedeutsam als Anlaß des höheren Zweckes: Entwicklungsstadien internationalen, geistigen, kulturellen Daseins unter die Lupe zu nehmen. Aufgerollt wird in „Ruland" die europäische Frage aus den Jahren vor dem Weltkrieg. Den Geschehnisinhalt bildet das Werden eines jungen Studenten, der aus Unbewußtheit jungen Dranges über allerlei Stufen zur Bewußtheit seiner publizistischen und politischen Sendung schreitet. Dies alles kreist als Diskussionsfaktor durch die elsässische, italienische, neupreußische Welt. Dabei zeigt der Verfasser eine persönliche, überaus reinliche, vor keiner Konsequenz scheuende und von allen Vorurteilen freie Weltanschauung, die sich der Untergangsstimmung entgegen zum Leben der Erde bekennt und sich bei aller Siegerfreude des geistig Starken „über das dumpfe Werden der Kreatur" wohl bewußt ist, daß die „sinnliche Flanke gedeckt" sein muß, wenn der Geist vorrücken soll. Auch in den Erzählungen (1923) zeigt sich Flakes Kunst, Spannungen zu erwecken und zu halten, stets durch einen tieferen Zusammenhang mit dem Weltgeschehen das Einmalige zum Typischen zu steigern. Eine Nachkriegserzählung ist Flakes Die zweite Jugend (1924), die einen kühlen, form- und reflexionsgebundenen Bildhauer durch gute und schlimme Erfahrungen, durch Gedankenwirren und Sündengreuel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Jahre unmittelbar nach der Revolution gehen läßt, die lange abfließen von ihm wie Wasser, bis die Begegnung des Helden mit seiner noch unmündigen Tochter in einem zweifelhaften Haus die Erschütterung bringt. Die eigentliche Antwort auf die quälend aufgeworfenen sittlichen und metaphysischen Fragen aber wird nicht gefunden. Mit dem Roman Der gute Weg (1924) wächst das Werk Flakes um ein Stück zum Dichterischen hin. Es ist ein kluges, gar nicht romanhaftes Buch, das dennoch ein guter Roman ist, von einer klaren Vollendung und einer geistigen Überlegenheit, wie sie heute wenige aufbringen. Flake führt einen jungen Auslanddeutschen ein, in dem er so etwas wie den zukünftigen deutschen Mann zeigen zu wollen scheint, den Mann, der sachlich, klug und straff sein inneres und äußeres Leben meistert, allen Erregungen aus dem Wege geht, die geeignet wären, ihn aus der geraden Bahn zu drängen, und der selbst den großen heranrollenden Katastrophen den „guten Weg" zu weisen vermag, der keine Tragik kennt. Flake ist geistig eine Kraft, er ist es auch gegenüber seinem Stoff und seinen Gestalten. Wie alle Werke Flakes ist auch dieses Buch reich an kostbaren Aphorismen.

Im Vordergrunde des Kampfes um eine neue deutsche Gesellschaft steht Flake mit seinen Romanen und er hat sich dabei aus privaten Anfängen heraus allmählich eine verantwortungsfrohe Stellung geschaffen, die in seinen Romanen Villa U. S. A. (1926) nachdrücklich Erscheinung und Bedeutung gewann. Flake schafft den Menschen, an dessen Möglichkeit er glaubt, nicht als wolkenferne Utopie, sondern aus den Bedingungen seiner, unserer Zeit und der Reichweite des deutschen Menschen. Aber Flake schafft zugleich die Möglichkeit eines Übereinkommens unter den Menschen dieser Zeit über Anstand, Wertungen, Charakterbildung, kurz er schafft an den Grundlagen zur Bildung eines neuen Gesellschaftsbewußtseins. Doch weniger um dieser Vorzüge willen fand „Villa U. S. A." so viele Leser, als wegen des Reizes der erotischen Schilderungen, deren Subtilität seine Beliebtheit in der romanlesenden Welt begründet hat. Aber Eros und neue Gesellschaftsordnung gehen bei ihm Hand in Hand. Die Erotik ist in seinen reifen Werken niemals verantwortungslos, ja die ihrer selbstbewußten Gesellschaftsbeziehung ist der Träger des neuen Gesellschaftswillens. Der Sommerroman (1927) legt nicht volles Gewicht in die Richtung des Flakeschen Hauptthemas. Die Zustandsschilderung einer an Hamsun gemahnenden Naturdämonie läßt den Plan einer bewußten Höherführung zurücktreten. Aber den wachen Sinn für öffentliche Dinge bestätigt die delikate Behandlung der Südtirolerfrage, die eine glühende Kraft der Landschaftsschilderung unterstützt. Den führenden Typus eines neuen öffentlichen Bewußtseins zeigt der Roman Freund aller Welt (1928), das abschließende Stück der fünfbändigen Serie „Romane um Ruland". Es kann nicht wie seine Vorgänger eine abgeschlossene Komposition geben, denn sein Übergewicht an Lösungen setzt die aufbauende Reihe weitverzweigter Verknüpfungen der früheren Bände voraus. Wieder erweist sich Flake als Lehrmeister und formender Künstler, da sich Lebenslehre und Weltanschauung organisch aus dem Geschehen entwickeln. Die in tiefer Lebenskenntnis wurzelnde, endlich errungene Ruhe Rulands ist, da sie sich aller Welt befreundet fühlen darf, im Begriff, Dynamik in Statik umzusetzen. Stellungnahme, das ist der Reiz und Sinn des Buches und Flake vollzieht sie zu einer stattlichen Reihe wichtiger Zeitfragen. Dagegen fällt Flakes jüngster Roman Es ist Zeit (1929) bedeutend ab. Die erotische Freiheit, sagt Flake, ist derart übers Ziel geschossen, daß die Liebe in Gefahr ist, jeden menschlich kontrollierenden Wert zu verlieren. Er hat das schon in seiner Schrift „Die erotische Freiheit" gesagt; hier, wo er es überdies darstellen will, verlangt er. Er läßt einen jungen Mann eine Art von Brüderschaft wider die Zeit gründen, einen Bund prinzipieller erotischer Gentilität und zeigt, wie selbiger junger Mann versagt und wie für den verantwortungsbewußten Einzelnen keine bessere Lösung zu erzielen ist als die: benimm dich von Fall zu Fall so, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst.

Flakes philosophische Schriften im einzelnen zu würdigen geht über unsere Aufgabe hinaus. Er will mit ihnen ein neues System gründen, dem zwar Eigenart und Geist nicht abzusprechen ist, das aber in wesentlichen Punkten zum Widerspruch herausfordert. („Pandämonium", „Das neuantike Weltbild", „Die Unvollendbarkeit der Welt", „Der Erkennende").

Getragen von Pessimismus ist die Weltanschauung des Livländers Frank Thieß (geb. 1890 in Elusenstein bei Uexkuell, lebt in Hannover). In dem Buche „Das Gesicht des Jahrhunderts, Briefe an Zeitgenossen" (1923) analysiert er mit wissenschaftlicher Genauigkeit die seelische Grundhaltung des modernen Menschen und zeigt an den verschiedenen Beispielen, dem Journalismus, der Wissenschaft, Musik, Literatentum, dem kunstfremden Kino usw., wie sehr der Verfall der europäischen Kultur fortgeschritten ist. Auch wir finden die Zeit entsetzlich, doch wollen wir nicht mit der gleichen Einseitigkeit alles verdammen, denn es können gegen den Kulturpessimismus der Ausführungen Thieß' gewichtige Einwände erhoben und Ansätze zu einer Aufentwicklung genannt werden. Immerhin sind diese Briefe reich an beachtenswerten Einzelheiten und in einem kultivierten Deutsch geschrieben. Die in den Briefen angeschlagenen Leitmotive kehren in seinen Dichtungen nicht nur wieder, sie finden dort erst scheinbar zwingende Gestalt. Ohne Zweifel besitzt Thieß ein nicht gewöhnliches künstlerisches Talent, doch scheint uns manches Lob, das seine Romane finden, übertrieben. Er ist, wie Georg Schäfer ihn bezeichnet, ein Zivilisationsliterat, einer, der mit großer Geschicklichkeit das Instrument unserer Sprache beherrscht, der das Leben kennt und davon auch fesselnd zu erzählen weiß; aber es fehlt ihm das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Letzte, die Beherrschung der Form, die matte Verschmelzung von Sinn und Sein. Man kann seine moralischen Absichten schätzen — auch da, wo die Übereinstimmung mit seinen Ideen fehlt — aber das kann nicht den Mangel der Wärme, die aus der innigen Beziehung zu den Dingen kommt, ersetzen. Diese brutalen und oft zynischen Abbilder der modernen Gesellschaft werden gar zu weitschweifig, mit einer fatalen Redseligkeit vorgeführt, so daß Zweifel kommen, ob denn jede Einzelheit künstlerisch bedingt ist.

Den stärksten Eindruck hinterläßt sein Roman Angelika ten Swaart (1923). Anregung zu diesem Roman empfing Thieß durch eine italienische Volkserzählung von dem Mädchen, dem sich der Tod in Menschengestalt vermählte. Aus dem Tode wurde der geheimnisreiche, ungeliebte, seelenfremde Dr. Morr, dessen Hand die kühle, herbe, aber tiefe Angelika auf Wunsch der Eltern annimmt. Bewunderungswürdig fein differenziert der Roman die seelischen Wandlungen, in denen Angelika vom Grauen zur Liebesneigung fortschreitet. Das Grauen, das sie vor dem Fremden empfindet, „der das Heiligste besitzt, in alle Tiefen schauen kann", sucht sich vergebens in Haß und Verachtung zu entladen. Der Gatte ist zu vornehm und taktvoll, „unsinnig zart und warm". Zu dieser halb widerwilligen Achtung und Bewunderung kommt ebenso unwillig verdrängtes erotisches Erwachen, das sich gerade durch einen kindisch-planlosen Fluchtversuch zu ungekanntem, zärtlichem Drange steigert. Das Glück der Mutterschaft vertieft das Gefühl der unlöslichen Verkettung zu freier Hingabe. — Aber nicht ganz hat Thieß den Mythos rationalisiert. Um Dr. Morr, den Gatten, geistert Mythisches, Dämonisches. Der Name schon klingt an mors (Tod) an, die Erscheinung mahnt bisweilen an Freund Hein, er philosophiert über den Tod. In das Grauen Angelikas vor dem Fremden mischt sich der Schreck vor dem Übermenschlichen. „Er ist der Tod. Er zieht mich immer tiefer aus dem lieben Leben, das er verachtet, in den schrecklichen Raum der Ewigkeit", stöhnt sie. Aber er nimmt ihr das Grauen, daß sie sterbend ihn grüßt: „Du bist der Tod, du bist das andere Leben." Freilich ist das nicht der christliche Unsterblichkeitsglaube, sondern eine pantheistisch-okkult gefärbte Hoffnung, als Melodie in einem anderen Leben weiterzuschwingen. — Die sprachliche Darstellung ist von einer ergreifenden Einfachheit, bis ins letzte Wort mit Poesie gesättigt. Unsagbares steht zwischen den Zeilen und ein Hauch zarter Melancholie steht darüber. All das Heikle, das im Thema liegt, ist mit kühler Unbefangenheit gestaltet. Nicht auf derselben Höhe steht Thieß' Erstling, der greuelvolle und grelle Roman Der Tod von Falern (1921). Falern stirbt, umringt, umlagert von einem unerbittlichen Feind. Die Stadt ist ausgehungert, voll Krankheit, Pest und Tod. An der Spitze stehen Gewaltige, Führer, Rücksichtslose. Aufrufe, Worte keilen sich in ausgetrocknete Adern, treiben die Hungernden, Sterbenden zu grausamen Ausfällen gegen die Feinde. Von unten, den Armen, Zertretenen, bricht Umsturz auf, Revolution, Aufruhr. Neue Machthaber wüten. San, der Führer der Armen, wird Herrscher der Stadt, die er unerbittlich, furchtbarer als irgend einer dem unfehlbaren Untergang zutreibt. Der siegreiche General erobert einen Steinhaufen, einen sinkenden Schutt, eine tote Stadt. Seine einzige Beute ist ein Kind. Ohne besondere Schwierigkeiten lassen sich Beziehungen zu unserer Zeit herstellen, ohne daß der Vergleich in allen Einzelheiten zuträfe. Es gibt manche starke Stelle in dem Buche, aber das großartige Bild des gemeinsamen Erlebnisses flattert in Einzelschicksale auseinander. Manches, wie z. B. die Liebesgeschichte, ist überflüssig, vieles ist zu absichtsvoll herausgestellt, und was der Teufel an Weisheit zum besten gibt, ist nur ein verwässerter Nietzsche.

Während der besprochene Roman in der Raum- und Zeitlosigkeit spielt, nehmen andere Romane Thieß' ihren Stoff aus der Gegenwart. So Die Verdammten (1923). Diese leben auf Eluisenstein. Dort, wo die deutsche Kultur durch deutsche Barone wirksam war. Das in dem Werke behandelte Thema ist die Geschwisterliebe, ein heikles Thema. Wenn nun auch Thieß die ärgsten Dinge ernsthaft und ohne Lüsternheit darstellt, hinterläßt das Buch dennoch einen unerquicklichen Eindruck. Axel von Harras war vor Jahren von seinem Vater, der sich von seiner Frau getrennt hatte, nach Amerika mitgenommen worden. Nun kehrt er mit seiner Frau in die Heimat zurück, sieht dort seine Schwester zum erstenmal und verliebt sich in sie. Er verläßt seine Frau und lebt mit der Schwester zusammen, bis sie ihn, weil er ihr durch einen Arzt die Frucht dieser Verbindung nehmen ließ, verläßt. Mit der Haupthandlung sind noch andere Schicksale verknüpft; eine Reihe von Verdammten, Sexualpathologen, die unter ihren Trieben leiden, wird vorgeführt. Die zahlreichen, oft mit der Haupthandlung nicht in Beziehung stehenden Nebenhandlungen stören die Einheitlichkeit des viel zu breit ausgesponnenen Romans. In Berlin spielt der Roman Der Leibhaftige (1924). Man könnte meinen, mit dem „Leibhaftigen" sei Kaspar Müller gemeint, die intelligente, aber sittlich haltlose Hauptperson des Romans als Verkörperung des Zeitgeistes. Aber der Titel ist dämonischer gedacht. Der Leibhaftige ist der Gottseibeiuns, dessen Schatten alles Gute erstickend, alles Böse weckend in diese Zeit fällt. Das Teuflische aber besteht für Thieß, obgleich er verschiedene Male nach unheimlichen, ins Jenseits weisenden Effekten greift, doch darin, daß alle häßlichen, bis zur Naturwidrigkeit gehenden Erscheinungen von den Zeitumständen entfesselt werden. Kaspar Müller wird nach den Universitätsjahren zum Verdrusse des Vaters Schauspieler, nach seinem Mißerfolge erhält er durch Vermittlung einer Frau einen Journalistenposten bei einer großen Tageszeitung, nach dessen Verlust ergattert er sich den Direktorposten einer großen Schieberfirma, entgeht durch die Flucht der Verhaftung und fristet unter kommunistischem Schutz als Arbeiter in einer Fabrik sein Leben. Von der Polizei entdeckt, soll er unter falschem Namen nach Rußland fliehen. Auf der Durchreise durch Berlin wird er von einer Riesengesellschaft von Mädchenhändlern gewonnen, dann dampft er nach Amerika ab. Diese Entwicklung Kaspar Müllers gibt dem Dichter Gelegenheit, in alle Schatten der Inflationszeit einzudringen. Wenn er sich aber bemüht, diese Dinge zu deuten und weltanschauliche Ausflüge zu machen, versagt seine Kraft. Auch in diesem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt 6

Dann wieder orgelbrüllend ff.

Wie ein Gaurstier im Unterholz des Waldes:

„Ihr! Ihr! Gebt nicht nach!

Versinkt nicht!

Schiwa lebt! Ihr lebt!"

Und ist mit ihnen im Tempel Schiwas gelegen

Hat sie liebestrunken umfaßt

Und ist auf seinen Panthern von Kaschmir bis Bhopal geflogen

~~und wild~~

Sehnsüchtig von Taraschi bis Bertpur.

Alfred Döblin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Roman ist dem Geschlechtlichen ein breiter Raum gewidmet. Als ob dies die Triebfeder für alle Handlungen des Menschen sei. Als Gegensatz zu Kaspar Müller, dem neuen Typ, „der von keiner Moral gehemmt, aber von jedem Wind beflügelt wird", steht die Geschichte Büchlings, der seiner Studentenliebe treu bleibt und ein arbeitsames, idyllisch gezeichnetes Familienleben führt. Mit der Titelnovelle Der Kampf mit dem Engel (1925), im Anklange an Jakobs Kampf mit dem Engel, gab Thieß drei Novellen, in denen die ganze Leidenschaft seiner Kampfnatur in Erscheinung tritt. In heißem Suchen und Sehnen ringt er, wie die Aufschrift der Titelnovelle schon andeuten soll, um Erkennen und Erfassen letzter Dinge und ihrer Zusammenhänge, verliert sich aber ins Phantastische, Mystische und Heidnisch-Natürliche, so daß wir an dem Ernst seines Suchens irre werden und keine Befriedigung in dem Ziele finden, das er uns weist. Am stärksten spielt das Okkultistische in die dritte Novelle „Tropische Dämmerung". Am besten gelungen ist „Die Wölfin". In dem Bande Narren (1926) stellt Thieß in fünf Novellen Menschen mit größerer, schon verstockter, seelischer Verwirrtheit dar. Die erste Novelle „Eterna" fordert schon durch das Thema „Puppenmensch" Vergleiche mit Meyrink heraus, die Thieß auch durch die Verbindung von Mystik und Erotik nicht zu seinen Gunsten gestalten kann. In zwei weiteren Novellen verzichtet Thieß auf das symbolische Mäntelchen und sinkt leider ganz auf die Stufe jener Literatur herab, die Unterhaltung mit Kitzel verwechselt. Gut erzählt ist die Novelle „Ein Besuch". In formaler Beziehung zeigt der Roman Das Tor zur Welt (1926) durch die straffe Konzentration, Ausscheidung alles Überflüssigen und allzu Fesselosen einen Fortschritt. Das „Tor der Welt" ist die Geschichte unser aller Erlebnisse, ehe wir die Schule verließen, um, bepackt mit Wissen, Hoffnungen und Wünschen, den vermeintlichen Schritt in die Freiheit zu tun. Schätzenswert an dem Buche ist die Herzlebendigkeit, Frische und Beweglichkeit, das Erfassen der temporären Schwankungen sich entwickelnder Jugend, die Schattierungen der Schülerpsyche vom idealen, poetischen, geistigen Nietzscheaner zum sexuell irritierten; dazwischen ist viel Sport, Kraft aus Überschwang und Klarheit des Gefühls. Enttäuscht hat der „Roman unter Kindern" Abschied vom Paradies (1927). Es gelingt Thieß nicht, sich und den Leser in die Seele der Zwölf- bis Vierzehnjährigen zu versetzen, die noch im Kinderparadies spielen oder von ihm Abschied nehmen. Mittelpunktsfigur ist Wolf, dessen psychische und physiologische Pubertätserlebnisse deutlich, aber dezent geschildert werden. Ein Machwerk ist der Roman Frauenraub (1927), eine Ehebruchsgeschichte, die in hochgeschraubtem, auf die Dauer unerträglich wirkendem Ton erzählt wird. Thieß betätigte sich auch als Essayist. Von seinen Abhandlungen seien erwähnt die über Cäsar Flaischlen, Nikolaus W. Gogol und über den „Tanz als Kunstwerk" (Studien zu einer „Ästhetik der Tanzkunst" 1920).

Neben den expressionistischen Werken, die die Wirklichkeit überhaupt auszuschalten suchen, und denen, die sie nur als Gegenstand einer polemischen Satire ansehen, kann man eine dritte und größte Gruppe aufstellen, bei denen die Wirklichkeit zwar in das Gefüge des Werkes aufgenommen wird, aber vom Geistigen völlig beherrscht ist, und zwar so, daß jedes einzelne Stück oder Element des Wirklichen nur in seiner Widerspiegelung im Geistigen erfaßt wird, daß es, seiner Wirklichkeit entkleidet, der anhangenden Stimmung beraubt, nur als Objekt eines geistigen Zentrums des Werkes angesehen wird. Zu den Schöpfungen dieser Art gehören die meisten Werke Alfred Döblins (geb. 1878 in Stettin, lebt in Berlin). In ihm hat die formale Leistung der Ausdruckskunst starke Gestalt gewonnen und in seinen Schöpfungen ist auch der Gedanke der Ausdruckskunst am klarsten zur Darstellung gekommen. Er ist eine schöpferische Persönlichkeit aus chaotischer Zeit. Ohne den Vergangenheitswert alter Bindungen zu verkennen, lehnt er Bindungen, die nicht mehr bestehen, ab. Was er ersehnt, woran sein Denker- und Schöpferwille mitarbeitet, ist eine neue Welt mit neuem Weltgefühl, neuen Bindungen, neuer Mystik, neuer Religion und diese ist der Pantheismus. Aber Döblins Kämpferstellung gegen das Alte bedeutet noch nicht ein Bekenntnis zu den Forderungen der Tageskämpfe. Er weicht in wesenhaften Fragen des Weltgefühls von dem Expressionismus ab und hat eine andere Einstellung gegenüber der Technik, der Natur und der Geschichte. Als Erzähler ist er vielleicht die stärkste epische Kraft der expressionistischen Generation, und teilen wir auch nicht die bedingungslose Bewunderung, die ihm von vielen gezollt wird, ohne Zweifel ist er eine der stärksten dichterischen Potenzen im heutigen Deutschland.

Im zweiten Jahrgange der Zeitschrift „Sturm", dessen reger Mitarbeiter er war, erschien eine Reihe seiner kleineren Erzählungen, die, mit anderen vereinigt, später in einem Buche mit dem seltsamen Titel Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen erschienen (1913). Schöpfungen, in denen Mensch und Umwelt, Gerades und Verzerrtes, Wirkliches und Unwirkliches, Sinnliches und Gedankliches durcheinander gewirbelt ist. Es sind Erzeugnisse eines grotesken Phantasten, eines „Psychoanalytikers", der Traumgeschehen gab. Im Vergleiche zu diesen macht der in demselben Jahrgange des „Sturm" erschienene und 1919 als Buch veröffentlichte Roman Der schwarze Vorhang den Eindruck des Unfertigen. Aber vieles von den späteren Werken des Dichters ist bereits vorhanden: Eine unbändige, quellende Bildkraft, eine ungezügelte Art, mit der Sprache umzugehen, eine wütende, bohrende Psychologie,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der es offenbar weniger um verlogene Logik als um den traumhaft wirren, verknoteten Zustand der Psyche zu tun war, und schließlich eine höchst konventionswidrige epische Regie. „Roman von den Worten und Zufällen" heißt der Untertitel des Buches. Ein junger Mensch, Johannes, von den Trieben seiner Jahre aus wortloser Einsamkeit geweckt und geschreckt, erfuhr die unzerreißbare Bindung an den Zufall und das Wort, zumal das Wort Liebe, und treibt träumerisch, quälerisch erregt in die Arme des Zufalls: Irene entgegen. Aber das Versprechen des Blutes ist trügerisch. Johannes fand kein anderes Mittel, sich des Zufallgeschöpfes, an dem er abgründige Mächte erfuhr, zu erwehren, als Irene in einem letzten Sinnen- und Blutrausche zu töten. Mehr als die genannten Werke waren von Döblin bis 1914 nicht bekannt. Doch sie genügen, um zu erkennen, daß hier einer expressionistisch geschrieben habe, ehe es das Wort noch gab. Aber wenn auch zu mancher der Erzählungen, etwa zu „Astralia", zu „Ritter Blaubart", zu den „Memoiren des Blasierten", zu dem „Stiftfräulein und Tod" sich in den späteren Werken Parallelen fanden, so verschwamm doch das Bild des Schöpfers in dem schmalen, sicheren Hintergrunde dieser absonderlichen Gebilde im Vergleiche zu dem Bilde, das aus Döblins späteren Werken aus dem unendlichen Hintergrunde aufstieg.

Dr. Alfred Döblin.

Phot. Atelier Jacobi, Berlin-Globy. Copyright by Atelier Jacobi.

So in dem chinesischen Roman Die drei Sprünge des Wang-lun (1915), einem von phantastischer, aber anschaulicher Bildhaftigkeit strotzenden, des Dichters Fähigkeit der Einfühlung in fremde Seelen beweisenden Buche. Döblin hat China nie gesehen; aber plötzlich ist irgendein China, das China Döblins da und lebt ein außerordentliches, magisch verdichtetes, traumklares Leben. Es ist vielleicht der erste Versuch exotischer Gestaltung und Einfühlung, der ohne ethnographische Voraussetzungen und Absichten unternommen wurde, dessen Wert gerade in der absoluten, an die Wirklichkeit nicht gebundenen, schöpferischen Souveränität besteht. Die Sätze sind phrasenlos aneinandergereiht und man liest sie, als ob man selbst durch eine chinesische Landschaft ginge und mit chinesischen Menschen verkehrte. Der Dichter verschwindet hinter seinem Stil; was lebt, ist die einzige Gestalt, die unzähligen Gestalten. Wang-lun, der Sohn eines armen Fischers, ein Mann, in dem berechnende Verschlagenheit und transzendentale Entrückung seltsam sich mischen, ist die tragende Persönlichkeit der weitgreifenden Geschehnisse. Nach einer verlotterten Jugend wird er gefürchteter Häuptling einer Räuberbande, findet aber dann das Banditenwesen widersinnig und scheidet sich „von denen, die im Fieber leben, von denen, die nicht zur Besinnung kommen". Er ringt sich durch zu den Mysterien der Selbstüberwindung: „Ich will arm sein, um nichts zu verlieren . . . Nicht handeln; wie das weiße Wasser schwach und folgsam sein, wie das Licht von jedem dünnen Blatt abgleiten." Doch nie war Wang-luns Macht über seine Genossen größer als nun, da er den wilden Räubergesellen die Lehre des Wu-wei, die Lehre der Wahrhaft-Schwachen verkündet. Er wird Führer einer Sekte von Tausenden. Doch die Materialität des Lebens bricht erschütternd ein in die reine Lehre des Wu-wei. Orgiastische Greuel geschehen und grausame Verfolgung der Sekte durch den Staat zerstört vollends das Streben nach Selbstüberwindung. Zu blutiger Abwehr gereizt, werden aus weltabgewandten Sektierern religiöse und politische Rebellen. Der Kampf der Wahrhaft-Schwachen wird zum Volkskrieg der mystischen Verehrer des Tao gegen die Staatsmoral des Kung-fut-se, der Ming-Dynastie gegen die Mandschu. Wildes Morden geht über die gelbe Erde; grausiges Blutbad vernichtet die Anhänger Wang-luns. Da wird Wang-lun bezwungen vom Ekel über die Greueltaten, durch die sein Weg geschritten. In innerer Umkehr findet er den Weg zurück zur reinen Lehre des Wu-wei: Nur durch Ergebung und Sanftmut können die Last des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebens und die Leiden überwunden werden. Nun berauschen schäumende Ekstasen die dem Untergang Geweihten. Der Sektierer Wa-noh wandert mit der Gebrochenen Melone in den schaurigen Tod, dem westlichen Paradiese zu. Das Buch wirkt trotz aller formalen Vorzüge auf uns als exotisch bunte Kuriosität, nicht aber, wie der Dichter will, als Symbol unseres eigenen Schicksals. Denn es behandelt einen Stoff, der keine Beziehung zum Gehalt und Rhythmus des deutschen Lebens aufweist.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert und aus dem asiatischen Lande der unbegrenzten Möglichkeiten begab sich Döblin in dem Roman Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine (1918) in unser Jahrhundert der Maschine und in das bewegte Leben der Weltstadt Berlin. Er schildert das kalte, seelische Klima des Berliner Emporkömmlingtums. Im Mittelpunkt steht der Fabrikbesitzer Wadzek, der an der Konkurrenz eines Turbinenbauers zugrunde geht. In seiner Wut und seinem Haß begeht er Briefdiebstahl und Fälschung. Um seiner vermeintlichen Verhaftung zu entgehen, verkriecht er sich mit seiner Familie und seinem Freund, der sein Mitwisser und Helfershelfer ist, in seinem Sommerhaus in Reinickendorf, wo sie sich wie in einer belagerten Festung verbarrikadieren und in Schmutz und Unrat fast umkommen. Aber niemand, weder das Gericht noch die Polizei, tut ihm etwas, woran sein übertriebenes Selbstgefühl zusammenbricht. Rettungslos liegt die Zukunft vor Wadzek. Ihm ist alles vernichtet und zerbrochen; verhöhnt und verlassen bleibt ihm nur der eine Ausweg: er geht mit der Maitresse des Mannes, der seine Fabrik verschluckt und ihn ruiniert hat, über das große Wasser, wo er von neuem beginnen und wohl wieder seinen Konkurrenten finden wird. Dies ist in großen Zügen die Handlung des Romans. Sie ist aber mit so beharrlicher Kraft ins Groteske umgeformt, alle Personen mit so erschreckend kalter, grausamer Psychologie verzerrt, daß hier doch etwas ganz anderes zustande gekommen ist als ein stilisierender Roman. Döblin hat in diesem Buche seine Technik auf die Spitze getrieben und nicht selten vergebens experimentiert. Dazu gehört vor allem die minutiöse Beschreibung des Gegenständlichen, insbesondere der menschlichen Körperlichkeit. Die Empfindung einer Person, ihr Aussehen, ihre körperlichen und seelischen Schmerzen werden oft auf vielen Seiten beschrieben und immer wieder mit neuen Zügen, Gestaltungen, Beleuchtungen und Erfindungen. Wer an solchen eindringlichen Darstellungen Geschmack findet, wird auf den 414 Seiten des Romans durchaus auf seine Rechnung kommen. Es mag der ärztliche Beruf Döblins Eigenart, den Menschen zu betrachten, verstärkt haben, aber einerseits übersteigt es die Gewalt des Wortes, einen lebenden Körper durch physische Deutungen vollkommen individuell festzulegen, anderseits entsteht bei aller erschütternden Groteske doch der vorwiegende Eindruck eines seelenlosen Puppentheaters. Statt Leben zu schaffen verliert sich Döblin in Äußerlichkeiten; auch vermag er nicht Gespräche rund und nett oder humoristisch zu gestalten. Als Wadzek seinen Konkurrenten einmal zur Rede stellt, reden sie an der Sache vorbei, es gelingt ihnen nicht, deutliche Worte zu finden. Humor ist dem Dichter fremd und einige komische Szenen vermögen ihn nicht zu ersetzen. Außer der Weitschweifigkeit verlangt der schwere, oft geschraubte Stil dieses Zeitromans, daß der Leser viel Muße und vor allem Sinn für groteske Situationen habe.

Lieber greifen wir nach Döblins groß angelegtem zweibändigem Roman Wallenstein (1920), der in seiner Anlage, der Fülle der gezeichneten Figuren, der freilich nicht immer vorurteilslosen Durcharbeitung der politischen Strömungen nach eine sehr beachtenswerte Leistung darstellt. Döblins Stil ist vollkommen frei von dem „altmodischen" Wortkram, ebenso frei von aller idealisierenden Schönfärberei. Er schildert seine Menschen manchmal fast zu menschlich, ohne dabei Gestalten wie dem Kaiser Ferdinand und dem „Oger" Wallenstein ihr Maß zu verkleinern. Und doch ist der Versuch, aus dem „Wallenstein" einen Roman zu schaffen, nicht geglückt. Vielmehr ist das Ganze ein riesiger Gobelin mit vielen glänzenden Einzelbildern geworden. Der Wille, das ganze zeitliche und räumliche Milieu zu verlebendigen, hat die Gestalt des Helden zu sehr in die an sich richtige Rolle eines Mitakteurs herabgedrückt. So ist ein „illuminiertes Fresko" des Dreißigjährigen Krieges vom Standpunkt der Politik Machenden, nicht aber eine „Wallenstein-Dichtung" zustande gekommen. Man wird die virtuose Episodentechnik Döblins bewundern, aber diese verwirrte, erschütterte Welt unter den Hut eines persönlichen Schicksals zu bringen, ist dem Dichter nicht gelungen. Sie wurde selbst zum Helden; es ist ihr Schicksal und ihre Maskerade, was in tausend Verwandlungen geschieht. Der kalte Regisseur im Hintergrunde: Wallenstein; sein fanatischer Widerpart Maximilian, der argwöhnische Geizhals von Pfalz-Neuburg; der dickwanstige Gustav Adolf; die in ihrem jungen Blut verworrene kaiserliche Frau Eleonore, die kaiserlichen Räte, die Prager Judenschaft, Jesuiten, Heere, verwüstete Landschaften, Gaukler, Teufel und Scharfrichter. Klüger tat Schiller, von all dem episch an sich interessanten Drum und Dran abzusehen und seine gewaltigste Dichtung ganz auf die Persönlichkeit des Helden zu konzentrieren. Ist dies auch eine Überschätzung eines einzelnen, so ist doch nur in dieser Beschränkung ein geschlossenes Ganzes möglich, das auch die beste Panoramaepik nicht zuwege bringt.

Döblin verlangt in seiner Schrift „Die Natur und ihre Seelen" statt ekstatischer Verzückung in Gott Verehrung und Anbetung der großen Naturkräfte, statt Lehren und Dogmen: „Fertigsein für den Rückstrom in die anorganische, anonyme Welt. Aufrechterhalten, aufrichten die Verbindung mit der Anonymität auch in dieser Daseinsform, mit den beseelten großen Wesen, dem Wasser, den Salzen, dem Stickstoff, Sauerstoff, den Steinen, den Metallen, der Elektrizität, der Wärme." Im Gefolge des naturalistischen Zeitalters besaß Döblin einen starken mystischen Drang und es drängt ihn, das Mystische zu gestalten und so etwas wie einen Mythus des kommenden naturalistischen Zeitalters zu geben. Berge, Meere und Giganten sind der Versuch solcher Gestaltung (1924). Döblins Roman ist die Utopie, die Apokalypse der expressionistischen Generation. Hier wird der Schriftsteller zum Neuerer der Gemeinschaft und raunt dunkle, dröhnende Worte von der gefährdeten Zukunft der Menschen, wenn er nicht Einhalt tut seinem rasenden Mut und Übermut und sich nicht zurückbesinnt auf die tragenden Kräfte seiner Natur. Äußerlich betrachtet, stellt sich dieses Werk als eine Chronik dar, geschrieben etwa im 27. Jahrhundert, rückblickend auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entwicklung des Menschengeschlechtes in der Zeit nach dem Weltkriege. Es ist eine furchtbare Vision von der Zukunft des Menschengeschlechtes auf der Erde. Immer rasender ward die Entwicklung der Technik, sie hat den Menschen verdorben, sie schuf immer neue und unerhörte Zerstörungsmittel, die den Menschen zu immer dringlicheren Versuchungen wurden, dieses Mittel gegeneinander anzuwenden. Immer furchtbarer prallen die Völker, die Kontinente aufeinander, immer größer wird die Verzweiflung der besseren Menschen, das einzelne Dasein wurde belanglos, Einzelschicksale steigen hoch, werden wieder vom Chaos verschlungen, in unvorstellbaren Katastrophen geht das Abendland zugrunde. Die Natur bäumt sich auf gegen die Unnatur und wischt ein anmaßliches Geschlecht mit allen seinen märchenhaften Erfindungen von der Erde weg. Aus entgotteter Zersprengtheit gellt der Aufschrei: „Ihr dunklen, rasenden, ineinander verschränkten, ihr sanften, wonnigen, kaum ausdenkbar schönen, kaum ertragbar schweren, nicht anhaltenden Gewalten! Zitternder, greifender, flirrender Tausendfuß, Tausendgeist, Tausendkopf. — Was habt ihr mit mir vor? Was bin ich euch?" — Wie ein Alp liegt die Gedankenwelt dieses Buches auf dem Leser; sie zwingt ihn, über die Zukunft nachzudenken, sich mit den Problemen der Mechanisation, der seelischen Entleerung, der Barbarisierung und der Technisierung zu beschäftigen, deren Folgen im Menschlichen Döblin in Bildern aufrollt, wie sie nur eine überhitzte Phantasie und die blendendsten, auf Wirkung berechneten Farben schaffen können. Nur bescheiden dringt aus dem Chaos die Stimme der Sehnsucht nach dem neuen Menschen, der über den Trümmern sich erhebt und mit dem die Entwicklungsgeschichte der Zukunft einsetzen soll. Wie aber dieser neue Mensch sein wird, hat Döblin nicht gezeigt. Wird er nicht auch, wenn er bloß an der Materie haftet, ebenso wehrlos sein gegen Reize und Triebe, die den alten in den Abgrund stoßen? Nur durch die Bindung an Gott wird es dem neuen Menschen gelingen, die Zivilisation zu meistern, und dieser braucht nicht erst auf den Anbruch einer neuen Weltepoche zu warten, denn er kann jeden Augenblick für seinen Teil das Angesicht der Erde erneuern. Die Welt Döblins ist aber ohne Sonne, Geist, Herz, Gott und darum empfindet er den Untergang der Materie als tragisch.

Zwischen „Wang-lun" und „Wallenstein" fällt Döblins Erzählungsbuch *Die Lobensteiner reisen nach Prag*, das einige merkwürdige Stücke bringt, wie „Vom Hinzel und dem wilden Lenchen", „Das Krokodil", sowie die Titelerzählung, die alle etwas schnurrig Märchenhaftes von absonderlicher Wirkung haben. Ihnen reiht sich die unerquickliche Geschichte „Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord" (1925) an. In dem Buche „Reise in Polen" gibt er das Beispiel der objektiven Satire; sein Werk ist die nahtlose, absolute Einheit von Wahrnehmung und Verständnis. Es ist die erste Entdeckung eines Volkes und einer Landschaft und die zwanglose Einordnung des Gesehenen und Gehörten in den Gedankenkreis der Zukunft.

Viel erörtert wird Döblins jüngster Roman *Berlin Alexanderplatz* (1929); begeisterte Zustimmung auf der einen Seite, hitzige Ablehnung auf der anderen, wie es eben erklärlich ist bei einem Erzeugnis, das nicht nur für sich allein dasteht, sondern sich sofort als Exponent allgemeiner Zeit- und Kunstströmungen erweist, die heftig umstritten sind. Die besten Elemente des Expressionismus sind in diesem eingenartig-neuen, groß angelegten Roman verwendet, stehen aber in Gegensatz zu dem Lebensschicksal des Berliner Transportarbeiters Franz Biberkopf, das hier erzählt wird. Döblins Technik kommt vom Film. Wie in diesem steht vor dem ersten Buch eine Inschrift; „Hier im Beginn verläßt Franz Biberkopf das Gefängnis Tegel, in das ihn ein früheres sinnloses Leben geführt hat. Er faßt in Berlin schwer wieder Fuß, aber schließlich gelingt es ihm doch, worüber er sich freut, und er tut nun den Schwur, anständig zu sein." Dann sehen wir ihn auf dem Wege zur „Anständigkeit". Aber immer wieder sinkt dieser grobgeschnittene, innerlich gefährdete, triebhafte Mensch, trotz bester Vorsätze von Stufe zu Stufe, bis er schließlich in völligem Zusammenbruche zur Vernunft kommt und erkennt, daß man im Leben still halten und nicht mehr von ihm verlangen soll „als ein Stück Butterbrot". Aber diese Wandlung vollzieht sich nicht in Denkoperationen, sondern der dumpfe Kloß muß alles mit seinen Händen tun, er muß breit und sinnfällig durch die Gassen leben, immer im gleichen Milieu von Arbeit und Wirtshaus, von Hochstaplern und Verbrechern, von Kameraden und Dirnen. Das Schicksal des Helden ist mit dem Leben in Berlin verwoben. Die Menschen werden aber nicht von außen abgeschildert, sondern in ihrem Sein vorgeführt, wie sie sprechen und leben. Ruhiger Ton der Erzählung in gewöhnlichem Sinne ist fast nirgends. Wirklich, es läuft ein Film ab. Es ist, wie F. Muckermann in seiner Besprechung des Buches bemerkt, nicht zu leugnen, daß in dieser Art Technik Möglichkeiten liegen, die noch lange nicht ausgeschöpft sind, zumal wenn sie, wie in diesem Roman, so meisterlich durchgeführt ist, daß man, hat man sich einmal daran gewöhnt, ganz und gar in den nicht abreißenden Strom der Ereignisse hineingezogen wird. Dabei aber bestimmt oft der Zufall und nicht der freie Wille den Gang der Handlung, so daß die handelnden Personen nur als Vergewaltigte der Ereignisse erscheinen. „Der Wille, gegen diese Einflüsse anzukämpfen, wird ertötet." Das ist der eigentliche Inhalt des Buches, die Tragik des guten Willens (Muckermann). Dadurch wird das Buch zu einem trostlosen. Quälend wirken auch die stofflichen Elemente auf den Leser; keine Gemeinheit, kein Grauen, keine Scheußlichkeit wird uns vorenthalten. Freilich ballt sich schließlich alles zusammen in der Empfindung einer Tragik, eines so wuchtenden Schicksals, wie sie eine griechische Tragödie hervorruft. Wirkungsvoll und auch echt im Gefühl werden Stellen der Schrift verwendet. Aber zu einer solchen Tragik paßt nicht der banale Schluß. Muß denn Biberkopf all das Grausame erleben, um schließlich vom Leben nur ein „Butterbrot" zu fordern? Herwig hat in seinem stofflich verwandten Roman „Hoffnung auf Licht" die geistige Lösung in einer Weise dargestellt, an die Döblin in keiner Weise herankommen kann. Döblin ist einer unserer begabtesten Sprachgestalter; aber die Auflösung der Satzstruktur in diesem Romane muß zu Manierierheiten führen und kann für jüngere Dichter, die in sein Geleise treten, gefährlich werden. Döblins Technik, auf die Eigenart der Sprache, die Dinge zu spiegeln und geistig zu vertiefen, zu verzichten, würde trotz aller Wirkung den Tod der Dichtung bringen und darf daher niemals führend werden, sondern muß sich dienend verhalten. Das Buch ist kein „sozialer Roman", sondern eine symbolische Darstellung vom Kampf des Menschen um Einordnung in den großen Zusammenhang der gesellschaftlichen Ordnung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zum Drama fehlt dem Romanschriftsteller Döblin die Begabung. Sein Erstling, das Schauspiel Die Nonnen von Kemnade (1923), bietet nur ein wüstes Hin und Her, in dessen Mittelpunkt eine hysterische, männertolle Äbtissin steht. Vorausgegangen waren die Lusitania-Szenen (1921). Eine ferne, farbenreiche Phantasiewelt baut Döblin in seinem Versepos Manas (1927) auf. Gedanklich-Bekennerisches bringt der Aufsatz „Jenseits von Gott"; zahlreich sind seine Essays über die Natur und die Naturwissenschaft, als deren Grenzbegriff er „das Mystische" erklärt.

Als der Rheinländer Gustav Sack (geb. 1885 in Schermbeck bei Wesel) zu schreiben begann, war das Schlagwort vom neuzeitlichen Expressionismus weder erfunden noch geprägt. Doch was sich heute unter dieser Richtung verstehen läßt, kehrt auf jeder Seite seiner Schriften wieder. Er fiel als Offizier 1916 in Rumänien nach einem Leben voll Not und Elend, Entbehrungen und Enttäuschungen, voll Leidenschaft, Selbstverleugnung und Schmach. Erschütternd wirkt, was H. W. Fischer, einer der wenigen Freunde des Dichters, über dieses verstürmte und früh zerrüttete Leben, über dieses durch eigene und der Zeitgenossen Schuld heraufbeschworene Schicksal sagt. Das tragische Erleben des hoch begabten Dichters, dieses zwischen leidenschaftlicher Hingabe an das Leben, an die Kunst, an Schaffen und Wirken und völliger Verzweiflung hin und her geworfene Dasein spricht mit ganz unmittelbarer erschütternder Gewalt aus den Gedichten Sacks, die in ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit ganz anders suggestiv wirken als die Ekstasen und Aufschreie der zünftigen Expressionisten.

Die sechzig Seiten Gedichte, die Sack hinterlassen hat, sind eine einzige, dunkle, erschütternde Klage und Anklage gegen Schicksal, Gott und Menschheit in ingrimmig-sarkastischen Empfindungen. Aus dem quälenden Gefühl, der Alltagswirklichkeit wehrlos gegenüber zu stehen, entflossen auch seine bitteren Romane, in denen er sich selbst mit unbarmherziger Selbsterkenntnis zerfleischt, in einer neuen faszinierenden Technik der Icherzählung, in seiner stürmisch nach Ausdruck ringenden Sprache. Er ist ein revolutionärer Philosoph und schon in seinem Roman Der verbummelte Student steuerte er auf allerletzte Dinge los und versuchte die faustischen Glaubens- und Gewissenszweifel an Gott, Moral und Gesellschaft zu lösen, mußte aber daran scheitern. In seinem Roman Ein Namenloser stößt er sich noch einmal an demselben Stein. Ein dritter Roman Paralyse ist Fragment geblieben. Es ist ein krankhafter Paroxysmus der erotischen Gefühle, den Sack in dieser simplen Geschichte eines tollen einjährigen Dienstjahres in einer schamlosen Konfession entblößt. Und das Ende: er und „sein Dirnchen" enden in Selbstmord. Ein unerquickliches Buch, das zumal den Halbgebildeten gefährlich werden könnte, wenn nicht die eingestreuten philosophisch sein sollenden Lamentationen so verstiegen und langweilig wären. Der von Sacks Frau herausgegebene Nachlaß brachte noch das Schauspiel „Der Refrakteur" mit Eindrücken aus den ersten Kriegsmonaten, die die Versammlung „Der Rubin" und eine gleich betitelte Novellensammlung. Was er sonst noch im Kriege erlebte, erzählt er im „Tagebuch eines Refrakteurs" und in den „Andeutungen" „In Ketten durch Rumänien".

In Frankreich hatte Henri Barbusse in seinem Buche Le feu (1916), das lange als die größte Leistung aus dem Bereiche des Weltkrieges galt, die entsetzlichen Leiden der Frontsoldaten mit der einläßlichen Sachlichkeit Zolas enthüllt und zu der Brüderlichkeit sich bekannt, die alle Menschen verknüpft. In Deutschland sprachen ältere Dichter von dem Erweckenden und Versittlichenden des Krieges. Die Jugend aber trat immer entschiedener auf die Seite der Kriegsgegner. So Charlat Strasser in dem Werke „In Völker zerrissen" und Wilhelm Andreas Schramm in dem fürchterlichen Buche „Gefallene, Stimmen der Toten an die Lebendigen". Schroffste Absage an die Verklärer des Krieges war Leonhard Franks Roman „Der Mensch ist gut". Man hat dessen Erzählungen oft neben die Kriegsromane des Ungarn Latzko („Menschen im Kriege") und Barbusses gestellt. Mit Unrecht. Denn als Gestalter ist der Dichter des „Feuers", der nur die Tatsachen reden läßt, dem Deutschen überlegen. Gesinnungseiferer in jeder Zeile, verbrannt von der Flamme des Gefühls, Prophet und Geißler, fand Leonhard Frank (geb. 1882 in Würzburg, war Arbeiter in verschiedenen Berufen und begann erst mit dreißig Jahren zu schreiben; jetzt lebt er in Charlottenburg) keine andere Darstellungsart. Wenig Liebe spricht aus seinem literarischen Werk, dafür tobt um so fanatischer der Haß gegen alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.

L. Frank begann seine literarische Laufbahn mit einem Entwicklungsroman, in dem er eine sittliche Entwicklung darzustellen suchte. Die Räuberbande (1914) — das ist eine Schar von Jünglingen, in deren Köpfen eine wilde, aber energische Räuber- und Indianerromantik im Stil Karl Mays spukt. Ihre Streiche, Versammlungen, Reden und Taten werden mit hingebender Liebe ausgemalt; ihr kindlicher Ernst im Spiel wird vom Dichter ernst genommen, ihr Protest gegen die Verspießung und Abenteuerlosigkeit eines satten Spießbürgerdaseins würdig und angemessen behandelt. Und nun setzt die Entwicklung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein. Die Mitglieder werden älter, die Mädchen beginnen in ihrem Leben eine Rolle zu spielen, der Arbeitslohn lockt, und kurz gesagt, die Entwicklung der Charaktere führt zu einer Scheidung in Gewöhnliche und Ungewöhnliche. Die ersteren enden im Kleinbürgertum und Alltagsleben, die letzteren im Kloster und in der Boheme, und der Begabteste endlich, Old-Shatterhand, der schöpferisch Einsame, der sich zum Künstler emporgehungert, ist an der Gemeinheit des Durchschnitts durch Selbstmord zugrunde gegangen. In einer Fülle von Einzelzügen sind diese Schicksale meist vor dem Hintergrund der alten Würzburg geschildert, dessen enge Menschenwelt und schöne, weite Landschaft ein Sinnbild menschlichen Lebens werden.

Auf den heimlichen Widerspruch gegen Schule und Haus und die ganze Ordnung der Dinge, die sich in Schule und Haus am klarsten spiegeln, folgt nun in dem zweiten Werke Die Ursache (1916) der laute. Ein Dichter, den qualvolle Erlebnisse, die jahrelang in ihm schliefen, in die Heimat treiben, ermordet in unabwendbarem Haßandrang den Lehrer Mayer, einen der Menschen, die in seiner Jugend seine Seele zerstörten, sein Ich mordeten, vereinsamten, ihn lebensuntüchtig machten. Hierauf wird der Dichter zum Prediger. Was da Verbrechen heißt und mit dem Tod auf dem Richtblock endet, ist nicht, eifert L. Frank mit des Dichters Worten, eines Menschen Schuld, sondern aller Schuld. „Der Dunst der Schulen, der falschen Erziehung, der Eltern, Frömmelei der Lüge, des ganzen europäischen Moralgeschwürs bildet, furchtbar drohend, das Wort „Ursache", weithin sichtbar am Himmel." Mit einer sozialpolitischen Anrede, man möge die Zuchthäusler nicht verachten, weil sie doch nur wegen der Schuld aller dort weilen, und mit der Schilderung der Seelenqualen des Verurteilten in den letzten Tagen und Stunden vor der Hinrichtung läuft der Roman, der als ein Beispiel der Freudschen Verdrängungstheorie begann, in einer furchtbaren Anklage gegen die Todesstrafe aus. Völlig entbunden ist der Ankläger und Prediger erst in dem Buche, das dem Kriegsereignisse erwuchs, in den 1916—17 geschriebenen, „den kommenden Generationen" gewidmeten Erzählungen Der Mensch ist gut. Der expressionistische Mensch hat den schrankenlosen Willen zum Glück und die absolute Ablehnung des tragischen Leides als Dogma proklamiert und L. Frank versucht nun in seiner Weise den Durchbruch einer Anzahl von Menschen zum Erlebnis dieses Dogmas zu schildern. In fünf in sich geschlossenen Abschnitten: Der Vater — Die Kriegswitwe — Die Mutter — Das Liebespaar — die Kriegskrüppel —, spricht er von den Qualen des Krieges, von der Entsetzlichkeit des Sterbens, von der Unerträglichkeit des Schmerzes um Tote, der Unmenschlichkeit des Tötens. Niemals ist all dieser Jammer mit so erschütternder Eindringlichkeit geschildert worden, niemals sind die Seelen Trauernder und Verzweifelter so bis in die letzte Fiber entblößt worden. In dieser Einseitigkeit liegt die größte Kraft des Werkes. Alle Mittel der Sprachkunst werden bis zum Äußersten ausgenützt, zu dem einen Zweck, den Leser bis ins Tiefste zu erschüttern, ihn auch verzweifeln zu machen. Ein großzügiger Aufbau steigert die Wirkung der einzelnen Abschnitte. Der Vater aus der ersten Erzählung sammelt einen Zug von Empörern gegen den Krieg, diesem Zug schließen sich in jedem anderen Abschnitte neue Massen an, die Auflehnung steigert sich zum Schlusse ins Ungemessene; am Ende ist die Revolution da. Es gibt vielleicht kein anderes Buch von so aufpeitschender, demagogischer Gewalt. Und diese Wirkung ist der Zweck des Frankschen Buches, nicht irgend eine künstlerische Wirkung. Der Krieg ist aber für L. Frank nur die letzte Ausdrucksform dessen, was seit Jahrhunderten die Seele des Menschen zerstörte. Daher eifert der Verfasser gegen den Ungeist, der nach Erfolg, Besitz, Macht, Gewalt, Autorität verlange, ohne daran zu denken, ob solch mörderisches Übervorteilen den Menschen in Leid und Elend setze, gegen das „Zeitalter der Nützlichkeit, Organisation und Vernunft", gegen ein Zeitalter, von dem nichts übrig bleiben werde „als ein Grauen davor und für die noch späteren Geschlechter ein Gelächter".

Er wirbt dagegen für die neue Einsicht, daß in dem Mittelpunkte des Lebens nicht mehr die großen Nichtigkeiten zu stehen haben, sondern das „göttliche Wissen, daß jeder Mensch unser Bruder ist, daß alle Menschen dieser Erde Träger der ewigen Seele sind". L. Frank schaut das neue, kommende, eben anbrechende Zeitalter, wo jeder jedem sagt: „Wir sind Brüder. Der Mensch ist gut." „Wir wollen mit solch überzeugender Kraft des Glaubens sagen: „Der Mensch ist gut", daß auch der von uns Angesprochene das tief in ihm verschüttete Gefühl „Der Mensch ist gut" unter hellen Schauern empfindet und uns bittet: „Mein Haus ist dein Haus, mein Brot ist dein Brot." Die Erzählungen des Buches zeigen daher Menschen, die alle den „gewaltigen inneren Sprung von ihrem Leben der Lüge, Gedankenlosigkeit und Selbstsucht heraus — ins höhere Menschentum" tun oder getan haben, den Sprung aus der gott-, geist- und ichlosen Gemeinschaft hinein in die neue Gemeinschaft, „in welcher der Mensch gut sein darf". Die fanatische Einseitigkeit der politischen Ideen des Pazifismus und der Anarchie, wie sie Frank vorträgt, näher zu besprechen, erübrigt sich, aber die virtuos gehandhabte Anwendung künstlerischer Mittel kann das Buch gefährlich machen. Die mit der „Ursache" eingeschlagene politisch-soziale Richtung setzt sich fort in dem erschütternden Propaganda-Roman Der Bürger (1924). Wieder redet der Politiker, der Sozialist, der von der bürgerlichen Jugend, der das Buch gewidmet ist, den tätigen Anschluß an die sozialistische Bewegung fordert. „Mensch zu sein, kann dem Einzelnen erst dann verstattet sein, wenn es allen verstattet sein wird." Von der heutigen Menschheit fordere die Gegenwart Arbeit und Opfer für das Ziel der klassenlosen Gesellschaft. Zu dieser Erkenntnis gelangt der Held des Romans, ein Bürger oder Halbbürger, in seinem reifen Mannesalter. Sohn eines reichen Hauses, kämpfte er zunächst aus dem unterdrückten Freiheitsdrang der Jugend gegen die bestehende Herrschaft. Er wird Sprecher zu den Massen und streitet an der Seite eines von der Idee ihres Kampfes glühenden Mädchens gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung. Dann aber kommt Versuchung und Umkehr. Er wird Bürger unter Bürgern, Fronherr über die Genossen von früher. Der solchem Abwege vorangetragene Gedanke des Selbstopfers wird zerspannt in einer Kette von Bildern, die alle Einrichtungen des bürgerlichen Staates als ein System von Verlogenheit erscheinen lassen: Gefängnis, Todesstrafe, Ehe, Wohltätigkeit, Beamtentum, Raffgier der Großaktionäre werden Gegenstand einer filmhaft flüchtigen, klar zupackenden Bildkraft, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nirgends verweilt und in überhastetem Tempo die bürgerlichen Sphären durcheilt. Der Held selbst kehrt auf den Pfaden der Erinnerung zu seinem früheren Leben zurück, nachdem er mit einem Verlust von vierzehn Jahren den Verrat an der sozialistischen Idee gebüßt hat. Das Buch will Verachtung für das züchten, was auf Herkommen, bürgerlicher Tradition beruht. Agitatorisch, kraß, wie eine Geißel über geduckten Häuptern sind auch die folgenden kleineren Erzählungen geschrieben. Die Befreiung einer im Gouvernantentum und Vorurteilen unterdrückten Jugend im wohlhabenden Hause stellt er auf die Schicksalsbrücke (1925). Im Beamten zeichnet er das traurige Los einer in Pedanterie erstarrten Schreiberseele. In der Erzählung Zwei Mütter kämpft er gegen das Sittengesetz. Des Dichters ganzer Haß gilt der Gleichgültigkeit des Bürgers gegen das Elend des Handarbeiters in den Novellen Im letzten Wagen und An der Landstraße (1925). Freier von Haß und Anklage sind der Roman Das Ochsenfurter Männerquartett (1927) und das Drama Karl und Anna (1929). Dieses ist offenbar nach einer Erzählung gearbeitet. Der Stoff enthält Ergreifendes, aber die formelle Gestaltung packt nicht, auch nicht die stellenweise stark konstruierte Gedankensprache. Wenn Anna so lange rein bleibt, um auf ihren Mann zu warten, ist es unpsychologisch, daß sie sich gleich Karl an den Hals wirft.

Wie Leonhard Frank ist auch Hermann Kesser (geb. 1880 in München, lebt in Wiesbaden) ein Kämpfer für das freie Menschentum und ein Gegner des Krieges.

Er begann mit den beiden Novellen Lukas Langkofler und Das Verbrechen der Elise Geitler (beide 1912). Beide Novellen verbindet eine gewiße Ähnlichkeit und innere Verwandtschaft. In beiden wird eine plötzliche, tiefe Liebe zweier junger Menschen zum Verhängnis, einmal Lukas Langkofler, dem Scholaren, der nach Paris an den Hof Karls IX. zieht, das andere Mal der weltfremden unerfahrenen Gertrud. Wie der erstere hineingerissen wird in den Strudel des Hoflebens zur Zeit Karls IX., wie er Mitwisser und Teilnehmer an den Ränken und Intrigen wird, die diesen umgeben, wie er sich in der Liebe zu einer der schönen Hofdamen vergißt und dadurch ums Leben kommt, alles das ist mit großer Lebendigkeit und historischer Treue und in gewandtem, anschaulichem Stil erzählt. Alltäglicher, aber gleichwohl lebenswahr ist das Schicksal des jungen Mädchens, das sich in unerfahrener Liebe einem Schauspieler hingibt. Die alte Dienerin rächt ihre junge Herrin, indem sie den Verführer tötet. Ihr gilt der Mord klein gegen das Unglück, das der Schauspieler Gertruds Seele und Körper gebracht hat. Der Schluß ist etwas gewaltsam. Eine anklagende Monologerzählung ist Der Unteroffizier Hartmann (1915), ein lebenskräftiger Ausschnitt aus den unzähligen Bildern des Weltkrieges. Hartmann muß wegen einer Jugendverfehlung aus dem streng ehrenhaften Kreise seines väterlichen Hauses fliehen, wird Soldat und kommt schwer verwundet in das Lazarett seiner Heimatstadt. Aufgeregte Fieberphantasien lassen ihm keine Ruhe, und um sich innerlich zu befreien, erzählt er in hastiger, oft abgerissener Weise der Krankenschwester seine Lebensgeschichte und erfährt von ihr, daß ihm die eigene Schwester verziehen hat und daß sie selbst es ist, die an seinem Bette sitzt „und ihm alles tut". Einen „Roman aus der vorletzten Zeit" nennt Kesser sein Buch Die Stunde des Martin Jochner (1917). Es ist eine Liebesgeschichte, deren Held sich als eine pathologische Erscheinung darstellt, bedingt durch die Zeitumstände. Wenn einem am Anfang des Romans ein Mann vorgestellt wird, der alle Anzeichen einer dämonischen Besessenheit an sich trägt, und dem plötzlich offenbar wird, daß der Dämon nur eine kleine Schauspielerin ist, so ist das eine höchst peinliche Überraschung. Schon in seiner ersten Novelle wahrte Kesser eine leidenschaftliche Bewegung und eine kaum erträgliche Spannung. In dem eben besprochenen Roman trieb er solche Ausdrucksart des Expressionismus weiter; doch erst die aufs engste zusammengepreßte, aktuelle Erzählung Die Peitsche (1917), Anklage gegen die Unterdrücker ihrer Mitmenschen, Aufruf zur Befreiung aus den Banden einer herzlos versklavenden Welt, zurückverlegt in spätrömisches Altertum, aber nachfühlbar einer Gegenwart von verwandter Artung, erreichte neben solchen Zügen expressionistischer Anklage auch in der Wortgebung eine fast ununterbrochen hinstürmende Wucht. Unter den aufregenden Eindrücken des Weltkrieges, den er samt den politischen Folgeerscheinungen bekämpft, entstand die Tragikomödie Summa Summarum (1917). Sie behandelt politische Zeitprobleme, den Kampf der Konservativen gegen demokratische Zeitideen und stellt den Zusammenbruch des Alten und das Heraufkommen des Neuen dar. Das erste ist dabei besser gestaltet als das zweite, das mehr episodenhaft-gegensätzlich und manchmal nachträglich aufgesetzt erscheint. „Das alte System" wird von einem adeligen Diplomaten vertreten, der im Alter durch die Niederschrift seiner Memoiren die Summe seines Wirkens zieht und dabei am inneren Zwiespalt zwischen Altem und Neuem, Lüge und Wahrheit zugrunde geht. Dem Stücke fehlt Größe und Wucht, eindringlich ist die Zermürbungspsychologie, aber die langsame Sektion des armen, alten Mannes wirkt peinlich.

Kessers erstes Drama, die blutrünstige Tragödie Kaiserin Messalina (1914) ist mißlungen. Dagegen erzielte einen großen Erfolg das fünfaktige Drama Brüder (1920). Zur Zeit, da der Präsident seinen seit vielen Jahren verschollenen Bruder als tot erklären will, kehrt dieser heim. Die Arbeiter und Angestellten des Präsidenten stellen sich auf Seite des durch alle Not und alles Leid der Welt Gegangenen. An diesem Gerüst des Geschehens läßt Kesser die Ranken seiner Gedanken und Anschauungen sich entwickeln. Mit dem Tode des Heimgekehrten, den sein Bruder erschießt, mit dem Aufschrei des Mörders „Das Gold ist tot" und dem Ausspruch des Prokuristen „Es ist eine grenzenlose Frage" . . . schließt das Drama. Das Nachtstück Beate gleitet vorbei in traumhaft blasser Unbestimmbarkeit und es bedeutet Traum oder Symbol, Schicksalsstunde des selbstsüchtig Gebundenen, der sich unter der Last toter Erinnerungen nicht zu Kraft und Glück seelischer Gemeinschaft zu erheben vermag. Bedeutender im Vorwurf, klarer in der Ausführung gestaltet in prachtvoll geschliffener Sprache der Einakter Rettung (1923) den uralten Gegensatz von Idealist und Wirklichkeitsmensch. In der neueuropäischen Komödie Die Reisenden bringt Kesser einen fingierten Weltuntergang, heraufbeschworen von einer mephistophelischen Telegraphistengestalt, dem Verwalter des elektrischen Stroms eines in der Höheneinsamkeit gelegenen Berghotels.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie Döblin war auch Max Brod (geb. 1884 in Prag, lebt ebenda) ein Vorbereiter des Expressionismus. Mehr als der Dramatiker, von dem wir schon sprachen, bedeutet der Erzähler. Die übertriebene Bewunderung, deren er sich erfreut, teilen wir nicht. Man genießt gern seine glatte, gepflegte, in wohlberechneten Kurven sich ergießende Sprache, die aber nicht in das Herz, sondern durch ein sanft sich erregendes Gehirn geht. Er hat eben nicht die Art des gebieterischen Mitreißens großer Dichter — oder der Dichter überhaupt —, sondern die lebhaft interessierende Mache großer Könner, die wissen, daß die Sprache ein Instrument ist, auf dem man es durch stetige Zucht zur Meisterschaft bringen kann. Um bewegen, mitreißen zu können, bedürfte es des großen Herzens, der inneren schöpferischen Triebkraft; die hat Max Brod nicht; er gehört zu jenen, die alles, was sie anfassen, in kühles Gold verwandeln. Mit auffallend kühlen, intellektualistischen Skizzen und Studien hat er begonnen und scharfe psychologische Analysen schienen lange sein künstlerisches Ziel zu sein. Jeder Anlauf, sich in das Übersinnliche zu erheben, endet mit einem Rückfall in das Sinnliche, zuweilen Grobsinnliche. Es ist auffallend, wie Brod in seinen Werken zwischen Hirnspekulationen und triebhaftem Verlangen, zwischen rein geistiger Sehnsucht und verworren brütender Sinnlichkeit auf und nieder gerissen wird. Aus heißem Sinnendrang hat er seine dichterische Kraft gesogen, die ihm zuweilen aus der schwebenden Leidenschaft des Blutes zur Erweckung des Geistes wird, zu unerhörtem Brand nach Gott. „Letzten Endes," sagt Herwig, „ist Brods Lebens- und Dichterweg immer der Weg des in dumpfe Erotik Verstrickten, wie denn auch schon sein erstes Buch den Namen trug: „Der Weg des Verliebten."

Zunächst wollte er gewissermaßen als stiller Zuschauer die Menschen und ihr Schicksal zeichnen, ohne für oder gegen sie Stellung zu nehmen; er nannte dies „Indifferentismus" und sagte, den Begriff erläuternd: „Der Indifferentismus ist nicht quietistisch — wie ihm vorgeworfen war — nicht inaktiv. Ihm gelten vielmehr alle Dinge der Welt als gleichberechtigt, zu ihnen zählt er jedoch auch sein eigenes Wollen und Handeln, so daß er von hier aus einen wissentlichen Ausgleich zwischen sich und der Welt herbeizuführen bestrebt ist." Als ersten Typus des indifferenten Menschen bezeichnete er in seiner Novellensammlung Tod den Toten (1906) einen kranken Knaben. Im Gegensatze dazu in dem zwischen Leidenschaft und Beherrschung seltsam schwankenden Roman Schloß Nornepyge (1908) einen reichen, unabhängigen Menschen, der durch Selbstmord endet. In seiner Weiberwirtschaft legt Brod eine Sammlung von sechs Erzählungen — besser gesagt „Milieuschilderungen" vor, die in den Jahren 1905 bis 1912 entstanden. Aus ihnen hat sich der Verfasser ein Problem herausgegriffen, das er als „typisch" erkannte, oder auch erst ein von ihm konstruiertes Problem in das Milieu hineinversetzt und darnach sind Gestalten und Abbildungen geordnet. Dann schritt Brod, ein homme à femmes, zur Darstellung der Erotik in allen ihren Spielarten. Ganz auf „Leidenschaft, Eifersucht und grenzenlose Liebe" ist der Roman (eigentlich eine Novelle) Leben mit einer Göttin (1923) gestellt. In ihm herrscht die kalte Leidenschaft des Intellekts, die nicht bleiben kann. Nur in einem Zwischenreich, in dem die Sterne erloschen sind, kann ein Mann, wie sein Held, sich so rettungslos an ein Weib hängen, wie es in dieser Novelle geschieht. Es ist ja auch keine elementare Leidenschaft, von der er besessen ist, sondern ein nervenschwaches Sichverlieren, ein Hinabgleiten in wohltätigen Rausch, ein Sicherretten vor dem Leben. Die Natur ist viel zu schwach, den Rausch auszuhalten, sie muß neurasthenisch nörgeln am Erreichten, zweifeln, verkleinern, zernagen, wehrlos tausend Einbildungen preisgeben; sie kann nicht glauben, auch an das Weib, die Gestalt der „Göttin" der lieblichen Jorinde, nicht, trotzdem sie sich unaufhörlich einredet, glauben zu müssen. Und so zerschlägt sinnlose Eifersucht, von deren Sinnlosigkeit der Mann selbst überzeugt ist, den letzten Halt, mordet tierisch den vorgestellten Nebenbuhler und liegt dann da: Ich bin nun ganz leer, geschehe mit mir was will. Zum Tode verurteilt, beschwört er seinen Verteidiger, ihn nicht zu retten, und erzählt ihm die Vorgeschichte des Mordes. Falte um Falte seines Herzens forscht er aus, ohne das Geheimnis seiner Liebeshörigkeit zu ergründen. Zu rein sinnlicher Liebe mit starker Betonung des rein Geschlechtlichen steigt Brod herab in dem Roman Ein tschechisches Dienstmädchen (1909) und in den Novellen Erziehung zur Hetäre (1909). In den Erzählungen Jüdinnen (1911), die an Stephan Zweigs „Brennende Geheimnisse" erinnern, und in „Arnold Beer, das Schicksal eines Juden" (1912), wandte er sich der Rassenpsychologie zu. Nach einer Analyse des modernen jüdischen Journalisten Arnold Beer läßt er diesen in sich haltlosen, hin- und hergeworfenen Menschen in steter Steigerung der Vertiefung und Verinnerlichung beim Tode seiner alten, kaum gekannten Großmutter die tiefen Geheimnisse der Blutzusammenhänge und des in sich ruhenden, vom Gesellschaftlichen unabhängigen Menschentums erleben. Dieses Werk gilt neben Hauptmanns „Ismael Friedmann" und Wassermanns „Juden von Zirndorf" als der größte Judenroman, und wird von vielen über diese beiden gestellt, weil er den Juden nicht als gesellschaftlichen, sondern als seelischen Typus zeichnet.

Mit dem Roman Tycho de Brahes Weg zu Gott (1916) betrat Max Brod das historische Gebiet. Übrigens bedeutet dieser Roman nicht ein Abweichen von Brods gewohntem Weg. Brod sucht im Mittelalter nicht bunte Bilder und Fülle der Ereignisse, sondern wendet sich der Vergangenheit zu, um in der Menschenschilderung, die den Kern des Werkes bildet, zu reinerer Stilisierung und zu höheren Symbolen zu gelangen. Er verzichtet fast ganz auf die romantische Handlung und konstruiert sich als intelligenter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es gibt für einen jungen Menschen guter Artung wohl kein größeres Glück als frühzeitig mit einem geschlossenen Gedankensystem, einer großen Lebensdisziplin in Zusammenstoß zu kommen. Schmerzlich ist dieser Zusammenstoß, von übermächtiger Kraft fühlt man sich niedergeworfen – und doch eingeordnet – denn die Jugend kennt ja noch nicht das verhängnisvolle „Recht-Behalten-Wollen", das später alle Erkenntnis verdirbt. Gern hat man Unrecht, lernt –

(Aus einem neuen Roman)

Max Brod

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Gedanken setzt. Nicht mehr die Menschen sind das Wesentliche, sondern der Dichter selbst, der durch ihren Mund spricht. So glühend sich auch die Empfindungen geben mögen, ohne den rund und voll geschaffenen Menschen bleiben sie unlebendig, da sie dem Intellekt entsprungen, sich eben nur an den Intellekt wenden.

Der folgende Roman Franzi (1922) behandelt wieder ein seelisches Problem. Der Erzähler schildert seine Liebe zu einer willensstarken, hochstehenden Frau und daran anschließend die auf lockerer Grundlage beruhende zu einem kleinen Lebefräulein. Er zergliedert seine Motive und Handlungsweise und stellt die Wirkungen fest, die sich jeweils ergeben. Mariannas Klugheit, Zurückhaltung, ihre Reinheit und Geradheit macht ihn unglücklich, während er in Franzis Minne, in der, wie Brod sagt, „Liebe zweiten Ranges" Frieden und Glück findet. Die rein sinnliche Beziehung zu Franzi wird Mittel zu großen Dingen und selbst Handlungen schlechter Art und schlechter Absicht schlagen zum Guten und Nützlichen aus. Diese Erfolge aber sind die Veranlassung zu martervollen Zweifeln an der Gerechtigkeit und dem Sinn der Weltordnung. Im Probleme, daß nur das Gute zu Gott führe, mit seinem „Tycho Brahe" verwandt ist der Renaissanceroman Rëubeni, Fürst der Juden (1925). Der Held ist die dunkle Gestalt eines Juden, der 1524 in Venedig auftrat und behauptete, Abgeordneter und Königssohn des jüdischen Staates in Arabien zu sein. Brod hat aus diesem Manne, über dessen geschichtliche Persönlichkeit auch heute noch Dunkel herrscht, jenen überzeitlichen Typ geschaffen, der sich Seher, Träger einer neuen Zeit, mit einer geheimen, inneren Sendung betraut fühlt und dessen Schicksal das aller Unzeitgemäßen ist: heroischer Aufstieg und tragischer Untergang. Rëubeni, im düstersten Winkel des Prager Ghetto geboren, erkennt mit hellsichtigem Blick die Grundübel seines Volkes und im Glauben an das unverletzlich Edle, das Urbild in diesem Volke, fühlt er sich berufen, es aus der Enge, dem Schmutz und der Schmach des Ghetto herauszuführen an das Licht, das die Renaissance über die Welt und die Menschheit auszustrahlen begann. Zur Erfüllung seiner Sendung schlägt er einen Weg ein, der ihm die Lösung eines Problems bringen soll: Kann man Gott auch lieben mit dem bösen Trieb? Treibende Idee des Romans ist daher die Auffassung von der Notwendigkeit der Sünde zu allem großen Tun, Gott zu dienen „auch mit bösem Trieb". „Ohne Freude an der Sünde sündigen, sündigen um Gottes willen, um der Erlösung willen — das Schwert führen, vor dem die Hand zurückscheut." Und so macht er sich daran, das Gute zu erwirken durch das Böse. Über manche Sünden kommt er zur großen Sünde, sich zum falschen Propheten zu machen. Und es gelingt ihm, durch Opferfreudigkeit, Selbstsucht, aber auch durch Lügen und Betrügereien es so weit zu bringen, daß das Volk beginnt, in ihm einen neuen Messias zu sehen. Da kommt der Absturz. Das Gute tritt ihm entgegen, das aus reinem Herzen kommt. An diesem Guten zerbricht er. Der Schwärmer Molcho, in blinder Hingabe an die Idee des Guten, ohne das Böse zu ahnen, durch das es bewirkt werden soll, bereitet Rëubeni unbewußt den Untergang. Der Roman ist reich an schönen Stellen. In farbenprächtigen Bildern ziehen Prag, das alte Venedig, das glänzende Rom, das handelsstarke Portugal vorüber, belebt von Gestalten wie Papst Klemens, Michelangelo, Macchiavelli. Trotzdem ist der Roman nicht das Werk eines großen Dichters. Vielmehr ist es ein anwiderndes Buch mit aufreizend erotischen Bildern besonders im ersten und mit haßerfüllten und die Wahrheit entstellenden Äußerungen gegen das Christentum im zweiten Teile, schwer genießbar durch seine verworrenen Unklarheiten und Trugschlüsse, zugleich aber auch ein Bekenntnis der Gesinnungen, Sorgen und Hoffnungen des Erzählers für sein „auserwähltes Volk". Es folgten zwei Liebesromane, von denen der eine Die Frau, nach der man sich sehnt (1927) benannt ist. Darin wird erzählt, wie ein Mensch aus einem jahrelangen Taumel des Verzweifelns an der Liebe, des schmerzhaft empfundenen Unfähigseins zu jedem echten und starken Gefühl durch eine plötzliche, überwältigende Begegnung von der Liebe zu einer Frau beglückt wird. Eine Lebensminute lang ist er groß, heroisch und allmächtig vor Liebe, opfert und läßt sich opfern, ist unfehlbar, wahr und klar. Dann aber kommen wieder seine vielen Feinheiten in ihm hoch, durchsickern ihn ganz, ziehen ihn herunter und ersticken ihn schließlich. Kläglich und elend ist das Ende. Das Buch ist ein schwacher Nachzügler jener um ihrer sublim künstlerischen Kraft und tiefen Zeitspiegelung willen blendenden Romanwerke der Dekadenz, in denen kranke Leidenschaft alle Ordnung zerstört. Die Einleitung ist etwas umständlich und gezwungen, und daß dem Verfasser irgendein Fremdling nächtlicherweile gleich seine ganze Lebensgeschichte, eben den Roman, erzählt, ist ein schon abgenützter epischer Rahmen. Dieser Fremde, in Paris zum Straßenhändler herabgesunken, entpuppt sich als vormaliger österreichischer Offizier, der an der völligen Hingabe an eine große Liebe gescheitert ist. Die Frau, nach der er sich gesehnt und die er gefunden hat, mußte ihm verloren gehen und ihn zugrunde richten, nur weil beider Liebe zu übermächtig war. Im Hintergrunde seines jüngsten Romans Zauberreich der Liebe (1928) steht die Gestalt des verstorbenen Dichters Franz Kafka, der unter dem Decknamen Garta in dem Buche auftaucht, den Explosionen der Liebe, den Versuchungen des Hasses, selbstquälerischen Debatten über Ökonomie des Bösen befreiende Richtung gibt. Die Herzensgeschichte, die zwischen Luner Frowein und dem alten Prager spielt, ist ein aufrührerischer, bis an die Grenzen der Gefühle verzweigter Roman, der Unterirdisches und Eindeutiges anrührt.

Wie der Dramatiker hat auch der Lyriker Brod nichts Hervorragendes gegeben. Zwei schmale Bändchen „Das gelobte Land" (1918) und „Das Buch der Liebe" (1921) sammeln frühere und spätere Gedichte. Sein „Weg der Verliebten" (1907) ist eine neue ars amandi voll trunkener Lust an der Körperschönheit des Weibes und sein „Tagebuch in Versen" (1910) setzt die Genußfreudigkeit fort. Mit diesen kleinen, hingeplauderten, in der Form gelockerten Gedichten, die ganz intime Erlebnisse aus dem nächsten Alltagsleben zum Gegenstande hatten, schuf er Vorbilder für eine Dichtungsgattung, die etwa dann durch Werfels „Weltfreund" in die Menge drang.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Psycholog zwei Typen des Gelehrten Tycho Brahes und Keplers. Kepler ist der Liebling des Schicksals, das Genie, das seine Aufgabe mühelos erfüllt, stets in ruhigem Gleichgewicht in sich und in Harmonie mit Gott. Tycho Brahe dagegen ist das Genie der Leidenschaft, der Maßlosigkeit, bald in maßloser Hingabe, bald in ungestümem Willen sich aufreibend. Kepler kann und leistet alles, was ihm der Mühe wert ist; als Gelehrter ist er zufrieden, darzustellen, was da ist, und stellt gläubig der Gottheit das übrige anheim. Brahes Ungenügsamkeit will aber den Sinn dessen, was da ist, ergründen, will noch über diese Welt hinausschauen ins Absolute. Und dieser Stürmer und Versteher wird hingeleitet zu Gott von Kepler. Von Tycho Brahes Umgebung wird Kepler nicht verstanden, sogar verleumdet und verfolgt. Nur Tycho, der Keplers Bedeutung für die Zukunft seiner Wissenschaft erkannt hat, setzt sich über alles Leid hinweg, das ihm von Kepler kommt, für diesen Menschen ein, dessen Menschentum ihm unverständlich ist. Alles, seine Familie, seine peinlichst vor jedem fremden Auge gehüteten Ergebnisse seiner Lebensarbeit, all sein Errungenes gibt Tycho hin, Kepler die Wege zu ebnen. Aber gerade dieser Weg des Selbstverzichtes führt den Helden zur wahren Gotteserkenntnis. Aus dieser kommt dem Zweifler wieder Selbst- und Gottesvertrauen, entströmt eine zu jedem Opfer bereite Liebe. Was an Psychologischem in dem Buche sich findet, ist klar und überzeugend. Der Epiker Brod aber hat versagt; die große Dichtung, die aus den Elementen, Kepler, Tycho de Brahe, das Prag Rudolfs II. und eines Rabbi Löw hätte gebaut werden können, hat uns Brod nicht gegeben. Die Charaktere sind flach, ohne Fleisch und Blut, analysiert, nicht geschaut, das Milieu ist nebelhaft, nirgends mit zugreifender Hand erfaßt. Das Verhältnis der beiden Hauptpersonen ist ähnlich dem zwischen Paracelsus und Erasmus im Paracelsus-Roman Kolbenheyers. In gewisser Hinsicht kann man auch den verworrenen und phantastischen, stilistisch aber sauberen und manche gute Gedanken enthaltenden Roman Das große Wagnis (1919) einen Weltanschauungsroman nennen, wenn auch der Verfasser am Schlusse seines Werkes zu der resignierten Erkenntnis kommt: „Wir sind eben Menschen", Menschen, die den guten, aber ebenso den schlechten Weg betreten können, je nach Anlage und Charakter. Der Erzählende, ein jüdischer Musikgelehrter, wird in den großen Weltkrieg um das Jahr 2000 hineingewirbelt. Verwundet, kommt er als Rekonvaleszent in die Pflege seiner Geliebten, der Fabrikantenfrau Ruth, einer eifrigen Anhängerin Talmuds. Von hier flieht er zur nahen Republik „Liberia" hinüber und findet in diesem Staatswesen, das ein Doktor Askiona gegründet hat, Aufnahme. Auf kommunistischer Grundlage, ganz von Verstand und Interesse geschaffen, vegetiert diese etliche Hunderte Menschen zählende Gemeinschaft in Stollen und Unterständen. Die Zeichnung dieser Staatsutopie ist eine geschickte und wohlgelungene Projizierung der Gegenwart in die Zukunft hinein: Kampf zwischen Sozialismus und Bolschewismus, nicht gesetzlich regulierte, aber geduldete Weibergemeinschaft, rücksichtslose Machtpolitik sozialistischer Gewalthaber, gestützt auf ein Heer von Spionen, Polizisten und Prätorianern, Putsche und Verschwörungen ohne Ende und schließlich der Zusammenbruch in gegenseitigem Zerfleischen. Die Katastrophe, sagt Brod, mußte eintreten, weil nicht die Liebe Gründer und Bürger beseelte, sondern der Intellekt, der höchstens in wilder Sinnlichkeit sich entladen kann, und lüsterne Situationen finden sich in dem Roman genug. Der Geist muß sich den Körper bauen, wie im Einzelwesen, so auch im staatlichen Zusammenleben. Wo Geist und Liebe fehlen, wo nicht Herz und Hirn einträchtig zusammenwirken, dort gibt es keinen Weg zu Gott und auch keine dauernde Gemeinschaft, und darum ist auch der kommunistische Zukunftsstaat eine Utopie, ein Unding. Angeekelt flieht der Musiker zu Ruth, die ein Labyrinth erfunden hat, das sie „das große Wagnis" nennt und aus dem sich nur der in die Freiheit retten kann, der entschlossen eine Tür aufstößt, ein Symbol für den Menschen, der frei wird, wenn er den Mut hat, seine geraden Wege zu gehen. Mit Ruth will der Musiker wieder in die Welt zurück; die Flucht gelingt nicht. Zunächst findet Ruth den Tod, dann nach einiger Zeit wird er als Deserteur erschossen. Der Roman kann als Musterbeispiel der Ausdruckskunst gelten, die an erste Stelle den dichtenden Menschen und seine Empfindungen

Max Brod.
Phot. Schlosser & Wenisch, Prag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Werk Brods ergänzend, nennen wir noch seine Abhandlungen auf philosophisch-ästhetischem Gebiete: „Anschauung und Begriff. Grundsätze eines Systems der Begriffsbildung", ferner „Über die Schönheit häßlicher Bilder. Ein Vademekum für Romantiker unserer Tage". Dazu kommen das Hetärengespräch über die Liebe „Erlöserin" (1921) und Schriften, in denen sich Brod, ein eifriger Förderer der zionistischen Bestrebungen, mit dem Judentum beschäftigt. („Der Jude", „Unsere Literatur und die Gemeinschaft", „Deutsch-jüdischer Parnaß"). In seinem Bekenntnisbuch „Heidentum, Christentum, Judentum" (1921) stellt er nach einer sehr subjektiven Untersuchung des heidnischen, christlichen und jüdischen Wesens das Kulturjudentum der Gegenwart dem bewußten Judentum der Zukunft gegenüber und weist in anmaßender Weise einzig diesem die Mission und Fähigkeit, die Zukunft der Menschen zu retten und den wahren Kulturfortschritt herbeizuführen, zu. Doch sei das eigentliche Wesen des Juden noch nicht entdeckt.

Des Pragers und Freundes Brods, „Kafkas", wurde in anderem Zusammenhange gedacht. Ein dritter Prager, Paul Adler (geb. 1878), schrieb die epische Dichtung „Elohim", die durch geheimnisvolle Beziehungen zu althebräischer Mystik zum Teile unverständlich ist und nur ahnen läßt, daß an letzte Rätsel der Welt und Menschheit gerührt wird. Adlers „Zauberflöte" ist eine ganz von der Realität befreite Dichtung. Ein alltägliches Erlebnis eines jungen Menschen in Berlin wird widergespiegelt in den Bildern von Eva, Lilith und von Tamino und Pamina. In einer Sprache von musikalischem Reiz geschrieben, ist das kleine Werk eine der reinsten expressionistischen Dichtungen.

Abkehr von der Wirklichkeit zeigt auch Karl Einstein (geb. 1885 in Berlin) in seinem Roman „Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders" (1912), einem wirren Reigen einzelner Situationen des Gehirns, denen man einen Zusammenhang nur mit mühseliger Künstelei stellenweise aufzwingen kann. Auch in Franz Jungs (geb. 1888 in Schlesien) Romanen „Sophie oder der Kreuzweg der Demut" (1915), „Opferung" (1916), „Kameraden" (1917) findet man kaum einen Sinn, der durch das futuristische Chaos führte. In dem „Trottelbuch" (1912) bringt er eigenartige Prosaskizzen, die den Geschlechterkampf behandeln, und in „Saul" gibt er ein Mysterienspiel.

In kühner, mit Lyrik vermischter Sprache und in unerhörter Sexualität schrieb Curt Corrinth (geb. 1894 in Barmen) seine Romane („Auferstehung" 1918, „Potsdamer Platz", „Trieb", „Bordell", „Mo Marowa", „Mord"). Vorausgegangen waren Gedichte („Tambour auf Feldwacht", „Das große Gebet" 1918, Hymnen der Welterlösung). Auch mit Dramen ist er hervorgetreten („Der König von Trinador", „Die Leichenschändung, ein Spiel vom wollüstigen Tod", die Komödie „Familie", das Schauspiel „Sommer").

Wie der Kölner Kurt Moreck (geb. 1888) in einigen seiner Werke z. B. „Graf von Mylau", so sucht auch der Prager Journalist und Romanschriftsteller Ludwig Winder (geb. 1889 zu Schaffa in Mähren) dem Zeitstil des Expressionismus durch Gedrängtheit und Auflösung des Zuständlichen in Bewegung, wie z. B. in dem Wiener Presse-Roman „Die rasende Rotationsmaschine" (1919), nahezukommen.

Er macht uns in diesem Roman mit einem Journalisten bekannt, der, von unstillbarem Ehrgeiz und der Sucht nach Macht getrieben, sich zum Chefredakteur eines großen Blattes aufwirft, das aber bereits nach zwei Jahren sein Erscheinen einstellen muß. Nun sinkt er stufenweise herab und muß schließlich von einer Operndiva, die er einst verführt und verlassen hat, Geschenke annehmen. In einen wahren Sumpf führt Winders Roman Die jüdische Orgel (1922). Deutlich sieht man, welch tiefen Einfluß das Sexualleben auf die Entwicklung jüdischer Seelen ausübt. Trotz aller Verworfenheit, in die wir hier blicken, ergreift der Roman dank der Kunst des Verfassers, die elende und doch nach sittlicher Erhebung strebende, aber nur zu schwache Gestalt des „Helden" rührend zu gestalten. Eine Art Rasseroman ist Kasai (1920), worin der Verfasser einen Abessinier zeichnet, den ein Millionärssohn mit nach Europa gebracht hat, um die Wirkung des Reichtums auf ihn zu studieren. Er macht ihn zum Erben seines unermeßlichen Vermögens, auf das er selbst verzichtet, und der Abessinier entwickelt, wie jeder Ungebildete, dem plötzlich Reichtum in den Schoß gefallen, alle niedrigen Instinkte, Selbstsucht, Roheit und Genußsucht. In dem Roman Hugo (1924) erzählt Winder die Tragödie eines Knaben, der in seinen Entwicklungsjahren von der brutalen Wirklichkeit des Sexuallebens, die sich ihm auch gegen seinen Willen abstoßend offenbart, angeekelt wird und an seinem Leben verzweifelt. In starker Theatralik brachte Winder den historischen Stoff des Doktor Guillotin (1924), des Pariser Chirurgen und Erfinders der Hinrichtungsmaschine, die seinen Namen trägt, auf die Bühne. Drei Jahre hat er zu seiner Erfindung gebraucht, so daß er darüber seine Frau vernachlässigte. Diese brach ihm die Treue. Als er die Untreue entdeckt, übergibt er die Frau dem Gerichte, das sie zum Tode verurteilt. Aber in der Nacht ergreift ihn die Reue. Inzwischen wurde die Guillotine vom Liebhaber der Frau gestohlen. Doktor Guillotin gibt sich selbst als den Dieb an und verfällt dem Tode durch seine eigene Erfindung.

In Österreich sammelten sich die Anhänger der Ausdruckskunst um den Schriftsteller Karl Kraus (geb. 1874 zu Gitschin, lebt in Wien), der seit 1899 die durch ihren beißenden Witz gefürchtete Zeitschrift „Die Fackel" herausgibt, und widersagten mit ihm dem Krieg.

Zwar trennten sich die österreichischen Expressionisten bald von Kraus. Er selbst aber ging in seiner Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit" von bissiger, mimischer Satire, die das Leben bis ins kleinste getreu abzubilden vorgibt, bis zu Versen („Worte in Versen" 1919, „Ballade vom Papagei", „Weltgericht") und zu Vorgängen von expressionistischer Prägung. Die genannte „Tragödie in fünf Aufzügen mit Vorspiel und Epilog" wahrt die Ausdrucksform der Bühne, widerstrebt ihr aber durch ihren Umfang. Schärfer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als je und irgend ein anderer geißelt Kraus das Kleinliche, das er in Österreich auf dem Wege zum Weltkrieg und in diesem selber erblickte, durchaus im Gegensatze zu der Gruppe um Hermann Bahr, die das Emporführende allein sehen wollte. Mit Welt, Kunst und Zeitgeist setzt sich Kraus in den Einaktern „Traumtheater", „Traumstück" auseinander, in denen aber mehr der Monolog als die Handlung vorherrscht. Den Ton von Karl Kraus nahmen gern österreichische Erzähler, zum Teile gestützt auf ihre Erlebnisse im Kriege, und Rudolf Jeremias Kreutz (geb. 1876 zu Rosdalowitz in Böhmen) gewann mit seinem satirischen Roman „Die große Phrase" einen Welterfolg. Schon früher hatte Kreutz sein humoristisch-satirisches Büchlein „Aus dem Affenkasten der Welt" (1914) herausgegeben und ihm die satirischen Skizzen „Der vereitelte Weltuntergang" und den Roman „Die einsame Flamme" (1920) folgen lassen. Das nationale Leben der Vorkriegszeit in Österreich schildert Ernst Hladny (geb. 1880 in Sollenau, N.-Ö., gest. 1916) in den Romanen „Deutscher Glaube" und „Der heilige Judas" (1912).

Recht in eigentlichem Sinne der Sudermann unter der neuen Dichtergeneration ist Hans José Rehfisch (geb. 1891, lebt in Charlottenburg). Wie Sudermann ist ihm Dichterisches keineswegs fremd. Beide haben jenen Schuß Dichtertum, der Reißerisches durchsetzt; beide sind angreifbar und unerträglich, wenn sie Gefühl, das in der Empfindung noch echt sein mag, aber im Ausdruck verlogen ist, in Dramengebilde einschmuggeln, deren Technik zur Entstellung von Tatsachen ausreicht, zu deren ethischem Pathos es ihnen aber an dichterischem Gefühl gebricht. Rehfisch zeichnet die Gesellschaft der Nachkriegsjahre wie Sudermann die der Gründerzeit. Seine Stücke sind meist bühnensicher, aber mehr Schöpfungen eines Theatralikers und Literaten als eines Dichters.

Das Erstlingswerk des fruchtbaren Autors, Die goldenen Waffen (1913), ist der neuromantischen Bewegung verpflichtet. Es erinnert an Schmidtbonns „Zorn des Achilles" und hat den Kampf zwischen Ajax und Odysseus um die Waffen des Achilles zum Gegenstande. Rehfisch sieht Ajax' tragische Hybris darin, daß ein Talent sich vergeblich zum Genie reckt; aber dieses Motiv steht nicht an zentraler Stelle im dramatischen Organismus. Den sozialen Problemen zugewandten Autor lernen wir in dem Schauspiel Heimkehr (1918) kennen. Echtheit der Empfindung bricht in diesem Stücke durch wie selten in Rehfischs Werk. Vom Kriegserlebnis gewandelt, kehrt ein Offizier heim und findet sich in seiner Umwelt nicht mehr zurecht; er gerät in die Kreise der proletarischen Bewegung und vermag doch nicht von allen Bindungen seiner kapitalistischen Umgebung loszukommen. Ergriffensein von den Nöten der Zeit ist der Grundton des Dramas. Mißlingen eines Paradieses auf Erden, das sich eine Gemeinschaft von Menschen auf Erden errichtet hat, ist das Thema in dem seltsam verworrenen Drama Das Paradies (1919), das als erstes von des Autors Dramen zur Aufführung kam. Dagegen ist das mythische Drama Deukalion (1921) eine nicht gewöhnliche Gedankendichtung. Die alte Sage von dem Menschenpaare, das nach einer Sündflut übrig bleibt, wird von dem Verfasser dramatisch gestaltet. In der seelischen Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau verläuft die dramatische Kurve. Wie der Mann und wie die Frau auf das Ereignis einer Sintflut reagiert: dies zu formen, in dem Gegensatz der beiden Geschlechter zu formen, war des Dichters Absicht. Der Mann, vom Denken zerwühlt, schreit und betet nach der verlorenen Gemeinschaft, das Weib aber ist da, hat am Da-Sein Genüge. „Denken! Was gilt Denken denn in solcher Stunde!" und „Ich glaube, daß zu leben Gnade ist, trotz aller Mühsal, trotz Siechtum und Tod!" So stehen sich beide gegensätzlich und doch ergänzend gegenüber. Das Weib ist Siegerin; auch der Mann flüchtet aus dem Denken zum Glauben. Das Wunder des Schlusses, daß die erbetete Gemeinschaft plötzlich da ist, daß Menschen „gewachsen aus dem Mutterschoß der unvergänglichen, schuldlosen Erde" sind, schließt das in edler Sprache, oft mit lyrischer Beschwingtheit verfaßte Drama harmonisch ab. Nicht vom metaphysischen, sondern vom schauspielerischen Erlebnis her empfunden ist die Hauptgestalt in der Tragödie Der Chauffeur Martin (1920). Er hat schuldlos einen Menschen überfahren und wird vom Gerichte freigesprochen. Martin aber, dessen Herz für die Erniedrigten und Beleidigten schlägt, hadert mit Gott, daß er zuließ, daß er einen Menschen tötete, und wird zum Rebellen gegen die Ordnung der Welt. Diese Wandlung wirkt psychologisch nicht überzeugend.

Ein bürgerliches Familienlustspiel aus der Nachfolge von Benedix ist Die Erziehung durch Kolibri (1922). Ein reicher Erbonkel neckt seine moraldurchtränkte Familie, indem er ihr das Haus „Kolibri" vermacht; die Geldgier siegt über die Moral — und sieh: das Unternehmen ist kein öffentliches Haus, sondern ein gut gehender Modesalon und den Erbonkel fand man bei voller Gesundheit. Mit einer Variante erschien das Stück unter dem Titel Libelle (1924) und da ist es ein wirkliches Freudenhaus und der Erbonkel wirklich hinüber. Großen Erfolg erzielte die Tragikomödie Wer weint um Juckenack? (1924). Der Beamte Juckenack träumt von seinem Tod und erschauert bei dem Gedanken, daß kein Wesen um ihn weinen werde! Unter diesem Eindruck stellt er sein Leben um und lebt fortan unter dem Zeichen des Wohltuns. Er vergreift sich aber stets in der Wahl der Personen, denen er Gutes tut, und er muß ohne Tränen sterben, wenn er nicht das wenige Geld für den freundlichen Agenten der Versicherungsgesellschaft „Charon" übrig hat, dessen vortreffliches Institut nicht nur den Tod, sondern auch die Tränen für den Gestorbenen „liefert". Ein Dichter hätte aus dem schönen, legendenhaften Kern ein buntes Spiel aufblühen lassen, aber der Literat überspitzte den Gegensatz von Gut und Böse und machte aus Juckenack einen Monomanen der Güte und aus den Gegenspielern Schurken dieser unserer realen Welt. Statt bunter Dichtung entstand so ein Theaterstück in Schwarz-Weiß, dessen sich die Bühne freuen kann. Reizend ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch die Idee der Komödie Nickel und die 36 Gerechten (1925); schade, daß Rehfisch ohne Klischeefiguren nicht auskommt und Kolportagemomente häuft. Nach einer jüdischen Legende schützen ständig 36 Gerechte die Welt vor dem Untergang, weicht einer von ihnen vom rechten Wege ab, so stürzt die Welt zusammen. Der Gauner Kaspar Nickel, der „geborene Haderlump", redet sich ein, Nachfolger dieser Gerechten zu sein und will ein frommes Leben führen; er plagt sich mit der Gerechtigkeit ab, atmet aber befreit auf, als er hört, daß der Verstorbene, an dessen Stelle zu treten er sich begnadet fühlte, ein Lump gewesen ist. Das haltbarste von Rehfischs Theaterstücken ist die Komödie Duell am Lido (1925). Die Quintessenz des Stückes zwar, die Moral der männlichen Solidarität ist mehr Pointe als Idee, aber weltanschaulich unbeschwert, wird das Stück von Milieu, Witz und Spannung getragen. Es handelt von dem Wettstreite zweier Männer um ein junges Mädchen und schließt mit der Freundschaft beider, als sie diese für das Wertvollere erkennen. Die Berliner Tragikomödie Razzia (1926) wirft mit schillernden Farben Lichter auf Stätten und Gesellschaft Berlins, aber mit bedenklichen Mitteln reißerischer Art wird der Kampf der Armen gegen die Klassenjustiz geführt. Die Komödie Skandal in Amerika (1927) sollte eine politische Satire sein, ist aber gänzlich mißlungen. Unerquicklich ist das Schauspiel Der Frauenarzt (1927), ein arger Mißgriff in der Wahl des Stoffes, mag er auch noch so aktuell sein.

Die Groteskendichtung Scheerbarts und Meyrinks fand eine Fortsetzung durch Salomo Friedländer aus Gollanth in Posen (geb. 1871, Dn. Mynona-Anagramm von anonym). Von ihm finden sich Verse („Gedichte". „Schwarz-weiß-rot" im „Jüngsten Tag" (1916) in den Blättern der „Aktion" und im „Sturm"; ferner verfaßte er kleine Geschichten mit absonderlichen und frappierenden Aufschriften („Für Hunde und andere Menschen", „Hundert Bonbons", „Nur für Herrschaften, unfreudige Grotesken" 1922), die Gespenstergeschichte „Unterm Leichentuch, ein Nachtstück", ferner Romane („Die Bank der Spötter, ein Unroman", „Graue Magie, ein Berliner Roman" 1922), dazu noch eine Schrift über „Psychologie und Logik" (1907) und „Schöpferische Indifferenz" (1918), in der er die Wirklichkeit des Wunderbaren und die Möglichkeit der Magie nachzuweisen sucht, in deren Dienst seine erzählenden Schriften gestellt sind. Viele Grotesken und Schnurren verfaßte Hans Reimann (geb. 1889, lebt in Charlottenburg), von denen die satirische Verspottung des Leipziger Kleinbürgertums in „Tyll" (1919) und des bekannten Dinterschen Buches „Die Dinte wider das Blut", ferner „Mein Kabarettbuch" (1923), die Schnurrensammlung „Das verbotene Buch" und die giftig karikierende Anekdotensammlung „Dr. Geenig" genannt seien.

Zu den wenigen heiteren, sanften Büchern der neuen Stilart steuerte die Fürstin Mechthild Lichnowsky (Gräfin von und zu Arco-Zinneberg, geb. 1879 in Schönburg in Niederbayern) die Erzählung „Stimmer" (1917) bei. Sie ist von feiner, eindringlicher Zartheit und reizvoll durch den seit E. Th. A. Hoffmann wohl nicht derartig wiederholten Versuch, die Musik geradezu als Stilmittel zu benützen, bestimmte Klänge und Tonarten, ja bekannte Motive erklingen zu lassen und damit Stimmungen zu erwecken. Von den anderen Werken der Dichterin seien erwähnt das feine Reisebuch „Götter, Könige und Tiere in Ägypten", die psychologisch tiefe Erzählung „Geburt" (1921), die ganz von Musik getragenen Szenen „Ein Spiel vom Tod", neue Bilder für Marionetten, das Schauspiel „Der Kinderfreund" und der Gedichtband „Gott betet".

6. Der Dadaismus.

Als Reinhard Sorge 1910 seinen „Bettler" schrieb und Kasimir Edschmid 1913 seine Sammlung „Die sechs Mündungen" herausgab, ahnten diese beiden nicht, daß sie einmal die Befruchter des dichterischen Expressionismus genannt werden sollten. Diese zunächst unterminierende, das Gefüge der bisherigen Kunstauffassung lockernde Bewegung brach während des Krieges mit eruptiver Gewalt aus, ergriff eine ganze Generation Europas, überschüttete sie mit Manifesten und Programmen, gelangte in der Nachkriegszeit zum restlosen Durchbruch, ermattete und sank um 1920 ausgeglüht in sich zurück. Schon Edschmid klagte über die „schmerzlichen Abstürze" des Expressionismus und warnte vor Entartungserscheinungen. Eine solche ist der Dadaismus, dessen formalen Charakter wir schon in der Einleitung zur Ausdruckskunst andeuteten. Die Sprache wird durch maschinelle Handhabung aus der normalen Basis in die Sphäre des auf den ersten Blick grotesk Erscheinenden erhoben, um Distanz zu schaffen zwischen Dada und dem gewöhnlichen Erdenbürger. Revolution der Grammatik, des geordneten Blickfeldes von Linie und Wortfolge sollen einen Raum erzeugen, von dem aus sowohl Anhängerschaft wie Gegnerschaft leichter in die Erscheinung treten. Aller Sprachlogik und Psychologie zum Trotz wird alle innere Bindung zerstört, die Sätze erst zum Träger einer „Aussage" machen. Mit hohnlachender Freude werden alle bisherigen Mittel der Verständigung von Mensch zu Mensch vernichtet, herausgerissen aus den Zusammenhängen und mit der Kühnheit einer auf den Untergang zusteuernden Epoche wird eine neue Ausdrucksmöglichkeit fabriksmäßig hergestellt, über deren Zukunft keine Zweifel auftauchen können.

Was aber ist Dada und woher der Name? Im Jahre 1916 suchten in Zürich, wohin sie aus Kriegsverachtung oder Kriegsfurcht geflüchtet, fünf Literaten, die Deutschen Richard Huelsenbeck

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Hugo Ball, der französische Elsässer Hans Arp, die Rumänen Tristan Tzara und Marcel Janio in einer kleinen Kneipe, dem Kabarett Voltaire, nach einem Namen für eine Sängerin. In einem deutsch-französischen Wörterbuche stießen sie auf das Wort Dada, das übersetzt „Holzpferdchen" heißt: ein Wort, das seinen Findern Huelsenbeck und Ball durch seine Kürze, Komik und suggestive Kraft sofort geeignet erschien, das „Aushängeschild" abzugeben für alles, was sie im Kabarett Voltaire „an Kunst lancierten". So ward „Dada" zunächst die Bezeichnung einer auf Neues und Abstraktes ausgehenden Kunstbewegung mit antibürgerlicher Tendenz. Beeinflußt von Marinetti und Picasso, den Vertretern der futuristischen und kubistischen Malerei, suchte der Dadaismus bei seinen Veranstaltungen in den „Künstler"-Kaffeehäusern zuerst ausländischer, später auch deutscher Städte durch möglichst starke Lärmerzeugung (Bruitismus) und Gleichzeitigkeit der Vorträge und Vorlesungen z. B. von Gedichten (Simultaneität) Aufsehen zu erregen. Ein etwas gewaltsamer Hinweis auf die „Buntheit des Lebens" sollte es sein, wenn Marinetti „das Geräusch" (le bruit) in die Kunst einführte, wenn er „durch eine Sammlung von Schreibmaschinen, Kesselpauken, Kinderknarren und Topfdeckeln das Erwachen der Großstadt" markieren ließ. Geräusch ist Bewegung, Tat, Bruitismus ein Bekenntnis zum Leben. Ebenso die Lehre von der Gleichzeitigkeit verschiedener Geschehnisse.

Dafür brauchte Dada eine neue Form, die nichts von dem hat, was vorher galt. Es heißt: „Innerhalb der einzelnen Verse, die durch keine rhythmische oder gedankliche Synthese gebunden sind, bleiben die Worte ausführliche Gebilde für sich, kleine Welten, die ihr eigenes Leben und ihre eigenen Gesetze haben ... Zeitungsnotizen und Annoncen durchlaufen den Text und sind hier von demselben Wert wie die fremden Materialien in der Malerei, sie bedeuten ein direktes Zurückkehren zur Realität und versinnbilden den Bruit. Fern von jeder psychologischen Interpretation oder irgend einer Betrachtungsweise trachtet der Dadaismus danach, das „Ding an sich" hinzustellen und die Fülle der Erscheinungen zusammenzupressen in eine Wortfolge. Er erfindet daher die für ihn (scheinbar) adäquate Form des Gedichtes: „Das bruitistische Gedicht schildert eine Trambahn, wie sie ist, die Essenz der Trambahn mit dem Gähnen des Rentiers Schulze und dem Schrei der Bremse. Das simultanistische Gedicht lehrt den Sinn des Durcheinanderjagens aller Dinge. Während Herr Schulze liest, fährt der Balkanzug über die Brücke bei Nisch, ein Schwein jammert im Keller des Schlächters Nutte. Das statistische Gedicht macht die Worte zu Individuen, aus den vier Buchstaben Wald tritt der Wald mit seinen Baumkronen, Försterlivreen und Wildsauen, vielleicht tritt auch eine Person heraus, vielleicht Bellevue oder Bellavista." Nach der Erklärung seiner Erfinder hat Dada nicht das Geringste mit der Dichtung zu tun. So sagt der französische Dadaist und Maler Picabia: „Wir malen ohne die Absicht, wirkliche Dinge darzustellen, und wir schreiben ohne Rücksicht auf den Sinn der Worte." Da wäre es sinnlos, gegen die Sinnlosigkeit zu kämpfen, die sich selber aufhebt. Man brauchte gegen den Dadaismus nicht zu kämpfen, weil er die vollkommene Aufhebung der Logik fordert und eine Manifestation des Blödsinns ist, denn er kündet auch das Gegenteil. „Der Dadaist hat die Freiheit, sich jede Maske zu leihen. Er kann jede Kunstrichtung vertreten, da er zu keiner gehört." In Deutschland nahm der Dadaismus seit 1917 die Wendung zum radikalen, politischen Anarchismus und kulturellen Nihilismus. Philosophie, Ethik, Kultur, Kunst und Zivilisation, alles höhere geistige Leben wurde über Bord geworfen, es entspringt aus gähnender Langweile und schafft nur öde Langweile. Das Denken ist Wahnsinn, die Welt ist ein Tollhaus, es lebe das lärmvolle, in Materialismus aufgehende Diesseits. „Die Zeit ist dadareif, sie wird in Dada aufgehen und mit Dada verschwinden." Von dem blöden Narrenhaus Welt ist der Dadazirkus, in dem „gegen angemessene Preise alles, was Geist, Kultur und Innerlichkeit zusammenhängt, symbolisch abgeschlachtet wird", nur ein Abbild. Im Bilde des Blödsinns sollte er zeigen: so blödsinnig ist die Welt, ist jedes Handeln. Man glaubt, im Dadaismus einen harmlosen Scherz vor sich zu haben, und doch gewinnt man die Überzeugung, daß diese Leute ernst genommen sein wollen.

Von diesen hat der geschäftstüchtige Historiker des Dadaismus, Richard Huelsenbeck (geb. 1892 zu Frankenau, Hessen-Nassau, lebt in Berlin), im Auftrage des Zentralamtes der Deutschen Dadabewegung einen Almanach herausgegeben (1920), der für die Beurteilung der ganzen Bewegung von Wichtigkeit ist. Von demselben Verfasser stammen auch die Essays En avant Dada (1918) und „Deutschland muß untergehen" (1918), ferner „Dada singt" (1920), die Dichtung „Phantastische Gebete", die Novelle „Die Verwandlungen" (1918) und „Azteken oder die Knallbude". Neben Huelsenbeck, dem Wortführer der Bewegung, seien noch genannt: Der Novellist Walter Serner (geb. 1889 in Karlsbad), der Verfasser des Dada-Manifestes „Lockerung" (1920), in dem er bekannte: „Es würde mich freuen, zu hören, daß diese Seiten der letzte Mist sind, der geschrieben wurde." In Dramen („Debureau", „Japanische Oper", „Der Titan", „Die Börse" 1923) versuchte sich Melchior Vischer (geb. 1895 in Teplitz-Schönau), der auch Erzählungen („Der Hase") und den Dada-Roman „Sekunde durchs Hirn" (1920) verfaßte. Der Elsässer Hans Arp (geb. 1887 in Straßburg) schrieb „Die Wolkenpumpe" (1920) und den „Pyramidenrock" (1924) und gab dadaistische Flugblätter heraus (1918). Neue Wege suchte Kurt Schwitters aus Hannover (geb. 1887, Dn. Merz) dem Dadaismus durch seine Zeitschrift „Merz" (1924—1927) zu weisen. Er schrieb „Die Blume Anna" (1922) und das „Sturmbilderbuch" (1920).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach dem Weltkriege begann der Dadaismus, der doch nur durch Bluff und Reklame seine Welt aufgebaut hatte, abzuebben. „Dada sieht sein Ende voraus und lacht darüber, Dada hat das Recht, sich selbst aufzuheben und wird davon Gebrauch machen, wenn die Zeit gekommen ist." Doch ehe die Dadaisten noch dazukamen, als „Antidadaisten" aufzutreten, wurden sie von anderen Sensationen abgelöst.

7. Die Gegenwart.

Jede Kunstübung wurzelt in den Erscheinungsformen des Geistes und der Zeit, bedient sich aber der eigenen Idee, des eigenen Pathos, um Gefäß neuen Werdens, um neue Übung und Auffassung zu sein. Das gilt auch von der neuesten Kunstrichtung, für die man das Wort Neue Sachlichkeit geprägt hat. Wäre der vorausgegangene Expressionismus nicht so geworden, so würde auch der neue Kunstwille nicht so geworden sein. Immer werden Ideen der abgebrochenen Zeit teils restlos von der neuen übernommen, teils umgewandelt und umgeändert zum Aufbau benützt. Keine Kunstübung ist originell in ihrem ganzen Umfange, sondern originell nur in einzelnen ihrer Teile. Mit verheißungsvollen Worten hatte Edschmid als Programm des Expressionismus verkündet: „Seelische Kräfte sollen die Wirklichkeit überwinden. Mensch, Seele, Menschheit die erste Stelle in der Dichtung einnehmen, das Wichtigste, der Kern der Wirklichkeit, soll gesucht, ein Halt im Innern des Menschen aufgepflanzt und der Zeit gegeben werden, die nach Trost und Erhebung dürstet. Auf Liebe, Gott, Gerechtigkeit soll die Poesie gerichtet sein." Die Erfüllung dieses Programms aber gestaltete sich bei den meisten dieser Generation ganz anders. Doch trotz aller Verstiegenheit hat der Expressionismus dem neuesten Kunstwillen ein Erbe hinterlassen, mit dem er eine Bindung eingehen konnte. Charakteristisch am Expressionismus ist die einseitige Betonung des rein Geistigen. Dieser auffallende Zug an ihm wird erst offenbar, wenn man ihn aus den Umständen der damaligen Zeit herleitet: Der Weltkrieg und die nachfolgenden Jahre brachten den erschreckenden Zusammenbruch und die rasche Auflösung aller Realität. Das Erwachen in die Welt der Erscheinungen war grausam und bitter genug, um zum Gegenteil zu fliehen: zur Irrealität, zum reinen Geist, der nach der Meinung der Expressionisten keine Täuschung zuläßt, wie das Wirkliche. Seine Idealität beruht eben in einer merkwürdigen Blindheit und Taubheit der materiellen Welt gegenüber, in einer hartnäckigen Ablehnung jeder Realität überhaupt. Indem der Expressionismus die Wirklichkeit verleugnete, an der Welt vorüberging, indem er in seinem Menschheitsdusel über dem gemeinsten Ketzer noch einen hellen Schimmer von Heiligenschein beobachtete, den er in seiner Verzückung willkürlich heller und eindringlicher sah, als er in Wirklichkeit war, mußte er zu einer Übersteigerung der Irrealität gelangen, die an der Wirklichkeit zerbrach.

Die neue Sachlichkeit findet nun wieder ein Verhältnis zum Leben, zum Wirklichen. Nicht daß sie eine Flucht ins Gegenteil, eine restlose Hingabe an das Sachliche, an das Dingliche allein wäre, daß sie den reinen Geist ad absurdum führte: nein, man merkt ihr den Durchgang durch den Expressionismus an, Geist und Wirklichkeit, Geist und Leben bildet in der neuen Zeit eine glückliche, sinnerfüllte Einheit, die niemals getrennt oder willkürlich und ohne Schuld und Rache aufgelöst werden kann in eine Dualität, will man nicht in das Extrem fallen: wirklichkeitsferne Geisterfülltheit führte zu einem leeren Schematismus; geistfernes Leben zu einem profanen Schauspiel. So ist die neue Sachlichkeit keine reine Hinwendung an die Sache, an das wirklich Gegebene, an das normal Vorhandene, sondern sie beweist ihre teilweise Ableitung vom Expressionismus und ihren Durchgang durch ihn, eben dank ihrer ebenso wesentlichen Hingabe an den Geist und an die Form. Das wahre Verhältnis zwischen den Dingen um uns und in uns selbst beginnt sich wieder durchzusetzen und der wahre Mensch — nach Geist und Gefühl — bringt sich wieder zur Geltung. Wir und die Dinge sind nicht nur nebeneinander und miteinander, sondern auch füreinander da, und wir leben nicht nur auseinander und füreinander, sondern auch ineinander und gemeinsam zugleich in Gott. Übrigens hat schon vor dem Expressionismus eine Reihe von Dichtern der jüngsten Zeit im Sinne der „neuen Sachlichkeit" Werke geschaffen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir haben sie gewürdigt und auch anderer gedacht, die das Gute, das der Expressionismus förderte, sich zunutze gemacht haben. Andere dieses neuen Kunstwillens, die wir wegen ihrer Eigenart in keine der besprochenen Gruppen einreihen konnten, werden in diesem Abschnitte behandelt.

Lyrik.

In seinem tief schürfenden Aufsatze über Ilse von Stach vergleicht A. Bezin den Urgrund ihres poetischen Schaffens mit dem der Handel-Mazzetti und sagt: „Wie Enrica von Handel-Mazzetti immer wieder den Sieg der hingebenden Liebe über verhärtete Herzen oder unüberbrückbare Geistesklüfte schildert, gestaltet Ilse von Stach das sieghafte Ringen des Gottesgeistes um die Menschenseele, zeigt sie, wie Gott das Letzte des menschlichen Eigenlebens und Eigenwillens fordert und zu gewinnen weiß, wie er die Herzen von ihren persönlichen Bedingungen löst und läutert, damit sie, von allem Bedingten frei, eins werden mit ihm und eingehen können in ihn zur letzten Seligkeit. Und da jedesmal das Unbedingte zugleich Führer ist und Ziel, löst und läutert sich auch dichterisch am Ende der verwickeltste Einzelfall ins Allgemeine und Unbedingte." Und in der diesem Inhalt gemäßen Form der dramatisch gesteigerten Lyrik, des lyrisch gesteigerten Dramas und in der Epik hat sie auch nach der formalen Gestaltung hin Werke geschaffen, die sie den hervorragenden katholischen Dichterinnen der Gegenwart anreihen. Kaum aber ist eine so problematisch wie sie. Ilse Stach von Goltzheim wurde 1879 auf Haus Pröpsting bei Borten (Westfalen) als Tochter des Rittergutsbesitzers Baron Georg St. geboren. Schon in frühester Jugend war ihr ein religiöses Schauen und Verlangen eigen und ohne jede äußere Anregung begann für sie seit den Tagen des Konfirmationsunterrichtes jenes zwangvolle Suchen nach der Wahrheit, das sie während eines dreijährigen Aufenthaltes in Rom aus dem streng protestantischen Vaterhause zum Bekenntnisse der katholischen Weltanschauung führte. In Rom lernte sie auch ihren Gemahl Martin Wackernagel, jetzt Professor in Münster, kennen, der damals am königl. preußischen Institute beschäftigt war.

Schon als Mädchen beschäftigte sie sich mit poetischen, insbesondere dramatischen Arbeiten, so daß sie bereits mit 19 Jahren eine Sammlung ihrer ersten Gedichte herausgeben konnte. Das von Hans Pfitzners blühender Märchenmusik umsponnene Singspiellibretto Christelflein zeigt schon das oben angegebene Wesen ihres Schaffens: Das kleine Trautchen geht mit ihrer schlichten Christkindliebe zum Himmel ein, sein Bruder Frieder findet in „inbrünstigem, ewigem Gebet" aus ungläubiger Gottesferne wieder den Weg zum Himmel und dem Elflein selbst verhilft sein unruhvoll-frommes Sehnen zur unsterblichen Seele und zur Würde des Christelfleins. Die einaktige, technisch nicht einwandfreie dramatische Dichtung Der heilige Nepomuk (1913) erzielte einen warmen Achtungserfolg. Die Dichterin hat darin die Novelle Die Beichte (1906) in das dramatische Wort übersetzt. Dadurch wurde zwar die zerflatternde Breite der Novelle zu einer geschlossenen Stimmung und festen Handlung, aber die letzten Tiefen und Zartheiten der sorgsam stilisierten, psychologisch gestalteten Novelle dürften dem durchschnittlichen Theaterbesucher bei den derben Konturen der Bühne verborgen bleiben. Königin Offnei (Sophie Eufemia) ist an den wild leidenschaftlichen Triebmenschen Wenzel, den Böhmenkönig, ehelich gebunden; ihre engelreine Unschuld ist dem König ein Rätsel. Von Eifersucht erfüllt, fordert er ihren Beichtvater, den heiligen Nepomuk, auf, ihm zu sagen, was die Gemahlin gebeichtet habe. Dieser aber verletzt das Beichtgeheimnis nicht, worauf er auf Befehl des Wüstlings in die Moldau geworfen wird. Mit diesem Seelenproblem ist ein noch feineres verflochten. Die Königin war dem jungen Grafen Rosenberg ein Gespiel und dieser ihr ein treuer, unbefangener Kamerad. Allmählich aber werden sie sich ihrer Liebe bewußt und äußern dies dem König. Rosenberg wird getötet, die Königin aber geht, um unter Leitung des Erzbischofs zu büßen, in das Kloster Frauental. Von der Dichterin als „christliche Tragödie" bezeichnet, vielleicht besser ein Mysterium zu nennen ist das Drama Genesius (1918). Es ist Lope de Vega und Jean Rotrou, denen sie den Stoff verdankt, „als Gruß und Dank in die Unsterblichkeit" gewidmet und spielt in der Zeit des Entscheidungskampfes zwischen Heidentum und Christentum unter der Regierung Diokletians. Dem Zusammenprall dieser Gegensätze entquillt die Handlung des Stückes. Diokletian und Maximin verkörpern den einen, Gott selbst erscheint als der andere; der Titelheld Genesius wird aus unentschiedener Mittelstellung durch Gottes Gnadenoffenbarung auf Gottes Seite gerissen und zum Zeugen seiner Wahrheit und seines Sieges erhoben. Diokletian will die Hochzeit seiner Tochter Valeria mit seinem zum Cäsar ernannten Feldherrn Maximin durch ein mimisches Spiel feiern. Die Götter verlangen durch den Mund der etruskischen Seherin „süß-bitteres Christenblut". Genesius, der Dichter und Meister der Mimenschar, schlägt ein Spiel vom Tod Amors und der amormüden Welt, ein Spiel von Christenmarter vor. Um der ganzen künstlerischen Wahrheit zu genügen, hat er sich in die Geheimnisse der Christen einweihen lassen und probt seine Märtyrerrolle mit der lieblichen Marcella, die ihm als Engel in der Todesnot den Himmelstrost bringen soll. In dem Mimen aber wird während der Darstellung der Christengott lebendig und am Ende des Spieles vor dem Kaiser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bekennt er mit „Christennüchternheit" seinen neuen Glauben, seinen neuen Gott. Da muß der Kaiser ihn den Todesgöttern überantworten. Das Gericht über das „Mädchen und die übrigen Berauschten" verspart er auf den nächsten Tag. Ein unabläßiger Fluß von eindringlichstem, dramatischem Geschehen durchströmt das Mysterium und es wogen im zweiten Teil die mächtig dahinrauschenden Strophen zweier Halbchöre, Heidentum und Christentum, gegeneinander.

Die Offnei in „Nepomuk" hat eine Schwester in der Griseldis (1921). „Inbrünstig strebt der wahrhaft Liebende nach Ähnlichkeit mit dem Geliebten." Aber: „So wird auch der Geschlechter Liebe uralte Feindschaft der Geschlechter überwinden — wenn Von beiden jeder es ein Höheres Erachtet Mensch zu sein — ein Höheres, der ungespaltnen, selgen Gottheit Bild zu sein." Diese Überwindung scheint der Dichterin der Weg aus der Geschlechtlichkeit überhaupt: Mensch sein, der mit dem Menschen sich zur Ehe vereint. Der alte Vorwurf ist in diesem Drama aus der Sphäre des brutal Irdischen ins Übersinnliche gewendet und zeigt ein ganz anderes Gesicht. Nicht mehr Bewährung der Weibestreue, sondern nach wie vor sklavisch ertragenen Prüfungen Abkehr des Weibes vom Manne, Entbindung des Weibes vom Willen des Mannes, um so die „uralte Feindschaft der Geschlechter" zu überwinden daß beide nur mehr Mensch, „der ungespaltnen, sel'gen Gottheit Bild" seien. Abwerfen also des Jochs sinnlich-selbstischer Mannes-Liebe, die das Weib zu verlieren fürchtet, wenn das Kind zwischen beide tritt; beider freie Hingabe des sinnlichen Willens an Gott, daß in ihm beide frei seien von sich und ihrem Blute. Das Drama enthält eine Szene, wie man sie so zart, so stammelnd süß, wie man sie den bewußt und vom dichterischen Dämon geführten Händen der Stach kaum zutraut: das Gespräch der Griseldis mit ihrem Söhnchen. Wieder mit dem Problem der „geistgeschlagenen" Frau hat Ilse von Stach auch in dem Schauspiele Melusine (1922) gerungen. Im Mittelpunkte steht ein religiöses Genie, das mit den Grenzen und Schranken des Weibtums in tragischen Konflikt gerät. Margarete fühlt sich selbst und wird von anderen empfunden als Melusine. Wie die Märchengestalt der Wassernixe ob ihres fremden Elementes nicht zum Bunde mit dem irdischen Manne geschaffen ist, so scheint Margarete durch ihr mystisches Gottsuchen und Gottfinden, durch die übernatürliche Berufung, der Menschheit ihre Erleuchtungen zu verkünden, für die Ehe nicht zu taugen. Nur weil Adalbert gelobt, ihr „Geisttum" sollte gewahrt bleiben, hat sie ihm die Hand gereicht. Unverstanden von ihrem Manne, den gewöhnlichen Aufgaben der Haushaltung nicht gewachsen, in unsäglichem Schmerz über die Kinder, die sie geboren hat, schleppt sie in hymnisch-leidenschaftlichen Ergüssen ihr Leben hin, bis Gott ihr Blindheit sendet und so sie für immer aus den Alltäglichkeiten zur inneren Schau befreit. Melusine, die Wasserfrau, ist wieder in ihrem Element. Die Erblindung erscheint so als Vollendung ihrer Geistessendung: „Der du die Außenaugen schlossest, Gott, Die Innenaugen aber auftust, löse denn auch die Zunge zu dem Preisgesang, den du vermissest im Konzert der Schöpfung." Dann aber wieder erkennt Melusine in der Erblindung eine „Bußpeitsche" dafür, daß sie der rechten Frauenliebe ermangelte: „Ich hatte sie nicht, Mich lenkte sie nicht, Die hohe, die unbegriffene. Sie, die andere heiligt, Die Schwestern, die besseren, Alle Geist-Spaltung sanft berückenden Schwestern, Ich hatte die Liebe nicht." Nicht also in der Ehe überhaupt, die sich mit ihrer Geistsendung nicht verträgt, sondern in ihrem irdischer Hilfeleistung und Liebe abgewandten, weltfliehenden Geisttum sieht sie ihre Schuld. Wuchtige Klangströme durchpulsen die Dichtung und zeigen Stachs hohe lyrische Begabung, können aber den Mangel an dargestellter Tragik nicht ersetzen. Unausgeglichen stehen expressionistische und realistische Elemente nebeneinander. Mit Recht sieht Stang in seiner feinen Analyse der Dichtung in Melusine ein Bild der dramatischen Muse des Expressionismus, die ihren Drang zum Übersinnlich-Idealen nicht geklärt und noch weniger in die Formen dieser Weltwirklichkeit hat einströmen lassen. Denn wie Melusine schreit auch die vom Expressionismus kommende Dichtung Geist, Geist, durchseelt aber die Dinge der Sinnenwelt nicht, um dem Geist einen für uns sinnlich-geistige Menschen schönen Leib zu bauen. Als dialogisierte Seelenaussprache liest man die „Melusine" mit großem Genuß; aber man kann nicht schauen, sondern muß grübeln, erschließen; ist das aber Zweck der Bühne?

Ilse v. Stach

Der Protestant Siegfried von der Trenck, der geniale Dante-Neuformer, sieht in seinem Werke „Leuchter um die Sonne" im unerschütterlichen Glauben seiner vertrauenden Liebe, wie hinter dem Gegensatze südlicher, warmer Gemeinschaft und nordischer verhangener Einsamkeit, südlichem Form- und Ordnungs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sinn und nordischer Problematik eine Führung, die geheimnisvolle Fäden zieht, und schließt: „Einmal treffen wir uns inmitten. Dann geht das Licht auf — Dann werden wir schaun." Der Konvertitin Ilse von Stach ist es gegeben, diese Einheit in einer überwältigend großen Vision zu schauen in ihrem Weihespiel „Petrus, eine göttliche Komödie" (1924). Es mußte ein Versuch bleiben, in die paar Akte eines Mysterienspieles die Gesamterscheinung der Kirche bannen zu wollen. Es ist, wie Fr. Muckermann darlegt, aus den tiefsten Regungen unseres Zeitalters herausgewachsen. Gerade in dem Petrus-Paulus-Motiv, dem in der Dichtung wohl am stärksten entwickelten, zeigt sich dies am deutlichsten. Jeder Mensch trägt ja Petrus und Paulus schon in seiner Brust, das Gesetz und die Leidenschaft, die Ruhe und die Unruhe, jedem Volk ward beides gegeben in verschiedener Mischung in der Urne des Schicksals, die ganze Menschheit muß schließlich immerfort in ihren großen Kulturkreisen diesen letzten, innerlichst dem Leben eigentümlichen Gegensatz offenbaren, daß da nämlich ein Festes ist, ein Gesetz und ein Gelöstes, Wildes und ein ewiges Ringen zwischen dem Chaos und dem Kosmos. Der Kirche allein ward es gegeben, Petrus und Paulus im Bunde zu sehen, und dies ist schon göttlich. Paulus sagt zu Petrus: „Du nennst mich Paulus — eine Un-ruhe, heilig glühend zu Gott — so nenne ich dich Petrus — die große Ruhe — in die eingeht die Paulus-Sehnsucht aller Welt und Zeit. Petrus, mir ist, als würde es so sein bis zur Ankunft Christi: Wo eine Kirche sicher steht in Petrus". Petrus: „Da rüttelt Paulus an dem Fels — und langsam, langsam — mit dem ewigen Zeitmaß bricht eine Flamme auf und züngelt in ewiger Unrast: Gott — Gekreuzigter — enthülle mir dein Bild — du tief verborgener Gott" . . . Paulus: „Wo aber Flammen züngeln in fahlem Zauberschein und Völker rasen — da bricht ein Heimweh auf — ein Weltenheimweh: Petrus, sammle uns Schweifende — und binde uns . . . Wir lösten uns vom Urgrund!" Petrus: „So wird es sein bis zu der großen Ankunft. Und gesegnet und hochgebenedeit die Kirche — die Petrus und Paulus in ihrem Schoße trägt." Paulus: „Die Ruhe Gottes und die göttliche Un-ruhe" (235). Man mag an dem Drama Ilse von Stachs mit Recht manches als nicht geglückt bezeichnen, die Bühnenmöglichkeit bezweifeln, der Gewalt des Schauens wird sich niemand entziehen, bewundernswert ist, wie aus ihm die große Sehnsucht des deutschen Volkes nach seiner Mutter, die es einst verlassen, bricht und eben jene Weltensehnsucht, die wir heute über alle Weltteile hin weinen sehen, mag sie auch ihren Schmerz in den verschiedensten Formen bis zur wilden Raserei offenbaren. Der Hauptteil des Mysterienspieles endet auf dem Kalvaria der Apostelfürsten. Groß steigt über die Dichtung das Kreuz empor, das untrügliche Zeichen einer wahrhaft christlichen Kultur, die das Heil über alles stellt, die Religion über die Kultur, die Ethik über die Ästhetik. Wieder in die erste Zeit des Christentums versetzt uns das Festspiel Tharsicius (1921), in dem sie die durch Federers Novelle literaturfähig gewordene Legende von dem jugendlichen Helden dramatisierte. Ilse von Stach weiß ebenso dramatisch und spannend zu sein als weihevolle Stimmungen zu erwecken. Der Chor, als Rahmen der Handlung gedacht, ist in zwei widerstreitende Halbchöre geteilt, der Heiden und der Christen, die ihrer weltanschauungsmäßigen Anteilnahme an den Geschehnissen Ausdruck geben und das Festspiel eröffnen und schließen.

Nicht für das Drama ist Ilse Stach in ganz besonderer Weise begabt, sondern für die Lyrik; durch deren Vorwalten wie auch durch die Dialektik wird den Dramen zuweilen die Stoßkraft genommen. Inwieweit persönliches Erlebnis in ihre Dramen „Melusine" und „Genesius" hineinspielt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Unmittelbares persönliches Erlebnis aber bieten die beiden lyrischen Folgen Ilse von Stachs: die Missa poetica und das Requiem. Die Missa poetica (1912) ist ein Zyklus von Liedern, Betrachtungen und rhapsodischen Hymnen im freien Anschluß an den Text der heiligen Messe, die aber durchaus persönlich eingestellt sind. Vom Wort und Sinn der Liturgie geleitet, geht die Dichtung den Weg der gottersehnenden Einzelseele, aus der Sündenschuld und Sündenerkenntnis (Introitus, Kyrie eleison) zur Gotteskenntnis und Gotteshingabe (Evangelium, Kredo, Offertorium, Sursum corda, Präfation) durch die allerbarmende, allwirkende Gnade (Sanktus, Konsekration) zur seligen Vereinigung (Kommunion). Das Gottverlangen bis zur letzten Selbstentäußerung gibt den Grundton dieser Dichtung und jedes ihrer Gedichte. Sie spielen alle Register von Klangfarbe und Klangstärke: vom erschüttert rufenden Psalm, vom dithyrambisch jubelnden Hymnus zu stillgesammelter Betrachtung und zum letzten Ausklang im schlicht-innigen Liede. Noch geschlossener als die Missa ist das Requiem (1917). Die abgeschiedene Seele erscheint uns als klar umrissenes Sonderwesen, ihr Empfang und Geschick im Jenseits als festes Vorstellungsgut, das nicht als subjektive Empfindung, sondern als objektives Geschehen an uns vorüberzieht und damit aus dem Rein-Lyrischen ins Lyrisch-Dramatische hinübergeleitet. So formt sich von selber der größte Teil der Dichtung in Zwiegesänge. Die Sprache ist wunderbar biegsam, jeder Stimmung angepaßt, voll Grausen, Glut und Glanz. Sie zieht dahin in wuchtigen freien Rhythmen oder in langen Zeilen lastender Trochäen mit Reimen, fernher klingend wie Echo aus den Gründen der Ewigkeit. Aber schwer und dunkel mitunter ist dieser Verse Sinn und nur ernstes Nachdenken und tiefes Versenken vermag ihren Gehalt zu ergründen. Freudiges Glaubensbekenntnis strömt auch aus den formschönen und gedankentiefen Versen des Rosenkranz (1929), einer Folge dichterischer Meditationen über dessen Geheimnisse.

Eine Frucht der Kontroversstudien ihrer Konversionszeit ist Stachs Roman Die Sendlinge von Voghera (1910). Es war ein kühner Plan, das Parzivalproblem aus den Witterungen einer geisterzersetzenden und seelenaufrüttelnden Zeit zu holen und die Tage der Reformation und Gegenreformation nicht bloß in ihren fernen Ausstrahlungen — wie Handel-Mazzetti —, sondern in ihren eigentlichen Trägern zu gestalten. Wie jeder Dichter, der auf innere und äußere Wahrheit hält, mußte sie dabei Dinge berühren, die sowohl einem Katholiken wie einem Protestanten bitter zu sehen sind. So kam es, daß das Buch trotz der gerechten Verteilung von Licht und Schatten von hüben und drüben absprechende Beurteiler fand und als Tendenzwerk bezeichnet wurde. Nicht mit Recht; gewagt aber war es, mit dem Problem an die dunkelste aller Fragen zu rühren: Ist Gott auch der Urheber der Schuld im zweckvollen Getriebe seines Weltgetriebes?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn das Thema des Buches ist: Von Gott durch die tiefsten Tiefen der Schuld zu den letzten reinsten Himmelshöhen.

Balthasar Schanz, der deutsche Prior des Dominikanerkonvents von Voghera in Italien, läßt den als Waise deutscher Eltern mit besonderer Liebe von ihm im Kloster erzogenen, wortgewandten Bruder Benjamin nach Thüringen und Sachsen ziehen, daß er dort gegen Luther und Luthers Gefolgschaft von der katholischen Wahrheit Zeugnis gebe. In Wittenberg aber unterliegt er dem Einflusse Luthers, legt das Mönchsgewand ab, heiratet ein junges Mädchen und wird lutherischer Prädikant. Aber die Treue, die er seinem Gott nicht gehalten, bricht er auch seinem Weibe. Vergeblich war der Prior auf die Kunde von Benjamins Abfall über die Alpen geeilt, um ihn der Kirche wieder zu gewinnen. Erst in Pater Juan fand Benjamin seinen Treurezent. Er findet den Weg der Buße zu seinem Glauben und zur Kirche. Auch sein Weib wird in Rom wieder katholisch, wie sie in ihrer Kindheit gewesen; der Sohn der beiden aber, von der Mutter im Romhasse erzogen, fällt in Rom wegen seines wahnwitzigen Fanatismus der Inquisition zum Opfer. Dies der knappe Inhalt. Es war der Verfasserin Erstlingsroman und daher sind hie und da Spuren davon erkennbar. Unter anderem ist die Charaktergestaltung noch nicht ganz entwickelt. Am festesten auf den Füßen stehen die Mönche von Voghera selbst, besonders der Prior, der ein Mann von wahrhaft evangelischen Eigenschaften ist. Auch Bruder Benjamin ist eine lebenswahre Gestalt. Unzureichend motiviert ist Margarete, seine protestantische Frau. Dieses kühle und herbe norddeutsche Weib, dessen ganzes Wesen Nüchternheit elementarischer Art ist, endet im Roman als überschwengliche Katholikin. Hier ist, der Fabel zuliebe, ein Charakter verbogen. Benjamins Sohn, ein Milchbruder Jesses oder des Leutnants Herliberg, ist der starke, überzeugungswütige Held. Der Verfasserin starke Besonnenheit zeigt sich im Aufbau, in der Gruppierung der Personen und in der ruhigen, formstarken Sprache. Die Zeitstimmung ist vorzüglich festgehalten. Die geschichtlichen Persönlichkeiten Luther, Calvin, die Päpste, besonders Pius V., sind plastisch gezeichnet; überall merkt man, daß sich die Dichterin in das Gemüt und die Auffassung der Parteien mit liebevoller Künstlerschaft eingelebt hat, nur mit der unklaren, schwärmerischen und nicht selten falschen Mystik der katholischen Mönche können wir uns nicht befreunden.

Einen bedeutsamen Fortschritt in der Entwicklung der Dichterin zeigt der Roman Haus Elderfing (1915). Er ist aus innerstem Drange heraus geschaffen und dieses ist es auch, was das Buch zu einer besonderen und einsamen Leistung innerhalb des deutschen Schrifttums macht. Die Dichterin versucht in ihrem Buche das Eheproblem im christlichen Sinne zu lösen. Ein Arzt schreibt für sich und seine Kinder seine und seiner Frau Seelengeschichte nieder. Ein westfälisches Edelfräulein, das in einer großen Herzenseinsamkeit aufwächst, schenkt einem Landarzte ihre Liebe. Er erwidert sie mit seinem einfachen Gefühle und hält es für genügend, um darauf die Ehe aufzubauen. Sibylle aber hat wesentlich tiefere Ansprüche. Sie glaubt an die Möglichkeit des Ineinanderaufgehens, des Werdens eines einzigen vollkommenen Menschen aus zwei unzulänglichen Hälften. Und diese Sehnsucht nach dem Vollkommenen und ihre Liebe zum Manne sind so groß, daß die schwachen Kräfte ihres Körpers sich rasch verzehren. Da steht nun der gute Reinhold anfangs hilflos da und weiß nicht, was er mit dieser jungen, hartnäckig nach idealen Höhen strebenden Frau anfangen soll. Er kann auf die Dauer seine Unzufriedenheit nicht ertragen, ohne aus seiner trägen Alltagsstimmung aufgerüttelt zu werden. Katholisch erzogen, aber in den Universitätsjahren gleichgültig geworden, wird er durch Beruf und Familie oft an den verlorenen Frieden der Religion erinnert, bis er wieder ganz der Kirche gehört. Erleuchtet über sich wird er sich jetzt auch klar über seine Ehe. Und die Erleuchtung über die Ehe heißt so: Es kann nicht die Liebe des Menschen sein, es muß ein anderer Inhalt sein, der sich die Form der Ehe geschaffen und sich die Formel gefunden hat — wenn zwei eins geworden sind, so sind sie bis zum Tode eins geworden. Und dieser Inhalt ist die Liebe Gottes. Das Ziel und Wesen der Ehe also ist, in der Liebe Gottes leben. Sibyllen ist das wachsende innere Glück ihres Mannes nicht verborgen geblieben. Sie will versuchen, das kennen zu lernen, was ihn umgewandelt hat. Nicht Bücherweisheit hilft ihr, der bisher Ungläubigen, voran, sondern der Höhenflug ihrer Seele und ihr liebedurstiges Herz lassen sie Gottes so innerlich bewußt werden, daß sie nur noch für ihn leben will. Sie überwindet allen Widerstand ihrer protestantischen Familie und wird katholisch. Und als nun ihres Mannes ganze Seele sich ihr öffnet, da gibt ihr das Übermaß des Glückes den Tod. Das alles ist in die stille Schönheit und das tragische Schicksal eines westfälischen Wasserschlosses hineingetragen. Die Personen, die sonst noch im Roman auftreten, Vater, Bruder und Tante Sibyllens, die Mutter Reinholds, ein derber Wylich'scher Verwalter, sorgen für die Belebung, indessen das münsterländische Volk und ihr stilles, sprödes Land Hintergrund und Rahmen sind.

Dasselbe Problem wie im „Haus Elderfing" behandelt Ilse von Stach in dem Roman Weh dem, der keine Heimat hat, das früher den Titel „Non serviam" (Ich will nicht dienen) führte. Hier wie dort steht eine geistig gerichtete Frau im Mittelpunkt; hier wie dort ist der Ausgangspunkt entschiedenste Gottesleugnung, Abschluß die katholische Religiosität. Aber während Sibylle, der Sproß von Haus Elderfing, ohne sich durch ästhetische Anlagen hindern oder fördern zu lassen, aus ungeteilter Seele das Absolute, Vollendete liebt, ist Asta von Suchen eine Künstlernatur, in der allerdings das Geistige übermächtig ist. Die Suchen sind ein Adelsgeschlecht, das mitten im katholischen Westfalen der Reformation anheimgefallen war. Asta, das Rabenhaupt, und Heinz, der Engel von Suchen, denen Vaterhaus und Heimat verloren gegangen ist, suchen Berlin auf. Heinz mit heimlichem Bangen beim Gedanken an das Standeslose, Bodenlose, Asta in froher Erwartung der Zukunft, die sie nicht mehr in verzauberten Gärten verträumen muß, sondern selbst erschaffen, gestalten will. Sie ist Dichterin, und die Kunst ist ihr kein Zeitvertreib, sondern blutiger Lebensernst, dazu ist sie von der Leidenschaft beherrscht, idealistischen Gebilden nachzujagen. Früh schon hat sie mit der angestammten katholischen Religion gebrochen; in Berlin wird sie vollständige Atheistin. Der Anblick der Enterbten bestärkt sie in ihrer Gottesleugnung. Sie heiratet den Maler Ralf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hagen, studiert Biologie und Religionsgeschichte, denn alles will sie wissen und prüfen, was der menschliche Geist gedacht hat, alles kosten von Lust und Schmerz und dann ihre großen Werke schaffen. Über Ralf kommt die Enttäuschung. Die Unraft treibt Asta nach Paris, da besucht sie Museen, Anlagen, Kirchen, wird durch einen Gottesdienst einmal für einen Augenblick gerührt, flieht aber dann mit dem Rufe: „Mir das!“ Die Kluft zwischen ihr und Ralf wird immer größer, und als dieser erklärt, er wolle Kunst und Leben zu einem Gottesdienst machen, setzt sie feierlich das Non serviam entgegen. Sie trennt sich von Ralf, faßt eine stille Neigung zu dem genialen Künstler Robert Gräbner, der vergeblich Inspiration von seinem Weibe Ruth sucht. Furcht vor dem Schicksal, das sich zwischen ihr und dem Manne Ruths anbahnte, und äußere Not treiben sie dem Forschungsreisenden Edgar Walkert in die Arme. Aber auch diese neue Ehe erfüllt ihren Zweck nicht. Der Tod ihres vierjährigen Kindes Maja gibt ihr in ihrer maßlosen Trauer Anlaß, okkultistische Versammlungen zu besuchen. Sie fühlt Luzifer um ihre Seele lockend werben. Aber sie erklärt: „Was soll mir der Tausch? Ich will keinen Besitzer über mir. Auch Satanas will ich nicht dienen.“ Heinz führt die Schwester dem katholischen Maler Gabriel Schwaiger zu. Das Ebenmaß an Leib und Seele weckt Astas künstlerisches Wohlgefallen. Er gibt ihr ein kleines Madonnenbild, das ihre Augen manche Stunde an sich fesselt. Asta ist entschlossen, mit ihren Kindern zu fliehen vor Edgar und Gräbner, überhaupt vor dem Mann. Das ist ihr bitterer Vorwurf gegen Gott — wenn es einen gibt — : „Was legst du das brennende Dichterpfund in die Form einer Frau, und stellst sie in eine Welt von Männern, die die geistige Buhlschaft anspeien und ausstoßen, schlimmer als die natürliche Buhlschaft, an die sie wenigstens unbedingt glauben.“ Schwaiger entgegnet: „Eben weil sich zu Zeiten die geistig-göttliche Sendung und die dumpfe Natur gegenseitig Hohn sprechen, ist es schauerlich schön, an die Übermacht des Geistigen, an Gott und seine Allmacht zu glauben.“ Einen Augenblick empfindet da Asta die ungeheure Schwungkraft der Seele, die dem Glauben entströmt. Als Edgar, der von Eifersucht geplagt, sie schon ein paarmal mit dem Revolver bedroht hat, ihn wieder auf sie richtet, greift sie jählings danach: der Schuß entlädt sich und trifft sie in die Brust. In den Augenblicken zwischen Verwundung und Tod vollendet sich Astas religiöse Entwicklung. Sie sieht den Lebensweg, den Gott sie führen wollte, wenn sie sich ihm gebeugt und die Gnade, die oft an ihr Herz pochte, nicht zurückgestoßen hätte. Sie fühlt unsagbaren Schmerz und dieser wandelt sich in Reue. Mit den Worten „Mir geschehe nach deinem Worte“ haucht sie ihre Seele aus. „Durch das ganze Buch“, sagt Stang in seiner feinsinnigen Analyse des Romans, „geht ein intellektuell visionärer Zug. Das Übersinnliche führt eine strenge Herrschaft über den bunten Schein, der Geist erfüllt die Form mit herber Schönheit, die sich dem flüchtigen Leser nicht offenbaren will.“ „Es ist ein Gedanke von überraschender Neuheit und Tiefe, die alte Wahrheit vom ruhelosen Herzen, das nur in Gott ruhen kann, so zu konkretisieren, daß dies Herz ein Dichterherz ist, das nur in einem neuen Liede von Gott seine Ruhe ersingen kann.“

Aus Dramen wie Romanen Ilse von Stachs klärt sich das ewige, stets neue, flutende Problem der Frau heraus; der Frau in allen ihren Bindungen: — als Weib, als Mutter, als Künstlerin, als Frau religiösen Ringens. Und wieder ist es die Frau, die sie zu ihrem jüngsten Werke, Die Frauen von Korinth (1929), anregte. Es ist ein kühnes, gedankentiefes, von Leidenschaft erfülltes Buch, durch Anlage und Sprache ein bedeutendes Kunstwerk. Anders steht es mit dem Inhalte. Sie greift darin soziologische Tatsachen an, auf denen unsere europäische Gesellschaft bisher beruht hatte: die Vorherrschaft des Mannes vor der Frau und über sie. In den Dialogen des Buches greift die Verfasserin aus vielen Jahrhunderten einige Augenblicke heraus, in denen der „dunkle Kampf“ in den wechselseitigen Beziehungen der Geschlechter „seltsam deutlich“ in Erscheinung tritt. Es sprechen hier Cäsar und Kleopatra, Artemisia und Tacitus, die Frauen von Korinth, Galileo Galilei und seine Tochter Suor Maria Celeste, Sklavenhalter von Virginien, Johanna von Orleans und Papst Pius X. Es fällt auf, daß die Madonna nicht als Rednerin eingeführt wird. Auch gegen verschiedene Behauptungen der Frauen hat die Kritik Front gemacht. Die Verfasserin selbst redet von einem Rezensenten, der über das Buch sich dahin äußerte, daß wir da vor einem Aufbruch von Kräften in der Frau stehen, der uns erschrecken könnte. Denn es sei mehr als Dichtung, vielmehr der Ausdruck dessen, was in der heutigen Frauenwelt aus dunklen Tiefen sich mit Urgewalt emporringe. Anknüpfend daran schreibt Ilse von Stach: „Wenn diese Kräfte vom Schöpfer in uns gelegt werden, wenn sie sich endlich emporringen — warum sollen wir aber dann erschrecken vor dem, was jetzt geschieht? Ist es nicht vielmehr eine Morgenröte, die am Horizont heraufsteigt, eine kosmische und darum unabänderliche und darum ebenso notwendige und gottgewollte Angelegenheit — wie es die zeitweilige Bevorzugung des Vaterbegriffes offenbar gewesen ist? Oder wie könnten wir Frauen, wir Mütter uns sonst vor der Gerechtigkeit mit unserer jahrtausendalten Entrechtung abfinden?“ Ilse von Stach hofft eine Lösung im Geiste der Kirche zu finden und vor allem, „daß die Kirche uns eines Tages eine Lösung beschert, losgelöst von Stofflichkeit und apokryphen Begriffen vergangener Zeiten, eine Lösung aus dem Geiste und aus der Wahrheit.“ Ob dieser Tag wohl je kommen wird, oder ist die Lösung der Frage nicht schon durch die Lehre Christi erfolgt und hat nicht die Biologie selbst die Rollen verteilt, die doch anders sind für den Mann und für die Frau? Übrigens entbehrt die Beweisführung der Frauen des Buches der Geradlinigkeit und ihre Diplomatie ist doch gar zu durchsichtig.

Zu wenig gewürdigt wird Margarethe Windhorst (geb. 1884 in Haus Hesseln, Kreis Halle i. W.). Hang zur Einsamkeit bis zur Ungeselligkeit und deren Überwindung und eine gewisse Naturmystik, die ins Religiös-Symbolische aufsteigen möchte, sind die Grundzüge ihres Wesens und diese gestalten ihre Gedichte zu bekenntnishafter Gedankenlyrik. Deren Themen kehren in erzählender Umschreibung auch im epischen Schaffen der Dichterin wieder in der Kunde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rute Hammann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von dem großen Naturgeheimnis des Menschen, seiner Wandlungs- und Läuterungskraft, dem sittlichen Vermögen, aus der Dumpfheit der triebgebundenen Sinne hinanzuwachsen zur geistigen Durchdringung und Zügelung.

In diesem Geiste begleitet sie in dem Buche Die Seele des Jahres (1919) in Poesie und Prosa das ganze Jahr mit Meditationen, Aussprüchen und Erzählungen. In den zwölf Monaten des Jahres wird die Seele des Jahres lebendig und anschaulich. Doch ist es eigentlich nicht das Jahr, sondern das geistige Element, das in der Natur sichtbar wird. Das Menschenleben in seinem naturverbundenem Jubel, seinem Leid und seiner Freude zieht auch an uns vorüber. Die schöne Eindringlichkeit der Naturschilderung bezaubert uns auch in der kurzen Erzählung Die Verkündigung (1924). Auf dem Hintergrunde einer Blumenzüchterei vollzieht sich ein geistiges Geschehen: Frau Stöcker wandelt sich allmählich von einer selbstsüchtigen Frau zu einer opferfrohen, die gar nicht mehr an sich denkt. Eine mystische Naturdichtung in sieben Prosagesängen nennt die Dichterin das Büchlein Die Sonnenseherin. Die Natur und die Menschen lassen Heids Sehnsucht nur wachsen nach völliger Hingabe an Gott. Wie süßer Märchentraum weht es auch durch das seltsame Buch Wenn der Gärtner kommt (1922), obwohl der Inhalt über alles Märchenhafte hinauswächst. Der ungenannte Gärtner kann nur jener sein, der sich Maria Magdalena in dieser Gestalt einst genähert hat. In einer Bildersprache von oft geheimnisvoller Zartheit, Sinnigkeit und Innigkeit offenbart sich das Leben der Seele, das wie eine Blume des Gärtners bedarf, soll es nicht verwelken im Schatten seiner Not. Stark, mit einer ausgeprägten Eigenart kam das erste Erzählungsbuch M. Windhorsts. Die vier Novellen, die unter dem Titel Das Jahr auf dem Gottesmorgen (1920) vereinigt sind, geben schwere und ergreifende Darstellungen von Schuld und Sühne. Das Emporringen aus sündiger Liebe und Habsucht geschieht bei Windhorst durch bittere Leiden; sie schildert schreckliche Nächte, nach deren rasenden Stürmen der Gottesmorgen durchschimmert. Man merkt, daß eine einsame und herbe Persönlichkeit hinter diesen Schicksalen steht; ein tiefes Gefühl für Verantwortung und Pflicht ist in diesem Buch. Die Art der Windhorst entlädt sich in einem schweren und gründlichen Realismus, doch schwebt immer ein geheimnisvoller Unterton mit. So auch in der Erzählung Die Nacht der Erkenntnis (1925), in der uns westfälische Charaktere von großer Härte und Energie des Willens vorgeführt werden. Annaluise und Paul lieben einander. Um aber Paul ihre Macht zu zeigen, verläßt sie das Land und zieht in die Stadt. Als sie nun wiederkommt mit einer Liebe, die nur noch gewachsen ist, hat Paul sich verlobt „der Ehre wegen". Annaluise entbrennt in Haß und Rachgier. Sie muß ihn brechen. Sie verlobt sich mit dem Bruder Pauls, der der eigentliche Hoferbe ist und von fast idiotischem Charakter. Sie weiß, daß sie Paul, der mit dem Hofe fest verwachsen ist, rechtlich entfernen kann und ihn so vernichten wird. Es kam aber anders. Nicht ohne Annaluisens Schuld fällt der Idiot, da sie nicht sein Weib werden will, in der Hochzeitsnacht zu Boden und sein Geisteszustand verlangt dauernden Aufenthalt in einer Anstalt. Pauls Weib stirbt im Wochenbett. Der Weg zur Heirat ist frei, aber nun verzichten beide. Annaluise will büßen für ihre Schuld. Der Friede der Überwindung und Entsagung leuchtet auf ihren Stirnen. Aus der Bauernwelt führt der Roman Der Basilisk (1924) in die Welt des Adels. Basilisk, der Sohn des Schloßherrn Ute, ist ein Einsamer und mit unheimlich verzehrender Kraft des Blickes begabt. Mielein, die Tochter des Realmeisters, wird von diesem Blicke angezogen, ausgezehrt und in den Tod getrieben. Ihr Schicksal wirkt eher peinlich als erschütternd. Allen Gestalten des Romans fehlt die Eindringlichkeit unverfälschter, gesunder Natur. Selbst dem Spaßhaften, das die Dichterin ihnen gern geben möchte, haftet eine schwächliche Bläße an. Lieber greifen wir nach Windhorsts jüngster packender „Dichtung in Prosa" Höhenwind (1926).

Kunst ist die Sprache des tiefsten und innersten Lebens. Von seinem Glauben empfängt jeder den Schaffensdrang. So auch die katholische Dichterin Ruth Schaumann, die den für ihr ganzes Werk bezeichnenden Vers geschrieben hat: „Von unseres Glaubens heißen Kinderhänden bedrängt." „Ihre Kunst ist," wie R. Knies in seinem tiefschürfenden Essay über die Dichterin schreibt, „kindhaft gläubig, im Gläubigen christlich, kindhaft rein und fromm, reich und süß von einer adligen Fraulichkeit, hold und warm von durchgeistigtem Muttertum; und weil sie das ist, ist ihre letzte Absicht nicht laut und aufdringlich, sondern verborgen in einer Schönheit, die nicht eine für die Augen des sich selbst meinenden Leibes ist, sondern eine für die Augen der Seele, die hinter allem Gott suchen und ihn und seine Zeichen sehen und ihrer achten." R. Schaumann wurde 1899 in Hamburg als Tochter eines Offiziers, der später im Kriege fiel, geboren. München wurde nach anderen Zufallsheimaten ihre zweite Heimat. Hier hat sie Freunde gefunden, die ihre Kunst verstanden und förderten. Hier wurde sie in die katholische Kirche aufgenommen. Seit einigen Jahren ist sie mit dem als „Hochland"-Redakteur bekannten Friedrich Fuchs vermählt und auf verschiedenen Gebieten der Kunst tätig. Sie malt, dichtet und formt Plastiken und das alles mit gleicher Vollendung. Sie steht in inniger Gottverbundenheit inmitten der Lästerer und Skeptiker. Ihr sicherer Besitz gibt ihr jene innere Sicherheit, die ihre Worte unangreifbar macht und ihnen die Schönheit und Klarheit gibt. Diese Gewißheit aber macht sie nicht stolz und selbstgewiß. In Demut betet sie: „O Gott, laß mich nicht meinen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich wäre gut.“ Sie ist bibelgläubig, aber das heilige Buch ist ihr kein Anlaß zu geistreichen Neuschöpfungen, die den Sinn der Worte verkehren. Sie erlebt den Inhalt neu und, wie G. Schäfer bemerkt, den Malern des Mittelalters gleichend, „legt sie ihre Gesichte dar, die so ganz eigen sind und doch vertraut“. Liebevoll schaut sie die Natur, aber diese selbst gibt nicht Anlaß zu einem Gedichte. Alles bezieht sich auf Gott, den Leitstern ihrer Seele. Er ist der Hinter- und Urgrund dieser schönen geschöpflichen Welt, durch sie wird es der Künstlerin offenbar, wenn sie der Natur „in feierlicher Freude ihr Anschaun hinschenkt“, und er neigt sich zu ihr wie eine Abendlilie am Stiel.

Sie begann mit der Kathedrale (1920), einem schmalen Bändchen Gedichte. In einer Sprache, die sie gleichsam erst erfinden mußte, macht sie darin ihre inneren Gesichte sinnenfällig und sie sucht ihr inneres Verhältnis zum Schöpfer, zur Schöpfung und das geheimnisvolle Weben der Beziehung dieser Kreise zueinander und ineinander darzustellen. Oft gemahnt sie darin noch an die rätselhafte Musik des späteren Rilke, während in der nächsten Sammlung Knospengrund (1924) die Rilke-Nachfolge zu einem überraschend gesättigten Lied-Stil sich befreit. Der Titel sagt schon alles: scheuer, keuscher Knospengrund für Gottes Licht und Tau. Das tiefe Schweigen, das lauschende Hingeneigtsein, das vertrauende Sichdurchströmenlassen von Gottes Liebe, das ist Lebensreichtum und Lebenswachstum ohne Lärm und ohne Gewaltsamkeit. „Lächeln von deiner Güte Zu mir herniederfällt, Singen aus deiner Stille, Beten aus deinem Grund.“ In diese Sammlung hat sie mehrere Gedichte aus der ersten aufgenommen, insbesondere die Stücke aus dem Leben Mariens, die stärksten Schauungen der Dichterin. Die Motive des ersten Teiles des „Knospengrund“ sind der Bibel und Heiligengeschichte entnommen; die Stücke des zweiten Teiles, oft an Brentanos süße und schwermütige und an Novalis' tiefsinnige Gedichte gemahnend, wenden sich, zuweilen hymnenartig (Sabbatlied) unmittelbar an Gott, während die Gedichte der dritten Abteilung den Stoff aus dem irdischen Alltagsleben holen und auch das Du eines geliebten Menschen wird in den Kreis einbezogen. Doch nicht Leidenschaft im gewöhnlichen Sinne drückt sich hier aus, sondern überall eine vertiefte innerliche Neigung, die ganz nach dem Mittelpunkt des Daseins gerichtet ist und daher ihre mystische Reinheit und ihre Heiligung empfängt. Alle Empfindungen und Bilder schwingen in diesen Gedichten in der Bewegtheit eines gegenwärtigen Menschen, aber sie sind losgelöst von der Bindung eines Zeitstils. Hier hat sich die Dichterin von dem Expressionismus, der in der „Kathedrale“, freilich nicht als eine angenommene Mode, sondern als innere Entwicklungsnotwendigkeit merkbar ist, befreit. Die Bilder und Anschauungen strömen voller, gesättigter, reicher, die Versmaße schmiegen sich dem wechselnden seelischen Inhalt an, Melodien und Rhythmen auch älteren Typus sind nicht mehr vermieden, wiewohl immer aus innerer Erlebnisform neu gestaltet. In dem dritten lyrischen Buche, Das Passional (1926), geht die Dichterin dem Leidensweg des Heilandes nach, leidet ihn mit und läßt die Natur mitklagen. Hier galt es, nicht bloß den mystisch-religiösen Sinn auszuschöpfen, sondern auch den äußeren Verlauf in bewegten Bildern zu schildern, so daß der Zyklus oft einen lyrisch-epischen Charakter annimmt. Dieser höchste Gegenstand unseres Glaubens, der Dichtung und Kunst seit fast zwei Jahrtausenden in immer neuer Wandlung beschäftigt hat, steht hier rein und groß, wie zum erstenmal geschaut, vor uns. „Aus tiefster Ergriffenheit rauschen die Szenen der Opferhandlung hernieder, eine gleichmäßige, feierliche Helle umgibt sie, aus der sie wie aus verhülltem Grunde deutlich werden und in die sie wieder versinken, in einem gleichgestimmten Atmen der Melodie. In aller Passion ist um Christus erhabenste Stille und Milde ausgegossen, die auf alle anderen Gestalten und auf die Landschaft überströmen, auch dort, wo sie von dramatischem Geschehen durchschüttert sind. Um dieser Art des Schauens willen ist der Verzweiflungsschrei am Kreuze ganz in die Ferne gerückt, er wird nur als Reflex in der Hölle vernommen. Oder Christi Opfertod spiegelt sich in der Stadt Jerusalem, die wie in ungeheurer Öde von dem den Tempelvorhang spaltenden Schrei zerrissen wird.“ (L. Gorm.) Unter den 28 Gedichten des „Passionals“ finden sich Lieder, die an herbreifer Einfachheit und Stille mit den klassischen Kirchenliedern wetteifern können. Als Probe sei das letzte Lied mitgeteilt:

O edler Pelikan,
Was hast du dir getan,
Daß deiner Federn Schnee sich purpurn rötet,
Und unsrer Schnäbel Eis
Erblüht und wird so heiß?
Hast du dein klares Herz für uns getötet?

Dein rosenfarb'ner Flug,
Der dich zur Sonne trug,
Liegt über uns in weitem Bogen.
Des Himmels Tiefe klagt,
Des Morgens Röte zagt,
Er seufzt die ew'ge Bahn, die du geflogen.

Nun fliegst du nimmermehr,
Wir scharen um dich her
Und trinken unverzagt dein köstlich Leben.
Denn deiner Augen Licht
Hat uns die Zuversicht,
Hat uns den milden Mut zu dir gegeben.

Verweist „Das Passional“ auf die Quelle künstlerischer Welt- und Lebensanschauung Ruth Schaumanns, so zeigt der Gedichtband Der Rebenhag (1927) die Erfüllung, trägt er doch wie kein anderes ihrer Werke den Charakter der Totalität. Hier lebt ganz die tief religiöse Frau, der die Religion Sein und das Menschentum Werden in diesem Sein ist. Alles Irdische, das Größte und Kleinste nach unserem Ermessen hat nur Sinn in seiner Beziehung zum Ewigen und wird in jenem Lichte erschaut zu einer gewaltigen Einheit in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zabrunst

Und wo die Stadt versiegt und erste Wiesen fließen,
Ein schwacher Strom aus Grün, durchblitzt vom Löwenzahn,
Laß mich an deiner Hand im Hehn die Augen schließen,
Wie träumend ich als Kind an Gottes Hand getan.

Ich lausche deinem Schritt, darein der meine lächelt,
Geh nur, wohin du willst, ich folge als Vertraun,
Und atme schon den Duft, wie Wind aus dornen fächelt,
Wenn ihre Hecke blüht, gelagert übern Zaun.

Und nahend kommt der Ort, da ich die Blindheit ende.
Den Ort, ich weiß ihn wohl, die Amsel zeigt ihn an,
Sie singt so hoch und süß, bis ich die Lider wende,
Daß mich dein Angesicht, o Liebe, blenden kann.

Schaumann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Vielgestaltigkeit. Trotz der Ruhe, die über diesen Gedichten schwebt, entbehren sie der Buntheit nicht. „Altes und Neues Testament, Tatsache und Legende, der Heilige und der Narr, Mann und Weib, alle Lebensalter, Berufe und religiöse Erlebnisse, heilige Zeichen und Naturerscheinungen, Denken und Tun sind hier zu einer großen Gesamtkomposition zusammengefügt, die lebensnah und lebenswarm den Leser ergreift. Religiöses Welterlebnis wurde hier von einer Frau geboren, die ihrer Frucht von ihrem Leben mitteilte; nicht kalte ästhetische Formkraft hat da gewirkt." (M. Beermann.) Alles was die Dichterin heranzieht, erfährt die Deutung von oben her, im Hinblick auf das Ewige. Davon erfüllt, geschieht es zuweilen, daß die Formung und Wortwahl sorglos wird; aber das verschlägt nichts in Anbetracht der meisten nach Idee und Darstellung vollendeten Gedichte. Da finden sich neben der ihr so vertrauten Sonettform auch solche in freieren Versen und sogar volksliedartige Töne klingen an, wie z. B. „Die Linde".

Nun ist der Erde Schlafenszeit.
Licht, Laut und Werk versunken.
Die Linde steht so hoch und breit,
Rauscht Ewigkeit,
Von tausend Sternen trunken.

Laß uns bei dir im Grase sein,
Eins in des andern Armen,
Und wie die kleinen Vögelein
Im Schlafe schreien
Um unseres Herrn Erbarmen.

Da fällt ein Stern die Nacht entlang
Vom Süden in den Norden,
Da ist mein Herz voll süßem Klang
Und Lobgesang
Ob seinem Flug geworden.

Ward uns ein Zeichen doch geschenkt,
Uns inniglich zu freuen,
Daß Gott dich lenkt
Und mein gedenkt
Zur Stunde noch in Treuen.

Auf diesen Ton sind auch viele Lieder gestimmt, die R. Schaumann unter dem Titel „Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen" (1927) herausbrachte. In der Tat treten die letzteren in ihrer unbedingten Schlichtheit und Einfachheit, die mit wenigen Linien die Figuren streng und klar aus dem Weiß hervorheben, stark hervor. Ebenso wie die Bildhauerarbeiten R. Schaumanns geben sie den seelischen Gehalt eines Motives wieder und halten sich von allem Überflüssigen fern, gerade dadurch eindringlich wirksam. Aber auch die Lieder könnten für sich allein bestehen; auch sie sind kindlich schlicht und rein, aber von einem geheimnisvollen Tiefsinn. Die Kinder auf den Bildern der „Rose" horchen und schauen nach den Wundern dieser Welt und sie wundern sich nicht, daß die Welt voller Wunder ist: ihre Einfalt sieht hinter der Hülle das Geheimnis der Dinge.

Volkstümlich wie so manches Lied der „Rose" sind auch Bruder Gineprospiel (1917) und Die Glasbergkinder (1921); in der Sprache wie in der Gestaltung spüren wir das Nachwirken der volkstümlichen Weihnachtsspiele, doch geht die innere Formung von anderen Grundanschauungen aus. Im Gineprospiel wird der aus der Franziskuslegende bekannte Stoff „Von der vollkommenen Freude" in das Weihnachtsgeschehen gekleidet. So wird in plastischen Gestalten der erhabenste Sinn des Weihnachtsgeheimnisses, daß erst die freudige Bejahung des Schmerzes und Leides die wahre Freude des Christenmenschen ausmacht, an einem Beispiel dargetan. Leute aus allen Ständen sammeln sich vor der Krippe; im Vordergrund steht der hl. Franziskus mit seinen Brüdern, um auch Einlaß zu begehren; und nun vollzieht sich an dem voreiligen und ungestümen Bruder Ginepro, was der Heilige in der Legende dem Bruder Leo nur erzählt. Echte Märchenstimmung durchweht die symbolische Handlung des fünfaktigen Dramas „Die Glasbergkinder". Der Knabe Erwin wird vom bösen Geiste zur Kahnfahrt über den Strom an das Ufer von jenseits von Gut und Böse verlockt. Er erliegt der Versuchung und der Anreiz zum Bösen teilt sich den Kleinen und Erwachsenen, ja der ganzen Natur mit. An das Fenster des Glasbergsaales, in dem die verzauberten und verhärteten Kinder weilen, klopft ein Vögelein (das Gewissen). Darüber werden sie wach und weich und ziehen wieder heim. Auf einer Bahre wird Bene herangetragen, das einzige unter den Kindern, das den Einflüsterungen nicht erlegen ist und darum christlicher Ideen gemäß zur Erlösung der anderen bestimmt ist. Auch die Erwachsenen kommen zur Einsicht. Es ist eine feinsinnige Dichtung, in der, in die zeitlose Form des Märchens gerückt, ein Bild der Wirklichkeit um 1921 gekleidet ist. Die alte und die junge Generation verstehen sich nicht mehr, die Kinder lehnen sich auf gegen die Eltern. Mißtrauen, Habsucht, Geiz reißen ein. Eltern und Führer sind ungeneigten Herzens. Aber auch abgesehen von der Aktualität läßt die Dichtung auch eine allgemein gültige Erklärung zu. Die Seele des Menschen wandelt sich und wandert; sie verläßt das Paradies des Friedens, gerät in die Wildnis der Sünde, ersteigt den Glasberg eitler Hoffnungen und findet über den Pfad der Besinnung und Reue endlich doch zur Heimat, zur Stadt Gottes zurück. So erklärt Sprengler den tiefen Sinn dieses Spieles in Wandlungen. Wie die Romantiker und Expressionisten Prosa und Vers wechseln lassen, so auch R. Schaumann, aber ohne dadurch die innere Harmonie zu stören, denn wo ein Entschluß zur Tat reif ist, wählt sie die Sprache der Wirklichkeit, wo es aber um Stimmungen sich handelt, herrscht Vers und Reim.

Auch in ihren Prosaerzählungen, die seit 1925 ihr lyrisches Schaffen begleiten, sind die Dinge von einer religiösen Schau aus um ihres innersten Gehaltes willen dargestellt. Die Erzählungen „Oferus", „Ernte ohne Saat", „Fresko", „Pilatus", „Medaille" und andere erschienen in verschiedenen Zeitschriften und jüngst hat die Dichterin unter dem Titel Der blühende Stab (1929) eine Sammlung ihrer Erzählungen herausgebracht. Jetzt erst ist es möglich, in die Wesensart dieser Prosa tiefer einzudringen. In ihrem schmucklosen Stil gewinnen diese Geschichten eine Bedeutsamkeit, die den Leser anrührt, als bekäme plötzlich der Alltag einen ewigen Sinn. Die Lebenshaltung und das Tun des einzelnen vollziehen sich als Entscheidungen innerhalb eines letzten geahnten Zusammenhanges, der mehr umfaßt als das irdische Dasein. Hinter der glasklaren Durchsichtigkeit stehen starke, erfühlte Bilder seelischer Wirklichkeit, die nicht auf das Körperhafte und Farbige verzichtet, die sich ihrer aber zur Gestaltung eines Höheren bedient. Die Stücke

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die dritte Stunde", die chinesische Märchenerzählung „Von der kleinen Tür", die Geschichte von der „Kreatur" und „Medaille" zeigen, daß ihre Kunst auch einen Zug zur Größe hat.

Aufhorchen ließ in den letzten Jahren die geniale Freiin Gertrud von le Fort mit ihren gewaltigen Hymnen an die Kirche (1924). Sie ist Konvertitin. Nicht leicht hat sie sich in die neue Welt gefunden, sondern erst nach gewaltigem Ringen mit dem auf sich selbst gestellten Verstande. Dies bekennt sie in ihren von jeder süßlichen Sentimentalität freien, psalmenartig, in langen, dahinflutenden rhythmischen Reihen ihrer Lobgesänge auf die Macht, Schönheit und Unvergänglichkeit der Kirche, die „das einzige Zeichen des Ewigen über dieser Erde ist". Aus dem Erlebnis des furchtbaren Ringens heraus muß man diese Hymnen hören, um zu verstehen, wie sehr hier übermächtige Objektivität aus persönlichem Vertrauen aufleuchtet. „Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie in ein nackendes Schwert! Mitten durch meinen Verstand ging seine Schärfe, mitten durch die Leuchte meiner Erkenntnis! Du hast meine Ufer weggerissen und hast Gewalt angetan der Erde zu meinen Füßen! Meine Schritte treiben im Meer: alle meine Anker hast du gelichtet! Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen, sie hängen wie Wildnis im Abgrund." In die Fragen und Zweifel, unter deren Bedrückung sich die Suchende fühlt „wie ein Reis aus entwurzeltem Stamm", „wie eine Schwalbe, die im Herbst nicht heimfand", fällt der Hauch der Gnade und sie findet den „Heimweg zur Kirche". „Mutter, ich lege mein Haupt in deine Hände!" Der Grund dieser Hingabe ist das echte Vertrauen ins Geheimnis. „Aber es geht noch Kraft aus von deinen Dornen und aus deinen Abgründen tönt Gesang. Deine Schrecken liegen auf meinem Herzen wie Rosen, und deine Nächte sind wie starker Wein. Ja, wie in Gräbern von Schnee soll alle Furcht in mir schlafen. Ich will Staub werden vor dem Fels deiner Lehre und Asche vor der Flamme deines Gebots." Gerade aus diesem Vertrauen bricht die ganze große Schau, das „Haupt und Leib ein Christus", wie es heimlich wächst in allen Völkern und Religionen und sieghaft mitten in deren Sünde und Irrtum überwächst. Gertrud von le Fort singt hier den Hymnus des letzten entscheidenden Wesens von der Kirche, wie es in der Zugehörigkeit aller aufrichtig Suchenden zu ihr offenbar ist:

„Ich habe noch Blumen aus der Wildnis im Arme, ich habe noch Tau in meinen Haaren aus Tälern der Menschenfrühe.
Ich habe noch Gebete, denen die Flur lauscht, ich weiß noch, wie man die Gewitter fromm macht und das Wasser segnet.
Ich trage noch im Schoße die Geheimnisse der Wüste, ich trage noch auf meinem Haupt das edle Gespinst der Denker.
Denn ich bin Mutter aller Kinder dieser Erde: was schmähst du mich, Welt, daß ich groß sein darf wie mein himmlischer Vater?
Siehe, in mir knien Völker, die lange dahin sind, und aus meiner Seele leuchten nach dem Ew'gen viele Heiden!
Ich war heimlich in den Tempeln ihrer Götter, ich war dunkel in den Sprüchen aller ihrer Weisen.
Ich war auch der Türmer ihrer Sternsucher, ich war bei den einsamen Frauen, auf die der Geist fiel.
Ich war die Sehnsucht aller Zeiten, ich war das Licht aller Zeiten, ich bin die Fülle aller Zeiten.
Ich bin ihr großes Zusammen, ich bin ihr ewiges Einig.
Ich bin die Straße aller ihrer Straßen; auf mir ziehen die Jahrtausende zu Gott.

So läßt die Dichterin das mächtige Fluten ihrer Seele in weitausladendem Wellenschlag ausströmen, und was diese Wogen tragen, ist kein eitles Schaumgeplätscher abgegriffener Wörter, sondern das sind wahrhafte Frachten von stolzen, gewaltigen Bildern voll Anschaulichkeit, zieltreffender Sinnerfüllung; „diese Wogen schlagen mit elementarer Wucht an das Land unserer Seele, ihr Rauschen ist überwältigend, denn wir spüren das Brausen des Atems Gottes, der sie in den Worten der Dichterin antreibt" (R. Knies). Der Neudruck (1929) ist um einige Stücke vermehrt, unter denen in der „Litanei" dem göttlichen Herzen Jesu von der dichtenden Kunst ein Mal von einer Schönheit und Gewalt gesetzt ist, wie es der bildenden bisher nicht gelungen ist. Kurz vor Weihnachten 1929 erschien in Buchform der zuerst im „Hochland" veröffentlichte Roman Das Schweißtuch der Veronika.

Er spielt in dem modernen Rom; doch gibt dieses nicht den Hintergrund für private Schicksale ab; sein erhabenes und festliches Bild gibt sich vielmehr aus den Schicksalen der Dichtung, wie eine göttliche Antwort auf die menschlichen Konflikte. Von äußeren Geschehnissen ist nicht viel die Rede, alles ist in das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorspiel.

Die Mütter.

In ~~der großen niedrigen Kammer~~ ~~im ersten Stockwerk~~ ~~Schlaf~~ eines alten Familienhauses am Karmeliterplatz zu Mainz saß in der Nacht von 25. auf den 26. Juli des Jahres 1792 der preußische Premierleutnant der Infanterie, ~~[illegible]~~ Hans Adam von Elz, mit seiner ~~Mutter~~ Frau und seiner Mutter wachend am Bett seines schwerkranken Kindes. Hans Adam, ~~der~~ ~~[illegible]~~ der letzte eines verarmten Seitenzweiges des bekannten fränkischen Geschlechtes seines Namens, war von seinem verstorbenen Vater früh in preußische Dienste getan worden; seit zwei Jahren war er mit

Ina Seidel

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seelische verlegt. Da ist zunächst Veronika, diese empfindungsfähigste, aber doch beherzte Menschenknospe an der Schwelle von Kindheit und Reife, die den Roman in der Ichform erzählt. Am Karfreitag, als in St. Peter nach den herzzerreißenden Schmerzenslauten der verratenen göttlichen Liebe in den Klageliedern der Liturgie das Schweißtuch der Veronika dem Volke gezeigt wird, prägt sich auch der Veronika unauslöschlich das Antlitz des Erlösers ein, so daß sie bei ihrem Abschied von Rom den Trost mitnimmt, wohin sie auch ginge, nie würde es einen Ort geben, „den diese gewaltige Kirche nicht zu umfassen vermöchte". Und von ihrem letzten Besuch in St. Peter erzählt sie: „Dann beugte ich mich zu Boden und küßte ihn: Ich küßte nicht die Steine, sondern ich küßte das heilige Herz der Welt, ich küßte die Stätte, an der Himmel und Erde sich berühren, das Rom Jesu Christi, das unüberwindliche und wahrhaft ewige Rom". Veronika lebte an der Piazza Minerva zusammen mit ihrer Großmutter. In dieser, einer edlen Heidin von fürstlicher Klassizität, läßt die Dichterin noch einmal die Antike in ihrem edelsten Wollen erstehen und in ihrem christlichen Gegenspiel wird wieder sichtbar der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen christlichem Glauben, der die Vollendung des Menschen über all sein natürliches Vermögen hinaus in der ihm am Holz der Schmach von Gottes Sohn gegebenen Gnade weiß, und der Antike, die die natürliche „Schönheit und Gutheit", über die hinaus es keine menschliche Vollendung gibt, verehrt, auf deren Pantheon aber längst das Königsbanner des Kreuzes aufgerichtet ist. Neben den beiden Hauptgestalten steht die Tante Edelgart, die früh die Wahrheit des katholischen Glaubens erkannte, mit dem Übertritt aber lange zögerte, und als sie ihn dann vollzogen hat, sich nicht zur völligen Hingabe an den Heiland entschließen kann, ja mit dämonischem Hasse gegenübersteht, bis sie durch Veronika doch dazu bewogen wird. Von den übrigen Gestalten seien erwähnt die liebevolle Jeanette, die sanfte, aber auch kluge, das Bild einer demütigen Christin, ferner der junge Enzio, der Dichter, gezeichnet mit dem Zwiespalt, seinem höheren Künstlertum menschlich nicht gewachsen zu sein, und seine Mutter, die weltläufige und banale Frau Wolke. Inwieweit die eigene Konversion Gertrud von le Forts in dem Roman sich widerspiegelt, kann nicht festgestellt werden, wohl aber wird er ihren inneren Weg zur Kirche sinnbilden. Wir haben wenige Konversionsbücher, in denen so gar nicht propagandistisch und proselytenmacherisch die Schönheit und Wahrheit der katholischen Kirche von innen her gezeigt wird wie in diesem durch Echtheit in der Erfindung und Empfindung und durch feinfühlige Sprache voll Farbe und Melodie ausgezeichneten Buche. Wieder ist es ein herrliches Kunstwerk, das Gertrud von le Fort in jüngster Zeit mit dem Roman Der Papst im Ghetto (1930) vorlegte. Der Held ist jener Jude aus dem Ghetto, der nach und nach zu allen katholischen Würden aufstieg, um dann als Anaklet II. als Gegenpapst Innozenz' II. aufzutreten und die Kirche zu spalten. Wieder bewundern wir die künstlerische Gestaltungskraft der Dichterin, die herrlichen Schilderungen Roms und werden durch das Zeitkolorit bezaubert. Überall ragt das Buch in das Mystische. Gegenüber dessen Vorzügen treten einzelne Unvollkommenheiten wie z. B. die nicht ganz klare Linienführung des Ganzen und Übersteigerung des Religiösen, zurück.

Zu bedeutendem Ansehen ist bereits Ina Seidel aus Eberswalde (geb. 1885), die Gattin des Dichters Heinrich Wolfgang Seidel, gelangt. „Weltinnigkeit" hat sie ihr schönstes und reifstes Gedichtbuch überschrieben und diesen Titel könnte man über ihr ganzes bisheriges Schaffen setzen. Denn Innigkeit zur Welt, Hingabe an die Natur, die sie in all ihren Regungen und Wandlungen mit glühendem Herzen erfühlt und erlebt, weht als Grundstimmung durch jede ihrer Dichtungen. „Überallhin zuckt mein Herz und weiß seine Sehnsucht erklärlich." Dem Erdreich gleich, das mit allen Poren dem Frühling aufgetan ist, sind alle Bezirke ihres Gefühls dem Weben und Werden des Lebendigen erschlossen. „Hundertfältige Erde, wie süß kannst du reden!" Wolken und Sterne nennt sie ebenso ihre Geschwister wie Baum und Scholle, Welle und Wind. „Diese mystische Allverbundenheit," sagt P. Bauer in seinem warm gefühlten Essay über die Dichterin, „hat bei Ina Seidel etwas Frauliches. Nicht wie ein Liebender zur Geliebten kommt sie zur Landschaft, sondern wie die Tochter zur Mutter. Der Abglanz ihres weiblichen Wesens überstrahlt alles und gibt ihren Schöpfungen eine reizvolle Innigkeit, wie man sie bei wenigen ihrer dichtenden Schwestern findet." „Will mich erschließen, blühend wie ein Baum, Will schwer wie deine Scholle sein." Trotz dieses ganz im Diesseits wurzelnden Weltgefühls spürt man doch den Geist einer freilich nicht christlichen Religiosität. Ina Seidels Weg führt ins Herz der Dinge. Sie wuchs so mächtig, daß sie sich nicht mehr an kleine Dinge verlieren kann. Unruhe und Glut ward zur lebendigen Fülle gereift, zu beseelter Klarheit gemeistert; aber die wahlverwandte Hingabe an die selige, wilde Weite der schicksalgepeitschten Welt ist zu urtümlich und eines Wesens mit der ewig neu und einmalig wiedergeborenen Natur, um je zu literarischer Routine zu erstarren oder in dünnen Rinnsalen idyllischer Herdseligkeit zu versickern.

Verheißungsvoll trotz mancher Mängel waren schon ihre ersten Gedichte (1914). Während des Krieges ließ sie die Sammlung Neben der Trommel (1915) erscheinen, die nicht nur unmittelbar an das Volkslied anklingende Kriegslyrik, sondern auch durch das erschütternde Ereignis aufgeworfene Schicksals- und Ewigkeitsfragen enthält („Totenklage". „Den kommenden Helden"). Der Band reicht an die inner-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

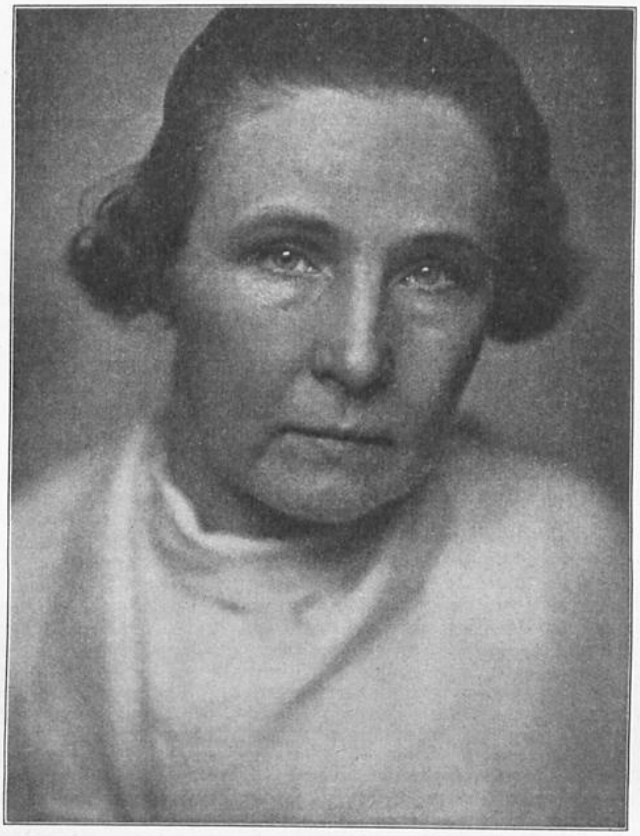
lichsten Kriegsdichtungen heran. Eine fast fiebernde Inbrunst sucht darin die Tragik des Kriegserlebnisses seelisch zu fassen und zu erklären. „Wir stehn, bereit, selbst blühend auszuschlagen." Und weiter: „Was kann so heilsam mir die Seele läutern, als wenn ich völlig mich zur Erde wende" („Erde"). Was hier erst keimt und reifen will, ist in dem Gedichtbande Weltinnigkeit (1918) schon Frucht und Erfüllung. „O Einklang aller Welt mit meinem Blut!" Und in diesen Einklang wird auch die Disharmonie des Krieges gebannt. Die Not der Zeit und der Menschen ist schlechthin zu dem Begriff „Mein Land" geworden. Jenseits vom Krieg, durch sein Erleben mitten hindurchgegangen, seelisch gemartert davon bis aufs Mark, baut sie dennoch in seinem Blut und gerade durch sein Blut die neue „Weltinnigkeit" auf: „Fühl' ich mich ins Ewige gerettet Über Zeit und Raum, weiß ich unauflöslich mich verkettet Zwischen Stern und Baum." Sie glaubt an Deutschland; denn „in mir ist das Herz des Vaterlandes". Und ein Herz so blütenvollen Standes kann nicht untergehen. Neben seiner Innerlichkeit zeugt für den Wert dieses schönen Buches eine köstliche Bildhaftigkeit, mit typisch lyrischer Plastik geformt. So z. B. das Bild vom alten zerklüfteten Berg, der „die Brust voll Wald hat", dessen Füße tief in der Flut stehen, und „durch seine Felsenzehen schwänzelt der Fische bunte Brut". Ihre „Neuen Gedichte" (1927) stellen eine ganze Welt dar, eine südlich weiche, eine zugleich sinnliche und übersinnliche, jedes Gedicht ist ein Traumbild und Wirklichkeit, tiefster Sinn und nichts als Gesang in einem. Diese Gedichte gehen in unser Leben über, mit dem Naturklang der Frau sagen sie uns unsere alten Weisheiten, aber sie sind wie in ihrer eigenen Himmelsglocke geschaffen.

Ihre Meisterschaft in der Handhabung einer rhythmisch bewegten Sprache zeigt Ina Seidel auch in ihren Prosawerken. Ihr Erstlingsroman, Das Haus zum Monde (1916), ist eine herrliche Dichtung auf die Mütterlichkeit. Der Hauptvorzug des Buches liegt in der Ursprünglichkeit und innig erlebten treuen Detailschilderung. Niederdeutsches Patrizierfamilienleben kurz vor dem Kriege, also behaglich sorgenfrei. Fein geartete, streng und liebevoll erzogene Kinder, wie sie mit ähnlicher Einfühlung, nur stilisierter, Thomas Mann in den „Buddenbrooks" und Friedrich Huch in seinen „Geschwistern" uns nahe brachten. Bei Ina Seidel sind sie ganz von Fleisch und Blut, mit einer Fülle kleiner, frischer Züge nach dem Leben des Alltags abkonterfeit, zudem von dem Standpunkte der besten aller Mütter aus beobachtet. Der Vater, der Stiefvater der beiden ältesten Jungen, ist als schwächlicher, sammelwütiger Sonderling das einzig störende Element in der Familie. Aber auch ihn begleitet die Gattin mit verstehender Güte auf seinem Irrgang, der ihn zum Selbstmord führt. Die Erzählung wird niemand aufrühren oder hinreißen, aber als sympathisches „Frauenbuch" wird es viele rühren und entzücken. Nicht glücklich war die Einführung einer willkürlichen Seelenwanderung. Da sagt die gebrechliche, dem Tode geweihte Elsabe; „Meine Mutter sollst du werden, Brigitte, . . . in eurem ersten Kind will ich wiedergeboren werden. Es wird ein Knabe sein und ihr sollt ihn Wolfgang nennen." Diese Brigitte ist eine von den wundervollen, mütterlichen, opferfreudigen Frauengestalten der Dichterin, auf die die Worte passen, die sie auf sich selbst geschrieben, zu „Leben erleidend — Quellend, sich wandelnd — Welkend, erblühend, nicht handelnd". Ein Künstlerroman ist die frühlingshaft duftende und blühende „Junigeschichte" Sterne der Heimat (1916). Sie spielt in der Gegenwart in der bayerischen Landschaft (München), aber alles, die Landschaft und Menschen haben eine erhöhte Wirklichkeit. Ein junger Mensch ist in die Welt gegangen, heimgekehrt, sucht zwischen Trotz und Gefühl den Rückweg, ein jüngerer Bruder steht neben, ein verehrter Meister über ihm, Männer, Künstler, Schriftsteller tauchen auf — aber alle bleiben im letzten Grunde unwirklich, d. h. unmännlich, wie denn überhaupt bei Ina Seidel die Männer den Frauengestalten gegenüber als schwächer, halt- und zielloser gezeichnet sind. So ist auch in diesem Roman eine Frau das rührende Zentrum im Hin und Her der anderen. Mathilde ist Künstlerin und darum trägt sie besonders schwer: die Seele drängt zum Werk, der Körper zum Leben. „Ein sich selbst getreues Herz", sagt der alte Meister, „ist der einzig sichere Stern." „. . . Doch wenn das Herz selber nicht einfach ist", fragte Mathilde. „Heißt du nicht Mathilde?" kam die Antwort. „Heißt das nicht die Starke? Stark sein heißt einfach sein. Schaffen können heißt leben aus der heiligen Einfalt der Erde . . ." „. . . aber wer tränkt mein Herz auf seinem langen Weg?" sagte Mathilde. „Wer speist die Brunnen?" fragte der Alte entgegen. Es gibt Stellen in diesem Buche, wo die Welt mit großen, strahlenden Augen in all ihrer Schönheit angeschaut ist und der Reichtum, der aus diesem Schauen wächst, zuletzt in Versen sich ausströmt; es sind die persönlichsten und eigensten. Das Bild der Welt und das innere Geschehen steht am reinsten da, wo es sich ruhevoll auswirken kann; wo die Handlung schärfer anzieht, äußeres Geschehen sich vordrängt, spürt man fast etwas wie ein Sichzurückziehen der Dichterin in sich selber. Schön ist das starke Heimatgefühl, das sich in diesem Buch darstellt — nicht im Sinne enger Beschränkung, sondern im Hindrängen auf ein Heimischwerden auf dieser ganzen Erde, ein Sicherwerden, in dem andere Sicherung und Heimat finden können. Es spricht sich am reinsten wieder in der Gestalt der Mathilde aus. Der große Knabe braucht das mütterliche Weib, bei dem er sich geborgen fühlt. Er sucht die Heimat.

So auch Georg Forster, dessen an tausendfachen Verwirrungen und Verknüpfungen überreiches Leben Ina Seidel in dem Roman Das Labyrinth (1922) darstellt. Dieser kulturhistorisch bedeutsame „Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert" setzt sich wie ein kostbares Gewebe aus einer Fülle kleiner Einzelbilder zusammen, die mit subtiler Erzählungskunst psychologisch und kulturhistorisch genau ausgearbeitet und zu einem köstlichen Teppich verwoben sind. Trotz aller (natürlich relativen) geschichtlichen Treue verrät der Roman nirgendwo historische Exzerpte, alle, selbst die unscheinbarsten Begebenheiten wachsen in den Organismus dieser die Tragik der Generationen (Vater-Sohn-Problem) und der Völker aufzeigenden Prosadichtung hinein. Mit feiner Symbolik hat die Verfasserin ihren Roman „Das Labyrinth" genannt. Das Labyrinth des Königs Minos, das sich wie ein Alpdruck auf des Knaben Forster Gemüt legt, wird — fast wie in dunkler Ahnung gefühlt — zum Symbol seines Lebens, aus dessen bedeutenden Wirrnissen und Zerrungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der große Gelehrte nie erlöst wurde. Therese Heyne sollte ihm „Ariadne" werden und ihn erlösen aus dem Labyrinth, „den Fährnissen der Reise, für die er trotz aller inneren Unrast nicht geschaffen war, von der Angst vor dem tagelangen Fahren auf schlechten Straßen, den Nachtherbergen vor Schmutz und Ungeziefer, vor Nässe und Kälte." Daß sie ihm diese Erfüllung nicht sein konnte, ist ihr und sein tragisches Geschick. Mit erstaunlicher Einfühlungskraft gestaltet die Dichterin diesmal nicht bloß das Frauenleben in seiner tiefsten Wesenhaftigkeit, sondern auch das des Mannes. In diesem Roman, dessen Stoff H. Koenig in dem Roman „Die Klubbisten in Mainz" (1875) und in „Forsters Leben in Haus und Welt" (1858) weitschweifig und dilettantisch behandelte, wird der Lebensgang Georg Forsters, des Sohnes des Weltreisenden und Naturforschers Johann Reinhold Forster, zur blutwarmen Gegenwart. Schon als Jungen von zwölf Jahren nimmt ihn sein Vater, Pfarrer und Geograph in einem und dazu ein Phantast und Abenteurer, mit auf die Entdeckungsreise längs der Wolga. Schon damals kann der Junge sechs Sprachen und ist gefüllt mit Gelehrsamkeit aller Art; schon damals ist er der Famulus des rastlosen Vaters, sein Gehilfe bei gelehrten Arbeiten und Übersetzungen. Wieder muß der junge Forster mit, als der Vater der Einladung, an der Cookschen Weltumseglung teilzunehmen, Folge leistete. Zwischen dem 16. und 20. Lebensjahr des Jüngeren sind die Forsters auf der Reise. Nach der Rückkehr hilft er dem Vater, die Abenteuer dieser Expedition zu beschreiben und sieht sich als europäische Berühmtheit bestaunt. Ein wirres Wanderleben führt ihn durch ganz Europa. Vorträge haltend, sucht er für sich und seinen Vater Amt und Brot. Und es gelingt: der Vater wird Professor in Halle, er selber Professor in Kassel. Alles schien auf eine ruhige Entwicklung hinzudeuten; aber tief im Innern entfalten sich nun die Keime einer überlasteten Jugendepoche. Ruhelos bleibt er; er kann nicht mehr Wurzel fassen. Er geht von Kassel nach Wilna, von da nach Mainz. Die Ehe mit Therese Heyne macht ihn nicht ruhiger; im Gegenteil: in ihr vollendet sich sein Schicksal. Überreizt, verzweifelnd an sich und seinem Stern, wird er vom Revolutionsfieber überfallen. Er wird nach der Vertreibung des Bischofs von Mainz Funktionär der französischen Republik und Abgeordneter von Mainz. Nach dem Falle der Stadt flieht er nach Paris und stirbt hier arm, einsam und verachtet einen unrühmlichen Tod. An innerer Überanstrengung und Unrast hat er sich verzehrt, an der Kleinlichkeit und Enge der heimischen Verhältnisse sich zerrieben, nachdem er einmal die Luft der weiten Welt geatmet hat. Die Milieuschilderung, die Psychologie und die Atmosphäre der Revolution sind realistisch gegeben, aber die lyrische Begabung der Dichterin vermag sich wieder nicht zu verbergen. Darum liegt auch wieder so viel Abglanz weiblicher Güte über dem Werk und darum kommt Forster kurz vor seinem Ende zur Erkenntnis: „Wenn wir Geopferten werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden ins Herz der Dinge und Gottes."



Ina Seidel.
Phot. Erna Lendvai-Dircksen, Charlottenburg.

Während Ina Seidel oft so abgeklärt schien, hat sie sich in der Novelle Die Fürstin reitet (1925) mit Wonne ins Chaotische gestürzt, in die Rätsel der Leidenschaften. Sie erzählt darin das bekannte Abenteuer des jungen, schönen „Mädchenknaben" (Fürstin Daschkowin), die, obgleich Frau und Mutter, sich in Unglück, Majestät und Liebreiz der jungen Großfürstin (nachmals Katharina II.) unrettbar verliebt hat und bereit ist, ritterlich ihr Leben für sie zu opfern; sie zu befreien aus den Ketten ihres idiotischen Gatten (Peters III.) und sie auf Rußlands Thron zu setzen. Selige Trunkenheit wogt in den Zeilen, die den nächtlich verwegenen Ritt der Fürstin nach Peterhof in rhythmisch stoßender Melodie begleiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Durch bewachte Türen dringt sie zur Großfürstin Katharina: „Zarin, Rußland ruft dich! Bist du bereit?" In der Ferne aber und ihr unbekannt stirbt ihr Kind. In einem ganz anderen Milieu spielt die Familiengeschichte Brömseshof (1927). Um die mütterliche Gewalt der Scholle ringt der heimgekehrte Sohn des Brömseshofes; er sucht zum Herzen derer, die ihn gebar, zurück, um durch sie mit dem heimischen Grund wieder zu verschmelzen. Denn der Krieg hat ihn wurzellos gemacht. Von dem Platz, den angestammtes Recht ihm zuzuweisen schien, haben andere ihn verdrängt. Er führt einen mehr schweigenden, als trotzigen Kampf gegen die habgierige Sophie und Johanne, die zweite der altjüngferlichen Schwestern, die während des Krieges in zäher Arbeit mit dem Boden verwachsen ist. So eng verwachsen, wie Konrad erkennt, daß er sein Besitzesrecht nicht freien Herzens geltend machen kann. Die Jahre draußen haben seine Energie gebrochen und ihn duldsam gemacht. Und als das Geheimnis, das seit seiner Rückkehr wie eine dunkle Wolke auf dem Gute lastet, sich lüftet, als er hört, daß er der uneheliche Sohn seiner Mutter und seines Onkels sei, da geht er stillschweigend mit seiner jungen Frau nach Mexiko zurück, wo er nach tollkühner Flucht aus russischer Gefangenschaft begonnen hatte, sich eine Heimat zu schaffen. Die Gewalt der heimischen Scholle hat den Wurzellosen entlassen. Die Stiefschwestern gehen einem freudlosen Dasein entgegen, denn ihren unmütterlichen Händen versagt sich das Glück. Auch der erblindete Bruder, der seine Heimat in sich gefunden hat, tritt aus heimischer Enge in neue Erdverbundenheit hinüber. Nur im Erinnerungsbild der Mutter bleibt die unverrückbare Wurzelhaftigkeit auch über dem Meer wirksam. Das der Erzählung zugrunde liegende Thema ist nicht neu, aber Ina Seidel hat es mit einer sehr geschickten psychologischen Berichterstattungskunst behandelt. Und insbesondere die unheimliche Atmosphäre des einander Umlauerns und Aufhorchens, bis endlich die gewitterschwüle Spannung unerträglich wird und nach Entladung schreit, scharf herausgearbeitet. Trotz noch anderer Vorzüge, wie Gestaltungskraft und Bildhaftigkeit der Sprache, entläßt uns der Roman doch unbefriedigt, da ihm das eigentliche dichterische Element fehlt, die frauliche Hingabe an den Stoff, die ihre früheren Romane anziehend macht. Dagegen ist das für Kinder geschriebene Buch Das wunderbare Geißleinbuch (1925) herzig und lieb. Es ist entzückend, wie Ina Seidel die allbekannten Märchen weiterspinnt und miteinander zu verknüpfen weiß, so daß das Heim der sieben Geißlein zum Mittelpunkt einer fröhlichen Wunderwelt wird.

Ein nicht gewöhnliches Thema behandelt die Dichterin in der Erzählung Renée und Rainer (1930). Im Mittelpunkte steht die merkwürdige Frau, die Muriel genannt wird. Sie, die „von einer Vollkommenheit in die andere geglitten ist", beherrscht und leitet ihre Umgebung mit unwiderstehlicher Gewalt. Etwas Magisches strömt von ihr aus. „Wen sie in ihre Kreise einbezieht, lebt in ihrem Kraftstrom, der ihn unversehens über sich selbst hinausträgt." Sie selbst aber empfindet ihre Macht dem geliebten Sohne gegenüber als Gefahr, als Hindernis für seine Entwicklung zum selbständigen Menschen. Seine Abhängigkeit von ihr erschreckt sie. Und sie hat beschlossen, ihn auf Jahre aus ihrer Nähe zu verbannen. Muriel selbst leidet unter der Trennung, die der junge Rainer immer von neuem abzukürzen sucht. Muriel hat nun in Renée das Mädchen gefunden, das sie sich für Rainers Vervollkommnung wünschte; und nimmt sie zu sich. Sie will Renée für den Sohn bewahren und durch deren warme, starke Art, die sie ganz mit ihrer eigenen zu durchtränken weiß, Rainer von seiner fast krankhaften Sehnsucht nach der Mutter erlösen. Alles Milieu ist in eine phantastische Sphäre gerückt, wir fühlen nur die geheimnisvolle Macht und sind von ihr dennoch nicht im Tiefsten unseres Seins erschüttert. Denn wie dem innigen Naturgefühl der Lyrik Ina Seidels, eignet auch ihrem Begriff der mütterlichen Urkraft etwas Heidnisches. Sie ist, bemerkt mit Recht Demmig, wie ein Abgrund, in den der Mann im unerklärlichen Abhängigkeitsgefühl willenlos trotz aller schönen männlichen Eigenschaften geschwächt und erniedrigt hineinstürzt. Sie läßt jede Spur des „Ewig-Weiblichen" vermissen, aus dem allein der Mann eine Bereicherung seines geistigen Seins schöpfen könnte. Höher stellen wir Ina Seidels jüngstes Buch, den zweibändigen Roman Das Wunschkind (1930). Sie malt hier ein Zeitbild mit vielen Figuren und Schicksalen aus der Zeit der Freiheitskriege. In seiner Mitte steht die Mutter in überirdischer Größe der Zärtlichkeit, der Hingebung und des unendlichen Leidens, das Sinnbild irdischer Mutterschaft überhaupt. Daneben finden sich plastisch gezeichnete Gestalten wie der alte Graf Waldbrunn, der geniale Wunderarzt Buzzini, der greise preußische General, und Hans Christof, Echter von Mespelbrunn. Dieser ist das Wunschkind; in der ersten Schlacht der Freiheitskriege bei Groß-Görschen fällt er. Die Mutter, deren Leben er war und die der heimliche Urgrund seines Lebens war, die Mutter bleibt. „Aber der Tag wird kommen — und er muß kommen — da die Tränen der Frauen stark genug sein werden, um gleich einer Flut das Feuer des Krieges für ewig zu löschen."

Eine geborene Katholikin ist Elisabeth Langgässer (geb. 1899 in Alzey, Rheinhessen, lebt in Darmstadt), die bisher nur den Gedichtband Der Wendekreis des Lammes (1924) herausbrachte. „Ein Hymnus der Erlösung" lautet der den Inhalt andeutende Untertitel.

Sie bietet die Geheimnisse unserer Erlösung, wie sie der Ablauf des Kirchenjahres vom Advent über Epiphanie, Ostern, Pfingsten bis Allerheiligen uns immer wieder bewußt werden und erleben läßt. Man kann dabei an Drostes „Geistliches Jahr" denken, aber zum Unterschiede von dieser sind der Langgässer, wie C. Schröder bemerkt, die Feste des Kirchenjahres nicht bloß Anlaß, ihr subjektives Empfinden zum Ausdruck zu bringen, sie veranschaulicht objektiv als Sprecherin der katholischen Gemeinschaft des Menschen Erlösungsbedürftigkeit und Gottes Erlösungstat; an die Droste freilich gemahnt die Kraft ihrer Phantasie und Sprache. Auch ein Vergleich mit Gertrud von le Forts Schaffen liegt nahe. Während das Pathos der letzteren gemäßigt wird von dem kühlen, ordnenden Hauche bewußter Verstandestätigkeit, der auch ihrer Bildhaftigkeit bei aller Leidenschaft des Empfindens die ruhige Weihe gibt, wird, wie Knies bemerkt, das Pathos der Langgässer getrieben von einer ekstatischen Inbrunst des Gefühls, in die der Intellekt hineingerissen wird. Daher hat der Sprachstil etwas Überbrausendes und Kraftübersteigendes. Der dithyrambische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwung, der durch diese Überfülle andrängender, innerer, in einen Rausch von Farben sich auflösender Bilder zuweilen den Eindruck der Formlosigkeit erweckt, wird gebändigt durch eine bewundernswerte formale Zucht; denn alle diese Klänge, Farben, Bilder fügen sich einer dem jeweiligen Zustand entsprechenden, rhythmisch betonten, metrisch abgewogenen, bildkräftigen, klangvollen Wort-, Vers- und Strophenfolge. Unverkennbar ist, wie Knies in seiner feinsinnigen Studie bemerkt, der Geist der hymnisch-poetischen Musik der Dichterin kosmisch. In ihr lebt, sie vollauf beherrschend, die Intuition der Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit nicht bloß des Menschengeschlechtes, sondern des ganzen gewaltigen Kosmos, dessen Anteilnahme an den Früchten der Erlösungstat Christi und der dadurch ermöglichten einstigen Verklärung. „Heiland, Heiland! Mit dir reckt sich aus dem Jordan alles Fleisch, Und was zittert, schluchzt und tastet, Baut dir strömend Leib und Reich." Daß die hochbegabte Dichterin infolge des Aufrauschens ihres Innern zuweilen in Schwarmgeisterei verfällt, soll nicht geleugnet werden.

Unter den Lyrikern der jüngsten Zeit ragt der Schwabe Konrad Weiß (geb. 1880 in Rauenbretzingen, Württemberg, lebt in München) ganz besonders hervor. Als Geistesverwandte kann man Oberkofler und Thrasolt ihm an die Seite stellen; nur ist er noch eigenwilliger, spröder und verschlossener. Er scheint, wie K. Schröder bemerkt, wenigstens in seinen ersten Dichtungen im katholischen Glauben nicht das Beglückende, Erlösende, das die Natur in der Übernatur Bindende zu sehen, sondern allein seine lastende Wucht und seine unabänderlichen, für die schwache, gebrochene Menschennatur so harten Forderungen zur Tat. Ihm wird daher das gefühlsmäßige Erleben, volle Erfassen der Offenbarungsreligion zu einem Erleben voll mühseliger Qual, zu einem Erleiden, zu einer starken Seelenerschütterung, die ungestüm zur Beruhigung im Ausdruck drängt. Den für seine Gesichte und Gefühle passenden zu finden, die „Not des Sagens" zu überwinden, ist sein unablässiges Bemühen. Immer kehrt in seinen Schriften das Motiv wieder, daß das „Bild" der Welt zum „Wort" und durch dieses zur Gestalt werden muß. Er ist mißtrauisch gegenüber dem überlieferten Wort und seiner Bedeutung und sucht dessen Urbedeutung zu ergründen. Über das Gelingen schreibt Hefele: „Was Stefan George wollte, ist hier in romantischer Gestaltung reiner und kraftvoller erzielt: die Wiedererweckung des Wortes zu eigenem, erdschwerem Gewicht. Hier ist die Sprache auf Urlaute zurückgeführt." In diesem ernsten und ehrlichen Bemühen um einen zeitechten Ausdruck setzt sich Weiß über die üblichen Wortverbindungen und das gebräuchliche Satzgefüge hinweg und wird dadurch oft undeutlich und unverständlich. Die zahlreichen Bilder, die Symbole und die wieder zu Symbolen werdenden Abstrakten machen den Sinn oft noch dunkler und nehmen vielen seiner Schriften ihre Wirkung auf weitere Kreise. Und das ist bedauerlich, denn seine Lyrikbücher gehören zu den formstärksten unserer Zeit; es beseelt sie eine Kraft des Rhythmus, dessen natürlichen Fluß Meisterhand gefaßt hat, und es klingt in ihnen eine Musik des Wortes, die allein schon eine starke Gemütswallung aufzwingt. „So etwa," sagt Hefele, „müssen in den Ohren ihrer Zeitgenossen manche Verse Novalis' oder auch Hölderlins geklungen haben." Den Grundton seines ganzen Denkens und Dichtens hat Weiß in seinen Aufsätzen, in denen er die schwierigen Probleme des Verhältnisses der Kunst zur Religion behandelt und die er in dem Bande Zum geschichtlichen Gethsemane (1919) vereinigt hat, mit den Worten ausgesprochen: „Unsere Kraft wurzelt in unserem Leidvertrauen", d. h. im Eingehen auf die Passion Christi. Und in der Untersuchung über Das gegenwärtige Problem der Gotik (1924) fordert er die Rückkehr zur deutschen Mystik, wie sie die früheren Romantiker Novalis und Brentano und andere pflegten. Daher zeugen auch seine Dichtungen von dem Aufwachsen eines ganz neuen Formwillens. Die allegorisch-mystische Beziehungsfülle aus dem geistlichen Zeitalter mittelalterlich-deutscher Dichtung scheint wieder erreicht. Die Mutter, die das Leid des Sohnes am Kreuze überdauert, ist die Menschheit, die auch nach Christi Opfertod zu leiden hat, Tod, Sünde, Endlichkeit. Der Schächer, der Christi Leiden mitleidet, ist der Mensch von heute, überall. Die „Teilung im Kern" bedeutet den Geist, der „Schöpfung erfuhr", der als solcher zwischen Tier und Engel steht, den zwiespältigen Menschengeist. Die spekulative Lyrik, die Weiß uns schenkt, hat aber in ihrer Schwere und Tiefe nicht bloß persönliche, sondern auch allgemeine Bedeutung. Sie zeigt das tiefernste Problem unserer Zeit: das Ringen der modernen Seele um Gott. Nun ist freilich Gott mit jedem, der guten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Willens ist, aber er kann sich nur durch das Leiden dem verständlich machen, der aus der Einsamkeit der Ichbestimmtheit zu ihm kommt, und so ist diese Lyrik eine Lyrik des Schmerzes.

Es geht nicht an, hier eine Analyse der Werke zu geben; wir verweisen auf die tief in des Dichters Werke eindringenden Aufsätze von J. Mumbauer und K. Debus, von denen jener alle Dichtungen, dieser nur die beiden ersten Gedichtbände bespricht. Auszüge aus beiden Essays lasse ich folgen. Tantum die verbo ist der Erstlingsband überschrieben. In seinen Mittelpunkt ist das Problem der Menschwerdung gerückt: „Aus der Tiefe" ruft der Dichter: „Grab ist jede Geburt: — Wer sich gürtet seinen Gurt, — muß die eigene Seele morden — warum bin ich Mensch geworden?" Das Rätsel der Reifung, des Werdens wird in schmerzlicher Weise erlebt. Jedes Erlebnis, das Gott sendet, ist ein Anstoß zur Befreiung vom Staube körperlich-sinnlichen Daseins. Der Dichter zieht sich in jäher Weltangst zur Weise vormenschlichen Lebens in mythischer Freiheit zurück. Er hat den Glauben an die Natur; gegen das Streben nach dem Einswerden mit ihr erhebt sich aber immer wieder die Vernunft, der Geist. Gott soll als Geist erfaßt werden; aber der Wille fühlt ihn so hoch über sich, daß er sich dumpf unterwirft. In diesem Gefühle der Vereinsamung und Leere ringt er um den tieferen religiösen Sinn von Legende und Heilslehre, sucht sie aber nur rein erlebnismäßig psychologisch zu erfassen, ohne ihren objektiv verpflichtenden und zugleich historischen Gehalt in den Vordergrund zu rücken. Daß schließlich ein rettender Weg aus der Verzagtheit gefunden werde, darauf deutet der sittliche Ernst des Ringens, die Hingabe an eine innere Führung: „Im Vertrauen wuchs ich stets." Und dieses Vertrauen wurzelt im Geheimnis der Menschwerdung;

Bronzebüste von Prof. Bleeker, München.

„Ueber Wassern die Seele schwebt — hilflos so ins Licht, — Gestalten hinwandeln und vergehen nicht, — Fahnen im leichten Licht, — Es hält uns, was uns verzehren läßt, — marterhaft Gnade nur stärker fest. — Seele, dulde, wie innig lebt, heimlich geborene in Kind." Schon am Ende des Tantum die verbo wird die Forderung ausgesprochen: „Gib mir Menschen, gib mir Welt!" Es ist das Hinstreben zum Nicht-Ich. Diese Wandlung vollzieht sich in dem an Bildern und Symbolen noch reicheren zweiten Buche: Die kumäische Sibylle (1921). Die Sibylle ist die anima seclusa, die gesteht: — ich bin schmacklos nur die Honigwabe, — ich auferstanden voller Kummerhabe, — ich wachse nicht, bin Zelle nur der Zeit, — die Honig gießt, und der Erbarmen schreit, — die sich erkennt „im Schweißtuch", in der ganzen Menschheit Samen, und sich „lebendig nur erkennt in Golgatha". Handelte es sich früher um einen Protest gegen die Menschwerdung, so jetzt um die Fleischwerdung des Wortes als tiefstes Geheimnis Gottes und der Seele in der Zeit. Noch aber ist diese Erkenntnis leidvoll, denn ach, wie arm ist der Mensch! Der Dichter erkennt seine Abhängigkeit von Gott, sich selbst als Abfall von ihm. Er begreift, daß wir an die Erde gebunden sind, und versteht den Sinn des „Stirb und Werde!" Er erkennt die Notwendigkeit des Leidens und des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vertrauens. Der ganze Inhalt des Schmerzes, der Inbegriff dessen, was Menschsein heißt, ist symbolisch-mystisch im Holz des Kreuzes geschaut. „Wie hast du mich erhöht!" Noch immer lebt im Dichter die Angst vor Gott, hervorgerufen durch das Minderwertigkeitsgefühl, das aus der Erkenntnis der Spannung kommt, die zwischen Ideal und Wirklichkeit in der Seele des gnadenlosen Menschen entspringt. Da hilft nur das Losreißen von sich selbst. Das Leidensverdienst Christi wird für den Dichter nur dann lebendig, wenn alle Schwäche auf Christus geworfen, in ihm bejaht, erduldet, ertragen wird. Das sei der metaphysische Sinn der Christustat für uns Menschen, das Leid wird zum Weltleid. Schließlich kommt Weiß zum Christentum der Tat. Dem Menschen fehlt die unendliche Freiheit und Einzigartigkeit Gottes. Er ist soziales Wesen und als solches auf die Gemeinschaft und auf das Wirken in ihr angewiesen.

In einfachen Worten und Versen voll Klang und doch reich an tiefsinniger Weisheit ist das einzigartige, wunderschön ausgestattete Kinderbuch Die kleine Schöpfung (1923), eine reizende Idylle.

Als Romantiker der Gegenwart in dem oben angedeuteten Sinne offenbart sich Weiß in seinen drei jüngsten Schöpfungen. So in dem an Gleichnissen und Metaphern fast überreichen Prosabuch Die Löwin (1928) mit den Stücken „Die Löwin", „Harpye", „Rekluſa" und „Genannt Bona". Märchenhaft verknüpft, erscheint das Erzählte als bloße Erzählung bedeutungs-, ja sinnlos, aber es birgt eine Fülle religiöser wie naturhafter Sinnbildlichkeit, gemäß dem schon genannten Leitmotiv: das Bild, d. h. das Erdgeschaute muß durch das Wort in die wesenhafte Gestalt eingehen. Noch reicher an Gedanklichem ist der Prosaband Tantalus (1920) mit den Stücken „Das Wasser", „Sinn des Goldgrundes" und „Der Stein". Sie handeln alle von bekannten einfachen Dingen und Geschehnissen, dringen aber tief in deren Gleichnishaftigkeit ein und führen zu der wesentlichen Sinndeutung, indem sie zur Frage drängen: Wie dringt die Welt, die Kreatur zu ihrem Grund, der nicht in ihr, sondern außer ihr liegt? Den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens erreichte Weiß in dem Gedichtbande Das Herz des Wortes (1929). Wieder waltet die Phantasie mit großer Freiheit in den symbolischen Verknüpfungen und wieder übertönen Melodie und Klang das Gedankliche. Da der Dichter hier in den Versen das Fließende der Gedanken und der Form mehr einheitlich gestaltet und viele der Gedichte sich eng an bestimmte Vorgänge der Geschichte und Tradition anlehnen, ist das Buch am geeignetsten, des Dichters Eigenart zu erschließen und zur Lektüre seiner anderen Schöpfungen anzuregen. Die Mühe, sich an das seltsame Sprachkleid zu gewöhnen und den tiefen Gedanken zu folgen, lohnt sich reichlich und der Leser wird mit seinem geistvollen Interpreten J. Mumbauer die Überzeugung hegen, daß Konrad Weiß der Mann sei, die große religiöse Dichtung katholischer Prägung uns zu schenken.

Freude ist ein Geschenk, das einem ganzen Volke wohltut, und Freude bringen uns die Dichtungen des Rheinländers Heinrich Zerkaulen (geb. 1892 in Bonn, lebt in Dresden). Er ist Vertreter einer schlicht-innigen, klangvollen und wohltuenden rheinischen Poesie, die rheinischem Charakter und rheinischer Geistesart entspricht. Er begann als Lyriker, erkannte aber dann als sein eigentliches Gebiet die Prosaepik und in steter Fortbildung ist er zu einem Erzähler herangereift, an dessen meisten Erzählungen das Volk wie der literarische Feinschmecker seine helle Freude haben kann. Nichts Erzwungenes, Ungesundes beschwert Zerkaulen. Er singt und preist, bemerkte L. Fantl, das Leben in allen seinen Formen. Alles, was da Leben hat, ist schön. Und so ist alles, was er schreibt, in Heiterkeit getaucht, kommt aus naivem, reinem Gemüt. Selbst wenn er ein tragisches Schicksal gestaltet, packt er es da, wo er sich mit seinem Helden in seiner Philosophie der prästabilierten Harmonie eins weiß. Man hat ihn daher als den Dichter des rheinischen Optimismus bezeichnet. Viel ist in seinen frischen Dichtungen von der schlichten, frommen Gläubigkeit des rheinisch-katholischen Volkes und diese gibt ihm die selige Gewißheit, daß das Leben gut ist, „wie es auch sei".

In Zerkaulens ersten Schöpfungen, den Versbüchern Weiße Astern (1912) und Blühende Kränze (1915), pulst noch der Schlag natürlichen Dichtergeblüts. Sie sind siegeswillig, aber noch kein Sieg. Den größeren Teil der „Kränze" hat er dann in seine „Gesammelten Verse" aufgenommen, die unter dem Titel Mit dem Fiedelbogen erschienen. Überall merkt man schon die Eigenart des Dichters: das frische Drauflosstürmen zur Stunde der Begeisterung, sein herzliches Lachenkönnen in kindlichem Übermut, seine heimliche süße Liebe zur Frau, sein stilles Heimweh zu Gott. Aber noch ist er ein Sucher nach persönlicher Äußerung. Neben eigenwillig geprägten Einzelausdrücken stehen konventionelle Wendungen, neben leibhaftig gesehenen Bildern bloße Worte. Einzelne kräftige Töne („Kleine Ballade") schlägt er an in dem Buche Wandlung, „Kriegsgedichte und Prosa" (1915); treffender und klarer sind schon die Prosastücke. Etwas vom Flügelschlag eichendorffischer Verse geht durch seine Lieder vom Rhein (1923); auch die leichte Fügung, die an schon gesungene Volkslieder erinnert, ist ihnen eigen. Nur daß Eichendorffs von Ahnen her ererbte Grazie bei Zerkaulen zuweilen zur Unbekümmertheit ausschlägt und so neben Vollkommenem auch Banales sich findet. Das verschlägt aber nichts. Der Mehrzahl nach sind es wunderbar weiche, mit echt rheinischem Blute erfüllte Lieder. In ihnen klingt das Heimweh durch; er ist ganz eins mit der nicht in Worte faßbaren Wehmut, die heute in rheinischer Brust wohnt, und Lieder wie „Die Nacht ist blau, es geigt der Wind" oder „Gott Vater ging den Rhein entlang" klingen lange nach.

Daß Zerkaulens Lebenselement die Prosa sei, zeigte gleich die Geschichte Hans Heiners Fahrt ins Leben (1913). Ein Buch voll Lebensübermut und Daseinslust, entstanden aus der Gedankenwelt des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sozial-studentischen Kreises. Eine Reihe ganz prächtiger Einfälle gibt dem Einerlei der Stimmung Abtönung, löst dafür die Geschichte auf in eine lose Bilderfolge ohne rechte Zügelung. Gleichwohl kann man an diesem Taugenichts seine Freude haben. Dieser gesunde, junge Hans Heiner, dem bei seiner ersten Fahrt in die Welt langsam die Erkenntnis wird, was das Leben eigentlich bedeutet, dieser Junge mit den hellen Augen, den die Welt zu einer „gut funktionierenden Maschine" machen will — er ist der Typus Mann, dem wir bei Zerkaulen immer wieder begegnen. Er ist des Dichters Spiegelbild, sein eigenes Ich. Inhaltlich ist die Geschichte belanglos: Einer, der Freude sucht trotz Armut und Not und für Armut und Not. Die Sonne und heitere Lebendigkeit wird der frische Heiner auch in seiner sozialen Arbeit bewahren, und hierin liegt das wirklich Erfreuliche des Büchleins. Mit sonniger Heiterkeit und warmem Herzen führt uns Zerkaulen in „gesammelten Geschichten" Allerhand Käuze (1917) vor. Alles ist mit leisem Lächeln geschaut. Jeder Zug atmet Leben und Natürlichkeit in diesem Gemisch von Ernstem und Heiterem aus Krieg und Frieden, und es ist ein Genuß, diesem frischen Plauderer zu lauschen. Ein übermütig herausgesprudeltes Büchlein voll Tollheiten und doch auch ein Buch mit Stimmung, Wehmut und Tragik ist Die Spitzweggasse, „ein Tagebuch aus Sommer und Sonne" (1916). Der ganze Bekanntenkreis des Dichters, soweit er „Original" ist, wird aufgeboten, die Braut, die Mutter, die Schwiegermutter, Mörike und Eichendorff und andere Gestalten wirbeln durcheinander; die gewollt aphoristische Art der Darstellung erhöht die Wirkung des köstlichen Büchleins. Wie Zerkaulens Kunst nach breiteren Umrissen und größerem Ausmaß drängt, zeigt „Der wandernde Sonntag, Geschichten aus dem Alltag" (1917) und ein gelungener Versuch dazu ist die Novelle Der kleine Umweg (1919), in die er viel Autobiographisches hineingelegt hat. Nur auf Umwegen gelangt Hans Peter zu seinem Lebensziele. Er findet schließlich Beruf, Brot und Gelegenheit zum künstlerischen Schaffen und eine junge, schlichte, fröhliche Frau ist ihm Kamerad auf seinem festen Schritt in das Land des Mannes, der die Umwege überwunden hat. Der Mensch und insbesondere der Künstler, meint Zerkaulen, könne der Umwege nie genug machen, bevor er die Treue lernt und in sich abgeschlossen dasteht.

Zerkaulen hat seinen künstlerischen Weg gefunden; Ursula Bittgang (1921) ist bereits eine vollendete Dichtung. Es ist die Geschichte eines Weibes aus dem Alltag, das innig, still und farbig den gewollten Rhythmus seines Daseins zu vollenden sucht, „recht eigentlich ein Leben, wie du und ich aus uns selber kennen, mehr still als laut, mehr bescheiden als stolz. Aber ein Leben voll Güte und Verstehen." Wer diese „Chronik eines Lebens" gelesen hat, weiß nicht nur von dem Leben der Ursula Bittgang, sondern er hat auch das Wesen des Dichters Zerkaulen kennen gelernt: einen Dichter, der mit feinem Einfühlungsvermögen die Psyche der Frau zu erfassen weiß, der mit beneidenswerter Ruhe zuschauen, beobachten, urteilen kann, der gerade für die kleinen Dinge des Tages einen so liebevollen Blick hat und frohsinnig zu schildern weiß. Anspruchslose Kleinigkeiten, die man aber trotzdem mit Nutzen und Gewinn liest, bringt das Buch „Mit Federkiel und Tintenklecks, Menschen, Fahrten, Zwischenklänge" (1922). Recht hübsch und mit innigem Nachfühlen erzählt Zerkaulen den kurzen, allzu schnell vom Reif zerstörten Blütentraum der Liebe Körners zu Antonie Adamberger in dem Büchlein Th. Körners Liebesfrühling (1922). Nicht einheitlich gebaut ist Der Tag in Blüten (1923), denn während der erste Teil der Erzählung durch seinen straffen tragischen Bau fesselt, biegt die äußere Handlung inmitten und damit auch der Stil in einen Alltag ein, den wir als zu billig empfinden. Dagegen ist die soziale Novelle „Die Insel Thule, eine Erzählung aus Deutschlands Not" (1924) eine reife Leistung. Die Gegenwart ist darin in strengster, künstlerischer Form bezwungen. Viel Lebensweisheit wird geboten. Überwindung der Revolution von innen her, vom Menschen. Ein Übergang vom Karfreitag der Not zur Auferstehung. „Ja, Ostern ist worden, mein Weib." Den „kleinen Geschichten" Rund um die Frau (1924) folgte der Roman aus dem Barock Rautenkranz und Schwerter (1926). Der Held des Romans ist die Zeit des Barock. Friedrich August von Sachsen und Polen und seine Geliebten und alle die anderen Gestalten sind nur Figuren eines größeren Bauwerks, das mit unzähligem Zierat vor uns aufgeführt wird. Die Menschen, die in den Geist dieser Zeit verstrickt sind, werden allmählich selber nur spielerische Figuren. Das erkennt man um so deutlicher, wenn diesen Menschen ein zum Letzten und Höchsten entschlossener Mensch gegenübertritt, den Zerkaulen bewußt dem Barock gegenüberstellt. Der Zauber des Buches liegt in der Sprache. Sie setzt so lose und lockend ein, daß man, der Gegenwart entrückt, sich ganz in all die tausend Feste einer lustvollen, aber amoralischen Welt hineinversetzt fühlt. Da beugen sich Perücken, blinkt die Pluderhose, schreiten galante Schritte, flattern geheimnisvolle Billetts, rauschen prunkvolle Feste, zahlreiche eigenartige Liebesgeschichten spielen sich ab, die heiteren und traurigen Schicksale derer um August werden erzählt. Vergeblich wartet man in dem Buche auf eine große Tat, auf eine Entscheidung. Den geheimnisvollen Tod des Bruders der Aurora von Königsmark, der Geliebten Augusts, sucht er dichterisch zu gestalten.

Dagegen gewinnt Zerkaulen die Herzen seiner Leser durch die Warmherzigkeit und den frischen Ton des Vortrages, in dem sein Entwicklungsroman Die Welt im Winkel (1928) geschrieben ist. Hier gibt er eine behaglich liebevolle Schilderung des Kleinstadtlebens seiner Heimat. Väter und Söhne stehen im Vordergrund, vertragen sich besser als in der eigentlich modernen Literatur, können sogar noch aufeinander stolz sein. Freuden und Leiden, auch kleine Tragödien der Gymnasial- und später der Studentenzeit bilden den Kern der sacht dahingleitenden Handlung: Bilder aus Marburg und München spielen hinein. Mit großer Kunst laufen die zahllosen Fäden der Handlung nebeneinander her, ohne daß auch nur einen Augenblick der große Zusammenhang außer Acht gelassen würde. Um Jürgen Hartau konzentriert sich die Handlung, um diesen Jungen mit der Sehnsucht nach der „blauen Blume" im Herzen, der einen langen Weg gehen muß, bis er die ihm gemäße Lebensform, die künstlerische und die menschliche, gefunden hat. Mit Sorgfalt sind auch die ergreifenden Schicksale der Jugendfreunde Hartaus und ihrer Eltern erzählt. So unbedingt glaubhaft und ehrlich und ohne Pose, daß man glauben muß, der Dichter habe sie der Wahrheit nacherzählt. Aus den Elementen der Erzählung „Der blühende Friedhof" gestaltete Zerkaulen den Einakter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heinrich Jerkuleu.

Phot. Genja Jonas, Dresden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Leuchtturm (1920). Das Motiv der Geschwisterliebe mit dem Untergang aller Personen wird darin unter nicht recht überzeugenden Voraussetzungen erweckt.

Unter den jüngeren katholischen Dichtern gebührt Peter Bauer (geb. 1885 in Worms, lebt ebenda) ein hervorragender Platz. Er ist ein seiner Künstler, an den größten Meistern unserer Seelenkunst gebildet, mit einem Verständnis und tiefen Gefühl für lyrische Werte, für Rhythmus und Melodie begnadet und mit ehrlichem Streben zur künstlerisch wahren Form erfüllt. Er ist ein harmonisches Talent, der auch dort, wo er Töne anderer aufnimmt und weiterbildet, stets einschmeichelnde, volksliedhafte Weisen findet und sich fast ganz von modernem Artistentum befreit hat. Mit scharfem Auge sieht er auch in den Ereignissen des Alltags das Poetische und weiß das dafür passende Kleid zu weben. Von großer Zartheit und Innigkeit sind besonders seine Naturschilderungen. Lyrisch im Ton gehalten sind auch seine Prosadichtungen, von denen namentlich die Legenden den echten Dichter erweisen.

Der heilige Bund (1919) ist der erste Gedichtband Bauers betitelt. Es spiegelt sich darin das Empfindungsleben des schlichten Menschen aus dem Volke. Ein frommer, nicht frömmelnder Ton klingt in den Versen, zuweilen leise und innig, zuweilen aber auch in gequältem Aufschrei wie in dem Kriegsgedichte „Die Mutter". Überall sehen wir des Dichters freudige und rückhaltlose Versenkung in den Urgrund alles Seins und Werdens. („Einkehr und Andacht", „Das große Leid", „Der heilige Bund"). Aus dem Elende der Großstadt führt ihn wonneselige Naturbetrachtung hin zum Einklange mit dem Höchsten. Eine tiefe, reine Auffassung der Ehe ist in der von P. Bauer unter dem Titel Die Weggetreuen (1922) herausgegebenen Blumenlese von Ehegedichten deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart niedergelegt. Eine ganz eigene Natursymbolik gibt er in den Legenden Die Gotteswiese (1919), indem er Tier- und Pflanzenleben mit der heiligen Geschichte in Verbindung bringt. In einem stillen, lauteren, aus einem reinen Dichtermund fließenden Ton erzählt er da von der Wildrosenhecke um Mariens Gärtlein, wundersam sind die Lerchen- und Nachtigallenlegenden, erschütternd wirkt die Kreuzerlegende. Einen Legendenkranz aus Erzählungen windet Bauer in dem Buche Das Dreigespann (1922) einer lauschenden Kinderschar. Wie die religiöse Volksphantasie ihre geheimnisvollen Fäden bis ins Tierreich spinnt, mit den Schicksalen der Tiere unsere Erlösung verknüpft sein läßt, sie zu Vorbildern oder heilsamen Mahnern macht, das erfahren wir in diesen Tierlegenden. In einfacher Sprache bringt Bauer in dem Büchlein Der Organist von Silberbuchen (1921) Erzählungen aus dem Alltagsleben. Ein heftiger Zorn gegen die platte Öde der Weltmenschen, gegen ihre Gottlosigkeit braust und glüht in dieser Lyrik in Prosa. Von feiner lyrischer Stimmung ist die Titelgeschichte, die, dem unverstandenen Künstlerleid nachgehend, eine Episode aus dem Leben Bruckners erzählt.

Wahres Priestertum und Dichtertum vereinigt sehen wir in Heinrich Suso Waldeck (Dr. für August Popp, geb. 1873 in Wscherau, Böhmen, Seelsorger an einem Wiener Krankenhaus). Seine dichterischen Erstlinge, auf einzelnen Blättern da und dort in die Öffentlichkeit flatternd, trugen zur Ansicht bei, daß es sich um einen Neutöner, einen Adepten moderner Stillosigkeit handle. Als er aber eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel Die Antlitzgedichte (1926) erscheinen ließ, erkannte man mit freudigem Erstaunen, daß in ihm eine starke dichterische Persönlichkeit ihre eigenen Wege wandle, ein echter, ganzer Dichter, der mit verstehenden Augen in die Tiefen und Höhen des Menschentums blickt und in Schuld und Leid, in Jubel und Glück das Walten des Göttlichen ahnt, erfaßt und feiert. Er bleibt immer der Bejaher, der sozial Empfindende, dem sich die Lösung menschlicher Wirrnis im beharrlichen Glauben zeigt, der Dichter und Seelenhirt, der tiefe Gläubigkeit mit dithyrambischer Kraft verbindet. Ist Ruth Schaumann voller Melodie, so ist Waldecks Stärke der Rhythmus. Von romantischen Einflüssen unberührt, schwebt seine Poesie nicht im Gleichmaß, sondern wird immer neu wie Metall aus der Sprache hervorgetrieben. Nur wenn sie hymnisch ansteigt („Der Keller"), bereichert auch sie antikes Erbe. Seine Dichtung ist wirklichkeitsnah. So stehen scheinbar dem Naturalismus verwandte Strophen neben solchen, die als expressionistisch bezeichnet werden können. Und doch ist Waldeck weder mit Naturalismus und Neuromantik, noch mit Expressionismus und neuer Sachlichkeit zu verbinden. Er gehört nicht zu jenen, die Moden mitmachen um jeden Preis, wohl aber zu jenen, deren persönlicher Ausdruck sich mit der Zeit wandelt, entwickelt.

So erklärt sich die Buntheit der Verse und Rhythmen in den „Antlitzgedichten" aus den weit auseinander liegenden Entstehungszeiten der einzelnen Stücke, doch ebenso sicher ist diese weitgehende Verschiedenheit in einem Bande ein Zeugnis dafür, daß Waldeck nicht in gedanklich fest gelegten Reihen und Zyklen schafft, sondern jedem Gefühl und Gedanken das ihm allein zukommende Sprachkleid schenkt. Und seine Poesie ist mannigfaltigen Inhaltes. Er kann mit Recht von sich sagen, daß seiner Dichtung nichts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschliches fremd sei, daß er aber auch alle Skalen der Poesie von der frommen Legende bis zur grimmigen Satire, vom erhabenen Hymnus bis zum lustigen Versgeschichtlein beherrsche. Sein Ausdruck ist voll prachtvoller Bildkraft; am ursprünglichsten strömen die Bilder von dorther zu, wo er seine Jugendeindrücke empfing, vom heimatlichen Dorfe. („Das böse Dorf".) Von den anderen Gedichten erwähnen wir „Lied des Schlafenden", „Begräbnistag", „Der Ahn", „Antwort des Jünglings", „Reinigung". Einen Gipfelpunkt deutscher Poesie hat Waldeck erst in seinen letzten Dichtungen erklommen; so in den wundervollen Versen im Advent, in dem reizend-naiven und dabei doch geistig tiefen Märchen Von Hanno, Mirandl und Ot, namentlich aber in der ergreifenden Dichtung Der Weihnachtsbettler. Reizend sind auch das Märchenspiel Das Weihnachtsherz (1925) und die Legende vom Jäger und vom Jägerlein.

Mit seinem ersten Prosawerke, dem Roman Lumpen und Liebende (1930), hat uns Suso Waldeck ein herrliches Volksbuch geschenkt, das aber auch dem kultiviertesten Leser manche Lebensweisheit zu sagen hat. Viele, vielleicht zu viele Probleme werden behandelt; die Nebenhandlungen geben Gelegenheit, eine Bildergalerie markanter Typen uns vorzuführen, und so hat Waldeck für das Wiener Milieu geleistet, was Herwig für das Berlins getan hat. Trotz der vielen Einzelhandlungen geht der Faden, der das Ganze zusammenhält, nicht verloren und alle Nebenfiguren kreisen um jenes eine Paar, das sich endlich zusammenfindet. Bei allem Ernste, mit dem der Dichter das Treiben der Menschen schaut und anklagt, weht doch durch das ganze Buch der Geist der Milde und die tiefste Tragik löst sich oft in einen zuweilen zwar grobkörnigen, aber bezwingenden Humor auf. Kurz, man hat an dem Buche seine helle Freude.

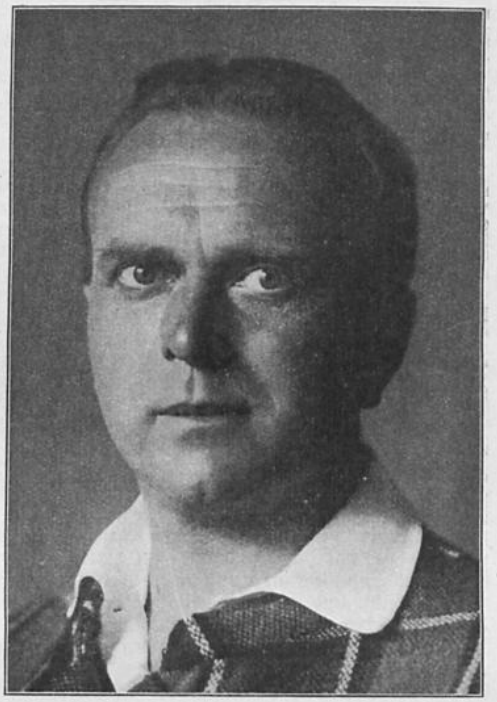
Tief wurzelnd im Volkstum, in der Natur und edlem Menschentum schafft der als Kritiker und als Biograph Hölderlins und Eichendorffs bekannte Rheinländer Hans Brandenburg (geb. 1885 in Barmen, lebt in München) von innen heraus und abseits von den Marktschreiern Werk um Werk, immer an sich arbeitend und nach Vollendung strebend.

Schon sein erster Gedichtband In Jugend und Sonnenschein (1904) erregte ungewöhnliches Aufsehen. Er zeigt ihn als einen Dichter des Blutes; die dunklen Stimmen des eigenen Blutes und des Weltblutes sprechen aus ihm, rein mit zwingender Gewalt. Wie in den Gedichten dieses Bandes ist auch in denen des folgenden Bandes der Rhythmus wie lebendiger Pulsschlag. Noch findet sich in dem Erstlingswerke mancher jugendliche Überschwang und auch im zweiten Gedichtband Einsamkeiten (1906) merken wir des Dichters junges, überschäumendes Gefühlsleben, das fast hemmungslos in den Versen dahinflutet. Mit zunehmender Reife kam er ganz von selbst zu Maß und Gesetz und der Band Gesang über den Saaten (1912) zeigt bereits diese Bändigung. In den Italienischen Elegien (1914) scheint der Beruhigungsprozeß vorgeschritten bis zu einer schönen, lebensfrohen Sättigung, die sich geklärter Form freut. Einzelne Töne klingen noch hinein in den Gedichtband Die ewigen Stimmen (1921), von denen der feine Lyriker Schaukal sagt: „Kein mit Gehör begabter Leser kann das große, echte Dichtertum verkennen, das diesen üppig wuchernden, vielfarbigen und laut rauschenden Garten aus eigener Erde emportreibt." Klassische Schönheit und Einfachheit zeigen dann die Sommer-Sonette (1926). Da finden wir die zartesten und köstlichsten Gedichte auf das Kind, Gedichte der Vaterliebe und Vatersorge, Liebesgedichte eines Mannes, der oft mit einem Worte Entscheidendes zwischen den beiden Geschlechtern deutet und gestaltet. Hier sind die tiefen und besonnenen Gedanken eines Mannes über Zeit und Welt zu reiner Dichtung geformt. Und immer blickt groß und leuchtend die Landschaft, Oberbayerns Gebirge und Vorberge, durch die Dichtungen.

Wie der Lyriker ist auch der Epiker allmählich gewachsen. Noch ein jugendliches, tastendes Buch ist Erich Westenkoll (1906), der Roman einer Jugend. In dem Buche Chloë (1909), der Geschichte zweier jungen Liebenden, gären alle Säfte eines stürmenden Frühlings. Über dem Roman Das Zimmer der Jugend (1920) aber leuchtet, so verwühlt er in seiner Tiefe scheint, viel Klarheit. Es wird uns in fast zu weit ausladender Breite die Lebensgeschichte der Familien dreier Freunde erzählt. Trotz des Figurenreichtums wird doch nirgends die klare Führung der Handlung beeinträchtigt und keine der vielen Personen dient bloß zur Staffage. Viel Leben und Liebe, manch trefflicher Zug liegt verborgen, klare Beobachtung der Menschen und liebevolle Naturstimmungen geben dem Buche besonderen Reiz. Zwischen Bürgertum und freiem Künstlerleben springt die Dichtung hin und her und man möchte nur wünschen, daß der Blick irgendwo fest hafte und nicht von einer Gestalt zur andern gleite. Das Buch ist kein artistisch-symbolisches Kunststück, sondern durchaus natürlich, wenn das Buch in eine Szene von mythischer Entrücktheit ausklingt; denn es ist ganz und gar aus dem Blute des Dichters geboren, bei aller Schärfe der Beobachtung in jeder Zeile verinnerlicht. Ein reizendes Werk, das viel Lob durch die besten Namen erfahren, ist „Pankraz der Hirtenbub, ein Idyll für jung und alt" (1924). Hier gestaltet der Dichter einen Hirtenbuben, der gewissermaßen aus der Landschaft selbst herauswächst und in seiner einfachen, seelischen Schichtung dem Verständnis junger Leser durchaus offen steht. Es ist in der Tat hohe Kunst, wie hier behutsam aus Landschafts- und Naturschilderung, aus der Darstellung natur- und erdverbundener Menschen, aus den einfachsten seelischen Motiven, aus geschickt eingeführten erregenden Momenten eine Dichtung voll starken äußeren und inneren Lebens aufgebaut wird, die wie aus einem Guß dasteht. Wir ziehen mit dem kleinen Pankraz auf die Weide und werfen einen Blick auf Dorf und Leute, den geheimnisvollen Vater, den „hinkenden Schuster", die tapfere Wirtin, wir lernen die Tiere kennen, die Alm und den Wald, es kommt hinzu der Hirt und der Förster, der Zigeuner und der Postillon. Mit dem Maler und der Schwammerlsucherin durchstreifen wir kreuz und quer den Wald, all die kleinen und großen Nöte, Anfeindungen, Leiden und Freuden teilen wir, bis Pankraz das Hirtenamt ganz anvertraut wird. Jetzt scheint er gesichert, da trifft ihn das Unglück, daß das weiße Rind aus seiner Herde verschwindet. In Donner und Blitz findet er es wieder, ohne aber seiner habhaft zu werden, denn durch eine Fügung wird er zum Vater geführt, dem er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der letzten Stunde beisteht. Schließlich erreicht er das Rind in einer finsteren Höhle. Die Hochzeitsgesellschaft, die auf seine Suche ausgezogen ist, bringt den toten Vater, das gerettete Rind und den kleinen Helden zurück. Dies alles steht in innerem Zusammenhang, dessen Reiz in der Vielfältigkeit der poetischen Verknüpfung liegt. Nur in dieser äußert sich das Märchenhafte der in dem köstlichen Duft zwischen Märchen und Wirklichkeit schwebenden Dichtung. Mit ihr hat kernhaftes, bestes deutsches Volkstum und die märchenhaft schöne oberbayerische Landschaft, in der die Handlung spielt, ein dichterisches Denkmal erhalten, das Freunde echter deutscher Dichtung zu schätzen wissen und das der Sehnsucht nach dem Natürlichen und Einfachen, die in der Jugendbewegung erwachte, entgegenkommt. In Ruhe und Bewegung, mit gleich enthusiastischer Liebe zur Natur begleiten die Erzählung die entsprechenden Bilder, mit denen Dora Brandenburg-Polster, des Dichters Frau, das Buch geschmückt hat. Wieder ein fesselndes Buch Brandenburgs ist die Legende des heiligen Rochus (1923), die er, obwohl nicht Katholik, ganz im katholischen Geiste meisterhaft erzählt. Überraschend in dem Gesamtschaffen Brandenburgs ist sein Traumroman (1926). Mit einer geradezu unheimlichen, fast somnambulen Sicherheit steigt der Dichter in die Welt jenseits des Tagesbewußtseins, er faßt wie inmitten dieser Dinge, sie selbst zugleich niederschreibend, bald Überstürzung in der ablaufenden Phantasiekette, bald launisches, gleichsam umständlich hinter den Erscheinungen irgendwo Wahres witterndes Verweilen. Wie ein Kaleidoskop immer wieder neue Beziehungen knüpft, so tanzt diese Gaukelei an uns vorüber, historische Geschehnisse und Katastrophen unter Persönliches mengend, Wunsch, Hoffnung und Verzicht in einem Atem wahrscheinlich und unmöglich nahe zusammenpressend. Alle nur denkbaren Stilarten und Weisen, das Wort zu setzen, spielen in dieser grotesken Dichtung zusammen.



Hans Brandenburg

Bilderarchiv Philipp Kester, München.

Ausgehend vom Tanze, dem er das viel gelesene Buch Der moderne Tanz (1913) gewidmet hat, gewann Brandenburg mit seiner Schrift Das neue Theater (1926) den Begriff der neuen Bewegungskunst, die das künftige Theater und das künftige Drama mit in sich begreift. Das Buch bietet „Erlebnisse, Forschungen, Forderungen". Es redet hier, wie J. Peters in der Besprechung des Werkes bemerkt, ein Mann, der mitten drin steht, ein kenntnisreicher Mann, der beschwingt ist von äußeren, vielmehr von inneren Erlebnissen und vor allem von Überzeugungen. Daher ist es ein Buch von stark subjektiver Art. Aber es ist mit Umsicht und Vorsicht geschrieben und mit Begeisterung für das Edle. Bei Brandenburg ist, wie bei allen Künstlern, die Neues wollen, die theoretische Beschäftigung mit einer Sache stets Begleiterscheinung eigener Produktion, sei es nun, daß sie diese erläutern oder ihr zur Verkörperung verhelfen will. So gewannen durch dieses Suchen zwei Dramen, das „tragische Wort- und Tanzspiel" Der Sieg des Opfers (1921) und die Tragödie Graf Gleichen (1923), Gestalt. Das letzte gipfelt, getreu der Überzeugung des Verfassers, daß das Drama wieder kultische Bedeutung gewinnen müsse, in einer Kulthandlung, das erste entspricht mehr der Theorie, die in dem Buche erörtert wird.

Eine bedeutende Erscheinung der jüngsten Dichtergeneration und doch noch zu wenig bekannt ist Eduard Reinacher. Der Grund dafür liegt, wie E. Dürr meint, in seiner schwergeselligen alemannischen Individualität, die es nicht über sich vermochte, geläufige Wege zu literarischer Geltung und zeitgenössischer Beachtung zu gehen, und in der Schwierigkeit, sein Schaffen unter eine geläufige Spitzmarke zu bringen, es in eine der bekannten Richtungen und Gruppen im literarischen Leben der Gegenwart einzugliedern. In Wahrheit tritt Reinachers Schaffen in einen spürbaren, oft auch bewußten Gegensatz zu den verschiedensten Bewegungen der Zeitproduktion. Am klarsten ist sein Gegensatz zu Strömungen, die das Heil unseres Schrifttums irgend im römischen Formideal suchen. Das sprachliche Werk Luthers zu erneuern und fortzusetzen, liegt als Aufgabe im Samenkorn seines Werkes. Seine Form ist mannigfaltig und rankenfreudig,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vom Inhalt bestimmt; und dieser Inhalt wird mit zunehmender Verdeutlichung die Frage nach dem Woher und Wohin des uns eingeborenen Wesens, unserer Landschaft, unserer Sprache. Er wurde 1892 in Straßburg als Sohn eines Bauunternehmers geboren, besuchte ebenda die Universität, nahm zwei Jahre am Kriege teil, war 1917—1918 Redakteur in seiner Vaterstadt und lebt seit 1919 ohne festen Wohnsitz als freier Schriftsteller.

Reinachers liebster Dichtungsstoff ist der Tod und dieser Stoff schafft dem Dichter seine Form; seine Sprache dröhnt unter der Wucht des Todes. Eine der ersten Veröffentlichungen, Der Tod von Grallenfels (1918), vom Dichter als Prosaballaden bezeichnet, macht im Rahmen einer Erzählung alle üblichen Stationen mittelalterlicher Totentanzbilder vom Papst bis zum Siechen durch, hier schon die Weite des Gefühls für alles Menschliche durchprobend. Darüber aber schwebt vom Anfang an die Unnahbarkeit und Reinheit der Empfindung, die sich nie an Allmenschliches verliert; jeder Satz sub specie aeternitatis; so in der legendenhaften Erzählung Odilie (1918). Und auch alle die unter den früheren Werken, die schließlich als das bahnbrechende Buch Reinachers unter dem Titel Die Hochzeit des Todes (1921) gesammelt erschienen, kennen den „guten Tod", aber kennen ihn auch bis zum Grund, nicht in der süßen und müden Verschleierung, mit der so mancher Todsänger sich und seine Gemeinde über die Schranken der Zeitlichkeit hinwegzutäuschen und hinwegzuschleichen gedenkt. Denn das Leben schaut in den Tod wie in einen Spiegel. Und weil das Leben oft grausam und häßlich ist und ihm der Dichter keine seiner Härten schenkt, so ist auch der Tod ein grausames und schreckhaftes Gespenst. Was in der „Hochzeit" an Ansätzen und dichterischen Möglichkeiten schon bruchstückweise gestaltet ist, erscheint zusammengefaßt in dem Todes-Tanz, einer Reihendichtung (1923). Das Buch ist reich an Motiven und Formen; diese gehen vom still fast in Prosa schwebenden Hymnus bis zum scharf zugespitzten Dialog. Barock wie er ist, verzichtet er auf architektonisch leicht überschaubare Anordnung, auf lineare Bestimmtheit, Gleichheit oder Symmetrie der Teile, auf Kehrreim und andere stilisierende Mittel der Sprache; verzichtet er vor allem auf die Typen, die uns aus den Mysterienspielen, von den Holzschnitten Holbeins her, aus Calderons „Welttheater" vertraut sind. Fast preziös sucht er sich gelegentlich eine Kaktusgärtnerin, eine Töpferin, einen Feinschmecker, einen Sammler, den Kartoffeljunker und Mostschulmeister usw. aus, um jedem einzeln seine endgültige Botschaft zu bringen. Bald umarmt er sie mitleidig, bald fliegt er im Sturm mit ihnen davon, bald läßt er sie „hinter sich stürzen"; verschont sie wohl auch einmal, sein Handwerk verleugnend. Bunt ist sein Kleid, vielfältig und mehrgeschlechtig seine Gestalt, in hundert Facetten glänzend sein Sinn und sein Sinnen; voller Widersprüche mit sich selbst und gerade darum voller Anheimelungen (er ißt und trinkt wohl auch einmal): Geschöpf des dichterischen Menschen! An Bühnenwirksamkeit kommt Reinachers „Todes-Tanz" den mittelalterlichen Totentänzen, deren ergreifende Größe in der Einfachheit der Mittel begründet ist, nicht gleich. Bei ihm steht vielmehr die Einfachheit des Szenischen zu der Versponnenheit und Versonnenheit der Verse in einem die Gesamtheit störenden Gegensatz. Er umkleidet das alte Motiv, daß der Tod alle Menschen, ob reich, ob arm, ob hoch, ob niedrig, in sein dunkles Reich holt, mit dem ganzen Reichtum seiner formschönen Lyrik, die schließlich über die Köpfe der Zuschauer hinweggesprochen wird. In der episch-lyrischen Dichtkunst bewährte sich Reinacher in den Elsässer Idyllen und Elegien (1925). Das Buch ist nicht Heimatkunst, sondern Menschendichtung: man braucht das Elsaß nicht zu kennen, braucht bloß Mensch zu sein und die deutsche Sprache zu verstehen, um das Elsaß zu erleben, um seine Landschaft, seine Menschen zu sehen, seine Geschichte zu erfahren, wie sie Reinacher erlebt, gesehen und erfahren hat. Seine Verse sind kein sanftes Säuseln einer durch gezwungene Beschaulichkeit verhüllten Weltunlust, sind noch weniger wehmütige Klagen um versunkenes Gut. Reinachers grundaufwühlende Leidenschaftlichkeit bohrt sich in die Gegenwart und alles, was er anfaßt, wird augenblicksnah, lebendig, ungeheuer plastisch und beglückend lebensstark. Bei Gängen durch die einsame oder menschenbelebte Landschaft, bei Überschau der Städte, geschichtlichen Erinnerungen, Sagen von Burgen oder Schlössern, Gespenstergeschichten oder Naturmärchen, immer ist Reinacher von einer Gelassenheit, die schlechthin überwältigend ist. Den „Elsässer Idyllen" stellte er einen zweiten Band an die Seite: „Harschhorn und Flöte, Gesänge aus der Schweiz" (1926), ein Werk, dessen volkstümliche Bedeutung erst spät zu ermessen sein wird. Kampfwillen und sinnendes Gemüt verkörpern die beiden Instrumente, eingesetzt als Künder natürlicher Freiheit und wieder freiwillig-friedlicher Bindung benachbarter Länder und Völker, Mission deutschen Schweizertums durch die Jahrhunderte. Landschaftliche Gedichte bietet der Band Arosa (1923) und mit Runolds Ahnen (1923) greift Reinacher in das Stoffgebiet der deutschen Sagenwelt. Es sind balladische Gebilde, die sich in schwerem Raunen, runenhaft und rätselvoll von Vers zu Vers fortwälzen, aber gedrängt erfüllt von Ahnenhaftigkeit des Blutes und Ahnkraft der Seele. Alle Verkörperungen des eingeborenen Menschenwesens zwischen Nordmeer und Alpengebirge gehören zu des Runolden Ahnenschaft.

Daß Reinacher den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit seines Volkes nicht vergessen hat und daß er fesselnd zu fabulieren versteht, zeigen bereits die Erzählungen, die er in dem Bande Die arme Elisabeth (1917) vereinigt hat. Es sind Erzählungen schlechthin, in einer gewandelten Art ähnlich den Schwänken des Mittelalters, ganz einfach, ganz naiv und eines gedämpften Humors voll. In allen glitzert und spielt die Erfindung eines unverdorbenen Gemüts, und die Welt der deutschen Sagen und Märchen ist es, die sie erschließt. Derbvolkstümliches wie in der Geschichte der Lumpensammlerin, Hineinspielen des Ueberirdischen in menschliche Geschicke wie in der Titelerzählung ranken wohlgemut durcheinander. Er schildert harmlose Trinkgelage in verräucherten Buden und jedes Original findet an ihm einen liebevollen und gutgelaunten Schilderer. Alemannische Fioretti des zwanzigsten Jahrhunderts kann man das Büchlein Runold (1920) überschreiben. Es ist die Liebe des heiligen Franziskus, die in Runold lebt und ihn zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebenswanderlied

Berg, seit Jahren heimatlich vertraut,
blickt uns unbekannt von rückwärts an.
Halle, einst vom Kuckucksruf erbaut, –
wie sie unterm Sägenzahn ~~[illegible]~~ zerrann!
Ob das Erdbeerfeld
treu noch unsre Tränen hält,
das doch lange schon erwuchs zum Tann?

~~Und es hat gesponnen~~
Fleißig nachgesponnen hat der Fuß
tausend Pfade, die kein Mensch mehr kennt,
Lust und Weh stieß auf verwandten Gruß,
den ~~doch~~ heut nicht das feinste Echo nennt.
Und das Almengrün
und die alten Matten blühn
nur von dem, was über Firnen brennt

Ihr verschunkenen Sommer, aufgeschlürft
~~[illegible]~~ von der Erde ~~[illegible]~~ Blut wie einst unser Blut,
die ihr niemals auferstehen dürft
aus dem Boden, der doch niemals ruht!
Wo den blauen See
unsere Ruder schlugen ab,
schlägt die Sense nun die Saatenflut.

Doch die Schar der Ungeborenen drängt
unerschöpft ~~zum~~ im unerschöpften ~~[illegible]~~ Raum.
Daß auch nicht die Ahnenschar beengt –
träumt ihn weiter, unseren kurzen Traum!
Ewig ~~[illegible]~~ neu und frisch
~~[illegible]~~ wird gedeckt der reiche Tisch.
Und die Gäste geben dankend Raum!

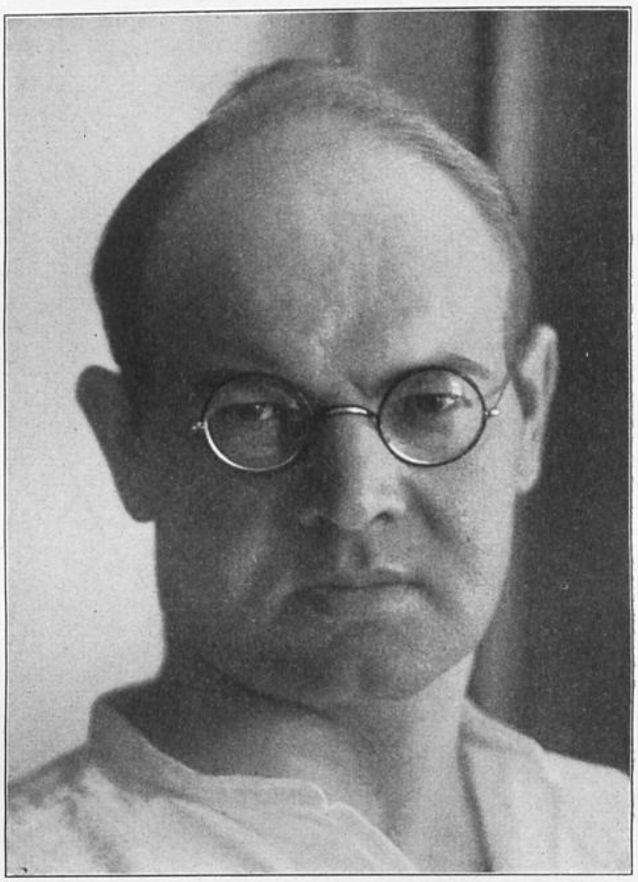
Bühl, 11. Juni 1928

Hans Brandenburg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seltsamen Erlebnissen drängt, die der Welt als Narrheit erscheinen. Er ist ein Mensch von Ernst und Humor der Selbstgewißheit. Und weil er sich nichts vergibt, lebt und stirbt er auf der staubigen Straße wie in Gottes Schoß, in den er nun sinkt. Die legendenartige Erzählung der Wanderung durch Welten und Unterwelt des Mannes Täwas (1922) von der „Insel im blauen Meer, der die Toten aus der Hölle geführt hat", sich für sie opferte, um sie zu retten, zeigt alle Werte der starken Prosa des Dichters. Sie hat hier biblische Schönheit und ist von einer Sicherheit der Anschauung, von einer Wahrhaftigkeit des Erlebnisses, wie es bei dieser Art Dichtung, die doch in der Hauptsache phantasiemäßigen Ursprungs ist, selten gefunden wird. Unterhaltend und traulich wirkt die kleine Novelle Flock (1925), eine Hundegeschichte. Die Beziehungen zwischen Hund und Umwelt werden mit frischer Natürlichkeit geschildert und es gelingt dem Dichter, den Leser zu ergreifen, ohne in billige Sentimentalitäten zu verfallen. Dagegen ist in der Novelle Waiblingers Austrieb der heiße Kampf um letzte Reife des Künstlertums gestaltet, ein Kampf, der Heimat, Freunde, Geliebte zum Opfer fordert, der das Ringen, den Sturm und Drang einer ganzen Zeit in sich schließt, zu gewaltig fast für den engen Raum einer kleinen Novelle, so daß einen das Gefühl des Abwehrens allzu großer Zügellosigkeit und Kraßheit, wie z. B. bei der Gestalt Hölderlins, überkommt. Einen kurzen Nachklang dazu bringt Waiblingers Ende. Die wichtigste Prosaschöpfung Reinachers ist Die Versuchung am Kreuze, eine Vision, in der der Dichter aus heidnisch-germanischer Wurzel heraus Vertiefung und Befreiung des christlichen Erlebnisses sucht. In rauschender Eile erzählt Reinacher den rapiden Lebenslauf des Eulogius Schneider (1926), jenes Hauptträgers der französischen Revolution in Straßburg, der als geborener Franke ebenso dem elsässischen Volk wie den Pariser Machthabern verdächtig, den Intrigen seiner Feinde wie der eigenen teutonischen Blindheit erlag. Stofflich berührt sich damit die Erzählung Bürgerin Eugenie (1928). Ein sorgloses, aber sorgfältiges Büchlein, nämlich in der Kunst der Sprache und im Stil ist In den Kinderschuhen (1928). Es führt durch das beglänzte Land der Kindheit des Dichters. In schlichten Bildern und Erinnerungsberichten malt er sein frühestes Leben mit all den Kleinheiten nach, die so wichtig werden für den späteren Dichter.



Eduard Reinacher.
Phot. Aichelberg P., Eßlingen am Neckar.

Immer steht in den Dichtungen Reinachers der überpersönliche Maßstab über der Einzelerscheinung und gibt ihr ein Spannungsverhältnis zur Unterwelt, das den Dichter den Weg des Dramas weist, und eine Kraft zum Drama hat er jedenfalls vor manchem dramatischen Sucher der letzten Jahrzehnte voraus. Sie versagte noch bei der Dramatisierung der Novelle Eulogius Schneider (1927); die „dramatische Legende" Agnes Bernauer (1927) aber überflügelt weit ihre vielen Namensschwestern und macht insbesondere jener Friedrich Hebbels den Rang streitig. Als echter Dramatiker zeigt sich Reinacher auch in den fünf dramatischen Dichtungen, die er unter dem Sammeltitel Der Bauernzorn zwischendurch hat erscheinen lassen (1923). Ein historischer, freilich eigenwillig ergänzter Stoff ist in dem Trauerspiel Jacobe von Baden (1927) mit Geschick zu einem dramatischen Mythos der Seelen geformt. Das Drama ruht ganz in der dramatischen Dynamik der Sprache, und die Sprache, schwer von menschlichem Gehalt, wesentlich bis in jedes einzelne Wort hinein, ist angelegt aufs tief Innerliche. Wie so mancher Jüngere hat Reinacher den Willen zur Erneuerung des historischen Trauerspiels. In der Pulververschwörung (1929) greift er einen für die Dramatisierung sehr geeigneten Stoff auf und gestaltet ihn in einer ziemlich zwanglosen Szenenfolge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kein Dichter vom Kleist-Preis und keiner von den abgestempelten und laut verkündeten „Isten", aber ein stiller, verträumter, feiner, der oft mit Wehmut und öfter mit Nachdenklichkeit, fest im christlichen Glauben verwurzelt, an die Dinge herantritt, ist der Moselaner Josef Feiten (geb. 1888 in Hetzerath bei Trier, lebt in Essen-Borbeck).

Die erste Beachtung als Poet erzwang er sich mit seinem innigen, unbefangen keuschen Versbüchlein Ein Weg der Liebe (1919). Tiefe Gottgläubigkeit und ein kraftvolles Naturgefühl durchzieht es; alles ist ihm ein Geschenk Gottes. Mit der gleichen Inbrunst klimmt er den steilen Berg hinan, taucht er in düstere Tanneneinsamkeit und durchstreift er die blumigen Wiesen. Denn überall spürt er den Odem des Ewigen. Darum ist ihm die Sehnsucht nach der Geliebten kein Schrei, sondern Flehen wie Gebet im Tempel des Herrn. Denn „die Liebe waltet aus höchstem Willen". Gereifter ist das zweite, zum großen Teile im Felde geschriebene Büchlein, das er charakteristisch Heimweh (1919) nannte. Denn wem hätte die lange Dauer des Krieges die Seele nicht mit Schwermut umflort? Wer wäre, zumal der wie Feiten am Herzen des Volkes hängt, ohne Träne im Auge von der Heimat wieder hinausgefahren? In diesen Gedichten klingen die alten Motive wieder auf: Liebe zur Landschaft, Sehnsucht nach der Geliebten, Trost und Freude in Gott. Diesmal freilich nicht mehr als Untertöne, sondern kraftvoll die Melodie führend. Meist ist es eine schwermütige, wehe Vollmelodie („Heimweh", „Umnachtung", „Requiem", „Das Totenvöglein"). Ihnen verwandte Klänge tönen in den Kriegsgedichten, vor allem in den erschütternden „In Schlamm und Blut", wenn auch oft eine tiefe Gottinnigkeit und Gottergebenheit kontrapunktiert. So in dem tiefen, zu mystischer Schau sich weitenden Gedichte „Stigmatisation" mit der Schlußstrophe; „Gott war bei mir, es ist nunmehr geschehn —, Daß ich zum Himmel schon gestorben bin. — Ich habe nichts zu fürchten, Brüder, laßt uns gehn — Der Erde Kampf ist nur des ewigen Lichts Gewinn." In die Welt des Glaubens und der Liebe führt uns auch Feitens jüngstes Gedichtbuch Du Welt der Liebe (1925). Man kann seine schlichte und warme, oft an das Volkslied gemahnende, im Deutschgemütlichen, Häuslichen, Heimischen und Christkatholischen wurzelnde Kunst am besten mit der alten deutschen Holzschnittkunst kennzeichnen.

Josef Feiten.

Seine Kunst im Erzählen zeigte Feiten schon in den beiden Prosabänden Nikel und Goldköpfchen und Das Rosengartenlied (beide 1919). Während die letztere Geschichte wenig Episches bietet, sondern nur Lyrik und Idylle um das beliebte Soldatenlied rankt, ist die erste eine echte, in einfachem Stil gehaltene und innige Anhänglichkeit an Heimat und Heimatdorf verratende Erzählung, die ihrem Verfasser einen Platz in der Reihe unserer guten Volksschriftsteller anweist. Wie diese regt auch Feiten in seinen Erzählungen den Leser überall zu besinnlichem Nachdenken an und führt ihn zu dem Echten und noch nicht Erstorbenen, das in dem bedeutenden Wust der Gegenwart noch vorhanden ist. So auch in den kleinen Geschichten, die er unter dem Titel Bunte Fracht (1926) vereinigt hat. Wie die im Mosellande bereits eingerissenen Schäden behoben und wie die Überführung des alten Kulturlandes in berechtigte neue Art vollzogen werden kann, zeigt er in dem Buche „Die Moselsage, einem Roman um das Leben und das Volk" (1927). Der Baumeister Normann, ein weltoffener Konvertit, kommt aus dem Norden in die Mosellandschaft, lernt die Eigenart der Bewohner kennen, merkt die sich zeigenden fremden Einflüsse, wurzelt durch eine zarte Liebe selbst im Lande ein, gewinnt das Vertrauen der Leute und deutet ihnen nun die Welt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaum dachte ich nachzuwachsen den Vätern
und Meistern der Nachbarschaft,
da drängten schon Jünglinge hinter mir her.

Kaum nannte ich jene Vater und Meister,
da hörte ich andre schon Vater und Meister
mich nennen.

Kaum sprach ich: sieh, wie sind sie gealtert,
da hörte ich hinter mir her: sieh, er wird
alt.

Die Höhe suchte ich, aber wo ist sie?
Unaufhaltbar schwingt uns die Welle dahin.

Josef Feiten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und ihre Zeichen. Mag auch mit Recht die Darstellung von alledem zu breit gesponnen sein und statt der vielen Reden und Auseinandersetzungen eine kräftig einsetzende und bewegt fortschreitende Handlung gewünscht werden, so bietet das Buch doch so viel an Nachdenklichem und Nachdenksamem, daß es volle Beachtung verdient.

Auch im Drama hat Feiten sich versucht; zunächst in dem Essener Marienspiel (1923 in der 2. A. betitelt „Unserer Lieben Frau Rosengarten"), das sich vor der Krippe abspielen soll und gewissermaßen die Verbindung des Paradiesesspiels und des Krippenspiels herstellt. Noch besser gelang das Drama Cusanus und Eberhard (1923), in das mit großem Geschick der ganze Geist und die Geschichte der Mosellandschaft eingefangen ist. Auch zeigt es Feitens Vorzüge, seine Kunst inniger und süßer Beseelung, seine Liebe zur Heimatsage und Heimatsitte und die Unbefangenheit in der Aussprache seiner Weltanschauung.

Über die gedankliche Grundlage seines Schaffens hat sich der besinnliche und oft grübelnde Dichter in der gründlichen und reichen Programmschrift Das naive Weltbild (1919) selbst Rechenschaft gegeben und mit dem Bande Am Aufbau der Zeit (1926) bot er ein philosophisches Buch volkstümlicher Prägung, das über Marienverehrung, deutsche Heimat, Volk, Schule usw. Belehrendes zu sagen weiß.

In demselben Kreise wie die Muse Feitens bewegt sich die des Rheinländers Richard Knies (geb. 1886 in Offstein, Kreis Worms a. Rh., lebt in Mainz). Auffallend aber ist, daß zwischen seiner Lyrik und seiner Prosa gar nichts Gemeinschaftliches besteht, daß seine „Zelle" umrankt ist mit düsterstem Efeu, seine Straße jedoch erfüllt von sonnigsprühendem Lachen und bestreut mit humoristischem Konflikte. In seinen Sonetten offenbart sich eine grüblerische Natur; man ahnt fast aus jeder Zeile seiner Gottgedichte die Kämpfe, die er führen mußte, um sein Erlebnis des Glaubens mit dem Glauben an das Dogma in Einklang zu bringen. Deshalb sind seine Verse so hart gehämmert. Als Prosaepiker aber schaut er mit offenem Auge in die Welt und sieht Menschen und Ereignisse, an denen andere achtlos vorübergehen. Zarte Kinderseelchen schildert er mit behaglicher Breite; er geht hinter den Krüppeln und den Blöden her und webt um sie eine Geschichte; er studiert Straßenoriginale und skizziert alle möglichen Situationen. Er greift in das kleinliche Getriebe eines abgelegenen Bauerndorfes und verklärt alles unleidliche Gezänke mit seinem Humor. Dieser aber erhält seine versöhnende und verklärende Kraft durch des Dichters Wissen um jenseitige Dinge, das seiner Lebensanschauung Tiefe und Weite gibt. Es ist etwas ganz Eigenes um diesen Humor. „Gerade in den Situationen, die durch ihren Ernst und ihre Tragik zur Verzweiflung treiben können, zeigt sich die Größe des Humors von Richard Knies. Man lacht und weint zugleich und erkennt so die Wirklichkeit mit den dunklen Schatten des Leides und den hellen Strahlen der Freude. Man sieht, wie sich die lichte Helle in tiefe Dunkelheit wandelt. Im Humor von Richard Knies spiegelt sich das Leben, wie es ist, weder durch Tragizismus verfinstert, noch durch Schönfärberei idealisiert." (W. Gurian.) Große Probleme, Weltereignisse gehören nicht in das Reich des Schaffens unseres Dichters, er findet im Kleinen seinen Stoff; übrigens machen nicht die „großen" Stoffe den Dichter.

Ein kleiner Stoff ist es, den die „Erzählung aus Rheinhessen" Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen (1911, in der 3. A. betitelt: Hährassa und Siebenguldennas 1926) bietet und doch ist sie ein achtunggebietendes Meisterstück. Der alte, katholische Nachtwächter bekommt eine Aushilfe, einen protestantischen, zweiten Nachtwächter, der sagt im Sprüchlein nicht „Lobet Maria"; das gibt einen erhitzten Kampf im Dorfe; endlich legt sich alles bei: Wenn der katholische Nachtwächter die Runde hat, so sagt er zum Ersatz der vorigen Woche zweimal: „Lobet Maria!" Man beachte, wie Knies den Konflikt aus den Charakteren der beiden Nachtwächter auftrotzen läßt, ihn nicht nur an die beiden heranbringt und so ein lebendiges Dorfdrama formt. Daß er mit leichter Ironie zu dieser Auswirkung konfessioneller Gegensätze lächelt, darf man ihm doch nicht verübeln. Eine formlose, flott geschriebene Erzählung ist der Schrei der Mutter (1914). August ist Seiltänzer geworden. Die Mutter sieht ihn bei einer Vorstellung; sie stößt vor Entsetzen einen Schrei aus und fällt in Ohnmacht, worauf jener seinen Beruf aufgibt und Schlosser wird. In den folgenden Bändchen Blümlein im Rauhreif („Die Gitarre", „Das Dromedar" 1915) erzählt Knies in überaus zarter Weise von drei Kinderschicksalen. Das zarte Blümlein Gotthard konnte im Rauhreif der mütterlichen Strenge nicht gedeihen; das verkrüppelte München, wegen ihrers Höckers „Dromedar" genannt, gewinnt an Heinrich, dem blödsinnigen, häßlichen Knaben, dem „Dudeldeinchen", einen Freund und Beschützer gegen die sie verspottende Rotte. Sie erzählt ihm Geschichten und Märchen, die der naive Knabe alle für bare Münze nimmt. Knies hat tief in die Kinderseele hinabgelauscht und in die dem Erwachsenen meist völlig verschlossenen Irrgänge hineingeleuchtet. So spielen sich im kleinsten Raum schlichte Dramen ab, die aber sich auswachsen zu tieferschütternder Tragik. In dem Buche Sonderlinge von der Gasse (1919) läßt uns Knies Typen schauen, Originale mit aller Komik der Erscheinung, die uns ergötzt, und zugleich mit tiefster Tragik, die uns erschüttert. So die Geschichte „Wie Molli hop-hop-hop an der Ordnung starb". Es ist eine einfältige Gassengestalt, ein armer Kerl, verlumpt, verdreckt, aber von rührender Anspruchslosigkeit, harmlos und glücklich in seinem kümmerlichen Vagabundenleben. Diesem entrissen und in „menschen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

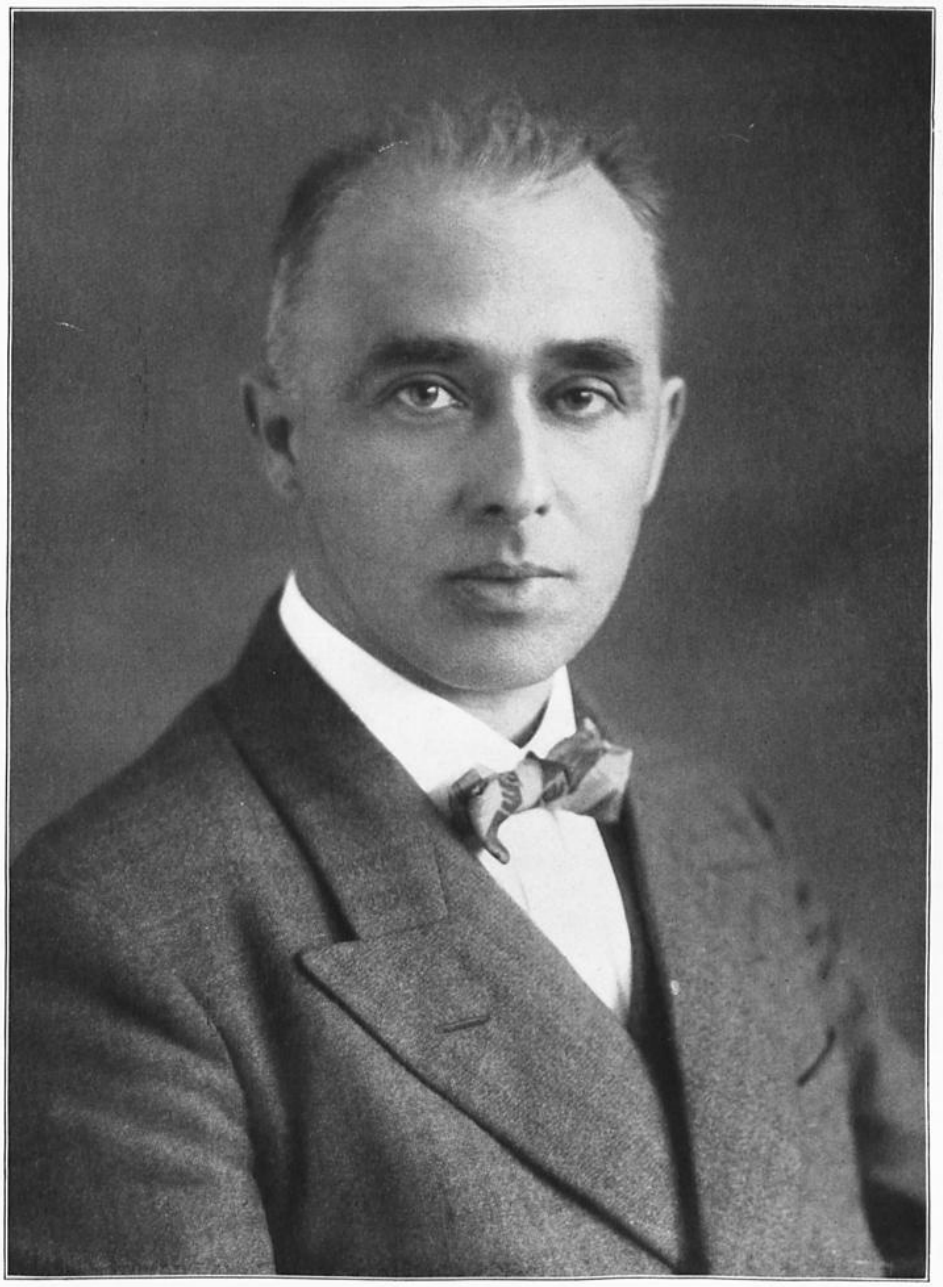
würdige" Verhältnisse gebracht, zerbricht er innerlich, da er sich in seinem Alter und mangels höherer Geisteskräfte nicht umzustellen vermag, und so stirbt er faktisch an der Ordnung. In anderer Weise tragisch als Molli ist „Binnebäwwel" in „Narrenrache" mitsamt ihren beiden Freiern, die aus verschmähter Liebe und innerer Haltlosigkeit zu Trinkern werden und ihre Feindschaft bis zu dem Augenblick fortsetzen, wo sie sich aneinander und an Binnebäwwel durch höhnende Worte gerächt zu haben glauben. Das Buch ist voll psychologischer Feinheiten, insbesondere in der Zeichnung der Binnebäwwel. Bei ihr, die sich in jungen Jahren nicht für einen ihrer Freier entschließen kann, weil sie beide in ihrer Eigenart liebt, kommt der seelische Zusammenbruch, als sie fühlt, daß sie ihre Jugendfreunde innerlich verloren hat, und zwar auf die unwürdige Art, daß sie Trinker geworden sind. „Susannes letzte Beichte" läßt ein schlichtes, arbeitsvolles Leben ruhig ausklingen. Wie die Kinderseele der alten Zeitungsfrau sich mit naiver Umständlichkeit auf den Flug zum Himmel vorbereitet, das wirkt wie ein heiteres Idyll. „Düschak" wirkt durch den Hintergrund des Weltkrieges mit seinem Jammer, das hier im Einzelschicksal aufgezeigt wird. Den rheinhessischen Sonderlingen folgte die prächtige Dorfgeschichte Die Herlishöfer und ihr Pfarrer (1919), des Verfassers bestes Prosawerk. Ein goldener, gesunder Humor lacht im ganzen Buche, ja aus jeder Zeile. Dank seiner Charakterisierungskraft werden seine „Helden", die freilich keine Helden sind, vor uns lebendig und wir werden zu Teilnehmern an der Handlung. Es sind Menschen, wie sie wirklich vorkommen können, mit ihren guten und schwachen Seiten Das von Hannjerri Knollekot erbaute Türmchen im Dorfe wird von dem schalkhaften und spottlustigen Pfarrer im Provinzstädtchen in bautechnischer Beziehung verhöhnt. Darüber entbrennt der Zorn der „maßgebenden Persönlichkeiten" gegen den Pfarrer. Eine Deputation verlangt vom Bischof einen neuen Pfarrer. Sie erhalten als solchen einen Doktor der Theologie. Aber auch mit diesem sind sie nicht zufrieden; lieber ist ihnen noch Anselmus Cyriakus Gottschalch Huchebruck — und sie bekommen ihn wieder. Was wohl in der Geschichte am besten wirkt, ist die Darstellung der allmählichen psychologischen Läuterung, sowohl beim Pfarrer als auch bei Hannjerri, seinem größten Gegner. Beide werden schließlich die besten Freunde. Ohne die dramatische Geschlossenheit und farbige Beweglichkeit der „Herlishöfer" zu erreichen, ist auch die Erzählung Servaz Duftigs Frühlingswoche (1920), ein Buch voll Glanz und Tiefe, ein durch und durch dichterisches Werk. Denn auch diese alltägliche Liebesgeschichte des poetisch schwärmenden und altväterisch charaktervollen Servaz Duftig gestaltet das Leben aus der Fülle der Geschichte. Knies ist hier ein ganz anderer als im überlegen heiteren Erzählen der Herlishöfer. In das besinnliche Tagebuch des abgeklärt seinen Neigungen lebenden Mittenberger Bürgers ist sicher viel aus eigenem Erleben des Dichters eingeflossen. Eine köstliche Woche dauert das Erinnerungserleben Servaz Duftigs und es gipfelt in dem Bekenntnis: „Mein Glaube ist der an ein Reich der Klarheit ewigen Frühlings."

Dies war im Grunde genommen auch schon der Grundton des Gedichtbandes Die feierliche Zelle (1917), nur daß dort das Wissen einer religiös-ernsten, aber auch wieder religiös heiter-zuversichtlichen Stimmung entsprang . . . „und ich verschalle, Gott in dich". Knies fühlt und dichtet von seiner Seele, in der sich die Wunder der Welt abspiegeln; das Bild der feierlichen Zelle, in die sich alle Dinge kristallisieren sollen, steht vom Anfang an beherrschend fest. Wie aus der katholischen Gesinnung des Dichters sein seelisches Erleben einer monumentalen Weltanschauung sich einfügte und so vor moderner Zerrissenheit bewahrt wurde, so ballt Knies auch formal die Sensitivität zeitgenössischen Empfindens zum strengen Rhythmus des Sonetts. Und seine kunstvolle Bändigung des Stoffes macht ihn unter den katholischen Lyrikern zu einem der formstärksten. Aber freilich verführt diese strenge Kunst leicht zur Künstlichkeit, wenn ein elementares Erleben und ein spröder Gehalt in die fremde südländische Form des Sonetts gebannt werden soll. So bekommt vieles, was im Urempfinden stark und ursprünglich sein mag, in der Gestaltung leicht etwas, was spielerisch und geziert wirkt. Doch trotz der zuweilen sich findenden Künstlichkeit strömt aus den meisten der Sonette dieses Versbuches eine solche Kraft und Ursprünglichkeit, daß Knies als einer der viel versprechenden Talente der jungen katholischen Lyrik erscheint. Voll aber wird seine Lyrik erst wirken, wenn er in weniger beengenden Formen seinen eigenen schlichteren und kernigeren Rhythmus findet.

Ein Dichter, lyrisch seinem Grundwesen nach, aber auch in der epischen Form mit Ehren bestehend, ist Friedrich Castelle (geb. 1879 in Appelhulsen, lebt in Düsseldorf).

Als Lyriker trat er hervor mit den Gedichtbüchern „Vom Leben und Lieben" (1903), „Späte Lerchen in der Luft" (1919), „Charon" (1921), „Wanderer im Weltall" (1922). Sucht er in dem letzteren Werke Wunderwege zu den fernsten, höchsten Sternen, so wird es doch kein Durcheinander von Sonne, Mond und Sterne. So sehr es ihn in Weltenweiten zieht, unter dem Himmel und am Herzen der Heimat ist der Poet recht eigentlich zu Haus. Dort strömt ihm auch vom Geiste der geliebten Droste, aus ehrfürchtig und findig erschlossenen Bergschlüften und Quelltiefen der Sage jene erdfrische Kraft zu, die ihm in lebendiger Verbindung mit eingestimmten Herzen und Hörern die Zunge schmeidigte, zu sagen, was das eigentliche Herz lebte, liebte und litt. Castelle ist eng mit den Bestrebungen zur Pflege des niederdeutschen Volkstums verbunden und die Liebe zum Volkstum hat auch die versonnene Erzählung Das Haus in der Dreizehnmännergasse (1919) geschaffen, die uns von den Insassen eines Altmännerhauses berichtet. In der Mitte des Geschehens steht der Musikus Lachmund Herzenot und das Geschick seiner Liebe, die ihm verloren ging, weil er das Leben nicht zu fassen verstand und ihm wiedergewonnen wird, wie er es in den letzten Tagen durch Strenge gegen sich und Güte gegen die andern gemeistert hatte. Mit ihm haust und webt im Altenhause noch ein Dutzend anderer Schiffbrüchiger am Leben: Gute und Böse, Weise und Toren, die alle mit dem Leben abgeschlossen und doch ihr ganzes Leben mit in die lebensferne letzte Zuflucht ihres Alters genommen haben und im Frieden der letzten Stunde Lachmund Herzenots mit ihm ihre Erlösung finden. Ein Buch voll ernster Innerlichkeit ist der Bauernroman Heilige Erde (1922). Doch ist die Durchführung des Problems — Wiedergewinnung eines der Heimat Entfremdeten — nicht vollständig gelungen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser Chrißjan Hagelschuer ist eine schwerblütige Westfalennatur, er kann nicht zum Tatentschluß kommen, er zergrübelt sich und seine Liebe und das Glück der Seinen und verscherzt es fast; er ist so schwerfällig und schwerblütig, so schwankend und schwächlich, so abhängig von Zufälligkeiten und Kleinlichkeiten, daß wir uns am Schluß nicht des Zweifels erwehren können, ob er nun ohne Rückfälle der Heimat wiedergewonnen sei. Prächtig gezeichnet sind die beiden Frauen und nicht unerwähnt bleibe, daß über der Sprache des Romans oft der süße Duft hoher Poesie liegt und daß er Bilder enthält, wie sie nur ein begnadeter Dichter schaffen kann.

Immer noch erweitert sich der Kreis der Leser, der um Friedrich Schnack (geb. 1888 im Städtchen Rieneck bei Gemünden, lebt in Hellerau bei Dresden) sich schließt. Er ist der Dichter fränkischen Geblüts, der reinblütigste Romantiker und Naturpoet in einer Zeit, die nach dem unfruchtbaren und übersteigerten Ablauf des Expressionismus sich einer „neuen Sachlichkeit" verschrieben hat, die ein kühl-puritanischer, stark auf das Intellektuelle gestellter Realismus ist. Es gibt auch eine romantische Sachlichkeit (im einfachsten Liede), nur mit dem Unterschied von der „neuen", daß sie poetischer ist, nicht kühl, sondern blutwarm, nicht geistreich, sondern durchgeistet: Romantik, die in der Magie des Wortes liegt. Damit ist schon angedeutet, wohin die Dichtung Friedrich Schnacks gerichtet ist: sie führt, aus eigener Wurzelkraft genährt, die deutsche lyrisch-epische Hochleistung in einer ganz persönlichen Weise weiter, hat noch viele Entwicklungsmöglichkeiten in sich in der Verdichtung nach innen und in der Formklarheit nach außen, mit hohem Verantwortungsgefühl vor der Lauterkeit der dichterischen Gesinnung und vor der Reinheit und Schönheit gepflegter und geprägter Sprache. Es wäre aber falsch, ihn für einen kalten Ästheten zu halten, der nur von dem Bestreben erfüllt ist, mit artistischen Spielereien zu jonglieren. Er sieht die Welt mit hellen Augen an. Auch ihm entgehen die Probleme nicht, um die der moderne Mensch schmerzlich ringt. Seine Märchen haben keine Gemeinschaft mit den Phantastereien wichtigtuender Märchentanten. Er steht fest im Zentrum des Lebens. Von dort aus erhält alles seinen Sinn und seine tiefere Bedeutung. In der ersten Periode seines Schaffens hat Schnack die phantastische Märchenhaftigkeit und traumhafte Exotik mit erstaunlicher Sprachgewalt in alles Diesseitige eingebaut und so eine ganz neue Wirklichkeit werden lassen. Die Romane seines zweiten Schaffensabschnittes spielen sich auf dem Boden des wirklichen Lebens ab, bleiben aber märchenhaft versponnen, unter sich stofflich oder irgendwie durch Menschen, Stimmung, Landschaft auf das innigste innerlich verwandt. So stellt sich, wie D. H. Sarnetzki in seinem feinfühligen und begeisterten Aufsatze über Schnack darlegt, das Gesamtwerk dar als ein Werk, geschrieben gegen den Zeitgeist, gegen unser mechanisiertes und technisches Leben, obgleich es der realen Sachlichkeit nicht ausweicht, dieser aber nicht dienstbar geworden ist, sondern sie überwindet durch inneres Leben, durch romantische Beseelung, kurzum durch Dichtung. In Schnacks Werken ist nichts von psychoanalytischen Absonderlichkeiten und bohrender Intellektualität, aber er kommt in Wesensbezirke des Seelischen aus Erlebnis und Gefühl, an die jene anderen nicht heranreichen. Seine Bücher, urteilt P. Bauer, gehören zu jenen, die „des Menschen Läuterung und seinen Weg zur Liebe und Seele offenbaren" und die darum Führer sein können auch für den, der das kommende Reich mit stärkeren Jenseitshintergründen besäumt sieht als Fr. Schnack. Sein Schaffen ist innig verbunden mit dem, was unserem Herzen nahe ist. Seine Gedichtbücher, die das reale Leben durch ein Traumleben erhöhen, verschönern, stellen ihn in die vorderste Reihe der heute lebenden deutschen Lyriker — von Goethe, Hölderlin, Eichendorff über Storm, Rilke, Däubler zu ihm.

In der Mannigfaltigkeit der bildhaften Sprachformen scheint er in seinen Gedichten unerschöpflich. Er hat die immer reiche Fundgrube der ewig schaffenden Natur. Seine Kenntnis der Tier-, Vogel- und Pflanzenwelt ist außerordentlich. Alle Klänge, Farben und Gerüche sind ihm offenbar und selbst die stumme Kreatur vermag er zu erlösen zum jubelnden oder klagenden Wort. („Ich wiege mich im Walde".) Bemerkenswert ist auch die Schaukraft seiner Bilder. Sie haben immer die Frische und Farbenglut der Urtümlichkeit. Oft wird das Erlebnis, wie es empfangen wurde, in Bilder von rein sinnlich erfaßbarem Ausdruck umgedeutet, meist aber sind die Darstellungen gesteigert zu traumhaften Gesichten oder mythischen Phantasien. Immer aber ist es die blühende Frankenlandschaft, deren Lob er in immer neuer Wortmusik singt. Und wenn schon die Ozeane in seinen Gedichten sich ihm öffnen, „arabisch Tor" aufspringt, Asien glüht, die „unversehrte Lotosblume wächst", „Rosenwasser die Schlucht durchströmen", so funkelt dennoch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das fränkische Geblüt hindurch, der Franke wandert über die Erde und über Ägypten und Japan steht fränkische Sonne. Fränkische Sonne leuchtet diesem Dichter im Geblüt und Blick, und er, seine Seele, flammt über den Zonen der Erde. Nicht im geringsten ethnographisch werden diese Gedichte empfunden, sondern dies Japan, dies Indien sind weiteste Gleichnisse großausgreifenden Erdgefühls. Er sagt: „Ich gehe über den Wendelkreis!“, aber es ist ein fränkischer Wendelkreis. Alles Exotische wird seltsam verheimatlicht und die Heimat empfängt einen immerscheinenden Glanz von Festlichkeit. Er verherrlicht nicht den Alltag, sondern, umgekehrt, er hat Sonntag im Blut, und der Werktag der Erde wird sonntäglich bunt von dem Blick, mit dem er ihn schaut. So reich die meisten Gedichte Schnacks an Prunk tragen, so findet sich doch in einer Reihe neuerer Verse eine starke Betonung des Volkstümlichen und es entstehen Strophen von beglückender Schlichtheit und Anmut. Von seinen Gedichtbüchern liegen vor: Das kommende Reich (1920), Vogel Zeitvorbei (1922), Der Zauberer (1922), Das blaue Geisterhaus (1924).

Schnack fühlt die Welt als das Liebeswerk einer gütigen, göttlichen Macht. Wie ein tröstliches Licht scheint ihm das Ewige durch das Irdische hindurch und macht den Menschen gut. Der gute Mensch, der dieses stille Leuchten wahrnimmt und zum Leitstern wählt, kehrt als Führer und Sieger immer wieder in des Dichters epischen Werken. So der Wanderer im Zaubermärchen Klingsor (1922). Er zieht aus, die Geliebte zu suchen, deren Bild er im Herzen trägt. In der arabischen Wüste erhält er von einem sterbenden Weibe den kräftigen Zauberstein. Der Vogel Kappi bringt ihn zum einsamen Schlosse Uruk des Zauberers Klingsor. Dieser starke Gegner ist der Böse, der seine Lust über alles liebt, der Egoismus in seiner unverhüllten Begehrlichkeit. An seiner Eigenliebe zerschellen Menschenschicksale. Überwunden wird er allein durch den Helden, der sich durch keine Versuchung der Sinne von seiner Aufgabe abziehen läßt. Ungeheuerliche Verführungskünste bietet Klingsor auf, den Menschen zu Fall zu bringen. Wie ein richtiger Märchenprinz geht der Wanderer kühn über die Schwierigkeiten hinweg. Der Spuk zerrinnt in nichts. Er erlöst die Geliebte und die Verzauberten werden am Ende alle frei. Die Unschuld des Herzens triumphiert und das Böse geht schmählich zugrunde. Daß aber der gute Mensch vorübergehend auch von der rechten Straße abirren und verderblichen Einflüssen und Gewalten erliegen kann, zeigt der Wanderer Angelus, der Held des Romans Die goldenen Äpfel (1923). Märchenhafte Gärten und Gemächer verheißen berauschende Feste und Liebesnächte, voll heißer Sinnlichkeit locken sie mit zaubersüßen Gewalten, daß er des Weges vergißt. Doch jäh in seine Mitternächte ruft die Stimme seines Schicksals und entreißt ihn der innigsten Umarmung. Und als er, trotzdem die Stimme stärker erschallt, noch keinen Entschluß fassen kann, tritt ihm ein greiser Sendling am Garteneingang entgegen: „Verlaßt den Garten, geht, versöhnt Gott und Euer Schicksal . . . Macht Euch auf, sucht die goldenen Äpfel Euerer Unsterblichkeit.“ Obwohl Angelus gläubig und guten Willens auf den rechten Weg zurückeilt und weiter wandert in die Welt, irrt er wieder und wieder ab, bis er am Ende der Welt in der Stadt Nabis die liebende Frau findet, die er im Übermaße des Genusses von sich gestoßen hat, nun zur Erkenntnis kommt und Glück und Liebe in der Läuterung des Herzens findet. Im Gegensatze zu diesen beiden edlen Menschen, die um ihrer Seele willen den guten Kampf kämpfen, steht die breite Masse, deren Gier Geld und Genuß sind. In grellen, oft naturalistischen Bildern malt Schnack die Oberflächenwelt und zeigt damit, daß er, der scheinbar Zeitferne und Traumnahe, die irrende Gegenwart aufs genaueste kennt. Es ist der Triumph des Eros über die Sinnlichkeit, den das Märchen zeigen will, der Ruf zur Besinnung. Das Ende ist ein Gesang von hymnischer Kraft. Mit noch grelleren Farben setzt Schnack die Schilderung der gegenwärtigen Unkultur fort in dem Roman Die Hochzeit zu Nabis (1924). Einen Tag nur, den letzten ihres Lebens — damit greift Schnack den alten niederdeutschen Sagenstoff vom Nabiskreuze auf — sind die Menschen Bürger dieser sonderbaren Stadt. Sie muß, wie jeder andere, auch der amerikanische Dollarfürst passieren. Er kann die Stadt kaufen, gewaltige Orgien in den Liebesgärten und rauschende Feste veranstalten, aber den Tod kann er sich nicht willfährig machen. Der Abendstern kündet mit seinem schrecklichen Leuchten den Untergang an. Alle diese Sklaven der Leidenschaften werden vom Chaos zermalmt und vernichtet und mit ihnen auch der Dollarprotz, der den bezeichnenden Namen Knockout führt. Nur zwei Menschen, Maja und Finn, deren Herz von der Verführung unberührt blieben, werden gerettet, denn nur dem, der reinen Herzens ist, kann der Tod nichts anhaben. Die Helden in den drei genannten Büchern sind Typen des deutschen Menschen, wie er durch die großen Epen der deutschen Vergangenheit wandert (vom Parzival bis zum Simplizissimus und Faust), die christlichen Dulder und Büßer, die den Gral der göttlichen Liebe suchen und sich in den zur Sinnenlust verführenden Gärten Klingsors verirren; sie sind wie Sagengestalten und dennoch Menschen aus Fleisch und Blut, ob sie nun der Sage und der Fabel entstammen oder der Gegenwart. Das wesentliche Ziel ist die Gewinnung des reinen Herzens.

Nach diesen Büchern barock-exotischen Überschwanges, der Ablösung vom irdisch-realen Geschehen, stürmischen Verschwärmtseins in Fabelwelten, kehrte Schnack ganz auf die heimatliche, fränkische Erde zurück und es entstanden Werke eigener Prägung von einer nur ihm eigenen Wesensart. Er ist sprachlich einfacher, verdichteter geworden und eine gesteigerte Sprachkultur, aus ihrem innersten und lebendigsten Gesetz herausgewachsen, hat nichts Gesuchtes und Manieriertes erzeugt, deshalb köstlichste Wirkung und ist ganz zum Spiegel seiner künstlerischen Persönlichkeit geworden. Gerade durch diese Einfachheit wirkt sein Roman Sebastian im Wald (1926) adelig. Das Buch ist reine Dichtung, Gesang, eine musikalische Wortsinfonie, ein unendlich farbenreicher Hymnus auf die Schönheit des deutschen Waldes. Die Handlung ist äußerst einfach. Sebastian, der aus der Fülle und Ungebundenheit des brasilianischen Waldes in die Enge einer fränkischen Kleinstadt zurückkehrt, kann sich schwer in die alten Verhältnisse eingliedern. Im heimischen Walde findet er dann am Ende einen Ersatz für das verlorene Paradies. Er lernt die Hirtin Urle kennen, sie werden ein Liebespaar. An ihrer Seite vergißt er das anfängliche Heimweh nach der fernen Wildnis. Wie zwei Waldvögel hausen die beiden in einem Blockhause, bis eines Tages ihre Waldherrlichkeit einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brande zum Opfer fällt. Sebastian muß im Städtchen wohnen und in der Fabrik den Lebensunterhalt für Weib und Kind verdienen. Seine Seele verdüstert sich, aber wieder siegt die beharrliche Liebe und das gläubige Vertrauen. Urle betet zur Gottesmutter. In der kleinen Fichtenecke des Gartens spielt Sebastian mit seinem Buben Indianer und Waldläufer. Er holt seine Urwaldschalmei, die er seit dem Brand nicht mehr blies, wieder herbei und mit ihrem Tönen wächst der kleine Busch um sie zur Wildnis, die alle Umwelt vergessen läßt. Ein schöneres Waldlied in Prosa ist nie gesungen worden. Das Werden des Waldes und Sichwandeln, sein Versinken in winterliche Erstarrung und seine jubilierende Auferstehung sind mit allen Farben dichterischer Kraft und eines schier unerschöpflichen Bilderreichtums geschildert, gedichtet, gesungen mit den höchsten Ausdrucksmitteln, deren die deutsche Sprache fähig ist. Dieser Eindruck wird noch vertieft durch den Roman Beatus und Sabine (1927), ein Lobgesang auf die Jugend, auf Kinder- und frühes Liebesland. Ein Knabe und ein Mädchen, der Sohn eines Besitzers eines alten Klostergutes am Neckar und das Töchterchen des Hausverwalters, wachsen miteinander auf, erleben gemeinsam die ewigen Wunder und Wandlungen der Natur, stehen in innigster Gemeinschaft mit Garten, Wasser und Wald und spielen die kindlichen Spiele mit allen Erscheinungen ihrer Umwelt. Dieses ganze Jugendleben zieht wie ein bunter Traum vorüber, die paradiesische Kinderneigung blüht auf zur bewußten Neigung des Geschlechtes und gerade als diese aus dem Traumzustand sich zu entwickeln beginnt, ertrinkt Beatus im Neckar. Die Jugendträume aber bleiben Sabines köstlicher Besitz, wenn auch vom Schleier der Wehmut umflort. Wie im Waldroman das Seelenleben der Natur ist hier das Seelenleben der Kinder mit unendlicher Zartheit und Behutsamkeit gezeichnet. Wie ein natürlich gewachsener Organismus reiht sich der Roman Die Orgel des Himmels (1927) an, noch einmal ein Lobgesang auf Natur und Menschengüte. Wer wie Florian, des Waldmenschen Sebastian Sohn, schon früh geweckt wurde für die Stimmen der Natur, für die Orgel des Waldes, der Bienen, des Wassers und der Gräser, dem werden auch die Ohren aufgetan für die große Orgel der Erde, die Weltorgel, die Orgel des Himmels, auf der die Hand des Allmächtigen spielt, damit wir, seine Geschöpfe, atmen. Auch hier denkt man kaum an die „Handlung", die außerordentlich einfach ist. Sie spielt sich im Grunde um zwei alte Sonderlinge ab, um die verwitwete Frau Therese, die ihre Söhne im Kriege verloren hat, aber noch immer in einer Traumwelt mit ihnen lebt, und um den alten Bertram, ehemals Lehrer und Organist, „Einsiedler, Bienenvater und Ziegensamariter". Thereses Tochter Brigitte und Bertrams Neffe Florian, Organist in Würzburg, werden ein Paar. Das ist alles; aber wie ist es erzählt: Die Natur ist nicht geschildert, sie lebt, spricht mit unzähligen Zungen in immer neuen und reicheren Bildern, sie ist selbst Bild und Klang.

Friedrich Schnack.
Phot. Genja Jonas.

Abseits von dieser auch stofflich geschlossenen Trilogie, aber doch in innerer Verbindung mit der Natur stehen Schnacks jüngste Bücher. Das Zauberauto (1928) wird hier zum Vermittler der Natur und vor allem der Stimmungsfülle, die sich im Roman aus der Verbindung von Wunsch und Welt, der sinnlich wahrnehmbaren Dinge und eines unsinnlich-traumhaften Erlebens ergibt. Als Forscher und Wissenschaftler, Lyriker und Epiker erscheint Schnack in seinem letzten Werke Das Leben der Schmetterlinge (1928). Ein Buch voll sagenhafter Schönheit, das uns plötzlich die Augen öffnet für eine Welt voll Wunder, in die uns Schnack, umflattert von den lieblichen Schwingen der Tag- und Nachtfalter, als ein kundiger Seher und Deuter geleitet. Er beschreibt die Schmetterlinge, zeichnet ihr Leben und ihre Verbreitung, besingt ihre Schönheit, windet Bilder und Gleichnisse um ihr flüchtiges Dasein, deutet sogleich ihr Wesen und stellt sie in eine geistige und seelische Welt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schnack liebt die einfachen Dinge und einfach, aber unverlierbar und unvergeßbar ist auch die Geschichte, die er in seinem Roman Der Sternenbaum (1930) erzählt. Dem Waldarbeiterbuben Juppi sind Vater und Mutter gestorben, ehe er noch der Schule entwachsen ist. Aber der erste Tag seines Lebens war der Weihnachtsabend und über der Wiege strahlte als Sternenbaum die Weihnachtstanne. Ihr Licht ließ so viel Helles und Holdes in der Seele des Knaben zurück, daß es ihm über alles Schlimme auf seinem Lebenswege hinweghilft. Er verlebt böse Tage auf einem einsamen Bauernhof, wandert dann mit der gutherzigen „Spielzeug-Gret" als Hausierer herum, kommt zu einem Tischler in die Lehre, ist nach dessen Tod obdachlos und wird schließlich unter dem Sternlichterbaum der Weihnachtstanne in einem Forsthause von dem kinderlosen Försterpaar als Sohn angenommen.

Als Lyriker und Dramatiker lenkte Gottfried Hasenkamp (geb. 1902 in Bremen, lebt in München) die Aufmerksamkeit auf seine Schöpfungen. Er verrät in Form und Gehalt seiner Dichtung die Herkunft als Norddeutscher. Daher fehlt, wie P. Adams bemerkt, seinen Dichtungen der Lyrismus und die melodische Süße und Herzlichkeit Süddeutschlands. Dafür haben sie den echten Hanseatengeist: Kraft, Freiheitsliebe, Herbheit, ja Härte, Großzügigkeit und Feierlichkeit. Ferner ist zu beachten, daß Hasenkamp aus dem Pietismus kam, und dessen Einfluß merken wir in seinen ersten Dichtungen, so im „Hochdienst", wo er Sebastian Bach, Tersteegen, Klopstock und vor allem „das Haupt, der alten Treue Opfer Hölderlin in einer bilderlosen Welt" in Liebe grüßt.

Für Hasenkamps Hymnen (1924) war die gewaltige Hymnenform Hölderlins mit den Eigentümlichkeiten des Satzbaues und den großen Themen formal das entscheidende Ereignis. Unter dem Einflusse der Liturgie, der Antike und der lateinischen Hymnik aber trat Hölderlin als Vorbild zurück. Hasenkamps Hymnen erinnern uns an die der Gertrud von le Fort; doch während diese mit der Kirche ringt, sind die Kirche, ihre Dogmen, ihr Glaube, ihre Sakramente in seinen Dichtungen keine Frage, sondern eine Selbstverständlichkeit. Noch vor den „Hymnen" war Hasenkamp mit dem geistlichen Spiele Die Magd (1923) hervorgetreten, dem dann noch Sponsa Christi (1924) und Wintersonnenwende (1924) folgten. Den künstlerischen Willen und den Reichtum an tiefen Gedanken in diesen Stücken muß man anerkennen, für die Volksbücher aber, an die der Dichter dachte, sind sie schon wegen der schweren Verständlichkeit der Sprache, die sich oft in langen Perioden bewegt, kaum geeignet. Die Sprache ist reich an Bildern und an Ausdrücken des Gegensatzes. Aber nicht daß sie bloß die Spannungen kennt von der Unruhe zur Ruhe, oder jene, die jede Moralität darbietet: von Gut und Böse, Geist und Fleisch, Reinheit und Sünde. Sie gipfelt vielmehr darin, daß sie oft gerade das Unvereinbarste ineinander schließt, in Fügungen wie etwa „von Unbegierde trunken", „geheimnisklar", „von Nüchternheit durchbraust" u. a.

Eine echte Siegfriedsgestalt, voll Mark und Wucht, in der die nüchterne Tatkraft des Vaterlandshelden sich die Hände reicht mit der glutvollen Begeisterung des christlichen Freiheitssängers, hat man Franz Eichert charakterisiert. Gewiß, er ist ein begeisteter Rufer im Streit, aber auch ein Harfensänger vor dem Herrn, ein Sänger aller menschlichen Freuden, kurz, ein Dichter im wahrsten Sinne des Wortes. Will man den ganzen Eichert kennen und würdigen, dann muß man alle seine Gedichtbände lesen und wird gewahr werden, daß seine tiefpoetische Natur in steter Entwicklung zu einer Reinheit und Klarheit sich durchgerungen hat, wie sie unsere besten Lyriker auszeichnet. Eichert war ein ausgesprochener Ideenmensch, immer aufs Ganze ausgehend, immer ein Kämpfer, ein Prophet der obersten Wahrheiten, ein Verächter der Mode und ihrer Launen. Nicht immer ist er verstanden worden. Man glaubte, er wolle einen Kult des Minderwertigen, nur weil es von Katholiken stammte, er wolle Verachtung des Gegnerischen, nur weil es vom Gegner kam. Das war nicht sein Standpunkt. Er wollte nur Vermeidung katholischer Würdelosigkeit, katholischen Selbstmordes. Und „Bekenntnistreue", schrieb M. delle Grazie anläßlich der von W. Öhl besorgten Auswahl aus den Gedichten Eicherts „Die eiserne Harfe" (1924), „ist nicht nur etwas Großes — sie ist wie jedes Heldentum innerster Antrieb und letzte Gebärde, das Große an sich; wo in Leid und Geduld geübt, aber mehr als einmal ein Martyrium ohne Ende. . . . Ein solches Leben, seit Jahren von steter Sorge bedrückt und von körperlicher Qual heimgesucht, lebt einer der bedeutendsten Lyriker dieser Tage mitten unter uns — Franz Eichert. . . . Ob auch vor allem ein gewappneter Kämpfer gegen den Wahn und Irrgeist einer entgötterten Welt, ist seiner Technik doch die volle Meisterschaft des Ausdrucks eigen, der die Kunst dieser Zeit kennzeichnet. Darüber hinaus aber hat er, was dieser Zeit meist ganz und gar fehlt: Seele. Und wo das gequälte Raffinement so vieler, bloß dem Augenblicke und der Mode dienstbar, nur vom geistverlassenen Schellengetön der Zeit wider-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hallt — da weht aus seiner Sprache etwas von der Ewigkeit herüber, hat seine Geste etwas von der Erhabenheit des schwertführenden Cherubs — leuchtet über manchem seiner Bilder ein fast jenseitiger Glanz auf. Von tiefster Innerlichkeit beseelt aber alles, was er sagt, des deutschen Mannes goldenes Gemüt." O. Katann hat in einem tiefgründigen Aufsatze, dem wir einiges entnehmen, gezeigt, wie die innige Verknüpfung von Dichtung und Leben einen Grundzug der Persönlichkeit Eicherts bildete. Seine Dichtung war immer dem Leben zugewandt, weil sie aus ihm herauswuchs. Am Beginn und lange Jahre als Journalist war er in seinem Interesse nie den praktischen Fragen des Tages ausgewichen und sein Schaffen hat von diesen seine Impulse empfangen. Die aufstrebende Wiener katholische Bewegung der Jahre 1890 bis 1900, in die Eichert hineingerissen wurde, mit ihrem Kampf um das Kreuzsymbol in den öffentlichen Schulen, ihrem wiederholten Ruf „Zurück zum praktischen Christentum" in den sozialen und kulturellen Fragen des öffentlichen Lebens, ihrem Anstürmen und Anrennen gegen den politischen Liberalismus, den antisozialen Mammonismus und den wissenschaftlichen Atheismus, diese mächtig schäumende Volksbewegung hat in Eichert ihren literarischen Ausdruck gefunden.

Aber darüber hinaus hat es Eichert doch auch verstanden, in vielen seiner Schöpfungen von dem unmittelbar gegebenen Anlaß abstrahierend, den Gegensatz zu weiten und zu verallgemeinern und durch die Glut seines Ausdrucks in seiner Intensität festzuhalten. Nun sagte man freilich „ein politisch Lied ein garstig Lied" und mit dem jungen Freiligrath: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei." Man vergaß aber dabei, wie Katann zeigt, daß, wann immer eine Bewegung allseits die Kultur zu beeinflussen begann, die Kunst und insbesondere die Dichtung sich bemühte, diese Ideen der Zeitbewegung darzustellen. Naturgemäß nimmt die Dichtung dann die Form des Imperativs und Optativs an. So sangen am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Freiheitssänger, das politische Lied bildete ein Charakteristikum der jungdeutschen Schule, der Naturalismus schuf im Bunde mit dem ihm verwandten Sozialismus die moderne soziale Lyrik eines Karl Henckell und Josef Heinrich Mackay. Und Eichert hätte sich im Vorwort zu seinem „Wetterleuchten" wegen seines Aktivismus nicht zu rechtfertigen brauchen, denn er war, trotz seiner im Formalen wesentlich konservativen Art, doch in modernerem Gleise. Sein Gedicht „Gerechtigkeit", das die Arbeiterenzyklika Leos XIII. begrüßte, war mit einigen anderen sozialen Gedichten ein Gegenstück zur Lyrik der Sozialisten. Der Expressionismus erhob, wie wir gelesen haben, den Aktivismus zum Gesetz für die Lyrik. So schrieb Kurt Hiller: „Man muß wissen, wozu man auf der Welt ist . . . Kunst ist wenig, wenn sie nichts ist als Kunst. Es gibt Höheres als Kunst." Oder: „Wir wollen keine Literatur unter Glas. Wir wollen eine, die birst vor Tendenz, nicht Literatur zu bleiben." So ward der Aktivismus der Lyrik Eicherts in der Zeit von 1910 bis 1920 moderner als damals, da er im Mittelpunkte der literarischen Interessen der deutschen Katholiken stand.

Eicherts Streitlyrik wurzelte im religiösen Erdreich. Auch dort, wo sie soziale Töne anschlägt, wo sie zum Anwalt der Armen wird. So erklärt sich die Doppelseitigkeit im Wesen Eicherts, die dem oberflächlichen Beobachter widerspruchsvoll erscheint. In seinen späteren Schöpfungen begegnet uns der Mensch losgelöst vom Streit der Zeit, in seiner Liebe und Treue, in seiner Anteilnahme an der Welt und im Bewußtsein der Vergänglichkeit des Irdischen. Überzeugt von der Macht der Ideen und der Notwendigkeit, sie in den Dienst der Zeit zu stellen, hat Eichert darin die Bedeutung der katholischen Literatur für die Gegenwart und gegenüber der Moderne erkannt. Und wenn sich auch später die schon in der „Höhenluft" angeschlagenen Töne der reinen Lyrik in ihm mehr zu festigen und auszuweiten begannen, erschien ihm doch dieser Aufgabe gegenüber die Form als eine untergeordnete Sache, wenn er sich auch anders gearteten Stilprinzipien nicht verschloß. Er wurde 1857 zu Schneeberg in Böhmen als der Sohn eines Revierförsters des Grafen Thun geboren. Aus den „Dichtergrüßen" der Elise Polko empfing er seine ersten poetischen Anregungen. Sein Bildungsgang führte ihn durch die Realschule an die Universität in Wien. Der Tod der Mutter hatte eine tiefe Lücke im Leben des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jungen Dichters zurückgelassen, und es schien, als sei auch Glaube und Gebet mit ihr ins Grab gesunken. In diesen Jahren hatte Eichert schwere innere Kämpfe durchgemacht und es war wohl die gute Erziehung seiner frommen Mutter, der er den Sieg des Kreuzes und damit den inneren Frieden verdankte. Nach Beendigung der Studien trat er 1891 als Verkehrsbeamter in den Dienst der österreichischen Nordwestbahngesellschaft, kam zuerst nach Schreckenstein, wo seine innere Umkehr sich vollzogen zu haben scheint, später nach Znaim. Hier zog ihn die in Wien erwachte christlich-soziale Bewegung in ihre Kreise. Seit dieser Zeit lebte er bis zu seinem Tode (1926) als Redakteur in Wien. Er war Mitbegründer der Zeitschrift „Der Gral", die er herausgab, bis sie in die Hände Friedrich Muckermanns überging, und die zu einer der vornehmsten und gehaltvollsten Monatszeitschriften heranwuchs.

Mit dem Gedichtbande Wetterleuchten (1893) führte sich Eichert, nachdem er schon früher in Zeitschriften Gedichte und das Weihnachtsspiel „Licht vom Lichte" (1892) veröffentlicht hatte, in die Literatur ein. „Das ist ein Dichter", urteilte der Ästhetiker Robert von Zimmermann über Eicherts Erstling. „Aus jeder Zeile blickt die dichterische Eigenart hervor." Und in der Tat, es war ursprüngliche Dichtung, die hier geboten wurde, deren lodernder Begeisterung man sich nicht entziehen konnte. Wie Keulenschläge fielen die kraftvoll gebauten Verse; es waren Töne, wie man sie seit langem nicht mehr vernommen hatte, Funken, wie mit dem Schwerte aus hartem Kieselstein geschlagen. Ein Vorkämpfer für das Recht war dem Volke in stark bewegter Zeit erstanden, ein Herold der christlichen Weltanschauung, ausgerüstet mit allen Waffen des Geistes, dessen Wort in den Höhen und Tiefen zündete und den Mut der christlichen Streiter für ihre gerechte Sache entflammte. Und dabei war er ein echter Dichter. Ein moderner? Ja, wenn man darunter einen Poeten versteht, der zu den wichtigen Zeitfragen fördernd Stellung nimmt und des neu erworbenen, wirksamen Stiles sich bedient. In der zweiten Gedichtsammlung, Kreuzlieder (1899), hat Eichert, wie sein Biograph K. Kohler sagt, die staubigen Niederungen verlassen und ist in reinere Regionen aufgestiegen, wohin das Lärmen des Tages nicht dringt, um die Rosen vom Kreuzesstamme zu pflücken und als Kreuzlieder in die Welt hinauszusenden. In ihnen und ganz besonders in der Kreuzesminne (1906) zeigt sich Eicherts zweite Seele, das bescheidene, demütig gläubige, liebende Dichterherz, umflossen von einer milden Abendsonne. Mit der Kreuzesliebe verbinden sich Tatendrang, felsenfeste Überzeugung, Leidensfreude und Kampfesmut gegen die Halbheit unserer Zeit. Höhenfeuer (1901) nennt sich eine weitere Gedichtsammlung. Der Dichter ruft nicht mehr mit flammenden Worten zum Kampfe, sondern wirbt durch die Macht der Wahrheit und Schönheit, und wenn schon zuweilen der alte Kampfesmut aufleuchtet, die Töne sind abgeklärter, harmonischer. In dieser Sammlung finden wir auch kleine Lieder, in denen der Gedanke ganz Stimmung geworden ist („Rettendes Licht", „Nur einmal möcht' ich stille sein", „So lang' es liebt", „Ahnung"). Auch als Freund der Natur lernen wir den Dichter kennen, so in den zart empfundenen „Heimatliedern" und in „Rauten und Edelweiß". „Kreuz und Schwert" (1907) heißt der nächste Gedichtband. Unter der Arbeitslast verstummte eine Zeitlang des Sängers Mund und erst 1912 erschien wieder ein „neuer Eichert". „Alpenglühen" ist der Gedichtband betitelt. Es sind zarte, erlebte und formvollendete Gedichte, die Eichert uns schenkt; der Abglanz eines tiefbewegten, schaffens- und entbehrungsreichen Lebens liegt über diesem Werke, in dem er auf fünf Zinnen („Leben", „Liebe", „Lied", „Traum" und „Natur") ein herrliches Alpenglühen aufleuchten läßt. Wohl hören wir noch aus manchen Versen kampfesfrohe Töne, aber weit mehr neigt er zur stillen Einkehr und strenge wertenden Selbstbetrachtung. Was er an stimmungsvoller Naturschilderung bietet („Mutter Nacht", „Ein Fleckchen Sonne", „Weltkind"), reiht sich den schönsten Bildchen an, die Greif, Lenau und Droste gemalt haben. Wie nahe ihm der Weltkrieg ging, zeigen seine Kriegsgedichte, die in den Sammlungen Schwarzgelb und Schwarzweißrot (1915), „Umflorte Harfe" (1916), „Mein Österreich" (1918) und „Der Königin Banner" (1915) enthalten sind. In dem letzten Bändchen erscheint Eichert als der reine „Gottsänger", als ein Mensch, der abgetan hat mit dem Irren und den Kleinigkeiten der Weltendinge. So sieht er auch in diesem Kriege mehr den moralischen Kampf des Guten gegen das Schlechte als das Ringen der Völker um die Weltherrschaft. Er singt flammende Lieder wie zu einem Kreuzzuge. Schließlich formen sich die Verse zu einem erhabenen Waffenlob zu Ehren der Himmelskönigin. „Drum sing' ich nicht in Königshallen — Und nicht nach Weltlob steht mein Sinn; — Nur Einer soll mein Sang gefallen — Dir, meines Herzens Königin." „Der Jugend Sturmgesang" nannte Eichert seinen letzten Gedichtband.

Franz Eichert.
(Nach Photographie.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein geborener Dichter ist der Beuroner Benediktiner Timotheus Kranich (geb. 1870 zu Peterswalde in Ostpreußen). Unter dem Decknamen Peter Walde veröffentlichte er seine ersten literarischen Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften; 1904 trat er mit seinem ersten Gedichtbande „Schlichte Spenden" hervor.

Es sind schlichte Töne, die er zum Lobe Gottes seiner Harfe entlockt, auch Lieder, dem Andenken der Mutter geweiht, Naturbilder von wehmutsvoller Stimmung durchweht, und eine Reihe Sprüche bietet uns die Sammlung. Ernst ist der Grundton in den Liedern Kranichs, und diesen Ernst singt er uns in das Gemüt mit seinen weichen, melodiösen, zur Vertonung lockenden Strophen. „Goldene Fernen" (1906) nennt sich ein zweiter, „Fink und Nachtigall" (1908) ein dritter Gedichtband; es sind die gleichen Töne, die er anschlägt, und doch klingen sie uns immer wieder neu. „Herr des Lebens, gib mir Mut, Meine Bürde treu zu tragen, Ohne Furcht und ohne Klagen, Gib dem Herzen Opfermut!" So singt er („Echo des Herzens" 1910), wenn des Lebens Bürde schwer auf ihm lastet, und all das Irdische hat für ihn nur insofern Wert, als sich in ihm die ewige Schönheit und Güte widerspiegelt. Heimweh und Sehnsucht nach oben sind Grundakkorde seiner Lyrik. „Licht und Leid" nennt er seine „letzte Liederernte" (1913), „Gretel in der Heck" (1913) heißt ein Band Skizzen und Erzählungen und „Bunte Beute" ein anderer Band seiner reizenden Geschichten.

Kranichs Dichtungen haben in seinem Ordensbruder Ansgar Pöllmann (geb. 1871 in Hechingen) einen feinsinnigen Beurteiler gefunden. Als Begründer und Herausgeber der Zeitschrift „Gottesminne" hat Pöllmann seinem Namen in weiten Kreisen einen guten Klang verschafft. Auch als Literarhistoriker („Rückständigkeiten") und Essayist („Was ist uns Schiller?") ist er bekannt und seinen Gedichten gebührt ein Ehrenplatz in unserer Lyrik. Deren Zahl ist nicht groß; in drei Sammlungen liegen sie uns vor. Sonnenschein (1902) nennt sich die eine, Kleine Lieder (1904) die andere und die dritte „Maria vom deutschen Siege" (1914). Ihr Verfasser ist ein geborener Lyriker; er hat in formeller Beziehung von der „Moderne" gelernt und auch darin ist er im besten Sinne ein Moderner, daß er seine Stoffe aus dem vollen Menschenleben holte.

So entstanden Gedichte, wie „Des Jägers Freite", „Vagantenheimweh", „Des Kaisers Meerfahrt" und „In der blauen Grotte". Das ist echte Poesie; eigenartig im Ausdruck und gewandt in der Sprache, wirken diese Gedichte wirklich wie „Sonnenschein". Und doch möchten wir die Miniaturkunst der „Kleinen Lieder" noch höher stellen; es ist bewundernswert, mit welchem Geschick Pöllmann in den Rahmen von je zwei Vierzeilern große Gedanken und ganz persönliche Stimmungen hineingebracht hat. Das sind Stimmungsbilder, mit einer Feinheit der Kunst gemalt, wie sie sonst nur Greif eigen war. Wogende Ährenfelder, die Kühle des Abends, das Murmeln der Quelle weckt in seiner fein empfindenden Seele eine Stimmung und in zart und duftig geschauten Bildern verleiht er ihr in abgetönten Farben Ausdruck.

Die Abendkühle sickert nieder
Und mit der Kühle Traum und Klang.
Die Nachtigallen flöten wieder
Und alles Rauschen wird Gesang

Und meine Seele hat getragen
Das Nachtgebet des Waldes mit,
Und was auf ihr auch Sorgen lagen,
Des Tages Ausgang macht sie quitt.

An religiöser Lyrik ist kein Mangel; selten aber ist es wirklich Poesie, was unter diesem Namen geht. Um so erfreulicher ist es, in Lorenz Alexander Krapp (Pf. Arno von Walden) einen Dichter begrüßen zu können, der dieses Gebiet würdig bebaut. Tiefe der Empfindung, vollständige Beherrschung der Sprache und der an der „Moderne" geschulten Technik, eine seltene Stärke der Anschauung, Gestaltungskraft und ein tiefgläubiges Gemüt sind ihm eigen. Nicht weichliche Töne entlockt er seiner Harfe, in mächtigen, die Herzen ergreifenden Akkorden preist er seinen Schöpfer. Und diese kommen aus einer dankerfüllten Brust; denn erst nach langem seelischen Ringen hat er sich jene religiöse Überzeugung erkämpft, die aus seinen Versen uns entgegenklingt. Er wurde 1882 in Bamberg geboren, studierte in Tübingen die Rechtswissenschaften, wurde an das K. Maximilianeum berufen und lebt jetzt in Kaiserslautern in der Pfalz.

Krapps Kreuzesblüten (1900) und der Gedichtband Opferfeuer (1904) bekunden einen berufenen Sänger; doch stehen beide Sammlungen zurück hinter seinem Christus (1903). Hier erst zeigte er seine Eigenart und die Stärke seines Könnens. Manches darin klingt freilich fremdartig, aber wer wollte einem eigenartigen und ursprünglichen Talente die Bahnen weisen? In das Phantastische hat sich der Dichter nie verloren; die Bilder, die er entwirft, sind plastisch, auch jene in dem Gedichte „Christus am Lethe", das uns als das beste erscheint. In ergreifender und hochpoetischer Weise stellt er uns hier in einigen, mit kräftigen Pinselstrichen gemalten Gemälden die Bedeutung des Erlösungswerkes für die Umgestaltung der Welt vor Augen. In anderen Liedern wieder („Vom Ende der Tage", „Dem die Sonnen das Haar durchkränzen") sehen wir Christus als den Heiland der Armen und Enterbten, als den Löser der sozialen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frage, als den guten Hirten und Lehrer, an den, wie der Dichter siegesgewiß verkündet, alles, auch die moderne Kunst, sich einst wenden werde. Auch andere Dichter haben, wie Krapp, das segenspendende Leben des Heilandes in Visionen dargestellt und ihn in unmittelbare Beziehung zur Gegenwart gesetzt; was wir aber bei den meisten vermissen, ist der Glauben an die Gottheit Christi. Krapps Christusbuch ist davon durchdrungen und daher allein schon seine packende Wirkung. Würdig des Grundgedankens ist die Form, in die er ihn kleidet. Bald in sanft gleitenden, bald in mächtig dahinrauschenden Rhythmen, immer in Worten voll glänzenden Schmuckes redet er wie ein Prophet zu seinen Lesern, denn er hört den Heiland mahnen:

Und ruf den Hirten, daß sie wachend stehn,
Und daß die Herden nicht den Tod gewinnen!
Und ruf den Dichtern, daß sie lichtwärts gehn,
Und ruf den Frau'n, den Menschheitströsterinnen.

Mit seinem „Christus" hat Krapp sich als ursprünglichen Dichter legitimiert; weniger Eigenart zeigen seine weltlichen Lieder. Natur und Liebe in zarten Tönen preisend, erinnern sie an des Dichters Lieblinge Eichendorff, Novalis und Brentano. In innerem Zusammenhange mit den Christusliedern steht des Dichters Drama „Der Tod im Olymp", das den Sieg des Christentums über das Heidentum darstellt. In die Zeit der Kreuzzüge versetzt uns der Roman „Kreuz oder Halbmond". Aus verschiedenen Gebieten schöpfte Krapp die Stoffe zu seinen Novellen. Wie als Dichter, hat sich Krapp auch als Essayist und Kritiker einen Namen von Bedeutung erworben.

Seit den Tagen, wo der „große Troubadour von Assisi", wie Görres den hl. Franziskus nennt, sein herrliches In fuoco amor mi pose gesungen hat, ist der sprühende Funke gottbegeisterter Poesie im Orden der Minderen Brüder nicht nur nicht erloschen, sondern er wurde zur Flamme, an deren Strahlen, buntfarbig in mannigfaltigem Wechsel, sich manches fromme Gemüt erfreut. Wir haben bereits mehrerer Poeten dieses Ordens gedacht. Ihnen reiht sich der Franziskanerpater Expeditus Schmidt (geb. 1868 in Zittau, lebt in München) an, der mit seinem Gedichtbande „Blüten vom Stamme des Kreuzes" (1895) in die Literatur sich glänzend einführte. Seine Haupttätigkeit aber erstreckt sich auf die Kritik und Literarhistorie und dieser hat er durch seine Arbeiten über das Schuldrama des sechzehnten Jahrhunderts, durch die „Anregungen" und Herausgabe von Poccis Kasperl-Komödien, zu denen er ein Vorwort schrieb, große Dienste geleistet. Vortrefflich und zur Einführung in Goethes Faust sehr geeignet ist das Buch „Faust, Goethes Menschheitsdichtung" (1923). Ferner gründete er die Zeitschrift „Über den Wassern" und die eine Hebung des Volkstheaters anstrebende Monatsschrift „Die Volksbühne" (1907).

Nach Zittau führt uns Anna Dix (geb. daselbst 1874), die Verfasserin inniger, von echter Gottesfreude erfüllter Gesänge, von deren Sammlungen „Zu Freude und Trost" (1906) und die „Aphorismen und Sinnsprüche" beachtenswert sind.

Im Gegensatze zu anderen Dichtern, die ihr eigenes Können (oder Nichtkönnen) vorerst durch ein schreckliches Erdreisten gegenüber dem älteren Dichtergeschlecht erweisen zu können meinen, hat Ernst Lissauer (geb. 1882 in Berlin, während des Krieges als Soldat Leiter von Feldzeitung und Feldzeitschrift, lebt in Wien) als Dichter wie als höchst einsichtiger und spürsam nachfühlender Kritiker sein Werk in bewußter Bindung an das Erbe der Vergangenheit gegründet. Die Leistungen der letzten zwanzig bis dreißig Jahre an menschlichen und künstlerischen Werten sucht Lissauer, verbunden mit der vormodernen Tradition, zum tragenden Grunde einer nahen Zukunft zu machen. Was der Kritiker Lissauer — eine der stärksten Kräfte unter den Dichtern der Gegenwart — in vielen Aufsätzen, die zum Teil mit in die Sammlung „Kritische Schriften" (1. B.: „Von der Sendung des Dichters" und „Festlicher Werktag" 1922) aufgenommen sind, in geistvoller Weise schreibt, das suchte der Dichter Lissauer zu verwirklichen. Er will umgestalten, neu gestalten, Besonderes bieten, und wo es ihm gelingt, dort packt er; stolz und ragend ist dann seine Sprache. Ihm ist eine außergewöhnliche Formstärke eigen, die sich in der Verkörperung des Geistigen und in der Vergeistigung des Körperlichen als höchste Künstlerschaft erweist, mag sie nun auf einen elementaren, ursprünglichen Trieb zurückgehen oder auf das bewußte Wissen um die Wirkungsmöglichkeit der Form. Mit Leichtigkeit meistert er die rhythmische Bewegung und strebt trotz des Bilderreichtums in der Darstellung, zumal in seinen ersten Dichtungen, nach gemeißelter Einfachheit, gedrungener Schlagkraft, Helle und Klarheit. Dadurch erhalten die Dichtungen oft etwas Hartes, Gehämmertes, Erzwungenes und Vergewaltigtes. Es ist dem Gefühl die Möglichkeit genommen, sich ungehindert, natürlich, angemessen auszuströmen, sich naturwahr auszuwachsen. Lissauers poetische Veranlagung drängt in den ersten Gedichten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

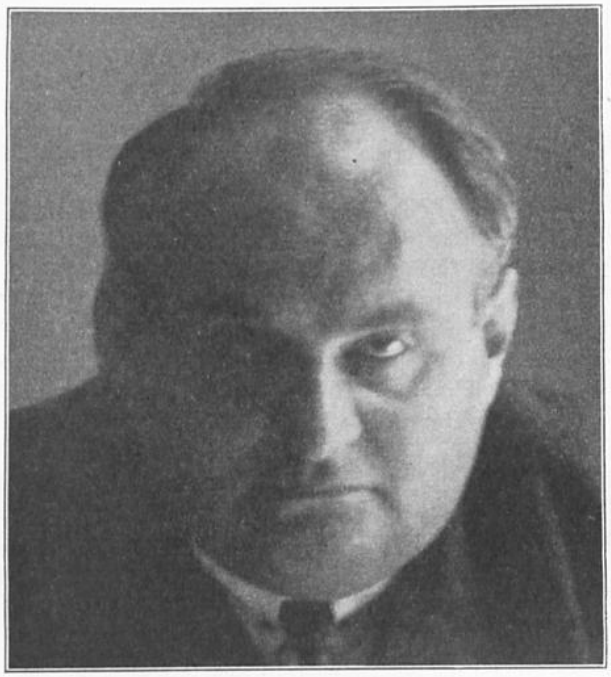
zu Epigramm, Hymnus und Rhetorik und schlägt den festen Stempel des Bewußtseins in die glühende Gefühlsmasse, während seine Verskunst in den späteren Gedichten vielfach den Versuch macht, dem Begrifflichen davonzulaufen und sich in reine Gefühlssphären aufzuschwingen. Da entstehen einzelne wirklich lyrische Gedichte; im allgemeinen aber überwiegt auch hier das Gedankliche. Insbesondere ist es religiöse Lyrik, an der Lissauer in jüngster Zeit schafft, Psalmen, Pfingstgesänge. Ihr Gefühl ist eigen und stark, sie verkündet den immer einen Gott in einer besonders erlebten Weise. Es ist der Gott, der im Acker wächst und im Strom rauscht, im Volksganzen aufsteht und in des einzigen Bach Musik singt — der Gott der Breite und Masse, der langsam und schweigsam wandelnden Zeit, des durch die ganze Weite des Raums gegossenen wachsenden Lebens. Es ist nicht der persönliche Gott, an den wir glauben; Lissauers Weltanschauung ist vielmehr im Pantheismus verwurzelt; unverkennbar aber ist des Dichters Ringen und Streben nach dem wahren Gott. Lissauer hat selbst als Hauptlinie seines Lebens den Weg bezeichnet, den er als geborener Großstadtjude von anerzogener naturalistisch-skeptischer Glaubenslosigkeit genommen hat zu der Verehrung seines Pfingstgottes, dieses in großen Menschen- und großen Völkerstunden sprechenden, in allem treibenden Leben offenbarten Geistes überpersönlicher und übermaterieller Erhebung. Vom Epigramm und der Ballade her stieg Lissauer durch einige Stimmungseinakter zu dramatischen Gebilden von klarer, sittlicher Dialektik und keineswegs ohne sinnliche Farbe auf, die für die Zukunft des deutschen Dramas vielleicht noch von Bedeutung werden.

Ein schmales Bändchen, Der Acker (1907), bringt Lissauers erste, sehr kleine Gedichte. Es ist ein sehr sorgfältig gepflegter, scharf abgegrenzter Ackerboden, auf dem rund, fest, reif eine Ähre neben der andern steht. Diese Gedichte stammen am ehesten von K. F. Meyer ab. Doch kann man schon bei diesem außerordentlichen Verskünstler bezweifeln, ob er eigentlich ein Lyriker war; noch zweifelhafter ist, ob der eigentliche, engste Sinn der Lyrik — Wortmusik, die unwillkürlich der Seele entströmt, Sinnliches in Sinnbildliches verwandelt — an Lissauers reifen, aber harten Kornfrüchten eine Erfüllung findet. Die sinnbildliche Größe der Dinge ist erlebt, aber überall auch sofort begriffen und der Begriff hat in das flüssig gewordene Metall der Natur sofort einen festen Stempel geschlagen. So erscheinen sofort Prägungen, die sich noch entschiedener von der Lyrik auf das Epigramm zu bewegen, als K. F. Meyers Gedichte. Das zugrunde liegende Land ist Land, Acker, Erde, aber nicht erlebt mit dem tiefen, selbstverständlichen Zugehörigkeitsgefühl des Landkindes, sondern eben mit dem programmatischen Bewußtsein, dem sehnenden Willen des Städters: „Dies ist mein Land, geebnet, braun und breit", so fängt die entscheidende Hymne, die „Wanderung in der Ebene" an. Aber aus diesem Land steigt nun nicht eine fortreißende, verwandelnde Fülle sinnlicher Einzelheiten als Wortmusik auf; nur ganz wenige Sinnlichkeiten geben eine ungefähre Stimmungshülle, den Kern bilden wuchtig gesprochene Sinnbilder, stark formulierte Gedanken, Variationen über das Thema: „Die Erde unter uns birgt Brot, — Die Luft ist schwer von Schollenlicht." Das führt dann zu charakteristischen Sinnsprüchen wie z. B. „Brot". „Auf meinem Tische steht ein Brot, — Wie rote Erde breit und rot. — Breit, rot; rot, breit, — Festgewordene Erntezeit." Im ganzen stehen alle diese Gedichte zwischen gestaltendem Gefühl und prägendem Verstande, zwischen Sprachkunst und Sprechmeisterschaft, Lyrik und Epigrammik in einer merkwürdigen Mitte. Das zweite Gedichtbuch ist Der Strom (1912) betitelt. Der Strom als das Sinnbild des ewig regen, immer bewegten großen Lebens, das Sinnbild geheimnisvoller Urkraft und zeugender Fülle. Die Mehrzahl und die wichtigsten Stücke stehen auch hier in der Mitte zwischen formulierendem Bewußtsein und gefühlsmäßiger Hingerissenheit, nur daß die geänderten oder besser erweiterten Bewußtseinsinhalte eine andere Art der Sprechform erfordert haben. Aus dem Acker ist der Strom geworden, aus dem Epigramm die Hymne. Diese ist aber keineswegs ein rein lyrisches Gedicht, sondern dem reinen Lied nur in demselben Grade verwandt wie das Epigramm. Lissauer spürt jetzt nicht mehr das scharfe Nebeneinander der Dinge, sondern ihre großartige Verbundenheit. Alles Verbindende, Feuer und Wind, Straße und Strom, aber auch Geschichte und Geist, Liebe und Kunst werden gefeiert. Hymnen an Bach und Beethoven, diese „tönenden Gebirge", an Bruckner, der wie ein werkender Bauer ausschreitet, aus dem Boden „Ton wühlt", Musik „pflügt", starke Bilder aus dem großen Bauernkrieg, eine Predigt Savonarolas zeigen die Fähigkeit, Geschichtliches als Sinnbild fortwährender Naturkraft zu erleben. Dabei bleiben die Erdendinge, die ihm wichtig sind und die er in knappem, häufig wiederholtem Bildschatz beschwört, die gleichen: Erde, Wasser, Leib, Licht, Fels, Holz, Schritt, Atem — monumental einfache Natur. Aber um die über alles Einzelne hinströmende Kraft zu schildern, verläßt der Dichter den knappen, strophisch gegliederten Antithesenstil des „Acker" und findet für sein bestimmtes, momentanes Gefühl in den strophenlos rollenden Rhythmen, die frei zwischen langen, ausrollenden und knapp schlagenden Zeilen wechseln und dabei durch schwere Reimgirlanden mit kräftigsten Betonungen zusammengehalten werden, einen durchaus deckenden, selbständigen Ausdruck. Nicht eigentliche Balladen entstehen so, sondern rechte Geschichtserlebnisse werden da naturhaft gedeutet.

Lissauer erkannte, daß das Erlebnis nicht in naturhaften Tiefen zu reiner Entfaltung kommt, sondern überall erst in der menschlich sozialen Sphäre, im Geschäftlichen Vollkraft gewinnt. Dieser Zug

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Epischen wird in den genannten Hymnen an große Persönlichkeiten schon offenbar und in dem Bande 1813 hat er einen Zyklus epischer Gedichte, zum Teil mit epigrammatischen Zusammenfassungen geschaffen (1913). Er begleitet die Erhebung von dem grollenden Auftakt unter der Decke bis zu den Nachspielen auf dem Wiener Kongreß und auf dem Kyffhäuser. Mit einer drängenden Energie sucht er den Riesenstoff zusammenzupressen; aber die Energie wird manchmal zu sehr spürbar, wird manchmal gewaltsam und dadurch leidet das Ganze. Der nationale Klang aber, der nicht von außen, sondern von innen kommt, ist unverkennbar und dringt da dichterisch am stärksten durch, wo Lissauer ein ganz lyrisches Bild wie in der „Einsegnung" entwirft. Wenn er aber versucht, einzelne Männer der Zeit in Silhouetten darzustellen, so überspitzt er sich gelegentlich; anders, wenn er in größerer Breite York in der Entscheidung von Tauroggen sich mit seinem Gott aussprechen läßt. Sehr schön sind die drei Gedichte „Opfergaben". „Weithin zerreißt mir die Luft, wie eine berstende Wand; — Sehend ward ich, ich sehe das ganze Land." Und nun kommen an allen Orten, Kopf hinter Kopf, die Menschen mit ihren Gaben, für das heilige Werk zu spenden. Gerade die Einfachheit, mit der hier, scheinbar kunstlos, aufgezählt wird, was jeder bringt, wirkt erschütternd. „Sie nehmen vom Tisch die Silberbestecke. — Notbrot sei von hölzernen Tellern gegessen. — Noch einmal spähn Blicke durchs Zimmer von Ecke zu Ecke. — Nichts ward vergessen. — Gegeben alles zu Waffe und Wehr, — Kein Schmuck, kein Zierat, das Haus ist leer."



Ernst Lissauer

Aus „Sorge um Zeit und Land" wurde Lissauers Entwicklung vom Zeitlichen ergriffen und 1914 innerlich zu Kriegsdichtungen gedrängt. So entstanden die „Flugblätter" Worte in der Zeit. Von diesen machte ihn der aus einem aufquellenden politischen Gefühle entstandene „Haßgesang gegen England" — keines seiner starken Werke — weltbekannt, fälschte für Jahre sein Bild und stellte seine „wesentlichere Arbeit" in den Schatten. Das Gedicht war das erfolgreichste in der Kriegsliteratur. Lissauer hat später bedauert, „seine Sorge statt in der verneinenden Form eines Haßgesanges gegen England" nicht „besser in der eines Liebesgesanges an Deutschland" ausgesprochen zu haben.

Die rein lyrische Ernte des zweiten Jahrzehnts sammelt Der innere Weg (1920), eine Reihe knapper, aber nicht nur kurzer Gedichte, deren lyrische Flügel weiter tragen als die zwar sinnbildlich kräftigen, aber nicht immer klanglich gebundenen Erkenntnisinhalte mancher Sinnsprüche des Acker. Die Sammlung, zum Teile wohl eine Lebensbeichte, ist eine herbe Aussprache mit dem Schicksal und bringt das Bild einer seelischen Entwicklung, die die Hauptteile „Vor dem Schicksal", „Finsternisse", „Die Wiederkehr des Sommers" umreißen. Der Dichter ergibt sich in Gott, den er und der ihn braucht, der Lehensherr der Ewigkeit: „Von ihm zu Lehen hab' ich eine Ebene Zeit." So schließt Lissauers persönliche Beichte „des Inwendigen Weges" mit hymnischen Bekenntnissen zu Gott dem Geist. Damit stehen wir auf dem Boden der „Geschichte und Gesänge" Die ewigen Pfingsten (1919). Einst gaben Acker und Strom, Erde und Wasser, jetzt geben Feuer und Wind die Ursinnbilder für das ewige Wehen, Fluten, Schaffen des Geistes. Pfingstgesänge verklären zunächst pfingstliche Zeiten; balladische Hymnen feiern dann pfingstliche Menschen, Erweckte, Schöpfer: Homer, Savonarola, Luther, Thomas Münzer, Michelangelo, Bach, Goethe, Beethoven, Bruckner. In hinreißender Sprache geschrieben, ist es wohl Lissauers formvollendetste und an Gedanken reichste Dichtung. Aber, indem er den Geist, der da weht, wo er will, umdichtet und verdichtet und nur von dem Gott redet, „den er meint", sagt er sich los von der allgemeinen geschichtlich-organischen Weltlehre. Er sieht doch nur den irdischen Bogen des Geistes, entlehnt dem geisteinschlagenden Ereignis das Wort Pfingsten und weiß, wie Feiten gut bemerkt, doch nichts von dem übernatürlichen Kurzschluß. „An dieser geschichtlichen Unzulänglichkeit leidet sein Geist- und Gottesbegriff; er ist irdisch, dumpf, ungerecht. Doch die mächtige Begierde aus dieser Ohnmacht her wirkt nicht wenig ergreifend. Sich selbst als einen der Erweckten, von feurigen Flammen Gesegneten fühlend, beschwört Lissauer in den Psalmen seinen Gott

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und läßt ihn künden. In immer neuen Gotteserlebnissen und Gottesbekenntnissen preist er einen Schöpfer, der aus leidend Begnadeten schreit, der die einen in die niedere Glücklichkeit stößt, die anderen mit Schmerzen begnadet, aber auch ein schweigsamer Gott, der Stille und Langsamkeit. „Du, Gott, den ich meine, bist kein Gott der Eile, — Du, Gott, bist ein langsamer Gott und segnest die Weile." Was „Der inwendige Weg" und „Die ewigen Pfingsten" getrennt geben, vereinen die Gedichte und Gesänge Flammen und Winde (1923). Ein „Leidgesang" eröffnet das Werk, in Psalmen und einen „Gesang von der Sammlung" klingen die Gedichte aus. In ihrer vollendeten Form reihen sie sich würdig den eben genannten beiden Gedichtbüchern an.

Schon in den „Ewigen Pfingsten" hat es Lissauer versucht, in kleinen Zyklen von je vier bis fünf Gedichten Luther, Goethe, Beethoven, schöpferisches Menschentum oder menschliches Schöpfertum zu gestalten. In größerem Maßstabe verherrlicht er in „Idyllen und Mythen" Bach (1916), von denen die Idyllen die Kraft des großen Mannes in seiner kleinen Häuslichkeit trefflich widerspiegeln, während die Visionen und Verklärungen etwas blaß sind und gleichförmig wirken. In Vers und Prosa singt Lissauer die Gloria Anton Bruckners (1921).

Lissauer tastete sich auch an das Drama heran, und zwar zunächst mit drei Einaktern. Die drei Gesichte (1922), deren Reihe Die Anfechtung eröffnet. Darin wird Martin Luther, während er auf der Wartburg versteckt lebt, vom Teufel versucht, zu widerrufen. Er tut es aber nicht, sondern packt den Teufel mit derben Fäusten, kriegt ihn unter, daß die Dämpfe zischen und steigen, beutelt ihn und wirft ihn schließlich zum Fenster hinaus. Wie Luther dem Teufel, stehen auch die Helden der anderen Einakter ihrem nur ihnen sichtbaren Schicksal gegenüber: Casanova in Dux den Mitspielern seines erträumten Lebens und in Abrechnung der sterbende Yorck dem König, dem er diente und der ihn zurückgesetzt und mit Undank gelohnt hat. Dieses Stück ist ein Nachspiel zu Lissauers umfangreichstem Drama, dem Schauspiele in fünf Akten und einem Vorspiel Yorck (1921). Zu Memel hebt es an, in Tauroggen gipfelt es nochmals und bricht dann ab. Freiheitskrieg. Yorck ist Preußen und die Geschichte Preußens wird zum Problem. Wie später Bismarck zu den beiden Wilhelmen, so steht Yorck vor seinem König, ein Diener, der zum Herrscher berufen wäre, der aber zurücktritt, weil es sein innerstes Gebot, weil es für Preußen Gesetz ist, zu dienen. Wenn er sich aber bei Tauroggen trotzdem für den einen oder anderen zu entscheiden hat, so ist für ihn die erschütternde Frage, ob er sich überhaupt selbständig entscheiden darf; denn was ihn, den Preußen, den preußischen Offizier, hält und bindet, das ist sein König allein, das ist das Prinzip der Legalität. Daß er aber dann, als der König im Augenblick der höchsten Not ganz versagt, plötzlich auf eigene Faust vorgeht, das ist der Höhepunkt, der einzige Ausbruch seiner Persönlichkeit. Daß er es aber dann in Breslau, was Lissauer frei erfindet, vor den Abgesandten des Volkes hinstellt, wie wenn er nichts anderes als eine geheime Weisung des Königs vollstreckt hätte, das ist der Höhepunkt und Endsieg des Volkstyps. Einen Römer heißt der König den General ob dieses Heroismus der Selbstlosigkeit. Yorck ist nicht der Held eines historisch-politischen Dramas, sondern der Träger einer Idee des alten Preußentums. Wenn das Drama dennoch wie eine Historie wirkt, das heißt Blut, Mark, Rückgrat und Wesen eines Volkes und Stammes spüren läßt, das zeugt, wie Sprengler bemerkt, von seinem dichterischen Wert.

In dem vieraktigen Schauspiel Eckermann (1911), das in Weimar spielt, sucht Lissauer mit starkem Einfühlen in das Wesen des Künstlers und Menschen zwei Persönlichkeiten, den alten Goethe und den Treuesten seiner letzten Jahre, Eckermann, als vorbildlich Gebenden und vorbildlich Nehmenden uns menschlich nahe zu bringen. Wie in „Yorck" das Ende der Sieg über das Ich ist, so auch in „Eckermann". Dieser, Goethe und Marianne ringen mit sich selbst. Es gilt, ein Opfer zu bringen, und was noch schwerer ist, das Opfer anzunehmen. Marianne, schon zehn Jahre verlobt, fordert von Goethe den Bräutigam. Wie Goethe erschrickt, aber zugleich auch fühlt, wie schwer ihn der Verlust Eckermanns treffen würde, und wie er dann trotzdem lächelnd entscheidet und entsagt, das ist die eine innere Handlung. Wie sich aber der getreue Eckermann von vornherein nicht von Goethe trennen will, und wie Marianne, als sie Goethes schmerzvolle Bereitwilligkeit gewahrt, plötzlich umschlägt und auf ihr Glück vorderhand verzichtet, das ist die andere. Und wie zuletzt die einen hingeben und der Einsame das Opfer dankend annimmt, das ist der Sieg aller.

Ein sehr feines, innerliches und zugleich moralisch belehrendes Lustspiel ist Gewalt (1924), dessen Held ein junger, leidenschaftlicher Mensch ist, voll Hartsinn und kriegerischer Kraft, sich an Widerständen überwindet. Der geschichtliche Leopold von Dessau und Annaliese, die er liebte und freite, haben den Stoff dazu hergegeben. Der jugendliche Herzog ist eifersüchtig auf einen vermeintlichen Nebenbuhler und sticht mit dem Degen auf ihn los. Hernach muß er Zorn und Missetat abbitten und gut machen, ehe ihm Annaliese, die bei Lissauer Eva heißt, wieder die Hand bietet. Die Sentenz, die in dem Stücke zur Darstellung kommt, ist in einen Dialog zwischen dem Prinzen und seinem Erzieher aufgeteilt. In dem dreiaktigen Drama Das Weib des Jephta (1928) behandelt Lissauer die im Richterbuch erzählte Geschichte von Jephta, der um eines Gelübdes willen seine Tochter opfern muß. Jephta beugt sich bekanntlich dieser Forderung. Lissauer aber schaltet die Tochter aus der dramatischen Spannung aus, indem er sie zu einem fünfjährigen Kinde macht, das ganz unbefangen zwischen den Ereignissen steht, innerlich unbeteiligt sein Schicksal erleidet. An seine Stelle tritt bei Lissauer ein Mensch, der mit ihm auf gleicher Stufe steht, sein Weib Lea, Mirjams Mutter. In die gleiche Tiefe des Schmerzes sind beide gestoßen, aber zwiefältig ist der Grund, auf dem sie Fuß zu fassen versuchen. Lea kämpft aus dem einfach menschlichen Muttergefühl, dem das von ihr geborene Leben das schlechthin Selbstverständliche ist, für Lebensrecht und Lebenswillen des einzelnen. Jephta fühlt sich dem Überpersönlichen, Gott und dem Volke, verbunden. Im scharf zugespitzten dritten Akt wird „der Dinge Widerstreit" vor versammelter Volksgemeinde ausgetragen. Vor ihr erhebt Lea, Gericht heischend, Klage um das geopferte Kind, Klage um die Kriegsopfer überhaupt und scheidet durch freiwilligen Tod aus dem für sie unsinnigen Spiel. Aber auch Jephta, dessen Wille und Meinung siegt, sieht seine Waffen mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blutschuld besiegelt; nur daß er diese Niederlage um des Ganzen willen erträgt. So wird das Drama zur Tragödie im ernsthaftesten Sinne. Auf die Spitze getrieben ist der Handel zwischen dem Individuum und der Welt und der Mensch zahlt den Preis wie in Hebbels „Judith“ oder „Agnes Bernauer“. Nur daß man bei Lissauer noch die offenen Wunden sieht, die der letzte Krieg der menschlichen Würde schlug. Das sprachfeine, durch Gedrungenheit und Eindringlichkeit bühnenwirksame Stück ist edle Dichtung in jedem Wort und zeugt von schöpferischer Kraft in jeder Szene. Luther und Thomas Münzer (1929) sind die Helden des jüngsten Dramas Lissauers. Es ist von hinreißender Wucht und verherrlicht Luther als den tragisch gerechten Mittler zwischen Fürsten und Bauern.

Lissauer, ein strenger Kritiker, hat sich als solcher auch als Sammler und Sichter bewährt. Seine Sammlung deutscher Balladen von Bürger bis zur Gegenwart (1923) erweist ungewöhnliche Beherrschung eines weitsichtigen Stoffgebietes und feines Gefühl für bleibende Werte. Verdienstlich ist auch die Herausgabe einer Auswahl des Werkes des mit Unrecht vergessenen Hermann Lingg. Auch Mörikes und Kopisch's Werke hat er uns in einer Auswahl vorgelegt. Dankbar sind wir ihm für „Das Kinderland im Bilde deutscher Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (1924). Das Buch ist eine Arbeit hingebender Liebe. Ihr Ziel, gleichsam die Kindheit selbst in den gesammelten Versen Gestalt und Stimme gewinnen zu lassen, ist voll erreicht. Nicht minder erfreuen wir uns an der Anthologie Der heilige Alltag (1926), einer Sammlung deutscher bürgerlicher Dichtung von 1770 bis 1870, und an den fünfzehn Geschichten von Musik und Musikern (1924), die Lissauer verschiedenen Dichtern entnommen hat. Seiner Liebe zu Österreich, vorab zu Wien, in dem er heimisch geworden ist, gibt das Buch Glück in Österreich (1925), „Bilder und Betrachtungen“ Ausdruck. Unter dem Titel Die dritte Tafel (1929) erzählt er fünf „Legenden“, die uns den Dichter auf den gleichen Wegen wie seine jüngsten Dramen zeigen. Wie diese im Tiefsten Tragödien der Pflicht sind, so sind auch diese Legenden auf die heroische Überwindung menschlicher Schwäche angelegt. Die Sprache ist knapp, manchmal wie gehämmert, ohne Abschweifung, und jede der tragenden Gestalten tritt mit dramatischer Kraft heraus.

Neben Winckler und Vershofen ragt aus dem Quadrigakreise Jakob Kneip hervor. In der Sammlung „Das brennende Volk“ hat er unter dem Titel „Ein deutsches Testament“ eine Reihe bemerkenswerter Gedichte veröffentlicht (1916). Er sucht nach einer tieferen Weltansicht und sieht im Weltkriege das Problem des Menschen; für ihn ist „aller Gewalten gewaltigste“ der Glaube. „Nicht kann ich ihn lehren, liegt er dir nicht im Blute, schwebt er nicht über deinem Dach — über deinem Herd, über deinem Bette. — Der Glaube ist dein heiliges Erbgut — seit du ein Volk bist und eine Welt.“ Kneips Heimat ist der Hunsrück, wo seiner „Väter harte Hand jahrhundertlang geführt den Pflug, und wo der Frauen stummer Zug allmorgendlich die Kirche füllt.“ Da ist ein Gedicht aus der frühen Zeit, das den tiefen Frieden der Landschaft atmet, die er unverlierbar in sich trägt, als ein Geschenk, das ihm in der Kindheit wurde: „Überm Dorfe steht ein Regenbogen, — Blanke Fenster glühen im Abendschein. — Aus der Mulde schwimmen Nebelwogen, — Taumeln trunken in die Glut hinein. — Wie das alles Atem hält und schweigt, — Wie das alles sich in Andacht neigt: — Eine Lerche! — o ihr Singen schwillt, — Daß der Klang den ganzen Himmel füllt.“ Zu Morshausen wurde Kneip 1881 geboren, verbrachte die Jugend als Bauer in den heimatlichen Bergen und kam erst spät zum Studium. In Trier studierte er Theologie, in Bonn, London und Paris Philologie, trat darnach in den Schuldienst ein und lebt jetzt als Studienrat in Köln a. Rh. Als Dichter begann er, wie das kleine Gedicht zeigt, aus rein lyrischem Impuls, der sich gern in beseligten Idyllen wiegt. Und die Lyrik ist die Hauptstärke in seinem Schaffen. An geistiger Spannweite und psychologischer Bohrkraft wird er von vielen zeitgenössischen Dichtern übertroffen. „Urtümliche Volkskraft und tiefes religiöses Empfinden, gepaart mit hohem künstlerischem Können, ein frischer Wirklichkeitssinn und eine naturhafte Freude am Gegenständlichen, hinter dem ihm aber immer das Sinnbildliche, Übersinnliche auftaucht, das sind die Grundzüge von Jakob Kneip.“ (Saedler.) Der Eintritt in die Welt hat in Kneips Weltanschauung einen Zwiespalt hervorgerufen und ihn dem katholischen Glauben seiner Heimat entfremdet. Doch er hat den Skeptizismus überwunden und ist wieder zurückgekehrt zum Glauben seiner Väter und es scheint, als hätte er mit dem Katholizismus die Heimat nur noch tiefer begriffen und erfaßt.

Ein Buch der Erinnerung und des Werdegangs zugleich ist Kneips erster Lyrikband, Bekenntnis überschrieben (1912). Er bringt lyrisch starke Selbstbekenntnisse einer religiösen Seele, die in leidenschaftlich beschwingter reflexiver Schau „die frühe Zeit“, „Ausfahrt“, „Gewalten“ und „Wandlung“ als ihre vier großen Lebensphasen von neuem erlebt. Die Gedichte des ersten Abschnittes zeigen den Dichter noch gebunden durch die sinnlichen Natureindrücke, durch die Überlieferung des Schauens und Erlebens von Väters Zeiten her. Da erschließt sich eine träumende Seele, die, mit der Natur verschwistert, die stillen Heimlichkeiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihres Hunsrückdörfchens im Mittag- und Abendschweigen und bei Regenruhe festhält. So schildert er z. B. ein gepflügtes Feld bei Nacht;

„Mondüberschimmert lagen die braunen Schollen,
Wo Vater tags furchauf-, furchabwärts zieht,
Und das Sonnengold auf den stampfenden Rappen hing.
Jetzt quollen
Ackerlang
Aus allen Furchen und Spalten
Schimmernde, kräuselnde Nebelfalten,
Und die fetten Klumpen leuchteten feucht hervor;
Ein Bröckeln, Knuspern zog,
Als ob hier Ur- und Erdsprach' ginge.
Und die Nebelkräusel quollen und quollen.
Und aus den Schollen
Der Atem roch."

Die Welt lockt; er steht vor der „Ausfahrt". Die Großstadt verschlingt ihn; aber auch in ihr bleibt er Idylliker. „Zeit der Wälder, — Zeit der Bäche, — Blaue Zeit der Himmel, hochgewölbte Zeit, wo fingst du an? — Wo fiel in mein Herz der ungeheure Schall. — der es so unselig — Selig-ruhlos macht? —" Der junge Mann beginnt zu grübeln, er will auch die andere Seite der Welt sehen; das Werk des Menschen und des Geistes. Was der Geist in der Großstadt geleistet, berückt den Bauernjungen. Der Mensch ist Gott des neuen Zeitalters, nicht mehr Diener der Natur, sondern ihr Herr. Im nächsten Abschnitte, in den „Gewalten" platzen die Gegensätze aufeinander. Der Jüngling verliert den Glauben an den persönlichen Gott und formt sich einen unpersönlichen, die abstrakte Weltkraft darstellenden.

„Gott der Städte, die von Menschen, Taten, Gier und Lust frohlocken,
Die in Lichtern, Wagen und Maschinen,
Deinen Atem, Grimmiger brausen:
Dir, Gott, atme ich!"

Das bringt ihn in Gegensatz zum Vaterhaus, das seinen ererbten Glauben festhält, als Leitstern über den Zeiten und ihrer nimmer rastenden Entwicklung. Die Sehnsucht nach dem Frieden seiner Seele und die Einwirkung der Welt erweckt aufs neue ein unruhiges Fragen, bis erschütternde persönliche Erlebnisse, Zwist mit der Liebsten und der Tod der Mutter ihm Antwort gaben und allmählich die Umkehr einleiteten. „Wandlung" ist daher der letzte Abschnitt benannt. Die Natureindrücke werden nun auf Gott bezogen. Der Dichter lauscht hinüber in das Jenseits; alles Irdische in seiner Gegenständlichkeit, in seinem beziehungslosen Dasein ist überwunden. Er sucht Gott mit reiferem, geläutertem Herzen. In einem gewaltigen Hymnus hat er seine Bestimmung erkannt. Er faßt seinen Entwicklungsgang zusammen: Auf der Scholle ist er aufgewachsen, hat als größtes Wunder und stärksten Gegensatz die Stadt erlebt, als ein Wunder des menschlichen Geistes zwar, der aber doch von Gott ist und die Frage nach Gott verstummen läßt. Er hat gelitten an seinen eigenen Leidenschaften, aber er fühlt und ahnt die Läuterung und fragt, ob er Gottsänger werden darf. „Tausend Quellen hör' ich in mir springen: — Soll ich von dir, dem Gotte, wieder singen? — An deinen Berg die Völker bringen? — Ich bin der Mensch, — Du bist die Macht — O Unergründlicher!"

Das ist Kneips persönlicher und dichterischer Werdegang, soweit er im lyrischen Bekenntnis vorliegt. Aus dem impressionistischen Naturdichter, dem Stimmung über alles ging, ist ein Hymnendichter geworden, aber noch spricht die Reflexion als Ausdruck eines tiefinnerlichen Widerstandes in die Gestaltung hinein. Worin der Grund zu dieser seelischen Verfassung des Dichters liegt, darauf gibt Antwort das zweite Gedichtbuch Der lebendige Gott (1919). Hier liegt ein abgerundetes, religiöses und dichterisches Bekenntnis vor, diese Sammlung ist einheitlich, geschlossener und künstlerisch wertvoller als die erstgenannte. Hier entfaltet sich Kneips episch-lyrisches Talent, das von einer weltanschaulichen Tendenz fortgetrieben wird, am reinsten. Da einige Gedichte der ersten Gedichtsammlung, insbesondere im letzten Teile, über die zweite hinausgehen, vermutet Debus, dessen tief schürfenden und feinen Analysen über beide Sammlungen wir hier folgen, daß die Dichtungen der zweiten Sammlung im allgemeinen jünger sind als die der ersten, zumal sie mit dem deutlichen Anspruch einer mehr rational begrenzten als wirklich innerlich gerundeten und auf letzter Überzeugung beruhenden Weltanschauung auftreten. Kneip gibt hier nicht bloß Dichtung, sondern auch den Versuch zu einer neuen Weltauffassung. Deren Mittelpunkt, von dem aus er alle Verhältnisse beurteilt, ist der allgegenwärtige „lebendige Gott" im Menschenbewußtsein und in der Natur. Allein es ist nicht die an die Tradition gebundene Gottesvorstellung, der Gott der Überlieferung, noch weniger des kirchlichen Dogmas, des katholischen Glaubens. Es ist der rationalistiich gesehene, analytisch erforschte, reflexiv gedeutete, bewußte Gott Kneips selber, der für ihn als Hebel seiner dichterischen Weltanschauung dient. Der tiefere Grund für diese Einstellung liegt in der rassischen Gebundenheit; daher der heidnische Rest, Wodan, Thor, die Naturdämonen, die nach Kneips Meinung in Gott und den Heiligen weiter leben. Er liebt noch immer die Sitten und Gebräuche der Heimat, aber als Städter, der die Welt gesehen, fühlt er sich weltmännisch überlegen und sieht in ihnen nur sinnvolle Phänomene des absoluten Göttlichen. Die einfältige, überzeugungstreue Aufnahme seines Stoffes, die gläubige, ehrfürchtige Versenkung in die Glaubenswelt seiner Umgebung war ihm nicht mehr möglich und so konnte die katholische Glaubenswelt seiner anders gearteten Bewußtseinslage nicht mehr zu einem eigenen, persönlichen Leben erwachen und die Dichtung selbst nicht zu einem vollblütigen organischen Kunstwerk ausreifen. Das Christentum, hervorgewachsen aus einer reifen Kultur,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Religion des Geistes, mit der sozialen Not der Städte und der alexandrinischen Wissenschaft eng verknüpft, wird von Kneip als heidnischer Naturmythus tendenziös als etwas ganz Primitives aufgefaßt.

Was er an Reinlyrischem bietet, ist nur Erinnerung aus seiner Kindheit und nur einmal, in dem Gedichte „Die Messe“, scheint diese Erinnerung die Seele des Dichters wirklich ergriffen und erschüttert zu haben. In den legendären Stücken des Buches offenbart sich dem Gläubigen der wesensfremde Geist am deutlichsten. Hier fehlt jedes Verständnis und Gefühl für das im katholischen Sinne Heilige und Erhabene, fehlt die Ehrfurcht vor dem Übernatürlichen, vor dem Gotte der Jugend des Dichters. Christus lebt nicht in diesen Blättern. Der Gott im Sakrament ist Wotan, der Allsehende, nicht der liebende Heiland, der in ewiger Selbsthingabe ewiger Anbetung harrt, und es ist eine Begriffsverwirrung, wenn in dem Gedichte „Der Jäger“ der Gott der Eifelbauern mit dem alten Zeus auf die gleiche Stufe gestellt wird. Bewundernswert aber ist die Größe des Stoffkreises, den die Dichtung umfaßt, weit und prächtig ist der Kreis des Buches gespannt. Sehr anschaulich wird die Umwelt geschildert, in der der Dichter lebte, aus der er herauswuchs mit den ersten entscheidenden Eindrücken. Ein Reichtum an Gemüt und dichterischem Können tut sich auf in diesem „Buche der Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder“. Die alte Dorfkirche ist der natürliche Ort der äußeren und inneren Sammlung der Gemeinde, hier singt man sich den Jubel und den Schmerz von der Seele, hier ist die natürliche Fest- und Trauerhalle, die Alltagsüberhöhung, die Wohnung des lebendigen Gottes. Gott aber, den Lebendigen, leidet es nicht in dem steinernen Haus, im Wehen der Gräser, im Wallen des Korns, im Flüstern des Waldes, immer und überall ist seine Kraft, er kann lachen und weinen und donnern. Man sieht ihn mit einem Stecken über Land gehen mit wallendem Bart wie Rübezahl, man sieht ihn mit dem Teufel und den Heiligen im Gespräch. Und die Heiligen, vor allem St. Peter, St. Lambert, St. Wendelin, St. Pankraz, St. Gangolf, die draußen an der Kirchhofsmauer stehen, werden gelegentlich lebendig und greifen in das Leben des Menschen ein. Die heilige Jungfrau Maria beherrscht mit ihrem Liebreiz und ihrer Hoheit die Männer. Eine ganze Reihe von Vorgängen führt uns durch das Kirchenjahr, durch den Ablauf des bäuerlichen Lebens mit allen seinen großen und kleinen Taten und Schicksalen. Der Gang zur Mette, der Versehgang zur Großmutter, die erste heilige Kommunion, der Besuch bei der Stine Vanderland, einer frommen alten Jungfrau und Wundertäterin, das erste Messedienen, alles ist gegenständlich bis ins Letzte, aller Fluß der Handlung lyrisch getränkt, von sprödem Erzähltom aufsteigend zum dithyrambischen Choral. Prozessionen und Wallfahrten, der Glanz eines Hochamtes, brausende Orgel, all das wird vorgeführt, und auch das Wunder fehlt nicht. Der Herrgott erscheint dem Pfarrer als Bauer und mahnt ihn, Hilfe zu bringen. Christophorus hilft einem schwächlichen Knaben Holz abladen, die vierzehn Nothelfer eilen bei einem nächtlichen Brande herbei: Auch die Wette zwischen Gott und dem Satan wird abgeschlossen, der Unfug einer falschen Muttergotteserscheinung endet unglücklich. Ein köstlicher Volkshumor spielt in die Legenden hinein; so z. B. wenn die Heiligen in der Kirche beraten, wie sie die „Abgewandten“, die Sünder und Ketzer aufsuchen könnten und wie sie ihren Beschluß ausführen. Aber auch der Schelmenroman vom Jäger Hampit mischt sich in die Prozessionen, ist bei allen Festen und Wallfahrten, eine Art weltlicher Gegenpol zur frommen Gotterhabenheit. Staunenswert ist die Sprachgewalt des Dichters, was in den Gedichten des „Bekenntnisses“ noch schüchterner Versuch war, ist hier meisterhaft verwendet, am einzelnen grandios gesteigerte Technik geworden. Lessing würde seine Freude daran haben, wenn er hörte, wie Kneip keine beschreibende Poesie kennt, sondern alles in Bewegung und Handlung umsetzt; so z. B. schildert er die Bilder, die in der Hütte der Stine Vanderland an der Wand hängen:

Jakob Kneip

Ich guckte mich um in dem gräulichen Nest
Und forschte die Wände hinauf und hinunter;
Da kam König David mit Goliaths Haupt,
Da kniete Sankt Rethel, von Räubern geraubt,
Da irrte Ahasver, der böse Jude,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da drohten die Henker mit Geißel und Rute
Und schlugen den Heiland in teuflischer Wut.

Dem eben gewürdigten Gedichtbande ging die unter dem Einflusse des Krieges entstandene Dichtung Barmherzigkeit (1918) voraus. Aus rein persönlichem Erleben erwuchs das Büchlein An Frankreich (1922), das er seinem Freunde in Frankreich widmete. Es ist eine Klage darüber, daß zwischen Deutschland und Frankreich keine nachbarliche Freundschaft bestehe, um deren Vermittlung sich die Rheinfranken als die berufensten bemüht hätten. Aber er hegt die Sehnsucht und Hoffnung, daß einst doch eine Menschlichkeit erscheint, die auf ewig den Krieg aus der Welt schafft. Ein köstliches Buch schenkte uns Kneip mit seinem „fröhlichen Roman" Hampit der Jäger (1927). Wir haben diesen losen Gesellen schon oben erwähnt. Die tiefe Volks- und Naturverbundenheit Kneips, die wir an den Gedichten bewunderten, ist auch das wesentliche künstlerische Merkmal dieses Prosabuches. Hampit, ein Hunsrücker Bauernsohn, der, auf einen bescheidenen Besitz gestützt, als Jäger ein freies Leben voller Streiche und Abenteuer führt. Und dieses Mannes Schicksal, seine Freuden und Leiden erzählt uns Kneip ohne Getue und Gespreize in einem kernigen Deutsch. Da müssen alle Kritiker, die an Kneips lockerem Geschichtenbuch den künstlichen Bau eines Romans vermissen, verstummen. Hier wirkt eine Fülle dichterischen Wesens, die man um formtechnische Errungenschaften nicht eintauschen möchte. „Das Buch ist wie ein weitgedehntes, gesundes Rauschen, ein Rauschen der Wälder und Wasser, ein Wogen und Dampfen der Felder und Äcker, ein Wehen der stillen Nächte und ein Singen des täglichen Lichtes. Es ist Überschwang, Freiheit und tiefe Bindung an Heimat und Freiheit." (Binz.) Die Gestalten Kneips sind durchweg echt, man meint den Erdgeruch der Hunsrücker Heimat des Dichters zu spüren. Daß es in diesem Buche nicht ohne Derbheiten abgeht, mag man bei dem Dichter als Darsteller des Volkslebens erklärlich finden, obgleich er jenen Grenzen, jenseits derer die Kunst keine Heimat mehr hat, zuweilen bedenklich nahe kommt. Die Behandlung des Heiligen aber in satirischer Form hat ihr Bedenken. Es kommt darauf an, inwieweit der Seelengrund des Dichters selber durchleuchtet. Dieser Seelengrund bleibt aber in diesem Buche im Dunklen. Das gläubige Mittelalter konnte sich manchen Scherz erlauben, der im Munde eines modernen Skeptikers zum Zynismus würde. So hat die gutmütig-humoristische Behandlung der „Beichte im Keller" für den Katholiken etwas Verletzendes und Hampits Geschimpf auf Kirche und „Pfaffen" und insbesondere im Traumkapitel „Das Schloß im Dämmerwald" ist in einem Volksbuche nicht am Platze. Erwähnt aber sei auch, daß Kneip in dem erwähnten, dichterisch großartigen Kapitel mit einer an Dante gemahnenden Phantasie die abgeschiedenen Sünder ihren individuellen Strafen überantwortet.

Ein sehr beachtenswerter Lyriker der Gegenwart ist der Westpreuße Oskar Loerke (geb. 1884 in Jungen, lebt in Berlin). Seine Art ist der der großen Westfälin Annette von Droste verwandt. Ihm wie ihr eignet ein Naturgefühl von bohrender Kraft, als ob es den Saftlauf, den Wuchs des Markes, die Bildung der Borke erhorche. An Loerkes lyrischer Schöpfung vollzog sich die alte, neue Bindung an die vom Zweck befreite Atmosphäre. Er scheint so sehr Bewahrer, Fortsetzer aller Gefühlsströme zu sein, daß man meinen könnte, Claudius, Goethe, Mörike oder Eichendorff, kämen sie heute, würden dichten wie er. Aber die Fülle von Bildern und gewählten Worten macht seine gedankenreichen Gedichte nicht leicht verständlich und verlangt viel Nachdenken.

Wanderschaft (1911) heißt Loerkes erster Gedichtband. Wenn auch im einzelnen ungleichwertig, bringt das Buch fast immer Strophen, die aus inneren, heißen Quellen durchronnene Organismen sind. Es ist so durch und durch vollgesogen mit lebendiger Existenz, daß man über dieser menschlichen Reife vergißt, einen Erstling vor sich zu haben. Nichts an diesen gewachsenen Gedichten wirkt gemacht, aber eben weil sie gewachsen sind, stehen einzelne undurchblutete Wendungen um so deutlicher taub heraus. Doch keine Zeile ist leer; man spürt, ihm ist Dichten Atem der Existenz. Norddeutsche Landschaft ist aufgetan, unter immergrauem Himmel, ganz allen südlichen Glänzens bar, von hartem Wind überweht. Wie die Dichtung der Droste ist auch die Loerkes ungefällig, spröde, herb, karg, aber von den erfühlten Kräften selber durchspeist. Loerke braucht nicht das allgemeine Verb, sondern, wie Lissauer es nennt, gleichsam aufgerauhte, näher gesehene, vibrierender gefühlte Abformen und Ausdrücke: die Meißel klingen nicht, sie „klimpern"; Nester sind nicht gebaut: „geklebt"; der Wind „rührt" im Heu. Seine Farben sind stumpf und schwer: „zinngrün" sehen die Augen der Alten die Sonne, Wind ist ein grauer Spielmann, er hört „die graue Melodie", Birken sind weiß wie Gebein. Durchdrungen vom Naturgefühl, fühlt er sich der Welt blutsverwandt. Ganz pantheistisch sagt er zum Nebel „lieber Bruder" und zu den „darbenden Tannen": „meine lieben Kameraden." In demselben Gleise bewegt sich der Band Gedichte (1916), in der 2. Auflage „Pansmusik" überschrieben. Der dritte Gedichtband Die heimliche Stadt (1921) zeigt Loerke als Träumer in der Dämmerung; seine transzendentalen Gesichte verschwimmen in blassen Konturen. „In dem Gedicht Loerkes", sagt Jakob, „beweist die Natur sich selbst." Im längsten Tag (1926), dem jüngsten Gedichtbande, spricht Loerke, ein „kosmozentrischer Lyriker", so fühlbar das In-sich-beruhen der Welt aus, daß es in gleicher Art vorher nicht erlebt worden ist, es sei denn im Panskult der Antike. Welt ist ihm die „Burg des Gesanges" wie jedem wahren Dichter; aber man spürt aus jeder Strophe: „Das Angesicht der Erde wird bald abendfahl" und: „Der Weltenraum veraltet." Merkwürdig leer ist Loerkes Erde, merkwürdig menschenfremd, trostfremd. Für diesen Dichter gibt es nicht das übliche Verhältnis, daß er Trost in den Dingen der Schöpfung sucht. Während bisher in der Dichtung die Vergänglichkeit des Menschen im Vordergrund stand und die Welt daneben und danach alt und grau wurde, ist es, wie H. Bachmann bemerkt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei Loerke umgekehrt. Nach ehernen Gesetzen zerfällt alles um uns und des Menschen Geist hat nichts als das fürchterlich kalte Zuschauen, das hilflose Nachschauen. Selbst das Leid, das doch hinter allem Verlorenen nachweinen soll und will, hilft nichts mehr, weil es keinen Bestand hat; ein neuer Typus Mensch, voll kühlen Abfindens mit dem dumpfen Dasein, steht hier auf, ein Stück neue Sachlichkeit, ein ruhiger Optimismus, der die Erde als das nimmt, was sie ist, ein Ort der Prüfung und Erprobung: „Such, Kummer, was ich kannte! — Ich leite dich ein Stück. — Das Hohle des Auges brannte, — Doch der Abgesandte — Kehrte nicht zurück." Und sein eigenes Gleichnis schaffend, sagt Loerke einmal von einem Sklaven: „Mir ward zum Lose, großen Rades Speichen — Zu treten, um dich endlich zu erreichen, — Allein die Treppe dreht sich an der Nabe. — Und meine Freiheit kommt nicht aus dem Grabe. — Nun kommt zu spät, was etwa noch mag kommen. — Ist es ein Schmerz, er ist vorweg genommen. — Und standhaft glaubte ich an jede Gnade, — Und jede trat ich wieder auf dem Rade."

Nicht so hoch wie den Lyriker bewerten wir den Epiker Loerke. Zwar wird auch in den Erzählungen seine dichterische Kraft in einzelnen Szenen offenbar, aber als Ganzes befriedigen nur wenige. Die Freude am Bild, die Sucht nach dem Gleichnis hat sich zu einer Manier verkräuselt; die Beschreibung äußerer Dinge wird ihm derart zum Selbstzweck, daß er von den gleichgültigsten Nebenpersonen den Steckbrief mit sämtlichen besonderen Kennzeichen liefern muß. So z. B. erfahren wir, daß der Schullehrer Franz Pfinz, der Held der gleichnamigen Erzählung (1909), auf der Oberlippe Bartfransen trägt, die wie „verstaubte Silbertressen" aussehen, und einen „schmächtigen, bläulich angestockten Zahn" sein eigen nennt; daß das wellige Haar seiner Gattin Antonie „blond wie der Honig und weich wie das Vließ der Weideraupen" ist; wir hören auch, daß bei ihrem Hausgenossen Ullerich die Augen „wie Schießscharten", der Bart „wie ein schwarzgraues Dornengestrüpp" aussieht und daß er im Schmerz die Lippen „rüsselartig vorstülpt, so daß die Nase auf gelblichem Haarpolster" ruht. All diese gewollte Bildlichkeit und Anschaulichkeit vermag auch den seelischen Ereignissen, um die es sich hier handelt, keinen höheren Reiz zu geben. Franz Pfinz büßt seine Lehrerstelle durch eigene Schuld ein, versucht sich dann als Dirigent eines Orchestervereins weiterzubringen, verliert auch diese Stelle und kommt mit Weib und Kind so ins Elend, daß er sich erhängt. Wir vermissen in der Erzählung, der Vineta (1907) vorausgegangen ist, noch den Sinn für Schlichtheit und die sprachliche Selbstkritik, verkennen aber nicht das Aufspüren kleiner seelischer Feinheiten und Wechselwirkungen. Von formal geschliffener und gedanklich feiner Art sind die Novellen Das Goldbergwerk und der Chimärenreiter (beide 1919). Nach einem indischen Märchen gearbeitet ist die Erzählung Der Prinz und der Tiger (1920), in der Loerke mit zartem Gefühl und in zarter Schreibart die passive Tragik eines Verschmähten und nur leidend Verklärten darstellt. Er berichtet von einem guten, selbstlosen Menschen, der sein Leben für das einer anderen hingeben möchte. Aber diese nimmt das Opfer nicht an. Sie trägt ihr Leiden, das er aus Liebe zu ihr seinen eigenen, wunden Schultern aufdrücken möchte, stolz und trotzig allein. Sie duldet ihn nur als Begleiter, nicht als Helfer und Freund. Sie läßt es geschehen, daß er die Straße der Dornen, die ihr zu schreiten bestimmt ist, jahrelang neben ihr geht. Aber die letzten, schwersten Stationen geht sie allein, ohne Liebe und ohne Gnade für den, der wie der Prinz im indischen Märchen für sie zu sterben bereit ist. In dem Roman Oger (1921) behandelt er das Problem der Degeneration; aber die krampfhafte Problematik, mit der die Schicksale einer Familie ausgelegt werden, befriedigt nicht. Der entgleiste Sproß einer in enge Stadtverhältnisse verschlagenen bäuerlichen Familie schreibt in der Eintönigkeit, die ein Fischdampfer auf See gewährt, Anfang und Ende seiner Familiengeschichte, die zugleich die eigene Lebensgeschichte spiegeln soll. Die trockene Art, in der er es tut, befreit weder ihn noch den Leser von dem Drucke verschwommener Visionen. Oger, der Riese, soll die Schicksalsfaust darstellen. Der Gesamteindruck wird nicht durch die mannigfache Klugheit einzelner Beobachtungen, nicht durch die Weisheit mancher Erkenntnisse und auch nicht durch sachliche Schilderungen, die bisweilen nicht reizlos sind, aufgewogen. Und immer wieder wird die echte Tragik durch das Zuviel hysterischen Ausdrucks zerrissen.

Eine starke Begabung in der Generation, die zur Zeit des Absterbens des Expressionismus heranwuchs, ist der Lyriker und Erzähler Fritz Walter Bischoff aus Neumarkt in Schlesien (geb. 1896, lebt in Breslau). Er geht meist von einem romantischen Stimmungserlebnis aus und ist daher in erster Linie Lyriker und auch seine Romane sind stark lyrisch geartet. Vortrefflich weiß er individuelle Charaktere zu gestalten und ist besonders Stimmungskünstler, noch aber vermissen wir in seinen bisherigen Büchern eine klare, ethische Zielsetzung. Seine Gedichte setzen bis in Einzelheiten und Äußerlichkeiten die Lyrik der Romantiker aus der Zeit vor der bürgerlichen Literatur fort, aber nicht aus Nachahmung, sondern weil die Erlebnisse, die sie ausdrücken, einem jener Romantik verwandten Welt- und Lebensgefühl entspringen. Auf die Verwandtschaft der Lyrik Bischoffs mit der Friedrich Schnacks machte Lissauer aufmerksam.

Wenn Bischoff in seinem ersten Gedichtbande Gottwanderer (1921) von seiner Gottwanderung redet, meint er damit ein Heimfinden zur Natur, ein willenloses Versenken in die nicht weiter deutbaren und geheimnisvollen Kräfte, die das Weltall erfüllen. Eine erstaunliche Kraft der Phantasie und der Sprache, höchste künstlerische Befähigung steht ihm zur Verfügung, um dieses Erleben in seinen Gedichten lebendig werden zu lassen. So ist es auch in dem zweiten Gedichtbande Gezeiten (1924) in der Hauptsache das Verwachsensein mit der Natur, mit seiner Sippe und der Urzeit, das der Dichter in immer neuen Symbolen darstellt. Ihm, dem Romantiker, ist die ganze Natur dämonisch lebendig. Er erlebt Landschaft und Jahreszeiten auf einer Stufe, da diese für den Menschen noch Mythos waren. Das Mythische wächst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm zuweilen ganz nach Art der Romantiker ins Magische hinüber und dann entsteht für den Leser eine ängstliche Ungewißheit. Aber auch bei den dunklen, ja unverständlichen Gedichten Bischoffs bleibt eine gewisse bannende Stimmung und die Freude an schönen Einzelstrophen. Besonders gut werden die unheimlichen Gestalten des Vergehens, des Herbstes, des Verfalls, des Todes bezwungen. Und doch fehlt hier oft ein Letztes, das die dargestellten Dinge aus ihrer Vereinzelung ins Allgemeingültige, im besten Sinne Symbolische erhebt. Treffend faßt A. Aulke den Gesamteindruck der Lyrik Bischoffs in die Worte zusammen: „Romantisch-mythische Verlebendigung der Natur, kosmisches Empfinden, klang- und bildgesättigte Hymnik, inhaltlich zuweilen an Mombert, formell an Dehmel gemahnend."

Schade, daß Bischoff in seinem ersten Roman Ohngesicht (1922) in die Irre ging, denn er hat die Gabe, die Leidenschaften gleichsam mit feurigem Griffel in das Herz des Lesers zu graben, und seine Naturstimmungen sind von einer Inbrunst und von einem eigentümlichen, eindringlichen Zauber. Wirr und dunkel aber ist das „Ohngesicht". „Ohngesicht" ist Gott, die Menschen aber des Buches haben meist ein Doppelgesicht, ein gutes und ein böses, und sie streben darnach, dem Doppelgesicht zu entfliehen und dem Ohngesicht nahe zu kommen, allerdings ohne greifbaren Erfolg. Alles, bemerkt Aulke in der Analyse des Buches, was hier über weltanschauliche Dinge gesagt wird, ist wirr und dunkel, von positivem Glauben oder Christentum kann kaum die Rede sein. Verführung, Selbstmord, Ehebruch, Geschwisterliebe bilden die Hauptmomente des unerquicklichen Buches und obendrein werden erotische Szenen bis in gewisse psychologische Einzelheiten hinein ausgemalt. Lieber greifen wir zu Bischoffs zweitem Romane Alter (1924), einem stimmungsvollen Buche, bei dem der Verfasser bei dem Dänen Hermann Lang und Theodor Storm in eine gute Schule gegangen ist, in eine etwas einseitige, vielleicht aber in eine, die seinem Naturell angemessen ist. In starker Anlehnung an die wehmütig-innige knappe Klugheit Langs, wie sie sich etwa in „Am Wege" oder „Tine" ausspricht, zeigt Bischoff, wie in Wehmut, Einsamkeit und Verzicht das Leben eines alten Ehepaares verrinnt. Der einzige, genialisch veranlagte Sohn wollte nicht das Kaufmannsgeschäft der Eltern übernehmen und ist draußen in der Welt verdorben und gestorben. Das altangesehene Geschäft der Pelldrams, an dessen Bestand der Sturm der Inflationszeit rüttelt, wird daher nach dem Tode Christians in fremde Hände übergeben. Da bleibt für die beiden Alternden nicht mehr viel, was sie hält. Wie nun die beiden verschieden gearteten Alternden ihr Leben ertragen, bildet den Inhalt des kleinen Romans. Der Vater ist ein ehrenfester Bürger, die Mutter, träumerisch und versonnen, hegt eine leise Neigung zu dem sechzigjährigen Sonderling, dem Apotheker Weybold. Sie musizieren zusammen. Mit ungemein zarten Zügen, fein und wehmütig, weiß uns der Künstler diese unschuldige Altersliebe glaubhaft zu machen. In der Kleinstadt aber gibt sie Anlaß zu bösem Klatsch. Doch auch dies vergeht, immer ruhvoller mündet das ausgelebte Leben in den Tod. Bald wird das ungleiche Paar, der Diesseitsgläubige und die Zartversehnte, die sich in langer Ehe einander angeglichen, zu Grabe gehen. Den Glauben an Gott und das Jenseits haben sie verloren und so starren sie am Ende ins Uferlose. Wie man sieht, es gibt in dem Buche keine großen Erregungen. Dafür die melancholischen Untertöne des Alltags, der Schmerz ungelebter Stunden, die ohne Wiederkehr vergleiten. Stille Wasser werden ohne viel Wellenschlag befahren. Da der Dichter die Tragik des Alterns bis in ihre letzte Konsequenz darstellen wollte, hätte er, wie Aulke bemerkt, nicht übersehen sollen, daß der echten Tragik auch ein erhebendes Moment innewohnt, das aber hier völlig fehlt. Es folgte noch der Novellenband Indianergeschichten (1925) und die fesselnde Erzählung Der Falschmünzer (1927).

Nach allen Seiten künstlerisch ausgewogen, rhythmisch zwingend, Schönheit gestaltend sind die Gedichte (1913, 4. A. 1924), die der rheinische Gelehrte und Dichter Ernst Bertram (geb. 1884 in Elberfeld, lebt als Universitätsprofessor in Köln) vorlegte.

Der Dichter gibt darin nur ein Erlebnis: die Kunst. Ihre einzelnen Ausstrahlungen erfüllen das Buch mit magischem Lichte. Eine gewisse keusche, aristokratisch-kühle Haltung ist unverkennbar. Ein Meister ist hier am Werk, der ganz von dem Glauben an die Kraft der ins Bild gebannten Schönheit lebt.

„Aus der verworrenen Bedrängnis,
Drin aller Wesen Taumel gärt,
Entführt kein Wille, kein Verhängnis
Zu dem Lebendigen, das da währt.

Erblüht in dem gestirnten Ringe,
Flammt keine Form, die dauernd gilt,
Endlos im Donnerstoß der Dinge
Einzig erhaben währt das Bild."

So lauten die Eingangsverse. Bei aller künstlerischen, oft ins Hymnische gesteigerten Vollendung macht sich aber auch viel Rationalismus und Psychologismus geltend, besonders dort, wo der Dichter die seelischen Vorgänge biblischer Personen natürlich zu erklären und verständlich zu machen sucht. Straßburg (1920) ist der zweite Gedichtband gewidmet. Ein „Gedenkbuch der Toten" nennt der Verfasser den Band Der Rhein (1922). Wieder ist es eine sehr geistige, beinahe etwas akademische Kunst, die sich hier äußert. Sie weiß von Bischöfen und Fürsten, von Treue und Dienst, von Fluch und Verstoßung; sie sinnt immer wieder dem Schicksal und den ewigen Werten nach. Sie läßt sich von dem Glanz über dem Wasser und dem Lande, über den Bergen und Städten erregen; der breite, sinnliche Strom des Lebens bleibt ihr fern. Es ist gewissermaßen ein geistiger Rhein, den die Dichtung gestaltet. Man vernimmt nicht, wie etwa in Loerkes herrlichen „Strom"-Strophen, das breite, dunkle Fließen, man spürt nicht brennenden Mittag auf der widerblendenden, waagrecht weiten Fläche, man sieht nicht Fische schnellen und Geflügel tauchen, jedoch man ist von Gedicht zu Gedicht begierig, was dieser Geist, klug, oft weise, weithin wissend, von den Orten, Ländern, Menschen, Epochen, von den Dingen mit ihrem Sinn und Doppelsinn, ihrer irdischen Bedeutung und ihrer ewigen Emporspiegelung zu sagen hat, aber nicht mit der folgernden und schließenden Kraft eines Schriftstellers, sondern mit der bildenden Macht eines Dichters. Und auch in diesem geistigen Rhein rollt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und schlägt es von dumpfem Strudel und verhohlenem Aufhall, runenhaft raunt es, spruchhaft pocht es, zornhaft murrt es, chorisch brandet es unter diesen Gedichten, die immer geheimen Aufrufes voll sind. Auch Paquet hat in seinem Rheinbuche in Prosa den Rhein von der Quelle bis zur Mündung dargestellt; während aber dieses aus der realistischen, naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Schau des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts erwachsen ist, stammt Bertrams Dichtung aus geschichtlicher und humanistischer Bildung; allerdings kann dieses Buch nur von einem vielfältig unterrichteten Leser völlig begriffen werden, der aus den Andeutungen des Dichters die Geschehnisse und Personen zu erkennen vermag. Bertrams sprachliche Meisterschaft und Gedankenreichtum offenbart wieder Das Nornenbuch (1925), nur daß die Eigenart dieser Gedichte eine stärkere dramatische Spannung und ein ausnahmsweise herbes Gepräge mit sich bringt. Sie sind geboren aus nordisch-germanischem Rasseninstinkt und ganz erfüllt vom Schicksalston düster geahnter Entscheidungen: „Süden aber ist Tod. Vergeßt nicht: — Ihr seid Kinder des Eises.“ In Sprüchen und Sinnbildern kündet das Buch von deutscher Art und Sitte. Immer ist es die Norne, die redet; sie mahnt, lehrt, warnt, deutet, kaum, daß sie weissagt. Drei Kreise, namenlos wie die einzelnen Sprüche, sind geschlungen: der erste spricht zum Volk, der zweite zum einzelnen, der dritte von der Norne selbst: „Ich bin die graue Buße unseres Lands: — Damit ihr lebt, muß ich den Tod bestehn.“ Das Nornenbuch ist ein erzieherisches Buch, zumal in seinen beiden ersten Teilen; es ist absolute Kunst und zugleich Lehre, aber nicht immer ist der Sinn der Sprüche zu deuten auf Zustände und Menschen unserer Epoche, sondern, wie es der nordischen Rede gemäß und verstattet ist, weilt sie auch im allgemeinen in Schau und Gleichnis. Das nordische Wesen verkündet der Spruch: „Du hast die Nornen nie gesehn, wenn du — Urmütterliche Stirne furchtest, welk, — Vor Enkelgram: Zeitlos ist ihr Gesicht, — Rune der Jungfrau, zwischen ihren Brauen, — Das Haar ein weißes Gold. Im starken Aug', — Davor die Könige die Wimper senkten, — Urwiderschein des Meers.“ Versuch einer Mythologie nennt Bertram sein Nietzsche-Buch. Es ist das schönste und bedeutendste in der neuen Nietzsche-Literatur. In einer Abfolge wunderbar geformter, oft schön Musik gewordener Kapitel hat er das vielfarbige Nietzsche-Bild unserer Tage auf eine umfassende Formel gebracht, die sich für lange Zeit hinaus als bildkräftig erweisen wird. Als Rheinländer sich fühlend, hat Bertram in der Schrift Rheingenius und Génie du Rhin (1922) mit Energie und Deutlichkeit, oft mit beißendem Sarkasmus, überall mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die Anschauung des Maurice Barrès widerlegt, der in seinen Straßburger Vorlesungen nachzuweisen suchte, daß die Rheinländer halbe Franzosen seien.

Die Harfenvirtuosin Frau Vicki Baum (geb. 1888 in Wien, lebt in Berlin) erwarb sich durch ihre knappen und leicht grotesk geformten Skizzen, Erzählungen und Romane, in deren Tiefe ein grüblerischer Geist lebt, schnell einen Kreis von Freunden. Ihre Bücher erheben sich weit über das Durchschnittsniveau der Unterhaltungsliteratur.

Sie begann mit dem Roman „Frühe Schatten. Das Ende einer Kindheit“ (1914). Es ist ein tief ergreifendes, psychologisch vortrefflich studiertes und durchgeführtes Buch, ein rechtes Frauenbuch, mit dem zarten Empfinden und dem mütterlichen Mitleiden gesehen und in der Form und im Stil tadellos. Die Kindesseele, auf die so früh Schatten fallen und die in diesem drückenden Schatten reif wird, ist erlebt und erlitten und man möchte fast ein biographisches Bekennen vermuten. Dann folgte der Novellenband Schloßtheater (1921). In dieser Sammlung zeigt sie sich, wie auch sonst, als glänzendes Fabuliertalent, als Beherrscherin der Sprache. Sie regiert das Handwerkszeug der Worte nach neuzeitlichem Brauch. Dekorativ ist ihre Kunst, bestimmt nach rhythmischen Gesetzen. Die Grenzen von Malerei, Musik und Schrifttum fließen ineinander, Landschaft und Umgebung sind aphoristisch durch bunte Farbenflecken angedeutet, große Linien umreißen die Schilderung der Leidenschaften. Unserem Mitempfinden sind sie dadurch etwas entrückt, sie wirken wie entfernte Gebirge. Wir bestaunen sie, aber die Nähe, deren Einzelheit wir kennen, berührt vertrauter unser Herz. Sie sucht sich in Einfachmenschliches und Überhitztes einzufühlen. Sehnsüchte hochmütiger Edeldamen und verlassener kleiner Mädchen wie Tschandalas und herrische Naturen, die am Leben und um die Liebe leiden, Martyrium der Knaben, bizarre Lüste verwöhnter Gauklerinnen, vom Sumpffieber ihrer Herkunft auf der Höhe ihres Ruhmes vergiftet. Der feinste geistige Akzent liegt auf dem Gleichnishaften „Das Postamt und der Schmetterling“; der kraftvollste auf dem sozialen Kampfruf „Der Klavierspieler“. Der Dichterin beste Leistung ist der Roman Ulle, der Zwerg (1924). Dieser ist eine Mißgeburt, der nichts an menschlichen Grausamkeiten erspart bleibt. Als ihn der Zufall gelegentlich erhebt, er aus der Kuriositäten- und Zirkusschau zu kurz bemessener Schauspielerlaufbahn aufsteigt, erniedrigt er sich selbst. Er ist der in die Einsamkeit Gesetzte, der das Los der Einsamkeit mit dem Dichter Struensee teilt. Das Buch ist ein Symbolroman, der die Tragik schicksalhaften Ausgeschlossenseins beleuchten will. Vorausgegangen war der Novellenband Die anderen Tage (1922). Sonst so farbig hat Vicki Baum in der Novelle Der Weg (1925) eine graue Palette. Der Weg einer Frau ist es, den sie uns mit kleinmalerischer, sicherer Kunst schildert. In dem Zeitraum zwischen einem Auktionsverkauf und dem Ankauf eines dort billig erstandenen Kleiderschrankes läuft die Tragödie des geplagten Hausweibes vor uns ab. Ihr Hirn, in tausend kleine Sorgen verfältelt, öffnet sich uns und wirft uns alle seine erbärmlichen, kleinen Tagesquälereien vor die Füße wie ein umgestürzter Flickenkorb. Verstumpft, verängstet und abgehetzt, findet sie zuletzt in Fieber und Tod wundervolle Aufhebung. In geschmeidigem Stil, gedrängt und fließend, jedes Wort von Empfindung geschrieben ist auch die Erzählung die Tanzpause (1926). Das Milieu ist vorzüglich getroffen, besonders schön die gewitterschwere italienische Landschaft. Charakteristisch für Vicki Baums Art ist, daß ihre Gestalten je nach den farbigen Bedürfnissen des Auftritts das Ansehen wechseln. So auch in ihren jüngsten Romanen Hell in Frauensee (1927) und Menschen im Hotel (1929).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Viel zu wenig bekannt ist die gefühlstiefe und gedankenschwere Lyrik der Erika Spann-Rheinsch (geb. 1880 in Trennfeld, Bayern, lebt in Wien). Sie weiß zwar auch heitere Töne ihrer Leyer zu entlocken („Frohe Wanderschaft" 1923), aber ihr tiefstes und strömendstes Gefühl offenbart sie dort, wo sie mit ihrem Gott Zwiesprache hält. Sie mußte ihren Gott sich erst suchen und ihn erkämpfen und unablässig ist ihr Ringen um Gott. „Sie folgt seinen Spuren durch die Natur; sie fühlt seinen Geist im Walten des Schicksals; die Schönheit der Kunst scheint ihr Abglanz seines Antlitzes, durch alle Mythen und Religionen spürt sie ihm nach und steht fast in Gefahr, ihn zu verlieren in der Fülle der Erscheinungen; aber endlich findet ihre weltweite Gottesempfindung doch Kraft zur Selbstbescheidung: sie bordet ihren Glauben in Bekenntnis und Dogma ein." (Mayer-Dülbach).

Wir können die Wege ihres Gottsuchens nachgehen in ihren Versbüchern „Schöne Welt" (1907), „Andachten", „Trutznachtigall" (1919) und im „Buch der Einkehr" (1923). Von den Blumen und vom Wald, von den Wolken und den Steinen sagt und singt „Das selige Buch" (1926) in knappen, epigrammatischen Zweizeilern und dann wieder in liedmäßiger Strophe. Es sind Gedanken, zarte Empfindungen tiefer Naturfreude, die hier zum Ausdruck kommen, geboren aus sinniger Betrachtung und reinem Entzücken. „Meine Lieder sind nicht geschrieben, Nicht am Schreibtisch errafft und geschafft, — Sie sind ausgejauchzetes Leben, — Tritt und Klang der Wanderschaft."

Überall offenbart sich ihre geistliche Innigkeit und die inbrünstige Einfalt ihrer Seele. Sie drückt sich mit vollkommener Schlichtheit aus und da entstehen völlig selbständige Gebilde von klassischer Unantastbarkeit so z. B. „St. Agathens Traum". Wie mit breiten Flügeln schweben die aus sechs Jamben gefügten Zeilen, nicht durch Reim gesichert, dennoch getragen von einer Sicherheit, die zugleich Sicherheit der Anschauung und der Seele ist, mehr in der Sicherheit der glaubenden Seele die Sicherheit der Gestaltung erzeugt zu haben scheint. Auch wo sie mit der Eindruckskraft biblischer Stoffe ringt, wie z. B. in „Abels Tod", schafft sie Gedichte von erhabener Schönheit und Sprachgewalt. Mit tief empfundenen, weihevollen Versen begleitet sie in der „Messe von der Wiedergeburt" (1926) die gottesdienstliche Handlung. Als reifstes und schönstes Buch aber ist „Paracelsus und sein Jünger" (1926), in dem im Wechselgespräch zwischen Meister und Schüler die tiefsten Fragen des Daseins abgehandelt werden. Auf klassischen Boden führen uns die Dichtungen Vor attischen Grabmälern (1925). Die Steine aus Ruinen reden, die Stimmen klassischer Vorzeit tönen lassen, das Edelste attischer bildender Kunst aus Totenmälern nach Jahrtausenden im Glanze deutscher Dichtung wieder zu Geist und Leben zu rufen, war eine schwierige Aufgabe, da deren Lösung dichterische Einfühlung wie sprach- und kunstwissenschaftliche Kenntnis voraussetzt. Die Dichterin hat sie in dem Buche, das 24 Bildern attischer Grabmäler gewidmet ist, glänzend gelöst. Was der griechische Künstler schuf, erfüllt sie mit neuer Beseelung. Bald in sapphischer Strophe, bald im Sonett oder in Hexametern und dann wieder in rührenden deutschen Reimen schwingt ihre Sprache hinreißend schön den künstlerischen Rhythmus des dargestellten Bildwerkes mit.

Großen Erfolg erzielten Albert Sergels (geb. 1876 in Pleine, lebt in Berlin) zahlreiche Gedichtbände. Er singt gemütvoll die alten Weisen von den Tages- und Jahreszeiten, sowie den Wundern und Wandlungen des Herzens. Es klingt alles nach Gestrigem und Vorgestrigem. Man liest ohne Erregung oder gar Ergriffenheit. Nur selten macht eine Eigenart aufhorchen. Sergels Gedichte sind gefällig, doch nicht nur aus ihrer Gefälligkeit ist ihr breiter Erfolg zu erklären; zum Teil auch aus einer Opposition gegen die literarische, affektierte und snobische Lyrik, die in mancher Hinsicht auch heute noch modern ist; weil die anderen nur „machen" und „wollen", so freut man sich, daß dieser nichts „macht" und nichts „will", sondern frisch, fröhlich und sympathisch seine Liederchen singt.

Sergels Schule war das Volkslied; das zeigt gleich sein erster Gedichtband Sehnen und Suchen (1904). Daher hat er die frische Intonation, den Feldblumenduft und das Freilicht der Verse. Anklänge an Eichendorff, Heine und Storm bezeichnen nur den Weg, den Sergels formale Erziehung genommen hat. Wie die Romantiker singt er Lieder vom „Vagus Scholasticus" und kennt nicht bloß das Glück der Ferne und die Unraft der Sehnsucht, sondern ebenso den Frieden der Heimat. Alles ist musikalisch. Dabei sprengt der reiche Reim mit immer neuem Widerhall die hergebrachten Formen und schafft in gewandten Verschlingungen eine anmutige Abwechslung. Auf demselben Niveau stehen die Gedichtbände Jenseits der Straße (1904) und „Im Heimathafen" (1909). „Gedichte der Liebe" nennt Sergel den letzten Band. Doch wirkt das Einerlei der süßlichen Liebeständelei trotz der erstaunlichen Versgelenkigkeit des Sängers ermüdend und langweilt, zumal das Ganze den Eindruck macht, der Dichter spiele nur den zärtlichen Liebhaber. Nur wo ein Neues, Edleres und Vertiefteres zu sagen wäre, hat das Liebesgedicht echt künstlerischen Wert. „Neue Gedichte, Sprüche und Lieder" bringt der Band Glockentraum (1926). Neue Weisen bietet der Dichter hier nicht; selbst die Ansätze wie „In meines Herzens Schreine", „Seit deine Liebe mich selig machte", „O, daß du wieder bei mir bist" und verbrauchte Reime zeigen den Mangel an Eigenart des Dichters. Warme Töne erklingen in dem Bande O du Heimatland. Auch für Kinder hat Sergel gesungen. So in Ringelreihen (1907). Neben frischen Strophen bringt der Band auch manches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von erzwungener Naivität. „Unterm Holderbusch" (1922), „Güldenkettlein" (1926), „Sausewind" heißen weitere Bände mit Gedichten für Kinder. Von Sergels Anthologien nennen wir den Auswahlband Sommersegen (1919), an dem man, wenn er auch manches Unbedeutende enthält und nirgends unser Herz aufwühlt, volle Freude haben könnte, wenn sich nicht darin die auch technisch nicht hochstehende, pfaffenfresserische „Ballade" fände. Der Band Saat und Ernte, „die deutsche Lyrik unserer Tage in Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen" (1924) vereinigt eine verwirrende Fülle von nahezu anderthalbhundert Dichter- und Dichterinnenstimmen. Trotzdem fehlt mancher Lyriker der Gegenwart, der etwas zu sagen hat; und das geistige Profil eines Dichters konnte auf den vier zur Verfügung stehenden Seiten nicht umrissen werden. Im ganzen werden viele gute Gedichte von älteren und jüngeren Dichtern geboten, die in ihren Widersprüchen und Gegensätzen ein getreues Bild unseres heutigen Deutschland geben. Der Krieg begeisterte Sergel zu dem Bande Eiserne Saat (1914).

Durch die Memoiren einer Sozialistin, die Lily Braun herausgab, wurde die Aufmerksamkeit auch auf ihren Sohn, den im Kriege gefallenen Otto Braun (1897—1918), gelenkt. „Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten" ist der Nachlaßband betitelt; er enthält Gedichte hohen klassizistischen Tonfalls, die ebenso um Hölderlins Geist kreisen wie die Gedichte des Bernhard von der Marwitz, die Otto Grautoff unter dem Titel „Eine Jugend in Dichtung und Briefen" veröffentlichte.

Durch seine Schriften „Katholische Revolution" (1924) und „Österreich das deutsche Problem" (1925) lenkte der Österreicher Friedrich Schreyvogl (geb. 1899 in Mauer bei Wien, lebt in Wien) die Aufmerksamkeit auf sich. Als dann sein „Johann Orth" in Wien aufgeführt wurde, fand auch sein sonstiges dichterisches Schaffen Beachtung und schnell gewann er, zunächst in Wien, bald auch in Deutschland, einen zahlreichen Leserkreis. Seinem Wesen nach ist er, obwohl er sich auch als Epiker und Dramatiker erfolgreich betätigt hat, Lyriker. Seine Verse haben einen eigenartigen Zug, fern von Trivialität und Manier und werden von einem musikalischen Empfinden getragen. Er ist nicht im Bannkreis alltäglicher Dinge befangen und weiß stets eine reine und lichte Linie zu wahren. Schmeichelnd weiche Luft, sinnende Trauer, Kennzeichen von Wiener Dichtertum, mit leisen Anklängen an Wildgans und Hofmannsthal, all das ist zu einer stillen, feinen Kunst geworden, die über die Wirklichkeit einen barmherzigen Schleier legt und den tobenden Schmerz in süße Harmonien bändigt. Schon seine ersten, in manchem Betracht noch unreifen Gedichte zeigen eine hohe Formkunst, Bilderreichtum, reichen Stimmungsgehalt, hymnische Kraft und einen in Kraft verankerten Idealismus. Es ist nicht reine Gefühlslyrik, die Schreyvogl bietet, sondern die Verse bergen einen tiefen Sinn und insbesondere die Lyrik des Bandes „Die geheime Gewalt" führt starke, ins Bildhafte geronnene Gedankenmacht mit sich. Es ist objektive Lyrik, in der das den Dichter umgebende Leben im Gleichschritt der Verse und voll Musik seinen dichterischen Ausdruck gewinnt.

Als Gymnasiast veröffentlichte er die Gedichtbände Singen und Sehnen (1916) und Klingen im Alltag (1917); es folgten die Versbände Friedliche Welt (1919) und Flöte am Abend (1920), von denen der erstere zwölf Auflagen erlebte. Frei von allem Spielerischen, das in seinen ersten dichterischen Versuchen hie und da sich findet, ist der Gedichtzyklus „Ruf in die Nacht, Worte an ein Kind" (1924). Ein hübscher Vorwurf: kinderlose Eltern träumen von einem Kinde und legen alle ihre väterliche und mütterliche Liebe auf das Phantom.

„Wir haben ganz tief in uns geschaut
und sorgsam die Steine des Lebens geschichtet;
wir hätten so gern alles Schlechte vernichtet,
bis unser Kind sich aus uns erbaut.

Nun kam es anders. Doch ist nicht ein Sinn
auch dieses tief in sich selber Sehen?
Es ist ein ewiges Frühlingswehen
über durstige Felder hin."

Nur leicht andeutend und doch von einer Wärme verhaltener Wehmut singen sich des Dichters feine und zarte Klänge ins Herz. Überall ist das Verlorene heimlich doch da, bietet Trost und Labsal für die Welt, die immer wieder von trüben Mahnungen durchzuckt ist. Und schließlich doch Aufschwung, doch selige Hoffnung, Blick von dieser Küste ins ewige Land der Liebe. „Unser Schiff stößt knirschend zum Strand — und wir haben die Wahrheit gefunden: — Alles Leben, das uns gebunden, — steigt und sinkt wie das Meer nach Stunden, — nur die Liebe ist ewig ein Land." Es ist das Geheimnis des Zaubers, der diesen fast frauenhaft zarten Versen nach dem vergeblich ersehnten Kind eignet. Einen frohen Ruf zum wirklichen Leben nennt R. Henz Schreyvogls Gedichtband Die geheime Gewalt (1929). Gemeint ist die geheime Gewalt, die in den Dingen und Worten mahnt; Hand, Gesicht und Schritt, das Unbewußte und die Schrift erschließen daher dem Dichter tieferes Wesen. Er ist Katholik und in der oben genannten Schrift Katholische Revolution (1924) behandelt er die Aufgabe, die der Katholizismus in der Gegenwartskrise der Menschheit zu erfüllen hat. „Der aktive Katholizismus, der Katholizismus als Aufgabe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist untrennbar mit der Absicht verbunden, dieses Leben seinem Sinne näher zu bringen." Und so sucht Schreyvogl in den Gedichten des genannten Zyklus das Alltägliche im Übersinnlichen zu verankern. Dann wendet er sich einer anderen Gruppe von Worten zu, die im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens stehen. „Stadt", „Eisen", „Prolet", „Haus der Armen", „Straße" leuchten mit dem sicheren Blick des Dichters in ungeahnter Helle auf. Und die Wirklichkeit weitet sich aus — zur Welt. Da ist nichts mehr zu merken von der Skepsis der Frühwerke unseres Dichters; in vertrauender Hingabe vermag er auch die Welt gläubig zu umspannen. „Siehe, die Erde läßt nach geheimen Gewichten — sich alle Dinge, — die widerstreiten, schlichten." Leben ist kein Taumeln in extremen Grenzen mehr, kein Spiel komödiantischer Vermummungen, es hat sein inneres Gesetz, sein formendes Maß: „Fühlst du die Schwerkraft, die heimlich im Herzen haust, — was, Mensch als Erde, sollte dein Schweben vernichten". In dieser neuen Schau des Lebens, in der er Mensch zu Mensch stellt, hat auch die Zweiheit der Liebe wieder einen geheiligten Platz und so klingt der Gedichtband aus: „Glaubt, Freunde, wir stehen, vom Sturm der Welt umfahren, — auch ganz in uns selbst für alle am ewigen Bau. — Nur dort erpflücket ihr endlich aus fliehender Schau — den Sinn der Welt. Er ist nur für zwei zu gewahren. — Eins liest im Auge des anderen ihn, Mann und Frau."

Diese Sehnsucht zur Ganzheit des Lebens, die in hoher Form dieser bekennenden Gedankendichtung erscheint, war aus einer Welt des Zwiespaltes hervorgebrochen, die sich in Schreyvogls frühen Dichtungen offenbart. Eine schmerzliche Skepsis gibt den Grundton in einzelnen Gedichten, dann auch in dem Lebensspiel des Amandus (1920), unter dem Titel „Sinfonietta, Lebensspiel in zwölf Briefen an eine Frau" 1929 erschienen. Dieser Roman, in Form von zwölf Briefen, an eine geliebte Frau gerichtet, bringt eine verschwenderische Fülle von Erfahrungen und Erlebnissen, die meist dem Gebiete einer stark vergeistigten Erotik angehören, und an Hoffmannswaldaus galante Episteln erinnern, und zeigt bereits des Dichters Kampf gegen das Spielerische und Komödiantische im Leben und den Willen zum Wollen, zur Lebensbejahung. Und diese Kraft des Überwindens und des mutigen Lebensglaubens ist auch der Grundton in dem Roman Der Antichrist (1921), einem Revolutionsroman. Mit kurzen, scharfen Schlägen werden wir sofort mitten in die Ereignisse hineingeführt. Große Dinge sind in Österreich im Werden. Eine kommunistische Revolution ist im Begriff in Szene gesetzt zu werden. Über all den verschiedenen Typen von Revolutionären, dem ehrgeizigen Diplomaten, dem Idealisten, dem gerissenen Parteipolitiker, dem erlebnishungrigen Künstler, steht der Doktor Julius Rosetti, ein Relativist vom reinsten Wasser. Seine Lebensanschauung gipfelt in dem Satze: „Ich brauche den Beweis, daß man das Spiel ebenso glaubt wie das Leben und daß es zwischen beiden keinen Unterschied gibt. Man muß nicht der Sohn Gottes sein. Man braucht nur seine Gebärden. Christ und Antichrist. Ihr Erfolg ist der gleiche." Daher ist es nicht verwunderlich, daß andere an der mißlungenen Revolution zerbrechen. Rosetti aber über den Leichen seiner Freunde sich den veränderten Verhältnissen anpaßt. Charakteristisch für Schreyvogl ist, daß der Antichrist fast immer im Zuge eines aufrührerischen Ereignisses erscheint. So auch in dem Einakter Karfreitag (1920) und in dem „Prophet Ezéchiel" (1920). Der Gläubige, der Verkünder einer neuen Ordnung aus dem Geist der Liebe wird von den Geschäftsführern des Umsturzes für ihren nur diesseitigen Zweck genarrt. Nicht die Revolution, wie E. Schröder in seinem feinen Essay über den Dichter bemerkt, erscheint als das Antichristliche, vielmehr der Verzicht ihres Funktionärs auf die innere Umkehr, die Verzerrung eines möglichen tieferen Rechtes zur bloßen Geste. Ein ungewisser Traum vom neuen, des zynisch spielenden, komödiantischen Wissens ledigen Menschen treibt die tragische Heldenfigur im „Antichrist" und leuchtet fort durch die anderen Dramen. So auch in dem dramatischen Zyklus Der zerrissene Vorhang, dessen erstes Stück „Der Prophet Ezéchiel" wir schon nannten. Mit sicherer Hand zieht Schreyvogl den verhüllenden Vorhang vom Leben und führt die nicht erkannte oder absichtlich verkannte Wahrheit vor Augen. Die goldenen Träumereien des zum Leben erwachenden Jünglings, die Gewandtheit des Präsidenten im „Ezéchiel" und die großartige Verstellungsgabe des Theaterdirektors in der „Umkehr", sie entpuppen sich entweder als Irrtum, großgezogen von den Eltern, oder als Schurkerei,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genährt von rückenkrümmenden Günstlingen. Die meiste Beachtung verdient das zweite Stück, „Der Baum der Erkenntnis", die rücksichtslose und doch so zarte Entschleierung der dunklen, dräuenden Gefühle, die in der Brust des jungen Mannes der Erkenntnis harren. Bewundernswert ist des Dichters Scharfblick, die rasche und gerundete Zeichnung der Gestalten und nicht in letzter Linie die feinsinnige Gruppierung dieser drei Stoffe. Auch in der „dramatischen Legende" „Auferstehung", dem zweiten Teile der Trilogie Der ewige Weg (1921), deren ersten Teil „Karfreitag" wir schon kennen, läßt der Dichter sein religiöses Empfinden und seine Menschensehnsucht in weichen melodischen Versen ausströmen. Er sucht das Mysterium von Christi „Auferstehung" dichterisch zu gestalten und umzudeuten. Doch bleiben die dramatischen Umrisse unsicher und blaß und in der wortschwelgerischen Redseligkeit der Handelnden zerfließen die mystischen Vorgänge. Es liegt viel lyrische Kunst in diesem Werkchen, aber die Unberührtheit und Naivität, die allein in der Legende wirkt, kann durch ein noch so feines, verinnerlichtes und gewähltes Ästhetentum nicht ersetzt werden. Auch in der Flucht des Kolumbus kommt es dem Dichter nicht auf irgendwelche Zeit- oder Menschen- oder Schicksalsgestaltung an, sondern auf die allgemeine Illustration einer überzeitlichen, ans Religiöse grenzenden Gedankenkette, einer Erkenntniskette, die um den Begriff, den Sinngehalt einer jeden „Entdeckung" kreist. Kolumbus ist für Schreyvogl die repräsentative Gestalt der allmenschlichen Sehnsucht, über das Bekannte hinaus vorzustoßen, um eines Höheren willen, das in ihm ruht, um des Göttlichen willen. „Entdeckungslust", sagt Rockenbach in der Besprechung der erfolgreichen Uraufführung des Stückes in Bad Godesberg bei Bonn, „ist abenteuerlicher Ausdruck der Sehnsucht, Gott im Menschen neu zu befreien." Entdeckungslust ist also zugleich „Flucht" vor dem eigenen unerlösten Herzen, in dem Gott unkenntlich und beengt wie in einem Gefängnis leben muß. Schreyvogl versinnbildet diesen Gedanken, der von ihm durchaus christlich verstanden wird, sehr schön in einer von Märchengeist überhäuften Begegnung des Kolumbus mit letzten Menschen der untergegangenen Atlantis. Kolumbus nämlich trifft hier einen roten Entdecker, sein Gegenbild, der im weißen Menschen den göttlichen Menschen sucht und dem Kolumbus die Unerfüllbarkeit seiner Sehnsucht vor Augen führt. Die Sehnsucht ist unerfüllbar, aber nicht sinnlos, das ist das Ergebnis des Dramas; die Sehnsucht ist vielmehr das Edelste im Menschen, das auf seine endgültige Bestimmung hinweist. In Schreyvogls Drama verkörpert vor allem die wunderbar zarte Gestalt des Atlantis-Mädchens Florinda, das an der Sehnsucht stirbt, den Seelenadel schöpferischer Sehnsucht im Menschen.

In diesen Ideenkreis gehört auch das Schauspiel Der dunkle Kaiser (1927) und Johann Orth (1928), in der Schreyvogls Zukunftstraum eine Auswirkung ins aktuell Politische erfährt. Der Dichter selber nennt sein Stück mit den fünf kurzen Akten eine Ballade. Das Problem der österreichischen Tragik, der österreichischen Idee überhaupt, hat in ihr dichterische Behandlung gefunden. Für Schreyvogl bedeutet Österreich, wie er in seiner Schrift Österreich das deutsche Problem (1925) darlegt, mehr als einen geographischen oder staatlichen Begriff, es ist der Ewigkeitstraum deutscher Sehnsucht von West und Ost im Herzen Europas. Historische Notwendigkeiten erscheinen ihm Österreich und Österreichertum, deren Bestand von Staatsformen unabhängig ist. Die These in dem genannten, weitblickenden Essay lautet: „Es handelt sich nicht etwa darum, daß Wien die reichsdeutsche, sondern daß — Berlin auch eine österreichische Hauptstadt wird." Und umfassender: „Österreich ist nicht ein beliebiges, deutsches Problem, es ist das wesentliche, deutsche Problem überhaupt. Denn es hat die ganze europäische Problematik in sich; wie sich Deutschland zu ihm entscheidet, tritt es auch zu oder gegen Europa. Der Anschluß Österreichs an Deutschland ist zugleich der Anschluß Deutschlands an Europa." Erst durch diesen Zusammenschluß erhalte Europa wieder eine Ostgrenze und werde von der Donau bis in den Norden hinauf wieder eine geistige Mauer des Abendlandes gebildet. Wenn im Drama Schreyvogls Erzherzog Johann Salvator sagt: „Wir sind das Herz von Europa", und verkündet: „Für den ganzen Erdteil müssen wir Wache halten", so stellt auch er den abendländischen Zusammenhang her und das Drama wird zu einer Versinnbildung der österreichischen Idee, im besten Sinne eine Ballade vom Leid und von der Unsterblichkeit österreichischen Wesens. Johann Orth, um dessen Geschick sich ein ganzer Legendenkreis gebildet hat, erschien dem Dichter geeignet, in seiner interessanten, starken Persönlichkeit und seinem tragischen Geschick zum Helden einer Dichtung zu werden, die in die Geheimnisse des Zusammenbruchs der alten Habsburger Monarchie hineinzuleuchten versucht. Die Geschichte wirbt um Sympathien für diesen Außenseiter unter den österreichischen Erzherzogen, der unter der glänzenden Oberfläche kaiserlicher Machtfülle schon die ersten Anzeichen kommenden Verfalls sah und, weil er keine Möglichkeit fand, rettend einzugreifen, Rang und Würde hingab, um als einfacher Privatmann sein Schicksal zu zimmern, ein erträumtes Österreich zu finden, das nicht in staatlichen Dogmen, sondern in den Menschen lebt. Die Uraufführung im Wiener Deutschen Volkstheater erzielte einen glänzenden Erfolg: er war insbesondere den ersten drei Akten zu danken, von denen jeder bühnenwirksam ist und der zweite, der im Hotel Tegetthof spielt, ist sogar ein Kabinettstück wirkungsvoller dramatischer Gestaltung. Hier liegt der Höhepunkt des Stückes, das im dritten Bild in der Begegnung zwischen Erzherzog und Hofrat eine Szene von wahrhaft poetischer Schönheit enthält. Der Dichter hat der dramatischen Ballade den romantischen Schimmer genommen, denn er hat ihr auch die tragischen, ernsten Lichter mitgegeben. Es ist eine Fahrt in strenge Helle, wenn das Schiff „Margerita" inmitten des chaotischen Wütens der Naturelemente seinem Untergange entgegenfährt: „Wie es auch ausgeht, Johann Orth: ich würde auf dem Lande ersticken, wenn ich dieses Schiff auf der Fahrt weiß." „Es gibt ein Land in uns, ob das Steuer bricht, wir scheitern und sterben müssen — dieses Land, das Licht, der Geist, der Glaube lebt." Und: „Der Tod ist machtlos." So endet diese Verherrlichung des Wachestehens vor einer im Glauben erfaßten Zukunft. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, Ideen durch Menschenschicksale zu versinnbildlichen, geistige Probleme in theatralische Wirksamkeit umzusetzen. Der Ausgleich zwischen Geschichte und dichterischer Intuition ist auch Schreyvogl nicht zur Gänze gelungen, aber erfolgte durch den geistreichen, hinreißenden dramatischen Schwung und durch knappe Führung der Dialoge. Übrigens zeichnet die Prägnanz des Dialogs auch die früheren Dramen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schreyvogls aus. Die Sprache in „Johann Orth" ist ergreifend, die Gestalten sind individualisiert, haben Fleisch und Blut und geben der Handlung menschliche Perspektiven; der ideelle Kern leuchtet Szene für Szene durch. Es ist Schreyvogls erste geschlossene dramatische Leistung. Starkes Wollen ist hier am Werke und ein Können, das vielversprechende Aussichten eröffnet.

Außerhalb des Ideenkreises, in dem Schreyvogls Dramen sich sonst bewegen, steht Das Mariazeller Muttergottesspiel (1924), in dem in vierzehn zwanglosen Szenen, denen ein Prolog vorangeht, mit anspruchslosen Versen das Marienleben gezeichnet wird und das unter großem Beifall aufgeführt wurde.

In seiner neuesten, in edler Sprache geschriebenen und an positiven Gedanken reichen Schöpfung, dem Roman Tristan und Isolde (1931), hat Schreyvogl das bekannte mittelalterliche Motiv in seiner Auswirkung unter modernen Verhältnissen verwendet.

Unter dem schlichten Titel Dichtungen veröffentlichte Karl Theodor Bluth (geb. 1892 in Berlin, lebt ebenda) seinen Erstling (1923), einen von ungemein geschmeidiger Formbegabung zeugenden Band von Gedichten. Weich und empfindlich und zu Gedichten reinster Schönheit bestimmt, trifft er auf eine ihm entgegengesetzte, zerklüftete, zerwühlte Zeit. Er, der Sucher reiner Schönheit, findet den Garten des Lichtes, „zerhackt in den Hügeln des Unheils" und „zerfressen von den gefräßigen Vögeln der Gier". Statt dieser Zeit das Wunschbild seiner eigenen Schönheit entgegenzuhalten, weiß er keinen anderen Ausweg als Sehnsucht nach dem Schlaf, nach dem Tod. Denn das Leben erscheint ihm sinnlos, Zufall, Satan, der Resident des Sterbens, ist der Herr der seltsamen Welt. Christus ist gestorben, die Auferstehung ist ein Märchen. Rastlos umschwirrt, wie W. Rockenbach in seinem feinen Essay über Bluth bemerkt, der Geist des Dichters die glimmende Weisheit des Nichts. Aber mochte auch das reine Lied heimatlos bleiben, Bluths Klage schwemmte so viel Harmonie, so viel Wohllaut der mühelos gleitenden und stürzenden Rhythmen mit sich, daß in der Klage doch auch wieder das Land der Schönheit und Reinheit aufleuchtet.

So z. B. in dem Liede: „Ein Fischer wusch an seinem Kahn die Netze, Umringt von seinem Strand. Die goldne Stadt Erhob sich träumerisch mit stolzen Türmen, Ein Morgen wölbte sich: da flog das Licht — Hernieder aus den Himmeln, eine Taube!" Zur Zeit seines Suchens nach der Schönheit sang er das wunderbar reine Lied von Anbeginn: „Ein Blumengrund: der sah mit goldnen Augen empor im Winde, wo beglänzt im Blau ein Rudel sich von immerfrohen Wolken einschlang in einen Reigen. Leis und weich entfloh ein Kranz von Engeln, wenn der Mond umrahmt erschien in seinem blauen Torweg." Nicht auf der gleichen Höhe wie der Lyriker steht der Dramatiker Bluth. Seine Tragödie Die Empörung des Lucius (1924) ist in großen Teilen verworren und unverständlich. Irrungen und Wirrungen im Königshause und Empörung eines Verstoßenen, dem man nach dem Sturz und der Ermordung des Königs die Krone anbietet, die er zerbricht, weil er für die Idee des königlich fühlenden Einzelnen gekämpft hat. Das hier behandelte Problem des gewaltlosen Menschen steckt Bluth in dem fünfaktigen Drama Demetrius in ein historisches Kostüm. Sein Demetrius ist kein Thronprätendent, sondern ein friedlicher Eroberer. Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft und der Christen vom Klerus ist sein Ziel, das er, waffenlos und in Mönchstracht, verfolgt. Die Frage, ob er wirklich ein Sohn Iwan des Schrecklichen ist — in Schillers Fragment der Angelpunkt — bleibt unwesentlich und unbeantwortet. Seine sozial-ethischen Reformen schrecken selbst die Anhänger ab und bringen ihm den Ruf der Verrücktheit ein. Zuletzt trifft ihn eine feindliche Kugel. Er stirbt, betrauert allein von Aximia, der Tochter seines Hauptgegners, des Zaren Boris Godunoff, die ihn liebt. Technisch ist das Stück in einzelnen Teilen gelungen und einzelne Momente, wie der Einzug des Demetrius im Moskauer Kreml und seine Ermordung sind geradezu Meisterstücke dramatischer Gipfelung. Die Verquickung aber geschichtlicher Vorgänge mit heutigen Humanitätsgedanken ist Bluth nicht recht gelungen. Außerdem drängt die Lichtgestalt des Demetrius alle anderen Gestalten so sehr in den Schatten, daß ein richtiger dramatischer Kontrapunkt nicht recht aufkommt.

Nur gering, aber wertvoll ist die lyrische Fracht, mit der uns der Wiener Rudolf Henz (geb. 1897, lebt in Wien) erfreut. Als feinfühliger Kritiker und als Essayist hat er sich schon längst einen Namen erworben, er ist aber auch ein Lyriker, der zu Hoffnungen berechtigt. Mit Recht hat G. Herzog-Hauser in einem schönen Essay auf ihn aufmerksam gemacht.

Zuerst trat Henz mit den stimmungsreichen Liedern eines Heimkehrers (1920) in die Öffentlichkeit. Ihnen folgte der Gedichtband Unter Brüdern und Bäumen (1929). „Brüder" sind die Menschen, aber auch die „Bäume", deren Wesenheit zum Symbol des Werdens und Wachsens, des ewig erneuten Frühlings erhoben wird. Dem „Baum im Hof" vergleicht er den Städter, der sehnsüchtig nach den Wundern der Ferne verlangt. Als ein karger, dürstender Baum erscheint ihm der Bewohner der Großstadt, von deren Problemen er sich aufs tiefste berührt fühlt. Sehr nahe geht seinem Herzen das Geschick der Arbeitslosen; ergreifend schildert er die Armut („Schwester Not"), erschütternd erhebt sich das „Gebet um Zeit". Von den vielen Brüdern in Not rühren besonders der Künstler und der Priester sein Herz. Selten ist die Tragik des ernsten Künstlers so erschütternd dargestellt worden wie hier. Bitter läßt er ihn sprechen: „Wir lügen nicht mehr — wer braucht uns?" Noch mehr verhaftet in der allgemeinen Not

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erscheint ihm das Amt des Priesters in den entgötterten Gesichtern der Zeitgenossen, der Städte. Herrliches hat der gläubige Dichter in zwei Gedichten „Der junge Priester spricht" und „Der junge Priester singt" gesagt. Henz ist ein Meister der Form, schöpferisch in der Sprache, die er bald sanft, bald heldenhaft erklingen läßt, bald volksliedmäßig, dann wieder hymnenartig, immer aber zum Herzen dringend.

Verschieden von seinem älteren Bruder Friedrich ist der jüngere Anton Schnack (geb. 1892 in Rieneck, Unterfranken, lebt in Mannheim). Während Friedrich die Langzeile in seinen ersten Gedichten maßvoll gebraucht, wuchert sie bei Anton in wilder Üppigkeit. Sie steht, wie R. Bauer in seinem Essay nachweist, unter dem Einflusse des großen dithyrambischen Schwunges von Walt Whitman, nur ist sie kunstvoller gebaut. Mehr noch als durch die Verstechnik unterscheidet er sich vom Bruder durch das Temperament. Während dieser mit Innigkeit allem hingegeben ist, stürmt Anton mit der Leidenschaft eines Abenteurers durch die wild brausenden Städte. Das stille Land ist rasch vergessen und auf den „Scheiterhaufen der Nächte" verbrennt seine Jugend.

Er hat bisher nur vier Gedichtbände veröffentlicht: Die tausend Gelächter (1919), Der Abenteurer, Strophen der Gier, Tier rang gewaltig mit Tier (alle drei 1920). Das letztere Versbuch ist ein erschütterndes Tagebuch, das in grandiosen Gemälden alle Schrecken und Greuel des furchtbaren Ringens der entmenschten Völker verzeichnet. Da denkt der Dichter, den einst „das Rot so verführerisch vor jedem Freudenhaus" lockte, wo „die Dirnen süße Vögel sind", sehnsüchtig und wehmütig in wehen Träumen der Landschaften, Städte und Frauen, die ihn beglückten, aber auch an den, der ihm in diesen Abenteurertagen fremd und gleichgültig geworden war — an Gott und ruft ihn an. Auch in neueren Gedichten, in denen das heiße Blut sich abgekühlt zu haben scheint, wird ihm dieser Aufblick zum Herzensdrang. Ja, in einem seiner Gedichte, in „Maria am Feldrain", wird die „verwirrte Zeit" sogar etwas Fernes, Überwundenes genannt. Er kehrt heim zur ländlichen Stille und in das Seelenheimatreich seiner Kindheit.

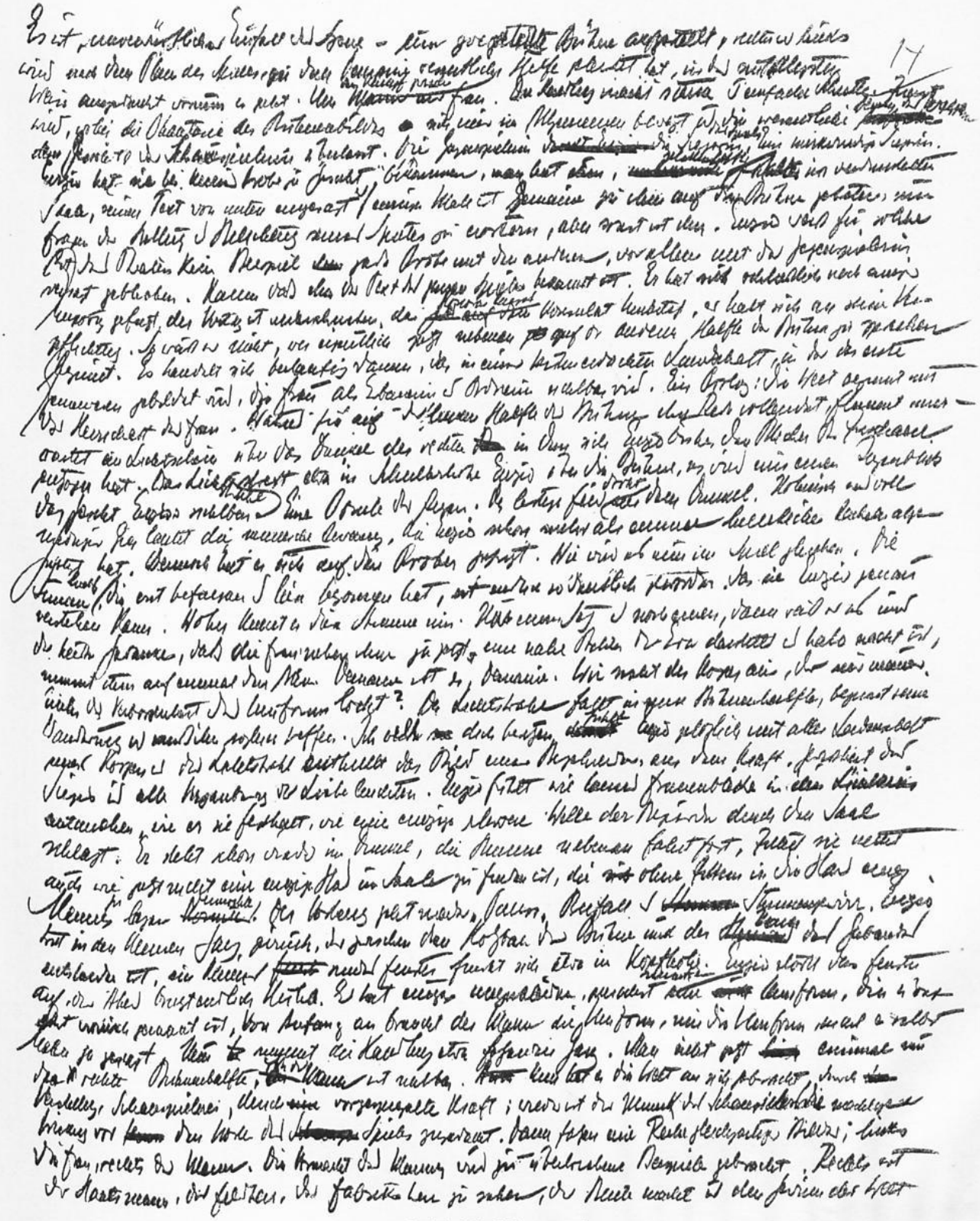
„Mütterliches Gesicht meiner verwirrten Zeit, Schneenacht meines Schlafs,
fittigschlagender Engel mit der begnadeten Demut, Heilige aus Frühling und Duft,
Sternenstrom, festliche Königin, thronend auf Blüten und Blau,
Schwer ist der Schlag meines Bluts, furchtbar verbrannt in den Flammen
der Sünde, entweiht in den Nächten des Fluchs, da ich begehrlich lag bei venusianischer Frau.
Heimwärts komme ich aus brüllender Städteluft.

Deine Sterne sind schön über dem Wolkenzug, der vergeht in unergründlicher Nacht,
Deine Wiesen sind ewiglich blumig von zärtlichem Windhauch überschimmert,
Froh fahre ich sommers aus in das Gelände am Thymianrain, wo dein Heiligtum
unter kühlenden Linden verborgen,
Wo Schmetterlinge dich fröhlich umgaukeln, wo dich Vogellieder umsüßen, wo
die Sonne aus tausend geöffneten Himmeln dich golden und königlich macht."

In anderem Zusammenhange schon nannten wir kurz den Österreicher Richard Billinger (geb. 1890 in St. Marienkirchen O.-Ö.), der 1924 von der Stadt Wien durch einen Preis ausgezeichnet wurde.

Er erwarb ihn hauptsächlich durch seinen Gedichtband Über die Äcker (1923). In ihnen klingt der Ton des Volksliedes von neuem auf, freilich zuweilen durch Geschmacklosigkeiten wider Willen ins Komische verzerrt, aber doch von der farbigen Schlagkraft alter kolorierter Bauernholzschnitte. Seine Lyrik wirkt häufig, als ob Zeilen aus alten Ammen- und Wetterliedern mit Reimen von Wilhelm Busch in eines geronnen wären. Billinger ist ein echter Dichter. Das ist an Einzelheiten, einem Vers, einer Strophe, auf jeder Seite zu spüren. Zu einem ganzen, vollen und reinen Gedicht ist aber seine dichterische Kraft nur selten ausgereift. Das Skizzenhafte, Impressionistische überwiegt. Er besitzt zwar in hohem Maße die Volks- und Naturverbundenheit, aber es fehlt, wie C. Schröder bemerkt, die Gestaltung, die Wortkunst und die klare Auffassung der menschlichen Beziehungen. Übrigens scheint Billinger, ein Bauernsohn, viel moderne Lyrik gelesen zu haben, besonders Dauthendey und Trakl. Immerhin ist es erfreulich, wenn man bei einem heutigen Lyriker volksliedhafte Töne vernimmt, ohne daß sie museumhaft archaisch wirkten. Auch als Dramatiker versuchte sich Billinger, aber nicht immer mit gleichem Erfolg. Das dreiaktige Stück Der Knecht (1924) ist derb in der Handlung, plump in der Szenenführung und banal im Reim, der die Knittelverse verbindet. Durch seine Unbefangenheit und Natürlichkeit vermag das naturalistische Probleme ins Mundartliche umsetzende Stück vielleicht manche bezwingen. Eine maßlos erotische Sehnsucht treibt die faule Dirne zum starken Knecht; aber sie gehören einander erst, als sie einander gleich sind, als er ihren ersten Bräutigam erschossen und sie ihren zweiten erwürgt hat. Dagegen hat Billinger in dem „Tanz- und Zauberspiel" Das Perchtenspiel, das im Rahmen der Salzburger Festspiele seine Uraufführung erlebte (1928), aus altem, volkstümlichem Volksgut eine kleine dramatische Dichtung von hohem poetischem Reiz geformt. Die einfache, gleichwohl kunstreich gefügte Handlung führt uns in ein abgelegenes Waldtal der Alpen und in eine „nicht ferne, noch wundergläubige und wundertätige Zeit". Hier gehen noch die Perchten um, die Elementargeister, die schönen und die schiechen Perchten. Peter, der sein Weib verstieß, findet heimkehrend die Perchtin im Haus, begehrt sie, nimmt sie und rüstet zur Hochzeit. Die Perchtinmutter widerstrebt, kommt zu Peters verstoßenem Weib, das als Magd im Hause lebt, hetzt sie auf, macht sie los von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Friedrich Schreyvogl

Seite aus „Liebesnovelle" (Staackmann, Leipzig 1930).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Häßlichkeit ihrer Plackerei, damit sie als die Schönste beim Hochzeitsfest erscheine. So geschieht's, und als Peter sie sieht, läßt er die Perchtin, die nun in gellender Wut die wilden Perchten ruft, das Haus anzuzünden. Da eilt die Frau, die immer als Magd dem Haus gedient hat, zum Haus zurück, dem sie fester verbunden ist als dem Bauern. Die Perchtin stirbt, weil sie sich mit dem Mann eingelassen hat, aber auch die Frau kommt in den Flammen um. Der Bauer will wieder davon, verkauft die Brandstätte mit allem Besitz — da erschlägt ihn der Ahn mit einem Beile. Ein Erbe bleibt: Kind des Bauern und einer anderen Magd, und schützend wie eine Himmelsmauer treten um Altbäuerin und Kind die vierzehn Nothelfer. Geschickt weiß der Dichter den tieferen Sinn des Stückes unaufdringlich hinter den prachtvoll geformten Figuren, die in einer, oft durch Reime gebundenen Prosa sprechen, zu lassen. Dieser aber ist: Binde dich nicht zu fest an irdischen Besitz wie die Frau, die immer nur ans Haus dachte, und gib den Besitz nicht leichtsinnig auf wie der Bauer, um einem schönen Phantom nachzujagen.

Abseits aller billigen Reklame ging Franz Josef Zlatnik (geb. 1871 in Wien, lebt ebenda) seinen eigenen Weg. Zlatniks Lyrik kommt aus der Gegend Lenaus und zeichnet sich durch ähnliche Klangfülle und Klangschönheit aus, wie sie diesem Dichter hehrer Verklärtheit eigen war. Seine sieben Gedichtbände haben ihm schon eine geachtete Stellung verschafft und zu seinem Lobe muß gesagt werden, daß er stets eine treffliche Auswahl zu geben verstand.

Ob er nun Lenau, Eichendorff oder andere Dichter in Liedern verherrlicht, ob er seiner Mutter ein Totenlied singt, Stimmungen der Natur in Worte kleidet, des Meeres Zauber in Worte einfängt oder in einer Vision des Krieges Greuel zeigt, immer weiß er den rechten Ton seiner Harfe zu entlocken. „Träume des Lebens", „Schattenblumen und Sonnenstäubchen", „Sonnenhöhen und Dämmertiefen", „Weihestunden", „Neue Lieder", „Flut und Ebbe", „Wetterschlag und Sonnenblick" hat Zlatnik seine Gedichtbände benannt. Viele seiner Lieder sind bereits vertont worden.

Der durch seine aszetischen Bücher und historischen Schriften bekannte Tezelin Halusa (geb. 1870 in Frainspitz, Mähren, Zisterzienser in Heiligenkreuz N.-Ö.) schenkte uns auch zart gefühlte Gedichte in wohlklingender, zum Herzen dringender Sprache („Tautröpflein" 1899, „Im Tugendland" 1918, „Eine Linde im Winde", „Die blaue Blume" 1921). Die in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Gedichte des Wieners Josef Hegedüs verdienten gesammelt und in Buchform veröffentlicht zu werden, denn aus ihnen redet ein schönes lyrisches Talent. Noch immer erfreuen wir uns an den frommen Gedichten des Jesuitenpaters Fritz Esser „Blüten der Marienminne", „Christi Leid und Herrlichkeit", „Ave Maria" (1907).

Das Drama.

„Die Haltung, aus der heraus der Dichter schafft, vermag eine doppelte zu sein; die der Liebe zum Werk oder aber, und dies ist ganz ein anderes, die der Liebe und Hingabe zum Wirken . . . Um mein eigenes Schaffen befragt, muß ich den, der dies mein Schaffen verstehen will, zunächst hinlenken auf die Tatsache, daß alles, was ich schreibe, nicht aus der Liebe zum Werk, sondern aus der Liebe zum Wirken geboren wird. Mein Schaffen ist von der zweiten der genannten Arten. Das Wort, das ich niederschreibe, ist immer ein an einen Menschen gerichtetes Wort." So schreibt Leo Weismantel über sein schriftstellerisches Schaffen. Und in der Tat, in allen seinen Romanen, Dramen, Puppenspielen, Legenden, literarischen, pädagogischen und politischen Schriften offenbart sich, mögen sie auch nicht alle überragend sein, ein Mensch, der mit einem glühenden Willen in alle Bezirke unseres Lebens vorzustoßen sich getrieben fühlt, in dem verpflichtenden Bewußtsein, eine Hilfe spenden zu können in der Stunde der Not und des Schicksals. Sein dichterisches Schaffen betrachtet er nicht als das Vordringliche seiner Gesamttätigkeit, sondern empfindet es nur als „Splitter" seiner besonderen Mission im Dienste der Volksbildung. Noch ist er nicht zu einer Synthese jener verschiedenartigen Triebkräfte seines Schaffens, des Dichtens und Belehrens, die in Wirklichkeit dasselbe Ziel anstreben, vorgedrungen. Und dort, wo er die Ansprüche und Widersprüche menschlicher Unvollkommenheiten zu Problemen seines Dichter-Kämpfertums macht, wird er schemenhaft. „Wo er aber nur Dichter sein will, wo Schöpfung und Geschöpf unter dem Lichtstrahl göttlicher Schöpferfreiheit lebendig werden, wo er, unbekümmert um äußere Gesetzlichkeiten und Zwecksetzung, uns mit seinen Gesichten erfüllt und begeistert, wo er seine Rhönheimat und ihre Menschen vor uns erstehen läßt in der anspruchslosen Reinheit und der kristallenen Klarheit einer wahrhaftigen Phantasie, wo er die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschenliebe zur Menschenseligkeit werden läßt, da wächst er in den reinen Äther genialen Dichtertums hinein, da wird seine Sprache erhaben, wird seine Gestaltung lebendig, seine Gedanken weiten sich in die Unendlichkeit und Ewigkeit letzter und höchster Gültigkeiten." (Jros S. 92.) Überall aber als Dichter und Volksbildner erscheint Weismantel, wenn auch nicht frei von Mängeln, Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten, als ein ehrlich und inbrünstig nach Wahrheit ringender Geist. Als eigenartig offenbart sich in seinen Dichtungen ein starkes Erfühlen schicksalhafter Verkettung des Einzelmenschen mit der Blut-, Stammes- und Volksgemeinschaft, der aus der Düsternis sich befreiende Glaube an göttliche Läuterung einer schwer auf den Menschen lastenden Erbschuld, ein starkes Betonen des ewigen Kampfes zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, zwischen Gott und Materie, zwischen Geist und Fleisch, und als Folge dieser Weltanschauung eine Führung der dichterischen Handlung, die die entscheidenden Wendungen und Antriebe aus dem Schicksal, dem Göttlichen entnimmt, nicht aus den Persönlichkeiten der menschlichen Gestalten. Darauf weist der Eingang zu dem Romane „Das unheilige Haus" hin. „So liegen die Milseburg, das Wurfgeschoß des Teufels, nach Norden und der Kreuzberg, der Berg Gottes, nach Süden, seit bald 2000 Jahren in der Rhön einander gegenüber und geben den Menschen Zeugnis von dem Kampf, den Licht und Finsternis um der Erdenkinder willen führen von Stunde zu Stunde." Es heißt da, daß der Kampf um Licht und Finsternis um der Erdenkinder willen geführt werde. Es geschieht außer ihnen, aber sie werden davon erfaßt und es geht um ihr Schicksal. Sie müssen sich dazu einstellen und da sie es alle angeht, tun sie es gemeinschaftlich. Sie wehren sich gegen die Finsternis durch die Gesetze, die eigentlich heilige Sitten sind. Wehe dem, der gegen das Gesetz verstößt. Weismantels Menschen sind nicht von innen gestaltet, sondern stets im Verhältnis zu etwas, was außer ihnen liegt. Sie werden um so anschaulicher und schicksalsgewaltiger, je mehr in ihrer Gestaltung die irdischen Elemente mit den geistigen sich mischen, doch stets erschienen sie wie ein Relief und im Hinblick auf etwas über ihnen Schwebendes. Gott im Kampf mit dem Bösen durchdringt sowohl die Menschen wie die gesamte Natur, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, landschaftliche Paradiese und landschaftliche Höllen. Lagerung und Form von Bergen und Felsen, Wäldern und Wassern sind vergeistigt und beseelt, sei es durch Dämonen, Hexen und Legendenfiguren. Darin sind die Naturschilderungen genaue Gestaltungen seiner Ansicht von Gnade und Schuld. Großartig sind sie in seiner „Marie Madlen" geformt. Weismantels Sprache ist nicht rhythmisch, sondern persönlicher Eigenart dessen, von dem sie etwas schildert, getönt; sie ist eine Anschichtung oder Aufschichtung von Gedanken und Gefühlen, die durch Gleichnisse und Bilder veräußerlicht sind und so beschworen oder abgewehrt werden. Er ist kein Artist, er überläßt sich seinen Träumen und Gesichten, denen sich der Sprachlaut unmittelbar zugesellen muß. Psychologisch motiviert Weismantel nie. Seine Art der Komponierung wurzelt nicht im Literarischen, sondern in der Stärke des Persönlichen. In einem mystischen irrationalen Hintergrunde verknüpfen sich die Fäden des schicksalhaften Geschehens. Und er breitet das ganze Geschehen so vor uns aus, wie es in ihm allmählich aufdämmerte und Gestalt gewann.

Weismantel verbrachte seine Kindheit in dem kleinen Rhöndorf Obersinn, wo er 1888 geboren wurde. Er studierte in Würzburg, wurde Doktor der Philosophie, Volksbildner, Regisseur, Landtagsabgeordneter und lebt jetzt in Marktbreit am Rhein. Er verbrachte, wie er in seiner autobiographischen Novelle „Die Häuser meines Lebens" erzählt, seine Jugend zwischen Armut und Entbehrung, zwischen hungrigen Webern, denen nichts übrig blieb, als sich zu sättigen am „Leiden Christi", „dessen Bilder sie in ihre Linnen unbeholfen und glühend hineinwoben". Der kleine Leo hörte sie erzählen „und von diesen Erzählungen ging eine seltsame, die Hungrigen nährende Kraft aus", eine Kraft, die Gutes und Böses unterschied — dieselbe, die Weismantel in seiner „Kommstunde" fühlbar und wirksam werden ließ. „Von dieser Stunde an bereitete ich mich vor, wie ein Krieger sich waffnet, auf diese Begegnung mit Ritter, Tod und Teufel." In diesen Stunden lernte er die Menschen „sehen", wurde er zum Dichter. Diesem Erlebnis des-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kindes schloß sich ein Erlebnis des jungen Mannes an, das den mystischen Neigungen Weismantels Nahrung gab: das Erlebnis vom „andern Wort". Um einer Unterredung willen versäumte er einmal die sonntägliche Messe. Während er dann durch die Gassen schlenderte und nicht mehr an „Messe und Geschäft" dachte, trieb ihn ein Regenüberfall in den nächsten Unterstand, eine Kirche. Hier hörte er die Predigt von dem Besuche Jesu bei Maria und Martha, von der geschäftigen Martha und der demütig zu den Füßen Jesu sitzenden Maria. Und er „übersah eine ganze Reihe von Zufällen" bis zu dem, „daß ich hier das Wort hörte, das mir sagte, es sei nötiger, in die Messe zu gehen, als um Gott anderweitig beschäftigt zu sein — es sei wichtig, die Weisheit der Menschen der Weisheit Gottes zu unterwerfen". „Wie macht Gottes Wort das Wort des Menschen bescheiden." Und dieses Wort war es, das Weismantel zum „Diener am Wort", zum Dichter im religiösen Sinne, zum Seher und Künder neuer Worte gemacht hat. Und er verkündete sie auch als Dichter in Erzählungen und Dramen.

Gleich sein erster Roman Marie Madlen (1917) erregte Aufsehen und zeigte, daß man es mit einem Dichter zu tun hatte, der über eine ganz ungewöhnliche Phantasie und eine saft- und bildvolle Sprache verfügt. Die Eindringlichkeit seiner Natur- und Menschenschilderung, das Versenken in die Psyche seiner Gestalten, die Ausschöpfung des Stimmungs- und Milieugehaltes und vor allem die Art, wie er seine geliebte Rhönheimat mit ihrem Natur- und Sagenreichtum und ihren religiösen Gebräuchen lebendig werden läßt, ließen ahnen, daß man von ihm, sobald er sich geklärt habe, einmal Großes erwarten könne. In diesem Roman aber gärt noch alles; mit Deutungen aber kann man ihm nicht beikommen. Man muß, wie Herwig bemerkt, ihn nehmen wie ein phantastisches Spiel und willig mit sich spielen lassen. Überall sehen wir die Expression eines glühenden Kopfes, dem alle Dinge Ausdrucksmittel sind. Überladenheit mit Problemen und Ideen an Stelle einer führenden Idee, Verwirrtheit und Unsicherheit bei der Lösung der Konflikte, die fortwährende Vermengung sinnlicher und übersinnlicher Elemente, die Gespensterspmbolik und mystisch verbrämte Allegorie, all das bringt das jugendliche Erstlingswerk. In klarer Erkenntnis seines Schaffens hat Weismantel sein Buch E. T. A. Hoffmann, Hermann Löns und Selma Lagerlöf zugeeignet. Doch fehlt seiner Phantasie die Ruhe und Abgeklärtheit seiner Vorbilder. Den Glauben an die Wirklichkeitsmöglichkeit entzieht er seinem Roman schon dadurch, daß er die Geschehnisse um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sich abspielen läßt; denn der Glaube an solche Spukphantastik war damals wohl nicht mehr möglich. Das Ganze entrollt die Tragödie des Materialismus, des Glaubens an die Macht des Geldes, der scheitern muß, wenn darob die Seelen sich von der Religion abwenden, denn Geld und Besitz schaffen keine glücklichen Menschen. Heinrich Löhmer, in der Fremde reich geworden, kehrt in sein Heimatdorf zurück und versucht die armseligen Leute zu beglücken, indem er ihnen mit seinem Gelde die Möglichkeit zu einer besseren äußeren Lebensführung gibt. Der Dekan stellt sich ihm mit dem Wort: „Suchet zuerst das Reich Gottes" entgegen und bleibt Sieger über den Versucher. Um diese einfache Linie aber rankt sich eine Fülle von Geschehnissen, lodernde Gesichte, geheimnisvoller Spuk: Gott, der Teufel, die Naturgewalten, alles nimmt an dem Kampfe zwischen Löhmer und dem Dekan teil. Marie Madlen lebt als ein schönes und natur- und gottnahes Mädchen in dem Rhöndorfe Teufelshausen. Ihre jungfräuliche, hochgespannte Empfindlichkeit läßt sie in Heinrich Löhmer, der strahlend, reich, geheimnisvoll daherkommt, um den Menschen Glück zu bringen, ihren Herrn sehen. Sie spricht von ihm nicht anders als von dem „Herrn", auch als sie ihm Leib und Seele restlos überliefert hat. Der Dekan schließt mit Löhmer einen Vertrag, nach dem das Dorf ihm gehören soll, wenn er einen Menschen des Dorfes zu sich hinüberziehen kann, und gibt ihm freiwillig Marie Madlen. Löhmer glaubt, daß sie, die ihm ja schon gehört, auch bleiben werde, vergißt aber ihre himmlische Gebundenheit. Hinzu kommt die Erkenntnis des Mädchens, daß der angebetete Held, als er sich kalt von ihr und ihrem Kinde abwendet, nicht das hohe Menschentum besitze, an das sie geglaubt hat. So entzieht sie sich ihm und geht ins Wasser. Löhmer hat den Pakt verloren, muß Teufelshausen verlassen und wird auf dem Wege vom Teufel geholt. Die Bauern aber geben ihm bei der Abfahrt wieder sein Geld: „Nehmt es, Herr, es brennt uns in den Händen!" Wenn der Dichter Gott sprechen läßt: „Selig sind, die mit gutem Willen in die Irre gehen", so schüttelt man wohl den Kopf; auch in sexuellen Dingen stimmt nicht alles mit der Theologie und schon Herz hat darauf hingewiesen, daß es abstößt, wenn Vergleiche und Worte aus der Bibel für menschliche, allzu menschliche Handlungen der Helden des Romans gebraucht werden.

Ungleich klarer in der Komposition, übersichtlicher gegliedert ist die bekannteste von Weismantels Dichtungen: Das unheilige Haus (1922). Harmonisch stimmen die Gestaltung und psychologische Führung mit der gefühlsmäßig-mystischen Einstellung zu Mensch und Natur überein. Der feinhörig gewordene Dichter schildert die Gedanken- und Gefühlswirrnis seiner Figuren in ihren zartesten Verästelungen, knüpft und entwirrt seherisch-sicher ihre Schicksalsfäden und ihre Beziehungen zueinander. Störend wirkt aber, wie so oft bei dem Dichter, daß er zuweilen aus seinen Personen heraustritt und sie benützt, um seine problematisch-lehrhaften Gedanken durch sie zum Ausdruck zu bringen. Der Sprachstil ist, wie Iros darlegt, infolge der häufigen Vermengung von realistischen und symbolisch-phantastischen, von Wirklichkeits- und Traumschilderungen, von sachlich rationaler und prophetisch-mystischer Darstellung nicht einheitlich, im einzelnen aber von großer architektonischer Schönheit und angeglichen an Sinn und Inhalt der jeweiligen Episode. Doch all diese Mängel können dem Werke seinen Wert nicht herabmindern. Es ist ein Buch von starkem, ethischem Gehalt, reich an dichterischen Einzelheiten und großen, letzte Gültigkeiten vermittelnden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedanken über Mensch, Welt und Gott. Heldenhafter, unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit und des eigenen Glückes durchgefochtener Kampf der Liebe gegen starre Satzung, die Menschen schützt, aber auch Menschen unerbittlich zermalmt, wo erbarmendes Verzeihen retten könnte, das ist die Seele dieses starken und schönen Buches. Lapidar wie die Bibel hebt es an: „Es hausten einst in den Bergen der Rhön nur die Wetter, die Sümpfe und die Tiere — fern aber waren die Menschen . . . Fern war der Zwiespalt, fern die Problematik, nichts war da als organisch-einheitliches Sein. Doch dann kamen die ersten Menschen in das Land und sogleich begann der Kampf der Finsternis mit dem Lichte und so wird denn das Leben immer gespannt sein zwischen Ja und Nein, zwischen Himmel und Hölle. Ungeschriebene und doch ewig gültige Gesetze halten den Menschen gefesselt, treiben ihn in den Empörertrotz und zerschmettern ihn am Ende in einer unabänderlichen Folgerichtigkeit, die ebenso gerecht wie grausam erscheint. Aber je tiefer sich der Dornenkranz des Leides in die demütig gewordene Stirne drückt, desto höher wächst das Unsterbliche über die Erdenschwere hinweg dem absoluten Lichte zu.“ Als Leitidee beherrscht denn auch den Roman das Wort: Das Gesetz muß gebrochen werden, aber der es bricht, wird selbst gebrochen. Im Dillhof herrscht das Gesetz des Erstgeborenenrechts und der Knechtpflicht aller Nachgeborenen, ein Gesetz, gegen das sich Franz Dill, der zweite Sohn auf dem Hof, auflehnt, wie es einst sein Ohm Benno, des Vaters nachgeborener Bruder, allerdings gleichfalls vergeblich, getan hatte. Ohm Benno war dann in die Fremde gegangen, als Landstreicher per Schub zurückgebracht worden und nun ist er, der gelernte Schmied, Lehrmeister des jungen Franz. Ohm Benno weiht aber seinen Lehrling auch in seine alte Lieblingsidee ein, daß das Gesetz auf dem Dillhofe gebrochen werden müsse. Er hetzt Franz gegen den Erstgeborenen auf, der zum Vater steht, und bedient sich dabei der Hofmagd Gret, deren Neigung zu Franz er zu beleben sucht, bis endlich Franz nach einem heftigen Zusammenstoß mit Vater und Bruder den Hof heimlich verläßt. Er wird aber Grete, die seinetwegen auch den Hof verläßt, untreu und läßt sie ihres Weges ziehen, um sein eigenes Glück zu suchen. Von der Milseburg zum Kreuzberg, von da durchs Sinntal wandert Franz einem geheimnisvollen Ziel entgegen, von dem ihm einst geträumt hatte. Es ist die sagenumwobene „goldene Schmiede“, Symbol für eine durch einen Fluch verdammte, nur durch ein Gelübde entsühnbare Stätte. Hier lassen sich Franz und Christine, die Schmiedtochter, um die er mit Erfolg geworben hatte, nieder. Der Fluch, der auf dem Hause lastet, oder ist es der Fluch, den der Gesetzbrecher auf sich geladen hatte, als er den Dillhof ohne den väterlichen Segen und in Treulosigkeit gegen die Gret verließ, bringt Franz

Leo Weismantel

Phot. Leo Gundermann, Würzburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Christine Unglück. Sechs Kinder sterben; als Christine mit dem siebenten gesegnet ist, macht sie das Gelübde, daß dieses Kind Gott geweiht werden sollte. Doch wie können die Eltern über das Schicksal des Sohnes verfügen? Der dem Licht Versprochene liebt Elis und erfährt dadurch das Gelübde, das über ihn verfügt, und das Unheil, das ihm droht, wenn er es nicht hält. Dennoch will Jürg das Gelübde trotz alles Bittens der Geliebten auf sich nehmen. Das verdirbt aber die Elis und macht sie zur Dirne, indem es sie der dämonischen Macht ihrer durch nichts mehr geregelten Natur überliefert. Als Priester soll er sie strafen und ihr den Schandstein umhängen. Diese öffentliche Schmach des durch freie Liebe gefallenen Mädchens ist eines der Mittel, wodurch sich die Gemeinschaft gegen das Dunkel wehrt, um ihre Ordnung zu schützen. Der Priester will diese Abwehr durch eine heilsamere Abwehr, durch die der demütigen Nächstenliebe ersetzen. Dadurch wird er wie der Vater, der das Erstgeburtsrecht vernichtete, zum Gesetzesbrecher. Er schleudert den Stein der öffentlichen Schmach vor den Augen des Volkes in den Abgrund und hebt so das Gesetz des Wallfahrtsortes Maria Ehrenberg für alle Zeiten auf. So bekennt er sich zum Schicksal des gefallenen Mädchens, gibt öffentlich Ärgernis, was ihn vom Priestertum, also vom Lichte, ausschließt. Zwar rettet er das Mädchen durch dieses höchste Opfer und macht sie zur guten Gattin und Mutter, denn sie erlebt, daß er seinen Teil an ihrer Schuld sühnend auf sich nimmt. Er selbst bleibt vom Lichte verstoßen. Wenigstens erfahren wir nicht, ob er sich zur erlösenden Überwindung durchringen wird. Wehe dem, der gegen das Gesetz verstößt, selbst im guten Sinne, und sei es gegen ein unbarmherzig furchtbares Gesetz. Das Gesetz ist stets der Schutzgeist der Gemeinschaft.

Weismantel wurzelt innerhalb des von Gemeinschaftsimpulsen bewegten Volkes mit seinem jüngsten Romane Das alte Dorf (1928), der Geschichte einer katholischen Gemeinschaft, zu der er sich selber gehörig fühlt. „Die Geschichte seines Jahres und der Menschen, die in ihm gelebt haben," lautet der Untertitel dieser prächtigen Volkserzählung. Im Vorwort, das Inhalt und Sinn der Dichtung deutet, sagt er, dieses Buch schreibe er, in Liebe verfallen zu seinem großväterlichen Geschlecht. In einer Augustnacht des Jahres 1865 sei das alte Rhöndorf niedergebrannt bis auf eine Hütte. Was er als Kind von den Alten und später aus den Urkunden erfahren hat, wird in dem Buche erzählt. Er sieht die Gemeinschaft mit den Augen eines demokratischen Christen: als einen lebendigen Organismus, der von lauter eigenartigen, scharf voneinander unterschiedenen Persönlichkeiten gebildet wird, von denen aber keine über die andere sich erhebt, sondern jede sich neben ihr einordnet. Über allen steht nur einer, Gott, dem sie sich, auch im Ungehorsam, noch von der Rechtmäßigkeit seiner Gesetze überzeugt, unterordnen. Mit Recht nennt es Herwig ein seltenes Buch, einen schwer erschließbaren, aber unerschöpflichen Schatz, so recht geeignet, unserer Zeit in ihrem schrankenlosen Individualismus zur Lehre zu dienen. Weismantel zeigt uns, wie reich, wie beneidenswert die armen Weber des Rhöndorfes Sparbrot waren, trotz Armut, trotz Schwindsucht, trotz Sünde, trotz allem, was zu ändern gewesen wäre. Da war noch Sinn für das Schwingen der Zeit, da war auch in der ärmsten Hütte der Wechsel von Arbeit und Feiertag, da war Familie, Schicksalsgemeinschaft, da waren Formen von einer Fülle, von einer Lebensnähe, von einer natürlichen und selbstverständlichen Schönheit, die wir, wie E. Reisch bemerkt, für unsere Zeit nicht mehr zu erhoffen wagen. Ernstes und Heiteres bietet das Buch in Menge. Ein Glanzpunkt ist die Geschichte vom Pfarrer Tertullian, eigentlich ein Roman vom Kampf zwischen Liebe und Berufung zum Priestertum, köstlich die Geschichte vom Gänsefest, diesem Schalksnarren, ferner die vom gestrengen Herrn Landrichter. Wir hören vom Glauben an die Geister, sehen die Heiligen noch wirksam in das Leben eingreifen und den Teufel leibhaftig erscheinen. Dazu die lebendigen Schilderungen von Kirchweih, Fastnacht, den Wallfahrten, Hochzeiten, Osterbräuchen, Flurumgängen, von der Weihnachtszeit usw. In einer Fortsetzung „Das Sterben in den Gassen" will Weismantel zeigen, wie diese reiche Welt durch Schuld des nachkommenden Geschlechtes zugrunde ging.

Ganz als Dichter ohne die Toga des Redners zeigt sich Weismantel in seinen kleinen epischen Dichtungen. Da erzählt er in Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön in einer zugleich einfachen und kraftstrotzenden Sprache eine heimatliche Legende von erschütterndem Gehalt: wie der Fürstbischof in der rauhen Rhön durch die schlichten Worte eines frommen Kindes zur Erkenntnis kommt, daß der Reichtum der Seele mehr ist wie der Reichtum des Leibes, und dann sieben Tage und sieben Nächte Buße tut. Später hat Weismantel die Erzählung dramatisiert. Eine ans Herz greifende Erzählung ist Der närrische Freier (1923), wohl die reifste und schönste von Weismantels Dichtungen. In einem Rhöndorfe lebt der Motz, ein armseliger Dorfknecht, mit seinen beiden Geschwistern; er ist das große, gläubige Kind, das nur durch die Umwelt der Dorfgenossen zu einer tragikomischen Figur wird. Er glaubt einfach alles; man konnte ihn zu Tode hetzen, weil er in seinem Glauben wehrlos war. Er glaubt es, als eine böse Welt ihm sagte, daß des Schmiedemeisters Bärbel ihn zum Manne haben wollte, und findet sich als Freier ein. Bitter enttäuscht, rächt er sich an dem Nebenbuhler, wird aber sofort wieder beruhigt, als man ihn glauben macht, daß eine andere ihn liebe, die sich ihm eines Tages offenbaren werde. Und diese beglückende Hoffnung nimmt er mit ins Grab. Der gute Motz, der ständig Trugbilder kommenden Glückes vorgezaubert erhält, ist der Mensch schlechthin, dem Erfüllung auf Erden nicht wird und der doch immer wieder einem Gaukelbilde glauben muß. Eine märchenfeine Dichtung von innigster Art ist Die Hexe (1919). Das Thema dieser legendenhaften Erzählung, die um die unheimliche Milseburg, den „spukhaftesten aller Berge der Rhön", spielt, ist uralt und mehrfach behandelt worden. Des heiligen Gangolf Aufgabe war, nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges in dieser wilden Gegend die sittigende Macht des Christentums wieder geltend zu machen. Aber die Hexe, die wilde, dämonische Naturkraft, kann und will sich nicht fügen und steht schließlich dem Heiligen selbst als Naturkraft gegenüber. In spannender Dramatik stellt sich die Natur dem Mysterium der Gnade, ungebändigte Leidenschaft gegen himmlische Liebe, und es siegt, wenn auch um den Preis des Lebens des Heiligen, die höhere Liebe und die Gnade. Mit kindlichem Glauben und inniger Einfühlung in die Natur erzählt Weismantel Kindern Die Blumenlegenden (1922), die wie Blumen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Erde wurzeln, zum Himmel sich emporstrecken und doch inmitten der Menschen bleiben. Bald läßt er ein blühendes Gleichnis dem Born christlicher Mystik entsteigen, bald umkleidet er den Sinn eines aus der Legende kommenden Symbols mit einer fröhlichen Fülle von Wirklichkeit und bleibt trotzdem allen verständlich, weil er seine Symbole in die einfachste Sprache gekleidet hat. Unter dem Titel Musikanten und Wallfahrer (1923) hat der Dichter mehrere kleine „Erzählungen aus eigenem und fremdem Leben" vereinigt. Da findet sich die bereits erwähnte biographische Skizze „Die Häuser meines Lebens", die Geschichte vom Bischof Hermann, ferner die Erzählung von den fünf „Brotgeigern", die aus der Heimat zogen als Musikanten und „für die, die Ohren hatten, zu hören" aufspielten und am Ende keinerlei irdische Güter mit heimbrachten, nichts als die süßen Erinnerungen an die „finsteren Gesichter, die sie aufgehellt, an die verlenden Tränen, die da und dort aus den Augen verhärteter Menschen geschimmert hatten". In einen Rahmen gespannt ist die Erzählung Die Bettler des lieben Gottes (1918), die den ernsten Grundgedanken von der Wertlosigkeit irdischen Gutes ohne Moralisiererei kräftig herausarbeitet und jeden nachdenklichen Leser packt, wie sie auch den mit „Schneider" bezeichneten Obsthändler so ergreift, daß er gleich die Nutzanwendung macht und jedem der drei Kapläne einen seiner Geldsäcke für seine arme Rhönpfarrei schenkt, worauf übrigens die drei Schlauberger es von Anfang an abgesehen hatten. Er selbst wird dann durch seine Guttat vor einem Obstkauf bewahrt, der ihm durch plötzlich eintretenden Frost großen Schaden gebracht hätte. Für manches alte Motiv hat der Dichter ein neues, köstliches Gefäß gefunden. Wie tief erfaßt er z. B. im Verlenwunder das alte Märchen, wie die Träne zur Perle wurde, wenn er es dahin deutet: Jesus Christus ist der Prinz, der in das Meer des Leides und des Todes stieg, um seiner Braut, der Menschheit, der Erlösung Perle zu schenken. Die Kläuse von Niklashafen (1918) berichten von den Kämpfen der „Kläuse" gegen die drückende Fronherrschaft. Ihr Pfarrer führt sie an im guten Glauben seiner Berufung durch Gott und glaubt sie dadurch von Gewalttaten abhalten zu können; zu spät sieht er, daß seine Hoffnung eitel war. Voll Reue stirbt er an den Wunden, die er im Kampfe empfangen. Spukhaftes spielt hinein in die Geschichte Der begeisternde Jäger am hohen Rain, in der die Bauern mit ihren früheren Herren um den Gemeindewald streiten. Wirklich im Zauberlande eines eigentlichen Dichters befinden wir uns in der Geschichte des Richters von Orb (1928). Aus heimatkundlichen und historisch sagenhaften Elementen versucht hier der Verfasser eine Legende zu formen. Zur Zeit des fürstlichen Absolutismus treibt in einem von Natur aus armen Ländchen ein verruchter Träger der Macht sein Unwesen. Ihm ersteht in dem „Räuber" Kern ein Gegner, der sich durch ein merkwürdiges Gelübde verpflichtet glaubt, als Verteidiger des beleidigten Volksbewußtseins aufzutreten, und noch etwas Höheres über sich fühlt, das sich in der Gestalt der Gottesmutter verkörpert. Der Verbrecher entgeht seinem irdischen Geschick, um sich dann aber doch selbst zu richten, der Unschuldige unterliegt, siegt aber moralisch. Die tiefsinnig gedachte Lösung ist aber nicht zwingend gestaltet.

Am sichtbarsten tritt Weismantels Eigenart in seinen Dramen in Erscheinung. Sie sind für die moderne deutsche Bühne wirklich etwas Neues. Sie haben nicht die geringste Verwandtschaft mit dem Theater Shakespeares, noch mit dem Schillers oder Goethes oder Kleists. Kein Mensch siegt oder unterliegt mit seiner Leidenschaft. Kein Mensch hat wie bei Grillparzer die Entwicklung einer Leidenschaft zu erleben. Ein menschlicher Kampf findet überhaupt nicht statt. Dieses Theater ist kein reines Menschentheater, eher ein Welt- oder Schicksalstheater, wie die Griechen und Spanier es hatten. Auch hier sind die Menschen Mittel und Ziele eines Kampfes zwischen Licht und Finsternis. Die Menschen, verstockt in ihrer dunklen, irdischen Leidenschaft, handeln nach ihrer Anlage hartnäckig und fordern ihr Schicksal, bis daß sie durch eine Offenbarung, die von außen kommt, durch eine Erscheinung, die sie herausgefordert, durch ein Geschehnis, das sie beschworen haben, ihren unseligen Zustand, ihre Schuld erkennen. Der Haupteindruck rührt vom Walten Gottes im unerbittlichen, gemeinsamen Schicksal. Die Menschen sind Erkenner und Träger dieses Schicksals. Ihr Dichter spricht aus ihrer Gebundenheit heraus. Dadurch aber wird Weismantel zum Künder einer Gesamtheit im Gegensatz zu Dichtern der vergangenen Jahrhunderte, die Enthüller von Seelenvorgängen einzelner Personen und Gestalter einzelner Schicksale waren.

Weismantels stärkste dramatische Schöpfungen sind die drei Einakter Die Reiter der Apokalypse (1919) und der Totentanz (1921), denn hier gewinnt sowohl der irdisch-leidenschaftliche Zug der Menschen, wie die übernatürliche Fügung ihrer Geschicke durch Rede und Gegenrede den notwendigsten, klarsten und oft gewaltigen Ausdruck. „Der Zusammenbruch unseres Westheeres und das in Sturzwellen hereinströmende Fluten der Revolution riß mich als wissend Mitempfindenden in den Strom des Leides unseres Volkes. Aus den verzweiflungsvollen Erschütterungen jener Tage schrieb ich zum ersten Male vom Leide des Volkes als von eigenem Leid getroffen und hob die Hand zur Abwehr gegen das Hereinbrechende; so schrieb ich damals meine „Reiter der Apokalypse". Dieses gewaltige Werk erinnert in seinem Aufbau an Dürers Darstellung von den Geißelboten des Himmels; gigantisch groß steigt aus diesem Einakterzyklus die Idee von den menschheitsverwüstenden Übeln: Hunger, Pest und Krieg. Diese drei sind die Rosselenker. Der erste Einakter: Die Belagerten führt uns die Schrecken einer Belagerung vor Augen: Viele sind wahnsinnig geworden vor Hunger, Kinder nagen einander wie Ratten an. Das Weibsvolk klagt und sinkt. Die Krieger murren. Die Empörung schwillt ans Gezelt des Stadthauptmannes. Doch er, der die Schlüssel bedingungslos zu übergeben hat, verharrt taub und stumm; heroisch sinnt er auf standhaftes Durchhalten. Das Unerhörte und Unglaubliche geschieht: der Pflegesohn, der von ihm die Übergabe erheischte, muß fallen; die hungernden Bürger werden mit scheinbar gefüllten Kisten und Säcken getröstet und der Feind durch ein in einer hohlen Granate zum Feinde hinübergeschossenes Schwein und durch vorgetäuschten Jubel in den Glauben gewiegt, daß die Stadt sich noch halten könne. Diese Absicht wird auch erreicht. Der Feind zieht ab. Und der Sieger? Ein verkrochener Löwe, liegt er vom Hunger tot gestreckt. Er hat von keinem mehr gefordert, als er selbst an Leib und Seele zu geben hatte. Das ist die sittliche Idee des Stückes. Herb, hart, groß, oft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in einer griechisch epigrammatischen Kürze herausgemeißelt. Der zweite Einakter, Der Sieger, der in der Frührenaissance spielt, ist episch, teils Moralität, teils Mysterium, eine Bilderfolge, eine Bilderflut voller Sinnbilder und Allegorien, doch nicht so, daß die bunte Außenwelt gegen das Geistige zurückträte. Im Gegenteil, hier wogt auf den Straßen aller Strom der Massen und der hohen Tage mit Tuben und Fahnen, mit Zimbeln und Waffenblitzen, der Bußprediger und die Geißler, der Verpestete und die Blütenweiße der Maidscharen, die Buhlschaft und der Gottesstaat. Die Bewegung, wie sie der Expressionismus vom Kino nahm, wird hier vom Dichter durch den Kontrast geordnet. Und dieser ist bei ihm eigentlich das einzig dramatische Mittel, das er anwendet. Steigerung hat er noch bisweilen. Willenskonflikt, Kampfaustrag und damit innerliche Schicksalsverstrickung nirgends. Durch den scharfen Gegensatz spricht er seine Lehren aus, und was er sagt, ist edel, wahr und schön wie das Christentum und aus der Erschütterung unserer Zeit. Oder ist es nicht der Kreuzessieg, zu dulden, zu leiden, sich demütig bis in den letzten Atem zu verschenken? Darum erhält hier die Heldenkrone nicht der reiche Kaufmann, der Eroberer von Marigliano, der durch sechs Meere gesegelt ist. Mitten in seiner Lust wird er von der entsetzlichen Seuche befallen und Furcht und Entsetzen treten an Stelle der lauten, begehrenden Freude, die Gäste fliehen, und ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, findet der Unglückliche sich wieder. Doch mildes Erbarmen naht wie im „Armen Heinrich" in Gestalt der reinen Jungfrau, die sich für den Aussätzigen opfern will. Die Jungfrau stirbt, allein der innerlich Genesende verschmäht nun die äußere Heilung und stirbt durch Menschenhand. Über seiner Leiche aber ersteht die schöne Frau und mit ihr das ganze Volk zu neuem Leben. Eine Episode aus der neapolitanischen Geschichte bildet den äußeren Rahmen zu den Geschehnissen des letzten Einakters Die sündhaften Soldaten. Auch hier Renaissanceluft. Die Kokette mit dem Gatten und der Gattin, die Gattin mit dem Freund, das sind Bilder voll verhaltener Leidenschaft. Unter lauter Verlorenen ist es eine einzige Frau, die eine überirdische Kraft besitzt; sie hat das Göttliche im Menschen, genauer, des Heilandes, der Jesusschmerzen, der Jesusglorie zu eigen. Es ist gewiß kein Untergang im dramatisch-tragischen Sinn, wenn plötzlich das Meer seine Grenzen verläßt und Wasser, Erdspalt, Bergwurf und Feuer alles verschlingt, aber es ist ein Wetterleuchten des Letzten Gerichtes. Aber auch hier steigt wie ein Phönix aus der Asche die Erwartung: aus dem wundervollen Trio der Mutter, der Gattin, der Schwester und der Tochter vernehmen wir den Friedensglockenklang einer neuen seligen Zeit und die Erscheinung der bräutlich umschlungenen Kinder wirft gewissermaßen einen hellen Schein in den beginnenden Tag.

Die günstige Aufnahme der „Reiter der Apokalypse" bewog Weismantel, auf der beschrittenen Bahn weiter zu fahren, und so entstand das Drama Der Wächter unter dem Galgen, dem er den Untertitel „Die Tragödie eines Volkes" gegeben hat. Sie ist in den Tiefen einer Mystik verankert, die zum Quell leuchtender Wahrheiten wird, von eines Dichters Hand in Bilder von einzigartiger Schönheit gefaßt. Der tiefste Wert der Dichtung liegt in der reinen tendenzlosen Durchführung der Idee der Erlöserliebe, der Liebe um ihrer selbst willen, der Liebe zur Liebe, daneben in den sprachlichen Schätzen und dem um die Hauptidee sich rankenden Reichtum von ergänzenden Nebenideen. Die Menschen als Träger der Ideen sind von stärkerer Wucht als in den späteren dramatischen Dichtungen, bleiben aber dennoch oft ungestaltet, schemenhaft. Wieder war es ein Versuch, der Zeitverhältnisse dichterisch Herr zu werden. „Was ich damals (in den „Reitern der Apokalypse") fernhalten wollte, war nicht fernzuhalten: unser Untergang war beschlossen. So sehen wir den beschlossenen Untergang sich vollziehen und wollten doch leben: so entstand meine Tragödie „Der Wächter unter dem Galgen". Daher ist die Handlung nur ein Gleichnis, die Personen nur Symbole für die Epochen in Deutschlands Geschichte; so etwa symbolisiert der Kanzler Deutschlands einstige Größe, Dämonophorus die Ursachen des Zusammenbruchs, Klarissa das wiederkehrende Selbstvertrauen, der Wächter den kommenden Retter. Das Drama besteht aus einem Vorspiel und einem dreiaktigen Nachspiel; so benennt der Dichter den Hauptteil. Das Personenverzeichnis zählt für das Vorspiel: Vater, Mutter, Sohn und Reiter auf; für das dreimal so lange Nachspiel: Mann, Frau, Wächter. So durchaus ohne Namen zu gehen, ist spätstrindbergisch und seit Hasenclever und Fritz Unruh Abzeichen des Expressionismus. Die Frau als einzige erhält einen Namen hinzu: Klarissa. Das heißt, daß sie die gefalteten Stirnen klären wird. Das Schöne des Stückes ruht in den Stimmungen (Sterbeszene des Kanzlers) und Arabesken, als Ganzes aber entbehrt es der Geschlossenheit; es ist zu sehr vergeistigt, zu sehr in mittelbare Betrachtung gespiegelt, statt in unmittelbares Geschehen geballt und daher zu allegorienhaft, es ist, wie Roselieb urteilt, eine großzügig angelegte Tragödie von der Kraft, die durch Treue regieren will, aber an der Unmöglichkeit des festen Glaubens und der unerschütterlichen Liebe der Menschen untereinander scheitert; es ist die Tragik des Gemeinschaftsgläubigen. Stark und klar in seinem sinnbildlichen Zuge ist nur das Vorspiel. Einen episch gefaßten Ausschnitt aus dem Drama gibt die Erzählung „Der Einsame", die von einem Jüngling berichtet, der auszog als armer Teufel und auf der Höhe erreichten Ruhmes keine Ruhe vor seinen Feinden noch auch in der eigenen Seele fand, weil er die Heimat vergessen hatte.

Unter dem Einflusse von Krieg, Revolution und Inflation verfaßte Weismantel das Drama Der Totentanz (1921), das den ersten Teil einer Trilogie bildet. Diese fünf Geschehnisse mit Vor- und Nachspiel nähern sich stellenweise dem dramatischen Bilderbuch; aber die harte Schmiedearbeit des von Ideen heißlaufenden Dichtergemütes zwingt die lebende Mannigfaltigkeit zum großen Bekenntnis zusammen. Das Werk ist weit mehr ein Spiel vom Leben, als ein Spiel vom Sterben unserer Tage. Das Leben sehen wir, das gefaßte, wirklichkeitsverzerrte Leben in allen seinen Formen und Farben. Memento mori ruft der Dichter diesen lebenden Menschen zu und „die Binde ist ihnen von den Augen genommen"; am Tode lernen sie das Leben lieben, das Sterben achten. Der Tod wird ihnen zum Symbol für das Leben. „Ich liebe den Tod nicht, ich liebe das Leben," sagt der Dichter und er schreibt einen Totentanz, um das berauschende Leben zu feiern. Es ist ein Totentanz mit unmittelbaren Beziehungen zur Gegenwart, und dennoch ganz im Rahmen der mittelalterlichen Mysterienspiele. So entsteht ein sonderbares Gebilde, ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mischt aus Mystik und Naturalistik: das symbolische Drama. Die Personen des Dramas erscheinen als Typen und bleiben doch wirkliche Menschen; sie bewegen sich und sprechen eckig und stilisiert, und alles unter dem Zauber des nahen Todes, den sie alle bald in irgend einer Form erleben werden. Das Vorspiel zeigt die Allmacht des Todes. Fürchterliche Musterung hält der Schnitter der Lebensgefilde. Kleidet er sich hie und da auch als Erlöser und Erfüller der reifen Menschlichkeit — seine Zartheit ist selten und schlecht verständlich. Dort erscheint er, um dem Haß den letzten Stoß zum Selbstmord zu geben: er zeigt die schreckhafte Grimasse seines Janushauptes. Oder er hält zynisch seine Auktion im Wüten der Feldschlacht und höhnt die Wertphilosophie des Grüblers, der töten muß. Als „wahrer Jakob" steckt er alle Gewinne ein; nur eine Seele entrinnt ihm zu neuem Kampf um neue Aufgaben. Oder er tanzt als schwarzer Werber mit dem treulosen Mädchen, die den armen Feldsoldaten an den fetten Prasser verriet: ein Kavalier in dunkler Seide, der seine Hochzeit feiern will. Gröbere Arbeit hat er zu leisten, wenn er den lügnerischen Pressekönig und seine „Gezeugten" zu fällen hat, wobei er zum Ende gar zu spüren bekommt, wie „des Dichters liebende Gewalt" die Mühseligen und Beladenen zur Glorie führt, an deren Glanz und erbarmender Liebe seine teuflische Tücke zuschanden wird. „Der Spielfolge fünftes Geschehen" geißelt den Wucher und die Habgier der Bauern und zeigt ihnen ein schaudervolles Spiegelbild. So greift er kalt und barsch nach allem und zieht aus Fluch und geistigem Unrat sündiger Erdensöhne die Schlußfolgerung, daß alles, was entsteht, nur wert sei, daß es zugrunde geht. Das Nachspiel bringt eine Erlösung in durchaus biblischem Sinne. Der Herr hat den reinen Menschen, „den Landmann der Erde", aufgespart zu neuem Leben; alle anderen, selbst der Tod sind gefällt.

Im zweiten Teil der Trilogie, Die Kommstunde, ist in der Richtung auf das Bühnendrama im Gegensatze zu der Aneinanderreihung von zusammenhangslosem Geschehen im „Totentanz" die einheitliche Diktion sowohl im Ideenhaften als auch im Stofflichen gewahrt und eine geschlossene Handlung in straffere äußere Form gegossen. Wesentliche Ideen des Dramas sind die unselige Macht des Bösen im Menschen, verkörpert durch Gregor Schlachter, und die Gewalt der Gedanken, die den Menschen zum Knecht oder zum Überwinder des Bösen machen können. Weniger eindeutig ist allerdings die Willensfreiheit des Menschen behandelt, die bald bejaht, dann wieder, so wenn ein Gespräch auf die zwingende Gewalt des Schicksals kommt, verneint wird. Er will den Untergang unseres Volkes zeichnen und kann das natürlich in einer großen symbolischen Handlung. Dadurch aber, daß er die Handlung verankert im Boden des Volkstums und aus ihm seine Gestalten erwachsen läßt, gibt er dem Stücke Klarheit und Ausdruckskraft. Und wenn schon hie und da eine tote Stelle sich findet, dann kommt wieder eine große Szene, in der die Gesamtidee in starken und eindringlichen Farben aufleuchtet. So z. B. jene Szene, in der der Melanie Eck, an der sich das Schicksal unseres Volkes vollzieht, ihr im Felde gefallener Mann erscheint und sie warnt vor der großen Müdigkeit: „Nie kommt der Friede zu den Allzumüden, Melanie . . . Er kommt nur zu den Gesegneten und bleibt bei ihnen, eh sie es wissen . . . Was geht euch Menschen Leben an und Tod — ringt um den Segen, nicht um den Sieg." Oder jenes ergreifende Schlußbild, in dem Melanie Eck den Nihilismus Gregor Schlachters, der Verkörperung des Krieges und der Revolution, der Lust am Zerschlagen der Ordnung erkennt und im Tode die große Frage, wo der Feind steht, beantwortet: „Ganz anderswo, ihr Buben — ganz anderswo, da drinnen, in uns allen da drinnen." Eine auf Überlieferung beruhende Sitte in einem kleinen Rhöndorf erklärt den Titel des Dramas und dessen Bau. Alle Jahre einmal erhalten die Burschen und Mädchen der Gemeinde für eine Stunde volle Freiheit, „damit sie lernen, nur eine Stunde, in Dunkel und Drang, der Ehre und Schande eigener Wächter zu sein." Jeder Bursche ruft sein Mädchen beim Namen aus der hell erleuchteten Stube hinaus in die Nacht — die einen zur Schande und Sünde, die anderen zu Glück und Seligkeit. Schicksalhaft verfällt eine dieser Gerufenen dem Schlimmsten von drei um sie Werbenden.

In Weismantel lebt der Wille, durch Verkettung von Dichtung, Darstellern und Zuschauern, durch Zusammenfassung dieser drei Elemente in dem vom Volke selbst aufgeführten Volksfestspiel das dichterische Erlebnis der Seele unmittelbar lebendig werden zu lassen. Er glaubt, damit Wesen und Geist einer Zeit den Menschen am besten nahezubringen. Aus dieser Einstellung heraus haben Weismantels religiöse Festspieldichtungen ihre besondere Komposition und äußere Form erhalten. So schrieb er für die Bauernfestspiele zu Langenbiber im Sommer 1921 Das Spiel vom Blute Luzifers. In einem Vorspruch führt der Dichter die Zuschauer in den Sinn der Dichtung ein, indem er ihnen ihren eigenen Materialismus und ihre Gier als Anlaß für „dieses Spiel vom wahren Wert der Werte" vor Augen hält. Im Mittelpunkt steht der Fürstbischof. Ihm wird vom Teufel ein goldener Schatz zugetragen, daß dieser den Bischof verführe, den wahren Wert der Dinge vergessen und den einzigen Wert der Rettung versäumen lasse. Teufel bedrängen den Bischof, um ihn durch den Schatz zum Hochmut zu verleiten. Der Erzengel aber setzte den Engel der Demut an des Versuchten Seite, so daß dieser den Zug in die Rhön gebot, „wo die Ärmsten der Armen" wohnen, damit er den Allerärmsten fände. Aber sie alle, die Armen dieser Welt fühlen sich durchaus nicht als die Ärmsten und der Fürstbischof Hermann fragt: „Führte uns Gott in dieses Land der Armut, damit wir dessen Reichtum erkännten und wissen, daß vor dem Reichtum der Seele jener des Leibes zerfällt in Schutt und Asche?" Nachdem er noch einer Versuchung, den Schatz zu nehmen, widerstanden, reitet er nicht auf dem Pferde, sondern auf der Eselin der Demut ein in die Stadt Würzburg, von der er ausgezogen war, den Ärmsten zu suchen.

Auf Drängen der Würzburger Quickborngruppe hat Weismantel mit der Wallfahrt nach Bethlehem eine Spielfolge eröffnet, die das Denken und Fühlen mit der Kirche erleben soll. In vier großen Szenen, in denen Gegenwartsbilder mit biblischen wechseln und organisch ineinanderfließen, wird die Frage nach dem Sinn des Lebens von Menschen gestellt, denen der Lebensdurst auf der Zunge brennt, und das in den Tagen der grauenhaften Verwirrung, die allen Besitz verschlang. Während die einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dem starken Mann rufen, singen die anderen: „Tauet, Himmel, den Gerechten!" Gestalten des Alten Bundes treten auf und bilden mit der Gemeinde den Hintergrund, vor dem sich das heilige Geheimnis der Menschwerdung vollzieht. In der vierten Szene, der Anbetung, entwickelt sich ein Wechselgesang der Gemeinde an den Erlöser.

Anläßlich des Rheinlandjubiläums (1925) schrieb Weismantel das Drama Der Kurfürst. Es ist ein im dichterischen Schaffen ganz neues Motiv, das er hier im anspruchslosen Gewande einer Gelegenheitsdichtung zum Gegenstande eines künstlerisch vollendeten Dramas gemacht hat. Es ist die Tragödie des von Parteileidenschaften und Machtgier, von Gewaltwillen und Schlagwortherrschaft besessenen und zerrissenen Vaterlandes. Historisches ist darin als Gleichnis zu der Gegenwart gestaltet. Der Dichter fordert damit auf zu Wachsamkeit und zur Arbeit an sich selbst, zu Demut und Liebe. In fünf „Teilen" und einem Vorspiel entrollt er uns ein lebendiges Gemälde jener Zeit, in der Papst Johann XXII. zu Avignon und König Ludwig von Bayern im Streite lagen über die Quellen geistlicher Macht. „Da hat der Herre Balduin von Trier ein pfingstlich Schwert gesucht, das der Welt den Frieden erkämpfte in jenen Jahren, und daß wir des pfingstlichen Schwertes nicht vergäßen in keinem unserer Kämpfe." So der Dichter im Vorwort zum Drama. Im Kernpunkt der Handlung steht des Kurfürsten innerer Sieg über Frau Lauretta. Erst nachdem er den erfochten, kann er nach Remche ziehen, den neuen König zu wählen. Der Friede aber konnte nicht eher kommen, als bis der letzte der Widersacher in der Brust des Herzogs Leopold überwunden war. Mit der Mahnung, Gerechtigkeit, Liebe und Treue zu üben und sich die Reinheit des Herzens zu erhalten, krönt Kurfürst Balduin den neuen König Ludwig. Dieser aber erklärt; „So künde ich der Welt den Frieden."

Weismantels jüngstes Drama Lionardo da Vinci (1927) ist mißglückt. Es enthält eine solche Ideenfülle, daß sie den Rahmen gestraffter Form sprengen müßte. Die vielen ungelösten Probleme erzeugen Unklarheit; man merkt den Mangel ursprünglicher Intuition und so macht das Ganze den Eindruck eines Produktes blasser Kunsterlebnisse. Unverkennbar ist aber auch hier des Verfassers reine dichterische Begabung.

In Weismantels vielseitigem literarischem Schaffen spielt auch die Erneuerung der alten Puppenspiele, auf deren Wert auch Kralik hinwies, eine große Rolle. Erst baute er für seine Kinder ein Puppentheater, wurde dann zum Dichter von Puppenspielen und Schöpfer seiner in aller Welt verbreiteten Puppentheater. In seinem Heim in Markbreit hat er eine Puppentheater-Welt, deren Umfang und Anlage einen kulturhistorischen Wert darstellt. Er schrieb äußerst anregend über den bildenden Wert der Puppenspiele, die er in Kasperl-, Marionetten- und Schattenspiele einteilt, und gab ein Werkbuch der Puppenspiele heraus, worin er die Kinder lehrt, Puppen und Theater herzustellen. Von seinen Puppenspielbändchen sind bisher erschienen: „Die vaterländischen Spiele", die „Poccispiele" und „die sechs schönsten Spiele von Hans Sachs". Unter den erstgenannten finden sich „Das Heidebrandspiel", einer alten Volkssage nachgedichtet, „Die Schlacht am Birkenfeld", „Theophilus", von den zwei letzten Stücken „Der Totengräber von Feldberg" von Justinus Kerner und „Der Ring" (nach Hebbel mystisch umgedichtet) wird das erste in unserer Zeit der Technik und Luftbeherrschung dadurch interessieren, daß es das Ringen des Menschen mit dem Dädalusproblem darstellt und dazu vor vielen Dezennien die Hilfe dunkler Mächte anrief. Der zweite Band umfaßt eine Anzahl Kasperl-Komödien, außerdem „Der artesische Brunnen", „Zaubergeige".

Rolf Lauckner (geb. 1887 zu Königsberg i. Pr., lebt in Berlin), Stiefsohn Sudermanns, ist auf dem Wege zu einer eigenartigen und reichen dramatischen Form. Bei allen äußerlichen Stilwandlungen hat die dramatische Schöpfung durch beinahe zwei Jahrtausende an den Gesetzen der Akteinteilung, der Peripetie und Katharsis, vor allem aber an dem Begriff der „tragischen Schuld" festgehalten. Die alte ästhetische Formel der „Technik des Dramas" ging dahin: durch die Sichtbarmachung von „Schuld und Sühne" als versöhnenden Ausklang „Mitleid" im Zuschauer zu erwecken. Die sogenannte naturalistische Epoche hat auf der Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnisse den subjektiven Schuldbegriff leugnen zu müssen geglaubt. Aber das Schema der dramatischen Form wie die Stoffwahl blieben doch irgendwie in die alte Abhängigkeit gebannt und an die Stelle des persönlichen Schuldmaterials trat nur die Umwelt, das Milieu als Motor der überkommenen Kriminalistik. Sie will Lauckner und wollen Gleichstrebende aus dem Aufbau des Dramas verbannt wissen. Was er an ihre Stelle setzt, ist freilich, zunächst und theoretisch betrachtet, nicht völlig überzeugend: „Es gibt im Drama", so ruft er aus, „gar kein Problem der Schuld, es gibt nur ein Problem der Sehnsucht." Sehen wir uns aber seine Theorien und schöpferischen Zeugnisse näher an, so stoßen wir zwar auf äußere Verwandtschaften mit den Bestrebungen des sogenannten Expressionismus (in der Auflösung des Aktschemas, in der Aneinanderreihung bildhafter, in sich geschlossener Szenen und Episoden), die inneren Ziele dieses Dramatikers aber gehen etwas andere Wege. Was er erreichen will, das ist: „Entdeckung derjenigen Details, die die Beziehung der Geschilderten zu den übrigen Menschen klar machen. Erörterungen des Sonderwesens, mit einer expressionistischen Formel, Entwicklung, — und nicht durch Ergebnisse und Urteile." Vor allem aber Gestaltung nur dessen, was Erlebnisinhalt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geworden ist, nicht eines Stoffes, der „interessant", noch eines „Konfliktes", der theaterwirksam erscheint, sondern: Sehnsucht im Sinne des innerlich Erschauten, das nach Körper, Licht, Mitteilung drängt.

Es sind die Helden des Alltags, die das russische Schrifttum sich längst erobert hat, es ist der inaktive, duldende Mensch, den sich Lauckner vorzugsweise für seine Gestaltung erwählt, der staunend sein Schicksal, der dumpf die Diskrepanz seines seelischen Weltbildes zur lebendigen Wirklichkeit Erleidende. Menschen der Sehnsucht, Unerfüllte, die nach der Bejahung ihrer selbst verlangen. Liebende (nicht nur im erotischen, sondern im weitesten, menschlichen Verstande), die in ihrer Liebe, in ihrer Sehnsucht nach Verströmung ihrer eingeborenen Kräfte schiffbrüchig werden. Menschen, minder kämpfend um ihr Schicksal, vielmehr Getriebene, Getragene, Schwankende in den Wogen des Lebens und dennoch schließlich vollendet, ein absichtsvolles Bild aus der Hand eines geheimnisvollen Schöpfers. Die Dramen Lauckners machen in ihrem Aufbau den Eindruck der Planlosigkeit, aber im rückwärtigen Anblick des Ganzen, des also vollendeten Lebens erkennen wir oft die vielleicht nur intuitive Planhaftigkeit des Ganzen. Da es Lauckner auf den Menschen und seine Enthüllung ankommt, dient ihm jeder Schritt, der die Handlung und Situation vorwärts treibt, nur dazu, eben dieses „Menschliche" zum Ausdruck zu bringen. Die Szenen sind gerundet, zu selbständigen Gebilden erhöht. Der Dialog ist einfach und schlicht und doch dem Vulgären entrückt.

Das Motiv der Sehnsucht nach Ausweitung des Ich durch den Beweis seiner selbst vor sich und vor der Welt findet sich in verschiedenen Varianten fast in allen Dramen Lauckners. So in dem Stücke Der Sturz des Apostels Paulus (1918) in Paul Schumann, einem Menschheitsbeglücker, dem schwärmerischen Friseurgehilfen, dem die Lektüre indischer Philosophen zu Kopf steigt, daß er sich selbst für einen Abkömmling der Inder hält und nun als Wanderprediger und Gesundbeter durch die Pöbelsäle der Großstadt, ihre sensationslüsternen Salons, durch Irrenhaus und Gefängnis pilgert. Er ist ein westeuropäischer Bruder jener Schwärmer, wie sie Tolstoj und Dostojewski gezeichnet haben. Aber Lauckner kommt es nicht auf Zeichnung eines berufenen oder unberufenen Apostels an, er wollte den triebhaften Wanderer darstellen, der von Wandlung zu Wandlung schreitet, ein Sehnsüchtiger, er weiß vielleicht selbst nicht welcher Sehnsucht, um schließlich dort wieder zu landen, wo sein Jugendgenoß, der arme Hundefänger (der Mensch ohne Auftrieb), in seiner Selbstgenügsamkeit beharrte. Ein Symbol aller Erdenpilgerschaft, denn nicht, wohin wir pilgern und ob wir das Ziel erreichen, — daß wir pilgern, darauf kommt es an. Ein heikles Thema wird in dem Stücke Christa die Tante mit behutsamer Hand entfaltet. Abgestorbenheit des alternden Mädchens in Pflicht, Mütterlichkeit ohne das Glück der Mutterschaft, Sehnsucht vor Toresschluß mit einem Einschlag des Grotesken in glücklichen Kontrasten, die Gier und Schmutz von der Forderung des Elementaren scheiden. Christa, die Tante, entbrennt in Liebe zu dem siebzehnjährigen Neffen, Enttäuschung und Schmach — der Jugend Ekel vor der Alternden — werfen sie in körperliche und geistige Zerrüttung. Stärker noch als in „Christa" ist das Problem der inneren Beziehungen gestalterisch erfüllt in dem Drama Predigt in Litauen (1918). Auch seine Kunst des Parallelismus der Gestalten und Begegnisse hat Lauckner in dieser Dichtung zu einer Höhe gebracht, die seiner Physiognomie den bestimmten Umriß sichert. Ein Eiferer und Mißversteher, sitzt der Pastor Demant seit einem Menschenalter in einer ihm innerlich fremden Gemeinde am Kurischen Haff. Was er ihr geben will, ist sicher Liebe, ist die Sehnsucht seines Christentums, einen beglückenden Hauch in diese seinem Empfinden nach laxe und verlotterte Gemeinde hineinzutragen. Diese Sehnsucht ist aber nicht von der Sehnsucht jener, er muß sie mißverstehen, wie er des Sohnes Wesen verkennt, der zum familiären und öffentlichen Empörer wider den Vater wird. Ein Drama für Musik ist Frau im Stein (1918). Zu sehr auf das Spielerische eingestellt sind die drei Einakter, die unter dem Titel „Sonate, Kammerspiel in drei Sätzen" (1921) vereinigt sind.

Lauckner erblickte in der Überschätzung des Sozialismus und seiner die Menschheit als solche verbindenden und erlösenden Sendung die Ursache, die die Erstarrung der technischen Form des Dramas nach sich zog. „Zur Menschheit führt die Straße nur vom Einzelmenschen." Darum setzte Lauckner an die Stelle „Masse Mensch" den Einzelmenschen. So in dem Drama Wahnschaffe (1920). Es ist die Tragödie des Begabten, der an dem inneren Rechte seiner individuellen Sendung zweifelt, der nicht glücklich sein kann in der Abgeschlossenheit seiner Bevorzugung, sondern sich mitteilen, verströmen, helfen muß, so lange noch Menschen leiden an den Schäden ihres Leibes, an den Wirrnissen der Seele. Er fühlt die Pflicht des „öffentlichen" Menschen, der sich in das Rad des Schicksals werfen muß. Er kann es aber nicht aufhalten. Er scheitert als Arzt; das Elend, das er heilen will, geht über seine Kraft. Er scheitert am Freund; ihn, den er retten will aus sozialem Untergang, findet er gegen sich gewendet. Er scheitert, da er Wirklichkeit mit Wahrheit, wie er sieht, durchdringen will, als Menschheitsverbesserer; denn Masse will Wahn. Und er endet, wo er begonnen; todwund auf der Barrikade der Revolution wird ihm der Wunsch, Erlebnis, ferngerückt durch die Erkenntnis, noch einmal zu gestalten. Diese Tragödie eines Idealisten ist in weit ausholenden Bilderfolgen hingesetzt, deren rhythmische Bewegtheit und Musikalität Achtung erheischt. Aber der sprachliche Pulsschlag kann nicht völlig dafür entschädigen, daß neben der Hauptfigur die anderen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wesentlichen Gestalten, Freund und Schwester, allzusehr im Ideenhaften verschleiert stehen, des Profils entbehren und gewissermaßen nur wortträgerische Gleichnisse der Idee geworden sind. Keinen Aufstieg des Dichters bedeutet das Drama Die Reise gegen Gott (1923). Das ein zeitgemäßes Thema zielsicher aufgreifende, in rhythmisch gehobener Sprache geschriebene, aber mit viel unnützem Beiwerk umrankte und im dritten Akt abfallende Stück leidet vor allem daran, daß es uns nicht zum Glauben an diesen Künstler zu zwingen vermag. Er ist ein Schwächling, der nie und nirgends etwas leisten wird. Gott ist die Heimat. Wer ihr den Rücken kehrt, wendet sich von ihm, er ist gottverlassen. An dem von ungestilltem Schaffensdrange bis hinauf zu den Eisgefilden der Kordilleren und immer weiter bis ins ewig besonnte Blau der Südsee fortgerissenen jungen Maler erfüllt sich das Geschick. Die diesem Gotte entstammende Schöpferkraft, die er verlor und die ihm allein aus heimatlichem Boden zuströmen könnte, sucht er in endlosen Fernen, ohne sie je zu erreichen. Erst auf dem Sterbelager findet er in den Armen der Mutter, die ihm nachgeeilt ist, die Heimat wieder.

Seine ausgesprochene Komödienbegabung zeigt Lauckner in dem Stücke Die Entkleidung des Antonio Carossa (1925). Der Dichter lächelt über die Gebrechen der Welt und zeigt in einem Hohlspiegel ihre tragischen Hintergründe. Hier wird mit dichterischen Mitteln ein Sittengemälde der Zeit dargestellt, dessen noch zugeschlossene Gestaltung über die dramatischen Versuche hinausgeht, den Tatsachengehalt der Zeit im sachlich berichtenden Umriß festzuhalten; Spieler, Münzfälscher, Erpresser, steht Professor Antonio Carossa, eigentlich Anton Wagner, am Schluß entkleidet vor uns — und ist die stärkere Energie im Kampf zweier heuchlerischen Kräfte. Es folgten Sakuntala nach dem Indischen des Kalidasa und Matumbo (1924). Kein Guthaben ist Lauckner zugewachsen mit dem zwischen Thoma und Sternheim liegenden Lustspiel Venus im Völkerbund (1927). Stellt man fest, daß mit Venus nicht Urania, sondern jene, von der man nicht gern spricht, gemeint ist, daß der Völkerbund den unsauberen, schwankhaften Verwicklungen zwischen Halbwelt und Bürgertum ein kurioses Genf als Hintergrund liefern muß, so ist der alliterierende Titel erklärt und weiter kein Wort zu verlieren. In dem Schauspiele Krisis (1928) ist wieder ein Zeitthema mit dichterischen Mitteln behandelt. Krisis einer Ehe. Krisis einer Zeit. Die russische Revolution wird als rückwärtige Grenze angegeben und die beiläufige Zeitbestimmung dient gleichzeitig zur Zeichnung des femininen Mannes, dessen Erotik auf ein stumpfes Habenwollen hinausläuft. Er steht zwischen zwei Frauen, die sich an diesem Durchschnittsmenschen Stefan verbrennen und ihre Erkenntnisse bezahlen, an denen ein neues ungebrochenes Frauengeschlecht herangereift ist. Die Frauen gehen — der Mann bleibt zurück — das ist die neue Lösung des Spieles zu dreien. Auf eine Wandlung der Ehe läuft die Tendenz der Dichtung hinaus. Der Dialog ist voll Spannungen, Zynismen, Hintergründen, enthüllt die Charaktere, treibt die Geschehnisse vorwärts. Und wenn die Seelen transparent werden, steigert sich die Prosa zu rhythmischem Schwung. „Fünf kleine Dramen aus dem großen Krieg und eine Anzahl Gespräche um den Tisch" hat Lauckner unter dem Titel Der Umweg zum Tod (1915) als seinen dramatischen Erstling herausgegeben. Es sind nur Skizzen, von denen die fünf Dramen uns zu Zuschauern des Einzelkämpfertums irgendwo draußen im Felde werden lassen und Menschlichstes und Allermenschlichstes festhalten, die fünf Tischgespräche die Leiden derer schildern, die weit vom Schuß sind. In diesen derben, grobkörnigen, den saftigen Humor nicht scheuenden zehn Einaktern ist mehr von der Zeitlichkeit eingefangen als in mancher großgebärdigen, allegorisierenden sogenannten Kriegsdichtung. Weniger als der Dramatiker bedeutet der Lyriker Lauckner, wie seine Feldzugsimpressionen „Wie Sturm und Klage" zeigen.

Rheinisches Blut und Erbe klingt fort in der Lyrik und Epik des beweglichen Rheinländers Otto Brües (geb. 1897, lebt in Köln), offensichtlicher aber springt seine tiefe Erfassung der Zeitseele, sein Führertum im Drama heraus. Er gewinnt unter unseren zeitgenössischen Dichtern eine immer größere Bedeutung. Es ist das Positive in seinen Werken, das ihn zu einem berufenen Sprecher in unserer Zeit macht.

Sein erstes Drama, die temperamentvolle Tragödie Die Heilandsflur (1921), die zu Ausgang des Krieges spielt, zeigt zwar noch eine revolutionär-chaotische Sturm- und Drangdynamik, aber auch schon des Dichters sicheren Blick für die Bühnenwirkung und kennt die Geste großen Ausmaßes. Die Füchse Gottes (1923) führen in das Straßburg von 1792 und sind für des Dichters Auffassung vom Drama bezeichnend. Da ist ein kraftloser, französischer Revolutionsgeneral, der, vom Volkshaufen geschoben, den Turm des Münsters zu sprengen befiehlt, weil er das Gesetz der Gleichheit beleidige. Der Dombaumeister Michael Hermann will lieber sein Leben darbieten als das Münster schänden lassen. Verlassen von seinen Brüdern, irre an Gott, kommt er durch ein liebendes Mädchen auf den Gedanken, dem Turm eine Jakobinermütze aus Blech aufzusetzen. Diese List, die die beiden zu Füchsen Gottes macht, gelingt zwar, aber das Mädchen wird getötet und jetzt, als er im Paroxismus der Verzweiflung mit Gott hadert, erwählt ihn Gott zu seinem Werkzeug, den Turm zu retten. Den Witz der Historie, daß der Turm dadurch gerettet wurde, daß man ihm eine blecherne, rote Jakobinermütze aufstülpte, hat der Dichter in eine Familientragödie umgebogen, so daß wir ein Außen- und Innendrama haben. Michael sieht sein Münster nur gerettet um den Preis des Verlustes der Mutter, der beiden sich in den politischen Wirren verschwendenden Brüder und der Geliebten, die das eigentliche Werk vollbracht hat. Und diese Familientragödie gilt nach der Erklärung des Dichters wieder als Symbol, „wie sich ein deutscher Mensch durch Leiden hindurchringt zu der Bestimmung seines dem Grunde des Volkstums entwachsenen Wesens". Eigenartig ist der Bau des Schauspieles. Bei anderen Dramen finden wir Spiel und Gegenspiel. Hier indessen kommt es, wie J. Sprengler in seiner feinen Analyse des Dramas bemerkt, nicht so sehr auf den Widerstreit an, wiewohl die Züge der Handlung durchweg dramatisch lebendig, kämpferisch gesteigert und voll pulsierenden Theaters

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind, sondern vielmehr darauf an, daß das eine besteht und alles andere fließt. „Statik heißt die Idee des Dramas und sein Widerspiel: Zeitlichkeit, Auflösung, Relativität." Brües hat sich eine eigene, von der ästhetischen Theorie zwar abweichende, aber für den Stoff angemessene Form geschaffen. Ilse Stach läßt in ihrem „Genesius" den Himmel öffnen, Weinrich hat in seinem Bühnenwerk „Spiel vor Gott" ein Bühnenwerk geschaffen, das fast ganz Gebet ist, aber erst Brües dramatisiert das Gebet. Als Michael in der Gipfelszene des Dramas, am Schlusse des dritten Aktes, den Rat Gottes erfleht, da steht er zuerst, dann kniet er und endlich richtet er sich auf. Es sind die Sklaven der Seele: vom heimlichen Stolz und Trotz zur Demut, von der Demut zur Kraft. „Nun beug ich mich vor dir; denn bist du nicht schon groß, daß du einmal das Werk (das Münster) hast wachsen lassen? Einmal wie die Wasgen und den Schwarzwald, einmal wie den strömenden Rhein? Und daß du es in einem Menschen hast wachsen lassen. Der nahm den Wald und den Vogelsang und schmolz sie um in Stein. Das hast du gewirkt in einem Menschen, in einem Menschen." Ganz geht Michael auf in der Begeisterung für den Dom: „Hier ist mein Reich. So weit die Sonne den Schatten des Münsters auf den Platz wirft. So weit dieser Stein in den Boden wurzelt. So hoch der Turm in die Bläue schneidet."

Nicht mit Unrecht sagt man, daß in dem genannten Stücke vieles auf den Effekt berechnet sei; das gilt auch von dem Drama Der Prophet in Lochau (1923). Den Jahresangaben und verschiedenen Namen nach ist dieses Drama eine Historie. Luther und Luthers Kinder werden um die Kirschenreife mit Sehnsucht erwartet. Der Kurfürst Friedrich der Weise schickt seine Reiter übers Land. Und aus Münster flackern die roten Lichter der Wiedertäufer und Gleichmacher herüber. Die Zeit scheint aus den Fugen. Der Lochauer Pfarrherr hat auf den achtzehnten Tag des Weinmonds für die Morgenstunde Sieben den Untergang der Welt angekündigt. Hieronymus Stiefel hat sein Wissen mit Hilfe von lauter Dreieckzahlen, Pentagrammen und Heptagrammen aus Daniel und der geheimen Offenbarung geschöpft. Er ist kein Ekstatiker, den in der Nacht ein Traum oder eine Stimme rief, sondern ein nüchterner Rechner und Nüchternheit lagert über allen Personen, weil das Stück nicht den Schimmer eines apokalyptischen Gesichtes aufkommen lassen darf, sondern, wie Sprengler bemerkt, das Mysterium der Erde predigen will. Die Wirkung der Prophezeiung ist, daß innerhalb der Gemeinde alles ruht und das Kraut der faulen Lust emporschießt. Da die Prophezeiung sich nicht erfüllt und das überirdische Gesicht ausbleibt, greift der weltliche Arm ein und Stiefel wird von Reitern des Kurfürsten abgeführt. Er aber entflieht und am Herzschlag des Waldes genest der Zahlengrübler zum wirklichen Leben. Hieronymus findet heim zu Weib, Kind und Pfarre. „Er war wohl nie im Walde." Hier steckt die Idee des Dramas. Kurz vor dem Schlusse des Stückes wird von Stiefel ein Kind getauft und erhält Erde und Eisen als Patengaben. Das Leben blüht weiter. „Schicht um Schicht wächst der Wald. Langsam läßt Gott wachsen die neuen Menschen", erkennt Hieronymus. Zum ersten Male seit den Tagen der Revolution, seit den Aktivisten und Expressionisten ertönt in der deutschen Literatur das Wort von der langsamen Reife. Zuversicht, Glaube, Hoffnung, Liebeswärme, Freude, Mut, Schaffenslust in Selbstbezähmung, all das ist es, wozu der Dichter durch den gestalteten Menschen auffordert. Überzeugend wirkt die Umkehr des Pfarrers zur Vernunft der Bescheidung auf das Leben, wie es ist. Reich und wahr flutet wirkliches Leben auf und ab, packend ist die Masse ins Bild gezwungen, bewundernswert ist die Regie des Wortes, durch die ausgesponnene, szenische Vorangabe und dekorative Untermalungen erspart werden, edle Gedanken und hohe Poesie wird geboten, besonnene Stärke dämpft allerorts die möglichen Auswüchse und rundet ein fertiges, ganz und gar geschlossenes Werk.

Die geschmeidige Art der Dichtung Brües' kommt in zwangloser Form zum Ausdruck in dem Kölner Domspiel Stab und Stein (1923), einem bild- und sangfrohen Meisterstücke eines veredelten Heimatspieles. Hier verbindet Brües mit Lust und Liebe den schwankfrohen Fabulierer mit dem Dramatiker der ernsten Auseinandersetzung. Breit und behaglich entfaltet sich die Komik der trinkfesten Kölner Thurantbelagerer. Krieg und Frieden als Lebenskräfte werden beim Bischof Konrad von Hochstaden diskutiert, Gerhard von Riele vertritt das Evangelium der schöpferischen Arbeit. Köstlich sind die Gestalten: Quecke Stielchen, der Koch, der dicke Rochus, Dilldapp, der Bäcker, und Zwiebel, der Schneider. Dieses Erfassen der rheinischen Charaktere in ihrer eigentümlichen Mischung des irdisch frohen Temperaments mit dem Religiösen ist das Anziehendste und Bestechendste in dem wirklich volkstümlichen Stücke. Würdig reiht sich an das Albrecht-Dürer-Spiel. In höchst origineller Weise gestaltete Brües in Verein mit Heinz Steguweit sein Lieblingsthema Menschennot und Erlösung in der dreiaktigen „Moritat" Lyonels Kinder (1927). Um den häßlichen, haarigen Lyonel dreht sich das Spiel. Wie ein Tier, ohne Liebe muß er durchs Leben gehen. Er ist reich, weil er nie etwas ausgeben konnte, und sein Reichtum macht es ihm möglich, den Fratinelli vor der Pfändung zu retten und alle, die von und mit ihm leben, zu erretten; sie alle sind Lyonels Kinder, der nun seine Anerkennung als Mensch erringt und beglückt in ein anderes Leben schreiten kann.

Die Lösung in dem Stücke „Der Prophet in Lochau" ist nicht dramatisch, sondern lyrisch, und daß Brües auch Lyriker ist, zeigen uns seine Rheinischen Sonette (1924). Hier steigt rheinisches Land, rheinisches Volk, rheinisches Leben, die rheinische, vom christlichen Glauben getragene Seele in scharf gesehenen, scharf gezeichneten Bildern aus tiefem Erleben vor uns auf, so daß man daran seine ungemischte Freude haben kann. Diese Sonette sprechen nicht persönliches Bekenntnis aus, sondern das Gefühl eines Landes. Sie sind Bekenntnis als Bekenntnis zu eben diesem Lande und, selbstverständlich, in vielfältiger Brechung wird auch die Persönlichkeit des Dichters beleuchtet. Sie sind wie Seen, in denen sich Dome und Arbeitersiedlungen, Fabriken und Krane, Wirtshäuser und Dampfschiffe des Rheinlandes spiegeln, Wort- und Bildseen, durch die der Rhein fließt. Groß ist die Fülle der Töne und die Breite des Weltstoffes in der Sammlung Gedichte (1926): volksliedhafte Klänge, chorische Kantate, reimlose Oden; Natur, Rhein-Strom und Rhein-Land, die große Stadt, das Bereich der Maschinen und Schlöte und Volksgeschichtliches. Mit dem offenen Herzen des jungen Rheinländers, erdgebunden durch die Scholle, im leisen Zwiespalt zwischen dem Protestantismus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und der Hinneigung zu dem mütterlichen Katholizismus, zeigt sich Brües immer fortschrittlich, mit dem freien Blick für Gesundes und naturhaft Reines. Mittelalterlicher Mystik und Kultur gehört seine Liebe. Organisch wächst in diesem Bändchen naturgemäß auch das Kriegserleben ein, das bei Brües sich freilich nicht in lauten Hurraversen äußert, sondern gestaltet ist etwa im „Vermächtnis der Namenlosen" oder in dem ergreifenden „Der Gefallenen Himmelfahrt". Dann wieder begegnen wir kölnischem Katholizismus wie in dem Zyklus Missa urbana, in einem anderen „Sankta Katharina", „Sankt Martin", „Sankt Christophorus". Eines der besten Gedichte gestaltet das Werden der „Zeitung": das Erscheinen der Nachrichten auf dem Druck-Bande; Brües erfaßt diesen technischen Vorgaug in seiner sinnbildlichen Kraft und dichtete in ihm ein Gleichnis seiner eigenen ringshin leitenden, ringsher empfangenden Weltverbundenheit. Viel Sangbares steht in diesen Versen, die sich hoch aus den üblichen Lyrikerscheinungen erheben.

Wie in den Dramen Brües' finden sich auch in seinen kleinen und größeren Erzählungen lyrische Stellen von oft ergreifender Schönheit. Die Lyrik ballt sich ihm unversehens oft zur Dramatik in dem Novellenbande Heilige, Helden, Narren und Musikanten (1923). Der Hochbegabte singt mit seinen Gestalten und Gesichten und forscht hinter Legenden und Rätseln her. Einige Erzählungen haben auch ein Stück Ironie des Erzählers mitbekommen, soweit es sich um Legenden handelt. Nur entspringt diese Ironie nicht skeptischer Resignation, sondern jugendlicher Freude am Fabulieren. Köstlich ist die Skizze „Der Leutnant-Hauptmann", am tiefsten und spielerischsten zugleich die Künstlernovelle von der „gläsernen Stadt". Hier klingt ein Ton heller Rheinromantik hoch, dessen Klarheit zugleich zur Einkehr lockt. Lebenswarme, schön gerundete Bilder der Geschichte zeichnet uns Brües mit seinem sicheren Stifte noch in den Novellen Der Farbkasten (1925) und die Farben moderner Erzählungskunst lassen die alten Geschehnisse wundersam und lichtgesättigt aufleuchten. Geradezu ein Kunstwerk ist „Der Blumenstrauß". Einen humorvollen Hymnus singt der Erzähler in den Zwei Novellen auf das Leben, das in der Heimat wurzele. Klas Pottbäcker, ein biederer, kerngesunder Niederrheiner, verbindet sich nacheinander mit vier Frauen. Aus wilder Leidenschaft und tastender Schwermut, aus allzu zarter Idealität gilt es für ihn und Michael Breusewetter, den Helden der zweiten Novelle, den Weg zurückzufinden zur gesunden Mutter Erde und zum frohgenügsamen Leben am heimischen Herde. Das Leben aber ohne jede Bindung, wie es hier gefeiert wird, ist in der Konsequenz eben doch die Negation des Lebens und im Grunde bedeutet das darin vertretene Ideal einen Rückfall in den Rousseauismus.

Mit dem Buche Jupp Brand (1928) schenkte uns Brües einen Bildungsroman. Jupp Brand, der Held des Romans, ist ein aus dem Kriege Heimkehrender, der nicht verzweifelt, sondern festen Grund findet in dem Vorsatze: „Ich will sein in der bauenden Zunft." Im Ablauf eines Wanderjahres, das ihn durch ganz Deutschland führt, sieht er den Grundsatz seines Lebensbaues in der Tat. Er umschreibt sie mit „Liebes tun!" In schöner Bescheidenheit erwirbt er dann Heim, Hausgefühl und Heiterkeit in dem Bekenntnis: „Wir wollen den kleinen Alltag durchstrahlen, dann ordnet sich das Große von selbst." In der bauenden Zukunft sein aber heißt, Liebestun aus Gottverbundenheit. Zu dieser Sinngebung ist er nicht vorgedrungen und so kann er nicht ein Vorbild sein, wie unsere Zeit es braucht. Die Kritik hat denn auch dies und anders an dem Buche getadelt. So hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß das Sexuelle einen viel zu breiten Raum einnimmt. Obwohl es ohne Lüsternheit behandelt wird, wirken doch einzelne Kapitel abstoßend, wie Liebesszenen, die mit der Betrachtung eingehend beschriebener pornographischer Bilder einleitet werden, realistische Bilder aus dem Schlupfwinkel eines Engelmachers und ähnliches mehr. Daher die Bedenken, die das Buch in der katholischen Kritik ausgelöst hat. An Bedeutung gewinnt der Roman, wenn man ihn als charakteristisch für das im Kriege geläuterte, junge Geschlecht betrachtet. Es war auf sich gestellt, ohne rechte Führung auf Herausarbeitung des in ihm ruhenden gesunden Kerns angewiesen. Allerlei Schwächen haften ihm darum schon an, weil es sicherer Tradition entzogen war. Trotz allem, was mit Recht eingewandt werden kann, ist „Jupp Brand" eine ernste Dichtung, die zum Nachdenken auffordert. Die Handlung ist nicht auf einen einzigen dramatischen Konflikt gestellt, sondern auf immer neue, immer spannendere, oft lose sich aneinanderreihende Episoden. Wohl gepflegt ist die Sprache und reich an guten deutschen Worten, namentlich aus dem Hausschatz des Volksgutes.

Die Jahrtausendfeier der Rheinlande (1925) hat eine Flut von Rheinlandbüchern hervorgerufen. Brües gab ein schön ausgestattetes Sammelwerk unter dem Titel Der Rhein in Vergangenheit und Gegenwart heraus, das eine „Schilderung des Rheinstromes und seines Gebietes von der Quelle bis zur Mündung mit besonderer Berücksichtigung von Land und Leuten, Geschichte, Geistesleben und Kunst, Landwirtschaft und Industrie" bietet. Von den Beiträgen der Mitarbeiter verdienen die des Herausgebers hervorgehoben zu werden, besonders das, was er neben Strom und Landschaft über den rheinischen Menschen zu sagen hat.

Aktiver gerichtet als Brües' in sich ruhende geschlossene Dichtung ist die Max Mohrs (geb. 1891, lebt am Tegernsee O.-B.). Er zeigt, wie H. Sturm in seinem Aufsatze über Mohr darlegt, ein fein liebenswürdiges Verhältnis zu den Nöten, Schwächen und Verstiegenheiten der von einer unzulänglichen Umwelt bedrängten Menschen. Aus dieser Welt- und Menschenkenntnis kommen ihm Einfall und Erfindung. Er sucht Typen der alltäglichen Wirklichkeit weit über ihren Tag hinauszuheben in das immer Gültige unserer Fehler und Gebrechen. Er tut dies in den viel gespielten fünf Komödien und in zwei im tiefsten Sinne zur Groteske neigenden Tragödien. Es gelingen ihm eigenwillige, doch nicht allzu komplizierte Naturen, die aber anstatt durch leidenschaftliche Akzente durch lyrisches Pathos stimmungsgemäß drapiert und auf diese Weise erst zu stärkerer Wirkung gebracht werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dies gilt ganz besonders von dem Sohn des Milliardärs in der Komödie Improvisationen im Juni (1920), mit der Mohr seinen ersten und bedeutsamen Erfolg errang. Der Sohn ist nicht, wie der Vater glaubt, gemütskrank, sondern leidet an einer aus Daseinsmüdigkeit und welthungrigem Verlangen geborenen Sehnsucht. Die Kunststücke des zu seiner Erheiterung engagierten Improvisators langweilen ihn. Doch dessen junge Tochter wird ihm als Inkarnation reiner Menschlichkeit zu entscheidendem Erlebnis. Stilistisch geklärter, aber anspruchsloser ist die Komödie Das gelbe Zelt (1921), ein Wanderzirkus, dem sich eine berühmte Tänzerin, aller Erfolge überdrüssig, angeschlossen hat. Sie wird von dem in sie vernarrten Impresario umlauert, von einem Artisten umschwärmt und beugt sich schließlich dem Willen eines reichen Forschers. Die zerstückte Idee und der nicht korrekt motivierte Schluß schwächen die Wirkung des Stückes. Tiefer in die Idee versenkt, aber künstlerisch unausgeglichen ist die Komödie Sirill am Wrack (1922). Des Dichters Liebe gehört den Jungen, die auf Betrieb und Reichtum spucken und das zu leben versuchen, was von selber aus ihnen heraus will, wie es Hermann Hesse nannte. Sirill ist der gut gezeichnete Typ des heutigen jungen Menschen, dem nicht der Zweck, sondern der Dauerwert des Geschehens das Wesentliche ist. Auf dem Wrack der absterbenden Zeit, der älteren Generation, steht Benno Arkadi, der berühmte, reiche Ingenieur und Erfinder, schwermütig, seines Besitztums überdrüssig, nach Menschentum verlangend und in der Verzweiflung Selbstmord verübend. „Die schwere und süße Melancholie der Zeit" und zugleich die hellen Klänge frischer, jugendlicher Lust am Dasein aller Not und aller Fäulnis zum Trotz sind in dieser Komödie dargestellt. Kulturelle, politische, ja selbst religiöse Probleme und sonstige Nöte unserer Tage sind in eine scharfe Beleuchtung gerückt, der aber jegliche Andeutung einer Lösung oder auch nur eines Ausweges fehlt. Ebenso mit einem Zeitproblem, nämlich mit der Bekämpfung von Materialismus und Intellektualismus, befaßt sich Mohr in dem stark philosophischen Tendenzstück Der Arbeiter Esau (1923), der eigentlich Renz heißt und eines Tages sein köstlichstes Besitztum, eine wertvolle Flöte, für ein gutes Gericht dem Wirte verkauft. Und nun kämpfen er und seine Braut, zwei Zukunftssucher, mit den Gegenwartsmenschen, dem haltlosen und sich später erschießenden Gymnasiasten Quirin und dem im Materialismus verstrickten Dr. Gnade um das in Mißkredit geratene Gefühl des Herzens, und zwar auf neuen, aber oft noch zielfernen Wegen. Wieder in die Nähe der „Improvisationen" rückt die fünfaktige Komödie Die Karawane (1924), die ein bisher selten behandeltes Thema, das der Einsamkeit des einzelnen Menschen, bedeutungsvoll aufnimmt. Selbst pathologischen Fragen spürt M. Mohr nach. Ramper (1925), ein im grönländischen Eis gestrandeter Flieger, wird nach vielen Jahren von einem Walfischfänger und einem Artistenpaar (er lebt fast nur in Dämmerzuständen) als „schlafendes Tier" in Variétés gezeigt. Ein Arzt kauft ihn los und macht ihn, ungeachtet der Bedenken seiner Frau, ob die Wiederherstellung dem Kranken wirklich dienlich sein werde, gesund. Ramper aber haßt nun alle Menschen und jegliche Kultur und strebt wieder in die Eiswüste zurück. Nach einigen Zwischenfällen vergißt er jedoch über der Liebe zu der Frau des Arztes seine Grönlandsträume. Des Dichters reifste Arbeit ist die Komödie Platingruben in Tulpin (1926), die gleißende Verspottung einer amerikanisierten, aller höheren Kultur abholden Epoche, die das auf absolute Sachlichkeit und Tatsachenwirkung hinzielende Ethos des gegenwärtigen Menschentums aufzeigt. M. Mohr hatte seine literarische Tätigkeit mit dem Roman Frau Maries Gast (1919) begonnen und in der jüngsten Zeit wandte er sich mit den Werken „Venus in den Fischen" (1928) und Die Heidin (1929) wieder dem Romane zu.

Zu jener Generation katholischer Dichter, die im Kriege mannbar wurde oder aus seiner Not heraus den ersten Antrieb zum dichterischen Bekenntnis empfing, gehört der Hannoveraner Franz Johannes Weinrich (geb. 1897 zu Hannover). Er ist einer von jenem Geschlecht, über das im Kriege die ganze Not der Welt körperhaft hereinbrach, als es eben die Augen aufschlug, den ersten Schritt tat auf dem Weg zum Selbst. Die apokalyptisch religiöse Stimmung jener Weltstunde ließ den Zwanzigjährigen sich bewußt werden der Kraft seiner im Glauben der Kirche ruhenden Wurzeln und vom ersten tastenden Worte an glühte so in seiner Dichtung bekenntnishaft die Gewißheit der göttlichen Gnade und Liebe und die Gewißheit des Gerichtes. In seiner weiteren Entwicklung und im Heraufkommen einer neuen katholischen Dichtung (Hasenkamp, Kneip, Thrasolt, Ruth Schaumann, Gertrud von Le Fort, E. Langgässer u. a.) zeigt Weinrich eine folgerechte, fruchtbare Auswirkung der in jenen eschatologisch gestimmten Tagen entbundenen Kräfte. Doch hat seine Dichtung, wie Eduard Schröder in seiner geistvollen Studie darlegt, ein durchaus eigenes Gepräge. Während z. B. Hasenkamps Dichtung von der zerfahrenen Zeit sich ab und kontemplativ dem Mysterium und seinem kultischen Dienst zuwendet, hat Weinrichs Dichtung allmählich den Weg von der Ekstatik in die Schöpfung, in das Leben eingeschlagen, ohne darum den apokalyptischen Samen seines Aufbruchs ertöten zu lassen. Im „Tellspiel" steht er zum ersten Male auf dem festen Boden der irdischen Scholle. Von da ab wird sein Dichten, wie Schröder bemerkt, zu einem wechselnden Steigen und Sinken zwischen Erde und Himmel, zu einem gläubig gelösten Spiel einer „Meerfahrt" auf dem Ozean der Welt, auch zu einer übersonnten Rast am „Mittag im Tal". Gläubige Versenkung, nicht mehr so sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gläubige Verkündigung wird ihr Gehalt. Und während er früher sehr ekstatisch tat, lenkte er allmählich in die gemäßigteren Bahnen des formal Gebändigten und Konstruktiven ein. Weinrich ist der geborene Lyriker und monologisch-lyrisch sind auch seine Dramen.

Es ist explosive Dynamik, die uns in Weinrichs Himmlisches Manifest (1919), seiner ersten Dichtung, entgegentritt. Es ist eine der gewaltigsten apokalyptischen Dichtungen, imposant in der Schau und im hymnischen Schwung, wenn auch zuweilen manche Stellen ungestaltet bleiben, an anderen überhitzte Bilder ohne Maß und Zucht emporraketen. Schrecken und Verheißung des Jüngsten Gerichtes ist in dieser Dichtung, deren hymnischer Glanz uns mit sich fortreißt: „Gehe hin, mein Knecht, und künde" steht über dem ersten Buch und des weiteren folgt die Antwort des Entflammten: „Ich bin ein Hymnischer! Seht mein Gesicht! Ich bin Verkündigung — Gott das Weltgericht!" — „Sein Rhythmus rauscht in Symphonien — von Lobgesängen mir empor — und schwingt mit königlicher Geste — sternauf sich in den Raum. — Und nahe Gottes Mantelsaum — versammelt meine Kraft ich — und schreie ungeheuer — hämmernde, donnernde Fanfaren: — Gottes Manifeste — in die Welt." Weinrichs zweites Werk Szenen vom Tode eines Menschen mit dem Obertitel Ein Mensch (1920) hat den gleichen Klang einer ekstatisch überhöhten Sprache, die dabei niemals zurückschreckt vor härtesten, derbsten, gleichsam den Irrsinn und Ekel des gottfernen Lebens versinnbildlichenden Worten. Daneben klagt eine melancholische Stimme, zarte Lyrik aus dem Munde der trostlosen Mütter, der unselig Liebenden. Die Dichtung wurde im Schützengraben (1917—1918) entworfen. Von deren Härte und diesem Leid quellen sie über. Auch hier, im Aktuellsten, ein Dichter. Endlich wieder einer des Wortes. Endlich wieder einer von Shakespeares Bildkraft, vielleicht von seinem Geblüt. Die Worte und Begriffe erhalten wieder einen neuen Klang und einen tiefen Sinn zurück. Dramatisch freilich sind die vier Bilder nicht; weder übersichtlich gebaut, noch gesteigert. Ist in Weinrichs Szenen ein wenig Entwicklung, so ist es gerade dies, wie sein Mensch aus dem Subjektiven, aus dem Trotz des verbissenen Ichs zum ewigen Grund der Dinge vorstößt. Visionäre Handlungen, spannende Geisterzüge in der Art Strindbergs, Sorges oder Weismantels fehlen. Es ist bezeichnend, daß der Chor der Schatten, den der Dichter aufschweben läßt, sich sofort in reale Gespräche auflöst, so daß nur das Ohr, nicht das Auge mehr zu vernehmen braucht. Dafür aber ist die Wirklichkeit ganz zur Dämonie entbunden. Den Soldatentod von 1918 so zu packen, fieberbrennend, rasend, noch mit der letzten Silbe weltverfluchend; wenn aber dann in die Stille nach dem Hinscheiden als erstes Kameradwort tönt: „Was ruft in die Stille dieses Todes? — Leben! — Du giftiges Insekt! — Was geiferst du in dieses Schweigen? — Den Atem halt' ich an. — Bist du so groß? — In den Dreck Demut vor dir" — so besteht solches für immer neben Shakespeares Großem.

Nach diesen erschütternden Manifesten an die zerrissene Zeit klingt es wie Sammlung und beruhigende Einkehr an in Weinrichs erstem lyrischen Bande Mit dir ertanze ich den höchsten Stern (1921). „Um mich brausen die Einöden Gottes . . . Ich will Säule sein — Unendlich in Gott hinein!" Das ist des Dichters Ziel. Es geht um Großes, ums Größte; um Gott, die Geliebte und eine neue starke Menschheit. Kein abgebrauchtes Wort drängt sich vor, seine Bilder bricht er aus dem Weltraum heraus, ohne unsere Erde je unter den Füßen zu verlieren. Er verschwistert uns geradezu mit den Sternen, seine Ekstase hat ansteckende Kraft: er ist eine Erfüllung des Expressionismus, ohne ihm verschrieben gewesen zu sein und ohne auch nur eine der weit beschrieenen Vergewaltigungsforderungen dieser Richtung zu beachten. Adelig von innen heraus, Herr über Seelen und Sinne und doch den Einfältigen zugetan, den Armen ein Labsal. „O Gott! Ein Schiff zu sein, das den Ländern Brote bringt!" — „O kleine Orgel, die auf Höfen singt! — Und helles Blau am Kleide der geliebten Frau — Auf daß ich jedem Freude bin und frohe Schau!" Tiefe, beglückende Gewißheit der Bergung in Gott strömt in weich fließenden Rhythmen: „Immer, o Gott, reißt mich dein Lasso zu dir zurück!" Die geliebte Frau erscheint wie Unterpfand, Geschenk und Botin Gottes: „Du, o goldener Lasso, glittest aus göttlichen Händen. — Rissest mich zu den Sternen." Mit Jubeltönen klingt das Werk aus („Lasset uns aufbrechen"): „Gewittert, Freunde, flammt!" —, Abreißt euch von der Erde Nabeltau. — Uns hat der Gottruf wie ein Nachtschiff angerammt. — Mit Feuer fahren wir in frecher Ruhe Samt — Und jeder Blitz ist Lichtschlucht in die Gottesschau." Das ist hohe, religiöse Poesie, ein festliches Gepränge tiefer, glühender Bilder, ein samten gleitendes, weiches Melos entrückter Sprache.

Noch einmal ward Weinrich zum Künder an die Zeit. In dem Spiel vor Gott, in einem Vorspiel und drei Aufzügen (1922). Weltuntergangsstimmung düstert über die Erde. Schon ruft Gott-Vater den Engel des Untergangs, daß er die Posaune des Gerichtes gegen die in Sünden verstrickte Welt richte. Doch Gott-Sohn bittet um Aufschub und steigt zum zweiten Mal auf die Erde nieder, Liebe und Umkehr zu verkünden. Es trennen sich die Mächte der Finsternis und der Helle in klaffendem Riß und nach seiner Rückkehr kündet der Vater das Gericht: „In meinem Gestern setzte ich die Wabe Erdkreis ein — In meinem Heute nehm' ich sie zurück in meine Wohnung. — Ich will sie schleudern und die Ernte wissen." Es ist kein Drama im herkömmlichen Sinne mit Spannungen und Lösungen, Knoten, Steigerungen, Gipfel und Glücksumschlägen. Ein Wortlyriker, ein reiner Lyriker, ein Lyriker des Gebetes, ein Hymniker hat dieses erschütternde moderne Mysterienspiel geschaffen. Das antike Drama hatte für die Spruchweisheit den Chor, die Moderne den Räsonneur. Für das alles tritt bei Weinrich das Gebet ein. Es ist, wie Spengler bemerkt, Anschauung und Entzückung, es ist Bitte und verzweifelnde Klage, es ist Lerche und Nachtigall, Sonne und brausender Wind. Es steht an den Enden und in der Mitte. Jedes Glied der Kette ist Gebet. Kaum daß es ein paar Dialoge gibt; fast lauter Einzelstimmen und zwischendurch Ensembleschreie. Die Personen, nicht körperhaft gerundet, sind eigentlich nur „Stimmen"; sie sind der Aufruf des Leidens, des Duldens, des Bösen, des Verhärteten, des Schmachtens, der Inbrunst, der flammenden Hingabe. Und damit sind sie sehr viel; sie sind der Widerhall Gottes. Zu wandeln und sich zu wandeln sind sie da: darum könnte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man mit Sprengler dem „Spiel vor Gott" den Titel geben „Auf den Wegen zu Gott". Die einen Menschen folgen Christus, die anderen verspotten und verfolgen ihn und wollen ihn nochmals kreuzigen. Die Welt erkennt ihn nicht, obgleich er unter ihnen weilt als Friedensstifter unter Streitenden, als Tröster unter den Klagenden. Es sind Szenen voller Bewegung, rhythmisiert in Licht und Schatten, in Gruppen der Aussätzigen und Unversehrten. Der eine stirbt selig, der andere vermessen. Das Ganze stellt uns den Kampf der zwei Welten dar, in dem Gott und Satan um die Menschheit ringen. Es ist wahr, man kann gegen die Dichtung außer den formalen auch gewichtige stofflich-ideelle Einwände erheben; so die nochmalige Herabkunft Christi, weil der erste Erlösungsversuch mißglückt war. Unleugbar aber bleiben die poetischen Vorzüge des Werkes. Auch übersehe man nicht, daß die Dichtung doch nur der persönliche Traum einer neuen Heilsordnung ist, nicht aber eine Abirrung vom Dogma des Dichters.

In dem fein gehämmerten Legendenspiele Der Tänzer Unserer Lieben Frau (1923), einem kleinen Kunstwerkchen, machte Weinrich eine alte Legende zum Sprecher heutigen Glaubens. Nur waltet das Historische vor; es ist ihm nicht gelungen, den Ewigkeitswert, der jeder Überlieferung anhaftet, über das Geschichtliche siegen zu lassen. Trotzdem kann man an dem Spiele seine Freude haben. Die befreite gläubige Luft des alten Legendenspieles weht durch die Tänze und Gebete des Tänzers; es kündet sich an: des Dichters Versenkung in die Gewißheit Gottes, Heiligung des irdischen Leibes im frommen Tanze vor Gott, mystische Weihe des Irdischen durch die Sonne der Gnade.

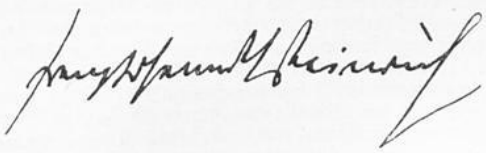
Wie dieses Spiel ist auch Weinrichs Tellspiel der Schweizer Bauern (1925) zum Lieblingspiel der aus der Jugendbewegung hervorgewachsenen Jugendspielscharen und der Berufswanderbühnen geworden. Mit Recht, denn dieses kleine Spiel ist ein Juwel echtester dramatischer Dichtkunst und wirkt wie ein reinigendes Gewitter in der modernen problemsüchtigen Undramatik. Es gibt nur die Apfelschußszene, die Tötung des Vogtes und den Rütlischwur. Es will nur ein „vaterländisches" Spiel im Sinne eines Bekenntnisses zur Freiheit jedes Volkstums sein, aber über das Volkhafte noch weiter vordringend, noch tiefer, innerlicher, ins Religiöse dringend, heißt es im Rütlischwur: „Wir schwören: in uns die Tyrannen — schlagen wir zusammen! — Die bösen Gelüst' und die Sünden — sollen uns nicht mehr knechten und binden."

Groß angelegt ist Weinrichs Trauerspiel Kolumbus (1923). Der zeitenferne Entdecker Amerikas wird hier zur Gestaltung des Menschen überhaupt, der innerlich Gott ganz verbunden ist und in jedem Stande, auch dem bescheidensten, eine Sendung Gottes in der Welt zu erfüllen hat. Die Entdeckungsfahrt wird zum Symbol des Ringens um Gott. „Gott ist ein Land, o Königin, das zu entdecken — Ist der höchste Ruhm . . . — Einmal ging immer Gott von einem fort. — Und schwer ist seine Wiederkehr von oben. — Ganz ohne Leiter, die der Schmerz gestellt, — Kommt selten er zurück." Da Kolumbus diese Worte zu Isabella sprach, weiß er noch nicht, wie bitter wahr sie für ihn selber werden sollten. In hochdramatischem Kampf erringt er sich die Möglichkeit der Ausfahrt, aber da er auszieht, hat er seinen Gott verloren; ganz auf eigene Kraft gestützt, will er seinen Weg gehen. Der Schuß des abgewiesenen Buhlen, der sein Weib niederstreckt, hat auch seinen Gottesglauben gemordet. „Mit der Geliebten erschlug man meinen Gott. — Nun blieb der Mensch und nur der Mensch: ich selber . . . — Nun sei's getan: Im Namen jener Kraft, — Die aus uns selber kommt und schafft." Vergeblich ruft vom steinernen Kreuzbild her eine Stimme: „Nimm mich mit, Kolumbus!" Seine Antwort ist: „Ich kann dich nicht mitnehmen, du bist aus Stein!" . . . „Du hast den Mord geschehen lassen, du sandtest keinen Blitz." Und in der höchsten Not, da die Mörder ihm den Tod androhen, wiederholt er halb lästernd, dieses Wort: „Ich sag', du bist aus Stein, du kannst nicht helfen!" Im letzten Augenblicke aber, als schon der Dolch gegen seine Brust gezückt ist, ertönt „aus den Lüften" der Ruf: „Land! Land!" Kolumbus niedersinkend, bekennt: „So ist die Hilfe doch beim Herrn. Und im neuentdeckten Land auf einem Hügel unter dem mächtigen Sternenhimmel stehend, blickt er betend zurück und in die Zukunft: „Da stehst du, Gott, und wirfst die Silberlanzen — des Himmels in den leisen samtnen Schild der Nacht . . . — Ich wollte nicht Christopher sein, der übers Meer — Dich trägt und frevelte . . . — Du gabst mir deinen Bitterkelch des Schicksals. — Ich trank ihn aus, und auf dem Grunde lagst — Du, Würze alles Seins, und halfst mir wieder auf — Aus meiner Ohnmacht, herrlich in die Pracht der Tat. Ich will Altäre richten deinem Lob, — Ich will die fleischern Hütten dieser Welt — Zu Tempeln machen deiner Gegenwart!" Und als ihm sein Werk, die neuentdeckte Welt, genommen, er in den Kerker geworfen und zum Tode geführt wird, da fühlt er sich der Landung am Strande seiner Gottessehnsucht nah. „Ich hab' gesündigt. Mit Sünde fuhr ich in das Leben. — Mit Sünde lande ich bei dir — Ich suchte dich in der Geliebten, suchte dich — In meines Netzes Maschen, fand die Welt — Darin, dir nur der Busch vor dir, dem großen Walde, ist. — Ich hab' die Welt erobert und verloren — Ich finde dich, den Vater, und Verzeihung. — Brause nun, mit meinem Tode — Als Trophäe in den Händen, — Brause hin durch deine Himmel, — Habe mich." Es ist kein schlechtes Zeichen, sagt S. Stang in seiner trefflichen Analyse des Dramas, für unsere Zeit, daß dies herb religiöse Trauerspiel auf dem Nationaltheater zu Mannheim und an die zwanzigmal in Berlin mit Jeßner in der Titelrolle aufgeführt wurde. Freilich, wer vom Drama den Kampf vom Menschen gegen Menschen erwartet, der wird in Weinrichs Trauerspiel bei oberflächlicher Betrachtung nur eine Reihe loser zusammenhängender Szenen finden. Doch fehlt die Einheit nicht. Daß Kolumbus ganzes Sein in Höhen und Tiefen auf Gott bezogen ist, daß er ihn auch in Nein bejaht, das gibt dem Drama seine Einheit. Das Bild vom gejagten und verjagten Menschen, wobei Gott der Jäger ist, ein schon im Mittelalter sich findendes Bild, ist die Idee des Dramas (Sprengler). An dem Reichtum hoher sprachlicher Schönheiten der Szenen im einzelnen kann auch der strengste Kritiker nicht achtlos vorübergehen.

Wie im „Spiel vor Gott" ist auch im „Kolumbus" die rauschende Kraft des Wortes das entscheidende künstlerische Erlebnis und nicht die entfaltete Dialektik dramatischen Geschehens. Dies gilt auch von der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweiten Fassung des „Kolumbus", obgleich sie viel gestraffter, dramatischer erscheint, und von Weinrichs jüngstem Drama Tumbilts Sohn. Auch hier entfremdet sich der Held seinem Schöpfer. Martin sinnt auf Mord aus Gier nach seines Bruders Land und Erbe. „Von meinem Zorn erlöst mich keiner, so muß ich denn rasen." Ihm erwidert die fromme Geliebte: „Ohne die blitzende Rüstung Gottes vermag nichts der Mensch." Als er aber die höllische Dämonie der von ihm verführten Massen sieht, erkennt er die Sünde und durch diese Erkenntnis und durch das Beispiel der Liebe seiner Braut, die den geplanten Mord durch das Opfer ihres Lebens vereitelt, wird er gerettet. Mit dem Worte der Erlösung des Vaters zu dem gewandelten Sohn: „So binde ich dich in Ewigkeit an das Gesetz der Liebe" klingt das Drama aus. Das Stück ist ein soziales Drama, ein Anruf der Solidarität der Liebe im Kampf der Klassen und Stände. Diesem Drama ging voraus das Spiel Die Magd (1928).



In demselben Gedankenkreis wie die beiden zuletzt besprochenen großen Dramen bewegt sich die Parzifal-Erzählung Die Meerfahrt (1925). Es ist ein großes Bild der Schönheit des irdischen Lebens und seiner glänzenden Verführung, durch dessen blendenden Glanz Parzifal schreitet, in Tumbheit und Unschuld auch sündige Paradiesesfrucht genießend, doch schließlich nach einer tiefen Nacht des schmerzenden Verlustes aufgenommen von dem höheren Glanz der Liebe des Vaters. In wunderbarer Färbung entfaltet sich das Paradies. „Märchen, Legende und Sage rauschen in einer Melodie zusammen in dem Bilde von der Schönheit des Lebens und seiner Liebe, seinem verstrickenden Glanz und hoch aufschwingend zuletzt in hohem Gesang von der wahren Sonne des Vaters, die, richtend und gütig, überwältigende Lichtgarben der Gnade gießt." (Ed. Schröder.)

„Stunde, Haus der schlafenden Tiere, gefürstet mit Augen klar — Bist du und Krug voll Ruhe, rauchend aus Laub und Stein. — Gott geht dir ein, mit zu den schlafenden Tieren ein — In hellem Schein. Alles ist gut und rein und wahr." So erlebt der Dichter die Mittagstunde im Tal, des „reifenden Tages träumende Stunde, Höhe und Mal". Was Weinrich, der Künder des „Himmlischen Manifestes", als hohes Ziel ersehnte, wird in diesem zweiten Gedichtbande (1923) zur Erfüllung. „Lange Wunschnacht wird zur Weihnachtsfeier". In der irdischen Schöpfung offenbart sich dem Dichter die Größe, das alles durchdringende Licht des Schöpfers. Die Welt wird zum Symbol ihres göttlichen Geheimnisses. In diesen Gedichten mit ihren gebundenen und doch frei schwebenden Rhythmen, mit ihren seltenen, manchmal seltsamen Bildern ist das träumerische Gleiten der Zeit, Glanz, Duft und Kraft des Weines, das rotblühende Licht vor dem Tabernakel. Was Weinrich in diesem Bande bietet, gehört zu dem Schönsten, was religiöse Lyrik je geschaffen. Selbstbewußt und demütig zugleich geben vom Tiefsten des Dichters Zeugnis die Verse: „Hört mich, die kleine Muschel, — den Himmel wiederbrausend." Da finden sich reizende Naturbildchen, wie z. B. „Heut ist die Nacht ein dunkles Haus — Heut fahr'n die Stern' nicht silbern aus. — Im Busche schweigt die Nachtigall. — Nur Gottes schwarzer Wasserfall — Singt rauschend: Regen, Regen!" Daneben stehen ragend Gottesgesichte von dantesker Größe und den Schwung der Psalmen und franziskanische Innigkeit vereint der Lobgesang: „Lobe den Herrn, o Leib, du schöngeschmücktes Zelt und seine Lade eng!" Immer wieder kreisen die Gedanken und Gefühle um die heilige Eucharistie. Den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weizen auf dem Feld schaut er im Lichte des wunderbaren Sakramentes. Noch in die Mondnacht begleitet ihn die eucharistische Stimmung; „Kommt die Nacht, dein Rabe schön, — Bringt der Mond wie weißes Brot. — Deiner Speise Bild, o Gott!" Mit dem kindlichen und doch so tiefen Gedicht „Vorm Schlaf" wollen wir unsere Würdigung Weinrichs schließen:

„Nun stehn die Häuser fröhlich dicht
Rings um den Marktplatztisch herum,
Der Brunnen reicht den Nachttrunk um,
Und Mond ist schönes Lampenlicht.

Fühlt ihr den Atem unsres Herrn?
Er kommt, er kommt wie süßer Wein
Und will um jeden Schläfer sein
Mit Nacht und Mond und Stern.

Was wollen wir erflehn?
Nicht hier — bei ihm ist Eden!
Laßt uns mit Jesus reden
Und schlafen gehn."

Von dem Werke des Paul Gurk (geb. 1880 in Frankfurt a. O.) liegt bislang nur ein kleiner Teil gedruckt vor. Er wurde bekannt, als er vierzig Jahre alt war; damals hat Julius Bab ihm den Kleist-Preis verliehen und für eine kurze Zeit begann sein Werk Aufsehen zu erregen. Es ist seither nie ganz stille um ihn geworden, aber der laute Erfolg blieb ihm versagt und die paar Freunde, die er hat, vermögen nicht, ihn aus seiner Stille herauszuführen. 1925 bekam er den Romanpreis der Kölnischen durch Thomas Mann, Schäfer, Schmidtbonn und Von der Leyen und drei Jahre darauf hörte man von dem Erfolge eines Dramas, des „Wallenstein und Ferdinand II.", in Lübeck. Diese Daten, die bei einem anderen nebensächlich wären, kennzeichnen den Weg, den Gurk in der Öffentlichkeit genommen hat. Die Einsamkeit, die ihn während der 25 Jahre bedrängte, in denen er Stadtschreiber am Berliner Magistrat war, ist nie von ihm gewichen und hat, seitdem er von seinem Berufe schied, sein Schicksal und sein inneres Leben noch stärker bestimmt als zuvor. Durch langes, einsames Schaffen hat er eine bittere Schärfe, zuweilen auch eine Überladenheit des Ausdrucks gewonnen. Von seinen Dramen liegen als Bücher bisher nur sein Thomas Münzer (1921) und das schon genannte Wallenstein und Ferdinand II. (1927) vor, aber ein biblisches Drama „Diana", ein „Jeremias", eine „Persephone" sind schon auf die Bühne gelangt und gegen 30 warten noch im Manuskript. Überall starke Versinnlichung der Gestalten in körniger Sprache, weiter geistiger Horizont, aristokratisch bittere Färbung; viel Schrilles und Unausgeglichenes, auch lahme und unausgefüllte Momente, aber im ganzen eine große mannhafte Kraft. Wie die Szene liegen dem Dichter der Roman, die Novelle, die Fabel und die Lyrik gleich bereit zur Hand.

Die Gestalten der Dramen Gurks, Simson, Delila, Dina, Lea, Jakob, Thomas Münzer, Wallenstein, Ferdinand II., Franzius, der sich gegen die Atmosphäre des knechtischen Beamtentums empört, und alle anderen sind ruhelose Wanderer zwischen den Behäbigen, Aufgepeitschte, die andere mit sich reißen in ihrem Sturz und eine brennende Lohe zurücklassen, wenn die Erde sie aufgenommen hat. Das Drama Thomas Münzer reiht sich an Goethes „Götz" und Hauptmanns „Florian Geyer". Zwei Tragödien sind hier ineinander verwoben: die der Unterdrückten und die ihres Führers. Doch entbehrt das Drama jeder eng umrissenen Handlung, aller eng umrissenen Gestalten; eine Reihe bunter Aufruhrbilder wird plastisch entrollt. Langsam kristallisiert sich die Gestalt des Führers der aufständischen Bauern etwas schärfer heraus. Seine Tragik aber wirkt nicht zwingend. Er ist zu wenig Mensch und doch zu wenig Übermensch. Erschütternd wirkt am Schlusse die Erkenntnis, daß die Niederlage der Aufständischen notwendig war. Denn „Aufstand muß Erhebung sein". Er muß geboren werden aus dem Gefühle der Freiheit, nicht aus dem Gefühle der Unterdrückung, von Befreiern, nicht von Plünderern. Ein gewagter Versuch des Dichters war es, den uns durch Schiller vertrauten Stoff in Wallenstein und Ferdinand II. noch einmal zur Tragödie zu gestalten. Er ist geglückt dank des Könnens eines heiß ringenden, in seinem Schaffen sich als ganz Eigener gebenden Dichters, der nach Jahren vereinsamter und unbeachteter Arbeit auch über dieses Werk eine fühlbare Melancholie und eine trutzige Ironie gegen irdische Dinge breitet. Er schuf eine in die Sphäre des Überhistorischen entrückte Tragödie, die freilich auf äußere dramatische Schlagkraft in der Komposition der Szenen keinen Wert legt, die inneren Vorgänge aber in packenden Stimmungsbildern überzeugend versinnbildlicht. Die Handlung spielt zwischen den Vorgängen in Wallensteins Lagerzelt und den Begebenheiten am Wiener Hofe. Dort sind es die militärischen Pläne Wallensteins während seines abwartenden Verweilens in Schlesien, hier die zu entscheidenden Entschlüssen gereiften Pläne seiner Gegner, die den Kaiser zum Bruch mit dem Feldherrn treiben. Und Ferdinand erliegt den immer dichter gesponnenen Mahnungen und Vorstellungen seiner Ratgeber. Der Wallenstein Gurks ist nicht die wuchtige Monumentalfigur Schillers, sondern ein erdhaftiger, tiefbohrender Grübler, der ganz im Banne des Sternenglaubens steht, der ihn zur Aufrichtung eines Machtreiches auf Erden zu berufen scheint. Die Erfüllung dieser von überirdischen Mächten ihm inspirierten Sendung scheitert an dem Widerstande seiner Gegner und an der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch Krankheit geschwächten Kraft zu Entschlüssen. Sein Gegner ist Ferdinand II., die vom Dichter ganz unhistorisch gesehene Kaiserfigur. Er erscheint als ein nicht zum Herrscher geborener König, der in unseligem Zwiespalt der Gefühle innerlich mit sich ringt und in der Ohnmacht eigener Entschlußunfähigkeit sich dem Spruche seiner Ratgeber beugt. Zufall und Gesetz, Zwang und Getriebenwerden, Ruhelosigkeit, Gefesselt-sein wirbelt in Gurks Erzählungen, wie im „Schauspieler Hubald", im „Vogel Phönix", in den Novellen „Dreifältigkeit" und „Lied der Freundschaft" und in den „Wegen des teelschen Haus" ein Chaos von Erschütterungen auf. Gurks Gestalten irren, blindwütig, verbohrt, bewußte Betrüger, Betrogene, zermürbt, zerschlagen, um die irdischen Güter, um Geld, Gut, Ehre, Reichtum, Recht, Liebe. Hassend zerstören sie sich in der Beengtheit ihres Horizonts, verlieren sich an den aufgerichteten Mauern der Gesellschaft, der Ordnung, verströmen sich an die Erde. An einem aber zerbricht alles, an der Festigkeit und felsharten Stärke, an dem Meister Eckehart (1925). Mit einer gewissen Kühnheit hat Gurk in diesem Roman den schwierigen und dunklen Stoff, der im allgemeinen den Quellen entsprechend wiedergegeben wird, eklektisch in eine einheitliche Form des Geschehens gebracht und dem Ganzen ein edles sprachliches Gewand verliehen, ohne damit den Anspruch zu erheben, er habe damit die vielen wissenschaftlichen Eckehartfragen gelöst. Das Buch ist voll von der sanften Sprache der geheimnisvollen Sprüche Eckeharts, läßt uns in sein Inneres schauen, den Gang seiner Gedanken erraten, aber zeigt uns auch in einigen Szenen sein Auftreten in der Welt, sein Zerwürfnis mit den Franziskanern und die Verurteilung seiner Lehre.

Mit Lustspielen trat Wolfgang Goetz in die Literatur ein. Er wurde 1885 in Leipzig geboren, besuchte verschiedene Universitäten, ward im Kriege bei Loretto verwundet und ist jetzt als Regierungsrat an der Filmprüfstelle in Berlin tätig. Er ist ein gewandter Erzähler, wählt aber oft sittlich-bedenkliche Stoffe und kann daher nicht immer ungetrübten Genuß bereiten. Erst spät fand er auch als Dramatiker Beachtung.

Gleich sein erstes Buch, die Novelle Clotilde und ihre Offiziere (1914), bestätigt das Gesagte. Nichts Tastendes, Verschwommenes, Unfertiges im Stil findet sich in dieser herben Geschichte, die von der hübschen Stadträtin Clotilde Brand erzählt, die, ihres nüchternen Mannes müde, als Murat mit seinen goldschimmernden, höflich feinen Offizieren das norddeutsche Städtchen besetzt, dem bunten Rausche zum Opfer fällt und in toller Hast von einem Krieger zum anderen stürmt, bis sich ihr Schicksal im Hexensabbat einer betrunkenen Nacht vollendet. Die Erzählung soll ein Symbol sein für die Selbsterniedrigung, in der sich deutscher Geist und deutsches Wesen oft vor den Franzosen gefiel. Noch unerquicklicher ist die sehr flüssig geschriebene und bis in die feinsten Verästelungen der Sprache von einer prickelnden Ironie durchsetzte Erzählung Die Reise ins Blaue (1920), eine vom Dichter erfundene Napoleonische Lügengeschichte. Auf St. Helena gefangen, mutet Napoleon dem sittenstarken England zu, ihm für die jüngeren Genossen seiner Verbannung Freundinnen zu schicken. Liane, eine Schauspielerin und Freundin des Dezernenten für Napoleonische Angelegenheiten, weiß diesen zur Genehmigung des Gesuches zu stimmen und geht mit den anderen Dirnen selbst dahin. Auf St. Helena beginnt nun ein toller Wirrwarr von Eifersucht und verrückten Plänen Napoleons zu neuer Welteroberung. Der törichte Gentleman, der seine Freundin sucht, kommt noch gerade recht, um Albion vor dem Verderben zu retten, die schöne Liane aber findet er tot. Goetzens tiefste epische Schöpfung ist Das wilde Säuseln (1921). Ein Landpastor, unter der strengen Leitung seiner Gesponsin lebend, wird aus dem idyllischen Frieden seines mit Studien und Seelsorgertätigkeit ausgefüllten Daseins zu dem Jubelfest seiner alten Studentenverbindung gerufen und erlebt auf dieser Reise sein Damaskus. Mit hervorragender Kunst ist in den Rahmen eines Tages ein bunter Lebensteppich eingespannt von einer staunenswerten Reichhaltigkeit der Wirkung und wunderbaren Farbenfrische. Ein feiner Humor umspielt die Menschen dieses Buches, das uns den Kampf des weltfremden Pastors Thomas Kampf mit dem Bösen schildert und versöhnlich endet. Sehr verbreitet ist der Roman Das Gralswunder, „ein ganz komischer Roman" (1926), im Grunde ein langweiliges, humorloses Buch mit einer keineswegs spannenden Geschichte, die krampfig zerdehnt und erweitert ist durch Abschweifungen, wie Jean Paul sie liebt, und Apostrophierungen an den Leser nach der Art Raabes. Die Figuren bleiben schattenhaft und der Stil weicht stark ab von dem Tempo unserer Zeit. Hingegen paßt dieser urgroßväterliche Stil zu den Geschichten, die Goetzens Novellenband Von Zauberern und Soldaten (1926) bringt. Diese Erzählungen von Goethe, dem historischen Faust, Luther, Friedrich dem Großen, Napoleon, Alexander, Berthier zeigen einen Geist, der Gemüt hat, einen Fabulierer, der erzählen kann, und einen gebildeten, kritischen Kopf.

Mit seinem Schauspiele Neidhart von Gneisenau (1928) gewann Goetz auch als Dramatiker Anklang. Es ist ein sehr ernsthafter, jenseits aller Mode liegender Versuch, um die Problematik des Generals von Gneisenau die Problematik der deutschen Erhebung von 1813, die wir nur noch als Legende kennen, zu gestalten. Es geht um den Charakter Gneisenaus, den ehrgeizigen General, der immer an zweiter Stelle stehen muß. „Es ist einer, der heißt Gneisenau, und wird in alle Ewigkeit — Blücher heißen", in diesem Satze liegt die Kulmination der Tragödie Gneisenaus. Die Handlung des Dramas ist ansteigend gebaut bis zu der Stunde, in der Gneisenau einmal sein Ich durchbrechen darf, als er, an den Tod Blüchers glaubend, unter der Mühle von Brye den Oberbefehl übernimmt. In zahlreichen Szenen rollt das Drama ab; manches ist mißlungen, manches geht ins Peinliche hinein, wie die Szenen mit der Marketenderin, dann aber gibt es wieder prachtvolle Szenen, mit einer ungewöhnlichen Sicherheit auch im Seelischen hineingesetzt, wie eine Szene zwischen Gneisenau und Blücher im dritten Akt. Die zahlreichen Personen sind fast alle rund geworden, höchstens daß die Personen um den vortrefflich gezeichneten Friedrich Wilhelm zu einseitig gesehen sind. In den Volksszenen gebraucht Goetz den Naturalismus der modernen Mundarten. Eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gelegenheitsarbeit, aber mit dem Herzblut geschrieben ist das „Heimatspiel" Osthavelland, dem Goetz in der Buchausgabe den Titel Finkenkrug mit dem Untertitel „ein szenisches Bilderbuch" gibt (1927). Den Inhalt dieses Festspieles bilden einzelne Stationen aus der Geschichte des Landes, von denen einige von außerordentlicher Kraft sind, wie die Fuhrmannsszene, in der Betrunkene den Sarg Kattes vorbeifahren. Mißlungen ist das Schauspiel Robert Emmet (1927), ein historisch-hysterisches Stück, in dem man nicht klar wird, ob es sich um die Freiheit Irlands oder um die Liebe Emmets, eines sehr wenig bekannten Freiheitshelden, zu Sara handelt.

Georg Büchner, der Verfasser von „Dantons Tod" (gedr. 1835) und „Woyzeck", ein verspätetes Kraftgenie und verfrühter Naturalist, wurde zuerst von den Jungdeutschen und, wie wir gesehen haben, lang hernach von den Expressionisten entdeckt. Als unmittelbare Epigonen Büchners sind dann Otto Zoff (geb. 1890 in Prag, lebt in Berlin) in den Dramen „Kerker und Erlösung" (1917), „Der Schneesturm" (1919) und „Rasputin", ferner Heiseler („Grischa") und Griese („Godam") anzusprechen. Am mächtigsten ist der Einfluß Büchners bei Bert Brecht (geb. 1898, lebt in Berlin), dem Träger des Kleistpreises im Jahre 1922.

Zunächst wurde er bekannt durch sein Drama Trommeln in der Nacht (1922). Zwar gibt es darin noch Spuren genug von Karikaturen, wie sie G. Kaiser liebte, und Strindbergschem Spuk, aber das Entscheidende ist ein wild vorstoßender Wille zu lebendiger Menschengestaltung, der die Sprache in kriegerischen Epigrammen ballt und in tiefen Naturbildern sich schmelzen läßt. An Büchner gemahnt die Technik und die lyrische Sättigung der kurzen, balladenhaft sich ablösenden Bilder, aber man spürt doch auch Ansätze, über die Bilderflucht zu einer gesteigerten Handlung zu gelangen, und schon dies gab einem Hoffnung für den Verfasser. Wenn sein Erlebnis den ganzen Stoffkreis, den er wählte, in seinen Bann gezwungen hätte, so gäbe es ein Drama der Übergangszeit vom Krieg zur Revolution. Das Erlebnis hat sich jedoch fruchtbar nur für die Hauptgestalt erwiesen, für den nach jahrelanger afrikanischer Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten, der in die Revolution hineingerät. Dieser hat, wie Gorm bemerkt, den leidenschaftlichen Ton echten Menschentums, das von ungeheurem Leid bis an den Rand des Irreseins gepeitscht ist. Die Umgebung des Helden aber ist nicht in ihren Wurzeln erfaßt, die weibliche Gegenspielerin ist etwas leer und oberflächlich geschaut, das schieberische Bürgertum konventionell gegeben, die ins Unrecht gestoßene Masse nicht von tragischen Scheinen beleuchtet. Diese Masse hätte aus demselben Urgrund wie der Soldat entwickelt werden müssen, aus dem Leid, weniger aus dem Schlamm der Großstadt. Doch tauchen auch hier einzelne Schicksale auf, die für die Begabung des Dichters zeugen. Das Motiv der Trommeln, die durch die aufgewühlte Nacht die Handlung begleiten, hat einen starken Stimmungsgehalt, der sich zuweilen zu symbolischer Wirkung erhebt. Gegen Ende zerflattert das Stück. Daß von Bertold Brechts Zukunft etwas zu erwarten sei, zeigte bei allen Mängeln auch das Drama Im Dickicht (1923) mit seiner düsteren Stimmungsgewalt unübersichtlich komponierter Szenen. „Im Dickicht", in das keine Sonnenstrahlen fallen, irren die Menschen planlos umher; ohne Weg und Ziel. So ist das Leben. Puppen von irgendeinem Schicksal willenlos geführt. Das etwa ist die Idee des Stückes. Wie auf der Bühne das Düster vorherrscht, so treten die Gestalten niemals plastisch klar vor uns hin. Ihr Handeln bekommt etwas Zwiespältiges, ihre Welt etwas Sinnloses. Das mag des Dichters Absicht sein. Das sei zugegeben, aber solch trostlose Philosophie läßt keine tragischen, sondern nur traurige Wirkungen aufkommen. Die Bearbeitung von Marlowes Eduard II. gibt dem starken vorshakespearischen Gedicht zwar keinen höheren geistigen Zielpunkt, aber lebendige Einzelzüge.

Nur eine naturalistische Milienstudie, die Abbildung eines kleinbürgerlichen Hochzeitsessens, ist das bei der Aufführung in Frankfurt (1926) ziemlich wirkungslos gebliebene Stück Hochzeit. In demselben Jahre wurde Brechts Mann ist Mann, ein „Lustspiel in acht Bildern" in Darmstadt zum erstenmal aufgeführt. Der Titel ist die Formel für den künftigen Einheitsmenschen, den der Dichter anscheinend an Stelle der heute herumlaufenden Charakterköpfe wünscht. Wie weit er es aber mit seinem Bolschewismus ernst meint, ist aus dem Stücke nicht zu ergründen, denn es ist im ersten Teil Lustspiel, so daß man von vornherein zur ironischen Betrachtung des Themas eingeladen wird, dann aber folgt im zweiten Teil eine derart pathetische Deklamation des Geistes, daß man die gelegentliche Ironie der Anfangsbilder wieder aufgibt. Für seinen Einheitsmenschen weiß Brecht kein anderes Symbol, als daß er ihn unter die Soldaten steckt. Eine geistig sehr harmlos redende Bilderserie erzählt die Schicksale des Mannes Galy Gay, der noch als Individuum auszog, um seiner Frau einen Fisch zu kaufen, und als Typussoldat unter Mann und Männern als stellvertretender vierter Mann in einer Gruppe der englischen Armee in Tibet verschwand. Die Erfindung der Fabel ist spielerisch, das Ganze zerstreut sich nach und nach in Episoden ohne viel witzige Wirkung. Als Brechts Talent mit dem Stücke „Trommeln in der Nacht" sichtbar wurde, glaubte man auf seine Vergangenheit zeigen zu müssen. Es war von Übel. Die Aufführung seines Frühwerkes Baal in Leipzig (1923) führte zu einem Theaterskandal. Denn es ist ein durchaus knabenhaftes Machwerk, eine Anhäufung von Szenen ohne Anfang und Ende, in denen der Dichter seinen Vaganten Baal mit renommistischer Wüstheit alles begehen läßt, was irgend einen Bürger entsetzen kann. Zweifellos steckt auch hier in einzelnen, im Sturm- und Drangstil geballten Szenen dichterische Kraft und noch mehr in einzelnen Liedstrophen, mit denen sich Brecht als echter Nachkomme des wilden Bänkelsängers Wedekind legitimiert. Aber das Ganze ist das typische, unausgegorene Pubertätsprodukt, wie es wohl zu keiner anderen Zeit an die Öffentlichkeit gelangt wäre. Die Überschätzung alles Jugendlichen an sich, die nervöse Angst, durch Ablehnung irgendeiner Unreife hinter den Modernsten zurückzubleiben, war eines der gefähr-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichsten Symptome jener deutschen Übergangszeit. Unter dem Titel Hauspostille (1927) gab Brecht einen Gedichtband mit Anleitungen, Gesangsnoten und einem Gesange. Es finden sich darin wenige wirklich starke Gedichte, aber das mildert nicht den Gesamteindruck eines Werkes, das ohne jegliches Niveau ist. Ein Wort- und Strophenramsch ist aus dem Kramladen der Literatur durch kundige Handgriffe zusammengefegt und genialisch gewendet. Dazu eine Maßlosigkeit, die ganz im Gemeinen versinkt.

An der Neubearbeitung, der Brecht sein Drama „Eduard II." unterzog, war auch Lion Feuchtwanger (geb. 1884 in München, lebt in Berlin) beteiligt. Er ist ein überaus fruchtbarer Dramatiker, doch nur wenige seiner Schöpfungen haben sich auf der Bühne behauptet. Seine dramatische Begabung zeigt sich mehr in Einzelheiten als im Aufbau des Ganzen. Manche Szenen in den Dramen und Romanen wirken durch Brutalität und Erotik abstoßend.

Er hat sich, wie Lutz Weltmann in seinem Essay über Feuchtwanger sagt, in die Literatur eingeführt, indem er ausländische Meisterwerke in guten Bearbeitungen anbot, „als unsere Kehlen nach dramatischer Literatur sehr durstig waren". Zu diesen Stücken gehört auch das Drama Vasantasena (1915), das er nach neueren Bühnenerfahrungen 1924 nochmals bearbeitete. Ein indisches Drama gab ihm die Vorlage und in der Einleitung charakterisiert er die bewundernswerte Kunst des indischen Dichters. Der verarmte, reiche Wohltäter, der immer noch Wohltäter sein will, und die Bajadere, geschändet durch den Stand, geadelt durch ihr Gemüt, das sind die innerlichst verwandten Charaktere. Es sind zwei Personen, die nichts mehr aufzugeben haben als sich selber. Aber ihre Seele geben sie nie auf. Vasantasena verfügt zwar über Glücksgüter, ist aber arm am Geiste. Auch sie will Wohltäterin werden. Sie gibt alles hin, womit man ihre Gunst erkauft hat, wenn sie nur das tönerne Wägelchen des Kindes mit ihren Schätzen füllen kann. Dieses Kind des armen Wohltäters rückte der indische Dichter in den Vordergrund und benannte das Stück „Das tönerne Wägelchen". So haben wir das moderne Problem vor uns, daß nicht Stand und Klasse den Menschen ausmacht, sondern das Reinmenschliche, die verzichtende Güte. Darum kann der größenwahnsinnige Prinz Vasantasena nie besitzen — er kann sie auch nicht vernichten. Er kann auch den armen Reichen mit falscher Anklage nicht verurteilen lassen. Gegen die wahre Liebe wird keine Macht siegreich bleiben. Diese Bearbeitung des indischen Dramas mit seinem tiefsinnigen Grundgedanken und den ihn verkörpernden Gestalten fand großen Beifall und erschien schon nach zwölf Jahren in zehnter Auflage. Es folgten Nachdichtungen der „Perser" des Aischylos, der Komödie „Der Friede" des Aristophanes und Calderons „Der Frauenverkäufer". Dieses Stück fand, trotzdem der Dichter durch allerlei Zutaten das große Publikum zu unterhalten wußte, bei seiner Uraufführung in München (1922) geteilten Beifall. Feuchtwanger hat seine Vorlage gröblich mißverstanden. Calderon nämlich läßt die verletzte Rechtsordnung wiederherstellen, sein Nachdichter aber den Frauenverkäufer weichherzig laufen; das Verbrechen bleibt ungesühnt, nicht einmal bereut.

Es war wohl nur eine dichterische Laune Feuchtwangers, daß er sich bei seinem nächsten Stücke Thomas Wendt (1920) der zuchtvollen Bindung dramatischer Gesetze nicht beugen wollte und ihm daher den bezeichnenden Untertitel „ein dramatischer Roman" gab. Die Fülle der Gesichte hat den Rahmen gesprengt; in drei riesigen Teilen mit 46 Einzelszenen ergießt sich dieser dramatische Roman. Feuchtwanger gibt darin die Tragödie seiner Zeit mit Hilfe seiner bequemen Form. Sein Held geht, etwa wie umgekehrt Ernst Toller, der Dichter der „Wandlung", den Leidensweg vom revolutionären Mitleidsdichter zum sozialistischen Führer, durch die Greuel des Weltkrieges, das Martyrium der Kriegsgefangenschaft zur Revolution, zum Volksbeauftragten, der, als der erste Rausch des Erfolges vorüber, bekennen muß: „Ich habe geglaubt, Revolution sei Glück für alle, Menschlichkeit für alle; und jetzt ziehen mich die andern in ihre Tierheit hinunter." Um dem zu entrinnen, geht er wieder in die Einsamkeit zurück, aus der er emporstieg, und der Schluß ist ein großes pessimistisches Fragezeichen, ein müdes Achselzucken. „Es kribbelt und wibbelt weiter!" Gewiß fließt bei der verstandesmäßigen Schärfe viel wahres Herzblut in dieser Dichtung; meisterhaft ist der Gegenpol, der Herrenmensch Georg gezeichnet; aber war es nötig, so widerliche und nichtige Nebenpersonen wie den kapitalistischen Schlemmer und Gauner, der zuletzt Finanzminister wird, oder die rührselige Dirne mit dem Spatzenhirn, die dauernd ihre Liebhaber wechselt, mit solchem Behagen immer wieder breit auszumalen? Auch sonst ist, besonders in den Kriegs- und Revolutionsszenen, manches in starker Verzerrung gesehen, die zuweilen fast ans Tendenziöse streift, bis sich gegen Ende hin der Dichter immer klarer zu einer höheren Auffassung des Problems durchringt.

Nur wenig Beifall fand Feuchtwangers Schauspiel Der holländische Kaufmann bei seiner Uraufführung in München (1923). Dieser Kaufmann im Staate des großen Kurfürsten wird zum Träger jenes großartigen, um Jahrhunderte verfrühten Gedankens einer brandenburgischen Kolonie in Afrika. Dem Dichter ist das Historische Nebensache, die Titelfigur ist ihm das Genie schlechtweg, das, anfangs verlacht, durch Beharrlichkeit und Tatkraft sich durchsetzt. Allein sein Triumph wird durch eine bittere Erfahrung beeinträchtigt. Sein Mädel ist ihm davongelaufen. Er spielt sich viel aufs Heldentum hinaus durch Kraftsprüche, Fluchen, Schimpfen, Saufen, aber er ist von der Wehleidigkeit des Literatenkaffeehelden angekränkelt. Jeder Akt der Dramas zerfällt in verschiedene Bilder, deren Zusammenhang oft nicht klar ist. Mit den Petroleuminseln schuf Feuchtwanger das erste Drama, das den Versuch macht, die große Auseinandersetzung Amerika—Rußland zu gestalten. Mit diesem Drama bildet das Schauspiel Kalkutta 4. Mai und die Komödie Wird Hill amnestiert? eine Trilogie. Deren erster Teil erlebte bei seiner Uraufführung in Hamburg (1927) einen enthusiastischen Beifall. Es sind sechzehn Bilder, deren jedes durch einen auf Leinwand projizierten Titel eingeleitet wird. Die Ölausbeute des Weltmarktes kontrolliert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf der Petroleuminsel eine Frau, abstoßend, häßlich, vielleicht „Äffin", verhöhnt, eine unerbittliche und grandiose Frau. Sie verliebt sich in einen geschäftlichen Gegner, einen Roßtäuscher genialen Formats. Aber da seine Genialität nur im Geschäftlichen sich zeigt, sein Herz aber das des Roßtäuschers ist, läßt sie ihn und die schöne Frau, die um Tat und Leben um ihn kämpft, untergehen und läßt alle untergehen, die über ihr Gesicht lachen. Dann sitzt sie da, alle sind besiegt und sie ist eine grinsende Äffin und bleibt die ewige Tragödie. Scharfe Charakteristik heutiger Probleme werden in diesem bühnendramatisch bedeutenden Stücke fast in jenem dramatischen Stil gelöst, den die Erstlingsdramen der Klassiker haben. Die Komödie Der Amerikaner (1921) ist nur Literatenarbeit. Der Milliardär kehrt von drüben in seine süditalienische Heimat zurück, hat als „moderner" Emporkömmling kein Interesse an den Ruinen, die einst dem Dionys heilig waren, will Betrieb, Fremdenindustrie, Fabrik, Kanäle, Häfen. Er läßt die Ruinen stehen und führt um sie herum seine Kanäle. Er verliebt sich in die schöne Marchesina, wird aber von ihr abgewiesen. Sie wählt lieber die Armut, als im frisch erneuerten Palazzo an der Seite des „Amerikaners" zu residieren. Das Schauspiel Die Kriegsgefangenen (1919) ist eine nationale Selbstverleugnung. Das Interesse des Verfassers gehört einem gefangenen, bis zur Albernheit sentimentalen Russen, der einen deutschen Kanalbau zerstört, und einem jungen Franzosen, der als Schürzenjäger von Beruf Mädchen verführt, nicht aber dem deutschen Aufseher der Kriegsgefangenen.

Durch eine Novelle von Hauff wurde Feuchtwanger mit der Gestalt des Juden Süß bekannt. Er hat den Stoff zuerst dramatisiert, später aber wurde aus dem kleinen Drama der große Roman (600 Seiten) Jude Süß (1925). Während W. Hauffs „Jud Süß" bloß eine allerdings nicht harmlose Liebesgeschichte ist, in der der mächtige und dann gestürzte Finanzleiter den Hintergrund bildet, machte ihn Feuchtwanger zum Hauptheldeu seines Romans. Er schildert den Aufstieg des Juden Süß aus der dumpfen Bedeutungslosigkeit seines Frankfurter Ghetto zur Allmacht eines herzoglichen Finanzrates in Württemberg. Was ihn vorantreibt und hochhebt, ist die unersättliche Bestie Mensch in krassester Brutalität. Wie ein Vampyr liegt er auf dem Volke und saugt es in seinem Interesse aus. Der Herzog ist ein roher Patron, seine Gemahlin eine gecke Närrin. Die Räte des Herzogs sind feige Kreaturen, höchstens verlogene Diplomaten. Hohlschädelige Maulhelden bilden das Parlament. Nichts ist in dem Buche, was Gefühle der Ehrfurcht und Andacht auslösen könnte. Nackte Unzucht, grausame Habsucht und Gier bilden die einzigen Leidenschaften, die das Geschehen vorwärts treiben. Der Roman wird viel bewundert, man rühmt ihn als Kulturbild kleinstädtischen Despotismus aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, in dem alle Stände vom Landstreicher bis zum regierenden Fürsten aufmarschieren und uns ihr Leben in nacktem Realismus vorleben. Der Verfasser, sagt man, habe alles, was er in Chroniken und gelehrten Büchern gefunden, sorgfältig verwertet, und weist darauf hin, daß Curt Elwenspoecks auf Akten beruhende Monographie des berühmten Finanziers die meisten poetischen Verknüpfungen Feuchtwangers bestätige. Der Eindruck aber, den man von dem Werke gewinnt, ist der, daß mit ihm ein Tendenzwerk geschaffen werden sollte. Wollte man dem Verfasser in allem glauben, dann hätte das deutsche, insbesondere das schwäbische Volk zu Lebzeiten des Juden Süß fast ausschließlich aus Wüstlingen, Dummköpfen, Rohlingen, Dirnen, Kriechern und ähnlichen Individuen bestanden, während bei den Juden alle Intelligenz, Weisheit, Reinheit und Vornehmheit zu finden gewesen wäre. Daß Jud Süß das Land schwer geschädigt hat, wird zwar nicht bestritten oder geleugnet, aber es wird angedeutet, daß seine schlechten Eigenschaften eigentlich sein väterliches Erbe sind. Dieser war ein deutscher Adeliger, die Mutter eine jüdische Schauspielerin. Des Juden Süß Tod wird als freiwilliges Opfer hingestellt, mit dem er sein besseres Ich rettet. Es ist wahr, einzelne Abschnitte fesseln den Leser; wie die Akte eines Dramas, sind die fünf Bücher des Romans gebaut, jedes in viele kleine Szenen gegliedert, Einzelschicksal hebt sich gegen Stände und Gemeinschaften ab, wird mit anderm Einzelschicksal verflochten, spielerisches Rokoko will aus zerklüftetem Barock entstehen. Doch fehlt dem Roman der rechte Lebensodem, trotzdem er in großmächtig sein sollenden Wortkatarakten übersprudelt. Geredet wird viel, oft auch in häßlichen und grammatikalisch unrichtigen Satzbildungen, und das Gerede muß nicht selten die Geschehnisse ersetzen, die nicht wirklich geschehen. Kurz ein Werk, an dem man trotz mancher unleugbarer Vorzüge keine Freude haben kann. Diesem Werke folgte der Roman Die häßliche Herzogin Maultasch (1926). Um diese aus der Geschichte Tirols bekannte Frau sucht der Dichter ein Gemälde der verwickelten inner- und außenpolitischen Verhältnisse und Geschehnisse Tirols und seiner Grenzstaaten auf zurollen. Das Schicksal der Heldin, ob ihrer Häßlichkeit „Maultasch" benannt, vielverheißend beginnend, indem äußere Häßlichkeit einen Ausgleich gefunden zu haben scheint in der Zartheit der Seele und ungewöhnlichem Verstand, ausartend jedoch in den Rivalitätskampf zwischen Frauenhäßlichkeit und Frauenschönheit, hinterläßt nur einen Eindruck des Abscheus und des Grauens. Gier, Sinnlichkeit, Bestialität, Lug und Trug sind die einzigen Züge, die der Dichter dem Geiste des Mittelalters abzulauschen weiß. Jene Kräfte der Vergangenheit aber, deren Ewigkeitswerte Gegenwärtiges und Zukünftiges beleben und stärken, vermag er nicht zu erfassen. Dafür ist der dramatische Aufbau des Ganzen und die oft herrliche, zuweilen aber auch schwülstige Sprache kein Ersatz. Aus Feuchtwangers Frühzeit stammt der Roman Der tönerne Gott (1911), ein Münchener Roman, in dem sich das ernste biblische Leitmotiv seltsam genug abhebt von dem kleinen Treiben einer blasierten bohème dorée. Doch ist wenigstens hier der Versuch gemacht, einen typischen modernen Seelenzustand, den moralischen Nihilismus gewisser Ästhetengruppen, die undankbare kaltsinnige Eigenliebe, zu gestalten und gestaltend zu überwinden. Ein Versuch, der allerdings ein klägliches Ende nimmt. Der Roman spielt in der Münchener Kunstwelt. Der reiche Erbe Friedländer fühlt sich zum Literaten berufen. Doch skrupellos von seinen Trieben sich leiten lassend, wird er in den Wirbel der Kunststadt hineingezogen und ist dem Scheitern nahe. Sein Vermögen ist aufgezehrt; da rettet ihn die selbstlose Aufopferung seiner Geliebten, die, um ihm den Weg zu künstlerischem Erfolge zu öffnen, freiwillig auf seinen Besitz verzichtet und in den Tod geht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit lyrischen Gedichten führte sich Hellmuth Unger (geb. 1891 in Nordhausen, lebt in Berlin) in die Literatur ein, bebaute aber auch das Gebiet der Epik und entwickelte eine große Fruchtbarkeit im Drama. Er verfügt über ein nicht unbedeutendes Können; oft aber bleibt es hinter dem Wollen zurück. Am stärksten wirkt er in seiner Lyrik.

Von seinen Versbüchern („Gedichte", „Lieder der hellen Tage") gab er 1919 unter dem Titel Der große Fries eine Sammlung seiner Balladen heraus, deren Entstehung in die Zeit von 1912 bis 1918 fällt. Während in seinen Dramen trotz mancher Vorzüge das Balladesk-Lyrische zu tadeln ist, fehlt seinen Balladen oft das Dramatische. Nur drei von ihnen sind vollendete Dichtung: „Alte Ballade", in der ein zeitlicher, willkürlich gewählter Stoff aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zeitlos geworden; ein Einzelschicksal erlebt das Schicksal eines Jahrhunderts, „Tristans Heimkehr", ein zwar schon oft abgewandeltes Motiv, hat hier erst die packende, ans Letzte rührende Form gefunden. Von einer seltenen Gemütstiefe und von echtem Märchenglanz erfüllt ist die „Ballade vom silbernen Bronnen". In den übrigen Stücken ist viel Feines oder ob seiner Wucht den Dichter Erschreckendes, keines aber erreicht diese Höhe, am wenigsten die Balladen aus dem nordischen Sagenkreis und die Kriegsstücke, die gewiß über dem Durchschnitt der Kriegslyrik stehen. Es folgten Kriegsnovellen („Sieg!", „Berge der Heimat" 1916) und Zeitromane. So der humoristische Schnurpeles (1920). In die vorbildlich nüchterne Kaufmannsfamilie Schnurpeles ist der etwas romantisch veranlagte Hermann Beckmann, ein heimlicher Dichter, eingeheimatet. Die Geschäftigkeit und Geschäftlichkeit der Familie wird ihm zuwider; er geht in einen Kurort, hätte sich dort bald an eine unglückliche Witwe gehängt, kommt aber dann zur Erkenntnis, daß er eigentlich keinen Grund habe, seine liebe und gute Gemahlin zu verlassen, und kehrt mit dem Onkel Theodor in die alten „Fesseln" zurück. Das einzige, was er erreicht, ist die Beseitigung der bösen Schwiegermutter. So gibt das Buch Anleitung, wie man eine lästige Schwiegermutter entfernt. Wäre es in einem übermütigen, überragenden Humor geschrieben, dann würde es befriedigen. So aber wirkt die Lektüre frostig, enttäuschend, ohne jegliche tiefe Tragik; gelungen ist die Zeichnung der Charaktere aus dem Alltag, bald in bunten, bald in nüchternen Farben. Vorausgegangen waren die zwei Novellen Blocksberg; im Vordergrund das Liebespaar, im Hintergrund der grüne Harz. Angeblich tanzen sie rund um den Blocksberg; tatsächlich reitet auch eine Hexe mitten durch die Geschichte. Doch das verschlägt nichts, sie kriegen sich doch. Mit dem Roman Morells Milliarden (1921) hat Unger nach dem Vorbilde von Habs „Alraun" und Mayringks „Golem" ein Buch voll grotesker Sensationen, wunderlicher Schwärmereien und übersinnlicher, rätselhafter Spukhaftigkeiten gegeben. Unger hat seinem Gebräu noch einen Schuß Jules Verne beigegeben und aus Villiers del' Isle d'Adams Edisons Roman L'Eve Nature das Motiv der Schaffung der „künstlichen Menschen" dazugenommen. In dieser Zukunftswelt Ungers, wo man durch eine Höllenmaschine in drei Teile zerrissen und doch wieder zusammengeflickt werden kann, ist ein Milliardär, dessen Mißgeschick schließlich nur auf der Form seiner Nase beruht, undenkbar. Es geht nicht an, eine wirkliche Anthropoide einzuführen und dann zu vergessen, daß sie eine ist. Phantasmagorien auf der Linie Verne-Poe mit kritischen, in behaglicher Ironie gehaltenen Hinweisen auf die seit 1914 durcheinandergeratene Welt bringt der Roman Sprung nach drüben (1923). Ein Erfinder verhilft zu diesem Sprung zu den Polarsternmenschen, in deren kommunistischem Musterstaat es keine Nahrungssorgen, keinen Streit, nicht Krankheit und Tod, aber auch keine Freude und keine Liebe gibt. Von keiner neuen Seite lernen wir den Dichter aus seinen jüngsten Romanen Helfer der Menschheit und Die Leute der Sankt Anna (beide 1929) kennen.

Als Dramatiker kam er mit einem Zyklus der Spiele vom Tode („Die Nacht", „Spiel der Schatten" „Mutterlegende" 1920—1922) auf die Bühne. Nicht Lösungen will der Dichter bringen, sondern warmes Menschentum zu einer leuchtenden Gestalt abrunden. Und so spinnt er im dritten Stücke die qualvollste Stunde einer Mutter, die am Bett des erkrankten Kindes um dessen Leben bangt, aus zu der Legende vom bitteren Weg dieser Mutter bis ans letzte Haus der Welt, um dort ihr Kind loszubitten. Wie die irren Wünsche ihrer übermächtigen Liebe sie blind machen gegen fremdes Recht am Leben, wie sie sich auf schmerzlichstem Wege durchringt zu dem tiefsten Wissen, daß wir Menschen an nichts auf der Erde ein eng begrenztes Besitzrecht haben, darauf wir pochen könnten, auch nicht an ein „Liebstes", das alles ist in so zielbewußter Linienführung in knappe Bilder gegossen, fein kontrapunktiert mit einer Melodie tausendfältig aufsprießenden Lebenswillens, daß das Stück eine dankbare Bühnenaufgabe darstellt. Die Hoffnungen, die dieser Zyklus erweckte, wurden durch die folgenden Stücke enttäuscht. So ist der Einakter Die Kentaurin (1919) nur eine schwache Variante von Kleists Penthesilea. Unger mag etwas Besonderes, vielleicht auch als Intuition, vorgeschwebt haben, als Leistung aber hat er Verweichlichung, Verweiblichung, Sentimentalisierung gegeben, wo er offenbar die Komplexe der Weibgestaltung geben wollte, die Heinrich von Kleist keineswegs als Dichter übersehen hat. In dem historischen Schauspiel Menschikow und Katharina (1923) bleibt alles an der Oberfläche hangen. Weder die Gestalt der Katharina, die von der leibeigenen Soldatendirne zur Gattin Peters des Großen emporsteigt und eigentlich die Hauptperson im Drama ist, noch der klägliche Schwätzer Menschikow, noch der wild dreinschauende und polternde Zar Peter sind seelisch vertieft. Mit dem Kammerspiel Der verlorene Sohn verriet Unger eine unverkennbare Begabung; das angebliche einaktige Mysterium Joanna und Alexis aber ist mißlungen. Was er Georg Kaiser, seinem Vorbilde, abgeschaut hat und was schon bei diesem gefährlich wirkt, die Überhitzung des Sinnlichen, die verständnismäßige Aufgipfelung der wortvergewaltigenden Empfindung, die Verrenkung der Sätze, all das wirkt hier geradezu unerträglich. Anspruchslos sind die vier Einakter Liebesaffären (1924); Schnurren, in denen die Liebe unter ungefährlich Mißtrauischen erprobt oder die wahre Liebe durch unschädliches Gift erprobt und der Schwätzer als Liebhaber dargestellt wird. In dem vieraktigen Lustspiele Der verliebte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beifu (1924) kommt der Dichter durch allerlei Einfälle erst am Ende des dritten Aktes zu seinem Thema und wirkt daher langweilig. Der kleine Chinese Beifu darf die Tochter des reichsten Wechslers der Stadt heiraten, aber er muß zuerst wählen zwischen ihrem Körper und ihrer Seele. Um dieser Heirat zu entgehen, wählt er schlau den Körper und heiratet die Dienerin seiner Frau. Phantastischen Inhaltes ist die Komödie Die Insel der Affen (1926); der Dichter mag mit dieser Abwandlung des Figarothemas eine Satire beabsichtigt haben, wie schon der Titel besagt, dieser bleibt aber ohne sinnbildliche Beziehung zum Ganzen und so wurde das Stück höchstens eine Groteske und Possentrubel. Eine herbe Zeitsatire ist Palette oder ein Held der Zeit (1925). Mit Karneol gab der Dichter ein Alexander-Schauspiel und mit Mammon (1924) eine herzerfrischende Bauernkomödie vom Tanz ums Geld, die schon über viele Bühnen ging.

Die erzählende Dichtung.

Lange Zeit war Franz Herwig einem größeren Publikum nur als Literaturkritiker der Zeitschrift „Das Hochland" bekannt. Und als solcher hat er durch viele Jahre wegweisend, warnend und fördernd gewirkt. Seine Kritik hat sich an eigenem Schaffen verfeinert und vertieft. Denn die Gabe, selber dichtend zu gestalten, ward ihm auch und in solcher Stärke zuteil, daß dieser seiner schöpferischen Tätigkeit die kritische nur die Waage hält, nicht zersetzt und lähmt, sondern Maß und Reife gewährt. So kann sein eigenes Werk, von strenger Selbstprüfung geläutert, auch vor gleicher Kritik bestehen. Bekannt ist sein Wirken als Literaturkritiker innerhalb der von Karl Muth geführten katholischen Erneuerungsbewegung. Sie wurde aber bald von seiner Bedeutung als Erzähler überholt. Er ist einer der besten Erzähler, die unsere Literatur der Gegenwart aufweist, und in mancher Beziehung ein Bahnbrecher einer besseren Zukunft. Religion und Vaterland, Glauben und Volkstum — darum kreisen die inneren und äußeren Kämpfe seiner Werke, der Erzählungen wie der Schauspiele. Nach einigen Bühnenversuchen von mehr gebrauchsgegenständlichem als wirklich künstlerischem Wert, hat er sich auf das Feld der Epik, und zwar des Romans, konzentriert. Hier zeichnet er sich aus durch stets frisch und lebendig bleibende Erfindungsgabe und Fabulierkraft, durch eine seltene Gestaltungskraft, durch starke Phantasie und fortschreitend wachsende geistige und künstlerische Energie. Herwigs Bücher geben keine Erschütterungen von Grund auf. Aber sie suchen ihr Ziel, wie Binz in seiner tief schürfenden Schrift über Herwig bemerkt, nicht auf Schleichwegen, er verschmäht Kniffe und Bluff. Er ist ein Künstler von spezifisch germanischer Prägung. Keinerlei Risse klaffen zwischen technischer Könnerschaft und innerem Sein. Er hat starke Neigung zur Geschichte und längst verwehte Menschen und Epochen werden von ihm erweckt mit eigenem Blut, ferne Landschaft ersteht in greifbarer Nähe. In seinen jüngsten Romanen wendet er sich mit seiner Kunst und reicher Erfahrung der Gestaltung der großen Zeitprobleme zu. Er wurde 1880 zu Magdeburg als Sohn eines kleinen Beamten geboren, war nach Vollendung der Gymnasialstudien Journalist, Buchhändler, Lektor, Frontkämpfer und ist seit 1912 in Weimar seßhaft. Er ist Deutscher aus Altpreußen und Katholik, beides mit ganzer Seele. Die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses gab ihm, wie Nordeck in seinem feinsinnigen Essay bemerkt, bei der Berührung mit den Stammesgenossen jenseits des Mains wie mit den Polen im Osten und den Welschen in Italien die Befähigung, fremder Art gerechter zu werden als üblich und deren Vorzüge wie die eigenen Grenzen zu erkennen. Er hat lange und schwer gerungen, bis er sich selber fand, fremde Kulturen und Landschaften durchstreift, wurde aber der Zerrissenheit und Zersplitterung des modernen Bildungsbetriebes Herr und hat sich zu einer geschlossenen Persönlichkeit entwickelt.

Noch ein unreifes Werk ist der Jugendroman Die letzten Zielinskis (1906), der in der Vorkriegszeit in der Nähe von Danzig spielt, in den Jahren, da das Deutschtum die letzten Reste aus Polens großer Vergangenheit langsam in sich aufsaugte. Auf dem Gutshof Klepary sitzen die letzten Zielinskis, die Geschwister Peter und Valerie. Das Gut, der alte Stammsitz des polnischen Geschlechtes derer von Zielinski, ist längst heruntergewirtschaftet. Peter, ein dahindämmernder Schwächling, der ganz an den Willen der Schwester gebunden ist, möchte es am liebsten an die deutsche Ansiedlungskommission verkaufen. Valerie aber, ganz vom Blute ihrer Väter getränkt und genährt, von Treue für Heimat und Volk und für den letzten Grund und Boden erfüllt, ist dagegen. „Kein Deutscher auf den Hof!" ruft sie voll Leidenschaft dem Bruder zu. Alle Versuche, dem Gute wieder aufzuhelfen, mißlingen. Peter muß die Krämerstochter heiraten. Valerie verläßt den Hof, kehrt aber wieder zurück, um Ordnung zu machen, als dort durch die Untreue der Schwägerin Mißstimmung herrschte. Schon ist es Valerien gelungen, die zerfahrenen Verhältnisse wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Quelle für diese Ausgabe ist ein Typoskript, das sich im Nachlass von Franz Herwig befindet. Es besteht aus 146 Seiten, die mit Ausnahme der Seiten 1 und 2 beidseitig beschrieben sind. Die Seiten sind durchgehend nummeriert. Auf Seite 1 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 2 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 3 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 4 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 5 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 6 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 7 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 8 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 9 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 10 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 11 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 12 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 13 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 14 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 15 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 16 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 17 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 18 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 19 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 20 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 21 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 22 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 23 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 24 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 25 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 26 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 27 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 28 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 29 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 30 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 31 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 32 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 33 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 34 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 35 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 36 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 37 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 38 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 39 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 40 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 41 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 42 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 43 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 44 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 45 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 46 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 47 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 48 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 49 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 50 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 51 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 52 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 53 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 54 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 55 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 56 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 57 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 58 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 59 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 60 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 61 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 62 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 63 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 64 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 65 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 66 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 67 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 68 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 69 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 70 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 71 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 72 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 73 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 74 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 75 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 76 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 77 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 78 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 79 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 80 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 81 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 82 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 83 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 84 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 85 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 86 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 87 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 88 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 89 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 90 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 91 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 92 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 93 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 94 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 95 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 96 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 97 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 98 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 99 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 100 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 101 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 102 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 103 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 104 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 105 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 106 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 107 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 108 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 109 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 110 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 111 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 112 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 113 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 114 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 115 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 116 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 117 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 118 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 119 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 120 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 121 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 122 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 123 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 124 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 125 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 126 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 127 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 128 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 129 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 130 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 131 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 132 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 133 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 134 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 135 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 136 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 137 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 138 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 139 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 140 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 141 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 142 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 143 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 144 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“. Auf Seite 145 befindet sich oben rechts der Vermerk „Abschrift“. Auf Seite 146 befindet sich oben rechts der Vermerk „Original“.

Aus die „Eingeengten“ von Franz Herwig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einzurenken, und man konnte mit Zuversicht in die Zukunft blicken, da wird der Hof ein Raub der Flammen. Der Großknecht, wegen seiner intimen Beziehung zur Gutsherrin vom Hofe verjagt, hat ihn aus Rachsucht in Brand gesteckt. Valerie geht in den Tod. Der Roman weist noch manche Verfehlungen normaler und psychologischer Art, insbesondere im zweiten Teile, auf. Der Schluß aber erhebt sich zu tragischer Größe und in der Figur der Valerie ersteht bereits das Urbild der Helden Herwigs. Wie eine zähe, überlebensgroße Nibelungenfigur wirft sich der Schatten der Heldin von Klepary vor uns auf, die im Kampf um das Ideal mit übermächtigem Widerstande zugrunde geht. „Der Sieg", sagt Herwig einmal, „ist nicht das Wesentliche, der hängt an Zufällen, das Wesentliche ist: Großes gewollt zu haben!"

Große Gedanken und Gefühle sucht Herwig lange Zeit in farbiger Vergangenheit. Zeugnis des jugendlichen Hin- und Wiederirrens sind die Romane: Wunder der Welt (1910) und Die Stunde kommt (1911). Im ersteren wird die Tragödie des jungen, schwankenden Kaisers Otto III., „des Weltuntergangskaisers", den die Frauen wegen seiner zarten Schönheit und hohen Geistigkeit „Wunder der Welt" nannten, in ergreifender Weise dargestellt. Die erstaunliche Begabung des Kaisers wird freilich mehr berichtet als gezeigt und der gewaltige Eckart von Meißen als Gegenfigur ist nicht recht herausgearbeitet; Gerbert bleibt unklar und sein Anschlag mit der sizilianischen Tänzerin wirkt, da er nicht zwingend begründet ist, peinlich. Kampf und Qual ist Ottos Los. In ruhelosen Zügen von Deutschland nach Italien, nach dem ersehnten Rom und wieder zurück nach Deutschland, in die Wälder der Wenden und nach Polen, endlos und ohne Friede! Die „Wunder der Welt" bringen der Seele kein Genüge, ziehen ihn aber stets in ihren Bann. Hin- und hergezerrt von dem Schattenspiele der Ratgeber, muß Otto langsam an sich selber verbluten. Er hat keine Ruhe gefunden bis in den Tod. An Otto hat der Verfasser das Leben eines Menschen aufgelichtet, dessen Seele in leidenschaftlichem Hinfluge nach dem Ausdruck ihrer Sehnsucht ringt, aber in die Irre geht und allzufrüh an den Tücken und Widerständen der Wirklichkeit zerbrechen muß. Der Otto-Roman ist Herwigs farbigstes Buch, es ist ein Werk, das leidenschaftlich in die Seele brennt und in seiner letzten Schönheit nicht für jedermann ohne weiteres zugänglich ist, denn es tastet an die verborgensten Dinge der Seele, an die tiefsten Einsamkeiten, die wir nicht greifen, sondern nur erfühlen können. Das Buch weist aber auch Herwigs besondere Gabe auf, überaus stimmungssicher einzuleiten und mit ergreifendem Schlußbild, hier der Sterbeszene, den Ring zu schließen. In der Neubearbeitung (1922) hat Herwig einiges geändert, besonders die Verführungsszene bedeutend gemildert und durch die Umgestaltungen den Wert des Buches erhöht. Durch den Erlebniskern ist ihm Die Stunde kommt nahe verwandt. Rein künstlerisch bedeutet das Buch einen großen Fortschritt, seelisch eine Vertiefung. Eine wundervoll gebaute Rahmenerzählung hält drei in drei verschiedenen Jahrhunderten spielende Novellen umschlossen. In drei farbensatten Bildern von dem Bau, der Prachterneuerung und der Vernichtung eines Gonzagapalastes am Gardasee zeigt sich erschütternd das Ungenügen irdischen Ringens um den Glanz von Kunst und Wissenschaft, um Liebe, um Gold, wenn die Stunde kommt, die letzte Stunde.

Franz Herwig.

Die Tage des Grübelns und Zweifels an seiner Schaffenskraft, die über Herwig hereinbrachen, zittern in den genannten Werken nach, aber er hat sich durchgerungen und in dem Roman Jan von Werth (1913) schuf er ein Werk voll unbändigen Lebensgefühls, trotz der Herbstwehmut des Ausklanges. Es ist ein Buch, das in seiner unbefangen strahlenden, von allen Zweifeln am Wert der Taten freien Kraft und Fülle wohltuend und herzerfreuend wirkt in unserer komplizierten Literatur, da der breite Strom des Erzählens immer mehr versiegt und psychologischen Spitzfindigkeiten und Nervenzerfaserungen gewichen ist. Von Problemen ist keine Rede; aber wie klingen Stil und Stoff zusammen in diesen lose gereihten Abenteuern eines tollkühnen und frumben Heldenlebens in der Zeit des dreißigjährigen Sterbens. Im alten Köln des Jahres 1622 nimmt der Roman seinen Anfang. Jan der Schankknecht flieht mit seinem Freunde; seine Abenteuerlust führt ihn in die Feldschlachten und Feldlager; er steigt vom Soldaten bis zum berühmten Reitergeneral und Feldmarschall auf. „Er berennt Städte und reitet über Land. Er setzt durch Flüsse und klimmt über Berge," stets wild entfesselt im Vollgefühl seiner Kraft. Bilder von grandioser Wucht und Anschaulichkeit werden entworfen: das bunte Gewimmel der Soldaten im Lager, der nächtliche Kampf um Mantua und offene Reiterschlachten, wenn die Degen aus der Scheide blitzen und die Eisenwände aufein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ander losrasen, unter Trompetengeschmetter und betäubendem Geschrei. Hartgemeißelt steht Jan von Werth vor uns und um ihn herum die anderen Gestalten, alle plastisch gezeichnet von ihrem Führer herab bis zum Wachtmeister Schulte. — Binz hat recht, wenn er das Werk einen der wenigen Romane nennt, in denen unserem Volke seine Geschichte verlebendigt wird.

Wuchtiges dramatisches Leben neben gelegentlicher starker Lyrik, große Spannung in der Handlung und prachtvolle Schilderungen zeichnen auch den Roman Das Schlachtfeld (1920) aus. Mit diesem Werk kehrt Herwig zu dem polnischen Volkstum seines ersten Romans, gestaltet es verbreitert und vertieft durch soziale und religiöse Probleme und sucht es seinem eigenen Volke im Sinne einer Versöhnung und wechselseitiger Ergänzung in einer Reihe lebenswahrer Gestalten und fesselnder Vorgänge nahezubringen. Die Schlittenfahrt zur Wolfsjagd bei Krakau, welch glänzende Schilderung (der Vater Agenor Welenski und Onkel Valecki) — welch prächtige Gestalten wirklichen, blutkräftigen Lebens! Treffend ist die Verquickung von Religion und Nationalismus, das Unmaß sarmatischen Temperaments aufgezeigt, treffend vor allem die leidenschaftliche Hingabe an eine Idee bis zur Vernichtung und Selbstvernichtung in den drei Geschwistern, dem maßlosen Mieszko, dem edlen Priester Julian und Valerie, der eigentlichen Heldin des Buches, gekennzeichnet, wie sie ihr Volk befreiend, bekehrend und belehrend glücklich machen wollen. Das Ideelle beherrscht das bunte Geschehen; frei von äußerlich eingefügter Tendenz, weist der Dichter mit innerlich zwingender Kraft auf das sittliche Ideal des Verhältnisses eines Volkes zum andern hin. Und was den katholischen Leser in dem Buche besonders anheimelt, ist die Luft seiner Religion, die in dem Buche weht. Nur wer selbst von ihren Geheimnissen durchdrungen ist, konnte so vom Herzen die Sehnsucht Lelewels nach der heiligen Kommunion schildern, wie denn auch nur einer, der tief in die polnische Seele geschaut hat, sie so verständnisvoll zeichnen konnte, die doch etwas ganz anderes ist als das, was sich gelegentlich in politischer Weißglut offenbart. Es ist wohl Herwigs Begeisterung für vaterländische Ideale, die ihn immer wieder zu den Polen zog, deren opferfreudiges Volksbewußtsein er den Deutschen zur Nachahmung vorhält. Darauf weisen mehrere Stellen im Buche hin. Da hat Valerie Welonska, die mit dem Deutschen Dr. Franz Eckermann sich vermählte, längst die überragende Macht deutscher Art erkannt und sie vertritt den Standpunkt, wie er uns vor dem Kriege vernünftig erschien. „Zunächst habe Polen von Deutschland praktisch zu lernen. Aber es sollte nicht nur empfangen. Es werde als Gegengabe seinen leidenschaftlichen Idealismus bieten, eben dessen Verleugnung den großen Nationen, nicht zuletzt Deutschland, eines Tages zum Verhängnis werden könne . . . Das Schlachtfeld, auf dem die Kanonen donnern und die Fahnen mit dem weißen Adler im Pulverdampf schwanken, müsse aus den Träumen der Nation verbannt werden. Dafür aber dehne ein anderes Schlachtfeld sich hin, auf dem die polnischen Tugenden die polnischen Fehler besiegen werden und dahinter ein noch größeres, auf dem der polnische Idealismus die Bollwerke des Nationalismus zu stürmen habe." Dann sagt Valeria an einer anderen Stelle: „Kein Volk hat wie unser Volk die Leidenschaft, den Schwung, die Selbstlosigkeit, die Verachtung des Lebens, wenn es um eine große Sache geht. Es gibt da ein Gebet — ein Satz darin entzückt mich immer wie dieser: „Um den Tod auf dem Schlachtfeld bitten wir dich, o Herr." Der Gang der Geschichte hat den Traum Eckermann-Valerie, der der Traum Herwigs von einst war, zerstört und die Fahnen mit dem weißen Adler aufgerichtet auf dem Schlachtfeld des Krieges. Und dennoch glaubt Herwig an die Verwirklichung des Traumes, an Das Begräbnis des Hasses (1921). So lautet der dritte Roman, in dem sich Herwig mit Polen beschäftigt. Er wurde erst nach dem Kriege verfaßt (1921) und führt in die jüngste Vergangenheit der nun polnischen Ostmark. Im Gegensatze zum ersten Polen-Roman handelt es sich in diesem wenig umfangreichen Buche um den Existenzkampf der Deutschen in Polen. Andreas Jung, dessen Geschlecht schon seit den schlesischen Kriegen in der Ostmark auf dem Gute Jungleben sitzt, ist wie Valerie Welonska von dem Gedanken einer Aussöhnung beseelt und arbeitet, von allen verständigen Polen geachtet, weiter auf seinem Hofe als Vermittler deutscher Kultur in Polen. Dagegen muß der junge Feuerkopf Arnold von Tielitz, der, ein ehemaliger preußischer Offizier, gleichfalls in Polen ansässig geworden ist und mit den vordringenden Polen Krieg führt, der Gewalt und den unterdessen in Kraft getretenen Versailler Bestimmungen weichen.

Mit dem Roman Das Dunkel über Preußen (1921) wendet sich Herwig der preußischen Geschichte zu. Er behandelt die Ursache zu Preußens Zusammenbruch bei Jena im Jahre 1806 und gehört zu den wenigen Büchern, in denen neben dem Werk Kleists, Alexis' und Fontanes preußische Tradition zu dichterisch gestaltender Kraft wurde. Unter den historischen Romanen Herwigs ist dieses psychologisch flimmernde Kunstwerk sein reifstes Buch. Man erwartet sehnlich das Ableben Friedrichs des Großen, um endlich von seinem strengen und wachsamen Auge befreit zu sein. Der als Herrscher vollständig unfähige Nachfolger, der gutmütig-schwache, sinnliche Friedrich Wilhelm II. überläßt das Regiment minderwertigen Günstlingen, die ihn mit Mätressen und Geisterspuk umgarnen. Die gelockerte Moral des Hofes überträgt sich auf das ganze Volk. Das Offizierkorps verludert und die Finanzen werden zerrüttet, man hat nur noch eine mechanische Dienstauffassung und statt wirklicher Fähigkeit triumphiert verderblicher Dünkel. Alle ehrlichen Patrioten aber erstreben Rettung und Reinigung. Aus diesem sittlichen Sumpfe, in dem sich das Werk des großen Friedrich zersetzte, läßt der Dichter die liebenswerte und rührende Figur der Julie von Voß erstehen, die mit dem Opfer ihres Lebens das Dunkel über Preußen bannen will. Unfähig, den willensschwachen Friedrich Wilhelm II., nachdem sie ihm zur linken Hand angetraut worden war, dauernd zu halten, zerbricht die liebende Patriotin, deren ganzes Wesen auf Größe gestellt ist, an ihrer Hoffnungslosigkeit. Ein heikles, unerfreuliches Thema hat sich der Dichter gewählt, aber wie rein und meisterhaft es gestaltet ist, das wird recht klar, wenn man damit vergleicht, was W. v. Molo in seiner „Luise" aus einem viel dankbareren Stoffe gemacht hat. Die Zeichnung des „Dicken" selbst, der Schurken, die ihn umgarnen, darunter des Doktors Ghiselli, der im Dienste der Günstlinge steht und den König mit Geisterspuk umnebelt, ist eine Musterleistung; den wundervollen Auftakt, den schmerzlich verhaltenen Schluß und die große Szene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Mitte zwischen Julie und dem Greis in Sanssouci wird der Leser schwerlich vergessen. Eine unbeschreibliche Stimmungsgewalt liegt in dieser knappen, energisch akzentuierten Szene, in der der greise Friedrich und Julie in der nächtlichen Stille des Gemachs sich unterreden. „Der Sieg", sagte der Alte, aus Größe Einsame, „ist nicht das Wesentliche, der hängt an Zufällen, das Wesentliche ist, Großes gewollt zu haben. Ob das Gewollte erreicht wird, hängt von der Kanaille ab und mit welchem Gewicht sie sich an unsere Füße klammert. Aber den Unterliegenden trifft keine Schande, sie trifft immer nur die Kanaille. Paktieren mit ihr nutzt nichts, sie wittert immer nur Feindschaft." Und alsbald tanzte die Kanaille auf den Gräbern Friedrichs und Juliens. Das Buch endet mit einem Ausblick auf Preußens Zukunft. „Preußen muß erst wieder durch eine schwere Not gehen, durch eine schwere Not, die wie in einem Schmelzofen das reine preußische Gold heraustreibt. Des großen Friedrich Geist muß erst wieder angebetet werden, dieser Geist der unbedingten Hingabe an das Vaterland." In Preußens Vergangenheit führt uns der Roman Das märkische Herz (1923), ein in Frische und kurzweilig abrollendes Geschehen. Es versetzt uns in die Zeit der Quitzows, die er aufleben läßt, aufleben zu echtem Leben in all ihrer Roheit und wüsten Verworrenheit. Nur „die edle Gans zu Putlitz", ritterlichen Gepräges, ragt über die gewissenlosen Herren, die das Land ausrauben oder verhandeln, mit höherem Schwunge hinaus. Doch die eigentliche Hauptperson des Romans ist nicht der Ritter, sondern sein Knecht Hannes, dessen erdkräftiger Bauernsinn und schalkhafter Mutterwitz nicht umzubringen sind. Der erste Hohenzoller in Brandenburg aber, der um die Macht ringt, erscheint, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, nicht als der selbstlos-idealistische Volksbeglücker, wie ihn die offizielle brandenburg-preußische Geschichtschreibung darstellt, sondern in etwas zweifelhaftem Lichte.

Eine Reaktion auf die Leiden und Schrecken des Krieges ist der Roman Das Sextett im Himmelreich (1921), den Herwig seinem „Deutschland zum guten Trost" widmet. Darin findet sich einmal der Satz: „Deutschland hat eine Seel, und die Seel hat zu allen Zeiten wunderschön gesungen. Wie sie aber am schönsten gesungen hat, Gott und den Menschen ein Wohlgefallen, das habe ich in alten Büchern gefunden und will es ihr in den Mund legen." Also ein beschaulicher, besinnlicher, wie der Untertitel lautet: „altfränkischer Roman". Im Ring eines Jahres ist alles große und kleine Geschehen eines fränkischen Rokokostädtchens liebevoll eingefangen und mit einer Farbenfrische und schalkhaften Anmut gestaltet, als hätte es Meister Spitzweg gemalt. Schade, daß dieses feine Kulturgemälde durch einen groben Pinselstrich etwas von seiner Reinheit verliert.

In der neuzeitlichen „Legende" Sankt Sebastian vom Wedding (1921) behandelt Herwig ein Problem der Gegenwart. Zwei Fäden aus früheren Werken hat er darin aufgenommen: Julians Sorge für die Verkommenen aus dem „Schlachtfeld" und der warmgläubigen Dorothea Sendung in das vernunftkalte Berlin aus dem „Sextett". Der Roman gemahnt an Max Kretzers Buch „Das Gesicht Christi", in dem der Versuch gemacht wird, „Nazarenertum und Kulturchristentum" einander gegenüberzustellen. Auch an Wassermanns „Christian Wahnschaffe" denken wir, an den Sohn eines Großindustriellen, der alles, was ihm einst teuer und erstrebenswert war, aufgibt und im Dunkel der Ehr- und Rechtlosen, die der Hilfe bedürfen, verschwindet. Doch ganz unabhängig von diesen und ähnlichen Bestrebungen anderer Autoren geht Herwig in seinem Roman einen ganz anderen Weg. Er läßt in einem zur Heiligkeit berufenen Priester die Nachfolge Christi heroisches Ausmaß nehmen. Mystisch in seiner Kirche weiter lebend, tritt in Sebastian Christus unter die Proletarier der Großstadt, allem entsagend, helfend, heilend, tröstend, mahnend — und sein Leben opfernd. Wie ein Schwert hat das Wort Christi „Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe" die Seele Sebastians durchstoßen, und nachdem er mühsam die Erlaubnis seiner Oberen erhalten, verläßt er das Kloster, in dem er zwölf Jahre, sein Seelenheil suchend, verlebt hat. Im Bauernkittel macht er sich auf, um unter die Wölfe zu gehen, die er in den Proletariern der Großstadt sieht. Als Gelegenheitsarbeiter lebt er unter den Verkommensten und Ärmsten Berlins. Kein Liebesdienst ist ihm zu gering; er redet wenig, predigt gar nicht, aber sein Handeln zeigt, wie das Leben zu heiligen ist, jegliche Arbeit und alles Tun. Er wirkt Wunder und wird wie ein Heiliger verehrt. Als er nach langer Zeit wieder einmal mit seiner Gefolgschaft aus den Elendesten das heilige Opfer feiert, offenbart sich das Geheimnis des mystischen Leibes Christi. „Der Mensch Sebastian am Altare schien wie durch ein Wunder zu verblassen und sich aufzulösen im klaren Schein; seine Stimme schwebte körperlos und klingend, die Hostie erhob sich wie ein Gestirn, die Grenzen des Raumes waren aufgelöst, das Schweigen wurde Ton und Klang von einer betäubenden Macht und Sanftheit. Unwiderstehlich zog Gott, unwiderstehlich drängten die Seelen; die Getrennten flossen zusammen mit einem befreiten Aufrauschen." Wenige Tage später wird er, da er sich weigert, seine Schar den Spartakisten zuzuführen, an eine Laterne gefesselt und erschossen. „Herr, laß mein Blut fruchtbar sein, Herr, Herr!" Das ist sein letztes Gebet, das von den Gläubigen abgelöst wird: „Heiliger Sebastian, bitte für uns!" Hat die Schrift eine Tendenz? Jedenfalls keine unkünstlerisch hineingetragene. Der aufgestörte junge Mönch fragt den Prior, wo die Priester seien, die wie Lämmer unter die Wölfe gehen: „Sitzen sie nicht in ihren wohleingerichteten Zimmern und warten, bis die Wölfe kommen. Stehen in ihren wohlgewölbten Kirchen und warten? Thronen in ihren wohlverschlossenen Beichtstühlen und warten auf die Wölfe? . . . Ach, ehrwürdiger Vater, was hindert uns denn, eilends aufzubrechen und das zu tun, was Gott von uns fordert?" Sebastian folgt, wie wir sahen, und wird zu einem neuen Typus der Großstadtseelsorge. Gewiß entspricht es dem Ideal des Priesters, daß er die Enterbten und Verkommenen, die Mühseligen und Beladenen aufsuche, aber daraus folgt noch nicht, daß zu fordern oder zu raten wäre, der Priester solle im Arbeitskittel unter den Proletariern leben und arbeiten. Das hat Herwig wohl selbst gefühlt; darum tritt in dem folgenden Roman Paul, der Laienapostel, das Erbe Sebastians an.

Die Sebastian-Legende ist nur das Präludium zu der folgenden Romantrilogie, deren ersten Teil der Verfasser Die Eingeengten (1926) benennt. In ihnen klingt der Gebetsruf Sebastians weiter: „Heiliger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sebastian, bitte für uns!" Anderseits haben sich schon in der Legende die Proletarier-Wölfe in „Eingeengte" verwandelt. „Arbeiter, die nicht mehr waren wie Hand und Fuß, Arbeitslose, die selbst Hand und Fuß nicht mehr sein durften, Dirnen, in den kalten Gluten bezahlter Hingabe verbrannt, Mütter, ewig gehetzt von der Gier hungernder Kinder, Soldaten, durch den langen Krieg zu Werkzeugen des Mordes herabgewürdigte Invaliden, zerrissen und notdürftig zusammengeflickt, alle unter einem Stärkeren knirschend." So handelt es sich auch in dem Roman nicht mehr ausschließlich oder vorwiegend um Proletarier, sondern um Großstädter überhaupt, die durch schicksalhafte oder selbstverschuldete Einengung sich der Weiträumigkeit und sittlichen Bewegungsfreiheit des Christentums beraubt haben. Es sind Menschen, denen der Spielraum für freie Entscheidung und Entwicklung bedrückend verkümmert ist. Nicht hoffnungslos verkümmert; es gibt eine Erlösung aus der Enge, und wäre es erst im Tode, wenn die Seele dem Gnadenzuge der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes sich ergibt. Eingeengte sind nach des Verfassers Darstellung Menschen ohne Lebenssinn. Zu beachten ist dabei, daß hier „Sinn" als sakraler Begriff gemeint ist in scharfer Unterscheidung von einem jeweiligen Lebenszweck, der aus einer Schicht der Diesseitssphäre kommt. Herwig rollt die Gesamtheit der kulturellen und sozialen Problematik vom metaphysischen Standpunkte auf. Warum leidet die moderne Menschheit unter den entsetzlichen Folgen einer schier unübersehbaren Kultur- und Sozialkrisis? Weil sie ihrer kulturellen und sozialen Lebensgestaltung keinen höheren, ewigen Sinn mehr zu geben weiß. Die ganze Kultur- und Sozialkrisis ist daher, wie Kautz bemerkt, nichts anderes als der Verlust der Sinnhaftigkeit des Lebens, ist Mangel an Ewigkeits- und Gottesbesinnung. In seinem Zeitroman „Die Eingeengten" nun hat Herwig auf breitem Raum das vielverschlungene Geäder, sozusagen den ganzen seelischen Unterbau der modernen Weltstadt Berlin, die verborgenen, verirrten, aber immerhin irgendwie sehnsüchtig gezogenen Lebensläufe der von ihren Trieben gefangenen und von äußerer Not eingeengten Menschheit in kompositorischer Meisterschaft dargestellt. Ein Wissender und Erfahrener hat diesen Zeitroman, „Das soziale Epos der Großstadt" geschaffen. Während in der Legende „Sankt Sebastian" der Blick auf dem in Sebastian sich verwirklichenden katholischen Seelsorger-Ideal ruht, wird in den „Eingeengten" gezeigt, wie die dem Christentum entfremdeten Großstädter von der Erscheinung und den Fernwirkungen dieses Heiligen beunruhigt, angezogen und in Bewegung gebracht werden. Von diesen Eingeengten wird eine Typenreihe vorgeführt. Da ist Daniel Löffelholz, anscheinend hoffnungslos eingeengt und doch durch Gottes Gnade erlöst. Zwei Jünger Sebastians greifen in sein Leben ein, das ausführlich geschildert wird: der weise, menschenfreundliche Jude Markus und der kindliche Paul, in dem Sebastian am lautersten weiterlebt, ein Laienapostel, ein Musterchrist der Caritas, der Arbeit und der Familie. Elias Markus, ein schrecklicher Geizhals, ist der Typus des mammonisch Eingeengten, sein Weib der Typus der sexualistisch Eingeengten, Walter Bergmann, Schreiber in dem Büro einer Maschinenfabrik, ist der Typus der intellektualistisch Eingeengten und der vierte in der Typenreihe der Eingeengten ist der Leichenkutscher Wachowiak als Typus des proletarisch Eingeengten. Zu den Eingeengten gehören auch die Fürsorgebeamtin Johanna, der Kapitalist Oppermann und die Dirnen Heti und Agnes-Liane. Wie nun diese Eingeengten auf verschiedene Art erlöst werden, wird in dem Buche gezeigt. Als Hauptlösungsträger wird der Priesterstand genannt. Damit aber der Priester das rettende Sozialprogramm erfüllen kann, muß er das haben, was dieses Programm als Kerngehalt in sich trägt: die opferstarke Liebe und Güte zu den Eingeengten um Christi willen, eine Liebe ohne Ende, die ihn alle Alltagseinengungen abstreifen läßt und als Helfer und Freund mitten hineinstellt unter die Ärmsten. Er darf nicht zum blinden Eiferer werden wie der Kaplan Bernhard, der, einst ein Schüler Sebastians, aus tief versteckter Eitelkeit alles verdammt, was nicht unmittelbar zur Heiligkeit führt, zum Irrlehrer wird und an dem Dualismus zwischen moderner Kultur und Christentum körperlich und seelisch zerbricht.

Herwigs Roman rief eine lebhafte Diskussion hervor. Man erhob in volkspädagogischer Hinsicht Bedenken gegen die Lösung des seelsorglich-sozialen Problems; so insbesondere Heinrich Kautz in seiner umfangreichen, in die Tiefe gehenden Studie und Sigismund Stang in seinem nicht minder gründlichen Essay. Einig aber sind die Kritiker darin, daß uns Herwig mit seinem wuchtigen Gemälde der gottverlassenen Menschheit unserer Großstädte ein künstlerisch hochstehendes, den Durchschnitt weit überragendes Werk gegeben hat. Der Wert wird freilich nur von den reifen, geschulten Lesern erkannt werden; denn der Tiefengehalt der Dichtung liegt nicht an der Oberfläche; sie verlangt geistige Auseinandersetzung mit den schwierigsten Problemen der Sozialphilosophie und ein gründliches Wissen auf religiösem und sozialem Gebiete. Reife erfordert das Buch auch wegen der Schilderung der Umwelt. Doch ist es ein Verdienst dieses großen sozialen Romans, daß er nicht im platten Zolaismus versinkt und auch die krassen Nur-Milieuschilderungen der deutschen Naturalisten, die sich Selbstzweck sind, zu überwinden sucht. Er erreicht sein Ziel einmal durch seine scharfsichtige, eindringliche und folgerichtige Seelen- und Charakterschilderung der Einzelpersonen und dann durch die sittliche Gerechtigkeit, die er in Schuld und Sühne in dem Werke walten läßt, wobei wir freilich etwas mehr von der Hilfe der Gnadenmittel am Werke sehen möchten. Auch wegen seiner hochwertigen, aber anspruchsvollen Form ist der Roman nur für gründlich gebildete Leser. Entsprechend dem seelischen Gehalt hat die Sprache etwas Berauschendes, sie ist weich und musikalisch, „von einer mit blauem Duft umfangenen Anschaulichkeit". Während die Sebastianlegende heroisch vereinfacht und stilisiert ist, betritt man, wie Stang bemerkt, mit den „Eingeengten" das Gebiet, in dem Dostojewski unerreichtes Vorbild ist: das Gebiet des psychologischen Realismus, der sich seine Menschen an der Grenze des moralisch und physisch Normalen wählt. An den großen Russen Dostojewski erinnern Herwigs Gestalten; reicher aber als jener sind die „Eingeengten" durch einen Einschlag von Humor und durch die impressionistischen Naturschilderungen.

Hoffnung auf Licht (1929) ist der zweite Teil der Trilogie betitelt. Herwig führt darin die in der Sebastianlegende und in den „Eingeengten" aufgerollte Problematik weiter. Wieder zeigt er die furcht-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bare seelische und leibliche Not der Großstadtmenschheit, des Proletariats wie der konventionellen Gesellschaft, ihre schicksalhafte Verstrickung in Schuld und Qual, ihr Ringen nach Befreiung, das nur zu oft in haltloser Verzweiflung endet, den ganzen Jammer der Zeit, die aus sich heraus die Kraft zur Erneuerung nicht mehr aufbringt. Sie braucht das Licht von oben, aber das Dunkel ist noch nicht bis zum Grunde durchleuchtet. Die Hoffnung auf Licht aber ist da; sie heftet sich an die uns schon bekannte Gestalt des Laienapostels Paul Lehmann. Auch hier ist das moralisch Faule mit starker Einbildungskraft und Dezenz behandelt und jene Stellen, wo der arme Paul sich zu der Kommunionbank flüchtet und von seinen religiösen Erfahrungen preisgibt, sind von erlesener Schönheit. Abermals weiter führt Herwig die Probleme der sozialen Großstadtdichtung in dem Werke Fluchtversuche (1930). Auch hier stellen einige bekannte Figuren die Verbindung mit der früheren Erzählungs- und Motivlinie her. Diesmal ist es ein junges Mädchen, das an dem Seelenheile schon fast verlorener Menschen arbeitet. Der Dichter beschränkt sich nicht auf die Großstadt, sondern sucht auch die der Erwärmung und Erleuchtung bedürftigen Menschen auf dem Lande auf. Ein starkes religiöses Gefühl durchflutet die religiöse Trilogie. Ein Christentum der Tat wird gefordert, der Tat, die aus einem reichen, liebenden Herzen fließt. Dazu gesellt sich die erquickende und beruhigende, reife Lebensweisheit. Mit Fr. Muckermann fragen auch wir, ob wohl noch ein Nachspiel folgt, das nach der Flucht vor sich selbst die Ruhe in sich, was gleichbedeutend wäre mit der Ruhe in Gott, episch ausklingen ließe.

Es überraschte, als Herwig nach den „Eingeengten" seinen Roman Willy siegt (1927) veröffentlichte. Trotz ungünstiger Voraussetzungen wird der Held Sieger über alle Schwierigkeiten. Es ist die Geschichte des verkrüppelten Willy, dessen Vater, ein Uhrmacher, im Delirium, die Mutter Bedienerin ist. Wie Willy, von Kindheit an sich selbst überlassen, allmählich zum Haupte der Familie und zum Schützer der Schwester wird, ist reizend erzählt. Tüchtigkeit und Pflichtbewußtsein, von Jugend an in ihm geweckt, tragen den Sieg davon und nicht zuletzt die helfende Nächstenliebe.

Zwischen den Romanen entstanden Herwigs kleinere Erzählungen. Sie bezeugen ein urwüchsiges Talent, das die Bindung mit dem Volke nicht verloren hat. Da führt uns Der getreue Deserteur (1913) an die Mosel zur Zeit der französischen Raubkriege; „Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer" ist eine andere abenteuerliche Geschichte benannt. In Heimat und Kamerun werden die Heldenkämpfe der kleinen deutschen Schutztruppe in afrikanischer Urwaldlandschaft gegen die erdrückende Übermacht der Feinde klar und dichterisch beschwingt zur Anschauung gebracht. Von „drei guten Kameraden" (1916) berichtet eine andere Erzählung. Wie der Münsterländer Bauernjunge „Benätzken" ein mutiger Kulturkampfkaplan und dann in Amerika der unverzagte, reisige Seelsorger und Wohltäter der Indianer, Farmer und Goldwäscher von Idaho und weit darüber hinaus wird, bis er als „Father Big-Beck" berühmt und geliebt sein Heldenleben endet, meldet die kleine Erzählung Der Pfarrer zu Pferd (1917). Daß Herwig Gefühl und Sinn für tiefstes Menschliches, über Humor verfügt, die Sprache beherrscht und die Geheimnisse der Form weiß, zeigt der Novellenband „Die feine Ingeborg" — „Jabusch", zwei Erzählungen, aus denen eine Melodie emporsteigt und weiterschwingt in Herzen und Gedanken. Es ist die Lebensgeschichte der feinen Ingeborg, die voller Härten und Bitternisse, lebenswahr und in menschlichem Sinne ergreifend, hineingebaut in Weimars Enge, zu den verblauenden Hügeln und Gärten des Landes hinaufführt und darüber hinaus zu Klarheit und Milde. Von den zwei Novellen des Bandes Sterne fallen und steigen (1925) erzählt die erste die bittere Geschichte des jungen Poeten, der mit seiner „idealen Forderung" gegen Dinge und Menschen, vor allem gegen sich selbst, zum Opfer seiner Zeit wird. Die zweite, „Liszts letzte Liebe", erzählt von einem letzten Liebeserlebnis des alternden Komponisten, das in einer musikalischen Schöpfung von Andacht, Reinheit und Kraft ausklingt.

Ein großes Verdienst erwarb sich Herwig durch die Heldenlegende. Hier versucht er heldenhafte Gestalten der deutschen Geschichte mit der ihm als Dichter gegebenen Gestaltungskraft vor die Jugend hinzustellen und mit der Absicht, sie zu einer Gefolgschaft ihres Helden zu entflammen. Mit dieser Sammlung (bis jetzt 14 Hefte) hat uns Herwig ein Heldenlied deutschen, christlichen Geistes geschenkt. Mit dem Helden läßt Herwig auch sein Zeitalter lebendig werden; jedes der wechselnden Bilder ist mit einem dichterischen Rahmen aus Landschaft und Jahreszeit eingefaßt, und ungesucht ergibt sich manche Lehre für unsere Tage. Aus dem Dämmern der Vorzeit („Führer") führt er uns zu einem der ersten Glaubensboten („Der Namenlose"), dann zu dem Sachsentrotz Widukinds gegen den großen Karl; es folgen „Otto und sein Sohn", „Barbarossa", „Maximilian", der uns schon bekannte „Johann von Werth" und des weiteren „Friedrich der Große", „Der Heilige" aus der Zeit des Josefinischen Österreich, „Andreas Hofer", „York von Wartenberg", „Bismarck" und „Der deutsche Mensch im großen Krieg" (1928). In der Heldenlegende „Fernando de Magellan" hat Herwig ein ganzes Heldenleben in knappe Form gespannt und trotz dieser Knappheit, auf die Gesetze der Steigerung gebaut, überaus farbig bewältigt.

In seiner Vielseitigkeit hat Herwig sich auch im Drama versucht. So schrieb er für das Harzer Bergtheater den wirkungsvollen Einakter „Herzog Heinrich am Finkenherd" (1903) und das Lustspiel „Herrn Karls Schwert". Aus der Zeitatmosphäre geboren sind die drei Mysterienspiele „Das Adventspiel", „Das kleine Weihnachtsspiel" und „Das Passions- und Osterspiel" (sämtliche 1921). Mit diesen Spielen hat er an der Erneuerung des mittelalterlichen Mysterienspiels mitgewirkt und damit reichen Beifall gefunden. Immer mehr klammert sich ja unser leidgeprüftes Volk, um nicht ganz in Hoffnungslosigkeit zu versinken, an die alten Ewigkeitswerte. Im Adventspiel ist in Johannes bereits Sebastian vom Wedding vorgebildet. Das „Mysterienspiel vom Tode und von der Auferstehung des Herrn" ist ein Versstück in fünf Bildern voll religiös-philosophischen Tiefsinns. Frau Welt, die ratlose, ringt um ihre Seele, verwirrt und umworben von Reichtum, Macht und Sinnenschönheit, die in symbolischen Gestalten auf die Bühne treten. Der endliche Sieg der Seele vollzieht sich auf dem Hintergrund des Ölberges, der Stätte von Golgatha, des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom Auferstehungsglanz umleuchteten Erlösergrabes. Interessant erscheint die Figur des Judas. Zeitlich über die Handlung des Stückes hinauswachsend wird sie zur Personifikation des nie sterbenden Krämergeistes, zum „ewigen Juden", zum dauernden Weltfeind und Schädling der Seele. Im Mittsommerspiel (1924) gab Herwig ein Stück, das sich weit über die üblichen Märchenspiele erhebt. Die Handlung weist in metaphysische Hintergründe, im Vordergrunde ist alles wirklichkeitsfroh und erdennah. Es ist der deutsche Wald, durch den die Gottesmutter mit dem Kinde segnend zieht; deutsche Gefühlsinnigkeit gibt dem Ganzen Stimmung und Farbe und echt deutscher Humor lacht um die prachtvolle Gestalt des Rübezahl.

Auch Hans Roselieb fand mit seinen Zeitromanen reichen Beifall. Wenn manchmal der Denker Roselieb den Dichter in den Schatten zu stellen scheint, so hängt dies mit seinem dichterischen Werdegange zusammen. All sein Schaffen trägt, wie Schulte in seiner feinen Studie darlegt, den Stempel eines Gefühls der Verantwortung, eines zeitbewußten Willens, der in der Zeit das Ewige schaut, trägt den Stempel nicht der Fertigkeit ästhetischer Verfeinerung, sondern des Strebens, die Materie mit ihren Problemen zu bändigen und den Kampf mit ihnen dichterisch zu gestalten. Daher haben fast alle seine Äußerungen ihre besondere Zeitbedeutung. Er erregte zuerst mit seinen zahlreichen Aufsätzen, mochten sie rein künstlerischen („Peter Hille", „Die Zukunft des Expressionismus") oder historisch-politischen Inhaltes sein, Aufmerksamkeit; er fesselte mit seiner eigenartigen Fähigkeit, sich in verwickelte Seeleneigentümlichkeiten von Völkern, Männern und Zeiten hineinzufinden, sie so ganz neu zu sehen und dies in einer entsprechend präg- und schmiegsamen Sprache höchst sachlich auszudrücken. Seine ersten Äußerungen waren Essays; aber so sehr diese auch durch ihre überaus füllige Wortgebung auffielen, sie wurzeln, worauf es hier ankommt, doch nicht im eigentlich Schöpferischen, sondern im Gedanklichen. Und eben dies Ideenhafte war, als Roselieb seine ersten Romane schrieb, noch mächtiger als die gestaltende Kraft. Man merkt hier noch deutlich, daß Roselieb vom Essay herkommt, daß hier mehr ein Kulturphilosoph als ein Dichter spricht. Aus dieser Richtung erwächst Roselieb auch der Reichtum an schlagkräftigen Sentenzen und nicht selten gemahnt da diese lehrhafte Art mit ihrer erfreuenden Saftigkeit an Gottfried Keller. Allmählich wachsen reflektierendes Bewußtsein und bildender Trieb ineinander. Von einer eigentümlichen Schönheit sind die Werke Roseliebs in der außerordentlichen Anschauungskraft ihrer Sprache. Was der Dichter scharfäugig beobachtet, vermag er ebenso frisch wiederzugeben. Eigenartig finden wir in Roseliebs Werken das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Natur gestaltet. Was schon in seinen ersten Dichtungen auffällt, das stellt sich mit dem „Abenteurer" als eine wesentliche Stileigentümlichkeit seiner Kunst heraus. Wie hier die Kämpfe Theodors um Hirn und Herzen der Korsen unzertrennlich mit der Landschaft verbunden sind, so finden wir auch in den übrigen Werken Roseliebs ein Ineinandergreifen von Menschenhandlungen und Naturschilderungen, das von einer tiefen und weltumfassenden Schau des Lebens zeugt.

Die vielen, so verschiedenen Stoffe sind ihm aus seinem Leben selbst zugewachsen. Dieses ist so wenig mit seinem westfälischen Geburtslande verwurzelt, daß er nicht eigentlich als westfälischer Dichter gelten kann. „Geboren 1884 in Hagen in Westfalen, einer Stadt voll vom heißen Atem der Industrie, die Kindheit verträumt in Wiedenbrück, einem Städtchen von altdeutschen, gemächlichen Giebelhäusern und umbordet vom tiefen Frieden der Emslandschaft, hinausgeworfen in die Lehrzeit eines kaufmännischen Gewerkes nach Hamm, wo die Industriemaschine das Land erobern wollte, danach gewandert von der hannoverischen Königsstadt der Welfen zu der Bürgerfreiheit aller Reichsstädte im deutschen Süden mit ihren tausend Häuslichkeiten, edelgeformt von bildnerischen Händen; darauf festgehalten von Straßburg, der Grenzfeste deutschen Wesens im Garten des Elsaß, bin ich doch erst zum Bewußtsein erwacht in der Stadt des einen, aber unbarmherzigen Geistes, in Paris, wo ich gereift und geläutert durch den Gegensatz, in jahrelangem Ringen das Denken lernte und dadurch die Achse unseres Lebens, die Schollenhaftigkeit, im weitesten Sinne erkannte." Neben diesem äußeren Lebensgange hat beim Werden von Roseliebs Kunst noch die besondere Art seines geistigen Werdens mitgesprochen. Ohne höhere Schulbildung, hat er sich selbst sein vielseitiges, tiefes Wissen erarbeiten müssen. Aber mit diesem geistigen Wachsen wuchs nicht auch seine dichterische, schöpferische Kraft; diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde sogar dadurch gehemmt und erst allmählich reifte, wie wir schon andeuteten, aus dem Denker der Dichter heran.

Die jüngste Vergangenheit gab dem Dichter zu seinem ersten Roman, Der Erbe (1918), Anlaß. Sein Held, der im Kriege verletzte junge Graf Assewerth, gibt nach hartem, innerem Kampfe das ehedem von seiner tatkräftigen Mutter mit sittlich nicht ganz einwandfreien Mitteln aus dem drohenden Zusammenbruch gerettete große Vermögen auf, sagt sich von seiner Braut, von seinen Freunden, seinen Standesgenossen los. Seine Hoffnung, wieder als Offizier in das Heer eintreten zu können, schlägt fehl; um sein Leben zu fristen, muß er am Ende in einer Fabrik Granaten drehen. Hier ringt sich im Verkehr mit seinem sozialistischen Meister und in der Teilnahme am politischen Leben sein trübe gärendes Empfinden und Denken zu den Zielen eines christlichen Kommunismus durch. Aus der Fabrik flüchtet er aufs Land. Dort gewinnt er die Liebe der Tochter eines früheren Pächters seiner Mutter, die an ihm aus bäuerlicher Beschränktheit und backfischhafter Romantik zum Verständnis seines Wesens und Wollens reift, und richtet auf dem vom Vater dem jungen Paare abgetretenen Teil ihres ansehnlichen Erbes eine nach den Grundsätzen seines christlichen Kommunismus verwaltete Hofstelle ein. Diese Handlung ist in den Rahmen der Zeitereignisse von 1917 bis 1918 eingespannt und von bunten, mit breitem Pinsel gemalten Bildern aus allen sozialen Schichten und Kreisen der Stadt und des Landes umgeben. Dem Buche fehlt aber die künstlerische Einheit und Geschlossenheit; der Dichter strebt vom Impressionismus zum Expressionismus hin und diese Stilmischung gibt der Dichtung jenen Riß, der sie vor unseren Augen zerbröckeln läßt: die äußeren Bilder zerfallen und die inneren verfliegen, ehe sie in uns zur Wirkung gekommen sind. Roseliеb will seinen Helden, in dem er das Ideal eines christlichen, katholischen Menschen verkörpert sieht, „im Spiegel des Sozialismus reifen lassen zu franziskanischer Werktätigkeit". Aber sein alter Rechtsanwalt hat gegen ihn schon recht: Franziskus forderte seinen eigenen Verzicht auf allen Besitz nicht von allen Menschen, wollte in ihm keine menschheitsvernichtende Norm aufstellen, sondern ein menschheitserhebendes Ideal, erließ kein kommunistisches Manifest, sondern einen Ruf an die Besitzenden und Besitzlosen zur seelischen Befreiung vom Besitz. Nicht der äußere Verzicht auf Eigenbesitz, sondern nur die innere Einstellung zu ihm kann die Lösung des Problems unserer Zeit und dieses Zeitromans bringen. Von den in ihm auftretenden Figuren ist der etwas pathologische Held eine wenig erfreuliche Erscheinung; man wird sich den Träger des christlichen Gedankens anders vorstellen. Dagegen zeugt die Zeichnung der Gräfin von einer erheblichen Gestaltungskraft. Diese offenbart sich auch in den Nebenfiguren, wenn auch die meisten von ihnen unter dem bitteren Sarkasmus des Dichters zu leiden haben und zu Karikaturen werden mußten, wobei freilich zugestanden werden soll, daß die Verzerrung ein notwendiges Gericht bedeutet. Mag nun auch der Roman noch die Spuren des Jugendlichen allenthalben zeigen, so zeigt er doch des Verfassers eigenwilliges und heißlebiges Talent in einzelnen Bildern und brachte in die Literatur der Katholiken einen besonderen Zug: eine kräftige Aktivität, wie sie auf ihrem Sondergebiete nur die Handel-Mazzetti hat.

Hans Roseliеb

Phot. Gertrud Roder, Konstanz.

In dem folgenden Romane Die Fackelträger (1921) richtet Roseliеb die in dem fertig entwickelten Helden des „Erben", dem Grafen Assewerth, verkörperte Idee als Maßstab auf, an der er die in rein diesseitig eingestellten Anschauungen des gemäßigten und grundsätzlichen Kommunismus mißt. Er beschwört die Novembertage von 1918 in Berlin, im westfälischen Industriegebiet, und läßt all die uns allzubekannten Revolutionstypen neben- und nacheinander in guter und böser Einsicht und Absicht ihre Volksbeglückung versuchen und im Versuche zugrunde gehen. Am Ende bleibt nur die untergangsreif verkommene Welt, aus deren Trümmern einzig die christliche Entsagung im Assewerth-Roseliebschen Sinne eine neue, bessere erbauen kann. Die Fülle der Gestalten und die Nähe der Ereignisse hat den Dichter zu einer Hast getrieben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der die Konzeption des Werkes unmöglich ausreifen konnte. Trotzdem hat sich für die Schilderung des hellen Tages und der Außendinge ganz von selber ein plastisch rundender oder impressionistisch malender Stil eingestellt und der Expressionismus hat nur die Erscheinungen der raumauflösenden Nacht und des Seelenlebens gestaltet. Die Figuren aber sind blutlose Schemen geworden. Mit Ausnahme der Mitglieder der Kapitalistenfamilie; diese sind Persönlichkeiten voll Saft und Leben, an denen man zum mindesten künstlerisch seine Freude haben kann. Insbesondere möchte man wünschen, daß die Figur und Wirksamkeit Asseweths deutlicher und eingreifender dargestellt wäre. Gegenüber dem fanatisch großen, dämonisch wirksamen Jan Wetter, dem Kommunistenführer, nimmt sich Asseweth mehr wie ein christlicher Schwärmer aus. „Seht, da kommt der Träumer her!" Gleichwohl bleibt doch das Christentum, das in ihm vertreten ist, siegreich und gerade die Durchdringung des Ganzen durch die christliche Idee gibt dem Buche, das uns die Revolution in farbenprächtigen Bildern zeigt, einen apologetischen Wert. Wieder eine These liegt den drei Novellen Narren der Arbeit (1920) zugrunde; aber diese ist nicht künstlerisch lebendig gemacht und nicht von innen heraus organisch erwachsen. Roselieb will darin zeigen, wie „der blinde Drang über die Bescheidenheit des schlichten Schaffens in die Spekulation des Kapitals" Seele und Leib ertöten muß. Ob sie, wie der Schulmeister der ersten Novellen, aus idealistischem Standes- und Volksbeglückungsdrange, oder wie der Schuster der zweiten, aus überspäniger Großmannssucht, oder endlich, wie der Schieber der dritten, aus gemeiner Profitgier vom Kapitalismus essen: sie alle sterben daran — es sei denn, daß das eigene Selbst oder ein gütig kluger Mitmensch dem Versinkenden noch vor dem Ertrinken die Hand zur Rettung reicht. Leider ist mit der Menschenentwicklung die Entwicklung des Problems nicht innerlich verwachsen. Die drei Helden gehen ja gar nicht am Kapitalismus, sondern an ihrer Überspanntheit oder Unfähigkeit zugrunde, der Schuster sogar durch einen ausgemachten Theaterbösewicht.

Ein höchst interessantes Werk legte Roselieb mit seinem Roman Der Abenteurer in Purpur (1923) vor. Der Reiz des Buches liegt darin, daß all das Abenteuerliche, das uns erzählt wird, durchaus nicht erfunden, sondern geschichtliche Wahrheit ist. Theodor von Neuhof ist in seiner westfälischen Heimat, insbesondere in Sauerland, wo er geboren wurde, eine wohlbekannte Persönlichkeit. Die Weltgeschichte hat sich den Witz geleistet, ehe ein Korse Europa unterjochte, eine Umkehrung vorzunehmen, indem sie einen verkommenen Glücksritter aus der Gosse auf den Königsthron von Korsika erhob (1736). Zweimal von dort vertrieben, endete er in der Mansarde eines armen Schneiders in London. All das hat Roselieb beibehalten, aber er hat aus dem Abenteurer eine tragische Figur gemacht. Sein König Theodor hat den guten Willen, sein Volk zu beglücken und zu erziehen; woran er scheiterte, war die Unvollkommenheit seines Menschentums; er vermochte das vorgestellte Maß seiner selbst nicht mit sich auszufüllen; die aufgeblasene Hülle platzte. Roselieb sieht seine Tragik darin, daß er sich suchte und nicht Korsika, daß er das Land befreien wollte und es knechtete. Charakter und Natur stehen in diesem Buche in vollem Einklang, so daß die Natur, das wilde Bergland von Korsika, den Volkscharakter verständlich macht. Wie die Welt der trotzigen Felstürme und Gesteinslabyrinthe, so ist das Leben dieses Volkes zerklüftet durch den Hader der Clans, denen die Blutrache noch heiliges Gebot ist; wie die Macchia für den Fremden weglos, undurchdringlich ist, so steht der stammfremde König verständnislos und unverstanden vor der Masse des Volkes. Es steckt ein erstaunlicher Fleiß in dem Werke, eine geduldige Kleinarbeit und eine seltene Beobachtungsgabe. Jedes Wort soll helfen, eine Stimmung, eine Bewegung sinnlich zu machen; die Sätze muten fast artistisch an, so sehr sind sie auf den Ausdruck hin durchgearbeitet. So setzt sich jede Seite des Buches aus hundert Beobachtungen mosaikartig zusammen und die Sinne des Lesers müssen unaufhörlich gespannt sein, wenn sie die Fülle kleiner und scharfer Eindrücke aufnehmen wollen. Dagegen ist die Novelle Der Schalk in der Liebe (1923), mit der Roselieb etwas psychologisch und künstlerisch Feines leisten wollte, mißlungen. Es begegnen sich ein Arbeiter, der von unten kommt und durch Schulen empor will in andere „Klassen" hinein, und eine Offizierstochter, die durch den Ausgang des Krieges nun nach unten gegen die Arbeiterklasse gedrängt wird. Nun, der „Schalk" waltet in dieser Liebe, und wie zu erwarten war, finden sich die beiden. Dem gestellten Problem der Klassenunterschiede wird ausgewichen. Der Inhalt mutet trotz der neuen Zeit mit ihren veränderten Standesbegriffen nicht eben geschmackvoll an und die Charaktere sind wenig ansprechend geschildert; fesselnd aber ist die Darstellung. Weit mehr erfreut die Novelle Die Mahd. Der Erzähler behandelt hier den Kampf zwischen alt und jung, Bestand und Neuerung, also ein Lieblingsthema unserer modernen Dichter, die damit besonders bei der Jugend offene Herzen finden, weil sie sich von ihnen verstanden fühlt und ein Fundament gewinnt für ihr Neuland. Roselieb schenkt uns einen solchen Ausschnitt von Reibung, Zerwürfnis und Lösung zwischen seinem Bauernvater und einem in der Stadt erzogenen und von städtischen Grundsätzen durchdrungenen Sohn. Feine Kunst der Charakterisierung und stilistische Meisterschaft fesseln den Leser gleich von Anbeginn. Besonders plastisch und doch mit einfachsten Mitteln ist der alte Bauer Peter Bergup gezeichnet: fanatische Treue bindet ihn an seinen Besitz; er ist schlau, mißtrauisch, doch gerade, echt und konsequent, ein famoser Charakterkopf. Aber auch sein Sohn Anton, der an Stelle des gefallenen Ältesten von seinen Studien weg Erbe des Heimathofes werden soll, hat väterlichen Verstand und Willen, nur ist er neuer Richtung und möchte sein Erbe industriell auswerten. Mit zäher Verbissenheit kämpfen die beiden Männer um ihre Meinungen. Der Jüngere siegt und der Bauer wird ein Opfer der Gewalt, die er braucht. Sehr gut und mit leisem Humor, der auch sonst hervorlugt, ist die Tochter Marie gezeichnet. Sie hat gehofft, Hofbesitzerin zu werden, wenn ihr Bruder verzichtet. Nun aber muß sie vor Anton zurücktreten.

In dem Roman Meister Michels rätselhafte Gesichte (1925) verficht Roselieb eine volkserzieherische These von hohem Werte. Das Gerücht von einer geheimnisvollen Erfindung taucht auf, von den einen als Betrug, von den anderen wieder als zukunftsreiche, geniale Erfindung angesehen. Der mit der Aufklärung betraute Kriminalkommissär Pitt Schulz gerät während seiner Nachforschungen in den Bann

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übersinnlicher Mächte, die ihm immer wieder neue, „rätselhafte Gesichter" des ebenso rätselhaften Urhebers vorgaukeln. Aber dieser Weg durch Krankheit, Erfüllung und Enttäuschung läßt den Helden aufwachsen zu einem neuen, wesenhaften Menschen. Roselieb führt in diesem Buche in okkulte Gebiete, ohne okkultistisch zu werden, schaut hinter die Dinge, ohne Spiritist zu sein; aus dem Rätseldunklen spürt er die religiöse Urkraft des Menschen, das Schöpferische, das Göttliche. Pitt Schulz hat auf der Suche nach dem Erfinder in dessen Tochter, die ihm den Vater selbst in die Hände spielt, auch die Braut gefunden und obendrein die Erkenntnis gewonnen, was dem deutschen Volke allein Rettung bringen kann, nämlich mit demütiger, selbstloser Hingabe seinem Volke dienen, dessen eingedenk, daß der Mensch einer höheren, überweltlichen Macht verbunden ist, die seine Geschicke leitet, sich der Mitschuld am Unglück seiner Nation bewußt sein und darum in Demut freiwillig sühnen wollen. Von dieser Hinsicht erwartet er den Aufstieg Deutschlands, nicht aber von der angeblichen Erfindung jener geheimnisvollen Kraftwellen, womit Deutschland die Heere seiner Feinde vernichten und eine ungeahnte Blüte der Industrie und Landwirtschaft schaffen kann. Kristallhell ist alles in dieser rätselhaften Geschichte, bis in die Nebensätze der mächtigen, geistvollen Schilderungen, wie etwa der des Theatererlebnisses, geistig geformt. Der Verfasser entrollt ein anschauliches Zeitgemälde mit stark satirischem Einschlag und entwirft ein Bild Berlins, wie es sein Straßenverkehr und das Leben in den Armeleutevierteln und in den Bars bietet, mit unleugbarer Künstlerschaft gemalt. Kurz ein über die Kriminalromane hinausragendes Buch. Nicht ganz gelungen ist die Hauptperson Pitt Schulz; die Mischung von Ahnungen, Visionen mit Alltagsnüchternheit verwirrt den Leser und mit Herz möchten wir gerne die vielen Reflexionen und Belehrungen missen. Jedenfalls ist in Roselieb neben dem Dichter ein grüblerischer Kopf an der Arbeit und seine Perspektiven sind immer noch größer als sein Werk. Der Erfinder zeigt eine Verwandtschaft mit dem Fürsten Myschkin Dostojewkis.

Mystisch-okkultistisch ist auch der Roman Die liebe Frau von den Sternen (1925). In einer geheimnisreichen Nacht wird eine kleine Fischersfamilie in den Wirrwarr eines Aufstandes verwickelt. Auf der Flucht aus ihrem brennenden Häuschen gelingt es ihnen, eine kleine Rheininsel zu erreichen, auf der sie aber in die Hände der revolutionären Arbeiter gelangen. Da erstrahlt, während der Kampf weiter tobt, ein wunderbares Sternbild am Himmel. Die Gottesmutter steigt von den Sternen auf die Erde herunter und nimmt in der Gestalt der armen, unglücklichen Fischerin, die eben in der Kapelle betet, teil an den Geschehnissen der Nacht. Sie lebt nun das leidvolle Leben der Menschen, wird Gegenstand der Zudringlichkeiten des „Krüppels", des jungen Barons, der sich den Aufständischen angeschlossen hat und im Ringen mit den Leidenschaften der Revolution, die ihre Ideale vergißt, und mit der Frau, die er für die Fischersfrau hält und die sein Blut in Wallung bringt, endlich zu jener Höhe emporsteigt, die alles Leid, auch das angeborene, besiegt in triumphierendem Gesang. Maria als die Fischersfrau wird mit dem Fischer von dem Baron vor das nächtliche Kriegsgericht geführt, dessen Verlauf nach der Erklärung des Verfassers den Beweis erbringen soll für die „Unmöglichkeit einer zugleich allseitigen und irdischen Gerechtigkeit" sowie für die notwendige Abhängigkeit des irdischen Rechtes von den Lebensinteressen der Volks- und Parteigruppen. Der verkrüppelte Baron übernimmt die Verteidigung der Fischersleute. Das Urteil lautet: der Fischer, die Fischerin müssen sofort die Gegend verlassen. Während nun diese sich anschicken, dem Urteilspruche nachzukommen, rückt die weiße Armee an und bei der nun folgenden Schießerei findet der Fischer den Tod; der Baron aber und die Fischerin retten sich auf die Insel. Da wiederholt sich das Wunder, und als die Fischersfrau aus der Ohnmacht erwacht, wird sie des Barons Frau. Wie immer zeigt sich Roselieb auch hier als Meister der Erzählungskunst; die Handlung ist spannend, in der Gerichtsszene, die freilich zu breit ausgesponnen ist, und auch sonst oft hochdramatisch. Man wird sich freuen, daß ein Dichter wieder einmal den Versuch machte, das irdische Geschehen mit dem Überirdischen in Verbindung zu bringen, und kann in der eigenartigen Fabel die Idee dargestellt sehen, daß die Liebe, die von oben kommt, die Menschheit allein aus aller zeitlichen Wirrnis und Trübsal heraus zum Frieden der Seele und damit auch zu einem bescheidenen Glücke auf Erden führen könne, und dennoch kann das Buch nicht volle Freude im katholischen Leser auslösen. Schon die Übertragung der Eigenschaften der Fischersfrau, selbst da, wo das Sexuelle hineinspielt, auf die Gottesmutter ist nicht geschmackvoll; bedenklich aber ist der Roman dort, wo das religiöse Gebiet betreten und eine Mariologie vorgetragen wird, die in mystisch-okkultistische Zusammenhänge, selbst in das Pantheistische und Heidnische sich verirrt. Der Dichter nennt das Buch eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart. Eine Legende ist sie nicht, dagegen spricht schon die expressionistische, übersteigerte Art der Darstellung und diese Überhitzung mag den katholischen Dichter zu den erwähnten Verirrungen im Mariologischen verleitet haben.

Lieber greifen wir nach Roseliebs Spanienbüchern, einer Frucht seines einjährigen Studienaufenthaltes in Spanien. Von diesen gehören die Spanischen Wanderungen (1926) nicht rein der schönen Literatur an, unterscheiden sich aber in der Anlage merklich von allem, was an Reiseliteratur über Spanien vorliegt. Insbesondere bietet der zweite Teil des Werkes vieles recht Schöne, das weite Verbreitung verdient. Nur wenige Schriftsteller sind so tief in das Geheimnis der historischen Städte Spaniens eingedrungen. Der erste Teil des Werkes aber erfüllte nicht die Erwartungen, die man hegte. Es finden sich in seiner geschichtlichen Übersicht viele Verzeichnungen, die den Katholiken zum Widerspruch reizen. Er hat nicht, dem Beispiele des herrlichen Alban Stolz folgend, unbekümmert um die Meinungen der Welt, gezeigt, was uns allen Spanien bedeutet, das wunderbare katholische Spanien, das trotz aller Fehler doch eine der anziehendsten Erscheinungen der Gegenwart bleibt. Formen die „Wanderungen" ein Bild des spanischen Volkes in seiner Gesamtheit, so machen wir in den beiden Novellenbänden „Rot-Gelb-Rot, Geschichten aus Spanien" (1925) die persönliche Bekanntschaft des einzelnen Menschen. Nicht bloß die Einführungslegende „Wie Gott den Kastilier wachsen ließ", wo nacheinander die typischen spanischen Stände auftreten, sondern fast alle Geschichten behandeln einen Sondertyp aus dem unerschöpflich reichen spanischen Volksleben aller Gaue

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom schroffen gebirgigen Norden bis zum glutheißen afrikanischen Süden. Stolze Frauen und kühne Abenteurer, Schmuggler und Bettler, Tänzerinnen und Zigeunerinnen, Stierkämpfer, Fischer, Hirten, Landbewohner, Büßer, Priester, das ganze Volk in Tagen heiterer Fröhlichkeit, festlicher Erregung, wie auch ekstatisch entflammt in reuevoller Buße, all das wird in abgeklärter, einsichtsvoller Sprache alles miterlebend, dargestellt. Landschaft und Handlung, Bezauberung der Sinne und der Seele, Glut der Sonne und heiß wallendes Blut in den Adern der Menschen werden verwoben ineinander, bilden eine unlösliche Einheit. Nur in spanischer Landschaft, in der Jahrhunderte alten spanischen Tradition können solche Gestalten wachsen, wie Roselieb sie zeichnet. Als novellistische Kabinettstücke nennen wir „Drei Frauenschicksale aus Barcelona", „Zwei Deutsche", die den Gegensatz von deutscher und spanischer Art in fein pointierter, weisheitsvoller Zucht zeigen, „Der Tintenfisch" und als ein Meisterstück ganz eigener Art die Tiergeschichte „Der Barbar", ein vollauf gelungener Versuch, rein aus der Tierseele heraus, ohne menschliche Maßstäbe hineinzutragen, eines Tierlebens Sinn und Ziel zu erklären.

Einen guten Klang in den deutschen Landen hat der Name des hohenzollerischen Pfarrers Hermann Herz (geb. 1874 in Weildorf, Hohenzollern, Pfr. in Dettlingen). Groß sind seine Verdienste, die er sich als Generalsekretär des Borromäus-Vereins, als Herausgeber der allbekannten, vortrefflichen Zeitschrift „Bücherwelt", als Kritiker und Essayist und durch die Bearbeitung der Abteilung „Schöne Literatur" in dem „Literarischen Ratgeber der Bücherwelt" erworben hat. Herz ist aber auch ein Literat von Gottes Gnaden, der als Lyriker seiner Leier zarte und heitere Weisen zu entlocken und als Epiker anmutig und fesselnd zu fabulieren weiß. Nicht komplizierte Themen oder psychologische Spintisiereien sind es, die er behandelt, sondern Erlebnisse aus dem Alltag oder dem priesterlichen Wirkungskreise. Sein Beruf gibt ihm Gelegenheit, das Wohl und Wehe des Volkes genau kennen zu lernen, und als Dichter weiß er es in seinen Erzählungen anschaulich zu formen. Neben einer plastischen Gestaltungskraft besitzt er auch die Gabe scharfer Beobachtung und künstlerischer Darstellungsart. Es ist gesunde, schmackhafte Kost, die er den Lesern bietet. Wie Gotthelf, Hebel, Stolz, Hansjakob hat er eine Vorliebe für ländlich-völkische Dinge und dies zeigt uns, daß seine Kraft im heimatlichen Boden wurzelt. Immer aber lacht uns aus seinen Erzählungen der freundliche Schwabe entgegen, der auch die Tragik mit goldenem Humor zu übersonnen versteht. Und noch eines: Es ist die für viele noch ziemlich unbekannte, für alle aber interessante Gedanken- und Arbeitswelt des katholischen Seelsorgers, in die er den Leser führt. Als feiner Beobachter und prächtiger Schilderer zeigt er in einigen seiner Erzählungen, wie der seelsorgerische Lebensreichtum und die katholisch-metaphysischen Lebensspannungen vom Dichter ausgenützt werden sollen. So bebaut Herz ein Feld, auf dem ihm Sheehan („Mein neuer Kaplan") und Federer („Jungfer Therese") vorausgegangen sind.

Schon mit seinem ersten, unter dem Decknamen Johann Driggeberger veröffentlichten Buche „D'rr Garribaldi und zwei andere Erzählungen" (1910) machte er aufhorchen. Von den drei Erzählungen ist die erste eine Dorferzählung, in der das Menschentum mit seinem Schicksal das Hauptinteresse gefangen nimmt und das Landschaftliche nur die Färbung gibt. In dieser Erzählung webt eine Jugend und Fülle, eine Bodenständigkeit und Urwüchsigkeit, eine Derbheit und Gutmütigkeit deutschen Bauernwesens, wie es sich seit dem siebzehnten Jahrhundert erhalten hat. Das Buch ist eines der Meisterwerke der schwäbischen Dichterschule. Köstlich sind auch die beiden anderen Stücke des Bandes, die Wanderungsschilderung Pauper studiosus sum, peto viaticum! und „Wie die Storchheimer zu ihrer neuen Kirche gekommen sind". Kurzweilig, vom Leben erfüllt und von Humor durchschienen ist auch das Buch „Wandlung und andere Erzählungen aus geistlichem und weltlichem Leben" (1916, 2. A. 1919). Abseitiges Geschehen, wie es in den Landpfarreien aus der Eigenart der Persönlichkeiten und der Umwelt blüht, ist hier künstlerisches Erlebnis geworden. So bringt die Titelnovelle eine klare und ehrliche Darstellung eines jungen Priesters in Berufslust, Enttäuschung, Seelenqual und Überwindung. Es ist der Josef Arbogast, ein unerbittlich strenger Priester, der in seiner Wasenrieder Gemeinde gegen jedes, selbst harmlose Vergnügen mit aller Energie auftritt. Doch umsonst. Da wird er an das Sterbebett seiner alten Mutter gerufen. In einem letzten Gespräch führt sie ihm das Törichte seines Eifers vor die Seele, mahnt sie ihn zur Milde und Duldung, vor allem zur Geduld, wenn es mit der Arbeit in seiner Gemeinde nur langsam vorwärts geht. Damit setzt die Wandlung bei dem Sohne ein. Er kehrt in seine Gemeinde zurück, muß manches sehen und hören, was ihn früher von Sinnen gebracht hätte, erblickt aber jetzt das Bild der verklärten Mutter vor sich, vernimmt ihr Wort, bezwingt das emporwallende Blut und lernt dulden und warten. In der zweiten Erzählung „Verbauert" bricht Herz eine Lanze für den oft bespöttelten „verbauerten" Landgeistlichen und in dem frischen, humorvollen Schlußstück „Zwei Tag im Regenwetter" zeigt er, welche Natur- und Seelenkraft noch immer in einem Volk wie dem Mittenwälder beschlossen liegt. Aus persönlichen Erinnerungen und dem Einschlag landschaftlicher Stimmungen wob der Dichter das feine und vergnügliche Geschichtchen „Der Herr Professor, eine kleinstädtische Geschichte". (1924, 2. A. 1924). Ein einfaches und doch reizvolles Menschenschicksal, mit seiner Lust und seinem Leid, wird hier mit humorvoller, echt schwäbischer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Behaglichkeit geschildert. Der Held ist ein unbekannter Professor, der aus Köln in das gemütsvolle Schwabenstädtchen als Leiter einer neu eingerichteten Knabenschule kommt. Voll von Geheimnissen ist seine Persönlichkeit, voll von Andeutungen sein Wirken. Und die ganze Schuljugend bemüht sich, die Rätsel zu lösen.

Ein Buch, aus dem der Theolog, der Priester, aber auch der Laie, der für das Reich Gottes auf Erden auch sein Scherflein beitragen will, großen Nutzen lesen kann und das wir daher aufs wärmste empfehlen, ist Peter Schwabentans Schaffen und Träumen. Der erste Band ist „Vikar und Preßhusar" (1921), der zweite „Der rote Kurat" (1926) betitelt. Was der Verfasser während seines eigenen Priesterlebens geträumt, erfahren und geschaffen hat, ist ihm hier zu einem Roman gereift, in dem er seinen Helden eine zeitgemäße, gesündeste Pastoral ausüben läßt. Das Leben eines schwäbischen Priesters, der, das Herz voll Berufsfreude und Schaffensdrang, mit sich selbst und seinen Mitmenschen zu kämpfen und zu ringen hat, um seine Ideale zu verwirklichen, zieht an uns vorüber. Zu den theologischen Problemen, die sich ihm aufdrängen, kommen, als er in das journalistische Leben eintritt („Der Preßhusar"), die pastoralen, sozialen, politischen und kulturellen Aufgaben. Sein soziales Mitgefühl für alle, die auf der Schattenseite des Lebens sich mühsam abquälen, treibt ihn im Industriegebiet zu den Arbeitern, denen er im politischen Kampf unerschrockener Führer und geschickter Verfechter ihrer Idee und Ziele wird. Peter Schwabentan ist ein ganzer Charakter, ein junger Priester, wie er in der heutigen Zeit, insbesondere in der Seelsorge der Großstadt mit ihrem Klassenhasse, Intrigen und ihrer Nervenanspannung, so sehr notwendig ist. „Keiner, der seine Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes." In diesem Sinne tritt er vor die Frühjahrskonferenz seiner geistlichen Mitbrüder und geht er an die praktische Durchführung. Er verlangt und erwirkt katholische Abgeordnete in seinem Bezirk, er wandelt und wirkt unter den „Genossen", gründet Zirkel und Bibliotheken, klopft bei den Kranken an, gibt seinen letzten Groschen den Armen, predigt, betet und arbeitet. Sein Leben verzehrt sich im Dienste Gottes und Intrigen tun das Übrige; er ist jung, steht aber am Ende seiner Kraft. Die Nerven versagen und er muß beurlaubt werden. Er wandert aufs Land. Vor dem Kirchlein, dem er zustrebt, Kreuzwegstationen. Er kann nicht mehr schaffen, nur träumen; er fühlt sich zerschlagen, unnütz, erfolglos. Schließlich rafft er sich auf: „Was hat Christus geerntet, solange er leiblich auf Erden wandelte? Und wie steht sein Saatfeld heute? Willst du mehr als er? Ist der Jünger über dem Meister?" Mit frohem Zukunftshoffen betritt er seine einstweilige Ruhestätte. Deus providebit. Der Herr wird sorgen. Das alles wird vom Herzen herunter erzählt. Charakterköpfe aus Klerus und Volk, Originale und Sonderlinge, alle plastisch gestaltet, stellt kecker Griff ins Leben um den jungen Peter Schwabentan und über allem liegt der warme Glanz eines in Gott und seinem Dienste geborgenen kindlichen Gemütes. Nichts ist gemacht, alles ist gewachsen aus eigenstem innerem Erleben und zur Höhe wertvoller Typik erhoben. Bewundernswert ist auch der Bilderreichtum und die duftig zarte Kleinmalerei besonders dort, wo die Menschenseele mit der Natur in Zusammenklang gebracht wird. Herz erkennt in Alban Stolz, dem berühmtesten Volksschriftsteller Badens im neunzehnten Jahrhundert, einen Geistesverwandten und so hat er denn auch in dem Buche Alban Stolz ein klares Bild von dem Schaffen und Wirken dieses ganz einzigen Mannes entworfen (1908, 2. A. 1920). Er schildert dessen Lebenslauf, zeichnet die Originalität des Schriftstellers, den Volksfreund, den Politiker, den Menschen und Dichter. Die Verhältnisse in Baden in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bilden den Hintergrund und eine Auswahl aus den Schriften des Alban Stolz den Anhang des vortrefflichen Buches.

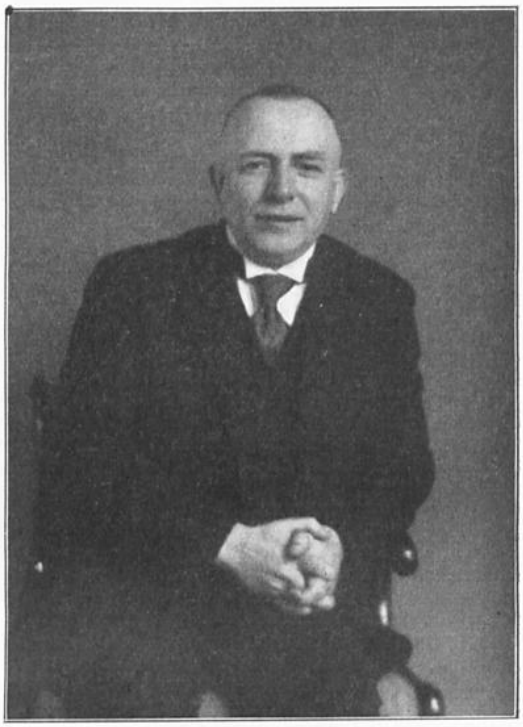
Hermann Herz.

Ein Gegenstück zu unserm jungen Schwabentan ist der Herr Johannes, von dem uns Ludwig Mathar in seinem jüngsten Roman so viel Gutes und Schönes zu erzählen weiß. Es ist eine ganz prächtige Gestalt, dieser Pastor im Venndorf Kaltenscheidt im Vonschäuer Lande, das Vorbild eines katholischen Pfarrers. Naturverbunden und klug leitet er das Geschick seines Ortes und seiner Bewohner. Nach außen hin erscheint er rauh und polternd, aber die rauhe Schale birgt einen weichen, grundgütigen Kern. Ein kindliches Herz schlägt in der Brust des Greises, das von jeder seelischen und leiblichen Not der Menschen aufs tiefste berührt wird. Immer bereit zum Geben und Trösten, kann er auch durch die bitterste Enttäuschung nicht von seinen liebevollen Mühen und Plagen abgebracht werden. Das einzige Bett des Gast-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zimmers verschenkt er an eine arme, kinderreiche Familie. Unter Einsatz seines ganzen persönlichen Vermögens baut er seiner Gemeinde eine neue Kirche. Stets ist er umgeben von einem Kreise geweckter Dorfbuben, die er zum Studium vorbereitet. Sein lebenbejahender Humor und seine tiefe Gläubigkeit helfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Es ist ein schönes, wirkungsvolles und fesselnd geschriebenes Buch, voll echten Volkstums und landschaftsgebundener Kraft.

Hier sei auch das Buch Der Pfarrer von Lamotte (1930) genannt, von dem Helene Haluschka ein Lebensbild entwirft. In einem weltabgeschiedenen Juradorfe an der schweizerisch-französischen Grenze, von seiner ganzen Gemeinde verehrt, wirkt der alte Pfarrherr, der fest und breit auf der Erde steht, aber eine Seele von Mann, der sein letztes Hemd hinschenken würde für seine Gemeinde. Neben ihm regiert im französischen Nachbardorfe eine protestantische Lehrerin, gleich dem Pfarrer aufgehend in der Sorge und Hingabe an die einfachen Menschen der Berge. Haluschka bindet sich nicht an die herkömmliche Form des Romans, sondern erzählt in einzelnen Kapiteln in einfacher, aber lebensprühender Sprache in köstlicher Frische und volkstümlicher Kraft, verklärt von einem erdennahen Humor, was sie beobachtete und kennenlernte. Sie nennt dieses ihr Erstlingswerk ein „Buch der Versöhnung", denn, sagt sie, was Menschen wie der alte Pfarrer und die „Regentin", trotz ganz verschiedenen Alters, trotz verschiedener Rasse und Heimat, trotz verschiedener Kirche „in ihrer Liebe zu Gott und den Menschen vermögen, grenzt ans Wunderbare; sie gaben mir die felsenfeste Überzeugung, daß ein paar solche Menschen genügen würden, um der Welt jenen Frieden zu geben, von dem der Heiland spricht." Haluschka schrieb das Buch während des Weltkrieges, dessen Schrecken sie hart trafen. Ihre Mutter ist eine Französin, der Vater ein Deutscher; der Gemahl diente in der einen, der Bruder in der anderen Armee. „Und doch war ich voll Liebe für meine beiden Heimatländer, ganz durchdrungen von ihrer beiden Kultur."



Ludwig Mathar.
Phot. Aug. Sander, Cöln-Lindenthal.

Eine ganz verinnerlichte Priestergeschichte, aber ganz menschlich in ihren Begebenheiten dargestellt, in sorgfältig gepflegter, bildhafter, auch abgegriffenen Worten einen neuen Klang gebender Sprache erzählt uns Johannes Kirschweng, ein Saarländer und trierischer Priester, in seiner feinen Novelle Der Überfall der Jahrhunderte (1928). Es ist die Geschichte eines Kaplans, eines Menschen von Geist, Gemüt und seelischer Tiefe, der aber nach seinem eigenen letzten Worte hätte „tapferer sein müssen". So zerbricht er physisch an einem sonderbaren Erlebnis, mit dem ihn die „Jahrhunderte überfallen". Das Buch ist geschwellt von der geheimnisvollen Tragik oder besser Schicksal des Priestertums, das uns mit hoher Ehrfurcht vor den Geweihten des Herrn erfüllen muß.

Fluch über einen oberflächlichen „Optimismus", denn Gottes Sohn selber mußte zur Erde herabsteigen, um die Menschheit von der Schuld und Erbschuld zu erlösen. Das, sagt M. Rockenbach in seinem hymnenartigen Aufsatze, ist der Grundton der Dichtungen, die uns Karl Borromäus Heinrich (geb. 1884 zu Hangenham in Oberbayern, lebt im Auslande) schenkte. Fluch auch über einen ungläubigen „Pessimismus", denn Christus hat die Welt erlöst; das ist der tragisch gedämpfte, aufsteigende, hoffende Jubelton, den Heinrichs Dichtungen unausgesprochen wie die Reinheit vergrollter Gewitter der Seele befreiend zurücklassen. Wir verstehen die Verherrlichung, die M. Rockenbach und Eduard Schröder, dem wir eine Auswahl aus den Werken K. B. Heinrichs mit einer Einleitung über dessen Werden verdanken, dem Dichter K. B. Heinrich gewidmet haben. Denn wir wandeln in dessen Büchern im Bezirk der reinen Kunst. Die Überfülle an künstlerisch nicht gestaltetem Stoff, die im modernen Roman mitgeschleppt wird, fehlt hier gänzlich. In Heinrichs Dichtungen überwiegt zunächst das Schicksalhafte, in das zumal das Leben höchster Kultur verflochten ist, wohl sind es Menschen, von Gottes Gnade abhängig,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

später sind es Heilige, die in Gottes Gnade leben und glücklich sind. So kam Heinrich zu den Heiligenlegenden. Er ist ein Wortkünstler von schlankem, edlem Gehaben der Sprache. Sein früher an Thomas Mann gemahnender feiner Stil formte sich immer mehr zu der volkstümlichen Sprache, die ein Zeichen tiefer Verwurzelung mit den selbstverständlichen Kräften des Volkstums und des Glaubens ist.

K. B. Heinrich schrieb als Erstlingswerk eine autobiographische Erzählung Karl Asenkofer (1907), deren Schluß zwar mißfällt, der im ganzen aber gute Qualitäten aufweist. Er schildert darin aufrichtig und mit Takt die Abkehr von dem katholischen Milieu seiner Jugend, setzte jedoch in beiden Bänden seiner treuen Mutter ein menschlich und dichterisch schönes Denkmal. Es folgte der Roman Flucht und Zuflucht (1909), dann bringt der Roman Menschen von Gottes Gnaden (1910) eine völlige Umkehr. Nicht mehr das Individuum ist das Maßgebliche, sondern die Idee. Wenig äußerliche Handlung, subtiles Seelenleben, mystische Glaubens- und Liebesglut und ein trauriges Ausklingen, so kann man den Inhalt des Buches kurz angeben. Es handelt sich um die Schicksalsidee, um Verwandtenliebe und den christlichen Sühnegedanken. Baron Fritz Fangart gehört zu den Menschen von Gottes Gnaden, das heißt, er stammt aus ältestem Geschlecht. Sein Dasein ist unfruchtbar und außerdem ruht auf ihm ein Fluch. Seine Mutter wurde nämlich von ihrem Halbbruder, dem französischen Leutnant Miéville, geliebt und nach ihrer Vermählung mit Baron Fangart ging ein „Schrei der Sehnsucht" nach ihr, dem nahverwandten Blute, aus. Obwohl Miéville seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Baronin Fangart damals nicht kannte und in jene Sehnsucht nicht einwilligte, sucht er sie aufs strengste zu sühnen und tritt kurz nach der Geburt des Baron Fritz in einen Orden ein. Fritz gleicht in geheimnisvoller Weise seinem Oheim, nicht aus der verwandtschaftlichen, sondern aus einer inneren Seelenverwandtschaft heraus. Den früh Verwaisten nimmt Miéville, der nachmalige Pater Bonaventura, in seine Obhut und umgibt ihn mit zärtlichster Sorgfalt. Der Knabe reift zu statuenhafter Schönheit heran, in der der Glanz längst versunkener Geschlechter wieder auflebt. Aber seine Seele ist kalt und unfruchtbar. Seines Mangels bewußt, ringt er nach Liebe, die er nicht zu nehmen und nicht zu geben vermag. Er verliebte sich in sich selbst und fand nicht mehr den erlösenden und beglückenden Weg zum Du. Trotz seiner Hingabe an die Autorität der Kirche ist er, mechanisch dahinlebend, zu einer innerlichen Erfassung des Glaubens nicht gekommen. Er stirbt auf einem Südtiroler Besitz den Tod eines scheuen Tieres. Dem mit ihm versinkenden Geschlechte von Gottes Gnaden steht der Mensch von Gottes Gnaden, der gläubig liebende und ausharrende Miéville Bonaventura gegenüber, das dürfte wohl der Sinn des Buches sein. Antike und romantische Elemente, die Idee von Schicksal und Schuld sind in diese Dichtung verwoben. Der Gedanke von der Gewalt des Schicksals wird in wirkungsvoller Weise betont, und wenn es auch im Gegenständlichen bis ins Christliche erweitert ist, indem die Wirklichkeiten des kirchlichen Lebens als solche in das Weltbild einbezogen sind, so ist doch das, was die Handlung vorwärts treibt, nichts anderes als ein dunkles Verhängnis. Vergeblich fragt sich der Leser: Welche Schuld sühnt Miéville? Gesteht er doch selbst: „Nichts aber ist geschehen, was sündhaft wäre." Gerichtet werden wir ja doch nur für das, was klar und voll erkannt in der Helle meines Bewußtseins lebte.

Dr Karl Borromäus Heinrich.

Auch in dem Buche Florian (1922), der reifsten Schöpfung des Dichters, treten die Motive der Schicksalstragödie an die Stelle lebendig pulsierender Psychologie. Florian ist der Sohn eines Menschen, der seine ihm angetraute, noch sehr junge Frau zur Liebe zwang, bevor sie „erwacht" war. Dafür haßt sie ihren Mann und verläßt ihn gleich nach der Geburt des Kindes, um irgendwo ihr eigenes Leben zu leben und Liebeserlebnissen nachzujagen. Dann aber, beim Tode des Vaters heimkehrend, erkennt sie im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jüngling den Mann und auch Florians Wünsche kreisen frevelhaft um die Mutter. Darüber wird sie wahnsinnig. Er selber aber, zu stolz seine Gedankengänge zu beichten, taumelt in noch tieferes Verderben. Er widerstrebt der Gnade. In Genf lernt er ein Mädchen kennen, das das Ebenbild seiner Mutter ist und in die er sich leidenschaftlich verliebt. Auch sie liebt ihn herzlich, doch nicht mit den Sinnen und nur widerstrebend wird sie seine Frau. Sie fühlt eine eigenartige Scheu vor ihm und flieht, trotzdem ihre Liebe unvermindert fortdauert. Durch seine Eifersucht schwillt sein Haß riesengroß an. Er wünscht seiner Frau mit heftiger Inbrunst den Tod. Nur durch die Fürbitte der Mutter, die durch Renates Sorge vom Wahnsinn genesen, wird er von ihr abgewendet. In diese Verwirrung bringt die Mutter grauenhafte Enthüllung: Ihres Sohnes Frau ist ihre in einer ehebrecherischen Liebe erzeugte Tochter, also seine Schwester. Nun endlich — auf dem Gipfel seines Elendes, entringt sich das Bekenntnis seinen Lippen und er sinkt bald darauf unter der Wucht seines furchtbaren Schicksals tot zusammen. So führte Gottes Gnade den Widerstrebenden, wenn auch durch Abgründe, dennoch zum Heil. Diese Häufung von absonderlichen Zufällen und häßlichen Verbrechen wäre unter der Hand eines weniger sicheren Könners leicht zu übelster Kolportage-Romantik entartet. Hier aber fesselt den Leser die sorgsame Durchführung der Idee von der Ohnmacht der Menschen und dem Wirken der Gnade. Wir sind eingespannt in das Netz der göttlichen Vorsehung und nie können wir gegen sie bestehen. Aus den lapidaren Sätzen mancher Szene weht uns, wie Aulke bemerkt, eine Ahnung jener Ödipodeischen Schauer an, die den Leser über die Jahrtausende hinweg aus dem Werke des großen Griechen umwittern, schicksalsträchtig wie am ersten Tag.

Wie in den beiden eben genannten Romanen bildet auch in der Dichtung Kasimir, die Heinrich eine Novelle nennt, der Fluch der Loslösung des Individuums von Gott das Kernproblem. Kasimir, eine liebenswürdige, zarte Natur, „ganz Seele", voll tiefer, liebender Hingabe an Gott, verliert sein seelisches Gleichgewicht, indem er sich seelisch ganz der Liebe zu Sidonie hingibt, einem feinen, durchgeistigten Mädchen. Wie Kasimir in seiner Hingabe nicht maßhalten kann, so fühlt er die Gottverbundenheit schwinden, er glaubt Sidonie mehr lieben zu sollen als Gott. Eine Verdächtigung seiner Gesinnung gegenüber Sidonie durch einen Spion und seine Verhaftung an der deutschen Grenze raubt ihm vollends die seelische Ruhe; er schließt einen Teufelspakt um Sidonie, sieht sie wieder, beide sterben in seelischer Zerrüttung. Die Handlung spielt während des Krieges in der Schweiz in Politiker- und Diplomatenkreisen und der Donner des Weltlebens brandet in die subjektive Problematik des unerhört verfeinerten Kasimir.

Zeigte K. B. Heinrich in den genannten Werken, wie Menschen vom dunklen Blut, vom Schicksal getrieben, zerbrechen, so lösen sich in den unter dem Titel Der heilige Johannes von Kolombini (1927) veröffentlichten Menschen von der Bindung menschlicher Enge und gründen ihre Seele ganz in Gott, werden Heilige. Zehn weniger bekannte Heiligenlegenden sind in diesem Buche aufs glücklichste novellistisch bearbeitet. Der Verfasser sucht Heroengestalten aus verschiedenen Epochen der Ruhmesgeschichte des Christentums unserer Zeit nahezubringen. Es sind Menschen, die immer mehr die Torheit des Kreuzes, Armut, Niedrigkeit, Demut als tiefste Lebensweisheit empfinden und danach leben. Feine psychologische Darstellung macht diese Abwendung von der Erdenliebe begreiflich, zeigt auch, wie sich nach und nach die Fäden lösen, die sie noch mit der Welt verbinden und von Gott trennen. Die Geschichten von den Heiligen Cyprian, Justina und Kolombini, der als moderner Kornwucherer gezeichnet wird, sind wahre Kabinettstücke. Schlicht und innig ist die Sprache, ähnlich alten Legendenbüchern, zugleich fein durchgeformt, freilich hie und da zart wie gesponnenes Glas. Enge schließen sich an dieses Buch die Marienlegenden an, von denen Heinrich unter der Aufschrift Maria im Volk (1927 und 1928) mehrere auswählte und neu faßte. Er erzählt von dem mütterlich liebreichen Helfen der Gottesmutter zu allen Zeiten, in allen Ländern und in jeder Not. Sein schlichter, herzenswarmer Ton, aus dem so viel Innigkeit und Liebe klingt, macht alles, was er erzählt und sei es auch das Unscheinbarste, zu quellfrischer Poesie.

Zwei Urerlebnisse gestaltet Armin T. Wegner (geb. 1886 in Elberfeld, lebt in Berlin) immer wieder: das viele Gesichter tragende Schicksal, das des Menschen eigenste Schöpfung, die große Stadt, in sich birgt, und das in ebensoviel Formen mögliche Glücksgefühl, mit dem die heute geöffnete weite Erde alle Menschen erfüllen könnte, gäbe es nicht Weltleid und Weltnot draußen, drinnen aber in der Menschenseele das Leid und die Not der Herzenshärte und des Machtrausches. Lebenswille und Lebenstrotz, eingebettet in Schwermut und Wehmut künden daher Wegners Dichtungen, die in ihren Anfängen zur Art der Expressionisten hinneigen, später aber Eigenart zeigen.

Er ist Pessimist und, wie er von sich selber sagt, immer ein Empörer gewesen, „gegen die Eltern, die Lehrer, die Liebe, den Staat". Weit hat ihn seine Unzufriedenheit und innere Unruhe in der Welt herumgetrieben und oft hat er seinen Beruf geändert. „Als Landfahrer sah ich im Fluge ganz Europa und die Küste von Afrika. Wo mein Bett stand, war mein Vaterland. In Antwerpen, Berlin und Paris geschah mir das Wunder der großen Stadt unserer Zeit. Ich war Ackerbauer, Hafenarbeiter, Schauspielschüler, Hauslehrer, Redakteur, Volksredner, Liebhaber und Nichtstuer, erfüllt von einer tiefen Begierde nach dem Geheimnis der Dinge der Welt. Der Krieg, eine verschollene Sage, traf mich im innersten Sein. In den blutigen Unterständen von Polen schaute ich in den Augenspiegeln der Toten das Gesicht der Menschheit."

Mit fünfzehn Jahren begann Wegner zu dichten. Zwischen zwei Städten (1908), später „Der Vorhof" heißt sein erstes Werk, er nennt es selbst „Gedichte im Gange einer Entwicklung", sein zweites Gedichte in Prosa (1910) ist ein „Skizzenbuch aus Heimat und Wanderschaft". Auch dieses zweite Buch,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist noch „Vorhof". Ganz offenbaren Wegnerische Welt und Wegnerischen Stil erst die zwischen 1909 und 1913 geschriebenen und 1917 als Buch gesammelt erschienenen Gedichte Das Antlitz der Städte. Eine dämonische Welt entfaltet sich in Größe und Grauen. Mit zwei dröhnenden Leitsprüchen aus Whitmann und Jesaja, einem Hinweis auf die Gewalt der Städte und ihre Furchtbarkeit, schlägt er sein Thema an. Babels Blöße wird aufgedeckt und ihre Schande gesehen. Der Flammenkessel, den das Weltall speist, glüht auf — im äußeren Bilde, im inneren Wesen ein Rätselgebild, geliebt und gehaßt, von Menschen geschaffen und Menschen verschlingend, Sinnbild jedes Lebens und Schicksals, finster und hell, verwundend und heilend, bitter und süß, Kerker der Schuld und Urquell der Kraft, Sinnbild der Seele der Menschen dieser Zeit, die ewig im Aufruhr ist. „Aus Stein gemischt und Eisen, Fleisch und Blut, ein Meer von Brunst, zerwühlter Wogen Schar" — so zeigt sie sich: zu jeder Tages- und Nachtzeit, in ihren alten und neuen Teilen, ihren inneren und äußeren, in Sonne und Regen, aus der Nähe geschaut und der Ferne, als Stadt der Reichen und der Armen, des Lasters und der Arbeit, der Qual und des Glücks, ohnmächtigen Sehnens und irren Leidens der Einzelseele oder der Massenseele dieser Zeit. Die Häuser brechen auf und zeigen ihr wahres Gesicht: die Irrenhäuser, die Schlachthallen, die Tanzsäle, der Lustpark, die Warenhäuser, wo alle die Dinge liegen, die Götzen, „vor denen die Seelen der Menschen knien". Dies alles wird nicht geschildert, sondern das ersteht in Bewegung, durchglüht von der eigenen Gottes- oder Teufelskraft. So z. B. in dem Gedicht „Zug der Häuser".

„Die letzten Häuser recken sich grau empor,
In Massen geschart und in einzelnen Gruppen,
Elende Hütten laufen davor,
Zerlumpte Kinder vor Heerestruppen.
Hinter den steinernen Zinnen aber beginnen
Die Felder, die Weiten,
Die sich endlos in die graue Ebene breiten,
Hohläugig glotzen die Häuser herüber,
Mit scheelem Blicke versengen sie Strauch und Baum.

Gebt Raum! Gebt Raum
Unserm Schritt!
Wir wälzen den plumpen steinernen Leib darüber,
Die Dörfer, die Felder, die Wälder, wir nehmen sie mit!
Mit unserem rauchenden Atem verbrennen
Wir jede Blüte und reifende Frucht.
Die Saaten, die nicht mehr grünen können,
Ersticken im Qualm wir. Vor unserer Wucht
Zersplittern die Bäume, in rasender Schnelle
Sind alle Menschen im Land auf der Flucht
Vor unserer steinernen Welle.
Wir aber erreichen sie doch. Uns hält
Kein Strom, kein Graben. Wir morden das Feld."

Das in dem „Antlitz der Städte" niedergelegte Weltbild wird ergänzt durch den Gedichtband Die Straße mit den tausend Zielen (1924). In hinreißenden Rhythmen ergreift ein Wanderer durch Europa und Asien von der ganzen Welt Besitz. Der Sänger des erhabenen, furchtbaren Wunders von heute, der Weltstadt, schreitet auch durch andere Landschaften, schreitet „zu den erdgefalteten Bergen" hinan; mag das Grauen des Kriegslazaretts ihn eine Zeitlang mit seinen furchtbaren Visionen festhalten, er muß wandern in räumliche oder seelische Weiten, eine „Odyssee der Seele" als „Poeta Ahasverus" zu erleben.

Den lyrischen Bekenntnissen waren solche in Prosa vorausgegangen. Als freiwilliger Krankenpfleger war Wegner nach dem östlichen Kriegsschauplatz gegangen. Jene Monate in Mesopotamien, das ihm sein Grab zu werden schien, hält „Der Weg ohne Heimkehr, ein Martyrium in Briefen" (1919) fest. Was in diesen Briefen steht — sie reden vom Tode, manche sind an Tote gerichtet — gehört zum Erschütterndsten, was aus dem Kriege über den Krieg gesagt worden ist. Mit unentrinnbarer Trauer überschüttet der Dichter den Leser auch da, wo er nur Schönes, Erhabenes, Geliebtes zeichnet, wie z. B die Landschaft der Reiche, durch die er zog. Denn hinter allem taucht immer der Mensch auf, der gewalttätige, der liebelose, der Todesschicksale von einzelnen und von ganzen Völkern schafft, wie das des armenischen Volkes. Aus dieser Gedankenwelt ziehen spätere rein politische Schriften, die Aufrufe „Der Ankläger" (1921) und die drei Reden wider die Gewalt „Die Verbrechen der Stunde — Die Verbrechen der Ewigkeit" die Folgerungen.

Der rein dichterische Niederschlag dieser Leidenszeit sind, soweit er nicht in die Lyrik „Die Straße mit den tausend Zielen" einging, zwei erzählende Werke, die die geliebte östliche Welt, Menschen und Landschaft, zum Hintergrund haben, die „Aufzeichnungen aus der Türkei: Im Hause der Glückseligkeit" (1920) und die „Türkischen Novellen: Der Knabe Hüssein" (1921). In den letzteren gestaltet Wegner türkische und armenische Menschen, oft blutige Geschehnisse, in denen es um das Letzte geht, Leben oder Tod. Mit dem Romane Das Geständnis (1921) kehrt der Dichter in die westliche Großstadt zurück. Eine Dirne erzählt dem Verfasser ihre Geschichte, von der ersten schwärmerischen Leidenschaft für einen jungen protestantischen Prediger an bis zu der verzehrenden Sehnsucht nach reiner und erlösender Liebe, die über dem Sumpfe geistert. Wegner hat den heiklen Stoff gemeistert und man liest das Buch nicht ohne Ergriffenheit. Seine jüngste Schöpfung ist der Roman Moni (1928).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Einsamer, der das Los, abseits zu stehen, zwar mit aristokratischem Stolz, aber nicht ohne menschliche Bitterkeit trägt, ist Josef Magnus Wehner. Die Auszeichnung durch den Münchener Dichterpreis hat die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf dieses starke Talent gelenkt. Er ist der zweite fränkische Dichter von Bedeutung, den uns in der Gegenwart die Rhön geschenkt, und es ist eigentümlich, daß auch er wie Leo Weismantel im Grunde seines Wesens ein visionärer Dichter ist. Mit ihm hat er die Neigung zur angestammten Heimatscholle, zu Dorf und Bauerntum und die Neigung zum Drama gemein und in beiden auch manchen Zug von Ortsverwandtschaft. Freilich kennt die Öffentlichkeit erst ein einziges Zeugnis von Wehners theatralischer Leidenschaft und Hoffnung: Das Gewitter, das in Bonn erfolgreich aufgeführt wurde. Darin entlädt sich in Gewissensangst und Sühne eine dumpfe Bauernwelt, die in nichts an die Milieuschilderung des neueren Naturalismus erinnert, sondern in vielen an den frühen „Sturm und Drang" und an Büchners stimmungsknappe, balladeske Bilderfolgen. Sonst sind es nur epische Werke, die von dem Dichter bisher vorliegen, Epik in Vers und Prosa, in Erzählung und biographischer Historie. Wenn er anfängt zu erzählen, rauscht eine Fülle von Gesichten hoch, in tönendem Wohllaut der Sätze, schwebend leicht ins übersinnliche Gewölk verflatternd, ein Reichtum von ursprünglichen Gebilden der Phantasie, der aber die Verbundenheit mit der Natur entgegenwirkt und das Gleichgewicht herstellt. „Die Woge stand gleich zwischen Diesseits und Jenseits und alles war ihm ein wogendes Bild." „Alles ist ein Traum auf dem unendlichen Wege." Wehner wurde 1891 in Bermbach (Rhön) als Sohn eines Volksschullehrers geboren, besuchte das Gymnasium zu Fulda, die Universitäten Jena und München, war später Schauspieler, Regisseur, Klavierspieler im Kino usw., wurde im Kriege schwer verwundet und lebt jetzt als Schriftsteller in München.

Phot. Kester & Co., München

Kurz nach dem Kriege und Revolution stieg sein kühner Erstling, das Epos Der Weiler Gottes (1921) ans Licht; es blieb unbeachtet und ist doch, wie Brandenburg in seinem feinfühligen Essay über Wehner bemerkt, ein Zeugnis für die besten Kräfte, die mitten im Zusammenbruch still hervortraten, Gewähr und Verheißung unserer Zukunft, ein Heiligtum deutscher Sprache und Dichterschau. Mit Virtuosität handhabt er in seinem Epos mit schöpferischer Kraft unter Vermeidung aller metrischen Experimente und antikisierenden Tüfteleien einen ganz laut- und mundgerechten Hexameter und durchglüht ihn mit katholischer Mystik, ja, auch heidnische Urkräfte des Rhöngebirges werden in ihm emporgerissen. Wichtiger aber als die äußere Form ist die innere, durch die „Der Weiler Gottes" bekundet, daß hier in unseren Tagen eine Jugend noch wahrhafter Gesichte fähig ist, eines leibhaften Verkehrs mit Heiligen, Engeln und Dämonen, mit unterirdischen, überirdischen und allen irdischen Kräften. Wie ein Orgelvorspiel leiten die „Bilder des Vorhofs" das Epos ein.

„Voll wie die Schläge der Amsel verwobener Grotte des Baumes
Frühefühlend entquellen, erklang die Frische des Vorspiels,
Zart überwölbt vom silbernen Hauche der Flöte,
Leise begann sich zu drehen die farbige Rose des Torturms,
Schräg aufwallend die doppelstrahlenden Speichen des Rades
Gossen abrauschenden Rausch in die hellen Gebeine der Orgel,
Bis sie versonnen erglühten, von süßem Leben durchflutet,
Anteil schwingend dem Raum. Da kommen in ängstlicher Minne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Steinerne Nönnlein die Säulen hinauf, da klang der gezackte
Chor, hochfeiernd, unnahbar dem Volk um die Schwebe des Altars,
Und aus der erzenen Tür des blumigen Stegreifs der Lüfte
Schritten die uralten Kaiser hervor und Hoheiten, zarte
Rosennickende Mädchen entrannen dem silbernen Dornicht,
Hingegossen in Andacht; es flossen aus stürzendem Purpur
Über die Stirne des grauen Altars blutstrahlend die schmächtigsten
Hände empor zum Gebet und den Alten glühten die Bärte. —
Mählich aber entflogen die rosenen Völklein der Orgel:
Wachsend in sich und sich dehnend erstanden die volleren Stimmen."

Der Dichter, ein orgelspielender Knabe, entbindet die steinerne Jungfrau Maria am Gewölbe, daß sie mit dem Herrgott tanzt, den Teufel besteht und den Dichterknaben segnet, den die Mächte von Schuld und Krieg zur Liebe tragen. Und nach den Bekenntnissen dieses Präludiums baut sich der „glorreiche Berg", das hoch gelegene Dorf, der Weiler Gottes zum Triptychon aus der kindlichen „Taufe der Tiere", der geistlichen „Weihe des Hofes" und dem väterlichen „Tod und Begräbnis". Das ist, wie es Brandenburg nennt, ein Idyll, ein Epos, nein, eine Rhapsodie, ein Gesang und Hymnus des ganzen Bauernlebens. Da leben Land und Gestirn, Mensch, Pflanze und Tier, Bau und Gebälk, Haus- und Kirchengerät, Gebackenes und Gebratenes mit Sitte und Gebet, Spiel und Tanz, Derbheit und Anekdote in einem Lichte der Erhabenheit, die allenthalben saftstrotzendes Bild und geistiges Wesen zugleich ist. Noch der Kuckuck der Uhr und das Eichhorn im Apfelbaum haben wahrsagend, lebenspendend und todbringend teil an diesem Reigen der Dinge. Der Tod des Bauern ist wie ein Weltuntergang am Throne des Höchsten, aber über dem Grabe verlobt sich der Sohn mit der Jungfrau, „welche das uralte Haus mit Söhnen und Töchtern erfülle".

Nicht leicht war für den rhapsodischen Dichter der Übergang zur Prosa-Erzählung, denn was im stolzen Guß des Verses triumphierende Wirklichkeit geworden war, mußte sich nun zunächst in seine Elemente zerlegen. Von der Zeitstimmung des Expressionismus beeinflußt sind vier „phantastische Novellen", die in einem Bändchen vereinigt sind, das nach der ersten Die mächtigste Frau (1922) benannt ist. Es sind weniger Novellen als Arabesken, legendär und märchenhaft, Geschichten aus der freiesten und üppigsten Phantasie geschaffen, die im „Köhler" und den „Drei Jungfrauen" einer ungescheuten Erotik zu breiten Spielraum gewährt. Noch wuchert der Spieltrieb zu mächtig und nur das letzte Stück ist menschlich packend. Diesen Novellen verwandt, aber gemäßigt und ruhig ist die kleine, herrliche Tropfenlegende (1923), die in schlichter Weise von jenem römischen Feldhauptmann erzählt, der dem Gekreuzigten mit einer Lanze die Seite durchstach, wobei ein Tropfen des Erlösers auf seine Stirne fiel. Dadurch war er in die Gemeinschaft der Getauften aufgenommen und er führt, von der Gnade Gottes geleitet, ein rechtschaffenes Leben. In der Gestaltung noch „üppig und verworren", aber inhaltlich bedeutsam ist der Roman „Der blaue Berg, die Geschichte einer Jugend" (1922). Er ist ein autobiographisches Buch, halb Entwicklungs- und Bildungsroman, halb Wertheriade, ein Werk, das sich aus den individuellen Verhältnissen heraus zu allgemeiner Gültigkeit erhebt, und, wie J. Bergenthal in seinem warm gehaltenen, schönen Aufsatze bemerkt, auch in den tastenden Irrungen und Überschwenglichkeiten die Geschichte jeder Jugend. Berthold, ein Dörfler, „wollte ein Heiliger werden". Das Gute und Böse ringen in seiner Brust, bis er zum Entschlusse kommt und erklärt: „Ich kann nicht Priester werden. Das Lebendige und sein Tod umfängt mich zu stark. Das starre Ewige geht nicht in meine Sinne und darum erscheint es mir sinnlos." Und mit überstarker Betonung des Naturhaften sagt er, auch die Natur sei üppig und verworren; er selbst sei nur eine Naturerscheinung und wolle nichts anderes als die Natur selbst sein. Zweifel, Blut, Sinnlichkeit, Phantasie führen ihn zu frühen Liebeswirren, führen ihn zur Musik, zu Shakespeare und Dante, zu ehrgeiziger Dichterfreundschaft und am Ende aus der Klosterschule zum diesseitigen Dienst an den Menschen. Allein auch in der Abtrünnigkeit brennt in ihm der Zug zum Heiligen. In künstlerischer Beziehung wird der ruhige Fluß der Erzählung vermißt, von dem man erst gegen Schluß hin getragen wird. Aber dennoch ballt sich und brodelt ein mächtiges Leben und Fülle der Gesichte in dem armen Lehrerhaus der Rhön.

Gewissermaßen eine Fortsetzung dieses Werkes ist „Die Hochzeitkuh, Roman einer jungen Liebe" (1928). Mit ihm hat Wehner eine der schönsten Liebes- und Dorfgeschichten geschrieben, die wir besitzen, voller Schönheit, derb und zart und noch in den krassesten Farben voll Unschuld. Wieder geht der Dichter von Dorf und Heimat aus, wieder von dem ländlichen Lehrerhaus und wieder heißt der Sohn Berthold. Seine Braut ist Birge mit der Hochzeitkuh als Symbol ihrer treu harrenden Liebe. Berthold ist jetzt ein Mann und neben ihn tritt von Anfang an das Weib — beide zuerst Jüngling und Jungfrau, doch zuletzt, nach Trennung, Mißverständnis und Entzweiung, nach schweren Prüfungen, nach Schicksal, Schuld und Krieg, Herr und Herrin, gereifte Lebensgenossen, ein rechtes Paar. Der Verfasser hat den Erzählerton getroffen; er ist ganz sachlich, ganz einfach, gegenständlich und berichtend mit Ausnahme des ekstatisch-mystischen Schlußkapitels. Vortrefflich ist die Darstellung des Bauernmilieus, der Bauerntypen und der eintönigen Atmosphäre dieser Welt der Arbeit, in der sich nichts bewegt, in der aber Gerüchte gedeihen und die älteste Freundschaft durch einen einzigen Zusammenprall harter Schädel in heftigste Feindschaft sich wandelt. Dichterisch großartig ist der Dorfintrigant Hast, der spätere Viehschieber, der mit dem Mittel der Momentphotographie Unheil unter den Liebenden stiftet.

Um seine Phantasie zu zügeln und an gegenständliche Darstellung sich zu gewöhnen, beteiligte sich Wehner mit seinem Struensee (1924) an einer Monographiensammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteurer. Hier handelte es sich um einen gegebenen, nicht aus der Phantasie geschaffenen Stoff. Wehner schöpfte aus geschichtlichen Quellen und erzählt rein sachlich und wahrheitsgetreu die Geschichte des bekannten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutschen Arztes, des Helden so mancher Tragödie, der in Dänemark der mächtigste Mann an der Seite eines wahnsinnigen Königs wurde, durch Reformwütigkeit aber und durch die Liebe zur Königin sein Schicksal selbst herausforderte und auf dem Schafott endete. In einem einzigen, hinreißenden Zug gezeichnet, erstehen Struensee und seine Zeit vor uns, heftig und leidenschaftlich, aufgewühlt bis in die tiefsten Tiefen und die weitesten Ziele erstrebend, alles wagend und verlierend, rücksichtslos bis zum Äußersten, und sei es auch gegen sich selbst. Dem Thema angemessen, ist das Buch fesselnd und interessant bis zur letzten Seite, ausgezeichnet in seiner Art des Einfühlens, nach Komposition und sprachlicher Formgebung Wehners vollendetstes Werk.

Auch das Tagebuch einer griechischen Reise Das Land ohne Schatten ist von außerordentlicher sprachlicher Kultur. „Es ist ein Buch der Beobachtung, das durch das Auge aufgenommen und dessen Stil durch die Plastik des Gegenstandes bestimmt ist." (Bergenthal.) In zwangloser Reihenfolge gibt es Reiseerlebnisse und Eindrücke wieder. Beschreibung alter Kulturstätten und Kunstwerke wechselt mit ihrer Sinndeutung: „Der ewige Sieg des Maßes über das Naturhaft-Maßlose." Trefflich charakterisiert Wehner die vom Atem vergangener Herrlichkeit umwehte griechische Landschaft und die unwürdigen Nachfahren der alten Griechen, ihre gesunkenen Interessen und Lebensformen. „Noch einmal schreite ich ruhig durch den Reichtum und nehme hier in Delphi Abschied von ewigem Besitz. Ich bin nun frei und heiter und fürchte die Zukunft nicht mehr — auch wenn nichts geschaffen würde. Einmal hat sich der Menschengeist in letzter Form verewigt, und das muß den Göttern genügen, sofern ihre Hände über den Häuptern der Späteren, über unsern Häuptern sich nicht mehr ausbreiten wollen."

Selbstverständlich hat Wehner seine Kunst auch dem Weltkriege gewidmet. Er tat es in dem Buche Sieben vor Verdun (1916). Es schildert die neunmonatige Verdun-Schlacht, dieses gewaltige Ringen der Deutschen um das „moralische Herz Frankreichs". Wehner ist aber mehr Dichter als Berichterstatter und es finden sich daher darin dichterische Zugaben, die uns als unecht und romanhaft anmuten. Sein Stil ist idealisiert. Am stärksten sind ihm jene Szenen gelungen, die in sich schon großartig sind, wie die Eroberung des Forts Vaux, die Gegenangriffe der französischen Übermacht, die Darstellung des Elendes der Verwundeten in der Feuerzone. Wehner übt auch Kritik an dem Chef der Obersten Heeresleitung, General von Falkenhayn, mit der „schwierigen Klugheit" und der „zweifelhaften Tugend der hundertfach gepanzerten Sicherheit", mit dem rechnenden Verstand, dem die „todesfröhliche Sicherheit" fehlte, „die ihre Sache auf nichts stellt als auf Gott selber". Als Gegenspieler stellt er ihm den deutschen Frontgeist gegenüber, dessen ungestümer Wille zum Siege „aus der unterweltlichen Sehnsucht nach dem großen Reich aller deutschen Stämme" entsprang und der mit diesem im Irrationalen verankerten Glauben den Sieg errungen hätte, wenn der Ansturm nicht immer wieder von der „schwarzen Schranke eines Befehls" gehemmt worden wäre, so daß „immer im letzten Augenblick der deutschen Hand der Sieg entglitt". „Dieser Kampf zwischen der menschlichen Ratio und dem Göttlich-Irrationalen ist mit einer solchen überzeitlichen Wucht dargestellt, daß Wehners Werk seinen künstlerischen Wert auch dann behauptet, selbst wenn es nie einen Weltkrieg und nie eine Verdun-Schlacht gegeben hätte." (J. Hachmann). Darin liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen dem Buche Wehners und Remarques „Im Westen nichts Neues". Wir wollen nicht behaupten, daß dieser den Krieg unwahr geschildert hätte. Für einen Materialisten war der Krieg so und nicht anders. Remarque wollte „über eine Generation berichten, die vom Kriege zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam". Gewiß, jede Nation wird an einer solchen Ungeheuerlichkeit, wie sie der Weltkrieg darstellte, zerbrechen, wenn ihr Geist in der Enge der Materie gefangen liegt und sich jenseits des Irdischen keine Kraft zu holen vermag. Erlebte man aber den Krieg mit einer christlichen Seele, so bleiben Remarques Schilderungen zwar auch bestehen, aber sie erscheinen in einer ganz anderen Beleuchtung. Es war beispielsweise nicht gleichgültig, ob der Krieger das Mysterium des Leidens und des Todes in einem christlichen Sinne auffaßte oder ob er jedes Leid als sinnlos bezeichnete und den Tod als Abschluß eines im Letzten sinnlosen Daseins. Die Schlacht ging zwar verloren, aber das Deutsche Reich, das solche Kämpfer zeugte, kann nicht dem Untergange geweiht sein. Der Krieg ist für den einzelnen tatsächlich ein übermächtiges Schicksal. Er kann es nicht abwenden, aber er kann es im Menschlichen, im Sittlichen überwinden durch das Ethos des Opfers. Und in dieser Idee ist Wehners Buch groß. Mag das lange Ringen um Verdun wie der ganze Krieg militärisch erfolglos gewesen sein, das Sterben der Krieger bleibt davon unberührt. So schließt der Roman, als die Deutschen die mit nutzlos vergossenem Blut eroberten Forts wieder aufgeben müssen, am Allerseelentage mit einer großartigen Vision. „Das geistige Auge aber sieht es anders. Es sieht die Schwärme der Toten, die nun, an ihrem Tage, in das rauchende Fort einziehen. Ja, es ist ihre Stunde und ihr Tag. Das Schicksal hat es so gewollt. Und sie kommen fern her von Souville und vom Chapitrewald, von Fleury und der kalten Erde. — Und bald ist ein großes Rauschen in der Luft; es kommen die von der Somme und von Ypern, die von der Marne und die aus dem Elsaß. Ja, es versammeln sich hieher die Toten aus Rußland und von Italien, aus weiten Ländern kommen sie her und unter dem Wasser hervor und aus der Luft. — Sie wissen, was sie der Welt geschenkt haben: das Beispiel eines unerhörten Opfers die Jahrtausende hinauf."

Wollte man die Größe eines Dichters nach der Zahl der Auflagen seiner Bücher bestimmen, so müßte Waldemar Bonsels (geb. 1881 in Ahrensburg, Holst., lebt in Ambach am Starnberger See) in die Reihe der ganz Großen gestellt werden. Denn wenige Autoren können auf so hohe Auflageziffern ihrer Bücher hinweisen wie Bonsels. So hat z. B. der Roman „Die Biene Maja" (1912) bereits die 690., „Himmelsvolk" (1915) die 425., „Indienfahrt" die 325. Auflage erlebt. Es fragt sich, ob Bonsels Schriften diesen Erfolg durch ihren Wert verdienen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Waldemar Bousels.

Phot. Hofphotograph E. Bieber, Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vielfach wird diese Frage bedingungslos bejaht, andere Kritiker verneinen sie. Diesen schließen auch wir uns an, bei aller Anerkennung der unleugbaren Vorzüge der Bücher Bonsels. Bestrickend ist seine Stimmungskunst, staunenswert die Gabe seiner Naturbeobachtung und die Plastik seiner Naturschilderung, bezaubernd schön ist sein Stil, berückend das Melos seiner Sprache, die die letzten Ausdrucksmöglichkeiten tastend hervorholt. Aber sein Verhältnis zur Natur steigert sich bis zum mystischen Pantheismus, die Naturbewunderung zur Naturanbetung. Nicht der Wille zu einem Daseinsziel, sondern die volle Hingabe an das Dasein bildet nach Bonsels das Leben. Bonsels' Schriften, die den Charakter persönlicher Bekenntnisse tragen, sind ganz problematischer Natur, wie ihr Verfasser. In sich selbst ganz Problem, gehen sie, wie er, auch ganz in Problemen auf. Diese werden im wesentlichen, wie B. Achtermann in seiner gründlichen Studie über Bonsels im einzelnen nachweist, durch die drei Worte: Weib, Tod, Gott gekennzeichnet. Er ist nicht Christ, nicht Buddhist, nicht Brahmanist, aber von allem etwas. Der ist kein Christ, wer wie Bonsels, viel von Christus redet und in seinen Evangelien liest, daneben aber im buntesten Wechsel die Liebe in allen Varianten vom Eros bis zur Venus vulgivaga, in Gestalt der theosophisch vergeistigten Asja bis zu der brutal erdhaften Kaja und Ahra auf den Altar erhebt, wer sich als Don Juan sein Leben derart zwischen den beiden Morgen „himmlischer und irdischer" Liebe einrichten darf. Oder wäre Buddhist, wer zwar viel meditiert, von der Welt zur Selbsterlösung sich absondert, ohne doch in pessimistischer Abkehr die „Haftungen" an die Welt aufzugeben? Am ehesten könnte man ihn als Brahmanisten ansprechen, da sich in seiner Lebensweisheit mystische Beschauung und zügellose Sinnlichkeit bestens vertragen. In Wahrheit ist er der Typus des modernen Stimmungsmenschen mit dem angequälten Gehaben des Übermenschen, der zwischen besinnungsloser, wenn auch gedanklich verbrämter Lebensbejahung (Lebensgenuß) und haltloser, wenn auch trotzig verleugneter Lebensverneinung, zwischen Rausch und Katzenjammer hin und her taumelt. Kein Dichter drückte klarer und sinnbetörender die seelische Verschwommenheit unserer Zeit aus; deshalb erwarb auch keiner einen solchen Erfolg wie Bonsels. Seine Begriffe vom Weltwesen pendeln zwischen Deismus und Pantheismus, nehmen aber nirgends klare Form an. „Glauben ist alles. Woran? frage nicht." Bonsels' Schrifttum, das immer mit den glatten, schönen Worten Wahrheit und Lüge miteinander verquickt und ernste, sittliche Fragen in ihr Gegenteil verkehrt, dient so recht der Verwirrung der Geister unseres Zeitalters.

Vor allem verdankte Bonsels seinen Ruhm seiner Indienfahrt (1912 geschrieben, 1916 veröffentlicht). Dem Deutschen ist dieses uralte Land der Wunder und der Weisheit nie so berückend geschildert worden. Bonsels reist als Ästhet durch Indien, daher spiegeln sich in seiner Dichtung die politischen Zustände seltsam und kindlich genug, der indischen Religion und Philosophie und ihren Tiefen bleibt der Dichter ganz fremd. Aber der alte deutsche Drang in die Ferne, ins Unentdeckte und Verheißungsvolle zumal, fand in diesem Buche neue Nahrung. Es zeigt uns eine Natur, nicht zahm, gepflegt, geregelt wie unsere, sondern verschwenderisch, in endloser Üppigkeit und wuchernder Farbenpracht um uns wogend, von immer wechselnder berauschender Schönheit. Die Menschen dort sind verführerisch wie die Natur, unendlich klug, weil sie immer vor ihren räuberischen und tückischen Mächten auf der Hut sein müssen, gutmütig und anspruchslos. Ihre Könige sind Tyrannen, die Einsicht ihrer Weisen ist der unsern um Jahrtausende überlegen, aber sie lebt und träumt nur in sich und ist ohnmächtig gegen die Engländer, die Söhne und Meister der äußeren Wirklichkeit. Mit der Beschreibung des Landes ist es aber nicht abgetan; der Dichter flicht auch allenthalben seine sonderbaren ethischen Anschauungen ein; so z. B. die vom Tode. Nietzsche sagte einmal: „Erbärmliche und schauderhafte Komödie, die das Christentum mit der Sterbestunde getrieben hat!" Und Bonsels: „Sicherlich ist die schwerfällig romanische Auffassung vom Tode, die in Europa herrscht, eine Folge der Einwirkung der Kirche, die die Tatsache des Todes so sehr in das Bereich des Ungeheuerlichen gerückt hat, um aus ihrer Einwirkung einen Teil ihrer Autorität zu gewinnen. Uns ist das Sterben in der Vorstellung so schwer gemacht, daß sicherlich ein gut Teil Gerechter und Ungerechter beim Tode auf das angenehmste enttäuscht sein wird."

Zu Bonsels' am öftesten gelesenen Büchern gehören Die Biene Maja und deren Fortsetzung Himmelsvolk. Die erstere, eine zarte, feine, wie eine Silbermelodie tönende Dichtung, hat sich tief in die Herzen eingesungen. Diese Liebe zum Kleinen und Kleinsten, die tiefe Beseelung der Natur, die in jedem Blättlein wundersam singt, in jedem Tierlein lebt, liebt, leidet, verschließt uns aber nicht die Augen vor der Tatsache, daß hier die Natur selber zur Gottheit erhoben wird. Kindern, für die das Buch geschrieben ist, wird diese letzte Grundstimmung des Märchens allerdings ebensowenig eingehen, wie sie auch den zarten Duft nicht ganz begreifen werden. Auch im „Himmelsvolk" predigt Bonsels sein Naturevangelium; beide Tiermärchen verkünden das Evangelium der Liebe, gegenseitiges Verstehen und versöhnendes Begreifenlernen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Umwelt. Die Biene Maja wird nach ihrem Vagabundenleben von der Königin in den Bienenstock wieder aufgenommen, weil sie den Bienenstaat vor einem Überfall der Hornisse rettete. Diese Biene Maja aber mit ihrem Hang nach berauschender „Freude, Sonne und Daseinsglück", deren Herz „für Freude und Überraschungen, für Erlebnisse und Abenteuer" bestimmt ist, und noch mehr der Blumenelf im „Himmelsvolk", verkörpern, wie O. Floeck bemerkt, nur in märchenhafter Einkleidung, das sich auch durch Bonsels übrige Bücher hindurchziehende Grundmotiv seiner Dichtung, die Verherrlichung eines neuen Lebensstils, des abenteuernden, sorgenlosen Vagabundenlebens, das, verantwortungslos und von jeder sittlichen Hemmung unbelastet, durch die Welt bummelt, das aber mit der deutschen Wandersehnsucht eines Holtei oder mit deren poetischer Verklärung in Tiecks „Sternbald" oder Eichendorffs „Taugenichts" schon gar nichts gemeinsam hat. Schön geschliffen erzählt ist auch das Buch Mario und die Tiere (1928). Der verwaiste Bube Mario, der in der Waldwildnis bei Tieren und Pflanzen und der guten Hexe Dommelfei aufwächst, wird sich gewiß, wie die „Biene Maja", viele Freunde gewinnen, obwohl dieses Buch der inneren Einheitlichkeit entbehrt. Denn bald sieht man die Welt mit kindlich staunenden Augen des „Kleinsten im Walde", bald mit dem allwissenden Blick des Dichters. Dann gibt es wieder Begebenheiten und Erwägungen, die weit über das Fassungsvermögen der Kinder, für die das Buch geschrieben zu sein scheint, hinausgehen. Die Tendenz des Buches aber ist zurück zur Natur, deren unverfälschte Vertreter die Tiere des Waldes sind. Sie sind Lehrmeister und Beispiel Marios; er wird wie die Natur, die den Menschen nicht kennt, er hegt eine „Seinsliebe in reiner Unschuld", die ihn zum Herrn der Tiere macht, die ihn mit Glück erfüllt, als wären „Tag, Jahr und die Welt an ihrem seligen Anfang". Wenn auch Dommelfei den Kleinsten im Walde über dem Wirken der Natur, über der mütterlichen Allseele, den Vater, Gott, ahnen läßt, so kennt doch diese Religiosität nicht Christus den Erlöser; Erlöser, Heiland, ist für sie die Natur, der Wald. Der selige Anfang, von dem Sünde und Erbsünde den Menschen trennt, ist aber nicht durch die Natur, sondern nur durch den Gekreuzigten wiederzugewinnen. Dann noch eine Frage: Wird nicht die Gottestreue des stummen Geschöpfes zu einer prickelnden Perversität für nichtstuende Damen? Der Schluß gemahnt an Courths-Mahler, wenn der Waldjunge von Wald und Tieren erlöst wird in den Schutz einer eleganten Dame.

Noch größere Verwirrungen richten Bonsels' Menschenbücher an. Wieder verkündet er hier sein Evangelium der Liebe. „Ich glaube nicht an Christus," sagt die kleine Asja, „aber ich glaube wie er. Er war reinen Geistes, ein freier Weg der Liebe, die vor ihm war und immer ist. Sagt nicht er selbst, er sei der Weg? Nicht mit ihm kam die Liebe in die Welt, sondern durch ihn, wie durch viele vor ihm und nach ihm. Zuweilen erwählt sie einen Menschen, in dem sie sich ohne Makel offenbart, dann ist es, als sähest du die Liebe selbst, oder Gott. Sagt er nicht, daß, wer ihn sieht, Gott erblickt, und sagt er nicht, daß Gott die Liebe sei? Aber alles, was uns von ihm bekannt ist, ist uns durch Menschengedanken und -sinnen übermacht, es ist besser, an die Liebe selbst zu glauben." Dies ein Stück aus Bonsels' Theologie. Diese Liebe erstreckt sich auf den Menschen schlechthin, ohne Rücksicht auf dessen sittliche Wertung, wenn er nur in seiner Art vollkommen ist: auf den Helden ebenso wie auf den Verbrecher, den Reinen und Starken ebenso wie den Schwachen und Lasterhaften. Diese Liebe spricht von der Reinheit der Dirnenseele, ja lobt und verherrlicht sie, weil sie naturhaft erscheint, wie das Leben der Tier- und Pflanzenwelt. Betörend ist Bonsels Stimme, denn sie kommt aus dem Blute und verwischt alle Grenzen; sie hebt mit dem Willen die Selbstbeherrschung auf und mißt alle Dinge mit einer Hingabe, die kein Maß kennt. „Ich will kein Bild von Gott", sagt Asja, „in der Liebe ist alles beschlossen, der Vater, das ist der Gehorsam in uns, der Sohn, das ist die Offenbarung in uns, und der Geist, das ist die Gemeinschaft". Gehorsam sein aber heißt, — der Liebe kein Hindernis bereiten." Schuld und Unschuld werden gleichgestellt, das menschliche Handeln wird von jeder sittlichen Verantwortung entbunden, da Bonsels derlei ideale und religiöse Beweggründe und sittliche Hemmungen das Naturhafte im Menschen zu entstellen scheinen. „Man muß den Mut zum Verbotenen haben." Durch diese Verteidigung des Naturtriebes wird Bonsels' Evangelium der Liebe zu nichts anderem als zu einem Evangelium der erlösenden und das Menschenwesen vervollkommnenden Sinnlichkeit. Und dies soll „die neue Wahrheit unserer Jugend" sein? Bonsels' Lebensweisheit ist wie die Nietzsches aristokratisch. Er fühlt sich herausgehoben aus den Herdentieren Nietzsches und den Mischmaschmenschen der Tschandala Buddhas. Er zählt sich gegenüber den Vielen, Allzuvielen zur Kaste der wenigen Auserwählten. Nächstenliebe ist verächtlich. Von den sozialen Nöten und Pflichten des einzelnen gegen die Gesamtheit weiß dieser Prediger der Liebe nichts. Auch bei Behandlung der Ehe und des Kindes wird auf gegenseitige sittliche Verantwortung keine Rücksicht genommen. Er kennt nur den verfeinerten Genuß des selbstischen Menschen, keine Ethik, keine Liebe im echten sozialen Sinne, sondern nur die Ästhetik der Sinnlichkeit. Fast in allen seinen Menschenbüchern dreht es sich um das Problem der Sinnlichkeit im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Verständnislos, ja gereizt ist denn auch seine Kritik der alten Gesellschaftsmoral und der Religion.

Nach dieser Darlegung der Weltanschauung Bonsels' genügt es, kurz seine Werke aufzuzählen. Die Sammlung seiner Jugendnovellen bringt die Erzählungen „Blut", „Der tiefste Traum", „Leben, ich grüße dich" und „Der letzte Frühling"; keine unter ihnen ist, in der das Thema einer fast übersteigerten Sexualität fehlte. Diese ist ein Zwang des Blutes, wie schon der Titel der ersten Novelle andeutet; die Menschen entgehen nach Bonsels diesem Zwang nicht, es ist elementar, was über sie hereinbricht. So kann Anne-Dore, die Hauptperson in der Erzählung Blut (1905), selbst in den Zeiten ihrer religiösen Hochblüte dem Ansturm eines sich über alles hinwegsetzenden, lebensstrotzenden Mannes nicht standhalten. Sie gibt ihrem Blute nach und verliert mit ihrem sittlichen Halt zugleich auch alle religiöse Festigkeit. „Wie der Inbegriff aller Lebenskraft und aller Daseinsfreude erschien ihr dies wandelbare, immer sichere Wesen, das Schmerz und Freude aufnehmen konnte, als seien beide allein herrlich und nichts als das . . . Ihre Welt, die in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tausend Vorurteile eingeschränkt gewesen war, versank ihr arm und klein im Lachen seiner Augen, die keine Grenzen schauten, die frohlockten und trauerten auf gleiche Art, wie es die unschuldige Erde tat mit ihren Schönheiten, ihren Gefahren und ihren Schicksalen." An ihrem Ende erkennt sie freilich, was ihr schon früher gelegentlich aufdämmerte, daß ihr Geliebter nicht groß und stark genug sei, ihr seine Liebe für immer zu schenken, obwohl sie ein Kind von ihm unterm Herzen trägt. Sie stirbt nach kurzer „Seligkeit an Sünde und dem verzehrend süßen Bewußtsein eines bösen Gewissens". An ihrem Sterbebette sitzt die entsagende Liebe im Gewande der Barmherzigen Schwester und verhilft ihr zu einem letzten Abschiede von jenem herrischen Liebhaber, der sie seinem Willen fügsam zu machen gewußt hat, mit den Worten: „Keine Sünde ist größer in der Welt als der Ungehorsam gegen ein starkes Gefühl." Die Schilderung der Seelenängste der Anne-Dore weist manchen feinen psychologischen Zug auf; prächtig ist der ungebundene, lebenstrotzende Mark Enz gelungen und gut ist das religiöse Leben im Pfarrhause und in der Pfarrei gezeichnet.

Fieberig vorwitzig wollen die jungen Menschenkinder bei Bonsels das aus dämmerigen Geheimnistiefen des gärend reifenden Wesens scheu-ungebärdig aufsteigende Ahnen neuen Lebens vorzeitig verwirklichen. Was Wunder, wenn dann auf Frühlings Erwachen alsbald Winters Todesschlaf folgt, wie ja auch bei Wedekind, und wenn die aus „Mitleid" mitschuldig gewordene Anne-Elise in Leben, ich grüße dich (1905) nach solch frevlem Gruße an das Leben vergeblich um jenes Absolvo te bettelt, das ihrer nicht minder „schmiegsamen", aber gesünderen Schwester Annchen in Halbes „Jugend" zuteil wird. Auch die Ich-Novelle Der letzte Frühling (1905) weint um verlorenes Jugendland. Während das Anjekind in dem nach ihr benannten Romane (1913) in dem Traume seiner Naturgebundenheit wie ein Rautendelein menschenfremd vegetativ dahinlebt, wird Der tiefste Traum (1911) der landfremden Naemi unter den Ostseefischern von Norby zu grasser Wirklichkeit taumeligen Menschentums und zu der Klippe, an der das Lebensschiff des Dorfpfarrers zerschellt, eines Berufenen, aber nicht Erwählten, da er sich nicht rechtzeitig vor den Lockungen der Sirene Weib in Sicherheit zu bringen weiß. Der Stoff fesselte Bonsels so, daß er ihn auch zu einer dramatischen Dichtung unter dem Titel Norby (1915) verarbeitete, worin die eklen Naturalismen der Erzählung in die Vorfabel verlegt sind.

Bonsels' Art der Darstellung blendet und besticht; sie fällt auf und hat immerhin noch genügend Qualitäten, um mit ihnen den Mangel an Wesenhaftigkeit zu verdecken. Das gilt auch von der wüsten Schloßgeschichte Wartalun (zuerst unter dem Titel „Die Toten des ewigen Krieges" 1911), in deren Hintergrund ein Ritter Blaubart steht, dessen auf die Tochter Afra vererbte Raubtierinstinkte von dieser Hintergrund ein Ritter Blaubart steht, dessen auf die Tochter Afra vererbte Raubtierinstinkte von dieser getreulich gepflegt werden. Sie ist ein ebenso kühles wie leidenschaftliches Mädchen; die Männer sind schwach, das Weib tanzt auf ihnen und vernichtet sie und sehnt sich doch verzehrend nach dem Starken, der sie beherrscht, sei es durch rohe oder geistige Kraft. Keiner der Menschen, die auf Wartalun zusammenkommen, steht auf festem Boden, jeder ist wurzellos, Zeitprodukt. Nun kommt aber die betörende Bonselssche Art hinzu, diese Menschen und diese Stimmung wiederzugeben und überdies wirkt sich das Raffinement der Sprache des Erzählers aus, verdeckend und täuschend, und bewußte Frivolitäten helfen den Eindruck des Ungesunden steigern.

Gegenüber der Afra in „Wartalun" ist das Freiweib Teja in dem Werke „Menschenwege, Aus den Notizen eines Vagabunden" (1917) ein etwas zahmeres Seitenstück. Dieses Buch wird viel gelesen (195. A.) und in der Tat enthält das Buch künstlerisch schöne Abschnitte, aber es lernt uns den Prediger Bonsels von keiner neuen Seite kennen. Ebensowenig das Buch „Eros und die Evangelien (aus den Notizen eines Vagabunden" 1921), dessen Titel eigentlich lauten sollte: „Die Evangelien und Eros", denn im ersten Teile predigt, wie wir schon gesehen haben, die sterbende Asja ein phrasenreiches Evangelium von nicht ganz leicht faßbarer Bedeutung und Kraft, im zweiten Teile herrscht Eros mit dem ebenso raffinierten wie blödsinnigen Baroneßchen und Dirnchen Rafka in vagabundierender Robustizität. Es gibt Bücher, die bei mehrmaligem Lesen gewinnen, weil sie in der Tiefe empfangen sind und das Wort, der Stil davon Zeugnis gibt. Es gibt andere, die bestechen beim ersten Kennenlernen, dann aber fallen sie rasch ab. Dies ist sogar bei der „Biene Maja" der Fall, erst recht bei diesem Buch. Nichts grundsätzlich Neues bringt der dritte Teil der Vagabundentrilogie, der unter dem Titel Narren und Helden (1923) erschien. Bonsels gibt zuerst die Atmosphäre eines Mädchens, das sich im Dirnenviertel stark und selbstbewußt hält, dann die Atmosphäre eines schrullig-kindlichen, ehemaligen Dorflehrers, der in seiner reinen Kindlichkeit dem „wahren" Menschentum nahe geblieben ist. Der Vagabund stößt auf diese beiden Welten und spürt das Gesunde und seine Widersacher heraus. Es ist nicht von ungefähr, daß der Dichter schon in dem zweiten Band der Trilogie zwei anscheinend widersprechende Gestalten einander gegenüberstellte. Dort sind es die Korrelate zu beiden Polen seines Wesens, gespiegelt in weiblichen Figuren — hier verdichten sich ihm nun die wesenhaften Substanzen seiner Kraft zu männlichen Gestalten: Janot und Gregor. Dieser Gregor ist alles, was Janot nicht haben und sein kann, noch darf. War es in Janot die Natur, die in seiner Gestalt sich erhob, so ist es in Gregor der gottgeweihte Geist, dessen irdische Erscheinungsform hier sichtbar wird. Beide Männer aber — der Narr und der Held — sind aller empirischen Wirklichkeit weit entrückt. Es gilt, nicht zu wählen, sondern in der Spannung zu stehen. Aus Spannungen geboren und in Spannungen verlaufend, will der Dichter das Geheimnis des Lebens in Form und Gestalt sich offenbaren. Der Leser aber sieht es nicht, sondern fühlt aus Bonsels' Worten nur die flackernde Unebenmäßigkeit der Gedanken, die unklare Sucht, mit Worten allein ein neues Weltgefühl zu bauen; die unsichere Absage an die objektiven Gesetze und Pflichten des Menschen heraus. Da stehen Sätze wie die folgenden: „Ein Mensch ist gut, wenn edle Kräfte ihm gegeben, absichtslos und ohne Zweck in ihm und durch ihn wirken, niemals aber allein schon deshalb, weil er sich auf sie einstellt, um sie zu erreichen oder um sie zur Wirkung zu bringen." Bonsels spricht vom Willen zum Guten; — er sagt: „Alles ist mir erlaubt, wenn es mich von innen heraus dazu drängt."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Don-Juan-Stoff hat mit dem des Ewigen Juden, ja selbst mit dem Fauststoff gemein, daß er eine außerordentliche Fülle farbiger Mannigfaltigkeit von Geschehnissen in sich aufzunehmen vermag. Durchaus aufs Kosmische eingestellt, verlangen diese Stoffe einen philosophischen Geist, der den Reichtum der dichterischen Vorstellungswelt in der Tiefe der Gedanken verankert. Bonsels' Don-Juan-Dichtung (1919) erhebt in ihrem Prolog, der eine faustische Wette zwischen Gott und dem Teufel vorführt, den Anspruch, philosophisch gewertet zu werden; sein Don Juan soll „im hellsten Überfluß" mit dem ausgestattet werden, was die Besten „an Möglichkeit zu irdischem Genuß" haben und doch den Weg zu Gott finden. Aber im Verhältnis zu den so erregten Erwartungen ist der gedankliche Gehalt der zwölf Rhapsodien dünn gesät. Indem Bonsels in seinem Don Juan eine Synthese all der möglichen Genüsse bieten will, fällt er der gefährlichsten Klippe des Stoffes, der ermüdenden Häufung und Wiederholung anheim. Zudem ist die Beschränkung des Genußlebens auf den Liebesgenuß ein gefährliches Unterfangen, das selbst einer stärkeren Einbildungskraft, als sie Bonsels besitzt, Verlegenheiten schaffen muß. Und so erleben wir in den meisten seiner Gesänge immer wieder dasselbe; immer wieder reitet Don Juan aus, immer wieder genießt er die Liebe in ihrer sinnlichsten Gestalt, immer wieder muß sein Opfer sterben, sodaß man mitunter glaubt, einen Ritter Blaubart vor sich zu haben. Und statt durch einen packenden, allgemein menschlichen Gedanken dem immer neuen Trieb und Genuß Sinn und Bedeutung zu geben, wirft sich der Dichter völlig einer brutalen Sinnlichkeit in die Arme und verschwendet immer wieder eine Fülle ähnlicher Farben und Töne auf ähnliche Situationen. In das Einerlei sucht er dadurch Abwechslung hineinzubringen, daß er im Einklang mit den Geschehnissen die Versmaße wechselt. Aber auch seine vollen, schweren Worte können nicht darüber täuschen, daß der epische Versuch gleich seinen vielen Vorgängern in den letzten Jahren nicht geglückt ist. Mit dem Gedichtbande Das Feuer (1920) tritt Bonsels mit alten und neuen Versen auch in den Kreis der Lyriker, ohne jedoch vor dem Verse die gleiche Achtung zu haben wie vor seiner fließenden Prosa. Auch als Dramatiker holte sich Bonsels keine Lorbeeren, weder mit seinem Weihnachtsspiel (1922), noch mit dem Schauspiele Die Flammen von Arzia (1925). Dagegen fand sein jüngstes Werk Der Wanderer zwischen Staub und Sternen (1927) im Kreise seiner Bewunderer begeisterte Aufnahme. Unter dem Titel Die Heimat des Todes veröffentlichte er seine empfindsamen Kriegsberichte.

Nach all dem Gesagten gehört viel Geistesverwirrung dazu, wenn man sagt, daß Bonsels den Lebens- und Geisteswert des alten erlösenden Christusglaubens aufrichte. Einstweilen bedrängen sein Gemüt, ähnlich Schopenhauer, dessen „Metaphysik der Geschlechtsliebe" seine Bücher grausig glossieren, die Rätsel der Sphinx Weib, die Rätsel der geschlechtlichen Entzweiung des Menschen. Bei aller häßlichen Verkennung des Weibberufes lieferte er aber wertvolle Beiträge zur Erkenntnis von Frauenwesen und Weibesart, wie sich in seinen Büchern auch manche überraschende, feine Lebensbeobachtung findet. Wer mehrere Dichtungen Bonsels nacheinander liest, wird erkennen, daß er eine Entwicklung durchgemacht, das Sinnliche nach dumpfen, triebhaften Anfängen von Buch zu Buch deutlicher mit Geistigem durchsetzt hat.

„Die Menschen meiner Bücher sind Fanatiker. Ich bin es auch. Sie gehen durch Wandlungen und werden niemals fertig. Ich auch. Sie lieben die Erde und haben die Trauer. Ich auch. Sie sprechen kluge Worte und tun törichte Dinge. Sie greifen nach Gottes Mantelsaum und möchten rauschen wie ein Baum. Aber sie gehen wie ein dunkler Fluß durch das Leben und nicht wie ein Weg." So charakterisiert Ernst Wiechert die Gestalten seiner Bücher. Er wurde 1887 als ein Sohn des ostpreußischen Waldes im Forsthaus Kleinort, Kreis Sensburg geboren und lebt jetzt in Königsberg. Seiner einsamen Kindheit wurde das „ferne, ruhige, atmende Brausen" der Bäume zur Lebensmelodie. Die Schwermut der unendlichen masurischen Wälder liegt in Wiechert als seelische Stimmung zugrunde. Die Sehnsucht dieser Wäldereinsamkeit sucht sich Genüge zu tun im künstlerischen Erlauschen und Gestalten der Stimmen der Landschaft und schwerblütiger, dunkel belasteter Menschenschicksale, die aus der Landschaft heraussteigen. In geruhigeren Zeiten wäre, wie M. Rockenbach vermutet, E. Wiechert ein Erzähler schwermütiger Schicksalsromane seiner Heimat geworden. Unsere aufgewühlte Zeit aber, in der sich zwei Generationen gegenüberstehen und in der, wie wir glauben, ein edleres Menschentum erkämpft werden muß, reißt jedoch Wiechert aus der geruhigeren Bahn der rein „landschaftlichen" Stimmung heraus und heißt ihn in die Zeitgestaltung und in die Zeit als solche eingreifen. Daß er die Verbundenheit mit der Heimat niemals lockern kann, auch wenn er sich als Zeitdichter und Zeitkritiker fühlen möchte, darin liegt die Eigenart seiner dichterischen Begabung. Er ist geborener Erzähler. Seine Prosa, melodisch getragen und schwermütig im Tonfall, ist satt und reif in der Anschauung, voll seelischer Wärme im Benennen der Dinge dieser Welt, gedämpft und von edlem Gleichmaß bei allem wechselnden Geschehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine Vorbereitung für seine Zeitromane ist der unter dem Decknamen Ernst Barany Bjelt veröffentlichte Roman Die Flucht (1916). Der Held ist ein Oberlehrer, der in seine Kindheit und Waldheimat zurückflüchtet, aber in dieser Flucht vor sich selbst zugrunde geht. Die Satire auf die Zeit, die schon in dem genannten Romane eine wesentliche Rolle spielt, wird zugespitzt in Wiecherts erstem Zeitroman Der Wald (1922). Das Problem bildet die Liebe eines Aristokraten zu der weltverlorenen Einsamkeit eines Waldes, eine Liebe, die so ausschließlich ist, daß der Zutritt von Fremden im Notfall mit der Waffe abgewehrt wird. Priester und Krieger des „grünen Gottes" stehen als Wächter da und höhnen über die Entstellung der modernen Zeit, die Gott in die düstere Kirche sperren und das Leben mit Sanftmut und dem Gebot der Nächstenliebe versumpfen. Kann diese Mythisierung und fast völlige Vergöttlichung des Waldes ein Heilmittel gegen die Entartung der Zeit sein und des weiteren soll die Kirche gar schuld daran haben? Die Darstellung des Waldes als Symbol der Unberührtheit und Naturreinheit ist von gewählter Schönheit und Ausdrucksfülle. Über allem liegt eine sagenhafte Schwermut, ein wehmütiges Rauschen lebt in der hier gestalteten Welt wie ein wehrufendes, dunkles Lied. Nur als Kunstwerk zu achten ist auch der Roman Die blauen Schwingen (1925), aber er ist kein zukunftweisendes Buch. Der junge Geigenkünstler Harro Bruckner ist kein Kind der Nachkriegszeit, der durch Krieg und Zusammenbruch zertretenen Seele, sondern ein später Sproß der fin-de-siecle-Stimmung, der am Übersluß ermüdeten Generation, die nur noch „in Schönheit" sterben wollte. Kampflos geht Harro durchs Leben, der Weg vom ostpreußischen Fischerdorf zum Weltruhm wird ihm von gütigen Händen geebnet, Frauenliebe wird schon dem Siebzehnjährigen zuteil, aber rastlose Sehnsucht nach dem „Rätselwort, das im Walde rauscht und das man nie versteht", nach dem „Geheimnis des Lebens, nach Gott" treibt ihn immer weiter. Hat aber Harros Sehnsucht Ursache und Ziel oder ist es nicht vielmehr ein Gegenstück zu jenem Suchen nach Wahrheit, das das Suchen höher stellt als die Wahrheit selbst? Viel Romantik ist in diesem Buche in prächtiger lyrischer Sprache gebunden, aber es ist die Romantik Ibsens und nicht die Romantik der deutschen Seele mit ihrer auf tiefer Gläubigkeit gründenden Lebensfreude. Das slawische Volkslied von den blauen Schwingen der Kraniche, die das Symbol der Sehnsucht werden, weckt in diesem ostelbischen Milieu nicht die gewollten Schwingungen, weil hier der Hintergrund der slawischen Schwermut, die jahrhundertealte Sklaverei fehlt. Abstoßend wirkt die Auffassung der Ehe, die als ein Institut der Philister betrachtet wird, deren Frauen sich darum in einer „Vorehe" mit bedeutenderen Männern schadlos zu halten haben! Ist in diesem Roman von einer Zeitkritik nichts vorhanden, so desto mehr im Totenwolf (1924). Es ist unzweifelhaft das Buch eines Könners, der den Geist der Zeit erfaßt hat und seine Welt wuchtig zu bauen versteht. Und doch befriedigt das Buch nicht. An der Natur, deren tiefen Gesang der Dichter in sich trägt, wird die Verknöcherung und Versteinerung der naturentfremdeten Zivilisation gemessen und zu leicht befunden. Der Gott dieser Zivilisation kann nicht zugleich der Gott des Waldes sein. Darum fort mit ihm. Im Walde klingt die Orgel der neuen Kirche. Der Mensch ist also vor die Aufgabe gestellt, den alten Gott zu töten und einen neuen sich zu schaffen. Und was sind das für Männer, die ihr ausgeprägt völkisches Ideal der Verkommenheit der Welt entgegenhalten möchten? Der eine von ihnen zerbricht an seiner Weichheit. Er hat als Volksschullehrer den Glauben an die alten Götter wach gehalten. Im Kriege graut ihm vor der Härte seines Evangeliums. Der Tod bewahrt ihn vor feiger Flucht. Wolf Wiedenfahl, ein Sohn des Moors, hört die Wälder im Sturme klagen, weil die heimatlose deutsche Seele schreie unter der Wesensform der Versteinerung, die das Christentum verschuldet habe; unruhig suche der wertvolle Deutsche nach seiner Volksseele. Vor lauter Reflexionen aber kommt Wolf nicht zur befreienden Tat. Solche Germanen können wohl nie die Retter des Volkes werden, zumal ihnen die Heiligkeit der Ehe nichts gilt und, wie wir an dem jungen Wolf sehen, Verführung der Mädchen keine Gewissenssache ist. Auch der nächste Zeitroman Der Knecht Gottes Andreas Nyland (1926) zeugt von den künstlerischen Fähigkeiten Wiecherts und der Tiefe und dem Ernste seines Ethos, läßt uns aber das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Symbol der deutschen Seele in ihrer gegenwärtigen Not und Tragik ist hier Andreas Nyland, der in der Jugend Christus begraben hat und, um den Frevel zu sühnen, und Christus wiederzufinden und um den deutschen Lazarus wieder zu erwecken, als Knecht Gottes durch die Welt wandert. In dem Glauben, seine Prophetenmission erfüllen zu müssen, geht er von der Mitleidsmoral aus und leitet all das Elend, dem er auf seiner Wanderung absichtlich nachgeht, in seine eigene Seele. Er hat aber nicht die Kraft, dieses Elend auch nur zu meistern und auch nicht die Kraft, den Willen zur Selbstbehauptung und zum Sieg dem Mitleid entgegenzusetzen. Das einzige, was er bejaht, ist der Wald. Daß er schließlich im romantischen Sehnen seiner Seele nach dem Wald Erlösung und Frieden sucht durch die Weltflucht, läßt uns enttäuscht jeglichen Ausblick auf die Zukunft vermissen. Auch das Seherische an dieser Prophetengestalt, der es an allem Heroischen und aller Größe fehlt, erscheint uns zweifelhaft und wird in bedenkliche Nähe des Narrentums gerückt. Der Pessimismus dieser Symboldichtung verliert sich in alles, verneint selbst den Priesterberuf und so wird der Eindruck des Buches niederdrückend.

Unter dem Titel Der silberne Wagen (1928) gab Wiechert in blühender, farbenprächtiger Sprache sieben Novellen. Sie umkreisen ein gemeinsames Thema; ein menschlich ergreifender Ton ehrlichen Suchens durchtönt sie, über manchem aber liegt ein pantheistischer Zug. Es geht um „die ewigen Dinge" des natürlichen Lebens, dem unsere Zeit vielfach entfremdet ist. Und in diesen Motivkreis „Natur" ist zugleich ein zweiter Motivkreis eingebaut, der den Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen, die geistige und leibliche Not, das Suchen nach dem Sinn des Lebens und Geschehens, das Ringen um Gott mannigfaltig spiegelt. Die „Legende vom letzten Wald" ist die dichterische Mitte des Buches. Die Menschen fällen den letzten Wald, vergreifen sich so an dem Göttlichen und ziehen den Fluch herab. Gut ist in der „Geschichte eines Knaben", des Sohnes einer Malajin und eines Europäers, der Geist des Orients gegeben. Den vaterländischen Roman Der Große Kurfürst von Preußen, der schon 1887 geschrieben worden war, gab

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Dichter mit starken Kürzungen neu heraus. Er behandelt die Kämpfe des großen Kurfürsten gegen Stände und Adel des Herzogtums Preußen. Künstlerisch ohne Bedeutung, fesselt das Buch durch die klare, reiche und sachliche Schilderung der Kultur des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschlands Ostmark.

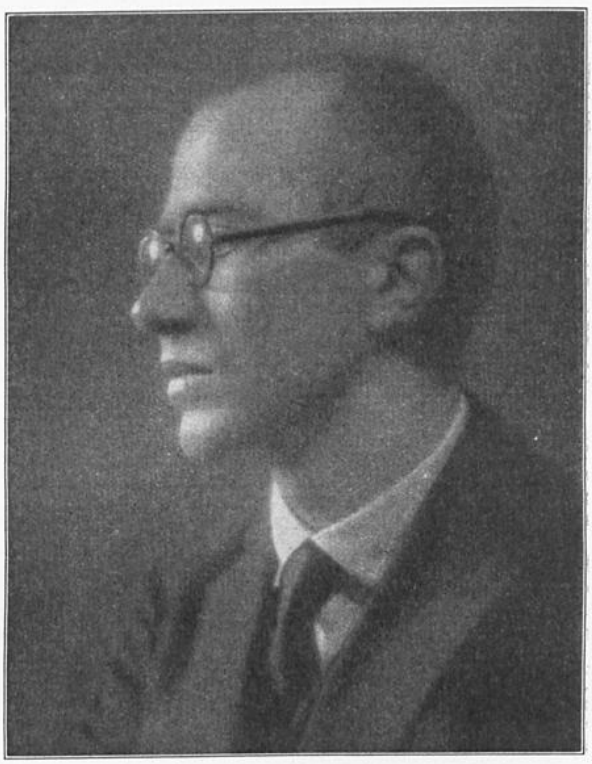
„Mein Name Klabund, das heißt Wandlung." Mit diesen Versen aus dem Gesange „Irene oder die Gesinnung" hat Klabund (eigentlich Alfred Henschke, geb. 1891 in Crossen a. d. Oder, gest. 1928) ein Selbstbekenntnis abgelegt, das vielleicht in einem anderen Sinne gemeint war, aber von jedem seiner Werke bestätigt wird. Für den Betrachter des Gesamtwerkes Klabunds sind jene Verse das Eingeständnis eines ewigen Wechsels, das Eingeständnis eines Sehnsüchtigen, dessen Sehnsuchtsinhalt nie der gleiche ist. In solchem Sinne erscheint Klabund ohne Wandlung, er ist derselbe im ersten wie im letzten Werke. Als Mensch haltlos, grundlos, heimatlos, bewußt ein Vagant, ein leidend Zerrissener, der hinter Zoten versteckt, daß er ein zu Tode Getroffener ist. Als Künstler ist er Meister in allen Stilarten, Widerhall aller Klänge, aller Volkslied- und aller Kunstweisen der letzten Jahrhunderte bis zur Gegenwart, der geborene Nachdichter auch fremder und ferner, namentlich östlicher Gesänge, ein Gesalbter, unaufhörlich bedrängt vom Überreichtum der seine zerrissene Brust durchflutenden Einzelstimmen und Einzelgesichte. Wie Heine streut er unter freche Gedichte ganz harmlose und zarte, wie z. B. „O gib mir deine Hände, — Der Frühling brennt im Hag, — Verschwende dich, verschwende — Diesen Tag". Ohne Zweifel steckte in Klabund eine starke Begabung, aber sie wurde nicht erlöst, sondern ist zerflattert. Der Dichter Klabund wurde aufgezehrt vom Bürger Alfred Henschke, von dessen weiblicher Sentimentalität und ihrer Kehrseite — der Zote. Er nennt sich in einer „kleinen Selbstbiographie" schwarz und weiß, Nacht und Tag, Hase und Geier, gut und schlecht, schön und häßlich, liebreizend und entsetzlich, feige und tapfer, herrisch und knechtisch und prägt in einem Gedichte für seine Wesensart die Formel „zweiundergemeinsam".

„Wie eine Siegesfanfare klingt der Titel seines ersten Gedichtbandes Morgenrot Klabund! Die Tage dämmern!" (1912). Aber aus dem Buche schaut ein Angesicht „wolkig, zerfetzt, leuchtend, zerrissen", heute hell, morgen aber „einem dumpfen Geiste untertan". In Heine- und Wedekindstrophen spottet eine Seele: ihr Ureigenstes gibt diese ironische Weltbetrachtung in „ironischen Landschaften". Eine heiße Vitalität glüht aus diesem jugendlich unreifen Buche wie eine lohende Fackel. Meist verschleudert sich diese Vitalität in Ekelhaftigkeiten, Absurditäten, Zynismen; zuweilen aber kommen Töne, die aufhorchen machen; so das Gedicht von den Wikingern, in deren Augen es blaue Fjorde rauscht, die das Nordlicht rosa überglänzt. Das Bild des ersten Gedichtbandes ist auch das Bild anderer reicher Bücher, wie gleich seiner nächsten lyrischen Sammlung, seiner schönsten, der Himmelsleiter (1916). Was ihm zwischen Dänemark und Italien die Welt Sonniges gab, künden die Gedichtfolgen, die „Spaziergang" und „Sonne" überschrieben sind, aber in den anderen Teilen „Spiel", „Sturm", „Sterne" führen die dunklen Mächte des Inneren oder die dunklen, äußeren Schicksalsmächte, wie die des Krieges, die Melodie. Seine gegen den Himmel gelehnte Leiter führt nicht nur aufwärts, sondern auch abwärts in die Hölle. Selige und Unselige steigen da auf und ab, wie sein Lieblingsbruder François Villon, dem er 1919 ein besonders „lyrisches Porträt" unter dem Titel „Der himmlische Vagant" widmete. („Ich bin gemartert von Gewissensbissen — Daß ich noch nichts auf dieser Welt getan. Mit ein paar Flüchen, ein paar Mädchenküssen, — Da hört es auf, da fängt es an.") Der Gesang Irene oder die Gesinnung verspricht schon im Titel Festigung. Hier und im Gedichtwerk Dreiklang (1918), dessen Unterteile Verheißung und Erfüllung heißen, wird Klabund Sehnsuchtsstimme der Zeit, die aus furchtbarer Einsamkeit nach Umkehr, Wandlung, Liebe, Gott, Güte, Geist, Seele ruft. Der einst Gesinnungsfreie fordert Gesinnung und wird unter dem Eindrucke des Kriegsschicksals zum Prediger. Aber Klabund, der die Wandlung heißt, bleibt, der er ist. Die Balladen, Mythen und Gedichte, die er unter dem Titel Das heiße Herz (1922) vereinte, zeigen dasselbe Gesicht wie die ersten zwei Gedichtbände. Es finden sich alle Töne vom Volkslied an bis zur Weise des „Sturmes", freche Gesänge und erhabene und weise wie die „Ballade vom Wort". Die Ballade Montezuma (1919) berührt sich stofflich mit G. Hauptmanns „Weißem Heiland" und Stuckens Roman „Die weißen Götter". Wenn Klabund von sich rühmt, daß er mit dem Wort zu töten und zu zeugen vermag, so irrt er. Seiner Dichtung fehlt die Schaffenskraft des göttlichen Logos. Daß er aber ein Dichter ist, zeigen ganz besonders seine „Dreißig Sonette", die unter dem Titel Totenklage (1928) erschienen sind. Wann er sie gesungen, wissen wir nicht. Hier ist Modernität mit bester Überlieferung vollkommen ausgeglichen. Das Buch nimmt mit, rührt, entzückt. Zart und stark, ist es eine wundervolle Totenklage um eine Geliebte. Hier ist auch jeder Einwand gegen die Sonettform in deutscher Sprache besiegt. Beträchtliches leistete Klabund auch als Nachschöpfer fremder Lyrik; doch fehlt ihm die entsagende Hingabe an das dichterische Vorbild, deren es zu solchem Unternehmen bedarf. In den chinesischen Kriegsliedern „Dumpfe Trommel und berauschtes Gong" (1915) ist zwar die dichterische Wesenheit des Originals kaum gefunden, aber ein frischer Soldatenton wirkt frisch und fortreißend. In den Nachdichtungen der Lieder der „Geisha Oisen" (1918) ist die Zartheit japanischer Liebeslyrik zerstört durch selbstgefällige Brutalitäten Klabundischer Prägung. Ähnliches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gilt auch von den anderen Nachdichtungen, so von „Li-Tai-Pe“ (1916), dem „Sinngedicht des persischen Zeltmachers“ (1917), dem „Feueranbeter“ (1919), dem „Blumenschiff“ (1921) u. a. m.

Dasselbe Bild wie die Lyrik geben uns auch die Erzählungen Klabunds von seinem Wesen. Nur daß hier ein Werk nicht immer alle Seiten spiegelt und daß der Erzähler stilschöpferisch mehr Eigenes gibt als der Lyriker. So zeigt sein erstes erzählendes Werk Klabunds Karussell (1913) den Zyniker, dem es Vergnügen macht, den Bürger mit grotesken Schwänken irgendwie herauszufordern und zu ärgern. Unbedeutend trotz Erfindungsfülle sind die knappen, zu dem Kriegserlebnis in Beziehung stehenden Erzählungen Der Marketenderwagen (1916). Mit der Krankheit (1916) beginnt die Reihe der Bekenntnisse des Erzählers zur Zeit. Im Mittelpunkte einer bunten, aus Kranken, Abenteurern und Flüchtlingen vor dem Kriege bestehenden Gesellschaft steht, alle überglänzend, des Dichters Typus Silvester, der Tänzer zwischen Leben und Tod, Abenteurer, Liebhaber, Dichter, Schauspieler, Rennreiter. Mit dem Roman Moreau (1915) schuf Klabund sein Sehnsuchtsbild von einem Volkssoldaten, Gottessoldaten. Hier in der Zucht eines großen historischen Stoffes ist seine zügellose Kraft zu straffer Form gereift. Klabund hat eine neue Form des historischen Romans gesucht. Seine Vorgänger häufen Geschehnisse, malen Episoden, gestalten mit Wohlbehagen die Kompliziertheit des Lebens. Klabund suchte Prägnanz. Er opfert das Detail der markanten Linie, den Reiz der Episode der monumentalen Wucht. So wird in der Gedrängtheit einer stark pointierten Erzählung ein großes Romanschicksal gestaltet. Das Buch hat männliche Kraft und den starken Rhythmus handelnden Lebens. Das Schicksal des französischen Revolutionsgenerals Moreau rollt sich in furrender Geschwindigkeit ab; Jugend, Berufung, Triumph und Verfall. Moreau ist der Typ des großen Soldaten, unerschrocken und ohne Falsch, rücksichtslos und doch von kindlicher Einfalt. Ihm tritt Napoleon Bonaparte gegenüber, der selbstsüchtige und listenreiche, der durch alles Wissen des Lebens gehetzte Mann der brutalen Macht. Hier durchbricht Klabund die Dimension des Sinnlichen: der historische Kampf dieser beiden Männer wird symbolisches Ringen metaphysischer Kräfte. Der bittere Hohn der Weltgeschichte, die hier mitnichten Gottesgericht ist, fügt es, daß der Unreine herrlich triumphiert und der Reine schmählich untergeht.



Klabund.

Phaidon-Verlag, Wien.

Mit minderem Glück sucht Klabund in Mohammed (1917), dem Sehnsuchtsbilde eines Gottespropheten, den Stil des „Moreau“ fortzusetzen. Der abrupte Stil Klabunds, schrill wie Kommandoton, vermag eher kongeniale Gestaltung für das Leben eines Soldaten zu finden, als für die Kontemplation eines religiösen Menschen. Historie und Legende, die sich um die Gestalt Mohammeds drängen, werden auch hier in kühner Beherrschung des Stoffes lapidar komponiert. Aber es fehlt die Einheit eines überlegenen Standpunktes: bald ist die Legende gläubig hingenommen, bald aufklärerisch psychologisiert. Es fehlt die religiöse Überzeugungskraft, mit der vielleicht nur der innig gläubige Mensch den religiösen Stoff zu beseelen vermag. Klabund aber ist heimischer im Sinnlichen als im Übersinnlichen; auch sein religiöser Roman bleibt in der Sphäre der Vitalität. Der Gesinnung nach ist das Buch ein Zeitbekenntnis zur Gerechtigkeit; der Gestaltung nach ist es wie „Moreau“ die Geschichte einer Berufung und Sendung, ein aus der lyrischen Empfindung erwachsenes, erzählendes Seitenstück zu den Nachdichtungen des Ostens, auf den auch die östlichen Gesichte hinweisen, die das Ganze umwuchern und umglühen. Mit „Pjotr, dem Roman eines Zaren“ (1923) schließt die mit „Moreau“ begonnene Reihe der historischen Romane. Dieser Roman spielt in Rußland. Pjotr, der Held des Buches, ist in das Mythische überhöht; ein Wolfskind, halb Tier, halb Mensch, als Genie halb Gott; dunklen Kräften ergeben, Furcht und Grauen erregend, Sinnbild aller Mächte, die die Welt regieren, Sinnbild von Gewalt, Lüge, Brunst, Greuel, Schandtat und doch wird nach seinem Tode von den Gegnern seine Wiederkehr erfleht: „Steh auf, Gesalbter. Kehre zurück. Hilf uns. Laß die Nagaika sausen. Zu milde ist sie noch für uns Hundesöhne.“ Die Liebe Klabunds zu Pjotr ist größer als die zu Moreau und Mohammed; denn sie stammt, wie Soergel bemerkt, aus dem Blute und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist ein Bekenntnis zur Schicksalsgemeinschaft mit einem im Innersten verwandten Wesen, dessen Dasein dem Klabund von 1922 auch für die Gegenwart notwendiger erschien als das seiner Gegner. In einem Aufsatz nennt er die Pazifisten „närrische Halunken Gottes". Wieder wählte er hier die Form des abgekürzten historischen Romans: Wesen, Charakter und Umstände einer Gestalt aus dem Ballast historischer Treue zu lösen, sie gleichsam ins Mythenhafte zu steigern und Ablauf und Bedingung eines Daseins nur in den inneren Impulsen, den An- und Auftrieben des Charakters sichtbar und wirksam werden zu lassen. Manche Bilder, die Klabund zeichnet, sind rund, anschaulich, schlagkräftig. Das Ganze aber, am Gegenstand gemessen, denn doch von einer Willkür, einem epischen Theater, das eher verstimmend als erquickend wirkt.

Klabunds Lyrik und Epik, soweit sie auf eigener Erfindung beruhen, tragen die Merkmale einer schweifenden Seele, die die zur Heimat führenden Wege nicht gefunden hat. Man spürt einen irgendwie Entwurzelten, Suchenden. In ihm schweift unter der Maske des übersättigten Kosmopoliten, des Spötters, Zerstörers, Verneiners und Fragers, der geheime Wunsch nach restloser Bejahung, nach himmlisch jauchzender, nichts als gläubiger Hingabe. So sieht er in seinem Moreau den Träger der reinen Idee des Kriegertums, an dem die Brandung des Zweiflers nicht hinanklimmen kann. Und in Bracke, dem unbürgerlichen Menschen, der richtend, spottend und zersetzend wider irdische Gewalt und ihre Knechtung der Menschenseele angeht, ersteht ihm eine ideale Projektion seines eigenen Lebens, er wird ihm Gegenstand einer verzeihlichen, weil in dieser Form ungefährlichen Selbstbespiegelung. Bracke — eine Ahne Klabunds, Träger geheimer Wünsche, die, allzu schattenhaft, nur in erdichteten Gebilden sich behaupten können. Auch so nur, so lange eine gebundene Stofflichkeit der immerhin nur arabesken Begabung entgegenkommt. Klabund verweist selbst auf die Quellen seines „Eulenspiegel-Romans": die Geschichten, die in der Mark von dem Schalk Hans Clauert umgehen, die Märchen und Legenden der Landschaft, werden hier um eine Zentralgestalt zusammengetragen. Die Art, wie Klabund diesen überkommenen Stoff mit der Essenz seines Geistes einigte, ist sein Werk und man wird sagen können: Hier entstand so etwas wie ein deutscher Ahasver im Narrengewande, ein geschlossener Typ des Ruhelosen, eines Menschen außer und über der Gesellschaft. Ein Verneiner aus Leidenschaft zu einem unerfüllbaren Positiven, ein Sucher in der Wüste, der sich immer wieder nur in sich selber finden mag. Die Schlußkapitel dieser Laufbahn eines skurrilen Tragischen sind von einer anziehenden Natur- und kosmischen Phantastik, die die Frage nach der poetischen Sendung Klabunds bejahen müssen. Auch die äußere Form, die für das Wesen dieser halb märchenhaften, halb irdischen Welt gefunden wurde, bekundet einen eindringlichen Stilinstinkt, zum mindesten einen sicheren Ein- und Anempfinder, als der sich Klabund ja schon auf anderen Bahnen der Übertragung fremder Literatur bewiesen hat. Der Irene-Stimmung entstammte „Franziskus, ein kleiner Roman" (1921); er ist Klabunds ins Spukhafte gewendete „Flucht zu den Hilflosen". Bracke (Klabund) sagte: „So möchte ich sein," der im Fieber einer Krankheit geschriebene Roman Spuk (1921) aber sagt: „So bin ich gewesen." Es ist in Form einer wilden Spukgeschichte Klabunds erschütterndste Beichte.

Wiederholt hat Klabund sich auch als Dramatiker betätigt; aber nur das fünfaktige „Spiel nach dem Chinesischen" Der Kreidekreis (1924) hat einen durchschlagenden Erfolg erzielt und ist auch heute noch auf den deutschen Bühnen, weil er vieles und damit manchem etwas bringt, ein begehrtes Stück. Bühnenwirksam ist das Stück vor allem durch das Milieu, in dem es spielt. Denn dieses gibt dem Regisseur viele Möglichkeiten, sein technisches Können zu zeigen. Dies war wohl auch der Hauptgrund für Reinhardt, warum er sich des Stückes so liebevoll annahm und der Wegweiser für dessen Erfolg wurde. Inhaltlich ist dieses seltsame, nach chinesischen Motiven geformte Stück mehr eine sinnige Legende als Drama, ein Märchen vom Schicksal mit versöhnlichem Ausgang, ein von Lyrik und Gesang nur so klingelndes Singspiel, rührend und das Publikum ergreifend, gelegentlich wieder auch sehr gefährlich politisch und pazifistisch-kommunistisch. Wieviel in dem Stücke auf Rechnung des chinesischen Autors und was auf die des deutschen Übersetzers oder Nachdichters zu setzen ist, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden, doch neigen wir zur Ansicht Diebolds, der in dem Stücke eine echte Neudichtung erblickt. Denn die altchinesische Dichtung aus dem vierzehnten Jahrhundert, der Blütezeit des chinesischen Dramas, ist hier wirklich nur als Stoff übernommen worden. Die Puppen aber sind verwandelt zu Charakteren, Handlungen wurden Motivationen, Liebesszenen blühen in Lyrik, wo früher sprachliche Öde war. Auch das Symbol des Kreidekreises wird vertieft. Ein Mandarin kauft ein Teehausmädchen um eine so hohe Summe, daß der junge, liebende Prinz Pao zurückstehen muß. Als sie ihm einen Sohn schenkt, fürchtet die Mandarinengattin „ersten Ranges" für ihr Erbe, vergiftet den Mann und verdächtigt die Nebenbuhlerin des Mordes und sogar des Kindesraubes. Das bestochene Gericht verurteilt die unschuldige Haitang und ihren Bruder, der, verarmt und Zeuge der Gerichtsszene, die Majestät des Thrones beleidigt. Ein salomonisches Urteil des Prinzen Pao, der unterdessen Kaiser geworden ist, läßt die Frauen mit dem Kreidekreis prüfen. Welche von beiden das Kind aus dem auf den Boden gezogenen Kreis zu reißen vermag — so sagt der Kaiser listig — sei die Mutter. Die wahre Mutter wird aber gerade in Haitang erkannt, weil sie sich weigert, aus Furcht in diesem körperlichen Kampfe dem Kinde weh zu tun, und es vorzeitig fahren läßt. Der Kaiser erhebt sie zur Gattin. So wird bei Klabund der Kreidekreis zum Zeichen der Wahrheit und des Schicksals. Der Stoff des Dramas ist uralt, ist Weltgut. Die Motive finden sich schon im Alten Testamente in der Errettung der unschuldig angeklagten Susanna durch Daniel und weiterhin in Salomons weisem Urteilsspruch betreffs der echten und wahren Mutter. An die Bibel gemahnt auch die Natürlichkeit, mit der das Natürliche auch natürlich gesagt wird. Rührend wirkt die einfache, kindliche Schilderung des Schmerzes, der Hingebung, des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung, die naive Weltanschauung eines Bauernvolkes, das, fern von jeder metaphysischen Spekulation, mit kindlicher Freude an der Erscheinungswelt hängt und alles Vertrauen auf die göttliche Vorsehung setzt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diesem „Spiele" gegenüber genügt es, auf die anderen Dramen Klabunds einfach hinzuweisen. Da ist der dreiaktige, das „Spießbürgertum" verhöhnende Schwank Hannibals Brautfahrt (1924); ein geistreich-blödsinniges Libretto gab Klabund Anlaß, mit den Problemen der Zeit zu spielen, nicht ohne dem Wort „Problem" das Epitheton „sogenanntes" vorauszusetzen. Brennende Erde (1926) nennt der Dichter in einem dreiaktigen, widerlichen und fast blasphemischen Schauspiele die in Sünden und Blut lodernde Welt, die er durch eine kleine Heilige erlösen lassen will. Ganz algebraisch ist mit XYZ (1927) ein „Spiel zu Dreien in drei Akten" benannt. Das alte Volksspiel von Wagner hat Klabund in dem Stücke Der Teufelspakt oder „Das lasterhafte Leben des weiland weltbekannten Erzzauberers Christoph Wagner, gewesenen Famuli und Nachfolgers in der Zauberkunst des Doktor Faust" wieder „ans Licht gezogen" und mit Motiven aus anderen Volksstücken und eigenen Einfällen ausgeschmückt und abgerundet; von einer Weltanschauung ist keine Rede. Ein bloßes Revolutionsstück ohne Stil-Sinn und ohne einen Funken innerer Größe ist das Schauspiel Cromwell (1926) und keinen besonderen Reiz bietet das Schauspiel Die Nachtwandlerin.

Wie als Dichter ist Klabund auch als Politiker wandlungsfähig gewesen; aus dem Dichter eines Kriegsfreiwilligenliedes wurde er zu einem den Kriegsereignissen aus der Schweiz zusehenden Pazifisten. Seine geschäftstüchtige literarische Beweglichkeit und Betriebsamkeit zeigen die Herausgabe einer Tiergedichte-Anthologie und seine „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde" und seine „Geschichte der Weltliteratur".

Die Mahnung Nietzsches „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu" ist dem Schlesier Arnold Ulitz (geb. 1888 als Beamtensohn in Breslau, lebt ebenda) so sehr in sein Blut übergegangen, daß die Liebe zur Erde, zum Erdreich und zu dem, was es hervorbringt und was so zu ihm gehört, sich zur Berufung steigert, an dem die Erscheinungen der Zivilisation gemessen werden. Dieses Erlebnis ist es, das immer wieder, trotz aller Bitternis und Qual der Gegenwart, den Blick hinausweist in das Kommende; die Kraft des Glaubens an die Zukunft wächst aus dem Impuls der Erde; so muß der „Ararat"-Roman nicht als Dokument des Nihilismus und Pessimismus schließen; er kann vielmehr schließen mit der Gewißheit der verjüngenden und erneuenden Kraft der Erde. Aus der Tatsache der innigen Naturverbundenheit der Menschheit mit der Erde, auf der sie lebt, holt der Dichter die Gewißheit eines neuen Völkerfrühlings. Er verlegt in seinen beiden großen Romanen „Ararat" und „Das Testament" den Ablauf des Geschehens aus der unmittelbaren Gegenwart in die Zukunft; nicht aus Flucht vor der Wirklichkeit, sondern, um dem Wesen der heutigen Dinge und Weltbegebenheiten näher zu kommen und sie von diesem distanzierten Standpunkt aus zu beurteilen. Er verkündet in beiden erschütternden Romanen den Zusammenbruch der auf dem Intellekt aufgebauten und erstarrten Zivilisation, der in Materialismus, Besitz- und Genußgier versunkenen Welt, dort der russischen, hier der deutschen.

Arnold Ulitz.

Zu der ersten Novelle Ulitz' Die vergessene Wohnung (1915) bildet der Krieg den Hintergrund. Maria verschanzt sich mit ihrem Kinde, nachdem der Geliebte an die Front abgegangen war, in ihrer armseligen, kleinen Dachwohnung in dem jammervollen Hinterhaus, das der Krieg verödet hat und das nur noch ein paar Dirnen bewohnen, vor dem Eindringen der Russen in ihre Wohnung durch klug ersonnene Spuren der Verödung, die Haus und Treppe als verlassen erscheinen lassen. Die Russen, denen sich die Dirnen hingeben, lassen sich täuschen und finden die Wohnung nicht. Auch die zurückkehrenden Deutschen finden sie nicht. Maria hatte mit ihrer vergessenen Wohnung und mit ihrer Liebe zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Manne so viel zu tun, daß sie diesem gar nicht geschrieben hatte. Da meldete ihr ein Brief, daß er gefallen sei: Alle Wendungen, die das Herz der armen Maria nun durchmacht, weiß Ulitz mit einer solchen Kraft und einem Reiz des Einzigartigen zu schildern, daß diese Novelle von Anfang bis Ende seltsames Erlebnis des Lesers wird. Romantische Menschen, aber mit den Augen Dostojewskis gesehen, sind die Personen der drei Erzählungen in dem Bande Die Narrenkarosse (1917). Sie führt die Menschen durch das — jäh abgebrochene — Leben.

Es folgte der große Kulturroman Ararat (1920). Mit einer Robinsonade beginnend, erzählt er von dem Versinken unser entgotteten Welt, über die der Haß und die wahnwitzige Ichsucht der Menschen vernichtend wie eine Sintflut hereinspülte. Aber mit diesem Vernichten und Versinken keimt in der Einsamkeit eines russischen Waldes neues Leben in schuldbeladenen Seelen auf, die sich schaffend aus der Schuld erheben und Gnade erlangen. Die letzte Gewalttat, die den fürchterlichsten Menschen hinwegrafft, ist auch die Geburtsstunde der neuen Welt der Menschenliebe, des wirklichen Liebesgeistes. Nun rufen die wenigen Überlebenden sich Bruder und Schwester, denn sie erlebten, von innen her wachsend, eine neue Geburt ihrer Seele. — Es sind schwere und scheußliche Stimmungen in diesem Buch, aber ebensoviel Liebe zur Erde und Sehnsucht nach überzeitlicher Bindung. Die Einfühlungskraft des Erzählers, den der Krieg tief nach Rußland hineinbrachte, in das russische Wesen ist erstaunlich. Mit seiner gewachsenen Fülle, seiner Kraft, seiner freudigen Lebendigkeit steht der Roman wie eine Insel im großen Meer der zeitgenössischen Erzählung. Nichts an diesem Werk ist müßig, nichts nur aus der Phantasie entstanden; jedes Wort ist aus tiefer innerer Notwendigkeit herausgewachsen und in einen prächtigen Satzrhythmus eingefügt. Dabei ist alles, was moderne Sprachkunst errang, auch hier lebendig und zu einer schönen, natürlichen Einfachheit zurückgezwungen, die nichts Anmaßendes an sich hat, sondern das vielfältige Geschehen wie ein selbstverständlicher Leib umhüllt. Daß dieses Werk in der jüngsten Zeit erschien, ist bedeutsam. Heute sind wir noch von der Sintflut vielfältigen Hassens überwellt. Doch über dieser Flut schwimmt auch eine Arche, um neues Wesen zu bringen, wenn die Zeit gekommen ist. Von diesem neuen Wesen kündet das Werk, das mehr noch ist als eine große Dichtung.

Der Band Die ernsthaften Toren (1921) mit seinen 22 mit dem Kriege mehr oder minder zusammenhängenden Novellen zeigt uns Ulitz auch als Meister der Novelle. Der tiefmenschliche Blickpunkt, der, alles bloß Zeitlich-Aktuelle oder Sensationelle überwindend, die höhere Wirklichkeit des Dichterischen umfaßt, zeigt den echten Dichter. Der Umkreis des unserer Zeit entnommenen Stofflichen ist schier unübersehbar. Die Reihe der entwickelten Charaktere, durch die tiefe, meist freilich tragische, ungelöste Probleme gestaltet, nicht abstrakt theoretisch besprochen werden, umfaßt Leiermänner und Geheimräte, Dienstmädchen und gefeierte Künstlerinnen. Alle Figuren sind gleich stark, innerlich beteiligt erlebt und künstlerisch treffsicher und wirkungsvoll gezeichnet. Das Buch wirkt im ganzen mehr tief und aufwühlend als erhebend und zuversichtlich. Man vermißt die erlösende Kraft eines aus anderen übermenschlichen Quellen genährten Weltbildes. In dem phantastischen und zugleich real-nachdenklichen Roman Die Bärin (1922) hat Ulitz ein Problem gepackt, das die Jugend unserer Zeit beschäftigt: Die Rückkehr zur Natur, die Erlösung aus den Banden der großen Stadt und all ihrem Stickgift. Diesem Willen zur Natur stellt Ulitz in seiner Ursula, der „Bärin", die Natur selbst gegenüber. Er zeichnet ein Geschöpf, dem Tierhaften näher als dem Menschlichen, ein Geschöpf, gezeugt aus Wald und Wind, genährt gewissermaßen mit der Milch der Erde, jahrelang dem böhmischen Gebirge, wo es mit seiner Mutter lebt, dem Wasser, den freien Tieren vertraut, plump und urhaft von Gestalt, ungehemmt in der Auslebung seiner Instinkte. Und dieses Kind, das die Natur mit einem ursprünglichen Kunstsinn begabte, kommt ohne Übergang in die große Stadt und deren Malakademie, als ein Wunderkind angestaunt, unverstanden und belächelt. Es fühlt sich in einen Käfig eingesperrt, sucht ihn zu sprengen, sucht Anschluß und Verständnis unter den Genossen seiner Jugend, die doch dieses panhafte Wesen bei aller guten Kameradschaft als ein Fremdes und Unheimliches empfinden müssen. So bleibt diese aus Kindschaft zum Weibtum erwachsende Ursula einsam unter fremden Menschen und — was zum Tragischen führt — ein mannverlangendes Weib. Sie sieht sich achtzehnjährig in einer Liebe betrogen und geht in den Tod. Dieses kurze Leben wird mit leuchtenden Farben geschildert, hin und wieder, namentlich im Anfang, schimmert ein wirklich gütiger Humor über den Geschehnissen. Später drängt sich lehrhafte Erziehungsverbesserei ungebührlich vor, und wenn ein Kaplan als der Typus der verbohrten, unsauberen Dummheit erscheint, so ist das weniger Tendenz als irrige Meinung, der überhaupt der geistliche Stand im falschen Lichte erscheint. Als Ganzes ist die Erzählung nicht ganz ausgebaut, manches ist konstruiert, gestaltet sind nur Einzelheiten, wie z. B. die Versammlung der Wandervögel, und Mrosek, der im Gotteshaß verzweifelte Waldmensch.

Weit höher als diese Erzählung steht der Roman Das Testament (1924). Wie im „Ararat" weist auch hier schon der Titel auf das Kommende. Das Wesen dieses Buches heißt: Erschütterung. Erschütterung im Leser, weil Erschütterung im Dichter. Es ist das Menetekel eines Geistigen mit dem Safte eines blutenden Herzens amerikanischem Siegerkapitalismus an die Wand gemalt, es ist eine grandiose Verhöhnung unserer Zeit, ein Signal zur Selbstbesinnung, ein Aufruf zur Liebe und eine Warnung vor dem Wege, auf dem wir wandeln. Das Geschehnis, so bizarr und phantasiereich es sein mag, ist, wie F. Ph. Baader in seiner feinen Analyse des Buches bemerkt, nur thematischer Anlaß, auf ihm die unendlichen Varianten weltanschaulicher und welteinfühlender Melodien aufzubauen. Dieses Thema von wenig Takten, verborgen in die Arabesken meisterhafter Variationstechnik, lautet: ein „mögliches" Deutschland nach dem Kriege, verarmt, verfallen, ein Volk von Heloten, Provinz amerikanischen Kapitals. Als dessen Zwingburg: Monstrehotel, ein Städteviertel umspannend und verschlingend. Denkmal Baals aus Eisen, Marmor, Prunk, Karawanserei der Nichts-als-Geldmänner, geiler Weiber, Stätte der Tanzturniere, bei denen die Besiegte wie im Märchen auf durchgetanzten Schuhen tot zur Erde sinkt. In diesem danse macabre ein deutscher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichter und ein deutscher Musiker, berühmte Namen einst, „ehe der große Wahn ausbrach." Kellner der eine, Automat, des Winks gewärtig, der andere Tastenklopfer für die Verdauung satter Bäuche. Letzte Möglichkeit einer Existenz unter amerikanischem Namen. Man kennt hier nur den Kellner Fennymoore, Michael Keith blieb draußen auf der Straße, wo Weib und Kinder, verhungert und verdorben, irgendwo verscharrt sind. Dies alles erfährt der Leser stückweise aus den Monologen dieses Dichter-Kellners Fennymoore. Verzweiflung, Anklage, Schmerz, ohnmächtiger Hohn, im Satzgebilde von höchster rhetorischer Kraft, von lyrischer Süße des Gefühls gebannt, überstürzen sich wie ein Krampf in höchster Raserei der Wortgebilde. Äußeres Geschehen, der Betrieb des Hotels, das Unten und Oben, das Draußen und Drinnen, Sklaven-Stall und Prunksaal, Tun und Gespräche der Gäste; alle diese äußersten Gegensätze sind in einem Neben- und Ineinander, in ihrer schmerzhaften Reibung, ihrem stumpf-traumhaften Vorübergleiten mit meisterlicher Hellsichtigkeit für psychische Möglichkeiten erschaut, gepackt, in eine unheimliche Lebendigkeit und Bildhaftigkeit hingesetzt. Ein Chaotisches findet seinen Ausdruck in einem scheinbaren Chaos der Form, die aber, genau besehen, ihre sicheren Maße und Zensuren hat. Diesem rasenden Kampf der Ohnmacht und Erloschenheit eines Künstlers, dem auch das angebotene und ausgeschlagene amerikanische Geld die Schöpferkraft nicht wiedergeben könnte, folgt als Schlußkapitel ein versöhnender Abgesang: Fennymoore, mit erfrorenen Händen, ein langsam Verlöschender, dem Leben Versöhnter, bei Freunden in ländlicher Gegend. Schreiben kann er nicht mehr, „dichten" will er nicht mehr, so erzählt er gütigen Menschen Erlebtes, die Geschichte von Pim, dem Knaben, seinem letzten verschwundenen Kinde. Es ist die Geschichte einer Menschwerdung und Welteroberung, es ist sein Vermächtnis. Diese schlichte Epopöe von den animalischen Freuden des Daseins zählt zu dem Zartesten und Empfindsamsten, das je geschrieben wurde. Kein Buch ist dem Kern des deutschen Wesensproblems so nahe gekommen wie Ulitz's „Testament". Und wieder wie im „Ararat" bleibt der Dichter nicht im Nihilismus stecken; aus Michael Keith spricht der Wille zur Zukunft, die unser Recht ist: Wir wollen nicht erstarren, nicht sterben, nicht versumpfen. Der Roman beginnt 1934; er war eine Zeitlang aktuell als Utopie einer möglichen, hoffentlich überwundenen deutschen Zukunft. Aber dieses ausgezeichnete Buch hat uns trotz mancher Vorbehalte und Einschränkungen, die wir auf weltanschaulichem Gebiete machen müssen, auch noch vieles zu sagen.

Auf diesen gewaltigen Roman folgte die kleine Erzählung „Der verwegene Beamte oder was ist Freiheit?" (1924). Ein Bureaubeamter, dessen Gesicht etwas von einem „Thalia"-Schauspieler hat und dem ein unbeamtenmäßiges Herz schlägt, ist abgebaut worden. Freiheit! Eine große Radtour wird unternommen. Von seinen 800 Mark Abfindungssumme soll er leben. Das Ende ist tragisch. Viel Luft und Erde ist in dem Büchlein. Christine Munk (1926), ein Liebesroman, bringt neben ganz schlichten dichterisch meisterhaft gestalteten Menschen, die einen inneren Klang haben, auch Wesen, die bloß im Gehirne gedacht sind, alles Seelische wieder zerstören und Symbole einer neuen Zeit sein sollen, die nur gedacht ist. Was auf den ersten zweihundert Seiten aus einer reinen Fülle des Schauens und Erlebens hervorwuchs, wird gegen Ende Referat, ohne innere Konsequenz und Überzeugung, gestoppeltes Kolportagegerippe. Wohl nur die Absicht, einmal zur pikanten Neigung verwöhnter Romanleser etwas Seltsames zu bieten, brachte den Dichter auf den Gedanken, in dem Romane Die Barbaren (1925) einen deutschen Gelehrten in die primitivste Welt von Rentierhirtenvölkern zu stellen und seine inneren und äußeren Erlebnisse zu erzählen. Das Buch, in dessen Mittelpunkt der Breslauer Chemieprofessor Falton steht, wurde nur ein Unterhaltungsroman und auch seinem jüngsten Buche Aufruhr der Kinder fehlt zum großen Teile das Künstlerische. Der Anfang verspricht Außerordentliches. Was hätte aus diesen Kindern aus einem halb künstlerischen, halb zerfahrenen Elternhaus Herrliches werden können. Daß sie vom Waisenhaus verschluckt werden und der Roman mithin in einer detaillierten Schilderung des Spittellebens verläuft, das ist nicht der richtige Ausgang für die dergestalt angelegten Schicksale. Noch weniger der „Aufruhr" der Waisen zum Schluß, der auch stilistisch nicht befriedigt. Die Hauptschwäche aber liegt darin, daß die gewissermaßen materialistische Art des Vortrages Ulitz's dem Wesen der so wunderbar vorgestellten Kinder nicht gemäß ist.

Als Lyriker schlägt Ulitz in dem Bande Der Arme und das Abenteuer (1919) urwüchsige Töne an, läßt aber zuweilen eine ganz eindeutig behagliche, phallusische Lust durchbrechen. In dem Gedichtbande Der Lotse (1924) gestaltet sich dem erdetrunkenen und liebesseligen Dichter vieles noch aus Geistigem und Gedanklichem und reizt ihn zu längeren, erlebnisschwächeren Deutungen. Aber seine starke Sinnlichkeit, die geheimste Regungen des Blutes erwittert und ihnen zärtliche und glutvolle Worte gibt, behält doch die Oberhand. Überschäumend und voll geistiger Bildkraft strömt seine Sprache, besonders wenn Leidenschaft sie treibt. Am inbrünstigsten und stärksten glüht sein Herz in kleinen Liebesgedichten, die von reinstem Klang und volksliedhafter Schlichtheit sind.

Ein Meister der Stille ist Hans Carossa (geb. 1878 in Tölz, lebt als Arzt in München). In verhältnismäßig späten Jahren (1910) ist er mit seinen Dichtungen hervorgetreten. Deren Zahl ist nicht groß, aber sie sind frei von allem Literarischen, sie sind nur getaucht in das Reich der Seele, nur getragen auf einem lautlos hinziehenden Strom von Menschlichkeit, und eben dies ist das Wohltuende an ihnen. Seine Bücher sind Bücher der Stille; in ihnen verlieren die lauten Dinge ihren Lärm und die leisen reden darum um so vernehmlicher zu uns. In ihnen ist die Seele des Menschen lebendig und des Dichters Herz schlägt an das Herz einer ganzen Welt der Ruhe und Stille. Er bringt keine äußerlich spannenden Geschichten, Erzählungen, die nur der Sensation und der Pointe halber geschrieben sind. Es ist vielmehr der Kleinkram des Tages,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der sich in seinen Büchern ansammelt; es sind Tagebücher, Berichte unscheinbarer Menschen. Aber Carossa überstrahlt alles mit der Kraft seines Dichtertums. Er sammelt die gebannten Kräfte des Unbedeutenden, entwirrt die Verflechtungen und legt die Fäden bloß, die, hin und her gezogen, das Leben so grausam verstricken. Mit dem Katholizismus ist er irgendwie, wenn auch nicht stark, verbunden.

Hans Carossa

Phot. E. Wasow, München.

Es sind vielfach Dinge, an die Carossa seine Liebe verschwendet. Da sind es in dem Buche Doktor Bürgers Ende (1913) Aufzeichnungen eines Arztes, der seinen Beruf, zu helfen und zu heilen, in idealer Weise auffaßt, aber zur Erkenntnis des Problematischen seiner Bemühungen kommt. Die immer gleichen Klagen und Beschwerden, die Last des Nichthelfenkönnens drücken seine Seele nieder. Er kann nicht einmal eine besonders geliebte Frau heilen. Dieses köstliche Leben, das unter seiner Hand zerbricht, reißt ihn auf. Seine besten Kräfte hat er dahingegeben. Er kann nicht mehr helfen. Da löscht er sein Leben aus. Carossa ist von einer Deutschheit, wie es nur wenige sind, natürlich nicht im praktisch nationalen Sinne, sondern so, daß in des Dichters Werk das deutsche Herz und die deutsche Seele lebendig ist. Dies sehen wir insbesondere in dem Buche Eine Kindheit (1922), das voll ist von einer Froheit des Daseins, von einer Heiterkeit des Lebens, der Jugend und der Liebe, ebenso von einer mystischen Gottesliebe, die Gott in allem Lebendigen sucht und preist. Ein Duft geht durch dieses stille und reine Buch, wie man ihn nur noch in den Kindheitserinnerungen Albert Schweitzers findet. Da ist ein Arzthaus in einem bayerischen Dorf, ein ernster Vater und eine liebreiche Mutter. In dieser Welt wächst ein Junge auf. Hier hat er seine ersten Zusammenstöße mit dem Leben. Seine ungeklärten Phantastereien lösen sich, seine Seele wird zurechtgebogen, bis er am Ende der Spanne Zeit reif ist für die Jahre des Suchens. Er hat sich hineingefunden in die Welt, die ihm fortan ihre Rätsel aufgeben wird. In das Leben dieses Kindes flicht Carossa das ewige Geheimnis alles Lebens ein, wie das überhaupt das Wertvolle an seinen Büchern ist, daß so vieles ungesagt bleibt und dennoch lebendiger da ist als das Gesagte. Eine Fortsetzung erhielt das Buch in den Verwandlungen einer Jugend (1928). Sie umspannen die Zeit vom Ausgang der Kindheit bis zur Reife. Hier werden die einfachen Szenen aus dem Knabenleben im Internat, in den Ferien auf dem Lande mit einer Schlichtheit erzählt, die ergreifend ist für den, der es vermag, die wundersame Leuchtkraft der Sprache Carossas zu erleben. Alle diese einzelnen Szenen sind erfüllt von duftender Reinheit und erhalten ihre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

große geistige Wirksamkeit von den erhabenen Kräften der Besinnlichkeit und Seelenhaftigkeit, die ihnen eigen ist. Es ist, wie O. Heuschele, der gründliche Kenner des Dichters, erklärt, Carossas vollkommenste Schöpfung. Auch ein Kriegsbuch hat Carossa geschrieben, das Rumänische Tagebuch (1924). Ohne ein Wort über Politik zu verlieren, geht er durch den Krieg hindurch, das Schicksal der Leidenden, das Los der Vertriebenen, die Qual der Verwundeten, alles, was mit dem Krieg verflochten, bringt in das Buch hinein. Zahllose kleine Geschicke flicht er aus dem einen großen Zeitschicksal heraus. Er hat als Arzt den Krieg miterlebt. Jeden Tag macht er seine Aufzeichnungen über Menschen und Dinge. Nichts erscheint ihm unwichtig; da erzählt er den Tod eines Kätzchens, dort schildert er den bacchischen Rausch eines Betrunkenen und an anderer Stelle das Geheimnis einer Fluchtnacht. Wenn das Buch auch dem Kriege seinen Ursprung verdankt, so wird es doch über die Zeit hinaus seine Geltung behaupten, weil das, was es sagt, zeitlos und wichtig ist. Daß bei einem Manne von so weiter Sicht die Gedichte (1910) und Ostern (Gedichte 1920) nicht in winniglichen Nichtigkeiten stecken bleiben, das zu betonen ist wohl überflüssig. Es sind die Lieder eines Abgeklärten, ganz still und reich. Gesammelt schreitet er durch die Welt, jeglichem Tone offen, ein Mensch, der die Natur liebt und sich schmerzlich eins weiß mit den Leidenden, und da er selber nicht krank und müde ist, andere erfreuen und aufrichten kann. Die Gedichte zeigen auch den Weg, den Carossa genommen hat. Er ist an Hölderlin, der Romantik, Hofmannsthal, George und Rilke groß gewachsen zu seinem eigenen Gesetz und Ethos.

Mit dem Roman „Gewalten eines Toren" trat Otto Wirz in die Reihe der bedeutenden Dichter der Gegenwart. Er ist von Geburt Schweizer (geb. 1877 in Olten, lebt in Zürich), von Beruf Techniker und in der Art seiner schöpferischen Orientierung Platoniker. Sein Beruf und seine schweizerische Heimat machen ihn zum Eigenbrödler und beide wechselseitig bedingen seine knochige Härte. Nicht sentimental genug im lyrisch-bourgeoisen, nicht pathetisch genug im heldischen Sinne, zwingt er seine Sprache zu antiken Vorbildern, zu Homer und Plato, um mit dieser Kraft seine Ideenwelt mit geradezu verbissener Energie in die Wirklichkeit umzusetzen. Er drückt den Schillerdeutschen unter sich. Seine abstrakten Neigungen zwingt er zu Gestalten, seine erotischen Abwege zu Ideen. Er bändigt das eine mit dem andern. Und kommt also zu einer Kunst, in der sich Blut und Geist die Wage halten. Die Schöpfung, auf die unsere Zeit wartet, hat er nicht gegeben.

Rein künstlerisch betrachtet, gehört Wirz's Roman Gewalten eines Toren (1923) zu den hervorragenden Dichtungen der Gegenwart. Anders steht es mit dem Gehalte. In stud. techn. Hans Calonder, dem Helden der Dichtung, brennt eine unerbittliche, kompromißlose Flamme nach dem Sinn seines Lebens. Nicht nach vorgelegtem Gebot, nicht an die Einrichtungen dieser Welt gekehrt, wickelt sich hier ein Leben nach seiner Eigengesetzlichkeit ab, ein Leben, das sich außerhalb aller materiellen Werte stellt und nur seine inneren dynamischen Kräfte steigert, um zur reinen Schau zu kommen. Ihm sind die Menschen unserer Tage nur harthörige Spießer, die, zu tief ins Leben verstrickt, ihre wahre Natur nicht entfalten können. Der allgemeine Mensch, die Idee Mensch im Sinne Platos, ist daher nirgends zu finden und der Ruf nach ihm findet kein Echo. Diesen allgemeinen Menschen will er in sich entwickeln oder vielmehr auf seinem Lebenswege entwickeln lassen. An keinem menschlichen Verhältnis sein Genügen findend, fremd und innerlich bis zum Ekel abgestoßen von den herrschenden Meinungen und Dingen, die er alle insgesamt als hohl betrachtet, ist er ein rasender Idealist und Individualist, den übrigen Menschen ein Tor und ein Wahnsinniger, das Wesentliche zu leben versuchend, bis er nach der fanatischen Abwendung von allem äußeren Geschehen unter den Händen eines Wahnsinnigen den Kreuzestod erleidet. Er versucht sich in Beweisen, Lebenslagen, menschlichen Abhängigkeiten und Führerstellen, aber das schauerliche „Wozu" treibt ihn aus allen Wohnstätten, in denen der Bürger noch durchaus zufrieden gedankenlos lebt, hinaus. Einmal sagt Calonder zu sich selber: „Die zeitlos Entbrannten erliegen immerzu. Immer mehr vertieft sich in ihnen die Abwendung von den Dingen der täglichen Begebenheiten und die Zuneigung zu den Bestandteilen jener Stille, einer tiefsten Schau. Denn das Leben, wenn es wahres Leben ist, ist ein Schweben über den Sinnen. Und das Leben der alltäglichen Begebenheit: das ist der Tod." In der Haltung des Stils sind ganz deutlich im ersten Teile Gottfried Kellers Einflüsse unverkennbar und dann ist, worauf Binz aufmerksam macht, zu bemerken: Hermann Hesse und seine Bücher vom Dichter und vom Landstreicher sind das Jugenderlebnis von Wirz und seinem Calonder, der diesen Dichter lange wie ein Komet umkreist. Aber bald wuchtet Wirz über Hesse hinaus und das Suchertum des Meisters wirkt nur noch bescheiden neben der steilen Auffahrt des Schülers. Doch über einen erschütternd konsequent fortschreitenden Untergang des um den Sinn des Lebens ringenden Menschen kommt Wirz nicht hinweg. So schließen wir den Roman von den „Gewalten eines Toren" in Zerschmetterung ohne Aufrichtung zu. Bei Wirz wie bei Stehr sehen wir den Pfad durch enge Schlucht und durch Überwindung des empirischen Ich zur reinen Schau ansteigen, aber dieser Pfad mündet bei Wirz nicht in schwebende und erlösende Helle, sondern läßt den Leser in dem Gefühl der Vernichtung. Alle Töne, alle Regungen menschlichen Gefühls von den süßesten Offenbarungen des Lebens bis zu den Tiefen angeschlagen, in die kein Verstand mehr folgen kann, sind in dem Buche. Der Stil paßt sich mit musikalischer Subtilität der jeweiligen Stimmung an. Anfangs breit episch, meisterlich im Sinne des besten Keller, wird er dann sprunghafter, nervöser, zerklüfteter. Im zweiten Teil steigern sich die Vorstellungen eines berauschten und entfesselten Geistes oft zu gewaltigen Bildern; die Sprache wird dann seherisch, hymnisch und fällt von selbst in den Vers. Zuweilen, besonders im ersten Teil, finden sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

köstliche Kabinettstücke alemannischer Erzähler; eine Wanderung, ein Gespräch, die Schilderung einer Stadt. Bezeichnend ist, daß die treibenden Bilder der Wolkenformen einen breiten Raum einnehmen. Aber auch das Phantastische und Dämonisch-Barocke feiert Triumphe; so die Magie am Züricher Münster und „die Versuchung des Fleisches". In Fortunata, dem Kinde mit der ahnenden Seele, erscheint Mignons rührendes Bild transparent, wie denn Goethes Geist überhaupt wie ein Schatten durch manche Seiten läuft.

Von der Besessenheit und dem Übermenschentum der „Gewalten eines Toren" ist in der Novelle um Gott (1925) nichts mehr zu spüren. Fast schien es, als könne Wirz nur das Chaos, nicht aber objektive Gestalten beschwören. Der Gehalt ist dürftig, die Sprache oft geschraubt und gespreizt, die Menschen Holzpuppen nicht unähnlich. Nur in der dialektischen Führung der Gespräche offenbart sich der Könner, in dieser oder jener außergewöhnlich plastischen Wendung der Dichter. Doch ist die Kenntnis dieser Novelle und der in einem Vortrage „Das magische Ich" (1929) entwickelten Gedanken notwendig, um das in dem Buche Die geduckte Kraft (1929) hinter dem vielstrahligen Romangeschehen verborgene dichterische Weltbild zu werten. W. Meridies hat es aus dem Roman herausgeholt. „Der Roman berichtet von dem Aufbruch metaphysischer Kräfte in alltäglichen Menschen. Äußerlich gesehen, hellseherische und magnetische Kräfte, die, nach Wirz, in der Natur des Menschen tief verborgen, ins Nicht-mehr-Bewußte seines Wesens gedrängt sind. Das Zentrum dieser Kräfte, eben der „geduckten Kraft", liegt in der Seele als einem Teil der ursprünglichen, in der Menschheit noch wirksamen „Allseele". Der Mensch sucht diese verlorengegangene Gemeinschaft wiederherzustellen. In den großen Gestalten der Menschheit ist dieses Streben übermächtig geworden, doch nur in Christus kam es zum vollen Einbruch des transzendenten Ich. Auf diesem Weltbilde baut sich der Roman auf. Wirz beschränkt jedoch das Geschehen auf den Einbruch der „geduckten Kraft" in unsere Welt der Zwecke, in den Bereich unserer gewöhnlichen Individuation, in der wir Menschen in einer „Individualwinzigkeit" leben, aus der heraus wir die Größe des Lebensganzen, das Licht der vollen Wahrheit nur wie „durch ein blindes Fenster mit einigem Lichtdurchlaß" zu ahnen vermögen. Die Einwirkung dieses Einbruchs des Übersinnlichen auf gewöhnliche Menschen vollzieht sich in dem Roman in Form von Abläufen auf physikalischem, biographischem und geistigem Gebiet". Daß das, was Wirz unter der geduckten Kraft versteht, schon Dostojewski in den „Brüdern Karamasoff" und in den „Dämonen", freilich noch an Zeit und Raum gebunden, gestaltet hat, deutet er selbst an. Die Lektüre des Romans Wirz's ist, wie diese Inhaltsangabe schon andeutet, nicht leicht und wird erschwert durch die Spracheigentümlichkeiten, die aus dem Schweizer Deutsch stammen. Aber auch sonst hat Wirz in seiner Prosa etwas Klobiges, Eckiges und Ironisches angenommen und manche Worte, Bilder und Begriffe verlangen ein längeres Nachdenken.

Ein Zukunftstüchtiger schenkte uns unter dem Decknamen Johannes Muron einige Erzählungen, die durch das feine Verständnis für die Bildhaftigkeit der Sprache und ungekünstelte Religiosität und aktive Seinsüberwindung volle Beachtung verdienen und Hoffnung erwecken.

Noch Schlacken des Unfertigen hängen der Erzählung Der Vetter (1922) an, aber schon hier zeigte sich der Sprachgewaltige. Noch mehr offenbart sich die Bemeisterung der Sprache in dem Romane „Die spanische Insel, dem Buche vom Entdecker Kolumbus" (1926). Es ist eine Dichtung von bedeutendem Ausmaß. Der erste Band „Die Fremdlinge", setzt mit der zweiten Landung des Entdeckers in der Neuen Welt ein (1493) und schildert eingangs, wie Kolumbus das auf der ersten Fahrt auf der Insel Haiti errichtete Fort gestürmt und die darin zurückgelassenen Spanier erschlagen findet. Es folgt die Gründung der Stadt Isabella, die Bezwingung des Wildenkönigs Caonabo, die Schilderung der Unzufriedenheit der Soldaten des Kolumbus und dann eine Darstellung des Gegensatzes zwischen den Spaniern, die in der Mehrheit so gar nicht nach der Lehre Christi handeln, und den Wilden, die sich in dem dumpfen Drange sehnsüchtig nach dem ihnen verheißenen weißen Heilande hintasten. Dabei kommt es oft zu wahrhaft erschütternden Situationen zwischen Heiden und Christen. Prächtig sind die Charaktere gezeichnet, so ins besondere der junge Pizarro in seiner wortkargen, unbeugsamen Entschlossenheit, von dem sich sein Waffengenosse, der plauderhafte, grimmig-humoristische Lolo, wirkungsvoll abhebt. Die eigenartige, bild- und klanggesättigte Sprache fängt die brennenden Farben und betäubenden Düfte so vollkommen ein, daß, wie Aulke bemerkt, eine Steigerung kaum mehr möglich ist. „Der Seefahrer" (1918) ist der zweite Band dieses Kolumbus-Romans betitelt, der in jedem Betracht, ästhetisch und ethisch, als vollendetes Kunstwerk sich darstellt und wenige seinesgleichen hat. Unter den vielen Kolumbusdichtungen ist diese die tiefste. So fesselnd auch hier die Schilderung der Fahrt des Kolumbus ist, der auf der zweiten Reise das Reich des Großkhans sucht, so ergreift uns dennoch weit mehr als die äußeren Geschehnisse die Darstellung, wie Kolumbus, vom Volke umjubelt, allen irdischen Glanz zurückweist und zum Menschen als dem göttlichen Ebenbilde wird. Im Einklang mit dem Gewissen und Gott erkennt er seine Aufgabe als Schaffer am Werk, nicht als Erschaffer, zwischen Schöpfer und Geschöpf bleiben die Abstände bestehen; sie erkennen, heißt zum Menschen hinaufwachsen. Unberührt vom Rausch der soldatischen Mannschaft, aber in Weisheit verbunden einem namenlosen Eingeborenen, bringt er Stück für Stück seiner weltsüchtigen Seele dem Einen, das nottut, zum Opfer. Er lebt freudig der Reinigung seines Herzens von der Schuld, der Gier nach Ehre und Ruhm. Als ihn die Ungnade des Königs in Ketten heimruft, erkennt er darin die Gnade Gottes. Er ist dem Dasein der Unschuld, verkörpert in dem Kinde seines Freundes, wieder so nahe gekommen wie einst, da er selber ein Kind war in Genua. Wie im ersten Bande blendet uns auch hier eine verschwenderische Fülle der Farbtöne und eigenwillig ist auch hier die Sprache. Sie gibt sich nicht leicht, sondern verlangt Mit- und Nachempfindung, aber wer einmal in der Schilderung und besonders im Dialog dieser Sprachgestaltung nahe gekommen ist, der erlebt, wie Lenzen sagt, die Freude des Kunstwerkes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Dichter, stark im Gefühl, groß im Schauen, klar im Gestalten, wahr im Herzen, über Bildkraft und Phantasie verfügend, wie sie nur wenigen Dichtern werden, und all dies in jener zarten Mischung, die dem Werk das Eigenste einhaucht und es doch in sich selbst schweben läßt, das ist Franz Schauwecker (geb. 1890 in Hamburg, lebt in Berlin).

Heinz Schauwecker

Zunächst wurde er bekannt durch seine interessanten psychologischen Studien über den Feldsoldaten und das Heimatvolk. Im Todesrachen (1919) hat er sein erstes Kriegsbuch betitelt. Es ist keine Verherrlichung, sondern eine Beschreibung, die, wie Herwig urteilt, ihren Wert auch dann noch behalten wird, wenn die Masse der Kriegstagebücher und -schriften kaum noch einen ernsten Leser finden wird. Mit Recht gab er dem umfangreichen Buche den Untertitel „Die deutsche Seele im Weltkriege"; denn da er nicht nur exakter Beobachter, sondern auch Dichter ist, leuchtet das, was den Soldaten beseelte, durch die äußere Erscheinung wie ein nicht ganz klares, nicht ganz reines — aber doch wie ein Licht. Schauwecker gibt keine chronologische Erzählung mit gelegentlichen Betrachtungen, sondern erhebt das, was er erlebte, in eine Sphäre des Allgemeinen, indem er die Lebensäußerungen des Soldaten in Komplexe zusammenfaßt („Überblicke", „Trost und Zuflucht", „Kleinelend", „Tod und Grab" usw.) und dann ins einzelne geht und über Hunger, Märsche, Kälte und Nässe usw. seine Beobachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen mitteilt. Dem Häßlichen und Abstoßenden ist aber auch das Schöne beigesellt, ja unlösbar mit ihm verschlungen: die Größe der Pflichterfüllung, die Nächstenliebe, die Freude an der Blume, am Kind, am Tier, der haßlose Blick auf den Feind, die Heimatliebe. In dem Buche So war der Krieg (1927) macht Schauwecker in 20 sehr guten Kampf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufnahmen das Leben und Sterben dieses gewaltigen Völkerringens sichtbar bis in die vordersten Stellungen, ohne Tendenz, ungeschminkt und wahrheitsgetreu. Es ist ein Erinnerungsbuch an den großen Krieg. Es folgten noch: So ist der Friede (1928), Die Frontsoldaten (1929).

Noch stark an Vorbilder gemahnen die sechs Novellen, die Schauwecker unter dem Titel Der Dolch des Condottiere (1919) veröffentlichte. Dagegen offenbart sich in dem Tierroman Ghavati (1920) eine ganz ungewöhnliche Begabung. An Phantasie und Erfindungskraft, Darstellungs- und Schilderungsvermögen kann es der Dichter getrost mit den Engländern R. Kipling, Jack London, W. Thompson usw., den Führern im Tierroman, aufnehmen; im Seelischen oder Beseelenden übertrifft er sie an Gemüt und Innigkeit. Der Untergang der afrikanischen Tierwelt bildet den im Buche behandelten Gegenstand. Ghavati, die vom Dichter ersonnene Göttin der Tiere, erhält vom Vater der Welt den Auftrag, dem Rade des Geschehens in die Speichen zu fallen. Sie muß ihre Ohnmacht erkennen. So liegt von Anfang an ein Hauch der Wehmut über allem Geschehen. Zug um Zug wird der aussichtslose Kampf der Tiere geschildert: das Sterben des Okapis im Dunkel des Urwaldes, die Vernichtung des Flußpferdes, der Tod des Löwen, der Massenuntergang der Elefantenherde auf der freien Steppe. Mit starkem Fühlen, kräftigem Temperament, tiefem Schauen weiß sich Schauwecker in das Wesen der Landschaft und die Seele der leidenden und kämpfenden Tiere einzutasten. Steppen und Sümpfe, Seen und Ströme, Urwälder und Berge wachsen unter der meißelsicheren Gestaltungskraft des Dichters farbig, greifbar, lebendig empor. Es entstehen Bilder von geradezu bannender Kraft der Suggestion, wie z. B. das Treiben der Flußpferde und Krokodile. Trotz aller dieser herrlichen Schilderungen kann man, wie bei W. Bonsels' Tiergeschichten, wegen der Verschiebung der Rechte der Tiere auf Kosten der Menschen, an dem Buche nicht volle Freude haben. Ein alltägliches Bild bietet den äußeren Vorgängen nach der Roman Hilde Roxh (1922). Zwei junge Menschen lernen sich kennen und Liebe führt sie zusammen; eine kurze Zeit gehören sie einander an, aber die räumliche Trennung hat bald ein Auseinandergleiten zur Folge. Das junge Mädchen empfindet, fern dem Geliebten, den verhängnisschweren tragischen Zwiespalt zwischen ihrer allgewaltigen Leidenschaft und der Liebesneigung des Mannes, die doch nur ein Teil seines Wesens ist. Ein bloßer Familienjournalroman aber, wie man nach dieser Inhaltsangabe vermuten könnte, ist Schauweckers Buch in keiner Weise. Eine hochentwickelte Sprachkultur hat hier in feinsinnigen Schilderungen, durch Metaphern belebt, ihren Niederschlag gefunden; ein taktvoller, hellängiger Psychologe hat die verschlungenen und seltsamen „Menschenwege" darzustellen gewußt, die seine beiden Geschöpfe gegangen sind.

Es war kühn, Spittelers „Olympischem Frühling" ein kosmisches Epos folgen zu lassen. Schauwecker aber hat mit seinem Werke „Die Götter und die Welt" (1922) etwas geschaffen, das sich daneben sehen lassen darf. Es ist in Prosa geschrieben, statt gereimt, aber es ist eine klingende, schmelzende Prosa, der doch das Rückgrat nicht fehlt. Es fehlt zur allumfassenden Größe der göttliche Humor, aber in seiner symbolischen Kraft erhebt es sich sittlich auf gleiche Höhe und übertrifft Spittelers Werk an Kultur und religiösem Weitblick. In Amra, dort wo die Götter wohnen, sehnen sich Olympier, germanische, indische, persische, ägyptische Gottheiten nach ihrem einstigen Herrschgebiet, von dem das Lied kündet: „ . . . Erde, du große Sehnsucht, tiefer, dunkler Traum aller Menschengötter . . ." Denn die Götter sind verlassen in ihrer Einsamkeit. Da singt ihnen Loki, „der Wissendste, Unseligste unter den Göttern", sein Lied von Gott, aus dessen Stimme ihm das Wissen wird: „Traum des Menschen sind wir, bunte Schatten ihrer Ängste und Wünsche . . . Dies sprach das Antlitz . . . Gott . . . Wir aber sind nur — Götter." Aus der Weisheit, daß der Traum stärker sein kann als der Träumer, suchen die Götter Erlösung zu gewinnen. Ares wandert auf die Erde in die Schlacht, Yama, der Todesgott, geht denselben Weg, Aphrodite findet Erlösung in den Armen des Dichters. Zeus aber schreitet über den Weg der Erinnerungen in das Reich des Gottes Schiwa und zu Ahriman „den Meistern der anderen Seite", findet Haß, Schrecken und Grauen, endlich jedoch Erlösung in Heras Armen, der einzigen, die bei ihm geblieben, als alle Götter, die Erde wieder zu gewinnen, Amra verließen. Schönheit und Tiefe gehen in diesem Göttermärchen Hand in Hand und durch sie schwingt, eigen verknüpft, das große Erlebnis des Krieges. Das Werk, das den Stempel des Zeitlosen an sich trägt und doch fest in der Zeit wurzelt, nach Weltanschauung und Sehnsucht, Unergründliches im Bilde zu fassen, wird, wie Gleichen-Rußwurm urteilt, zur Menschheitstragödie von erschütternder Größe, indem es das Spiel des Traumes — Morgane, das Spiel der Götter und das Spiel des menschlichen Lebens in ein tragisches Geschehen verflicht.

Anschließend an seine Kriegsbücher sucht Schauwecker in seinen jüngsten Werken, dem „Erlebnisbuche" Der feurige Weg (1925) und in dem Romane Richard Holden oder die Symbole (1926) in seiner temperamentvollen Weise die Frage zu beantworten: „Wo ist Deutschland?"

Verschiedene Gebiete bebaute Heinz Schauwecker (geb. 1894 in Regensburg, lebt in Nürnberg). Er hat als Lyriker (Deutsche Gedichte, 2. A. 1926, Es rauschen stille Bronnen 1927) sich Lorbeeren erworben, weiß auch fesselnd zu erzählen (Wider die Steppenteufel 1924, Auf der Suche nach dem Goldland Eldorado 1925, Herr Seyfried, Frau Kathrein und der König, Roman 1927, Der Vizedom, Roman 1928, Zwischen Mittag und Abendläuten, drei Märchen, 1924) und hat auch mit seinen „Spielen" (Bürgertreue, Heimatspiel 1913, Michael Faustin 1927, Die Reise nach den Niederlanden, Festspiel, Das Oberpfalzspiel 1928, Deutsche Vision, ein Spiel am Rhein 1922) viel Anklang gefunden.

Ein Dichter, dem man oft gern begegnet, ist Max Jungnickel (geb. 1890 in Saxdorf, Kreis Liebenwerda, lebt in Berlin). Er ist Romantiker, aber von jener stillen, zarten Art, die das Sinnige an Stelle des Phantastischen setzt und in duftigen, heiter blühenden Lyrismen schwelgt. Köstlich ist seine Fabuliererei. Die Welt der kleinen, scheinbar unbedeutenden Dinge,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der stillen, kaum bemerkbaren Ereignisse, der bescheidenen, oftmals armen Menschen, kurz der seelischen Alltagsbeschauung und ihrer zartsinnigen Symbolik ist der bevorzugte Aufenthalt seiner dichterischen Phantasie. In der Skizze liegt denn auch seine Stärke, reizend klingen im Volkston seine Lieder und zart sind seine Märchen. Langsam ist er aber über die lyrischen Impressionen seines Anfangs hinausgewachsen und mit beachtenswerten Romanen hervorgetreten, mag auch oft noch das Märchenhafte in sie hineinspielen.

Da ist der Jakob Heidebuckel (1917), ein nachgeborener Vetter des Eichendorffschen Taugenichts, auch ein naher Verwandter von Hermann Hesses Wanderburschen Knulp, nur tragischer aufgefaßt. Er vermag nicht das störrische Leben durch die naive Kindlichkeit seines Dichtergemütes zu meistern oder zu entwaffnen und zerbricht hilflos an seiner kantigen Härte. Störend wirkt die starke Dosis Naturalismus in dieser Geschichte. Denn dieser Vagabundus führt sich als ein regelrechter Mörder seiner Geliebten ein, die ihm dann fortwährend als sein Ideal vor der Seele schwebt. Eine symbolische Dichtung mit flüchtig hingeworfenen Reflexlichtern, oft von unleugbarer Schönheit und dichterischer Einfalt ist das Buch Gäste der Gasse (1918). Franz Wappenschild, der uneheliche Sohn einer Magd, lebt als Geiger im tiefsten Elend. Aber sein inneres Glück schwindet erst, als er seine Erinnerungen verkauft. An diese magere Fabel knüpfen sich lyrische Reflexionen an; es weben sich einzelne epische Bilder hinein, manche ehern und festgefügt, andere zerfließend. Minder gefällt uns Der Wolkenschulze (1919). Dieser wird in ein thüringisches Dorf geladen, um den Bauern und Kindern und besonders vor dem Pastor ein Gefühlschristentum zu predigen. Und „der Lehrer gibt den Ton an", „der Lehrer macht große erschrockene Augen", hohe Worte, weite Flüge der Phantasie, viel naturgeistliches Wesen — ist aber in allem ein kümmerliches Geistlein. Die schöne Gottesnatur wird als Waffe gegen die Bibelsprüche und den Katechismus des Pastors geschwungen. Als Skizzenbuch eines Dichters am besten zu verstehen ist das Buch Aus den Papieren eines Wanderkopfs (1918); es bringt allerlei Stimmungsbildchen vom russischen Kriegsschauplatz, Genrebildchen, Reflexionen über Postkutsche, Bild, Dorfschulmeister, Müller, wie sie als Zeitungsbeilagen veröffentlicht werden. Ein festes, rundes Werk ist der Roman Das müde Haus (1925), wenn auch die Ausmaße enge gesteckt sind und die Melodie schlicht ist. Mit feinem Stift wird darin die Lebenslinie eines Mädchenschicksals nachgezeichnet. Die ganze Welt ist Jungnickel ein Närrisches Lesebuch (1924). Häuser, Wiesen, Herzen, Industrie und Wälder purzeln aus seiner Feder wie Steinchen aus einem Ankerbaukasten. Und der Märchendichter sitzt davor wie ein seliger Bastler mit Violine, Gänseblümchen und Herzeleid. Ein Bilderbuch des Lebens ist der Roman Lichter im Wind (1926). So nennt der Dichter seine ganz eigenen Menschen, die, wie Märchenwesen aus Lyrik, Seide, Romantik, Sehnsucht und Hingebung gewoben, wie einer Scheinwelt angehörend, immer wie auf Wolken schweben, immer wie auf ein Wunder warten. Es sind Menschen, die mit ihrer kleinen Flamme den großen Wald, Leuchtfeuer in allen Seelen entzünden möchten, religiös im tiefsten Herzen, mit starken Innenkräften, aber zu zart, ohne Tatkraft, zerbrechen sie am Leben wie Emilie, die kleine Schauspielerin, die mit einem Kasten voll Edelsteinen in die Welt auszog, und der Flieger Herdegen, der in den Himmel fliegen wollte. Nur der Dichter Johannes Pfingsten, wie sie am Leben arm geworden, findet heim zu seiner Mutter, zu den Quellen wahrhaftigen Reichtums. Der Zauber, der von diesem Buch so voll märchenhafter Poesie und reiner, tiefer Gläubigkeit ausgeht, wird noch verstärkt durch den Hauch des Selbsterlebten, Selbstgefühlten, den es atmet.

In dem Märchenroman Die Uhrenherberge (1927) ereignet sich im Grunde nichts, als daß der Erzähler, mitleidig, bei einem von der Frau verlassenen Uhrmacher übernachtet, dessen kleine Tochter, ein Wesen von märchenhaftem Liebreiz, auf geheimnisvolle Weise zu einem Sterne in Beziehung steht, der seinerseits während der Nacht mit den vielen in Reparatur befindlichen Uhren Zwiesprache über das Schicksal hält. Dazu können die Uhren aus langer Erfahrung mit ihren Besitzern natürlich mancherlei beitragen und der fremde Gast lauscht dieser Unterhaltung mit jener Feinhörigkeit, wie sie nur dem Dichter eigen ist. Angemessen dem zwischen Traum und Wachen schwebenden Begebnis ist die Sprache der Erzählung, von deren innerer Reinheit soviel Überzeugungskraft ausgeht wie Erquickung von ihrer äußeren Anmut. Ein Buch für die Stunde, den Augenblick, die Stimmung gemacht ist das reizende Buch Vom Frühling und Allerhand (1928). Man liest es, wie man einst Cäsar Fleischlens „Von Alltag und Sonne" gelesen hat. Nur hüte man sich, kritisch eingestellt zu sein. Wehmütig stimmt dagegen der Roman Brennende Sense (1928). Sie ist das Symbol des Krieges und so wird der Roman voll schwermütiger Gleichnissprache zu einer Art poetischer Kriegsgeschichte. Die Personen sind „Wanderer zwischen zwei Welten", die Ereignisse spiegeln im Kleinen das gewaltige Große, die Handlung ist ein Ausschnitt ergreifenden Weltgeschehens. Ein zehrendes Heimweh erfüllt diese Menschen, die durch die endlose russische Steppe irren, die sterben oder blutenden Herzens weiter wallen und dabei wissen, daß „der Sensenmann nur immer ein und dieselbe blecherne Zigarettenschachtel hat und sehr sparsam mit seinen Papierrossis ist". In ihren Ohren aber klingt Deutschlands Lied, rauscht das Sausen des Rheins. Eine Art Monographie bringt das Heft „Sulamith Wülfing. Dürers kleine Tochter" (1929). Irreführend in diesem zarten Märchen ist es, die feinfühlige Künstlerin als Tochter Dürers zu feiern, denn dessen Naturliebe suchte die Geheimnisse der Natur zu erforschen und strebte nach der Wirklichkeit, während Sulamith Wülfings Naturliebe das Traumland der eigenen Seele ist, der die zartesten Naturgebilde als Zauberspiegel dienen.

Wenig Erhebendes bieten die Romane und Novellen des Wieners Siegfried Trebitsch (geb. 1869, lebt in Wien). Aus der Schule Schnitzlers stammend, behandelt er mit Vorliebe das Erotische; aber es ist nicht die Liebe in ihrer veredelnden Art, sondern meist bringt er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sexuelle Verirrungen gröblichster Art und darüber kann er auch mit seinen psychologischen Erklärungen den Leser nicht hinwegtäuschen. Zudem schreibt er oft ein phantasiearmes Deutsch und sucht durch Kinosensationen zu wirken.

Da sinkt in dem Novellenbande Das verkaufte Lächeln (1904) ein Mädchen, von seinem Geliebten verlassen, zur Kurtisane und Dirne herab. Das wird in schwerfälligem und unplastischem Juristendeutsch erzählt und in zwei anderen Novellen ist es nicht besser. Unerquicklich ist auch der Roman Genesung (1901), in dem ein Offizier, der dem Genusse des Lebens sich hingibt, ein Liebesverhältnis mit einer schönen, reichen Witwe unterhält, sie aber dann abschüttelt. Ganz anzengruberisch klingt die Formel, die er für die Novellen des Bandes Der Tod und die Liebe (1914) geprägt hat und die besagt, daß der Tod dem Leben nichts anhaben kann, ob wir dies alles nochmal sehen oder klaftertief unter der Erde liegen. In dem Roman Das Haus am Abhang (1906) klammert sich eine leidvoll dem Tode entgegenfiebernde Schwindsüchtige an ihren Arzt, noch ein kurzes Erdenglück ungestüm begehrend. Und dieser, obwohl er eine Braut hat, die er liebt, erliegt der Versuchung. Die Novelle Die Frau ohne Dienstag (1919) erzählt die Geschichte einer hysterischen Frau, die geheilt wird. Wenn diese Novelle von einem Psychiater für Psychiater geschrieben wäre, also nur ein Krankheitsbild aus der schwärzesten Nachtseite menschlicher Möglichkeit darstellen wollte, hätte sie eine gewisse Berechtigung. So aber greift sich der Leser an den Kopf und fragt sich: Wie erträgt die Reine, reinlich Gewöhnte nun plötzlich dieses Waten einer Straßendirne durch den brutalsten Schmutz? Und wer vermag zu glauben, daß sie sich wieder zur reinen Gattin und Mutter erheben kann? Mystifikationen ohne Erleben, Aufwühlen der Dunkelheit, ohne sie zu lichten, bringt der Novellenband Die Last des Blutes (1921). Einen ernsten Ton schlägt Trebitsch an in der Novelle Des Feldherrn erster Traum (1910). Theanor, ein Ideal aller spartanischen Tugenden, mit eisernem Willen jede selbstische Regung unterjochend, kalt und unnahbar, aber auch uns nicht erwärmend, führt das Vaterland zu ungeahnter Macht und sieht im Fieberkampfe des Todes die Zukunft. Die Grundidee der Novelle ist: Der wirkliche Held und Schöpfer großer Werke vermodert ungekannt; die Stirn eines anderen kränzt der Lorbeer für seine Lebensarbeit. Trebitsch schrieb auch ein „Buch Verse" mit dem Titel Seitenpfade (1917), zeigte aber darin, daß ihm die lyrische Entwicklungsfähigkeit fehlt; und daß er kein Dramatiker ist, zeigte der Mißerfolg seines Schauspieles im Burgtheater Ein Muttersohn (1914).

An Wilhelm Schäfer schulte seine feine Stilkunst Theodor Seidenfaden (geb. 1886 in Köln, lebt in Königshofen a. Harff), die er in seinen historischen und schwankhaften Legenden und Anekdoten bekundet.

Er hat altes Volksgut in gepflegter und doch dem Volkston naher Prosa verarbeitet. So erzählt er in dem Glockenspiel (1922) rheinische Geschichten; wieder eine rheinische Geschichte bringt Die Teufelsschlucht (1921). Wer Sinn für Humor und das Absonderliche hat, wie es in Schelmen, Gaunern und eigenartigen Käuzen am Stamm des Volkstums wie Wildlinge emporschießt, der greife zu dem Rheinischen Narrenschiff (1925). Hier findet er eine reiche Fracht alter und neuer Schwänke; alle sind auf den Ton volkhafter Epik gestellt, zeichnen sich durch Konzentration und Einheitlichkeit aus, wurzeln im Volkstum der rheinischen Heimat und sind wirksam und vergnüglich erzählt. Er schrieb auch die Legendenspiele von St. Christophorus (1924) und Das Haupt des Laurentius (1924), das wirksame Volksspiel Der Burgvogt von Zülpich (1926) und auch Meier Helmbrecht, Beowulf, Karl den Großen und den Gotenkönig Dietrich (1928) hat er zum Leben erweckt.

Wiederholt erwähnten wir Arthur Friedrich Binz (geb. 1897 in Saarbrücken, lebt ebenda) als feinen Kritiker. Er ist aber auch selber Dichter; seine lyrisch empfundenen Bilder um David (1921) zeigen von einer echten, dichterischen Verlebendigungskraft. Eine schwermütige Lebensstimmung ist hier gestaltenreich geworden und hat in den satten, duftgefüllten Visionen südländischer Landschaft, belebt mit biblischen Personen und Geschehnissen, ihr volles Herz ausgeschüttet. Die schwebende Stimmung, die sich in schönen und gehaltvollen Ausdrucksgebilden niederschlägt und dem Gang der Handlungen die lyrisch-gefügige und lyrisch-bedeutsame Prosa anschmiegt, ist das Wesentliche.

Noch zu wenig außerhalb seines schweizerischen Vaterlandes bekannt ist Franz Heinrich Achermann (geb. 1881 in Oberkirch, Kt. Luzern, lebt in Basel), der in seinen historisch-abenteuerlichen Erzählungen eine sehr beachtenswerte Begabung offenbart und entschieden das Zeug zu einem beliebten Volksschriftsteller hat. Er verfügt über nicht gewöhnliche geschichtliche Kenntnisse und eine reiche Phantasie, schreibt in einer prachtvollen Sprache und alle seine Erzählungen, zu denen ihm meistens die Schweiz den Stoff liefert, zeugen von gesundem, sittlichem und katholischem Empfinden.

In seinen prähistorischen, fesselnden Romanen versucht er uns die Vorzeit lebendig vor Augen zu führen, wobei freilich die Phantasie die Lücken ausfüllen muß, die dem Forscher bleiben. So in dem Romane Auf der Fährte der Höhlenlöwen (1919) und dem folgenden Die Jäger vom Thurfee (1920). Hier wird ein Bild aus der Steinzeit lebendig gezeichnet. Die Pfahlbauten, Kämpfe der Stämme, in einzelnen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufdämmernde Erkenntnis, daß Liebe mehr ist als Blutrache, der Glaube an einen Schöpfergott, durch einen Semiten dem Jäger Thuro vermittelt, all das wird packend, spannend geschildert. In dieselbe Zeit führt uns der Roman Der Schatz des Pfahlbauers (1921) und in den Kannibalen der Eiszeit (1924) erzählt der Verfasser, wie zwei Völker, die Wuronen als Kannibalen und die Rhiosaren als besser gesinntes Volk miteinander kämpfen, bis die sittliche Verderbnis den Sieg erringt und alles in den Wellen der Sündflut versinkt. In Niwaldens letzte Tage führt uns die Erzählung Der Wildhüter von Beckenried (1918). Dieser ist die Seele des aufrechten, christlichen Geistes unter den Niwaldnern, als sie zur Zeit der französischen Revolution (um 1798) der kirchenfeindlichen Regierung in der Schweiz den Bürgereid ohne Vorbehalt der Religion leisten sollten. Sie weigern sich und fallen im Kampfe mit den französischen Truppen, die den Eid erzwingen sollten. Weniger als dieses von der Liebe zur Heimat erfüllte Buch gefällt uns Aram Béla (1924), „ein Roman der Tatsachen", der von der Bekehrung eines Freimaurers zum Katholizismus erzählt und zwar im Glauben begeistert, aber künstlerisch und psychologisch nicht frei ist von Mängeln. In dem „historischen Roman aus der Schreckenszeit" Die Kammerzofe Robespierres (1913) wird berichtet, wie ein junger Schweizergardist sich als taubstumme alte Kammerzofe bei Robespierre verdingt, um seinen Freund und geächtete Familien zu retten. Er spioniert bei dem Haupt der Revolution, fälscht Unterschriften und rettet wirklich vielen das Leben. Der Roman ist reich an spannenden Episoden. Es folgten noch die Romane „Künstliches Gold" (1926), „Der stehende Flieger" (1926), durchweg gesunde und fesselnde Lektüre.

Aus bescheidenen Anfängen hat sich Henriette Brey (geb. 1875 in Capellen bei Geldern, lebt in Elberfeld) in raschem Aufstiege zu einer hervorragenden Dichterin entwickelt, die durch ihre Novellen und Romane bereits einen großen Leserkreis gewonnen hat. Und mit Recht! Ihre Bücher sind von religiösem Geiste durchdrungen und geeignet, den Lesern Tröstung und Erleichterung in den Stunden des Leidens zu bringen, sich an ergreifenden Menschenschicksalen zu erbauen und zu edler Menschenliebe anzuspornen. Denn sie ist, hierin an die Ebner-Eschenbach gemahnend, eine Dichterin der Milde und Güte, aber auch eine Dichterin der Gerechtigkeit und der Seele; tief schaut sie in die Herzen der Menschen, erkennt mit erstaunlicher Psychologie deren Wirrnisse und weiß sie zu klären. Sozial empfindend, forscht sie nach den Nöten der Zeit und Probleme der Gegenwart sind es denn auch, die sie in einigen ihrer Romane behandelt. Aus der Gegenwart führt sie uns auch in die Vergangenheit und läßt sie vor unseren Augen lebendig werden. Die Kulturbilder, die sie entrollt, sind nicht eine trockene Wiedergabe eines Geschichtswerkes, sondern alles ist dichterisch und blutvoll miterfunden, ganz Seele. Und Seele ist sie auch dort, wo sie die Umwelt schildert, in der ihre Helden leben und weben, ringen und leiden, siegen oder erliegen. Auch die leblose Natur spielt in die Geschicke ihrer Gestalten hinein, und mit welcher Kunst sie die Landschaft zu beleben und zu malen versteht, zeigen ganz besonders die zarten, stimmungsvollen Bilder, die sie von der Heide hinzaubert. Doch alle diese Vorzüge würden nicht hinreichen, den Leser zu fesseln, verfügte die Dichterin nicht auch über eine seltene Gabe plastischer Gestaltung und über den Zauber einer

Henriette Brey.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache, die, was sie innerlich empfunden und geschaut hat, auch in Worten widerzuspiegeln vermag. Einfach, doch edel, in den Volkserzählungen, getragen, oft wuchtig, wenn es die Geschehnisse erfordern, reich an gut gewählten Bildern und doch nicht überladen, in wohl tönendem Rhythmus, immer von einzigartiger Schönheit und den Leser mitreißend, fließen ihre Sätze dahin und zeigen Henriette Brey als Formkünstlerin ersten Ranges. Es begreift sich, daß eine Dichterin von solchem Temperamente und so reichem Seelenleben in der Prosa nicht ihr Genügen findet, sondern ihr Empfinden, ihre Freude und ihren Schmerz in Versen ausströmen läßt. Ihre Gedichte sind daher nicht leeres Versgeklingel, nicht anempfunden, sondern persönliches Erleben, oft wie die der Droste mit ihrem Herzblute geschrieben und dabei doch wieder so allgemein menschlich, daß sie in gleich empfindenden Seelen ein Echo wecken. Gern greift man nach ihrem Versbande Zwischen zwei Welten und liest bewundernd Gedichte, wie etwa das preisgekrönte „Letztes Glück" oder „Der Tod" oder das künstlerisch vollendetste „Hände". Um das Bild der Dichterin zu vervollständigen, fügen wir noch hinzu, daß sie sich durch gedankenvolle Aufsätze auch als glänzende Essayistin bewährt hat, so besonders in dem wunderfeinen Buche Die blaue Blume (1926) und in den tief gedachten Aphorismensammlungen Blätter im Winde (1925) und Herzschläge (1926).

Zur religiösen Erbauungsliteratur gehören die Sammlungen Von ewiger Liebe und Wenn es in der Seele dunkelt (1921). Es sind Szenen aus der Bibel, die in glutvoller Poesie dargestellt, uns an das Herz greifen. Das letztere Buch hat bereits viele Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Wundervolle Engelserzählungen von der Herrlichkeit und der Macht, von dem Segen und der herzpackenden Kraft der heiligen Eucharistie bietet das Büchlein Leuchtende Tage (1915). Erzählungen bringen dann auch die Bände Weiße Blüten (1923) und Sonnenfunken (1922), von denen der letzte Volkssagen und Volkslegenden enthält, die Henriette Brey gesammelt hat und in volkstümlicher Weise erzählt. Ein beredtes Zeugnis für die tiefe Religiosität und das mütterlich fühlende Herz der Verfasserin, das warm schlägt für die Verlassenen, Zertretenen, Verwahrlosten, ist der Roman Es fiel ein Reif (1924). Ein erschütterndes Buch, das uns von den Schicksalen eines unehelichen, unschuldig aus der Gesellschaft ausgestoßenen Kindes erzählt, in das Dunkel des Lebens hineinleuchtet und an dessen ernsteste Probleme rührt. Es ist ein soziales Bekenntnis der Dichterin. Die Naturstimmung, die durch das Buch weht, mildert den tiefen Ernst der Szenen, durch die die Handlung dem tragischen Ende zusteuert, das, wie es eben die Art der Dichterin der Güte ist, durch Verzeihung und Liebe gemildert wird. Sozialen Inhaltes ist auch die Sammlung Die am Leben zerbrachen. Reizend erzählt H. Brey Legenden („Maria geht über die Heide". „Das steinerne Herz", beide 1924), darunter Franziskuslegenden („Das tote Tal"). Sie erweitert novellenartig biblische Erzählungen, so die von der Heilung des Blindgeborenen in „Das Licht der Welt" und die von der Heilung des blutflüssigen Weibes in „Nur den Saum seines Gewandes" (1923). Überall bekundet sie eine bewundernswerte Sicherheit in der Zeichnung des Milieus; doch mehr als dieses fesselt der Inhalt, so insbesondere in der zuletzt genannten Christus-Erzählung. Wie der nach schweren Schicksalsschlägen in seinem Gottentfremden bei Christus Heilung seines Körpers und seines seelischen Leidens findet und dann umgewandelt und vom Schmerze seiner Gottentfremdung befreit, seine Dankesschuld als Heidenapostel abträgt, ist mit feinster Psychologie geschildert. Einzelne ihrer Erzählungen, Novellen und Geschichten, die in den Bänden „Gestalten", „Frauenland", „Ein Fichtenbaum steht einsam", „Wellenschlag des Lebens" sich finden, bringen gut geschaute Bilder aus dem Leben des Volkes und sind frisch erzählt, einige aber leichte Ware. Die Volksgeschichten in dem Bande Der Kreuzhof (1924), zu denen das Bauernmilieu Stoff lieferte, sind ohne künstlerische Bedeutung, aber beachtenswert und eine gesunde Lektüre. In dem Roman Joseph ben David (1923) gibt sie ein Kultur- und Seelenbild, das uns den großen getreuen Heiligen von der Vermählung mit der Gottesmutter bis zu seinem Tode lebendig vor Augen stellt. Der Gefahr der Verwässerung, der soviele Dichter, die biblische Gestalten zu Helden wählen, oft erliegen, ist sie entgangen. Sie hat den Heiligen künstlerisch erfaßt, sich in dessen Innenleben hineingefühlt, in zarten Tönen wie in kräftigsten Farben plastisch die Umwelt aufgebaut und uns so ein lebendiges Kulturbild aus jener Zeit entworfen. Die Ehrfurcht vor dem Heiligen ist stets gewahrt, nirgends ist das Erhabene in Allzumenschliches verwässert. Aus ihrem eigensten niederrheinischen Gefühle heraus schuf Henriette Brey den Roman Die vom Heidehof (1921). Die Heide mit ihrer schwermütigen, verträumten Natur und ihre herben, trotzigen, einsilbigen und doch bildsamen und zu den größten Opfern befähigten und tief in ihrer Heimat wurzelnden Menschen haben in diesem Buche die berufene Gestalterin gefunden. Doch bildet die Schilderung der Landschaft nur den Rahmen zu dem Bilde, das an dem Leben eines Bauernsohnes zeigt, wie das Leid zu Großem führen kann. Der Sohn des Heidehofbauern Heidiger gerät als Student in schlechte Gesellschaft, die ihn zur Vergeudung, zu Schulden und sittlicher Verkommenheit verführt. Der Weltkrieg nimmt ihn in die Schule. Hier vollzieht sich in ihm eine Wandlung, er hält Einkehr in sich selbst und deren tief geschaute Schilderung bildet den Kern des prächtigen Buches. Durch eine heroische Tat sucht er Sühne für sein vergangenes Leben zu leisten und er, der Verstoßene, darf wieder in die Heimat kommen, nach der all sein Sehnen steht, zumal dort seiner ein Mädchen harrt, das in treuer Liebe trotz aller Verirrungen nicht mit ihm gebrochen und gewiß auch zu seiner Sinnesänderung beigetragen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er ist im Kriege zwar zum Krüppel geworden, aber seine Seele ist zu einem neuen Leben geboren. Es ist ein Buch, das die weiteste Verbreitung verdient. Eine Höhenleistung der Dichterin ist der viel gelesene Priesterroman Der Heidevikar (1924). Der Versuch, ein Priesterleben mit allen seinen Idealen, Opfern und Schwierigkeiten zu schildern, ist ein mit sicheren Linien gezeichnetes, eindrucksvolles Kunstwerk geworden; ein groß geschautes, lebenswarmes Priesterleben, in dem irdische und himmlische Liebe miteinander ringen und die letztere den Sieg davon trägt, ein hohes Lied heiliger Selbstzucht und erhebenden Pflichtbewußtseins. Es ist ein heikles Problem, das die Dichterin behandelt, aber die nach Pikantem Lüsternen werden dabei nicht auf ihre Rechnung kommen, denn sittlicher Ernst, tiefe Religiosität und Verantwortungsgefühl spricht aus jeder Zeile. Ein feingeistiger, hochstrebender Priester in einem entlegenen Heidedorf unter seelsorgerisch vernachlässigten Menschen mit verknöchertem Herzen und verdorrten Gemütern fühlt sich unglücklich. Seinem Bemühen, die Leute umzuwandeln, antwortet Haß, Anfeindung, Mißtrauen und schließlich Anklage beim Bischof. In des Lehrers Nichte findet der Vikar geistige Anregung und Verständnis für seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen. Als er aber merkt, daß die Freundschaft sich in Liebe verwandle, zieht er sich zurück. Trotzdem ihm vom Bischof ein Wechsel seines Postens angeboten wurde, bleibt er, zumal da er erfährt, daß des Lehrers Nichte den Ort verlassen werde. Nun folgt der schon lange vorbereitete Umschwung. Des Seelsorgers aufopfernde Tätigkeit bewirkt eine Sinnesänderung der Bewohner. Aus dem Boden, der als unfruchtbar gegolten, sprießt allenthalben Hoffnungsgrün. Um die Haupthandlung ranken die Erlebnisse und Geschehnisse eines niederrheinischen Dorfes, die in ihrer realistischen Darstellung einen starken Kontrast zu dem feinen und verinnerlichten Wesen des schöngeistigen Heidevikars bilden. Und dazu weht voll duftiger Poesie die Natur der Heide- und Moorgegend mit ihren geheimen Schönheiten und Reizen, ihrem Zauber und ihren abwechslungsreichen Stimmungen. Natur und Seele klingen hier zusammen, wie nur ein Dichter von Gottes Gnaden es zu schildern vermag, in einer Sprache, deren Reichtum und Wohlklang den Leser dauernd fesselt. Der Dichterin reifstes Werk ist ihr jüngster Roman Wenn ich dein vergäße (1931), der durch die Bonner Buchgemeinde in 25000 Exemplaren verbreitet und von der Kritik freudig begrüßt wurde. Wieder ist hier ein biblisches Thema behandelt, das aber gleichwohl in stärkste Beziehung zur Gegenwart gesetzt ist. „Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, so soll meine Hand verdorren . . . .“ ist der Sehnsuchtsschrei des jüdischen Volkes, das „an Babylons Wassern“ weint. Die Dichterin ist, wie ein Rezensent mit Recht bemerkt, in diesem Buche über sich hinausgewachsen. Die Kulturechtheit, das liebevolle Hineinversenken in die Seele des jüdischen Volkes, das durch den Verlust der staatlichen Selbständigkeit und seines Volksheiligtums so unendlich leidet, dazu die überraschende farbige Landschaft, die mit Stimmungen von hohem Reiz und bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt den Hintergrund von Ereignissen und Menschen abgibt, die unserer Zeit nicht fern stehen, all das ist bewundernswert. Tiefsten Eindruck weckt gleich der Auftakt des Ganzen: Der Prophet Jeremias, dessen Warnungen ungehört verhallt sind, in einer Felsenlandschaft vor dem in Flammen stehenden Jerusalem. Die Glut, die sich aus der brennenden Stadt und ihrem zerstörten Heiligtum aufschwingt, lodert weiter im Herzen des Priesters Joathan, den der Prophet zum Führer des in Palästina zurückbleibenden kleinen Volksteiles erwählt hat. Das leidenschaftliche Ringen Joathans um die Emporreißung des Volkes aus Dumpfheit und Verzweiflung, das Zusammenprallen fremdarter Kulturen, die Tragik in der Familie des großen Mannes, dem seine Söhne entgleiten, — der eine verfällt einer anmutigen Griechin, der Tochter eines Offiziers der Besatzungsarmee, der andere der dämonisch-schönen Tochter des babylonischen Statthalters — das alles wächst zusammen zu einem gigantischen Erleben von schicksalshafter Wucht. Der Roman ist reich an gewaltigen Spannungen, die ihn mit heftig pulsendem Herzschlag füllen. Es sind nicht blutlose Schemen einer fernen Epoche, die an uns vorüberschreiten, nein, es sind die umkämpften Probleme unserer modernen Zeit, die uns erschüttern und aufwühlen. Unvergleichlich ist, wie immer bei Henriette Brey, der Zauber der Sprache, bald funkelt sie wie geschliffener Edelstein, dann wieder ist sie voll erdhafter Süßigkeit, um dann wieder zu tosen wie Sturm und Flammen.

Schon bei Kriegsbeginn lief ein Kriegsbuch vom Norden bis zum Süden Deutschlands. Es war geschrieben von einer Frau und sollte den nun hart betroffenen Schwestern Mut und frohe Zuversicht in die Seele rufen. Das Buch heißt: „Der Krieg und die Frauen“ (1914). Seine Verfasserin ist Thea von Harbou (Dn. für Frau Thea Lang, geb. 1888 in Tauperlitz bei Hof in Sachsen, lebt in Berlin). Vor dem Kriege hat man wenig von dieser Schriftstellerin gelesen; aber nun ist manches Buch von ihr erschienen; sie hat es wohl verstanden, sich Sympathien zu erwerben, und sie ist in der Leserwelt sogar modern geworden. Dem ersten Kriegsbuche folgten andere und alle in diesen Büchern enthaltenen Novellen sind von glühendem Patriotismus eingegeben. Im Deutschtum gipfelt ihr überhitzter Idealismus; das Deutschtum ist ihre Religion: Deutschsein mit jedem Tropfen Blut ist genug Segen — einen anderen braucht niemand auf der Welt. Heilig ist noch die Heimat, soweit sie deutsche Erde umschließt, und die deutsche Fahne. Der sogenannte kirchliche Gottesglaube wird von ihr immer mit einem achselzuckenden Lächeln abgetan. Sie sieht ihre Lebensaufgabe darin, alle dieser Idee bisher fremd gegenüberstehenden Frauen für sie zu gewinnen und dem Patriotismus der anderen neue Quellen zuzuführen. Auf die nationale Begeisterung baut Harbou die Pflicht des Weibes, im Kriege an dem Platz, wo

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie hingestellt wird, ihr Möglichstes zu leisten. „Was wir bis heute getan haben, war das Selbstverständliche, jetzt hat alles sein natürliches Maß verloren. Das Mehr in allem wird zum Gesetz." Th. v. Harbou weiß sehr wohl um die Gefühle des Weibes; mit psychologischer Feinheit bringt sie alle Gefühle des Weibes zum Ausdruck. Sie ist keine Frauenrechtlerin; sie schildert das Weib als die alles still Erwartende: Freud und Leid. Sie gibt sich dem Manne ihrer Liebe restlos hin und in den Händen des Mannes liegt es, ihr ein glückliches oder unglückliches Los zu schaffen; in allen Lagen des Lebens aber erweist sie sich als treue Gehilfin, die immer bestrebt ist, dem Manne das Leben zu erleichtern. In den Romanen und Novellen entwirft sie meist Seelengemälde und sie tut es in einer an Hermann Hesses Stil gemahnenden, an vergleichenden Bildern reichen Sprache. Ihre letzten Romane und Novellen aber sind auf Sensation und für das Kino berechnet und nicht recht genießbar.

Ihrem Erstlingsbuche, einem Versbande (1902), den sie aber vom Buchhandel zurückzog, ließ sie den Roman Wenn's Morgen wird (1905) und die Märchendichtung Sommertagstraum (1905) folgen. Dann erschien der unerfreuliche, sittlich anstößige Roman Die nach uns kommen (1911). Jens Hallander kehrt aus den afrikanischen Kolonien mit Marlen zurück, mit der er in wilder Ehe lebt. Beide sind jeder Religion bar und lassen ihren Sohn Mut nicht taufen. Erst die drückende Not, da niemand mit ihnen etwas zu tun haben will, bewegt sie, das Kind taufen zu lassen. Jens stirbt im Elend. Um für ihren Sohn, der studieren will, das nötige Geld aufzubringen, verschreibt sich Marlen dem Klaus Dorp als Eigentum und wird nach dem Tode seines Weibes Dorphoferin. Mut meldet sich freiwillig zum Kriegsdienst in den Kolonien, heiratet nach der Rückkehr Klausens Tochter und gründet sich in Afrika eine neue Heimat. Dem Romane folgte das Märchenbuch Von Engeln und Teufelchen (1913). Diese Märchen sind ganz reizende Plaudereien, die das religiöse Empfinden nicht gerade gröblich verletzen, es aber durch die Profanierung religiöser Stoffe auch nicht angenehm berühren. Außerdem fehlt ihnen die Volkstümlichkeit und die Symbolik, der Andersens und Gnauck-Kühnes Märchen einen so weiten Spielraum lassen. Mit dem schon erwähnten Buche Der Krieg und die Frauen (1914) wurde sie eine Berühmtheit. Wie es bis 1916 schon auf hunderttausend Exemplare kommen konnte, ist unbegreiflich, denn es ist ein Durchschnittsbuch, wie es Hunderte ebensogut oder besser machen können. Es wird darin in nicht würdiger Weise auf niedrige Instinkte spekuliert und es ist kein atemberaubend spannendes Buch. Die Erzählungen erinnern auffallend an Walter Bloems Art, wie er sie in seinen Romanen „Das eiserne Jahr", „Volk wider Volk" geübt hat. Auch ihm war ein ungeheurer Erfolg geworden. Das frisch Draufloserzählen, ein nicht sehr tiefer, aber fix und fertiger Patriotismus, die dramatische, bewegte Erzählungsweise und das Fehlen von Konflikten, was irgendwie nachdenklich machen könnte, all dies mag den Erfolg beim Durchschnittspublikum erklären. Die Massensuggestion trug dann das Ihrige dazu bei. Es folgten die Kriegsbücher Deutsche Frauen (1914), Der unsterbliche Acker (1915), Aus Abend und Morgen ein neuer Tag (1916), Die deutsche Frau im Weltkrieg (1916), Die Flucht der Beate Hoyermann (1916). Die späteren Romane „Das indische Grabmal" (1917), „Adrian Drost und sein Land", „Das Haus ohne Tür und Fenster" (1921) fügen keinen neuen Zug in das dichterische Bild Theas von Harbou. Einige ihrer Legenden (1919) sind in feiner Sprache gepflegt und psychologisch interessant, aber andere wurden so modern befunden, daß man die von der heiligen Simplizia verfilmte. Für das Kino verballhornte Th. v. Harbou leider auch „Das Nibelungenlied" (1924). Ihr Roman Metropolis (1928) setzt sich nur aus Bildern zusammen — und was für Bildern! Himmel, Hölle und Jüngstes Gericht; Pest, Erdbeben, Explosionen und Wasserfluten wechseln ab und der Gegensatz, je unmöglicher, desto besser, ist das einzige Kunstmittel dieser Schriftstellerin. Während Wasserfluten das Bergwerk zu ersäufen drohen, erzählt die Heldin den zitternden Arbeiterkindern ein Märchen; während alle Schrecken der Hölle losgelassen sind, rauscht friedlich ein Nußbaum vor dem Fenster. Nicht besser ist der Roman Spione (1928). Dies Machwerk zeigt, wie die fortschreitende Technik der Zeit den landläufigen Unterhaltungs- und Kriminalroman unfruchtbar macht. Wer sich früher noch um Handlung oder halbwegs logische Zusammenhänge bemühte, ersetzt diese geistige Arbeit durch Schaltbretter mit alles regelnden Knöpfen, überall wachsende Mikrophone, üppig wuchernde Fernsehapparate, von den täglichen Gebrauchsgegenständen wie Flugzeugen ganz zu schweigen. Dazu noch ein Tropfen Edelmut und abgrundtiefe Schurkerei.

Aus Arbeiterkreisen stammt Hertha Pohl (geb. 1889 in Krappitz, Schlesien), deren Talent zu Hoffnungen berechtigt. Am größten zeigt sich ihre künstlerische Befähigung bis heute in der kurzen Erzählung.

So in den beiden Novellenbänden Die klagende Nacht (1922) und Armes Volk (1923). In ihnen zeigt sie ihre Eigenart. Es finden sich darunter wahre Kabinettstückchen, klar geschaut, mit kräftigen Zügen gemalt, realistisch ohne jegliche Idealisierung, manchmal ergreifend licht in allem Elend, meist dunkel, oft aber auch abstoßende Häßlichkeit des Daseins offenbarend („Das liebe Vieh"). An Paul Keller „Die Heimat" gemahnt der Roman Die Bettelgret; ihren eigenen Weg zeichnet sie in dem Roman Der Weg der Marina Förster. Preisgekrönt wurde Tina Stawiks Ernte (1924). Doch leidet das Buch daran, daß der Gestalt der Heldin die echte Tragik fehlt. Dagegen ist Der junge Bernhagen ein Roman von guter Komposition und geschlossener, spannender Handlung, ein über die Schablone sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhebender Unterhaltungsroman. Auch die hübsche Novelle Vom alten Schlag verrät die klar schauende und sicher gestaltende Dichterin.

Fast nur Erziehungsprobleme haben die Romane und Novellen zum Gegenstand, die Wilhelm Wiesebach uns schenkte. Er wurde 1878 in Aachen geboren, trat 1899 in den Jesuitenorden, wirkte 1905—1909 als Lehrer und Erzieher in Brasilien und war dann bis zu seinem Tode (1929) literarisch tätig. Mehrere Jahre leitete er die Zeitschrift „Der Leuchtturm" für Studierende. Die Jugend verstehen und Verständnis für sie wecken und ihr selbst Verständnis für die Zeit geben, betrachtete er als seine Hauptaufgabe.

Das Pädagogische tritt daher überall stark hervor und das Poetische und Künstlerische kommt dabei oft zu kurz. So schildert er in dem Roman Er und Ich (1916) das Leben eines jungen Mädchens aus guter Familie bis zur Ehe. Da fehlen nicht die Gefahren des Theaters, des „unerlaubten Verkehrs", der Literatur, der Kunst und alle diese Gefahren, von denen die Heldin nicht unberührt bleibt, werden oft mit verblüffender Deutlichkeit geschildert. Schließlich wird das Mädchen die Gemahlin eines hochgemuten Offiziers. In dem Erzählungsbuch Mit Siebzehn (1916) darf Mia an ihrem siebzehnten Geburtstage zum ersten Male in das Theater gehen, wo eben „Tannhäuser" gegeben wird. Da erfolgt nun zuerst ein Aufschrecken der Gefühle, bald aber ein Zurückfließen in das starke Jugendleben und der Pilgerchor und das Lied an den Abendstern geben dem Mädchen den Entschluß ein, in das Kloster zu gehen. In der zweiten Geschichte desselben Bandes, „Der Fall Risse-Abel", wird erzählt, wie ein Gymnasiast seinen Kollegen zu aller Schlechtigkeit verführt, um ihm den Ruhm, der Erste der Klasse zu sein, zu rauben. Die erfolgende Katastrophe führt zur Besserung der beiden. Die dritte Erzählung meldet von Bruder und Schwester; jener ein Verehrer Kolpings, bringt es zu etwas, während Röschen, ein verworfenes Geschöpf, rettungslos verloren geht. Frisch geschrieben ist die Erzählung von Theo, einem vaterlosen, jungen Menschen, dem sich vermöge seines guten Charakters, seines Fleißes und seiner musikalischen Fähigkeiten ein vornehmes Haus öffnet. Er macht aber allerlei schwere persönliche Erfahrungen und kehrt allmählich von seinen Irrwegen zurück. Wiesebachs Talent entfaltet sich am besten in kleinen Bildern, wie er sie in dem Bändchen Gestalten (1926) entwirft. Prächtig gezeichnet sind auch die kleinen Skizzen, die das Bändchen Begegnungen bringt, zu denen ihm seine Erlebnisse in Brasilien und Deutschland den Stoff lieferten. Nach Brasilien versetzt uns auch das Bändchen Wildes Land und deutsche Hand (1918) und zwar in die Zeit des brasilianischen Farragenkrieges (1834—1844). Der Held der Erzählung ist der 14jährige Sohn eines deutschen Ansiedlers, der sich mit seinem Vater durch ungezählte Schrecknisse durchschlägt, während der übrige Teil der Familie schaudervoll zugrunde geht. Die Darstellung hat sehr starken stofflichen Reiz, technisch aber ist manches auszusetzen und der Unwahrscheinlichkeiten sind denn doch zu viele. Wieder in Brasilien spielt die kurze Geschichte „Onkel und Neffe" des Bändchens Werdende Kraft, die vom Leben zweier Zöglinge in einem Jesuitenkloster erzählt. Von jungen Menschen, braven und guten Menschen, die durch eigene und fremde Verworfenheiten an der Hand des Glaubens ihren Weg finden, erzählen auch die anderen Geschichten des Bändchens. In dem Roman Am heiligen See (1919) ist ein junges Schiffermädchen die Heldin, die sich vor der brutalen Weinlaune einiger Studenten ins Wasser rettet und sich dadurch lebenslängliches Siechtum zuzieht. Einer dieser Studenten wird in einer Schlacht von dem Bruder des Mädchens gerettet und kommt als dessen Freund in das Haus der Dulderin. Er kennt sie, wird von Gewissensbissen gequält, findet aber in dem Mädchen eine Trösterin und wird durch sie wieder zum Glauben an Gott gewonnen. Wie hier spielt das Apologetische auch in der Erzählung Der Einzige eine Hauptrolle. Außer den Erzählungen schrieb Wiesebach Essays über literarische Probleme, Lebens- und Erziehungsbücher und eine Reihe meist religiöser Spiele für die Volksbühne, die wiederholt mit Erfolg aufgeführt wurden. („Leiden Christi", „Krippe und Stern", „Halleluja", „Spiel von der heiligen Messe", „Totentanz").

Maria Veronika Rubatscher

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reich an Abwechslung ist das literarische Schaffen der Frau Annie Hruschka (Dr. Erich Ebenstein): Romane aus der höheren Gesellschaft, aus der Kriminalwelt, aus Bauernkreisen und aus der Tropenwelt. Sie wurde als die Tochter eines Advokaten 1867 in Graz geboren und lebt in Stuttgart. Sie ist eine gern gelesene Zeitungsschriftstellerin, aber auch Dichterin, wenngleich nicht im höchsten Sinne; sie fesselt durch Gedankengehalt, plastische Menschengestaltung und Stimmungsgehalt. Ihre zahlreichen Bücher bieten zum größten Teile eine gute Unterhaltungslektüre, einzelne aber ragen auch an das Künstlerische hinan.

Marie Rubatscher
in der Tracht des Sarntales
Phot. A. Gostner

Wir erwähnen zunächst ihre Kriminal- und Detektivromane. Mancher rümpft die Nase, wenn er von dieser Art Romane hört. Aber warum soll man die künstlerischen Vorzüge eines Kriminal- oder Detektivromans nicht anerkennen, wenn Erfindungsgabe, Phantasie, Stil und Sprache sich mit sicherer Beherrschung des Stoffes und frischem Humor verbinden? Gesellt sich diesen äußeren Vorzügen noch der einer durchaus einwandfreien sittlichen Weltanschauung, so darf man dem Schriftsteller, der das ihm eigene Talent in bester Weise verwertet, für seine den Anforderungen einer guten Erzählungskunst entsprechende Leistung die Anerkennung nicht versagen. Bekannt ist, daß der bedeutende Gelehrte Paul Ehrlich ausschließlich Kriminalromane liest. Das kann man begreifen. Vielbeschäftigte Menschen verlangen nach einer Ausspannung, die den Geist anregt, ohne ihn übermäßig zu belasten. Das versteht auch Annie Hruschka. Sie hat den „Neuen Pitaval“, dem sie manchen Stoff entnahm, gründlich studiert und bei der Schilderung der verschiedensten Lebens- und Standesverhältnisse versagt ihre Feder nie. Ihre Romane sind nicht nach einem und demselben Schema gebaut; sie enthalten immer neue Spannungen und bringen neue Lösungen. Und darauf kommt es beim Kriminalroman an; höhere Ansprüche stellt man bei ihm auch nicht. Man ist zufrieden, wenn man gut und anständig unterhalten wird. So durch die Romane Der graue Mann (1910), Die geheimnisvolle Buckelige (1912), Schüsse in die Nacht. Diese Romane sind durch ein einheitliches Band miteinander verbunden, indem in allen dreien der Detektiv Silas Hempel die Hauptperson ist. Seine Findigkeit, Beharrlichkeit und Unerschrockenheit führen ihn in den schwierigsten Lagen, den verwickeltsten Verhältnissen, den drohendsten Gefahren stets glücklich zum Ziele. Dabei zeichnet sich dieser Allerweltsmensch, der in den seltsamsten Verkleidungen sich überall einzunisten weiß, durch einen unverwüstlichen Humor aus. Mit Geschick entledigt er sich seiner Aufgaben auch in den Kriminalromanen Der goldene Schornstein und Der Feind aus dem Dunkel (1927); weniger gelungen ist Der

Unbekannte in der Kapelle (1928), denn die Voraussetzungen sind zu gesucht und die Lösung ahnt man schon von Anfang an, so daß der eigentliche Zweck des Romans, die Spannung, verloren geht. Besser ist Das Silberauto. Silas Hempel findet auch hier die richtige Lösung und am Ende fängt er auch den Übeltäter. So auch in dem Roman Der Tote aus Brasilien und in anderen Kriminalromanen.

Von Hruschkas anderen Büchern erwähnen wir die beiden Bände Lehrmeisterin Leben (1911) und Ins Leben hinaus (1909), in denen es sich um das Problem der Erziehung handelt, die, von den Eltern versäumt oder verkehrt verstanden, durch das Leben korrigiert oder vollendet werden soll. Eleganter Stil, gewählte Sprache, bewegte Handlung, Gestaltungskraft und Gedankenfülle zeichnen den Roman Weltmenschen (1906) aus, in dem das hohle Treiben jener Kreise der österreichischen Aristokratie, deren Dasein in Sport und Luxus aufgeht, geschildert und christliche und weltliche Lebensanschauung einander gegenübergestellt werden. In prachtvollen Schilderungen entfaltet sich vor dem Auge des Lesers die wunderherrliche Natur der Tropenwelt in dem Roman Die Prinzessin Lanka (1910) und viele ethnographische und kulturhistorische Details und Exkurse über das Wesen des Buddhismus sind in geschickter Weise dem romantischen Hauptinhalt einverleibt. Ein guter Gesellschaftsroman ist Traumland (1909), ein Bauernroman voll Saft und Kraft Das lockende Licht (1909). Unter dem Titel Ein Feigling brachte Hruschka fünf Erzählungen aus dem Kriege von 1914. Spannend ist Das Geheimnis vom Brintnerhof (1924) und von der scharfen Beobachtungsgabe Hruschkas zeigt der Roman Verschlungene Lebenspfade (1924).

In die vordere Reihe der Dichter der Gegenwart trat die Südtirolerin Maria Veronika Rubatscher (geb. 1800 zu Hall bei Innsbruck) mit ihrem Künstlerroman Der Lusenberger (1930). Handel-Mazzetti hat das literarische Schaffen der Dichterin in einer Reihe von Aufsätzen gewürdigt und Leo Holl, der mit dem Milieu, in dem der Roman spielt, wohl vertraut ist, hat ihm, „einem Prunkstück deutscher Kulturgeschichte", begeisterte Worte gewidmet.

Schon mit der „gotischen Geschichte" Agnes (1930) erregte Rubatscher Aufmerksamkeit. Diese Agnes Feichterin, das zarte Mesnerkind, das für die Zier des Hauses Gottes sorgte, dem jungen Goldschmied Valtl unwillentlich das Herz verbrannte, ihr junges Leben in geistlicher Brautschaft Jesus und den armen Aussätzigen darbot, ist in keiner Chronik mit Namen genannt und ihr Kreuz und Tod in keine Sage versponnen. Und doch gewinnt man den Eindruck, diese Agnes müsse irgendwann gelebt haben. „Die Agnes wurde mir geschenkt," erklärt die Dichterin selbst; „ich habe sie in einem Zuge niedergeschrieben, niederschreiben müssen." Man glaubt, eine Legende aus dem Mittelalter zu lesen; so sehr hat Rubatscher den naiven Ton getroffen; Milieu, Geschehnis, Rhythmik des Wortes, Sprung der Gedanken sind darin unlösbar verbunden und all die Kunst der Dichterin wurzelt im heimatlichen Boden. Das Buch ist aber auch ein Hochgesang der caritas, der religions-sozialen Erneuerung der Welt. Diese Agnes, die ihr Glück für die kranken, armen Brüder opfert, hingeht und die Verlassenen pflegt und für sie stirbt, hat unserer Zeit viel zu sagen. Nicht ein Kind der Phantasie wie „Agnes" ist Der Lusenberger (1930). In diesem Buche erzählt Rubatscher auf Grund karger Mitteilungen und Aufzeichnungen die Geschichte vom Leben, der Liebe und Ehe mit Anna Marie eines noch Lebenden, des greisen, heute 84 Jahre zählenden, vergessenen Malers Josef Morroder, eines der letzten aus dem Defreggerkreise, eines echten Ladiners im Grödnertal, der sich für den deutschen Kulturkreis entschieden hat. Diesen Morroder, den Alten von Lusenberg, dessen Enkel die ladinische Kunst in aller Welt zu Ehren bringen, dieses Stück wundersamer Vergangenheit ihres Volkes und ihrer Heimat hat die Dichterin mit Künstlerkraft gestaltet und seine knorrige, kraftstrotzende Figur ist ihr ebenso gelungen wie die ganze Umwelt, bis auf die zartesten Kleinzüge. „Ja, so, ganz so steilt dort der Fels, rinnen die Wasser, blaut der Himmel, geht die Sonne auf und nieder. So, ganz so, riechen die Leute nach Kuhstall und Zirbenholz. Kinderwäsch und Ölfarben, Tabak und Schnaps. So, ganz so, beten, schnitzeln, phantasieren, reden und tanzen sie. Sind gut und grob. Sind Herrgottschnitzer und Krämerseelen . . . Man kann sie nur gern haben, diese Leute, auch wenn wir sie erst kennen lernen würden aus dem „Lusenberger" (L. Holl in der Allg. Rundschau). Das ist die Welt, wo dem Lusenberger seine Kunst erspross, sich zur Blüte erschloß im Maienglück seiner Anna Marie, wo der Künstler darben und hungern mußte, um als Vater Brot für die Seinen zu gewinnen. Da ist ihm sein Liebstes gestorben. Es liegt ein wundersamer Duft von Reinheit und Unberührtheit über dem jugendfrisch und farbenfroh erzählten Buche. Die sechzehn ganzseitigen Bilder nach Originalen von Josef Morroder verleihen dem Buch einen feinen Schmuck.

Es war, bemerkt Handel-Mazzetti zu Rubatschers „Lusenberger", eine soziale Tat, zur Zeit des Verfalls der Ehe ein solches Ehebuch zu schreiben. Unmittelbar packt das Eheproblem die durch ihre feinen Feuilletons und Kritiken bekannte Josefine Widmar (geb. 1886 in Deutsch-Brod, Böhmen, lebt in Mödling) an in ihrem Roman Die Kameradin (1930).

Es ist ein Buch, das niemand ohne tiefste Ergriffenheit lesen wird, weil hier das vielfach erschütternd schmerzvolle Leben der Frau unserer Zeit selber spricht. Die Sprache ist offen und erbarmungslos, in der sie die modernen Frauenfragen behandelt; es fehlt keines der Probleme, auch nicht das heikelste. Über allem aber leuchtet die Fackel der Wahrheit und sittlichen Kraft und klar ist der Weg gezeichnet, der allein zur Würde, zur Freude und zum Glücke der Frau führen kann. Mit dem Mute des Bekenntnisses verbindet sich in diesem Wiener Roman die Kunst des Erzählens. In seiner reich gegliederten, farbig belebten Handlung ergreift er überall für die strengeren Bindungen der alten Zeit und gegen die Umwertung aller Werte in der Gegenwart Partei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben Grogger, Viesér, Rubatscher tritt als echtes, eigengewachsenes Talent die in Innsbruck 1890 geborene und in Wien lebende Tirolerin Fanny Wibmer Pedit. Schon mit dem in Wien im Revolutionsjahr 1927 spielenden Roman Karl Müllers Lostag machte sie aufhorchen, mit den beiden Romanen Der brennende Dornbusch und Die Hochzeiterin (beide 1930) reihte sie sich unseren besten Erzählerinnen an.

Das Bild vom brennenden Dornbusch in einem Kapellchen gibt der Dichterin das Motiv zu dem ersteren Roman; die alte Familienchronik erzählt von einem Landsknecht, der nach wüster Lebensfahrt durch Sinnengier und Brandschatzung und Gottlosigkeit heimkehrt: hier ist heiliges Land. Ein später Nachkomme jenes Landsknechtes erlebt ähnliches Schicksal als Student in Wien, wird, seine reine Jugendliebe vergessend, in sündiger Liebe schuldig, sühnt in freudloser Ehe, kehrt nach dem Selbstmord seiner Frau in die Heimat zurück und findet an der Seite seiner heroischen Braut ein stilles, wehmütiges Glück. Der Schauplatz des zweiten Romans ist ganz auf die Tiroler Heimat beschränkt. Die lebenslustige Bev wird noch am Vorabend ihrer Hochzeit mit dem ernsten Peterer-Franz, einem Mann von echtem Bauernadel, von dessen Knecht berückt und stürzt sich beim Hochzeitszug in eine tiefe Schlucht, überwältigt von ihrer Schuld und außerstande, mit einer Lüge in die Ehe zu treten. Nach dem Tode dieser Hochzeiterin beginnt die Geschichte einer anderen Hochzeiterin, der armen buckligen Kleinhäuslerstochter, die jenen Knecht heiratet, seine Schuld mit ihm trägt und in heldenhafter Liebe und Treue für dessen Entsühnung ihre Lebensarbeit opfert. Zu diesem Opferleben tritt das Opfer der Tochter des spät verheirateten Peterer, die ihre reine Liebe zum Sohne der buckligen Märtyrin verwindet, um diesem den Weg zum Priestertum freizugeben. In beiden Werken vereinigen sich Reichtum an Handlung, seelischer Entwicklung und Gegenwartsproblemen; alles atmet urgesundes Volkstum und Gottesgläubigkeit, die Sprache ist oft hart und bitter, ganz entsprechend dem Inhalte, kurz, es sind zwei Bücher, an denen man, mögen sie auch nicht ganz frei von technischen Mängeln sein, volle Freude haben kann, zwei Werke, von denen man ganz besonders das erste ein Hoheslied auf die Bergheimat nennen kann. Schuld und Sühne könnte man den in der Vergangenheit Osttirols spielenden Roman Medardus Siegenwart (1931) überschreiben. Dieser, einem niederen Stande entsprossen, wird durch die Gunst des letzten Grafen von Görz dem Studium zugeführt, bringt es zum Doktor der Medizin und hat Aussicht, die Tochter seines Gönners heimzuführen. Widrige Ereignisse, insbesondere das Gebaren eines Junkers, vereiteln aber seinen Lebensplan und verstricken ihn nach langem Leiden in schwere Schuld. Da geht er in sich, zieht sich in die Einsamkeit zurück und sühnt die Schuld durch Entbehrungen und Werke der Nächstenliebe, versöhnt sich schließlich mit dem Zerstörer seines Lebensglückes und stirbt eines seligen Todes.

Fanny Wibmer Pedit

Das Buch ist reich an Handlung und wirkt spannend vom Anfang bis zum Ende. In fein ziselierter Sprache entrollt es Bilder und Szenen lieblichster und dann wieder furchtbarster Art, so die nächtliche Szene im Kerker der Burg, die wilde Schlacht in Italien und die grausam wütende Pest in einem Tiroler Bergtale. Edle Frauengestalten und ehrenwerte Männer treten auf und prächtige Naturschilderungen beleben das Ganze, kurz, es ist ein Buch, an dem man seine helle Freude hat und das von der Dichterin noch manches schöne Werk erwarten läßt.

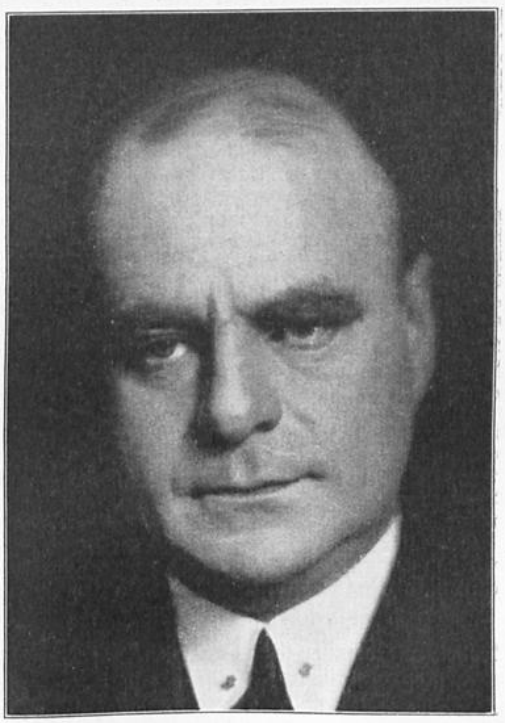
Ein Salonschriftsteller ersten Ranges wird Bruno Frank (geb. 1887 in Stuttgart, lebt in München) von A. Binz genannt, ein Stilist aus der Thomas-Mann Schule, nur frauenhafter und weicher und selten in die Tiefe gehend. Formschön sind seine Gedichte und den Virtuosen der Sprache zeigen auch seine Erzählungen und Dramen.

Schon sein erster Gedichtband Aus der goldenen Schale (1905) zeigt, daß ihm die Kraft der edlen Form angeboren zu sein scheint, und nur ganz selten übermannt ihn eine Redensart, die das innere Auge nicht von neuem erschaut hat. Ein Hang zur Einsamkeit, ein Streben ins Allgemeine und Unbekannte, ein Dürsten nach geweihtem Tranke, die Heilighaltung des Weibes und eine innige Naturliebe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen ihn bereits auf dem besten Wege erscheinen, den ein Dichter wandeln kann. Sinngedichte mehr als Gedichte bringt der Band Der Schatten der Dinge (1912); es mangelt diesen feinen, stets sauberen Versen ein Unwägbares, eine Weile Gesang, eine Spur Energie im Bildnerischen. Deutlicher als das Bild spricht zu uns der Sinn. Das vollendetste Gedicht aber ist, wie Storm sagt, jenes, das zuerst auf die Sinne wirkt und aus dem dann das Geistige sich von selbst ergibt. Doch einige Gedichte leuchten über die Grenzen der Sammlung hinaus: das feine Idyll „Gutshof meiner Freunde", „Das Kleiderbuch", das Gedicht „März", der reinste lyrische Klang dieses Bandes. Ergriffen lauschen wir, wenn die klassischen Klänge des Bandes Requiem (1913) an unser Ohr schlagen, dem schmerzlichen Entsagen, das zwar in unchristlichem Sinne, aber doch in edelster Menschlichkeit aus dem Dichter spricht.

Wie Franks Gedichte sind auch seine Novellen formvollendet. Man gleitet durch seine Novellen und verspürt erotischen Duft, hört von Leidenschaft und Abenteuer, von Kavalieren und Banditen, Rokokowelt, auch wenn er von der Gegenwart plaudert. „Und Frauen überall, neue, entzückende, unfaßbar liebenswerte Geschöpfe . . . und süßer Duft aus hundertfältigem Haar." Frank glaubt, wie der hie und da stark gewürzte Novellenband Flüchtlinge (1913) zeigt, an die tiefe Schönheit des Lebens und weiß dabei, daß ihre Tiefe nur in ihrem Glauben besteht. „Das Leben ist nur für den kompliziert, der es selbst dazu macht." Er ist gefühlvoll, mit dem fatalen Bewußtsein, daß die Trivialität des Lebens seine Gefühle blamiert, wie sie den dummen Jungen blamiert, der mit seinem Mädel sterben will, den Zahnarzt, der das Surren des Bohrers nicht mehr aus der Melodie seines Lebens auszumerzen vermag, und den Herrn Direktor aus Berlin, der in Venedig seine verstaubte und halb erstickte Seele aus dem Reisekoffer holt („Pantomime", „Die Melodie", „Ein Abenteuer in Venedig"). Aber Frank ist gerecht genug, dem Leben keinen Vorwurf daraus zu machen: denn es ist die Unverständigkeit des Menschen, die in jedem Fall aus allen Möglichkeiten die dümmste wählt, und das Schicksal ist nachsichtig, wenn sie noch einmal mit heiler Haut davonkommen. Ein fataler, artistischer Zug geht durch die aparten, schönen und edel geführten Novellen des Bandes Der Himmel der Enttäuschten (1916). Die Titelnovelle enthält den phantastischsten Einfall, der ebenso wie die Schattenliebe der zweiten Novelle an Eindruckskraft und Erstaunlichkeit gewinnt, weil er in klassischem Sprachgefühle erzählt wird. Das Beste enthält die Novelle La Buena Sombra. Ein großes mildes Wissen ist in dem Novellenband Bigram (1922). Er bringt ein Erlebthaben, das sehr hoch hinaufgeflogen und in viele Schlünde hinuntergestiegen ist und das sich jetzt in eine starke und frohmachende Ruhe geklärt hat. Wie in der ersten Erzählung „Der Goldene" alle Wirbel des Verbrechens zusammenschießen, ins Schwärzeste — Tiefste reißen und in beseligenden Kreisen sich entwirren zu einer großen, leuchtenden Fläche, das ist bei aller bändigenden Meisterschaft der Form von einer so wilden, sprengenden Fülle, so ganz selbst gewachsen, daß man staunt, wie aus einer zerstückelten Welt so etwas Rundes entstehen konnte. Und gar erst die heitere Luft der Erzählung „Bigram", die den Band schließt. Bei allem fröhlichen Gelärm nichts von Naturburschentum, bei aller Gefeiltheit der Diktion nichts Geschmäckleriches oder Artistisches. Man geht durch die Erzählung wie durch eine fröhliche Allee im ersten Sommer. Einen Versuch, das Bild Friedrichs d. Gr., befreit von aller Götzenhaftigkeit, in seiner wirklichen Menschlichkeit erstrahlen zu lassen, stellen die drei Novellen des Bandes Tage des Königs (1924) dar. Dieser König ist im Grunde ohne Größe, nicht frei von Sentimentalität. Mißlungen ist die zweite Novelle „Die Narbe", in der der König eine Art psychoanalytisches Referat über seine sexuelle Entwicklung hält. So redet ein Wedekind-Jüngling, friederizianisch klingt es nicht. Wertlos ist die Novelle „Der Magier" (1930). Dagegen ist die Politische Novelle (1928) eine starke, bisher Franks stärkste Leistung. Das ist das Wunderbare an dieser Novelle: Sie wirbt für eine Idee, die besser ist als andere Ideen, zeigt die Notwendigkeit dieser Idee und die Widerstände der Welt, die sie überwinden muß. Und die Welt, in der diese Idee wirken soll, ist so sehr Körper geworden, daß jenes Kapitel zum Höhepunkt des Buches wird, in dem die Idee geistig leuchtet, in dem Gespräch zwischen dem deutschen und dem französischen Staatsmann über die Wege, wie das von Faschismus und Bolschewismus, Amerikanismus und Negerkultur, politischen Träumen und überalteten Mächten bedrohte Europa zu retten sei. Traurig gestehen es die Staatsmänner: „Die Schuld liegt an uns Führern! Unsere Herzen sind matt



Bruno Frank.
Phot. Wasow, München 23.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geworden, zu einem Tafelaufsatz bei einem Bankett. Das Wort Demokratie auch. Es liegt an uns, ihm wieder Leben und Feuer zu geben. Haben wir Mut! Glauben wir! An der Demokratie ist Persien gescheitert." Während der deutsche Staatsmann Carmer und der französische Dorval, der deutlich Briands Züge trägt, in ernstem, feurig beschwingtem Gespräch Zukunft und Sicherheit Europas beraten, ihre Sekretäre, zwei hochgeistige Juden, eine lebhafte Diskussion über die Kulturgüter Deutschlands und Frankreichs pflegen und beide die Sprache ihres Vaterlandes verteidigen, tanzt die Negerin Becky Floyd (Josefine Baker) vor den Geldfürsten der Welt und sieht die weiße Gesellschaft dem scharfen Reiz „der Rasse von übermorgen" unterlegen. Die Landschaft — Neapel, Cannes, Marseille — spielt mit. Hier erlebt Carmer europäische Politik. Er gerät, bevor er die Heimreise antritt, in das verrufenste Viertel von Marseille und wird von einem Zuhälter in Soldatenuniform erstochen. Soll dieser Tod zugleich Symbol und Warnung sein? Jedenfalls entspricht dieser Ausgang nicht den hochgespannten Erwartungen, die das sehr beachtenswerte Buch zu wecken versteht.

Zwischen den Gedichten und Novellen entstand der Roman Die Fürstin (1915). Er erzählt den Lebenslauf des jungen Matthias, des Sohnes eines russischen Verwalters auf dem Gute eines russischen hochmütigen Grafen. In Matthias' Blut ist Lust am Sklaventum und ihr Widerpart: Verehrung aller brutalen Macht und kalten Herrschsucht. Er wird vom armseligen Schüler und schließlich Bedienten eines reichen Herrn der Geliebte einer geachteten Schauspielerin, reist nach Nizza, um einen russischen Gouverneur zu ermorden und endet dort als Pfleger des dortigen russischen Instituts für Meereskunde glücklich im Dienste für Geschöpfe, die ihn nicht kennen. Der Wendepunkt in seinem Leben trägt ironische Färbung. In Nizza, wo er den Gouverneur ermorden will, irrt er sich erstmals in der Person, und als er den wirklichen Gouverneur sieht, schaudert er zurück vor der Tat gegen diesen weltgewandten Vornehmen. Der angeborene Sklavensinn gegenüber einem Aristokraten hemmt ihn. Da winkt ihn eine stolze russische Fürstin zu sich heran. Nicht Sinnlichkeit, sondern die Hoffnung, durch die Verbindung mit ihr soweit emporgehoben zu werden, dem Gouverneur ebenbürtiger zu sein, bestimmt ihn, dem Rufe zu folgen. Da er aber entdeckt, daß die „Fürstin" ein Abenteurerin plebejischen Blutes sei, läßt er den Dolch, den er immer mit sich herumgetragen, auf einer Bank in den Anlagen liegen. Seine „große Tat" ist zu Ende. Das Buch wird viel gerühmt; unleugbar ist die Schönheit und Sicherheit des Stils, die Lösung des Problems klingt aber unwahrscheinlich und die erotische Szene wirkt abstoßend. In dem Buche Trenck (1926), dem „Roman eines Günstlings" suchte Frank im Geschichtlichen das ewig Menschliche klingen zu lassen. Er hat in Trenck eine Gestalt geschaffen, die, ob auch in ihrem echten Rahmen, umhüllt von der eigentümlichen Atmosphäre dieser Zeit, nicht mit unserem historischen Wissen konkurriert.

Vorausgegangen waren das Schauspiel Die Trösterin (1919), dessen Heldin aus Mitleid einen Ehebruch begeht, das zwar gut gebaute, aber des reinen Klanges entbehrende Schauspiel Die Schwestern und der Fremde (1918) und Das Weib auf dem Tiere (1921), in dem der Dichter das Ringen des neuen Menschen gegen die bestehenden Gesetze darstellen will. Ein Mensch, in seiner Leidenschaft jenseits von Gut und Böse stehend, kommt mit den Gesetzen in Konflikt und unterliegt. Er nimmt sich selbst das Leben; das soll sein Sieg sein? Eine Kokette, die aus verletzter großer Liebe einen Mann erschießt, wird von den Geschworenen, ihren ehemaligen Verehrern, verurteilt. Sie entzieht sich dem Schwerte des Staates durch Gift. Franks jüngstes Drama ist Zwölftausend (1927). Der Stoff ist aus Schillers „Kabale und Liebe" bekannt. Die Zwölftausend sind Landeskinder irgend eines Duodezfürsten, die, um ihrem Despoten Geld zur Befriedigung seiner Launen zu verschaffen, an die englische Regierung verschachert und im Kampf gegen die amerikanische Freiheitsbewegung verwendet werden sollen. Ein Sohn des Volkes, der fürstliche Geheimschreiber, steht im Mittelpunkte des Dramas. Wie die Maitresse des Herzogs, von der er indirekt in seinem Vorhaben unterstützt wird, empört er sich gegen das schmutzige Geschäft seines Herrn. Dieser erklärt: „Wer sich auflehnt gegen Herrschaft und Gebot, den zertritt man." Indessen der Schreiber: „Wer sich auflehnt gegen Gewalt und Menschenverletzung, übt ein Recht." Spöttelnd erwidert der absolute Landesherr, daß der Schreiber mit der Weltgeschichte marschiere. „Nein, Herr. Aber die Weltgeschichte marschiert gegen Euch." Der Sekretär berichtet die Sache dem König von Preußen und der Handel unterbleibt. Durch einen Deus ex machina findet das Stück einen friedlichen Ausgang. Das Drama ist bühnenwirksam konstruiert und klingt durch die Antithesen, die Stichomythien wie ein Epigramm der Zeit. Der dichterische Wert aber ist nicht hoch anzuschlagen.

Ein Dichter von vielseitiger Einstellung, sorgfältig gepflegter Begabung, die in seinen Novellen, Romanen und Schauspielen fast auf überfeinerter Intellektualität beruht, ist Wilhelm Speyer (geb. 1885 in Berlin, lebt in Feldafing am Starnberger See). Das unterscheidet ihn von Jakob Wassermann, dem er im übrigen sehr ähnelt. Beiden gemeinsam ist auch eine fast verwunderliche Vorliebe für „mondänes" Leben. Speyer versteht es in einer gewählten Sprache spannend zu erzählen, selten aber vermag er nachhaltig zu wirken.

Seine schönste Dichtung ist die feine, wehmütige Novelle Wie wir einst so glücklich waren (1909). Die Knaben in dieser Novelle fliehen den Alltag nicht, weil er sie enttäuscht hat, sondern aus einer seelischen Angst vor den Erkenntnissen, die ihrer warten. In ihnen ist das Ahnen von den berauschenden Wirklichkeiten des Lebens, das sich in einer jungen Schauspielerin verkörpert, die Sehnsucht, die verlangend danach greift, und die Hilflosigkeit, die sich mit Grobheit wehrt und dabei selbst zerfleischt. In dem Familienroman Das fürstliche Haus Herfurth (1914) handelt es sich um die Aufdeckung eines geheimnisvollen Mordes. Durch den Wechsel des Schauplatzes, jagendes und bewegliches Geschehen auf die erschlaffenden Nerven

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von Großstadtmenschen berechnet ist der Roman Mynheer van Heedens große Reise (1921). Es ist ein Roman von weiten Ausmaßen, über den die beiden großen Mächte Kapital (Amerika) und Kommunismus (Rußland) riesengroße Schatten werfen. Auch der Roman Frau von Hanka (1924) ist als ein Werk von großen Maßen angelegt, aber das Buch kurvt immer am Spielerischen, Bizarren, bloß am Geistreichen hin. Es ist farbig, ohne bunt und weitschweifig zu sein, und beschäftigt sich mit dem, was einer „mondänen" Frau von Bedeutung sein kann. Speyer zeichnet ihren Typus in der Betonung des Knabenhaften, Sportlichen, des geistigen Trainings und erotischer Undurchsichtigkeit und stellt ihn in die entsprechende Umwelt. Er läßt Urtriebe spielen, in der beinahe mythischen Figur eines Hirten verkörpert, er läßt Trieb und regulierenden Verstand sich wechselseitig auslösen, bis der Trieb überwunden ist und endgültig aus dem Leben dieser Frau von gepflegter Haltung scheidet. Ein stilles Buch ist die Erzählung Schwermut der Jahreszeiten (1922). Dagegen enthält der Roman Das Mädchen mit dem Löwenhaupt (1925) zwar alles, was zu einem modischen, auf noblere Unterhaltung gestimmten Roman gehört, Spannungen, Buntheit, Sentimentalität und Eleganz, ist aber einem Kunstwerke nur entfernt verwandt. Da steht eine gut gepflegte Art des Schreibens, lebendiger Schilderung und differenzierten Denkens neben unleidlicher Manier, gewaltsamen Überschwenglichkeiten und effektreichen Kombinationen. Ähnliches gilt von den vierzehn Erzählungen, die Speyer unter dem Titel Der Herzog, die Kokette und der Kellner (1912) veröffentlichte. Stilistische Feinheit, Eleganz der Sprache, zwingende Stimmungskraft sind allen eigen, daneben aber auch aufgeputzte Oberflächlichkeit, die Unklarheit für Tiefe, Zynismus für Überlegenheit ausgeben möchte. Des Dichters gepflegte Formgebung schwächt die Kraft der Einfühlung ab in der Erzählung Der Kampf der Tertia (1927); ein robusterer Ton hätte diese köstliche Tertianergeschichte noch ergötzlicher gemacht. Die Tertianer einer Schulsiedlung im Walde predigen das Gebot der Tierliebe. Ein gerissener Fellhändler hat bei dem Oberhaupte eines kleinen Städtchens die Verfügung zum Vernichtungskrieg der Katzen und Hunde erwirkt, unter denen angeblich die Tollwut ausgebrochen sei. Rücksichtsloser Totschlag soll mit Geld ausgelohnt werden. Da fechten die Waldschüler mit den Schülern des Städtchens einen homerischen Kampf über menschliche Tücke und Gemeinheit aus. Die jugendlichen Gestalten erinnern an die Kämpfer von Ilion. Auch Achilles fehlt nicht, obgleich es ein weiblicher Pelide ist. Daniela, das einzige Mädchen der Klasse, hält sich anfangs bogenbewehrt, von zwei Hunden bewacht, abseits und unnahbar in ihrem Zelte. Erst in der notvollen Minute des Entscheidungskampfes springt sie ihren Kameraden bei und führt sie zum Siege. In den Erzählungen, die der Band Sonderlinge (1929) vereint, sucht sich Speyer einige Marionetten aus dem bunten Theater des Lebens und zeigt sie in einer kleinen Szene, darin sie wie nach dem Willen eines Höheren agieren. Sonderlinge: Die geknechtete Kreatur, die sich eines Tages triebhaft gegen die Enge ihres Daseins aufbäumt, doch im Anprall gegen die ihr äußeres Leben bestimmenden Mächte wieder in ihre Lethargie zurückfällt.

Speyer schrieb auch einige Lustspiele („Er kann nicht befehlen!" 1919, „Rugby" 1921, „Irgendwie geht alles" 1928) und Dramen. Von diesen hat Der Revolutionär (1917) einen jungen Russen zum Helden, der, zwischen politischer Propaganda und friedlicher Zurückgezogenheit schwankend, dem Seelenkampf unterliegt, ferner Karl V. (1919) und das exotische Schauspiel Südsee (1923). Dieses ist ein echter Kinoreißer, an dem das große Publikum seinen Spaß hat. Der Held des Stückes ist der ehemalige britische Offizier O'Donell, der sensationsmüde und Europas überdrüssig auf der Südseeinsel an der Seite der kakaobraunen Königstochter Baina lebt und der weißen Rasse den Krieg bis aufs Messer erklärt. Auf der gleichen Insel herrscht ein britischer Gouverneur; dessen Tochter macht der Baina den Geliebten abspenstig und schließlich kehrt O'Donell mit der holden Miß wieder zu den Gefilden der Kultur zurück.

Fast hymnisch hat Hermann Stehr die Erzählung „Des Heilands zweites Gesicht" gepriesen, mit der Hans Christoph Kaergel 1919 in die Literatur eintrat. In dem schlesischen Städtchen Striegau wurde er 1889 geboren, war 12 Jahre Volksschullehrer in der niederschlesischen Heide und lebt seit einer Reihe von Jahren ganz seinem Schrifttum in Dresden.

In Kaergel, sagt H. Stehr, sei die Synthese von Aufruhr und Stille, Sturm und Zartmütigkeit, irdischer Gebundenheit und göttlicher Verklärung. Ein stählernes Brausen sei sein Erzählen und dennoch von einem Meister gebändigt. Das Größte und Bedeutsamste sei die Kunst der Menschengestaltung. Wo man in den Körper dieses Werkes schneide, fließe Blut. H. Stehr hat in Kaergel eine ihm wahlverwandte Natur erkannt, einen wie er mit den Engeln des Himmels ringenden Menschen gefunden. Auch Kaergels Erlebnis ist Gott: Gott in ihm selbst, Gott in der Natur. Manches, was dem Leser in dem Buche als Predigt klingt, ist für Kaergel Erlebnis, und was er von Christi zweitem Gesicht, von seiner Weise Christ zu sein, sagt, regt zum Nachdenken an, ohne aber die Glut der Empfindung zu entfachen, von der seine Menschen entflammt sind. Nicht alle werden mit dem Buche herzenseins werden, aber dem Künstler muß man Hochachtung zollen. Eigen und schön ist die Sprache, in der Kaergel erzählt, groß und eindringlich die Linie in seiner Landschaft, herb und keusch die Erde, der seine Menschen entstammen, glaubhaft und zwingend sind seine Menschen. Unerquicklich aber ist das Buch Das Marienwunder (1921), dessen Titel irre führt. Es ist die persönliche Deutung von Vorgängen aus der christlichen Heilslehre zum Zwecke, das Sinnenleben nicht etwa zu regeln, sondern so, wie es aufquillt, zu rechtfertigen. Den ganzen Roman, der schwüle Dämmerung ist, durchflammt religiöse Glut; diese aber ist dionysisch sinnlicher Art und darum wird sie über die Empfindung des einzelnen hinaus nicht faßbar. Ein Mädchen hat ihren Bräutigam, der sich ihr nicht hat hingeben mögen, im Kriege verloren. Sie fühlt sich um das Glück der Mutterschaft betrogen. Das kann sie nicht verwinden. Sie quält sich damit so lange herum, bis schwarz weiß, tot nicht mehr tot ist. Ihr träumendes Blut wähnt, daß das Glück doch noch käme, wenn sie sich dem Bräutigam

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zur rechten Zeit hingeben dürfe, das heißt, wenn es keine Sünde sei, dies vor der Heirat zu tun. Die Mutter hat es getan und es als Unglück erkannt, weshalb sie sterbend den Mann verpflichtete, die Reinheit des Kindes zu schützen. Das Mädchen und der Vater quälen sich über die Frage ab, ob es erlaubt sei, sich vor der kirchlichen Trauung einander hinzugeben, rütteln also an dem göttlichen Gebote. Die Sinnlichkeit der Braut steigert sich zu sexuellen Visionen, die ihr den Glauben geben, daß der Bräutigam trotz seines Todes sie heimsuchen werde. In dem ersten Menschen, der ihm ähnlich ist, erkennt sie ihn. Sie erlebt die Mutterschaft und das bezeichnet der Autor als ein Marienwunder. Diesem Romane war das Buch Der Hellseher und andere Novellen (1920) vorausgegangen. Man könnte den Band, vor allem die Titelnovelle, als Balladen in Prosa bezeichnen. Bedingt ist dieser Grundzug des Düsteren, Geheimnisvollen durch den gemeinsamen landschaftlichen Hintergrund der Heide, auf der die, äußerlich betrachtet, so verschiedenen Handlungen und Geschicke schwerblütiger Menschen sich abspielen. Aber die Lösung der verschiedenen Verwirrungen ist doch bei allen die gleiche und man fühlt den Zwang, den der Dichter seinen christlich gewendeten Gestalten antut, um sie gewandt in diesem Sinne zu Hellsehern zu machen. Aber trotzdem ist seine Art, die Natur zu schauen und darzustellen, eigenartig und dichterisch, so daß selbst in der Form etwas von jenem Dunkeln und Geheimnisvollen der Heideeinsamkeit mitschwingt, das gottsucherisch auch die Gestalten dieses Buches erfüllt.

Schlesien ist für Kaergel nicht nur eine zufällige Umwelt, sondern ein Erlebnis, in dem er wurzelt. Was er in dem Buche Schlesiens Heide und Bergland (1921) gelegentlich ausspricht: „Wenn ich als Kind von meiner Mutter Heimat künde, werde ich ihre Schönheit singen, als gäbe es kein Plätzchen auf der Welt, das noch schöner sei; denn ich liebe sie,“ das könnte man über sein Buch als Motto setzen. Gerade solche Bücher können auch den Leser am lebhaftesten die eigene Heimat miterleben lassen, mag sie noch so weit abliegen vom schlesischen Land. Als Kaergels bester Roman gilt Heinrich Budschigk (1925). Der schlesische Bauernjunge und mystische Grübler sucht seinen Weg zu Gott. Er findet ihn bei Blume und Tier, zweifelt an ihm beim Menschen. Kaergel schildert mit reicher Sprache das enttäuschungsschwere Irren eines ehrlich Suchenden und streut dazwischen wunderschöne Landschaften einer weltabflatternden Seele. Wie so viele deutsche Schriftsteller hat sich auch Kaergel dem Problem Amerika in dem Buche Wolkenkratzer (1926) genähert. Doch reichten die paar Monate, die er in Amerika weilte, nicht hin, um es gründlich und ernst zu studieren, weshalb das Buch doch nur an der Oberflächlichkeit haftet. Vieles von dieser läßt uns die Schönheit der Darstellung und die liebenswerte deutsche Art vergessen, die sich auf jeder Seite verrät. Obwohl dem Inhalte nach episch, hat das Buch einen starken lyrischen Unterton. Der Dichter läßt selten sein Auge oder sein Ohr oder seinen Verstand reden, er gibt nur seiner Seele, seinem Empfinden Worte. Aber diese Seele wurzelt zäh und fest im deutschen Heimatboden und sein Empfinden ist Heimweh. Kein Wunder, das unhimmlische Treiben des Polypen New York erschüttert unseren tief religiösen Dichter stark; er „schämt sich“. Ja, er „schämt sich“ viel und oft in seinem Buch, weil er den Gegensatz zwischen seinem auf biblischer Grundlage erbauten Weltbilde und der Wirklichkeit allzu mitleidsvoll empfindet. Wo sich Kaergel Urteile über Persönlichkeiten oder ganze Bewegungen gestattet, fehlt ihm das notwendige Wissen. Wo er aber mit seiner Seele Menschenschicksalen nachspürt, da folgt man ihm gern; besonders schön ist, was er über das Schicksal deutscher Menschen in Amerika sagt. Das Deutschlandsgefühl, mit dem dieser Amerikafahrer heimkehrt, rührt jeden Auslandsdeutschen an. „Ich wollte, jeder, der ob unserer Armut und unserer Not verzagt, könnte einmal den Strom der Sehnsucht rauschen hören, der ihn mitreißt, wenn er in der Ferne weilt.“ Seine hohe Kunst in der Gestaltung von Menschenschicksalen zeigt Kaergel auch in der schlichten Lebensgeschichte des Kantorsohnes Johannes Zierschke, die er in dem Buche Kreuzwege (1927) erzählt. Nicht auf der gleichen Höhe steht der „groteske“ Roman Zingel gibt ein Zeichen (1928). Dagegen ist Kaergels dreiaktiges Drama Volk ohne Heimat (1927) sehr beachtenswert. Es spielt in Oberschlesien in den Tagen der Poleneinbrüche und ist eine Tragödie des Erleidens; aber wenn der Aufstand in G. Hauptmanns „Webern“ nichts als eine passive Tragik hat, so schlagen die Hüttenarbeiter, die hier vom Eisenwerk verjagt werden, sehr selbständige, aktive Töne an. Und das ist es, wie Spengler bemerkt, wodurch sich der neueste Naturalismus, zum Teile wenigstens, von dem des ausgehenden letzten Jahrhunderts unterscheidet, daß der Zustand nicht zur Anklage wird wie bei Hauptmann, sondern

Hans Christoph Kaergel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß die Anklage sich rednerisch zur Diskussion steigert und die Diskussion wirksam, treibend, aufreizend sein will, daß aus dem Zwang der Umstände eine Idee, aus der kämpferischen Idee ein Pathos schwingt und jenes Stück Schillers wieder lebendig wird: in tyrannos. Von keiner neuen Seite lernen wir Kaergel aus seinen lesenswerten Romanen Der Traum des Urban Krain (1922) und Ein Mann stellt sich dem Schicksal (1929) kennen.

In seinem Hermann-Stehr-Buch (1926) sucht Kaergel die weltanschaulichen bedeutenden Stücke und Ansichten des Dichters zu sammeln und zu einer Gesamtheit zusammenzufügen. Dabei konnte der erst 1929 erschienene Roman Nathaniel Maechler nicht mehr einbezogen werden und auch wir konnten ihn bei der Würdigung des Dichters (S. 1756) nicht erwähnen, da diese zur Zeit der Veröffentlichung schon gedruckt war. Erst mit dem „Nathaniel Maechler" hat Stehr den Heimweg zur katholischen Kirche gefunden. In diesem Werke gelang es dem Dichter, den neuen religiösen Gehalt mit jener kunstvollen Form zu vereinen, die die Werke seiner mittleren Zeit auszeichnet. Im „Geigenmacher" (S. 1759) schilderte Stehr den Sieg des Ideals über die Leidenschaft. Das wunderbare Instrument kündet das Erlebnis, das er einst im Traum gehabt, als er oben in seiner Waldhütte schlief, nachdem das „Schönlein" in dem Raume unter ihm zur Ruhe gegangen war. Im herankreisenden Traume war es ihm, als sei das Getön des Waldes erloschen und die Sterne sängen nur ganz allein ihr weltverlorenes, himmelnahes Lied: O sanctissima, o piissima sangen die Sterne, aber mit deutschen Worten: „O du heilige, du jungfräuliche . . ." Im „Nathaniel Maechler" hat Stehr den Mystizismus, der einzelne Teile des „Heiligenhof" überwuchert, besiegt und seine Einstellung zum Religiösen und insbesondere zum Katholizismus deutlich ausgesprochen. Hier gelang ihm auch, klarste Gegenständlichkeit des bürgerlichen Kosmos von 1850 bis 1880 mit der Darstellung jener geheimnisvollen Welt, die nur ahnend und lauschend erfaßt werden kann, zu vereinen. Er hat vielleicht früher erschütternder und unmittelbarer geschrieben, aber niemals war er, wie E. Alker mit Recht bemerkt, als Künstler größer als in diesem sein Bild vollendenden Werke. Hier in Umrissen dessen Inhalt: Der Gerber Nathaniel Maechler ist vom Geiste der Revolution im Jahre 1848 ergriffen worden (Beilage S. 1756). Von der Sehnsucht nach der schlesischen Heimat getrieben, geht er dorthin, verfällt in rätselhafter Schicksalsverstrickung der Paula Großmann, der wilden Tochter der fluchbeladenen Natur, deren heißer Leidenschaft er halb unfreiwillig erliegt; er reißt sich aber gewaltsam von ihr los. In dem Städtchen Wickau gewinnt dieser landfahrende, ungewöhnlich begabte und in seinem Beruf tüchtige Geselle ein Heim, wird Hausbesitzer und durch die Heirat mit Lotte, der Tochter seines Meisters, nach dessen Tode selbst Meister. Er steigt in der Achtung der Mitbürger, wird deren Amtsvorsteher. Aber mochte er sich auch ganz in die Arbeit stürzen und die revolutionären Triebe in sich dämpfen, den Alp, der ihn von den Bergen und seiner Mänade her anfällt, kann er trotz allem Anstemmen nicht bannen. Der Geist Paulas geistert um ihn herum und übt seinen Einfluß auch auf Lotte und Maechlers einzigen Sohn Jochen aus. Und dieser innere Kampf gegen das fürchterliche, ins Gorgonenhafte anwachsende Gesicht, das unheimlich seine Macht vom Gebirge her über die Gerberfamilie ausübt, dauert fort, als der Krieg vom Jahre 1866 durch das Land tobt und man hofft, daß alles Spukhafte nun verschwinden würde. Da wird in den Bergen ein Mädchen vergewaltigt. Der Verbrecher ist Maechlers und Paulas Sohn, die ihre unzähmbare Rachsucht gegen den von ihr gewichenen Maechler austoben läßt. Der Verbrecher stürzt sich in den Abgrund. Dies alles erfährt Maechler und erzählt endlich sein Lebensschicksal seiner Frau, einem Engel von Unschuld, die schon lange sich gefragt hat, woher denn die Geister der Angst, der Schwermut und seelischen Lähmung in das Gerberhaus gekommen seien. Sie stirbt noch in derselben Nacht. Die irdische Liebe, und mochte sie auch im reinsten Wesen dieser Täler wohnen, konnte den Mann nicht entsühnen. Dieser findet schließlich als Greis den Weg zum alten Pfarrer Kelver, um den Lehren seiner Kindheit gemäß das zu tun, was allein die Schicksalsfrage lösen kann. Er beichtet und kommuniziert und von da an hatten die Schatten seiner schweren Vergangenheit kein Recht mehr über ihn. „Sie waren wie von einer außerordentlichen Sonne aufgesogen." Eines Tages findet Jochen den Vater im „Berggarten" draußen. „Sein Vater kniete zusammengerutscht vor der Bank, das Gesicht in die gefalteten Hände gedrückt. Der Tod hatte ihn beim Gebet überrascht." So endet das Buch, einer unserer stärksten und ergreifendsten Romane. Friedrich Muckermann hat über ihn eine feinfühlige Abhandlung geschrieben, der wir manches entnahmen.

Mit O. Berneder (Dn. für Friedrich Oberneder, geb. 1891 in Untergriesbach, N.-Bayern, lebt in Passau) trat ein eigenartiger, wirklicher Dichter in die Literatur ein. Er verfügt über eine reiche und pralle Schilderungskraft und eine ganz erstaunliche Fähigkeit des poetischen Vergleiches, ist ein hervorragender Sprachkünstler und liebt es, die Seele mit ihren Kämpfen und Wirrnissen bloßzulegen. Dadurch wird die Lektüre seiner Bücher nicht leicht, aber sie regen zum Nachdenken an und zeugen für des Verfassers feine, psychologische Kenntnisse. Seine ungewöhnlich starke, epische Kunst, mag sie auch hie und da zu bohrend und bunt sein, machte sofort aufhorchen.

So gleich in seinem Erstlingswerke Der Skrupulant (1922). Es ist dies ein junger Geistlicher, der aus Glaubenszweifeln nicht emporkommt und von der Skrupel geplagt wird, ob er den Glauben an die Transsubstantiation besitze. Die Wandlung liegt für ihn, wie der Dichter sagt, mitten in einem Dornbusch, und bis die Hände zu der verwandelten Hostie vordringen, sind sie von Dornen ganz zerrissen. Seine Zweifel kommen nicht aus dem Intellekt, noch weniger aus seinem Willen: Der Versucher steht an seinem Ohr und flüstert. Es ist der Nerventeufel, ein schlimmes Erbteil von der Mutter her; nur durch einen übermenschlichen Willensakt kann er ihn überwinden. Gelegenheit dazu gibt der Brand der Kirche. Wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Held zum zweiten Male in die brennende Kirche dringt, um nach dem mit Hostien gefüllten Kelche nun auch die Monstranz mit dem hochwürdigsten Gut zu retten, wie er unter dem einstürzenden Gebälk, den sicheren Tod vor Augen, kommuniziert, das ist nicht nur menschlich erschütternd, sondern auch als künstlerische Lösung von gewaltiger Größe. Die Erwartung, die man nach diesem Buche in Berneder setzte, erfüllte sich in dem Roman Der ungerechte Rechtsanwalt (1925). Konflikt zwischen Mensch und Richter ist das Thema. Ein junger, ehrgeiziger Rechtsanwalt führt mit leidenschaftlicher und ehrlicher Begeisterung den Prozeß für eine Verführte und ihr Kind gegen den Verführer. Im Verlaufe des Prozesses aber verliebt er sich in seine Klientin und macht sich an seiner Braut, einem Kind der Berge, in gleicher Weise schuldig wie jener fürstliche Verbrecher. Nach einer qualvollen, stürmischen Aussprache mit der Verratenen, nach Verleugnung seines eigenen Fleisches und Blutes ereilt ihn sein Schicksal bei dem mit atemraubender Anschaulichkeit beschriebenen Versuch, einen noch nie bestiegenen Berggipfel zu überwinden. Aber ehe er noch der Hand des höchsten Richters verfiel, wehte durch das schaurige Tosen der entfesselten Elemente und die undurchdringliche Gewitternacht der Odem ewiger Liebe und leuchteten die Strahlen erbarmenden Verzeihens Gottes, den er bis zu dieser Stunde verdammt und verachtet hatte. Im grauenhaften Todeskampf kommt ihm die Erkenntnis seiner Schuld und innerlich geläutert überantwortet er sich demütig und reuevoll der ewigen Vergeltung. Tief erschüttert legt der Leser das Buch aus der Hand. Es ist mit ungeheurem Troste geschrieben und es ist nicht leicht, sich in die eigenartige Sprache hineinzulesen, die geradezu überreich ist an neuen, stets wechselnden und kontrastierenden Bildern, die aus einer unerhörten Sprachgewalt und Dichterkraft aufquellen. Durch die neuartige Bildhaftigkeit seiner Formkunst überrascht Berneder auch in der kleinen, erhebenden und zum Schlusse sogar dramatischen Erzählung Die Kapelle im Korn (1925). Auf dem Anwesen eines reichen Bauern steht eine verfallene Kapelle, der liebste Betplatz der Bäuerin. Der praktisch rechnende Bauer will sie niederreißen, die Bäuerin sie erhalten. In dem stillen Zwiespalte der Ehegatten siegt die Bäuerin, nachdem die schützenden Mauern den Bauern vor gräßlichem Tode, der ihm durch einen wütenden Stier drohte, gerettet haben. Aus tiefer Einfühlung in die Psyche der Jugend und bei aller Einfachheit der Darstellungsmittel doch sympathisch, lebenswahr und erschütternd geschrieben ist der Roman Der Junge von Altegermühl (1927). Ein begabter Müllersjunge soll studieren, damit die eigene Sehnsucht des Vaters nach dem Studium an seinem Kinde erfüllt werde. Der Bub aber, mit der heimatlichen Scholle verwachsen, haßt die Bücher und die ferne Stadt und verzehrt sich im Heimweh nach der Mühle und all dem Schönen in der Natur. Eine zarte Freundschaft mit einem Stadtjungen aus vornehmem Haus übersonnt die trübe Stimmung des Jungen. Dann wird er zeitweilig von seinem liebsten Freunde getrennt. Da hält er es in der Stadt nicht mehr aus, verbirgt sich aber nahe dem Elternhaus im Walde und findet durch Unglück den Tod. Eine einfache Geschichte, aber über ihr liegt der Zauberglanz überquellender Poesie. Wo Berneder von Schwerem erzählt, wird er zum Sänger des Ewigen. So auch in dem Buche „Der Vogelbub und andere Geschichten". Sie erzählen von hartem Kindesschicksal, von Betrug, richtendem und sühnendem Schicksal, wie das gläubige Menschentum das Leben eben ansieht.

Wilhelm Raabes grotesker Humor vermählt sich mit Paul Kellers herbsüßer Romantik zu einem gut deutschen Zusammenklang in Horst Wolfram Geißler (geb. 1893 in Wachwitz bei Dresden, lebt in München), dem Sohne des Max Geißler. Er erzählt in einer oft bestrickend schönen Sprache und verfügt über die sichere Kunst des Dichters, eine vergangene Zeit lebendig zu machen. Sonderlinge sind seine Lieblingshelden.

Schon mit seinem Erstlingsbuche, dem Frankfurter Roman aus dem Vormärz Der letzte Biedermeier (1916), erwies er ein fertiges Talent. Mit einer erstaunlichen Sicherheit in der Erkenntnis menschlicher Zustände und Charaktere verbindet sich die Ruhe einer ganz guten epischen Darstellung. Der junge Dichter regiert seine Welt mit besinnlicher Heiterkeit und erfreut sich daran, bewußt zeitabgewandt, Versunkenes zu beleben. Großdeutsche und preußische Ideen fanden ihre Vertreter, die neue Zeit der Kohle und des Eisens sah man — nicht sehr drohend — vor der Türe stehen. Indessen überwog und sänftigte überkommene Lebensbehaglichkeit das, was wie Gegensätze und Konfliktskeime aussehen konnte; die deutsche Biederkeit gebärdete sich noch sanft, und wenn sie diese oder jene Überzeugung vertrat und dabei alte Freunde sich entzweiten, so schien es in der Geißlerischen Darstellung so, als sei dies alles nicht so schlimm gemeint. Mit besonderer Liebe ist der alte Prinzenerzieher Jean Feldbecher, ein Sonderling, der auf dem Leben wie auf einer Flöte spielt, unverbittert in sich ruhend, stets jovial, vom Dichter herausgearbeitet. Die Hauptfigur des Buches aber ist der Sohn des Senators und Seidenhändlers König, der „letzte Biedermeier", der sich am liebsten als „Prinz von Arkadien" in seiner Rosenvilla einspinnen möchte und von der Kugel, die Fürst Lichnowski galt, inmitten seiner Rosen hinweggerafft wird. Vom Kind zum Jüngling sich entwickelnd, ist er vom Dichter psychologisch fein dargestellt und steht hervorragend aus der um ihn kreisenden Umwelt, aus der besonders die schwarzäugige Babette durch ihre gefährliche Schönheit hervortritt. Geißlers Eigenart zeigt auch der folgende Roman, Das Lied vom Wind (1916), eine Geschichte aus der Zeit des Reifrocks und des Puders, aus der Zeit, in der man es peinlich vermied, dem Herzen sein Recht zu lassen, um ja den Anstand zu bewahren und keine Geschmacklosigkeiten zu begehen. Fünf junge Leute stehen im Vordergrund der Handlung, die sich mit dem Druck und der Enge ihrer Zeit abzufinden haben. Die schlichtsüße Christel überwindet sich und ihre Liebe. Der kleine Musiker Ackermann, die gelungenste Figur des Buches, von Spitzwegscher Krausheit, von Raabescher Knorrigkeit mit gesundem, goldenem Herzen, wird am ersten mit dem französischen Kulturfirnis fertig. Der junge Graf von Esp findet auch schließlich den Weg von hoffnungsloser Liebe zur Pflicht, zum Tatleben; er tritt in des großen Friedrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heer ein. Endlich die eigentlichen problematischen Gestalten des Romans, der junge, elegante Stadtschreiber Berg und die sphinxartige, schöne Gräfin Lila von Esp. In einer glücklichen Stunde vergißt sie die Grenze ihres Standes und küßt den bürgerlichen Geliebten, zieht sich aber sofort wieder hinter den Drahtverhau der guten Sitten zurück. Und Friedrich Berg stürzt sich in Verzweiflung und Trotz einer niederen Neigung in die Arme. So klingt das Lied vom Winde in Trennung und Hoffnung aus. Die Menschen darin lassen sich vom Winde treiben oder stemmen sich dagegen und nehmen ihr Leben selbst kräftig in die Hand. Das alles wird in wundersam schöner Sprache geschildert und schmeichelt sich, wenn man auch mit Wippermann manches anders wünschte, dem Leser ins Herz.

Zur Zeit, da Spitzweg, der den „Kakteenfreund", den „Alchimisten", den „Wittiber", den „Bücherwurm", den „Hypochonder" u. a. malte, in Mode kam, schrieb H. W. Geißler seinen „Spitzwegroman" Der ewige Hochzeiter (1917). „Ewige Hochzeiter" sind jene, die in der ewigen Hoffnung auf das schönere Morgen leben, weil das Glück an ihnen immer vorbeigeht. Drei solcher Käuze werden uns in dem Buche vorgeführt. Zwei von ihnen, der Apotheker Deutelmoser, der immer eine „ewige" Liebe sucht, und der Poet Gigl, der immer von und in Illusionen lebt, glauben schließlich doch ihr Glück zu finden, landen jedoch im Philistertum. Der dritte aber, Spitzweg, kommt über den Hochzeiter nicht hinaus. Zweimal scheint ihm das Glück ganz nahe, aber jedesmal läßt er es, teils in gutmütigem Ungeschick, teils in einer gemütlichen Energielosigkeit wieder ziehen. Und als er zum drittenmal sich doch aufrafft, um es zu zwingen, ist es zu spät. So geht Spitzweg auch weiterhin als ewiger Hochzeiter durchs Leben, getröstet durch seine Kunst, die ihm als wahrer Beruf immer mehr bewußt wird. Diese Entwicklung ist mit einem wunderbaren, unter Tränen lächelnden Humor geschildert; auch das Münchener Kolorit ist gut getroffen und einzelne Naturstimmungen gehören zum Schönsten, was wir davon besitzen. Freilich von dem Künstler Spitzweg, den Geißler uns menschlich nahe bringen will, erhalten wir keine rechte Vorstellung; der „arme Dichter", den Spitzweg malte, ist ein Original und daher etwas Feststehendes, nicht etwas Wandelbares wie der Geißlers.

„Eine ungewöhnliche Alltagsgeschichte" nennt Geißler sein Buch Himmelstoß (1918). Es ist eine kurze, behaglich erzählte Geschichte, deren Humor stark nach der Seite der Karikatur und des Witzes neigt, wie denn Geißler seinen Humor fortwährend beobachtet, gelegentlich auch über die Not des Autors, den Faden weiter zu spinnen, spottet und witzige Wortspiele liebt. Hier zeichnet er einen Sonderling aus dem Kleinleben des Dorfes, einen Krämer von Beruf, der nebenbei Sammler von allerlei häßlichem Getier und allerlei Mißgeburten ist; im Widerspruch mit all seiner Sammelwut packt ihn plötzlich die Liebe, die ihn bald darauf ins Grab bringt, da er weder auf die schöne Braut noch auf die Häßlichkeiten seines Museums verzichten kann, beide aber durchaus nicht zusammenpassen. Das Glück (1919) ist der nächste Roman betitelt. Aus Kleinstadtidylle strebt der junge Jörg Herzgesell hinaus ins Leben: er will Dichter werden. Als Junge hat er Seifenblasen aufsteigen lassen, die schillernd und bunt davonjagten. Ihnen nach geht sein Sehnen und gleich einer bunten Seifenblase lockt ihn das Leben, das Glück. Er glaubt, es in einer Tänzerin gefunden zu haben, einem fein empfindenden, kultivierten Wesen, das, wie das Glück selbst, vor seinen entzückten Augen tanzt und deren er in eines Sommers stiller, verträumter Abgeschiedenheit tief in den Bergen froh wird. Aber das Leben fordert sie zurück, sie entgleitet ihm. Vergeblich jagt er ihr nach, muß aber erkennen, daß sich das flüchtige Glück nicht halten läßt. Doch das Ringen danach, die Erkenntnis aus dem Erlebten haben ihn zum Dichter gemacht. Geläutert, weiser, ruhiger und innerlicher geworden, kehrt er in die Kleinstadtstille zu seiner Familie zurück, die ihn in liebevollem Verständnis seinen Weg suchen und finden ließ. Dasselbe blonde Mädel, das einst mit ihm die Freuden des Seifenblasens teilte, wird schließlich, als er sich nach Hause gefunden hat, die Seine. So klingt das Buch in Harmonie aus. Nach Sprache und Inhalt bedeutet es eine Aufwärtsentwicklung des Dichters.

Seine dem Hohen zugewandte Natur verließ in dem nächsten Roman Wer ist der Gral? (1920) das Tändeln über die Tiefen des Lebens. Der Verfasser erzählt von dem äußeren und inneren Aufstieg eines Proletarierknaben und läßt das Ganze gipfeln in dem Bekenntnis des Weihnachtsevangeliums der Liebe. Adrian Veries, so heißt der Held des Buches, ringt sich aus eigener Kraft zum alles beherrschenden Fabrikanten empor, dem Tausende von Menschen und Millionen von Geld zur Verfügung stehen. Aber alle diese Menschen suchen nur das Glück des Genießens. Adrian will aus ihnen beseelte Menschen machen. Seine eigene Seele hat er der Geliebten übergeben, auf daß sie sie bewahre und schütze, bis er sie wieder verlangt. Als alle seine Pläne an der Unfähigkeit der Menschen gescheitert sind, verlangt er sie wieder zurück und erkennt nun, daß es dem Menschen nichts nützt, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet. Er sucht den Gral und findet ihn in Gott. „Wir wollen eintreten in das heimliche Königreich, über dem der Stern des Friedens leuchtet, und wollen Gott suchen." Es ist ein ernstes Buch, das den unsere seelenarme Zeit bewegenden Kampf zwischen Geldsack und Seele behandelt. Die Sprache ist klar und flüssig, der Inhalt des Buches rein und reich, und wenn wir davon nicht ergriffen und nicht recht warm werden, so liegt das darin, daß das Ganze vom Dichter nicht erlebt ist und daher auch nicht nachgelebt werden kann. „Die Geschichte eines leichten Lebens" erzählt uns Geißler in dem Roman Der liebe Augustin (1921). Augustin Sumser, weiland Spieldosenmacher zu Lindau am Bodensee zu Zeiten Napoleons, ist sichtlich bestrebt, sein Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten. Freilich: „kein Kunstwerk von jener Erhabenheit, die einen Schauer aus den tiefsten Gründen des Seins wie ein Sternengewand um die Schultern trägt, sondern eines aus der freundlichen Schäferlandschaft einer Rokokoseele." Gegen Schluß seiner leicht geschürzten, köstlich geplauderten Lebensfahrt wird auch der Gustl ernster und verantwortungsvoller. Es folgten „Liebesgeschichten aus dem Barock" (1922), dann die Romane Entweder — Oder (1925), Die Siebensonderbaren (1926), die alle des Dichters Streben nach vollkommenen Werken zeigen, uns aber den Dichter von keiner neuen Seite kennen lernen lassen. Unter der Überschrift

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Traum ist der Herbst und Anakreons Grab (1928) gab Geißler zwei Erzählungen, angefüllt mit herzlich süßem Abschiednehmen von Jugend und Liebe. Wenn auch nicht großartig in Gestaltung und Erfindung, so doch meisterlich, wie hier die Natur einbezogen ist in seelische Bindungen und Entscheidungen.

Die Verbindung vom Dichterischen mit dem Denkerischen gibt Emil Lucka (geb. 1877 in Wien, lebt ebenda) eine Sonderstellung unter den Wiener Poeten. Weder zu Hofmannsthal, noch zu Schnitzler, noch zu Altenberg kann man ihn stellen, auch nicht zu Bartsch, Wildgans, Ginzkey und Verwandten. Der Denker und der Dichter berühren einander im Zentralen seiner Persönlichkeit und bemühen sich einander, die Wege gegenseitig zu erhellen.

Skeptiker von Haus aus, hat Lucka in dem viel gelesenen Buche Urgut der Menschheit (1924) seine Weltanschauung dargelegt. Er bekennt sich zu einer Art Pantheismus, für die es charakteristisch ist, daß „der zweite Bestandteil, der Theismus, ein Überfluß" ist. Um dem Aufbau seiner Weltanschauung in seinem „Urgut" den Charakter der Wissenschaftlichkeit zu geben, wendet er einen großen gelehrten Apparat auf, wobei er aber die historischen Tatsachen verrückt oder willkürlich in seinem Sinne deutet. Er schildert zuerst die Einheit des Lebens in der mythischen Welt der Urzeit, dann die Entwertung der Welt durch lebensfeindliche Mächte, wie die Verstandestyrannei, den abstrakten, naturfremden Monotheismus und die asketische Erlösungsreligion, und sucht dann nach einem neuen Mythos. Diesen werde, so verkündet er, eine neue Synthese von Menschenseele und Natur schaffen, indem das Leben eine neue unmittelbare Heiligung empfängt, ohne jede Anknüpfung an Historisches. Sonderbar klingt es, wenn Lucka in einer Zeit, in der man so vielfach nach einer Religion fragt, eine ohne Gott anbietet, denn seine Meinung ist: „Der religiöse Mensch braucht keinen „Gott", am allerwenigsten einen nach menschlicher Art als Persönlichkeit vorgestellten." In Emil Luckas Weltbild durchflutet nicht eine Kraft, nicht ein Wille die Welt, sondern unzählige stärkere und schwächere Gewalten, jede einseitig, jede unersättlich. So müssen die Vögel fliegen; „denn eine Urkraft hat sich in ihrem Leibe eingekörpert und diese Kraft kennt nur ein Heil, nur eine Lösung des Weltproblems: „fliegen! Möglichst viel fliegen, möglichst schnell fliegen." Das Krokodil, der Elefant, das Nashorn verkörpern nach E. Lucka den einen Willen: groß sein. Und wie steht es mit dem Menschen? „Die fixen Ideen, die in den Geschlechtern der Tiere eingekörpert sind, finden sich insgesamt in ihm wieder, verworren oder harmonisch geordnet — je nachdem." Je nachdem! Doch „neben allen fixen Ideen der Tierwelt hat der Mensch noch eine besondere Art von Narrheit für sich allein, auf deren Ausbildung er höchsten Wert legt: den Verstand." Hoffen wir, daß der Verstand mit der Verworrenheit, mit der heute Weltbilder wie das Luckas aus brüchigem Material zusammengeklittert werden, gründlich aufräumt.

Noch vor der Abfassung der philosophischen Schriften, von denen „Drei Stufen der Erotik" und „Grenzen der Seele" sich mit dem Problem des inneren Menschen beschäftigen, war Luckas erstes größeres Dichtwerk, der Roman Tod und Leben (1907) entstanden, in dem die Gedanken- und Dichterwellen noch vielfach ungelöst durcheinander wogen und dessen künstlerische Struktur noch unausgegoren ist. In seinem dichterischen Teile aber ist das Buch von einer Reinheit, Einfalt, Menschlichkeit und ungesuchten Liebenswürdigkeit, die entzücken. Über allem liegt die Würze des Wiener-Waldes, webt das Geheimnis der alten Wiener Gassen, zittert die widerspruchsvolle Wiener Gemütsart. Da finden sich zarte Liebesszenen, bis dann Schatten auf Schatten über sie hinfluten und den ganzen Paradiesestraum zerstören. Doch gerade aus dieser Zerstörung folgt dann in schwerstem, bis an den Rand des Todes drängendem Seelenringen die Erhebung und schließlich die Durchdringung zu geistiger Befreiung und stolzer Selbständigkeit. Dieser Roman ist Luckas subjektivstes Buch; in den folgenden Schöpfungen sucht er sich immer feiner zu objektivieren. Doch schwingt immer etwas von seiner Persönlichkeit mit, bleibt ein gewisser Zug von Lyrismus, aber auch von zergliedernder Skepsis. Zwei Menschen stecken in dem Dichter Lucka, die sich selten vereinigen: ein zarter, verehrender Romantiker und Mystiker, ein schwärmender Liebesritter und Frauenanbeter und in scharfem Gegensatz dazu ein scharfer und unerbittlicher Ironiker, ein sezierender Beobachter von Menschen- und Gesellschaftstypen und ein geradezu grimmiger Liebeszweifler und Frauenverächter. Daneben läuft ein anderer Gegensatz: der des einsamkeitsuchenden Naturfreundes, des hingebenden Behorchers und Miterlebers verschwiegenster Landschaftsbeobachtungen; sowie eines sonderbar-geselligen, bissig-witzigen Wiener-Kaffeehausmenschen. Dies alles und seine reiche Phantasie und scharfe Weltbeobachtung erklären uns seine fast überreife Produktion.

Da ist der Roman Eine Jungfrau, ein höchst witziges, satirisches Werk, eine der inbrünstigsten Analysen und tragischsten Enthüllungen des modernen Weibes. Zwei Liebeserzählungen gehen nebenher: Isolde Weißhand (1909) und Adrian und Erika (1910), mittelalterlich-romantisch die eine, neuzeitlich-sensitiv und voll schwermütiger Lyrik die andere. Beide sind in einem bestrickenden Deutsch und in weicher Immensee-Stimmung geschrieben, und darum von Frauen als Breviere für Liebende schwärmerisch geliebt. In unsere Realität freilich und insbesondere in die Erscheinungswelt des sonst so lebensbewußten Realisten Lucka will der seraphisch-ossianisch-klopstockisch-matthission-novalissche Gefühlsüberschwang nicht passen. Mit welch reger Anpassungsfähigkeit der Dichter neue Probleme aufgriff und charakteristische Menschenschicksale gestaltete, zeigen die in dem Bande Das brennende Jahr (1915) vereinigten, meist frei erfundenen 44 Kriegsanekdoten. Höher jedoch steht der Novellenband Winland (1922). Nie war Lucka verwandlungsfähiger, nie reicher und plastischer in der Darstellung als in diesem Buche. Jene gerade in Deutschland seltene Gabe des Dichters, dieses gleich Heimischsein in mythischen Zeitaltern wie in brennendster Gegenwart, hat er hier in elf Novellen und Legenden bekundet, die fast durchweg zum Besten gehören, was die moderne deutsche Novellistik geschaffen hat. So „Winland", eine Wikingersage, hart, herb und voll mythischer Gewalt; ferner „Saint Denys", eine Legende, farbig und düster wie ein altes Kirchenfenster,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strahlend von einem inneren Licht und mystisch durch eine geheimnisvolle Dunkelheit. Ein Künstler, der einen Dom baut und sein Werk am Vollendungstage durch einen Erdruck niederstürzen sieht, irrt als Weltflüchtling in der Fremde, an allem verzweifelnd, umher. Ein Waldbruder zeigt ihm den Weg zur Wiederaufrichtung. Der Weg aber führt durch die Liebe, und da er die Liebe findet, findet er Gott wieder und die Zuversicht, ein neues Werk zu schaffen. Der Wald, der ihn im Abendsonnenschein umfängt, schenkt ihm den Geist des neuen Doms, und diesen schafft er nach dem geschauten Bilde. Die Geburtstagsgedanken eines alten Mädchens, das die Liebe von sich gewiesen, weil es ihr nicht gewachsen war, sind die „Alten Briefe", die sie mit der traurigen Leere ihres Lebensabends vergleicht. Darüber hinweg lärmt ein Capriccio aus der lebenslustigen, an das Ehegesetz sich nicht bindenden italienischen Renaissance. Durch die Erzählung „Eine Nacht" zittert der schwermütige Hauch, der an Schaukals „Eros Thanatos" gemahnt. Da ist eine Legende von dem Tode Dostojewskis, ein Schattenbild im Sinne Eulenbergs, packend und klar das Bildnis dieses Großen beschwörend, dazwischen wieder ein paar moderne Novellen, ganz leicht im Motiv, und mitten drin, hart und eckig, eine kleine Tiroler Geschichte aus dem Franzosenjahre. Über alle Zeiten, wie man sieht, schweift hier ein dichterischer Blick, er aber durchdringt ihre äußeren Formen und wird heimisch in ihrer Innenkultur.

Die oben dargelegte Doppelnatur Luckas zeigt sich am deutlichsten in dem Roman Das Brausen der Berge, einem österreichischen Weltbilde von buntestem, kontrastreichem Gedränge. Im Mittelpunkt steht ein ländlicher Organist, der genialisch-naive Tonsetzer Johannes Kapruner, der in seiner weltabgeschiedenen Verlorenheit von einem Mitgliede des Wiener Hofopernorchesters „entdeckt" und als Leiter eines Kirchenchors aus den Tiroler Bergen in die Hauptstadt gezogen wird. Der gänzlich weltunerfahrene und unverdorbene alte Mann, dem Anton Bruckner die entscheidenden Wesenszüge geliehen hat, wird in Wien von einer geschäftig-eitlen Horde selbstsüchtiger Kunstsnobs reklamemäßig ausposaunt und ausgebeutet, bis er, der alles anfangs für bare Münze nahm und von der Begeisterung seiner neuen Freunde kindlich entzückt war, mit Staunen und Schauder dieses hohle Treiben durchschaut und angewidert in seine reine Bergwelt sich wieder zurückzieht. Der Dichter war sich der Gewalt und Erhabenheit seines Themas wohl bewußt, und hätte er die Nebenwucherungen, die sich ihm zudrängten, strenger beschnitten, so wäre das Buch ein Meisterwerk geworden. Aber es drängte ihn, dieses unechte Wiener Gelichter aufs Korn zu nehmen. Durch die viel zu breit ausladenden, zumeist von satirischer Laune erfüllten Wiener Kapitel aber wird die Hauptfigur von dem tosenden Wirbel dieser Dutzende von Gestalten oft verschlungen und taucht kaum wieder auf. An und für sich betrachtet, sind diese satirischen Teile glänzend geschrieben, der tiefe Wert des Romans aber liegt doch in seinem Positiven: in der menschlich rührenden Charaktergestaltung dieses Johannes Kapruner und seiner ihn betreuenden Gattin, dann auch in der bewundernswerten Fähigkeit, künstlerisches Schaffen gestalterisch fühlbar zu machen, und endlich in der köstlichen, von tragischen und lustigen Lichtern reichlich durchblitzten Ausmalung des landschaftlichen Hintergrundes mit der Urwüchsigkeit und Geradheit seiner auch durch die Mundart quellfrisch charakterisierten Menschen. Mit staunenswerter Virtuosität und unerschöpflicher Farbenüppigkeit behandelt Lucka auch diese Teile seines Gemäldes, so daß er draußen in Tirol auf der Alm geradeso zu Hause zu sein scheint wie in den letzten Gäßchen und Hinterstübchen seines angestammten Wiens.

Nicht erfreulich wirkt Heiligenrast, „ein Roman aus alter Zeit". Er schildert im ersten Teile („Der Liebeshof") den Venuskult, im zweiten („Gottesstreiter") die Kämpfe der Kreuzfahrer in der Wüste und vor Jerusalem und im dritten die Aufnahme der Zurückkehrenden im „Kloster". Die Überfahrt gibt Gelegenheit zu prächtiger Landschaftsschilderung und auch die Rückkehr über die Alpen vollzieht sich unter blendendem Feuerwerk Luckascher Kunst. Geschehnisse gibt es in Fülle, aber man vermißt die Vertiefung und peinlich wirkt der Schluß. Geschlechterliebe verbrennt den Abt Gerhoh, der einst zum Kreuzzug gepredigt, mit der „Hexe" Demut auf dem Scheiterhaufen, zu dem er selbst sie verurteilt hat. Über die Beweggründe der Ritter zu den Kreuzzügen und deren Bedeutung für die abendländische Kultur urteilt die Geschichte anders als der jene Bewegung satirisch behandelnde Verfasser. Ganz und gar vergriffen hat sich Lucka in der Wahl des Stoffes, den er in dem Roman Fredegund (1921) auf Grund der recht romanhaften Memoiren des Mönches Eberulf behandelt. Heillos ist dieser in die merowingische Königin und ehemalige Leibeigene verliebt und wird durch diese Teufelin in hundert Sünden und Verbrechen verstrickt. Das Laster hat nur Reiz als Gegenstück zum Guten, die nackte Gemeinheit, Mordlust und Verruchtheit in ihrer ununterbrochenen Auswirkung wirkt ekelhaft und abstumpfend und es ist nur ein äußeres Bemühen des Verfassers, wenn er die wilde Mordlust dieses weiblichen Scheusals dadurch zu mildern sucht, daß er aus der Frau eine heidnische Erdgottheit zu machen sucht. Diesem mißglückten Buche war der Novellenband Der Weltkreis in Bildern (1919) vorausgegangen. Einzelgeschehen zum allgemein gültigen Typus, zum unpersönlichen und doch persönlichen Charakterbild zu runden, ist der Sinn dieses Legendenbuches. In Porträts sieht man Zeiten verkörpert und im Bilde ihr öffentliches Bewußtsein geformt. Die ganze Welt sind diese Bilder und die ganze Welt ist um sie. Alles, was diese zwölf Geschichten, die übrigens mit Eigenart erzählt sind, berichten, hat sich nirgends begeben und es ist dennoch wahr. Es war überall und nirgends. Die Vorzüge der Kunst Luckas, Natur und Mensch in allen ihren tausendfältigen Regungen mit lebendurchglühter Sprache dem Leser nahe zu bringen, zeigt auch der Roman Am Sternbrunnen (1925). Die Geschichte des Findlings, dem glückliche Zufälle seinem Ruf zum Künstler zu folgen verstatten, und der am Sternbrunnen seine Gefühle, Leben und Bestimmung erschaut, schrieb Lucka, um zu zeigen, wie Lambrecht, der spätere berühmte Maler, durch inneres Erfühlen und äußeres Erfassen reifend, sich allmählich zur Natur, zu einem Teil ihres Allwesens wandelt. Während der Anfang des Buches, die Schilderung der ländlichen Jugend des Malers, unter gewissen Hemmungen leidet, die durch Herkunft und Abhängigkeit des Dichters bedingt sind, entfaltet Lucka im weiteren die ganze Kunst seiner Darstellung und Sprache. In eindrucksvollen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bildern, in Gesichten erhabener Schönheit und Größe ersteht ihm dann der Glanz des Hochgebirges und das Leuchten des südländischen Meeres, Landschaften, mit denen die tief erlebten Gestalten des Werkes in ihrem Tun und Denken auf geheimnisvolle Weise verwoben sind. Ein Buch, dessen Lektüre zugleich Bereicherung, Anschauung und Anregung bedeutet, ist E. Luckas Inbrunst und Düsternis, „ein Bild des alten Spaniens" (1927). Geistvoll ist das Büchlein Dostojewski (1924), in dem Lucka eine tief eindringende Analyse der Werke des Dichters und ein vorzügliches Mittel der Einführung in sie bietet. Von keiner neuen Seite zeigt den Dichter Lucka sein jüngster Roman Tag der Demut (1929).

Wie H. Fr. Blunck hat uns auch Gustav Schroer (geb. 1876 in Wüstegiersdorf, lebt in Weimar) mehrere Romane geschenkt, in denen die deutsche Seele klingt, zuweilen freilich zu aufdringlich. Er weist hin auf vergangene Schuld, sieht aber erfreut den Ausweg auf neue Hoffnung sich öffnen. Bekannt wurde er durch seine vortrefflichen Heimatromane und durch seine ruhige, etwas herbe, gedrängte und verhaltene Schreibweise hat er sich eine große Gemeinde erworben. In seiner schlesischen Heimat zum Lehrer ausgebildet, ging er 1896 nach Thüringen und wirkte hier in einem kleinem Dorfe an der oberen Saale fast 25 Jahre als Lehrer. Als solcher verwuchs er im Herzen tief mit dem deutschen Bauerntum, arbeitete gelegentlich für den Thüringer Landbund, gab sich aber im übrigen ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit hin. Er will vor allem erzieherisch wirken; daher die Einfachheit seiner Diktion und diese hat etwas so Warmblütiges und Herzhaftes an sich, daß man über einzelne stilistische Mängel gern hinwegsieht. Wo aber Schroer über die seinem Talente gezogene Grenze hinausgeht und etwa ins Philosophisch-Theologische vorstößt, sagt er uns weniger zu.

Schon der Roman Der Freibauer (1913) zeigte des Verfassers erstaunliche Kunst in der Konzentration und Kraft in der Gestaltung seines Helden. Ergreifend ist dann die Knechtsgeschichte Peter Lorenz (1917). Die Starrsinnigkeit der Bauern erfährt Jakob Sinding, der Held des Romans Der Heiland vom Binsenhofe (1917). Eine Pädagogik der Tat, voll Hoffnung auf den guten Kern unserer Jugend ist das Buch Das Wirtshaus zur Kapelle. Ins Allgemeinmenschliche dringt Schroer vor in dem Roman Die Leute aus dem Dreisertale. Er führt uns hinaus in die Waldeinsamkeit und zeigt, wie das Köhlerleben hinweist zum Glauben an die Muttererde, zum Menschen, ans Vaterland, an Gott. Künstlerisch in der Form und aufrüttelnd zur Liebestat durch den Inhalt ist der Roman Der Schulze von Wolfenhagen. In den Bauern von Siedel wendet sich G. Schroer wichtigen Fragen der Gegenwart zu. Ausgehend von der Frage: „Wo hörte die Schuld am deutschen Bauerntum auf, wo begann die Schuld des deutschen Bauerntums?" fordert er auf, untereinander einig und zueinander gut zu sein. „Die neue Zeit predigt die Menschlichkeit. Laßt uns als Deutsche Menschen und Brüder sein, und laßt uns damit in Siedel beginnen." Daran soll der Gedenkstein der dreißig Gefallenen mahnen. „Steht er so unter uns als Friedensstein, dann leben, die da sterben, dann sterben sie nimmermehr, dann kommt die gute, neue Zeit." Das neue, deutsche Hoffen durchdringt auch die Deutschen Legenden (1923). Nicht auf der Höhe der früheren Romane steht Der Schuß auf den Teufel, eine „Geschichte aus dem Frankenwald" (1925). Sie erzählt, wie eine fanatische Frau von starker, aber mißleiteter Persönlichkeit den Aberglauben ihrer heimatlichen Gegend benutzt, um mit seiner Hilfe einen entsetzlichen Racheplan gegen ihren früheren Geliebten auszuführen. Ein gutes Geschick und menschlich reines Wollen wenden das Schlimmste ab, und für die rachsüchtige Frau bleibt Zeit zur Einkehr, ihre Schuld zu sühnen. Erfreulicher wirkt der Roman Gottwert Ingram und sein Werk (1927), obgleich das Motiv nicht neu ist. Gottwert Ingram will durch den Bau einer Talsperre den wilden Bergstrom bändigen, um so von seiner Heimat das Unglück abzuwehren. Nach jahrelanger Arbeit ist das Werk gelungen, aber der Erbauer ist das letzte Opfer der entfesselten Fluten geworden. Ohne sich zu wiederholen, zeigt Schroer seine Stärke in der Schilderung des Bauerntums mit seinen Eigenheiten und seinem zähen Festhalten am Hergebrachten auch in dem Roman Der Brockhof und seine Frauen (1927). In dem Buche Der Hohlofenbauer (1927) will Schroer darauf hinwirken, daß Stadt und Land, Arbeiter und Bauern sich gegenseitig besser verstehen lernen. Deshalb schickt er den Sohn des Hohlofenbauern in die Großstadt und läßt ihn ein Jahr lang Fabrikarbeiter sein. Herzerfreuend sind der „Hohlöfener", das frische Mariele, die Braut des Sohnes, gezeichnet, aber die Schilderung der Großstadt und der Nöte und Leiden des Industriemenschen ist mißglückt. Daher befriedigt das Buch, das vor allem doch belehrend wirken will, nicht, denn das Problem bleibt ungelöst. Es folgten noch die Romane Frau Käthe Werner und Land Not, die zwar manche Vorzüge aufweisen, an Gestaltungskraft aber und Ursprünglichkeit nicht an die Frühwerke hinanreichen. Mit den Kriegsromanen „Ich hatt' einen Kameraden" (1916) und Die Flucht vor der Murmanbahn (1917) hat G. Schroer die Kriegsliteratur mit wertvollen Beiträgen bereichert.

Abseits von den Dichtern, die dem „gewaltigen Rhythmus der Gegenwart" ihr Schaffen anzupassen suchen steht Ernst Penzoldt. Er wurde 1892 als Sohn eines Arztes in Erlangen geboren und lebt in München. „Ich schreibe selten und mit Mühe. Dennoch neige ich mehr zur Dichtung als zu meinem Beruf, der Bildhauerei, bei der das menschliche Antlitz mir am nächsten liegt." Den Eindrücken einer unerfreulichen Zeitströmung sich entziehend, ladet er mit seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Idyllen die Leser ein, mit ihm in geruhsameren Zonen zu wandeln, in denen keine entfesselten Leidenschaften toben, denen grelle Effekte und raffinierte Klügeleien fremd sind. Die sanfte Schönheit eines Weihers unter sonnigem oder bestirntem Firmament, einer reinen, mit der Gottheit sich im Einklang fühlenden Seele läßt sich nicht von Stürmen aufwühlen, sondern höchstens von einem Windhauch kräuseln. Während ehedem nur Hirten und Schäfer, später treuherzige Bürger, anspruchslose Kleinbürger, Landpfarrer, liebenswürdige, alte Leutchen in der Idylle herumgingen, siedelte Penzoldt zuerst versonnene Knaben und Jünglinge in ihr an. Es ist die eigene Jugend des Dichters, die sich in seinen ersten Gedichten und kleineren Erzählungen spiegelt, eine Jugend voll schönheitsdürstiger Träumereien, durchaus nicht stürmisch und zerrissen, wie die so vieler seiner Altersgenossen. Innere und äußere Kämpfe scheinen ihm, wie Kurt Martens in seinem liebevollen Essay über Penzoldt vermutet, erspart geblieben zu sein. In den späteren Büchern wendet er sich der realen Welt zu, die Zartheit der Darstellung dabei wahrend.

Als ein abgeschlossenes Werk „Erster Periode" liegen drei Bändchen vor; von den späteren Schöpfungen sind bisher nur zwei in Buchform, andere in Zeitschriften erschienen. In die Öffentlichkeit trat er mit der Gedichtsammlung Der Gefährte (1892). Schon in diesen völlig ausgereiften Versen findet sich das idyllische Element, doch verbunden mit einer schwärmerischen Mystik, wie sie Rainer Maria Rilke am persönlichsten gestaltet hat. Auch bei Penzoldt äußert sie sich in der gleichen demütig gläubigen Hingabe an die Allmacht, nur daß er Gott in sich und über sich weniger als die unerforschliche Gewalt denn als geliebten Freund, Führer und Berater empfindet, als den „Gefährten", der zuweilen als Engel an seiner Seite schreitet, zuweilen sogar vertraute menschliche Züge annimmt und irdische Seligkeiten spendet. Der Band Idyllen (1923) enthält nur Prosastücke, ganz in lyrische Stimmung getaucht, dem Flusse des epischen Geschehens mehr hingegeben als vorbedacht ihn leitend. Und jedesmal ist es auch hier das beseligende oder schwermütige Erlebnis des Knaben mit einem Gefährten, der aus fremder, höherer Welt zu ihm niederstieg. Im dritten Bande Der Schatten Amphion (1914) ist es dieser, der die Rolle des führenden Engels spielt. Der Schauplatz des Sichfindens zweier junger Leute, hier in das Verhältnis vom Lehrer zum Zögling gestellt, ist ein Schloß. Die edle, sittlich wie ästhetisch gepflegte Umwelt ist mit zartem Pastellstift gezeichnet. An diese Kindheitsidyllen reiht sich, sie abschließend, die Erzählung Christiane und Vier. In ihr gesellt sich nun auch eine Mädchengestalt zum Kreis der Knaben, deren jeder, seiner Art entsprechend, sie anbetet und an ihr wächst. Noch schwingt der Ton aus dem Unbewußten der Kinderseelen leise mit, aber die Vorgänge stehen nun alle schon im klaren Tageslicht der Wirklichkeit. An Stelle des überirdischen Gefährten tritt nun das andere Geschlecht des Menschen. Das Ich des Dichters und seiner Geschöpfe ist zum Gemeinschaftsgefühl erwacht.

In der Novelle „Der arme Chatterton, Geschichte eines Wunderkindes" (1928), erzählt Penzoldt den Lebenslauf eines Künstlersohnes, der schon als Kind alte Pergamente liest, spielerisch nachdichtet, den Abstand zu eigener Verantwortung verliert und sich bewußt in das schillernde Geheimnis der Maske hineinsteigert. Denn er gibt sich aus als Entdecker erstaunlicher Werke eines verschollenen Dichters (der er doch selbst ist) und windet jenem Dichter (also sich selbst) die Kränze des Ruhmes. Während er aber seine Vaterstadt Bristol zum Narren hält, endet er selbst als Narr eines tödlich heraufbeschworenen Lebenslaufes im Selbstmord. Penzoldt rührt in diesem Buche, und das ist seine eigentliche Bedeutung, an die seltsame Bedeutung des dichterischen Schaffens überhaupt, das Spiel ist und Notwendigkeit in einem, Eitelkeit und Hingebung, Lüge und Traum und tiefere Wahrheit zugleich, und das schließlich einer Realität anheimfällt, die es selbst beschworen und die stärker ist als alle Umwelt-Wirklichkeit. Die verschiedensten Elemente sind in diesem Buche zu einer Einheit vereint: humoristisch-ironische, skurrile, reflexive, elegische, idyllische, realistische und traumhaft-symbolische. In dem Roman Der Zwerg (1927) entwickelt Penzoldt am Faden einer abrollenden Jugend das süße Rokokoidyll einer fränkischen Kleinstadt und eines müden Geschlechtes durch die Prüfungen, Zerstörungen und Erbauungen des Krieges und Nachkrieges — in steter Verflechtung des Lächelnden mit dem Tragischen.

Erst während des Krieges wandte sich Alfred Neumann (geb. 1895 in Lautenburg, Westpreußen, lebt in München), den man bis dahin nur als Lyriker und Übersetzer französischer Dichter kannte, der Erzählung zu und es ist bewundernswert, zu welcher Höhe und Sicherheit er es auf diesem Gebiete brachte.

In seinem Erstlingsroman Die Brüder (1924) interessiert uns die nach Sensation schmeckende Geschichte des jüngeren der beiden Brüder, eines erst schlichten Bankbeamten und dann leichtsinnigen Defraudanten, Zuhälters und Mörders, weniger als die subtile Psychologie des Ganzen und die anschauliche Milieu- und Landschaftsschilderung Italiens. Das Gegenstück zu dem jüngeren ist der ältere, ebenfalls abenteuernde, in seinen Gewissenshemmungen ehrlichere Bruder. Nach zwanzig Jahren Bürgerlichkeit aber wird er von Lebenssehnsucht ergriffen; er verläßt seine Frau, die dann anderswo ein bescheidenes Glück findet, wird zum Lebemann, versucht einen Selbstmord und wird, den Seinen ganz entfremdet, zum tragischen Opfer seiner Lebenssehnsucht. Die realistische Wiedergabe des Gegenständlichen, so in den Einrichtungen des Bankhauses, ist erfreulich; aber es steht auch Allzumenschliches und peinvoll Häßliches in dem Buch, das man nicht in die Hände Jugendlicher geben darf. Es folgte die Erzählung Der Patriot (1925), die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neumann später auch dramatisierte und mit Erfolg über die Bühne gehen sah. Der Verfasser hat hier von Strindbergs „Miniaturen" gelernt, Bedeutsamstes in Skizzentechnik einzufangen. Eine Handvoll Leute werden uns hingestellt, vor unsern Augen geraten sie in Verbindung und Konflikt miteinander. Und bewegen hiermit die Weltgeschichte: Rußland im Jahre 1801, Zar Paul I., unbeherrschter Herrscher, stirbt jeden Tag aus Angst vor dem Tode; stirbt zuletzt wirklich durch den ehernen Patriotenwillen des Grafen Pahlen, der Rußland liebt und ihm den Kronprinzen zum Kaiser geben will, den späteren Alexander I. „Im großen Rußland der einzige Mann, der die von Gott und allen Nöten befohlene Umwälzung leiten kann." In seinem tiefsten Innern hat aber die „Umwälzung" längst sich in den Entschluß zur Mordtat gewandelt. So gestaltete Neumann kurz, knapp und mit dramatischer Kraft das Werk eines Politikers, der, nach machiavellischen Grundsätzen, dem Wohle des Staates alles opfert: Moral, Freund, sich selbst, zielsicher und klar die Fäden knüpft und führt, die zur Ermordung des gemeingefährlichen Kaisers führen, und dann für dieses Verbrechen sich selber richtet. Wie in dieser Erzählung liegt etwas Sensationslüsternes auch in der Erzählung König Haber (1925), die nahe Ereignisse in brutaler Weise darzustellen sich erkühnt.

Alfred Neumann.
Phot. E. Wasow, München.

Es ist der romantische Trieb ins Große, der Neumann aus dem Gegenwartsmilieu hinaustreibt auf die geschichtlichen Schauplätze. So auch in dem Roman Der Teufel (1926), der ihm einen Teil des Kleist-Preises eintrug und schon nach zwei Jahren die 110. Auflage erlebte. Er führt uns in die Zeit Ludwigs XI., der mit Grausamkeit Frankreich regierte und das von eigenmächtigsten Fürsten zersplitterte Königreich einigte und fest machte. Wir erleben Kriege über Kriege, Revolten, Kronräte, Aventüren mit den größten Spielern des historischen Theaters: Karl von Burgund, der Konnétable, der Kardinal Balue, die mächtigen Ministranten am Throne: Tristan le Beaune und endlich jener, der dem Buch den Namen gab: Olivier Necker, ehemals Barbier in Gent, dann Kämmerer und des Königs Intimus, der genannt war: le mauvais, und das heißt „der Teufel". Aus solcher Fülle ließe sich leicht ein „historischer Roman" gestalten. Aber Neumanns Erzählung ist kein historischer Roman von Politik und Männertaten. Historisch sind bei ihm nur Hintergrund, Kostüm und Requisit. Er schreibt von Seelen und nicht von „geschehenen Geschichten". Er schildert Seelenphasen, deren Ablauf von jedem in der eigenen Phantasie vollkommen nacherlebbar ist. Er treibt die dichterische Psychoanalyse, die eine Seelenspaltung und ein Doppel-Ich erkennt, und die um jenes magische Ereignis weiß, das man ganz schlicht mit Liebe oder Sympathie bezeichnen mag, das aber die dämonische Verbindung und mystische Vereinigung von einer Menschenseele mit einer anderen Menschenseele darstellt: ein Geheimnis. Ludwig XI. und sein Kämmerer Olivier, genannt der Teufel, stehen unter dem Zwange der Gemeinsamkeit. Sie erkennen sich als wahlverwandt und gleichem Schicksal hörig. Sie müssen, wie nach astrischer Bestimmung zueinander, sie müssen ineinander und verschmelzen. Zum Prüfstein ihrer Schicksalszugehörigkeit wird Anne, das geliebte Weib Oliviers. Durch dessen Verzicht auf die Geliebte, die in der größeren Liebe zu Ludwig aufgeht, wird Anne, das Weib, ein Gleiches für sie beide. Sie wird zur Bindung ihrer innersten Seele. Sie stirbt daran, über den Tod hinaus geliebt von beiden. Jetzt sind sie eins, der König und sein Gegenkönig: einer des anderen Gewissen, einer des andern Tat. Sie freveln und heiligen gemeinsam ihre Werke; sie töten und begnadigen aus gemeinsamem Beschluß: denn jedes Frage-Antwort-Reden geschieht im magischen Bann der unzertrennlichen Zweiheit. Jeder des anderen Teufel, reizen sie sich die Gewissen. Olivier wird immer menschlicher, Ludwig edler. In jenem wächst die Liebe, in diesem die Treue. Das Ende bringt allein der Tod. Das elegische Sterben Annes ist das erste große Memento mori. Auch ein König muß sterben. Der Todeskampf dieses Renaissance-Kolossen und Lebens-Menschen größten Stils ist grandios. Müßte Olivier nicht mitsterben? Man kann als eine Hälfte eines Doppelleibes doch nicht weiteratmen? Aber Olivier kann. Er unterschreibt die grausamsten Reskripte seines Königs mit seinem eigenen verfluchten Namen und schützt den königlichen Titel vor Verfluchung. Denn das ganze Lebenswerk ging um die Heiligkeit des Königtums. Dann läßt sich Olivier von den Fürsten fangen. Die Königin küßt sein Haupt. Dann wird er gerichtet. Trotz allem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geſchehen iſt in Neumanns Roman nichts von Hiſtorie; die Sitzungen des Grauens, die Begegnungen der Fürſten, die Schilderung von Kerkern und Liebeskammern, alles Fabelei, Verhüllung, Dokumente der Menſchenſeele, in der die Macht mit der Liebe ringt. Aber über dieſe Heiligkeit der Macht läßt Neumann die Liebe, die Menſchen- und Bruderliebe, die potenzierte Menſchlichkeit triumphieren. Pſychologiſch bedeutet dieſer Roman einen großen Erfolg: die Weiterentwicklung des Doppelgängertums bei Kleiſt bis zur Einheit und Identität und eine geniale Umkehrung des Doppelkönigtums bei Doſtojewski (Iwan und Teufel). Die Sprache Neumanns iſt großes Werkzeug der Verwandlung, Stoff zu Sinn. Seine Sätze gehen dialektiſch. Seitenlange ſpricht es mit Rede und Gegenrede. Der Geiſt iſt männlich überall. Auch Anne iſt vom Manne aus geſehen und weniger vom Weiblichen aus erfüllt. Das gibt ihr leiſe, kranke Bläſſe. Der Stoff iſt in dem Buche faſt alles, die Form kümmert ſich nicht um die herkömmlichen Geſetze kunſtgemäßen Aufbaues.

Auf toskaniſchen Boden, in das erſte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, führt uns Neumanns Roman Rebellen (1928). Im Mittelpunkte ſteht die Entwicklung der italieniſchen Einheitsbewegung, und zwar iſt es jene Übergangsepoche zwiſchen nationaler Idee und nationaler Tat, die den Dichter zu epiſcher Geſtaltung verlockte. Kraft ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie bringt er Geſtalten in einer Größe, die uns mitreißt. Da iſt es vor allem Gaſto Guerra, der ſich zum Bannerführer der Revolutionäre in Mittelitalien emporſchwingt, aber in einem aus Venedig in die Dienſte des Großherzogtums genommenen Polizeichef einen Gegner findet und ſchließlich gefangen genommen wird. Wie hier handelt es ſich auch in dem Roman Guerra (1928), einer Art Fortſetzung der „Rebellen", um mehr als hiſtoriſche Äußerlichkeiten (die italieniſche Unabhängigkeitsbewegung und ihre Führer): der hiſtoriſch-politiſche Stoff bildet jeweils nur die Unterlage zur kühlen Darſtellung allgemein-menſchlichen Schickſals, wobei mit unerbittlicher Logik, faſt Dialektik die Schwächen im Starken und die Güte im Schlechten aufgeſpürt werden. Bewundernswert iſt die Kunſt der engen Verkettung der Geſchehniſſe jener Zeit mit der unſeren, ſo daß man manchmal glaubt, man leſe wie in einem Spiegel die Geſchichte der Gegenwart. Wie im „Patriot" kam Neumann wieder hiſtoriſch in dem Drama Königsmaske (1928). Es ſpielt in Frankreich nach der Julirevolution und hat zum Mittelpunkt das Schickſal des Thronprätendenten Charles-Louis. Maskenſchickſal iſt ſein Los; man wirft ihn weg, als er dem Aktivismus ein Hemmſchuh iſt. A. Neumanns jüngſte Schöpfung iſt Der Held (1930), der „Roman eines politiſchen Mordes". Mit den ihm eigenen pſychologiſchen Künſten hat Neumann in dieſer Zeitdichtung insbeſondere in der Nachgeſchichte des Mordes, ein ergreifendes Menſchenſchickſal geſtaltet. Grauenhaft iſt es, wie dem Mörder alles entgleitet, auch ſein Mord und er ſich ſelber.

Aufſehen erregte in jüngſter Zeit der Arbeiterroman „Lukas Hain" des jungen katholiſchen Dichters Karl Tinhofer (geb. 1905 in Seitenſtetten, N.-Ö., lebt in Innsbruck).

„Lukas Hain" iſt der Held des Romans, der Schauplatz die alte oberöſterreichiſche Induſtrieſtadt Steyr; gut wird die Induſtrie mit ihren dämoniſchen Kräften gezeichnet, wir erleben das Aufbegehren des Klaſſenſtolzes in der Seele des jungen, herrlichen Lukas, und wie er ſich hindurchringt zur letzten Erkenntnis, die ein Krüppel ihn lehrte, der auch nur in der Not dazu gekommen iſt: „Dich ſelber mußt du erlöſen und du haſt die Welt erlöſt, verſtehſt mich, dich erlöſen laſſen mußt du dich vom Glauben. So ſteht es um dich." Die Schilderungen des Lebens in der Arbeiterfamilie werden durchwoben von dem wunderbaren Motiv der Mutterliebe und der Liebe zur Heimat. Der Verfaſſer iſt wirklich ein Dichter; als ſolchen kündeten ihn ſchon kleinere Erzählungen an und den Dichter zeigt auch ſein eben erſchienener Roman „Die kleingläubige Thereſe" (Innsbruck 1931), der wieder in Arbeiterkreiſen ſpielt.

Vielleicht der ſtärkſte niederdeutſche Erzähler unter der jüngſten Dichtergeneration iſt Friedrich Grieſe (geb. 1890 in Lehſten bei Waren in Mecklenburg, lebt in Kiel), der erſt nach dem Kriege hervorgetreten iſt und eigentlich erſt durch ſein Hauptwerk Winter (1927) bekannt geworden iſt.

Schon in ſeiner Erzaylungsſammlung Das Korn wächſt (1923), in der er die Bauern ſeiner Heimat aus nächſter Nähe ſchildert, zeigt ſich die Weſensart des Dichters und ſeiner Geſtalten; es gibt für ihn kein Außen noch Innen: Bauer und Boden, Seele und Landſchaft, Menſch und Natur ſind eins. Grieſes ſo innig mit Boden, Natur, Geſchlecht, Haus und Hof, Sitte und Brauch verwachſene Menſchen leben, wie M. Wieſer in ſeiner Studie über den Dichter ſchreibt, im Rhythmus des Allgeſchehens von Sonne, Mond und Sterne, im Rhythmus der Jahreszeiten, von Tag und Nacht, mit Feld und Wald, Tier und Menſch. Es geſchieht ſcheinbar wenig in Grieſes Bauernerzählungen und doch handelt es ſich um das große Werden und Sein des Menſchentums und der Naturwelt, das hier zwiſchen den Zeilen aus den kargen Worten der Bauern zu leſen iſt. Langſam und ſchwer wie der Atem der Natur ringt ſich ihr Tun aus den tiefen Gründen ihres Blutes hervor; nichts vermag an ihrem Daſein zu ändern, als was Natur um und in ihnen ändert. Ein Kleinbauer der einſamen Heide verliert Vieh und Geld, den guten Knecht und die Ehre ſeiner Tochter durch die Franzoſen: aber ſeine ganze Widerſtandskraft und die ſeiner Ahnen bricht erſt los, als ſie ihm die letzte Garbe nehmen und als die letzte Verbindung zwiſchen Menſch und Natur gelöſt iſt. (Im Erzählungsband Die letzte Garbe 1927.) Jede Verletzung alter Sitte zwiſchen Bauerngeſchlechtern rächt ſich ſelbſt. (Die Flucht, 1927.) Wer mit noch ſo armer Erde verbunden iſt, wer die Laſt des Lebens, Qual, Not, Mühe des Daſeins noch ſo ſchwer trägt, kann ſich nicht daraus befreien; alle Wolluſt und Üppigkeit der Städte dient nur um ſo mehr ſeinem Verfall. (Tal der Armen, 1929.) Wohl ſelten iſt in einer Erzählung die innige Verbundenheit zwiſchen Mutter und Sohn, zwiſchen Sohn und Vater leibhaftiger dargeſtellt worden als in Grieſes Roman Sohn ſeiner Mutter (1929).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Geschichte eines ganzen niederdeutschen Volkes erzählt der umfangreiche und spannende Roman Winter (1927). Vorzeichen gehen der Erzählung voran und jedesmal leiten große Naturkatastrophen die Geschehnisse in der Menschenwelt ein; mit Viehseuchen, Dürre, Krankheit, Tierplagen beginnt der Verfall und mit einem furchtbaren, alles Leben tötenden Winter, mit Sinnenverfall und Geistesverdunklung bei Knechten und Hofbauern endet der Verfall, nur ein Paar rettet sich. Die Sprache Grieses paßt sich dem Inhalt an, bald ist sie breit ausladend und stimmungsvoll, besonders in den prächtigen Naturschilderungen, bald wortkarg und knapp wie die Menschen, die er uns schildert.

Durch die Erdgebundenheit seiner niederdeutschen Eigenart ist den Freunden der Literatur der Ostpreuße Axel Lübbe (geb. 1880 in Littfingen, lebt in Freiburg im Br.) kein Fremder mehr.

In seinem großen Roman Gottes Geheimnis über meiner Hütte (1923) hat er sehr viel von ostdeutscher Landschaft und ostdeutschem Menschentum festgehalten. Mag es auch die Entwicklungsgeschichte eines Künstlers sein: entscheidend für die Menschen des Romans ist die ostdeutsche Art, diese eigentümliche Bindung an gesellschaftliche Vorurteile, dieses übertriebene Pflichtgefühl aus innerer Unsicherheit im Menschlichen, diese grüblerische und zwiespältige Haltung zum Dasein. Wie der Dichter in diesem durchaus den Charakter des Bekenntnisses tragenden Roman in dem Ablauf eines letzten Endes durchaus alltäglichen Schicksals die ganze Rätselhaftigkeit, das ganze Wunder des Daseins einspannt, wie er im Verlauf der sehr breit angelegten, nie aber ermüdenden Handlung das Stoffliche zurücktreten und nur zum Gefäß seelischen Gehaltes werden läßt, ohne in mystisch verschwommene Dunkelheiten zu entgleiten und ohne den festen Stand auf seiner heimatlichen Erde zu verlieren, das mitzuempfinden gewährt hohen Genuß. Mit greifbarer Plastik ist der landschaftliche Hintergrund gestaltet, aus dem in schöner Selbstverständlichkeit die handelnden Personen in einer durchaus dem Alltäglichen entnommenen Wirklichkeit wachsen, die doch unversehens zum Symbol wird. Eine feine psychologische Studie ist die Novelle Ein preußischer Offizier (1923). Da haut Lübbe aus Granit Umrisse und in den Umrissen Tiefstes, Seelisches. Wieder bringt uns die kleine Erzählung Der Flüchtling einen unter Gefangenschaft Duldenden. Aber diesmal ist es nicht der Stand, sind es nicht eigene Anschauungen, die ihn fesseln; diesmal ist es eine handfeste Kriegsgefangenschaft und die Flucht aus ihr. Dagegen stimmen wir nicht in die Begeisterung ein, die der Roman Kainsgrund (1926) allenthalben entfachte. Die Geschichte eines Mörders, den der Krieg zu einem grauenhaften Werkzeug des Hasses, der Unrast und Feindseligkeit gemacht hat, wird mit einer erschütternden Wucht erzählt und mit einer Meisterschaft der Sprache gestaltet, die bis in die Urgründe unserer Verwirrungen vorstößt. Entsetzliches geschieht: Mord an dem Besitzer des Kainsgrundes, an dessen Frau, aus Rache: Mord an einem Gendarmen aus Angst vor der Entdeckung, eine Frau wird irrsinnig, die Fremdenlegion glüht in afrikanischer Hitze; Volkmann, der Mörder, wird hingerichtet, indes durch keine Reue und Gnade entsühnt, triumphiert er über alle Ordnung. Was Lübbe mit dem Buche zeigen oder wovor er warnen wollte, ist nicht klar. Das Ganze ist trotz der erwähnten Vorzüge doch nur ein Gemisch von Illusion, Wahn und Verwirrung, nirgends durch den Verstand geordnet, mit Ekel, Verdruß und plumpen, erotischen Zutaten gewürzt. Unter dem rätselhaften Titel Das gefangene Gefängnis (1927) hat Lübbe fünf Erzählungen zusammengefaßt, die von tragischen Schicksalen berichten; von Menschen, die sich in den Wirrnissen der Seele verstrickt haben und Gefangene ihres eigenen geheimnisvollen Selbst geworden sind. Das beleidigte oder verletzte Gewissen ist die treibende Macht, die sichtbar wirksam wird an ihrem Träger; an dem Richter etwa, der im Kriege notgedrungen ein Todesurteil fällen muß, dann aber den Tod des Hingerichteten nicht in Einklang bringen kann mit seinem inneren Gesetz. Eine Enttäuschung war die Erzählung Der Verwandlungskünstler (1928). Ein Verwandlungskünstler spielt just nicht in der besten Absicht einen Sterbenden und Toten. Die Fabel ist gewiß interessant, aber wo blieb der Dichter Lübbe?

In Schlesien wurzelt Will Erich Peuckert (geb. 1891 in Töppendorf, lebt in Breslau), eine ursprünglich religiöse Natur, die zugleich dem Volke nahe geblieben ist.

In dem Roman „Apokalypse 1618" (1921) gab er grausige Bilder religiösen Wahnsinns. Sein bisher wichtigstes Werk ist Luntroß (1924), ein derbes Schwankbuch. Die Gestalt eines märchenhaften, legendarischen schlesischen Eulenspiegels geistert durch dieses Buch, in dem modernstes Leben und ferne Vergangenheit einer Landschaft sich höchst barock mischen. In seinem jüngsten Buche „Zwei Lichte in der Welt. Geschichten aus dem Walde" (1929) leben Gestalten und Symbole des schlesischen Volksglaubens mit dichterischer Kraft wieder auf. Liebeszauber und Waldseligkeit haben bei diesen Erzählungen Pate gestanden. Hinter dem Spuk aber taucht jenes doppelte Seelenleben auf, das Peuckert aus seinem mystischen Erleben heraus zu deuten weiß. Auch sonst greift Peuckert gern in die schlesische Geschichte, wie sein Buch über Jakob Böhme (1924) und sein großes Werk über die Rosenkreutzer (1928), jene merkwürdige Sekte des siebzehnten Jahrhunderts, zeigt. Seine Heimatliebe offenbaren auch seine schöne Sammlung Schlesischer Sagen (1923), die Rübezahlsagen (1926) und die Schlesische Volkskunde (1928). In seinem jüngsten Werke Die pansophische Bewegung (1930) sucht Peuckert an Parazelsus, Trithemius, dem Abt von Sponheim, Agrippa von Nettesheim und dem Lausitzer Weigel nachzuweisen, wie aus uralter Magie, Naturverehrung und deutscher Mystik durch Parazelsus die Erkenntnis des in der Schöpfung sich offenbarenden Gottes entsteht, auf die Newtons Begreifen der Weltgesetze zurückgeht und aus der Leibniz und seine Zeit hervorgingen.

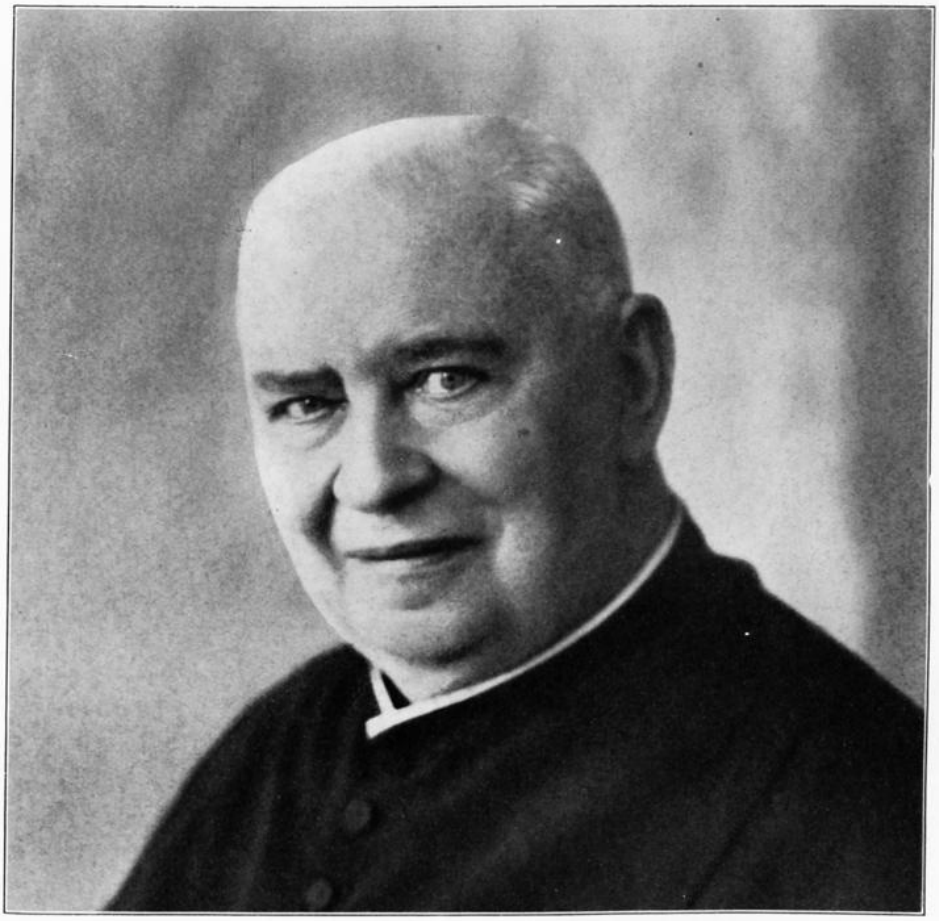
Wir sind am Ende unserer Wanderung durch den Garten der Literatur angelangt. Bewundernd blieben wir vor den mächtigen, alles überragenden Baumriesen stehen, verweilten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber auch gern ein wenig bei dem niederen Gesträuch, das nun einmal auch in jenem Garten sich findet. Viele Wege lernten wir kennen, auf denen die Dichter der jüngsten Zeit die Poesie wieder einem Höhepunkt zuführen wollten. Keiner aber führte zu einem solchen. Man redet jetzt nach den vielen verunglückten Experimenten von einer neuen Sachlichkeit, einem Idealismus, dem das Technische nicht mehr ausschließlich bewegende Kraft, sondern Dienst am Geist sei, der das Wunderbare nicht mehr hinter den Dingen, sondern in ihnen sucht und der damit nicht auf ein Schwärmertum, vielmehr praktisches Menschentum abzielt. Die Verwirklichung dieser Hoffnung liegt aber noch in der Zukunft. Übrigens neigen wir trotz aller Verirrungen mancher Poeten der letzten drei Dezennien keineswegs zu einer pessimistischen Beurteilung aller Dichtwerke der Gegenwart. Im Gegenteile; starke Talente, insbesondere in der Lyrik und Epik, lernten wir kennen; schlimmer steht es mit dem Drama. Immer willenloser hat es seine Herrschaft an das Theater, an die Kritik, an die Sensation abgegeben, an alle Mächte, die es beherrschen sollte. Das Theater wieder dem Volke zu geben und im Sinne Schillers zu bilden, hat sich der Bühnenvolksbund zur Aufgabe gemacht. Die Schöpfungen der Dichter aber stehen in ursächlichem Zusammenhange mit den Geistesströmungen, die ein Volk durchpulsen. Als solche merken wir bei unserem Volke: Gottesleugnung und Diesseitskult, daneben aber innigen Gottes- und Jenseitsglauben. Unverkennbar weht durch unsere Dichtung immer stärker ein Zug religiösen Sehnens nach Gott. Nur die Rückkehr zum Glauben an ihn wird unserem schwer heimgesuchten Volke die innere Gesundung bringen und große Dichter erstehen lassen. „Alle Epochen", so heißt es in den Noten zu dem Westöstlichen Divan Goethes, „in denen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in denen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, . . . sollten verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." Im Dichter aber muß sich mit der Begabung auch der ernste Sinn und das stolze Verantwortungsgefühl des Künstlers für die ihm anvertrauten Geistesgaben einen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



P. Anselm Salzer.

Phot. Rosl Ruzicka-Maihart, Amstetten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Literaturnachweise.

Das folgende Schriftenverzeichnis strebt keineswegs Vollständigkeit an, sondern soll nur die von mir benutzten Werke anführen und zugleich jenen Lesern, die sich über einen Dichter und dessen Werke näher unterrichten wollen, die wichtigsten Behelfe anzeigen. Der zuverlässlichste Führer durch alle für den Literarhistoriker bedeutsamen Schriften ist R. F. Arnolds ausgezeichnete Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte, 3. A., Berlin 1931. Die vollständigste Bibliographie für die gesamte deutsche Literatur bis zu Goethes Tod bietet K. Goedekes Grundriß der deutschen Dichtung, der aber in seinen ersten drei Bänden schon veraltet und dessen nach Goedekes Tod (1884) von einem Stabe von Gelehrten bearbeitete neue Ausgabe noch nicht vollendet ist. Auf dieses Werk sei ein für allemal verwiesen. Für die Literatur des Mittelalters tritt, Goedeke ergänzend, der von H. Paul herausgegebene Grundriß der germanischen Philologie ein (Straßburg, 2. A. 1901—1919), der seit 1911 in dritter Auflage zu erscheinen begonnen hat. Weitere Bibliographien bringen A. Bartels Handbuch zur Geschichte der neueren Literatur (Leipzig, 2. A. 1919), das bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts führt, ferner G. Schneider, Handbuch der Bibliographie (Leipzig 1924) und R. Meyers Grundriß der neuen deutschen Literaturgeschichte, der eine Bibliographie der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts bietet. Eine mit Sorgfalt gearbeitete, reiche Bibliographie schenkte uns jüngst Josef Körner als Anhang zu W. Scherer-Oskar Walzels Geschichte der deutschen Literatur, (4. A., Berlin 1928). Literaturnachweise bringen auch die dreibändige Literaturgeschichte von Vogt und Koch, die zweibändige von W. Lindemann, ganz besonders auch J. Nadlers monumentale Literaturgeschichte (4 Bände, Regensburg, 1929), und Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ich verdanke ihnen manchen Hinweis. Körner gibt in einem einleitenden Kapitel eine vortreffliche Übersicht über alle für die deutsche Literaturgeschichte in Betracht kommenden Werke. Die genannten abgeschlossenen Bücherkunden werden ergänzt durch die fortlaufenden Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie (seit 1879) und durch die Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte. Jene unterrichten in den ersten Jahrgängen über die literarischen Erscheinungen bis zum Auftreten Opitz', in den jüngsten bis ins 19. Jahrhundert, diese, von 1890 bis 1915 erschienen, berichten über die Veröffentlichungen über deutsche Literatur von den Anfängen des Humanismus bis zur Gegenwart und werden seit 1924 wieder fortgeführt als Jahresberichte über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Über die Zeit von 1916—1920 referieren A. Rosenbaum im 12. Ergänzungsheft zur Zeitschrift Euphorion (1922) und P. Merker in seiner „Neueren Literaturgeschichte" (Gotha 1922). Weitere Literaturangaben bringen die unten angeführten Fachzeitschriften und Literaturblätter. Über biographische und bibliographische Fragen unterrichten rasch das zweibändige Deutsche Literaturlexikon von W. Kosch (Halle 1927—1930), dann auch das Deutsche Literaturlexikon von H. A. Krüger (Leipzig 1914) und (ohne Biographik) das Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hg. von P. Merker und W. Stammler (Berlin 1929, 4 Bände). Für die Biographik bildet ein unentbehrliches Werk die Allgemeine deutsche Biographie (München 1875—1912, 56 Bände); eine Ergänzung dazu ist A. Bettelheims Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (Berlin 1897—1917, 18 Bände), fortgesetzt als Deutsches biographisches Jahrbuch (Stuttg. 1925 ff.). Ein Seitenstück zur ADB. bildet Constant von Wurzbachs Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich (Wien 1856—1891, 60 Bände), ergänzt durch die von A. Bettelheim geleitete Neue österreichische Biographie (Wien 1923 ff.). Zur Ermittlung von Verfassern namenloser Werke dient M. Holzmanns und H. Bohattas Deutsches Anonymen-Lexikon (Weimar 1928—1911, 7 Bände). Noch immer beachtenswert ist Fr. Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (Leipzig, Reclam o. J.); über noch lebende Zeitgenossen berichten H. A. L. Degeners Buch „Wer ist's?" (Leipzig), der Allgemeine Deutsche Literaturkalender, nach einem früheren Herausgeber kurz Kürschner genannt (Leipzig 1897 ff.), seit dem 42. Jahrgang in einen Literatur- und Gelehrtenkalender geteilt, und der Katholische Literaturkalender, (15. Jg., Freiburg i. B. 1926).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abkürzungen.

AB. = R. Arnold, Allgemeine Bücherkunde, 3. A., Berlin u. Leipz. 1931.
ad. = altdeutsch.
ADB. = Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung des Königs v. Bayern hg. durch die historische Kommission bei der kgl. Münchener Akademie. Leipz. 1875—1912, 56 Bde.
AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur, seit 1876 der ZfdA. beigegeben, bringt ausführliche Buchreferate.
agf. = angelsächsisch.
ahd. = althochdeutsch.
Alemannia = Zeitschrift Alemannia, hg. von A. Birlinger, fortgesetzt von F. Pfaff, Bonn, Freiburg i. B. 1872—1916, 44 Bde.
ALG. = Archiv für Literaturgeschichte, hg. von R. Gosche, seit dem 3. Bd. von Franz Schnorr von Carolsfeld, Leipz. 1870—1887.
Altd. Textbibl. = Altdeutsche Textbibliothek, hg. von H. Paul, bzw. G. Baesecke, Halle 1882 ff.
AnzfKdV. = Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1835—1839.
Archiv = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, begründet von L. Herrig, jetzt hg. von A. Brandl und O. Schultz-Gora, Braunschweig 1846 ff.
ArchfKultg. = Archiv für Kulturgeschichte, 1902 ff.
Bayr. Bl. = Bayreuther Blätter, deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners, hg. von Hans von Wolzogen, Bayreuth 1878 ff.
BBr. = Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hg. von M. Koch u. Gg. Sarrazin, Leipz. 1904—1909, Stuttg. 1909 ff.
BdD. = Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jhs. hg. von W. Müller und K. Förster, Leipz. 1822—1838, 14 Bde.
Bd., Bde. = Band, Bände.
BdKl. = Bibliothek deutscher Klassiker, Freiburg i. B., Herder.
BdNl. = Bibliothek der gesamten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. Quedlinburg 1835—1860, 39 Bde.
Bfull. = Blätter für literarische Unterhaltung.
BH. = Beiträge zur neueren Litg., begründet von W. Wetz, 4 Hefte; NF., hg. von M. v. Waldberg, Heidelberg 1912 f.
Biogr. Jb. = A. Bettelheims Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Berlin 1897—1917, 18 Bde., vom Berichtsjahr 1914 ab fortgesetzt durch ein vom Verbande der deutschen Akademiker herausgegebenes **Deutsches biographisches Jahrbuch**, Stuttg. 1925 ff.
BM. = Münsterische Beiträge zur neueren Litg., hg. von J. Schwering, Münster in W. 1907 ff.
BMb. = Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hg. von E. Elster, Marburg i. H. 1907 ff.
BMM. = K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, Forschungen zur Gesch. der deutschen Bildung, Berlin 1912 ff.
BÖ. = Beiträge zur Gesch. der deutschen Lit. und des geistigen Lebens in Österreich, hg. von J. Minor u. a. Wien 1883—1884, 4 Bde.
Bonn M. = Mitteilnugen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, hg. von B. Litzmann, Dortmund 1906 ff.
Bonn S. = Bonner Schriften, ebda.
Braune Lb. = Althochdeutsches Lesebuch, herausg. von W. Braune, 7. A., Halle 1911.
Bst. = Bausteine zur Gesch. der neueren Lit., hg. von Fr. Saran, Halle 1909 ff.
BStLw. = O. Benda, Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft, Wien 1928.
Bw. = Die Bücherwelt, Zeitschrift des Borromäusvereins, Borromäusverein in Bonn a. Rh., 27 Jahrgänge. Das 5. Heft des 25. Jg.s bringt ein Generalregister über die Bände 1—25.
BWS. = Bücher der Weisheit u. Schönheit, hg. von J. E. Frhr. von Grotthuß, Stuttg. 1904 ff.
CBdW. = Cottasche Bibliothek der Weltliteratur.
Chronik = Chronik des Wiener Goethe-Vereins, hg. von K. J. Schroer, seit dem 9. Jg. von R. Payer von Thurn, Wien 1886 ff.
CLgGw. = H. Cysarz, Literaturgesch. als Geisteswissenschaft, Halle 1926.
D. = Die Dichtung, eine Sammlung von Monographien, hg. v. P. Remer, Berlin u. Leipz. 1904—1907, 45 Bde.
DAK. = Deutsche Altertumskunde von K. Müllenhoff, 1870—1900.
DD. = Deutsche Dichter des 17. Jhs., mit Einleitungen u. Anmerkungen hg. von K. Goedeke u. J. Tittmann, später von Goedeke u. E. Götze, Leipz. 1869—1885, 15 Bde.
Degener = Adreßbuch Wer ist's?, hg. v. H. A. L. Degener, Leipz. 1931, 8. Jg., unterrichtet über lebende Zeitgenossen.
DGMA. = Deutsche Gedichte des MA.s, hg. von v. d. Hagen und Büsching.
DHB. = Deutsches Heldenbuch.
DöNb. = Deutsch-österr. Nationalbibliothek, begründet von Weichelt, Wien 1889—1909.
DöKlB. = Deutsch-österr. Klassikerbibliothek, hg. von O. Rommel, Wien 1908 ff.
DL. = Die Literatur, sieh LG.
DLD. = Deutsche Literatur-Denkmale des 18. u. 19. Jhs. in Neudrucken, Heilbron, Stuttg., Berlin 1881 ff.
DLKr. = Deutsches Literaturlexikon von H. A. Krüger, Leipz. 1914.
DLL. = Deutsches Literaturlexikon von W. Kosch, Leipz. 1927 ff., bringt Biographisches, nennt die Hauptwerke der Dichter, führt die Behandlung der von ihnen behandelten Stoffe in der Lit. weiter an und nennt das wichtigste Bibliographische.
ders., dems. = derselbe, demselben.
Diss. = Dissertation.
DLit.Z. = Deutsche Literaturzeitung 1880 ff.
DR. = Deutsche Rundschau, begründet von J. Rodenberg, jetzt hg. von R. Pechel, Berlin 1874 ff.
DSL. = Die schöne Literatur, sieh SchL.
DSt. = R. M. Meyer, Deutsche Stilistik, 2. A., München 1913.
DT. = Deutsche Texte des MA.s (DTMA.), hg. von der preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904—1915, Bd. 1—17, 19—22, 23—28.
DVgesch. = A. Heusler, Deutsche Versgeschichte, Berlin 1925 ff., bisher 2 Bde.
Ebeling = Geschichte der komischen Lit. in Deutschland, von F. W. Ebeling, Leipz. 1862—69, 3 Bde.
Ehrismann = Geschichte der deutschen Lit. bis zum Ausgang des MA.s, München 1918 ff.
Ergebnisse = Ergebnisse u. Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, hg. von R. Bethge, Leipz. 1902.
Erk-Böhme = L. Erk, Deutscher Liederhort, neu bearbeitet und fortgesetzt von F. M. Böhme, Leipz. 1893—1894, 3 Bde.
Euphor. = Euphorion, Zeitschrift für Litg., begründet v. A. Sauer, jetzt hg. von J. Nadler u. G. Stefansky, Bamberg bzw. Leipz. u. Wien, seit Bd. 27 Stuttg. 1894 ff. (besonders wertvoll durch Mitteilung der Neuerscheinungen).
ErGrM. = Allgemeine Enzyklopädie, begründet von J. S. Ersch u. J. G. Gruber, Leipz. 1818—1889.
FF. = Forschungen und Funde, hg. von F. Jostes, Münster i. W. 1909 ff.
FH. = Hebbel-Forschungen, hg. von M. Werner und W. Bloch-Wunschmann, Berlin 1907 ff.
FlB.GrK. = Geschichte des Grotesk-Komischen von K. F. Flögel, neu bearbetiet von M. Bauer, München 1914.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

FlKL. = Geschichte der komischen Lit. von K. F. Flögel, Liegnitz 1784—1786.
FM. = Forschungen zur neueren Litg., herausg. von F. Muncker, Berlin 1896 ff.
FS. = Freie Forschung zur deutschen Litg., hg. von F. Schultz, Straßburg 1914 ff.
FrdDL. = Das deutsche Lied im 18. Jh., von M. Friedländer, Berlin 1902.
GA. = Gesamtabenteuer, 100 altdeutsche Erzählungen, hg. von F. H. v. d. Hagen, Stuttg. u. Tübingen 1850.
German. = Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Altertumskunde, hg. von F. Pfeiffer u. a., Stuttg. (Wien) 1856—1892, 37 Bde.
Germ. Abh. = Germanistische Abhandlungen, hg. von K. Weinhold und F. Vogt, Breslau 1882—1917, 49 Bde.
GermHbibl. = Germanistische Handbibliothek, hg. von J. Zacher, Halle 72 ff.
Germ. Bibl. = Germanische Bibliothek, hg. von W. Streitberg, 3. Abteilung: Kritische Ausgaben altdeutscher Texte, hg. von K. v. Kraus und K. Zwierzina, Heidelberg 1908 ff.
GG. = Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar seit 1885.
GGA. = Göttingische Gelehrte Anzeigen, Göttingen 1753 ff.
GGN. = Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1850 ff.
GGr. = Goedeke, Grundriß, s. o.
GMA. = Deutsche Dichtung im MA., hg. von K. Goedeke, 2. A., Dresden 1871.
Gral = Der Gral, Monatsschrift für Dichtung u. Leben, hg. von Fr. Muckermann, 25. Jg., Münster 1931.
GRM. = Germanisch-Romanische Monatsschrift, hg. von H. Schröder, seit dem 8. Bde. von F. R. Schröder, Heidelberg 1909 ff.
Graff = Althochdeutscher Sprachschatz, hg. v. G. E. Graff, Berlin 1834—1842.
Grimm Myth. = Deutsche Mythologie von J. Grimm, 4. A., von E. H. Meyer, Berlin 1875—1878.
GrW. = Bibliothek der angelsächsischen Poesie, hg. von Grein u. Wülker, 1883 ff.
Hendel = Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes, Halle 1886 ff.
Hettner = H. Hettner, Litg. des 18. Jhs., 3. Teil, 7. A., besorgt durch A. Brandl, H. Morf u. E. A. Bouck, Braunschweig 1926.
Histor. Jb. = Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 1880 ff.
Hist. Vjschr. = Historische Vierteljahrsschrift 1898 ff.
Hochland = Hochland, Monatsschrift für alle Gebiete d.s Wissens, der Literatur und Kunst, hg. von K. Muth, 28. Jg., München u. Kempten 1831. Dazu Generalregister zu 1—25. Jg. (Oktober 1903—September 1928).
Hoffmann Kl. = Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit von H. Hoffmann von Fallersleben, 3. A., Hannover 1861.
HPB. = Historisch-politische Blätter, München 1838 ff.
HZ. = Historische Zeitschrift 1850 ff.
IB. = Insel-Bücherei, Leipz. 1912 ff.
idg. = indogermanisch.
Ilbergs Jb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur, hg. von J. Ilberg, Leipz. 1898 ff.; seit 1924: Neue Jahrbücher für Wissenschaft u. Jugendbildung.
Janssen = J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des MA.s (bis 1618), Freiburg i. B. 1877—1894, 8 Bde., besonders Bd. 6, 15. A. besorgt durch Pastor, 1901.
Jb. = Jahrbuch, Jahrbücher.
JB. = Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, hg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin 1877 ff. — Siehe dazu: Ergebnisse.
JBdLg. = Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, Berlin 1890—1918.
JbfElLothr. = Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens, 1885—1918.
JbG. = Goethe-Jahrbuch, Frankf. a. M. 1880—1913, 34 Bde.
JbGG. = Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1914 ff.
JbGr. = Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, hg. von K. Glossy, Wien 1890 ff.
JbM. = Jahrbuch für Münchener Geschichte, Bamberg 1887—1890, 4 Bde.
JbPr. = Preußische Jahrbücher, Berlin 1858 ff.
JbSh. = Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft, Berlin 1866 ff.
JbW. = R.-Wagner-Jahrbuch, Stuttgart 1886, Leipz. u. Berlin 1906 ff.
JbndSp. = Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, hg. von W. Seelmann, Bremen 1876 ff.
Jg. = Jahrgang.
Jh. = Jahrhundert.
Journal = The journal of Germanic philology, Boston 1897 ff.
K. = Deutsche Nationalliteratur, histor.-kritische Ausgabe, unter Mitwirkung von K. Bartsch u. a. hg. von J. Kürschner, Stuttg. 1882—1899, 154 Bde. (reicht bis Lenau u. Immermann).
KDL. = H. Kindermann, Leiter des auf 301 Bde. berechneten Werkes Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- u. Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, Wien 1930 ff.
KDB. = Deutsche Bibliothek, hg. von H. Kurz, Leipzig 1862—1868, 10 Bde.
KDM. = F. Kauffmann, Deutsche Metrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 3. A., Marburg 1912.
Kelle = J. Kelle, Geschichte der deutschen Lit. von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jhs., Berlin 1892 bis 1896, 2 Bde.
KgLg. = R. Kögel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des MA.s, Straßburg 1894—1897, unvollendet, behandelt nur, aber ausführlich, die Frühzeit und die ahd. Periode.
KlMA. = Deutsche Klassiker des MA.s, hg. von F. Pfeiffer, Leipz. 1864—1873, 12 Bde., fortgeführt als Deutsche Dichtungen des MA.s von K. Bartsch, Leipz. 1872 bis 1888, 7 Bde.
KLSpE. = W. Kosch, Geschichte der deutschen Lit. im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813 bis 1818, München 1922 ff.
KlSchr. = Kleine Schriften.
KultdG. = Kultur der Gegenwart, hg. von P. Hinneberg, Leipz. 1905 ff.
Kultw. = K. Francke, Die Kulturwerte der deutschen Lit. in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1. Die Kulturwerte der deutschen Lit. des MA.s, 2. A., Berlin 1925; 2. Die Kulturwerte der deutschen Lit. von der Reformation bis zur Aufklärung, Berlin 1923.
KuK. = H. Schmitz, Kunst u. Kultur des 18. Jhs. in Deutschland, München 1922.
Lb. = Lesebuch.
LBl. = Literaturblatt für germanische u. romanische Philologie, hg. von O. Behaghel u. F. Neumann, Heilbronn u. Leipz. 1880—1918, 39 Bde.
LE. = Das literarische Echo, seit dem 27. Jg. (Die Lit.) Die Literatur betitelt; begründet von J. Ettlinger, hg. von E. Heilborn, Berlin 1898 ff. (Monatsschrift); bringt die Dichtung der Gegenwart u. registriert auch die einschlägigen Beiträge der Tagespresse.
LHdw. = Literarischer Handweiser, Kritische Monatsschrift, begründet von Hülskamp, jetzt hg. von G. Keckeis, Freiburg i. B. 76. (letzter) Jg. 1931.
Lit. = Literatur.
Lit. comp. (Revue). = La Littérature comparée, hg. v. L. P. Betz, 2. A., Paris 1904, bearbeitet von F. Baldensperger, ergänzt u. fortgeführt in der von F. Baldensperger u. P. Hazard herausgegebenen Revue de littérature comparée, Paris 1921 ff.; wichtig für die Probleme der vergleichenden Litg.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Litforsch. = Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick u. v. Waldberg, Heidelberg 1897 ff.
Litg. = Literaturgeschichte.
LVD. = Lateinische Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jhs., hg. von M. Herrmann u. S. Szamatolski, Berlin 1891 ff.
Lpädag. = Lexikon der Pädagogik, im Verein mit Fachmännern u. unter besonderer Mitwirkung von Hofr. Prof. Dr. O. Willmann hg. von E. M. Roloff, 5 Bde., Freiburg i. B. 1914. Von der neuen Auflage der 1. Bd. erschienen 1931.
LV. = Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttg., Stuttg., bzw. Tübingen 1843 ff., veröffentlicht Werke des MA.s wie der neueren Zeit in zwangloser Folge.
LZB. = Literarisches Zentralblatt für Deutschland, Leipz. 1850 ff., bietet seit dem 75. Jg. (1924) eine Übersicht der gesamten wissenschaftlichen u. deutschen Buch- und Zeitschriftenproduktion.
M. = Die Musik, Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, hg. v. Rich. Strauß, Berlin 1904 ff.
MA. = Mittelalter.
Manitius = Geschichte der lateinischen Literatur des MA.s von M. Manitius. München 1910—1923, 2 Bde.
MF. = Des Minnesangs Frühling, mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und Haupt und unter Beifügung ihrer Anmerkungen neu bearbeitet von F. Vogt, 3. A., Leipz. 1920 (MFV.).
mfrk. = mittelfränkisch.
MGM. = Geschichte der deutschen Musik von H. J. Moser, 4. A., Stuttg. 1926, 2 Bde.
MGP. = Monumenta Germaniae paedagogica, Berlin 1886 ff.
mhd. = mittelhochdeutsch.
Minor Metr. = J. Minor, Neuhochdeutsche Metrik, 2. A., Straßburg 1902.
MKl. = Meyers Klassiker-Ausgaben, hg. von E. Elster, Leipz. 1896 ff.
MM. = Münchener Museum für Philologie des MA.s u. der Renaissance.
mnd. = mittelniederdeutsch.
Mon. Germ. = Monumenta Germaniae historica, hg. von G. H. Pertz u. a., Hannover 1826 ff.
MSD. = Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa aus dem 8. bis 12. Jh., von K. Müllenhoff u. W. Scherer; 3. A., hg. von E. Steinmeyer, Berlin 1892.
MSH. = Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. u. 14. Jahrhunderts, gesammelt von F. H. von der Hagen, Leipz. 1838, 4 Teile.
MV. = Meyers deutsche Volksbücher, Leipz. 1886 ff.
Nadler. = J. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Regensburg 1912—1928, 4 Bde. 1.—3. Bd. in 2. A. 1923—1924.
nd. = niederdeutsch.
Ndr. = Neudruck.
NdJb. = Jahrbuch des Vereins für nd. Sprachforschung, 1876 ff.
NDL. = Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jhs., hg. von W. Braune, bzw. E. Bentler, Halle 1876 ff.
NDR. = Neue deutsche Rundschau 1894—1904.
NdrB. = Berliner Neudrucke.
NdrW. = Wiener Neudrucke.
NF. = Neue Folge.
nhd. = neuhochdeutsch.
NJbb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw.; sieh Ilberg Jb.
NL. = Nibelungenlied.
Neophil. = Neophilologus, hg. v. J. J. A. A. Frantzen, 1915 ff.
NReich = Neues Reich, Wien 1918 ff.
NR. = Neue Rundschau 1904 ff.
ÖR. = Österreichische Rundschau; hg. von K. Glossy, Wien 1904—1924.
P. = Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipz., hg. von A. Köster, Leipz. 1904 ff.
Pal. = Palästra, Untersuchungen u. Texte aus der deutschen u. englischen Philologie, Berlin 1899 ff.
PBB. = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur, hg. von H. Paul u. W. Braune, bzw. E. Sievers, Halle 1874 ff.
PGr. = Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Straßburg, 2. A., 1901—1909; 3. A. im Erscheinen begriffen, dabei wird die große Erzyklopädie in eine Reihe einzelner Bände von geringerem Umfange aufgelöst.
Progr. = Programm.
QuF. = Quellen u. Forschungen zur Sprache und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Straßburg 1874—1918, 42 Bde.
QuSt. = Deutsche Quellen und Studien, hg. von W. Kosch, Regensburg 1908 ff.
RdAG. = Reallexikon der deutschen Altertümer, ein Hand- u. Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von E. Götzinger, 2. A., Leipz. 1885.
Rg. = Revue germanique, Paris 1905 ff.; sieh Lit. comp.
RhM. = Rheinisches Museum.
RgA. = Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hg. von J. Hoops, Straßburg 1911—1919, 4 Bde.
RL. = Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter hg. von P. Merker u. W. Stammler, Berlin 1931. 4 Bde.
SB. = Sitzungsberichte.
SBB. = Sitzungsberichte der Akadamie der Wissenschaften zu Berlin, philos.-histor. Kl.
SBH. = ebenso zu Heidelberg, **SBM.** zu München.
SBW. = ebenso zu Wien.
Scherer B. u. A. = Vorträge u. Aufsätze von W. Scherer, Berlin 1874.
Scherer Kl. Schr. = Kleine Schriften, hg. von K. Burdach u. E. Schmidt, Berlin 1893, 2 Bde.
SchL. = Die schöne Literatur, seit 1923 hg. von W. Vesper, löste sich vom LZB., dem sie als Beilage gegeben war, und erscheint seit 1924 als selbständige Monatsschrift, seit dem 32. Jg. als „Die neue Literatur", Leipz. 1931; bringt Bio- u. Bibliographien deutscher Dichter, monatlich Bibliogr. deutscher Bücher u. Zeitschriften-Aufsätze über deutsche, vor allem zeitgenössische Dichtung und Kritik von Uraufführungen.
SchZ. = Schönere Zukunft, Wien 1925 ff.
SDkm. = Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jhs., hg. von B. Seuffert, bzw. A. Sauer, Heilbronn, später Stuttg., zuletzt Berlin 1882 ff.
SprK. = A. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. A., Berlin 1885, 2 Bde.
Steinmeyer Sprdkm. = Die kleineren ahd. Sprachdenkmäler, hg. von E. Steinmeyer, Berlin 1916.
StGr. = Grazer Studien zur deutschen Philologie, Graz 1899 ff.
StMB. = W. Stammler, Von der Mystik zum Barock, 1400—1600, Stuttg. 1927.
StML, StdZ. = Stimmen aus Maria Laach, seit Oktober 1914 Stimmen der Zeit, hg. von den Jesuiten der deutschen Ordensprovinz, katholische Monatsschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Freiburg i. B., 1. Register (1886): Bd. 1—25 der Zs., 1—6 der Ergänzungshefte; 2. Reg. (1899): Zs. 26—50, Ergh. 7—17, 3. Reg. (1913): Zs. 51—75, Ergh. 18—25. Bisher 121 Bände.
StPr. = Prager deutsche Studien, Prag 1905 ff.
StvglL. = Studien zur vergleichenden Litg. (Forts. von Kochs ZvgL.), hg. von M. Koch, Berlin 1901—1909, 9 Bde.
Teutonia = Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hg. von W. Uhl, Königsberg-Leipz. 1902—1912, 21 Bde.
Th. = Das Theater, Sammlung von Monographien, Berlin 1904 ff.
ThA. = Archiv für Theatergeschichte, Berlin 1904 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ThF. = Theatergeschichtliche Forschungen, hg. von B. Litzmann, Hamburg 1891 ff.
ThG. = Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Berlin 1902 ff.
UB. = Reclam, Universalbibliothek, Leipz. 1867 ff.
Unterf. (U.) = Untersuchung.
UNF. = Untersuchungen zur neueren Sprach- und Litg., hg. von O. Walzel, Bern 1903—1907, N. F. Leipz. 1909 ff.
Vjsch. = Vierteljahrsschrift.
VjschKLR. = Vierteljahrsschrift für Kultur u. Lit. der Renaissance, 1886—1887.
VjschLG. = Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn u. E. Rothacker, Halle 1923 ff.
VLG. = Vierteljahrschrift für Litg., hg. von B. Seuffert, Weimar 1888—1893, 6 Bde.
WBKlA. = G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jh. des Humanismus, 3. A., Berlin 1893, 2 Bde.
Weim. Jb. = Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Lit. u. Kunst, 1854—1857.
WKL. = Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jhs. von K. E. Ph. Wackernagel, Leipz. 1864—1877.
WW. = Kirchenlexikon oder Enzyklopädie der katholischen Theologie u. ihrer Hilfswissenschaften, hg. von Welzer u. Welte, 2. A., Freiburg 1882—1903. 5 Bde.
ZfA. = Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, hg. von M. Dessoir, Stuttg. 1906 ff.
ZDU. = Zeitschr. für deutschen Unterricht, seit 1920 Zeitschr. für Deutschkunde (ZDkde), hg. von W. Hofstaetter u. A. H. Korff, Leipz. 1887 ff.
ZfBf. = Zeitschrift für Bücherfreunde, hg. von G. Witkowski, Leipz. 1897 ff.
ZfdA. = Zeitschr. für deutsches Altertum u. deutsche Lit., begründet von M. Haupt, jetzt hg. von E. Schröder, Berlin 1841 ff., seit 1876 ist ein selbständiger AfdA. beigegeben.
ZfdPh. = Zeitschr. für deutsche Philologie, begründet von E. Höpfner u. J. Zacher, jetzt hg. von P. Merker u. W. Stammler, Stuttg. 1868 ff.
ZffrzSpr. = Zeitschr. für französische Sprache u. Lit. 1883 ff.
ZfN. = Zeitschr. für Realschulwesen, Wien.
ZöG. = Zeitschr. für österr. Gymnasien, Wien 1850 ff.
ZfromPh. = Zeitschr. für romanische Philologie, 1876 ff.
ZVL. = Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft, hg. von M. Koch, Berlin 1886—1900.
ZfKultg. = Zeitschrift für Kulturgeschichte, 1894—1902.
ZfVk. = Zeitschrift für Volkskunde, 1891 ff.

Andere, hier nicht angeführte Werke finden sich mit vollem Titel in den Literaturnachweisen.

Erste Periode.
Älteste Zeit (bis 750).

1. Die alten Germanen.

S. 1. Wohnsitze der Germanen. Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, Bd. 1, München 1918; K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Berlin 1870—1900, 5 Bde; vom 4. die Germania des Tacitus behandelnden Bande ein neuer, vermehrter Abdruck, besorgt von W. Roediger, 1920; J. K. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, München 1837, Neudruck Göttingen 1904; M. Much, Die Heimat der Indogermanen, Jena 1904; F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Berlin 1881; derf., Die Könige der Germanen, 6 Bde., Leipzig 1861—1900; L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germ. Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts, München 1909; O. Bremer, Ethnographie der german. Stämme, PGr., Bd. 3, 2. A. 735—950 und Sonderabdr. 1899; R. Much, Deutsche Stammeskunde, Stuttgart 1900 (Göschen Nr. 126); G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen, Mannusbibliothek Nr. 6, Würzburg 1911; derf., Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Leipzig 1928; H. Hirt, Die Indogermanen, ihre Wanderungen, ihre Urheimat und ihre Kultur, Straßburg 1906; S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913; derf., Indogermanen und Germanen, Halle, 3. A. 1924; W. Scherer, Über den Ursprung der deutschen Nationalität. Die Entdeckung der Germanen. V. u. A., Berlin 1874, S. 1—44; B. Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 8. A., Leipzig 1912; K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. 1, 5. A. 1912, Bd. 2, 4. A., Berlin 1902; Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, Berlin 1880 ff. Außerdem besonders: Otto Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 2 Bde., Straßburg 1905; derf., Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. A., Jena 1907; derf. Die Indogermanen, 2 Bde., Straßburg 1907; Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, 2 Bde., München 1923; Johann Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Straßburg 1915; H. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde, Leipzig, 2. A. 1917; E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, Leipz. und Berlin, 3. A. 1923; W. Capelli, Die Germanen im Frühlicht der Geschichte, Leipzig 1928; T. E. Karsten, Die Germanen, Berlin 1928; Schuchardt, Vorgeschichte von Deutschland, München 1928; L. Schmidt, Geschichte der germanischen Frühzeit, Bonn 1925; Th. Binder, Geschichte der Germanenforschung, Leipzig 1925.

S. 2. Der Name „Germanen". Erklärungen: Th. Birt, Die Germanen, München 1920; E. Norden, SBB. 1918; R. Much, SBB. 1920; J. Schnetz, PBB. 47.

S. 3. Mythologie. K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte, Heidelberg 1913; J. Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1835; die 4. A. besorgt von E. H. Meyer, 3 Bde., Berlin 1878; K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen, Bonn, 6. A. 1887; A. Holtzmann, Deutsche Mythologie, hg. von A. Holder, Leipz. 1874; E. Mogk, Germanische Mythologie, in PGr. 3. B., Sonderabdruck 1899; derf., Germanische Religionsgeschichte und Mythologie, Berlin, 3. A. 1927; derf., Deutsche Mythologie, 3. A. 1927 (Göschen Nr. 15); Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 6. Bd., Stuttgart 1868; W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, Berlin 1877; derf., Mythologische Forschungen, Straßburg 1884; E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, Straßburg 1903; derf., Germanische Mythologie, Berlin 1891; W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, Leipzig 1895; derf., Religion und Mythus der Germanen, Leipzig 1909; P. Herrmann, Nordische Mythologie, Leipzig 1903; derselbe, Deutsche Mythologie, 2. Aufl., Leipzig 1909; J. v. Negelein, Germanische Mythologie (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 95), Leipz.; R. M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte, Leipzig 1910; W. Müller, Geschichte und System der deutschen Religion, Göttingen 1844; RgA. unter „Religion"; A. Heusler, Die altgermanische Religion; in: Die Kultur der Gegenwart, S. 257—272; P. Herrmann, Deutscher und nordischer Glaube in seinen Grundzügen, Leipzig 1927; W. Boudriot, Die altgerm. Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert, Bonn 1928; J. Loewenthal, Kulturgeschichtliche Fragen, PBB. 49: orientalische Einflüsse; H. Naumann, Christentum und deutscher Volksglaube, ZDU. 1928; A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. A., bearbeitet von E. H. Meyer, Berlin 1900; E. Mogk, Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart, PGr. 3, 2. A., 493—530; derf., Aberglaube, in RgA. 1, 4—13; J. H. Schlender, Germanische Mytho-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

logie. Religion und Leben unserer Urväter, Dresden, 4. A. 1927; B. Kummer, Midgards Untergang, Leipzig 1927; E. Weber, Die Religion der alten Deutschen, Leipzig 1926; E. Bratuschek, Germanische Göttersage, 2. A., Leipzig 1878; Felix und Therese Dahn, Walhall, Germanische Götter- und Heldensagen, 13. A., Leipzig 1903; J. Nover, Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen, 5. A., Leipzig 1911; G. Schalk, Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für jung und alt, 4. A., Oldenburg 1915; Fr. v. d. Leyen, Die Götter und Göttersagen der Germanen. Deutsches Sagenbuch, 1. Teil, München 1909; G. Neckel, Walhall, Studien über germanischen Jenseitsglauben, Dortmund 1913; E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, 2 Bde., Berlin 1867; F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus, Untersuchungen zur germanischen Religionsgeschichte, Heidelberg 1924.

S. 6. Rechts- und Kriegswesen. Privatleben. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. A., 2 Bde., besorgt von A. Heusler und R. Hübner, Leipzig 1899; K. v. Amira, Grundriß des Rechtes, PGr. 3. A., 3, 51 ff., 1897; Sonderband, Straßburg 1913; H. Brunner, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 5. A., Leipzig 1907; Schwerin, Deutsche Rechtsgeschichte, 2. A.; O. Gierke, Deutsches Privatrecht, 2 Bde., 1905; Deutsches Rechtswörterbuch, Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache, Weimar 1914 ff.; G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, 4 Bde., 3. A., Berlin 1880 ff.; Th. von Inama Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, 5 Bände, Leipzig 1901; derf., Wirtschaft in PGr. 3, 2; K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, 4 Bde., Leipzig 1886; A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, 3 Bde., Berlin 1896; Fr. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, RgA. und RdAG., Leipz. 1885; Lindenschmidt, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Braunschweig 1889; Kossina, Deutsche Vorgeschichte, Würzburg 1914; G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, B. 1; M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, Straßburg 1908; K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2 Bde., 3. A., Wien 1897; A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und altchristlicher Zeit, übertragen von W. Rausch, Heidelberg 1908; S. Müller, Nordische Altertumskunde, übersetzt von O. J.. Jiriczek, 2 Bde., Straßburg 1898; L. Wilser, Die Germanen, 2 Bde., Leipzig 1914; G. Neckel, Altgermanische Kultur, Leipzig 1925; G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, 3. A., Leipzig 1917; L. Schmidt, Geschichte der german. Frühzeit, Bonn 1925; C. Schuchardt, Vorgeschichte von Deutschland, München 1928; K. Francke, Die Kulturwerte der deutschen Lit. des MAs., 2. A., Berlin 1925; Fr. Zoepfl, Deutsche Kulturgeschichte, Freiburg i. B., 2 Bde., 1930.

S. 6. Frauennamen. E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bonn 1900—1916, 2. A., besorgt durch H. Jellinghaus; G. Werle, Die ältesten german. Personennamen, Straßburg 1910; M. Schönfeld, Wörterbuch der altgerman. Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911.

S. 8. Sprache. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 4. A., Leipzig 1880; A. Schleicher, Die deutsche Sprache, 5. A., besorgt von J. Schmidt, Stuttgart 1888; W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, Berlin, 2. A., 1900; A. Socin, Schriftsprache und Dialekt im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit, Heilbronn 1888; O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, 7. A., Leipzig 1909; S. Feist, Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1906; derf., Die german. und die hochdeutsche Lautverschiebung, PBB. 36; H. Paul, Deutsche Grammatik auf geschichtlicher Grundlage, 5 Teile, Halle 1916 ff.; O. Behaghel, Geschichte der deutsch. Sprache, PGr. 4. A., mit einer Karte; W. Wilmanns, Deutsche Grammatik (Got., Ahd., Mhd., Nhd.), 3 Abteilungen, Berlin 1922; K. Brugmann und B. Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogerm. Sprachen, 5 Bde., Straßburg 1886—1911. Einen kurzen Abriß davon bietet R. Meringer, Indogerm. Sprachwissenschaft, Leipzig 1903; W. Streitberg, Indogerm. Sprach- und Altertumskunde, Straßburg 1891 ff.; R. Loewe, Germanische Sprachwissenschaft (Göschen), 2. A., 1911; O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. A., Jena 1907; derf., Reall. der idg. Altertumskunde, Straßburg. 2. A. 1917 ff.; derf., Indogermanen, 2. A., Leipzig 1916; H. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, München 1919; Aug. Schleicher, Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, 4. A., besorgt von J. Schmidt, Weimar 1876; Grundlegende Werke: Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, des Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gälischen und Deutschen, 1833—1852, 3. A., die auch das Armenische und Altslawische aufgenommen hat, 3 Bde., Berlin 1869—1871; J. Grimm, Deutsche Grammatik, 4 Teile, Göttingen 1819 ff. Neuer vermehrter Abdruck, Bd. 1 und 2, besorgt von W. Scherer, Bd. 3 und 4 von G. Roethe und E. Schröder, Gütersloh 1890—1897. T. E. Karsten, Die Germanen, eine Einführung in die Gesch. ihrer Sprache u. Kultur, Berlin 1928 (PGr.).

S. 10. Runenschrift. W. Grimm, Über deutsche Runen, Göttingen 1821; W. Liliencron und Müllenhoff, Zur Runenlehre, zwei Abhandlungen, Halle 1852; Zacher, Das gotische Alphabet Wulfilas und das Runenalphabet, Leipzig 1855; Dietrich, ZfdA., Bd. 13, 1867; German. 10, 1865; L. Wimmer, Runenschrift, Berlin 1894; O. v. Friesen in RgA. 4, 5—51, mit Lit. und Tafeln; RdA. S. 890 f.; E. Sievers, Runen und Runenschriften, PGr. 1, 248 ff.

S. 11. Form der altgerm. Poesie. K. Müllenhoff, De antiquissima Germanorum poesi chorica, Kiel 1847; E. Sievers, Altgermanische Metrik, Halle 1893; = PGr. 2, 2, S. 1—16; A. Heusler, über germanischen Versbau, Berlin 1894; derf., Deutsche Verslehre, 2 Bde., 1927; derf., Deutsche Versgeschichte, Berlin 1929 = PGr. 3, Teil 4 und 5; Luick, PGr. 2, 1, 149 ff.; F. Saran, Deutsche Verslehre, S. 222—235; Fr. Kauffmann, Deutsche Metrik (Fortsetzung seiner deutschen Grammatik), Marburg 1896; R. Heinzel, über den Stil der altgerm. Poesie, Straßburg 1875 = QuF. 10; R. M. Meyer, Die altgerman. Poesie nach ihren formelhaften Elementen, Berlin 1889. Die umfangreiche Literatur über den altgerm. Alliterationsvers ist zusammengestellt bei W. Heims, Der altgerman. Alliterationsvers und seine Vorgeschichte, Diss., Münster 1914, Saran, Ergebnisse 158 ff.

S. 13. Barditus. Müllenhoff, DAK. 4, 135 ff.; derf., De antiquissima Germanorum poesi chorica, 19 f.; Norden, Die german. Urgesch. 115 ff., 180 ff. — Ihm, in Pauly Wissowas Realenzyklop. 3, 1., Sp. 10 f.; G. Neckel, ZfdA. 51, 110 f.; RL. 1, 110 f. Alle kommentierten Ausgaben der „Germania".

S. 13. Leich. über den Leich in vorliterarischer Zeit: Graff, Althochdeutscher Sprachschatz 6, 611—612. Müllenhoff, De antiq. poesi chor.; Ehrismann, 1, 14—34, wo auch die reiche Lit. verzeichnet ist und der Unterschied vom „Lied" erörtert wird. RL. 2, 200 ff.

S. 14. Merseburger Zaubersprüche. Hg. v. J. Grimm in den Abhandlg. der Berliner Akademie 1842, S. 1—24; derf., Kl. Schr. 2, 1—28. MSD. Nr. 4; Steinmeyer, Sprachdenkmäler Nr 62; Altd. Lesebuch, hg. von W. Braune, Halle 1928, die 9. A. durch K. Helm besorgt, Nr. 31. Piper, Altd. Lit. S. 157, Nachtr. S. 198; Kelle, Litg. 1, 65—67. 322. Koegel, Litg. 1, 85—93, PGr. 2. A., S. 63. Sievers, Halle 1872; G. Böttticher u. K. Kinzel, Denkm. d. älteren deutschen Lit. Heft 1, 6. A., Halle 1899; G. Ehrismann, Litg. 1, 97 ff.; derf., Der Wiener Hundesegen, ebd. 100 f., die anderen Zaubersprüche und Segen, ebda. 101 ff. Dort ist auch die reiche Lit. verzeichnet. Der Wiener Hundesegen, hg. MSD. 3. A. 4, 3. Gegen die Lähme eines Rosses, MSD. 4; vgl. Kuhn, Z. f. vergleichende Sprachforschung, 13, 63—74; 154 f. Straßburger Blutsegen, MSD. 4, 6. Erläutert von Koegel, Litg. 1, 2. A. 162 ff.; O. Ebermann, Blutsegen und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt, Pal. 24 (1903). Bienensegen, hg. u. erläutert v. H. Pfeiffer, SBW. 52, 3—19; Weingartner Reisesegen, hg. MSD. 4, 8. In der Homilia de

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sacrilegiis (8. Jhdt.) wird eine große Anzahl von Zauberliedern aufgezählt. Caspari, ZfdA. 251, 313 ff. — Eine Auslese altd. Segensformeln bringt A. Schönbach, Analecta Graeciensia, Wien 1893. Über die Gattung des Zauberspruches: E. Schröder, ZfdA. 37, 291 f. H. Hüffig, Der Zauberspruch bei den Germanen, Diss., Leipzig 1910; A. Heusler, Die altgerm. Dichtung, Berlin 1924.

2. Die Völkerwanderung. Die Heldendichtung.

S. 14. Die Heldensage. W. Grimm, Die deutsche Heldensage, 1829, 3 Aufl., besorgt von R. Steig, Gütersloh 1889. F. Panzer, Märchen, Sage und Dichtung, München 1905. Derf. Studien zur germ. Sagengeschichte, München 1910 ff. R. Much, Der germ. Osten in der Heldensage, ZfdA. 57; derf., Deutsche Heldensagen, München; K. Müllenhoff, Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage, ZfdA. 12, 253 f und 413 f. O. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage, 4. A. 1913 (Göschen Nr. 32). Uhlands Schriften a. a. O., 1. Bd., erster Teil: Geschichte der altdeutschen Poesie, Stuttg. 1865; 7. Bd.: Sagengeschichte der germ. und roman. Völker, Stuttgart 1868; 8. Bd.: Schwäbische Sagenkunde, ebenda 1873; O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensagen, Straßburg 1898; derf., Die Arminiuslieder bei Tacitus. GNM. 6. B. Symons, Germanische Heldensage, Straßburg 1898. Abdruck aus PGr. 3, 2. A., 606—734, wo die Literatur über die einzelnen Sagen, auch die Nibelungensage, am vollständigsten verzeichnet ist. H. Schneider, Germanische Heldensage, Berlin 1928. — L. Wolf, Die Helden der Völkerwanderungszeit, Jena 1928. A. Heusler, Geschichtliches und Mythisches in der germ. Heldensage, SBW. 37, 930—945. — H. Naumann, Frühgermanentum, Heldenlieder und Sprüche, München 1926; Rastmann, Die deutsche Heldensage, Hannover 1863. — H. v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch, München, 1911—1920.

S. 17. Von einem **Vortrag von Heldenliedern an Attilas Hof** erzählt Priscius in einem Bericht über seine Gesandtschaft vom Jahre 446. Vgl. Historici graeci minores, ed. K. W. Dindorf 1. S. 317 (Leipzig 1870); deutsch bei G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 1, 169, Leipzig 1867. Über die Heldenlieder vgl. A. Heusler im RL. 1, 413 ff. unter „Dichtung" und „Heldensage" 2, 488 ff.; derf., Altgerm. Dichtung 1924, S. 144 ff., v. Unwerth = PGr., 2. A., 467 ff.; derf., „Heldenlied" im RL. 1, 486 ff.

S. 17. Die **Thidrekssaga,** hg. von C. R. Unger, Christiania 1853 und von H. Bertelsen, Kopenhagen 1911, 2 Bde. Übersetzung von A. Raßmann, Deutsche Heldensage 2, von F. H. v. d. Hagen, Altd. u altnord. Heldenromane, 3. A., Breslau 1872, 2 Bde. u. von Fine Erichsen, Jena 1924. — H. Hempel, Die Handschriftenverhältnisse der Th., PBB. 48; H. Paul, Die Th. u. das NL. SBW. 1900.

S. 18. Die Lieder der **älteren Edda** (Sämundar Edda) gaben heraus: K. Hildebrand, Paderborn, 4. A. 1922, besorgt von H. Gering, F. Detter und R. Heinzel, 2 Bde., Leipzig 1903, B. Symons, Halle 1901, mit Kommentar (1927) und Glossar (1923) von H. Gering; R. C. Boer, Haarlem 1922, mit Kommentar, G. Neckel, 2. A., Heidelberg 1927. — Übersetzungen: von K. Simrock, neuhg. mit wertvoller Einleitg., Berlin 1926, von H. v. Wolzogen (UB.); von B. Wenzel, 2. A., Leipzig 1882, von W. Jordan, Frankfurt a. M. 1889, von Gering, Leipzig 1892, von F. Genzmer, 3. A., Jena 1928 (die beste), mit Erläuterungen von A. Heusler, von O. Hauser, Weimar 1926, von J. Gorsleben, München 1920, L. F. Clauß, Dresden 1921 u. a.; E. Sievers, Die Eddalieder klanglich untersucht und hg., Leipz. 1923. Entgegen der Annahme, daß die altnord. Götterlieder urgermanisch und ungefälschte Zeugnisse des alten Götterglaubens seien, behauptete Sophus Burge (gest. 1907 in Christiania) in seinem Werke Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage, deutsch von O. Brenner, München 1899, daß sie unter dem Einflusse des Christentums und der abendländ. Kultur entstanden seien. Die **jüngere Edda** (Snorra Edda), hg. von Finnur Jonsson, Kopenhagen 1900; im Auszuge hg. von E. Wilken, 2. A., Paderborn 1912; übersetzt von G. Neckel und F. Niedner, Jena 1925, die erzählenden Teile auch bei Simrock und Gering.

Zu S. 18. Historische Burgundensage; den plötzlichen Tod Attilas erzählt die Edda (bei Gering 256 ff.) und die Wölsunga, Kap. 38; vgl. K. Küchler, Nordische Heldensagen, aus dem Altisländ. übersetzt u. bearbeitet, Bremen 1892, S. 234 ff. Die Völsunga Sage, hg. von M. Olsen, Kopenhagen 1908 u. W. Ranisch, Berlin 1908; übersetzt von A. Edzardi, Stuttg. 1880 u. von P. Herrmann, Jena 1924.

Zu S. 18. Zu **Siegfried:** E. Mogk, Die germ. Heldendichtung mit besonderer Rücksicht auf die Sage von Siegfried und Brunhilde, N. Jb. f. d. klass. Altertum, 1 (1898); Golther, über die Sage von Siegfried und den Nibelg. Z. f. vergl. Litg. N. F. 12 (1898); F. Kauffmann, Zur Gesch. der Siegf.-Sage, ZfdPh. 31 (1899); H. Patzig, Zur Gesch. des Siegfriedmythus, Progr., Berlin 1898. W. Cramer, Kriemhild, eine sagengeschichtl. Untersuchung, Kolmar 1899.

S. 19. Das Hildebrandslied. Die erste Ausgabe von J. G. Eckhart, Commentarii de rebus Franciae orientalis, Würzburg 1729, I. 884—902. Es folgten: Die Brüder Grimm (zugleich mit dem Wessobrunner Gebet), Cassel 1812. Grundlegende Abhandlung über den kritisch hergestellten Text des Hildebrandsliedes von K. Lachmann, SBW. 1835; S. 123—162 und Kl. Schr. 407—448. MSD. Nr. 2; 3. A., 8—30; Braune, Lb. Nr. 28 (mit reichem Verzeichnis der Lit.); G. Böttticher und K. Kinzel, Denkmäler, a. a. O. 1. Heft; kritisch bearbeitet und erläutert mit einer Nachbildung, hg. von C. W. Grein, 2. A., Marburg 1880. Aus der reichen Lit. über das Hildebrandslied (vgl. Ehrismann, Litg. 1, 115 f.) nur einiges: Kögel, Litg. 1, 210—235; PGr., 2. A., S. 71—81; R. Heinzel, über die ostgot. Heldensage, SBW. 119 (1889) 39—55 (Ausgabe und Stellenerklärungen); Fr. Kauffmann, Philologische Studien, Festgabe für Ed. Sievers, Halle 1896; Th. v. Grienberger, Das Hildebrandslied, SBW. 158 (1908). H. Pongs, Das Hildebrandslied, Diss., Marburg 1913; K. Lachmann, über das H., Kl. Schr. 1, 407 ff; F. Saran, Das Hildebrandslied, Halle 1915. — Nachbildungen bringen die Ausgabe von Grein, E. Sievers, Das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche und das fränkische Taufgelöbnis, Halle 1872, M. Enneccerus, Die ältesten Sprachdenkmäler, Frankfurt a. M. 1897, Könneckes Bilderatlas und viele Literaturgeschichten. Übersetzt: Von F. Kluge (samt den Merseburger Zaubersprüchen und dem Ludwigsliede): Älteste deutsche Dichtungen, übers. und hg. von K. Wolfskehl und F. v. d. Leyen. Die nordische und die deutsche Hildebrandssage vergleicht H. de Boor, ZfdPh. 49. A. Heusler, Das alte und das junge Hildebrandslied, Preußische Jb. Mai 1927.

3. Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. Die Anfänge deutschen Schrifttums.

S. 21. Wulfila. Leben: Fr. Vogl, ADB. Bd. 44, 270 ff., ZfdA. 42, 309 f. und AfdA. 28, 190 f., W. Bessel, über das Leben des Ulfilas, Hannover 1860; G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfilas, Hannover 1840. W. Streitberg, PGr. 2, 4 f.; E. Müller ZfdA. 55, 76 f.; Kögel, Litg. 1, 183. — Auxentius' Bericht: F. Kauffmann, Texte und Untersuchungen zur altgerm. Religionsgeschichte, Bd. 1. (Straßburg 1899) und mehrere Aufsätze in ZfdPh. 29—32, 35, 48, 49. — RgA. 4, 565; Wrede, AfdA. 29, 329 f.; Jülicher ZfdA. 52, 370 f. Ausgaben der got. Bibel: Die älteste von Hans Konon von der Gabelentz u. Julius Löbe, 2 Bde., 1836—1846; Ausgabe von Maßmann, Ulfilas, gotischer, griech. und lat. Text, Anmerkungen, Wörterb., Sprachlehre und geschichtliche Einleitung 1857. Andreas Uppström und sein Sohn Wilhelm gaben dann den berichtigten Text heraus, 1863. Neueste Ausgaben: Die gotische Bibel, hg. von F. L. Stamer = Heyne (Text u. Wörterb.), 13. A., besorgt von F. Wrede, Paderborn 1920; von E. Bernhardt, 2. A., Halle 1894; von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

W. Streitberg, 2. A., Heidelberg 1920—1928, 2 Bde.; W. Braune, Gotische Grammatik, 9. A., Halle 1920; W. Streitberg, Gotisches Elementarbuch, 5 A., Heidelberg 1920, H. Jantzen, Got. Sprachdenkmäler mit Gramm. usw., 3. A. 1905; S. Feist, Einführung in das Gotische, Leipzig 1922. Derf., Grundriß der got. Etymologie, 1887; Etymologisches Wörterb. der got. Sprache, Halle 1909; M. H. Jellinek, Geschichte der got. Sprache, Berlin 1926. Codex argenteus Upsaliensis, Upsala 1927; photogr. Reproduktion mit lat. Einleitung von O. v. Friesen und Grape. H. Stolzenburg, Die Übersetzungstechnik des Wulfila, ZfdPh. 37, 145 ff und 352 ff. über die Gesch. des cod. arg. vgl. Maßmann, ZfdA. 1, 306 ff.

S. 23. Die **Skeireins**, hg. von E. Dietrich, Straßburg 1906. W. Streitberg, Gotische Literatur, PGr. 2, 1, 2. A., S. 1 ff.; RgA. 1, 454 ff.

S. 24. **Christianisierung der Germanen.** G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, 1. Bd., Paderborn 1924. J. P. Kirsch, Kirchengeschichte, 1 Bd., Freiburg i. B. 1930. K. Bihlmeyer, Kirchengeschichte, 2. Teil, 8. A., Paderborn 1930. G. Grupp, Kulturgeschichte des MA., 2. A., 2 Bde., Paderborn 1907 f. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Leipzig 1912. Boehmer, Das german. Christentum, Theologische Studien u. Kritiken, Jahrg. 1913. S. 165 ff. Illustr. Weltgeschichte, hg. v. M. Straganz, P. Fischer und W. Felten, 4 Bde., München 1912, 2. Bd. Das Mittelalter, von Felten, S. 187 ff.

S. 25. J. J. Laux, Der **hl. Kolumban**, Freiburg i. B. 1919.

S. 25. **Beowulf.** Das Nationalepos der Angelsachsen, hg. von Wyatt-Chambers, Cambridge 1915; von M. Heyne, 12. A., besorgt durch L. L. Schücking, Paderborn; von F. Holthausen, Heidelberg 1921; von Klaeber, New-York 1922 mit Bibliogr.; deutsche Übersetzungen von L. Ettmüller, E. W. Grein, K. Simrock, M. Heyne, H. v. Wolzogen, R. W. Chambers.

S. 26. **Bonifatius.** G. Schnürer, Leben und Bedeutung, Lexikon der Pädagogik, hg. von E. M. Roloff, Freiburg i. B. 1913, 1. Bd., Sp. 563 ff., m. reicher Bibliogr. Die beste von den zahlreichen Biographien ist die von dem Priester Willibald, wenige Jahre nach dem Tode des hl. Bonifatius geschriebene und von Levison herausgegebene (Scriptor. rer. Germ. 1905). Übersetzungen von Külb, Schulte (1852) u. a.; neuere Darstellungen von Pfahler (1880), Kuhlmann (1895), Schnürer (1909, illustr.); Schmitt in Studien u. Mitteilungen a. d. Benediktiner- und Zisterzienserorden 30 (1909), J. J. Laux (1928), Freiburg i. B., u. a. Protestantische Darstellungen von Müller, 2 Teile, Amsterdam 1869, Werner (1875) und Ebrard (1882). Auf gründlichen Quellenstudien beruht die Darstellung in Haucks Kirchengeschichte (prot.).

S. 26. **Gesetzessammlungen.** RgA. 2, 238 f.

S. 28. **Hochdeutsche Lautverschiebung.** Siehe Feist, Hirt u. a. Bemerkung zu S. 8 und Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, 2. A., Berlin 1890, S. 168 f; W. Braune, Ahd. Grammatik, Halle 1911; H. Naumann, Ahd. Grammatik, Halle, 2. A. Berlin; G. Baesecke, Einführung in das Ahd., München 1918; J. Schatz, Ahd. Grammatik, Göttingen 1927.

S. 28. **Römische Einflüsse auf die d. Spr.** W. Franz, Die lateinisch-romanischen Elemente im Ahd., Straßburg 1884; Beispiele bei R. v. Raumer, Die Einwirkung des Christentums auf die ahd. Sprache, Stuttgart 1845.

S. 29. **Glossen.** E. Steinmeyer u. E. Sievers, Die ahd. Glossen, gesammelt und bearbeitet, Berlin 1879—1923; RL. 1, 448 f.

Zweite Periode.

Althochdeutsche Zeit.

1. Karolingische Renaissance. Anfänge deutscher Prosa und geistliche deutsche Dichtung.

S. 30. **Karl d. Gr.** W. Felten a. a. O. 246 ff. Einfluß auf die geistliche Literatur; W. Scherer, V. u. A., S. 71 ff., Berlin 1874. O. Denk, Karl d. Gr. und das Schulwesen in Roloffs Lexikon der Pädagogik, 2. Bd. 1091 f.; über die Hofschule, ebd., Bd. 3, 708 f., unter „Mittelalterliches Bildungswesen"; O. Abel, Kaiser Karls Leben von Einhard 1850 (aus dem Lat. übersetzt); F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1885; F. Tetzner, Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen, Gütersloh 1897; F. Cramer, Gesch. d. Erziehung u. des Unterrichtes in den Niederlanden, 1843; O. Denk, Gesch. des gallo-fränk. Unterrichts- und Bildungswesens, 1892; W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im MA., 2 Bde., 1904—1906; A. Ebert, Die literar. Bewegung zur Zeit Karls d. Gr. Deutsche Rundschau 11, 398 ff.; derf., Gesch. der christl.-latein. Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhdts.; dazu L. Traube, AfdA. 18, 203 ff.; E. Patzelt, Die Karolingische Renaissance, Wien 1924; H. Naumann, Karolingische und Ottonische Renaissance, Frankfurt a. M. 1926; A. Ebert, Lit. d. MA., 2 Bde., Leipzig 1880. W. Scherer, Karl d. Gr. u. die deutsche Literatur, V. u. A., S. 71 ff. Poetae latini aevi Carolini, ed. J. Dümmler, Hannover 1884, 2 Bde.; L. Traube, Karolingische Dichtungen, Berlin 1888; außerdem vgl. Koegels u. Kelles Litg., MSD., 3. Ausgabe von E. Steinmeyer, Bd. 1, 2, Berlin 1892; Braune, Althochdeutsches Lesebuch 7. A., Halle 1911 bringt viele Literaturnachweise; die kleineren ahd. Sprachdenkmäler, hg. von E. Steinmeyer; Berlin 1916. Ausführlich behandeln die älteste Zeit: J. Kelle, Gesch. der deutschen Lit. bis zur Mitte ds 11. Jhdts., Berlin 1892; Manitius, Gesch. der lat. Lit. des MA., 2 Teile, München 1911 u. 1923; Piper, Deutsche Litg. und in hervorragender Weise G. Ehrismann in seiner Gesch. der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters: 1. Teil. Die althochdeutsche Zeit, München 1918; wertvoll sind auch: Ch. Baesecke, Ahd. Literatur in RL. 1, 22—25 mit Lit. und K. Strecker, Mittellatein. Lit., ebd. 2, 379—398.

S. 31. **Alchuin.** J. Freundgen, Alchuin in Lpädag. 1. Bd., Sp. 93 ff. mit Bibliogr.; Dümmler in ADB. 1, 343 ff.; Lorentz, Alchuins Leben, 1829; K. Werner, Alchuin und sein Jahrhundert, Wien, 2. A. 1881; Alchuins pädagogische Schriften übersetzt und erklärt von Freundgen, 1889.

S. 32. **Hrabanus Maurus.** J. Freundgen, Hrabanus Maurus, Leben und Bedeutung in Lpädag. 2, 851 ff. mit Bibliogr.; Des Hr. M. pädagog. Schriften übersetzt und mit Einleitungen versehen von J. Freundgen; H. M. Bach, Hr. M., der Schöpfer des deutschen Schulwesens, Zeitschr. für Altertumswissenschaft, 1885, 3, 636 ff.; Richter, Hr. M., Malchiner Programm, 1882; D. Türnau, Hr. M., der praeceptor Germaniae, Diss., München 1899; J. Gegenbaur, Das Kloster Fulda im Karolingischen Zeitalter, Fulda 1873, 2 Bde.

S. 32. **Wahlafried Strabo.** O. Denk, W. Str. Leben, Wirken und Bedeutung, in Lpädag., mit Bibliogr., 5. Bd., Sp, 713 ff. Der Name setzt sich aus Walah (der fremde Welsche) und fridu (Frieden) zusammen, daher die älteste Schreibung Wualahfried. W. Waltenbach, a. a. O. 7. A. 1904; J. König, Quellen und Forschungen zur Gesch. der Abtei Reichenau, Freiburg 1868; Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum, 3. Bd. (1900); A. Ebert, Allgem. Gesch. der Lit. des MA., 2. Bd. (1880).

S. 34. **Glossenliteratur.** Schon in E. G. Graffs Ahd. Sprachschatz, 7 Bde. (Bd. 7: Register von H. F. Massmann), Berlin 1834—1846, zusammengestellt unter Beiziehung der bis dahin bekannten Glossen. Das grundlegende Werk ist die oben genannte Sammlung von E. Steinmeyer und E. Sievers. Vgl. dazu A. Holtzmann, Die alten Glossare German. 1, 110—117, 8, 385—414; Piper, Litg. und Grammatik des Ahd. und Agf., Paderborn 1880; derf., Alt. d. Lit., S. 65—77 (K. Bd. 1), Kelle und Kögel, Litg.

S. 34. **Wörterbuch.** K. Kögel, über das keronische Glossar, Halle 1879. Kauffmann, Das keronische Glossar, seine Stellung in der Geschichte der ahd. Orthographie, ZfdPh. 32; O. Schenk, Zum Wortschatz des keron. Glos-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fars, Diss., Leipzig 1912. Eine stark verkürzende, zum Teil auch bessernde Bearbeitung des keron. Glossars ist das Hrabanische; K. Heinemann, über das Hrab. Glossar, Halle 1881; Ehrismann, Ltg. 240 ff., wo alle ahd. Glossare ausführlich besprochen sind und die Literatur verzeichnet ist. **Vokabular des hl. Gallus.** Vgl. Braune, Nr. 1. 2 u. S. 171; Kelle, Ltg. 7, 45 f., Kögel, Ltg. 2, 437 f., Steinmeyer, Ergebnisse 207 ff. Hg. von R. Henning, über die sanktgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls d. Gr. QuF. 3 (1874). **Altdeutsche Gespräche.** Hg. von W. Grimm. Kl. Schr. 3, 472 ff., 495 ff. Lit. bei Ehrismann a. a. O. 254.

S. 34. Das sächsische Taufgelöbnis. MSD. Nr. 51. Übersetzungen des Vaterunsers und des Glaubens, ebd. 55; 57, des Sündenbekenntnisses, ebd. 72, 73 74, 75, 76, 78, 96, 97. Der **Weißenburger Katechismus.** MSD. Nr. 56, PGr. 2. A., 157 f., Faksimile bei Enneccerus 21—28. Lit. zu allen diesen katechetischen Stücken und ausführliche Besprechung bei Ehrismann, a. a. O. 242 ff.

S. 35. Exhortatio ad plebem christianam. Übersetzung. MSD. 54, Lit. bei Ehrismann, a. a. O. 291 ff.

S. 36. Interlinearversion der Benediktinerregel. Ausgaben: Hattemer, Denkmale des MA., 3 Bde., St. Gallen 1844—1849, 1, 15—120. 3, 617; Braune, Lb. Nr. 3, u. S. 172. Piper, Alt. d. Lit. S. 104—109; Nachtrag S. 22 bis 162 (genauer Abdruck); Kelle, Ltg. 1, 104 f, 343; Kögel, Ltg. 2, 465—468, PGr., 2. A. S. 140. Lit. und Besprechung bei Ehrismann, a. a. O. S. 256 f. Traube, Textgesch. der Regula sancti Benedicti, SBM. 21 (1898), 601—731. Dazu Steinmeyer, ZfdA. 43, AfdA. 25, 88—90.

S. 36. Übersetzung des salischen Rechtes. Ausgabe MSD. Nr. 65. Lit. Ehrismann, a. a. O. 340 f.

S. 36. Interlinearversion der Murbacher Hymnen. Erste Ausgabe von J. Grimm, Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio theotisca nunc primum edita, Gottingae 1830. Dann E. Sievers, Die Murbacher Hymnen, mit zwei lithographischen Tafeln, Halle 1874; dazu PBB. 16, 560. Lit. Ehrismann, a. a. O. 257 ff.

S. 38. Tatian. Ausgabe von E. Sievers, Tatian lateinisch und ahd. mit ausführlichem Glossar, 2. A., Paderborn 1892; Rez. von Kögel, ZfdA. 37, AfdA. 19, 235 f.; Braune, Lb. Nr. 16 und S. 175 f.; Piper, Alt. d. Lit., S. 119 f.; Kelle, Ltg. 1, 111 f.; Kögel, Ltg. 2, 524 f.; PGr. S. 154 f. E. Steinmeyer, Ergebnisse 203 f. Einen Teil des Tatian hatte schon J. A. Schmeller, die Stücke aus dem Evangelium Matthäi, vor seiner Ausgabe veröffentlicht, Stuttgart 1827. Ehrismann, a. a. O. 1, 275 ff.

S. 38. Straßburger Eide. MSD. Nr. 67; Braune, Lb. Nr. 17 u. S. 176; Kögel, Ltg. 2, 557—562; PGr. S. 154; Faksimile bei Könnecke und bei Enneccerus. Lit. bei Ehrismann, a. a. O. 342 ff.

S. 38. Wessobrunner Gebet. MSD. Nr. 1; Braune, Lb. Nr. 29 und S. 189; Kelle, Ltg. 1, 74—79; Kögel, Ltg. 1, 269—276; PGr., 2. A. 89—93. Ausgabe von den Brüdern Grimm, 1812; von W. Wackernagel, 1827. K. Müllenhoff, De carmine Wessofontano et de versu ac stropharum usu apud Germanos antiquissimos, Diss., Berlin 1867; W. Scherer, ZfG. 21 (1870); 53—59 u. Kl. Schr. 1, 194—200; R. Heinzel, ZfG. 43 (1892), 741 ff. u. Kl. Schr. 419—423; K. Kraus, ZfG. 45 (1894), 30—47 (1896), 340 f.; Lit. Ehrismann, a. a. O. 131.

S. 39. Heliand. Außer von Schmeller, der 1830 den Text, 1840 das Glossar herausgab, wurde der Heliand mit Übersetzung, Wörterb. und Anmerkungen herausgegeben von Köne 1885, M. Heyne, 4. A., Paderborn 1905, H. Rückert, Leipzig 1876, E. Sievers, Halle 1878, A. Behaghel, 4. A., Halle 1922 (Altdeutsche Textbibliothek Bd. 4), P. Piper, Stuttgart 1897. — F. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch, Heidelberg 1900; Übersetzungen von K. L. Kannegießer 1897, G. Rapp 1856, K. Simrock, 3. A., 1882 (prächtige Neuausgabe mit einer Übertragung der altsächsischen Genesis und einer Einleitung von Heusler, Leipzig 1921), von Köne, Grein, P. Hermann (UB.), E. Behringer, Aschaffenburg 1898, O. Kunze. — Die Lit. über der Sprache des Heliand gibt Behaghel in seiner Ausgabe. S. XVI—XVIII. Die bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiet ist das für die Forschung über deutsche Syntax überhaupt vorbildliche Werk: Die Syntax des Heliand von O. Behaghel, Leipz. 1897; G. Geffcken, Der Wortschatz des Heliand und seine Bedeutung für die Heimatfrage, Marburger Diss. 1912; Fr. Jostes, Die Heimat des Heliand, Forschungen und Funde, Bd. 3, H. 4; E. Lauterburg, Heliand und Tatian (Berner Diss.), Zürich 1896; A. F. C. Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand, Marburg 1845; G. Keintzel, Der Heliand im Verhältnis zu seinen Quellen, Progr. des Gymn. zu Sächsisch-Regen (Siebenbürgen) 1882; Jellinek, ZfdA. 39, AfdA. 21, 215 ff.; E. Lapenpusch, Das germanische Recht im Heliand, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hg. von Gierke, H. 46, Breslau 1894; W. Scherer, ZfG. 20 (1869), 89—112 und 21, Schr. 1, 471—496; Windisch, Der Heliand und seine Quellen, Leipzig 1868; Grein, Die Quellen des Heliand, Kassel 1869. Sievers, ZfdA. 19, 1—39. Zu den Quellen vgl. A. Schönbach, über einige Evangelienkommentare. SBW. 146 (1903); W. Bruckner, Der Heliandd ichter ein Laie, Programm, Basel 1904; E. Martin, Der Versbau des Heliand und der altsächsischen Genesis, QuF. 1907. R. Heinzel, über den Versbau der altgerm. Poesie, Straßburg 1875. W. Bruckner, Die as. Genesis u. der Heliand, das Werk eines Dichters. Berlin 1929. (German. und Deutsch 4. Heft.) Ehrismann, a. a. O. 1, 150 ff. Weitere Heliandlit. ist in den Ausgaben und in PGr. 2, S. 93 f. verzeichnet.

S. 43. Die altsächsische Genesis. Lit. dazu in Behaghels, Heynes und Zangemeister-Braunes Ausgaben. Zur letzteren vgl. Jellinek, ZfdA. 39, AfdA. 21, 204—225. — F. Vetter, Die neuentdeckte deutsche Bibeldichtung des neunten Jahrhunderts, Basel 1895; Sievers, Der Heliand und die angelsächsische Genesis, Halle 1875. Aus dem Stil ist jetzt erwiesen, daß die von Sievers und Braune vertretene Ansicht, die Genesis und der Heliand stammen von demselben Verfasser, falsch war, daß beide Dichtungen von verschiedenen Verfassern herrühren. Edw. Schröder, ZfdA. 44, 223—232, Jellinek, ZfdA. 39, AfdA. 21, 204 ff., Gering, ZfdPh. 33, 433—437, besonders Behaghel, Der Heliand und die altsächsische Genesis, Gießen 1902; Fr. Pauls, Studien zur altsächs. Genesis, Diss., Leipzig 1902; derf., Zur Stilistik der altsächsischen Genesis, PBB. 30, 192—207; Ehrismann, a. a. O. 1, 167 ff.

S. 44. Muspilli. MSD. Nr. 3 und 2; 3. A. 30—41; Braune, Nr. 30 und S. 189 f.; Piper, Ältere d. Lit. S. 149—157; Kelle, Ltg. 1, 139—146, 358—361; Kögel, Ltg. 1, 317—332 u. Ergänzungsheft zu Bd. 1, S. 25 f.; PGr. 2. A., S. 109—112. Steinmeyr, Ergebnisse S. 213 f.; F. Vetter, Zum Muspilli und zur germ. Alliterationspoesie, Wien 1872; derf., Zum Muspilli, Kritisches und Dogmatisches, Germania 16, 121—155; E. Joseph, Die Komposition des Muspilli, ZfdA. 42, 172 ff. G. Grau, Quellen und Verwandtschaften der älteren german. Vorstellungen des Jüngsten Gerichtes, Halle 1908, 219 f.; G. Nölle, Die Legende von den fünfzehn Vorzeichen vor dem Jüngst. Gerichte. PBB. 6, 413—476. — Baesecke, Muspilli, SBW. 1918. K. Neuschel, Untersuchungen zu den deutschen Weltgerichtsdichtungen des 11. bis 15. Jhs., I. Gedichte des 11. bis 13. Jhs., Leipziger Diss. 1895. B. Arzeuberger, Gesch. der christl. Eschatologie innerhalb der vornicänischen Zeit, Freiburg i. Br. 1896. MSD. 2, 3. A. 37 f.; G. Neckel, Studien zu den german. Dichtungen vom Weltuntergang. (Heidelberger SB. 1918). Ehrismann, a. a. O. 1, 141 ff.

S. 46. Otfrieds Evangelienbuch. Nach E. G. Graff (1831), der dem Buche den Namen „Krist" gab, wurde es herausgegeben von J. Kelle, Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch, 1. Bd.: Text und Einleitung, Regensburg 1856; 2. Bd.: Die Formen- und Lautlehre der Sprache Otfrids, ebda. 1869; 3. Bd.: Glossar, ebda. 1881. — Weitere Ausgaben von: P. Piper mit Glossar u. Abriß der Grammatik, 2 Bde., Freiburg i. B. 1884; von O. Erdmann, Halle 1882 (German. Handbibl. von J. Zacher 5); Piper (Tübingen 1882) und Erdmann (Halle 1882) veranstalteten außerdem billige Textabdrücke mit Glossar.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Übersetzung: Von Kelle, Christi Leben und Lehre, besungen von Otfrid, aus dem Ahd. übersetzt, Prag 1870; von G. Rapp (Stuttgart 1858) und R. Fromme, Berlin 1928. O. Priese, Wortschatz des Otfried, Halle 1907; E. Pfeiffer, Otfried, der Dichter der Evangelienharmonie im Gewande seiner Zeit. Eine literar- u. kulturhist. Studie, Göttingen 1905; Martin, O. v. W., ADB. 24, 259 ff. — A. Schönbach, Otfridstudien 1—4, ZfdA. 38. u. 39. Bd., besonders 39, 375—390 (Sonderabdrücke); R. v. Raumer, Gesch. der german. Philologie, München 1870; Paul, Gesch. der germ. Philologie in PGr. 2. A., Straßburg 1897 u. Sonderabdruck. A. L. Plumhoff, Beiträge zu den Quellen Otfrieds, Kieler Diss., Bitterfeld 1898 u. ZfdPh. 31, 32 f.; P. Schütze, Beiträge zur Poetik Otfrieds, Kiel 1887; H. Bork, Chronolog. Studien zu O.s Evangelienbuch, Leipzig 1927. L. Wolff, Untersuchungen zu O.s Reimkunst, ZfdA. 60. Wilmanns, Metrische Untersuchungen über die Sprache Otfrids, ZfdA. 16; derf., über O.s Vers- u. Wortbetonung, ebda. 27; derf., Der altdeutsche Reimvers, Beitr. zur Gesch. der älteren deutschen Lit., H. 3, Bonn 1887. — Sievers, Die Entstehung des deutschen Reimverses, PBB. 13, 121—166; E. Holzwarth, Zu O.s Reim, Diss. Leipzig 1909. W. Schnatmeyer, Otfrids und seines Evangelienbuches persönliche Eigenart, Greifswalder Diss. 1908; Ehrismann, a. a. O. 1, 171 ff.

S. 48. Bittgesang an den hl. Petrus. MSD. Nr. 9 u. 2, 3. A. 61—64; Braune, Lb. Nr. 33 u. S. 194; Piper, Alt. d. Lit., S. 263 ff.; Kögel, Litg. 2, 108—110, PGr. 3. A. 123 f.; Hoffmann, Fundgruben 1 (1830), S. 1; H. F. Maßmann, Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8. bis zum 12. Jahrhundert, Quedlinburg 1839, S. 52; H. Wolf, über die Lais, Sequenzen u. Leiche, Heidelberg 1841, bes. S. 29, 192 f. — über die Neumen: Scherer in MSD. 2, 3. A. 57 f., 83—85, 119—121. O. Fleischer, Neumenstudien, 2 Bde., Leipzig 1895—1897; Riemann, Handbuch der Musikgeschichte, Bd. 2, Leipzig 1905. P. Wagner, Neumenkunde, Collectanea Friburg, N. F. 6, Freiburg i. d. Schw. 1905; Ehrismann, a. a. O. 1. 195 ff.

S. 49. Christus und die Samariterin. MSD. Nr. 10 u. 2, 3. A. 64—71; Braune, Nr. 34; **Augsburger Gebet.** MSD. Nr. 14, Braune, LB. Nr. 37; freie **Bearbeitung des 138. Psalms,** MSD. Nr. 13, Braune, Lb. 38. **Gebet des Sigihard.** MSD. Nr. 15, Braune, Lb. Nr. 37. Das **Georgslied.** MSD. Nr. 17, Braune Nr. 35, Steinmeyer Nr. 19. Ehrismann, a. a. O. 1, 203 ff.

S. 50. Ludwigslied. MSD Nr. 11, Braune Nr. 36, Steinmeyer Nr. 16. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, Bd. 2, S. 152 ff.; Ehrismann, a. a. O. 1, 220 ff.; S. Habermann, Die Metrik der kleineren ahd. Reimgedichte. 1909.

S. 53. Ratperts Lobgesang auf den hl. Gallus. MSD. Nr. 12; älteste Ausgabe: J. Grimm u. A. Schmeller, Lateinische Gedichte des 10. u. 11. Jahrhdts. 1838; Hattemer, Denkmale des MA. (1844), 337—344. Vgl. W. v. Unwerth, 1. Vers u. Strophe von R.s Lobg., PBB. 42, 111 ff.; Ehrismann 1, 208 ff.

2. Lateinische Hof- und Klosterdichtung und deutsche Prosa unter den sächsischen und den ersten salischen Königen.

S. 55. Waltharius manu fortis. Ausgaben: J. Grimm und Schmeller, Lat. Gedichte des 10. Jhs., Stuttgart 1873; R. Peiper, Ekkehardi primi Waltharius, Berlin 1873; J. V. Scheffel u. A. Holder, Lat. Text u. deutsche Übersetzung, mit Kommentar, Stuttgart 1874. H. Althof, Waltharii Poesis, 2 Bde., mit Kommentar, Wort- und Sachregister, Leipzig 1899—1905; A. Strecker, Eckehardi Waltharius, Berlin, 2. A., 1924. J. W. Beck, Eckehards Waltharius, Groningen, 1908; K. Preisendanz, Bern 1924. — übersetzungen: Scheffel in seiner und Holders Ausgabe und in seinem Roman Ekkehard; Fr. Linnig, Walther von Aquitanien, Heldengedicht in 12 Gesängen, mit Beitr. zur Heldensage und Mythologie, Paderborn, 3. A., 1900; H. Althof, Das Waltharilied (Göschen 46), Leipzig 1896; derf., Größere Ausgabe, ebda. 1902 (beste Übersetzung); Böttticher, Denkmäler 1; H. Drees (LB. 4170); P. von Winterfeld, Des St. Gallener Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund, Innsbruck 1879. — Literatur: W. Meyer, Der Dichter des Waltharius, ZfdA. 43, 113—146; derf., Philologische Bemerkungen zum Waltharius, SBM. 1873, S. 538 ff.; Strecker, Ekkehard und Virgil, ZfdA. 42, 339 bis 365; R. Heinzel, über die Walthersage, SBB. 117 (1888); Steinmeyer, Ergebnisse, S. 230—233. Baechtold, Gesch. der d. Lit. in der Schweiz, S. 39—58; Ebert, Litg. 3, 265—276; Kögel, Litg. 2, 274—340; Strecker, Probleme in der Waltharius-forschung, Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum 1899, Bd. 3, 573 f. u. 620 ff. Ehrismann, a. a. O. 1, 384 ff. mit Lit. u. Erläuterung; G. Neckel, Das Gedicht von W. (GRM. 9); R. Riech, Zur Frage nach dem Verf. des Walthariliedes (ZfdPh. 51), will nachweisen, daß nicht der St. Galler Ekkehard, sondern ein Straßburger Mönch Geraldus der Verf. der erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts entstandenen Dichtung sei. Dagegen E. Sievers, PBB. 51; K. Strecker, mlat. D. in RL. 2, 387 f. mit Lit.

S. 58. Physiologus. Der ältere Ph., MSD. Nr. 82. Braune Nr. 25. — F. Lauchert, Geschichte des Physiologus, Straßburg 1889. Dort auch Verzeichnis der Lit. und ebenso bei Ehrismann 1, 234 ff.; K. Ahrens, Gesch. des sog. Physiologus, Progr., Plön 1885; W. Kühlhorn, RL. 3, 363 f.

S. 58. Tiersage. J. Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834; K. Müllenhoff, ZfdA. 18, 1 ff.; Wilhelm, Denkm. S. 4—20; L. Sudre, Les sources du roman de Renard. Paris 1892. W. Kühlhorn, Tierdichtung, RL. 3, 363 f.; Literatur bei Ehrismann, a. a. O., 2. Teil, 1. Hälfte, S. 224 ff.

S. 59. Ecbasis cuiusdam captivi. Ausgaben: J. Grimm, Lat. Gedichte, S. 243—330; E. Voigt, Ecbasis cuiusdam captivi, das älteste Tierepos des MA. QuF. 8, Straßburg 1875, Text und Abhandlg., woselbst S. V—VII die Lit.; dazu R. Peiper, ZfdA. 20, AfdA. 2, 87—114, Fr. Seiler, ZfdPh. 8, 362—374. Zarncke, Berichte der sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1890 (42), 109—126. Ehrismann 2, 370 ff.; E. Steinmeyer, Ergebnisse 234; Piper, Alt. d. Lit. 289—299; W. Kühlhorn, RL. 3, 363. übersetzung: E. Greßler, Dresden 1910.

S. 60. Ysengrinus, hg. von E. Voigt, Halle 1884. Unter dem Titel Reinardus abgedr. bei J. Grimm, Reinhart Fuchs, 1834.

S. 61. Hrotsvith. Älteste Ausgabe der Dramen von Konrad Celtes, Nürnberg 1501; Leibniz, Scriptores rerum Brunsviciensium 2, 319 ff., die Primordia; K. A. Barack, Die Werke der Hrotsvitha, Nürnberg 1858; dazu Bartsch German. 3, 375 ff.; Hauptausgaben: Paulus de Winterfeld, Hrotsvithae opera, Scriptores rerum germanicarum in usum scholarum separatim editi, Berolini 1902; dazu K. Strecker, ZfdA. 47, AfdA. 29, 34—53; K. Strecker, Hrotsvithae opera omnia. Lipsiae 1906. übersetzungen: J. Bendixen, Das älteste Drama in Deutschland oder die Komödien der Nonne Hrotsvitha von Gandersheim, übersetzt u. erläutert, Altona 1850—1853; Piltz, Die Dramen der Roswitha von G. (LB.); von H. Knauer, Berlin 1930. — G. Freytag, De Hrosvitha poetria, adiecta est comoedia Abraham, Breslau 1839; R. Koepke, Hrotsuit von G., Ottonische Studien, 2, Berlin 1869; Piper, Alt. d. Lit. S. 231—335; Kelle, Litg. 391 f., 374 f.; Wattenbach 1, 7. A. 370 f.; M. Herrmann, Terenz in Deutschland, Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 3, 6.; J. Aschbach, Roswitha und Konrad Celtes, 2. A., Wien 1868; Aschbachs Behauptung, die Werke der Dichterin seien eine Fälschung Konrad Celtes', widerlegt R. Köpke in: Die älteste deutsche Dichterin, ein kulturgeschicht. Bild a. d. 10. Jh., Breslau 1896; derf., Hrotsvit v. G. Zur Litg. des 10. Jahrhunderts, 1869.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

E. v. Tymen, Hroswitha, Erzählung a. d. 10. Jahrhundert, Breslau 1895. Hrotswithas Ottolied übersetzte und erläuterte W. Gundlach, Innsbruck 1894; P. v. Winterfeld, Hrotsvits literarische Stellung, 1902; Ehrismann, Lit. u. Abhdlg. 1, 378 ff.; K. Strecker in: Mittellateinische Dichtung in Deutschland in NA. 2, 396 mit Lit. Weitere Lit. in Die Lit. 32, 401.

S. 62. Ruodlieb. Ausgaben: J. A. Schmeller in Grimm und Schmeller, Lat. Ged. S. 127—240; jetzige Hauptausgabe: Fr. Seiler, Ruodlieb, der älteste Roman des MA.s, nebst Epigrammen, mit Einleitg., Anmerkungen und Glossar. Halle 1882. Dazu L. Leistner, ZfdA. 27, AfdA. 9, 70—106. — **Übersetzungen:** M. Heym, Ruodlieb, Leipzig 1897; v. Winterfeld in „Deutsche Dichter des lat. MA.", hg. von H. Reich (491—503); S. Singer, Ruodlieb, Festschr. für Zwierzina 1924. — Lit.: Steinmeyer, Ergebnisse S. 233; Kögel, Litg. 2, 342—512. Ehrismann, a. a. O. 1, 397 ff.

S. 64. Sequenzen. K. Bartsch, Die lat. Sequenzen des MA.s, Rostock 1868; A. Schubiger, Die Sängerschule St. Gallen, Einsiedeln 1858; P. von Winterfeld, Über die Dichterschule St. Gallen und der Reichenau in „Gesammelte Abhandlungen zur mittelatein. Rhythmik", Bd. 1, S. 2 f.; F. Wolf, Über die Lais, Sequenzen und Leiche, Heidelberg 1841, bes. S. 29 ff. und 117 ff.; Willmanns, Welche Sequenzen hat Notker verfaßt? ZfdA. 15, 267 bis 294; Hymnen und Sequenzen. Übertragungen aus den lat. Dichtern der Kirche vom 4. bis 15. Jhd. von F. Wolters, Berlin 1914; S. Singer, Die Dichterschule von St. Gallen, Leipzig 1922. — **Modi.** MSD. Nr. 19—24; Kelle, Litg. 1, 203 ff., Kögel, Litg. 2, 254 f.; Ebert, Überlieferungen 80 f.; derf., Lat. Lit. des MA. 3, 343 f. **Übersetzung:** M. Heyne, Altdeutsch-latein. Spielmannsgedichte des 10. Jhs., Göttingen 1900.

S. 64. Notker der Stammler (Balbulus). A. Schubiger, a. a. O.; Wattenbach, Deutschlds. Geschichtsquellen, 1. Bd., 7. A.; Kögel, Litg. 1. Bd.; ADB. 24; J. Werner, Notkers Sequenzen, Aarau 1901; O. Denk in Lpädag. 3, 947. Ausgabe der Gesta Caroli von Notker Balbulus von G. Meyer v. Knonau, St. Gallen, 1918; kleine Ausgabe 1920; deutsch von K. Brügmann.

S. 65. Der altdeutsche Spielmann. P. v. Winterfeld, Mimus und Spielleute, a. a. O. 470 f.; H. Reich, Der Mimus, Bd. 1, 2 (1903); F. Vogt, Leben und Dichten der Spielleute im MA., Halle 1876; Th. Hampe, Die fahrenden Leute in der Vergangenheit, 2. A., Jena 1924; W. Hertz, Spielmannsbuch, 3. A., Stuttg. 1905; M. Heyne, Altdeutsch-lat. Spielmannsgedichte des 10. Jhdts., 1900; A. Schönbach, SWW. 142 (1900), S. 56—89; A. Brandl, Spielmannsverhältnisse in frühmittelengl. Zeit, SWW. 41 (1910), S. 873—892.

S. 65. De Henrico: MSD. Nr. 18; Braune, Lb. Nr. 39, Steinmeyer Nr. 23. Kögel, Litg. 2, 126—136; Kelle, Litg. 1, 191—196; H. Meyer, Jb. für nd. Sprachforschung 23 (1897), 899—91; Piper, Alt. d. Lit. S. 301 f., Nachträge S. 221 f.

S. 67. Notker Labeo. Seine Werke, hg. von Hattemer, Denkmale der deutschen Sprache, 2. u. 3. Bd., St. Gallen 1845—1849; vgl. dazu E. Steinmeyer, ZfdA. 17 und AfdA. 3. P. Piper, Die Schriften Notkers und seiner Schule, Freiburg, 3 Bde., 1882; Notkers Psalmen nach der Wiener Handschr. hg. von R. Heinzel u. W. Scherer, Straßburg 1876. Kelle, Litg. 1, 232 f., 393 f.; Bächthold, ZfdA. 31, 189 f.; PGr. 2, 141 f.; Kögel, Litg. 2, 598—626; G. Meier, Gesch. der Schule von St. Gallen, Jb. f. schweiz. Gesch. 10 (1885); v. Knonau, ADB. 24, 39—41; Piper, Alt. d. Lit., S. 270; 337—439; Baechtold, Gesch. d. d. Lit. i. d. Schweiz 61 f.; P. Hoffmann, Die Mischprosa Notkers des Deutschen, Berlin 1910; derf., Der mittelalterliche Mensch, gesehen aus Welt u. Umwelt Notkers des Deutschen, Gotha 1922; H. Naumann, Notkers Boethius. QuF. 121, Straßburg 1913; E. Henrici, Die Quellen von N.s Psalmen, QuF. 29; Ehrismann, a. a. O. 1, 406 f. O. Denk, N., in Lpädag. 3, 947, mit Lit.

Dritte Periode.

Die letzten Salier und die ersten Kreuzzüge.

1. Deutsche geistliche Dichtung und Anfänge des geistlichen Dramas.

S. 74. E. Sackur, Die **Cluniacenser** in ihrer kirchlichen und allgemeingeschichtlichen Wirksamkeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts, Halle 1892—1894, 2 Bde.; W. Scherer, Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit, Straßburg 1875, 2 Bde.; M. Grabmann, Die Philosophie des Mittelalters, Berlin 1921; R. Stroppel, Liturgie und geistliche Dichtung 1050—1300, Frankfurt a. M. 1927; H. v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung, Stuttgart, 4. A. 1923, besorgt v. H. Preller. Sammlungen von deutschen Gedichten dieses Zeitraums: MSD. Nr. 30—47; E. Kraus, Deutsche Gedichte des 12. Jhs., Halle 1894; A. Waag, Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jhs., 2. A., Halle 1916; K. A. Hahn, Gedichte des 12. u. 13. Jhs., Quedlinburg 1840; J. Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12 Jhs. (Vorauer Hdschrift), Wien 1849; Th. G. v. Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jhs., Wien 1846; P. Piper, Die geistliche Dichtung des Mittelalters, bei K. 3, I; H. F. Maßmann, Deutsche Gedichte des 12. Jhs., Quedlinburg u. Leipzig 1837; H. Hoffmann, Fundgruben, Breslau 1837, 2 Bde. — Vollständige Lit. und ausführliche Abhandlungen über die Gedichte bei Ehrismann, a. a. O. 1. u. 2. Teil. — **Ezzoleich.** Hg. MSD. Nr. 31; Braune Nr. 43, Waag Nr. 1, Diemer S. 317—330, A. Barack, Ahd. Funde, ZfdA. 23, 209—216, Ezzos Gesang von den Wundern Christi und Notkers Memento mori in phototyp. Fakf. der Straßburger Handschr., 4. Tafeln, Straßburg 1879. — Konr. Hofmann, SBM. 1871, S. 293—328; Wilmanns, Ezzos Gesang, Bonner Univ.-Progr. 1887; H. de Boor, ZfdPh. 51, 246 ff.; W. Krogmann, Neuphilologische Mitteilungen 28; W. Mettin, Die Komposition des Ezzoleiches, Diss., Halle 1892; Kelle, Die Quelle von Ezzos Gesang, WSB. 129 (1893); J. B. Krallinger, Der Ezzoleich, Progr., München 1894—95; Ehrismann, a. a. O. 2, 40 f. **Memento mori.** Hg. von K. A. Barack, s. oben; MSD. Nr. 30, Braune Nr. 42, Piper, Lb. des Ahd. u. As. S. 192. W. Scherer, ZfdA. 24, 426—450; Kraus, ZfG. 45 133 f.; P. Habermann, Die kleineren ahd. Reimgedichte, S. 78 bis 96 und 167—193; Ehrismann, a. a. O. 2, 184 ff.

S. 79. Vom Rechte. Ausg.: Karajan, DSpr. S. 3—16, Waag, Kl. d. Ged. S. 70—87, Kraus, AfdA. 17, 24 f. — derf., „Vom Rechte" und „Die Hochzeit", SWW. 123, 4. Abhandlg., dazu Schröder AfdA. 17, 287—301; Ehrismann, a. a. O. 2, 196 ff. — **Die Wahrheit.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 85—90, Waag, Kl. Ged., 2. A., S. 135 bis 141. — E. Weede, Kieler Diss. 1891, dazu Rödiger, Archiv 88, 408 f.; Ehrismann, a. a. O. 2, 194 ff. — **Der Wilde Mann.** Ausg.: K. Köhn, Die Gedichte des Wilden Mannes u. Wernhers vom Niederrhein, Schriften zur Germ. Philol., 6. H. 1891, dazu Leitzmann, Archiv 88, 410 ff., Kraus, AfdA. 19, 54—69; Ehrismann, a. a. O. 2, 126 ff. — **Summa Theologiae.** Ausg.: MSD. Nr. 34 und 2, 3. A. 202—231, Waag, Kl. d. Ged., 2. A. 16—27, Diemer, D. Ged. S. 91—103 („Die Schöpfung"); Kraus, ZfG. 45. 134 f.; Ehrismann, a. a. O. 2, 53 ff. — **Die Hochzeit.** Ausg.: Karajan, DSpr. S. 19—44; Waag, Kl. d. Ged. S. 87—123; Piper, Ged. 2, 87—80; H. Löhner, Berl. Diss. 1887; Ehrismann, 2, 200 ff. — **Das Lob Salomons.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 105—114, MSD. Nr. 35, Waag, Kl. d. Ged., 2. A. 27—35. — Ehrismann, 2, 99 ff. — **Die drei Jünglinge im Feuerofen.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 117—119, MSD. Nr. 36, Waag, Kl. d. Ged., 2. A. S. 36—38. — Kraus, ZfG. 45, 138 f.; Ehrismann, 2, 102 ff. — **Judith.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 119—123, MSD. Nr. 37, Waag, Kl. d. Ged., 2. A. S. 38—43. — Wallner, PBB. 43, 181 ff., Ehrismann, 2, 103 ff. — **Jüngere Judith.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 125—180. — Kelle, 2, 155 f., 356 f. — **Makkabäer.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ausg.: G. Schmidt, Halberstädter Gymn. Progr. 1881; Kraus, D. Ged. S. 25—29 und 147—157; Ehrismann, 2, 115 f.

S. 80. Wiener Genesis. H. Hoffmann, Fundgr. Bd. 2, 9 ff., Breslau 1837; Graff, Diut. 3, 90—112; Maßmann, D. Ged. 2, 158 f., 235—310; Genesis u. Exodus nach der Milstätter Hdschr. hg., 2 Bde., Wien 1862; dazu Vech, Germ. 8, 466—482. — E. Koßmann, Die altdeutsche Exodus, Straßburg 1886. — über die Wiener u. Milstätter Hdschr. der Genesis, Progr., Tetschen 1904; A. Weller, Die frühmhd. Wiener Genesis, Göttingen 1912. Weitere Lit. PGr. 2, 164 und Ehrismann, 2, 78 ff. — **Vorauer Genesis.** Ausg. von Diemer, D. Ged. 1—85. — **Marienlob.** Diemer, a. a. O. S. 69. — **Gesch. Moses.** Diemer, a. a. O. S. 32, 1—69; neu hg. von Piper, ZfdPh. 20, 257 bis 289, 430—474. — Ehrismann, 2, 991 ff.

S. 81. Gedichte der Frau Ava. Ausg.: Hoffmann, Fundgr. 1, 127—204; Diemer, D. Ged. S. 227—292; krit. Ausg. von Piper, ZfdPh. 19, 129—196, 275—321. — A. Langguth, Untersuchungen über die Ged. der Ava, Budapest 1880; dazu Steinmeyer, DLZ. 1880, 296 f.; H. de Boor, Frühmittelhochdeutsche Studien, Halle 1926.

S. 82. Friedberger Christ und Antichrist. Ausg.: Weigand, ZfdA. 7, 442—448 u. vollständiger ebda. 8, 258 bis 274; MSD. Nr. 33, Piper, Höf. Ep. bei K. 3, 715—721. — Schönbach, ZfdA. 33, 367 ff. — **Priester Arnold. Von der Siebenzahl.** Ausg.: Diemer, D. Ged. 331—357. — **Wernher vom Niederrhein.** Ausg.: W. Grimm, W. v. N., Göttingen 1839; Köhn, Die Ged. des Wilden Mannes u. W.s v. N., Schriften zur Germ. Philol., 6. H. 1891; dazu Leitzmann, Archiv 88, 410 ff. Ehrismann, 2, 126 ff. — **Baumgartenberger, Johannes der Täufer.** Ausg.: Graff, Diut. 3, 277—279, Hoffmann, Fundgr. 2, 139—141, Kraus, D. Ged. S. 12—15 und 101—111. — **Das Anegenge.** Ausg. bei Hahn, Ged. S. 1—40. — E. Schröder, Das A., QuF. 44 (1881); Teuber, über die vom Dichter des A. benutzten Quellen, PBB. 24, 249—360; Ehrismann, 2, 58 ff. — **Des armen Hartmann** Rede vom Glauben. Ausg.: Maßmann, D. Ged. S. 1—42; Anfang u. Schluß in Graffs Diut. 1, 303—307 u. Hoffmanns Fundgr. 1, 256 f. — F. v. d. Leyen, Germ. Abh. H. 14.; K. Reissenberger, über H.s Rede vom Gl., Leipz., Diss., 1881. Ehrismann, 2, 62 ff.

S. 83. Milstätter Sündenklage. Ausg.: Karajan, DSpr. S. 45—57; Rödiger, ZfdA. 20, 255—323. Ehrismann, 2. 177 f. — **Vorauer Sündenklage.** Ausg. von Diemer. D. Ged. S. 293—316. — Schröder, Heimat u. Überlieferung der V. S., ZfdA. 35, 417—434; A. Müller, Breslauer Diss. 1887; Ehrismann, 2, 178 ff. — **Rheinauer Pilatus.** Ausg.: Graff, Diut. 2, 297—301. Kraus, D. Ged. 7—12 u. 77—101. Ehrismann, 2, 180 f. — **Heinrich von Melk.** Ausg.: Erinnerung an den Tod; Maßmann, D. Ged. 2. 343—357; J. Diemer, PBB. 16,SBB. 18 (1856) 271—310. Priesterleben: Haupt, AdBll. 1, 217—238. Beide Gedichte: R. Heinzel, H. v. M. 1867 (Hauptwerk über H. v. M.); dazu: Kochendörffer, ZfdA. 35, 187—204, 281—315; Th. Baunack, ZfdA. 54, 99—116 u. 57, 49—94; O. Lorenz, H. v. Melk, der Juvenal der Ritterzeit, Halle 1886; J. Kelle, Litg. 2, 84 f.; Ehrismann, 2, 186 ff.

S. 84. Marienverehrung. St. Beissel, Gesch. der Verehrung Mariens in Deutschld., Freiburg 1909 ff. — **Melker Marienlied.** Ausg.: MSD. Nr. 39, Hoffmann, Fundgr. 2, 142—144; W. Wackernagel, ad. Lesebuch, 3. A. 163 bis 166; J. Strobl, Wien 1870; dazu Scherer, ZÖG. 21, 187—193; Waag, 2. A. 173—176; Scherer, QuF. 12, 55 f.; Beissel, 114 ff.; Ehrismann, 2, 210 ff.

S. 85. Arnsteiner Marienleich. Ausg.: Benecke, ZfdA. 2, 193—199; MSD. Nr. 38; Waag, Kl. d. Ged., 2. A. S. 124—134. — Scherer, ZÖG. 19, 736 u. Kl. Schr. 589 f.; derf.: QuF. 12, 37 f.; Beissel 114 ff.

S. 86. Mariensequenz aus Muri. Ausg.: Lachmann, Rh. Mus. Bd. 3 (1829), Kl. Schr. S. 330—334; Wackernagel, Lb., 3. A. S. 259—262; MSD. Nr. 42; Waag, Kl. Ged. S. 178—180. — V. d. Leyen, Kl. Beitr. S. 62 ff. **Mariensequenz aus St. Lambrecht.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 384; MSD. Nr. 41; Waag, Kl. Ged. S. 176 f. — **Marienlob.** Ausg.: Diemer, D. Ged. S. 69, 6—72; MSD. Nr. 40. — Münscher, Marbg. Diss. 1908. — **Drei Lieder von der Jungfrau.** Ausg.: von Hoffmann, Fundgr. 2, 145—212; von Jul. Feifalis, Wien 1860; C. Wesle, Halle 1927. — J. W. Bruinier, Diss., Greifswald 1890; dazu K. Kochendörffer, AfdA. 19, 137—150; Beissel, 117 ff.; Ehrismann, 217 ff.

S. 88. Vespasian und **Veronika** stammen vom Wilden Mann (s. oben). — **Pilatus.** Ausg.: Mone, Anz. f. K. d. d. Vorzeit 4, 434—446, Maßmann, D. Ged. S. 145—152, Weinhold, ZfdPh. 253—288, Müllenhoff, Ad. Sprachproben, 3. A. 101—107. — Sprenger, ZfdPh. 7, 368 (Textkrit.); Steinmeyer, Münch. Mus. 3, 155 ff.; Ehrismann, 2, 157 ff. — **Tobias vom Pfaffen Lamprecht.** Abgedr. und bespr. von H. Degering, PBB. 41, 528—553; Ehrismann, 2, 110 ff.

S. 89. Tundalus. Ausg.: Albers Tnugdalus in Hahn, Ged. S. 41—63, der mfrk., Tundalus u. Albers Tnugdalus zusammen hg. von A. Wagner, Visio Tnugdali, lat. u. altdeutsch, Erlangen 1882, dazu E. Voigt, AfdA. 8, 350—368. — Sprenger, Albers Tundalus, Diss., Halle 1875.

S. 90. Patrizius. Ausg.: Keinz u. Bartsch, Germ. 31, 56—74; Kraus, D. Ged. 30—35; 157—182. — Ehrismann, 2, 162.

S. 92. Mittelfränkisches Legendar, hg. von H. Busch, Halle 1879. — **Willirams Paraphrase des Hohen Liedes.** Ausg.: Seemüller, Die Handschriften u. Quellen von Willirams deutscher Paraphrase des H. L. QuF. 24 und Kritische Ausgabe (mit Glossar) QuF. 28; dazu Pietsch, ZfdPh. 99, 227—240, 10, 214—227. — Scherer, Leben Willirams, SBB. 53; Th. Wiedemann, Österr. Vierteljahrschr. für kath. Theologie 3 (1864), 83—114; — H. Reichau, Willram, Abt zu Ebersberg. Progr., Magdeburg 1877. — Die Bearbeitung des 12. Jhs. hg. v. J. Haupt, Das hohe Lied, übersetzt von Willram, erklärt von Nilindis u. Herrat, Wien 1864; J. Seemüller, Straßburg 1878; Junghans, Diss., Berlin 1893. Vgl. PBB. 3, 491 f. — Ehrismann 2, 18 ff.

S. 93. Himmel und Hölle. Ausg.: Neuß, ZfdA. 3, 443—445, MSD. Nr. 30, Piper, Lesebuch des Ahd. u. Afr. 192—195, Steinmeyer, Kl. ad. Spr. 153—155; Ehrismann, 2, 134 ff.

S. 96. Osterfeiern und Osterspiele. G. Milchsack, Die Oster- und Passionsspiele, Wolfenbüttel 1880, I: Die lateinischen Osterfeiern; K. Lange, Die lateinischen Osterfeiern, München 1887; E. de Coussemaker, Drames liturgiques du moyen-âge, Paris 1861; W. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas, Bd. 1, 2. A., Halle 1911; L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhdt., Halle 1889; Et. Wilken, Gesch. der geistl. Spiele in Deutschld., 1872; R. Heinzel, Abhandlungen zum altd. Drama, SBB. Bd. 134, 1896; derf., Beschreibung des geistl. Schausp.s im d. MA., Hamburg 1898; W. Meyer, Fragmenta Burana, Berlin 1901. J. Klapper, Der Ursprung der lat. Osterfeiern, ZfdPh. 50, 46—58; Gautier, Histoire de la poésie liturgique au Moyen âge. I Les tropes. 1886. K. Anz, Die lat. Magierspiele. 1905. Du Meril, Les origines lat. du théâtre moderne. 1897. L. Schwietering, über den liturgischen Ursprung der mittelalterlichen geistl. Spiele, ZfdA. 62, 1—20; R. Froning, Das Drama des MA.s, bei K. Bd. 14, 1. Teil; W. Stammler, Das mittelalterliche Drama, NL. 1, 224 ff.; R. Arnold, Das deutsche Drama, S. 5 ff. (Hauptwerk).

S. 98. Das **Freisinger Spiel,** hg. von K. Weinhold, Weihnachtsspiele u. -lieder in Süddeutschld. u. Schlesien, Graz 1853, 56 ff.; der Ordo Rachelis (Klage Rachels um die ermordeten Kinder), ebda. 62 ff.; bei Froning, K. 14, 3, 871 ff., in den Carmina Burana, LB. 16, 80 ff. — Das **Benediktbeurer Spiel** bei Froning, a. a. O. 875 f.

S. 99. Das Tegernseer Antichristspiel, hg. von Froning, bei K. 14, 1. Teil; Fr. Wilhelm, Münchener Texte, H. 1, München 1912; Deutsche übersetzg. v. G. v. Zezschwitz, Das Drama vom Ende des röm. Kaisertums, Leipzig 1878,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von J. Wedde, Das Drama vom röm. Reich deutscher Nation. Hamburg 1878, von F. Vetter, Das Tegernseer Spiel vom deutschen Kaisertum u. vom Antichrist, München 1914. Vgl. ZfdA. Bd. 24, 450 ff.

2. Weltliche Stoffe von Geistlichen in Spielmannsart behandelt.

S. 100. Merigarto. Hg. von: H. Hoffmann, Prag 1834; MSD. Nr. 32; Braune, Lb. Nr. 41; Wackernagel, Leseb. S. 317—320. — Grienberger, PBB. S. 45, 417—429; Ehrismann, 2, 231 ff.

S. 101. Annolied. Ausg. von: A. Bezzenberger, Quedlinburg 1848; J. Kehrein, Frankf. a. M. 1865; am besten von M. Rödiger, Mon. Germ., Deutsche Chroniken Bd. 1, Abt. 2. — Übersetzg.: A. Stern (UB. Nr. 1416). — Willmanns, über das Annolied, PBB. H. 2, 1886; Holtzmann, Der Dichter des Annol., Germ. 2, 1—48. Ehrismann, 2, 144 ff.

S. 102. Kaiserchronik. Hg. von Diemer (nach der Vorauer Hdschr.), Wien 1849; von Maßmann, mit Erläuterungen, 3 Bde., Quedlinburg 1849—1854, von E. Schröder in den Mon. Germ., Deutsche Chroniken, Bd. 1, Abt. 1, Hannover 1892. — Röhrscheidt Studien zur Kaiserchronik, Diss., Göttingen 1907. C. Wesle, Kaiserchronik u. Rolandslied, PBB. 48. — H. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche Kchr., München 1874; dazu W. Scherer, ZfdA. 18, 298 ff.; Ehrismann, 2, 267 ff. — St. Teubert Crescentia-Studien, Diss., Halle 1916.

S. 105. Alexanderlied. Ausg. von: K. Kinzel, Germ. Handbibl. 6, Halle 1884, Diemer, D. Ged. S. 183—226, Maßmann, Denkm. S. 16—75 u. Ged. 1, 64—144 (Straßburger Hdschr.); R. M. Werner, Die Baseler Bearbeitg. von Lambr. Alexander. LW. Bd. 154, H. E. Müller, München 1823 (Münchener Texte 12). — A. Schmidt, über das Alexanderlied des Alberic von Besançon u. sein Verhältnis zur antiken Überlieferung. Bremen, Diss., Bonn 1896. Zur Heimat Lambrechts: J. Kuhnt, Lamprechts Alexander, Untersuchung der Verfasserfrage nach den Reimen, Greifswalder Diss., Halle 1915; H. de Boor, Frühmittelhochdeutsche Studien, Halle 1926, S. 5—149 „Vom Vorauer zum Straßburger Alexander"; Historia Alexandri Magni, hg. von W. Kroll, Berlin 1926; Ehrismann, 2. Teil, 1, S. 235 ff.; derf., Die Antike in der Blütezeit des MA.s, 2. Teil, 2, 1, S. 11 ff. mit reicher Lit.; über dasselbe Thema berichten: E. Stemplinger im NL. 1, 49 ff. (Alexander der Gr. S. 49 f.); derf., Vom Altertum zur Gegenwart, 1921; M. Manitius, Gesch. der lat. Lit. des MA.s, 1. u. 2. Teil, 1911, 1923; A. Baumgartner, Die lat. u. griech. Lit. der christlichen Völker, 4. A., Freiburg 1905; das grundlegende, aber veraltete Werk ist C. L. Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.

3. Spielmannsdichtungen.

S. 109. P. Piper, Die Spielmannsdichtg. bei K., Bd. 2, 1. u. 2. Abtlg.; W. Scherer, Gesch. der deutschen Dichtung im 11. u. 12. Jahrhdt., QuF. 12; H. Tardel, Untersuchungen zur mhd. Spielmannspoesie, Diss., Rostock 1894; Kögel, Litg. 1, 2 S. 105 ff.; Ehrismann, a. a. O. 2, 1 S. 284 ff.; Fr. Panzer, Italische Normannen in deutscher Heldensage, 1925; F. Vogt, Gesch. der mhd. Lit., 3. A., § 15 und 16; H. Naumann, Spielmannsdichtung, in NL. 2, 255 ff., sucht nachzuweisen, daß für die vielen Dichtungen, die unter dem Namen Spielleute oder Vaganten laufen, erst der strikte Beweis ihrer spielmännischen Verfasserschaft erbracht werden müßte, ehe sie in der Kategorie der Spielleute belassen werden dürfen, und nimmt für sie gebildete Leute (Kleriker) als Verfasser an. Vgl. H. Naumann, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffes Spielmann, in DV. 2, (1924), S. 777 ff.; Auswahl von Spielmannsdichtungen von Piper in K. Bd. 2.

S. 110. König Rother. Ausgaben: Hoffmann, Fundgr. 1, 215—219, Maßmann, D. Ged. S. 157 ff., 162—234, H. Rückert, Deutsche Dichtungen des MA., 1. Bd., 1872, K. v. Bahder (Altd. Textbib. 6), Halle 1884, J. de Vries, Heidelberg 1922, Th. Frings u. J. Kuhnt, Bonn 1922. — Geschmackvoll umgebildet wurde das Lied von E. Taubert, Berlin 1883. — übersetzt von: G. Legerlotz, Bielefeld 1904, G. B. Klee, Gütersloh 1880, H. Zimmer, Berlin 1924 (Hendels Bibl. 352). — Edzardi, Untersuchungen über K. R., Leipziger Diss. 1874 u. Germ. 18, 385—453, 20, 403—421; v. Bahder, Germ. 29, 229—243, 257—300; Fr. Pogatscher, Zur Entstehungsgesch. des mhd. Ged. vom K. R., Halle 1913; H. Bührig, Die Sage vom K. R., Göttinger Diss. 1889. Vgl. auch Heusler, RgA. 3, 533, wo weitere Lit., u. besonders Ehrismann 2, 290 ff.; Piper, Spielm.-Dichtung bei K., Bd. 2, 1. Nach Panzers Untersuchungen kann der Verfasser des „Rother" nur ein Kleriker im Dienste des welfisch gesinnten, normannenfreundlichen bayerischen Hochadels sein: Fr. Panzer, Erzbischof Albero von Trier und die deutschen Spielmannssagen. Germ. Abhandlg., H. Paul dargebracht, S. 303—332.

S. 107. Das Rolandslied. Ausgaben: W. Grimm, Göttingen 1838, Bartsch, Leipzig 1874, C. Wesle, mit Erläuterungen, Bonn 1928. — übersetzungen: Ottmann (UB.), Chr. Stecher, Graz 1880. — Piper, Spielm.-D. 2, 14—94; Höf. Ep. 3, 712 f.; Steinmeyer, ADB. 16, 638; W. Wald, über Konrad, den Dichter des deutschen R.liedes. E. Schulze, Wirkung und Verbreitung des deutschen R.liedes, Diss., Hamburg 1927; Schröder, Die Heimat des d. R.liedes, ZfdA. 27, 70—82; W. Golther, Das R.lied des Pfaffen Konrad, München 1887; das franz. Rolandslied, zu dem J. Winkler die Lit. verzeichnet (Das Rolandslied, Heidelberg 1919), verdeutschte W. Hertz, Stuttg. 1861. Ehrismann 2, 255 ff.; Piper, Spielm.-D., bei K. Bd. 2, 2.

S. 112. Herzog Ernst. Hg. von K. Bartsch, Wien 1869. Die ostfränkische Dichtung des 13. Jhs., die Zwierzina (ZfdA. 44, 289) dem Ulrich von Eschenbach zuweist, ist in F. H. v. d. Hagens u. J. G. Büschings deutschen Gedichten des MA., Bd. 1, Berlin 1808, herausgegeben; vgl. dazu F. Ahlgrimm, Untersuchungen über die Gothaer Hdschr. des Herzogs E., Kiel 1890. Piper, Spielmannsdichtg., bei K. Bd. 2, 1. — O. Engelhardt, Hüon von Bordeaux u. Herzog E., Tübingen 1903; L. Jordan, Quellen u. Komposition vom Herzog E., Archiv, Bd. 113, S. 328 ff.; K. Sonnenborn, Die Gestaltung der Sage vom Herzog E. in der altd. Literat., Diss., Göttingen 1916; P. Lehmann, Gesta Ernesti ducis in SBM. 1927.

S. 113. König Oswald. Krit. Ausg. von G. Baesecke, Der Münchener Oswald, German. Abh. 28, 1907; — dazu Wilmanns, GGA. 1909, 108—127; Baesecke, Der Wiener Oswald, German. Abh. 2, (1912). G. Fuchs, Der Wiener Oswald, German. Abh. 52 (1920). — A. Edzardi, Untersuchungen über die Ged. von St. Oswald, 1876; Berger, PBB. 11, 365—469; Helm, ebda, 40, 1—47; Piper, Spielm.-D., bei K. Bd. 2, 1. 2. Ehrismann 2, 338 ff. — Das Gedicht „Oswald" wird von Baesecke einem Heinrichauer Zisterzienser zugeschrieben. Vgl. Naumann, a. a. O. 266 f.

S. 114. König Orendel. Ausg.: v. d. Hagen, Der ungenähte Rock Christi, Berlin 1844, L. Ettmüller, Or. u. Bride, Zürich 1858, krit. Ausg.: A. E. Berger, Orendel, Bonn 1888. — übersetzt von K. Simrock (1845). — Müllenhoff, DAK. 1, 32—46; R. Heinzel, SBW. 1892; E. Tonnelat, Le roi Orendel, Strasbourg 1924; L. Beer, PBB. 13, 1—120, Ehrismann, 2, 337 ff.; Piper, Spielm.-D., bei K. Bd. 2, 1; R. Heinzel, über das Gedicht vom König Orendel, SBW. 126 (1892).

S. 115. Salman und Morolf. Ausg. in v. d. Hagen u. Büsching DGMA. 1. Bd., von Fr. Vogt, Salman und Morolf, Halle 1880; dazu Wilmanns, AfdA. 7, 274—301. — Piper, Spielm.-D., bei K. Bd. 2, 1, 196—229. Über die spätmittelalterlichen Umgestaltungen des Stoffes berichtet E. Schaubach, Haydens Salomon u. Markolf, Leipziger Diss. 1881. Vgl. auch W. Bernays Ausgabe des lat. Salomon et Marcolfus, Heidelberg 1914; Ehrismann, 2, 313 ff., Naumann, a. a. O. S. 267, will auch für diese unvornehmste aller hier genannten Spielmannsdichtun-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gen keinen halbgebildeten Landfahrer als Verfasser annehmen.

S. 117. Tiersage. Vgl. oben zu S. 58, 59, 60. — G. Martin, Roman de Renart, Straßburg 1882—1887, 3 Bde. u. Observations, Ausgabe des Reinhart mit den alten Bruchstücken, von K. Reißenberger, 2. A., Halle 1908, J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834, G. Baesecke und K. Voretzsch, Halle 1925. — übersetzt von G. Baesecke, Halle 1926. — A. Wallner, R. Fuchs, PBB. 17, und Reinhartfragen, ZfdA. 63; E. Schröder, Der Text des alten Reinhart, Göttingen 1926. — Verhältnis des Reinhart zur französischen Quelle: H. Büttner, Studien zu dem Roman du Renart, Straßburg 1908 u. C. Voretzsch, ZfromPh. 15, 124 f. u. Bd. 16, 1 ff., Halle 1892 und 1893; W. Kühlhorn, RL. 3, 360 ff. (mit Lit.) K. Strecker, ebda. 2, 388 ff. G. Baesecke, Heinrich der Glichezare, ZfdPh. 52 (1927), S. 1 ff.; nach H. Naumann „Spielmannsdichtung", RL., Seite 265 f., ist der Verfasser des „Reinhart Fuchs" ein gebildeter Mann und nicht vom Magister Nivardus, von der Ecbasis captivi und den kleineren Denkmälern der Tiersage zu trennen.

4. Vagantendichtung und Anfänge der ritterlichen Epik.

S. 119. Carmina Burana. Ausgaben von: J. A. Schmeller, 4. A., Breslau 1904, Faksimile Ausg., Leipzig 1927; Carmina Burana, krit. hg. von A. Hilka u. O. Schumann, 1. Bd. Texte; 2. Bd. Kommentar, Heidelberg 1930; die deutschen Lieder hg. von F. Lüers (Kleine Texte 148), 1922; u. von O. Schumann, Die deutschen Strophen der Carmina Burana, GRM. 14; Lat. u. deutsch von Manitius u. E. Uhlich, Jena 1927. — Die **Cambridger** Lieder, hg. von K. Strecker, Berlin 1927; W. Meyer, Fragmenta Burana, Göttingen 1901. — übersetzungen von Laistner, Galias, Studentenlieder aus dem MA., Stuttg. 1879 und K. Mischke, Berlin 1893. — über die Vagantendichtung schrieben: P. Lehmann, „Vagantendichtung" in Bayer. Blätter für das Gymnasialwesen 59 (1922), S. 192 ff. H. Brinkmann, GRM. 12, 118 ff.; Giesebrecht, Die Vaganten oder Goliarden u. ihre Lieder, Allgem. Monatsschr. für Wissensch. u. Lit. 1853, S. 10 ff.; O. Hubatsch, Die lat. Vagantenlieder des MA., 1870; N. Spiegel, Die Grundlagen der Vagantenposie, Würzbg. Gymn.-Progr. 1908; derf., Die Vaganten und ihre Orden, Progr., Speyer 1892; H. Süßmilch, Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jhs. als Kulturerscheinung (Beitrg. zur Kulturgesch. des MA. u. der Renaissance 25), 1918; P. Lehmann, Die Parodie im MA., 1922; Brinkmann, Goliarden, GRM. 12 (1924) 118; H. Naumann, Carmina Burana, in RL. 1, 164 ff. mit Lit.; H. Unger, De Ovidiana in Carminibus Buranis imitatione, Diss., Berlin 1914. H. Brinkmann, Gesch. der lat. Liebesdichtung im MA., 1925. W. H. Moll, Über den Einfluß der lat. Vagantendichtung auf die Lyrik Walthers v. d. V. und auf die seiner Epigonen, Amsterdam 1926. Die größte Sammlung kirchlicher Dichtungen, die von den Vaganten oft parodiert wurden, sind die Analecta hymnica, hg. von G. M. Dreves, fortgeführt von Cl. Blume. Bis jetzt 55 Bände. Auch F. J. Mone, Latein. Hymnen des MA., 3 Bde., 1853, ist noch zu benutzen. Vgl. dazu K. Strecker, mlat. Dichtung in RL. 2, 391 ff.

S. 120. Archipoeta. Dessen Gedichte wurden herausgegeben von Manitius, München 1913, übersetzt und erläutert von B. Schmeidler, Leipzig 1011, lateinisch und deutsch von W. Stapel, Hamburg 1927. — über „die Dichterpersönlichkeit des Archipoeta" berichten A. Brinkmann in GRM 13 (19925), S. 102 ff. und M. Buchner, Pseudoturpin, Reinald von Dassel und der Archipoeta. Z. f. französische Sprache u. Lit. 51.

S. 122. Älteste Minnesinger. W. Scherer, Deutsche Studien, Wien 1870—74, 1891 (2 Hefte); R. Becker, Der altheimische Minnesang, Halle 1882; A. E. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesangs, Graz 1898; derf., Die ältesten Minnesinger, SBW. 141 (1899).

S. 123. Herr von Kürenberg. MFr. 2; eine übersicht über die Kürenberg-Lit. bei K. Bühring, Das Kürenberg-Liederbuch, zwei Programme, Arnstadt 1900 u 1901. u. GRM. 15; Fr. Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenliedes, Wien 1862; widerlegt v. K. Vollmöller, Kürenberg u. die Nibelungen. 1874.

S. 124. Dietmar von Aist. MF. Nr. 7; Romain, D. v. A., PBB. 37.

S. 125. Burggraf von Regensburg. Meinloh von Sevlingen, Spervogel, MFr. Nr. 3—6.

5. Die ersten höfischen Romane.

S. 127. Graf Rudolf, hg. von W. Grimm, 2. A., 1844, von K. v. Kraus, mhd. Übungsbuch S. 54 ff., 2. A., Heidelberg 1926. — über die Quelle berichtet S. Singer. ZfdA. 30, S. 379; die Bruchstücke ordnet G. Holzmann, PBB 18; vgl. auch J. Bethmann, Untersuchungen über das mhd. Gedicht vom Grafen Rudolf, Berlin 1904; L. Kramp, Studien zur mhd. Dichtung von Gr. Rudolf, Diss., Bonn 1916; Ehrismann, a. a. O. 2. Teil, 2, 1. 58 ff. Lit. u. Abhandlg.

S. 128. Flore und Blancheflore. Floryis, hg. von Steinmeyer, ZfdA. 21, 307 ff. — Vgl. Germania Bd. 26, 64 u. Bd 29, 137 ff. (bes. S. 189—192); O. M. Johnston, Origin of the legend Floire and Blancheflor, Leland Stanford Univers 1911; Ehrismann, a. a. O., 2. Teil 2, 1. S. 64 f.

S. 128. Eilhart von Oberg. Tristant und Isalde, hg. von F. Lichtenstein, QuF. 19 (Straßburg 1878), und von K. Wagner, Bonn 1924. Neu entdeckte Bruchstücke, hg. von Degering, PBB. 41, 513 ff. — W. Golther, Tristan u. Isolde in den Dichtungen des MA.s und der neuen Zeit, Leipzig 1907; E. Gierlach, Zur Sprache von Eilharts Tristrant, Prag 1908; Le roman de Tristan par Beroul, publié par E. Muret, Paris 1903; Le roman de Tristan par Thomas, publié par J. Bédier, Paris 1902 bis 1905, 2 Bde., E. Kölbing, Die nordische und englische Version der Tristansage, Heilbronn 1883; Gertr. Schoepperle, Tristan and Isolt. A study of the Romance. Vol. II, Frankfurt-London 1913; J. Kelemina, Gesch. der Tristansage nach den Dichtungen des MA.s, Wien 1923; F. Ranke, Tristan u. Isold, München 1925; J. Gombert, Eilh. v. O. u. Gottfried von Straßburg, Rotterdam 1927; Steinmeyer, ADB. 24, 91 ff., Heinzel, Gottfrieds v. Str. Tristan und seine Quellen, ZfdA. 14, 272 bis 447; Ehrismann, a. a. O., 2. Teil, 2, 1, Lit. u. Abhandlg. S. 65 ff.

Vierte Periode.

Die Hohenstaufen. Blütezeit der mhd. Dichtung.

1. Das höfische Epos.

S. 133. Kulturgeschichtliches. G. Grupp, Kulturgeschichte des MA.s, Stuttgart., 3. A. 1895. E. Michael, Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters, Freiburg i. Br. 1915, 6 Bde.; Lamprecht, Deutsche Geschichte, besonders 3. Bd., 2. A. S. 166—252, Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 2, A., Dahlmann-Waitz, Quellenkunde 8. A., 1912 Inhaltsverzeichnis S. 8. J. Hoops RgA., 4 Bde., Straßburg 1816. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 7 Bde , 1. Bd. 20. A., Freiburg i. B. 1913. A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 2 Bde., 2. A. 1880. Derf., Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert, 1892. K. Weinhold, a. a. O., 2 Bde., Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 11. A., Bd. 1 und 2; M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert, 1899 ff. — Ehrismann, a. a. O., 2. Teil, 2, 1. Die geistigen Grundbedingungen S. 3—33, mit Literaturnach-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

weisen; Ed. Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs, 4. A., 1923; K. Werner, Der Entwicklungsgang der mittelalterlichen Psychologie von Alkuin bis Albertus Magnus, Denkschr. der Wiener Akademie 25 (1873), 69 ff. M. Grabmann, Die Gesch. der scholastischen Methode. 2 Bde. 1911. Vgl. dazu die zu S. 74 verzeichn. Lit.

S. 133. Heinrich von Veldeke. Nachweise zu seinem Leben u. Geschlechte in A. Kempeners H. v. V. en de bron van zijne Servatius, Antwerp. 1913, Bartsch, Germ. 5, 406—431 und Ehrismann, 2. Teil, 2, 1, S. 78 ff.

S. 134. Servatius, hg. von P. Piper, bei K. 4. Bd., 1 Abt. und J. H. Bormanns, Maestricht 1858. Lit. zum Servatius: Ehrismann, a. a. O. S. 83; O. Greifeld, Servatius, eine oberdeutsche Legende, Diss., Berlin 1887; Fr. Wilhelm, S. Servatius oder Wie das erste Reis in deutscher Zunge geimpft wurde, München 1910; derf., Die Quellen in Veldekes Servatius, Münchener Museum 4, 124 ff. — **Eneide,** hg. von O. Behaghel, Heilbronn 1882. K. v. Kraus, H. v. V. u. die mhd. Dichtersprache, Halle 1890; Die Quelle zur Eneide: Eneas publié par I. Salverda de Grave, Halle 1891; B. Farley, Die Eneide H.s v. V. u. der Roman d'Eneas, Diss., Jena 1910; R. M. Meyer, ADB. 39, 365 ff.; J. van Dam, Das Veldeke-Problem, Groningen 1924; H. Noetteken, Die epische Kunst H.s v. V., Halle 1887; D. Comparetti, Virgil im MA. (Deutsche Ausg.), Leipzig 1875; G. Zappert, Virgils Fortleben im MA., 1851. — E. Stemplinger, Antike Literatur, in NL. 1, 49 ff.; besonders H. Cysarz, Antikisierende Dichtung, ebda. 1, 62 ff., mit erschöpfender Lit.; Chalevius, a. a. O. 1, 102 ff., Veldeke und Virgils Aneide; E. Wörner, Vergil u. Heinr. von Veldeke, ZfdPh. 3, 106—160; A. Decker, Vergleich Vergils mit H. v. V., Progr., Treptow a. d. Pega 1884; E. Faral, Recherches sur les sources latines des contes et romans du moyen âge, Paris 1913. Vgl. Ehrismann a. a. O., 2. Teil, 2, 1, S. 86 ff.

S. 138. Athis und Prophilias. Die Bruchstücke, hg. in Diut. 1, 1 ff. W. Grimm, Abhandlungen der preuß. Akad. zu Berlin 1846; derf., Die Sage von A. u. Pr., ZfdA. 12, 185 ff.; derf., Kl. Schr. 3, 212 ff.; Kraus, mhd. Übungsbuch, Heidelberg 1912, S. 72 ff., 244 ff. Lit. u. Abh. bei Ehrismann, a. a. O., 2. Teil, 2, 1 S. 112 ff. — **Moritz von Craon,** hg. von E. Schröder, 2. A. mit ausführl. Einleitung, Berlin 1913, 3. A. ebda. 1921; G. Rosenhagen, Deutsches und Französisches in M. v. C., DW. 2; nach R. Meyers Hypothese ist der Moritz von Craon ein Teil des umbechane Bliggers von Steinnach, ZfdA. 399, 305 ff.; Lit. u. Abhd. bei Ehrismann, a. a. O. S. 127 ff.

S. 136. Herbort von Fritzlar. W. Reuß, Die dichterische Persönlichkeit, H.s v. Fr., Diss., Gießen 1896; liet von Troye, hg. von K. Frommann, Quedlinburg 1837; dazu derf. Germ. 2, 49 ff.; E. Schröder, Beiträge zur Textkritik H.s v. F., Nachrichten von d. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1918; Le roman de Troie par Benoit de St. Maure. Publié par L. Constans. Paris 1904—07; W. Greiff, Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojanersage, Marburg 1896; H. Dunger, Die Sage vom trojanischen Kriege in den Bearbeitungen des MA.s u. in ihren antiken Quellen, Leipzig 1869; Bartsch, H. v. Fr., ADB. 8, 117 ff.; Lit. u. Abhdl. bei Ehrismann, a. a. O., 2. Teil, 2, 1 S. 95 ff.

S. 137. Albrecht von Halberstadt. Seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids ist uns in Jörg Wickrams Bearbeitung von 1545 in dessen Werken Bd. 8, hg. v. J. Bolte, LV. Bd. 237 u. 241 überliefert, das Original nur in Bruchstücken, ZfdA. 11, 360 ff., Germania 10, 237 ff. — K. Bartsch, A. v. H. u. Ovid im MA., Quedlinburg 1861; O. Runge, Die Metamorphosenverdeutschung A.s v. H., Berlin 1908 (Pal. 73); Baesecke, ZfdA. 50, 306 ff. u. 51, 163 ff. E. Schröder, Der deutsche Ovid, ebda. 51, 174 ff. u. 52, 360 ff.; K. Ludwig, Zur Chronologie A.s v. Halberstadt, Heidelberg 1915; ADB. 10, 400; D. von Kralik, Der Prolog zur Ovidsverdeutschung A.s v. H., Wien 1928 (Festschrift für M. H. Jellinek); Lit. u. Abhdlg. bei Ehrismann, a. a. O. 2. Teil, 2, 1 S. 106 ff.

S. 138. Hartmann von Aue. A. E. Schönbach, über Hartmann von Aue, Graz 1894; H. Piquet, Etude sur Hartmann d'Aue, Paris 1898; L. Schmid, Des Minnesingers H. v. A. Stand, Heimat u. Geschlecht, Tübingen 1874; E. Martin, Die Heimat H.s v. A. im Alemannia 30 (1903), 35—43. Vgl. auch A. Schulte, ZfdA. 41, 261 ff.; A. Sozin, Alemannia 25, 35 ff. — Sämtliche Werke H.s (mit Erläuterungen) von F. Bech, 3. A., Leipzig 1891; Auswahl von Piper, K. 4, 1. — H. Noetteken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke u. H.s v. A., Halle 1887; L. J. Bos, The diction and rimetechnic of Hartmann von Aue, New York u. Leipzig 1890; K. Zwierzina, Beobachtungen zum Reimgebrauch H.s v. A. u. Wolframs, Halle 1898; derf., Mhd. Studien, ZfdA. 44, 45, bestimmt die Reihenfolge der Werke H.s; Ehrismann, ZfdA. 56; derf., Gesch. d. d. L. 2. Teil, 2, 1 S. 141 ff. Lit. u. Abhdlg.; derf., Hartmanns Stil u. Metrik, ebda. 205.ff. mit Literatur.

S. 139. Minnelieder. MF Nr. 21; Die Büchlein mit dem Armen Heinrich, hg. von M. Haupt, 2. A., Leipzig 1881, besorgt durch E. Martin; H. Kauffmann, H.s Lyrik, Danzig 1885; F. Saran, H. v. A. als Lyriker, Halle 1889 u. PBB. 23, S. 1 ff.; Ehrismann, a. a. O. 147 ff. u. 151 ff. — Die **Artussage:** Gaston Paris in der Histoire littéraire de la France, Bd. 30, Paris 1888; H. Zimmer, GGA. 1890, S. 525 ff.; G. Ehrismann, Märchen im höfischen Epos, PBB. 30, 114 ff.; Brown, Iwain, a study in the origin of Arthurian romance in Studies and notes in philology and literature, Bd. 8, S. 1 ff.; J. D. Bruce, The evolution of Arthurian Romance from the beginnings down to the year 1300, Göttingen 1923, 2 Bde. (grundlegendes Werk für die Artusforschung); S. Singer, Die Artussage, Bern 1926; E. K. Chambers, Arthur of Britain, London 1927; Galfried von Monmouth, hg. v. San Marte, Halle 1854; H. Zimmer, Nennius vindicatus, Berlin 1893; R. S. Loomis, Celtic Myth and Arthurian Romance, New York 1927; J. Loth, Contributions à l'étude des romans de la table ronde, Paris 1912; Panzer, Merlin, LW. 227 (1902) mit Lit.; Ehrismann; Artussage und Artusroman, a. a. O., 2. Teil, 2, 1 S. 133 ff. mit reicher Lit.

S. 140. Erec, hg. von M. Haupt, 2. A., Leipzig 1871; übersetzt von S. O. Fistes, Halle 1881. R. Zenkes, Die Quellen von H.s Erek, Zf. für franz. Sprache u. Lit. 45; K. Dreyer, H. v. Aue u. seine französische Quelle; O. Reck, Verhältnis des Hartmannschen Erek zur franz. Vorlage, Greifswald 1897; Ehrismann, a. a. O., S. 161 ff. Lit. u. Abhdlg.

S. 142. Das sogenannte **zweite Büchlein** sucht K. Kraus als unecht zu erweisen, Halle 1888.— **Iwein,** hg. von G. F. Benecke u. K. Lachmann, 5. A. besorgt durch L. Wolff, Berlin 1926; hg. von E. Henrici, Halle 1893. Übersetzt von W. Graf Baudissin (1845) und F. Koch, 1848; — F. Settegast, H.s Iwein verglichen mit seiner altfranz. Quelle, Marbg. 1873; G. Gärtner, Der Iwein des H. v. A. und der Chevalier au lion des Chrestien von Troyes, Breslau 1875; B. Gaster, Vergleich des Hartmannschen Iwein mit dem Löwenritter Chrestiens, Greifswald 18996; L. Blume, Über den Iwein des H. v. A., Wien 1879; R. Putz, Chrestiens „Ywain" und H.s nach ihrem Gedankengehalt verglichen, Diss., Erlangen 1927. Nach F. Vogt, Gesch. der mhd. Lit. 193 ging der Iwein dem Erec voraus. Vgl. auch die Aufsätze von E. Richter u. H. Sparnaay in ZfromPh. 39, 46; Des Christian von Troyes Erec und Iwein, hg. von W. Förster, Halle 1890, 1902; derf., Einleitg. zum Wörterbuch zu Kristian von Troyes, Halle 1914. Benecke, Wörterb. zu H.s Iwein, Göttingen, 3. A. von Borchling, Leipzig 1901; Ehrismann, a. a. O., S. 172 ff. Lit. u Abhdg.

S. 145. Gregorius. Hg. von K. Lachmann, Berlin 1838 und H. Paul, 9. A., Halle 1910, wo auch die Lit. über Gregorius angegeben ist. Übersetzt von S. O. Fistes, 2. A., Halle 1855 und K. Pannier (UB.). Vgl. auch J. Klapper, Erzählungen des MA.s, Breslau 1914 und O. Neussel, über die altfranz., mhd. und mittelengl. Bearbeitungen der Sage von Gregorius, Diss., Halle 1886; Ehrismann, a. a. O., Lit. u. Abhdlg., S. 184 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 146. Arnoldi Lubecensis Gregorius, hg. von G. v. Buchwald, Kiel 1886. — **Der arme Heinrich,** hg. von den Brüdern Grimm, Berlin 1815, von M. Haupt, 2. A. von Martin, Leipzig 1881, von W. Wackernagel und E. Stadler (mit Erläuterungen), Basel 1911, von B. Schulz, Leipzig 1871, Piper, Höf. Epos bei K., Bd. 4, Abt. 2, von H. Paul, 6. A., Halle 1921, von E. Gierlach, 2. A., Heidelberg 1925, dazu Untersuchungen zum A. H., ZfdA. 53—55. Von den vielen Übersetzern seien genannt: H. v. Wolzogen (UB.), K. Simrock, G. Böttticher (1891). Überarbeitet von R. Borchardt, Will Vesper (1905), Ebner, Hausmann, Jos. Führich (mit Zeichnungen), W. Grimm, Prosa-Übertr. mit Holzschnitten. Ehrismann, a. a. O., Lit. u. Abhdlg., S. 196 ff. Vgl. J. Klapper, Die Legende vom A. H., Progr., Breslau 1914 u. H. Tardel, Der A. H. in der neueren Dichtung.

S. 147. Über das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Hartmann von Aue und **Ulrich von Zatzikhoven** s. Vogt, Geschichte der mhd. Literatur 195. — **Lanzelet,** hg. von K. A. Hahn, Frankfurt 1845. J. Bächthold, Der Lanzelet des U. v. Z., Frauenfeld 1870; P. Schütze, Das volkstümliche Element im Stile des U. v. Z., Diss., Greifswald 1883.

S. 148. Wolfram von Eschenbach. Lebensgeschichte. A. Schulz (Dn. Sail-Marte), Leben u. Dichten W.s v. E., 2 Bde., Magdeburg 1836, 3. A., Halle 1887, dazu Hertz, Lbl. 1887, 293 ff.; J. A. Schmeller, über W.s v. E., des altdeutschen Dichters, Heimat, Grab u. Wappen 1837; E. Martin, W. v. E., 1903; A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgesch. W.s v. E., Frankf. a. M. 1922; G. Roethe, Deutsche Reden, 1927; G. Weber, W. v. E., 2 Bde., Frankfurt a. M. 1928; Steinmeyer, ADB. 6, 340—46; R. Fritsch, über W.s v. E. Religiosität? Diss., Leipzig 1892; A. Sattler, Die religiösen Anschauungen W.s v. E., Graz 1895. Lamprecht, D. Gesch., 2. A. (1895), S. 237 ff. K. Laserstein, W.s v. E. germanische Sendung, Berlin 1928; Böttticher, Ergebnisse Seite 273; die Einleitungen zu den Ausgaben und Übersetzungen, bzw. Erläuterungen der Werke Wolframs v. Eschenbach, besonders Ehrismann, a. a. O. 213 ff. Gesamtausgaben: von Lachmann, Berlin 1833 (grundlegend), 6. A. v. E. Hartl 1926; Piper, bei K. Bd. 5 in 4 Teilen; gekürzt: A. Leitzmann, Altd. Textbibl. Nr. 12—16, 5 Hefte, 2. A. 1926. Literatur: G. Böttticher, Die W.-Lit. seit Lachmann, Berlin 1880; dazu JB. 1880, 186 f.; 1881, 150 f; Panzer, Bibliogr. zu W. v. E., München 1897; Ehrismann, a. a. O. 212; Wolframprobleme, GRM. 1.

S. 152. Der Gral. F. Michel, Le roman du Saint Graal, 1841; Gräße, Die großen Sagenkreise des MA., 1842; San Marte, über den Bildungsgang der Gral- u. Parzivaldichtung, ZfdPh. 22; Zarncke, Zur Geschichte der Gralsage, PBB. 3, 304 ff.; Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gr., ihre Entwicklung u. dichterische Ausbildung in Frankr. u. Deutschland im 12. u. 13. Jahrhdt., Leipzig 1877; dazu Bartsch, Germ. 23, 247 ff.; E. Hucher, Le saint Graal, 3 Bde., 1874; A. Nutt, Studies on the Legend of the Holy Grail, London 1888; G. Gietmann, Ein Gralbuch, Freiburg 1889; R. Heinzel, Gralromane, Denkschr. d. Akad. der Wissensch. in Wien 1891; dazu E. Martin, AfdA. 18, 253 ff.; derf., Untersuchungen zur Gralssage, QuF. 42; Ed. Wechßler, Die Sage vom hl. Gral in ihrer Entwicklung bis auf R. Wagners Parsival; derf., über die verschiedenen Redaktionen des Robert von Boron zugeschrieb. Graal-Lancelot-Zyklus 1895; G. Paris, Perceval et la légende du Saint Graal (Societ. hist. et Cercle St.-Simon, Bull. Nr. 1) 1893; R. v. Kralik, Die Gralsage gesch. u. erläutert, Kulturstudien, Münster i. W., 2. A., 1907; W. Golther, Die Gralsage bei W. v. E., Univ.-Vortrag, Rostock 1910; P. Hagen, Der Gral, QuF. 85 (1900); F. Zarncke, Der Graltempel, Leipzig 1876; W. Staerk, über den Ursprung der Grallegende, Tübingen 1903; A. N. Weselofsky, Zur Frage über die Heimat der Legende vom heiligen Gral, Archiv für slavische Philologie 23, Berlin 1901; L. E. Iselin, Der morgenländische Ursprung der Grallegende, Halle 1909; Th. Sterzenbach, Ursprung der Sage vom Gral, Münster 1908; V. Junk, Gralsage und Graldichtung des MA., SBW. 168 (1911), Abh. 4, 2. A. 1912; L. v. Schroeder, Die Wurzeln der Sage vom hl. Gral, SBW. 166 (1910), 2. A. 1911; Dostal, Die Heimat der Gralsage, Progr., Kremsier 1914 und Dostal-Wickler, 2 Hefte, ebda., 1915; Fr. Kampers, Das Lichtland der Seelen u. der hl. Graal, der Görresgesellschaft 2. Vereinsschr. 1916; K. Burdach, Longinus u. der Gral. Der Ursprung der Grallegende, Der Longinusspeer im eschatologischen Lichte (Vorspiel = Ges. Schr. 1. Bd., 1. Teil); Ehrismann, a. a. O., Lit. u. Abhdlg. 246 ff.; derf., über W.s Stil u. Metrik, a. a. O. 264 ff. mit Lit.; F. Rohr, Parzival u. der hl. Gral, Hildesheim 1922; Golther, Der Gral in den französ. u. deutschen Gedichten des MA.s, Der Türmer 1923; vgl. auch Fr. Vogt, Gesch. der mhd. Lit., 2. A., Straßburg 1902. — Sonderdruck aus PGr. 22. A. W. Golther, Parzival u. der Gral in der Dichtung des MA.s u. der Neuzeit, 1925 (zitiert als Gralbuch). Über die neueren Dichter, die das Gralrätsel zu lösen suchten, vgl. Muncker, SBM. 1902, S. 325 b. 383; O. Mensendieck, Die Gral-Parzivalsage u. R. Wagners Parsifal, 1914; Golther, Ges. Aufsätze, S. 173—193; derf. Gralb. S. 290—368. Noch im 14. Jahrhdt. wurde der Parzival von zwei elsässischen Reimern, Claus Wisse u. Philipp Colin, durch einen, den französischen Fortsetzern entnommenen riesenhaften Einschub erweitert, hg. von K. Schorbach, Straßburg 1888; dazu K. Marquardt, Die Verskunst des neuen Parzival, Königsberg 1916.

S. 155. Parzival. Ausgaben. Außer Lachmann, Piper (K. Bd. 5, 1) u. Leitzmann (s. o.) gaben den Parzival heraus: K. Bartsch (mit Titurel), Die Klassiker des MA.s, 9—11, 3 Bde. mit Erläuterungen, 4. A. durch M. Marti, mit wertvoller Einl., Leipzig 1927, E. Martin, Germ. Handbibl. 9, 2 Bde. (Text u. Kommentar), Halle 1903, Auswahl bei Göschen Nr. 921, mit Anmerkg. und Wörterb. — Übersetzungen: Das Gesamtwerk W.s übersetzte San Marte (Leben u. Dichten, s. o.), den Parzival Bodmer (in Hexametern) u. ebenso den Wilhelm von Orange (in zwei Gesängen) 1774, Parz. u. Titurel K. Simrock, 2 Bde. (der 2. Bd. mit Einleitung 491—580 u. Anmerkg., 1849), hg. v. Klee 1907, den Parzival G. Böttticher, 4. A. 1912, am besten, jedoch nicht vollständig, W. Hertz, 5. A. 1911, mit wertvollen Erläuterungen; K. Pannier (UB.), 2 Bde., 3. A., Leipzig 1902, Th. Matthias, W. v. E. Werke im Geiste des Dichters erneuert, 2 Bde., Hambg. 1925, E. Engelmann, nach der Quelle des W. v. E. und des Christian von Troyes für das deutsche Haus bearbeitet Stuttg. 1888 (prachtvoll ausgestattet). — Bartsch, W.s Parzival als psycholog. Epos (1871), Ges. Vorträge u. Aufsätze 1883; K. B. Piderit, Bilder aus Parcival, Gütersloh 1875; G. Böttticher, Das Hohelied vom Rittertum, Berlin 1886; G. Gietmann, Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen, Freiburg i. Br. 1887; P. Hagen, Untersuchungen über Kiot, ZfdA. 45, 187—217; Chrestiens Gralroman, hg. von Chr. Potwin, Mons 1866; dazu derf., Bibliographie de Chrestien de Troyes, Paris 1866; S. Singer, Zu Wolframs Parzival, Halle 1898; Bahnisch, Untersuchungen über die Darstellung u. über die Zeichnung der Charaktere in W.s Parzival, Progr., Danzig 1880; K. Kinzel, Die Frau in W.s Parzival, ZfdPh 21, 48—73; R. Heinzel, über W.s Parzival, WSB. 130 (894); Baist, Parzival u. der Gral, Freiburg 1909; J. Seeber, Die leitenden Ideen im Parzival, im Histor. Jb. der Görres-Gesellsch. 2 (1881); Englert, Das Problem des Lebens u. W.s Parzival i. d. Zeitschr. „Der kathol. Seelsorger" 12, Paderborn 1900; Weiß, Apologie, 3. Bd., 3. A., 492 f.; K. Domanig, Parcival-Studien Paderborn 1880; R. Palgen, Der Stein der Weisen, Quellenstudien zum Parzival, 1922; J. Büchel, Die Bezeichnungen für psychologische Begriffe in W.s Parzival, 1925; Harro Devet Jensen, Wolfram u. sein Werk. Der Stil des Parzival als Ausdruck der Persönlichkeit W.s und seiner Anteilnahme am Geschehen der Handlung, Marburger Diss. 1927; E. Hartl, Die Textgesch. des Wolframschen Parzival, in Germanisch u. Deutsch, 1. H., Berlin 1928; Fr. C. Schröder, Die Parzivalfrage, 1928; K. Kinzel, Zur Charakteristik des Wolframschen Stils, Hallenser

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Diss. 1873; G. Böttticher, über die Eigentümlichkeiten der Sprache Wolframs, Wiener Diss. 1876; K. Kant, Scherz u. Humor in W.s v. E. Dichtungen, 1878; O. Unger, Die Natur bei W. v. E., Greifswalder Diss. 1912; S. Singer, Wolframs Stil u. der Stoff des Parzival, SBW. Bd. 180 (1916); Chrestiens von Troyes, Contes de Graal, hg. v. G. Baist, Freiburg 1909; P. Hagen, Untersuchungen über Kiot, ZDU. 45, 187—217; K. v. Kraus, über W.s Parzival, München 1928; M. Gerhard, Der Entwicklungsroman, Halle 1926; G. Ehrismann, Dantes göttl. Komödie u. W.s v. E. P., Heidelberg 1922; A. Schreiber, Kyot u. Chrestien, ZfromPh. 48; F. Richey, Gahmuret Anschewin, Oxford 1923. Besonders ausführlich und gründlich und mit Benutzung der vollständigen Literatur gearbeitet sind die Abhandlungen über Parzival, Komposition und Darstellungskunst, Entstehungsweise des Parzival, die Quellen des Parzival, Vergleichung von W.s Parzival mit Chrestiens Conte de Graal, Die Entstehung des Stoffes, Der ethische u. religiöse Gehalt, Die Charaktere, Wolframs Stil u. Metrik von Ehrismann, a. a. O., S. 225 ff.

S. 162. Titurelbruchstücke. Ausgaben. S. zu S. 148 (Gesamtausgaben): bei Lachmann S. 391—420; Bartsch 3, 211—271; Piper bei K. 5. 1, 133—192; Martin 1, 46—52. 2, 35—37; Leitzmann H. 5, 157—178. — derf., Untersuchungen über W.s Titurel, PBB. 26 (1901), 93—156; K. Helm, Die Entstehungszeit von W.s Titurel, ZfdPh. 35 (1903), 196—203; P. Rogozinski, Der Stil in W.s v. E. Titurel, Jenaer Diss., Thorn 1903; über das Verhältnis zwischen Parz. u. Titurel: Domanig, Parzivalstudien, Herforth, ZfdA. 18, 231 ff., Stosch, ZfdA. 25 287 ff., Heinzel, SBW. 130, 2. 22 ff., 93 f.; L. Pohnert, Kritik u. Metrik von W.s Titurel, Prag 1908 = Prager Deutsche Studien, H. 8; Ehrismann, Lit. u. Abhdlg., a. a. O. 287 ff. P. Habermann, Titurelstrophe, NL. 3, 372; F. Richey, Schionatulander and Sigune, London 1927.

S. 163. Willehalm. Ausgaben (s. o. zu S. 162): bei Lachmann S. 423—639, Piper, bei K. Bd. 5, 1, Leitzmann H. 4. 5, die Bruchstücke der Großen Bilderhandschr. des Willehalm, hg. v. K. v. Amira, München 1921. Erneut wurde der W. von San Marte, Halle 1873. — Golther, Gesch. d. d. Lit. bei K. Bd. 163, 127—130; M. W. J. A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange, 2 Bde., La Haye 1854; Clarus, Herzog Wilh. von Aquitanien, München 1865; L. Gautier, Les épopées franç. Bd. 4, 2. A. 1882; Ph. A. Becker, Die altfranz., Wilhelmsage, Halle 1896; J. Bédie, Les légendes épiques 1: Le cycle de Guillaume d'Orange, Paris 1908; E. Benezé, Orendel, W. v. Orense u. Rob. der Teufel, Halle 1897; La bataille Aliscans, hg. von F. Guessard in Anciens poètes de la France, Bd. 10, Paris 1870; hg. von Wienbeck, Hartnacke, Rasch, Halle 1903; G. Rolin, Aliscans mit Berücksichtigung von W.s v. E. Willehalm, Leipzig 1894; dazu LBl. 1894, 331 f. u. E. Bernhardt, ZfdPh. 32 (1900), 36—57, der Kolins Ansicht, der Willehalm sei ein vollständiges Gedicht, zurückweist; San-Marte, über W.s v. E. Rittergedicht Wilhelm von Orange u. sein Verhältnis zu den altfranz. Dichtungen gleichen Inhaltes. Quedlinburg 1871; H. Saltzmann, W.s v. E. Willehalm u. seine französische Quelle, Progr., Pillau 1883; S. Seeber, über W.s Willehalm, Progr., Brixen 1884; Johanna Maria Nassau Noordewier, Bijdrage tot de beordeeling van den Willehalm, Groninger Diss., Delft 1901, dazu Bernhardt, ZfdPh. 34, 542—549; Susana Bacon, The source of W.s Willehalm, Sprachen u. Dichtung, H. 4 (Lit. S. 3—10); Singer, Wolframs Willehalm, Bern 1918; Ehrismann, a. a. O. Lit. u. Abhandlg. 270 ff.

S. 151. Tagelieder. Lit.: W. de Gruyter, Das deutsche Tagelied, Diss., Leipzig 1887; dazu Roethe, AfdA. 16 (1890), S. 75 ff.; G. Schlaeger, Studien über das Tagelied, Jena 1895; Liederbuch der Klara Hätzlerin, hg. von Haltaus 1840, Nr. 1—27; G. Rosenhagen im NL. 3, 337 ff.; W. Scherer, Deutsche Studien 2, 51—60; Plenio, zu W.s Liedstil, PBB. 41, 47—128; Ehrismann, a. a. O. 295 ff.

S. 168. Gottfried von Straßburg. Tristan und Isolde. Ausgaben: Ch. H. Myller, Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jhdt., 2. Bd. 1875, mit Heinrichs von Freiberg Fortsetzg., E. v. Groote, Berlin 1821, mit Ulrichs v. Turheim Fortsetzg., Berlin 1821, v. d. Hagen, 2 Bde., Breslau 1823 mit beiden Fortsetzungen, Maßmann, Dichtungen des deutschen MA.s, Leipzig 1843 mit Ulr. v. T. Fortsetzung, R. Bechstein in Deutsche Klassiker des MA.s, Bd. 7. 8 mit Erläuterungen, 4. A., Leipzig 1923, Golther bei K. 4, 2 Teile, dort auch Auszüge aus Gottfrieds Fortsetzern, K. Marold I. (einziger) Teil, Teutonia 6, Leipzig 1906. — Übersetzungen von: Herm. Kurz, 3. Aufl., Stuttg. 1877, Simrock, 2 Teile, 2. A., Leipzig 1875, Pannier (UB.), W. Hertz (die beste) 7. A., besorgt durch G. Rosenhagen, Stuttg. 1927, mit wertvoller Einleitg. u. Anmerkgen. — Die allgem. Lit. über Tristan s. o. zu S. 138 (Eilhart v. Ob.) Zu Gottfried im besonderen beachte: Bechstein, ADB. 36, 502—506; F. Piquet, L'Originalité de G. de Str. dans son poème de Tr. et Is., Lille 1905; dazu Golther, ZfrzS. Spr. 29, 159 ff.; Herm. Fischer, SBM. 1916 (5. Abhandlg.); Joh. Kottenkamp, Zur Kritik u. Erklärung des Tristan G.s v. St., Göttinger Diss., 1879; R. Heinzel, über Gottfrieds Kunst, ZDG. Bd. 19, 563 ff., Wien 1868; derf., ZfdA. 14, 272—447; derf., Kl. Schr. S. 18—63, Heidelberg 1907; dazu Singer, Aufs. u. Vortr. S. 183 ff.; U. Stökle, Die theolog. Ausdrücke u. Wendungen im Tristan, Tübingen, Diss. 1915 (Ausz. in den Histor.-polit. Bll. 155, 573 ff., 663 ff.); F. Panzer, Personennamen bei Gottfried, Festgabe für Sievers 1896, 217 ff.; Bartsch, Vortr. u. Aufs. 1883, S. 132—157; Stiebeling, Stilistische Untersuchungen über Gottfr. u. seine beiden Fortsetzer, Diss., Leipzig 1905; W. Röttiger, Der heutige Stand der Tristanforschung, 1897; F. Ranke, Die Allegorie der Minnegrotte in G.s Tr., Berlin 1925. H. Rötteken, ZfdA. 34, 81 ff. R. Preuß, Straßburger Studien, Bd. 1, S. 1, Straßburg 1881; F. Bahnsch, Tristanstudien, Progr. Danzig 1885; M. Heidingsfeld, G. v. St. als Schüler Hartmanns, Leipz. 1887; K. Kraus, Wort u. Vers in G.s Tristan, ZfdA. 51, 301 ff.; E. Schlageter, Reimwörterb. zu G.s Tristan, Münchener Texte, Ergänzungsreihe 6. Heft 1926; H. Schneider, G. v. Str. (Elsaß-Lothr.), Jb. 1927; E. Nickel, Studien zum Liebesproblem bei G. v. Str., Königsberg 1927; P. Engel, Zum Stil G.s, Diss., Köln 1928; M. Czerwenka, Neuere Tristandichtungen, Wiener Diss. 1922; E. Duffus, Tristandichtungen des 19. Jhdts., Kölner Diss. 1924; Ehrismann, Lit. u. Abhandlg. über G.s Leben, Inhalt des Tr., Quelle des Tr., ethischen Gehalt u. Charaktere, Hervortreten der Persönlichkeit, Stil u. Technik der Darstellung, Deutsche Dichtungen nach Tr., Tristan als Mönch, hg. v. Paul, SBM. 1895, 317—427; Der niederfränk. Tr., hg. v. Lambel, Germ. 26, 356—364; Der Prosaroman von Tristant und Isolde, hg. von F. Pfaff, LB. Nr. 152; der französ. Prosaroman in deutscher Übersetzg. hg. von A. Bachmann, LB. 206 (1896); Das deutsche Volksbuch hg. von Pfaff, Freiburg 1887; Behandlungen des Stoffes bei Hans Sachs, A. W. Schlegel, Immermann, R. Wagner, a. a. O. 297 ff.

S. 173. Ulrich von Turheim. Ausgabe seiner Tristanfortsetzung in den Gottfriedausgaben (s. o.): über Inhalt u. Quelle seines Willehalm berichtet O. Kohl, ZfdPh. 13. Bd. (1881). — K. Busse, U. v. T., Pal. 121, Leipz. 1913; ADB. 7, 335; F. Wilhelm, Studien zu U. v. T. (Münchener Museum für Philolog. des MA.s u. der Renaissance 4).

S. 173. Heinrichs von Freiberg Tristan, hg. v. Bechstein, Leipzig 1877, in Deutsche Dichter des MA.s, Bd. 5, Gesamtausgabe von A. Bernt, Halle 1906. — Fr. Wiegand, H. v. F. in seinem Verhältnis zu Eilhart u. Ulrich, Diss., Rostock 1879; E. Kraus, H. v. F., 1889; ADB. 7, 335.

S. 174. über die Kunstanschauungen der Epigonen vgl. K. Vietor, Die Kunstanschauungen der höfischen Epigonen. PBB. 46.

S. 175. Wirnt von Gravenberg. Wigalois, hg. (mit Wörterb.) von G. F. Benecke, Berlin 1819, von F. Pfeiffer, Leipzig 1847, A. E. Schönbach, Heilbronn 1879, J. M. N. Kapteyn, Bonn 1926, übersetzt von W. Graf Baudissin 1848. Le chevalier de papegeau, hg. von F. Heuckenkamp, Halle 1896. Eine zweite, dem Wigalois verwandte Dichtung ist Renalds de Beaujeu „Der schöne Unbekannte" („Gaweins Sohn"). Diesen Bel inconnu gab

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hippeau heraus, Paris 1860. W. H. Schoffield, Studies on the Lebeaus desconus, Boston 1895; F. Saran, über W. v. G. und den Wigalois, 1896; derſ., PBB. 21, 22; R. Bethge, W. v. G., 1881; E. Medem, über das Abhängigkeitsverhältnis W.s v. G. von Hartmann v. Aue u. Wolfram v. E., Diſſ., Leipz. 1881. Fr. Hauſen, Die Kampfſchilderungen bei H. v. Aue u. W. v. G., Diſſ., Halle 1884; M. Irrgang, Zum Wigalois, Diſſ., Halle 1887; ADB. 9, 562.

S. 176. Heinrich von Türlin. Die Krone, hg. von G. H. J. Scholl, LV. Bd. 28, Stuttg. 1852, Der Mantel, von O. Warnatſch, Breslau 1883, ADB. 39, 20; K. Reißenberger, Zur Krone H. v. T.s, Graz 1879; Graber, H. v. T. und die Sprachform ſeiner Krone, ZfdPh. Bd. 42, 146 f.; Gülzow, Zur Stilkunde der Krone H.s v. T.s, Leipz. 1914, Teutonia H. 18. — **Strickers** Daniel, hg. v. G. Roſenhagen, Breslau 1894; derſ., Diſſ., Kiel 1890; Germ. Abhandl. H. 9; Karl der Gr., hg. von K. Bartſch, Quedlinbg. 1857; über die Geſch. der handſchrift. Überlieferung dieſes Gedichtes berichtet F. Wilhelm, Breslau 1894; L. Fränkel, Stricker, ADB. 36, 580, 40, 259; J. J. Amann, Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad, 1902; K. Waelzel, Reimwörterb. u. Verzeichn. der Reimwörter aus „Daniel von dem blühenden Tal“ u. dem „Pfaffen Amis“ von dem Stricker, Münchener Texte, Ergänz. Reihe 8, Bd. 1926.

S. 177. Wigamur, Der Ritter mit dem Adler, hg. von Hagen-Büſching, Deutſche Gedichte des MA.s 1, Berlin 1908 u. in K. v. Kraus Mhd. Übungsbuch, 2. A., Heidelberg 1926. — W. Linden, Studien zum W., Diſſ., Halle 1920. — **Edolanz,** hg. von A. E. Schönbach, SBW. 140 (1899); die Seitenſtettener Edolanz-Fragm. hg. Altd. Bl. 2, 148 ff., die Kärntner ZfdA. 25, 271 ff. — **Mai und Beaflor,** hg. v. F. Pfeiffer, Leipz. 1848. — **Reinbots von Dorn** Heiliger Georg, hg. von D. Hagen, Ged. des MA.s 1, Berlin 1908, von F. Vetter, Halle a. S. 1896 und von K. Kraus, Heidelberg 1907. — Derſ., Metriſche Unterſuchungen über R.s Georg, Berlin 1902; A. v. Gutſchcid, Sage vom hl. Georg, Berichte über die Verhandlungen der Sächſ. Geſellſch. d. Wiſſenſch., hiſt. Bl. 13 (1861), 175 ff.; Fr. Wilhelm, R. v. D., PBB. 35, 360 ff.

S. 178. Konrad Fleck. Flore u. Blancheflore, hg. von E. Sommer, Quedlinbg. 1846; Bruchſtücke von Floire u. Blancheflur, hg. von Riſchen, Germ. Biblioth. 3. Abt., Bd. 4, Heidelberg 1913. — H. Sundmacher, Die altfranz. u. mhd. Bearbeitg. der Sage von Flore u. Blancheflur, Diſſ., Gött. 1873; Herzog, Die beiden Sagenkreiſe von Floire u. Blancheflur, Germ. Bd. 29, S. 137; Reinhold, Floire et Blancheflor étude de litterature comparée, Paris 1906; L. Ernſt, Floire u. Blancheflur, Studie zur vergleichenden Litg., Straßbg. 1912 = QuF. 118; Bächthold, Geſch. der d. Lit. i. d. Schweiz 92—96; ADB. 7, 11; K. 4, 3; DLL 1, S, 469. — 1499 entſtand das Volksbuch Florio u. Biancaflora nach Boccaccio filocolo; 1551 ſchrieb H. Sachs eine Comedi: Florio mit der Bianceflora, 1822 Sophie von Knorring das Epos: Flore u. Blancheflur, hg. v. A. W. v. Schlegel; auch Rückert bearbeitete die Sage. — **Ulrich von Türheim.** S. zu S. 173. — Gedicht **von der guten Frau,** hg. von E. Sommer, ZfdA. 2, 385—481. — Vgl. W. Eigenbrodt, Unterſuchungen über das mhd. Gedicht, Diu guote vrouwe, Diſſ., Jena 1907.

S. 179. Rudolf von Ems. Der gute Gerhard, hg. von M. Haupt, Leipz. 1840; nhd. von L. Lerſch, Bonn 1847 und Simrock, 2. A., Stuttg. 1864. — K. Bormann, Die Metrik im „g. G.“, 1923; vgl. auch R. Köhler, Kl. Schr., Berlin 1898, 5 ff.; K. Schröder, R. v. E., ADB. 6. Bd., 1877; Gaſter, Germ. 25, 274 ff.; Schönbach, PBB. 33, 186 ff. — **Barlaam u. Joſaphat,** hg. von F. Pfeiffer, Leipz. 1848; überſetzt von F. Liebrecht, Münſter 1847. — Zur Legende vgl. E. Kuhn, SBM. Bd. 20 (1894); Sohns, Barlaam, Diſſ., Erlangen 1878.

S. 180. Wilhelm von Orleans, hg. von B. Junk, DT. 2, Berlin 1905. — Zeidler, Die Quellen von R.s v. E. Wilh. v. O., Berlin 1804; vgl. G. Roſenhagen, ZfdPh. 27, 421; B. Lüdicke, Vorgeſch. u. Nachleben des W. v. O. v. R. v. E., Halle 1910 (= Hermaea Bd. 8). — Zum **Alexander,** vgl. Junk, PBB. 20, 360 ff.; A. Ansfeld, über die Quellen zu R.s v. E. Alexander, Progr., Donaueſchingen 1833; O. v. Zingerle, Die Quellen zum A. von R. v. E., 1885. — **Weltchronik,** hg. von Ehrismann, Berlin 1915 (= DT. 20), G. Ehrismann, Studien über R. v. E., in Beitr. zur Geſch. der Rhetor. u. Ethik im MA., Heidelberger SB. 1919; D. J. C. Zeemann, Stiliſtiſche Unterſuchungen über R. v. E. Weltchron. u. ſeine beiden Meiſter Gottfr. u. Wolfr., Amſterdam 1927; K. Löffler, Die Weltchronik des R. v. E., ZfBf. NF. 19; F. Krüger, R. v. E. als Nachahmer Gottfr. v. Straßb., Progr., Lübeck 1896.

2. Die Lyrik.

S. 182. Entſtehung u. Weſen des Minneſangs. Uhland, Schriften zur Geſch. der Dichtung u. Sage, 5, 111 ff., Stuttg. 1870. W. Scherer, Die Anfänge des deutſchen Minneſangs. Sonderdruck aus den SBW., Bd. 77, 1874; derſ., Deutſche Studien, 2 Bde., Wien 1891; A. Schönbach, Die Anfänge des deutſchen Minneſangs, 2. A., Graz 1898; derſ., Die älteren Minneſinger, SBW. 141. Bd., 1899; K. Burdach, Reinmar der Alte u. Walther v. d. Vogelweide, ein Beitrag zur Geſch. des Minneſangs, Leipz. 1880; derſ., über den Urſprung des mittelalterlichen Minneſangs, Liebesromans u. Frauendienſtes. Berliner SB. 1918; B. nimmt die Möglichkeit eines arabiſchen u. orientaliſchen Einfluſſes auf die Entſtehung des mittelalterlichen höfiſchen Geſanges an; Grupp, Kulturgeſch. des MA.s 2, 74 berichtet kurz, Weinhold d. Fr. 1, 195 ff., ausführlicher über den Minnedienſt; Reinhold Becker, Der altheimiſche Minneſang, Halle 1882; derſ., Der mittelalterliche Minnedienſt in Deutſchld., Feſtſchrift der Oberrealſchule in Düben, Leipz. 1895; Ed. Wechßler, Frauendienſt u. Vaſallität, Z. f. franz. Spr. u. Lit. 24 (1902, 159 ff; dazu Leo Jordan in der Beilg. zur Allgem. Zeitg. 1903, Nr. 63, derſ., Das Kulturproblem d. Minneſ., Halle 1909, über den Frauendienſt vgl. auch Léon Clédert, La poésie lyrique et satirique en France au moyen-âge, Paris 1893, 52 ff. und Gaston Paris, La poésie du moyen-âge, première serie, Paris 1895. 189 ff.; E. Martin, eine latein. Quelle des deutſchen Minneſangs, ZfdA. 47, 319 ff.; Fr. Diez, Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829; A. Schulte, Das Standesverhältnis der Minneſinger, ZfdA. 29 (1895), 165 ff.; A. Schönbach, über den biogr. Gehalt des altdeutſchen Minneſangs, in Bettelheims „Biographiſchen Blättern“ 1, Berlin 1895, 39 ff.; E. Michael, Minnedienſt, Lyrik, Kulturzuſtände, a. a. O., 4. Buch 234 ff.; H. Brinkmann, Entſtehungsgeſch. des Minneſangs, Halle 1926; J. Schwiering, Einwirkungen der Antike auf die Entſtehung des frühen deutſchen Minneſanges, ZfdA. 61; E. Gennrich, Der deutſche Minneſang u. ſein Verhältnis zur Troubadour- u. Trouvere-Kunſt, Z. f. deutſche Bildung 2; urkundl. Nachweiſe bringt F. Grimme, Geſch. der Minneſinger, Bd. 1, Paderborn 1892; F. Neumann, Hohe Minne, ZDU. 1925; A. Stoeklin, Die Naturſchilderung im deutſchen MA., Diſſ., Straßburg 1913; W. Ganzmüller, Das Naturgefühl im MA., Leipz. 1914. G. Roſenhagen, Minneſang, MV. 2, 353 ff. mit Lit.

Zu S. 185. Kreuzlieder. Herm. Schindler, Die Kreuzzüge in der altprovenzaliſchen u. mhd. Lyrik. Progr., Dresden 1889. — **Die Formen.** B. Vollmer, Minne u. Sprache, Diſſ., Tübingen 1914; K. Plenio, Bauſteine zur mhd. Strophik, PBB. 42 (1917), u. 43 (1918); G. Müller, Das Formproblem des Minneſangs, BjſchLG. 1 (1923), 61 bis 103.

S. 186. über den **muſikaliſchen Vortrag** vgl. E. Lammers, Unterſuchungen über die Rhythmik u. Metrik der Jenaer Liederhandſchrift, Zſ. für Muſikwiſſenſchaft 7; H. J. Moſer, Geſch. der Muſik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges, 4. A., Stuttg. 1926. — **Schriftliche Überlieferung.** Die Lit. über die großen Liederhandſchr. verzeichnet Vogt, Geſch. der mhd. Lit. 177 ff.; R. Sillib, Zur Geſch. der großen Heidelberger L.-Hdſchr., Heidelberger SB. 1921; ſie wurde hg. von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

F. Pfaff, Heidelberg 1909, in Faksimile von F. Panzer, W. Pinder u. Sillik, Leipzig 1928; die Weingartner Bilder-Hdschr. (jetzt in Stuttg.) und die kleine Heidelberger gab F. Pfeiffer heraus, LW. 8. 9, Stuttg. 1844; von der ersteren liegt jetzt auch ein Faksimiledruck vor, Stuttg. 1927. Die für die Metrik des Minnesangs wichtige Jenaer Handschr. veröffentlichten im Lichtdruck u. kritisch G. Holz, F. Saran und Bernoulli, Leipzig, 2 Bde., 1901. Untersuchungen zu dieser Hdschr. schrieb K. Bartsch, Leipzig 1923.

S. 187. Minnesinger. Ausgaben: Minnesinger, gesammelt von F. H. v. d. Hagen, Leipz. 1838, 4 Teile, im 4. Teil Biographisches. Neudruck 1923; Des Minnesangs Frühling, hg. von Lachmann u. Haupt, Leipz. 1857, neu bearbeitet von Fr. Vogt, 4. A. 1923, bringt alle Minnesinger vor Walther; Die Schweizer Minnesinger, hg. von K. Bartsch, Frauenfeld 1886; eine Auswahl bietet: Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhdts., hg. von K. Bartsch, 4. A., Berlin 1901, besorgt durch W. Golther; F. Pfaff, Der Minnesang des 12. bis 14. Jhdts., Auswahl bei K. 8. Bd., 2 Teile mit Wörterb. — Übersetzungen von L. Tieck, Minnelieder, Berlin 1803, K. Simrock, Lieder deutscher Minnesinger, Elberfeld 1857, W. Storck, Buch der Lieder aus der deutschen Minnezeit, Münster 1872, K. Pannier, Die Minnesinger, Görlitz 1881, Obermann, Deutscher Minnesang (UB.); F. Walters, Minnelieder u. Sprüche des 12. bis 14. Jhdts., 2. A., Berlin 1922 u. W. v. Scholz, Minnesang, München 1919.

S. 187. Friedr. v. Hausen, hg. MfW. Nr. 9; Ausw. K. Bd. 8, 1; — K. Müllenhoff, ZfdA. 14, 133 ff.; Michael, a. a. O. 4. Bd., 273 — M. Spingavis, Die Lieder Fr.s v. H., 1870; R. Lehfeld, über Fr. v. H., PBB. 2. Bd. (1876); K. Müllenhoff, ZfdA. 14, 133 ff.; B. O. Baumgarten, ebda. 26, 105 ff.; R. Becker, Germ. 28, 272 ff.

S. 188. Graf Rudolf von Fenis. Hg.: MF. Nr 11, Bartsch, Schw. Minnesg. Nr. 1. — ADB 6, 660; E. Baldinger, Gr. R. v. F., Bern 1923; Schwietering, AfdA. 44, 25 ff. — **Ulrich von Gutenberg,** Grimme, a. a. O. 1, 113; Haupt, Deutsche Lyrik, 2, 7; Burdach, Reinmar 35—36. — **Heinrich v. Rugge,** Bartsch, D. Liedd. Nr. 10. — E. Schmidt, Reinmar v. Hagenau u. H. v. R., 1874. —

S. 189. Hartwig v. Rute. MF. Nr. 15. — Michael, a. a. O. 4, 248. — **Engelhart von Adelnburg,** MF. Nr. 19. — **Albrecht v. Johannsdorf,** ebda. 86, 1 ff. — Zu 89, 15 ff. vgl. Schönbach, Die älteren Minnesg. 84; nur die Versk unst behandelt Dietrich Müller, A. v. J., ein Beitrag zur mhd. Metrik, Progr., Osnabrück 1894; Michael, a. a. O. 1, 249. — **Bligger von Steinach.** MF. Nr. 16. — **Reinmar der Alte.** MfW. Nr, 20; K. v. Kraus, Die Lieder Reinmars des Alten, SBM. 1919, 3 Teile; E. Schmidt, R. v. Hagenau u. H. v. Rugge, QuF. 4 (1874); K. Burdach, R. der Alte u. Walther, Leipzig 1880, 2. A. 1928, umfaßt die ganze altd. Lyrik; R. Becker, Der altheim. Mfg. (s. o.); F. Wilhelm, Münchner Museum Bd. 3, 1 ff.; ADBll. 28, 93.

S. 191. Heinrich von Morungen. Bartsch, Dtsche. Liederd. Nr. 14, MfW. Nr 18, K. v. Kraus, H. v. M. (Text, Übersetzg., Abhandl.) 1925. — E. Gottschau, über H. v. M., Diss., Leipz. 1880; F. Michel, H. v. M. u. die Poesie der Troubadours, QuF. 38 (1880); O. Rößner, Untersuchungen z. H. v. M., Berlin 1898; K. Schütze, Die Lieder H.s v. M. auf ihre Echtheit geprüft, Diss., Kiel 1890; E. Lemcke, Textkrit. Untersuchungen zu den Liedern H.s v. M., 1897; K. v. Kraus, Zu den Liedern H.s v. M., Abhd. der Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, phil.-histor. Kl. N. F. 16. Bd. Nr. 1. 1916; E. Sievers, Zu H. v. M., PBB. 50. Bd. 1927; ADB. 22, 341.

S. 193. Hugo v. Salza, ADB. 30, 287. — **Walther v. d. Vogelweide.** Ausgaben von: Lachmann, 8. A., besorgt durch K. v. Kraus, Berlin 1923, von W. Wackernagel u. M. Rieger, Gießen 1862, von F. Pfeiffer, 7. A., besorgt v. H. Michel, Leipz. 1911, mit Erläuterungen; von H. Paul, 5. A., Halle 1921, von W. Willmanns, Leben u. Dichten W.s v. d. V., 4. A., besorgt von V. Michels (Biogr., Text, Kommentar), beste Ausgabe (mit Hinweis auf das ganze Gebiet des Minnesangs). — Übersetzungen: von K. Simrock, mit Kommentar von Wackernagel, Berlin 1833. neuhg. von Chr. Morgenstern, Berlin 1906, von J. Koch, Halle 1848, von K. Pannier (UB.), von A. Schröder 1881, von A. Schönbach (die beste); E. Samhaber, Laibach 1882, von Eigenbrodt, Halle 1898, R. Zoozmann, Stuttg. 1907, M. Rußberger, Frauenfeld 1913, von Theod. Walther 1916 von W. Willige 1927, A. Vogel, Gießen 1922. — Über das Leben Walthers berichten: L. Uhland, Tübingen 1822, M. Rieger, Gießen 1863, Wilmanns (s. o.), K. Burdach, Leipzig 1906, ders., ADB., 41. Bd., 1896, A. E. Schönbach, 4. A., Berlin 1923, besorgt durch H. Schneider, R. Wustmann, Straßburg 1912, E. Hoffmann-Kreyer 1894, J. Nickal, Düsseldorf 1903 u. a. — W. Leo, Die gesamte Lit. W.s v. d. V., Wien 1880; O. Zingerle, über unbekannte Vogelweidhöfe in Tirol, 1909; E. Gärtner, Die Epitheta bei W. v. d. V., 1911; K. v. Kraus, Zu W.s Elegie, 1924; ders., W. v. d. V. als Liebesdichter, Münchener Universitätsreden, 3. H. 1925; W. H. Moll, über den Einfluß der latein. Vagantendichtung auf die Lyrik W.s v. d. V. und die seiner Epigonen im 13. Jahrhd., Amsterdam 1925; K. Halbach, W. v. d. V. und die Dichter von Minnesangs Frühling, Tübinger Germ. Arbeiten 3. H., 1927; A. Foesser, W. v. d. V., Frankfurter zeitgemäße Broschüren N. F. 6, 12, Frankfurt a. M. 1885; L. Wallendorff, W. v. d. V., ebda. N. F. 15, 6, 1894; E. Michaele, W. v. d. V., a. a. O. 284 ff.; Glossar zu W. v. d. V. von A. Hornig, Quedlinburg 1844; A. Linacher, W. v. d. V., poeta regionale germanico e il suo monumento a Bolzano 1927; Fr. Neumann, W. v. d. V., Festrede, Universitätsbund Göttingen, 1929; H. Roesing, Die Einwirkung W.s v. d. V. auf die lyrische u. didaktische Poesie des MA.s, Diss., Straßburg 1911.

S. 209. Neidhart von Reuental, hg. v. M. Haupt, 2. A. von E. Wießner, Leipz. 1923 (beachte dessen textkritische Beitr. in der ZfdA. 61) u. die von F. Keinz, 2. A., Leipz. 1910. — Zu Neidhart vgl. R. v. Liliencron, ZfdA. 6, 69 ff.; R. M. Meyer, Die Reihenfolge der Lieder Neidharts, Diss., Berlin 1883; A. Bielschowsky, Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhdt., I. Leben u. Dichten Neidharts, Berlin 1891; R. Credner, Neidhartstudien, Diss., Leipz. 1897; E. Pfeiffer, Die dichterische Persönlichkeit N.s v. R., Paderborn 1903; J. Seemüller, Zur Poesie Neidharts, Prager deutsche Studien Bd. 8, 1, S. 325 f.; S. Singer, Neidhartstudien, Tübingen 1920; R. Brill, Die Schule Neidharts, Pal. 37, Berlin 1908; E. F. Rabbinovitsch, Probleme der Neidhartforschung, Diss., Amsterdam 1928; K. Gusinde, Neidhart mit dem Veilchen, German. Abh. 17, Breslau 1899; F. Schürmann, Die Entwicklung der parodistischen Richtung bei N. v. R., Progr., Düren 1898, leugnet, daß ein Teil der Lieder N.s für Bauern bestimmt war; O. Richter, N. v. N. als Hauptrepräsentant der höf. Dorfpoesie, Görlitz 1869, mit Übersetzungen; G. Rosenhagen, Dörperliche Dichtung, NL. 1, 205 ff. mit Lit.

S. 212. Markgraf **Diepold von Vohburg.** W. Busse, Der Markgraf von Hohenburg, Diss., Leipzig 1904. Text der Lieder S. 54 ff.; ADB. 5, 153. — Graf **Otto von Botenlauben:** Lieder bei Bartsch, Deutsche Liederd. 161, 30 ff; S. Vogl, Botenlaubes Gedichte, Progr., Kalksburg 1897; ADB. 3, 193. — Die fürstlichen Minnesinger finden sich in v. d. Hagens Minnesingern Bd. 1. Über sie schrieb A. Boerckel, Die fürstlichen Minnesinger, Mainz 1881.

S. 213. Zu **Hiltbolt von Schwangau,** vgl. Burdach in der ADB. 30, 184 ff. — **Ulrich von Singenberg,** Bartsch, Schw. Minnesg. Nr. 2. — **Ulrich von Lichtenstein,** Frauendienst, hg. v. Bechstein; R. Becker, Ritterliche Waffenspiele nach U. v. L., Progr., Düren 1887. — Zu **Burkart von Hohenfels,** MSH. Bd. 1, 201 f., vgl. Sydow, B. v. H. und seine Lieder, Berlin 1901. — Zu **Leutolt von Seven u. Rubin** vgl. J. Schatz, Hartmann von Starkenberg in der Zf. des Ferdinandeums für Tirol u. Vorarlberg 45, Innsbr. 1901. — **Bruder Wernher,** MSH 2. Bd. 227 ff. u. 3, 11 ff. — H. Doerks, Br. W., eine literarhistor. Untersuchung, Progr., Treptow a. Rh. 1889; A. Schönbach, Die Sprüche des Br. W., SBW., Bde., 148 u. 150.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 214. Reinmar von Zweter. Hg. von G. Roethe, Leipz. 1887. — Tanzer, Historische Beziehungen i. d. Gedichten R.s v. Zw., Progr., Bozen 1880; ADB. 28, 100.

3. Das nationale Epos.

S. 215. Nibelungenlied. Ausgaben: Nach B: Der Nibelunge Not mit den Abweichungen sämtlicher Handschriften und einem Wörterb.; hg. von K. Bartsch, 3 Bde., Leipz. 1880; derf. veranstaltete auch eine kleinere Ausg. in den Deutschen Klassikern des MA.s mit Erläuterungen, 7. A., Stuttg. 1921; Nach C: Das Nibelungenlied, hg. von A. Holtzmann, 2. A., Stuttg. 1863 u. von F. Zarncke, 6. A., Leipz. 1887; davon Schulausgabe besorgt durch Braune 16. A., ebda. 1920. Nach A: Der Nibelunge Not mit der Klage, 5. A., Berlin 1878, hg. von K. Lachmann; dazu ein textkritischer Band Anmerkungen, 1836. Die Ausgabe von Bartsch ist durch die neuen Funde H. Menharts, Nibelungenhandschr. Z, ZfdA. 64, und durch Forschungen, besonders W. Braunes, Die Handschriftenverhältnisse des NL., Halle 1910 (Sonderabdr. aus PBB. 25, S. 1 ff.) veraltet. Heute gilt die Handschr. B als die dem Original am nächsten stehende. Der Ausgabe von Bartsch steht die durch vortreffliche Erläuterungen und bibliographische Angaben ausgezeichnete von P. Piper bei K. Bd. 6 (mit Wörterverzeichnis) nahe. Nach schallanalytischen Prinzipien gestaltet ist der Text in der Ausgabe von Sievers, Leipz. 1921. Eine Auswahl (Urtext nach A) haben getroffen: W. Schulze, Leipz. 1897, W. Golther, 5. A., Leipz. (Göschen) 1916 und Bieger 2. A., Leipzig (UB.) 1908. Faksimile: L. Laistner, Das NL. nach der Handschr. A in prototypischer Nachbildung nebst Proben aus B und C. Eine Monumentalausgabe, illustriert von J. Sattler, erschien 1904 in Berlin. In der Simrockschen Übersetzung nach dem Versbestande der Hundeshagener Handschrift bearbeitet und mit ihren Bildern hg. von H. Degering 1924. G. Rosenhagen, H. Wollmer, H. Predt, A. Koppitz, G. Freytag besorgten Schulausgaben. — Übersetzungen von K. Simrock in vielen Auflagen, kritische Neuausgabe (beste) von G. Holz in Meyers Klassikern, Leipz. 1909, von A. Schroeter in Stanzen, 2. A., Berlin 1903, von Junghans (UB.), E. Engelmann. L. Kamp, mit vortrefflicher Einleitung, F. Vollmer, L. Freytag u. a.; mit gegenübergestelltem Urtext hg. von B. Freye in Bongs goldener Klassikerbibliothek, Berlin 1919, Joh. Scherr (in Prosa), Leipz. 1860 u. a.

Aus der umfangreichen Literatur führen wir an: Th. Abeling, Das NL. und seine Literatur, Leipzig 1907, dazu Supplement 1909 u. Abeling-Ortner, Zu den Nibelungen, 1920; eine Übersicht über die Lit. bieten auch P. Piper, Die Nibelungen, S. 167 f. u. B. Symons in PGr. 3, 651 ff.; K. Lachmann, über die urspr. Gestalt des Gedichtes von der Nibelunge nôt, 1816 (= Kleinere Schriften 1. Bd., S. 1 ff., 1876); K. Bartsch, Untersuchungen über das NL., 1865; K. Müllenhoff, Zur Gesch. der Nibelunge nôt, Braunschweig 1855, folgt Lachmann; W. Wilmanns, Beiträge zur Erklärung und Gesch. des NL.s, 1877; derf., Der Untergang der Nibelunge, Abh. der Ges. d. Wissenschaft zu Göttingen, N. F. 7. Bd., 1903; E. Kettner, Die österr. Nibelungendichtung, Berlin 1897, eine vorbildliche Schrift; K. Vollmöller, Kürenberg u. die Nibelungen, 1874, widerlegt Pfeiffers Ansicht; A. Heusler, Lied u. Epos in germ. Sagendichtg. 1905; derf., Die Nibelungen u. die Epenfrage, JM. 1918; derf., Die Quelle der Brünhildsage in Thidrekſage u. NL., 1920; derf. Die Ergebnisse der Forschung zusammenfassend, Nibelungensage u. NL., 2. A., Dortmund 1922; R. C. Boer, Untersuchungen über den Ursprung u. die Entwicklung der Nibelungensage, 3 Bde., Halle 1906—1908 (stark angefochten); F. Panzer, Studien zur germ. Sagengesch., Bd. 2, Siegfried, München 1912; F. Vogt, Volksepos u. Nibelungias, 1912; dagegen Roethe, Nibelungias und Waltharius, SBB. 25. Bd., 1911; H. Fischer, über die Entstehung des NL.s, SBM., München 1914; H. Schneider, Das mhd. Heldenepos, ZfdA. 58. Bd.; J. Körner, Das NL. (Natur und Geistesw. 591. Bd.) Leipz. 1921, eine sehr ansprechende Schrift; G. Neckel, Die Nibelungenballaden, 1920; F. Saran, Das NL., 1922; R. Lichtenberger, Le poème et la légende des Nibelungen, Paris 1891. J. R. Dietrich, Der Dichter des NL.s 1923; F. F. Neumann, Das NL. in der gegenwärt. Forschung, DB. 5, 1, 1919; Hempel, Nibelungenstudien, germ. Bibl. Abt. 2, 1926; A. Schrösl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Not u. Lösung der Nibelungenfrage, München 1927. Er versteht unter dem NL. nur den 2. Teil — die eigentl. Not — und die Klage. Beide seien das Werk des Passauer Bischofs u. ungar. Missionärs Pilgrim und seien zwischen 972 u. 991 in ahd. Sprache gedichtet und zwar für den noch heidnischen ungar. Fürsten Geisa, der in Gran Hof hielt. Wie das vor sich gegangen u. warum die Dichtung rund zwei Jahrhunderte unbekannt blieb und dann erst in zeitgemäßer Umarbeitung bekannt wurde, sucht Schrösl ausführlich nachzuweisen, Diese Ansicht findet zwar wenig Anklang, aber jedenfalls ist es wichtig, daß einmal die Beziehungen zwischen Deutschland u. Ungarn in jenem Zeitalter betrachtet wurden. Auch G. Schutte, der gleichfalls in seiner Schrift Nibelungensaguet (Edda 8) den Ursprung der Sage aus historischen Vorgängen zu erklären sucht, überzeugt nicht. Singer weist in „Eine Episode des NL.s" (Neujahrsblätter der lit. Ges. in Bern, 1917) auf eine französische Quelle hin; E. Tonnelat, La chanson des Nibelungen, Paris 1926; E. Wesle, Brünhildelied oder Siegfriedepos, ZfdPh. 51. Bd., 1926; H. Delbrück, Das Werden des NL.s, Histor. Zf. 131 Bd.; Fr. Schröder, Bemerkungen zum NL. und Volksepos. Vom Werden des deutschen Geistes, 1925; H. Sperber, Heuslers Nibelungentheorie und die nordische Überlieferung, 1928. Zur Sagengesch. vgl. neben Panzer auch B. Symons in PGr. 3, 651 ff. und die dort angeführte ältere Lit.; von neuerer namentl. O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensagen 1, Straßbg. 1898; G. Holz, Der Sagenkreis der Nibelunge, 3. A., Leipz. 1920, faßt den gegenwärtigen Stand des Wissens zusammen. Über die christl. Züge im NL. vgl. A. E. Schönbach, Das Christentum in der altd. Heldendichtg., Graz 1897, über die Waffen im NL. und in der Kudrun redet O. Hartung und liefert damit einen „Beitrag zur Lösung der Frage nach der Abfassungszeit" der beiden Gedichte, Archiv 89 (1892), 369 ff.; E. Benezé behandelt das Traummotiv i. d. altd. Dichtung, Diss., Jena 1896, den „Weg der Nibelungen" sucht H. Neufert zu bestimmen (Progr. Charlottenbg. 1892), H. G. Gengler forscht nach den Rechtsaltertümern in NL. in Zf. für deutsche Kulturgeschichte 3, 191 ff.; über die höfisch-ritterlichen Elemente im NL. handelt E. Simon, Diss., Münster 1927, über Idee u. Hauptcharakter schrieb J. Stuhrmann, Paderborn 1910, über die deutschen Altertümer des NL.s u. der Gudrun O. Hartung, München 1848. Über das Nachleben des NL.s und die Behandlung des Stoffes in der neuen Zeit vgl. J. Körner, Nibelungenforschung der deutschen Romantik, 1911, u. DLZ. 2, Sp. 1713 f.; K. Rehorn, Die deutsche Sage von den Nibelungen in der deutschen Poesie, 1877; J. Stammhammer, Die Nibelungendramen seit 1850, Leipz. 1871; Stein, Die Nibelungensage im deutschen Trauerspiel, Mühlhausen 1883; K. Weitbrecht, Die Nibelungen im modern. Drama, Zürich 1892; K. Landmann, Die nord. Gestalt der Nibelungensage u. die neuere Nibelungendichtung, Progr., Darmstadt 1887; H. Kluge Gesch. der dt. Nationalliteratur, 47. Aufl., Altenburg 1917, S. 37, Anmkg. u. S. 41, Anmkg. — Von der Nibelungenstrophe handeln K. Simrock, Die Nibelungenstrophe u. ihr Ursprung 1858; W. Cramer, Die Nstr., Progr., Schlettstadt 1882; F. Kauffmann, Deutsche Metrik, 3. A., 1912, S. 87—95; Saran, Verslehre S. 289 bis 294; Fr. Draeger, Die Bindungs- und Gliederungsverhältnisse der Strophen des NL.s u. ihre Bedeutung für Quellenkritik u. Altersfragen; Germ. Studien 28, 1923; R. M. Meyer, Kürenbergs wise, ZfdA. 55 (1914), S. 337 bis 348; P. Habermann, Nibelungenstrophe, in NL. 2, 496 ff. mit Lit.; A. Heusler, Deutsche Versgeschichte, 2. Bd., 259 ff. u. öft. (Hauptwerk über Versgeschichte).

S. 236. Die Klage, hg. nach A von K. Lachmann in seiner Nibelungenausgabe, nach B von K. Bartsch, Leipz.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1875, Paralleltext von B und C von Edzardi, Hannover 1875, nach B in Pipers Nibelungenausgabe. übersetzt von F. H. v. d. Hagen, Berlin 1852, Neudr., München 1919 u. von Ostfeller, Leipz. 1854. — J. Körner, Die Klage u. das NL., Leipz. 1920; R. Laicher, Die Totenklage in der Epik von der ältesten Zeit bis zur Nibelungenklage, Breslau 1927. **Die Kudrun.** Ausgaben mit Anmerkungen: Kudrun, hg. mit Bezeichnung der nach Müllenhoff echten Strophen von E. Martin, German. Handbibl., 2. A., Halle 1902, von K. Bartsch, 4. A., Leipz. 1880, von Symons, 2. A., Halle 1914, mit ausführlicher Einleitg., P. Piper, bei K. 6. Bd., mit einem Literaturverzeichnisse. Textausgaben: von Martin, 2. A. von E. Schröder, 1919, von E. Sievers, Leipz. 1921; Versuche, die echten Teile auszuscheiden, machten L. Ettmüller, Gudrunlieder, Zürich 1841, K. Müllenhoff, Kudrun, die echten Teile des Gedichtes, Kiel 1845, W. von Plönnies, Kudrun, Urtext u. übersetzg., Leipz. 1853. Außerdem lieferten Übersetzungen K. Simrock, 17. A., Stuttg. 1906, G. Klee 1878, Weitbrecht 1884, L. Freytag 1888, H. Kamp, Berlin 1890, E. Martin, Straßbg. 1903, H. Junghans (UB.), G. Bornhak, 4. A. Leipz. 1916, P. Vogt, Leipz. 1885 u. a. über andere Übersetzungen u. Bearbeitungen vgl. S. Benedikt, Die Gudrunsage in der neueren deutschen Lit., Rostock 1902 und H. Kluge a. a. O. S. 44, Anm. 2. — über die Sage vgl. Symons, Heldensage § 56—60 (PGr. 3.); eine geistreiche, aber nicht haltbare Hypothese über die Zusammensetzg. des Gedichtes stellte W. Wilmanns, Die Entwicklung der Kudrundichtung, Halle 1873, auf; auch der Versuch, den F. Panzer in seinem sonst gehaltvollen Werke Hilde-Gudrun (Halle 1901) macht, die Sache von dem „Goldenen Märchen" abzuleiten, findet keinen Anklang; andere Lit.: J. Neumann, über die Entwicklung der Kudrundichtung, 1888; A. Fékamp, Le poème de Gudrun, 1892; K. Bartsch, Beiträge zur Gesch. u. Kritik der Kudrun, 1865; P. Steinhäuser, Die künstlerische Darstellung des Kampfes in den echten u. unechten Teilen der K., 1899; E. Schröder, Zur Überlieferung u. Textkritik der K., Göttingen 1918; R. Boer, Untersuchungen über die Hildesage, ZfdPh. Bd. 40; Kettner, Einfluß des NL. auf die K., ebda. Bd. 23; Dröge, Zur Gesch. der K., ZDU. Bd. 54. — über die Kudrunstrophe vgl. F. Habermann, NL. 2, 499 u. Saran, Verslehre u. Heusler, Versgeschichte, s. o.

S. 244. Die Epen von **Dietrich von Bern,** Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich haben größtenteils zum ersten Male eine kritische Behandlung erfahren in dem Deutschen Heldenbuch, hg. von K. Müllenhoff, E. Martin, A. Amelung, O. Jänicke, J. Zupitza, Berlin 1866 bis 1870, 5 Teile. Eine Auswahl daraus gab E. Henrici in K. 7. Bd. Früher hatte O. Schade Ecken Ausfahrt, den Sigenot und König Laurin herausgegeben, 1854. Die Gedichte vom Rosengarten zu Worms und Laurin gab heraus G. Holz, Halle 1893 und 1897; Laurin, hg. von K. Müllenhoff, erschien in 3. A. Berlin 1908; A. C. Scheener gab den jüngeren Sigenot heraus, Heidelberg 1928. Übersetzungen von K. Simrock, Kleines Heldenbuch, 2. A., Stuttgart 1857; auch in Klees Simrock-ausgabe 1907, ferner von K. J. Schroer: Alpharts Tod (UB.), L. Bückmann: Rabenschlacht (UB.) und Laurin, Junghaus: Rosengarten (UB.), L. Scharf: Laurin, München 1916. — Zur Stoffgeschichte s. besonders O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensagen, Bd. 1, Straßbg. 1898, Patzig, Dietrich v. Bern und sein Sagenkreis, Dortmund 1917, R. C. Boer, Die Sagen von Ermanarich und Dietrich, Halle 1910. S. auch: H. Friese, Thidrekssaga und Dietrichepos, Berlin 1914; W. Haupt, Zur niederdeutschen Dietrichsage, Berlin 1914, vgl. oben zu S. 17; A. Heusler, Dietrich v. B. im NL. 1, 464 ff. mit Lit., W. Müller, Die geschichtl. Grundlage der Dietrichsage, Hennebergers Jahrbücher für deutsche Litg. 1855; E. Martin, König D. v. B. u. seine Genossen, 1867; K. Meyer, Die Dietrichsage in ihrer geschichtl. Entwicklung, 1868; Heinzel, über die ostgotische Heldensage, SBWB., Bd. 119 (188), R. C. Boer, Untersuchungen usw. s. o. (Verhältnis zur Thidrekssaga); H. Schneider, Deutsche und französische Heldenepik, ZfdPh. 51. Bd. (1926); Br. Altaner, D. v. Bern in der neueren Literatur, BWr. 30. Band (1912) und DLL. 1, S. 292. — **Biterolf und Dietleib,** hg. im Heldenbuch Bd. 1; dazu A. E. Schönbach, über die Sage von B. u. D., SBWB. 136 (1897); W. Rauff, Untersuchungen zu Biterolf, Berlin 1907; A. Hagenmeyer, Die Quellen des Biterolf, Diss., Tübingen 1926; J. Lunzer, Die Entstehungszeit des Biterolf (Euphorion, 16. Ergänzungsheft) u. Humor in B. ZfdA. 63. Bd.; ders., Steiermark in der Heldensage, SBWB. 1927. — Was uns die Sage über Dietrich von Bern meldet, hat gesichtet und künstlerisch gestaltet H. Keck, König Dietrich und seine Gesellen, Leipz. 1881; dichterisch frei behandelt die Sage H. Schreyer, König Dietrichs erste Ausfahrt, epische Dichtung, Halle 1887; sehr beachtenswert ist auch die Nacherzählung in Die deutschen Heldensagen, Gütersloh, 3. A. 1887 von G. Klee.

Zu S. 246. Rosengarten, hg. von W. Grimm 1836, von G. Holz, Halle 1893; nhd. Übersetzungen von K. Simrock, 3. A. 1874 u. H. A. Junghans (UB. 760;) Lunzer, Rosengartenmotive, PBB. 50; zu Ilsans u. d. ähnlichen (Wales, des Riesen Ecke) Gestalt vgl. L. Wolf, Der groteske u. hyperbolische Stil des mhd. Volksepos, Pal. 25 (1903). — **Laurin,** hg. von O. Jänicke im Heldenb. 1. Bd., 2. A. 1912, von G. Holz, Halle 1897, nhd. von Bückmann u. Hesse (UB.) und von L. Scharf, München 1911. über die Behandlung des Stoffes in der neueren Lit. sieh DLL. S. 1367.

Zu S. 247. Eckenlied oder Eckens Ausfahrt, hg. v. Zupitza, Deutsches Heldenb. 5. Bd., 1870; Bruchstücke einer neuen Fassung des Eckenliedes, SBM. Bd. 32, 1927. — L. Laßbiegler, Beitr. zur Gesch. der Eckendichtungen. Diss., Bonn 1907; zu Sigenot und Ecke vgl. E. Steinmeyer u. W. Wilmanns, Altd. Studien, Berlin 1871; zu Ecke s. F. Vogt, ZfdA. Bd. 25, O. Freiberg, PBB. Bd. 29; R. C. Boer, ebda. Bd. 32; G. Boos, ebda. Bd. 39.

Zu S. 248. Sigenot, hg. im Heldenb. Bd. 5. Die spätere Bearbeitung erhalten: Der jüngere Sigenot nach dem Heidelberger Druck von 1490, hg. von K. Schorbach, Leipz. 1894. — Ecken Ausfahrt (Augsbg. 1491), hg. von demf., Leipz. 1896; König Laurin (Straßbg. 1500) von demf., Halle 1905. **Virginal** (oder Dietrichs erste Ausfahrt, oder Dietrich und seine Gesellen), hg. im Heldenb. Bd. 5, Teile von F. Stark, LB. 52. — Dazu W. Wilmanns, ZfdA. Bd. 15, J. Lunzer, ebda. Bd. 43, Kraus, ebda. Bd. 50: Virginal u. Eckens Ausfahrt. E. Schmidt, Zur Entstehungsgesch. u. Verfasserfrage der Virginal, Prag 1906. — **Goldemar,** hg. von Zupitza im Heldenb. Bd. 5. — **Alpharts Tod,** hg. von E. Martin im Heldenb. Bd. 2, 1866; nhd. übertragen von Simrock, 4. A. 1883; Nachdichtung von J. Schroer 1874 (UB. 546). — E. Kettner, Untersuchungen über Alpharts Tod, Progr., Mülhausen 1891 und ZfdPh. Bd. 31; O. Jiriczek, Die innere Gesch. des Alphartliedes, PBB. 16, 115 ff.

Zu S. 250. Dietrichs Ahnen u. Flucht, hg. v. E. Martin im Heldenb. Bd. 2. — E. Peters, Heinr. der Vogler, Progr., Berlin 1890; A. Goetze, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht u. Meier Helmbrecht, ZfdPh. Bd. 51 (1926); A. Leitzmann, Dietrichs Flucht u. Rabenschl., ebda. 1926; Wegener, ebda., Ergänzungsbd. S. 447 ff. — **Rabenschlacht,** hg. von E. Martin im Heldenb., Bd. 2; ins Nhd. übertragen von L. Bückmann (UB. 2665).

S 251. Das jüngere **Hildebrandslied** in MSD. — **Ermanrichs Tod.** Das mittelniederdeutsche Gedicht Konine Ermenrikes dod, hg. von K. Goedeke 1851 (abgedr. in Fr. Hagens „Heldenbuch" 1855) u. von Th. Abeling (Das NL. u. seine Lit., Supplement), Leipz. 1909, S. 57 ff. Zu Ermanrich vgl. A. Heusler in RgA. 1, 627 ff.; H. Schneider, ZfdA. 54 (1913), S. 343; C. Wesle, PBB. 46 (1922), S. 248; H. de Boor, Das nd. Lied von Konine Ermenrikes döt in Beitr. zur Deutschkde., Breslau 1923. — **Ortnit,** hg. von L. Ettmüller 1838 und A. Amelung u. O. Jänicke im Deutschen Heldenb. 3. Bd. 1864; nhd. übersetzg. von K. Simrock im Kleinen Heldenb. 1843—1850 (4. A. 1884), u. K. Pannier (UB. 971). — K. Müllenhoff, Das Alter des Ortnit, ZfdA. 13. Bd. (1866).

S. 254. Hug- und Wolfdietrich, hg. im Deutschen Heldenb. 3. u. 4. Bd. Hugdietrich (= Wolfdietrich B) erfuhr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

später eine Fortsetzung bis zu Hugdietrichs Tod, hg. von F. F. Öchsle 1834, dramatisiert von Jakob Ayrer, „Vom Hueg Diterichen" (Komedi) um 1600. **Der große Wolfdietrich,** hg. von A. Holtzmann, Heidelberg 1865. Übersetzung von K. Simrock, K. Pannier (UB.), Neudichtung von W. Hertz, Hugdietrichs Brautfahrt, Stuttg., 4. A. 1910. R. M. Meyer, ZfdA. Bd. 38; Boretzsch, Epische Studien, Bd. 1, S. 254, Halle 1901; H. Schneider, Die Gedichte u. die Sage von Wolfdietrich, München 1913.

4. Poetische Erzählungen.

S. 255. Konrad von Fußesbrunn. Kindheit Jesu, hg. v. Hahn, D. Ged. 137. Eine andere Redaktion hg. von Feifalik, Wien 1859; Krit. Ausg. von K. Kochendörffer, QuF. 43 (1883).

S. 256. Konrad von Heimesfurt. Tod und die Himmelfahrt Mariens, hg. v. F. Pfeiffer, ZfdA. 8, 156 ff. — **Urstende,** hg. von K. Hahn, D. Ged., Quedlinbg. 1840. — **Ebernant von Erfurt.** Heinrich u. Kunigunde, hg. v. R. Bechstein, Quedlinbg. 1860. Vgl. G. v. Priest, Eb. v. Erf., Diss., Jena 1907. — **Meißner Otte.** Eraklius, hg. mit der franz. Quelle von Maßmann, Quedlinbg. 1812; H. Gräf: QuF. 50 (1883).

S. 57. Poetische Erzählungen. Sammlungen: von der Hagen, Gesamtabenteuer, Stuttg. 1850, 3 Bde.; J. v. Laßberg, Liedersaal, St. Gallen 1846, 3 Bde.; A. v. Keller, Altdeutsche Gedichte, Tübingen 1846; derf., Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (LV. 35), Stuttg. 1855; H. Lambel, Erzählungen und Schwänke des 13. Jahrhdts., 2. A., Leipzig 1883 und F. Vetter bei K. 12, 1. A. Leitzmann, Kleinere mhd. Erzählungen, Fabeln u. Lehrgedichte, DT. Berlin 1904; desgl. hg. von K. Euling, ebda. 1908, von G. Rosenhagen, ebda. 1909. — **Pantschatantra,** hg. von J. Hertel, Cambridge 1908; übersetzt von Th. Benfey, Leipz. 1859, 2 Bde. und J. Hertel, Leipz. 1909, 2 Bde. — **Der Stricker.** Der Pfaffe Amis, hg. von Lambel, a. a. O., übersetzt von Pannier (UB). G. Rosenhagen, Der Pf. Amis, Berlin 1925; stoffverwandt ist **Philipp Frankfurters** Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg, hg. von V. Dollmayr, Halle 1907, Ndr. 212 14, erneut von K. Pannier (UB.); Kleine Gedichte des Stricker, hg. von K. Hahn, Quedlinbg. 1839 u. in v. d. Hagen GA. — L. Jensen, über den Stricker als Bispeldichter, Marburg 1885; A. Blumenfeldt, Die echten Tier- u. Pflanzenfabeln des Strickers, Diss., Berlin 1916; A. Leitzmann, Die Lehrgedichte der Melker Hdschr., Berlin 1904 und H. Meyer-Benfey, Mhd. Übungsstücke, 2. A., Halle 1920. — **Meier Helmbrecht,** hg. von F. Keinz, 2. A., Leipz. 1887, von F. Panzer, 3. A., Halle 1911, von P. Piper bei K. 4. 2; in Lambels Erzählungen. Übersetzt von C. Schröder, Wien 1865, von Pannier, Cöthen 1876, K. Schiffmann, Linz 1905; W. Vesper, München 1906, M. Oberbreyer, bzw. J. Ninck (UB.), L. Fulda in Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur; F. Bergemann (JB) u. a. — K. Schiffmann, Studien zum Helmbrecht, PBB. 42; K. Stechele, ein Beitrag zur M.-H.-Forschung, altbayer. Monatsschr. 15, vermutet als Verf. den Wernher von Burghausen. C. E. Gough, The autorship of M. M., Leeds philos. and lit. society 1926.

S. 260. Frauenlob, hg. von W. Grimm, ZfdA. 10, 1—444; vgl. A. Müller, Das niederrhein. Marienlob, Diss., Berlin 1907. — **Wernher von Elmendorf,** hg. Altd. Bl., Bd. 2, S. 207 f., Leipz. 1840, von Hoffmann, ZfdA. 4, 284—317. — über die Quelle vgl. A. E. Schönbach, ZfdA. B. 34, 55 ff.— Würdigung des Gedichtes von W. Scherer, QuF. 12, 124 ff.; vgl. auch H. V. Sauerland, ZfdA. Bd. 30, 1 f.; ADB. 6, 59.

S. 261. Thomasins Welscher Gast, hg. von H. Rückert, Quedlinburg 1852. — A. E. Schönbach, Anfänge des Minnesangs, Kap. 3—5, Graz 1898; A. v. Ochelhäuser, Der Bilderkreis zum Welschen Gast, Heidelberg 1890; F. Ranke, Sprache u. Stil im Wälschen Gast, Pal. Bd. 68; ADB. 45, 94; Michael, a. a. O. 2, 182 ff.

S. 264. Freidank, hg. von W. Grimm, Göttingen 1834, 2. A. 1860, H. E. Bezzenberger, Halle 1872, F. Sandvoß, Berlin 1877, Lat. u. deutsch von R. Joachim im Lausitzischen Magazin 50 (1893). übersetzt von K. Simrock, Stuttg. 1867, Bacmeister 1875, K. Pannier (UB.). — H. Paul, über die ursprüngliche Anordnung von F.s Bescheidenheit, SBM. 1899, 167 ff.; W. Grimm, Kl. Schr. Bd. 4, 1 ff., Gütersloh 1887; O. v. Zingerle, Die Heimat des Dichters F., ZfdPh. 52; derf.. Freidanks Grabmal in Treviso, Leipz. 1914; Freidanks Todesjahr: F. Wilhelm, Münchener Mus. Bd. 1, 45 ff., München 1911; ADB. 7, 336, Michael, a. a. O. 2, 191 ff.; P. Hildebrandt, Freidank u. Walther, ZfdA. 34, 6—18; J. Goldfriedrich, Die religiösen u. ethischen Grundlagen in Freidanks „Bescheidenheit", ZfdA. 13, (1899); K. Loewer, Patristische Quellenstudien zu Fr.s „Bescheidenheit", Diss., Berlin 1902; A. Tiedge, Sebastian Brants Freidank-Bearbeitung (1508) in ihrem Verhältnis zum Original, Diss., Halle 1903.

S. 265. Fr. Zarncke, Der deutsche **Cato,** Leipzig 1852; C. Schroeder, Der deutsche Facetus, Pal. 86 (1911); M. Geyer, Altdeutsche **Tischzuchten,** Progr., Altenburg 1882. — **Winsbecke und Winsbeckin.** Beide Gedichte hg. von M. Haupt, Leipz. 1845, von Leitzmann, Halle 1888.

S. 266. König Tirol u. sein Sohn Friedebant, hg. v. A. Leitzmann, Halle 1888; vgl. H. Mayne, Die altdeutschen Fragmente von K. T. u. Fr., Tübingen 1910. — Die **Warnung,** hg. von M. Haupt, ZfdA. 1, 438—537, von L. Weber, München 1913. — Vgl. A. Wallner, Die Entstehungszeit des mhd. Memento mori, Diu Warnunge, Progr., Laibach 1896; Michael, a. a. O. 2, 202 ff.

S. 267. Der **Stricker,** s. zu S. 257 u. Michael, a. a. O. 151 ff. Zur Form vgl. H. Weisser, Die deutsche Novelle im MA., Freiburg i. B. 1926. — **Gandersheimer Reimchronik,** hg. von L. Wolff, Halle 1927, mit der Braunschweiger Reimchronik auch von L. Weiland, Hannover 1877 und Monum. Germ. Deutsche Chroniken Bd. 1.

S. 268. Priester Konrad, hg. von A. E. Schönbach in Altdeutsche Predigten, 3 Bde., Graz 1891, Bd. 3; ebda. im Bd. 2 Die Oberaltaicher Predigtsammlung.

S. 269. Das **Leipziger Predigtwerk,** außer von Schönbach teilweise auch hg. v. Leyser, Dtsch. Predigten aus dem 12. bis zum 14. Jahrhdt., Quedlinburg 1838. Das Speculum ecclesiae, hg. von J. Kelle, München 1858; vgl. dazu Schönbach, SBW. 135 (1896). Die Basler Sammlg. hg. v. Wackernagel u. Rieger, Altd. Predigten u. Gebete, Basel 1876, die Weingartner von Wackernagel, ebda. 63 ff. u. Schönbach, ZfdA. (1884) 1 ff., die St. Pauler von A. Jeitteles, Innsbruck 1878.

S. 270. Sachsenspiegel, hg. von C. G. Homeyer, 1. Teil, 3. A., Berlin 1882, 2. Teil 1842, 3. Teil 1844, von J. Weiske u. R. Hildebrand, 8. A., Leipzig 1905, übersetzt von C. Müller (UB.), G. Rotermund, Hermannsburg 1926. Dresdener Bilderhandschr. des Sachsenspiegels, hg. von R. v. Amira, Leipzig 1902—1926, 3 Bde. — Vgl. G. Roethe, Die Reimvorreden des Sachsenspiegels, Abhandlungen der Göttinger Ges. der Wissenschaften, N. F. II, 8, Berlin 1899; C. Borchling, Das Landrecht des Sachsensp.s nach der Bremer Handschr. von 1342, Dortmund 1925. — **Spiegel aller deutschen Leute,** hg. v. J. Ficker, Innsbruck 1859. — A. Pfalz u. H. Voltelini, Die Überlieferung des Deutschenspiegels (SBW. 1919) u. Forschungen zu den deutschen Rechtsbüchern, ebda. 1924; K. A. Eckhardt; Der Deutschenspiegel, Weimar 1924 u. Rechtsbücherstudien, Göttingen 1927 a. a. O. E. Frhr. v. Müller, Der Deutschensp. in seinem sprachl.-stilistischen Verhältnis zum Sachsensp. u. zum Schwabensp., Heidelberg 1908. — **Schwabenspiegel,** hg. von W. Wackernagel, Landrecht, Zürich 1840 und J. v. Laßberg, Land- und Lehenrecht, Tübingen 1840. — Rockingers Quellenuntersuchungen, SBM. 23, 24, München 1904/05.

S. 272. Sächsische Weltchronik, hg. von L. Weiland, Monum. Germ. Deutsche Chroniken Bd. 1.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fünfte Periode.
Das ausgehende Mittelalter (1250—1500).

Übergang zur bürgerlichen Dichtung.

S. 276. **Eigentums- und Nutzungsrechte.** K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im MA., Leipz. 1886, 3. Bd.; R. Köpschke, Allgemeine Wirtschaftsgesch. des MA.s, Jena 1924; Th. Mayer, Deutsche Wirtschaftsgesch. des MA.s, Leipz. 1928.

S. 277. **Buchdruckerkunst.** A. v. der Linde, Gesch. der Erfindung der Buchdruckerkunst, Berlin 1886—1887, 3 Bde., hg. von O. Hartwig, Leipz. 1901; G. Domel, Gutenberg, Die Erfindung des Typengusses u. seine Frühdrucke, Köln 1919; G. Zedler, Von Koster zu Gutenberg, Leipz. 1922; Gutenberg-Jahrb. hg. von A. Ruppel, Mainz 1926.

S. 280—285. **Konrad v. Würzburg. Leben.** ADB. 44, 356; Annales Colmarienses maiores ad 1287: Obiit Conradus de Wirciburch, in Theutonico multorum bonorum dictaminum compilator. (Annal. Colmar. ed. Gerard et Liblin, 1854, p. 130.) Der entsprechende Text des Nekrologiums bei Hahn in dessen Ausgabe des „Otto mit dem Barte", Quedlinbg. 1838; Bächthold, a. a. O. 116, hält Konrad entschieden für einen Würzburger; L. Spach, Le Minnesinger Conrad de Würzburg,, Colmar 1866 (aus der Revue d'Alsace; R. J. Petelenz, K.s v. W. Leben und Bedeutung. Eine Studie, Progr., Krakau 1881. — Werke: **Das Turnei von Nanteis,** hg. in Maßmanns Denkmälern, 1828, S. 138 ff., auch in K.s v. W. Kleineren Dichtungen, hg. von E. Schröder, Berlin 1924—26, 3 Bde., dort auch: Wettlohn, Herzmäre, Otte, Schwanritter, Turnier v. Nantes, Klage der Kunst, Leiche, Lieder, Sprüche, **Otte mit dem Barte** (Otto d. Gr.), hg. v. K. A. Hahn, Quedlinbg. 1838, **Herzmäre,** hg. von Fr. Roth, Frankf. 1846 u. Lambel, Erzählungen usw., s. o., vgl. dazu Matzke, The legend of the eaten heart (Modern Language Notes 1911) u. H. Patzig, Zur Gesch. der Herzmäre, Progr., Berlin 1891; **Engelhart u. Engeltrut,** hg. von M. Haupt, 2. A., Leipzig 1911 (besorgt durch E. Joseph) u. von P. Gereke, Halle 1912). **Der Welt Lohn** in G. u. F. Beneckes Ausg. des Wigalois, ferner hg. von F. Roth, Frankf. 1843, vgl. dazu F. Sachse, Berliner Progr. 1857; **Klage der Kunst,** hg. von E. Joseph, Straßbg. 1885 und E. Schröder; dazu E. Joseph, K.s v. Würzburg Kl. d. K., QuF. 54. Bd.; **Der Schwanritter,** hg. von Roth, Frankfurt 1861; **Alexius,** hg. von Maßmann, Leipz. 1843 und R. Heneczynski (Acta Germanica 6. Bd., 1. Heft), Berlin 1898; vgl. dazu M. Rösler, Die Fassungen der Alexiuslegende, Wien 1905; **Silvester,** hg. v. W. Grimm, Göttingen 1841; **Pantaleon,** hg. v. M. Haupt, ZfdA. Bd. 6; die drei Legenden A., S., P. auch hg. von P. Gereke, Halle 1825—27, 3 Bde.; vgl. dazu G. Janson, Studien über die Legendendichtungen K.s v. W., Marburg 1902; **Die goldene Schmiede,** hg. v. W. Grimm, Berlin 1840; u. E. Schröder, Göttingen 1926; vgl. A. Salzer, Die Sinnbilder u. Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Mit Berücksichtigung der patristischen Lit., Programme, Seitenstetten, N.-Ö., 1886 bis 1891. St. Beissel, Gesch. der Verehrung Mariens in Deutschld. während des MA.s, 1909; A. Kober, Zur Gesch. der deutschen Mariendichtung, ZDU. 28 (1914); A. Hübner, Mariendichtung in NL. 2, 332 ff. **Partenopier und Meliur,** Turnei von Nantheiz, Sant Nikolaus, Lieder u. Sprüche aus dem Nachlasse von F. Pfeiffer u. F. Roth hg. von K. Bartsch, Wien 1874; vgl. dazu H. von Look, Straßburger Diss. 1881; **Trojanerkrieg,** hg. von A. Keller, LV. 44, Stuttg. 1858 u. von Bartsch, LV. 133 (1877); vgl. dazu K. Basler, K.s v. W. Trojanischer Krieg u. Benoits von St. Maure Roman de Troie, Diss., Berlin 1910; Der Göttweiger Trojanerkrieg, hg. von A. Roppitz, DT. 29, Berlin 1910; vgl. Lit. zu S. 136. G. Klitscher, Die Fortsetzung zu K.s v. W. Trojanerkrieg, Diss., Breslau 1891. — Übersetzungen von K. Pannier, Kleine Dichtungen v. K. v. W., Sondershausen 1879 u. H. Krüger (UB.). — Über die Chronologie der Werke K.s v. W. schrieb H. Landau, Göttingen 1906; über die Reihenfolge der Lieder A. Wode, Diss., Marburg 1902; sehr beachtenswert sind E. Schröders Studien zu K. v. W., in den Nachrichten der Göttinger Ges. der Wissensch. 1912 u. 1917 und Friedr. Ulrichs Darstellung u. Stil der Legenden K.s v. W., ein Beitrag zur Gesch. der Legendendichtg., Diss., Greifswald 1924. — **Reinfried von Braunschweig,** hg. von Bartsch, LV. 109 (1871). Zur Sage vgl. Germ. 31, 151 ff. — **Konrad von Stoffeln,** Gauriel von Muntabel, hg. v. F. Khull, Graz 1885; vgl. Roszko, Untersuch. über G. v. M., Progr., Lemberg 1903; P. Gereke, PBB. 23.

S. 286. **Johannes v. Würzburg,** Wilhelm v. Österr., hg. von E. Regel, Berlin 1906, DT. 3. — **Pleiers** Gariel vom blühenden Tal, hg. von M. Walz, Freiburg 1892, Meleranz von Bartsch, LV. 61, Stuttg. 1861, Tandareis u. Flordibel von F. Khull, Graz 1885, vgl. O. Seidl, Der Schwan von der Salzach, Dortmund 1909. — **Des Heinrich von Neustadt** Apollonius von Turland, Gottes Zukunft u. Visio Philiberti gab heraus S. Singer, DT. 7 (1906). — Vgl. A. Bockhoff u. S. Singer, H.s v. N. Apollonius v. T. u. seine Quellen, Tübingen 1911; E. Klebs, Die Erzählung von A. v. T., Berlin 1899; M. Markt, Gottes Zukunft, Tübingen 1911; M. Geiger, Die Visio Philiberti, Tübingen 1912.

S. 287. **Ulrichs von dem Türlin** Willehalm, hg. von S. Singer, Prag 1893. — **Ulrichs von Eschenbach** Alexander, hg. von W. Toischer, LV. 183 (1889); Wilhelm v. Wenden, hg. von demselben, Prag 1876. — Vgl. SBW. Bd. 97 (1881); H. Paul, U. v. E. u. seine Alexandreis, Berlin 1914; Jahncke, Studien zum W. v. W., Diss., Göttingen 1903.

S. 288. **Heinrich von Freiberg,** hg. von A. Bernt, Halle 1906. A. Fietz, Gedicht vom heil. Kreuz v. H. v. Fr., Cilli 1881. — Vgl. F. Kampers, Mittelalterl. Sagen vom Paradies u. vom Holz des Kreuzes Christi, Köln 1897. — **Ludwig des Frommen Kreuzfahrt,** hg. von F. H. v. d. Hagen, Leipz. 1854 u. H. Naumann, Berlin 1923; vgl. H. Jantzen, ZfdPh. 36. — **Berthold von Holle,** Crane, hg. v. Bartsch, Nürnberg 1885, Demantin, hg. von demselben, LV. 173, Tübingen 1875; dazu A. Leitzmann, PBB. 16.

S. 289. **Der jüngere Titurel,** hg. von K. A. Hahn, Quedlinbg. 1842. — Zarncke, Der Graltempel, Leipz. 1876; E. Borchling, Der j. T. u. sein Verhältnis zu Wolfram, Preisschr., Göttingen 1897; G. Gietmann, Klassische Dichter u. Dichtungen 2. Bd., Parzival, Faust, Job und einige verwandte Dichtungen, Freiburg i. B. 1887; Heidelberger Bruchstück des j. T., hg. von E. Petzet, SBM. 1903, H. 3; Seitenstettener Bruchst. des j. T., hg. von A. E. Schönbach in SBW. 148, 2. Abhdl., Wien 1904; ein dazu gehöriges Bruchst. wird von A. Salzer veröffentlicht werden; J. Schwietering, Der Graltempel des j. T., ZfdA. 60. Bd.; Bl. Röthlisberger, Die Architektur des Graltempels im j. T., Bern 1917; Spiller, Albrecht von Scharffenberg, ZfdA. 27, 158 ff.

S. 290. **Merlin und Seifrid de Ardemont des Albrecht von Scharfenberg,** hg. von F. Panzer, LV. 237, Tübingen 1902. — **Lohengrin,** hg. von H. Rückert, Quedlinbg. 1858. Nhd. von Junghans (UB.) — Vgl. E. Elster, PBB. 10, 81 ff.; F. Panzer, Lohengrin-Studien, Halle 1894; Zur Lohengrin-Sage vgl. Golther, Roman-Forschungen, 5, 103 ff.; R. Heinrichs, Die Lohengrin-Dichtung u. ihre Deutung, Hamm i. W. 1905 (Frankfurter Broschüre 24, H. 5. 6. „Im Lohengrin will der Dichter die Verbindung Christi mit der Menschheit und seine Wirksamkeit in dieser und für diese zur Darstellung bringen.")

S. 291. **Lorengel,** hg. von E. Steinmeyer, ZfdA. 15; F. Lampp, Die Schwanenrittersage in d. Literatur, Progr., Ratibor 1914—15. — Phil. Colin, **Napoltsteiner Parzival,** hg. von K. Schorbach, Straßbg. 1888. — K. Marquardt, Die Verskunst des neuen Parzival, Königsberg 1916. — **Friedrich von Schwaben,** hg. von M. H. Jellinek, DT. 1 (1904). — Überlieferung und Verfasserschaft des mhd. Ritterromans Fr. v. Schw., Diss., Münster 1895; H. Woite, Märchenmotive in „Fr. v. Schw.", Diss., Kiel 1910. — **Püterichs v. R.** Ehrenbrief, hg. von F. Behrend u. R. Wolkan, Weimar 1920, u. von A. Goette, Straßbg. 1899.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S 293. Das deutsche Volksbuch von den **Haymonskindern,** hg. von Bachmann, LV. 206; nach dem Niederländischen bearbeitet von Paul von der Aelst, hg. von E. Pfaff, Freiburg 1887. — Über **Joh. von Soest** vgl. Pfaff, Allgem. Monatsschr., Leipzig 1887, 147 ff., 247 ff. Ein Auszug der „Margareta von Limburg" im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Bd. 4, 164 ff., Karlsruhe 1835. — **Göttweiger Trojanerkrieg** vgl. Bemerkg. zu S. 285 (Konr. v. W.). — **Hans von Bühel,** Königstochter von Frankreich, hg. v. Merzdorf, Oldenburg 1867. — Vgl. F. Seelig in den Straßburger Studien, Bd. 3 (1883); Germ. Bd. 36, S. 241 f. und 246 f. ADB. 3, 509. — **Diokletians Leben,** hg. von A. Keller, Quedlinbg. 1841. — J. Schmitz, Die ältesten Fassungen des deutschen Romans von den sieben weisen Meistern, Diss., Greifswald 1904; H. Fischer, Beitr. zur Lit. der sieben weisen M., Greifswald 1902. — Das anonyme Gedicht von den s. w. M. (S. 294) bei A. Keller, Altdeutsche Gedichte, Tübingen 1846; dazu P. Paschke, über das anonyme Ged. von den sieben w. M., Diss., Marburg 1913.

S. 294—299. H. Ulmann, **Kaiser Maximilian,** Stuttg. 1884—1891, 2 Bde. Kaiser Maximilian als Förderer von Wissenschaft und Kunst, Janssen, a. a. O. 1, 127 ff. — **Weißkunig,** Wien 1775; hg. ~~von~~ A. Schultz, Jahrb. der kunsthist. Sammlungen des Kaiserhauses, Bd. 6, Wien 1887; Faksim.-Ausg. von A. Schulz, Wien 1891. — Vgl. R. v. Liliencron, Raumers hist. Taschenbuch Bd. 3, Leipz. 1873. — **Teuerdank,** hg. von C. Haltaus, Quedlinbg. 1836; Faksim.-Ausg. mit den alten Holzschnitten (1517), London 1882 und von Laschitzer, Jahrb. der kunsthist. Sammlgn., Bd. 8, Wien 1887; die Neuaufl. von 1519 gibt Scheible in seinem sog. „Kloster" IV.; N.-Ausg. von Goedeke, Leipz. 1878. — Vgl. O. Bürger, Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank, QuF. 92 (1902). — **Das deutsche Heldenbuch,** hg. von A. v. Keller, LV. 87. — **Heldenbuch des Kaspar von der Roen** (= Dresdener Hldb.), in F. H. v. d. Hagens u. J. G. Büschings Deutschen Gedichten des MA.s, Bd. 2, Berlin 1820.

S. 292. **Ulrich Füetrer,** Buch der Abenteuer, teilweise hg. von F. Panzer, LV. 227 (1902); Auszug u. Nachdichtung bei F. F. Hofstätter, Altdeutsche Gedichte aus der Zeit der Tafelrunde, Wien 1811, 2 Bde. — Vgl. Spiller, ZfdA. 27; R. Hamburger, Untersuchungen über Füetrers Dichtung, Diss., Straßburg 1882. — Füetrer, Prosabearbeitung des Lanzelot, hg. v. A. Peter, LV. 175 (1885). — **Karlmeinet,** hg. von A. Keller, LV. 45. — Bartsch, über Karlmeinet, Nürnberg 1861.

S. 300. **Lied vom hürnen Seyfried,** hg. von W. Golther, mit einem Anhang: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfried nach der ältesten Ausgabe (1726), 2. A., Halle 1911, Ndr. Nr. 81—82. Der hürnen Seufried von H. Sachs. — C. A. Mayer, ZfdPh. Bd. 35; M. Herrmann, ZfdA. Bd. 46; E. Bernhöft, über das Lied vom h. Seyfried, Diss., Rostock 1910; Scheidweiler, Entstehung und sagengeschichtl. Bedeutg. der Seifriedlieder, Progr., Neuwied 1914. — Volkslied von **Meister Hildebrand,** hg. in Uhlands Volksl. Nr. 132, vgl. zu S. 19. — **Ermanrichs Tod,** das niederländ. Volksl., hg. von K. Goedeke, Hannover 1851. — **Vom edlen Mohringer** bei Uhland, Volksl. Nr. 297. — **Tannhäuser,** ebda. Nr, 298. PBB. 12, 431.

2. Die Lyrik.

S. 301. **Ulrich von Lichtenstein,** hg. von K. Lachmann u. Theod. G. Karajan, Berlin 1841 und R. Bechstein, 2 Bde., 1887, mit Erläuterungen. — K. Knorr, QuF. 9; R. Becker, Wahrheit u. Dichtung in U.s v. L. Frauendienst, Halle 1888; A. E. Schönbach, ZfdA. Bd. 26, ADB. Bd. 18, 620, ZfdPh. Bd. 28; W. Brecht, U. v. L. als Lyriker, ZfdA. Bd. 49, 1 ff.; F. Neumann, U.s von L. Frauendienst, ZfdU. 40; G. Müller, Strophenverbindung bei U. v. L., ZfdA. 60. Bd., A. Becker, Der Weg der Venusfahrt U.s v. L., Monatsbl. des Vereins f. Landeskd. v. N.-Österr, 24.

S. 303. **Werner von Homberg,** bei Bartsch, Schw. Minnesg.; ADB. 13, 40. — **Gottfried von Neifen,** hg. v. M. Haupt, Leipz. 1851, u. C. M. de Jong, Diss., Amsterdam 1923 mit lit.-histor. Abhdlg. ADB. 23, 401. — **Ulrich von Winterstetten,** hg. v. J. Minor, Wien 1882, ADB. 31, 68. — **Der Tannhäuser,** hg. in MSH. Bd. 2, 81 ff., neue Ausg. von S. Singer, Tübingen 1922. — Dazu ZfdA. 59, 290 ff.; E. Elster, T. in Geschichte, Sage u. Dichtung, Bromberg 1908; A. Oehlke, Zu T.s Leben u. Dichten, Diss., Königsberg 1890; J. Siebert, Tannhäuser, Berlin 1894; ADB. 37, 385.

S. 304. **Steinmar,** hg. v. Bartsch, Schw. Minnesg. — R. Meißner, St. u. seine Lieder; ADB. 35, 746.

S. 305. **Hadloub,** hg. in Bartsch, Schw. Minnesg. 27 u. von L. Ettmüller, Zürich 1840. — J. A. Schleicher, H.s Leben und Gedichte, Diss., Leipz. 1888; ADB. 10, 301. — **Hugo von Montfort,** hg. von J. E. Wackernell, Innsbr. 1881, derf., Nachlese, ZfdA. 50, 346 ff., von K. Bartsch, LV. 143, Tübingen 1879; die Lieder mit den Melodien des Burk Mangolt gab P. Runge heraus, Leipz. 1906; ADB. 22, 190. — **Oswald v. Wolkenstein,** hg. von B. Weber, Innsbr. 1847, O. v. W. geistliche u. weltl. Lieder, ein- und mehrstimmig bearbeitet von J. Schatz u. O. Koller, in Denkmäler der Tonkunst in Österr., Jg. 9, Teil 1, Wien 1902; O. v. W., Gedichte, hg. von J. Schatz, 2. A., Göttingen 1904; daselbst Literaturnachweise. Übersetzt von J. Schrott, Stuttg. 1896 u. L. Passarge (UB.). — J. Beyrich, Untersuch. über den Stil O.s v. W., Diss., Leipz. 1910; ADB. 44, 137. G. Roethe, O. v. W. in DM., November 1923; J. Zingerle, SBW. 64 (1870); W. Marold, Kommentar zu den Liedern O.s v. W., Diss., Göttingen 1927; ein Epos O. v. W. schrieb A. v. Hörmann, Innsbruck 1890; B. Weber, O. v. W. u. Friedrich mit der leeren Tasche, Innbsr. 1850.

S. 307. **Friedr. von Sonnenburg,** hg. von O. Zingerle, Ältere tirolische Dichter, II., 1. Heft. — G. Tolle, Meister **Boppe,** Diss., Göttingen 1887; derf. Der Spruchdichter Boppe, Progr., Sondershausen, 1894. — **Der Marner,** hg. von Ph. Strauch, QuF. 14. — **Meißner,** A. Frisch, Untersf. über die mhd. Dichter, die den Namen Meißner führen, Diss., Jena 1887. — **Rumeslands,** Fr. Panzer, Meister Rumezlands Leben u. Dichtung, Diss., Leipz. 1893. (Die Gedichte der hier genannten Sänger in MSH.).

S. 308. **Frauenlob.** Dichtungen hg. v. L. Ettmüller, Quedlinbg. 1843; Fr.s Marienleich, QuF. 120. — **B. Regenbogen,** Dichtungen in MSH. — **Sängerkrieg auf der Wartburg,** hg. von K. Simrock, mit übersetzg. Stuttg. 1858. — A. Strack, Zur Gesch. des Gedichtes vom Wartburgkrieg, Diss., Berlin 1883; E. Oldenburg, Zum Wartburgkrieg, Diss., Schwerin 1882; P. Riesenfeld, Heinr. v. Ofterdingen in der deutschen Lit., Berlin 1912. Der Name „Wartburgkrieg" findet sich in den Handschriften des Gedichtes nicht; nur eine zum „Lohengrin" gehörige Strophe des Rätselstreites versetzt die Beteiligten auf den Wartberg. Erst bei dem thüringischen Chronisten Johannes Rothe (Anfang des 15. Jhs.) findet sich der Name „Wartburgkrieg". K. Wenck hat nachgewiesen, daß der Landgraf Hermann noch nicht auf der Wartburg Hof gehalten hat. Über die im MA. beliebte Gattung der **Rätseldichtung,** die sich ganz besonders zur Weisheitsprobe im Wettgesange eignete, vgl. H. Jantzen, Geschichte der Streitgedichte im MA., Breslau 1896; H. Walther, Das Streitgedicht in der latein. Literatur des MA.s, München 1920.

S. 309. **Meistersinger.** J. Grimm, über den altd. Meistergesang, Göttingen 1811; A. Puschmann, Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges, Görlitz 1571; Ndr. Nr. 73, hg. von R. Jonas, Halle 1888; J. Ch. Wagenseil, Von der Meistersinger holdseligen Kunst, Altdorf 1697; O. Plate, Die Kunstausdrücke der Meistersinger, Straßbg. 1887; O. Weddigen, Der deutsche Meistergesang, Berlin 1894; E. Mey, Der Meistergesang in Gesch. u. Kunst. Ausführl. Erklärung der Tabulaturen, Schulregeln, Sitten und Gebräuche der Meistersinger, sowie deren Anwendung in R. Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg", 2. A., Leipz. 1901; Uhland, Schriften z. G. u. S. Bd. 4, 284 ff.; W. Nagel, Studien zur Gesch. der M., Langensalza 1909; G. Jakobstal, Musikalische Bildung der M., ZfdA. Bd. 20; H. Lütke, Studien zur Philosophie der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

M., Pal. Bd. 107; Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Hdschr., LV. 68, Stuttg. 1862; P. Runge, Die Sangesweisen der Kolmarer Hdschr. u. die Liederhandschr. in Donaueschingen, Leipz. 1897; Das Singebuch des Adam Puschmann nebst den Originalmelodien des Michael Behaim u. Hans Sachs, hg. von G. Münzer, Leipz. 1907; Hans Sachs, Das Gemerkbüchlein (1555—1561) nebst einem Anhange: Die Meistersinger-Protokolle v. 1595 bis 1605, hg. von K. Drescher, Halle 1898; R. Weber, Zur Entwicklung u. Bedeutung des Meistergesanges im 15. u. 16. Jh., mit einem Anhang über den M. in der deutschen Dichtung des 19. Jhs., Diss., Berlin 1921; H. Ellendeck, Die Sage vom Ursprung des Meistergesanges, Diss., Bonn 1911; E. Martin, Die Meistersänger von Straßbg., Straßburg 1882; F. Streinz, Der Meistergesang in Mähren, Zs. d. deutschen Vereins für die Gesch. Mährens u. Schlesiens 26; W. Brandt, Sebastian Wild, der Augsburger Meistersinger, Weimar 1914; Die Memminger Meistersinger, Lentner Morgenbl. für gebildete Stände, Jg. 1852, S. 135 ff.

S. 310. Heinrich von Mügeln, Fabeln u. Minnelieder, hg. von W. Müller, Göttingen 1847, Der Meide Kranz, hg. u. eingeleitet v. W. Jahr, Leipz. 1908. — Vgl. Schroer, SWW. 55 (1867). K. Helm, PBB. Bd. 21 u. 22. — **Muskatblut,** hg. von E. v. Groote, Köln 1852; W. Wackernagel, Kirchenlied 2, 487 ff. — A. Weltmann, Die polit. Gedichte M.s, Diss., Bonn 1902; A. Puls, Unters. über die Lautlehre der Lieder M.s, Diss., Kiel 1881.

S. 311—313. Suchensinn, Bartsch, Kolmarer Handschr. Nr. 171 ff. — E. Pflug, Suchensinn u. seine Dichtungen, Breslau 1908. — **Das Volkslied.** Bibliogr. von J. Meier, PGr. 2. A., 2, 1 (1909); Sammlungen: Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volcksliederr von Daniel Seuberlich, 2 Bde., 1777, N. Aufl. v. G. Ellinger, Ndr. I, 1 u. 2 (1888); Des Knaben Wunderhorn, 3 Bde., Heidelberg 1806, zahlreiche Neuaufl., auch in der UB.; vgl. H. Lohre, Von Percy zum Wunderhorn, Beiträge zur Gesch. der Volksliederforschg. in Dtschld., Berlin 1902; Bergreihen, hg. von J. Meier, Ndr. Nr. 99—100; G. Forsters frische teutsche Liedlein (1539—1556), hg. von M. E. Marviaga (Halle 1903), Ndr. 203—206; Volks- u. Gesellschaftslieder des 15. u. 16. Jhs., hg. von A. Kopp, DT. Bd. 5 (1905); Liederbuch der Klara Hätzlerin, hg. von C. Haltaus, Quedlinbg. 1840; K. Geuther, Komposition und Entstehung des Ldb.s der K. Hätzlerin, Halle 1927; L. Uhland, Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder, Stuttg. 1844—1845, 2 Bde.; davon eine Neuausg., besorgt durch H. Fischer, 4 Bde., Stuttg. 1896, mit Abhdlgen. u. Anmerkungen; H. Hoffmann, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jhdts., Leipzig 1844, 2. A. 1860; derſ., Unsere volkstüml. Lieder, Leipz. 1869, N.-A. von H. Prahl, ebda. 1900; R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530, Auswahl bei K. Bd. 13, Stuttg. o. J.; F. M. Böhme, Altd. Liederb., Volkslieder der Deutschen nach Wort u. Weise aus dem 12.—17. Jhdt., Leipzig 1877; Sammlung von Simrock, Frankf. 1851, von Erlach, 5 Bde., Mannheim 1839, von Mittler, Leipz. 1846; L. Erk, Liederhort, Berlin 1853 ff., neu bearbeitet und fortgesetzt von Böhme, 3 Bde., Leipz. 1893—94; G. Scherer, Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigentümlichen Singweisen, Stuttg. 1863 u. 1868; K. Goedeke u. J. Tittmann, Liederb. aus dem 16. Jhdt., 2. A., Leipzig 1881; J. Sahr, Das deutsche Volkslied, 2 Bde., 3. A., Leipz. 1908 (Auswahl mit Melodien); R. Eitner, Das deutsche Lied des 15. u. 16. Jhdts., Beilage z. d. Monatsheften für Musikgesch. VIII—XI, 1876—1880. — Neudrucke von Liedersammlungen des 16. Jhdts.: Das Ambraser Liederbuch, hg. von J. Bermann, LV. 12 (1845); Die Heidelberger Handschr., hg. v. A. Kopp, DT. 5 (1905). L. Tobler, Schweizerische Volkslieder, 2 Bde, Frauenfeld 1882—84; P. Alpers, Die alten niederdeutschen Volkslieder, Hamburg 1924; G. Jungbauer, Bibliogr. des deutschen Volksliedes in Böhmen, Prag 1913. — **Über das deutsche Volkslied:** L. Uhland, Schriften a. a. O., 3. u. 4. Bd.; R. Hildebrand, Materialien zur Gesch. des deutsch. Volksliedes, Leipz. 1900; J. V. Brunnier, Das Volkslied, 7. A., Leipz. 1927; J. Meier, Kunstlieder im Volksmunde, Halle 1906; Vilmar-Böckel, Handbuch des deutschen Volksliedes, Marburg 1908; derſ., Psychologie der Volksdichtg., 2. A., Leipz. 1908 u. Das deutsche Volkslied 1917; K. Hoeber, Beiträge zur Kenntnis des Sprachgebrauchs im Volkslied des 14. u. 15. Jhdts., Berlin 1908; A. Daur, Das alte deutsche Volkslied nach seinen festen Ausdrucksformen, Leipz. 1909; A. Goetze, Vom deutschen V., Freiburg i. B. 1921; H. Wentzel, Symbolik im deutschen V., Diss., Königsberg 1915; M. Steidel, Die Zecher- und Schlemmerlieder im deutschen V., Diss., Heidelberg 1914; H. Naumann, Studien über Bänkelgesang, Zs. des Vereins für Volkskunde 30; E. Wechßler, Begriff und Wesen des V.s, Marburg 1913. A. Kopp, Deutsches Volks- u. Studentenlied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899; W. Uhl, Das deutsche Lied, Leipz. 1900.

S. 313. Mönch Hermann von Salzburg, teilweise hg. von W. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied bis zu Anfang des 17. Jhs., 5 Bde., Leipz. 1864—1877; Die Mondsee-Wiener Liederhandschr. und der Mönch von Salzburg, hg. v. A. Mayer u. H. Rietsch, Berlin 1894. — **Peter von Arberg,** hg. mit Noten von K. Bartsch u. F. W. Böhme in Germ. 25; Wll. 2, Nr. 996—500. — **Bruder Hans** Marienlob, hg. von R. Minzloff, Hannover 1863; dazu J. Franck, ZfdA. 24, 373 ff. **H. Lansenberg,** 97 Lieder, abgedruckt bei Wackernagel, a. a. O. S. 528 ff. — Vgl. E. R. Müller, H. v. L., Berlin 1889. — K. Hennig, Die geistl. Kontrafaktur im Jh. der Reformation, Diss., Halle 1909.

S. 314. Hohenfurter Gesangbuch, hg. von W. Bäumker, Ein deutsch. geistl. Liederb. aus dem 15. Jhdt., Leipz. 1895. — **K. v. Queinfurt.** Osterlied bei WKl. 2, 538.

S. 314. Ph. Strauch, **Die Deutschordensliteratur** des MA.s, 1910; W. Ziesemer, Geistiges Leben im Deutschen Orden, Nd. Jb. 1911; K. Helm, Die Lit. des Deutschen Ordens im MA., ZDU. 30 (1916); Ziesemer, Deutschordensdichtung, NL. 1, 184 ff., mit reicher Lit. — **Das alte Passional,** hg. von K. A. Hahn, Frankf. 1845, enthält Teil 1 u. 2, mit Ausnahme der Jakobuslegenden, die Kläden in Hagens Germ. 7, 251, und den Marienlegenden, die Pfeiffer, 2. A., Wien 1863 herausgab. Die Ausg. von K. Köpke, Quedlinbg. 1853 enthält den 3. Teil. Auswahl nhd. von S. Rütgers: „Der Heiligen Leben u. Leiden," 2 Bde., Leipz. 1913, u. in Neudichtung von R. v. Kralik: „Goldene Legende der Heiligen," Wien 1902. — Vgl. E. Tiedemann, Passional u. Legenda aurea, Berlin 1909; Ziesemer, a. a. O. 185. — Legenda aurea des Jacobus de Voragine, auf der das Passional beruht, ist wahrscheinlich zwischen 1275—1280 entstanden. Deutsch hg. von R. Benz, Jena 1917, Volksausg. mit Lesarten u. Register, 1925. — **Das Veterbuch,** hg. von Reißenberger, DT. 22, Berlin 1914. — K. Hohmann, Beiträge zum Väterbuch, Halle 1909.

S. 315. Über das **mhd. Buch der Märtyrer** vgl. J. Haupt, SWW. 70 (1872), 101 ff. — **Martina,** hg. von A. v. Keller, LW. 38 (1856); E. Wiegmann, Beiträge zu Hugo von Langenstein u. seiner Martina, Diss., Halle 1919. — F. Wilhelm, Deutsche Legenden u. Legendare, 1907. — **Walthers von Rheinau** Marienleben, hg. von A. v. Keller, Progr. d. Univ. Tübingen, 1849—1855; über Stil, Sprache u. Verskunst vgl. A. Hauffen, ZfdA. 32, 33 ff.; die Vita beatae virginis, hg. von A. Voegtlin, LW. 180 (1888). — A. Voegtlin, W. v. Rh., Diss., Straßburg 1886. — **Leben des hl. Adalbert** von Nicolaus Jeroschin, nur in geringfügigen Bruchstücken erhalten, seine Vorlage war die Vita sancti Adalberti des Johannes Canaparius; vgl. Ziesemer, a. a. O. 188. — **Barbara** von dem Hochmeister Luder von Braunschweig, vgl. Ziesemer, a. a. O. 186. — **Elisabeth,** hg. von M. Rieger, LW. Bd. 90. — **Joh. Rothe,** Elisabeth, hg. von Menken, Scriptores rer. germ. 2, 2033 ff.; Bobertag bei K. Bd. 10. — Vgl. dazu A. Witzschel, über das Leben der hl. Elisabeth von J. R., Jena 1869. — **Lutwins** Adam u. Eva, hg. von K. Hofmann u. W. Meyer, Tübingen 1881, LW. 153. H. Adrian, **Das alemannische Gedicht v. Joh. dem Täufer u. Maria Magdalena,** Diss., Straßburg 1908; Textausgabe in DT. — Kunz **Kisteners, Die Jakobsbrüder,** vgl. Germ. 10. u. 17. Bd. **Christophorus,** hg. von A. Schönbach, ZfdA. 17, 85 u. 26,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

20—84. **Theophilus,** hg. von F. Pfeiffer, Marienlegenden 193—210. H. Dederich, Zur geistl. Dichtung des MA.s, Leipz. 1877, 15. — **Bruder Philipps Marienleben,** hg. von H. Rückert, Quedlinbg. 1853 u. F. Bobertag in K. Bd. 10; nhd. von Sommer, Münster 1859. — Vgl. J. Haupt, über Br. Ph.s W., Wien 1871. — **Wernhers** Marienleben, hg. von M. Päpke, Bruchstücke in v. d. Hagens Germania 8, 239 ff. — Vgl. Päpke, Das Marienleben des Schweizers Wernher, Diss., Berl. 1908 u. Pal. 81. — **Der maget krône,** hg. v. Zingerle, SBWW. 47, 489 f. Schröder, St. **Brandan,** Erlangen 1871. — Vgl. G. Schirmer, Zur Brandanuslegende, Leipz. 1888; W. Meyer, Die Überlieferung der Brandanlegende, Diss., Göttingen 1918.

S. 317. **Der Wiener Meerfahrt** in Lambels Erzählungen und Schwänken! vgl. E. Schröder in ZfdA. 41 u. L. Böck im Alt-Wiener Kalender auf 1924; **Von dem üblen Weibe,** hg. von B. Haupt, Leipz. 1871 u. E. Schröder, Zwei altdeutsche Schwänke, Leipz. 1919. F. Brietzmann, Die böse Frau in der deutschen Lit. des MA.s, Berlin 1912. — **Der Weinschwelg** hg. von K. Lucae, Halle 1886 (mit Übersetzung), u. E. Schröder, a. a. O. — **Heinr. Kaufringer,** hg. von K. Enking, LV. 182 (1888); derf., Studien über K., Breslau 1900; Schönbach SBWW. 143, 12 (1901). — **H. Wittenweilers Ring,** hg. von L. Bechstein, LV. 22 (1851). — Vgl. E. Bleisch, Zum Ring des H. W., Diss., Halle 1892; E. Wießner, Das Gedicht von der Bauernhochzeit und W.s Ring, ZfdA. 50, 225 ff.; derf., H. W., der Dichter des Ringes, ebda. 64. — **Neidhart Fuchs,** hg. von Bobertag, Narrenbuch in K. Bd. 11. — R. M. Meyer, Zur Neidhartlegende, vgl. ZfdA. 31, 64 ff. u. Bd. 32, 430 ff. — **Till Eulenspiegel,** hg. von H. Knust, Halle 1865, Ndr. Bd. 55 u. 56; Faksimile der Ausg. von 1515 mit Einl. von E. Schröder, Leipz. 1911, von Bobertag bei K. Bd. 25; übersetzt von K. Pannier (UB.). — E. Kadlec, Untersuchungen zum Volksbuch vom Ulenspiegel (mit Lit.), Prag 1916; Murners Eulenspiegel, hg. v. Lappenberg, Leipz. 1854; W. Scherer, QuF. 21; Ch. Walther, Zur Gesch. des Volksbuches von Eulenspiegel im niederdeutschen Jb., Bd. 19, Leipz. 1894. — **Pfarrer von Kalenberg,** hg. v. Bobertag, bei K. Bd. 11 u. von B. Dollmayr, Ndr. 212 bis 214 (1907); Das Volksbuch von K. Schorbach, Halle 1905; nhd. nebst Peter Leu in UB.

4. Die lehrhafte Dichtung.

S. 319. **Gundakers von Judenburg,** Christes Hort, hg. von J. Jakfche, DT. 18 (1910). — **Erlösung,** hg. von K. Bartsch, Quedlinbg. 1858. — **Heinr.s v. Krolewitz** Vaterunser, hg. von Lisch, Quedlinbg. 1839. — Dazu ZfdA. 7, 263 u. R. Bechstein, Die Sprache H.s v. Kr., Germ. 8. — Das **Steinbuch,** ein altdeutsches Gedicht von Volmar, mit Einl., Anmerkungen u. einem Anhange, hg. von H. Lambel, Heilbronn 1877; J. G. Büsching, Die Kräfte der Edelsteine nach dem Glauben des MA.s, in Hagens Museum, Berlin 1811, 2, 52—145, darin auch das Gedicht. Vgl. A. Salzer, Sinnbilder, a. a. O. S. 188 ff. — **Mechthildis von Magdeburg,** teilweise hg. von G. Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden, Freibg. 1861, vollständig und nhd. von G. Morel, Regensbg. 1869. Dazu H. Stierling, Studien zu M. v. M., Diss., Nürnberg 1907; Gr. Lüers, Die Sprache der d. Mystik im Werke der M. v. M., München 1926; in Auswahl übersetzt von W. Oehl, Kempten 1911, M. Escherich, Berlin 1909 und H. A. Grimm (JB.). — **Brun, von Schonebeck,** hg. v. A. Fischer, 1893; Von den sieben Graden, enthalten in Th. Merzdorf, Der Mönch von Heilsbronn, Berlin 1876, S. 69 ff. — **Der Minne Spiegel** = Bartsch, Erlösung, s. o. — **Der Sünden Widerstreit,** hg. von J. Zeidler, Graz 1892. — **„Gesicht Philiberts",** hg. von W. Seelmann, Nd. Jb. 5, 21 ff. — **Heinrich von Hesler** aus Thüringen schrieb eine Paraphrase der Apokalypse, hg. von K. Helm, DT. 8 (1907), Evangelium Nicodemi, hg. v. demf., LV. 224, Tübingen 1892. E. Schumann, über die Quellen der Apokalypse Heinr.s v. Hesler, Diss., Gießen 1912; C. Krollmann, Die Herkunft u. die Persönlichkeit des Deutschordensdichters H. v. Hesler, Zf. des westpreuß. Geschichtsvereins 58, S. 93—110 (1918). K. Bartsch, Die metrischen Regeln des H. Hesler u. Nikolaus von Jeroschin, Germ. 1, 192—202, u. Beitr. 24 (1899). — **Thelos von Kulm,** Gedicht von den sieben Ingesiegeln, hg. von K. Kochendörffer, Berlin 1907 (DT. 9). G. Reißmann, Thilos Gedicht v. d. f. Siegeln, Berlin 1910. — Von Thilo stammt wahrscheinlich auch eine poetische Paraphrase des Buches **Hiob,** hg. von T. E. Karsten, Berlin 1910 (DT. 21). Ein Deutschordensritter ist auch der Verfasser einer poetischen Paraphrase des **Hiob,** hg. von T. E. Karsten, Berlin 1910 (DT. 21) und einer poetischen Bearbeitung des Buches **Daniel,** hg. von A. Hübner, Berlin 1911 (DT. 19); dazu derf., Daniel, eine Deutschordensdichtung; für seinen Ordensbruder schrieb 1524 ein junger Thüringer eine dichterische Paraphrase des Buches **Judith,** hg. v. M. Hering u. von R. Palgen (1924), dazu derf., Unterf. über J., Diss., Halle 1907. Der schon genannte Hochmeister Luder ist vielleicht der Verfasser der Übertragung der Bücher der **Makkabäer,** hg. v. K. Helm, Tübingen 1904. — W. Ziesemer, NL. 1, 185 f. — Der **Kreuziger,** hg. von F. Khull, LV. 160 (1882). — P. Poppi, über das Speculum humanae salvationis (Spiegel des menschlichen Heiles), Diss., Straßbg. 1887; A. Schönbach, SBWW. 88, 807 ff.

S. 320. **Jacobus de Cessolis,** hg. v. R. Köpke, Progr., Brandenburg 1879; von dessen deutschen Bearbeitungen wurde das Schachgedicht **Heinrichs von Beringen** durch P. Zimmermann, Tübingen 1883 (LV. 166), das Schachzabelbuch **Konrads von Ammenhausen** nebst der Vorlage Cessolis und dem Auszug Mennels durch Bächtold und F. Vetter, Frauenfeld 1892, **Hechtes** in ZfdA. 17, 162 ff., **Stephans** durch Schlüter, Leipz. 1889, **Ingolts** durch E. Schröder, Straßburg 1882, herausgegeben. — Maßmann, Gesch. des deutschen Schachspiels, 1839; W. Wackernagel, Das Schachspiel im MA., Aarau 1846. — Des Franzosen Traktat De amore libri tres ed. E. Trojel, Kopenhagen 1892; deutsche Übersetzg. von H. M. Elster, Dresden 1924. Roman de la Rose, hg. v. F. Michel, Paris 1872. — **E. Cersne,** Der Minne Regel, hg. von F. Wöber, Wien 1861; Bobertag, K. Bd. 10; vgl. E. Bachmann, Studien über E. C., Berlin 1891. — **Minneallegorien.** Vgl. A. Ritter, Altschwäb. Liebesbriefe, Graz 1897; E. Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen MA.s, Diss., Marburg 1898; Mhd. Minnereden, hg. von K. Matthaei, Berlin 1913, DTMA. 24; vgl. derf., Das weltliche Klösterlein u. die deutsche Minneallegorie, Marburg 1907. — **Heinzelin von Konstanz,** Der Minne Lehre, in Pfeiffers Ausg. des H. v. K., Leipz. 1852. — F. Höhne, Die Gedichte des H. v. K., Diss., Leipz. 1894, streitet die Dichtung dem H. v. K. ab.

S. 321. **Kloster der Minne,** hg. von F. v. Laßberg, Liedersaal 2, St. Gallen 1846. — Dazu G. Richter, Beiträge zur Interpretation des mhd. Ged. Kl. d. M., Berlin 1895. — **Minneburg** und geblümter Stil. Chrismann, PBB. Bd. 22, 257 ff.; Mordhorst, Egen von Bamberg u. die geblümte Rede, Diss., Berlin 1909. — Zu **Meister Altswert** vgl. K. Meyer, M. Alts., Diss., Göttingen 1889. **Hermann von Sachsenheim,** hg. von E. Martin, Tübingen 1878 (LV. 137); Proben aus der **Mörin** in K. Bd. 12, **Spiegel** und **Schleiertüchlein** in Meister Altswert, hg. von L. Halland u. A. v. Keller, Stuttg. 1850 (LV. 21). — **Hadamar von Laber** „Jagd", hg. von J. A. Schmeller, Stuttg. 1850 (LV. 20) u. K. Stejskal, Wien 1880. — E. Bethke, über den Stil H.s v. L., Berlin 1892. — **Konrad von Haslau,** „Der Jüngling", hg. in ZfdA. 8, 550 ff. — **Buch der Rügen,** hg. samt der lat. Quelle in ZfdA., 2, 15 ff. — Vgl. B. Wiesotzky, Untersuch. über das mhd. B. d. R., QuF. 113 (1911). **Seifried Helbling,** Lucidarius, hg. v. J. Seemüller, Halle 1886.

S. 322. **Hugo v. Trimberg,** Renner, hg. v. Ehrismann, LV. Bd. 247—248 (1908—1911); Registrum multorum auctorum, hg. von J. Huemer, SBWW. Bd. 116 (1888). — Vgl. K. Janicke, über H. v. T., Germ. 2, 363 ff. u. 5, 385 ff.; Ehrismann, H. v. T.s Renner u. das mittelalterl. Wif-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

senschaftssystem, Dortmund 1920; E. Sermann, H. v. T. u. die Fabeln seines Renners, München 1923; L. Behrendt, The Ethical Teaching of H. v. T., Washington 1926.

S. 322. **Hans Vintler,** Blumen der Tugend, hg. von J. Zingerle. — Derf., SWW. 66, 279 ff. u. ADB. 40. — **Des Teufels Netz,** hg. von K. A. Barack, LV. 70 (1863). — J. Maurer, über das Lehrged. „D. T.s N.", Progr., Feldkirch 1889. — **J. Rothe,** Ritterspiegel, hg. von Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte, S. 98—211. — **J. v. Morsheim,** Spiegel des Regiments, hg. von K. Goedeke, Stuttg. 1856 (LV. 37). — M. Geyer, Altdeutsche Tischzuchten, Progr., Altenburg 1882.

S. 324. Gedichte des **Königs von Odenwald,** hg. v. E. Schröder, Darmstadt 1900. — **Heinrich der Teichner,** teilw. hg. mit Abhdlg. über den Dichter v. Th. v. Karajan, Denkschr. der Wiener Akademie 6 (1885), 85 ff. — J. Seemüller, ADB. 37.

S. 325. **Peter der Suchenwirt,** hg. von R. Primisser, Wien 1827; Fünf unedierte Ehrenbriefe von G. Frieß, SWW. 88 (1877); Proben bei K. Bd. 10 von Bobertag; J. Seemüller, ZfdA. 41, 193 ff.

S. 326. **Rosenplüts** histor. Lieder bei Liliencron, Die histor. Volkslieder I; weiteres bei Keller, Fastnachtspiele 3 u. Nachlese; bei demf., Erzählungen aus altd. Handschriften, LV. 53, 1860; bei K. Euling, 100 deutsche Priameln, Göttinger Studien 1887. — J. Demme, Studien über R., Diss., Münster 1906; G. Roethe in ADB. 29; K. Euling, Das Priamel bis H. Rosenplüt. Germ. Abh. 25 (1905). Weitere Lit. PGr. 2, 318.

Hans Folz in: Meisterlieder von A. L. Mayer, DT. 12 (1908); Keller, Fastnachtspiele 3 u. Nachlese.

S. 327. **Salomon u. Markolf.** Siehe zu S. 117 u. W. Schaumberg, PBB. Bd. 2, 1 ff.; Die Prosa in F. H. v. d. Hagens Narrenbuch, Halle 1811; Folzens Stück bei A. v. Keller, Fastnachtsspiele Nr. 60 (LV. 29); ein Schweizer Fastn.-Spiel in ZfdPh. 17, 421 ff. — Das heil. Namenbuch von **Konrad von Dankrotzheim,** hg. mit einer Untersuch. über die Cisio Jani von K. Pickel, Straßbg. 1878.

S. 328. **Ulrich Boner,** Edelstein, hg. von G. F. Benecke, Berlin 1816 und F. Pfeiffer, Leipz. 1844; übersetzt von M. Oberbreyer, Staßfurt 1880 und K. Pannier (UB.). — Ch. Waas, Die Quellen der Beispiele Boners, Diss., Gießen 1897. — P. Sparmberg, Zur Geschichte der Fabel in der mhd. Spruchdichtung, Diss., Marburg 1919. — **Das Tierepos.** Dazu die Bemerkungen zu S. 117. Willems mittelniederländischer **Reinaert,** hg. von E. Martin, Paderborn 1874, übersetzt von Geyder, Breslau 1844; eine neugefundene Handschr. von Degering: Roman van den Vos Reinaerde, Münster 1910. Van den Vos Reynaerde critisch uitgeven door F. W. Muller, Gent 1914; derf., Critische Commentaar op. V. de V. R., Amsterdam 1920; **Reynke de Vos** (Reinhart Fuchs), hg. von H. Hoffmann, Breslau 1834, A. Lübben, Oldenburg 1867, K. Schröder, Leipz. 1872 (mit Erklärungen), F. Prien, Halle 1887. (Neubearbeitung von A. Leitzmann u. K. Voretzsch 1925), E. Wolff, bei K. Bd. 19; übersetzt von D. W. Soltau, Berlin 1803 (Neudr. in Hempels Klassikern), K. Simrock, 2. A., Frankfurt 1847 u. Hartmann, Leipz. 1864. Vgl. PBB. Bd. 8, 1 ff. — Die jüngere Glosse zum Reynke de Vos, hg. von H. Brandes, Halle 1891. — E. Poscer, Die hochdeutsche Bearbeitung des Reinhart Fuchs von 1650, Berlin 1911.

5. Die geschichtliche Dichtung.

S. 329—332. Jansen Enikels Werke, hg. von Ph. Strauch, Mon. Germ., Deutsche Chroniken, Bd. 3; Proben aus der Weltchronik in GA. — **Steirische Reimchronik,** hg. von J. Seemüller, Deutsche Chron. Bd. 5. — Die **Braunschweiger Chronik,** hg. von L. Weiland, D. Chron. Bd. 2, Hannover 1877. — **Livländische Reimchronik,** hg. von L. Mayer, Paderborn 1872. Sie schildert die Kämpfe der Schwertordensbrüder u. später des Deutschordens um Livland. Peters von Dusburg Chronicon terrae Prussiae, hg. von Toeppen, Scriptores rerum Prussicarum I, 1—269. — **Nivolaus von Jeroschin,** hg. von E. Strehlke, Script. I, 291—648, im Auszug von E. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik des N. v. J., 1854. — W. Ziesemer, N. v. J. u. seine Quelle, 1907. — **Wigand von Marburg,** hg. von Th. Hirsch, Script. 2, 489—662; 4, 1—8. Leipz. 1863. — **Mecklenburgische Reimchronik,** hg. in Westphal, Monumenta inedita 4, 594.

Schlacht bei Näfels, Liliencron I, Nr. 35, Uhland Nr. 161. — **Halbsuters** Lied auf die Sempacher Schlacht, Uhland Nr. 160, Liliencron I, 33—34. **Wierstraat,** hg. von E. Groote, Köln 1855. — H. E. Tüsch, **Burgundische Historie,** hg. v. E. Wendling u. A. Stöber, Kolmar 1876. — Der **Schwabenkrieg,** hg. von H. v. Dießbach, Zürich 1849. — **Michael Beheim,** Buch von den Wienern u. Histor. Lieder, hg. von Th. v. Karajan, Wien 1843 u. 1849, bei K. Bd. 10, F. H. v. d. Hagen, Sammlung für altd. Lit. S. 37 ff., Breslau 1812. H. Gille, Die histor. u. polit. Gedichte M. B.s, Pal. Bd. 96 (1910); H. Oertel, M. B. aus der statt triest, Progr., Schweinfurt 1916; A. Kühn, Rhythmik u. Melodik. M. B.s, Bonn 1907. — **Die historischen Volkslieder** der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhdt., gesammelt u. erläutert von Liliencron, Leipz. 1865 bis 1869, 4 Bde. u. Nachtrag; Historische Volkslieder vom 16. bis 19. Jahrhdt., hg. von A. Hartmann u. H. Abele, 3 Bde., München 1907—13; Die schweizerischen Volkslieder des 15. Jhdts., hg. von G. Meyer von Knonau, Zürich 1870; Die geschichtlichen Lieder u. Sprüche Württembergs, hg. von K. Steiff, Stuttg. 1899 ff. — F. Jacobsen, Der Darstellungsstil der historischen Volkslieder des 14. u. 15. Jahrhdts., Diss., Marburg 1914; E. Schröder, Das histor. Volkslied des Dreißigjährigen Krieges, Diss., Marburg 1918.

6. Das Drama.

S. 333. Vgl. die Lit. zu S. 96. Dazu: G. Kohen, Gesch. der Inszenierung im geistlichen Schauspiel des MA.s in Frankreich (deutsche Ausgabe von E. Bauer, Leipz. 1907); J. Weber, Die Präfigurationen im geistl. Drama des MA.s, Diss., Marburg 1919; K. Tscheuchner, Die deutsche Passionsbühne u. die deutsche Malerei des 15. u. 16. Jhdts., Repertorium der Kunstwissenschaft 27 (1904) u. 28 (1905); H. Alt, Theater u. Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis historisch dargestellt, Berlin 1846; O. Hietzig, Zur Gesch. der Wechselwirkung zwischen der geistl. Bühne u. der bildenden Kunst des MA.s, Progr., Mannheim 1914. — Sammelwerke: F. J. Mone, Altdeutsche Schauspiele, Quedlinbg. 1841 u. Schauspiele des MA.s, Karlsruhe 1846, 2 Bde.; R. Froning, Das Drama des MA.s, K. 14, 1—3; F. Kummer, Erlauer Spiele, Wien 1882; A. Hartmann, Volksschauspiele in Bayern u. Österreich-Ungarn, Leipz. 1880; Altdeutsche Passionsspiele in Tirol, hg. von J. Wackernell, Wien 1897; A. Schlossar, Volksschauspiele aus Steiermark, Halle 1891, 2 Bde.; J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, Wien 1815; J. J. Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde, Prag 1898—99; Auswahl deutscher Volksschauspiele von K. Neuschel, Bielefeld 1923. J. Bächthold, Schweizer Schauspiele, Zürich 1890. — K. Weinhold, Weihnachtsspiele f. zu S. 98. Zur Geschichte des deutschen Dramas vgl. die schon genannten Werke von W. Kreizenach, 5 Bde., Halle 1911—1916 und R. Arnold, Das deutsche Drama, München 1925, ferner Reidt, Das geistl. Schauspiel des MA.s in Deutschld., 1868; J. Ranftl, Die altd. Passionsspiele, Hist.-pol. Bl. 125. Bd.; A. Freybe, Ostern in deutscher Sage, Sitte u. Dichtung, Gütersloh 1893; W. Köppen, Beiträge zur Gesch. der deutschen Weihnachtsspiele, Paderborn 1893; J. E. Wackernell, Über die ältesten Passionsspiele in Tirol, Wien 1887; K. Neuschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele des MA.s u. der Reformationszeit, Leipz. 1906, enthält auch das Luzerner Antichristspiel. — Einzelnes: C. Neuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhdts., Stuttg. 1890; M. J. Rudwin, Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen des MA.s u. der Reformationszeit, Göttingen 1915; W. Arndt, Die Personennamen der deutschen Schausp. des MA.s, 1904;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

B. Benzmer, Die Chöre im geistl. Dr. des MA.s, Rostock 1897. K. Weinhold, über das Komische im altd. Schauspiel, Jb. f. L.-Gesch. I, 1 ff.; S. Mauermann, Die Bühnenanweisungen im dtsch. Drama bis 1700, Pal. 102 (1911). K. Dürre, Die Merkatorszene im lat.-liturg., altd. u. altfr. relig. Dr., Diss., Göttingen 1915.

Trierer Osterspiel bei K. 14, 1, 46 ff. — **Benediktbeurer Osterspiel** bei Meyer, a. a. O. 97 ff. u. 125 ff. — Das von H. Pfeiffer aufgefundene **Klosterneuburger Osterspiel,** hg. im Jb. des Stiftes Klosterneuburg 1 (1908), 1—56. Vgl. o. S. 96.

S. 334. Redentiner Osterspiel, hg. v. Froning, bei K. 14, 1, 107 ff.; E. Schröder, Norden 1893, von L. Ettmüller, Quedlinbg. 1856, Hdschr. in Lichtdr. von A. Freybe, Schwerin 1892, nhd. von demselben, 2. A., Gütersloh 1901, u. von M. Gümbel-Seiling, Leipz. 1918. G. Rosenhagen, Das Red. Osterfp. im Zusammenhang mit dem geistl. Spiel seiner Zeit, Jbnd. Sp. 1925; dazu W. Krogmann, ZfdPh. 53. Leider nur in Bruchstücken erhalten ist das **Osterspiel von Muri,** das zu den besten der überlieferten deutschen Osterspiele gehört, hg. von Bächtold, a. a. O. I., 275 ff., von Bartsch, Germ. Bd. 8; von Froning bei K. 14, 1, 225 ff. **St. Gallisches Weihnachtsspiel,** hg. von Mone, Schauspiele, 143 ff. — Vgl. J. Klapper, Das St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu. Unters. u. Text, Breslau 1904. — Höpfner, Unters. zum Innsbrucker, Berliner u. Wiener Osterspiel. Germ. Abh. Bd. 45 (1915); K. Schmidt, Die Darstellg. von Christi Höllenfahrt, Diss., Marbg. 1915. **Dreikönigsspiel,** hg. v. Kummer, Erlauer Spiele; Froning bei K. 14, 940 ff.

S. 335. Hessisches Weihnachtsspiel, hg. von K. W. Piderit, Parchim 1869, von Froning bei K. 14, 902 ff. — E. Reinhold, Sprache u. Heimat des schles. Weihnachtsspiels, Diss., Marburg 1909. Vgl. W. Köppen, Beiträge zur Gesch. des deutschen Weihnachtsspieles, Paderborn 1892; F. Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, Leipz. 1901; H. Anz, Die latein. Magierspiele, Unters. und Texte zur Vorgesch. des dtsch. Weihnachtsspieles, Leipz. 1905. K. H. Schroer, Deutsche Weihnachtssp. aus Ungarn, Wien 1858; W. Pailler, Weihnachtlieder u. Krippenspiele aus Oberösterr. u. Tirol, Innsbr. 1881—1883, 2 Bde.; Hartmann, Weihnachtlied u. Weihnachtspiel in Oberbayern, München 1875; M. Böhme, Das latein. Weihnachtsspiel, Leipz. 1917. — **Fronleichnamsspiel** aus Künzelsau; vgl. den Auszug von H. Werner, Germ. 4, 338 ff.; T. Mansholt, Das K. Fr., Diss., Marburg 1892; A. Schumann, Das K. Fr. Öhringen 1926. Das Egerer Fronleichnamsspiel, hg. von G. Milchsack, Tübingen 1881 (LV. 156). — Über die **Marienklagen,** A. E. Schönbach, Graz 1874; die nd. **Bordeshelmer Marienklage** mit Musikbeilagen, hg. von G. Kühl, Jb. f. nd. Sprachforschung 24 (1899).

S. 336. Das **Benediktbeurer Passionsspiel,** bei Froning, K. 14, 1, 278 ff. — **Wiener Passion,** hg. von J. Haupt, Wagner Arch. f. d. Gesch. d. d. Spr. u. Dichtg. 1, 355 ff., von Froning, a. a. O. 302 ff., bei K. 14, 1. — **Frankfurter Passion** des B. v. Peterveil, hg. von Froning, a. a. O. 14, 2, 340 f. — St. Galler Passion, hg. von Mone, Schausp. 1, 72 ff., Unters. u. Text von E. Wolter, Breslau 1912. — Das ältere **Frankfurter Passionsspiel** (= Dirigierrolle), und das **jüngere,** sowie die **Alsfelder** Passion, hg. von C. B. Grein, Cassel 1874. Vgl. dazu E. Zimmermann, Das Alsfelder P. und die Wetterauer Spielgruppe, Diss., Göttingen 1909; J. Petersen, Aufführungen und Bühnenpläne des älteren Frankfurter P., ZfdA. 59. — **Heidelberger** P., hg. von G. Milchsack (LV. 150), Tübingen 1880; **Freiburger** P., hg. von E. Martin, Freiburg 1872; G. Dinges, Untersuchungen zum **Donaueschinger** Passionsspiel, Breslau 1910; **Augsburger** Passionsspiel, hg. von A. Hartmann. Das Oberammergauer P. in seiner ältesten Gestalt, Leipz. 1880. — R. Brandstetter, Die Regenz bei den **Luzerner** Osterspielen, Progr., Luzern 1886 u. Germ. 30. u. 31. Bd.

S. 339. Weltgerichtsspiel, hg. von Monn, Schauspiele 1, 273 ff. Vgl. J. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes, Bd. 1, 238 ff., Freiburg i. Br. 1883. — R. Klee, Das mhd. Spiel vom Jüngsten Tage, Marbg. 1906. — Das **Eisenacher Spiel von den zehn Jungfrauen,** hg. von F. Stephes, Mühlhausen 1847, L. Bechstein, Halle 1855, O. Beckers, Breslau 1905; übersetzt von A. Freybe, Leipz. 1870. — H. Heyne, Das Gleichnis von den klugen u. törichten Jungfrauen, Leipz. 1822. — **Theophilus,** hg. von E. Ettmüller, Quedlinbg. 1849, von H. Hoffmann, Hannover 1854, von R. Petsch, Heidelbg. 1908. — **K.** Plenzat, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des MA.s., Berlin 1926; K. Saß, über das Verhältnis der Rezensionen des Th., Leipz. 1879; vgl. Lambel, Germ. Bd. 26, 370 ff. — **Spiel von Frau Jutten,** hg. in A. v. Kellers Fastnachtspielen, Bd. 2., von E. Schröder, Bonn 1911 und Ch. Sarauw, Kopenhagener SB. 1923; übersetzt von M. Gümbel-Seiling, Leipz. 1918. — Vgl. PBB. 48, 495 ff.; R. Haage, Dietr. Schernberg u. sein Spiel von F. J., Diss., Marburg 1891. Spiel von der **hl. Dorothea,** hg. von Hoffmann, Fundgruben 2, 285 ff. — Dazu H. Schachner, ZfdPh. 35, 157 ff. — Spiel von der **hl. Katharina,** hg. von Stephan, Mühlhausen 1847, 173 ff. — Vgl. O. Beckers, a. a. O. — Sp. vom **hl. Georg,** von der Auffindung des **hl. Kreuzes,** beide hg. in A. v. Kellers Fastnachtspielen

S. 340. Fastnachtsspiele, gesammelt von A. v. Keller, 4 Bde., LV. 28—30, 46 (1853 u. 1858), hier auch die Fastn.-Sp. von H. Folz u. H. Rosenplüt. Mnd. Fastnachtsfp., hg. von W. Seelmann, Norden 1885. Sterzinger Spiele, hg. von O. Zingerle, 2 Bde., Wien 1886. Wehrmann u. Walther, Lübecker Fastnachtspiele, Diss., Leipz. 1889. — Vgl. L. Lier, Zur Gesch. des Nürnberger Fastnachtsspiels, Diss., Leipz. 1889; Kreitzenach, a. a. O. 1, 379 ff.; B. Michels, Studien über die ältesten F., QuF. 87 (1896); H. Gattermann, Die deutsche Frau in den Fastnachtsp., Diss., Greifswald 1911; A. Kaiser, Die F. von der Actio de sponsu, Göttingen 1899; Brandstetter, über Luzerner Fastnachtsp., ZfdPh. Bd. 17; F. Lehr, Studien über den komischen Einzelvortrag in der älteren d. Lit. 1, Marburg 1907. — **Neidhartspiele.** K. Gusinde, N. mit dem Veilchen, Germ. Abh. Bd. 27; ein Neidhartspiel, das älter ist als die der Kellerschen Sammlg., hg. von A. Schönbach, ZfdA. 40. Bd. — F. Hintner, Zur Kritik der deutschen Neidhartspiele, Progr., Wels 1904—1907. — **Spiel vom klugen Knecht,** bei Keller, Fastn.-Sp. Nr. 107, bei Monn, Schausp. Bd. 2.

7. Die Prosa.

S. 342. Deutsche Predigt. A. Linsenmayer, Gesch. der Predigt in Dtschld. von Karl d. Gr. bis zum Ausgang des 14. Jhdts., München 1886; R. Cruel, Gesch. der dtsch. Predigt, Detmold 1879; F. R. Albert, Gesch. der Predigt in Dtschld. bis Luther, 2 Bde., Gütersloh 1892 ois 1896. Benediktbeurer Predigten-Sammlung, hg. von J. Kelle, vgl. dazu Schönbach, SBW. 135 (1896); Das Leipziger Predigtwerk, hg. von Schönbach, Altd. Predigten, 1. Bd., Graz 1886, teilweise auch von Leyser, Dtsche. Predigten aus dem 12.—14. Jahrhd., Quedlinburg 1838; die Sammlung des Priesters Konrad, hg. v. Schönbach, a. a. O., 3. Bd.; die **Oberaltaicher,** hg. von demf., Bd. 2, die **Basler,** hg. von Wackernagel und Rieger, Altd. Predigten u. Gebete, Basel 1876, die **Weingartner,** hg. von Wackernagel, ebda. u. Schönbach, ZfdA. 1884, die **St. Pauler** Predigten, hg. von A. Jeiteles, Innsbruck 1878. — **Berthold von Regensburg,** hg. von F. Pfeiffer und J. Strobl, Wien 1862—1880, 2 Bde. Auswahl von Hering, Leipzig 1893. — Latein. Predigten des B. v. R., von G. Jakob, Regensburg 1880 und Hötzl, München 1882. — A. Schönbach, Studien zur Gesch. der altd. Predigt, 7 Stück: über Leben, Bildung u. Persönlichkeit B.s v. R., Wien 1906; derf., SBW. Bde. 142, 147, 151—155; K. Unkel, B. v. R., Köln 1882; E. Bernhardt, B. v. R., Erfurt 1905.

S. 343. Davids von Augsburg Deutsche Schriften im 1. Bde. von Pfeiffers, Deutsche Mystiker. — D. Stöckerl, Bruder David v. A., München 1915.

S. 344. Deutsche Mystik: Allgemeine s. W. Preger, Geschichte der deutschen Mystik im MA., Leipz.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1874—93, 3 Bde.; dazu Denifle, Hist.-polit. Bll. Bd. 75 (1875) u. Ph. Strauch, AfdA. 9 (1883); J. Zahn, Einführung in die kirchliche Mystik, 2. A., Paderborn 1918 (sehr gut). E. Bergmann, Gesch. der deutschen Philosophie 1. Bd., Die deutsche Mystik, 1926; K. Biehlmeyer, Kl. Beiträge zur Gesch. der d. Mystik, Festschr. f. J. Schlecht, 1917; O. Clemen, Deutsche Mystik, 1916; M. Grabmann, Die Kulturwerte der deutschen Mystik des MA.s, 1923; P. Mehlhorn, Die Blütezeit der deutschen Mystik (Religionsgeschichtl. Volksbücher 4. R., 6. Heft); L. Naumann, Deutsche Mystik, 1925; E. Michael, Gesch. des deutschen Volkes (s. o.) 3. Bd., Deutsche Wissenschaft u. d. Mystik des 13. Jhdts., 1903; Stammler, Zur Gesch. der Mystik in Norddeutschld., Archiv für Religionswiss. 21 (1922); Ph. Strauch, Kl. Beiträge zur Gesch. der d. Mystik, ZfdA. 27 (1883); K. Langenberg, Quellen und Forschungen zur Gesch. der deutschen Mystik, Bonn 1902; Denifle, über die Anfänge der Predigtweise der deutschen Mystiker, Archiv f. Lit. u. Kirchengesch. 2, 641 ff.; M. Grabmann, Die deutsche Frauenmystik des MA.s. Ein Überblick: Mittelalterliches Geistesleben, 1927, S. 469 ff.; Überweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie 2. Bd., hg. von Geyer, 1928, S. 779. J. Quint, Mystik, im RL. 4, 65—88, mit reicher Literatur. — **Textsammlungen**: Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts, hg. von F. Pfeiffer, 2 Bde., 4. A., Leipz. 1924; C. Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden nach ihren Grundlehren, Liedern u. Lebensbildern aus handschriftl. Quellen, Freiburg 1861; A. Spamer, Texte aus der deutschen Mystik des 14. u. 15. Jhdts., Jena 1912; H. Denifle, Das geistliche Leben, Blumenlese aus den deutschen Mystikern u. Gottesfreunden des 14. Jhdts., 8. A., hg. von Schultes; O. Karrer, Die große Glut. Textgesch. der Mystik im MA., 1926; F. Schulze-Maizier, Mystische Dichtung aus sieben Jahren 1925; J. Quint, Deutsche Mystikertexte 1, 1929.

S. 344. Mechthild von Magdeburg; vgl. zu S. 319. Dazu ADB. 21, RL. 4, 70 f.; „Das fließende Licht der Gottheit" nach einer neu gefundenen Handschr. hg. u. übersetzt von W. Schleußner, 1929; Jeanne Anceleet-Hustache, Mechtilde de M., Etude de psychologie religieuse, 1926. — **Meister Eckharts** Deutsche Schriften im 2. Bde. bei Pfeiffer, a. a. O.; Meister Eckeharts Schriften u. Predigten, aus dem Mhd. übersetzt u. hg. von H. Büttner, 2 Bde., Jena 1917 (14. Tausend 1925); M. E.s deutsche Predigten u. Traktate, ausgewählt, übertragen u. eingeleitet von Schulze-Maizier, 1927; weitere Übersetzungen M. E.s von G. Landauer, 2. A., Berlin 1920 u. A. Bernt (JB.); A. Spamer, Texte aus der Mystik, a. a. O. A. Bernt bietet ein Breviarium (1919), J. Bernhart, Kempten 1914, und W. Lehmann „M. E.", Göttingen 1919, eine Auswahl aus E.s Schriften. — H. Denifle, M. E.s latein. Schriften u. die Grundanschauung seiner Lehre, Arch. für Lit.- u. Kirchengeschichte des MA.s, 2 Bde., 1886; Ph. Strauch, Meister-Eckhart-Probleme, Halle 1912; F. Jostes, M. E. u. seine Jünger, Freiburg 1895; J. Bach, M. E., Wien 1864; E. L. Stein, Deutsche Mystiker des MA.s (E. Tauler u. Seuse), 1926; Hornstein, Les grands mystiques allemands du XIVe siècle, Eckehart, Tauler, Suso, 1922. M. Grabmann, Neuaufgefundene Pariser Quästionen M. E.s u. ihre Stellung in seinem geistigen Entwicklungsgange, SBM. 32 (1927), 7. Abh.; M. Rahnke, Unterss. zu den deutschen Predigten E.s, Diss., Halle 1905; O. Karrer, Meister Eckehart. Das System seiner religiösen Lehre u. Lebensweisheit. Textbuch aus den gedruckten u. ungedruckten Quellen mit Einführung, München 1926. Dazu die Kontroverse Grabmann, Karrer, Geyer in Divus Thomas 5 (1927). J. Quint, Die gegenwärtige Problemstellung der E.-Forschung, ZfdPh. 52. Bd., ADB. Bd. 5, 618; Überweg-Geyer, a. a. O. S. 561 ff., RL. 4, 77 ff., Preger, Gesch. der Mystik.

S. 345. Heinrich Seuses Deutsche Schriften, hg. von Bihlmeyer, Stuttg. 1907, nhd. von W. Diepenbrock, 3. A., Augsburg 1854; von W. Lehmann, 2 Bde., Jena 1911, von A. Gabele, Leipz. 1924, N. Heller, Regensbg. 1926, für wissenschaftl. Zwecke von S. Denifle I, München 1880; in Auswahl von W. von Scholz, München 1900 u. W. Oehl, Deutsche Mystiker 1. Bd. (Sammlg. Kösel), Kempten u. München 1910; des Mystikers H. S. O. Pr., Deutsche Schriften, eingeleitet, übertragen und erläutert von N. Heller, 1926. — M. Diepenbrock, Susos Leben u. Schriften, mit einer Einleitg. von Jos. Görres, Regensbg. 1828 (4. A. 1884). Von Seuses geistiger Entwicklung geben uns die Briefe an seine geistlichen Kinder, besonders die an die Mystikerin **Elsbet Stagel**, ein Bild. Auf Grund von Seuses eigenen Mitteilungen hat sie die Geschichte seines geistl. Lebens geschrieben. Von den Visionen ihrer Ordensschwestern berichtet sie in dem Buche „Das Leben der Schwestern in Thöß", hg. von F. Vetter, DT. 6 (1906). Vgl. dazu Schiller, Das mystische Leben der Schwestern in Thöß, beschrieben von E. Stagel, Diss., Zürich 1903. H. Vetter, Ein Mystikerpaar des 14. Jhs., E. Stagel u. Vater Amandus (Suso) 1882; Ph. Strauch ADB. 37. Bd., Preger, Mystik, 2, 309—415; über Seuse als Prediger vgl. Linsenmayer, Gesch. der dtsch. Predigt, S. 432 ff.; A. Gebhard, Die Briefe u. Predigten des Mystikers H. S. nach ihren weltlichen Motiven u. dichterischen Formeln betrachtet, Berlin 1920, RL. 4, 83 ff. — Behandelt von L. Diehl, Der Roman eines Seelenmenschen, 1927 und von O. Zurkinden, Heinr. Seuses Rast im Walde.

S. 346. Johannes Taulers Predigten, hg. von F. Vetter, DT. 11; Berlin 1910, 2 Bde., u. J. Hamberger, 3 Bde., Frankfurt 1864, 3. A. 1872; übersetzt von W. Lehmann, 2. A., Jena 1923; Predigten in Auswahl von L. Naumann (Lietzmanns Kleine Texte Nr. 127), Leipz. 1923 und von Langsdorf 1892. — Preger, Gesch. d. Mystik 3, S. 3—241; derf., ADB. Bd. 37, 453 ff.; H. S. Denifle, Taulers Bekehrung, kritisch untersucht, QuF. 36 (1879; K. Schmidt, J. T., Hamburg 1841; v. Redern, Der Gottesfreund J. T. und die Gottesfreunde im 14. Jhdt., Schwerin 1922; G. Siedel, Die Mystik T.s, Leipz. 1911; A. Chiquot, Histoire ou légende? J. T. et le „Meisters buoch", Straßbg. 1922; T. als Prediger, Linsenmayer, Gesch. d. d. Predigt 411 ff., A. Korn, T. als Redner (Forschungen u. Funde 21. Heft), Münster 1928; A. Vogt-Terhorst, Der bildl. Ausdruck in den Predigten J. T.s, Breslau 1920 (Germ. Abh. 51. Bd.); O. Scheel, T.s Mystik u. Luthers reformatorische Entdeckung (Festgabe für J. Kastan), 1920; RL. 4, 82 ff.; M. Brie, J. Tauler u. der Gottesfreund (Roman), 1927.

S. 346. Theologia deutsch, hg. von Fr. Pfeiffer, 5. A., Stuttg. 1924, W. Uhl, Bonn 1912, mit Übersetzung von H. Büttner, Jena 1907; Luthers Erneuerung, hg. von H. Mandel (Quellenschriften zur Gesch. des Protestantismus von J. Kunze u. C. Stange, Heft 7), Leipz. 1908. — M. Windstoßer, Etude sur la „Theologie allemande germanique", suivie d'une traduction française fait sur les éditions orig. de 1516 et 1518 (1912); J. Bernhart, Der Frankfurter, eine deutsche Theologie, 1920.

Margareta Ebner u. H. v. Nördlingen, Ausg. u. Untersuchung von Ph. Strauch, Freiburg 1882; K. Locher, QuF. 26. Leben u. Gesichte der Christina Ebnerin, Klosterfrau zu Engeltal, Nürnberg 1872; L. Zoepf, Die Mystikerin M. E., Leipzig 1914; Der Nonne von Engelthal, „Büchlein von der genaden überlast", hg. von K. Schröder, LB. 108 (1871). J. Quint, in RL. 4, 71. — Die Offenbarungen der **Adelheid Langmann,** Klosterfrau in Engelhart, hg. von Ph. Strauch, QuF. 26.

S. 347. Rulman Merswin und die **Gottesfreunde.** D. Jundt, Les amis de Dieu au 14e siècle, 1870; derf., Rulman Merswin et l'ami de Dieu de l'Oberland, 1890; K. Rieder, Der Gottesfreund vom Oberland, 1905; H. Denifle, Die Dichtungen des Gottesfreundes im Oberlande, ZfdA. 24, 25 (1880, 1881); K. Schmidt, Die Gottesfreunde im 14. Jhdt., Jena 1854; K. Rieder, Der Gottesfreund vom Oberland, Innsbruck 1906; dazu Ph. Strauch, ZfdPh. 39, 101 ff. u. 41, 18 ff.; derf. ADB. 21, 459 ff.; derf., Schriften aus der Gottesfreundliteratur 1. Heft, Sieben bisher nicht veröffentlichte Traktate u. Lektionen (Altd. Textbibl. 22), Halle 1927; 2. Heft, Mer-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

swins vier anfangende Jahre. Des Gottesfreundes Fünfmannenbuch (ebda. 23), 1927; 3. Heft, Merswins Neun Felsen-Buch; dieses auch hg. v. K. Schmidt, Leipz. 1859. Merswins Buch „Von den vier Jahren seines anfangenden Lebens", hg. von K. Schmidt, Leipz. 1859. — **Otto von Passau,** vgl. Ph. Strauch, ADB. 24; zu **Nicolaus von Basel,** vgl. K. Schmidt, N. v. B., Wien 1866.

S. 348. **Thomas von Kempen** schrieb in ursprünglich vier selbständigen Traktaten in lat. Sprache das weltberühmte in unzähligen Übersetzungen u. Neudrucken verbreitete Buch Imitatio Christi (Nachfolge Christi), die reifste seelenvollste Frucht gottinniger Mystik. Bekanntere Übersetzungen stammen von J. M. Sailer u. Guido Görres her. Diese u. die übrigen geistl. Schriften des Th. v. K. vereinigt die kritische Gesamtausg. von Pohl, 8 Bde., 1902 ff. — Vgl. Fr. Kraus, ADB. 38. Bd. — **Nicolaus von Cusa,** J. Quint, NL. 4, 86 f., Überweg, a. a. O. Bd. 3, 12. A., 1924 636 f. ADB. 4, 655.

S. 348. **Die erste deutsche Bibel** von 1450; hg. von W. Kurrelmeyer, LV. 234 ff. (1904—1912), bisher 15 Bde. — W. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des MA.s, Braunschweig 1889—1892; J. Kehrein, Zur Gesch. der dtsch. Bibelübersetzung vor Luther, Stuttgart 1851; F. Falk, Die Bibel am Ausgang des MA.s, ihre Kenntnis und ihre Verbreitung, Köln 1905; E. Brodführer, Untersuchungen zur vorlutherischen Bibelübersetzung (1922); F. Jostes, Histor. Jb. der Görresges. Bd. 15, 771 ff., Bd. 18, S. 133 ff., München 1897. H. Vollmer, Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des MA.s, Berlin 1925—27, 3 Bde. J. Klapper, Im Kampf um die Bibel. — **Christian Küchenmeister,** hg. von G. Meyer, St. Galler Mitteil. 1881, Heft 18. **Fritsche Closener,** hg. von Hegel, in „Die Chroniken der deutschen Städte" vom 14. bis ins 16. Jhd.; Leipzig 1862 bis 1881; Jakob Twinger, hg. von demf., ebda. 8. 9; Kölns Geschichte, ebda. 13, 211 ff. 14; Limburger Chronik hg. von A. Wyß, Hannover 1883; von K. Rossel, 1860; thüringische Chronik, hg. von Chr. von Liliencron in Thüring. Geschichtsquellen 3, Jena 1859; bayerische Chronik, hg. von R. Spiller, München 1909.

S. 349 u. 350. **Schiltperger,** hg. von L. Langmantel, LV. 172 (1885); Bericht eines Kölners, ZfdPh. 19, 1 ff. — Konrad **Megenbergs** Buch der Natur, hg. von Pfeiffer, Stuttg. 1861; nhd. von H. Schulz, Greifswald 1897; „Deutsche Sphäre", hg. v. O. Matthaei, DT. 23 (1912). — W. Scherer, Die Anfänge des deutschen **Prosaromans** (QuF. 21), Straßburg 1887; F. Bobertag, Gesch. des Romans in Deutschland; I, 1. Abt., Breslau 1876; Fr. Schneider, Die höfische Epik im frühnhd. Prosaroman, Diss., Greifswald 1915; Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen, hg. von A. Sauer, Weimar 1894 ff.; W. Liepe, Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, Entstehung u. Anfänge des Prosaromans in Deutschld., Halle 1920. **Loher und Maller,** erneut von Simrock, Stuttg. 1868; **Hug Schapeler** (Hugo Capet), hg. von Urtel, Hamburg 1905, eine Prachtausgabe nach der Hamburger Handschr., Leipz. 1924; P. Wust, Die deutschen Prosaromane von Pontus und Sidonia, Diss., Marburg 1904; J. Kohler, Der Ursprung der Melusinensage, Leipz. 1905. R. Benz, Die deutschen **Volksbücher,** Jena 1913; L. Mackensen, Die d. Volksbücher, Leipz. 1927; J. Görres, Die deutschen Volksbücher, Heidelberg 1807; P. Heitz u. F. Ritter, Versuch einer Zusammenstellung der d. V. des 15. u. 16. Jhdts., nebst deren späteren Ausgaben u. Literatur, Straßbg. 1924; Deutsche Volksbücher aus einer Züricher Handschr. des 15. Jhdts., hg. von A. Bachmann u. S. Singer, Tübingen 1889 (LV. 185); Buch der Liebe, hg. von F. H. v. d. Hagen u. J. G. Büsching, Berlin 1809 (enthält Neudrucke von Pontus und Sidonia, Tristan, Fierabras); eine Auswahl von Volksbüchern des 16. Jhs. von Bobertag bei K. Bd. 25 (auch in UB.); Haimonskinder, hg. von F. Pfaff, Tübingen 1885 (LV. 174), u. A. Bachmann, Tübingen 1895 (LV 206); Griseldis, hg. v. E. Schröder, Leipz. 1873. H. v. Westenholz, Die Griseldissage in der Litg., Heidelberg 1888; AfdA. 14, 248 ff., Köhler, Kleine Schriften 1900, 2, Berlin 501 f., Magelone, Die Übersetzung Veit Warbecks aus dem Französ. hg. von J. Bolte, Weimar 1894; Fortunatus, hg. von H. Günther, Halle 1915 (Ndr. 240 u. 241); derf., Zur Herkunft des Volksbuches von Fortunatus, Diss., Freiburg 1914. — Erneuerungen von G. Schwab, Buch der schönsten Geschichten u. Sagen, 2 Bde., Stuttg. 1836 u. ö.; Volksbücher, hg. von G. O. Marbach, 44 Bde., Leipz. 1838 bis 1847 (mit Holzschnitten); Deutsche Volksbücher nach den echtesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock, Berlin u. Frankfurt 1839 ff., 13 Bde., N.-Ausg. Basel 1886 ff.; Die deutschen Volksbücher, hg. von R. Benz, Jena 1910 ff.; Das Buch der Liebe. Der deutschen Volksbücher 1. u. 2. Band, hg. von P. Ernst, München 1912; Deutsche Volksbücher, hg. von H. Mohr, Freiburg 1918 ff.; R. Benz, Geschichte der Ästhetik des deutschen Volksbuches, 2. A., Jena 1924. — Siehe auch: Zu S. 293. **Der Römer Tat,** hg. von A. v. Keller, Quedlinburg 1841; die lat. Quelle, die Novellensammlung Gesta Romanorum, hg. von H. Oesterley, Berlin 1872, altd. von A. v. Keller, Quedlinburg 1841 und W. Dick, Erlangen 1890; übersetzg. von J. G. Th. Grässe, Dresden 1842, Leipz. 3. A. 1905; Auswahl aus dieser von H. Helle, Leipz. 1917.

Sechste Periode.

Anbruch der neuhochdeutschen Zeit.

1. Der deutsche Humanismus.

S. 358. Die ältere Lit. über den Humanismus und die notwendigen bibliogr. Angaben verzeichnen Goedeke 1, 405 ff. und L. Geiger, **Renaissance und Humanismus in Deutschland,** 1882, Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 1., 2., 6. Bd., mit Lit., G. Ellinger, Humanismus, RL. 1, 525 ff., mit reicher Literatur; noch immer beachtenswert K. Hagen, Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf Willibald Pirkheimer, Bd. 1, 840. 2. A. 1868; R. Arnold, Die Kultur der Renaissance, 3. A., 1920; K. P. Hasse, Die deutsche Renaissance, I. Ihre Begründung durch den Humanismus, 1920; F. v. Bezold, Gesch. der deutschen Reformation, 18 0, 199 ff. R. Wolkan, über den Ursprung des Humanismus, ZÖG. 67 (1916); G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhdt. des Humanismus, Berlin, 3. A., 1893, 2 Bde.; K. Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus, Berlin 1918; derf., Vom Mittelalter zur Reformation, Berlin 1912 ff.; derf., Rienzo u. die geistige Wandlung seiner Zeit, 1913. G. Ritter, Die geschichtl. Bedeutung des deutschen Humanismus, Hist. Z. 127 (1923); W. Goetz, Renaissance und Antike, ebda. 113 (1915); E. Walser, Studien zur Weltanschauung der Renaissance, 1920; P. Joachimsen, Vom MA. zur Reformation, Histor. Vjschr. 20 (1924); R. Wackernagel, Humanismus und Reformation in Basel, Basel 1924; C. Karsten, Beiträge zur Einführung des Humanismus in die deutsche Literatur, GRM. 11; J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Leipz. 1860; O. Willmann, Humanismus im Lpädag. 2, 856 ff.; Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichtes, 2 Bde., 2. A., 1896 f.; P. Joachimsen, Die humanistische Geschichtschreibg. in Deutschld. I, 1895; derf., Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung unter dem Einflusse des Humanismus, 1910. H. Friedjung, **Kaiser Karl IV.** u. sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit. Wien 1876. — L. Geiger, **Petrarca** und Deutschland, in Müllers Z. f. d. Kulturgesch. N. F. Jg. 3, Hannover 1874; H. Tiedemann, Tacitus und das Nationalbewußtsein der Humanisten, Diss., Berlin 1913; P. Kalkoff, Die Stellung der deutschen Humanisten zur Reformation, Zs. f. Kirchengesch. 46; F. Zarncke, Die deutschen Universitäten im MA., 1857; A. Bömer, Die latein. Schülergespräche der Humanisten.

S. 359. über **Peuerbach** u. **Regiomontanus** vgl. Janssen, a. a. O. 1, 117 ff.; R. Wolf, Handbuch der Astronomie, ihrer Geschichte und Literatur, Zürich 1890—93, 2 Bde. — über **Peter Luder** vgl. RL. 1, 530 und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

W. Wattenbach, Petrus Luder, Karlsruhe 1869. — G. Voigt, **Enea Silvio de Piccolomini**, Berlin 1856—63, 3 Bde., A. Weiß, Enea Silvio Piccolomini, sein Leben u. Einfluß auf die ältere Kultur Deutschlands, Graz 1897. — Briefwechsel zwischen **Heimburg** und **Roth** bei Joachimsen, Gregor Heimburg, 1871, S. 303 ff. — **Sigismund Gossembrot** als Vorkämpfer der Humanisten und seine Gegner. Z. f. d. Gesch. des Oberrheins, 25, Karlsruhe 1873. Hermann **Schedels** Briefwechsel, hg. v. Joachimsen 1893 (LV. 196). Über die **Brüder des gemeinsamen Lebens** vgl. Janssen, a. a. O. 1, 55 ff.; **K.** Hirsche in Herzogs Realenzyklopädie 2 b, 678—760; D. Reichling, Fraterherren (Fratres communis vitae, auch Hieronymianer genannt), im Lpädag. 2, 65 ff., mit Lit.; E. Leitsmann, Überblick über die Gesch. u. Darstellg. der pädag. Wirksamkeit der Br. des gem. Lebens, Diss., Leipz. 1886; G. H. M. Delprat, Die Brunderschaft vom gemeinsamen Leben, deutsch bearb. von G. Monike, Leipz. 1840. E. Barnikol, Studien zur Geschichte der Br. vom gem. Leben (Ergänzungsheft der Z. für Theologie u. Kirche 1917). — Über **Nicolaus von Cues** vgl. Janssen, a. a. O. 1, 3—6, mit Lit.; Jb. der Görresges. B. 1, 393—412; Literaturverzeichnis über N. v. C. bei Chevalier, Repertoire des sources hist. du moyen-âge, Paris 1880. Vgl. o. zu S. 230. über **Agricola** vgl. Geiger, ADB. 1, 151 ff.; Janssen, a. a. O. 1, 58 f., über **Hegius** ebda. 60, über **Langen** ebda. 62 f., über Murmellius ebda. 63; dazu D. Reichling, **Agricola**, im Lpädag. 1, 65 ff., mit Lit. D. Reichling, Beiträge zur Charakteristik der Humanisten Alexander Hegius, Josef Hortenius, Jakob Montanus und Johann Murmellius in Picks Monatsschr. f. rheinländ.-westfälische Geschichtsforschung u. Altertumskunde, Jg. 3., Trier 1877; Wiese, Der Pädagoge A. **Hegius** u. seine Schüler, Diss., Erlangen 1892; D. Reichling, Alex. Hegius in E. M. Roloffs Lexikon der Pädag. 682 ff., mit Lit.; F. v. Bezold, **Rudolf Agricola**, 1884; J. M. van der Velden, Rudolphus Agricola een Nederlandsch humanist der vijftiende eeuw, 1911; A. Faust, Die Dialektik R. Agricolas. Arch. f. Gesch. der Philosophie 34 (1922). D. Reichling, **Joh. Murmellius**, sein Leben u. seine Werke, nebst einem ausführlichen bibliogr. Verzeichnis sämtlicher Schriften u. einer Auswahl von Gedichten, Freiburg 1880; Murmellius' Opera, hg. von A. Böhmer, 1880; Murmellius' pädagog. Schriften, übersetzt, erläutert u. mit einer Einleitung versehen von F. Freundgen, 1894; D. Reichling, Die Reform der Domschule zu Münster im Jahre 1500 (Texte u. Forschungen, hg. von Kehrbach, 2 Bde., 1900); A. Böhmer, Ausgewählte Werke des Murmellius (5 Hefte 1892—95); derf., Das Leben in Münster bis zur endgültigen Rezeption des Humanismus, C. A. Cornelius, Die Münsterischen Humanisten u. ihr Verhältnis zur Reformation, Münster 1851; D. Reichling, Joh. Murmellius u. E. M. Roloff, a. a. O. 3, 768 f. — O. Jahn, Bildungsgang eines deutschen Gelehrten (Agricola) am Ausgang des MA.s in „Aus der Altertumswissenschaft" 404—420, Bonn 1868; Parmet, **Rudolf von Langen**, Leben u. gesammelte Gedichte des ersten Münsterschen Humanisten, Münster 1869; Epistolae Rudolfi Langii sel., hg. von W. Crecelius, 1876. Kl. Löffler, R. v. Langen in Lpädag. 3, 150 f.

S. 360. Joh. Hartliebs Alexanderbuch hg. von Benz, Jena 1924; Drescher, Joh. H., Euphor. 25, 26. — **Steinhöwels** Übersetzg. von Boccaccios De claris mulieribus hg. von K. Drescher, Tübingen 1895 (LV. 51) und von S. Hoepf, München 1924; Esopus hg. von Oesterley, Tübingen 1873 (LV. 117). — Des **Niclas von Wyl** Translationen hg. von A. v. Keller, Stuttg. 1861 (LV. 57); B. Strauß, Der übersetzer N. v. W., Berlin 1911 (Pal. 118). R. Palleske, Der Stil der Translatzen des N. v. W., Landshut 1912 (Festschr. des Realgymn.); Histor. pol. Bl. 7, 9, 129. — **Arigos deutscher Decamerone** hg. v. A. v. Keller, Stuttg. 1860 (LV. 515); K. Drescher, Arigo. OF. 86.

Zu S. 361. Albrechts von Eyb Deutsche Schriften hg. v. M. Herrmann, Berlin 1890, 2 Bde. — M. Herrmann, A. v. E., Berlin 1893.

S. 362. Hans Nydhart, der Eunuchus des Terenz, hg. von H. Fischer. — H. W. Mangold, Die ältesten Bühnenverdeutschungen des Terenz, Halle 1912; P. Dittrich, Plautus u. Terenz in Pädagogik u. Schulwesen der deutschen Humanisten, Diss., 1915. — **Der Ackermann aus Böhmen** hg. von J. Knieschek, Prag 1877 und von A. Bernt u. K. Burdach, mit Kommentar, Berlin 1917; übersetzt von A. Bernt (BB.). — G. Zedler, Der A. v. B., Mainz 1917; K. Burdach, Der A. v. B. u. seine Zeit, Berlin 1926. — Des **Antonius von Pforr** Buch der Beispiele, hg. von L. Holland, Stuttg. 1860 (LV. 56).

S. 363 u. 364. Zu **K. Celtis** vgl. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität im ersten Jh. ihres Bestehens, Wien 1877, 2 Bde.; H. A. Erhardts Gesch. des Wiederaufblühens wissenschaftl. Bildung, vornehmlich in Teutschld. bis zum Anfang der Reformation, Magdeburg 1832, 3 Bde.; wichtigste Schrift: F. v. Bezold, C. Celtis der deutsche Humanist, Histor. Z. N. F. 13, neugedr. in Bezolds Sammlg. „Aus MA. u. Renaissance", 1918; Antrittsrede des Celtes in Ingolstadt, bei Bauch, Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt, 1901; B. Saliger, Die gelehrte Donaugesellsch. u. die Anfänge des Humanismus in Österr., Progr. Olmütz 1876; G. Bauch, Die Rezeption des Humanismus in Wien, Breslau 1903; A. Werninghoff, C. Celtes u. sein Buch über Nürnberg, Freiburg 1922; K. Hartfelder, C. Celtis u. der Heidelberger Humanistenkreis, München 1882; derf., Der Humanist C. als Lehrer, Neue Jb. für Philolog. u. Pädag., Bd. 128. Janssen, a. a. O. 1, 132 ff.; Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litg. 1, 443, mit Lit.; G. Ellinger, C. Celtes u. seine Schüler, im RL. 1, 545 ff.; Aschbach, Wanderungen des C. Celtes u. die Anfänge der von ihm errichteten Sodalitäten, SBW. 60 (1868); J. Huemer, K. Celtes, in ADB. 4, Bd. — Über **Dalberg** vgl. K. Morneweg, Joh. von Dalberg, ein deutscher Humanist u. Bischof, 1887; K. Hartfelder, Heidelberg u. der Humanismus, Z. f. allgem. Gesch. 1885; C. Ullmann, J. v. Dalberg, das Vorbild eines Kurators, in den Theolog. Studien u. Kritiken, Jg. 1841, H. 3; Histor.-pol. Bl. Bd. 78 u. 79; Janssen, a. a. O. 1, 88. — Zu **Trithemius** vgl. Janssen, 1, 93 ff., über **Butzbach** ebda. 60 ff. — Der **Eccius dedolatus**, hg. von Szamatolski, Berlin 1891 (LV. 2); Merker, Der Verf. des E. ded. u. anderer Reformationsdialoge, 1923. — F. Turnhofer, **W. Pirkheimer** u. H. Emser, Beiträge zur Gesch. der Renaissance, Freising 1917; P. Drews, Pirkheimers Stellung zur Reformation, 1887 (gute Gesamtcharakteristik); O. Markwart, P. als Geschichtschreiber, 1886; M. Herrmann, Die Rezeption des Humanismus in Nürnberg, 1889; G. Ellinger, W. Pirkheimer, MSt. Reall. 1, 548 ff.; G. Ellinger, Peutinger, ebda. 550; Janssen, a. a. O. 124 ff.; Sybels, Zf. 47.

Zu S. 365. P. v. Wiskowatoff, **Wimpfelings** Leben und Schriften, 1867; B. Schwarz, W. der Altvater des deutschen Schulwesens, 1875; Ch. Schmitt, Hist. lit. de l'Alsace à la fin du XVe et au commenc du XVIe siècle, Paris 1879; K. O. Needon, W.s pädagogische Ansichten, 1898; J. Freundgen, W.s pädagog. Schr. in deutscher Übersetzg. mit Einl. u. Erläuterungen, 1892; J. Knepper, W., Leben u. Werke, 1902 (mit der vollständigsten Übersicht der von u. über W. verfaßten Schriften); W.s Germania mit Murners Gegenschrift Germania nova, hg. v. K. Schmidt, Genf 1875; E. Martin, „Germania" J. W.s übersetzt u. erläutert, 1885; P. Schott, ADB. 32, 406; Würdigung W.s in kulturhist. Beziehg. in dem Art. „Schule zu Schlettstadt" von Lange, in K. A. Schmidts Enzykl. des gesamten Erzieh.- und Unterrichtswesen 7, 2 (1886) u. bei O. Lorenz u. W. Scherer, Gesch. des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 3, A., 1886; E. von Borries, W. u. Murner im Kampfe um die ältere Gesch. des Elsasses, Heidelberg 1926; vgl. auch J. Knepper, Nationaler Gedanke u. Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten, 1898; G. Ellinger im RL. 1, 539; E. M. Roloff, RL. 5, 836 ff.; Janssen, a. a. O. 1, 110 f. — **Johannes Geilers von Kaisersberg**, älteste Schriften hg. von L. Dacheux, Freiburg 1877 u.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1882; Ausgewählte Schriften nebst einer Abhandlg. über Geilers Leben u. echte Schriften, 4 Bde., Trier 1881 bis 1883. — L. Dacheux, Un reformateur catholique á la fin du XVe siècle, Jean Geiler de Kaysersberg, Paris-Strasbourg 1876; deutsch bearbeitet von W. Lindemann, Freiburg 1877; derſ., La Prédication avant la Réforme in der Revue catholique de l'Alsace 1863, 1—9, 58—67, Strasbourg 1863; R. Cruel, Geſch. d. d. Predigt, 538 f., 573 f., G. v. K. u. ſein Verhältnis zur Kirche, Hiſtor.-pol. Bl. 48, München 1862. Martin, ADB. 8; L. Pfleger, Geſch. des Predigtweſens in Straßbg. vor G., Straßburg 1907; E. Roeder v. Diersburg, Komik u. Humor bei G. v. K., Berlin 1921; H. Koepke, G. v. K., Diſſ., Breslau 1927; Janſſen, a. a. O. 1, 107 ff. — M. Hoßfeld, **Joh. Heynlein vom Stein,** in Baſeler Zſ. f. Geſch. u. Alterumskunde, 6 (1907) u. 7 (1908); Janſſen, a. a. O. 1, 104 ff. — **Sebaſtian Brants** Narrenſchiff, hg. von F. Zarncke, Leipz. 1854 (enthält auch deutſche u. lat. Gedichte Brants u. Auszüge aus ſeinen anderen Schriften); K. Goedeke, Leipz. 1872, F. Bobertag bei K. Bd. 16, F. Schultz, Faksim.-Ausg. Straßbg. 1913, H. Koegler, Baſel 1913. Nhd. mit alten Holzſchnitten von K. Simrock, Berlin 1872; H. A. Junghans (UB.). — P. Klaus, Rhythmik u. Metrik in Br.s N., Berlin 1911 (QuF. 112); Flugblätter des S. Br., hg. von P. Heitz mit Nachwort von F. Schultz, Straßbg. 1915.

S. 368. Hehle, Der ſchwäbiſche Humaniſt **Jakob Locher** Philomuſos, Progr., Ehingen, 1873—1875; G. Ellinger, Locher im RL. 1, 344. — **Aventins ſämtl. Werke,** hg. von der bayer. Akad. d. Wiſſenſch., 6 Bde., München 1880 bis 1908; Aventins bayeriſche Chronik, im Auszug hg. v. G. Leidinger, Jena 1926. — Vgl. F. Wegele, Aventin, Bamberg 1890. — F. Linſenmann, **Konrad Summenhart,** ein Kulturbild, Tübingen 1877. — **Gabriel Biel** u. die Anfänge der Univerſität zu Tübingen. G. B. der letzte Scholaſtiker u. der Nominalismus, in der Tübinger Theol. Quartalſchrift 47 (Tübingen 1865). **Bebels** Proverbia germanica, hg. von W. H. D. Suringar, Leiden 1879. — G. Ellinger, Bebel, a. a. O. 1, 544 f.; ADB. 2, 195 ff.; Geſch. des humaniſtiſchen Schulweſens in Württemberg, hg. von der württembg. Kommiſſion f. Landesgeſch. I. (1912); H. Hermelink, Die Anfänge des Humanismus in Tübingen, Württembg. Vierteljahrshefte f. Landesgeſch., NF. 15 (1906), S. 319 ff. — Des **Mutianus Rufus** Briefwechſel, hg. von K. Krauſe, Kaſſel 1885 u. K. Gillert, Halle 1890. — G. Bauch, Die Univerſität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus, 1904; F. W. Kampſchulte, Die Univerſität Erfurt in ihrem Verhältnis zu dem Humanismus und der Reformation, Trier 1858—60, 2 Bde.; P. Kalkoff, Humanismus u. Reformation in Erfurt, Halle 1826; derſ., Die Stellung der deutſchen Humaniſten zur Reformation, Zſ. f. Kirchengeſch. 48. G. Ellinger, M. R., a. a. O. 1, 551 f. — C. Krauſe, **Helius Eobanus Heſſus,** Gotha 1879, 2 Bde.; K. Krauſe, Die Schul- u. Univerſitätsjahre des Dichters Eobanus Heſſe, Progr. v. Zerbſt, 1873; derſ., **Euricius Cordus,** Hanau 1863; Die Epigramata des letzteren, hg. von K. Krauſe, Kaſſel 1885. — G. Ellinger, **Hermann v. dem Buſche,** a. a. O. 1, 546 ff. — G. Mohnike, **Ortuinus Gratius** in Beziehung auf die epistolae obscurorum virorum, in Jügens Zſ. f. die hiſtor. Theologie 13, H. 3, Leipz. 1843; Delprat, Die Brüderſchaft des gemeinſamen Lebens, deutſch bearbeitet von Mohnike, Leipz. 1840, S. 160; Reichling in Picks Monatsſchrift 1878, S. 498 ff.; Janſſen, a. a. O. 1, 84; D. Reichling, Ortuin Gratius, 1884. — W. Brecht, Die **Verf. der Epistolae virorum obscurorum,** 1904 (QuF. 93). A. Böhmer, Herm. v. d. Buſches Anteil an den ep. virorum obsc. in Aus Vergangenheit und Gegenwart. Feſtgabe für Dr. Philippi, 1923; G. Ellinger, a. a. O. 1, S. 563 ff.

S. 369. J. Reuchlins Briefwechſel, hg. von L. Geiger, Tübingen 1875 (LV. 126). — L. Geiger, J. R., ſein Leben u. ſeine Werke, Leipz. 1871; ADB. 12 (1880), 527 ff.; Jüdiſche Zeitſchr. für Wiſſenſchaft und Leben 7, 293 ff.; H. Holſtein, Reuchlins Komödien, Halle 1888; dazu AfdA. Bd. 17, 43 ff.; Reuchlins Streit u. die Epist. o. v.: Böcking, Opera Huttenii, Suppl. 1 u. 2, Leipz. 1870. — B. Walde, Chriſtl. Hebraiſten Deutſchlds. am Ausgang des MA.s, Münſter 1916.

S. 370. Huttens opera quae reperiri potuerunt omnia, hg. von E. Böcking, 5 Bde., Leipzig 1859—1870, nebſt 2 Supplem.-Bden., die Ep. o. v. enthaltend; ältere Ausg. von E. Münch, Berlin 1821—1825, 5 Bde. Deutſche Schriften, hg. von S. Szermatolski, Straßbg. 1891 (QuF. 71), Auswahl von G. Balke, bei K. Bd. 17. Geſprächbüchlein nhd., hg. von R. Zoozmann, Dresden 1905 u. K. Pannier (UB.); Flugſchriften u. Briefe, Jena 1914. — ADB. 13, 464; D. F. Strauß, U. v. H., Leipz. 1871, 3 Bde., im 3. H.s Geſpräche überſetzt u. erläutert; neue Ausg. von O. Clemen, Leipz. 1927; vgl. ferner: F. Gundolf, U. v. H., Heidelberg 1924; O. Geverſtock, Lucian u. H., Berlin 1924; P. Kalkoff, U. v. H. u. die Reformation, Leipz. 1920, derſ., H.s Vagantenzeit u. Untergang, Weimar 1925; B. Kaegi, H. u. Erasmus, Hiſt. Vjſchr. 46 u. H. als Humaniſt (Z. f. die Geſch. des Oberrheins N. F. 42. Die Ep. o. v. hg. v. Böhmer, Heidelberg 1824, 2 Bde.; vgl. dazu die Lit. zu S. 368; O. Schade, Satiren u. Pasquille aus der Reformationszeit, 2. A., 3 Bde., Hannover 1863; Flugſchriften aus den erſten Jahren der Reformation, Leipz. 1905, bisher 3 Bde.; G. Niemann, Die Dialoglit. der Reformationszeit, Diſſ., Leipz. 1905; W. Reindell, Luther, Crotus u. Hutten, Marburg 1890; J. Freund, Huttens Vadiscus u. ſeine Quelle, Diſſ., Marburg 1898, führt das lat. Original des V. auf Crotus zurück! H. Delekat, Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte ſeiner inneren Entwicklung, Luther-Jb. 5 (1923), 22 ff.; Hutten iſt ein Liebling der deuſchen Dichter; dramatiſch haben ihn behandelt: R. v. Gottſchall, B. Henzen, K. Weiſer, Joh. Schreckenbach (1905); auch in Wildenbruchs Drama „Die Tochter des Erasmus" ſpielt Hutten eine hervorragende Rolle; dazu kommen K. F. Meyer, Huttens letzte Tage u. J. Rifferts Schauſpiel „Huttens erſte Tage" (1896).

S. 371. Erasmus, Opera ed. Leclerc, Leiden 1703—1706, 10 Bde.; Opus epistolarum Des. E. R. 1906 ff. (bisher 5 Bde.). Eine Auswahl der Colloquia des E., nhd. von H. Trog (1907). Lob der Narrheit, überſetzt von Franck, Leipz. 1884 u. K. Pannier (UB.). — Die Lit. über E. iſt in neuerer Zeit anſehnlich gewachſen durch die verdienſtlichen biogr. u. literar. Arbeiten H. Durand de Laur, Erasme précurseur et initiateur de l'ésprit moderne, 2 vol., Paris 1872; R. B. Drummond, Erasmus, his life and character as shown in his correspondence and works, 2 vol., London 1873 und G. Fengère, Erasme, Etude sur sa vie et ses ouvrages, Paris 1874; J. Heß, E. von Rotterdam, nach ſeinem Leben u. Schriften, 2 Bde., Zürich 1790, behandelt im 1. Bde. am unbefangenſten die Streitſchriften mit ſeinen kathol. Gegnern; wie dieſe Schrift hat auch A. Müllers Leben des E. v. R., Hamburg 1828 noch immer einen eigentümlichen Wert; von neueren Monographien nennen wir: F. O. Stichart, E. v. R., ſeine Stellung zur Kirche u. zu den kirchlichen Bewegungen ſeiner Zeit, Leipz. 1870, F. Nève, Recherches sur le séjour et les études d'Erasme en Brabant, Louvain 1876, J. J. A. Froude, London 1899, E. Ewerton, Desid. E. of Rotterdam, London 18999. J. Huizinga, London 1924, P. Meſtwerdt, Die Anfänge des E., Leipz. 1917, R. H. Murray, E. and Luther, London 1920; G. L. Plitt, Desid. E. in ſeiner Stellung zur Reformation, Z. f. die geſamte luther. Theologie 27, Leipz. 1866, M. Kerker, E. u. ſein theolog. Standpunkt, in der Tübinger Theolog. Quartalſchr. 41; Tübingen 1859; A. Richter, Erasmus-Studien, Leipz. 1891; derſ., Die Stellung des E. zu Luther, 1901; K. Hartfelder, Hiſtor. Taſchenbuch, 6. Folge, Jg. 12, Leipz. 18992; P. Kalkoff, Die Vermittlungspolitik des E. u. ſein Anteil an den erſten Flugſchriften der Reformationszeit, Arch. für Reformationsgeſch. 1 (1904); H. Humbert-Claude, Erasme et Luther, 1909; A. Meyer, Etude critique sur les relations d'Erasme et Luther, 1909; P. Kalkoff, E., Luther u. Friedr. der Weiſe, 1919; derſ., E. u. Hutten in ihrem Verhältnis zu Luther, Hiſtor. Z. 122 (1920), S. 260 ff.; E. König, E. u. Luther, Hiſt. Jb. 41 (1921), 52 ff.; Renau-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

det, Erasme, sa vie et son oeuvre jusqu'en 1517 d'après sa correspondance, Revue historique 111 und 112 (1912 bis 1913); P. S. Allen, The age of Erasme (1914); W. Köhler, D. E., ein Lebensbild in Auszügen aus seinen Werken, 1917; J. v. Walter, Das Wesen der Religion nach E. u. Luther, 1906; E. König, E. u. Hutten in ihrem Verhältnis zu Luther, Histor. Z. 122 (1920); K. Zickendraht, Der Streit zwischen E. u. Luther, 1909; J. Janssen, a. a. O. 2, 7 ff. mit reicher Lit.

2. Luther. Das deutsche Kirchenlied.

S. 373. Luther-Biographien: Die älteste: Chronika des Ehrwirdigen Herrn Dr. M. Luther, Wittenberg 1530; C. Jürgens, L.s Leben. 1. Abt. L. von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite, Leipz. 1846—1847. Neuere von J. Köstlin, 2 Bde., Leipz. 1875, 5. A., Berlin 1903, besorgt durch G. Kawerau, 2 Bde., M. Lenz, 3. A., Berlin 1897, Th. Kolde, Gotha 1884—93, 2 Bde., G. Ewers, 6 Bde., Mainz 1883—91; A. Berger, 2 Bde., Berlin 1895 bis 1898, A. Hausrath, 2 Bde., 3. A., Berlin 1914; H. S. Denifle, Luther u. Lutherium, 2 Bde., Mainz 1904—1909; H. Grisar, 3. A., Freiburg 1924, 3 Bde. (beste Biogr.); einbändg. Ausg. 1926 (kathol. Standpunkt, aber wegen der Objektivität auch von den Protestanten anerkannt); derſ., Lutherſtudien, 6 Hefte, Freiburg 1922; O. Schoel, Tübingen 1916 ff., 3. Aufl. 1921; G. Ritter, München 1925. J. Janssen, a. a. O. 2, 66 ff. mit reicher Lit. — Kürzere Biogr. von: F. Junge, 4. A., Berlin 1898; Fs. Baum, Nördlingen 1883; Burk, Stuttg. 1883, F. Fauth, Leipz. 1897, G. Buchwald, Leipz. 1902; A. Stein, 2. A., Halle 1904; zum Jubiläumsjahr erschien die illustr. Prachtausgabe „Unser Luther" von H. Preuß u. W. Walther, Leipz. 1917; von K. Lamprecht (UB.). — **Sammelausgaben** erschienen: in Wittenberg, 12 Bde., deutsch, lat., 1539—1565, in Halle, 24 Bde., 1739—1753, hg. von J. G. Walch, neue Aufl. St. Louis, 23 Bde., 1880—1910; L.s Sämtliche Werke, 67 Bde., hg. von J. G. Plochmann u. J. A. Irmischer, Erlangen 1826—1868; 2. A. hg. von E. K. Enders, Bd. 1—15, Frankfurt 1862—70; kritische Ausg. von O. Clemen, K. Drescher u. a., von Bindseil u. Nimayer, Halle 1845—85 (7 Bde.) u. die Weimarer Gesamtausg., 54 Bde., Weimar 1883—1928. Kleinere Ausgaben von: G. Buchwald u. a., 10 Bde., 3. A., Berlin 1906; davon auch eine Volksausg., 8 Bde., Berlin 1898; Borcherdt u. a., 8 Bde., München 1925 (mit Ikonographie), A. E. Berger, Leipz. 1917 (Meyers Klassikerausgaben), 7 Bde.; E. Wolff, bei K. Bd. 15, P. Merker, Berlin 1919, O. Clemen u. A. Leitzmann, 4 Bde., Bonn 1914; Kawerau u. a., Braunschweig 1905 ff., derſ., L.s Schriften nach der Reihenfolge der Jahre verzeichnet, Leipz. 1917. — **Luthers Dichtungen,** hg. von: K. Goedeke, Leipz. 1883, G. Schleusner, Wittenberg 1892; W. Vesper, München 1905, E. Lessing, Hamburg 1908; M. Luther, Sämtliche deutsche geistliche Lieder, hg. von Klippgen, Halle 1912 = Ndr. 230; Geistliche Lieder Leipz., JB. 1914, von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1856, A. Fischer, Gütersloh 1883, A. Leitzmann, Bonn 1907; F. Spitta, Eine feste Burg ist unser Gott. Vgl. dazu H. Grisar, Freiburg i. B. 1922 u. G. Stuhlfauth, ZfBf., N. F. 16. Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das evangel. Kirchenlied, Göttingen 1905. — **Luthers Tischreden,** hg. von Förstemann und Bindseil, Leipz. 1844—48, von W. Preger, Leipzig 1888. **Fabeln,** hg. von E. Thiele, 2. A., Halle 1911 (Ndr. 76); Lieder u. Fabeln, hg. von G. Buchwald (UB.); L.s **Sprichwörtersammlung,** hg. v. E. Thiele, Weimar 1900. Von G. Loesche, Analecta Lutherana et Melanchthoniana, Gotha 1892, von E. Krocker, Leipz. 1903 und in der Weimarer Ausgabe der Werke 1912—1916, 4 Bde.; in der UB. eine Auswahl nebst anderen Schriften L.s. — **Briefwechsel,** bearbeitet von L. E. Enders, fortgesetzt von Kawerau, Frankfurt, Calw 1884—1914, 16 Bde.; L.s Briefe, Sendschreiben u. Bedenken, vollständig gesammelt von W. L. M. de Wette, 5 Teile. Sechster Teil hg. von J. K. Seidemann, Berlin 1856. Auswahl daraus von G. Buchwald, Leipz. 1925, G. Haslinger, Leipz. 1908, R. Buchwald, Leipz. 1909, 2 Bde. — **Aus der reichen Lit. nur einiges:** H. Böhmer, L. im Lichte der neueren Forschung, 5. A., Leipz. 1918; A. E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation, Berlin 1894; derſ., L. in kulturgeschichtl. Darstellung, 3 Bde., Berlin 1895 bis 1921; G. Roethe, L.s Bedeutung für die deutsche Lit., Vortrag, Berlin 1918; O. Reichert, L.s deutsche Bibel, Tübingen 1910; E. Klingner, L. u. der deutsche Volksaberglaube, Berlin 1912 (Pal. 56); A. Götze, Volkskundliches bei L., Weimar 1909; W. Köhler, M. L. u. die deutsche Reformation, 3. A., Leipz. 1919; A. v. Harnack, L. u. die Grundlegung der Reformation, Berlin 1917; R. Seeberg, Die Lehre L.s, 3. A., Leipz. 1917; A. B. Müller, L. u. Tauler, Bern 1918; W. Grimm, Gesch. der luther. Bibel-Übersetzg. bis zur Gegenwart, Jena 1884; M. Burgdorf, Der Einfluß der Erfurter Humanisten auf L.s Entwicklung bis 1510, Leipz. 1928; W. Köhler, Zwingli u. Luther, Leipz. 1924, J. Lyra, L.s deutsche Messe u. Ordnung des Gottesdienstes, Gütersloh 1904; W. Walther, L.s Charakter, Leipz. 1917; H. Albert, L. u. die Musik, Wittenberg 1924; K. Anton, L. u. die Musik, 3. A., Zwickau 1928.

S. 377. P. Pietsch. L. u. die nhd. Schriftsprache, Halle 1884; F. Kluge, Von L. bis Lessing, 5. A., Leipz. 1918; W. Scherer, V. u. A., S. 45 ff.; H. Rückert, Gesch. der neuen Schriftspr., Leipz. 1875. E. Gutjahr, Die Anfänge der hd. Spr. vor Luther, Halle 1910; A. E. Berger, L. u. die deutsche Sprache, Frankf. a. M. 1925; A. Götze, Frühneuhochdeutsches Leseb., 2. A., Göttingen 1925 u. Frühneuhochd. Glossar, 2. A., Bonn 1920; über die ersten deutschen Grammatiker (Ältere deutsche Grammatiker in Neudr. hg. von J. Meier, Halle 1894—97); M. H. Jellinek, Gesch. der nhd. Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung, Heidelbg. 1913—14, 2 Bde.; V. Moser, Histor.-grammatische Einführung in die frühneuhochd. Schriftdialekte, Halle 1909; L. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers, Halle 1913; A. Freybe, M. L. in Sprache u. Dichtung, Gütersloh 1889; über L.s Sprache schrieben auch E. Opitz (1869) u. A. Lehmann (1873); das Wörterb. zu L.s Schriften von Ph. Dietz blieb unvollendet.

S. 378 u. 379. H. Hofmann, Das erste Leipziger Gesangbuch von M. Blume, Leipzig 1530 (Progr., Leipz. 1914); J. Smeed, Das evangel. Kirchenlied von 1524, Leipz. 1924. über das **deutsche Kirchenlied** vgl.: Hoffmann von Fallersleben, Gesch. des deutschen Kirchenliedes bis Luther, 3. A., Hannover 1861; Rambach, Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrhdten. der Kirche, 4 Bde., Altona 1816 ff.; B. Hölscher, Das deutsche Kirchenlied, Münster 1848; derſ., Niederländ. geistl. Lieder d. 15. Jhs., Hannover 1854; J. Kehrein, Kathol. Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen aus den ältesten Gesang- u. Gebetbüchern zusammengestellt, 4 Bde., Würzbg. 1859—1865; derſ., Kirchen- u. religiöse Lieder aus dem 12. bis 15. Jh., Paderborn 1853; derſ., Das kathol. Kirchenlied, Würzbg. 1874; K. Simrock, Sionsharfe, Elberfeld 1857; W. Lindemann, Blumenstrauß von geistl. Gedichten, Freiburg 1874; Beck, Gesch. des kath. Kirchenliedes, Köln 1878; K. S. Meister, Das kath. Kirchenlied in seinen Singweisen, Freiburg 1862; W. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen, von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jhs., 4 Bde., Freiburg 1886 bis 1911; derſ., Niederländische geistl. Lieder nebst ihren Singweisen aus Handschriften des 15. Jhs., Vjschr. f. Musik. Wissensch. Jg. 4, H. 2; derſ., Zur Gesch. der Tonkunst in Deutschld. von den ersten Anfängen bis zur Reformation, Freiburg 1881. Die vollständigste Sammlung: Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jhs., 5 Bde., Leipz. 1864—1877; (die kathol. Lieder 5, 88—1361). Neudruck der Beheschen Texte von Hoffmann v. F., Hannover 1853; vgl. dazu R. Paulus, M. Behe, Der Herausgeber des ersten kath. Gesangbuches, Hist.-polit. Bl. 110, 469 ff. und ADB. 39, 5, 34 ff.; P. A. Benziger, Beiträge zum kath. Kirchenlied in der deutsch. Schweiz nach der Reformation, Diss., Freiburg i. d. Schw. 1910; dazu kommen:

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ph. Wackernagel, Bibliogr. zur Gesch. des deutschen Kirchenliedes im 16. Jh., Frankf. a. M. 1855; E. Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. Kirchengesanges der christlichen, insbesondere der deutschen evangel. Kirche, 8 Bde., 3. A., Stuttg. 1866—1876; J. Mützell, Die geistl. Lieder aus dem 16. Jh., 3 Bde., Berlin 1855; F. W. Fischer, Kirchenliederlexikon, Gotha 1878—79, 2 Bde., Supplement 1886; A. Fischer, Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Js. Nach dessen Tode fortgesetzt u. hg. v. W. Tümpel, 4 Bde., Gütersloh 1904; Auswahl, Der deutsche Psalter, ein Jahrtausend geistl. Dichtung, hg. v. W. Vesper, Ebenhausen 1914. Schlatterer, Gesch. der geistl. Dichtung u. kirchl. Tonkunst, Hannover 1869; E. Wolff, Das deutsche Kirchenlied, bei K. Bd. 22; J. Gabler, Geistl. Volkslieder, 714 religiöse Lieder mit 387 Melodien, Regensbg. 1890; derf., Die Tonkunst in der Kirche, Linz a. D. 1883; J. Zahn, Die Melodien des deutsch-evangel. Kirchenliedes, 6 Bde., Gütersloh 1888 bis 1893; J. Westphal, Das evangel. Kirchenlied nach seiner geschichtl. Entwicklg, 3. A., Leipz. 1910; Ph. Wolfrum, Die Entstehung des deutschen evangel. Kirchenliedes in musikal. Beziehung, Leipz. 1890; F. Zelle, Die Singweisen der ältesten evangel. Kirchenlieder, I. Die Melodien des Erfurter Enchiridion, Progr., Berlin 1899; über die Lieder u. Melodien der **Geißler** des Jahres 1349 berichtet P. Runge, Leipz. 1900, über das deutsche Kirchenlied der **böhm. Brüder** im 16. Jh. R. Wolkan, Prag 1891, derf. auch über die Lieder der **Wiedertäufer**, Berlin 1903. Vgl. auch: A. W. Ambros, Gesch. der Musik, (Bd. 3) im Zeitalter der Renaissance bis zu Palestrina. Breslau 1868; E. Naumann, Illustrierte Musikgeschichte (1. Bd.), Berlin 1885; E. v. Winterfeld, Der evangel. Kirchengesang u. sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes, Bd. 1 u. 2, Leipzig 1883 u. 1885; U. Reißmann, Allgem. Gesch. der Musik, München 1864; im 2. Bde., S. 59, schreibt dieser nur 8 Melodien als eigene Luther zu, davon 5 als zweifelhaft; Winterfeld gesteht in der Einleitg. zu dem von ihm veröffentlichten ältesten Wittenbergschen Gesangbuche **Johann Walthers** nur die Melodie zu dem Trutzliede „Eine feste Burg" zu (Naumann 1, 417). Über L.s Gesangbuch vgl. R. A. von Gerok, Die Wittenberger Nachtigall, Stuttg. 1883. Vgl. J. Janssen-Paftor, Tonkunst, Kirchenlied u. geistl. Lied, a. a. O. 6, 170 ff.

Der Tonsetzer **J. Walther**, gest. 1570; **Justus Jonas**, gest. 1555; etwas ferner steht schon **Paul Speratus**, der theologische Wandervorträge hielt, in Wien wegen Freisinnigkeit eingekerkert wurde, später zu Luther übertrat und als protestantischer Bischof 1554 starb. Dem dogmatischen Inhalt und der dem Volksgesang entnommenen Melodie verdankt sein Lied vom Gesetz und von der Rechtfertigung durch den Glauben allein seine Berühmtheit. Vgl. K. J. Kosack, Leben und Lieder von Speratus, Braunschweig, 1861; P. Tschakert, P. Speratus, Halle 1891. Die lutherische Gnadenlehre bildet auch den Inhalt einiger Lieder des Nürnberger Reformators und verdienstvollen Schulmanns **Lazarus Spengler** (gest. 1534), während der Stettiner Prediger **Nicolaus Decius** (gest. 1541) lateinische Hymnen überträgt und das Kirchenlied nach Norddeutschland verpflanzt. — **Paulus Schede Melissus** Psalmenübersetzg., hg. von M. H. Jellinek, Halle 1896, Nr. 144. Über die Bedeutung des P. Melissus in der neulat. Poesie vgl. G. Ellinger, nlat. Dichtung NL. 2, 479 ff.; E. Schmidt, ADB. 21, 239 ff. P. de Nolhac, Un poète rhénan ami de la Pléiade P. M. (Revue 1). — **Ambrosius Lobwasser** (gest. als Rat u. Assessor 1535 in Königsberg) legte, wie Melissus, für seine Psalmenlieder nicht den Text Luthers zugrunde, sondern Psalmlieder der französischen Calviner und bildet ohne Rücksicht auf die natürliche Wortbetonung den deutschen Text so, daß er Silbe für Silbe den französischen Versen entspricht. Mit dieser Nachbildung der französischen Versformen, der vierstimmigen Melodien und des gelehrten Inhaltes war der fremdländische Einfluß auf die deutsche Lyrik angebahnt, dessen Wirkung bis in das 18. Jahrhundert sich behauptete. Dagegen kehren andere Dichter zu den einfachen Choralmelodien zurück und suchen für ihre geistlichen Lieder den Ton des Volksliedes noch eine Zeitlang festzuhalten. So singt der „alte Kantor" von Joachimstal, **Nikolaus Hermann** (gest. 1561), für die Kinder und Bergleute in einfachem Ton Lieder für verschiedene Verhältnisse des Lebens. Vgl. R. Wolkan, Hermann Sonntagsevangelia (156), Prag 1895. — In ähnlicher Weise dichtet **Johann Matthesius** (1504—1565). Vgl. die Biogr. von K. Amelung, Gütersloh 1894; G. Loesche, 2 Bde., Gotha 1895; Ausgew. Werke, hg. von demselben, 4 Bde., 2. A., Leipz. 1908. — Auch **Bartholomäus Ringwaldt** (1530—1599) singt zuweilen in dieser Weise. Auswahl seiner Lieder von H. Wendelbourg, Halle 1858. Vgl. F. Sielek, B. Ringwaldt, Frankfurt a. O. 1899; F. Wegner, Die **„Christliche Warnung des Treuen Eckardts"** von B. R., Breslau 1908; E. Krafft, Das **speculum mundi** des B. R., Breslau 1915; Hoffmann v. F., B. Ringwaldt u. Benjamin Schmolck, ein Beitrag zur dischen. Litg. des 17. und 18. Js., Breslau 1833; Janssen, a. a. O. 6, 193 f., 260—265, 369—376 u. o.

3. Satire und Polemik im Reformationszeitalter.

S. 379—383. **Thomas Murners** Deutsche Schriften, hg. von F. Schulz u. a., Straßburg-Berlin 1918 ff., bisher 6 Bde.; über die **Germania nova** siehe zu S. 365; **Geistliche Badefahrt**, hg. von E. Martin, Straßburg 1887; **Narrenbeschwörung**, hg. von G. Goedeke, Leipz. 1879, von M. Spanier, 2. A., Halle 1912, Ndr. 119—124, nhd. v. K. Pannier (UB.); **Schelmenzunft**, hg. von W. Scherer, Berlin 1881, Faksimiledruck, E. Matthias, Halle 1890, Ndr. 85 und H. Rupé, Augsbg. 1926; vgl. M. Spanier, Beitr. 18; **Gäuchmat**, hg. von V. Uhl, Leipz. 1896; in dem Sammelwerke des Stuttg. Buchhändlers Scheible „Das Kloster" Bd. 8; **Die Mühle von Schwindelsheim**, hg. in den Zwickauer Faksimiledr. Nr. 2, Zwickau 1910; vgl. Straßburger Studien Bd. 2, Straßbg. 1884; Von **dem Untergang des christl. Glaubens** bei Balke, Murner u. U. v. Hutten, K. Bd. 17; **Von dem großen lutherischen Narren**, ebda. u. hg. von H. Kurz, Zürich 1848; hier auch S. 161 ff. der **Karsthans**, hg. von H. Burckhardt, Leipz. 1910 und P. Merker, Straßbg. 1918. Auswahl aus M.s Schriften: in Scheibles „Kloster" (Stuttg. 1846) 1, 8, 10; u. von G. Balke bei K. Bd. 17; Burckhardt, Leipz. 1910. Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation, hg. von C. Clemen, Halle-Leipz. 1906—1911, 4 Bde., N. F. 1921 ff. M.s **Kirchendieb- u. Ketzerkalender** in Scheibles Kloster 10; neu hg. von E. Götzinger, zwei Kalender vom Jahre 1527; J. Coops evangel. Kalender u. Th. M.s Kirchendieb- und Ketzerkalender. — Vgl. Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 237 ff.; Th. Liebenau, Der Franziskaner Dr. Th. Murner, Freiburg 1913 = Erläuterungen u. Ergänzungen zu Janssens Gesch. d. d. V. H. 4 u. 5; E. Martin, ADB. 23. Bd., M. Radlkofer, Progr., Burghausen 1877; W. Kawerau, M. u. die deutsche Reformation, 2 Bde., Halle 1910—11; derf., Th. M. u. die Kirche des M.s = Schriften des Vereins für Reformationsgesch., Bd. 30 und 32; Ch. Schmidt, Histoire litt. le l'Alsace 2, 209—315; J. Lefftz, Die volkstümlichen Stilelemente in M.s Satiren, Straßbg. 1915. — **Johann Eberlin aus Günzburg**, hg. von L. Enders, Halle 1896—1902, Ndr. 139, 141, 170—172, 183—188, 3 Bde.; W. Lucke, Die Entstehung der **fünfzehn Bundesgenossen**, Diss., Leipz. 1902. — **Erasmus Alberus' Fabeln**, hg. nach der Ausg. von E., Frankf. a. M. 1530, von W. Braune, Halle 1892, Ndr. 104—107; Geistl. Lieder von C. W. Stromberger, Halle 1857. — E. Körner, E. Alber, Leipz. 1910; Janssen, a. a. O. 6, 428; W. Kawerau, Die Fabeln des A., Beilage zur Allg. Zeitg. vom 1. Mai 1893; F. Schnorr von Carolsfeld, E. A., Leipz. 1910; über A.s Herkunft, ZfdA. 43, 386 ff. — **Gengenbach**, hg. von K. Goedeke, Hannover 1856; Die Totenfresser, hg. von R. Froning bei K. Bd. 22. — Vgl. H. König, G. als Verf. der Totenfresser u. der Novella, ZfdPh. 37, 40 ff. u. 207 ff.; S. Singer, Die Werke des P. G., ZfdA. 45, 153 ff.; F. Stütz, Die Technik der kurzen Reimpaare des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

P. G., QuF. 117 (1912); J. Bächthold, Gesch. d. d. Lit. in der Schw. 273 ff.; A. Richel in den Flugbl. aus den ersten Jahren der Reform. Bd. 3, Leipz. 1908; Janssen, a. a. O. 6, 305 ff.

S. 384. Zu **Joh. Nas** vgl. J. B. Schöpf, J. Nasus, Progr., Innsbruck 1860; A. Hauffen, Zu den Reimdichtungen des J. N., ZfdPh. 36; Monogr. von N. Putzer; Janssen, a. a. O. 6, 202 f., 207 ff. u öfter. Zu **Guarinoni** vgl. Janssen, a. a. O. 6, 162 f; L. Repp, H. G., Stiftsarzt in Brixen, 1903.

S. 385. Fredericus Dedekindus „Grobianus", hg. v. A. Böhmer (LtD. 16), Berlin 1903, dessen Verdeutschung durch K. Scheid, hg. von G. Milchsack (Nr. 34—35), Halle 1882; K. Scheids „Die fröhliche Heimfahrt" hg. von Ph. Strauch, Berlin 1926. — A. Hauffen, Kaspar Scheid, Der Lehrer Fischarts, Gesch. der grobianischen Lit. in Dtschld. (QuF. 66), 1889; Ph. Strauch, K. Scheid in ADB. 30. Bd.; derf. AfdA. Bd. 18; A. Schauhammer, Mundart u. Heimat K. Scheids, Halle 1908. L. Fränkel, Bemerkungen zur Entwicklg. des Grobianismus, Germ. 38; M. Matthiessen, F. Dedekinds „Grobianus" nach der übersetzg. von Scheid und Hellbach neu hg., 1921. — Über die Trinkliteratur in Deutschld. während des 16. Jhs. vgl. Hauffen in Suphans Bjsch. f. Lg. 1889, 2, 489 ff.; Janssen, a. a. O. 6, 478 ff.; A. Hauffen, Grobianische Dichtung im RL. 1, 463, mit Lit.

S. 385. Johann Fischarts sämtliche Dichtungen, hg. von H. Kurz, 3 Bde., Leipz. 1866—67 u. K. Goedeke, Leipz. 1880. Auswahl von A. Engelbrecht u. H. Hoffmeister, 2 Teile, Görlitz 1879—81; von A. Hauffen bei K. Bd. 18, 3 Teile; von demf. hg. „F.s Schweizerdichtungen" Frauenfeld 1926. — Einzelausgaben: **Geschichtsklitterung,** Ndr. hg. von A. Alsleben, Halle 1891 (Ndr. 65—71); Rabelais Gargantua, übers. von Regis u. Gelbcke u. von Hoffmeister, Sondershausen 1879. **Aller Praktik Großmutter** hg. von W. Braune, Halle 1891 (Ndr. 2); **Flöhhatz** hg. von E. Wendeler, Halle 1877 (Ndr. 5); **Burkhatz,** Glückhafte Schiff und Jesuiterhütlein, nhd. von K. Pannier (UB.); **Das glückliche Schiff,** hg. von K. Halling 1838 und Goedeke, Leipz. 1880 (Deutsche Dichter des 16. Js. Bd. 15), Ndr. 182, gh. von G. Baesecke, Halle 1901; nach den Quellen des Jahres 1577 hat den Gegenstand behandelt J. Bachthold: Das glückhafte Schiff, Zürich 1880; **Das Ehezuchtbüchlein,** bearbeitet von R. Weitbrecht, Stuttg. 1882. — Vgl. E. Schmidt, ADB. 7. Bd., A. Hauffen, Fischartstudien, Euphorion Bd. 3—6, 8—11, 13, 19—21 u. Ergänzungsheft 7, Leipz. 1896—1915; derf., J. Fischart, Berlin 1922, 2 Bde.; dazu B. Moser, ZfdPh. 51, 496 ff.; E. Wendeler, Fischartstudien des Frhr. v. Meusebach, Basel 1874; W. Wackernagel, Fischart, 2. A., Basel 1874; P. Besson, Etude sur Jean Fischart, Paris 1889; G. Schwarz, Rabelais u. F., Halle 1885; A. Englert, Die Rhythmik F.s, München 1903. A. Leitzmann, Fischartiana; mit Anhang: K. Scheits, Reformation der Musica", Jena 1924; H. A. Bob, J. Fischarts Nachleben in der deutschen Lit., Diss., Straßbg. 1915; P. Koch, Der F.öhhatz von J. F. u. M. Holzmart, Diss., Berlin 1892; J. Frantzen, Kritische Bemerkungen zu F.s Übersetzg. von Rabelais' Gargantua, Straßbg. 1892; A. Hauffen, Ehezuchtbüchlein, ZfdPh. Bd. 45, 389 ff.; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 186 f.; 266—279 u. öft. bringt Proben u. übt treffende Kritik.

S. 391. Ringwaldt, s. z. S. 262. — **G. Rollenhagens** Froschmeuseler, hg. von K. Goedeke, Leipz. 1867, 2 Bde.; neu bearb. von J. H. Campe, Köln 1796; R. Benedix, Wesel 1841, Seidel 1861. — W. Seelmann, ADB. Bd. 29; A. Herdt, Quellen u. Vorbilder zu R.s Fr., Diss., Straßburg 1909.

4. Die Unterhaltungsliteratur des aufstrebenden Bürgertums.

S. 392 u. 393. Sprichwörter des dtsch. MA.s, hg. von J. Zingerle, Wien 1864; Jellinghaus, Die Proverbia communia mnd. aus einer Bordesholmer Handschr. von 1486, Kiel 1880. **Anton Tunicius** von Hoffmann v. Fallersleben, Berlin 1870. — **J. Agricolas** Sprichwörter von O. Latendorf, Schwerin 1862; G. Kawerau, J. Agr., Berlin 1881; vgl. auch Bobertag bei K. Bd. 24 u. 25; **Seb. Francks** erste anonyme Sprichwörtersammlg., hg. v. Latendorf, Poeßneck 1876, dazu K. Pusch, Francks Sprichwörtersammlung, Progr., Hildburghausen 1894; eine nd. Sammlung Rimbökelin, von W. Seelmann, Leipz. 1885, bringt Sprüche aus Freidank, dem „Renner" u. a., aber auch manches Sprichwort aus dem Volksmund. **E. Eyering, Proverbiorum copia,** etlich viel Hundert latein. u. teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter . . . mit schönen Historien, Apologis, Fabeln, und Gedichten geziert. 3 Bde., Eisleben 1601—1604. — **Friedr. Peters** (Petri), geb. 1549 zu Hallerspring im Fürstentum Kalenberg, Prediger, gest. 1617, gab seiner Sammlung den Titel „Des Teutschen Weißheit", Hamburg 1605; **Aus Christof Lehmanns** (1568—1638) Florilegium eine Auswahl unter dem Titel: Altdeutsche Reime u. Sprüche, Leipz. 1890. Über L. berichtet Fr. Ch. Bauer, Frankfurt 1756; ADB. 18, 132 ff. Von Lehmanns Florilegium erschien 1630 in Frankfurt der erste Teil, 1640, mit Zusätzen vermehrt, in 4 Bänden mit rund 23 000 Nummern. Es war bis auf Wander die reichhaltigste Sammlung, aus der alle späteren Sammler u. Forscher, auch Lessing schöpften. Balthasar Schuppius setzte Lehmanns Florilegium „allernächst nach der Bibel". Zur Übersicht über die reichhaltige Sprichw.-Lit. sei verwiesen auf Goedekes Gr., 2. B. 2. A., S. 4 ff., J. Meier in PGr. II, 1, 2. A., S. 1258 ff., F. Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde 1922 im Handb. d. d. Unterrichts IV, 3 u. G. Bebermeyer, Sprichwort, RL. 3, 281 ff.; Vgl. auch J. Werner, Lateinische Sprichwörter des MA.s, Heidelberg 1912, Fr. Seiler, Das deutsche Sprichwort, Straßburg 1912, F. Frh. von Lipperheide, Spruchwörterbuch, Berlin 1907 und K. Wanders Sprichwörterlexikon, 2. A., Leipz. 1883—1886, 5 Bde. — **Matthesius,** s. zu S. 360. — **E. Alberus,** s. zu S. 383. — **Burkhard Waldis,** Esopus, neu hg. von H. Kurz, Leipz. 1862 und J. Tittmann, Leipz. 1882, 2 Bde. — G. Buchenau, Leben u. Schriften von B. W., 1858; E. Martens, Entstehungsgesch. von B. W.s' Esopus, Göttingen 1907.

S. 394. K. Wollert, Zur Gesch. der lat. Facetiensammlungen des 15. und 16. Jhs. (Pal. 116), 1912; G. Bebermeyer, Facetie, in RL. 1, 340 ff., mit Lit.; der Tübinger Professor Heinr. **Bebel** (s. zu S. 368) gab 1506—1509 drei Bücher Facetien heraus; er kleidet den rohen, deutschen Schwankstoff in das elegante Prunkgewand der lat. Kunstsprache und hatte einen durchschlagenden Erfolg. In der Formgebung schließt er sich an den Florentiner Francesco **Poggio** (gest. 1459), der nach 1450 mit seinem Liber facetiarum, lustig boshafter Geschichten, oft von erotischer Färbung, diese Literaturgattung eröffnet hat. Ihm folgte auch **Steinhöwel** (s. zu S. 360), der als erster die Facetie im Rahmen seiner kombinierten Fabelsammlung, dem „Esop" (um 1475), die Facetie in Deutschld. anbaute und Anklang fand. Etwa ein Jahrzehnt später (1486) beendet **August Tünger,** Prokurator der Kurie in Konstanz, die Zusammenstellung deutsch und lat. geschriebener Facetien, bleibt aber nicht bei der einfachen lat. Übersetzung, sondern will Eigenes geben. — **Schwänke** des 16. Jhs. (1879) = D. Dichter des 16. Jhs., Bd. 12; F. H. v. d. Hagen, Narrenbuch, 1811; derf., Gesamtabenteuer; H. Lambel, Erzählungen u. Schwänke (= Deutsche Klassiker des MA.s, Bd. 12); A. v. Keller, Erzählungen aus altd. Handschriften in LV. 35; F. Bobertag, Narrenbuch bei K. Bd. 11; derf., Vierhundert Schwänke des 16. Jhs. bei K. Bd. 24. Saubere Auswahl v. J. Weigert, Deutsche Volksschwänke, Kempten u. München 1910; O. Denk, Alter deutscher Humor, Regensbg. 1910. Vgl. auch zu S. 267 u. 319 und G. Bebermeyer, Schwank, in RL. 3, 208 ff. — **Paulis Schimpf und Ernst,** hg. von H. Österley, 1866 (LV. 85) und J. Bolte, Berlin 1924, 2 Bde.; nhd. in UB. — **Wickrams Rollwagenbüchlein,** hg. von H. Kurz, Leipz. 1865 und J. Bolte, Tübingen 1893 (LV. 229); nhd. von K. Pannier (UB.). — **Wickrams** Werke, hg. von J. Bolte u. W. Scheel, 8 Bde., 1901 bis

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1906 (LVB. 222 ff.). Vgl. E. Schmidt in ADB. 42, Arch. für Litgesch. 8, 317 ff.; H. Tiedge, Wickram u. die Volksbücher, Diss., Göttingen 1904; Monogr. von A. Stöber, Mühlhausen 1866. **J. Freys** Gartengesellschaft, hg. von J. Bolte, Tübingen 1907 (LV. 209); **M. Montanus'** Wegkürzer, hg. von dems., LV. 217 (1899); **W. Schumanns** Nachtbüchlein und **Lindeners Rastbüchlein,** hg. von dems., Tübingen 1893 (LV. 197), 1883 (LV. 168); Auswahl aus Pauli u. Wickram in UB. — Vgl. A. Hartmann, M. Lindeners Leben u. Schriften, Oberbayer. Arch. 46, 1—50; E. Schröder, Der deutsche Facetus, Berlin 1911. — **W. Kirchhoffs** Werke, hg. von Oesterley, 5 Bde., Stuttg. LV. 1869; Wendunmut, hg. von dems., LV. 95. — Vgl. G. Dithmar, Aus und über H. W. Kirchhoff, Progr., Marburg 1867; A. Wyß, H. W. Kirchhoff, Zentralbl. f. Bibl. 9, 57 ff. — **Lazarus Sandrus,** Historische u. poetische Kurtzweil (1618), hg. von G. Milchsack, Ndr. 10—11 (1879).

S. 395—397. Volksbücher; siehe zu S. 293, 317, 349, 350; dazu **Peter Lew,** hg. von F. Bobertag, K. Bd. 11; **Bruder Rausch,** hg. von dems. u. ebenda; vgl. H. Anz im Euphor. 4, 756 ff. und seine Ausg. in der nd. Fassung im Jb. des Vereins f. nd. Spr. 24, 76 ff. — **Eulenspiegel.** Siehe zu S. 317. — Hans Klawerts „Werkliche Historien", hg. von B. Krüger, Neudr. 32 (1882); ein populärer Neudr., Charlottenbg. 1919; ein Schauspiel von B. Krüger: „Wie die peurischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen," hg. v. J. Bolte, Leipz. 1884; Historien nhd. in UB.; vgl. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen, Halle 1881. Schnorr v. Carolsfeld, über Klaus Narr, AfG. 6. — Faksimiledruck des **Finkenritter,** Zwickau 1913. — **Schildbürger** bei K. Bd. 25; in v. d. Hagens Narrenbuch, Halle 1811. Daß der Verf. des Schildbürgerbuches u. des Grillenvertreibers Hans Friedrich von Schönberg (1543—1614) sei, weist nach Ernst Jeep, Eine literarische Studie über das Schildbürgertum u. seine Fortsetzungen, Wolfenbüttel 1890. — K. v. Bahder, **Das Lalenbuch** (1597) mit den Abweichungen u. Erweiterungen der Schiltbürger (1598) und des Grillenvertreibers (1603), Halle 1914, Ndr. 236—239. — Die Geschichte von den **sieben Schwaben,** nhd. bearbeitet von L. Auerbacher, 2 Bde., München 1835 ff.; in UB. —

S. 398. über **Paracelsus** vgl. Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 484 ff. u. 7, 374, woselbst eine reiche Lit. verzeichnet ist; über **Thurneissen** ebda. 7, 388 f. und 6, 497 ff. über die Wunder- und Schauerlit., ders. a. a. O. 6, 450 ff. — Genaue Angaben über die **Teufelsliteratur** bei Goedeke, Gr. 2, 479—483; das wichtigste Werk ist Osborn, Die Teufelsliteratur des 16. Jhs. (Acta germanica III, H. 3), Berlin 1893; dazu vgl. Kawerau in Gött. Gel. Anz. 1893, S. 165 ff. und Pastor im Histor. Jb. 15, 884 ff. Osborn lieferte auch eine neue Ausgabe des Hosenteufels von Musculus, Halle 1894. Vgl. auch Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 569 ff. u. M. J. Rudwin, Teufel in geistlichen Spielen des MAs u. der Reformationszeit, Göttingen 1915. — **Das Faustbuch** von 1587, hg. von W. Braune, 2. A. von Petsch, Halle 1911, Ndr. 7—8, davon ein Faksimiledruck von W. Scherer, Berlin 1878. Das Volksbuch vom Dr. Faust nach der um die Erfurter Geschichten vermehrten Fassung hg. von J. Fritz, Halle 1914. Eine Wolfenbüttler Handschr. aus der Zeit vor 1587, hg. von G. Milchsack: Historia D. Joh. Fausti, Wolfenbüttel 1892 bis 1897; G. R. Widmanns Faustbuch in Scheibles Kloster 2, Stuttg. 1846. Das Pfizersche Faustbuch, hg. von A. v. Keller, Tübingen 1880 (LV. 146). Das Faustbuch des Christlich Meynenden, hg. von Szamatólski, Leipz. 1891 (DLD 39); B. H. van Hooht, Das holländische Volksbuch von Dr. Faust, Haag 1926. Ältere Einzelerzählungen bei W. Meyer, Nürnberger Faustgeschichten Münchener SB. 20, 323—402 u. A. Tille, Faustsplitter in der Lit. des 16.—18. Jhs., Berlin 1901. J. Fritz gab auch heraus: Ander Teil D. Johann Fausti, von seinem Famulo Christoff Wagner, Halle 1910; Die Historie von Christoffel Wagenaer, Leiden 1913; Das Wagnervolksbuch im 18. Jh., Berlin 1914 (DLD 150). — Vgl. W. Creizenach ADB. 6; H. Grimm, Die Entstehung des Volksbuches von Dr. Faust, Berlin 1882; K. Engel, Bibliotheca Faustina, die Faustsage von 1510 bis Mitte 1873; 2. A., Oldenburg 1885; F. Bobertag in der Einl. zur Ausg. des Faustbuches bei K. 25, 145 ff.; E. Schmidt, Faust u. das 16. Jh., Charakteristiken, 2. A., Berlin 1902 ff.; E. Wolff, Faust und Luther, Halle 1912; R. Petsch, Die Entstehung des Volksbuches von Dr. Faust, GRM. 3; A. Hauffen, ZfdPh. 48, 454 ff. Zur Bibliographie der Faustbücher vgl. J. Fritz, Euphor. 19. W. Creizenach, Versuch einer Gesch. des Volksschauspieles von Dr. Faust, Halle 1878; Bruinier, Untersuchung zur Entwicklungsgesch. des Volksschauspieles von Dr. Faust, ZfdPh. 29—31; R. Payer von Thurn, Der histor. Faust im Bilde, Wien, 2. A. 1919 und Dr. Faust in Wien, Alt-Wiener Kalender 1924; K. Kiesewetter, Faust in der Gesch. u. Tradition, Leipz. 1893; Simrock, Doctor Johannes Faust, Puppenspiel (Deutsche Volksbücher 4, 153—223); O. Schade, Das Puppenspiel Doctor Faust, Weimar 1856; Doktor Faust Schauspiel, Berlin 1832; Das Volksschauspiel vom Doctor Faust erhielt sich auf den deutschen Bühnen bis tief in das 18. Jh. hinein, von da durch die Herrschaft des französischen Geschmacks verdrängt, flüchtete es in das Puppentheater. The Tragicale History of D. Faust. Written by Ch. Marlowe, London 1604. Deutsch von v. d. Velde, Breslau 1870. Vgl. Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von H. Breymann u. A. Wagner; 11. Doktor Faustus, hg. von H. Breymann, Heilbronn 1889. — Über die Faustsage und deren Bearbeitungen vgl. ganz besonders Baumgartner-Stockmann, Goethe, sein Leben und seine Werke, Freiburg in B., 3. A., 1913, S. 637 ff., mit zahlreichen Literaturangaben u. die bei Goethe von uns angeführte Lit.

S. 401. über die **Sage vom ewigen Juden** vgl. F. Helbig, Berlin 1874; L. Neubaur, Die S. v. e. Juden, 2. A., Leipzig 1893; Th. Gräße, D. S. v. e. J., 1844, H. Eschelbach, Die poetischen Bearbeitungen vom Ew. Juden, 1896; Th. Kappstein, Ahasver in der Weltpoesie, 1906; R. Jaffé, Ahasver, 1900; E. König, Ahasver, der Ewige Jude, nach seiner ursprüngl. Idee u. seiner liter. Verwertung betrachtet, 1907; L. Neubaur, Zur Gesch. u. Bibliogr. des Volksbuches von Ahasverus (ZfBfr. N. F. 15) 1915. Vgl. DLL. S. 11, woselbst reiche Lit. — **Wickram,** siehe zu S. 394; dazu: **Goldfaden,** Die Erneuerung Brentanos neu hg. von P. Ernst, München 1905, Der jungen Knaben Spiegel, hg. von G. Fauth, Straßbg. 1917. — W. Scherer, Die Anfänge d. deutsch. Prosaromans u. Jörg Wickram von Kolmar, QuF. 21; G. Fauth, J. Wickrams Romane, Straßbg. 1916; Bobertag, Gesch. des Romans I 257 über W.s Romane, der dessen Roman „Von den guten u. bösen Nachbarn" als deutschen Familienroman erklärt, während ihn Scherer, a. a. O. 43, abfällig beurteilt.

S. 402. Amadis, neu hg. von A. v. Keller, 1887. — Vgl. E. Steinhausen, Die Anfänge des französischen Literatur- und Kultureinflusses in Deutschld. in der neueren Zeit. Zfvgl. Litg. N. F. 7. 349 ff., Weimar u. Berlin 1894; W. Mulertt, Studien zu den letzten Büchern des Amadisromans, Halle 1921; Janssen-Pastor, Amadis-Romane, a. a. O. 6, 444 ff.; A. v. Keller, Amadis, Erstes Buch, 1857; L. Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien, 1876; F. Bobertag, Gesch. des Romans in Dtschld. 1. Bd., 1876 (ausführl. Inhaltsangaben der ersten 4 Bücher); W. Scherer, Die Anfänge des dtsch. Prosaromans (QuF. 12); M. Pfeiffer, Amadisstudien, Diss., Erlangen 1905; Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jhs., 1866; Küchler, Empfindsamkeit u. Erzählungskunst im Amadisroman, Zs. f. franz. Spr. u. Lit. 35 (1909); S. Singer, MA. u. Renaissance, die Wiedergeburt des Epos u. Entstehung des neueren Romans, 1910; G. Müller, Amadisroman in NL. 1, 38 ff., mit Lit., DLL., Amadisromane, Sp. 23 ff., mit Lit.

S. 403. Lit. über das **Volkslied** siehe zu S. 311.

S. 404. Meistergesang, siehe zu S. 309.

S. 408—414. Hans Sachs. Leben: E. Lützelberger, H. S., sein Leben u. seine Dichtung, 2. A., neu bearbeitet von K. Frommann, Nürnberg 1891; R. Genée, H. S. u. seine Zeit, 2. A., Leipz. 1902; vgl. Th. Drescher, Euphor. Bd. 1, 801 ff.; A. L. Stiefel, Hans-Sachs-Forschungen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nürnberg 1894; B. Kiy, H. S., Leipz. 1893; W. Kawerau, H. S. u. die Reformation, Halle 1889; E. Mummenhoff, H. S., Nürnberg 1894; E. Goetze, H. S., Bamberg 1890; P. Landau, H. S., Berlin 1924; F. Windolph, Der Reiseweg H. S.s in seiner Handwerksburschenzeit nach seinen Dichtungen, Diss., Greifswald 1912; Hans-Sachs-Forschungen, Festschrift zur 400 jährigen Geburtsfeier des Dichters, hg. von A. L. Stiefel, Nürberg 1894; K. Drescher, Studien zu H. S., Berlin u. Marburg 1891, 2 Hefte; Ch. Schweitzer, Etude sur la vie et les oeuvres de Hans Sachs, Paris 1887. — **Werke.** Gesamtausgabe von A. v. Keller u. E. Goetze, Tübingen 1870—1908 (LV. 102 bis 250, 26 Bde.); Auswahl: von K. Goedeke u. J. Tittmann, 3 Teile, 2. A., Leipz. 1883 (D. Dichter des 16. Jhs. Teil 4—5), B. Arnold bei K. Bd. 20, 21, von E. Goetze, Leipz. 1883—1885; dramatische u. poetische Werke sprachl. erneuert von K. Pannier (UB. 2 Bde.), von P. Merker u. R. Buchwald, Leipz. 1923, 2 Bde.; Sämtliche Fastnachtspiele in chronolog. Ordnung hg. von E. Goetze, Halle 1880—87 (Ndr. d. Lit. Werke 26 ff.; Sämtl. Fabeln und Schwänke, hg. v. dems., u. Drescher (Neudr. 110 ff.), Halle 1893—1913; Gemerkbüchlein, hg. von K. Drescher (Ndr. 149 bis 152), Halle 1898, Nürnberger Meistersingerprotokolle 1575 bis 1689, hg. von K. Drescher (LV. 213—214), Halle 1897. Eine Ausw. der „Schwänke" u. „Spruchgedichte" bietet A. Engelbrecht, 2 Bdch., Straßburg 1879; für den Unterricht an höheren Lehranstalten bestimmt ist H. S., ausgewählt u. erläutert von K. Kinzel, 3. A., Halle; eine andere Auswahl liefert K. Staedler, Leipz; G. Burchard, H. S.s Komödien u. Tragödien bearbeitet 1901, 2 Bde. Dialoge, hg. von R. Köhler, Weimar 1858. — E. Geiger, H. Sachs als Dichter in seinen Fastnachtspielen im Verhältnis zu seinen Quellen betrachtet, Halle 1904; A. Glock, Die Bühne des H. S., Diss., München 1903; W. Herrmann, Forschungen zur deutschen Theatergesch. des MA.s u. der Renaissance, Kap. 1, Berlin 1914; S. Wernicke, Die Prosadialoge des H. S., Diss., Berlin 1913; H. Henze, Die Allegorie bei H. S., Halle 1911 (= Hermana 11); W. Abele, Die antiken Quellen des H. S., Progr., Kannstatt (1897, 1899); K. F. Baberadt, H. S. im Andenken der Nachwelt, Halle 1906; Eichler, Das Nachleben des H. S. vom 16. bis 19. Jh., Leipz. 1904. (R. Wagner, „Die Meistersinger", M. Greif in seinem Schauspiel „Hans Sachs", Leipz. 1894, G. Burchard in einem Festspiel 1894). A. Köster, Die Meistersingerbühne des 16. Jhs., Halle 1920; derf., Die Bühne des Hans Sachs, Berlin 1923; vgl. ZfdPh. 52, 195 ff.; F. Cullmann, Der Apostel Petrus in der älteren deutschen Lit., Gießen 1928; Th. Hampe, Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg 1900. Lit. über H. S. zusammengestellt: ZfvglLitg. N. F. Bd. 7, S. 417 ff., Euphor., Leipz. 1897, Bd. 4, S. 41 f. Michels AfDA., Bd. 27, 41 f.

5. Neulateinische Lyrik und Epik. Deutsche Kunstlyrik. Das Drama.

S. 417—422. Lit. zu **Melanchthon:** A. Planck, M. praeceptor Germaniae, 1860; K. Hartfelder, Ph. M. als praeceptor Germaniae, Berlin 1889; K. Schmidt, Ph. M., Leben u. ausgew. Schriften 1861; G. Ellinger, Ph. M., 1902; F. Roth, Der Einfluß des Humanismus u. der Reformation auf das gleichzeitige Erziehungs- u. Schulwesen bis in die ersten Jahrzehnte nach M.s Tod, 1898; O. Clemen, Studien zu M.s Reden u. Gedichten, Leipz. 1913; H. Grisar, M., im Lpädag. Bd. 3, S. 631 ff., dort auch reiche Lit.; Janssen, a. a. O. Bde. 2, 3, 7; Grisar, Luther, 2. A., Bd. 1—3; Hartfelder, a. a. O. XIII b.s XXVIII, Döllinger, Die Reformation, 1. Bd. 2. A. 1851; ADB. 21, 168, 36, 720; M.s Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Ch. Oberhey, Halle 1862.

Die **neulateinischen Dichter** u. ihre Werke, dargestellt von Goedeke, Gr. 2, 87 ff. — Eine Art Querschnitt durch die **Lyrik** der Neulateiner gab G. Ellinger in der Einl. zu der Sammlung „Deutsche Lyriker des 16. Jhs. (LLD. Nr. 7) 1893; vgl. ferner G. Manacorda, G. Manacorda, Della poesia latina in Germania durante il Rinascimento 1907; A. Schroeter, Beiträge zur Geschichte der neulat. Poesie Deutschlands u. Hollands (Pal. 77) 1909; G. Ellinger, Neulat. Dichtung Deutschlands im 16. Jh., NL. 2, 469 ff. mit Lit. — **Joh. Spangenberg** (1484—1550) wirkte in Thüringen, als Dichter von mäßiger Bedeutung, aber wichtig dadurch, daß er, ähnlich wie Melanchthon, seine Schüler zu poetischer Tätigkeit anregte. (Goedeke Nr. 30.) — **G. Fabricius** (Goedeke Nr. 50); ADB. 3; G. Ellinger, G. Fabricius und Adam Siber (Festschr. für L. Geiger 1918). — **G. Bersmann,** seine poemata, hg. Leipz. 1576 (Goedeke Nr. 138). — **N. Frischlin** (1547—1590), G. Ellinger, NL. 2, 485 f., Goedeke Nr. 137. — **Petrus Lotichius Secundus** (Goedeke Nr. 273); **Nicolaus Reusner** (Goedeke Nr. 147.) — **Joannes Maior** (Goedeke Nr. 63). — **Caspar Bruschius** (Goedeke Nr. 44); **Joannes Langus** (Goedeke Nr. 38). — **Joannes Thom. Freigius** (Goedeke 157). — **Jakob Balde.** B.s opera poetica, München 1729, 8 Bde., Carmina lyrica, hg. von F. Hippler, Münster 1856; Neuausgabe der Oden von B. Müller, 2. A., Regensburg 1884; Übersetzungen: in Herders Terpsichore (1795) u. Knapps Christoterpe (1848), von Schrott u. Schleich, Renaissance, München 1807, Mariengesänge von Chr. Schlüter, 1857, B. Zierler, München 1897. — Vgl. G. Westermayer, Leben u. Werke B.s, München 1868; J. Bach, J. Balde, Freiburg 1904; G. Gietmann, B., StML. 66, 1904; ebda. 95. Bd. (1918) von J. Stiglmayer, J. Balde; N. Scheid, Balde als Liederdichter, Pastor bonus 30 (1918), 518 ff.; R. Boschan, J. B., ein patriotischer Dichter des 17. Jhs., DGeschBll. 18 (1917); A. Henrich, Die lyrischen Dichtungen J. Baldes (QuF. 122); W. Flemming, in NL. 2, 15 f., mit Lit. — **Simon Rettenbachers** latein. Oden u. lyr. Gedichte, hg. von seinem Wiederentdecker T. Lehner, Linz 1891 u. Wien 1893; derf., Rettenbachers Leben u. Weltanschauung, Leipz. 1900 und Rettenbacher, ein Erzieher u. Lehrer des dtschen Volkes, Wien u. Leipz. 1905; Nagl-Zeidler 1, 712 ff.

Zu S. 422. über die **makkaronische Dichtung** vgl. F. W. Genthe, Gesch. der m. Poesie, 1829; O. Schade im Weimarer Jb. Bd. 2 (1855) u. Bd. 4; eine Erweiterung davon bringt J. Bolte, Alem. 29, N. F. 2 (1901); Goedeke Grdr. 2, 511; Arch. f. vgl. Lg. 15 (1887); G. Ellinger, M. D. in Deutschld., NL. 2, 324 ff.; die hd. Version der Flohjade neu hg. von Sabellicus, Heilbronn 1879, die nd. bei Genthe, a. a. O. 333 f., nebst anderen makkar. Gedichten in Faks.-Druck hg. von C. Blümlein, Straßbg. 1900, wo noch weitere Lit.

S. 423. Gesellschaftslied. Texte: Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jhs., 1860; K. v. Ditfurth, 110 Volks- u. Gesellschaftslieder des 16., 17., 18. Jhs. 1875; H. Hurch, Chr. von Schallenberg (LV. 253), 1910. — H. Kretzschmar, Gesch. des deutschen Liedes, Bd. 1, 1911; A. Reißmann, Das deutsche Lied in seiner histor. Entwicklung, 1861; G. Müller, Gesch. des deutschen Liedes, 1925; R. Velten, Das ältere deutsche Gesellschaftslied unter dem Einfluß der italien. Musik, 1914. Vgl. W. Flemming, Gesellschaftslied, NL. 1, 440, mit reicher Lit. — **Pritschmeister;** vgl. G. Bebermeyer in NL. 2, 725 u. Goedeke Gr. 2, 2. A., S. 321, 325 ff.

S. 423. Das Drama im 16. Jh.: Schweizerische Schauspiele des 16. Jhs., hg. von H. Bächthold, Zürich 1890—93, 3 Bde., derf., Gesch. d. dt. Lit. in der Schw., 246 ff. u. Anm. (Hier S. 57 ein chronolog. Verzeichnis aller datierten Aufführungen deutscher Dramen in d. Schw.); E. Weller, Das alte Volkstheater der Schweiz, Frauenfeld 1863; Das Drama der Reformationszeit, hg. von R. Froning bei K. Bd. 22, Schauspiele aus dem 16. Jh., hg. von J. Tittmann, Leipz. 1868, 2 Bde.; W. Creizenach, Gesch. des neueren Dramas, 2. u. 3. Bd., 2. A., Halle 1918, 1923, eine Übersicht über das Drama des 16. Jhs. gibt J. Minor in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Speculum mundi von Erzh. Ferdinand II. (Ndr. 79—80); dazu Nagl-Zeidler, D.-öster. Litg. 1, 580 ff.; R. Arnold, Das d. Dr. 121 ff., mit Lit.; A. Schlossar, Dtsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Halle 1891. — Vgl. H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramat. Lit. des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

16. Jhs., Halle 1886; R. Genée, Lehr- u. Wanderjahre des deutschen Schauspieles, Berlin 1882; J. Janssen-Pastor, 6, 284 ff.; M. Herrmann, Forschungen zur deutschen Litg. des MA.s u. der Renaissance, 1914; A. Köster, Die Meistersingerbühne des 16. Jhs., Halle 1920; E. Schmidt, Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas im 16. Jh., Berlin 1903. S. Mauermann, Die Bühnenanweisungen im dtsch. Dr. bis 1700, Berlin 1911.

S. 424. P. Bahlmann, Die **lat. Dramen** von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jhs., 1893. **Wimphelings** Stylpho, hg. von H. Holstein, LVD. 6 (1892). Siehe zu S. 365, zu **Locher** und **Bebel** zu S. 368.

S. 425. Über die **allegorischen Festspiele** s. Arnold, a. a. O. 130 ff.; über **Chelidonius** vgl. Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litg. 1, 452 f. **Reuchlins** Komödien Sergius und Henno, hg. von H. Holstein, 1888.

S. 427. Des **Gnaphäus** Akolastus hg. von J. Bolte (LVD. 1), Berlin 1891. Vgl. H. Holstein, Das Drama vom verlorenen Sohn, 1880; F. Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jhs., Innsbruck 1888; über den Einfluß des Terenz auf das geistl. Schuldrama vgl.: H. Mangold, Studien zu den ältesten Bühnenverdeutschungen des Terenz, 1912; J. B. Hartmann, Die Terenzübersetzung des B. Boltz und ihre Beziehungen zu den älteren Terenz-Übersetzungen, 1911; O. Francke, Terenz u. die latein. Schulkomödie in Deutschld., Weimar 1877; M. Herrmann, Terenz in Deutschld. bis zu Ausgang des 16. Jhs., in Mitteil. der Gesellsch. für deutsche Erziehungs- u. Schulgesch. 3, 1—28; G. Riedel, Schuldrama u. Theater, Hamburg 1885; spät erst übte Seneka Einfluß auf das deutsche Drama; vgl. P. Stachel, Seneka u. das dtsche. Renaissancedrama (Pal. 46), 1907. — **Burkhard Waldis'** Verlorener Sohn, hg. v. Milchsack, Halle 1881. Sieh zu S. 272; Janssen-Pastor 6, 314 ff.

S. 428. Vgl. R. v. Liliencron, Die Chorgesänge des lat.-dtschen Schuldramas im 16. Jh. in der VJschr. für Musikwissenschaft 6, 309—380 (1890). — Zu den dramatisch behandelten biblischen Stoffen vgl.: R. Pilger, Die Dramatisierung der Susanna im 16. Jh., 1879 (ZfdPh. 11); A. v. Weilen, Der ägyptische Josef im Drama des 16. Jhs., 1887; R. Schwartz, Esther im deutschen u. neulat. Drama des Reformationszeitalters, 2. A., Oldenburg 1898; A. Wick, Tobias in der dtschen. Lit. des 16. Jhs., Diss., Heidelberg 1899; J. Winzer, Die ungleichen Kinder Evas in der Lit. des 16. Jhs., Diss., Greifswald 1903; L. Gombert, J. Aals Spiel von Johannes dem Täufer u. die älteren Johannes-Dramen, Breslau 1908. Joh. **Aal** starb als Propst von Solothurn 1551. Jakob **Ruefs** Adam u. Eva, hg. von Kottinger, Quedlinburg 1898. Zum Stoff vgl. C. Klimke, das volkstümliche Paradiesspiel u. seine mittelalterlichen Grundlagen, Breslau 1908.

S. 428. Über Naogeorgus vgl. die Monogr. von L. Theobald, Leipz. 1908; ADB., Bd. 28; Pammachius, hg. von E. Schmidt u. J. Bolte, Berlin 1891 (LVD. 3); zum Stoffe des Pammachius vgl. R. Schwartz, Esther, a. a. O.; L. Theobald, Das Leben und Wirken des N. seit seiner Flucht aus Sachsen, Leipz. 1908; A. Hübner, Studien zu N., ZfdA. 54, 57; F. Wiener, N. in England der Reformationszeit, 1913. H. Diehl, Die Dramen des N., Diss., München 1915; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 335 ff.

S. 429. Makropedius Hekastus. Hekastus u. Naogeorgus Mercator, hg. v. J. Bolte (LB. 269—270), Leipz. 1927. Vgl. Goedeke, Everyman, Homulus, Hekastus, Beiträge zur internat. Lg., Hannover 1865; W. Brecht, Die Vorläufer von Hofmannsthals „Jedermann", DR. April 1924.

S. 431. Georg Calaminus, an seinen Namen und an andere Lehrer der Akademie, wie Theodor Rhodius, Kaspar Brülovius, knüpft sich der Aufschwung des lateinischen Schuldramas in Straßburg, woselbst griechische Stücke im Original oder in latein. Übersetzg. aufgeführt wurden. Vgl. J. Crüger, Zur Straßburger Schulkomödie, Straßburg 1888; A. Jundt, Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg, Straßbg. 1881; K. Schiffmann, G. Calaminus, ein Schulmann des 16. Jhs. in Linz, Beiträge zur österr. Erziehungs- u. Schulgesch. H. 2, 91 ff.

S. 432. Zu Stymmelius, Studentés vgl. Exp. Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus dem 16. u. 17. Jh., Leipz. 1880; K. Konrad, Die deutschen Studenten in ihrem Verhältnis zu Bühne und Drama, Berlin 1912; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 391. — **Nicodemus Frischlins** Deutsche Dichtungen, hg. von D. F. Strauß (LB. 41), Stuttg. 1857; Frau Wendelgard, hg. von P. Rothweiler, Ellwangen 1912 und von Kuhn u. Wiedmann Stuttg. 1906; Julius redivivus neu hg. von W. Jacnell, Berlin 1912 mit Einl. von G. Roethe, Berlin 1912 (LVD. 19); Phasma übersetzt von A. Glaser, Greifswald. — Vgl. Papst, Frischlin als Dramatiker, Arnstadt 1851; W. Scherer, N. Fr. in E. Schmidt, Kl. Schr. 2, 56 ff., Berlin 1892; G. Bebesmeyer, Tübinger Dichterhumanisten, Tübingen 1927; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 361 ff.

S. 433. Griechische Dramatiker in deutschen Bearbeitungen von **Spangenberg** u. **Fröreisen,** hg. von O. Dähnhardt, LB. 211—212; J. Schwaller, Untersuchungen zu den Dramen B. Spangenbergs, Diss., Straßburg 1914; F. Behren, B. Spangenberg, Jb. f. Gesch., Sprache u. Lit. Esaß-Lothringens, Bd. 30, 136 ff. — J. B. Hartmann, Die Terenz-Übersetzung des **B. Boltz** u. ihre Beziehungen zu den älteren Terenz-Übersetzungen 1911. — P. B. Naché, Die **deutsche Schulkomödie,** Leipz. 1891; E. Schmidt, Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas und seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jh., Berlin 1903.

S. 434. R. Buchwald, **J. Greff,** Leipz. 1909; W. Scherer, Deutsche Studien 3, Wien 1875; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 319 ff. — **P. Rebhuns** Dramen, hg. von H. Palm, Stuttg. 1859 (LB. 49). — Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 296 ff.; G. Frieß, War P. Rebhuhn aus Waidhofen a. d. Ybbs gebürtig? Bll. des Vereins für Landeskunde, Wien 1894. — **W. Schmelzl,** bekannt auch durch seinen „Lobspruch der Stadt Wien", hg. von M. Kuppitsch, Wien 1849; nhd. bearbeitet von A. Silberstein, Wien 1892. — Vgl. F. Spengler, W. Schm., Wien 1883, ADB. 31. Bd., Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litg., Wien 1899, 1, 570 ff., mit Lit.; dort auch ausführliche Darstellung des latein. u. deutschen Schuldramas in Österr.

S. 435. Zu **Hayneccius** vgl. Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 301 ff. über **Stephani** vgl. Wolkan, Gesch. d. deutsch. Lit. in Böhmen (Ausgbg. 1925), S. 29 ff.; Nagl-Zeidler, a. a. O. 578; L. Blaß, Das Theater u. Drama in Böhmen, Prag 1877.

S. 436. W. Brandl, **S. Wild,** ein Augsburger Meistersinger, 1912. Zu **H. Salat** vgl. Monogr. von J. Bächtold, Basel 1876; Janssen-Pastor a. a. O. 6, 319 ff. Zu **B. Krüger** vgl. ebda. 355 f. — **P. Probsts** dram. Werke, hg. von E. Kreisler, Ndr. 219 ff. (1907).

S. 437. Pamphilus Gengenbach, hg. von K. Goedeke, Hannover 1856; Die Totenfresser von N. Froning, bei K. Bd. 22. — Vgl. H. König, G. als Verfasser der Totenfresser und der Novelle, ZfdPh. 37, 40 ff. u. 207 ff.; S. Singer, Die Werke des P. G., ZfdPh. 45, 153 ff.; F. Stütz, Die Technik der kurzen Reimpaare, QuF. 117 (1912); J. Bächtold, Litg. 273 ff. u. Anm.; R. Lößl, Das Verhältnis G.s u. Manuels zum alten deutschen Fastnachtsspiel, Progr., Gablonz 1900; W. Scherer, Gesch. des Elsasses, 3. A., Berlin 1886; Janssen-Pastor a. a. O. 6, 305 ff.

S. 438—440. Niklas Manuel, hg. von J. Bächtold, Frauenfeld 1878 und F. Vetter, Ein Rufer im Streit. N. M.s erste reformatorische Dichtungen, erneuert in Hochdeutsch und Berndeutsch, Bern 1917; N. M.s Totenfresser, hg. von F. Vetter, Leipz. 1923. — S. Singer, N. M.s Ablaßkrämer, in d. Blättern für bernische Gesch.-, Kunst- u. Altertumskunde 24; L. Stamm, N. M. als bildender Künstler, Bern 1925; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 307 ff. — **Sixt Birks** (lat.) Judith, hg. von J. Bolte, Berlin 1894 (LVD. 8), seine (deutsche) Susana in Bächtolds Schweizer Schauspielen. — **J. Ruefs** Urner Tellenspiel, hg. v. F. Mayer, Pforzheim 1843; Das ältere Urnerspiel von W. Fischer, Basel 1874; beide bei Bächtold, Schweizer Schauspiele. Zu **Thiebolt Gart,** der 1540 nach

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem Vorbilde des gleichfalls katholischen Dichters Kornelius Crocus die Gesch. Josefs in einer „Schönen und fruchtbaren Komedia" darstellen ließ, vgl. Janssen, a. a. O. 6, 297 f.

S. 440—444. Über die **englischen Komödianten** vgl.: J. Tittmann in der Vorrede zu seiner Auswahl von Schauspielen der engl. Komödie, Leipz. 1880; Holl, a. a. O. S. 78 f.; W. Creizenach, Die Schauspiele der E. K., bei K. Bd. 23 (1889); J. Bolte, Die Singspiele der E. K. und ihre Nachfolger (Theatergesch. Forsch. 7), Hamburg 1893; dazu AfdA. 22 (1895). Zur Autorenfrage vgl. G. Fredén (Revue 8); E. Herz, Englische Schauspieler u. englisches Schauspiel zur Zeit Shakespeares in Deutschland, Hamburg 1903 (Theatergesch. Forsch. 18), Hamburg u. Leipz. 1904; dazu ZfdPh. 36 (1904), S. 562 ff.; W. Flemming, E. K., in NL. 1, 271—279; K. Kaulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 17. Jhs. (Probefahrten 7) Leipz. 1905; dazu J. Minor, Euphor. 14 (1907), S. 794 ff.; S. Mauermann, Die Bühnenanweisungen im deutschen Drama bis 1700 (Pal. 102) 1911; W. Richter, Liebeskampf (1630) u. Schaubühne (1670) (Pal. 78) 1910; H. Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst in Deutschland (Theatergesch. Forsch. 15) 1898; C. Neuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jhs., 1890; J. Meißner, Die E. K. zur Zeit Shakespeares in Österreich, 1884; Creizenach, über John Spencer, ADB. 35; A. Hauffen, Shakespeare in Deutschld., Prag 1893; C. Heine, Das Schauspiel der deutschen Wanderbühne vor Gottsched (1889).

S. 445. Ein dramatischer Entwurf des Landgrafen **Moritz von Hessen-Kassel,** hg. von E. Schröder, Marburg 1894. H. Schleichert, Landgraf M. v. Hessen u. das Theater (Jb. der philos. Fakultät Marburg, 1823—24); A. Duncker, Landgraf M. v. H. und die E. K., DM. 48 (1888), S. 260 ff. — Des **Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig Dramen,** hg. von L. Holland (LV. 36), 1858, von Tittmann, Leipz. 1880. — Vgl. H. Schwab, Der Dialog in den Schauspielen des Herzogs H. J., Progr., Troppau 1899; H. Grimm, Fünfzehn Essays, S. 142 f. Berlin 1875; F. Brüggemann, Versuch einer Zeitfolge der Dramen des Herzogs H. J. v. Br., Aachen 1926.

S. 446. Jakob Ayrers Dramen, hg. von A. v. Keller, Stuttg. 1865 (LV. 76—80), Auswahl von J. Tittmann, Leipz. 1868. — W. Wodick, J. Ayrers Dramen in ihrem Verhältnis zur einheitl. Lit. u. zum Schauspiel der E. K., Halle 1912; J. G. Robertson, Zur Kritik J. Ayrers, Diss., Leipz. 1892.

S. 448—453. Dichter u. Dramaturgen der Gesellschaft Jesu. E. Weller, Die Leistungen der Jesuiten auf dem Gebiete der dramatischen Kunst, Serapeum 25 (1864) und 27 (1866); P. Bahlmann, Das Drama der Jesuiten, Euphor. 2 (1898); derf., Jesuitendramen der niederrhein. Provinz, Leipz. 1896; K. Reinhardstöttner, Zur Gesch. des Jesuitendramas in München, Jb. für Münchener Gesch. 3, Bamberg 1889, 53—177; J. Zeidler, Studien u. Beiträge zur Gesch. der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas (Theatergesch. Forsch. 4) 1891; derf., Jesuiten u. Ordensleute als Theaterdichter, Bl. d. Vereins für Landeskunde von N.-Öst. 27 (1893) u. 28 (1894); B. Duhr, Gesch. der Jesuiten, Freiburg 1903, Bd. I u. II, 1; J. Ehret, Das Jesuitentheater zu Freiburg i. d. Schw., 1921, mit reicher Lit.; derf., Jakob Gretz u. sein Drama, 1912; derf., Jakob Bidermann u. das Jesuitentheater, Die Kultur 3 (1903); A. Dürrwächter, Das Jesuitendrama u. die literaturgesch. Forschung am Ende des Jhs., Histor.-polit. Bl. 124 (1899); K. Kaulfuß-Diesch, Untersuchungen über das Drama der Jesuiten im 17. Jh., Arch. f. n. Spr. 131 (1914); M. Sadil, Jakob Bidermann, Progr., Wien 1900; N. Scheid, Avancini als Dramatiker, Progr., Feldkirch 1913; derf., Jakob Balde als Dramatiker, Histor.-polit. Bl. 113 (1904); derf., Friedrich Langs Büchlein über die Schauspielkunst, Euphor. 8 (1901); derf., Der Jesuit Jakob Masen, 1. Vereinsschr. der Görresgef. 1898; N. Nessler, Dramaturgie der Jesuiten Pontanus, Donatus u. Masenius, Progr., Brixen 1905. A. v. Weilen, Gesch. des Wiener Theaters, Wien 1899, 16 ff.; W. Flemming, Gesch. des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge, Schriften der Ges. für Theatergesch. 3, 2. A., 1923; derf., Jesuitendrama im NL. 2. 17—21 mit reicher Lit.; derf., Jesuitentheater, ebda. 21—24, mit Lit.; J. Zeidler, Die Schauspieltätigkeit der Schüler u. Studenten Wiens, Progr., Oberhollabrunn 1888; R. Peinlich, Gesch. des Gymn. in Graz, Progr., Graz 1869—71. Vgl. auch Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litg. 1, 656 ff. (Schauspieltätigkeit der Ordensleute in Österr., mit reicher Lit.); F. Endl, Über die Schuldramen u. Komödien der Piaristen, Wien 1895.

6. Die Prosa.

S. 453. Aventinus' sämtliche Werke, hg. von der bayer. Akad. d. Wissensch., 6 Bde., München 1880—1908. — Vgl. F. Wegele, Aventin, Bamberg 1890. — Zu **Ägidius Tschudi** vgl. Bächtold, Litg. 434 ff.; W. Oechsli, ADB. 38. — Zu **J. Stumpf** vgl. Bächtold, Neujahrbl. der Stadtbibl. Zürich 1890. — Zu **Sebastian Münster** vgl. B. Hantzsch, S. Münsters Leben, Werk u. wissenschaft. Bedeutung, Abhandlg. der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 18, 3, Leipz. 1898. — **Pommersche Chronik;** nd. Fassung hg. von Böhmer, Stettin 1842; hd. von Gaebel, Stuttg. 1897. **Götz von Berlichingen,** hg. von A. Bierling, Halle 1886, E. Hegaur, München 1909, R. Kohlrausch, Stuttg. 1910, K. Wolff, München 1912, nhd. in UB. u. a. — H. v. **Schweinichen;** krit. Ausg. von H. Oesterley, Breslau 1878, neue Ausg. von H. Conrad, München 1910, von E. Hegaur, Leipz. 1911; in erneuter Sprache von M. Goos, Hambg. 1907, populär bearb. von E. v. Wolzogen, Leipz. 1885. — **Th. u. F. Platter,** hg. von A. Fechter, Basel 1840, bearb. von H. Boos, Leipz. 1878, J. H. R. Hemann, Gütersloh 1882, O. Fischer, München 1911; erstere hg. von H. Kohl, Leipz. 1912. Ergänzung dazu die Briefe des Thomas Platter an seinen Sohn, hg. v. A. Burckhardt, Basel 1890, eine Probe davon in G. Freytags Bildern a. d. deutschen Vergangenheit. **Schertlin** (nicht „Schwertlin"), hg. von O. F. A. Schönhuth, Münster 1858 u. Holzschuher und Hummel, Frankfurt 1887. Vgl. W. Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Zur Gesch. der Selbstbiogr. von der Mystik bis zum Pietismus, Berlin 1919; Th. Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie, Stuttg. 1921. — **Zimmerische Chronik,** hg. von Barak, LV. 91—94 (1868), 2. A. Freiburg 1881, Auswahl von B. Ihringer, Ebenhausen 1911.

Siebente Periode.

Der Dreißigjährige Krieg und die Neugestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Die deutsche Renaissancepoesie und Ansätze zur selbständigen Neugestaltung der deutschen Nationalliteratur

S. 460. Aufklärung, vgl. M. Sommerfeld in NL. 1, 90 ff., mit reicher Lit. — **Chr. Thomasius:** Briefe Pufendorfs an Thomasius, hg. von E. Gigas, München 1897; des Chr. Thomasius kleine deutsche Schriften, hg. von T. O. Opel, Halle 1895; eine Auswahl bei F. Brüggemann, Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung, Wien und Weimar 1928; Chr. Thomasius. Von Nachahmung der Franzosen, hg. von A. Sauer, Leipz. 1894 (DLD. 51); L. A. Wagner, Chr. Thomasius, ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste, Berlin 1872; R. Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jhs., Diss., Friedrichsroda 1891; H. Luden, Th. nach seinen Schicksalen und Schriften, Berlin 1805; J. Minor, Thomasius, VLG. Bd. 1, 1—9. Andere Monogr. von Dernburg (1865), Nicoladoni (1888), Landsberg (1894), Kayser (1900); E. Wolf, Grotius, Pufendorf, Thomasius, Tübingen 1927; L. Neisser, Chr. Th. u. seine Beziehungen zum Pietismus, Diss., Heidelberg 1928; O. Landsberg, ADB. Bd. 38. — **Leibniz,** Ges. **Werke,** hg. von Raspe, Amsterdam 1765, Pertz (12 Bde., 1843—1863), Foucher de Careil (7 Bde., Paris 1859—1875), Klopp

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

(11 Bde., 1864—1884); Sämtli. Schriften u. Briefe hg. von der Preußischen Akad. der Wissensch., Darmstadt 1925 ff.; Deutsche Schr., hg. von G. E. Guhrauer, 12 Bde., Berlin 1838—40 und W. Schmied-Kowarzik, Leipz. 1916, 2 Bde.; die „Unvorgreiflichen Gedanken" betreffend die Ausführung u. Verbesserung der teutschen Sprache (1697), hg. u. untersucht von A. Schmarsow, Leibniz u. Schottelius, Straßburg 1877 (QuF. 23); vgl. Pichler, Theologie des L., 2 Bde., 1870; Nostitz-Rieneck, L. u. die Scholastik, Philos. Jb. 1894; E. Cassirer, L.s System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, Marburg 1902; Monogr. von W. Wundt, Leipz. 1917, Pfleiderer, L. als Patriot, Staatsmann, Bildungsträger, Leipz. 1870; Foucher de Careil (Paris 1876), Wendt (1886), Strümpell (1896), Fischer (4. A., 1902) u. a. J. Schmidt, L. und Baumgarten, Beitrag zur Gesch. der deutschen Ästhetik, Halle 1875; H. G. Meyer, L. u. Baumgarten als Begründer der deutschen Ästhetik; D. Mahnke, L.s Synthese von Universalmathematik u. Individualmetaphysik I, Halle 1925. — **Kepleri** opera omnia ed. Chr. Frisch, Frankfurt 1859—72, 8 Bde., Auswahl astrolog. Schriften von H. A. u. S. Strauß, München 1926; L. Günther, Kepler, Berlin 1896.

S. 461. Christian Wolff: Ges. kl. Schr., 6 Bde., Halle 1736—40; Briefwechsel mit Leibniz, hg. von Gerhardt, 1860; seine wichtigsten deutschen Schr.: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt u. der Seele", Frankf. 1719; „Von der Menschen Tun u. Lassen", Halle 1720, „Von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen", ebda. 1721, „Von den Wirkungen der Natur", ebda. 1728 u. zahlreiche, weitläufigere in lat. Sprache. Vgl. Selbstbiogr., hg. von Wuttke, Leipz. 1841; Ludovici, Hist. der W.schen Philos., 3 Bde., 2. A., Leipz. 1737 ff.; Arnsberger, W.s Verhältnis zu Leibniz, 1897; P. Piur, Studien zur sprachlichen Würdigung Chr. Wolffs, Halle 1903; E. Zeller, Vorträge u. Abhandlungen, S. 109—130, Leipz. 1865; W. Schrader, Chr. W. in ADB. Bd. 44; Gottsched, Histor. Lobschr. auf Wolff, Halle 1755; E. Kohlmeyer, Kosmos u. Kosmonomie bei Chr. Wolff, Diss., Göttingen 1911; J. Baumann, Wolffsche Begriffsbestimmungen. — **Samuel Pufendorf,** wurde mit seiner Schr. De iure naturae et gentium, Lund 1672, der Begründer des Naturrechtes; eine bittere Kritik der „monströsen" Reichsverfassung ist seine pseud. Severinus de Monzambano de statu Imperii, Haag 1667, in deutscher Übersetzung von H. Breßlau, Berlin 1922. — Vgl. H. Rödding, P. als Historiker u. Politiker, Halle 1913, F. Meinecke, Die Idee der Staatsraison in der neuen Geschichte, München u. Berlin, 2. A., 1925, S. 279 ff., Treitschke, Aufs. IV. — **Pietismus:** A. Ritschl, Gesch. des Pietismus, Bonn 1880—86, 3 Bde.; O. Stempell, Pietismus in RE. 2, 680 ff.; vgl. ferner H. Schmid (1863), Fr. Oehler (1898), W. Hübner (1901), W. Hadorn, P. in der Schweiz (1901).

S. 462. K. Gebauer, Gesch. des französischen Kultureinflusses auf Deutschland von der Reformation bis zum Dreißigjährigen Kriege, Straßburg 1911; G. Waberhouse, The literary relations of England and Germany in the 17.th century, Cambridge 1914.

S. 463. J. Neber, Joh. Amos **Comenius** u. seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften, Leipz. 1905. **Schottels** Auserlesene Gedichte, hg. von W. Müller, Leipz. 1826; „Friedenssieg, ein Freudenspiel", hg. von Koldewey, Halle 1900 (Ndr. 175); vgl. M. v. Waldberg in ADB. 32 u. Nadler, Litg. 2, 359.

1. Die Vorläufer der deutschen Renaissancedichtung. Die Sprachgesellschaften.

S. 468. Höcks Gedichte mit biogr. Einl. hg. von M. Koch, Halle 1899 (Ndr. Nr. 157). — Vgl. M. H. Jellinek, ZfdPh. 33, S. 84—122; A. Köster, AfdA. 26, S. 286—318.

S. 469. Weckherlin: Gesamtausg. der Gedichte, mit Biogr. von H. Fischer, Tübingen 1894—95, 1907 (LV. 193, 200, 245), Auswahl von W. Müller, Leipz. 1923, K. Goedeke, Leipz. 1873 (DD. Bd. 5). — A. Schaffner, R. W., Baltimore 1919; E. F. Johnson, W.s Eclogues of the Seasons, Tübingen 1922; W. Bohm, Englands Einfluß auf W., Göttingen 1893; Gg. Zeller, Die Syntax des Romans bei W., Tübingen 1905.

S. 472. Briefe G. M. **Lingelsheims,** M. Berneggers und ihrer Freunde, hg. von A. Reifferscheid: Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens während des 17. Jhs., Heilbronn 1889. — **Paulus Melissus,** siehe zu S. 260. — **Zinkgrefs** Auserlesene Gedichte deutscher Poeten, Ndr. Nr. 15 (1879). — F. Schnorr von Carolsfeld, Zinkgrefs Leben u. Schriften, Arch. f. Litg., Bd. 8. — K. Wels, Die patriotischen Strömungen in der deutschen Lit. des Dreißigjährigen Krieges und das tyrtäische Lied bei Opitz u. Weckherlin, Diss., Greifswald 1913; M. v. Waldberg, ADB. 45.

S. 474. G. Witkowski, Diederich von dem Werder, Leipz. 1887; zu seiner Ariost-Übersetzg vgl. K. Fasola, ZvglL. Bd. 7 u. Rt. 1, 171; E. Schmidt, Ariost in Deutschld., Charakteristiken Bd. 1, 45, 2. A., Berlin 1902; H. Wagner, Tasso daheim u. in Deutschld., Berlin 1905, S. 49; H. Sowageol, Petrarka in der deutschen Lyrik des 17. Jhs., Ansbach 1911. — **Sprachgesellschaften:** H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jhs., Göttingen 1888; E. Müller, Die Verdienste der „Fruchtbringenden Gesellschaft" um die deutsche Sprache, 1888; F. W. Barthold, Gesch. der fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848 (vom kulturgesch. Standpunkt aus geschr.); K. Scherer, Die Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert, Dt. nat. Jb. 3 (1893); A. Chroust, Briefe u. Gedichte aus dem Kreise der „Fruchtbringenden Gesellschaft", Euphor. 3 (1896), Ergänzungsheft; F. Zöllner, Einrichtung und Verfassung der „Fruchtbringenden Gesellschaft, 1898. (Vom Standpunkt des Allgem. deutschen Sprachvereins geschr.); O. Denk, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen u. der erste deutsche Sprachverein, Marburg 1917; H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Lit., Straßbg. 1888; L. Keller, Die Große Loge zum Palmenbaum und die sog. Sprachgesellschaften des 17. Jhs. Mhefte der Comenius-Ges. 16 (1906); derf., Die Akademien der Renaissance u. ihre Nachfolger, ebda., Maiheft 1911; A. von Reumont, Delle relazione della letteratura Italiana 1853. Der Archivsekretär des Palmenordens Gg. Neumark, der Sprossende, gab 1688 (Weimar): „Ausführlichen Bericht von der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehn, Satzungen, Eigenschaft u. Fortpflanzung". Vollständiges Mitgliederverzeichnis bei Goedeke Bd. 3, S. 6—16; Briefe u. Dokumente bei G. Krause, Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein, Leipz. 1855 und Fürst Ludwig zu Anhalt-Köthen, Stiftung u. Wirksamkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft nach den Quellen, Neusatz 1879; J. H. Scholte, Sprachgesellschaften, im RE. 3, 270 ff., mit Lit.

S. 478. W. Buchner, **August Buchner,** Hannover 1863; Hoffmann v. Fallersleben, Weimar. Jb. 2, 1 ff.; Nadler, Litg. 2, 330; H. H. Borcherdt, August Buchner, München 1919. — G. Voigt, Die Dichter der **aufrichtigen** Tannengesellschaft zu Straßburg, Großlichterfelde 1899.

S. 479. K. Dissel, Ph. von Zesen u. die **„Deutschgesinnte Genossenschaft",** Progr., Hamburg 1890; J. H. Scholte, Ph. v. Zesen, Amstelodamum XIV, 1916, S. 37 bis 143; H. Hasper, Das Gründungsjahr der „Deutschgesinnten Genossenschaft" und J. H. Scholte, Datierungsprobleme der Zesenforschung, Neoph. 10 (1923); K. Prahl, Zesen, ein Beitrag zur Gesch. der Sprachreinigung, Progr., Danzig 1890. — J. Herdegen, Nachricht von des löbl. **Hirten- u. Blumenordens** Anfang u. Fortgang, 1744; W. B. Mönnich, Der Pegnesische Blumenorden von 1644 bis 1844 (1844); J. Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule, 1847; W. Bech, Zweck und Ziel des Blumenordens: Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden, Nürnberg 1893; Festschrift zur 250 jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, hg. im Auftrage des Ordens von Th. Bischoff u. A. Schmidt, Nürnberg 1894; sehr inhaltsreich: A. Krapp, Die ästhetischen Tendenzen Harsdörfers, Berlin 1903; J. H. Scholte, Nürnberger Dichterschule, RE. 2, 515 ff., mit Lit. — A. Franz, **Klaj,** ein Beitrag zur deutschen Litg. des 17. Jhs., Münchener

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiträge zur deutsch. Literaturwiss. (Marburg 1907 f.) Bd. 6.

S. 480—489. Zur Geschichte des **Elbschwanenordens** zu Straßburg, Altpreuß. Monatsschr. 47 (1910), S. 113—183.

2. Martin Opitz und seine Nachahmer.

Opitz. Werke: Straßburger Ausg. von 1624; Ndr. Nr. 189; der erste (einzige) Teil von Bodmer-Breitinger Opitzausg. erschien in Zürich 1745; Teutsche Poemata (1624), neu hg. von G. Witkowski, Halle 1902 (Neudr. 189—192); Büchlein von der teutschen Poeterey, hg. von W. Braune, 4. A., Halle 1913 (Ndr. Nr. 1), nebst Aristarchus von Witkowski, Leipz. 1888, von Berghöffer, Frankfurt 1888; Auswahl von H. Oesterley bei K. Bd. 27, von J. Tittmann, DD. 1, Leipz. 1869, W. Müller, Leipz. 1822, D. W. Triller, Frankfurt 1746, Briefe im Archiv Bd. 3 u. 5; Gedichte in UB., Dafne, in Tiecks Deutschem Theater Bd. 2, S. 61, O. Traube, Das erste Opernextbuch, Torgau 1879. — Leben: F. Gundolf, M. O., München 1923; ADB. 24. Bd. Fr. Strehlkes Monogr., M. Opitz, Leipz. 1856, K. Weinholds Vortrag, M. O., Kiel 1862. Vgl. R. Alewyn, Vorbarocker Klassizismus u. griech. Tragödie, Heidelberg 1926 (zu O.s Antigone-Übersetzg.); H. Palm, Beiträge zur Gesch. d. deutschen Lit. des 16. u. 17. Jhs., Breslau 1877, S. 129—255, bringt Briefe O.s; H. Welti, Gesch. des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipz. 1874, S. 72 ff.; K. Borinski, Die Poetik der Renaissance u. die Anfänge der lit. Kritik in Deutschld., Berlin 1886; E. Enders, Deutsche Gelegenheitsdichtung bis Goethe, GRM. 1; E. Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtg. des 16. u. 17. Jhs., Göttingen 1866; P. Neuenhäuser, Untersuchungen über O. im Hinblick auf seine Behandlg. der Natur, Bonn 1904; Ed. Stemplinger, Opitz u. die Antike, Bl. für bayr. Gymnasialschulwesen, Bd. 41, S. 177; O. Fritsch, Kritischer Versuch über das Buch von der deutschen Poeterey, Halle 1884; K. Borinski, Die Kunstlehre der Renaissance in O.s B. v. d. d. Poeterey; B. Muth, über das Verhältnis von O. zu Heinsius, Leipz. 1872; M. v. Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik, 1888; R. Beckherrn, O. Ronsard u. Heinsius, Königsberg 1888. Vgl. auch Euphor. 19—21 und JfdPh. 46, wo sich Aufsätze von K. H. Wels u. A. Mayer finden, u. Nadler, Litg. 2, 290 ff.

S. 489—491. Hirtendichtung u. Schäferroman. G. A. Andreen, Studies in the Idill in German. Lit., Rock Island 1902; K. Voßler, Tassos „Amintor" u. die Hirtendichtung, Stvgl.L. Bd. 6, S. 26; H. Wagner, Die Schäferdichtung: Tasso daheim u. in Deutschld. S. 78 ff., Berlin 1905; Leonardo Olschki, Guarinis Pastor fido in Deutschld., Leipz. 1908; F. Brie, Sidneys Arcadia, 1918; O. Netoliczka, Schäferdichtung u. Poetik im 18. Jh., Diss., Weimar; U. Schaumann, Zur Gesch. der erzählenden Schäferdichtung in Deutschld., Diss., Heidelberg 1927; H. Meyer, Der deutsche Schäferroman des 17. Jhs., Diss., Freiburg i. Br. 1927; H. H. Borcherdt, Gesch. des Romans u. der Novelle in Deutschld. I (1926) S. 178 ff.; Bobertag, Gesch. des Romans I (1876); E. Lemcke, Von Opitz bis Klopstock, 2. A., 1882; G. Baesecke, Zur Metrik des 16. u. 17. Jhs., Euphor. 13, 435 ff.; H. Cysarz, Deutsche Barockdichtung, 1924; J. Scholte, Hirtendichtung, NL. 1, 409 ff. u. H. Meyer, Schäferroman, ebda. 3, 151 ff. (beide Aufsätze mit Lit.).

S. 492. A. Scultetus' Gedichte, hg. von Lessing, Braunschweig 1771, in F. Munckers Lessing-Ausg. Bd. 11, 165, Leipz. 1895. — Markgraf, A. Scultetus in ADB. 33. Bd. 1891; K. Schindler, Der schlesische Barockdichter A. Sc., German. Abhdlg. 62. Bd., 1829; Nadler, Litg. 2, 294 ff. — **Scherffers von Scherffenstein.** Der Grobianer u. die Grobianin, 1640, neu gedr. als Der unhöfliche M. Klotz, 1708; Geistliche und weltl. Gedichte, elf Bücher, 1652. — P. Drechsler, W. Sch. v. Sch., Diss., Breslau 1886; derf., Sch. u. die Sprache der Schlesier, Breslau 1885 (Germ. Abh. 11); E. Schmidt, W. Sch. v. Sch. in ADB. 31. Bd., 1890; Nadler, Litg. 2, 295. — **Paul Flemings** Latein. Gedichte, Stuttg. 1863, deutsche, Tübingen 1865, hg. von J. M. Lappenberg (LV. 73. 82. 83). Deutsche Ausw. von J. Tittmann, Leipz. 1870, von G. Schwab, Stuttg. 1920, W. Müller, Leipz. 1922, H. Stiehler (UB.), Oesterley, Auswahl aus Fl. Gedichten u. eine Probe aus Olearius' Reisebericht, bei K. Bd. 28. Auswahl der lat. Ged., übersetzt von Kirchner, in Hendels Bibl. der Gesamtlit., ausgewählte religiöse Dichtgn., von E. Eckart, Zwickau 1909. — A. Bornemann, Die Überlieferung der deutschen Ged. F.s, Greifswald 1882; A. Varnhagen von Ense, Fleming (mit reichen Auszügen aus Olearius' Reisebericht) in: Biogr. Denkmale, Bd. 4, S. 1—168, 3. A. Berlin 1888; K. W. Schmitt, F. nach seiner literargesch. Bedeutung, Marburg 1850; G. Witkowski, Fleming und sein Kreis, in Gesch. des geistigen Lebens in Leipz. S. 119 ff., Leipz. 1909. A. Bornemann, F.s Veranlassung zu seiner Reise, seine Gelegenheitsdichtg., Stettin 1889; H. v. Staden, F. als religiöser Lyriker, Stade 1908; F. W. Schmitz, Metrische Untersuchungen zu F.s deutschen Gedichten, QuF. Bd. 111; St. Tropsch, F.s Verhältnis zur römischen Dichtung, Graz 1895; F. W. Schmitz, Metrische Untersuchungen zu F.s deutschen Gedichten, Straßbg. 1910; Nadler 2, 325 f.; ADB. 7. Bd.

S. 495. Pröhle, Der sächsische Dichter **G. Finkeltaus,** Archiv f. Litg. 1873, 3; Kroker, G. F., Schr. des Vereins für die Gesch. Leipz.s 5, 213 ff.; G. Witkowski, Gesch. des lit. Lebens in Leipz. u. Berlin, 1909 — W. v. Waldberg, **J. G. Schoch** in ADB. Bd. 34; Schochs „Komödie vom Studentenleben", hg. von W. Fabricius, München 1892; R. Stölzle, Studentenleben an Universitäten des 17. Jhs., Arch. für Kulturgesch. 12; G. Heer, Marburger Studentenleben 1527—1927, Marburg 1927. — R. Kade, **David Schirmer,** ein sächsischer Dichter. Neues Arch. f. sächs. Gesch. 13, 117 ff.; Nadler 2, 330 f.; P. Lemcke, Ein vergessener sächsischer Dichter (D. Sch.), Wissensch. Beil. der Leipziger Zeitg. 1885, Nr. 103. —

S. 496. V. v. Oettingen, **Gresflinger** als Dichter, Historiker u. Übersetzer, QuF. 49, Straßbg. 1882; E. Walther, Gr.s hamburgisches Reisehandbuch u. Beschreibung von Hamburg, Zs. des Vereins f. hamburg. Gesch. 9, 122 ff.; derf., G. Gr. u. der Ratsweinkeller, ebda. 5, 90 ff.; L. Neubaur, G. Gr., eine Nachlese, Altpreuß. Monatsschr. 27, 476 ff. — Philipp v. Zesen, s. zu S. 479; ADB. 45. Bd.

S. 498—500. Johann Rists Dichtungen, hg. von K. Goedeke u. Goetze, Leipz. 1885, W. Müller, Leipz. 1825, das Elbschwanbüchlein, mit Auszügen aus Rists Schriften, hg. von A. Rode, Hamburg 1907, Auswahl DD. Bd. 15; Das friedewünschende und das friedejauchzende Deutschld., hg. von H. M. Schletterer, Augsburg 1864, das erstere auch von H. Stümcke, Gotha 1915. — Th. Hansen, Joh. Rist, Halle 1872; Th. Gaedertz, R. als nd. Dramatiker, Jb. f. nd. Sprache 7, 101 ff. u. Bd. 11, 157; A. Lowak, Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis Ende des 18. Jhs., Beitrag zur Gesch. des deutschen Dramas u. der deutschen Dialektdichtung, BBr. Bd. 7; O. Kern, R. als weltlicher Lyriker; Th. Hansen, R. u. seine Zeit aus den Quellen dargestellt, Halle 1892; J. Bolte, Rists Irenomachia u. Pfeiffers Pseudostratiotae. Jb. f. nd Spr. 11, 157 ff.; H. Schultz, Die kleineren Sprachgesellschaften des 17. Jhs., Diss., Göttingen 1888; Th. Vetter, Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes, Frauenfeld 1894.

S. 500. Königsberg-Danziger Dichterkreis. Simon Dach, Gesamtausgabe von W. Müller, Leipz. 1823 u. Oesterley, Tübingen 1876 (LV. 130), Auswahl von Oesterley, Leipzig 1876, DD. Bd. 9 u. K. Bd. 30. — W. Ziesemer, Simon Dach, Altpreuß. Forschungen 1 (1924); derf. Neues zu S. D., Euphor. 25; B. Nick, Naturgefühl bei S. D., Diss., Greifswald 1911; J. Bolte, Nachträge zu **Alberts** u. S. Dachs Gedichten, Altpreuß. Monatsschr. 23, 435 ff.; H. Stiehler, S. D., Königsberg 1896 (mit vielen Proben); A. Gebauer, Simon Dach u. seine Freunde als Kirchenliederdichter 1828. — H. Oesterley, **Robert Robertin,** ebda. 12, 27 ff.; L. H. Fischer, Nachträge zu Robertins Gedichten, ebda. 22, 606 ff. — Gedichte des Königsberger

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Dichterkreises aus Heinr. **Alberts** Arien und musikalischer Kürbishütte mit „Musikbeilagen" von Robert Eitner, hg. von L. Fischer, Halle 1883 (Ndr. 44—48).

S. 502. J. P. Titz's Deutsche Gedichte, gesammelt von L. Fischer, Halle 1888. — ADB. 38. Bd., 1894.

S. 503. Auswahl aus **G. Neumark** bei W. Müller, Bibliothek der deutschen Dichter des 17. Jhs. 10, Leipz. 1828. — F. Knauth, G. Neumark nach Leben u. Dichten, Langensalza 1881, ADB. 23. Bd., 1886. — M. Hippe, **A. Tscherning,** ADB. 38. Bd., A. Borchardt, A. T. als deutscher Lyriker 1911.

S. 504. G. A. Narciß, Studien zu den Frauenzimmergesprächspielen **Harsdörfers,** Leipz. 1928; Auswahl aus H.s Gedichten, hg. von W. Müller, Leipz. 1826; Neudruck des Frauenzimmer-Gesprächspieles „Vom Theatrum oder Schawplatz" durch H. Stümcke, Berlin 1914; ADB. Bd. 10, 644; Th. Bischoff, G. P. Harsdörffer, Nürnberg 1894.

S. 506. G. Queldenfeld, **S. v. Birken,** Progr., Freienwalde 1878; A. Schmidt, S. v. B., Nürnberg 1894; ADB. 2, 660.

3. Die geistliche Lyrik.

S. 508. Über das protestantische Kirchenlied siehe zu S. 378—379; E. Wolff, Das deutsche Kirchenlied des 16. u. 17. Jhs., bei K. Bd. 31; P. Sturm, Das evangel. Gesangbuch der Aufklärung, Barmen 1923, H. Petrich, Unser geistl. Volkslied, 2. A., Gütersloh 1924; Ausw. aus Heermann, Rinckart, Spee, Silesius bei K. Bd. 31; K. Wirth, Der evangel. Liederschatz, 2 Bde., Nürnberg 1893—94. — Heermanns geistl. Lieder, neu hg. von Ph. Wackernagel, Stuttgart 1856; K. Hitzeroth, Heermann, ein Beitrag zur Gesch. der geistl. Lyrik im 17. Jh., Beiträge zur deutsch. Lit.-Wissensch., hg. von E. Elster, Marburg 1907 ff., Bd. 2; Rinckarts geistl. Lieder, hg. von J. Lincke, Gotha 1896. E. Michael, Rinckart als Dramatiker, Diss., Leipzig 1894; sein Reformationsspiel „Der eislebische christliche Ritter" von 1613, hg. von K. Müller, Ndr. 53; erneuert mit Abhandlungen über Gesch., Bedeutung u. Berechtigung der Lutherspiele, hg. von A. Trümpelmann, Torgau 1890; E. Michael, Rinckart, ein Lebensbild auf Grund aufgefundener Manuskripte, Göttingen 1903; E. Schmidt, Der christliche Ritter, Charakteristiken, Bd. 2, 1—23, 2. A., Berlin 1912; Janssen-Pastor, a. a. O. 6, 365 ff. K. Neuschel, über die ältesten Lutherspiele, in den Verhandlungen der 44. Versamml. deutscher Philologen, Leipz. 1897, 129 ff.; W. Büchting, M. Rinckart, ein Lebensbild, Leipz. 1904.

S. 509. Paulus Gerhardts geistl. Lieder u. Gedichte in zahlr. Ausg.; am besten von W. Nella, Hamburg 1907; sämtliche Gedichte, hg. von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1843, G. A. Gütersloh, 1907, J. F. Bachmann, Berlin 1866 (histor.-krit. Ausg.), P. Kaiser, Leipz. 1906 (Hesses Klassiker-Ausg.), K. Goedeke, DD. Bd. 12, Leipz. 1877 (nach zeitlicher Reihenfolge), K. Gerock, Stuttg., 2. A., 1879; Ausgew. Dichtungen von Elster in MW. Nr. 936 bis 937, geistl. Lieder von Fr. Schmidt in UB. — Monogr. von; E. G. Roth u. A. v. Lommatsch, Berlin 1893, Bachmann, 2. A., Berlin 1875, H. Petrich, P. G., seine Lieder u. seine Zeit, Gütersloh 1914, G. Kawerau, G., ein Erinnerungsblatt, Halle 1907, J. Knipfer, G., Leipz. 1906; E. Aellen, Quellen u. Stil der Lieder P. G.s, Diss., Bern 1912; C. Bauer, G.s Sprache, Hildesheim 1900; derf., P. G. als Lyriker, Euphor. Bd. 14, S. 489.

S. 510. Joh. Francks geistl. Lieder, hg. von J. L. Pasfig, Grimma 1846. — Hierher gehört auch **Benjamin Schmolck** (geb. 1672 im Fürstentum Liegnitz, gest. 1756 als Pastor in Hamburg), der fruchtbarste Dichter des Jhs. Seine Lieder huldigen durch Überfülle an Bildern und allzu große Gelehrsamkeit der herrschenden Geschmacklosigkeit, viele aber sind einfach und wirken durch das feste Gottvertrauen und die seelenvolle Innigkeit. Sämtliche Trost- und Geistreiche Schrifften hg. in Tübingen 1744, 2 Bde.; Lieder u. Gebete in Auswahl, hg. von L. Grote, Leipz. 1855 u. K. F. Lederhose, Halle 1857. — Monogr. von K. Kobe, Stuttg. 1907 u. R. Nicolas, Diss., Leipz. 1909.

S. 512—516. Friedrich von Spee. Trutznachtigall, hg. von C. Brentano, Berlin 1817, nebst den Liedern des güldenen Tugendbuchs kritisch hg. von A. Weinrich, Freiburg 1908, krit. Ausg. von G. Balke, Leipz. 1879 (DD. Bd. 13), in erneuter Spr. von W. Smets, 2. A., Bonn 1849, von Simrock 1876, von Pannier in UB. u. a. **Das güldene Tugendbuch,** hg. von C. Brentano, Koblenz 1929 u. F. Hattler, Freiburg 1887. — Über Spee vgl. J. Gebhard, F. Sp., Hildesheim 1893, Hölscher, Progr., Düsseldorf 1871, J. Diel, B. Duhr, Freiburg 1901, Th. Ebner, F. Sp. u. die Hexenprozesse seiner Zeit, Hamburg 1898, H. Schachner, Naturbilder u. Naturbetrachtungen in den Dichtungen Fr. v. Spees, Progr., Kremsmünster 1908, A. Becker, Die Sprache Fr. v. S.s, Halle 1912, A. Jungbluth, Beitrg. zu einer Beschreibung der Dichterspr. Fr. v. Spees, Diss., Bonn 1906, J. Märtens, Darstellung der Natur in der Dichtg. Fr. v. Spees, Euphor. 26, J. Schönenberg, Die Metrik F. v. Spees, Diss., Marburg 1911, B. Moser, Fr. v. Spees Lautlehre, ZfdPh. 46. Bd. (1915), S. 17—80. W. Flemming, Jesuitendichtung in MA. 4, 15 ff., mit Lit., Ph. Witkop, Die neue dtsche. Lyrik, Bd. 1. Von Spee bis Hölderlin, Leipz. 1910.

S. 516. J. B. Bauer, **L. v. Schnüfis,** Bregenz 1873; W. Bäumker in ADB. 32. — A. Jäcklein, **A. Pressou,** Nachahmer der Trutznachtigall, Progr., Bamberg 1892. — H. Uhde-Bernays, C. R. v. Greiffenberg, Berlin 1900, Nagl-Zeidler 1, 802 ff.

S. 517. P. B. Gadient, **Prokop von Templins** Marienlieder hg. u. untersucht, Regensburg 1912; die Lieder stehen in seinem Mariale Processionale; A. H. Kober, Pr. v. T., Euphor 21; S. Wieser, Pr. v. T., München-Gladbach 1916. Pr. v. Templin war auch bedeutend in seiner lat. Lyrik. — F. J. Winter, **Johann Arndt,** Der Verfasser des wahren Christentums, Leipz. 1911; W. Koepp, J. A., Berlin 1912. — R. Kienast, **Johann Valentin Andreä** u. die vier echten Rosenkreutzer-Schriften, Leipz. 1927; W. E. Peuckert, Die Rosenkreutzer, Jena 1928; J. V. Andreas Turbo oder der irrende Ritter vom Geist, aus dem Lateinischen übersetzt von W. Süß, Tübingen 1907. — **Jakob Böhmes** Schriften, hg. von H. Betke, 1675, von J. G. Gichtel, 10 Bde., 1682 f., von K. W. Schiebler, 7 Bde., 1831—47, 2. A. 1860 ff., Neudr. 1922, Die Morgenröte, Von den drei Prinzipien, Vom dreifachen Leben, hg. von J. Grabisch, München 1908 (Die Fruchtschale Bd. 8); Sämtliche Werke, hg. von H. Kayser (Großherzog-Wilh.-Ernst-Ausgabe), 6 Bde., 1920. Auswahl der Werke, hg. von H. Kayser, mit der Biogr. Böhmes von Abraham von Franckenberg und dem kurzen Auszuge der Hauptlehren Böhmes von Fr. Chr. Oetinger (Sammlg.: Der Dom, 3. Bd.) 1920, von A. v. d. Linden, Berlin 1908, W. Gacters u. W. Irmer, Berlin 1921 und P. Hankamer, Berlin 1925, „Vom dreifachen Leben des Menschen", hg. von L. Schreyer, Hamburg 1924; Von der Gnadenwahl, hg. von H. Kayser, Leipz. 1924. — H. Martensen, J. B., theosophische Studie, aus dem Dänischen von Pastor A., Michelsen, Leipz. 1881; H. Betterling, The Illuminate of Goerlitz or J. Böhmes life and philosophy, Leipz. 1923; H. A. Eichner, J. B., 1857; Boutroux, J. B., Paris 1888, A. Kielholz, J. B., Wien 1919 (psychoanalytisch); W. E. Peuckert, Das Leben J. B.s, 1924; P. Hankamer, J. B. (Gestalt u. Gestaltung) 1924; J. Claaßen, J. B., 3 Bde., mit Auszug seiner Schr., Stuttg. 1885; H. Borkmann, Luther u. B., Bonn 1925, W. Feilchenfeld, Der Einfluß J. B.s auf Novalis, German. Stud. 1922, Heft 22. DVL. 131. F. Voigt, J. B. (Die christl. Welt 38).

S. 518. Zu **Czepko von Reigersfeld** vgl. H. Palm, Beiträge, S. 113—128 u. S. 261—302, Breslau 1877.

S. 519. Johann Scheffflers (Angelus Silesius) Sämtliche Werke, hg. von D. A. Rosenthal, 2 Bde., Regensburg 1862, H. L. Held, München 1923, 2 Bde., 3. A. 1925, 3 Bde., mit Biogr., G. Ellinger, München 1925 (beste u. schönste Ausgabe; bringt auch eine Auswahl aus den Streitschr. u. eine ausführl. Biogr.); von demf. die Heilige Seelenlust, Halle 1901 (Ndr. 177—181) und von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

W. Bölsche, Der Cherubinische Wandersmann, Jena 1905 (Ndr. 185—188) hg., der letztere fügte eine einleitende Studie bei „über den Wert der Mystik für unsere Zeit"; Auswahl von O. E. Hartleben, 2. A., Berlin 1904 und Ch. H. Klenkens in JB. — Der Cherub. Wandersmann wurde oft hg., so von Varnhagen, Berlin, 2. A., 1834, W. Müller, Leipz. 1826, F. W. J. Braun, Trier 1855, O. E. Hartleben, 2. A., Berlin 1904, W. Bölsche, 4. A., Jena 1923. — Monographien von W. Lindemann, A. S., Freiburg 1876, A. Kahlert, A. S., Breslau 1853. C. Seltmann, A. S. und seine Mystik, Breslau 1896 (vortrefflich, kathol. Standp.), G. Ellinger, A. S., ein Lebensbild, Breslau 1927 (abschließende Schr.), W. Schrader, A. S. u. seine Mystik, Halle 1853, Wittmann, A. S. als Konvertit, als mystischer Dichter und als Polemiker, Augsbg. 1842, K. Lemcke, A. S., ADB. 1. Bd., 1875, P. Mahn, A. S., 1892, O. E. Hartleben, A. S., 2. A., 1904, R. v. Kralik, A. S. u. die christl. Mystik, 1902, H. Brunhofer, A. S. in seinem cherub. W., 1910; J. B. Schoremann, Barocke Mystik in A. S., Litwiss. Jb. der Görres-Gesellsch., B. 4, Freiburg 1929.

S. 521. P. Grünberg, **Ph. J. Spener,** Göttingen 1903 bis 1906, 3 Bde. (mit reicher Bibliogr.), P. Tschakert, Ph. J. Sp., ADB. 35. Bd., 1893; W. Schirks, Ph. J. Speners Lebensbild u. geistl. Lieder, Deutsche Zs. 1853, 183 ff.; vgl. A. Ritschl, Gesch. des Pietismus, Bonn 1884, 2 Bde., E. Emsfelder, Zur Gesch. des Pietismus im Elsaß, Halle 1853.

S. 522 u. 523. Chr. Scrivers Gesammelte Werke, hg. von J. G. Heinrich u. R. Stier, 8 Bde., Barmen 1847 bis 1853; Seelenschatz, 5 Bde., 6. A., 1688 u. ö., Neudr. von R. Stier, 1852. — E. B. Krieg, Chr. Scr., Dresden 1872; ADB. 33. Bd. — **Gottfried Arnolds** Unparteiische Kirchen- u. Ketzerhistorie, 3 Bde., 1699—1715, letzte Ausg. 4 Bde., 1740—42; Geistliche Lieder, hg. von A. Knapp, 1845 und C. E. Ehmann, Stuttg. 1856, 2 Bde.; Fr. Blanckmeister, Aus dem Briefwechsel G. Arnolds, Mitteilg. des Vereins f. Gesch. von Annaberg u. Umgebung I, 4, 36 ff. — Fr. Dibelius, G. A., sein Leben u. seine Bedeutg. für Kirche u. Theologie, Berlin 1873; W. Frh. von Schröder, Studien zu den Mystikern des 17. Jhs., 1. Bd. 1917; E. Seeberg, G. A., Meerane i. S., Heidelberg 1917; M. Goebel, Die Bearbeitungen des Hohen Liedes im 17. Jh., Diss., Leipz. 1914. — **Joachim Neanders** Gesamtausg. der Werke, 14 Bde., 1862—70. — J. B. Jacobi, A. Neander. ADB. 23. Bd.; K. Th. Schneider, A. N., 1894; J. F. Iken, J. N., Bremen 1880. — **Gerhard Tersteegens** Gesammelte Schriften, Stuttg. 1844, 8 Bde.; Geistliches Blumengärtlein 1729, wiederholt aufgelegt, zuletzt Stuttgart 1927 (J. F. Steinkopf); Geistliche Lieder mit Biogr., hg. von Nelle 1897; Auswahl von G. Rapp, Essen 1841, in erneuter Sprache von K. Barthel, Bielefeld 1853 u. T. Klein, München 1925. — K. Barthel, T.s Leben 1852; G. Kerlen, G. T., der fromme Liederdichter u. tätige Freund der Inneren Mission, 1853; G. T. in ADB. 37. Bd., 1894; A. Galterer, G. T., 3. A., Gotha 1921; H. Forsthoff, Die Mystik in T.s Liedern, Diss., Bonn 1918; R. Zwetz, Die dichterische Persönlichkeit G. T.s, Diss., Jena 1915. — **Zinzendorfs** geistl. Gedichte, hg. von A. Knapp, Stuttg. 1845; Auswahl von R. Delius, Berlin 1921, von H. Bauer u. Burckhart, Leipz. 1899 und in Hendels Gesamtlit. — A. G. Spangenberg, Leben des Grafen v. Z., 8 Bde., 1772—75; L. K. von Schrautenbach, Der Graf von Z., 1782, hg. von Kölbing 1871; P. Tschakert, N. L. Graf v. Z., in ADB. 45. Bd., 1900; J. Th. Müller, Z. als Erneuerer der alten Brüderkirche, Festschr., Leipz. 1900, G. Lehmann, Z.s Religiosität, Leipz. 1904; Varnhagen von Ense, Leben des Grafen Z., Berlin 1825; B. Becker, Z. im Verhältnis zu Philosophie u. Kirchentum seiner Zeit, 2. A., Leipz. 1900; O. Pfister, Die Frömmigkeit Z.s, 2. A., Wien 1925 (psychoanalytisch), P. Seefeldt, Z. als Pädagoge, Diss., Würzburg 1912.

S. 524. Auswahl aus **Cochems** Werken, hg. von H. Mohr unter dem Titel „Der Rosengarten", Freiburg 1912. — F. Kraus, M. v. K., ADB., 20. Bd., 1884; W. Kosch, M. v. K., in Führer des Volkes, 15. Bd., 7. A., 1921; H. Stahl, M. v. C. u. das Leben Christi, Bonn 1909; J. Chr. Schulte, Pater M. v. C., Freiburg 1910. Rhotert, P. M. v. C., Bw. 8, 185 ff.

4. Epigramm, Satire, Epos, Roman.

S. 524. R. Levy, Martial u. die deutsche Epigrammatik des 17. Jhs., 1903. E. Urban, **Owenus** und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jhs., 1899. F. Franck, Valentin **Löber** in ADB. 19. Bd., 1884. M. Rubensohn, Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen des 16. u. 17. Jhs., Berlin 1898. Vgl. J. Wiegand, Epigramm, im RL. 1, 307 ff., mit Lit.

S. 525. Friedrich von Logaus Sinngedichte, hg. von C. W. Ramler und G. E. Lessing, 12 Bücher, Leipz. 1759, G. Eitner, Tübingen 1872 (LV. 113, vollständige Ausg., daneben eine Auswahl, Leipz. 1870), K. Simrock, Stuttg. 1874, H. Oesterley, bei K. Bd. 28, H. L. Fischer (UB.), O. E. Hartleben, Logaubüchlein, München 1904. — H. Denker, Beitrag zur lit. Würdigung Logaus, Diss., Göttingen 1889; P. Hempel, Die Kunst Fr.s von L., Berlin 1917 (Pal. 130); G. Eitner, Fr. v. L., ADB., 19. Bd.; J. Baumeister, Der Gedankeninhalt der Epigramme Logaus, Diss., Erlangen 1922; W. Heuschkel, Untersuchungen über Ramlers u. Lessings Bearbeitung Logauscher Sonette, 1902; W. Metzger, Logaus Sprache, Diss., München 1905. — **Johannes Grob,** geb. 1643 zu Engenschwyl bei St. Gallen, gest. 1697 zu Herisau, schrieb: Treu-gemeinter Eydgenössischer Aufwecker 1689, Reinholds von Freientahls Poetisches Spazierwäldlein 1700, bestehend in vielerlei Ehren-, Lehr-, Scherz- und Strafgedichten". Vgl. E. Zschokke, Der Toggenburger Epigrammatiker J. Grob, Diss., Zürich 1890.

S. 527. Zu **Agidius Albertinus** vgl. Rochus von Liliencrons treffliche Einleitg. zu seiner Ausgabe von A.s „Lucifers Königreich u. S." bei K. Bd. 96; K. v. Reinhardstöttner, Albertinus, der Vater des deutschen Schelmenromans, JbM., Bd. 2, S. 13—37; H. Rausse, Zur Gesch. des spanischen Schelmenromans in Deutschld., Münstersche Beiträge, Bd. 8, Münster 1908; A. Schneider, Spaniens Anteil an der dtsch. Lit. des 16. u. 17. Jhs., Straßburg 1898; J. Schwering, Literar. Beziehungen zwischen Spanien u. Dtschld., Münster 1902; W. Berger, Don Quichotte in Dtschld. u. sein Einfluß auf den deutschen Roman, Diss., Heidelberg 1908.

S. 527—530. Des **Moscheroſch** „Gesichte", hg. von H. Dittmar, Berlin 1830, F. Bobertag, bei K. Bd. 32, nhd. von K. Müller (UB.); Insomnis cura, hg. von L. Pariser, Ndr. 108—109, das Lehrgedicht Patientia von dems., München 1891; zu „Alamode Kehrauß" vgl. F. Schramm, Schlagworte der Alamodezeit, Straßbg. 1914, C. Gebauer, Quellenstudien zur Gesch. des französischen Einflusses auf die dtsch. Lit. seit dem 30 j. Kriege, Arch. f. Kultg. 9 (1911), S. 404—438, E. Schmidt, Der Kampf gegen die Mode in der dtsch. Lit. des 17. Jhs., Charakteristiken 1, 3. A., 1902, J. Scholte, Alamode-Lit. im RL. 1, 7 ff.; Moscheroschs Gedichte, hg. von E. Schmidt, ZfdA. Bd. 23. — F. Muncker, H. M. M., ADB. Bd. 2; J. Wirth, M.s Gesichte, Verhältnis der Ausgaben zueinander u. zur Quelle nebst biogr. Anhang, Erlangen 1888; M. Nickels, M. als Philologe, Leipz. 1884; W. Hinze, M. u. seine deutschen Vorbilder in der Satire, Rostock 1908; J. Beinert, Deutsche Quellen u. Vorbilder zu M., Freiberg 1904; A. Bechtold, Kritisches Verzeichnis der Schriften M.s, nebst einem Verzeichnis der über ihn erschienenen Schriften, München 1922; Ergänzungen dazu Euphor. 26, S. 427 ff. u. Zs. für Gesch. des Oberrheins, N. F. 41.

S. 530—531. J. Laurenbergs Gedichte, hg. von J. W. Lappenberg, Stuttg. 1861 (LV. 58) u. W. Braune, Ndr. 16—17 (1879), die Scherzgedichte in handschriftl. Fassung, Soltau 1908. — G. Müller, J. L., Progr., Cöthen 1870, H. Weimer, L.s Scherzgedichte, Art und Zeit ihrer Entstehung, Diss., Norden 1900; J. Classen, Über Leben u. Schriften L.s, Lübeck 1841; Aufsätze im JbndSp. 13. 15. 25.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 531—533. J. Rachels Satiren, hg. von H. Schröder, Altona 1828, ersetzt durch K. Drescher, Halle 1903 (Ndr. 200—202); die Satiren „Der Freund" und „Der Poet", hg. von A. Lindquist (Lunds universitets årskrift 1920). — A. Sach, J. R., ein Dichter u. Schulmann des 17. Jhs., Leipz. 1869; B. Berendes, Zu den Satiren des J. R., Leipz. 1896; H. Klenz, Die Quellen zu Rachels „Poetischem Frauenzimmer", Freiburg 1899; J. Gehlen, Eine Satire R.s u. ihre antiken Vorbilder, Eupen 1900. — Zu **G. W. Sacer** vgl. M. v. Waldberg, G. W. Sacer, ADB. 30. Bd. (1890); L. Pfeil, G. W. Sacers Reime dich oder ich fresse dich, Diss., Heidelberg 1914. — **Joh. B. Schupps** (Schuppius) Sämtliche Schriften, Frankf. a. M. 1719, 2 Bde., Freund in der Noth, Streitschriften, Corinna, hg. von W. Braune und K. Vogt, Ndr. 9. 222—229, Halle 1878 u. 1910; ADG. Bd. 11, S. 345; „Von der Kunst, reich zu werden" bei K. Bd. 33. — Bertheau, B. Sch., ADB. Bd. 33 (1891); E. Oelze, B. Sch., Hamburg 1862; K. Vogt, J. B. Sch., Euphor. 15—18 (1909—1911), Jh. Bischoff, Progr., Nürnberg 1890; P. Stötzner, Beiträge zur Würdigung von B. Sch., 1891; J. Lühmann, J. B. Sch., 1907; A. Bial, B. Sch., ein Vorläufer Spenners, Mainz 1857; E. Olze, Schupp, ein Beitrag zur Gesch. des christl. Lebens, Hamburg 1863; J. Lühmann, Schupp, Beiträge zu seiner Würdigung, BMB., Bd. 4; W. W. Zschau, Quellen u. Vorbilder in Schupps „lehrreichen Schriften", Halle 1906; M. Weicker, Sch. in seinem Verhältnis zur Pädagogik des 17. Jhs., Weißenfels 1874. Vgl. auch die Aufsätze von K. Vogt u. Lerch im Euphor. 17.—19. u. 21. Bd.

S. 535. Abraham a Sancta Claras Schriften, Passau u. Lindau 1835—54, 21 Bände, Werke in Auslese hg. von H. Strigl, Wien 1904—05, 6 Bde.; Auswahl aus „Judas der Ertzschelm" von Bobertag bei K. Bd. 40; „Auf, auf, ihr Christen", NdrB. Nr. 1, hg. von A. Sauer, 1883. Ausw. v. K. Bertsche, Bonn 1911, andere Ausw.: Freiburg, 3. A., 1919, München 1931, von R. Zoozmann, Stuttg. 1904, von G. Keller, Bern 1909; A. a St. Cl. ausgewählt u. eingeleitet von R. v. Kralik, Leipz. 1905, Merks Wien!, hg. von K. Bertsche (UB.), Centifolium Stultorum (mit 100 Kupfern) 1709, (Ndr. von dems.); Toten Kapelle (Totentanz in Wort u. Bild), 1710 (Ndr. von dems.), Blütenlese aus A., von dems., 2 Bde., 6. A. 1923. — Th. R. v. Karajan, A. a St. Clara, Wien 1867; dazu W. W. Scherer, B. u. A., S. 147—192; K. Bertsche, A. a St. Cl., 2. A., mit einem Brief Abr.s, 1922; ders., Die Werke A.s in ihren Frühdrucken (Tei. bibliogr.) 1922; C. Blanckenburg, Studien über die Sprache zu A.s, 1897; L. Biancchi, Studien zu A. (über A.s Bedeutung für die Volkskunde), 1924; H. Schulz, Studien zu A. (über das Narrennest), 1910; W. Brandt, Schwank u. Fabel bei A., Diss., Münster 1923; A. Klöckner, über A. (Form u. Sinn), 1026. Nagl-Zeidler 1, 621 ff., DLL. S. 4 ff. mit Lit.

S. 539. Inhaltsangabe von **Hohbergs** „Ottobert" bei E. Stern, Das deutsche Epos des 17. Jhs., 2. Teil, Progr., Budweis 1896 u. Gottsched, Beiträge zur crit. Hist. d. d. Spr. 2, 541 ff. — ADB. 12. Bd., Nagl-Zeidler 1, 792 ff.

S. 540. über den **heroisch-galanten Roman** siehe die Lit. zu S. 402; dazu: G. Steinhausen, Galant, curiös und politisch, in ZfdU. 9. Bd., 1895; M. v. Waldberg, Die galante Lyrik, QuF. 56 (1885; P. Hoffmann, Artig und galant, Progr., Frankenberg in Sa., 1909; K. Burdach, Die Entstehung des ma. Romans, in: Vorspiel, I (1925); E. Cohn, Gesellschaftsideale u. Gesellschaftsroman des 17. Jhs., Germ. Studien 13 (1921); R. Du Moulin Eckart, Der histor. Roman in Dtschld. u. seine Entstehung, 1905; W. Flemming, Galante Dichtung im RL. 1, 402 ff.; J. v. Eichendorff, Der deutsche Roman des 18. Jhs. in seinem Verhältnis zum Christentum, Berlin 1849; H. H. Borcherdt, Gesch. des Romans u. der Novelle in Deutschland I, Leipz. 1926; H. Rausse, Gesch. des deutschen Romans bis 1800, Kempten 1914.

S. 542. Auswahl von Schriften des **Philipp von Zesen** durch W. Müller, Leipz. 1837; Adriatische Rosemund, hg. von M. H. Jellinek, Halle 1899 (Ndr. 160—163). — M. Gutzeit, Darstellung u. Auffassung der Frau in dem Roman Ph. von Zesens, Diss., Greifswald 1919; Birger Säterstrand, Die Sprache Zesens in der „Adr. Rosam.", Diss., Greifswald 1923; H. Will, Die Gebärdung in den Romanen Zesens, N. Jahrb., 53. Jg. 1924; Willi Beyersdorff, Studien zu Ph. v. Zesens biblischen Romanen „Assenat" u. „Simson" (Form u. Geist, 1928, 2. Heft). — R. Ibel, Lyrik Z.s, Diss., Würzb. 1922; A. Gramsch, Z.s Lyrik, 1922. (Sieh auch die Lit. zu S. 479 u. DLL. Sp. 3184.) — F. Stöffler, Die Romane des **A. H. Buchholtz**, Diss., Marbg. 1918. H. Cysarz, Deutsche Barockdichtg., Leipz. 1924.

S. 543. F. Sonnenburg, Herzog A. **U. von Braunschweig** als Dichter, Berlin 1896.

S. 543. Zieglers Banise, hg. von F. Bobertag, bei K. Bd. 37. — Vgl. G. Müller-Frauenstein, ZfdPh. 22; E. Schmidt, A. v. Z., ADB. 45 (1900).

S. 545. Auswahl aus den Gedichten u. Dramen **von Lohenstein** bei K. Bd. 36, H. v. Müller, Bibliogr. der Schriften L.s (Festschrift für K. W. Hirsemann), Leipzig 1924; L. Laporte, L.s Arminius, Berlin 1927; P. von Hofmann-Wellenhof, Zur Gesch. des Arminius-Kultes in der deutschen Lit., Progr., Graz, 1887—88; F. Gotthelf, Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. u. 17. Jhs., Berlin 1900. L. Cholevius, a. a. O., bringt gut kennzeichnende Inhaltsangaben von Zesen (Sophonisbe, Ibrahim, Rosemund, Assenat, Simson), Buchholtz (Herkules u. Valiska, Herkulisklus), Ziegler (Banise), Herzog A. Ulrich (Araenna, Oktavia), Lohenstein (Arminius).

S. 547. E. W. Happels Akademischer Roman, neu hg. von R. Schacht, 3. A., 1923. — J. Franck, E. W. Happel, ADB. B. 10 (1879). Vgl. Th. Schuwirth, E. W. Happel, Diss., Marburg 1908. — Lazarillo von Tormes, hg. von W. Lauser, Stuttgart 1889; A. Schultheiß, Der Schelmenroman der Spanier u. seine Nachbildungen: Virchow-Holtzendorffs Vorträge, Heft 165, Hamburg 1893. Tjard W. Berger, Don Quichotte in Dtschld. u. sein Einfluß auf den deutschen Roman; Neudr. der ältesten Verdeutschung mit literarhistor. Nachwort, hg. von H. Tiemann, Hamburg 1928. — Vgl. auch die Lit. zu A. Albertinus zu S. 527.

S. 548. Grimmelshausens Simplex u. simplizianische Schriften, Teutscher Michel, Joseph, Musai, hg. v. A. v. Keller, LV., Bde. 33, 34, 65, 66; Simplex u. simplizianische Schriften, Ewig währender Kalender, Galgenmännlein, Erster Bärenhäuter, Gaucheltasche, Stolzer Melcher, Teutscher Michel, hg. von H. Kurz, Leipz. 1863—64, 4 Bde.; Simplex u. simplizianische Schriften, hg. von J. Tittmann, DD. Bd. 7. 8. 10. 11; Simplizissimus u. Teile der simplizianischen Schriften, hg. von F. Bobertag, bei K. Bd. 33—35; Ausgewählte Werke, hg. von H. H. Borchardt (Bongs goldene Klassiker-Biblioth.), 3 Bde., Berlin 1922; Der abenteuerliche Simplizissimus, hg. von A. v. Keller, LV., 4 Bde., 1854—62, W. L. Holland, Tübingen 1851, R. Kögel, Halle 1880 (Ndr. 19—25), R. Buchwald, Leipz. 1908, 3 Bde., MV. Nr. 278—283, F. Khull, Stuttg. 1895 und in zahllosen Bearbeitungen, z. B. von Ph. Lenz (UB.), E. G. Kolbenheyer, Berlin 1920; dazu kommen die Ausgaben für die Jugend von Will Vesper, H. Meyer, E. Schmidt, E. Weitbrecht, G. Klee, O. L. B. Wolff, 4. Auflage, 1875, Bobertag (Göschen), M. Gorges usw. Courasche u. Springinsfeld, hg. von J. H. Scholte, Halle 1923 u. 1928 (Ndr. 246—248, 249—252); Courasche, hg. von Tittmann, a. a. O., Der erste Bärenhäuter, neu hg. mit Bildern von M. Behner (JB. 340). — A. Bechtold, Gr. u. seine Zeit, Heidelberg 1914; C. A. v. Blödau, Gr.s Simplizissimus u. seine Vorgänger, 1908 (Pal. Bd. 51); R. Müller, Die Sprache in Gr.s Simplizissimus, Eisenberg 1897; H. Hechtenberg, Das Fremdwort bei Gr., Baden-Baden 1893; J. Petersen, Gr.s „Teutscher Held", Euphor. Ergänz.-Heft 17, 1924; F. Halfter, Bildsymbol u. Bildungsidee in Gr.s Simplizissimus, ebda.; F. Scholz, Gr.s Verhältnis zu den Sprachgesellschaften u. sein „Teutscher Michel", ebda.; M. Lenschau, Gr.s Sprichwörter u. Redensarten, Deutsche Forschungen, 10. H., 1924; E. Ermatinger, Weltdeutung in Gr.s

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Simplizissimus, 1925. G. Koenneke, Quellen u. Forschungen zur Lebensgeschichte Gr.s, Weimar 1926—1928, 2 Bde., mit Lit.; F. Gundolf, Gr. u. der Simplizissimus, DV. 1; ADB. Bd. 9; W. Schuchardt, Studien zu Gr., insbesondere sein Sprachstil, Berlin 1928; M. Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman, Halle 1926; Geschichte u. Ursprung des ersten Bärenhäuters. 1808 erneuert von Cl. Brentano, Ges. Schr. Bd. 5, S. 447; M. Schnitzer, G.s Bärenhäuter, ZfBf., N. F. 11; F. Sternberg, Gr. u. die satirisch-politische Lit. seiner Zeit, Trieft 1913.

S. 552. Christian Weises drei ärgste Erznarren, hg. von W. Braune, Halle 1878 (Ndr. 12—14). — E. Schmidt u. O. Kaemmel, Chr. W., ADB., 41. Bd.; R. Becker, Chr. W.s Romane u. ihre Nachwirkung, 1910; A. Dau, Der Simplizissimus u. Chr. W.s Drei Erznarren, Schwerin 1894; M. Wünschmann, Beitrag zu einer Würdigung Weises als pädagogischer Theoretiker, 1895; H. Palm, Chr. W., eine lit.-hist. Abhandl., Breslau 1854; Grosser, Vita Chr. Weissii, Leipz. 1910. — M. v. Waldberg, **Johannes Riemer,** ADB. 28. Bd. 1889; A. F. Kölmel, J. R., Diss., Heidelberg 1914.

S. 555—557. Christian Reuters Werke, hg. von G. Witkowski, Leipz. 1916, 2 Bde.; Fassungen des Schelmuffsky von 1696 u. 1697, hg. von A. Schullerus, Halle 1885 (Ndr. 57—59), Auszug von Bobertag bei K. Bd. 35, neueste Ausg. von R. Zoozmann, Dresden 1905, H. W. Fischer, Leipz. 1907, G. Fritz, Hamburg 1912, E. Hegaur, München 1913, nhd. in UB. u. JB.; benutzt von Arnim, 1809, in der Umbildung von Chr. Weises Drei Erznarren, im 2. Abend des „Wintergartens". — Fr. Zarncke, Reuter, sein Leben u. seine Werke, Leipz. 1884 u. Leipziger SB. 1887—1889; O. Deneke, Schelmuffsky, Göttingen 1927; J. Nisse, R.s Schelmuffsky u. sein Einfluß auf die deutsche Lit., Diss., Münster 1911; G. Ellinger, Chr. R., ADB. 28. Bd. u. ZfdPh. 20, 289 ff.; E. Gehmlich, Chr. R., 1891. — **Robinsonaden,** H. Hettner, Robinson u. Robinsonaden, Berlin 1854; H. Ullrich, Robinson u. Robinsonaden, Bibliogr., Geschichte, Kritik, Weimar 1898; derf., Nachtrag, ZfBf. 11 (1907—1908); derf., Defoes Robinson Crusoe, Die Geschichte eines Weltbuches, 1924 (zusammenfassende Darstellung). A. Kippenberg, Robinson in Deutschld. bis zur Insel Felsenburg, Hannover 1892; H. F. Wagner, Robinsonaden in Österreich, Salzbg. 1888; L. Brandl, Vordefoische Robinsonaden in der Weltlit., GRM. 5, 113. L. **Hubbad,** Een nederlandsche Bron van den Robinson Crusoe, 1921; L. Polek, Vordefoesche Robinsonaden in den Niederlanden, GRM. 6 (1914), W. H. Stavermann, Robinson Crusoe in Nederland, Diss., Groningen 1907; H. Ullrich, Robinsonaden in unserer Jugendliteratur, Wien 1903; H. Rötteken, Weltflucht u. Idylle in Deutschld. von 1720 bis zur Insel Felsenburg, ZvglL. Bd. 9; E. G. Gudde, Grimmelshausens Simplizissimus und Defoes Robinson Crusoe (Philolog. Quarterly 4. Bd.), 1924; K. Arnold, Campe als Jugendschriftsteller, Diss., Leipz. 1903. — Ein Abdruck bloß des ersten Teils von **J. G. Schnabels Insel Felsenburg** durch H. Ullrich, Berlin 1902 (DD. 108—120), eine Probe gibt F. Bobertag bei K. Bd. 37, überarbeitet wurde Schnabels Roman von L. Tieck, Breslau 1827, 6 Bde., einzelnes erneuert 1809 von Arnim im 2. Bd. des „Wintergartens". — F. Brügemann, Utopie u. Robinsonade. Untersuchungen zur Insel Felsenburg (FM. Bd. 46), Weimar 1914 (mit Lit.); A. Stern, Der Dichter der Insel Felsenburg, Beiträge zur Litg. des 17. u. 18. Jhs., Leipz. 1893; E. Schmidt, J. G. Schnabel, ADB., 32. Bd.; F. K. Bekker, Die Romane J. G. Schnabels, Diss., Bonn 1911; K. Schröder, Diss. über dasselbe Thema, Marburg 1912. H. Halm, Zur Kenntnis Schnabels, Euphor. 8. Erg.-Heft. — J. G. Schnabels Der im Irrgarten herumtaumelnde Kavalier, hg. von P. Ernst, München 1907; W. Rehm, Robinsonade, NL. 3, 59 ff., mit Lit.

5. Das Drama.

S. 558—563. Andreas Gryphius sämtliche Lustspiele, Trauerspiele u. lyrische Gedichte, hg. von H. Palm, Tübingen 1878 u. 1884 (LV. 138. 162. 171); Auswahl von W. Müller, Leipz. 1882, J. Tittmann, Leipz. 1870 u. 1880 (DD. Bd. 4 u. 14), Palm, bei K. Bd. 29; Auswahl aus seinen Dichtungen zur 300-Jahrfeier seiner Geburt, unserer Sprache angepaßt und erläutert durch O. Warnatsch, Glogau 1916; Auserlesene Sonette, Gedichte, Epigramme des A. Gr., München 1916; Sonn- und Feyrtags-Sonette, hg. von Weltli, Halle 1883 (Ndr. 37—38), Horribilicribrifax u. Peter Squentz, von W. Braune, Halle 1883, 1877 (Ndr. 3, 6), P. Squentz auch in UB. Dornrose u. Verliebtes Gespenst, hg. von Palm, Breslau 1855; Olivetum übersetzt von F. Strehlke, Weimar 1882. — Biographien: S. v. Stosch, Histor. Lebenslauf A. Gryphii, 1665; G. Bredow, A. Gr.: Hinterlassene Schriften, Breslau 1823; J. Herrmann, über A. Gr., Progr., Leipz. 1851; F. Strehlke, Leben u. Schriften des A. Gr., Herwigs Archiv Bd. 22; F. Gundolf, A. Gr., Heidelberg 1827, E. Ermatinger, A. Gr., ein protestantischer Dichter der Barockzeit (Zeitwende, 1. Jg., 1925). B. Manheimer, Die Lyrik des A. Gr., Berlin 1904; mit biogr. Beiträgen. H. Palm, A. Gr., in ADB. Band 10 (1879); Th. Wissowa, Beiträge zur Kenntnis von A. Gr. Leben u. Schriften, 1876. — L. G. Wysocki, Andreas Gryphius et la tragédie allemande au 17. siècle, Paris 1893; O. Klopp, A. Gr. als Dramatiker, Progr., Hannover 1852; A. Schaer, Die Peter-Squenz-Komödien: Die dramatischen Bearbeitungen der Pyramus-Thisbe-Sage in Deutschld. im 16. u. 17. Jh., Schkeuditz 1909; N. A. Kollewijn, über d. Einfluß des holländ. Dramas auf A. Gr., Heilbronn 1887; Holl, a. a. O. S. 96 ff. A. Baumgartner, Joost van den Vondel, sein Leben u. seine Werke, Freiburg 1882; J. Schwering, Zur Gesch. des niederländ. u. span. Dramas in Dtschld., Münster 1895; W. Harring, A. Gr. u. das Drama der Jesuiten, Halle 1908; P. Stachel, Seneca u. das deutsche Renaissancedrama im 16. u. 17. Jh., Pal. 46 (1907); A. J. Barnouw, Joost van den Vondel, Harlem 1927; M. Wagner, Hollands Geisterdramen und ihre Beziehungen zu den übrigen europäischen Literaturen, Diss., München 1913; N. Fein, Die deutschen Nachahmer des Rüpelspiels aus Shakespeares Sommernachtstraum, Progr., Brünn 1915; W. Flemming, A. Gr. u. die Bühne, Diss., Marburg 1914 (erweiterte Buchausg. 1921; E. Keppler, A. Gr. u. Shakespeare, Diss., Tübingen 1921; H. Steinberg, Die Reyhen bei A. Gr., Diss., Göttingen 1914; F. Spina, Der Vers in den Dramen des A. Gr. u. sein Einfluß auf den tragischen Stil, Braunau 1895; M. Koch, Volkskundliches bei A. Gr., Festschr. zur Jahrhundertfeier der Univ. Breslau (1911); W. Schick, Studien zur Lebensanschauung des A. Gr., Diss., Greifswald 1924; H. Herrmann, A. Gr. als Quelle für G. Hauptmann, Preuß. Jahrb. Bd. 188 (1922); K. Neubauer, Zur Quellenfrage, StvglL. Bd. 2, S. 433; A. Lowack, Die Mundart im hd. Drama, sieh zu S. 498; Gryphiusbibliogr. von B. Mannheimer, Euphor. 11, 406 ff.; A. Gr. und seine Herodesepen, Breslau 1903; A. Klapp, A. Gr. als Dramatiker, 1854; W. Flemming, Schlesische Schulen, NL. 3, 177 ff.

S. 563. Auswahl aus den Gedichten u. Dramen **Lohensteins,** hg. von F. Bobertag, bei K. Bd. 36; Neudr. des „Ibrahim Bassa" in Tiecks Deutschem Theater, B. 2, S. 275. W. Martin, Der Stil in den Dramen L.s, Diss., Leipz. 1927. A. Kerckhoff, L.s Trauerspiele, mit besonderer Berücksichtigung der Kleopatra, Paderborn 1877; W. A. Passow, L., seine Trauerspiele u. seine Sprache. Meiningen 1852. K. Müller, Beiträge zum Leben (bis 1655) und Dichten (Vergleich beider Fassungen der Kleopatra) C.s v. L., Breslau 1882. Sieh auch zu S. 545.

S. 565. Zu **K. Stieler** vgl. Ed. Schröder in ADB. Bd. 36; A. Köster, Dichter der geharnischten Venus, 1897; J. Bolte, Eine ungedruckte Poetik K. Stielers, SBB. 1926.

S. 566. H. Steger, **J. Chr. Hallmann,** Diss., Weida 1909; K. Kolitz, H.s Dramen, Berlin 1911.

S. 567. Chr. Weises Bäuerischer Machiavellus u. Böse Katharina, hg. von L. Fulda, bei K. Bd. 39; Masaniello, hg. v. R. Petsch, Ndr. 216—218 (1907); Tobias und die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schwalbe, hg. von O. Lachmann in UB.; Regnerus und Ulwilda, hg. von B. v. Unwerth, Breslau 1914. — Zum „niederländischen Bauern" vgl. A. von Weilen, Shakespeares Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung", Frankfurt 1884; J. F. Gaßner, Die Geschichte von dem träumenden Bauern als dramatische Fabel, Wien 1903; P. Blum, Die Geschichte vom träumenden Bauern in der Weltliteratur, Teschen 1908; E. H. Kornemann, Weise als Dramatiker, Marburg 1853; C. Ou. Glaß, W.s Verdienste um die Entwicklung des deutschen Dramas, Progr., Bautzen 1876; Th. Gärtner, Die Zittauer Schulkomödie vor Chr. W., Zittau 1903; H. Schauer, Ch. W.s biblische Dramen, Görlitz 1921; K. Levinstein, W. u. Molière, Berlin 1899; A. Heß, Weises historische Dramen u. ihre Quellen, Rostock 1893. S. auch zu S. 552.

S. 569. Die Lustspiele **Chr. Reuters**, hg. von G. Ellinger, Halle 1890 (Ndr. 90—91), die Singspiele von demselben, Berlin 1888 (NdrB. Serie 1, Nr. 3). — A. Ehrhard, Les comédies de Molière en Allemagne, Paris 1888; A. Elösser, Die älteste deutsche Übersetzung Molièrescher Lustspiele, Berlin 1893; O. Driesen, Der Ursprung des Harlekin, ein kulturgeschichtl. Problem, FM. Bd. 25; X. Flock, Hanswurst, seine Ahnen und Erben, Wien 1892; K. Neuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jhs., Stuttg. 1890; W. Creizenach, Zur Entstehung des neueren deutschen Lustspiels, Halle 1879; C. W. Beaumont, The history of Harlequin, London 1927. Sieh auch zu S. 555. — Zu **Bressand:** R. Raab, Corneille in deutschen Übersetzungen u. auf der Bühne bis Lessing, Heidelberg 1911; W. Creizenach, Die älteste deutsche Übersetzung von Corneilles „Cid", ZvglL. Bd. 13, S. 190; K. H. Schmidt, Corneille u. die deutsche Lit., Beitrag zur Gesch. der deutschen Corneilleübersetzung, Eßlingen 1900; H. Uhlin, Gesch. der Racine-Übersetzungen in der vorklassischen deutschen Lit., Schopfheim 1903.

Zu **S. 570. Ordensdrama,** s. zu S. 448; W. Flemming, Jesuitentheater, NL. 2, 21 ff.; Nagl-Zeidler, Schauspieltätigkeit der Ordensleute, a. a. O. 1, 659 ff.; derf., Alma Benedictina 1, 702 ff.; Das Salzburger Barocktheater, Wien 1924; W. Gerlach, Das Schuldrama des 18. Jhs. (Zf. für die Gesch. der Erziehung u. des Unterr. 5); K. Schiffmann, Drama u. Theater in Oberösterr. bis zum Jahre 1803, Linz a. D. 1905. — Die deutschen **Wandertruppen** in ihrem Gegensatz u. ihrer Versöhnung mit der Literatur behandelt Rud. Genée in „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels" (Kapitel 8—10), Berlin 1882; K. Heine, **Johann Velten,** Diss., Halle 1887 u. Das Schauspiel der deutschen Wanderbühnen vor Gottsched, Halle 1889; E. Speyer, Magister Joh. Velthen u. die sächsischen Hofkomödianten, Neue Heidelberger Jb. 1926; H. A. Lier, Velten, ADB. Bd. 39; über die spanischen, italien. und französ. Dramen der Wandertruppen: ZvglL., Bd. 2 u. 4 u. StvglL. Bd. 1; J. Schwering, Forschungen „Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland", Münster 1895; K. Trautmann, Italienische, französische und deutsche Schauspieler am bayerischen Hofe, JbM. Bd. 1. 2. 3; J. Fr. Löwen, Geschichte des deutschen Theaters (1776), hg. von H. Stümcke, Berlin 1905; K. Weiß, Die Wiener Haupt- und Staatsaktionen, Wien 1854; J. J. Olivier, Comédiens français dans les cours d'Allemagne au 18. siècle, Paris 1904. —

S. 572—574. Zu **Josef Anton Stranitzky** vgl. Nagl-Zeidler 1, 736 ff.; die Lit. über Str. verzeichnet von A. von Weilen in der ADB. Bd. 37, 773 ff.; „Lustige Reißbeschreibung", hg. von R. M. Werner, 1883 (NdrB. 6), Ollapotrida, hg. von demselben 1886 (NdrB. 10); Wiener Haupt- u. Staatsaktionen, hg. von R. Payer von Thurn, Wien 1908—1910, 2 Bde.; vgl. Trutter im Euphor. 19 u. 24; F. Homeyer, Str.s Drama vom heil. Nepomuk, Berlin 1907; M. Enzinger, Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jh., Berlin 1919, 2 Bde. — Zu **G. Prehauser** vgl. Nagl-Zeidler 1, 749, K. Glossy, Wiener Theatergesch. S. 23 ff. — Ferd. Raab, **J. J. F. von Kurz** in Beiträge zur Gesch. des deutschen Theaters im 18. Jh., hg. v. Fritz Raab, Frankf. a. M. 1899. —

S. 574—576. H. M. Schletterer, Die Entstehung der **Oper,** Augsbg. 1873; H. Kretzschmar, Gesch. der Oper, 1919 (mit Angabe von Lit. u. Neudrucken); G. F. Schmidt, Zur Geschichte, Dramaturgie u. Statistik der frühdeutschen Oper (1627—1750) (Zf. für Musikwissensch. 6); Opitzens Übersetzung von Ottavio Rinuccinis „Dafne" wurde von Heinr. Schütz, dem größten deutschen Komponisten des 17. Jhs., vertont und diese erste deutsche Oper wurde zu Torgau 1627 am Hofe des Kurfürsten Joh. Georg I. aufgeführt; vgl. E. H. Müller, Heinrich Schütz, Leipz. 1925; H. M. Schletterer, Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit, 1863; Th. Werner, Oper, NL. 2, 529 ff. mit Lit. — O. Wangemann, Gesch. des **Oratoriums,** 3. A., Leipz. 1882, A. Schering, Geschichte des Oratoriums, Leipz. 1912. — Monographien: über **J. Seb. Bach** von Ph. Spitta, Leipz. 1873—80, 2 Bde., A. Schweitzer, ebda. 1908. Ph. Wolfrum, M. 13. Bd., R. Batka (UB. u. W. Dahms, München 1924; über **G. F. Händel** von F. Chrysander, Leipz. 1858—87, 3 Bde., Leichtentritt, Stuttg. 1924, ADB. Bd. 12 und R. Flower, deutsche Ausg., Leipz. 1925. — über **Ch. F. Henrici** (genannt Picander), vgl. P. Floßmann, Picander, Diss., Leipz. 1899.

6. Der Marinismus.

Französischer und englischer Einfluß.

S. 578. Herrn von **Hofmannswaldau** u. anderer Deutschen (Lohenstein, Neumeister, Mühlpfort u. a.) Gedichte, hg. von B. Neukirch, Leipz. 1695 f., 7 Bde., dazu Euphorion 24. Bd. (1922). Auswahl von Bobertag, bei K. Bd. 36, von F. P. Greve, Leipz. 1907, in W. Müllers Bibliothek der deutschen Dichter des 17. Jhs. 14, Leipz. 1838. — J. Ettlinger, Chr. Hofmann v. H., Halle 1891; R. Ibel, H. v. H., Berlin 1928; M. Jellinek, H.s Heldenbriefe, BVG 4, 1 ff., H. Broßmann, H. v. H., eine Studie über die schwulstige Schreibart, Progr., Leipz. 1900; Briefwechsel mit Harsdörfer, ZvgL.L. Bd. 4; H. Palm, H. v. H. in ADB. Bd. 12; K. Friede, H.s Grabschriften, 1893; P. Hintringer, Sprach- u. textgeschichtl. Studien zu H. v. H., Diss., Breslau 1908; Fr. Mayer, H. v. H. und die franz. Lit., Diss., München 1924; R. Ibel, Studien zur Formkunst H.s v. H., ZfdPh. 51. Bd. (1927).

S. 580. K. H. Wegener, H. A. Freiherr von **Abschatz,** Forschg. zur neuen Litg. 38. Bd. (1910). — E. Schmidt, **H. Mühlpfort** in ADB. 22. Bd. — K. Hofmann, H. M. u. der Einfluß des Hohenliedes auf die zweite schles. Schule, Heidelberg 1893. — R. von Liliencron, D. G. **Morhof** in ADB. 22. Bd., M. Eymer, M. u. sein Polyhistor (Xenia austriaca) 1823; Becker, Kein schön'rer Tod ist in der Welt u. D. G. Morhof, Progr., Neustrelitz 1909.

S. 582. A. Gramsch, **Hofpoeten** im NL. 1, 519 ff., mit Lit.; Ausw. aus den Gedichten von **Canitz** u. **Neukirch** hg. von L. Fulda, bei K. Bd. 39. — **J. U. v. König, Fr. R. v. Canitz,** Biogr. in der Gedichtausgabe 1727; W. Lutz, Canitz, sein Verhältnis zu dem französ. Klassizismus, Diss., München 1887. — Biogr. in Varnhagen v. Ense biogr. Denkm. Bd. 4.

S. 583. E. Schmidt, **Benjamin Neukirch** in ADB. Bd. 23 (1886); W. Dorn, B. N., sein Leben u. seine Werke, 1897; A. Hübscher, Die Dichter der Neukirchschen Sammlung, Euphor. 24. u. 26. Bd. (1923 u. 1925).

S. 585. W. Haertel, **Joh. von Besser** als Hofdichter, Diss., Heidelberg 1911; Biogr. in K. A. Varnhagen von Ense biogr. Denkmälern 4. Bd., 2. A., 1846. — M. Rosenmüller, **J. U. v. König,** Leipz. 1896; E. Schmidt, J. U. v. K., in ADB. 16. Bd. (1882).

S. 586. Zu **K. G. Heräus** vgl. W. Heräus, Gesch. der Familie H., 1910; zu **J. B. Pietsch** vgl. M. v. Waldberg, J. B. Pietsch in ADB. 26. Bd. (1888); J. Hülle, J. B. P., Leben u. Werke in FM. 50. Bd., 1916. — **Joh. Christian Günther,** hg. v. W. Müller, Leipz. 1827; Ausw. von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

J. Tittmann, DD. Bd. 6, Leipz., von L. Fulda, bei K. Bd. 38, von B. Litzmann (UB.), von W. v. Scholz, Strophen, Leipz. 1902, B. Maydorn u. A. Hoffmann, Schweidnitz 1912, Lenorenlieder von E. Höfer in JB.; am vollständigsten die 6. Aufl. der „Gedichte", Breslau 1764; eine histor.-krit. Ausgabe der gesamm. Werke von W. Kramer, Leipz. 1931. — G.s Tagebücher, hg. in der ganz apologetischen Biogr. von A. Heyer, Leipz. 1909; Biogr. von O. Roquette, Stuttg. 1860, G. K. Wittig, Jubiläumsschr. zum 200. Geburtstag G.s, Striegau 1895; derf., J. Chr. G., ein Beitrag zu seiner Charakteristik, Jauer 1909; K. Enders, Zeitfolge der Gedichte und Briefe G.s, Dortmund 1904; A. Hoffmann, Deutsche Dichter im schlesischen Gebirg, Warmbrunn 1897; derf., Die Wahrheit über Chr. G.s Lenore, Breslau 1925; derf., G.s Schulzeit und Liebesfrühling, Jauer 1908; J. Klewitz, Die Natur in G.s Lyrik, Jena 1911; beachtenswert auch Hoffmann von Fallersleben, J. Chr. G., ein literarhist. Versuch, 1832; u. M. Kalbeck (Wien), Neue Beiträge zur Biogr. des Dichters J. Chr. G., 1879.

S. 588. Markgraf, **Daniel Stoppe** in ADB. 36. Bd. (1893); G. Schoppe, Beiträge zum schlesischen Wörterb., vornehmlich aus D. St.s Gedichten, Mitteilg. der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 24. Jg. 1923. — **Chr. Wernickes** Gedichte in vollständiger, kritischer Ausgabe von R. Pechel, Berlin 1909 (Pal. Bd. 71); Wernickes Überschriften, hg. von J. J. Bodmer, Zürich 1763, Ausw. von L. Fulda, bei K. Bd. 39. — J. Elias, Chr. Wernicke, Diss., München 1888; E. Schmidt, Chr. W., ADB. Bd. 42 (1897); D. Neufeld, Ch. Wernicke u. die literar. Versfatire in der ersten Hälfte des 18. Jhs., Diss., Jena 1922. F. Wehl, Hamburgs Literaturleben im 18. Jh., Leipz. 1856. —

S. 589. J. Elias, **Chr. H. Postel,** in ADB. 26. Bd. (1888). — H. Vogel, **C. F. Hunold,** sein Leben und seine Werke, Diss., Leipz. 1897; W. Creizenach, C. F. H., ADB. 13. Bd. (1881); Geheime Nachrichten u. Briefe von Menantes' (Pfend. für Hunold) Leben u. Schriften, 1731.

S. 590. M. Koch, über die **Beziehungen der englischen Lit. zur deutschen im 18. Jh.,** Leipz. 1883; O. Seidensticker, Relations of english to german literature in the 18. century, Poetlore Bd. 2 u. 169, London 1890; Th. Vetter, Zürich als Vermittlerin englischer Lit. zur deutschen im 18. Jh., Zürich 1891; L. M. Price, English-german literary influences. Bibliography and survey, Berkeley 1919—20, 2 Bde. Spiridion Wukadinowic, Prior in Deutschld., StGr. Heft 14; R. Maack, über Popes Einfluß auf die Idylle und das Lehrgedicht in Deutschld., Hambg. 1895; Lessing und Mendelssohn, Pope, ein Metaphysiker! Danzig 1755; Knut Gjerset, Der Einfluß von Thomsons Jahreszeiten auf die deutsche Lit. des 18. Jhs., Heidelberg 1898. — **Naturgefühl.** A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im MA. u. in der Neuzeit, Leipz. 1888, ergänzt von Biese, ZvgL. Bd. 7. u. 11; C. Hense, Naturgefühl in alter und neuer Poesie, ZvgL., N. F. Bd. 1; E. Hoffmann-Krayer, Die Entwicklung des Naturgefühls in deutscher Dichtung u. Kunst, StvgL. Bd. 1; W. Götz, Deutsch-schweizerische Dichter und das moderne Naturgefühl, Stuttg. 1887; Fr. Kammerer, Studien zur Gesch. des Landschaftsgefühls in der deutschen Dichtung des frühen 18. Jhs., Berlin 1910.

S. 591. Ausw. aus **B. H. Brockes'** Dichtungen v. L. Fulda, bei K. Bd. 39; Der Schöpfungsgarten, Gedichte, ausgewählt u. eingeleitet von R. v. Delius, Braunschweig 1917 u. W. Fraenger, Hannover 1920; Ausw. aus Ird. Vergnügen von H. Stiehler in UB. — A. Brandl, B. H. Br., Innsbruck 1878; Selbstbiogr., hg. von Lappenberg in Zs. des Vereins für hamburg. Gesch., 1847, Bd. 2; D. Fr. Strauß, Brockes und Reimarus (Ges. Schr. 2. Bd.), 1876; O. Janssen, Naturempfinden u. Naturgefühl bei Brockes, Diss., Bonn 1907; F. v. Manikowsky, Die Welt- u. Lebensanschauung in dem Irdischen Vergnügen von Brockes, 1914.

S. 593. Gesamtausgabe von **Hagedorns** Werken mit Briefen und Biogr., von J. J. Eschenburg, 5 Bde., Hambg. 1800; Sämtl. poet. Werke in UB., Ausw. von F. Muncker, bei K. Bd. 45, „Versuch einiger Gedichte", hg. von A. Sauer, DD. 10 (1883), Briefe der Mutter Anna Maria an ihren jüngeren Sohn Chr. Ludwig, hg. von B. Litzmann, Hambg. 1885. — H. Schuster, Hagedorn u. seine Bedeutung für die deutsche Lit., Leipz. 1882; W. Eigenbrodt, H. u. die Erzählung in Reimversen, Berlin 1884; H. Badstübner, Fr. v. H.s Jugendgedichte, Wien 1904; St. List, H. und die antike Lit., Diss., München 1909; H. Stierling, Leben u. Bildnisse H.s, Hambg. 1911; G. Witkowski, Die Vorläufer der anakreont. Dichtung u. H., Leipz. 1889; F. Pomezny, Grazie u. Grazien in der deutschen Lit. des 18. Jhs., Hamburg 1901; B. R. Coffmann, The influence of English literature on F. v. Hagedorn, Modern Philology 12, 13 (1916); Kl. Bäumker, Zur Fabel von H.s munterem Seifensieder, ZvgL. Bd. 9, S. 134; W. Creizenach, Fr. H., in ADB. 10. Bd. (1879); F. L. Meinhold, H.s Gedanken von sittlicher u. geistiger Freiheit.

S. 595. W. Wackernagel, **K. Fr. Drollinger** (akad. Festrede), Kleine Schr. B. 2, 428 (1841); Th. Löhlein, K. Fr. Dr., 1873; Dr.s Gedichte mit J. Sprengs Gedächtnisrede, Basel 1743.

S. 597. Hallers Gedichte mit Briefen u. biogr.-literargeschichtl. Einl. hg. von L. Hirzel, Frauenfeld 1882 u. von H. Mayne mit Biogr., Leipz. 1923; in Auswahl von A. Frey, bei K. Bd. 41, Reisetagebücher, hg. von L. Hirzel, Leipz. 1883, ungedr. Briefe u. Gedichte, hg. von E. Bodemann, Hannover 1885, Sammlg. kleinerer Schr., Bern 1772, 2 Bde.; Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller u. sich selbst, Bern 1787, 2 Bde.; Briefwechsel mit E. F. von Gemmingen, hg. von H. Fischer (LB. 219), 1899, Briefe an J. Gesner u. H. E. Sigerist, Abhandlungen der Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, 1923. — A. Frey, H. u. seine Bedeutung für d. deutsche Lit., Leipz. 1879; F. Vetter, Der junge H. 1728—1738, Bern 1909; M. Widmann, H.s Staatsromane u. H.s Bedeutung als polit. Schriftsteller, Biel 1893, H. E. Jenny, H. als Philosoph, Breslau 1902; O. v. Greyerz, H. als Dichter, Dresden 1902. A. Weese, H. als Physiologe, Archiv f. die Gesch. der Medizin 6; A. Ischer, H. u. das klassische Altertum, Bern 1928; K. Zagaweski, H.s Dichtersprache, Straßbg. 1909 (QuF. 105); E. Schmidt, A. v. H., Charakteristiken 1. Bd., 2. A., 1902; G. Bondi, H.s philosophische Gedichte, 1891; Gg. Bondi, Das Verhältnis von H.s philosoph. Gedichten zur Philosophie seiner Zeit, Leipz. 1891. H. Kösslin, H.s Sprache, 1892; M. Haller, H. als religiöse Persönlichkeit, 1909; Fr. Mayer, Beiträge zur Biogr. A. v. H.s, Diss., München 1916. Vgl. auch H. E. Jenny, Die Alpendichtung der deutschen Schweiz, ein literarhist. Versuch, Bern 1905; K. Hartmann, Fr. Kasimir v. Creuz u. seine Dichtungen, Leipz. 1890 (handelt über H.s Nachahmer).

S. 601. E. Milberg, Die **moralischen Wochenschriften** des 18. Jhs., Meißen 1880; M. Kawczynski, Verzeichnis der englischen, deutschen, französischen moralischen Zeitschriften, Leipz. 1880; L. Keller, Die deutschen Gesellschaften des 18. Jhs. u. die m. W., Berlin 1900 (Vorträge aus der Comeniusgesellsch. Bd. 8, H. 2); O. Lehmann, Die deutschen m. W. des 18. Jhs. als pädagogische Reformschr., Leipz. 1893; L. E. Hallberg, Les Revues Allemandes au 18. siècle, Toulouse 1885; H. Lachmanski, Die deutschen Frauenzeitschr. des 18. Jhs., Berlin 1900; E. Umbach, Die deutschen m. W. und der Spectator, Diss., Straßbg. 1911; M. Stecher, Die Erziehungsbestrebungen der m. W., Langensalza 1914; A. Hegnauer, Einfluß von Addisons Cato auf die dramat. Lit. Englands und des Kontinents, Diss., Zürich 1912; K. Jacoby, Die ersten m. W. Hamburgs am Anfang des 18. Jhs., Progr. Hamburg 1888.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

7. Sieg der englischen Kunstanschauung über den französischen Klassizismus. Die Schweizer und Gottsched.

S. 603. ff. Proben aus **Bodmers u. Breitingers** Schriften, hg. von J. Crueger, bei K. 42; Bodmers Discourse der Mahlern, hg. von Th. Vetter, Frauenfeld 1891, der auch die Chronik der Gesellsch. der Mahler, Frauenfeld 1887 herausgab; Bodmers Vier kritische Gedichte, eine Art von Litg. in Versen u. seine Übertragung der Äschyleischen Perser auf Karl von Burgund, DLD. Nr. 12 und 9; Bodmers Tagebuch 1752—1762, hg. von Bächtold, Zürich 1860; Briefwechsel Bodmers mit Frh. v. Gemmingen, LW. Bd. 19. — Sorgfältige Bodmer-Bibliogr. bei Bächtold, Gesch. der deutsch. Lit. i. d. Schw., Frauenfeld 1892, S. 312; derf., Die Verdienste der Züricher um die deutsche Psychologie u. Litg.; Literar. Bilder aus Zürichs Vergangenheit, Frauenfeld 1899; Denkschrift zum 200. Geburtstag Bodmers, Zürich 1900, mit Bibliogr. von Vetter; W. Wackernagel, Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Lit., Basel 1833; H. Schöffler, Das literarische Zürich 1700—1750, Leipz. 1925; J. K. Mörikofer, Die schweizerische Lit. des 18. Jhs., Leipz. 1861; derf. J. J. Bodmer, ADB. 3. Bd. (1876); G. de Reynold, Histoire littéraire de la Suisse au 18e siècle, Bodmer et l'école suisse, Lausanne 1912; S. Hildebrand, Die Discourse der Mahlern, Diff., Upsala 1923; G. F. Stäudlin, Briefe berühmter edler Deutscher an Bodmer, 1794; F. Braitmaier, Gesch. der poetischen Theorie u. Kritik von den Discoursen der Maler bis auf Lessing, Frauenfeld 1888—89, 2 Bde.; Fr. Servaes, Die Poetik Gottscheds u. der Schweizer (QuF. 60), Straßbg. 1887; E. Meißner, Bodmer als Parodist, 1904; R. Berosta, Der Phantasiebegriff bei Bodmer u. Breitinger, Gym. Progr., Wien 1908; Fr. Budde, Wieland u. Bodmer, Pal. 81. Bd. (1910); A. A. Willi, Bodmer u. das mhd. Epos, Diff., München 1923; Th. Vetter, Der Spektator als Quelle der Diskourse, Frauenfeld 1887; O. v. Greyerz, Schweizerische Dichtung, RL. 3, 219.

S. 605 ff. H. G. Schulze, **Miltons** verlorenes Paradies in deutschem Gewand, Diff., Bonn 1928; E. Pizzo, Miltons verlorenes Paradies im deutschen Urteil des 18. Jhs., Berlin 1914; G. Jenny, M.s v. Parad. i. d. deutschen Lit. des 18. Jhs., St. Gallen 1890; J. Bolte, Die ältesten Verdeutschungen Miltons, ZvglL., N. F., Bd. 1, 426 ff. M.s v. P., deutsch von S. Bürde, 1793, von A. Böttger, 1846, 2. A. 1899 u. a. — **Gottscheds** gesammelte Schriften, Ausg. der Gottsched-Gesellsch., Leipz. 1911 ff., 16 Bde. Der sterbende Cato u. Cato-Parodie, hg. von J. Crueger bei K. Bd. 42; Cato auch in UB. — Th. W. Danzel, G. u. seine Zeit, Leipz. 1848; M. Bernays, G., ADB. 9. Bd. (1879); M. Koch, G. u. die Reform der deutsch. Lit. im 18. Jh., Hambg. 1887; F. Braitmeier, Die poet. Theorie G.s u. der Schweizer, Tübingen 1879; G. Krause, G. v. Flottwell, 1893, erzählt die Begründung der deutschen Gesellschaft; E. Wolff, G.s Stellung im deutschen Bildungsleben, Kiel 1895—97, 2 Bde., G.s Bemühungen um Sprache u. Aufklärung, seine Beziehungen zu Frauen u. einzelnen deutschen Städten; G. Waniek, G. u. die deutsche Lit. seiner Zeit, Leipz. 1897; E. Reichel, Ein Gottsched-Denkmal, 1900, derf., Gottsched der Deutsche, Berlin 1901; derf. Kleines Gottsched-Wörterbuch, 1902; derf. Gottsched, Biogr., 2 Bde., 1908—12; derf., Kleine Gottsched-Halle, Jahrb. der Gottsched-Gesellsch. 1909 ff.; Fr. Kluge handelt in den „Sprachgeschichtl. Aufsätzen von Luther bis Lessing", 4. A., Straßbg. 1904, über G.s Förderung der nhd. Sprache; K. Burdach, Universelle, nationale u. landschaftliche Triebe der deutschen Schriftsprache im Zeitalter Gottscheds (Festschrift für A. Sauer), 1925; A. Römer, G.s pädagogische Ideen, ein Beitrag zur Würdigung G.s, Halle 1912; O. Wichmann, G.s Benützung der Boileauschen art poétique in seiner kritischen Dichtkunst, Berlin 1879; K. Blanck, Der französische Einfluß im 2. Teil von G.s kritischer Dichtkunst, Diff., München 1910; G. Witkowski, Gesch. des literarischen Lebens in Leipzig, Leipz. 1909; F. Neumann, G. und die Leipziger deutsche Gesellschaft (Archiv für Kulturgesch. 18), Leipz. 1927; E. Kriesbach, Die Trauerspiele in G.s „Deutscher Schaubühne u. ihr Verhältnis zur Dramaturgie und zum Theater ihrer Zeit, Halle 1928; F. Braitmaier, über die Schätzung Homers u. Virgils von Scaliger bis Herder, Tübingen 1886. E. Lichtenstein, G.s Ausgabe von Bayles Dictionnaire, Heidelberg 1915; K. Holl, Gesch. des deutschen Lustspiels, Leipz. 1923, S. 119 ff.; G. Belouin, De Gottsched à Lessing. Etudes sur les commencements du théatre moderne en Allemagne 1724—1760, Paris 1909.

S. 613. F. J. von Reden-Esbeck, **Karoline Neuber** und ihre Zeitgenossen, Leipz. 1881; Friederika Karoline Neuberin, Ein deutsches Vorspiel, hg. von A. Richter, Berlin 1887 (DLD. 63); K. Holl, Zur Gesch. der Lustspieltheorie von Aristoteles bis Gottsched, Lit.-hist. Forschg., hg. von Schick u. Waldberg 44 (1911). — Chr. H. Schmids Chronologie des deutschen Theaters (1775). ThG. Bd. 1; R. Prölß, Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850, Leipz. 1900; J. F. Löwens Gesch. des deutschen Theaters (1766), hg. von H. Stümcke, Berlin 1905; John Schikowski, Die Entwicklung der deutschen Bühnenkunst, Leipz. 1905; über die Gottsched-Neuberſche Schule vgl. E. Devrient, Gesch. der deutschen Schauspielkunst, Berlin 1905, 2. Bd. 91. 162

S. 615. Die Lustspiele der **Frau Gottsched,** hg. von R. Buchwald u. A. Köster, 2 Bde., Leipz. 1908; Das Testament, hg. von J. Crueger, bei K. Bd. 42. — P. Schlenther, Frau Gottsched u. die bürgerl. Komödie, Berlin 1886; W. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels, Halle 1879; K. Holl, a. a. O. S. 136 ff.; Die „Kleineren Gedichte", „Briefe" und Biogr. der Frau Gottsched, hg. von ihrem Gatwer, Dresden 1771—1772, 3 Bde. — E. Mentzel, Frau Gottscheds Einfluß auf die Frankfurter Bühne, Frankfurter Didaskalia 1887, Nr. 52—107.

S. 617. F. Ulbrich, Die Belustigungen des Verstandes und Witzes, Leipz. 1911.

S. 618. „Das Vorspiel" **Joh. Rosts,** hg. von F. Ulbrich, Berlin 1910, DLD. 142. — G. Wahl, J. Chr. Rost, Leipz. 1902. — **Ph. Haffners** gesammelte Schriften. Mit einer Vorrede und Anmerkungen, vorzüglich über die österr. Mundart, 3 Bde., Wien 1812. — über Haffner vgl. Wurzbach, biogr. Lexikon (J. B. Wallishauser); Nagl-Zeidler 1, 767 ff. Schon 1782 erschien eine Sammlung „aller" seiner Lustspiele. — **P. Maurus Lindemayrs** Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart, von Verehrern seiner Muse gesammelt, Linz 1822; P. Pius Schmieder, Maurus L.s Sämtliche Dichtungen in ob der ennsischer Volksmundart, mit einer biogr.-literar. Einleitung u. einem kurz gefaßten Idiotikon, Linz 1875; ferner vgl. Wurzbach, biogr. Lexikon u. Greistorfer, Die oberösterr. Dialektdichter, Progr., Linz 1863, Nagl-Zeidler 1, 760 ff.

S. 623. Neudruck von **Baumgartens** Meditationes, besorgt von Benedetto Croce, Neapel 1900; — A. Riemann, Die Ästhetik Baumgartens, Halle 1928; vgl. ADB. Bd. 2, 158. — Zu **J. G. Sulzer** J. Leo, J. G. Sulzer u. die Entstehung seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, Berlin 1906. ADB. Bd. 37, 141. — M. Schenker, **Charles Batteux** und seine Nachahmungstheorie in Deutschland UNF. Bd. 2.

8. Die sächsischen Dichter.

S. 628. Bremer Beiträge hg. v. F. Muncker, bei K., Bd. 43. 44. — A. Blümcke, Beiträge zur Kenntnis der Lyrik **Cramers,** Greifswald 1910; ADB., Bd. 4.

S. 629. J. Barnstorff, Youngs Nachtgedanken von **J. A. Ebert** übersetzt u. ihr Einfluß auf die deutsche Lit., Bamberg 1805; J. L. Kind, Young in Germany, New York 1902. — ADB. Bd. 5 (W. Creizenach). — K. Schüddekopf, J. A. Ebert und der Braunschweiger Hof (Braun-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schweiger Magazin), 1895; R. Dorn, E.'s literarische Wirksamkeit, Diss., Heidelberg 1919.

S. 630. H. Bieler **J. Adolf Schlegels** poet. Theorie in ihrem historischen Zusammenhange untersucht, Berlin 1912 (Pal. Bd. 114); ADB., Bd. 31 (Bertheau). — **Johann Elias Schlegels** Werke, 5 Bde., Kopenhagen u. Leipz. 1764—1770; J. E. Sch.s ästhetische u. dramaturgische Schriften mit ausgedehnten Nachweisen der französischen Quellen, hg. von J. von Antoniewicz, Heilbronn 1887 (DLD. 26); Die stumme Schönheit, hg. von L. M. Price, New York 1924. — W. Mühleisen, Französische Vorbilder von Schlegels „stummer Schönheit" StvglL. Bd. 8, S. 444; K. Holl, Schl.s Komödientheorie, a. a. O. 145 ff.; E. Wolff, J. E. Schlegel, Berlin 1889; ADB. Bd. 3 (Antoniewicz); J. Rentsch, Schl. als Trauerspieldichter, mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched, Leipz. 1890; F. Mayer, Ein Vorläufer Lessings, Progr., Oberhollabrunn, 1869; B. J. Vos, J. E. Schl.s „Die stumme Schönheit" (Modern Language Notes 39. Bd.), 1924; H. Bünnemann, J. E. Sch. und Wieland als Bearbeiter antiker Tragödien, Leipz. 1928; G. Paul, Die Veranlassung u. die Quellen von Sch.s Canut, Diss., Gießen 1915.

S. 634. R. Prutz, L. **Holberg,** sein Leben u. seine Schriften, 1857; derf., Übersetzung von H.s Komödien, 2 Bde., Bibliogr. Institut; G. Brandes, L. H. u. seine Zeitgenossen, Berlin 1885; O. J. Campbell, The comedies of Holberg, Cambridge 1914; P. Schlenther, Holberg u. Deutschld., Dänische Schaubühne Bd. 1, 74—123, Berlin 1888.

S. 635. Zu **K. W. v. Borks** Shakespeare-Übersetzung vgl. W. Pätov, Die erste metrische, deutsche Shakesp.-Übersetzung in ihrer Stellung zu ihrer Literaturperiode, Rostock 1892; M. Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeare-Motive im 18. Jhdt. u. im Zeitalter der Romantik, U. Heft 12.

S. 636. Der **Bookesbeutel,** hg. von F. Heitmüller, DLD. 56. — Wittekindt, **J. Ch. Krüger,** sein Leben u. seine Werke, Berlin 1898. — V. Golubew, Marivaux' Lustspiele in deutschen Übersetzungen des 18. Jhs., Heidelberg 1904.

S. 636. G. W. Rabeners Sämtliche Werke u. Briefe, hg. von E. Ortlepp, 4 Bde., Stuttg. 1839, ausgewählte Satiren, Leipz. 1888 (Foch), u. in Hendels Gesamtlit. — V. Hartung, Die deutschen moralischen Wochenschriften als Vorbild Rabeners, Halle 1911; J. Mühlhaus, G. W. R., Diss., Marburg 1908; K. Kühne, Studien über den Moralsatiriker G. W. R., Diss., Berlin 1914; G. Gelderbloom, Die Charaktertypen Theophrasts, Labruyeres, Gellerts u. Rabeners GNM. 14; ADB. Bd. 27 (D. Jacoby); M. Hoffmann, Gesellschaftsideale u. Gesellschaftskritik in den Satiren R.s', Diss., Halle 1924.

S. 638. Chr. L. Liscows Sämtl. satirische Schriften, hg. von K. Müchler, Berlin 1806, 3 Bde., Auswahl von A. Holder, Halle 1901; Lob der schlechten Schriftsteller in UB. — V. Litzmann, L. in seiner literarischen Laufbahn, Hamburg 1883; P. Richter, Rabener u. L., Dresden 1884; G. C. F. Lisch, Chr. L. Liscows Leben, Schwerin 1895; ADB. Bd. 18 (E. Schmidt); K. Schröder, Zu L.s Leben, Euphor. 13. Bd. 1906.

S. 639. Kästners gesamte poetische u. prosaische schönwissenschaftl. Werke, Berlin 1841, 4 Bde., Auswahl von J. Minor, bei K., Bd. 73 und E. Leyden (UB.); Briefe 1745—1800, Berlin 1912; — G Wahl, **Kästners** Selbstbiogr., Hannover 1909; K. Becker, K.s Epigramme, Halle 1911, W. Suchier, K.s lateinische Jugendgedichte, Euphor. 18. 22; O. Jürgens, K.s Tagebücher in den Hannoverschen Geschichtsblättern 26; ADB. Bd. 15.

S. 640. Zachariäs Poetische Schriften, Braunschweig 1763—1765, 9 Bde., hinterlassene Schriften mit Lebensbeschreibung von J. Eschenburg, Braunschweig 1781, zwei polemische Gedichte von 1754 bis 1755, hg. von Latendorf, DLD. Nr. 127, Der Renommist, MB. Nr. 173 und in UB. — H. Zimmer, Z. u. sein Renommist, Leipz. 1892; E. Petzel, Die deutschen Nachahmungen des Popeschen Lockenraubes ZfvglL., Bd. 4; P. Zimmermann, Z. in Braunschweig, Wolfenbüttel 1896; O. H. Kirchgeorg, Zachariäs dichterische Entwicklung, Diss., Greifswald 1904; ADB. Bd. 44 (K. Schüddekopf); J. Gaßner, über Zachariäs Fabeln u. Erzählungen in B. Waldis' Manier, Progr., Loeben 1906.

S. 641 ff. Gellerts Sämtliche Schriften, hg. von J. L. Klee, Berlin 1867, 10 Bde., Fabeln u. geistliche Dichtungen von F. Muncker, bei K., Bd. 43; Fabeln, Erzählungen, geistl. Lieder und moralische Gedichte, hg. von A. Lindner, 2 Bde. (Hempel), Dichtungen mit Proben aus den Moralischen Vorlesungen u. Briefen, hg. von A. Schullerus MKl., Poetische Werke, hg. von F. Behrend, Berlin 1910, auch in UB. und MB. — G.s Leben schrieb sein Freund J. A. Cramer, Leipz. 1774, E. Michael, Chr. F. Gellert, Leipz. 1917, C. Schmidt, Ch. F. Gellert, ADB. 8. Bd., W. Eiermann, G.s Briefstil, Leipz. 1912; (Teutonia Bd. 23); H. Handwerk machte Studien über G.s Fabelstil, Marburg 1891, Gg. Ellinger über die Fabeln und Erzählungen, Berlin 1895; R. Nedden, Quellenstudien zu G.s Fabeln u. Erzählungen, Leipz. 1899; M. Schneiderwirth, G. als Liederdichter u. die katholischen Gesangbücher, Münster 1909 (FF. Bd. 1, H. 1); H. Rust, G.s Frömmigkeit (Theolog. Studien u. Kritiken 91); F. Brüggemann, G.s „Schwedische Gräfin", Aachen 1925; W. Haynel, G.s Lustspiele, Diss., Leipz. 1896; K. O. Frenzel, G.s religiöses Wirken, 1894; J. Coym, G.s Lustspiele, ein Beitrag zur Entwicklungsgesch. des deutschen Lustspiels, Berlin 1898 (Pal. Bd. 2); Th. Dobbmann, Die Technik der Gellertschen Lustspiele, Progr., Freiburg 1901; K. Holl, a. a. O., 158 ff. R. Richter, Der Stil in den Fabeln bei G. u. Lichtwer, Progr., Wien 1907; E. Kretzschmar, G. als Romanschriftst., 1909; E. Höhler, G.s Moralische Vorlesungen, Diss., Heidelberg 1917; M. Dorn, Der Tugendbegriff G.s auf der Grundlage des Tugendbegriffes der Zeit, Diss., Greifswald 1919.

S. 646. Schriften von **Lichtwer,** hg. von E. L. M. Pott, 1828; eine Auswahl aus **Lichtwer** u. **Pfeffel** von J. Minor, bei K., Bd. 73, auch in UB. — E. Erasmus, Lichtwer u. seine Fabeln, Berlin 1927; ADB., Bd. 8; J. M. Bopp, G. K. Pfeffel als Prosaschriftsteller, Straßbg. 1917.

S. 647. H. Wartmann, **L. Meyer von Knonau,** Züricher Taschenbuch 1918.

9. Der hallesche oder preußische Dichterkreis.

S. 648. Pyra-Langes freundschaftliche Lieder, hg. von A. Sauer, DLD. Nr. 22; Sammlung gelehrter u. freundschaftlicher Briefe, Halle 1769—1770, 2 Bde. — G. Waniek, Pyra u. sein Einfluß auf die deutsche Lit. des 18. Jhs., Leipz. 1882; E. Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance, Leipz. 1906; L. Marcus, Die Opposition gegen den Reim zu Beginn des 18. Jhs., Progr., Lundenburg 1905—1906.

S. 649. Anakreontiker u. preußisch patriotische Lyriker (Hagedorn, Gleim, Uz, E. v. Kleist, Ramler, Karschin), hg. von F. Muncker, bei K., Bd. 45. — F. Powezny, Grazie u. Grazien in der deutschen Lit. des 18. Jhs., Hamburg 1900; A. Pick, Studien zu den deutschen Anakreontikern des 18. Jhs. StvglL. Bd. 7 u. 9; F. Ansfeld, Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jhs., ihre Beziehungen zur französischen u. zur antiken Lyrik, Straßbg. 1907; G. Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschld. und F. v. Hagedorn, ZvglL. Bd. 3. Th. Feigel, Vom Wesen der Anakreontik u. ihrem Verlauf im Halberstädter Dichterkreis, Diss., Marburg 1907; E. Merker in NL. 1, 40 ff. mit Lit.

S. 650. Gleims sämtliche Werke, hg. von W. Körte, Halberstadt 1811—1813, 7 Bde., dazu 8. Bd., Leipz. 1841; Auswahl von F. Muncker, bei K., Bd. 45 und in UB.; Briefwechsel mit Jacobi, Berlin 1768, mit Heinse, hg. von K. Schüddekopf, Weimar 1894—1895, 2 Bde., mit Ramler, LB. Bde. 242 u. 244, mit Uz, LB. Bd. 218; Preußische Kriegslieder von einem Grenadier, hg. von A. Sauer, Heilbronn 1882 (DLD. 4). — v. Kozlowski, Gleim u. die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Klassiker Goethe, Schiller, Herder, Halle 1906; G. Koch, Gl.s scherzhafte Lieder u. die sogenannten Anakreonten, Jena 1894; Gl. als Anakreonübersetzer und seine französischen Vorlagen, StvglL. Bd. 4; Ramlers lateinische Übersetzungen aus Gl.s scherzhaften Liedern, hg. von A. Pick, StvglL. Bd. 14; K. Becker, G. der Grenadier u. seine Freunde, Halberstadt 1919; B. Hirzel, J. C. Hirzel der ältere u. seine Freundschaft mit Gl. (Neujahrsblatt der Zentralbibl. Zürich auf 1917); W. Körte, J. B. L. Gleims Leben, Halberstadt 1811; F. Ausfeld, Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jhs., Straßburg 1907 (QuF. 101); J. Pawel, G., der Freund u. Dichter der Jugend, Progr., Wien 1894. B. Hofmann, G. als Epistolograph u. seine französischen Vorbilder, Diss., München 1920; Nadler 2, 455 ff.; W. Creizenach, J. W. L. Gl., ADB. 9. Bd. (1879); R. Weinmann, G. als Erneuerer des altdeutschen Minnesangs, Diss., Erlangen 1920.

S. 654. Uz, Sämtliche poetische Werke, hg. von A. Sauer, Heilbronn 1890, DLD. 33—38, Auswahl von F. Muncker, bei K., Bd. 45. — C. Petzet, J. P. U., Ansbach 1896; derf., Uz's „Sieg des Liebesgottes"; derf., Der Einfluß der Anakreontik und Horazens auf Uz, ZvglL., Bde. 4, 6, 10; H. Feuerbach, Uz u. Cronegk, zwei fränkische Dichter, Leipz. 1866; A. Hümann, J. P. U. 1896; ADB. Bd. 39.

S. 656. Die Gedichte **Götzens,** hg. von K. Schüddekopf, Stuttg. 1893 (DLD. 42). — ADB., Bd. 10; H. Hahn, J. N. Götz, Progr., Birkenfeld 1889.

S. 658. Biogr. von Göckingk in **„Ramlers** poetische Werke", Berlin 1925, 2 Bde. u. Petrich in ADB. Bd. 27; K. Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, Diss., Wolfenbüttel 1886; A. Pick, über R.s Odentheorie, Leipz. 1887.

S. 660. Willamows sämtliche Schriften, 1 Bd. 1779. — D. Jacoby, J. G. W. ADB. Bd. 43 (1898). — Die Gedichte der **Karsch,** hg. von ihrer Tochter C. L. v. Klencke 1792—1797. — Th. Heinze, Die Karschin, 1866; H. Palm, A. L. K., ADB. Bd. 15 (1872); A. Kohut, Die deutsche Sappho, ein Literatur- und Kulturbild aus der Zeit Friedrichs d. Gr., Dresden 1887; M. Koch, Die K., in Ersch' u. Grubers Enzyklopädie, Bd. 36.

S. 661. Ewald von Kleists Werke, kritisch hg. von A. Sauer, Berlin 1881 (Hempel) 3 Bde., mit Briefen und sehr guter Einl., Auswahl in UB.; ältere Ausgaben der Werke Kl.s': von K. W. Ramler, 2 Bde., 1760, von W. Körte, 2 Bde., 1803. — P. Schwarze, E. Chr. v. Kl., ADB., 16. Bd. (1882); A. Chuquet, De E. Kleistii vita et scriptis, Paris 1887, französisch in des Verfs. Etudes de littérature allemande, Paris 1902; van Haag, Kl. als Idyllendichter, Progr., Rheydt 1889.

S. 664. Ewald v. Kl.s Singgedichte, hg. v. G. Ellinger, Berliner Neudr. I, 4.

S. 666. Salomon Geßners Schriften, hg. von J. L. Klee, Zürich 1841, 2 Bde., Auswahl von A. Frey, bei K. Bd. 41, W. Vesper, München 1907 u. H. Hesse, Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 2. Bd., 1922. — J. J. Hottinger, S. G., 1796; H. Wölfflin, S. G., Frauenfeld 1889; H. Bergmann, S. G., München 1913; W. Creizenach, S. G., ADB., Bd. 9 (1879); H. Henkel über rhythmische Prosa in der deutschen Dichtung des 18. Jhs., ZDU., Bd. 12; H. Broglie, Die französische Hirtendichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. in ihrem Verhältnis zu Geßner; Idylle und Conte champêtre, Leipz. 1903; B. Reed, The influence of Gessner upon English literature, Philadelphia 1905; P. van Tieghem, Les idylles de G. et le rêve pastoral dans le préromantisme européen (Revue 4); G. Schneider, über das Wesen u. den Entwicklungsgang d. Idylle, Hambg. 1893; G. Eskupe, Zur Geschichte der deutschen Idyllendichtung, Siegen 1894; W. Nagel, Die deutsche Idylle im 18. Jh., Zürich 1889; R. Maack, über Popes Einfluß auf die Idylle u. das Lehrgedicht in Deutschld., Hamburg 1895; O. Netolicka, Schäferdichtung u. Poetik im 18. Jh., Jena 1889; Fr. Rühle, Das deutsche Schäferspiel des 18. Jhs., Halle 1885.

Achte Periode.

Das Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution. Die Entwicklung der deutschen Literatur zur Blüte.

1. Klopstock.

S. 674. Klopstocks Sämtliche Werke, Leipz. 1844—1845, 10 Bde., Stuttgart, 2. A. 1851—1855, 10 Bde., Auswahl von A. L. Bach, Stuttg. 1876, 6 Bde.), R. Boxberger, Berlin 1877—1879 (Hempel), 6 Bde., R. Hamel, bei K. Bde. 46—48, F. Muncker, Stuttg. CBdW. 4 Bde., O. Hellinghaus, BdKl. (Herder) 1 Bd.— Gesamtausg. d. Oden v. F. Muncker u. J. Pawel, Stuttg. 1889, 2 Bde.; Ausw. mit Erläuterungen von Düntzer, Leipz. 3. A. 1887, Messias u. Oden mit Erläuterungen, hg. von K. Kinzel, Halle 1908; „Der Tod Adams", mit ausführl. Nachwort, hg. von F. Strich, Freiburg i. B. 1924; Oden der Leipziger Periode und Wingolf, hg. von J. Pawel, Wien 1880 und 1882; Gesamterklärung zu den Oden von Düntzer, 2. A., Leipz. 1878; „Klopst. u. seine Freunde" (Briefe: Familie, Gleim, Fanny, Meta), hg. von Klamer Schmidt, Halberstadt 1810, 2 Bde.; Briefe von u. an Klopstock, hg. von J. M. Lappenberg, Braunschweig 1887. Zahlreiche Volks-, Schul- u. Prachtausgaben der Oden u. des Messias. — C. Schmidt, Beiträge zum Verständnis der Klopstockischen Jugendlyrik QuF. Bd. 39; K. Redlich, Kl., ADB. 16. Bd; F. Muncker, Klopstock, Geschichte seines Lebens u. seiner Schriften, 2. A., Ber.in 1900 (Hauptwerk); H. P. Sturz, „Klopstock" (Schriften, Bd. 1), Leipz. 1779; E. Bailly, Etudes sur la vie et les oeuvres de Klopstock, Paris 1888; D. Fr. Strauß, „Klopstocks Jugendgeschichte u. Besuch beim bad. Markgrafen" (Strauß' Ges. Schr. Bd. 10), Bonn 1878; F. Muncker, Kl.'s Verhältnis zu Lessing, Frankfurt 1880, zu Goethe, O. Lyon, Leipz. 1882; K. Heinemann, Kl.s Leben u. Werke, Bielefeld 1890; E. Schmidt, Klopstock, Charakteristiken, 2. A., Berlin 1902; F. Gundolf, Hutten — Klopstock — Arndt, Heidelberg 1924; A. E. Berger, Kl.s Sendung, Darmstadt 1924; F. Häbler, Milton u. Kl., Progr., Reichenberg 1893—1895; F. Petri, Kritische Beiträge zur Geschichte der Dichtersprache Kl.s, 1894; J. Bächtold, Bodmer und Kl. (Kleine Schr.), 1899; M. Häbler, Kl.s Auffassung vom Wesen der Dichtung, Diss., Erlangen 1922; F. Zimmermann, Neues Leben aus Kl., Dresden 1922; H. Peter, Pflege der deutschen Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen, Meißen 1884; A. Köster, Kl. u. die Schweiz, Leipz. 1923; S. Levy, Kl. u. die Antike, Diss., München 1923; E. Elster, Fr. G. Kl., Marburger akad. Reden Nr. 41 (1924), R. Petsch, Zu Kl.s Gedächtnis, Neue Jahrb., 53. Jg. (1924); A. Köster, Kl. u. die Schweiz (Die Schw. im d. Geistesleben, 22. Bd., 1924); M. Stöckmann, Kl.s Bestrebungen um die Begründung eines neuen deutschen Volkstums, Diss., Greifswald 1924; Bemerkungen über Kl.s Dichtersprache (Festschr. f. O. Walzel), 1924; L. Magon, Ein Jahrhundert geistiger u. literarischer Beziehungen zwischen Deutschld. u. Skandinavien I: Die Klopstockzeit in Dänemark, Dortmund 1926; L. Magon, Aus Kl.s dänischer Reise, GRM. 12. Jg. (1924).

S. 681. H. Böhler, Das Weltbild in Kl.s Messias, Bausteine H. 14 (1915); E. Linckenfeld, Der Hexameter bei Kl. u. Voß, Diss., Straßbg. 1906; A. Heusler, Deutscher u. antiker Vers, Straßbg. 1917; Schulausg. des Messias mit Einl. u. Anmerkg. von O. Frick, Berlin 1886; Auswahl aus dem Messias u. den Oden v.: K. Staedler, Leipz., P. Verres, Münster 1901, K. Fuchs, Wien (Graeser), 1899, T. Forstmann, Leipzig 1898.

S. 688. E. Brockes, Kl.s Silbenmaße des „gleichen Verses", Diss., Kiel 1918; Bennoiste-Hanappier, Die freien Rhythmen i. d. deutschen Lyrik, Halle 1905; A. Halm, Kl.s Oden u. die Bibel, Diss., Greifswald 1924; Ausw. aus den Oden v.: A. Lichtenfeld, Wien 1899, Chr. Würfl, Wien (Hölder), B. Reichert, Paderborn (zugleich mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Biogr. u. Bruchstücke aus dem Messias), J. Imelmann, Berlin 1891, R. Windel, Leipzig 1915, K. Heinemann, Bielefeld 1903.

S. 690. F. Strich, Die Mythologie in der deutschen Lit. von Kl. bis Wagner, Halle 1910, 2 Bde. — M. Schneiderwirth, Kl. als Liederdichter u. die katholischen Gesangbücher, Münster, FF., Bd. 1, H. 1.

S. 691. R. Fischer, Der Chor im deutschen Drama von Kl.s Hermannsschlacht bis Goethes Faust II. Teil, München 1917. K. Witzmann, Klassizismus u. Sturm u. Drang in den Hermannsdramen Kl.s, Diss., Jena 1924; über Bardenpoesie vgl. R. Hamel, Einl. zu K. Bd. 48 und E. Ehrmann, Die bardische Lyrik im 18. Jh., Halle 1892. — W. Creizenach, Armin in Poesie u. Litg., JbPr. 36 (1875); P. v. Hofmann-Wellenhof, Zur Gesch. des Arminkultes, Progr., Graz 1887—1888; W. Scheel, Kl.s Kenntnis des germ. Altertums, VjschL. 6 (1893).

S. 692. A. Pieper, Kl.s deutsche Gelehrtenrepublik, Diss., Marburg 1915; Th. Scheibner, über Kl.s Gelehrtenrepublik, Annal. 1874.

2. Lessing.

Bibliographie von F. Muncker: Goedeke Grdr. 3. A., Dresden 1910—1911, Band 4, S. 303—473. — **Werke:** L.s Sämtliche Schriften, mit Briefwechsel, hg. von seinem Bruder Karl, Berlin 1794, 26 Bde.; K. Lachmanns Ausg., Berlin 1853—1857, 13 Bände. reich vermehrt, durch F. Muncker in 3. A. besorgt, Berlin u. Leipz. 1886—1924, 24 Bde., mit allen Briefen von u. an Lessing u. Namen- und Sachverzeichnis; L.s Werke hg. von J. Petersen u. a., Berlin 1925 (die vollständigste Ausg.). Populäre Ausgaben besorgten H. Kurz, Hildburghausen 1868—1870, 4 Bände, Pilger, Redlich u. a. Berlin 1868—1877, (Hempel 20 Bde. in 23), R. Gosche, Berlin 1875, 2. A. 1882, 8 Bde., H. Göring, Stuttg. 1883—1885, CBdB. 20 Bde., R. Boxberger u. H. Blümner bei K., Bde. 58—71; M. Koch, Stuttg. 1886, 3 Bde., F. Muncker, Stuttg. 1887, 6 Bde., 1890, 12 Bde., mit Einleitungen von Goedeke, Göschen, G. Witkowski, Leipz. 1911, Meyer 7 Bände, R. Niemann, Leipz. 1909, Reclam 6 Bde., J. Petersen u. M. v. Ohlshausen (Bongs Gold. Kl.-Bibl.), Berlin 1908, 15 Bde., Th. Matthias, Leipz. 1912 (Hesse), 12 Bde., neue Ausg. 1923, 8 Bde., W. Mahrholz, Stuttg. 1925, 3 Bde; Auswahl von O. Hellinghaus, Freiburg i. B.; zahlreiche weitere Auswahl, Volks- u. Schulausgaben; Briefe von u. an L., hg. von F. Muncker, Leipz. 1904 ff., Berlin 1924. — **Biographien u. Charakteristiken:** Karl Lessing, Leben seines Bruders, Berlin 1793—1795; 3 Bde. (neue A. von Bornmüller in UB.); Th. W. Danzel-Guhrauer, Lessing, sein Leben u. sein Werk, Leipz. 1849—1853, 2. A., besorgt durch W. v. Maltzahn u. R. Boxberger, Berlin 1880—1881; E. Schmidt, L., Geschichte seines Lebens u. seiner Schriften, 2. A., Berlin 1899, 2 Bde., 4. A. besorgt durch F. Schultz 1923 (Hauptwerk); weitere Biogr.: von Ad. Stahr, Berlin 1887, 2 Bde., H. Düntzer, Leipz. 1882, B. Kiy, Halle 1904, Th. Kappstein, 1906, K. Borinski, Berlin 1900, 2 Bde., A. W. Ernst, Stuttg. 1903, R. Reemann, Leipz. 1910 (UB.), R. M. Werner, Leipz. 1917, W. Oehlke, L. u. seine Zeit, München 1919, 2 Bde., J. W. Braun, L. im Urteil seiner Zeitgenossen, 3 Bde., Ber in 1893—1897, E. Grucker, L., Nancy 1896; Lessing-Buch, hg. v. J. Jellinek u. P. A. Merbach, Berlin 1926, K. F scher, 2 Teile, 2. A., Stuttg. 1904 f., W. Dilthey, L., Das Erlebnis u. die Dichtung, 7. A., Leipz. 1921; Chr. Schrempf, Leipz. 1913; derf., L. als Philosoph, Stuttg. 1921, 2. A.; A. Buchholtz, Geschichte der Familie Lessing, 2 Bde., Berlin 1909; E. Dühring, Die überschätzung L.s u. dessen Anwaltschaft für die Juden, Karlsruhe 1881; A. Barte s, L. u. die Juden, Dresden 1918; J. Dominicus, L.s Stellung zum Judentum, Dresden 1892; eine sehr abfällige Beurteilung L.s auch bei F. J. Schneider, Die deutsche Dichtung 1700—1785, Stut g. 1924, S. 138—205; P. Albrecht, L.s Plagiate, Hamburg 1890—1891; A. Lehmann, Forschungen über L.s Sprache, Braunschweig 1875; K. Behschnitt, L.s Ansichten von der Sprache, Diss., Breslau 1916; H. Ritter, über L.s religiöse und philosophische Grundsätze 1847; B. A. Wagner, Lessing-Forschungen, 1881; K. Fischer, L. als Reformator der deutschen Lit. 1881; A. Baumgartner, L.s religiöser Entwicklungsgang, 1879; G. Kettner, L.s Dramen im Lichte ihrer u. unserer Zeit, Berlin 1904; T. C. van Stockum, Spinoza-Jacobi-L., Diss., Groningen 1916; G. Bing, Der Begriff des Notwendigen bei L., Diss., Hamburg 1921; H. Scheel, Der mimische Gehalt im Drama L.s und seiner Zeitgenossen, Diss., München 1918; Kurt May, L.s u. Herders kunsttheoretische Gedanken in ihrem Zusammenhang, German. Studien, 25. Bd., 1923; G. Fittbogen, Die Religion L.s, Pal. 141. Bd. (1923); W. Metzger, Die Entwicklung von L.s Briefstil, Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, 1926, 19. Heft; K. Hebler, Lessingstudien, Bern 1862; derf., Lessingiana, ebda. 1875; F. Muncker, L.s persönl. u. literar. Verhältnis zu Klopstock, Frankfurt 1880; J. W. Loebell, Entwicklung der deutschen Poesie, 3. Bd., Braunschweig 1865; W. Scherer, Kl. Schr. 2, S. 71 ff.; R. Haffner, Studie über L., Köln 1878; A. Nieten, L.s religionsphilosophische Ansichten bis zum Jahre 1770, Dresden 1896; E. Kretschmar, L. u. die Aufklärung, Leipz. 1905; M. Joachimi-Dege, L.s Religion, Zeugnisse gesammelt, München 1911; P. Wernle, L. u. das Christentum, Tübingen 1912; G. Voß, L. als Determinist, Diss., Erlangen 1912.

S. 698. L.s Abhdlgn. über die Fabel, mit Einl. u. Anm. von F. Prosch, Wien 1880 u. H. Strobl, Leipz. 1894; A. Fischer, Kritische Darstellung der L.schen Lehre von der Fabel, Diss., Berlin 1891; J. Dietterle, L.s Fabeldichtung, Progr., Leipz. 1912; O. Weddingen, Das Wesen der Fabel u. ihre Hauptvertreter in Deutschld., Leipz. 1893.

S. 699. L.s Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs d. Gr. u. Voltaires, hg. von E. Schmidt, Berlin 1892; H. Morf, L.s Urteil über Voltaire (in der Sammlg: Aus Dichtung u. Sprache der Romanen 3, Berlin 1922); H. A. Korff, Voltaire im literar. Dtschld. des 18. Jhs., Heidelberg 1918, 2 Bde. — E. Sierke, L. als angehender Dramatiker, Diss., Königsberg 1870; H. Carrington, Die Figur des Juden in der dramatischen Lit. des 18. Jhs., Heidelberg 1897; O. Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. u. 17. Jhs., Leipz. 1905; A. Schimberg, über den Einfluß Holbergs u. Destouches' auf L.s Jugenddramen, Progr., Görlitz 1883.

S. 702. **Nicolais** Leben u. literar. Nachlaß, hg. von L. F. G. Goeckingk, Berlin 1820, Proben seiner Schriften gab J. Minor, bei K., Bd. 72, die Briefe über itzigen Zustand der schönen Wissenschaften u. den feynen, kleynen Almanach veröffentlichte G. Ellinger, Berlin 1888, NdrB. 3, 1, auch J. Bolte, Weimar 1918, 2 Bde. Vgl. dazu K. Cleve, N.s feiner kl. Alm., ein Beitrag zur Gesch. der Würdigung des Volksliedes, Schwedt 1895. — Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn u. Nicolai über das Trauerspiel, hg. von R. Petsch, Heidelberg 1910. — K. Auer, Der Aufklärer Fr. N., Gießen 1912; W. Strauß, F. N. u. die kritische Philosophie, Stuttg. 1927; F. C. B. Philips, N.s literarische Bestrebungen, Haag 1926; R. Schwinger, N.s Sebaldus Nothanker, ein Beitrag zur Gesch. der Aufklärung, Weimar 1897; Gekürzter Neudr. von N.s Seb. N., hg. von P. Menge, Weimar 1916; W. Sommerfeld, N. u. der „Sturm u. Drang", München 1917. E. Altenkrüger, N.s Jugendschriften, Berlin 1894.

S. 703. **Mendelssohns** Gesammelte Schriften, 7 Bde., Leipz. 1843—1845; Ausw. von M. Brasch, Leipz. 1880, 2 Bde. u. J. Minor, bei K., Bd. 73; philos. Schr. öfter, namentlich „Phädon." — Ungedrucktes u. Unbekanntes von u. über M., hg. von M. Kayserling, Leipz. 1883; L. Goldstein, M. u. die deutsche Ästhetik, Königsberg 1904; S. Hensel, Die Familie M., 18. A., Leipz. 1924; B. Berwin, M. M. im Urteil seiner Zeitgenossen, Berlin 1919; Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn u. Nicolai über das Trauerspiel, hg. von R. Petsch, Leipz. 1910.

S. 704. A. Kunze, Lillos Einfluß auf die englische u. deutsche Lit., Progr., Magdeburg 1911; **Miß Sara Sampson,** Schulausg. mit Einl. und Anmerkg., hg. von Joh. Neubauer, Leipzig 1907, u. M. Manlik, ebda. (Freytag)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1895; ; A. Eloesser, Das bürgerl. Drama, Berlin 1898; W. Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jhs. 1885; J. Block, Lessing u. das bürgerl. Trauerspiel ZDU. 18 (1904); Kettner a. a. O.; O. Walzel, Das bürgerl. Drama, N. Jbb., 35 (1915), K. Brombacher, Der deutsche Bürger im Lit.-Spiegel von Lessing bis Sternheim 1920; H. Ulmann, Das deutsche Bürgertum in deutschen Tragödien des 18. u. 19. Jhs., 1923; H. Schauer, Bürgerliches Drama NL. 1, 160 ff. über die Nachahmungen der M. S. Sampson vgl. A. Sauer, J. W. v. Brawe, ein Schüler Lessings, Straßbg. 1878 (QuF. 30. Bd.); Richardsons Clarissa, ein Roman in Briefen, Ausw. von W. Meißner, Berlin 1908; über Einwirkung Richardsons vgl. E. Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Leipz. 1875.

S. 705. über **J. G. Pfeil** vgl. E. Schmidt in ADB., Bd. 25 (1887); über A. M. **Sprickmann** vgl. E. Schmidt, ebda. Bd. 35 (1893) und J. Venhofen, A. M. Sprickmanns Jugendjahre u. dichterische Frühzeit, Diss., Münster 1909.

S. 706. über **W. Brawe** vgl. E. Schmidt a. a. O.; „Brutus", hg. von J. Minor, bei K., Bd. 72. — **Cronegks** „Olint u. Sophronia", hg. ebda.; H. Feuerbach, Uz u. Cronegk, zwei fränkische Dichter, Leipz. 1866; W. Cronegk, sein Leben u. seine Schriften, Berlin 1894. — **Weißes** Richard III. und Der Teufel ist los, hg. von Minor, bei K., Bd. 72; der erstere auch DLD. 130. — J. Minor, Weiße u. seine Beziehungen zur deutschen Lit., Innsbruck 1880; Selbstbiogr., Leipz. 1806; L. Göhring, Die Anfänge der Jugendliteratur im 18. Jh., Nürnberg 1904; M. Heinze, Chr. Weiße, ADB. 41. Bd. (1896).

S. 707. Zu **Hiller** vgl. Rochus v. Liliencron in ADB., Bd. 12; K. M. Klob, Das deutsche Singspiel u. Hiller, Berlin 1903, Beiträge zur Gesch. der komischen Oper; H. M. Schletterer, Das deutsche Singspiel, Augsbg. 1869; G. Calmus, Die ersten deutschen Singspiele von Standfuß u. Hiller, Beihefte der internation. Musikgesellschaft, NF. 6. — E. Niemeyer, **Philotas** L.s, durch einen hist.-krit. Kommentar erläutert, Herrigs Archiv 20. Schulausg. von U. Zernial, Dresden 1897 u. a. mehr. — O. Güntter, L.s Philotas u. die Poesie des 7 jährigen Krieges, 1890; M. Schmitz-Mancy, Die Dichter der friedericianischen Zeit u. L.s Philotas, 1898; G. Frick, Aus der Poesie des 7 jährigen Krieges, Leipz. 1905.

S. 708. Lessings **Faustdichtung** mit erläuternden Beigaben, hg. von R. Petsch, Heidelberg 1911; Kuno Fischer, Lessing als Reformator (Minna, Faust, Emilia), 2. A. Stuttg. 1904; JbG. Bd. 2, S. 65; H. Meyer-Benfey, L.s Faustpläne, GRM., 12. Jg., 1924.

S. 709. Th. Abbt, Vermischte Werke, mit Briefen, Berlin 1768—1781, 6 Bde.; J. G. Herder, über Th. Abbts Schriften, der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet, Riga 1768 (Suphans Ausg. Bd. 2); J. Geisler, über die schriftstellerische Tätigkeit Abbts, Breslau 1852; E. Pentzhorn, Th. Abbt, Berlin 1884; A. Bender, Th. Abbt, Bonn 1922; „Vom Tode fürs Vaterland", hg. von P. Menge (UB.); H. Schuller, Th. A. Fleckeisens Neue Jbb. f. Philol. u. Pädag. 136. Bd., 1887; O. Claus, Die histor.-polit. Anschauungen Th. A.s, Diss., Leipz. 1905. — F. W. Behrens, Deutsches Ehr- u. Nationalgefühl in seiner Entwicklung durch Philosophen u. Dichter 1600—1815, Leipz. 1891. — Proben aus **J. G. Zimmermanns** „über die Einsamkeit", hg. von Minor, bei K., Bd. 73; Briefwechsel mit Katharina II., hg. von E. Bodemann, Hannover 1903; derf., Z.s Leben und ungedruckte Briefe, Hannover 1878. — R. Fischer, J. G. Zimmermanns Leben u. Werke, Bern 1893; D. Bonin, J. G. Z. und Herder, nach ungedruckten Briefen, 1910; B. A. Müller, J. G. Z., Goethe-Handbuch, 3. Bd., 1918.

S. 710. L.s **Laokoon** mit Erläuterungen, hg. von H. Blümner, 2. A., Berlin 1880; in der Einleitg. eine Übersicht der Streitfrage von Simonides bis Winckelmann; gute Erläuterungen bietet auch die Ausg. von W. Casack, 4. A., Berlin 1890; MB. 25—27; weitere Ausgaben von J. Buschmann, 8. A., Paderborn 1902, K. Janker, Wien (Graeser) 1883, J. Pölzl, 2. A., Wien (Hölder), M. Manlik, Leipz. 1894. — G. Schilling, Laokoon Paraphrasen, Leipz. 1887; H. Fischer, L.s Laokoon u. die Gesetze der bildenden Kunst, Berlin 1887; E. Grosse, Übersicht über L.s Laokoon u. Schillers Abh. über das Erhabene, Königsberg, Progr., 1895; A. Frey, Die Kunstformen des Lessingschen Laokoon, Stuttg. 1905; J. Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu L.s Laokoon, 2. A., Bielefeld 1905; L. Reinwisch, Der bleibende Wert des Laokoon, 2. A., Berlin 1907; Gg. Haar, Parenthesen zu L.s Laokoon, Hannover 1908; E. Elster, Das 16. u. 17. Kapitel in L.s Laokoon ZvglL., Bd. 13, S. 135; L. Hänsel, Die Komposition des L., ZfG. 1915; Kurt May, L.s u. Herders kunsttheoretische Anschauungen, Berlin 1923. A. Schmarsow, Erläuterungen u. Kommentar zu L.s Laokoon, Leipz. 1907. E. Frank-Prechle, Die Quellen, aus denen Lessing die Kenntnis der antiken Kunstwerke schöpfte, Diss., München 1920. — **J. J. Winckelmanns** Werke, hg. von L. Fernow, H. Meyer u. a., Dresden 1808—1820, 9 Bde., 4. A., 1847, vollständigste Ausg. von J. Eiselein, Donaueschingen, 1825—1829, 12 Bde. mit Briefen, eine zweibändige Originalausgabe, Stuttg. 1847; Ausw. hg. von W. Winckelmann, Berlin 1909, A. Dorner, Hannover 1924; H. Uhde-Bernays, Leipz. 1925, 2 Bde., mit Briefausw., Geschichte der Kunst des Altertums, hg. von J. Lessing, Berlin 1870 u. W. Fleischer, Berlin 1912; Ausw. mit Biogr. von J. Lessing, Heidelberg 1882, Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, von Dressel, Leipz. 1866, Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke, von B. Seuffert, DLD. 20 (1885), Briefe, hg. von F. Förster, 3 Bde., Berlin 1824 ff., Nachtrag zu Fernows Ausg. 10.—12. Bd., ausgewählte Briefe von R. Meßlényi, Berlin 1913 (DLD. 145), Briefe an seine Züricher Freunde, von H. Blümner, Freiburg 1882. — Bibliogr. bei Stark, Systematik u. Gesch. der Archäolog., Leipz. 1880. — K. Justi, Winckelmann, sein Leben, seine Werke u. seine Zeitgenossen, 3 Bde., Leipz. 1898, 3. A. 1923 durch J. Vogel; E. Bergmann, Das Leben und die Wunder J. J. W.s, München 1920; J. W. Goethe, W. u. sein Jahrhundert 1805; J. Vogel, J. J. W. in ADB. 43. Bd. (1898); H. G. Evers, Studien zu W.s Stil, Diss., Göttingen 1924; K. Gerstenberg, J. J. W. u. A. R. Mengs, 1929; Herder, Denkmal J. W.s, Suphan (1777) Ausg., Bd. 8, S. 437; Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, Stuttg. 1907. A. Dürr, **A. Fr. Oser,** ein Beitrag zur Kunstgesch. des 18. Jhs., Leipz. 1879. — **R. Mengs** „Gedanken über die Schönheit u. den Geschmack" 1762 (UB.); O. Harnack, Mengs Schriften und ihr Einfluß auf Lessing u. Goethe, ZvglL. Bd. 6.

S. 713. Lessings **Minna von Barnhelm,** hg. von E. Niemeyer, mit historisch-kritischer Einleitung und fortlaufendem Kommentar, 3. A., Dresden 1901; Prachtausgabe nach der Handschr. von K. R. Lessing, Berlin T. Thorbecke, Bielefeld u. Leipz., K. Holdermann, Berlin, 1890, Schulausg. von A. Funke, 14. A., Paderborn 1912, J. Neubaur, Wien (Graeser), J. Pölzl, Wien (Hölder), A. Thorbecke, Bielefeld u. Leipz., K. Haldermann, Berlin, A. Bieling, Stuttg., B. Valentin, 2. A., Dresden u. a. — Vgl. E. Kühnen, 4. A., Leipz. 1901; H. Düntzer, 8. A., Leipz. 1910; W. Böhme, Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, 3. Bdch., Berlin 1890; G. Frick, Lessings Dramen (Wegweiser durch die klass. Schuldramen, 4. A., Gera 1904; H. Meyer-Benfey, L.s M. v. B. (Klassische Dramen, 1. H.), Göttingen 1915, Kuno Fischer, L. als Reformator, 2 Bde., Bd. 1: M. v. B., Faust, Emilia Galotti; G. Kettner, über L.s M. v. B., Berlin 1896, G. Wichan, L.s M. v. B. u. Goldonis Lustspiel Un curioso accidente, Prag 1903; K. Hayo von Stockmayr, Das deutsche Soldatenstück des 18. Jhs. seit L.s M. v. B., Weimar 1908;; vgl. auch H. Devrient, Gesch. der deutschen Schauspielkunst, 2 Bde., 1905.

S. 715. W. von Ottingen, **D. Chodowiecki,** ein Berliner Künstlerleben im 18. Jh., Berlin 1895. — O. Potkoff, **J. F. Löwen,** der erste Direktor eines deutschen Nationaltheaters, Leben, literarische u. dramatische Tätigkeit, Heidelberg 1904; Löwens Geschichte des deutschen Theaters u. Flugschriften über das Hamburger National heater, hg. von H. Stümcke, Berlin 1905; H. Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jh.,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hamburg 1898. — Die **Hamburgische Dramaturgie** mit Erläuterungen hg. von F. Schröter u. R. Thiele, Halle 1878, kleinere Ausg. ebda. 1895 und von J. Petersen, Berlin 1916; für den Schulgebrauch eingerichtet von J. Buschmann, 5. A., Paderborn 1904, A. Lichtenheld (Wien), M. Manlik (Leipz.), P. Primer (Dresden), F. Hoffmann (Münster), H. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, Abt. 4. — W. Cosack, Materialien zu L.s H. Dr., Paderborn, 2. A., 1891; F. Seiler, Der Gegenwartswert der H. Dr., 2. A., Berlin 1912; Quellenschriften zur H. Dr., hg. von D. Jacoby u. A. Sauer DLD. 130 (1904); H. Heiß, Deutschld. u. die klassische Tragödie der Franzosen JM. 12; J. G. Robertson, Lessings interpretation of Aristotle (The Moderne Language Revue 1917); J. Clivio, L. und das Problem der Tragödie, Zürich 1928.

S. 717. R. Schlösser, F. W. **Gotter,** sein Leben u. seine Werke, Hamburg 1895; J. Franck, F. W. G. in ADB. 9. Bd. (1879); B. Litzmann, F. L. Schröder u. Gotter, Hamburg 1887. — Briefe **Ekhofs,** hg. von L. Geiger, Berlin 1905; H. v. Schmid, Lessing und Ekhof, München 1895; R. Hodermann, Gesch. des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779; ThF. Bd. 9 u. 13.

S. 718. F. Vinhringer, Herzog Karl I. von Braunschweig, Wolfenbüttel 1720; H. Schneider, Lessing und Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1924. — **Emilia Galotti,** mit Erläuterungen hg. von G. Kettner, Le.pz. 1909; Schulausg. von: H. Deiter, 6. A., Paderborn 1908, A. Rebhann (Wien, Graefer), E. Gast (Gotha), R. Dundaczek (Wien, Hölder), L. Volkmann (Leipz.), W. Böhme (Münster), G. Frick (Leipz.) u. a. — Erläuterungen von H. Düntzer, F. Hoffmann u. a.; F. Widder, E. G. u. kein Ende, Progr., Lörrach 1897; B. Arnold, E. G in ihrem Verhältnis zur Poetik d. Aristoteles, Berlin 1880; G. Kettner, über L.s E. G., Naumburg 1893; R. M. Werner, L.s E. G., Berlin 1882; O. Spieß, Die dramat. Handlung in L.s E. G. u. M. v. B., Halle 1911; F. Zinkernagel, Die Katastrophe in L.s E. G., GRM. 6; E. Castle, Die dramatische Algebra in L.s E. G. ZDU. 32.

S. 791. Briefwechsel zwischen L. u. **Eva König,** hg. von A. Schöne, 2. A., Leipz. 1885.

S. 720. J. Engert, **H. S. Reimarus** (S. 672) als Metaphysiker, Paderborn 1909; ders., Der Deismus in der Religions- und Offenbarungskritik des H. S. Reimarus, Wien 1916; E. Prantl, Reimarus in ADB. Bd. 27; **Goezes Streitschriften** gegen Lessing, hg. von E. Schmidt, Stuttg. 1893, DLD. 43—45; Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten, 5. A., Berlin 1895; F. Strauß, H. S. Reimarus u. seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, Gesammelte Schr. Bd. 5, Bonn 1877; K. Schwarz, Lessing als Theologe, Halle 1854, E. Zeller, L. als Theologe, Vorträge u. Abhandlungen, Bd. 2; B. Brandl, L.s Fragmentenstreit, Progr., Pilsen 1908.

S. 721. Nathan der Weise, Faksimile-Ausg. des ersten Druckes, Leipz. 1910; Schulausg. von Deutzel u. Kratz (Stuttg.), F. Prosch (Wien, Gräfer), Pölzl (ebda., Hölder), A. Hamann (Leipz.), E. Ammer (Bamberg), M. Jahn (Leipz.); für die Schulen erläutert von E. Niemeyer, Leipz. 1887, H. Düntzer, Buschmann, Paderborn, 3. A., 1907, O. Pniower, Berlin 1902. — über N. D. W. schrieben: K. Fischer a. a. O., D. Fr. Strauß, E. Trosien, K. Werder, Vorlesungen über L.s N. D. W., Berlin 1892, G. Kettner über den religiösen Gehalt v. L.s N. D. W., Naumburg 1898; W. Liepe, Das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik, Halle 1914, W. Scherer, V. u. A. S. 328 ff.; R. Unger, Von Nathan zu Faust, Basel 1916; die Fortsetzungen von L.s N. D. W., hg. von H. Stümcke, Berlin 1904; über den „Toleranzgedanken in der deutschen Lit. zur Zeit Moses Mendelssohns" schrieben J. Horowitz, Stuttg. 1915 und A. Wolff, Berlin 1915; F. Naumann, Lit. über L.s Nathan, Progr., Dresden 1867; E. Belling, Die Metrik L.s, Berlin 1887.

S. 723. E. Krieck, L. u. die **Erziehung des Menschengeschlechtes,** Heidelberg 1913; F. Kreisner, Gesch. der Freimaurerei, Berlin 1912.

S. 724. Engels Sämtliche Schriften, 12 Bde., Berlin 1801 ff., 2. A., 14 Bde., 1851 und Ausw., Frankfurt 1857; Lorenz Stark, hg. von F. Bobertag, bei K., Bd. 76; L. Stark u. „Philosoph für die Welt" auch in UB. u. in Hendels Bibl. der Gesamtlit. — K. Schröder, J. J. Engel, Schwerin 1897; R. Riemann, Engels Lorenz Stark, Euphor. 7, 266 ff., 482 ff.; Fr. Nicolai, Ehrengedächtnis des Herrn Prof. Engel 1806; E. Alberti, J. J. Engel, ADB. 6. Bd. (1877), H. Daffis, J. J. E. als Dramatiker 1899; Fr. Hoffmann, J. J. E. als Ästhetiker und Kritiker, Diss., Breslau 1922. — D. Jacoby, Schiller und **Garve,** Archiv, Bd. 7, S. 95—145; Briefe an Chr. F. Weiße, Breslau 1803, 2 Bde., dazu Archiv Bd. 9, S. 457; Römer, K. B. Garve, ADB. 8. Bd. 1878. — **Justus Mösers** Werke, hg. von L. R. Abeken, 10 Bände, Berlin 1842 f., im 10. Bde. Leben von Nicolai u. Briefwechsel; Gesammelte Werke, hg. von H. Schierbaum 1915 ff.; Ausw. von R. Schulze, Kempten u. München 1914, von G. Stecher, Domschatz 14. Bd. 1922; „Patriotische Phantasien" in MD. u. UB., „über die deutsche Sprache u. Lit.", hg. von K. Schüddekopf, bei K., Bd. 122 (1902). — F. Kreißig, J. M., Berlin 1857; Fr. Wegele, J. M., in ADB. 22. Bd.; K. Mollenhauer, M.s Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes, Progr., Braunschweig 1896; G. Schierbaum, M.s Stellung in den Lit.-Strömungen des 18. Jhs., Diss., Osnabrück 1908; O. Hatzig, M. als Staatsmann u. Publizist, Hannover 1909; G. Kaß, M. u. Goethe, Diss., Berlin 1909; E. Sadowski, J. M. als Politiker, Diss., Königsberg 1921; J. Koepp, J. M. u. die Gesellschaft der Freunde heimischer Altertumsforschung, Korresp.-Bl. des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 69. Bd. (1921); A. Krankenfeld, J. M. als Staatsmann im Siebenjährigen Kriege, Diss., Göttingen 1922, H. Lentz, J. Möser u. das Bauerntum, Diss., Köln 1923 f.

S. 725. F. Frensdorff, **A. L. v. Schlözer** in ADB. 31. Bd. (1890); Fr. Fürst, A. L. Schl. 1928; A. Berney, A. L. Schl. in Beiträge zur Gesch. der deutsch. Aufklärung; M. J. Schmidt, A. L. Schl., Freiburg i. B., Diss., 1924. — Zu **J. D. Michaelis** vgl. ADB. Bd. 21. — Fr. Baumstark, **Fr. K. v. Moser,** Stuttg. 1846.

3. Wieland und seine Nachfolger. Die Aufklärung in Österreich.

S. 726 ff. Wielands Werke, hg. von J. G. Gruber, 53 Bde., Leipz. 1818—1828, von H. Düntzer, 40 Bde., Berlin 1879 (Hempel), eine kritische Gesamtausgabe, die in 3 Abteilungen Werke, Übersetzungen u. Briefe umfassen soll (50 Bde.), unter Leitung B. Seufferts von der Berliner Akademie der Wissensch., 1909 ff., noch unvollendet; Auswahlen von H. Kurz, 3 Bde., Hildburghausen 1870, H. Pröhle bei K. Bd. 51—56, F. Muncker, 2. A., 7 Bde., Stuttg. 1889, G. Klee, 4 Bde., Meyer, Leipz. 1905, W. Bölsche, 4 Bde., Hesse, ebda. 1905, F. Deibel, 3 Bde., Insel, Leipz. 1906, B. v. Jacobi, 10 Bde., Berlin 1910, (Bong); zahlreiche Einzelausg., Briefe: Auswahl denkwürdiger Briefe von L. Wieland, 2 Bde., Wien 1915, Auswahl von Geßner, 4 Bde., Zürich 1815 ff., an Sophie von La Roche, hg. von F. Horn, Berlin 1820; von R. Hassenkamp, Stuttg. 1894. **Biogr.** von J. Gruber, 2. A., 4 Teile, Leipz. 1827—1828 mit ungedruckten Briefen, K. W. Böttiger in Raumers Hist. Jahrb. 10 (1839), J. W. Loebell, Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock b.s Goethe, 2. Bd., Braunschweig 1858, H. Funck, Freiburg 1882, R. Keil, W. u. Reinhold, 2. A., Leipz. 1890, M. Koch, in ADB., Bd. 42; L. E. Hallberg, Wieland, Etude littéraire, Paris 1869, eine den modernen Ansprüchen genügende Biogr. von B. Seuffert steht in Aussicht, K. Walter, Chronologie der Werke W.s, Diss., Greifswald 1904; Goethes Logenrede bei MAL., Goethe, Bd. 28 (Kennzeichnung), Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben, Leipz. o. J., L. F. Osterdingen, W.s Leben u. Wirken in Schwaben u. in der Schweiz, Heilbronn 1887, Fr. Budde, W. u. Bodmer, Pal. Bd. 89 (1910), L. Hirzel, W.s Beziehungen zu den deutschen Romantikern, U. Heft 4. — E. Ermatinger, Die Welt-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

anschauung des jungen W., Frauenfeld 1907; derſ., W. u. die Schweiz, Leipz. 1924; F. Schlüter, W.s Reimtechnik, Diſſ., Marburg 1900; H. Pröhle, Leſſing, W., Heinſe, nach den handſchriftl. Quellen in Gleims Nachlaß dargeſtellt, 1877; H. Thalmayr, über W.s Klaſſizität, Sprache u. Ziel, Progr., Pilſen 1894; Die Wieland-Lit. in Deutſchld. (vollſtändiger Katalog ſämtlicher in Deutſchld. erſchienenen Werke Chr. M. W.s, von 1751 bis Ende 1851) 1852; P. Weißäcker, Die Bildniſſe W.s 1893; W. Bock, Die äſthetiſchen Anſchauungen W.s, 1921; H. Schmeer, Der Begriff der „ſchönen Seele" beſond. bei W. u. in der deutſchen Lit. des 18. Jhs., 1926; L. Luborius, Sprachgebrauch u. Sprachſchöpfung in W.s proſaiſchen Hauptwerken, Diſſ., Freiburg i. B. 1901; R. Ideler, Zur Sprache W.s 1908; W.s Verhältnis zu Spenſer, Pope u. Swift, Herſfeld 1903.

S. 729. Das hexametriſche Epos **Hermann** vollſtändig hg. von F. Muncker, DLD. 6 (1882); M. Döll, Die Einflüſſe der Antike auf W.s Hermann, München 1897. — Benützung der Antike in W.s **Moraliſchen Briefen.**

S. 730. Shaftesburys Einfluß auf Wieland und die deutſche Lit., von H. Grudzinski, BBr., Bd. 34 (Stuttg. 1913); Ch. Elſon, Wieland and Shaftesbury, 1913.

S. 731 E. Bodemann, **Julie von Bondeli** und ihr Freundeskreis Wieland, Rouſſeau, Zimmermann, Lavater, Leuchſenring, Uſteri, Sophie La Roche und andere, Hannover 1874; P. J. J. Schädelin, Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeaus u. W.s, Bern 1838. L. Haller, Julie Bondeli, Leipzig 1924.

S. 732. A. Köllmann, **W. u. Shakeſpeare,** mit beſonderer Berückſichtigung der Überſetzung des Sommernachtstraums, Remſcheid 1896; E. Stadler, W.s Shakeſpeare, QuF. H. 107; M. Joachimi-Dege, W.s Shakeſpeare-Überſetzung, U. H. 12; B. Seuffert, W.s, Eſchenburgs u Schlegels Shakeſpeare-Überſetzungen, Archiv Bd. 13; R. Iſcher, Ein Beitrag zur Kenntnis von W.s Überſetzungen, Euphor. Bd. 14. L. Wurth, Zu W.s, Eſchenburgs u. Schlegel's Überſetzungen des Sommernachtstraums, Progr., Budweis 1897. — E. Stemplinger, W.s Verhältnis zu Horaz, Euphor. Bd. 13; M. Döll, W. und die Antike, München 1896.

S. 733. J. Steinberger, **Lukians** Einfluß auf W., Diſſ., Göttingen 1902; P. Geigenmüller, Lukian u. W. NJb. 3. Jg., 1927. — F. Bobertag, W.s **Romane,** Beitr. z. Geſch. des Romans u. Theorie d. Proſadichtung, Breslau 1881; E. Ranke, Zur Beurteilung W.s (beſpricht die Romandichtung W.s). — H. Sittenberger, Studien zu W.s komiſchen Erzählungen, VLG., Bd. 4.

S. 734. F. Bauer, über den Einfluß **Lawrence Sternes** auf W., Progr., Karlsbad 1898—99; K. A. Behmer, L. Sterne u. W., FM., Bd. 9; Harvey Waterman Thayer, Lawrence Sterne in Germany. A Contribution to the Study of the literary Relations of England and Germany in the 18. Century, St. C. Bd. 2, H. 1; über **Richardſon** u. **Fielding** vgl. W. Dibellius, Engliſche Romankunſt, Berlin 1910. — A. Mariens, Unterſ. über W.s **Don Sylvio,** Diſſ., Halle 1901; K. O. Mayer, Die Feenmärchen bei W. DLG. Bd. 5. — O. Freiſe, Die drei Faſſungen von W.s Agathon, Diſſ., Göttingen 1910; J. Scheidl, Perſönliche Verhältniſſe und Beziehungen zu den antiken Quellen in W.s Agathon, Diſſ., München 1904; M. Gerhard, Der deutſche Entwicklungsroman bis zu Goethes „Wilh. Meiſter", Halle 1926. P. Groſchwald, Das Bild des klaſſiſchen Altertums in W.s Agathon, Diſſ., Gießen 1914.

S. 735. J. N. Asmus, Die Quellen von W.s **Muſarion** Euphor. 5.

S. 736. H. Tribolat, W.s Verhältnis zu **Arioſt** u. **Taſſo,** Bern 1919. — E. M. Harn, W.s **Neuer Amadis,** Helperia 17 (1928). — H. Hercher, W.s Nachlaß des **Diogenes von Sinope** u. das engl. Vorbild, Progr., Marburg i. St. 1890. — G. Kuhn, **Idris und Zenide,** Diſſ., Würzburg 1901.

S. 737. O. Vogt, **Der goldene Spiegel** u. die Entwicklung der polit. Anſichten W.s, FM., Bd. 26; G. Breucker, Der gold. Sp., JbPr. 1888. — Zu **Daniſchmende:** Die Cyropädie in W.s Werken Progr., Berlin 1892 u. 1896.

S. 738. K. A. H. Burkhardt, Repertorium zu W.s **Teutſchem Merkur;** H. Wahl, Geſchichte des Teutſchen Merkur, Berlin 1914; R. Lote, La France et l'esprit français jugés par le Mercure de W. 1773—1797, Paris 1913. — B. Seuffert, W.s **Abderiten,** Berlin 1878.

S. 739. Zur **Alceſte** vgl. G. Ellinger, Alceſte in der modernen Lit., Halle 1885; E. Marx, W. u. das Drama, Straßburg 1914; H. Bünnemann, Elias Schlegel u. W. als Bearbeiter antiker Tragödien, 1928. — L. Singer, Grammatiſches zu W.s **Geron der Adelige,** Progr., Wien 1895. — R. Germann, W.s **Gandalin,** Pal. Bd. 26. — R. Köhler, Die Quelle von **Hann und Gulpenhe.** — F. Muncker, W.s **Pervonte** und dramatiſche Bearbeitungen des Pervonte, SBWW. 1903 u. 1904. — Zu **Clelia und Sinibald** vgl. Archiv, Bd. 3 u. 5. — **Oberon,** mit Einleitg. u. Anmerkg. hg. von R. Köhler, Leipz. 1868; für die Schule bearbeitet von R. Hanke (Wien, Gräſer), W. Swoboda (Wien, Hölder), R. Bethge (Leipzig), E. Waſſerzieher (Münſter), E. von Sallwürk (Bielefeld). M. Koch, Das Quellenverhältnis von W.s Oberon, Marburg, 2. A., 1880; B. Seuffert, Der Dichter des Oberon, Prag 1900; A. Biach, Bibliſche Sprache u. bibliſche Motive in W.s Oberon, Progr., Brüx 1897; A. Zipper, W.s Oberon 1900; H. Düntzer, W.s Oberon, Jena 1855. K. Riedl, Huon de Bordeaux in Geſch. u. Dichtung, ZvglL., Bd. 3; Ch. J. Goodwin, W.s Oberon u. der griech. Roman des Achilles Tatius, ZvglL., Bd. 13.

S. 741. K. Raab, Studien zu W.s Roman **Peregrinus** Proteus, 1909.

S. 743. Blumauers Sämtliche Werke, 8 Bde., 1801 ff., 9. Bd. 1827; Geſammelte Schriften 1862, 1884 (4 Bde., illuſtr. von H. Kley), 1910; Aneis, hg. v. F. Bobertag, bei K. Bd. 141, und von E. Griſebach 1872; derſ., Die Parodie und die Parodiſten, 1872 (Einleitg. zu Blumauers Aneis); dieſe auch in MW. 368—370; P. v. Hofmann Wellenhof, Bl., literarhiſtor. Skizze aus dem Zeitalter der Aufklärung, Wien 1885; E. Griſebach, Die Parodie in Öſterr., Geſam. Studien, 4. A., Leipz. 1886. Vgl. H. Grellmann, „Parodie" im RL., Bd. 2, 630—652, mit reicher Lit. — P. Lehmann, Die Parodie im MA., 1922; O. Schade, Satiren u. Pasquille aus der Reformationszeit, 3 Bde., 1863; J. Zeidler, Die Parodie auf der Wiener Volksbühne am Ende des 18. Jhs. bis zu Beginn des 19. Jhs. Wien, StJb. 1890; Nagl-Zeidler, a. a. O., 2, 507 ff. K. F. Flögel, Geſch. der komiſchen Lit., 4 Bde. 1784—1787; Flögel-Ebeling, Geſch. des Grotesk-Komiſchen 1862, neu bearb. von Bauer 1914; F. W. Ebeling, Geſch. der komiſchen Lit. in Deutſchld. ſeit der Mitte des 18. Jhs. 1865—1869. **Joh. Benjamin Michaelis'** Sämtl. poetiſche Werke, 1791. — E. Schmidt, J. B. M. in ADB. Bd. 21 (1885); F. G. Wiliſch, Zur Charakteriſtik von J. B. M., 1880; E. Reclam, J. B. M., Leben u. Werke, 1904.

S. 744. P. Weidmanns Sämtliche Theatral. ſche Werke, 8 Bde., o. J. — L. Fränkel, P. W., in ADB. 44. Bd.; R. Payer von Thurn, P. W., Der Wiener Fauſt-Dichter des 18. Jhs., JbGr. 13. Bd. (1903). — Zu **J. Ratſchky** vgl. A. Schloſſer, J. Fr. R., in ADB. 27. Bd. (1888); O. Rommel, Der Wiener Muſenalmanach (1776—1796) 1906. (Euphor. Ergzgheft 6.) — **Alxingers** Sämtl. Werke, 10 Bde., Wien 1812; Doolin von Mainz, mit Biogr., hg. von H. Pröhle, bei K. Bd. 57. — K. Bulling, J. B. v. A., Diſſ., Leipz. 1914; E. Probſt, J. B. v. A., JbGr. 7. Bd. (1897); W. Haſenfratz, Reimſtudien an Wieland und Alxinger, Diſſ., Freiburg i. B., 1923. Zu **H. Nicolay** vgl. W. Bode, H. v. N., in ADB., 23. Bd. (1886). **A. Fr. Langbeins** Sämtliche Schriften, 31 Bde., 1835—1837; Ausgewählte proſaiſche Schriften, 8 Bde., 1838; Proſaiſche Schriften, hg. von Fr. W. Gödike, 16 Bde., 1845; Sämtl. Gedichte 4 Bde., 1854, Humoriſt. Gedichte, hg. von J. Tittmann, 1872; Humoriſtiſche Ged. 1883. — **M. A. Thümmels** Sämtliche Werke, 6 Bde., 1811 f., 5. A., 8 Bde., 1856, Wilhelmine, hg. von Bobertag, bei K. Bd. 136 und von Roſenbaum, DLD. 48, auch in UB. — J. E. v. Grüner, M. A. v. Thümmels Leben, 1820; R. Roſenbaum, M. A. v. Th., in ADB., 38 Bd.; R. Kyrieleis, T.s Roman Reiſe in die mittäglichen Provinzen von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frankreich, Marburg 1910 MBb.; H. Rochocz, T.s Wilhelmine u. das komische Heldengedicht des 18. Jhs., Diss., Leipz. 1921.

S. 745. Kortums Jobsiade mit Proben aus Melchior Striegels u. K. G. Preitzels komischen Epen hg. von F. Bobertag, bei K., Bd. 140, die Jobsiade auch hg. von O. J. Bierbaum, Leipz. 1906, W. Müller-Rüdersdorf, Reichenberg 1924, ferner in UB. und MB. — K.s Lebensgesch. von ihm selbst erzählt, hg. von K. Deicke, Dortmund 1910; ders., Der Jobsiadendichter K. A. K., sein Leben und seine Werke, Mülheim a. d. Ruhr 1893; H. Dickerhoff, Die Entstehung der Jobsiade, Münster, Diss., 1908. — Bürgers Bearbeitung von **N. E. Raspes** Münchhausen mit Einl. hg. von E. Grisebach, Stuttg. 1890; vgl. K. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen, Halle 1881.

S. 746. J. Wihan, **Bode** als Vermittler englischer Geisteswerke in Deutschld., StPr., H. 3; H. Krieg, Bode als Übersetzer von Fieldings „Tom Jones", Greifswald 1909. — **Sophie von Laroches** Gesch. des Frl. von Sternheim DLD. 138; L. Assing, S. v. La Roche, Die Freundin Wielands, Berlin 1859; K. Nidderhoff, S. v. La Roche und Wieland, Progr., Hamburg 1907; ders., S. L. R., Die Schülerin Richardsons und Rousseaus, Göttingen 1895; H. Lachmannski, Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jhs., Berlin 1900; R. Asmus, G. W. de la Roche, Beitrag zur Gesch. der Aufklärung, Karlsruhe 1899. — Zu **J. Th. Hermes** vgl. R. Prutz, Sophiens Reise, 1848; K. L. Cholewius, Die Verkehrssprache in Sophiens Reise, 1873; G. Hoffmann, J. Th. H. Lebens-, Zeit- u. Kulturbild, Breslau 1911; K. Muskalla, Die Romane von J. T. Hermes, Diss., Breslau 1912; J. Buchholz, J. Th. H., Diss., Marburg 1911. — **J. K. A. Musäus'** Volksmärchen in zahlreichen Neudrucken: bei Hempel (Berlin), UB., MB., am besten hg. von P. Zaunert. Jena 1912, 2 Bde. und J. E. Poritzky, München 1912, 2 Bde., Auswahl von H. Pröhle bei K. Bd. 57; Werke, Berlin 1909. — M. Müller, Musäus, Jena 1867; F. Muncker, K. M., in ADB., 23. Bd. (1886); A. Stern, Beiträge zur Lit.gesch. des 17. u. 18. Jhs., Leipz. 1893; Andreä, Studien zu den Volksmärchen der Deutschen, Diss., Marburg 1897; E. Geschke, Untersuchung über die zwei Fassungen von Musäus' Grandisonroman, Diss., Königsberg 1910; E. Jahn, Die Volksmärchen der Deutschen von M., Leipz. 1914; E. Hahn, M.s Volksmärchen Pal. Bd. 25. — **A. G. Meißners** Sämtl. Werke (darin 5 Bde. Gedichte), hg. von F. Kuffner, 56 Bde., 1811 f., Ausw. hg. von A. Meißner, Lindau 1876. — R. Fürst, M.s Leben u. Schriften, Stuttg. 1894; St. Hock, Zur Biogr. A. G. Meißners, Euphor. 6. Bd. 1899. — Zu **Aurel Feßler** vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. 4. Bd., u. Autobiogr. „Rückblicke", Leipz. 1851.

S. 747. Zu **M. Denis:** Ossians u. Sineds Lieder. 2. A., 6 Bde., Wien 1791; Liter. Nachlaß mit Selbstbiogr. hg. von J. Retzer, 1802; Auserlesene Gedichte, hg. von L. M. Eisenschmid, 1824. Ausw. hg. von R. Hamel, bei K. Bd. 48, 149 f. — A. Baumgartner, M. Denis, Progr., Kremsmünster 1852; G. v. Hofmann-Wellenhof, M. Denis, Innsbruck 1882; R. Gießler, M. D., der Dichter des Adventliedes „Tauet, Himmel, den Gerechten", Augsburger Postztg. 1926, Nr. 297. (Vgl. auch zu S. 759). — Zu **Mastalier** vgl. A. Schlossar, in ADB. 20. Bd. (1884), zu **Regelsperger**, Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. 17.

S. 748. Sonnenfels' Briefe über die Wienerische Schaubühne, hg. von A. Sauer, NdrW. 7 (1884). — W. Müller, J. v. Sonnenfels, Wien 1882; F. Kopetzky, J. u. F. von S., Wien 1882. — Ch. G. Klemms, „Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut", NdrW. 4. F. Muncker in ADB., 34. Bd. (1892).

S. 749. Laube, **Das Burgtheater,** Leipz., 2. A., 1891; R. Lothar, Das Wiener Burgtheater, Leipz. 1899 u. Th. Bd. 5; A. v. Weilen, Zur Wiener Theatergeschichte 1629 bis 1740, Wien 1901; R. Smekal, Das alte Burgtheater 1776—1888, Wien 1916; K. Glossy, Zur Gesch. der Theater Wiens, JbGr. Bde. 22—26; M. Enzinger, Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jh., Berlin 1919, 2 Bde.; K. v. Görner, Der Hauswurst-Streit in Wien u. J. v. Sonnenfels, Wien 1884; J. Nadler, Das österr. Volksstück, Frankf. a. M. 1921. — W. Montag, C. H. von Ayrenhoff, sein Leben u. seine Schriften, Münster 1908; L. Röllenbacher, Die französ. Virginiadramen mit Einschluß Ayrenhoffs, Münchener Diss. 1908. — **Geblers** Sämtliche theatralische Werke, 3 Bde. 1772 f.

S. 750. A. Schurig, **Mozart,** sein Leben und seine Werke, Leipz. 1913, 2 Bde.; H. Albert, Mozart, Leipz. 1919—1921, 2 Bde. = 5. A. von O. Jahns Mozart; M.s Briefe mit M. Ikonographie, hg. von L. Schiedermair, München 1913—1914, 5 Bde.; E. von Komorzynski, **E. Schikaneder,** der Librettist der Zauberflöte, Berlin 1901; M. Bulthaupt, Dramaturgie der Oper, Bd. 1; W. Priebisch, Quellenstudien zu Mozarts „Entführung", Halle 1908; K. Engel, Die Don-Juan-Sage auf der Bühne, 2. A., Oldenburg 1888; dazu ZvglL. Bd. 1; H. Heckel, Das Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung, BBr., Bd. 47. — K. F. Pohl, **J. Haydn,** Leipz. 1878—1882, 2 Bde., 3. Bd. durch H. Botstieber, 1927; A. Schnerich, J. H. und seine Sendung, Wien 1921; K. M. Klob, Die Oper von Gluck bis Wagner, Ulm 1913.

Sturm und Drang.

S. 750 f. Zur literar. Revolution vgl.: E. Schulte-Strathaus, Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter G.s, München 1913 f.; Sammlungen von Schriften der Stürmer u. Dränger, hg. von A. Sauer, bei K. Bde. 79—81, von K. Freye, Berlin 1911 (Bong), 4 Bde. — H. Hettner, Die Sturm- u. Drangperiode, 4. A., Braunschweig 1894; A. Wohltat, Zur Charakteristik u. Gesch. der Genieperiode, Kiel 1893; E. Walther, Der Einfluß Shakespeares auf die Sturm- u. Drangperiode, Chemnitz 1890; G. Keckeis, Dramaturgische Probleme in Sturm und Drang U, H. 11; M. Joachimi-Dege, Shakespeare in der Sturm- und Drangperiode, ebda. H. 12; A. Köster, Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jh., Leipz. 1912; Kl. Stockmeyer, Soziale Probleme im Sturm u. Drang, Bern 1907; H. Schnorf, St. u. Dr. in der Schweiz, Zürich 1915; H. Kindermann, Entwicklung der Sturm- u. Drang-Bewegung, Wien 1925; H. A. Korff, Geist der Goethe-Zeit, I, Sturm u. Drang, Leipz. 1923.

S. 754. R. Tombo, **Ossian** in Germany, New York 1901; R. Horstmeyer, Die deutsch. O.-Übersetzungen des 18. Jhs., Diss., Greifswald 1926; James Macphersons Fragments of ancient poetry, hg. von O. L. Jiriczek, Heidelberg 1915; P. van Tieghem, Ossian et l'Ossianisme dans la littérature européenne au 18. siècle, Groningen 1920. L. Ch. Stern, Die Ossianischen Heldenlieder, Zvg L. Bd. 8. — F. H. Wagener, Eindringen von Percys Reliques in Deutschld., Diss., Heidelberg 1897.

S. 756. Lichtenbergs Vermischte Schriften, hg. von L. Ch. Lichtenberg u. F. Fries, Göttingen, 2. A., 1844 bis 1846, 8 Bde.; hierzu Nachträge u. Berichtigungen bei F. Lauchert, L.s schriftstellerische Tätigkeit, Göttingen 1893, Aphorismen nach den Handschriften, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1902—1908 (DLD. 123. 131. 136, 140—141); Bemerkungen vermischten Inhaltes, MB. Nr. 665—668, Auswahl von Bobertag bei K. Bd. 141, A. Wilbrandt, Stuttg. 1893, R. K. Goldschmidt, Stuttg. 1924; auch in UB.; Briefe, hg. von A. Leitzmann u. K. Schüddekopf, Leipz. 1901—1904, 3 Bde. — E. P. H. Magin, Über G. Ch. L. u. seine noch unveröffentlichten Handschriften, Progr., Hamburg 1913; E. Grisebach, Lichtenberg: Gesammelte Studien, S. 11—79, 4. A., Leipz. 1886; R. Kleineibst, Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Lit. FS., H. 4; R. M. Meyer, Swift u. Lichtenberg. Berlin 1886; E. Bertram, G. Ch. L., Bonn 1919; E. Shapira, L. als Philosoph, Diss., Bern 1911; W. Berendsohn, Stil u. Form der Aphorismen L.s, Kiel 1912; ders., L. u. der junge Goethe, Euphor. 23; P. Hahn, L. u. die exakten Wissenschaften, Göttingen 1927.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1. Der deutsch-nordische Literaturkreis.

S. 757. Sturz' Schriften, Leipz. 1779—1782, 2 Bde., kleine Schriften, hg. von F. Blei, Leipz. 1904, Sturz' hist. Roman „Die Reise nach dem Deister", neu hg. von R. Fürst, DLD. 66 ff., 1897; Gedichte bei K. Bd. 135. — M. Koch, H. P. Sturz, München 1879; L. Bobe, Neue Beiträge zu Sturz's Lebensgesch. VLG. Bd. 4; G. Jansen, Oldenburgs literar. u. gesellschaftl. Zustände 1773—1811, Oldenburg 1877; E. Guglia, Sturz als Kunstschriftsteller, in Allgem. Kunst-Chronik, 1886, Nr. 16.

S. 758. Gerstenbergs Vermischte Schriften, 3 Bde., Altona 1815 ff., Briefe über Denkwürdigkeiten der Lit., neu hg. von A. v. Weilen, DLD. 29 (1904), Hamburger Rezensionen, hg. von O. Fischer, DLD. 128 (1904), Proben seiner Bardendichtung, hg. von R. Hamel, bei K. Bd. 48; M. Jakobs, G.s Ugolino, ein Vorläufer des Genietums, Berlin 1908; A. M. Wagner, H. W. G. u. der Sturm u. Drang, 2 Bde., Heidelberg 1920—1924. P. Dörring, Der nordische Dichterkreis u. die Schleswiger Literaturbriefe, Sondershausen 1880. W. Pfau, Das Altnordische bei Gerstenberg, VjschLG. 2 (1889). — **Kretschmanns** Sämtl. Werke, 7 Bde., Leipzig 1784—1805. R. Hamel, bei K. 48. Bd. — F. H. Knothe, K. F. Kr., Beitrag zur Gesch. des Bardenwesens, Zittau 1858; M. Koch, K. F. Kr., in Ersch-Grubers Enzyklop., Bd. 39.

S. 759. M. Denis, sieh zu S. 747; E. Merker, Bardendichtung NL 3, 106 ff. R. Batka, Altnordische Stoffe und Studien in Deutschld., Euphor. 2. Ergh. 1895; über die **Bardendichtung** vgl. zu S. 691.

2. Der ostpreußische Dichterkreis. Hamann. Herder.

S. 761. Hippels Sämtliche Werke, 14 Bde., Berlin 1827—1838; Proben aus den „Lebensläufen", bei K. Bd. 141; die „Lebensläufe", modernisiert von A. v. Ottingen, 3. A., Leipz. 1893; über die Ehe, MB. Nr. 441 bis 443 u. von E. Silvester, Leipz. 1911, auch in UB. — F. J. Schneider, Th. G. v. Hippel 1741—1781, Prag 1911; Aufsätze von F. J. Schneider u. A. Warda in Altpreuß. Monatsschr. 50, 52 u. Euphor. 22, 23; Walter v. Hippel, Gesch. der Familie v. Hippel, Berlin 1899; Th. Hönes, Hippel, die Persönlichkeit u. die Werke in ihrem Zusammenhang, Bonn 1910; J. Cerny, Sterne, Hippel u. Jean Paul, Beitrag zur Gesch. des humoristischen Romans in Deutschld. FM., Bd. 27.

S. 762. Scheffner, Mein Leben, hg. von J. Voigt, 1823; E. Brenning, J. G. Scheffner in ADB., 30. Bd. (1890). — **Hamanns Schriften,** hg. von F. Roth, Berlin 1821—1825 (1842—1843 folgte ein 8. Bd., hg. von G. A. Wiener), K. H. Gildemeister, H.s Leben u. Schriften, Gotha 1875, 6 Bde., mit Briefen u. H.-Studien, zugänglicher von M. Petri, H.s Schriften u. Briefe im Zusammenhange seines Lebens erläutert, Hannover 1872—1874, 4 Bde.; Auswahl von R. Unger, Jena 1905 u. K. Widmaier, Leipz. 1921; L. Schmitz-Kallenberg, Aus dem Briefwechsel des Magus im Norden (Münster 1917). — J. Minor, H. in seiner Bedeutung für die Sturm- u. Drangperiode, Frankfurt a. M. 1881; R. Unger, H.s Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens, Grundlegung zu einer Würdigung der geschichtl. Stellung des Magus im Norden, München 1905; derf., H. u. die Aufklärung, Studien zur Vorgeschichte des romantischen Geistes im 18. Jh., Jena 1911. 2 Bde.; J. Blum, La vie et l'oeuvre de Hamann, Paris 1912; O. v. Gemmingen, Vico, Hamann u. Herder, Diss., München 1918; G. Hillner, H. u. Kant, Riga 1924; derf., H. und das Christentum 1924; F. Blanke, H. als Theologe, Tübingen 1928; H. Weber, H. u. Kant, 1904; derf., Neue Hamanniana, 1905; W. Rodemann, H. u. Kierkegaard, Diss., Erlangen 1922; H. Cysarz, Erfahrung u. Idee (Probleme und Lebensformen in der deutschen Lit. von Hamann bis Hegel) 1924; J. Disselhoff, Wegweiser zu J. G. H. 1870; Poel, H. der Magus des Nordens, 1874; H. Delff, J. G. H., Lichtstrahlen aus seinen Schriften u. Briefen, mit Erläuterungen und einer biogr. Einleitung.

S. 764. Die Sammlung von **Herders** Werken, besorgt von seiner Witwe (1805—1820) und etwas verändert (1827—1830) gibt kein Bild von Herders Entwicklung; besser ist die Ausgabe von H. Düntzer, 24 Bde., Berlin (Hempel) 1869—1879; wissenschaftl. brauchbar ist nur die histor.-krit. Ausgabe von B. Suphan, K. Redlich u. a., Berlin 1877—1909, 32 Bde., davon auch eine Auswahl, Berlin 1884—1887, 4 Bde.; andere Auswahlen von Th. Matthias, Leipz. 1903, 5 Bde. (MKl.), H. Meyer, H. Lambel und E. Kühnemann bei K., Bde. 74—77 (1888—1894), E. Kühnemann, Leipz. (Hesse), 2. A., 1907, H. Nohl, Berlin 1906, 6 Bde., E. Naumann, Berlin (Bong) 1912, 15 Bde., J. Laufenbacher, Stuttg. 1889, 6 Bde., H.s dramatische Dichtungen, hg. von A. Treutler, Stuttg. 1915; zahlreiche Volks- u. Schulausgaben der Einzelwerke; **Briefe:** Aus Herders Nachlaß, Frankfurt 1856—1857, 3 Bde., von und an Herder, Leipz. 1861—1862, 3 Bde., H.s Reise nach Italien, Gießen 1859 (alle drei Sammlungen hg. von H. Düntzer); H.s Briefe an Nicolai, hg. von O. Hoffmann, Berlin 1887; an Hamann von dems., ebda. 1889, Briefwechsel mit Karoline Flachsland. hg. von H. Schauer, Weimar 1926 ff. **Biographien** und **Charakteristiken:** „Erinnerungen" seiner Gattin, hg. von J. G. Müller, 2 Bde., Suttg. 1820, Herder nach seinem Leben u. seinen Werken, von R. Haym, Berlin 1885, 2 Bde. (Hauptwerk), gedrängter Auszug davon, von Haym in ADB., Bd. 13, E. Kühnemann, Herder, 3. A., München 1927, R. Bürkner, H., sein Leben u. Wirken, Berlin 1904, A. Bossert, Herder, Paris 1916; K. Mutheſius, Herders Familienleben, Berlin 1904; A. E. Berger, der junge Herder u. Winckelmann, Halle 1903; E. Grisebach, Herder, Gesammelte Studien, S. 80—107, 4. A., Leipz. 1886; K. Siegel, H. als Philosoph, Stuttg. 1907; J. C. Hatch, Der Einfluß Shaftesburys auf H., Berlin 1900; W. Goeken, H. als Deutscher, Stuttg. 1928; A. Werner, H. als Theologe, Berlin 1871; M. Wedel, H. als Kritiker, Berlin 1928; J. Rinck, Die seelische Begründung der Religion bei Herder, Leipz., 2. A., 1912; L. Keller, H. u. die Kultgesellschaften des Humanismus, 2. A., Berlin 1904; A. Koschmieder, H.s theoretische Stellung zum Drama BBr. Bd. 35; G. Weber, H. u. das Drama, Weimar 1922.

S. 768. B. Markwardt, H.s **kritische Wälder,** Leipz. 1925; K. May, Lessings u. H.s kunsttheoretische Gedanken in ihrem Zusammenhang, Berlin 1923.

S. 770. „Über den **Ursprung der Sprache"** u. a. von Th. Matthias, Leipz. 1901; W. Sturm, H.s Sprachphilosophie, Diss., Breslau 1907; J. Haußmann, Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen H., Diss., Leipzig 1907.

S. 771. Von deutscher Art u. Kunst, hg. von H. Lambel, DLD. Nr. 40; F. Piquet, La langue et le style de Herder dans l'extrait d'une correspondance sur Ossian et dans Shakespeare. Ng. Bd. 5; H.s Shakespeares Aufsatz in dreifacher Gestalt, hg. von F. Zinkernagel, Bonn 1912.

S. 772. F. Zurbonsen, H. u. die Volkspoesie, Progr., Arnsberg 1868; H.s **Volkslieder,** hg. von K. Redlich, Berlin 1885, bei Suphan Bd. 25; Neue Ausg. von E. Jacobs, 2 Bde., München 1913; Suphan, H.s Volkslieder u. J. v. Müllers „Stimmen der Völker", ZfDPh. Bd. 3; A. Waag, über H.s Übertragung englischer Gedichte, Heidelberg 1892; W. Grohmann, H.s nordische Studien, Rostock 1899; Th. A. Fischer, Das deutsche u. englische Volkslied, Tennyson-Studien 1—40, Leipz. 1905; Curcin Milan, Das serbische Volkslied in der deutschen Lit., Leipz. 1905; A. Wegner, H. u. das lettische Volkslied, Langensalza 1928; P. Levy, Gesch. des Begriffes Volkslied, Berlin 1911.

S. 773. Vom Geist der ebräischen Poesie, neu hg. von F. Hoffmann, Gotha 1890.

S. 774. E. Hoffart, H.s „Gott", Halle 1908; Dietterle, H.s Schrift „Gott" u. ihr Verhältnis zu Spinoza, Theolog. Studien u. Kritiken 1914. — H.s **Ideen,** hg. von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

J. Schmidt, Leipz. 1869, 3 Bde. u. von H. Düntzer, Leipz. 1879; in Ausw. von E. Naumann, Leipz. 1897. — Vgl. dazu: H. Meyer-Benfey, H. u. Kant, Halle 1904; Horst Stephan, H.s Philosophie, Leipz. 1907; F. Grundmann, Die geographischen u. völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in H.s Ideen, Diss., Berlin 1900; M. Doerne, Die Religion in H.s Geschichtsphilosophie, Leipz. 1927; R. Fester, Rousseau u. die deutsche Geschichtsphilosophie, Stuttg. 1890; R. Stadelmann, Der historische Sinn bei H., Halle 1928.

S. 776. R. Lehmann, H.s Humanitätsbegriff, Kantstudien 1919; R. Neumann, H.s Kampf gegen die Kantischen Irrlehren, Berlin 1911.

S. 777. Zur **Kalligone** vgl. G. Jakoby, H.s u. Kants Ästhetik, Leipz. 1907. — Der **Cid,** hg. in zahlreichen Schulausgaben, so z. B. von W. Buchner (Essen), K. Jauker (Graz), Lambel (Wien), Schwarz (Paderborn), Wasserzieher (Münster), E. Naumann (Stuttgart) u. a. — R. Köhler, H.s Cid u. seine französische Quelle, Leipz. 1867; A. S. Boeglin, H.s Cid, die französische u. span. Quelle zusammengestellt, Heilbronn 1879; H. Düntzers Erläuterungen zum Cid, Leipz. 3. A. 1895, zu den Legenden, Leipz. 1880; Histoire du Cid von 1783, Quellenschr. zur neueren deutschen Lit. H. 7, Halle 1916.

3. Der Göttinger Dichterbund.

S. 779. Rob. Prutz, Der Göttinger Dichterbund, Leipz. 1841; K. Weinhold, H. Ch. Boie, Beitrag zur Gesch. der deutschen Nationallit. im 18. Jh., Halle 1868; A. Sauer, Einl. zu K. Bd. 49; hier u. Bd. 50 Proben aus Voß, Hölty, Miller, Fr. L. Stolberg, Claudius; Hettner, Gesch. der deutsch. Lit. im 18. Jh. 3, 1 (1913); H. Schneider, Die deutsche Dichtung zwischen Barock u. Klassizismus 1924, S. 393 ff.; Ermatinger, Die deutschen Lyriker in ihrer geschichtl. Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart 1921, 1, 39 ff.; J. Crüger, über Bundesbuch und Stammbücher des Hains, O. Sievers' Akad. Bll. S. 600, Braunschweig 1884; K. Hoffmann, Zur nationalen Bedeutung des Göttinger Dichterbundes, zwölf Studien, Charlottenburg 1884. — **Göttinger Musenalmanach,** neu hg. von K. Redlich in DLD. 49. 52. 64; derf., „Versuch eines Chiffren-Lexikons" zu den Göttinger, Voßischen u. a. Musenalmanachen, Hamburg 1875; Auswahl aus den Dichtern des Almanachs v. 1770 bis 1806 v. M. Mendheim bei K. Bd. 135; H. Grantzow, Gesch. des Göttinger und Voßischen Musenalmanachs, Berlin 1903; über den Wiener Musenalm. (1777—1796) vgl. O. Rommel, Euphor., 6 Ergzgheft.; über die schlesischen Musenalmanache von 1773 bis 1823 vgl. R. Herzog in BBr. Bd. 23; A. Langguth, Ch. H. Esmarch u. der Göttinger Dichterbund.

S. 782. Höltys Sämtliche Werke mit Briefen, kritisch u. chronologisch hg. von W. Michael, Weimar 1914—1918, 2 Bde.; Gedichte, hg. von K. Halm, Leipz. 1870; auch in UB., Auswahl von A. Sauer bei K. Bd. 50; — Biogr. von Voß in seiner Ausg. der Gedichte, Hamburg 1885, von H. Ruete, Guben 1883, von Redlich in ADB. Bd. 13; G. Bormann, Beiträge zum Wortschatz H.s, Diss., Greifswald 1916; B. A. Rhoades, H.s Verhältnis zur engl. Lit., Göttingen 1892; E. A. Albert, Das Naturgefühl H.s, Dortmund 1910; F. M. Mühlenpfort, Einfluß der Minnesinger auf die Dichter des Göttinger Hains, Leipz. 1899; R. Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker u. Romantiker, Dortmund 1906; P. Merker, H.s Elegie auf ein Landmädchen, ZDU., 1926.

S. 783. Eine Auswahl aus den Dichtungen **Millers,** hg. von A. Sauer, bei K., Bd. 50 (1893), Siegwart neu hg. von O. v. Friedheim, 3 Bde., Stuttg. 1844. — H. Kraeger, J. M. Miller, Bremen 1894; E. Schmidt in ADB. Bd. 21 u. Charakteristiken 1, 178 ff.; Kampath, Das Siegwartsfieber, Progr., Wiener-Neustadt 1877.

S. 784. J. H. Voß's Sämtl. poet. Werke, hg. von A. Voß, Leipzig 1835, Sämtl. Gedichte, Königsberg 1802, 6 Bde., Auswahl letzter Hand, ebenda 1825, 4 Bde., Poetische Werke einschließlich der Homerübersetzg., Berlin (Hempel) 1867, 5 Bde., Auswahl von A. Sauer, bei K. Bd. 49; Luise, reich erläuterte Ausg. von K. Bindel, Gotha 1888, u. von Goedeke, Leipz. 1869, auch in MB. 271, Prosch, Wien (Gräfer). **Briefe,** hg. von A. Voß, Halberstadt 1829—1832, 4 Bde., Vossische Hausidylle; Briefe von E. Voß an Abeken, 2 Progr., Dresden 1882 bis 1883, Briefe von E. Voß 1724—1820, hg. von L. Bäte, Bremen 1925, Neudr. der Odyssee von 1781 von Bernays. Stuttg. 1881, mit Überblick der Verdeutschungsversuche bis auf Voß. — W. Herbst, J. H. Voß, Leipz. 1872—1876, 3 Bde.; W. Knögel, Voß' Luise u. die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel, Frankfurt a. M. 1904; A. Schröter, Gesch. der deutschen Homerübersetzg. im 18. Jh., Jena 1882; E. Kuhlmann, V. als Kritiker und Gelehrter in seinen Beziehungen zu Lessing, Straßburg 1914; F. Muncker, J. H. V., in ADB. 40. Bd.; Heuffner, V. als Schulmann in Eutin, Eutin 1882.

S. 787. Der Brüder **Christian u. Friedr. Leop. Stolberg** gesammelte Werke, Hamburg 1920—1925, 20 Bde., 2. A., ebda. 1927; Ausgewählte Gedichte hg. von Gräfin F. Stolberg, mit Einl. von W. Kreiten, Paderborn 1889, Ausw. von A. Sauer, bei K. Bd. 50, 3; Briefe F. L. Stolbergs u. der Seinigen an Voß, hg. von O. Hellinghaus, Münster 1891. — Biogr. F. L. Stolbergs von Th. Menge, Gotha 1862, von Janssen-Pastor, 4. A., Freiburg 1910, von E. Schmidt in ADB., 36. Bd. und von H. Cardauns, München-Gladbach 1920. W. Keiper, F. L. St.s Jugendpoesie, Berlin 1893. Hennes, Aus St.'s Jugendjahren, Frankfurt a. M. 1876. A. Miller, St. als Homerübersetzer, Diss., Münster 1908; F. L. St.s ungedruckte Psalmenübersetzung, hg. von K. Löffler, Münster 1918.

S. 790. M. Claudius' Sämtl. Werke, 2 Bde., hg. von Redlich, Gotha 1902, krit. Ausg. von G. Behrmann, Leipz. (Hesse) 1907, Ausw. von G. Graeber, Halle 1919, B. Adler, Weimar 1924, 3 Bde., A. Sauer bei K. Bd. 50, 2, auch in UB., MB. u. Hendel; Briefe von Matthias u. Rebekka Cl. an J. H. u. Erneste Voß 1774—1814, Progr. Wandsbeck 1915—1916. — Biogr. von W. Herbst, 4. A., Gotha 1878, Redlich in ADB., 4. Bd., K. Gerok, 3. A., Gotha 1903, A. Mayer, 1876, H. Stuhrmann, Gotha 1915, E. Mönckeberg, Hamburg 1869, J. Püschmann, Dresden 1909 u. W. Stammler, Halle 1915; W. Röseler, Cl. u. sein Humor, Berlin 1873; F. Naumann, M. Cl. u. das Volkslied, Diss., Greifswald 1914; W. Hülsen, Cl.' Lyrik, Diss., Würzburg 1914; E. Mirow, Wandsbeck u. das liter. Leben Deutschlds. im 18. Jh., Wandsbeck 1898; M. Schneiderreit, Claudius, seine Weltanschauung und Lebensweisheit, Berlin 1898; A. Perthes, Vom Wandsbecker Boten, Hamburg 1911; K. Bethge, Cl. als Lyriker, Zu Rheine 1878.

S. 792. Bürgers Sämtl. Werke, hg. von K. Reinhard, 6 Bde., Hamburg 1912 u. ö., in einem Quartband von A. W. Bohtz, Göttingen 1835 u. 1844; sämtl. Werke von W. v. Wurzbach, 4 Bde., Leipz. (Hesse) 1902, E. Walter, 7 Bde., Berlin 1905, R. M. Werner, 2. A., Stuttg. 1895, 2 Bde., A. Sauer, bei K. Bd. 78, A. E. Berger, Leipz. (Meyer) 1891, J. Tittmann, Leipz. 1869, E. Consentius, Berlin 1909 u. krit. Ausg. mit Biogr., ebda (Bong) 1914, 2 Bde., Die Nachtfeier der Venus, hg. von W. Stammler, Bonn 1914, die Gedichte auch hg. in zahlreichen Volksausgaben; Briefe von u. an Bürger, hg. von A. Strodtmann, Berlin 1874, 4 Bde., Briefwechsel mit Ph. Gatterer, hg. von E. Ebstein, Leipz. 1921. — Bürger, Der Roman seines Lebens in seinen Briefen u. Gedichten, hg. von P. M. Mederow, Berlin 1912; Biogr. von H. Pröhle, Leipz. 1856, derf., Goethe, Schiller, Bürger, Potsdam 1889, H. Hettner in ADB., 3. Bd., W. v. Wurzbach, Leipzig 1900; K. Goedeke, B. in Göttingen und Gellinghausen, Diss., Jena 1875, „B.s Ehestandsgeschichte" (1812), Neudruck, Berlin 1904, A. W. Schlegels Charakteristik B.s, in Sämtl. Werken 8, Leipz. 1846; P. Holzhausen, Die deutsche Ballade u. Romanze bis zu ihrer Ausbild. durch B., ZfdPh. Bd. 15; E. Schmidt, Bürgers Lenore, Charakteristiken, 2. A., 1, Berlin 1902, mit Lit.-Angaben über „Lenore in England" von A. Brandl; H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

v. Wicsfocki, Zur Lenorensage, ZvglL., Bd. 1; W. Wackernagel, Zur Erklärung u. Beurteilung von B.s Lenore (1835) in Kleine Schr. Bd. 2, Leipz. 1873; W. Wallner, Der Lenorenstoff in der slaw. Volkspoesie, Archiv für slaw. Philologie, Bd. 6; G. Bonet Maury, Burger et les Origines anglaises de la Ballade littéraire en Allemagne, Paris 1889; K. Lucae, Zur Gesch. der deutschen Balladendichtung, in „Aus deutscher Sprach- u. Litg.", Marburg 1889; B. Beyer, Die Begründung der ernsten Ballade durch B., QuF. 97 (1905); A. Reichl, Die Symmetrie im Aufbau von B.s Balladen, Brüx 1896; A. Peveling, B.s Beziehungen zu Herder, Münster 1917; Chr. Janentzky, B.s Ästhetik, FM., Bd. 37; K. Schüddekopf, Von und über B., 1895; P. Zaunert, B.s Verskunst, Marburg 1911; H. Fluck, Beiträge zu B.s Sprache u. Stil, Diss., Münster 1914; K. Kauenhofen, B.s Macbeth-Bearbeitung, Diss., Königsberg 1915; O. Lücke, B.s Homerübersetzg., Norden 1891.

S. 796. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften u. Schicksale, Stuttg. 1839—1840, 8 Bde.; Bd. 1—2 Sch.' Leben u. Gesinnungen (MB. 491—493) von ihm selbst im Kerker aufgesetzt, Ausw. von A. Sauer bei K. Bd. 81, histor.-krit. u. vollständigste Sammlung der Gedichte von G. Hauff, in UB. — D. F. Strauß, C. F. D. Sch.s Leben in seinen „Briefen", Berlin 1899, 2 Bde., in Ges. Schr. Bd. 8 u. 9, Bonn 1878; E. Nägele, Aus Sch.s Leben u. Wirken, Stuttg. 1888; G. Hauff, Sch. in seinem Leben u. seinen Werken, Stuttg. 1885; S. Nestriepke, Sch. als Dichter, ein Beitrag, Pößneck 1910, mit krit. Bibliogr. von 810 Gedichten; W. Brüstle, Klopstock u. Sch., Beziehungen in Leben u. Dichten, Diss., München 1917; E. Schairer, Sch. als politischer Journalist, Tübingen 1914; E. Holzer, Sch. als Musiker, Stuttg. 1905; A. Wohlwill, Sch., in ADB. Bd. 81; K. M. Klob, Sch., Ulm 1908.

S. 798. Auswahl aus **Göckingks** Dichtungen von J. Minor, bei K., Bd. 73; Biogr. von Kasch, Marburg 1909; Briefe an G., Euphor. Bd. 14. — Biogr. **Overbecks** von Haase in ADB., 25. Bd. (1887).

S. 799. Leisewitz, Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente, hg. von R. M. Werner, Stuttg. 1889 (DLD. 32), samt Biogr. von A. Sauer bei K., Bd. 39, auch in UB.; Ges. Schriften, Braunschweig 1838; L.s Briefe an seine Braut, hg. von H. Mack, Weimar 1906, Tagebücher, Weimar 1916 ff., Gesellsch. der Bibliophilen; W. Kühlhorn, Erläuterung u. histor. Würdigung des Julius, Halle 1912, Gr. Kutschera von Aichberger, J. A. L., ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Lit. 1876; M. Landau, Die feindlichen Brüder auf der Bühne, Bühne u. Welt, 9, 2. — B. Litzmann, **Fr. L. Schröder,** ein Beitrag zur deutschen Lit.- u. Theatergesch., 3 Teile, Hamburg 1890 ff.

4. Der junge Goethe und seine Freunde.

S. 800. Goethe-Lit. verzeichnet K. Kipka in GGr., 3. A., 4, 2—4, Dresden 1910—1913, S. Hirzel, Verzeichnis einer G.-Bibl., neue A., Leipz. 1884, F. Meyer, Verzeichnis einer G.-Bibl., Leipzig 1908; G.-Jahrb. hg. von L. Geiger, Frankf. 1880—1913, fortgeführt als Jahrb. der G.-Gesellsch., Weimar 1914 ff., die Schriften der G.-Gesellschaft, Weimar 1885 ff., die Chronik des Wiener G.-Vereins, Wien 1887 ff., M. Koch, Neuere Goethelit. in „Berichte des freien deutschen Hochstiftes" in Bd. 5—17, das Jahrb. der Sammlg. Kippenberg, Leipz. 1921 ff., ferner Witkowski in den neueren Jahrgängen der „Literatur" und die G.-Biographen. Dazu G.-Handbuch, hg. von J. Zeitler, 3 Bde., Stuttg. 1917 f., ein alphabetisch geordnetes Nachschlagebuch für mit G. in Verbindung stehende Personen u. Sachen. Hier sei aus der schier unübersehbaren G.-Literatur nur das Wichtigste verzeichnet:

G.s Werke: Von den zahlreichen Ausgaben der sämtl. Werke G.s seien angeführt die letzter Hand in 60 Bänden, Stuttg. 1827—1842, die größte u. vollständigste histor.-krit. Ausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, insgesamt 143 Bände, davon einige doppelteilig, Weimar 1887—1912, die in 4 Abteilungen Dichtungen (55), naturwissenschaftl. Schriften (13), Tagebücher (15) und Briefe (50) umfaßt; Ergänzungen dazu im Euphor. Bd. 22; Sachlichen Kommentar u. literarhist. Einleitungen, die in der Weimarer Ausg. fehlen, bieten die Ausgaben von W. v. Biedermann, H. Düntzer u. a. bearbeitete Hempelsche Ausg., Berlin 1868—1879, 36 Bde., die von K. Heinemann redigierte Meyerische, 30 Bde., Leipzig und Wien 1901—1908, besonders die unter E. von der Helles Leitung unternommene Cottasche Jubiläumsausgabe, 40 Bd., Stuttg. 1902—1907. Außerdem seien empfohlen: die älteren Cottaschen Ausgaben: die 40 bändige von 1840, die 36-bändige, mit Einleitungen von K. Goedeke 1866—1868, die gleichfalls 36-bändige, von W. Vollmer besorgte der CVbW.; reichen Kommentar enthält die von Düntzer u. a. bearbeitete Gesamtausgabe bei K. Bd. 82—117 (1882—1897), sowie die von Alt u. a. bearbeitete Bongsche, 40 Teile (1910), weitere Ausgaben sind die Propyläenausgabe, München 1909 ff. (40 Bde.), die G.s Werke in chronologischer Reihenfolge u. Auszüge aus Briefen und Tagebüchern bringt, ferner die prächtig ausgestatteten Insel- (1905 f., 16 Bde., Wilh.-Ernst-Ausg.) u. Tempel- (Leipz. 1908 ff., 30 Bde.) Ausgaben, die des Ullstein-Verlages (Berlin 1923, 12 Bde.), die Ausgaben von F. Schultze, 45 Bde., Berlin 1904, von H. G. Gräf, Leipz. 1905; den neuesten Stand der G.-forschung verzeichnet die wissenschaftl. hervorragende Festausg. des Bibliogr. Instituts, die R. Petsch, O. Walzel u. a. besorgten, Leipzig 1926—1927, 18 Bde. — **Auswahlen** von O. Hellinghaus, 3 Bde., Freiburg 1911; die von E. Schmidt besorgte sechsbändige Volksausgabe („Volksgoethe"), Leipz. 1909, 2. A., 1925 von G. Roethe, von E. Engel, 18 Bde., Leipz. 1913, von E. v. d. Hellen, Stuttg. 1924, 15 Bde., von S. M. Prem in 16, bzw. 24 Bden., von K. Goedeke in 4 Bden., Stuttg. 1897 u. a.; außerdem zahlreiche Volks-, Prachtu. Einzelausgaben. — **Briefwechsel G.s.:** 4. Abt. der Weimarer Ausg., 1887 ff.; als Leitfaden kann dienen Strehlke, G.s Briefe, übersichtlich bearbeitet, Berlin 1881 bis 1884; Ausw. hg. von E. v. d. Hellen, 6 Bde., Stuttg. 1901—1913, von dems. in Cottas Handbibl., von Ph. Stein, 8 Bde., Berlin (1902—1908, von R. M. Meyer, 3 Bde., Berlin 1909—1911, die Briefe des jungen G. in Ausw. hg. von G. Roethe, Leipz. 1926. — Eine Auswahl aus G.s **Tagebüchern** gibt H. G. Gräf (Leipz. 1909); derselbe bietet auch eine Auswahl aus G.s „Briefen und Tagebüchern", Leipz. 1927, 2 Bde. — Sammlung von **G.s Gesprächen** verdanken wir W. v. Biedermann, Leipz. 1889 bis 1890, 10 Bde., 2. A. von Fl. Biedermann bearbeitet, Leipz. 1909—1911, 5 Bde.; Ausw. davon gaben F. Deibel u. Fr. Gundelfinger, 3. A., Leipz. 1908; P. Lorentz, Leipzig 1908, E. Korn, Stuttg. 1909; Eckermanns Gespräche mit G. am besten hg. u. erläutert v. E. Castle, Berlin 1917, 2 Bde. u. H. H. Houben, Leipz. 1925—1928, 2 Bde., auch in UB. Vgl. H. H. Houben, J. P. Eckermann, Leipzig 1925—1928, 2 Bde., J. Petersen, die Eckermannschen Gespräche u. ihre Glaubwürdigkeit, Frankf. a. M., 2. A., 1925 und insbesondere A. Stockmann, Eckm.s Gespr. mit G. u. die neueste Forschung, StDZ. 57. Jg. 446 ff.; W. Bode, G.s Gedanken aus seinen mündlichen Gesprächen zusammengestellt, Berlin 1907, 2 Bde. — **G. als Persönlichkeit.** Berichte u. Briefe von Zeitgenossen gesammelt von H. Amelung, München 1914—1925, 3 Bde.; W. Bode, G. in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, Berlin 1917 bis 1923, 3 Bde.; „G.s Persönlichkeit", drei Reden des Kanzlers Fr. v. Müller, neu hg. von W. Bode, Berlin 1961; derselbe, G.s Religion u. politischer Glaube, 2. A., Berlin 1903, Lebenskunst, ebda. 3. A. 1903, Ästhetik, ebda. 1901, Weg zur Höhe, ebda. 1903; derselbe, Die Tonkunst in G.s Leben, Berlin 1912, 2 Bde.; Th. Vogel, G.s Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion u. zu religiös-kirchlichen Fragen, 3. A., Leipz. 1903; E. Filtsch, über G.s religiöse Entwicklung, K. Sell, über G.s Stellung zu Religion u. Christentum, Freiburg 1899; Chr. Schrempf, G.s Lebensanschauung in ihrer geschichtl. Entwicklung, Stuttg. 1905 f.; Th. Ziegler, G.s Welt- u. Lebens-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

anschauung, Berlin 1914; E. Caro, La Philosophie de Goethe, 2. A., Paris 1880; G.s Weltanschauung auf historischer Grundlage, Stuttg. 1907; R. Steiner, G.s Weltanschauung, Stuttg. 1921; K. J. Obenauer, G. in seinem Verhältnis zur Religion, Jena 1921; W. Loew, G. als religiöser Charakter, München 1924; B. Tornius, G. über sich selbst, Leipz. 1913; J. W. Braun, G. im Urteile seiner Zeitgenossen, Berlin 1883—1885, 3 Bde. Vgl. auch Lienhards Monatsschrift „Wege nach Weimar" 1905—1908, 6 Bde. und die von W. Bode herausgegebene Vierteljahrsschrift „Stunden mit Goethe", Berlin 1904 ff. Von den zahllosen Aufsätzen zu **Goethes Würdigung** seien genannt: A. Schöll, „G. in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens", Berlin 1882; V. Hehn, Gedanken über G., 4. A., Berlin 1900; W. Dilthey, „G. u. die dichterische Phantasie" (das Erlebnis u. die Dichtung), 7. A., Berlin 1920; W. v. Biedermann, Goethe-Forschungen, Leipz. 1879—1899, 3 Bde.; H. Düntzer, Studien zu G.s Werken, Elberfeld 1849, Neue G.-Studien, Nürnberg 1861, Abhandlungen zu G.s Leben u. Werken, Leipz. 1885, 2 Bde., Zur G.-Forschung, Stuttg. 1891, Aus G.s Freundeskreis, Braunschweig 1868; W. Scherer, Aufsätze über G., 2. A., Berlin 1900; Kuno Fischer, G.-Schriften, Heidelberg 1890—1904, 9 Bde.; H. G. Gräf, G. über seine Dichtungen, Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Frankf. a. M. 1901—1914, 9 Bde. K. Burdach, Vorspiel, 2 Bde.: G. u. sein Zeitalter, Halle 1926; E. Castle, In G.s Geist, Wien 1926; Hjalmar Boyesen, Essays on German Litterature, London 1893; E. A. Boucke, Wort u. Bedeutung in G.s Sprache, Berlin 1901; G. Rausch, G. u. die deutsche Sprache, Berlin 1909; P. Fischer, G.-Wortschatz, ein sprachgeschichtl. Wörterb. zu G.s sämtlichen Werken, Leipz. 1928; A. Heusler, G.s Verskunst, DV 3; H. Siebeck, G. als Denker, Stuttg., 2. A., 1905; H. Albert (Stuttg. 1922) und H. John (Langensalza, 1928), über G. u. die Musik; H. A. Korff, Die Lebensidee G.s, Leipz. 1925; derf., Geist der Goethezeit: 1. Teil: Sturm und Drang, 2. Teil: Klassik u. 3. Teil: Romantik; F. Zarncke, Goethe-Schriften, Leipzig 1897 (Kleine Schr. Band 2); H. Henkel, G. u. die Bibel, Wernigerode 1907; J. Seiler, Die Anschauungen G.s von der deutschen Sprache, Stuttg. 1909; M. Diez, G., Stuttg. 1902; M. Morris, G.-Studien, 2. A., Berlin 1902, 2 Bde.; E. Barthel, G.s Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite, 1922; E. Engel, G., der Mann u. sein Werk, 14. A., 1921; A. Harnack, G. in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832, 2. A., 1901; W. Loew, G. als religiöser Charakter, 1924; J. Minor u. A. Sauer, Studien zur G.-Philologie, 1880; D. Mahnke, Leibniz u. G. (Die Harmonie ihrer Weltanschichten) 1924; R. Saitschick, G.s Charakter, eine Seelenschilderung, 1898; A. Stockmann, Zum Goethe-Problem (G.s religiöse Wandlungen), Freiburg i. B. 1920; H. Grimm, Vorlesungen über G., 7. A., Berlin 1903.

Biographien. Dichtung und Wahrheit u. andere selbstbiogr. Schriften; A. Baumgartner, G.s Jugend-, Lehr- u. Wanderjahre, seit der 2. A.: G., sein Leben u. seine Werke, 4. A. von A. Stockmann, 2 Bde., Freiburg i. B. 1923—1925, mit sehr reicher Lit., ein die verschrobene Goetheverhimmelung auf das richtige Maß mit gründlicher Sachkenntnis zurückführendes, für den Goetheforscher unentbehrliches, vortreffliches Werk; A. Bielschowsky, G., sein Leben u. sein Werk; 1885—1904; neu bearbeitet von W. Linden, 42. A., 1922, 2 Bde. (dankesu. empfehlenswert); H. St. Chamberlain, G., 4. A., München 1923 (das Werk einer bedeutenden Persönlichkeit, schildert in tiefst eindringender, großer Auffassung den Menschen, Dichter und Gelehrten); Gg. Simmel, G., Leipz. 1916 (geistvoll, aber zu abstrakt, erfaßt, wie Chamberlin, G.s dichterische Persönlichkeit synthetisch); R. M. Meyer, G., 4. A., Berlin 1913, 3 Bde. (preisgekrönt); G. Witkowski, 3. A., Leipz. 1926 (zu den besten Biogr. gehörig), F. Gundolf, G., Berlin 1916, 10. A., 1922 (hervorragend, aber doch wohl überschätzt); M. Bernays, G. in ADB., 9. Bd., S. M. Prem, 3. A., Leipz. 1900; J. W. Schäfer, G., 3. A., 1877, 2 Bde.; K. Heinemann, 3. A., Leipz. 1903; R. M. Meyer, G., Volksausg. 1913, M. Ehrlich, G. u. Schiller, n. A., Berlin 1903; K. Goedeke, G.s Leben u. Schriften, 1877; M. Diez, Stuttg. 1905; Kühnemann, G., Leipz. 2 Bde. 1931; W. Bode, G.s Leben, Berlin 1927; weitere G.-Biographen sind: G. Brandes, Berlin 1921, M. J. Wolff, Leipzig 1921, J. Haarhaus in UB., J. M. Carré, Paris 1927, E. Ludwig, G., Geschichte eines Menschen, Stuttg. 1920, 3 Bde. (zum Teil Romandichtung); H. Schmidt, G.-Lexikon, Leipz. 1912. H. Krüger-Westend, Der Volks-Goethe, Berlin 1907. Noch immer wertvoll ist die allerdings trockene G.-Biogr. von Viehoff, 1877.

Goethes Dramen. Zu jedem Drama Erläuterung von Düntzer; Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, Bd. 1, 10. A., Oldenburg 1904; L. Hasper, G. als Dramatiker, Leipz. 1889; M. Lex, Die Idee im Drama bei G., Schiller, Grillparzer, Kleist, München 1904; A. Schäfer, Historisches und schematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke zu den Dramen Schillers, G.s, Shakespeares, Kleists und Körners, Leipz. 1886.

S. 800. F. Bothe, Gesch. der **Stadt Frankfurt,** Frankf. 1914. — H. Düntzer, **G.s Stammbäume,** Gotha 1894; R. Quetsch, G.s Ahnen, Leipz. 1908; J. Bärwinkel, G.s Vorfahren JbGG. 9; H. Krüger-Westend, G. u. seine Eltern, Weimar 1904; F. Ewart, G.s Vater, Hambg. 1809; K. Heinemann, G.s Mutter, Leipz. 1908; J. Höffner, Frau Rat E. G., 2. A., Bielefeld 1912; Briefe der Frau Rat, hg. von A. Köster, 5. A., 2 Bde., Leipz. 1911, von L. Geiger, Leipz. 1912, Ausw. in Cottas Handbibl. u. in UB.; Anschauliche Schilderung in Bettinas „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde"; P. Bastier, La mère de Goethe d'après sa correspondence, Paris 1902. H. Mayne, Geschichte der Goethe-Biographien, Leipz. 1913; dazu W. Linden, Das G.-Bild unserer Zeit, Zeitwende 2. — **Goethe-Bilder:** H. Rollets Prachtwerk „Die Goethe-Bildnisse", Wien 1863; E. Schulte-Strathaus, Die Bildnisse G.s, München 1910; F. Neubert, G. u. sein Kreis, 2. A., Leipz. 1922, Bilderatlas zu G.s Leben.

Goethes Lyrik. G.s Gedichte mit Erläuterungen, hg. von G. v. Loeper, Berlin (Hempel) 1882—1884, 3 Bde.; Kommentierte Ausw. für die Schule von L. Blume, Wien 1892; in chronolog. Reihenfolge hg. von H. G. Gräf, Leipz. 1916; H. Viehoff, G.s Gedichte erläutert, Stuttg., 3. A., 1876, 2 Bde.; H. Düntzer, G.s lyrische Gedichte erläutert, 3. A., Leipz. 1896—1898, 3 Bde. — E. Lichtenberger, Etudes sur les poésies lyriques de Goethe, 2. A., Paris 1882; Th. Achelis, Grundzüge der Lyrik G.s, Bielefeld 1900; B. Litzmann, G.s Lyrik, Berlin 1903; V. Hehn, über G.s Gedichte, Stuttg. 1911; A. Kutscher, Das Naturgefühl in G.s Lyrik, Leipz. 1906; W. Masing, Sprachliche Musik in G.s Lyrik, Straßburg 1910. K. Muthesius, G.s Mutter, Dresden 1923; H. Düntzer, Frauenbilder aus G.s Jugendzeit, Stuttg. 1852.

S. 801. G. Witkowski, Cornelia, die Schwester G.s, mit Briefen u. Tagebuchblättern, Frankf. 1903. — M. Schubart, François de Théas, compte de Thorane, München 1896; H. Grotefeld, Der Königsleutnant Graf Thorane in Frankf., Frankf. 1904.

S. 802. P. Baginsky, Des jungen G. Lektüre während der Frankfurter Jugendzeit, Diss., Breslau 1919; W. Scherer, Aus G.s Frühzeit, QuF. 34. Bd. (1879); W. A. Berendson, G.s Knabendichtung, Hambg. 1922; die Jugendschriften G.s bis zur Übersiedlung nach Weimar bietet S. Hirzel, Der junge G., 2. A., Leipz. 1887, 2 Bde., überholt durch M. Morris, Der junge G., Leipz. 1909—1912, 6 Bde.; Der junge G., Gedichte in ihrer geschichtl. Entwicklung erläutert von E. Wolff, Oldenburg 1907; J. Kühn, Der junge G. im Spiegel der Dichtung seiner Zeit; R. Weißenfels, G. im Sturm u. Drang, Halle 1894; derf., Der junge G., Freiburg 1899; A. Schöll, Der junge G. 1749—1778 a. a. O. 25—67; St. Bätzold, Die Jugendsprache G.s, 2. A., Berlin 1903; K. Burdach, Die Sprache des jungen G., Leipz. 1887; O. Lyon, G.s Verhältnis zu Klopstock, Diss., Leipz. 1882; O. Erdmann, Einfluß Kl.s auf G., ZfdPh. 23, 108 ff.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 803. W. v. Biedermann, **G. u. Leipzig**, Leipz. 1865, 2 Bde.; derſ., G. in Dresden, Berlin 1875; J. Vogel, G.s Leipziger Studentenjahre. 3. A., Leipz. 1909; P. Blume, G. als Student in Leipzig, Wien 1884; G. Wuſtmann, Der Leipziger Student vor 100 Jahren, Leipziger Neudr. Nr. 1 (1897).

S. 804. W. Hoſäus, **Behrisch**, ein Bild aus G.s Freundeskreiſe, Deſſau 1883.

S. 805. K. Deutſch, über das Verhältnis der Laune des Verliebten zu den deutſchen Schäferſpielen des 18. Jhs., Progr., Sternberg 1903; F. Rühle, Das deutſche Schäferſpiel des 18. Jhs., Halle 1885. Sieh zu S. 489—491 und Scholte NL. 1, 409 ff. — A. Döll, G.s Die Mitſchuldigen, Halle 1908; W. Kothe, Der junge G. u. die Bühne ſeiner Zeit, Pal. 105; Holl, a. a. O. S. 193.

S. 806. A. Strack, G.s **Leipziger Liederbuch**, Gießen 1893; Fakſimile-Ausg. von A. Köſter, Leipz. 1906; **Annette**, neue Ausg. von H. Landsberg, Berlin 1905; Fakſimile-Ausg. von A. Köſter, Leipz. 1924. — A. Hanſen, G.s Leipziger Krankheit, Leipz. 1911. — Die ſchöne Seele, Bekenntniſſe, Schriften u. Briefe der S. v. Klettenberg, hg. von H. Funck, Leipz. 1911; vgl. H. Dechent, G.s ſchöne Seele, S. v. Klettenberg, ein Lebensbild, Gotha 1896.

S. 807. E. Traumann, G. der **Straßburger** Student, 2. A., Leipz. 1923; J. Leyſer, G. in Straßburg, Neuſtadt a. d. H. 1871; E. Martin, G. in Str., Berlin 1871; **Ephemerides** u. Volkslieder von G., DLD. Nr. 14; J. Froitzheim, Zu Straßburgs Sturm- u. Drangzeit, Straßb. 1888; — A. Stöber, Der Aktuar **Salzmann**, G.s Freund u. Tiſchgenoſſe in Straßbg., Frankf. a. M. 1855; — **Jung-Stillings** Sämtl. Schriften, hg. von J. N. Grollmann, Stuttg. 1835—1838, 14 Bde.; Biogr. von F. Bobertag, bei K. Bd. 137, M. Göbel (Proteſt. Monatsbl. für innere Zeitgeſch. 15 u. 16), auch in UB. u. MB.; G. Stecher, J.-St. als Schriftſteller, Berlin 1913; H. N. G., J.-St., ein Beitrag zur Pſychologie des deutſchen Pietismus, München 1928; E. Manger, J.-St., in ADB., 14. Bd. (1881); L. Neidel, G.s Anteil an J.-St.s Jugend, Progr., Prag 1897; F. W. Bodemann, Züge aus dem Leben von H. J. Jung, genannt Stilling, 1868; W. Jörn, J. St., ein Pilger zur ewigen Heimat, 1923; H. Grellmann, Die Technik der empfindſamen Erziehungsromane J. St.s, Diſſ., Greifswald 1924.

S. 816. Aus der umfangreichen Literat. über **Friederike Brion:** Näke, Wallfahrt nach Seſenheim, Berlin 1840; Ph. F. Lucius, Fr. Br., 4. A., Straßb. 1904; P. Th. Falk, F. B., chronolog. bearbeitete Biogr., Neuſtadt a. H. 1884; E. Schmidt, Fr. Br., Charakteriſtiken, Bd. 1, 2. A., 1902; A. Metz, Fr. Br. 4. A., München 1924; H. Düntzer, F. von Seſenheim im Lichte der Wahrheit, Stuttg. 1893, gerichtet gegen J. Froitzheims, Fr. v. B., nach geſchichtl. Quellen, Gotha 1893; G. A. Müller, Seſenheim, wie es iſt, Brühl 1894; W. Bode, Die Schickſale der Fr. Br. vor u. nach ihrem Tode, 1920. — Th. Maurer, Die **Seſenheimer Lieder**, eine kritiſche Studie, Straßb. 1907; E. Schröder, über die Seſ. L. JbGG. 6.

S. 811. O. Weiſſel, Der Advokat G., Wien 1927; J. Meisner, **G. als Juriſt**, Berlin 1885. — A. Kutſcher, Das **Naturgefühl** in G.s Lyrik bis 1789, Breslau 1906; L. Meyer, Die Entwicklung des Naturgefühls bei G. bis zur italieniſchen Reiſe, Münſter 1906; H. Henkel, G. u. die Natur, Wernigerode 1907; A. Bieſe, Die Entwicklung des Naturgefühls im MA. u. in der Neuzeit, 2. A., Leipzig 1897, S. 371 ff.

S. 812. **Mercks** ausgewählte Schriften, hg. von A. Stahr, Oldenburg 1840; Schriften u. Briefwechſel, Ausw. von K. Wolf, Leipz. 1909, 2 Bde., B. Tornius, Die Empfindſamkeit in Darmſtadt, Studien über Männer u. Frauen aus der Wertherzeit, Leipz. 1910; F. Muncker, J. H. M., in ADB., 21. Bd. (1885). — Fr. Muncker, Fr. **Leuchſenring** in ADB. 18. Bd. (1883); H. Bräuning-Oktavio, L., in G. Handb. 2. Bd. (1917). — W. Herbſt, G. in Wetzlar, vier Monate aus des Dichters Jugendzeit, Gotha 1881; H. Gloel, Goethes Wetzlarer Zeit, Bilder aus der Reichskammer- u. Wertherſtadt, Berlin 1911; H. Düntzer, **Charlotte Buff** u. ihre Familie, Abh. zu Goethe, Bd. 1; E. Wolff, Blätter aus dem Wertherkreis, Breslau 1894.

S. 813. J. Minor, **Ch. Keſtner**, in ADB. 15. Bd. (1882); A. Keſtner, G. u. Werther, Briefe G.s, meiſtens aus der Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten, 1854.

S. 814. G.s Götz von Berlichingen in dreifacher Geſtalt, hg. von J. Baechthold, Freiburg i. B. 1887 (bringt in Paralleldruck die Geſchichte Gottfrieds v. B. von 1771, den Götz von 1773 u. die Bühnenbearbeitung von 1804). Über den hiſtor. Götz vgl. außer Janſſen-Paſtor, Geſch. des deutſchen Volkes, Bd. 1, die Biogr. von J. W. G. von Berlichingen, Leipzig 1861, R. Pallmann, Der hiſtor. Götz und Goethes Schauſpiel über ihn, Berlin 1894; H. Schregle, G.s Gottfried von B. (Halle 1923); Lebensbeſchreibung Herrn Götzens, hg. von A. Leitzmann, Halle 1916 (= Neudruck der von G. benützten Ausg. von 1731); R. Hagenbring, Herder u. die romantiſchen u. nationalen Strömungen bis 1771, Halle 1911; A. Huther, Götz und Shakeſpeares hiſtoriſche Dramen, Cottbus 1893; über Shakeſpeares Einwirkung u. Vergleich des Gottried u. Götz ſieh Minor-Sauer, Studien zur G.-Philologie, Wien 1880, 117 f.; G.s Götz v. B. erläutert von H. Düntzer, 6. A., Leipzig 1900; P. Hagenring, G.s Götz v. B., Erläuterung u. literarhiſtor. Würdigung, 1. Teil, Halle 1911; J. Pawel, Zu G.s G. v. B. (Veranlaſſung, Abfaſſung, Aufnahme u. Aufführung), Wien 1902. Zahlreiche Schulausgaben.

S. 817. O. Brahm, **Das deutſche Ritterdrama** des 18. Jhs., QuF. 40; Studien über **J. A. v. Törring**, ſeine Vorgänger u. Nachfolger. Törrings Agnes Bernauer bei K., Bd. 138. — Ebda. **S. M. Babos** Otto von Wittelsbach. L. Pfeuffer, J. M. Babo als Leiter des Münchener Hoftheaters (1799—1810), 1. Teil 1913, 2. Teil 1922. — G. Groß, H. **Graf von Soden**, in ADB. 34. Bd. (1892). O. Hachtmann, Soden als Dramatiker, Diſſ., Göttingen 1902; K. Kreisler, Der Inez-de-Caſtro-Stoff im roman. u. german., beſonders im deutſchen Drama, 2 Progr., Kremſier 1908—1909. — Agnes Bernauer in Geſch. u. Dichtung, 2 Progr., Straubing 1882—1884; S. Riezler, A. B. und die bayeriſchen Herzöge SBM. 1885; J. Petri, Der A.-B.-Stoff im Drama, Diſſ., Roſtock 1893; A. Geßler, Zur Dramaturgie des Bernauerſtoffes, Progr., Baſel 1906; A. Prehm, A. B. in der deutſchen Dichtung, Progr. 1907. Über die Behandlung des A.-B.-Stoffes vgl. DLL. Bd. 1, 102. — Über die Behandlung des Konradin-Stoffes vgl. A. Jellinek, Konradin-Dramen StvglL. Bd. 2 und DLL 1, 1272 ff. — K. Müller-Frauenreuth, Die Ritter- u. Räuberromane, Halle 1894; J. W. Appel, Die Ritter-, Räuber- u. Schauerromantik, 1889. G. Müller, Ritter- u. Räuberroman im NL. 3, 57 ff.

S. 818. G. Bäumer, G.s **Satyros**, Leipz. 1905; W. Scherers Deutung auf Herder, QuF. Bd. 34 iſt haltlos. — Zu **Hanswurſts** Hochzeit ſieh ZfdA. Bd. 26. — M. Herrmann, Das Jahrmarktfeſt zu Plundersweilen, Entſtehungs- und Bühnengeſchichte, Berlin 1900, unhaltbare Deutung; E. Caſtle, **Pater Brey** u. Satyros, JbGG. 5.

S. 819. A. Koberſtein, G.s Gedicht **„Sachſens poetiſche Sendung"**, in Vermiſchte Aufſätze, Leipz. 1858. — F. Gundolf, **Cäſar** in der deutſchen Lit., 2. A., 1926. — E. Brenning, Die Geſtalt des **Sokrates** in der Lit. des 18. Jhs., Bremen 1899. — J. Minor, G.s **Mahomet**, Jena 1907; H. Krüger-Weſtend, Mohamed-Dramen, Bremen 1914. — H. Düntzer, G.s **Prometheus** u. **Pandora**, Leipz. 1854; F. Saran, G.s Mahomet u. Prometheus, Bſt. Bd. 13; E. Schmidt, G.s Prometheus JbGG. Bd. 20; O. Mann, Der Prometheus-Mythus in der modernen Dichtung, Frankf. a. O. 1878; O. Walzel, Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe, Leipzig 1910. — P. Merker, Von G.s dramatiſchem Schaffen, Leipz. 1917; über G.s dramatiſche Pläne vgl. W. v. Biedermann, Goethe-Forſchungen, Leipz. 1879—1899, 3 Bde.

S. 820. J. Minor, G.-fragmente **vom ewigen Juden u. vom wiederkehrenden Heiland**, Beitrag zur Geſch. der religiöſen Fragen in der Zeit G.s, Stuttg. 1904. — K. Rehorn, Die Sage vom ewigen Juden u. G.s Dich-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tung, Hochstiftsber. Bd. 2, Frankf. a. M. 1886; H. Düntzer, über G.s Bruchstücke, ZfdPh. Bd. 25; P. Hoffmann, Untersuchungen über G.s Ewigen Juden, VLG., Bd. 4. Zur Sage sieh Lit. zu S. 401; dazu noch: J. Prost, Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Lit., Leipz. 1905; A. Sörgel, Ahasverdichtungen seit Goethe, P. Bd. 6; Gaston Paris, Le Juif errant: Légends du moyen âge, Paris 1903. — Zur Entstehungsgesch. des ganzen **Faust** in zeitlicher Reihenfolge vgl.: Gräfs Sammlung a. a. O. 4. Bd., S. 330, O. Pniower, G.s Faust, Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgesch., Berlin 1899; G.s Faust in seiner ursprünglichen Gestalt **(Urfaust)**, hg. von E. Schmidt, Weimar 1887, 6. A., 1905; dazu VLG., Bd. 1. u. 2; J. Minor, G.s Faust, Bd. 1 der Urfaust, Stuttg. 1901; J. Collin, Untersuchungen über G.s Faust in seiner ältesten Gestalt, Frankfurt a. M. 1896. E. Kroker, Faust und Auerbachs Keller, Leipz. 1903. Weitere Lit. sieh zu S. 936. Über die Faustsage sieh die Lit. zu S. 389.

S. 822. G. Schmidt, **Clavigo,** eine Studie zur Sprache des jungen G., Gotha 1893; E. Sossé, Die erlebten und literar. Grundlagen von G.s Clavigo, Progr., Brünn 1891; G. Grempler, G.s Cl., Erläuterung u. literarhistor. Würdigung, Halle 1911; W. Danzel, Gesammelte Aufs. S. 152; Düntzer, Erläuterungen 13. Schulausgabe von G. Böttticher, Leipz. 1896 u. a.

S. 823. Reichhaltigste Ausg. der **Leiden des jungen Werthers** von M. Hecker u. F. A. Hünich, Leipz. 1922; Faksimile-Ausg. des Werther, Leipz. JB. 1907; Bibliogr. der Übersetzungen, Nachahmungen von J. W. Appell, Werther und seine Zeit, 4. A., Oldenburg 1896; Düntzer, G.-Studien, Elberfeld 1849; H. St. Chamberlain, G.s W., Deutsches Wesen, München 1916; H. M. Richter, Die Messias- u. Wertherzeit, Wien 1882; G. Gugitz, Das Wertherfieber in Österreich, Wien 1903; L. Morel, Werther au théâtre en France, Herrigs Archiv Bd. 118; K. Menne, G.s W. in der niederländ. Lit. BBr., Bd. 6; E. Wrangel, W. und das Wertherfieber in Schweden, JbG. Bd. 29; Wertherschriften, hg. von F. A. Hünich, Leipz. 1924; H. Gose, G.s W., Halle 1921; H. Feise, G.s W. als nervöser Charakter (The Germanic Review 1; J. M. R. Lenz, Briefe über die Moralität der L. d. j. W., hg. von L. Schmitz-Kallenberg, Münster 1918; Abeken, G. in den Jahren 1771—1775, Hannover 1861; E. Schmidt, Richardson, Rousseau u. G., Jena 1875; R. Kaulitz-Niebeck, G. u. Jerusalem, Gießen 1908; B. Seuffert, Skizze der Textgesch. von G.s W. JbG. 21; M. Lauterbach, Das Verhältnis der 2. zur 1. Ausg. von W.s Leiden, Straßbg. 1910. — **K. W. Jerusalem,** Aufs. und Briefe, hg. von H. Schneider, Heidelberg 1925. — G. Steinhausen, Gesch. d. Briefes, Berlin 1889—1891, 2 Bde.

S. 826. Westenrieders Sämtliche Werke, Kempten 1831—1838, 32 Bde.; Brief von Ch. F. Weiße u. Fr. Jacobi an W. SBM. 1899. — A. Kluckhohn, über W.s Leben u. Schriften Bibl. Bayr. Bd. 12; M. Koch, über W.s schönwissenschaftl. Tätigkeit, JbM. Bd. 4. — **J. G. Jacobis** Sämtl. Werke, Zürich 1807—1822, 8 Bde. mit Biogr. 2. A. 1925, 4 Bde.; Ausw. Leipz. 1854, 3 Bde.; Briefe von u. an J. G. J. mit Abriß seines Lebens u. seiner Dichtung, hg. von E. Martin, Straßbg. 1874; G. Ransohoff, über J. G. J.s Jugendwerke, Diss., Berlin 1892; O. Manteu-Zorn, J. G. J.s Iris, Zwickau 1905; Biogr. hg. v. J. A von Ittner, 1884; J. Longo, Sterne u. J., Wien 1898.

S. 827. Fr. H. Jacobis Werke, hg. von F. Köppen u. F. Roth, Leipz. 1812—1825, 6 Bde.; Ausw. von L. Matthias, Berlin 1926, G.s Parodien auf J.s Woldemar, hg. von K. Schüddekopf, Weimar 1908; F. David, Woldemar in seinen verschiedenen Fassungen, P. Bd. 23; H. Schwartz, Allwill, Bst. 8; Briefwechsel zwisch. Goethe u. J., hg. von M. Jacobi, Leipz. 1846; Ausgew. Briefwechsel, hg. von F. Roth, Leipz. 1825—1827, 2 Bde. Aus F. H. Jacobis Nachlaß, hg. von R. Zoeppritz, Leipz. 1869, 2 Bde. — J. Deycks, J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, besonders zu G., Frankf. a. M. 1848; E. Zirngiebl, J.s Leben, Dichten u. Denken, Wien 1867; F. A. Schmid, J., seine Persönlichkeit u. Philosophie, Heidelberg 1908; F. David, J.s Woldemar, Leipz. 1913; Düntzer, Freundesbilder aus G.s Leben S. 125—287, Leipz. o. J.; L. Levy Brühl, La philosophie de Jacobi, Paris 1894; E. Thaer, Die Freundschaft im deutschen Roman des 18. Jhs., Diss., Gießen 1917; A. Frank, J.s Lehre vom Glauben, Diss., Halle 1911; H. Scholz, Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit zwischen J. u. Mendelssohn, Berlin 1916. — G. Schneege, **G.s Spinozismus,** Berlin 1910; C. Gebhardt, Spinoza, Heidelberg 1927; Th. W. Danzel, G.s Spinozismus, Hambg. 1850; Suphan, G. u. Spinoza, Berlin 1881; H. Sibeck, G. als Denker, Stuttg. 1902; F. Warnecke, G., Spinoza u. Jacobi, Weimar 1908; S. Eck, G. u. Spinoza in „G.s Lebensanschauung", Tübingen 1902; H. Mensch, Der Pantheismus in der poet. Lit. der Deutschen im 18. u. 19. Jh., Gießen 1883.

S. 828. J. B. Basedows Elementarwerk, 4 Bde. 1774, neu hg. von Th. Fritzsch, Leipz. 1909; R. Diestelmann, J. B. Basedow (Große Erzieher, 2. Bd.), 1897; Göring, J. B. B., 1880 in „Bibl. pädagog. Klassiker; F. X. Thalhofer in R. M. Roloff, Lex. der Pädag. 1, 340 ff; A. Basedow, J. B. B. 1724—1790, Langensalza 1924; A. Bach, G.s Rheinreise mit Lavater u. B. im Sommer 1774 (1923). — **Lavaters** Sämtl. Werke, Ausgb. 1834 bis 1838, 6 Bde.; Ausgew. Schriften, hg. von J. K. Orelli, 8 Bde., Zürich, 1841—1844, 3. A. 1859; Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und der Menschenliebe 1775—1778, neue Ausg., 4 Bde., Berlin 1908 f.; Aussichten in die Ewigkeit, 4 Bde. 1768—1778; Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen, 4 Bde. 1782—1785; Schweizer Lieder 1767, 5. A., 1788; Briefe u. Tagebücher, bei H. Funck, G. u. L., Weimar 1901. Viele Monographien: G. Geßner, 3 Bde., L., 1802 f., K. L. von Haller, L., 1802, F. Herbst, L., 1832, Fr. W. Bodemann, L., 1856, 2. A. 1877, Fr. Muncker, L., Stuttg. 1883, E. v. der Hellen, G.s Anteil an L.s physiognomischen Fragmenten, Frankf. 1888, A. Müller, Aus L.s Brieftasche, 1897, H. Funck, 1902, J. K. L., Denkschrift zur 100. Wiederkehr seines Todestages, Zürich 1902, Schultheß-Rechberg, L., 1903, Ch. Janentzky, L.s Sturm u. Drang im Zusammenhang seines religiösen Bewußtseins, Halle 1916, derf., L., Frauenfeld 1928, E. Castle, L. und die Seinen, 1922; A. Vömel, L.s Leben, Neukirchen, 2. A. 1927; O. Guinaudeau, Aus der Wertherzeit: Karoline von Palm, eine Freundin L.s, Züricher Taschenbuch 1924, Ch. Steinbrucker, L.s physiog. Fragm. im Verhältnis zur bildenden Kunst, Berlin 1915; H. Waser, L. nach U. Hegners schriftl. Aufzeichnungen, Zürich 1894; O. v. Arx, L.s Schweizerlieder, Olten 1897. DLL. unter „Lavater".

S. 828. H. Düntzer, **Ch. Kaufmann,** der Apostel der Geniezeit, Leipz. 1882; dazu Nachtrag in Schnorrs Arch. v f. Lit. 15 (1887); J. Minor, Ch. K., in ADB. 15. Bd. (1882). — Dokumente über **Cagliostro,** hg. von J. v. Günther, München 1919. — Vgl. M. Graf, Die Wundersucht u. die deutsche Lit. des 18. Jhs., München 1899; E. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jhs., Leipz. 1874. — Neudruck der **Frankfurter Gelehrten Anzeigen** von 1772, besorgt durch W. Scherer u. B. Seuffert, Heilbronn 1883, DLD. 7—8; vgl. W. Scherer, Aufsätze über G., 2. A., Berlin 1900; M. Morris, G.s u. Herders Anteil an dem Jahrg. 1772 der F. G. A., Stuttgart, 3. A., 1915..

S. 829. H. v. Knebel-Döberitz, K. L. v. Knebel, Weimar 1890; Knebels Briefwechsel mit G., hg. von G. E. Guhrauer, 2 Bde., Leipz. 1851.

S. 830. F. E. v. Dürckheim, Lilis Bild, geschichtlich entworfen, 2. A., München 1894; F. Servaes, G.s Lili, Bielefeld 1916; Düntzer, Frauenbilder, S. 202—405; A. Bielschowsky, Friederike u. Lili, München 1906.

S. 830. W. Scherer, Bemerkungen über **Stella,** in Aufs. über G., 2. A., Berlin 1900, S. 123; L. Luther, Das Problem in G.s Stella, Euphor. B. 14; A. Schöll, G. in Hauptzügen seines Lebens u. Wirkens, Berlin 1882, S. 485; G. Kettner, G.s Stella, Sokrates 1914. — W. Martinsen, G.s **Singspiele** im Verhältnis zu den Weißischen Operetten, Gießen 1887; E. Bötcher, G.s

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Singspiele „Erwin" u. „Claudine" und die Opera buffa, Marburg 1912.

S. 831. Besondere Verdienste um die **Pestalozzi**-Forschung haben sich L. W. Seyffahrt u. P. Natorp erworben: Aus der Flut der P.-Lit. seien genannt: Die ältere Lit. verzeichnet A. Israels dreibändige P.-Bibliogr. (1903 bis 1904); Neuere Lit. findet man in dem „Histor.-pädagog. Literatur-Bericht", hg. von der Gesellsch. für deutsche Erziehung u. Schulgesch., in Seyffarts P.-Studien, 6 Bde. 1896—1903, in DL. 29, 405, u. in E. M. Roloffs Lex. der Pädag. 3, 1161 mit Biogr. u. Würdigung und im LHdw. 63, 561 ff. (W. Kahl). Sämtl. Werke hg. von Seyffahrt, 12 Bde., 1899—1902, A. Buchenau, E. Spranger, H. Stettbacher, Berlin 1928 ff. u. a. Auswahlen, hg. von Mann (Biblioth. pädag. Klassiker Bd. 1—4), L. Gurlitt, Stuttg. 1907, Natorp, Großlers Klassiker der Pädagogik, Langensalza 1905 u. a. — Monogr.: A. Haller, P., Darstellung seines Lebens u. Wirkens, Frauenfeld 1926, derf., Briefe u. Berichte, Ebenhausen 1927, J. Reinwart, P., ein Lebensbild, Zürich 1927, M. Konzelmann, P., Zürich 1927, E. Delekat, J. H. P., Der Mensch, der Philosoph, der Erzieher, 2. A., Leipz. 1928, Natorp, P., sein Leben und seine Ideen, 5. A., 1927 (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 250); unter den kürzeren Darstellungen die verbreitetste, A. Heubaum, J. H. P., in Die großen Erzieher Bd. 3, 1910; R. Goldhahn, P.s Weltruf, Leipz. 1927; K. Riedel, P.s Bildungslehre, Dresden 1928, H. Schönebaum, Der junge P., Leipz. 1927; P.-Studien, hg. von Buchenau u. a., Berlin 1927 ff., derf., P. u. seine Zeit im Bilde, Zürich 1928. — A. Donat, P.s Rom. Lienhard u. Gertrud als Kunstwerk, Progr., Pilsen 1912; P. Haller, P.s Dichtung, Zürich 1921; Muthesius, Goethe u. P., 1908, JbG. Bd. 28, Leipz. 1908; G. Thiele, Die Organisation des Volksschul- u. Seminarwesens in Preußen, 1809—1810 (hervorragende Schrift); F. Huber, P., 1917, F. Medicus, P.s Leben, 1927, M. Niedmann, P., 1927, W. Leibersberger, P.s sozialpolitische Anschauungen, 1927, A. Stein, P. u. die Kantische Philosophie, 1927.

S. 832. J. M. R. Lenz' Schriften, hg. von Tieck, Berlin 1828, mit der bedeutsamen Einl. „Goethe u. seine Zeit", krit. Gesamtausg. von F. Blei, 5 Bde., München 1908—1913; Gesammelte Werke, hg. von E. Lewy, Berlin 1909, 4 Bde., 2. A. Leipz. 1917; Ausw. von A. Sauer, bei K. Bd. 80 u. K. Freye (sieh Lit. zu S. 750), F. Wedekind, Leipz. 1908, 3 Bde., „Der Hofmeister" in UB.; einzelnes (Sizilianische Vesper, Breslau 1887, Gedichte, Berlin 1891) u. L.' dramatischen Nachlaß gab K. Weinhold heraus; Neudrucke besorgten M. v. Waldberg (Waldbruder, Berlin 1882), E. Schmidt (Pandaemonium Germanicum, Berlin 1896 und Verteidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken, Berlin 1902 (DLD. 121), Th. Friedrich, Anmerkungen über das Theater, Leipz. 1908, mit einer Abhandlg. über sie. Die Schrift über die Soldatenehen hat erst K. Freye, Leipz. 1914, die „Briefe über die Moralität des jungen Werthers" L. Schmitz-Kallenberg, Münster 1918, veröffentlicht. Briefe von u. an L., hg. von K. Freye u. W. Stammler, Leipz. 1917, 2 Bde. — Biogr. von M. N. Rosanow, L. (aus dem Russischen übersetzt von E. v. Gütschow, Leipz. 1909, Hauptw.), O. F. Gruppe, Berlin 1861, E. Schmidt in ADB., 18. Bd., derf., L. u. Klinger, Berlin 1878, derf., Lenziana, Berlin 1901, K. Freye, L.' Knabenjahre (Zf. für Gesch. der Erziehung u. des Unterrichts 7), P. T. Falck, L. in Livland, Winterthur 1878; H. Rauch, L. u. Shakespeare, Berlin 1892; F. Waldmann, L. in Briefen, Zürich 1894; H. Kindermann, J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik, Wien 1925; W. Stammler, Der Hofmeister von L., Halle 1908; L.' Tagebuch, Deutsche Rundschau, Mai 1877.

S. 834. Gesammelte Schriften von **H. L. Wagner,** hg. von L. Hirschberg, Potsdam 1923, 5 Bde., die Kindesmörderin von E. Schmidt, DLD. 13 (1883), auch in Hendels Biblioth. der Gesamtlit. u. von A. Sauer bei K. Bd. 80, der Prometheus, ebda., Voltaire am Abend seiner Apotheose von B. Seuffert, DLD. 3 (Heilbronn 1881); Konfiskable Erzählungen unter dem Titel „Rheinischer Most" neu hg. von M. Descaltes, Leipz. 1904 (im Text nicht erwähnt). — E. Schmidt, H. L. Wagner, Goethes Jugendgenosse, 2. A., Jena 1879; J. Froitsheim, Goethe u. Wagner, Straßbg. 1889.

S. 835. M. Klingers Sämtliche Werke, 12 Bde., Königsberg 1809 ff., Leipz. 1832; Ausw. 8 Bde., Stuttg. 1878; Zwillinge, Sturm u. Drang, Göttersohn, sieben Gedichte, hg. von A. Sauer, bei K. Bd. 79 (1883), Otto, hg. von Seuffert, Heilbronn 1881, DLD. Nr. 1, Sturm u. Drang, MW. Nr. 599; St. u. Dr. und Zwillinge in UB; Das leidende Weib in Hendels Biblioth. der Gesamtlit., Neudr. von Faust, Leipz., Basel, 2. A. 1912; Neudr. und Erläuterungen des Simsone Grisaldo, besorgte E. Vermeil, Paris 1913, des Orionites L. Brun, Paris 1914 u. 1927; dramatische Jugendwerke, hg. von H. Berendt u. F. A. Hünich, Leipz. 1911—1914, 3 Bde. — M. Rieger, Klinger in der Sturm- u. Drangperiode, u. Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1880 u. 1896; dazu ergänzend Briefbuch, Darmstadt 1896; E. Schmidt, Lenz u. Klinger, Berlin 1878; O. Erdmann, K.s dramatische Dichtung, Königsberg 1877; F. Prosch, K.s Romane, Progr., Weidenau 1882; derf., K.s philosophische Romane, Wien 1882; G. J. Pfeiffer, K.s Faust, Würzbg. 1890; L. Jacobowsky, K. u. Shakespeare, Dresden 1891; F. A. Wynecken, Rousseaus Einfluß auf Klinger, 1912; W. Kurz, K.s Sturm u. Drang, Bst. Bd. 11; R. Philipp, Beiträge zur Kenntnis von Kl.s Sprache u. Stil in seinen Jugenddramen, Freibg. 1909; O. E. Palitzsch, Erlebnisgehalt u. Formproblem in K.s Jugenddramen, Hamburg 1925; W. Kurz, K.s Sturm u. Drang, Halle 1913; H. Brüggemann, K.s Sturm u. Dr., in Zf. f. deutsche Bildung 2; H Löscher, M. K.s Romanzyklus in seiner philosophisch-pädagog. Bedeutung, Langensalza 1928.

S. 838. Maler Müllers Werke, hg. von L. Tieck, 2. A., Heidelberg 1825, 3 Bde., Dichtungen, hg. von H. Hettner, Leipz. 1868, 2 Bde., Gedichte, Nachlese, hg. von H. Graf York, Jena 1873; Nachträge Bd. 3, Fausts Leben, hg. von B. Seuffert, Heilbronn 1881, DLD. 3, Auswahl (Genovefa, Situation aus Faust, Idyllen u. Gedichte) von A. Sauer, bei K. Bd. 81, Gesamtausg. der Idyllen von O. Heuer, 3 Bde., Leipz. 1914; Der Faun Molon von demf., Leipz. 1912, Schafschur u. Nußternen in UB., Ausw. von Freye f. o. u. M. Oeser, Neustadt 1916—1918, 2 Bde.; B. Seuffert, M. M., Berlin 1877, J. Mumbauer, M. M. in Rom, Römische Quartalschr. Suppl. Heft 20; L. Golz, Pfalzgräfin Genoveva, Leipz. 1897; F. Görres, Neue Forschungen zur Genovevasage, in Ann. f. die Gesch. des Niederrh. Bd. 46; G. Kentenich, Die Genoveva-Legende, ihre Entstehung u. ihr ältester datierbarer Text, Trier 1927; K. Laserstein, Der Genoveva-Stoff in der Weltlit., Weimar 1926. F. Meyer, Maler Müller, Bibliogr., Leipz. 1912.

S. 840. W. Heinses Sämtliche Werke u. Briefe, hg. von K. Schüddekopf, u. A. Leitzmann, Leipz. 1902—1925, 10 Bde und von H. Laube, Leipz. 1838, 10 Bde.; Ardinghello in UB. u. von H. Schüddekopf, 2. A., Leipz. 1907. — H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse, 2. A., Berlin 1877; J. Schober, Wilhelm Heinse, sein Leben u. seine Werke, 1882; J. J. W. Rödel, W. H., Diss., Leipz. 1892; E. Sulger-Gebing, H., eine Charakteristik zu seinem 100. Todestage, München 1903; derf., H.s Beiträge zu Wielands „Merkur" u. ihre Beziehungen zur ital. Lit. und zur bildenden Kunst, ZvgLL. Bd. 12. K. D. Jessen, H.s Stellung zur bildenden Kunst und ihrer Ästhetik, Berlin 1901 (Pal. 21); H. Nehrkorn, W. H. u. sein Einfluß auf die Romantik, Diss., Göttingen 1904; F. Petitpierre, H. in den Jugendschriften der Jungdeutschen, Diss., Bern 1916; Th. Neuß, H. u. Hölderlin, Diss., Tübingen 1906; E. Ulitz, J. J. W. H. und die Ästhetik zur Zeit der deutschen Aufklärung, Halle 1906; E. Nieß, H.s Romantechnik, Weimar 1911; Fr. Blei, H. (fünf Silhouetten), 1904; A. Schurig, Der junge H. bis 1774, Diss., Leipz. 1910; A. Jolivet, W. H., sa vie et son oeuvre jusq'en 1787, Paris 1922; W. Brecht, H. u. der ästhetische Immoralismus, zur Gesch. der ital. Renaissance in Deutschld. nebst Mitteilungen aus H.s Nachlaß, Berlin 1911; A. v. Lauppert, Die Musikästhetik H.s und Quellenstudien zu Hilde-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gard von Hohenthal, Diss., Greifswald 1912; G. Stefansky, Theorie des Paradoxen, eine bisher unbekannte Schrift H.s, in Euphor. B. 25 (1924). Ardinghello als Drama bearbeitet von R. Burghaller, Berlin 1912; M. Wachsmann, H. und Wieland, StvglL., Bd. 6.

S. 841. **J. G. Forsters** Sämtliche Schriften, mit Charakteristik von Gervinus, hg. von seiner Tochter Therese, 9 Bde., Leipz. 1843; Ansichten vom Niederrhein, 3 Bde., neu hg. von A. Leitzmann, auch in UB. u. MB. u. Hendels Bibl.; Ausgew. kleinere Schriften, hg. von A. Leitzmann, Stuttg. 1894, DLD. 46—47; Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, hg. von Th. Forster-Huber, 2 Bde., 1828 f. Tagebücher, hg. von P. Zincke, Berlin 1914, DLD. 149. — A. Dove, J. G. Forster, in ADB. 7. Bd. (1878); K. Klein, F. in Mainz, Gotha 1863; H. König, F.s Leben in Haus und Welt, 2. A., Leipz. 1858; A. Leitzmann, G. F., Leipz. 1903; K. Kersten, Ein europäischer Revolutionär, 1921; P. Zincke, G. F. nach seinen Originalbriefen, Dortmund 1915, 2 Bde.; derf., G. F.s Bild im Wandel der Zeiten, Beitrag zur Gesch. des öffentlichen Geistes in Deutschld., in Prager deutsche Studien, Reichenberg 1926, 38. Heft.

5. Der junge Schiller.

S. 842. Die bis 1892 erschienene **Schillerliteratur** ist verzeichnet in GGr. 5, § 249—255, die Ausgaben Sch.scher Werke, H. Marcuse, Sch.-Bibliogr., Berlin 1925. K. Wurzbach, Das Schillerbuch, Wien 1859; W. Koch, Übersichten der neuen Goethe-Schiller-Lit. in Bd. 6—17 der Berichte des Frankfurter Hochstiftes; Jbe. seit 1880; E. von Großheim, Lexikon zur Schiller-Lit., 1900. — Werke: Erste Gesamtausg. Chr. G. Körner, 12 Bde., 1812—15; Sämtliche Schriften, hist.-krit. Ausg. von K. Goedeke, 17 Bde., 1867—1876; eine von W. Vollmer besorgte, mit Einleitungen von Goedeke versehene volkstüml. Ausg., Stuttg. 1882—85, CVdBB., 15 Bde., dazu als 16. Bd. die Zusammenstellung der dramat. Entwürfe u. Fragmente (1889), andere Ausg. von R. Boxberger u. B. von Maltzahn, Berlin (Hempel), 1868—74, 16 Bde., im Bibliograph. Institut (= Meyers Klassiker) erschien die Ausg. von H. Kurz, 9 Bde., Hildburghausen 1868—1870, dann die von L. Bellermann, 14 Bde., Leipzig 1895—1898, zuletzt die 15 bändige von L. Bellermann u. a., 2. A., Leipz. 1909 bis 1922, ein stattliche Ausgabe ist die von E. v. Hellen redigierte Cottasche Säkularausgabe, Stuttg. 1904—1905, 16 Bde., ebenso die von A. Köster u. W. Hecker besorgte sechsbänd. Ausg., Leipz. 1905—1906 (JB.) und die zwölfbändige des Tempelverlags, Leipz. 1910—1912; histor.-krit. ist die von O. Günther u. Witkowski besorgte Ausg., Leipz. (Hesse) 1909—1911, 20 Bde., in chronologischer Reihenfolge bringt Sch.s Werke die von K. Schüddekopf begonnene u. von K. Höfer fortgesetzte Horenausgabe, 22 Bde., München-Berlin 1910—1926, mit Briefen und Registern; andere Ausgaben sind die von A. Kutscher, 15 Bde., Leipz. (Bong) 1908, P. Merker bei Reclam, 6 Bde., Leipz. 1911, 2. A. 1928, 10 Bde., von Boxberger u. A. Birlinger in K. 118—128. Bd. (1882—1891), von Boxberger bei Grote, 8 Bde., Berlin 1877—1878, von Gleichen-Rußwurm, 14 Bde., München 1923, von A. Richter, 6 Bde., Berlin 1892, von F. Strich, 12 Bde., Leipz. 1912 f., von A. W. Heymel, 6 Bde., Leipz. 1905 f., von A. Ludwig, Leipz. (Hesse) 1922, 12 Bde., von Ph. Witkop, 14 Bde., Berlin 1924, E. v. d. Hellen, Stuttg. (Cotta) 1925, 6 Bde., Auswahl von O. Hellinghaus (für Schule u. Haus) 3 Bde., Freiburg 1911. Zahlreiche Auswahl-, Pracht-, Volks- u. Einzelausgaben.

Briefe: Kritische Gesamtausgabe von F. Jonas, 7 Bde., Stuttg. 1892—1896; eine Auswahl davon besorgten F. Haymerle, Halle 1910 (Hendel) u. H. Mosapp, Berlin 1925; Briefe des jungen Schiller, hg. von W. Hekker, Leipz. 1909; Schillers Jugendbriefe bis zur Verlobung, Ebenhausen 1909; Kleine Ausw. von E. Kühnemann, Hamburg 1905; Briefwechsel mit W. v. Humboldt, hg. von A. Leitzmann, 3. A., Stuttgart 1901; von F. Muncker, ebda. 1893, mit Cotta, hg. von W. Vollmer, ebda. 1876, weitere Briefe im Euphor. 12, Marbacher Schillerb. 2, Schwäb. Schillerverein 27 u. 28, mit Goethe u. anderen siehe im Zusammenhang unserer Darstellung.

Gespräche, hg. von J. Petersen, Leipz. 1901; Ausw. von Biedermann, ebda. 1913.

Biographien. Christian Körner, Nachrichten von Sch.s Leben, Tübingen 1812; K. von Wolzogen, Sch.s Leben, Stuttg. 1830; K., Hoffmeister, Sch.s Leben, Geistesentwicklung u. Werke im Zusammenhang, 5 Bde., Stuttgart 1838—1842; Th. Carlyle, London 1825, die Verdeutschung von Goethe begrüßend eingeleitet, Frankf. 1830, E. Palleske, Sch.s Leben u. Werke, Berlin 1859, 12. A. 1886, bearbeitet von H. Fischer, Düntzer, Sch.s Leben, Leipz. 1881; unvollendet blieben die groß angelegten Schillerbiographien von R. Weltrich, Stuttg. 1885—1899 (reicht bis zu Sch.s Flucht), von J. Minor, Berlin 1890, 2 Bde. (reicht bis zu Sch.s Ankunft in Weimar) und O. Brahm, 2 Bde., Berlin 1888—1892, K. Berger, Sch., sein Leben u. seine Werke, 2 Bde., München 1905—1909, 13. A. 1921 (die beste von den bisher erschienenen Darstellungen), weitere Lebensbeschreibungen Sch.s gaben: Th. Ziegler, 3. A., Leipz. 1916, E. Kühnemann, 7. A., München 1927, O. Harnack, 3. A., Berlin 1905, A. Ludwig, Berlin 1912, Fr. Strich, Berlin 1928, L. Bellermann, 2. A., Leipz. 1911, K. Fischer, Sch.s Jugend- u. Wanderjahre in Selbstbekenntnissen, Heidelberg 1891, H. Fischer, in ADB., 31. Bd., C. Hamann, 2. A., Hamburg 1903, F. Lienhard, Berlin 1905, W. Golther (UB.) 1925, O. Günther, Leipz. 1925, W. v. Humboldt, über Sch. u. den Gang seiner Geistesentwicklung (Einleitg. zum Briefwechsel mit Sch., einzeln in JB., Stuttg. 1830), E. Müller, Regesten zu Sch.s Leben u. Werken, Leipz. 1900, derf., Intimes aus Sch.s Leben, Berlin 1900, H. Marcuse, Sch.-Biographie, unter Benutzung der Trömelschen Sch.-Bibliothek 1865, hg. 1925, A. v. Gleichen-Rußwurm, Sch., die Gesch. seines Lebens, 1913; W. Iffert, Der junge Sch. u. das geistige Ringen seiner Zeit, eine Untersuchung auf Grund der Anthologiegedichte, Halle 1926. C. Thomas, The life and works of Fr. Schiller, New York 1901; K. Soll, Der junge Sch., Berlin 1921 (Briefe u. Dokumente). K. Goldbeck u. L. Rudolph, Schiller-Lexikon, Berlin 1869. Der hundertste Todestag Sch.s hat 1905, ähnlich wie die Jahrhundertfeier der Geburt 1859 eine reiche Lit. hervorgerufen, mit ihm begannen die „Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins" als „Marbacher Schillerbuch" mit vielen Briefen von u. an Sch. (Stuttg. 1905—1909, 3 Bde.). Schon 1897 begannen die jährlichen „Rechenschaftsberichte" des schwäbischen Schillervereins zu erscheinen, mit wissenschaftl. Beiträgen; M. Koch, zu Ehren Schillers, 1905; Schiller-Heft der Zs. Euphor. 1905.

Charakteristiken u. Einzelnes. J. W. Braun, Sch. im Urteile seiner Zeitgenossen, 2 Bde., Leipz. 1882; J. Grimm, Festrede auf Sch., 1859, Kl. Schr. Bd. 1, neue A., Hamburg 1909; F. Jonas, Sch.s Geistesadel, ebda. 1904; E. Lamp, Sch.s Lebens- u. Weltanschauung in Aussprüchen seiner Werke u. Briefe, Frankf. 1905; A. Kuhn, Sch.s Geistesgang, Berlin 1863; H. St. Chamberlain, Sch. als Lehrer im Ideal, Deutsches Wesen, München 1916, A. Ludwig, Sch. u. die deutsche Nachwelt, Berlin 1908; E. Kassirer, Freiheit u. Form, Berlin 1917, J. Petersen, Sch.s Persönlichkeit, Urteile der Zeitgenossen, 2 Bde., Weimar 1908 f.; P. Uhle, Sch. im Urteile Goethes, Leipz. 1909; F. Kuberka, Der Idealismus Sch.s als Erlebnis u. Lehre, Heidelberg 1913; J. A. Heid, Sch.s Arbeitsweise, Diss., Gießen 1908; H. Knudsen, Sch. u. die Musik, Greifswald 1908; O. Pietsch, Sch. als Kritiker, Königsberg 1898; V. Basch, La Poétique de Sch., 2. A., Paris 1911; H. Cysarz, Sch. u. unser 20. Jh., 1928; derf., Von Sch. zu Nietzsche, 1928; G. Fricke, Der religiöse Sinn der Klassik Sch.s, 1927; F. Kluge, Sch.s sprachgeschichtl. Stellung, Freibg. 1908; H. Draheim, Sch.s Metrik, Berlin 1909; K. Bornhausen, Sch., Goethe u. das deutsche Menschheitsideal, 1920.

Schillers Dramen. Fr. Schnaß, Der Drama-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tiker Sch., 1914; M. Gerhard, Sch. u. die griech. Tragödie (Forschungen zur neuen Litg., 54. Bd. (1919); L. Großmann, Chöre, Volks- u. Massenszenen in Sch.s Dramen, Diss., Hamburg 1922; L. Bellermann, Sch.s Dramen, 4. A., Berlin 1908, 3 Bde. (vortreffl. Beiträge zu ihrem Verständnis); W. v. Scholz, Deutsche Dramaturgie (München 1906—1912, 3 Bde.), von Schiller bis Hebbel, 2. Bd., Sch.s Schriften, Aufsätze, Bemerkungen, Drama u. Bühne betreffend; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, Bd. 1, 10. A., Oldenburg 1904; K. Weitbrecht, Sch. in seinen Dramen, Stuttg. 1897; G. Kettner, Studien zu Sch.s Dramen, Berlin 1909; P. Böckmann, Sch.s Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens, Dortmund 1925. J. Petersen, Sch. u. die Bühne, Berlin 1904 (Pal. Bd. 32); F. A. Hohenstein, Sch., die Metaphysik seiner Tragödien, Weimar 1927; A. K. Stubenrauch, Vom tragischen Erleben, ein Beitrag zum Verständnis des Sch.schen Dramas, Göttingen 1928; K. Fischer, Lessings Einfluß auf Sch., Bern 1896; F. Engel, Spuren Shakespeares in Sch.s dramatischen Werken, Magdeburg 1901; M. Koch, Sch.s geschichtl. Stellung innerhalb der Entwicklung des deutschen Dramas, Frankf. 1890. — Verzeichnis sämtlicher Tonwerke zu den Dramen Sch.s u. a. von A. Schäfer, Leipz. 1886; Düntzer, Erläuterungen zu jedem Drama Sch.s; u. von A. Zipper UB., Kommentare in den zahlreichen Schulausgaben; G. Frick, Sch.s Dramen, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, 3. A., Gera 1901.

Schillers Lyrik. Gedichte, hg. von R. Weißenfels, Berlin 1904 (Pantheonausg.); Erläuterungen von Düntzer, 3. A., Leipz. 1874—1891, 4 Teile; H. Viehoff, Sch.s Gedichte erläutert, 7. A., Stuttg. 1895, 3 Teile; Fr. Jonas, Erläuterungen der Jugendgedichte Sch.s, Berlin 1900; F. A. Lange, Einleitung u. Kommentar zu Sch.s philosoph. Gedichten, Bielefeld 1897; G. Hauff, Schiller-Studien, Stuttg. 1880; Schulausg. von A. Mayr, Wien 1896, Bachmann, Leipz. 1895; A. Weinstock, Paderborn 1897 u. a.

S. 844. W. L. Wekhrlins Lebensbeschreibung von F. W. Ebeling (mit Auswahl seiner Schriften), Berlin 1869, G. Böhm, München 1893, Knoblauch von Hatzbach ADB. 41. Bd. — O. Brosin, **Sch.s Vater,** Leipz. 1879; E. Müller, **Sch.s Mutter,** ebda. 1894; R. Weltrich, Sch.s Ahnen, Weimar 1907; R. Schiller, Die Schiller-Geschlechter Deutschlands, Stuttg. 1910; A. v. Wolzogen, Sch.s Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. d. Familie v. Wolzogen, Stuttg. 1850; Sch.s Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine u. seinem Schwager Reinwald, Leipz. 1875.

S. 847. Karl Eugen, Herzog von Württemberg u. seine Zeit, hg. vom württbg. Geschichts- u. Altertums-Verein, 2 Bde., Stuttg. 1909; K. Berger, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken, München 1918, S. 1—29.

S. 848. O. Günter, Sch. in der Karlsschule, Berlin 1925; J. Hartmann, Sch.s Jugendfreunde, Stuttg. 1904; Sch.s Briefe an F. W. v. Hoven in dessen Autobiogr., Nürnberg 1840.

S. 849. K. Fries, Sch. u. **Plutarch,** Neue Jahrb. für das klass. Altertum, 1, 351 ff., 418 ff.; L. Hirzel, Sch.s Beziehungen zum Altertum, 2. A., Aarau 1905.

S. 850. J. Jariskowsky, Sch.s übertragungen aus Vergil im Rahmen der Aeneisübersetzung im 18. Jh., Jenna 1928.

S. 852. Faksimile-Ausg. der **Räuber** von K. Schüddekopf, Leipz. 1905; Schulausgaben von J. Neubauer, Wien 1887; Fr. Sprengler, Wien 1890, R. Scheich, Leipz. 1895; E. Bischoff, Leipz. 1899 u. a. Sieh zu diesem u. den anderen Dramen Sch.s oben „Sch.s Dramen". Dazu O. Falkenberg, „Sch.s Dramaturgie", München 1909; K. Richter, Sch. u. seine Räuber in der französ. Revolution, Progr., Grünberg 1865; R. Boxberger, Die Sprache der Bibel in Sch.s Räubern, Progr., Erfurt 1887; J. Minor, Die Räuber u. Goethes Götz, ZfdPh. 20, 66 ff.; A. Kontz, Les drames de la jeunesse de Sch., Paris 1899; A. Chuquet, Les Brigands in Etudes de littérature allemande, Paris 1902; A. Keller, Die literarischen Beziehungen zwischen den Erstlingsdramen Klingers und Sch.s, Diss., Bern 1916, W. Liepe, Der junge Sch. und Rousseau, ZfdPh. 51. Bd., W. Nullmann, Die Bearbeitungen, Fortsetzungen u. Nachahmungen von Sch.s Räubern, Berlin 1911; E. Mentzel, Sch.s Jugenddramen zum erstenmal auf der Frankfurter Bühne, Archiv für Frankfurts Gesch., Bd. 3.

S. 855. F. Alafberg, Dalberg als Bühnenleiter und Dramatiker, Berlin 1907; K. Sommerfeld, Die Bühneneinrichtung des Nationaltheaters zu Mannheim unter Dalbergs Leitung, Berlin 1927.

S. 856. Sch.s Anthologie auf das Jahr 1782, neu hg. von F. von Zobeltitz, Berlin 1905 u. W. Stammler, Bonn 1912, Neudrucke literarhistor. Seltenheiten, Bd. 5, Berlin 1905; R. Müller, Sch.s Jugenddichtung in der Zeit der bewußten Nachahmung Klopstocks, Marburg 1916. Vgl. auch oben „Sch.s Lyrik".

S. 859. A. Streicher, Sch.s Flucht von Stuttg. u. Aufenthalt in Mannheim, Stuttg. 1836, neu hg. von H. Hofmann, DLD. 134, Berlin 1905, auch in U.B.; R. Weltrich, Sch. auf der Flucht, Stuttg. 1923; von Witkowski, Hamburg 1912; F. Anders, Sch.s Flucht aus der Heimat, Leibnizer-Progr. 1887.

S. 860. Sch.s **Fiesko:** Schulausgaben von O. Langer, Leipzig 1896, R. Richter, Wien u. a. — A. Schöll, Gesammelte Aufsätze, S. 205—245; E. Mentzel a. a. O., Bd. 4; Weltrich, Sch.s Fiesko u. die geschichtl. Wahrheit, Sonderdruck aus Bd. 3 des Marbacher Schillerbuchs; Retz, Histoire de la conjuration de comte Fiesque, hg. von A. Leitzmann, Halle 1913.

S. 863. Knigges, die Reise nach Braunschweig, hg. von Bobertag, bei K., Bd. 136. — Umgang mit Menschen, nach der Orig.-Ausg. hg. von B. Berends, Gera 1904; zahlreiche Neuausg. — K. Goedeke, A. Frh. v. Knigge, Hannover 1844; E. Schmidt in ADB., 16. Bd. — **Kabale u. Liebe,** beste Ausg. von W. Vollmer, Stuttg. 1880; Schulausg. von K. Hachez, Leipz. 1895, K. A. Schmidt, Wien 1895. — E. Müller, Sch.s K. u. L., Tübingen 1892; J. Burggraf, Sch.s Frauengestalten, Stuttg. 1901; A. Farnelli, Un drama d'amore e morte dello Sch. Bt. Bd. 2.

S. 865. „Theater von **Iffland**", 24 Bde., Weimar 1843; „Jäger" u. „Hagestolzen", hg. von A. Hauffen, bei K. Bd. 134; Ausw. aus den Dramen, Leipz. 1858, 10 Bde., einiges in UB. und MB.; Familienbriefe J.s, hg. von L. Geiger, Berlin 1904—1905, 2 Bde. — Die Selbstbiogr. „über meine theatralische Laufbahn", hg. von H. Holstein, Heilbronn 1886 (DLD 24), auch in UB., K. Duncker, J. in seinen Schriften als Künstler, Lehrer u. Direktor der Berliner Bühne, Berlin 1859; W. Koffka, J. u. Dalberg, Leipz. 1865; A. Stiehler, Das J.sche Rührstück, Hamburg 1898; R. Kipfmüller, Das J.sche Lustspiel, Heidelberg 1899, M. Lederer, Dialog-Elemente des J.schen Dramas, Archiv 138; H. Härle, J.s Schauspielkunst, Berlin 1926; K. Lampe, Studien über J. als Dramatiker, Celle 1899; E. A. Regener, J., Th. Bd. 10; G. Fritz, Der Spieler im deutschen Drama des 18. Jhs., Berlin 1896; J. Kürschner, A. W. J. in ADB. 14. Bd.; W. Lazarus, J.s schauspielerische Behandlg. der Dialoge 1919; B. Seuffert, J.s Jäger — Ludwigs Erbförster, Euphor. 24. Bd. (1924); H. Härle, Zur Ikonographie der Berliner Schauspielkunst der Ifflandzeit (Theaterwissenschaftl. Blätter, 1. u. 2. Bd.), 1925.

S. 866. Gemmingens Der deutsche Hausvater u. Gedichte, hg. bei K. 135. u. 139. Bd. — C. Flaischlen, O. H. v. Gemmingen, mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker, Stuttg. 1890. H. F. Möller, in ADB. 22. Bd. **Schröders** dramat. Werke, hg. von E. v. Bülow mit der Einl. von Tieck, Die geschichtl. Entwicklung der neueren Bühne, Berlin 1831, 4 Bde.; Das Lustspiel „Das Porträt der Mutter" bei K. Bd. 139; F. L. W. Meyer, Beitrag zur Kunde des Menschen u. Künstlers Schröder, Hamburg 1819, 3 Bde.; B. Litzmann, F. L. Sch., Hamburg 1890—1894, 2 Bde.; von dems. Sch. Briefe an Gotter, hg., Berlin 1904 u. die Charakteristik „Der große

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schr.", Th. Bd. 1; E. Pfenninger, F. L. Sch. als Bearbeiter englischer Dramen, Diss., Zürich 1919; H. Warnecke, F. L. Schröder als Künstler u. Freimaurer, Berlin 1916; D. Merschberger, Die Anfänge Shakespeares auf der Hamburger Bühne, Jb. der Shakespeare-Gesellsch., Band 25. — E. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, 2. A., Berlin 1904, 2 Bände; H. Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jh., Hamburg 1898; Deutsche Schauspieler des 18. Jhs. Eine Bildnissammlg. von Ph. Stein, Berlin 1907.

S. 867. F. Berresheim, Sch. als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia, Neuen Thalia u. seine Mitarbeiter, BBr. Bd. 40. — **Ch. G. Körners** Gesammelte Schriften, hg. von A. Stern, Leipz. 1881, mit Biogr.; Sch.s Briefwechsel mit L. Huber u. Körner, hg. von Körner selbst, vollständiger von K. Goedeke, Leipz. 1874, 2 Bde., vermehrt durch den Briefwechsel mit Huber, Stuttg. 1892, 4 Bde.; Briefwechsel zwischen Sch. und Körner, hg. von L. Geiger, Stuttg. 1894—1895, 4 Bde., in CBdB; Fr. Jonas, Briefwechsel W. von Humboldts mit Körner, 1880. — Derf. Ch. G. K. in ADB., 16. Bd. (1882).

S. 869. A. v. Hanstein, Wie entstand Sch.s **Geisterseher?** FM. Bd. 22; H. Mörtl, Das philosoph. Gespräch in Sch.s G., ZDG. 1913; H. Sachs, Sch.s Geisterseher, Imago 4 (psychoanalytisch); F. Verney, Sch. als Erzähler, Diss., Münster 1915; W. Stöeß, Die Bearbeitungen des Verbrechers aus verlorner Ehre, Stuttg. 1913.

S. 869. Don Carlos nach der ersten Ausg. von 1787, hg. von W. Vollmer, Stuttg. 1880; Sch.s Bühnenbearbeitung in Versen zum erstenmal hg. von M. Müller, Studien zum Don Carlos, Greifswald 1896; Sch.s D. C. erläutert von H. Düntzer, 2. A., Leipz. 1886, mit Einleitung u. Anmerkg. von R. Weißenfels 1904; zahlreiche Schulausg. von G. Frick (Leipz.), F. Khull (Wien), R. Franz (Bielefeld u. Leipz.), W. Swoboda (Wien) u. a. — E. Elster, Zur Entstehungsgesch. des D. C., Halle 1889; M. Möller, Studien zum D. C., Greifswald 1898; Sch.s Quelle Saint-Réal, Histoire de D. C. nach der Ausg. von 1691, hg. von A. Leitzmann, Halle 1916; G. du Long, L'abbé Saint-Réal, Paris 1921, 2 Bde.; derf., Les adaptions dramatiques de D. C., Paris 1921; F. Nachfahl, D. C., Freiburg 1921; B. Seuffert, über die Komposition des D. C., GNM. 3, 617 ff.; F. Backhof, Sch.s D. C. u. das Problem der Leidenschaft, Diss., Erlangen 1925; V. Bibl, Der Tod des D. C., Wien 1918; A. Gercke, Die Entstehung des D. C., Deutsche Rundschau, 31. Jg. (1905); J. Löwenberg, über Otways u. Sch.s D. C., Lippstadt 1886; H. J. Heller, Die Quellen des Schillerschen D. C., Herrigs Archiv, Bd. 25; L. v. Ranke, Don Carlos, Prinz v. Asturien, Sämtl. Werke Bd. 40—41, Leipz. 1877.

S. 870. Briefe über Don Carlos, hg. von M. Schneidewin, Bielefeld 1895.

Blüte der Kunstdichtung.

1. Goethes erstes Jahrzehnt in Weimar.

S. 874. W. Bode, Der weimarische Musenhof 1756 bis 1781, Berlin 1917; derf., Das Leben in Alt-Weimar, 3. A., Weimar 1922; derf., Damals in Weimar, Weimar 1910; F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von S.-Weimar-Eisenach, die Begründerin der klassischen Zeit Weimars, Berlin 1892; W. Bode, Amalie Herzogin von S.-Weimar, 2. A., Berlin 1909, 3 Bde.; P. Kühn, Die Frauen um Goethe, Weimarer Interieurs, Leipz. 1912; W. Bode, G.s Leben im Garten am Stern, 7. A., Berlin 1915; F. Hartung, Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Karl Augusts, 1775—1828, Weimar 1823; W. Bode, K. A.s Jugendjahre, Berlin 1912; K. A.s Briefwechsel mit G., hg. von H. Wahl, Berlin 1915—1918, 3 Bde.; derf., K. A. von Weimar, sein Leben in Briefen, Berlin 1915—1918, 3 Bde.; E. von Bojanowski, Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar u. ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen, 2. A., Stuttg. 1908; H. Düntzer, G.s Eintritt in Weimar, Leipz. 1883; H. v. Knöbel-Döberitz, K. L. von Knebel, Weimar 1890; G. Scheidel, F. K. L. von Seckendorff, Nürnberg 1885; W. Feldmann, F. J. Bertuch, Saarbrücken 1902; K. Augusts Briefe an Knebel u. Herder, hg. von Düntzer, Leipz. 1883; Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl August u. der Minister v. Fritsch, Weimar 1874; K. v. Lyncker, Am Weimarischen Hofe unter Amalien u. Karl August, Berlin 1912; F. Wegele, K. August, Leipz. 1850; M. Morris, Herzogin Luise in G.s Dichtung, Goethe-Studien, 2. A., Berlin 1902, Bd. 2; H. A. Korff, G. u. Weimar, JbGG. 12 A. Schöll, G. in Hauptzügen, Berlin 1882 (als Staats- u. Geschäftsmann); O. Lorenz, G.s politische Lehrjahre, Weimar 1893.

S. 877. Briefwechsel zwischen **Charlotte von Stein** und Goethe, hg. von A. Schöll-Wahle, 3. A., Frankfurt 1899 (enthält auch Fr. v. Steins Dramen „Dido" u. „Nino"), von J. Fränkel, Jena 1908, 3 Bde., von Heinemann, 4 Bde. in Cottas Handbibl., am besten von J. Petersen, 3 Bde., Leipz. 1923, auch in UB.; Düntzer, G.s Freundin, Stuttg. 1874, 2 Bde.; W. Bode, Ch. v. Stein, Berlin 1909; Ida Boy-Ed., Das Martyrium der Ch. v. Stein, Stuttg. 1916; weitere Monographien von L. Voß, Leipz. 1921, E. Höfer, G. u. Ch. v. St., 2. A., Berlin 1923; G.s Gedichte an Ch. v. St. in Faksimile hg. von J. Wahle, Weimar 1924.

S. 878. V. Mautner, über G.s **Jery u. Bätely,** Progr., Znaim 1907. — Die **Vögel** in urspr. Form, hg. von W. Arndt, Leipz. 1886; vgl. Köpert, über G.s Vögel, Altenburg 1873. — F. Hilsenbeck, Aristophanes u. die deutsche Lit. des 18. Jhs., Berlin 1908. — R. Buchwald, G.s Triumph der Empfindsamkeit, Euphor. 15. — G.s **lyrische Gedichte** der ersten Weimarer Jahre, hg. von R. Kögel, Basel 1896, von Leitzmann, Bonn 1910.

S. 879. A. Pfennig, G.s **Harzreise** im Winter, Münster 1904; F. Warnecke, G.s H. i. W., GJb. 38. — H. Baumgart, G.s **Geheimnisse** u. seine indischen Legenden, Stuttg. 1895. — F. Saran, Melodik u. Rhythmik der **Zueignung** G.s, Studien zur deutschen Philologie, Halle 1903; G. Bünte, Zur Verskunst der deutschen Stanze, Halle 1928. — Die Hymne **Das Göttliche** steht gleich den späteren Logengedichten in Beziehung zu G.s Maurertum. G. Deile, G. als Freimaurer, Berlin 1908; F. J. Schneider, Die Freimaurerei u. ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschld. am Ende des 18. Jhs., Prag 1909. — O. Walzel, G.s Mondlied, ZfdA. 64 u. Spieß, ZfdPh. 53; R. Petsch, Mondlyrik, Zs. für deutsche Bildung 4. — Zu den **Epigrammen** vgl. E. Beutler, Vom griech. Epigramm im 18. Jh., Leipz. 1909; A. Heusler, Deutscher u. antiker Vers, Straßbg. 1917.

S. 880. M. Krüger, G.s **Geschwister** u. Scribes Rodolphe, Görlitz 1899; A. Schöll, G. in Hauptzügen, S. 68—97. — E. Schmidt, G.s **Proserpina,** VLG. I, 1 ff. — **Iphigenie** in vierfacher Gestalt, hg. von J. Baechtold, Freiburg i. B. 1888. Zahlreiche Kommentare und Ausgaben, von H. Bockeradt, 8. A., Paderborn 1901, M. Evers, Leipzig, 4. A. 1911, K. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, Bd. 2, 10. A., Leipz. 1897, H. Keck, Gotha 1886, J. Neubauer, Pölzl (beide Wien), H. Engelen, Trier 1890, B. Valentin, Dresden 1894, Witkowski, Meisterwerke der deutschen Bühne Nr. 44, Düntzer, Erläuterungen 14 u. a. K. Fischer, G.s J., 3. A., Heidelberg 1900; H. Stier, Orests Entsühnung im antiken Drama und bei G., Wernigerode 1881; P. Primer, Die Heilung des Orest in G.s J. auf Tauris, Frankfurt a. M. 1894; K. Steinweg, G.s Seelendramen u. ihre französ. Vorlagen, ein Beitrag zur Erklärung der J. u. des Tasso sowie zur Gesch. des deutschen u. französ. Dramas, Halle 1912; J. Ph. Mayer, Die Iphigenien des Euripides, Racine u. G., Gera 1874; H. Laehr, Die Heilung des Orest in G.s J., Berlin 1902; C. Lucerna, Die religiöse Entwicklungsidee in G.s J., GJb. 33; M. Wohlrab, Ästhet. Erklärung von G.s J., Dresden 1903; K. Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur, Leipz. 1920, 2 Bde. H. Morsch, Aus der Vorgesch. von G.s J., VLG. Bd. 4; F. Thümen, Die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Iphigeniensage in antikem u. modernem Gewande, 2. A., Berlin 1895; H. F. Müller, Aschylos' Orestie u. G.s J., Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst, 2. A., Wolfenbüttel 1909.

S. 884. Zu **Iphigenie in Delphi** u. **Nausikaa** vgl. P. Mercker, Von G.s dramatischem Schaffen, Leipz. 1917; W. Scherer, Aufs. über G., 2. A., Berlin 1909; M. Morris, GJb., 25. Bd.; G. Kettner, G.s Nausikaa, Berlin 1912; A. Köster, GGA. 1913. In freier Ausführung des G.schen Entwurfes dichtete H. Schreyer eine Tragödie Nausikaa, Halle 1884. — **Tasso,** Ausg. mit Einl. u. Anm. von F. Kern, Berlin 1893; Schulausgaben: von J. Neubauer, Wien 1884, W. Wittich-Schievelbein, 7. A., Paderborn 1911; E. Breyer, Wien 1890, F. Vollmer, 2. A., Leipz. 1909 u. a. — Erläuterungen: Gude, a. a. O. Bd. 2, 10. A., 1897; H. Düntzer, 6. A., Leipz. 1910; A. F. C. Vilmar, 2. A., Gütersloh 1897; A. Biese, G.s Tasso ein Dichterbild, G.s Faust ein Menschheitsbild, Progr., Neuwied 1901. K. Fischer, G.s T., 3. A., Heidelberg 1900; H. Rueff, Die Entstehungsgesch. von G.s T., Marburg 1910; H. Fischer, G.s T. u. seine Quellen, GNM. 6; K. Beik, Zur Entstehungsgesch. von G.s T., Leipz. 1918, B. Seuffert, über die Komposition des T., GNM. 3; G. Roethe, Der Ausgang des G.schen T., JbGG. 9; F. Höfer, Der Bau des G.schen T., Seehausen 1888; E. Scheidemantel, Zur Entstehungsgesch. von G.s T., Progr., Weimar 1896, JbG. 18; H. Düschke, Goldonis T., Berlin 1892.

S. 888. E. Schmidt, G.s **Proserpina,** ZVG. 1, 1 ff. — G.s **Schweizerreise** 1775, Zeichnungen u. Niederschriften, hg. von K. Koetschau u. M. Morris, Weimar 1907; E. Benisch-Darlang, Mit G. durch die Schweiz, Wien 1913; G.s Schweizerreisen, hg. von H. Wahl, Gotha 1921.

S. 889. H. F. Kohlbrugge, **G. als Naturforscher,** Würzbg. 1913; R. Virchow, G. als Naturforscher u. in besonderer Beziehg. auf Schiller, Berlin 1861; H. v. Helmholtz, G.s Vorahnungen kommender wissenschaftlicher Ideen, Berlin 1892; G. Kalischer, im 33. Teile der Hempelschen G.-Ausg., R. Steiner, 114.—116. Bd., 33.—36. Teil von K. (1884—1897) und Chamberlain würdigen G.s naturwissensch. Studien; außerdem: R. Magnus, Leipz. 1903, J. von Kries, JbGG. 7, E. G. Carus, G., zu dessen näherem Verständn.s, Leipz. 183; E. Haeckel, Die Naturanschauung v. Darwin, G. u. Lamarck, Jena 1882; W. Moy, G., Humboldt, Darwin, Haeckel, Berlin 1904, W. v. Wielewski, G. u. die Deszendenzlehre, Frankf. 1903; A. Hansen, G.s Metamorphose der Pflanzen, Gießen 1907, 2 Bde.; E. A. Boucke, G.s Weltanschauung, Stuttg. 1907; R. Steiner, G.s Weltanschauung, Weimar 1897; F. Kohn, G. als Botaniker, DR. 28 (1888); A. Bliedner, G. u. die Urpflanze, Frankf. 1901; M. Semper, Die geologischen Studien G.s, Leipz. 1914; G. Link, G.s Verhältnis zur Mineralogie u. Geognosie, Jena 1906; W. Hancker, G.s morphologische Arbeiten u. die neuere Forschung, Jena 1927; L. Milch, G. u. die Geologie, Stunden mit G., Bd. 2, 102—127; K. v. Bardeleben, G. als Anatom, GJb. 13; W. Lubosch, Was verdankt die vergleichende anatomische Wissenschaft den Arbeiten G.s?, JbGG. 6; H. St. Chamberlain, G., Linné u. die exakte Wissenschaft der Natur, Wien 1908; E. Barthol, G.s Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite, Bonn 1922; H. Emrich, G.s Intuition, Tübingen 1928; W. König, G.s optische Studien, Frankf. 1900; A. Petzer, Die ästhetische Bedeutung von G.s Farbenlehre, Heidelberg 1903; J. Stilling, über G.s Farbenlehre, Straßbg. 1899; E. Raehlmann, G.s Farbenlehre, JbGG. Bd. 3. Vollständige Neuausg. von G.s Farbenlehre durch G. Ipsen, Leipz. 1926; H. Glockner, Das philosophische Problem in G.s Farbenlehre, Heidelberg 1924; E. Barthel, G.s Relativitätstheorie der Farbe, Bonn 1923.

2. Goethe in Italien und nach seiner Rückkehr.

G.s italienische Reise mit Einleitungen u. Anmerkungen hg. v. G. v. Gracevenitz, 3. Bd., Berlin 1908 (Pantheon-Ausg.); G.s it. R., mit Zeichnungen u. Bildnissen G.s, besorgt von H. T. Kroeber, 2 Bde., Leipz. (JB.) 1913; J. Vogel, Aus G.s römischen Tagen, Leipz. 1905; S. Eck, G. u. Italien, in G.s Lebensanschauung, Tübingen 1902; L. Hirzel, G.s italien. R., Basel 1871; Theophile Cart, G. en Italie, 2. A., Paris 1881; J. Haarhaus, Auf G.s Spuren in Italien, Leipz. 1896 bis 1898, 3 Bde.; G. von Gravenitz, G. unser Reisebegleiter in Italien, Berlin 1904; Mit G. in Italien, Tagebuch u. Briefe des Dichters aus Italien, Hg. von J. Vogel, Berlin 1908; Grimm, G. in Italien, Oldenburg 1861; F. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, Stuttg. 1907; derf., Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des MA.s, Stuttg. 1927, 2 Bde.; G.s Briefwechsel mit Freunden u. Kunstgenossen in Italien 1789 bis 1790, hg. v. O. Harnack, Weimar 1890; Tagebücher u. Briefe G.s aus Italien, hg. von E. Schmidt, Weimar 1886; W. Waetzold, Das klassische Land, Leipz. 1827; B. Croce, G. a Napoli, Neapel 1903, G. Pitré, G. in Palermo, Palermo 1908; A. Farinelli, G. e il Lago Maggiore, Bellinzona 1894.

S. 892. Th. Volbehr, **G. und die bildende Kunst,** Leipz. 1895; O. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik, Weimar 1896; derf., G.s Kunstanschauung, GJb. 15; H. Brandt, G. u. die graphischen Künste, Heidelberg 1913; W. Bode, G.s Ästhetik, Berlin 1901. W. Waetzold, G.s kunstgeschichtl. Sendung, ZDU. 34. Bd.; H. A. Korff, G. u. die bildende Kunst ZDU. 1927; C. Gurlitt, Die deutsche Kunst im 19. Jh., Berlin 1899; H. Meyers Kleine Schriften zur Kunst, hg. von P. Weizsäcker, Heilbronn 1886, DLD. Nr. 25; G.s Briefwechsel mit H. Meyer, hg. von M. Hecker, Weimar 1917 ff., 3 Bde.; A. Hansen, G.s Abfall von der Gotik, Modern Philology 12. — A. Hackermann, **G. u. sein Freund Moritz,** ZDU., Bd. 21; H. Henning, K. Ph. Moritz, ein Beitrag zur Gesch. des Goetheschen Zeitalters, Riga 1908; M. Dessoir, Moritz als Ästhetiker, Berlin 1889; A. Kaiser, hg. von L. Geiger, über die bildende Nachahmung des Schönen, hg. von S. Auerbach, Reisen eines Deutschen in England, hg. von O. zur Linde, DLD. Nr. 23, 31, 126; **Anton Reiser,** hg. von Fr. B. Hardt, München 1911, 2 Bde., auch in UB.; H. Eybisch, Anton Reiser, Untersuchungen zu Moritz' Lebensgeschichte und zur Kritik seiner Autobiogr., Leipz. 1909, P., Bd. 14; R. Lehmann, Anton Reiser u. Wilhelm Meister, JbGG. 3. Bd.; H. Glagau, A. Reiser, Die moderne Selbstbiogr. als histor. Quelle, Marburg 1903.

S. 893. G.s **Egmont** mit literarischen Beilagen, hg. von H. Jantzen, Leipz. 1914; Schulausg. von L. Zürn, 7. A., Paderborn 1906; L. Blume, Wien, G. Böttticher, Bielefeld, F. Vollmer, 2. A., Leipz. 1903, S. Widmann, Münster 1902, M. Morris u. a.; in Schillers Bearbeitung hg. von K. Höfer, München 1914. — H. Düntzer, 5. A., Leipz. 1898; E. Zimmermann, G.s E., Halle 1909; L. Kleiber, Studien zu G.s E., Berlin 1913, B. Seuffert, über die Komposition des E., GNM. 3; E. Kilian, Bühnengesch. des E., GJb. 33; G.s E. und Schillers Wallenstein, Stuttg. 1862; G.s Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller, Neue Ausg., Stuttg. 1857.

S. 894. G.s **Egmont** in Schillers Bearbeitg. hg. von K. Höfer, München 1914; Schillers **Macbeth** mit dem engl. Original verglichen von B. Sandmann, Tarnowitz 1888; H. Fietkau, Sch.s Macbeth, Progr., Königsberg 1897; G. v. Bincke, Sch. als Shakespearebearbeiter, ThF. 6, 115; A. Köster, Sch. als Dramaturg (über Macbeth, Nathan, Turandot, Phädra), Berlin 1891. Zur **Phädra** vgl. Herrigs Archiv 34, 299 (H. Maaß). (S. S. 942.)

S. 896. Monographien über **Christiane Vulpius** von E. Braun, Leipz. 1888, E. Federn, 4. A., München 1820, O. Klein, Straßburg 1914, Ch. Westerby, Kopenhagen 1915; Kl. Hofer, G.s Ehe, Stuttg. 1920; G.s Briefwechsel mit seiner Frau, hg. von H. G. Gräf, 2 Bde., Frankfurt 1916; M. Mendheim, Ch. V., in ADB. 40. Bd.; M. Morris, Christiane in G.s Dichtung, Goethestudien 2. Bd., 2. A., Berlin 1902.

S. 897. Römische Elegien, hg. mit Erläuterungen von J. Vogel, Leipz. 1908, von A. Leitzmann, Bonn 1912. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

E. Eggerking, G.s R. E., Diss., Bonn 1913; H. v. Arnim, Entstehung u. Anordnung der R. E. G.s, Deutsche Revue, Mai 1922; F. Bronner, G.s R. E. und ihre Quellen, N. Jb. f. Phil. und Pädag. 148. Bd. (1893); H. J. Heller, Die antiken Quellen von G.s elegischen Dichtungen, ebda. 1863, Heft 8—11; H. Düntzer, Erläuterungen 4. — E. Maaß, Die **Venetianischen Epigramme**, JbGG. 12; J. Vogel, G. in Venedig, 3. A., Leipz. 1924. —

S. 898. S. Schöppl v. Sonnenwalden, Von Florians Les deux billets zu G.s **Bürgergeneral,** Progr. Laibach 1909; Düntzer, Graf Cagliostro und G.s **Großkophta,** Archiv 7. — Die **Aufgeregten,** ursprüngl. „Zeichen der Zeit" betitelt, wurden von F. H. v. Stenglin ergänzend für die Bühne bearbeitet. —

S. 899. G. Roethe, G.s Campagne in Frankreich, Berlin 1919; A. Chuquet, Campagne de France, mit reicher französ. Erläuterung, Paris 1881.

S. 899. J. Wahle, Das **Weimarer Hoftheater** unter G.s Leitung, Weimar 1892; A. v. Berger, G.s Verhältnis zur Schauspielkunst, GJb. 25; E. Genast, Tagebuch eines alten Schauspielers, 4 Bde., 1866, N. A. Stuttg. 1904; B. Tornius, G. als Dramaturg, Leipz. 1908; E. Scharrer-Santen, Die Weimarische Dramaturgie, Berlin 1927. — **Reineke Fuchs** mit Einl. u. Anm. hg. von K. Reißenberger, Wien 1888, Schulausg. von H. Handwerck, Leipz. 1899, A. Hoffmann, Münster 1912 u. a. — A. Bieling, Gottscheds Reineke Fuchs. Abdruck der hd. Prosaübersetzung von 1752 (Halle 1866); M. Lange, G.s Quellen u. Hilfsmittel bei der Bearbeitung des R. F., Progr., Dresden 1888; H. Henkel, Archiv 95.

S. 900. M. Goldstein, Die Technik der zyklischen Rahmenerzählungen Deutschlds., von G. bis Hoffmann, Diss., Berlin 1906; Paris, Melusine u. Märchen **deutscher Ausgewanderter** von F. Meyer-Waldeck, G.s Märchendichtungen, Heidelberg 1879; von P. Pochhammer, JbGG. 25, 37 u. 116; H. Schneider, Das Märchen, neu aufgeschlossene Urkunden zu G.s Weltanschauung, Leipz. 1911 (Deutung allzu philosophisch); Lucerna deutet das Märchen als Einkleidung der G.schen Naturphilosophie, Leipzig 1910; Baumgart als politisch-nationales Glaubensbekenntnis G.s; vgl. die reiche Literatur zur Deutung des Märchens Th. Friedrich in dessen Ausgabe, in UB. 1925. — B. Pallak, Zur Belagerung von Mainz, GJb. 19.

3. Goethe und Schiller.

S. 901. Die **Schwestern Lengefeld.** Schillers Briefwechsel mit ihnen, hg. von seiner Tochter Emilie v. Gleichen-Rußwurm, Stuttg. 1856, vollständiger von W. Fielitz, 5. A., Stuttg. 1905, 3 Bde., Ausgew. von L. Geiger, Berlin 1908; L. Urlichs, Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde, 3 Bde., Stuttg. 1860—1865; J. Wychgram, Ch. v. Sch., Bielefeld 1904 in „Frauenleben" Bd. 6; A. Bär, Ch. v. Lengefeld, als Freundin u. Braut Sch.s, Weimar 1905; E. Annemüller, Sch. u. die Schwestern von Lengefeld, Detmold 1920; H. Mosapp, Ch. v. Sch., 4. A., Stuttg. 1926. — H. Bierbaum, Karoline von Wolzogen aus ihren Werken u. Briefen, Greifsw. 1909.

S. 902. F. Berresheim, Sch. als Herausgeber der Thalia und seine Mitarbeiter, Stuttg. 1914; P. Pietsch, Sch. als Kritiker, Königsberg 1898.

S. 903. O. Nedlich, Sch.s historische Schriften, Wien 1906; K. Tomaschek, Sch. in seinem Verhältnis zur Wissenschaft dargestellt, Berlin 1862 (preisgekrönt); F. Überweg, Sch. als Historiker u. Philosoph, Leipz. 1884, A. Scheibe, Sch. als Geschichtschreiber u. Politiker, Tarnowitz 1905; J. Janssen, Sch. als Historiker, 2. A., Freiburg 1879; A. Lietzmann, Sch.s Geschichtsphilosophie, Langensalza 1926; vgl. auch J. Schmidt, Sch. u. seine Zeitgenossen, Leipz. 1859.

S. 906. H. Friedermann, **Die Götter Griechenlands** von Schiller bis Heine, Diss., Berlin 1905. — R. Petsch, Betrachtungen über Sch.s **Künstler,** N. Jb. 1917; A. Leitzmann, Zur Entstehungsgesch. von Sch.s Künstler, ebda.; E. Grosse, Die Künstler von Sch., Berlin 1890.

S. 908. **J. Kants** Sämtliche Schriften, hg. von K. Rosenkranz u. F. W. Schubert, Leipz. 1838—40, 12 Bde., Hartenstein, Leipz. 1867—1868, 8 Bde., F. Groß 1912 bis 1916, ebda., 6 Bde., kritische Ausgabe von der preuß. Akad. der W., Berlin 1900 ff., bisher 18 Bde., schönste Ausg. die von E. Cassirer redigierte, Berlin 1912—1918, 12 Bde., mit Briefen von u. an K. und Biogr. des Herausgebers. Die Hauptwerke auch in UB., in der Philosoph. Bibliothek des Leipziger Verlags Meiner, in der Ausw. von Messer, Berlin 1924, 3 Bde. und von H. Schmidt, Leipz. 1925, 3 Bde. — A. Warda, Die Druckschriften J. K.s, Wiesbaden 1919; K. Vorländer, Die ältesten K.-Biographien, Berlin 1918. Neuere Monogr. von B. Bauch, Berlin 1917, F. Paulsen, 7. A. Stuttg. 1924; M. Kronenberg, 5. A., München 1918, G. Simmel, 4. A., München 1918, E. Kühnemann, München 1923, K. Vorländer, Leipz. 1924, 2 Bde.; H. Rickert, K. als Philosoph der modernen Kultur, Tübingen 1924. H. St. Chamberlain, J. Kant, 3. A., München 1916. Die gesamte K.-Lit. verzeichnet F. Überweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie, 3 Bde., 12. A., besorgt durch M. Frischeisen-Köhler u. W. Moog, Berlin 1923. A. Wernicke, Die Begründung des deutschen Idealismus durch Kant, ein Beitrag zum Verständnis des gemeinsamen Wirkens G.s u. Sch.s, Braunschweig 1910. K. Vorländer, Goethes Verhältnis zu Kant in seiner histor. Entwicklung in Vaihingers Kantstudien 1897 u. JbGG. 19; G. Simmel, G. u. Kant, Berlin 1906, in Die Kultur, Bd. 16; u. A. Kant u. G. Leipz. 1916; S. Eck, G. u. Kant, Tübingen 1902; G. Nabel, G. u. Kant, Wien 1927, 2 Bde.

S. 910. Sch.s **philosoph. Schriften** u. Gedichte, Ausw. mit Einl. von E. Kühnemann, 2. A., Leipz. 1909; Ch. Meurer, Das Verhältnis der Sch.schen zur Kantischen Ethik, Freiburg 1886; K. Fischer, Sch. als Philosoph, 2. A., Heidelberg 1891; G. Geil, Sch.s Ethik in ihrem Verhältnis zu der Kantschen; System von Sch.s Ethik, Straßburg 1888—1890; B. K. Engel, Sch. als Denker, Prolegomena zu Sch.s philos. Schriften, Berlin 1908; G. Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik, Leipz. 1889; J. Wernly, Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetischen Terminologie Sch.s UMF., Hft. 4; K. Berger, Die Entwicklung von Sch.s Ästhetik, Weimar 1894; E. Kühnemann, Kants u. Sch.s Begründung der Ästhetik, München 1895; K. Gneiße, Sch.s Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung, Berlin 1893; P. Geyer, Sch.s ästhetisch-sittliche Weltanschauung, 2 Bde., Berlin 1896; W. Rosalewski, Sch.s Ästhetik im Verhältnis zu Kant, Heidelberg 1912; H. Borkowski, Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Sch.s Leben, Philos. und Dichtung, Königsberg 1898; R. Wegener, Sch.s Theodizee, Halle 1909; K. Wolff, über dasselbe Thema, Leipz. 1909; A. Dörrfuß, Die Religion F. Schillers, Stuttgart 1922; H. Lutz, Sch.s Anschauungen von Kultur und Natur, Berlin 1829; H. Jensen, Sch. zwischen Goethe u. Kant, Oslo 1927; K. Vorländer, Kant, Sch., Goethe, 2. A., Leipz. 1923; A. W. Darbooven, Sch.s sittliche Forderungen, München 1926; F. Kuberka, Der Idealismus Sch.s als Erlebnis, Heidelberg 1913.

S. 912. Der **Briefwechsel mit dem Herzog von Augustenburg,** hg. von M. Müller, Berlin 1915; daraus die Briefe über die ästhet. Erziehung in der ursprüngl. Fassung von A. L. J. Michelsen, Berlin 1876; endgültige Fassung mit Anm. von A. Jung, Leipz. 1876; Ausw. von Gleichen-Rußwurm, Jena 1905; W. Böhm, Sch.s Briefe über die ästhet. Erz. der Menschen, Halle 1927. — K. Rieger, Sch.s Verhältnis zur franz. Revolution, Wien 1885; J. Schmidt, Sch. u. Rousseau, Berlin 1876; M. Batt, Schillers Attitude towards the French Revolution. Journal of Germanic Philology, 1, 482, Bloomington 1897.

S. 914. Zur Gesch. der **Horen** vgl. den Briefwechsel zwischen Sch. u. J. F. Cotta, mit Erläuterungen hg. von W. Vollmer, Stuttg. 1876; eine reiche Quelle für die ganze Sch.-Lit. Die Dichter der Horen u. des Sch.schen **Musenalmanachs** bei K. Bd. 135.

S. 917. A. Kraucke, Die beiden Fassungen von Sch.s Abhdlg. **über naive u. sentiment. Dichtung,** Diss., Göttingen 1911. Mit Einl. u. Erläuterg. hg. von J. Egger u. K. Rieger, Wien 1887, Tumlierz (Graz),

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

P. Geyer (Dresden), U. Gaede (Berlin) u. a.; W. Volze, Sch.s philosophische Begründung der Ästhetik der Tragödie, Leipz. 1914; vgl. Zimmermann, Gesch. der Ästhetik, Wien 1858.

S. 918. W. v. Humboldts Gesammelte Schriften, hg. von der preuß. Akad. d. W. durch A. Leitzmann u. B. Gebhardt, Berlin 1903—1918, 15 Bde., Ausw. von Th. Kappstein, Berlin 1917 u. E. von Sydow, ebda. 1926, die sprachphilos. Werke hg. u. erkl. von H. Steinthal, Berlin 1883; Briefwechsel mit Sch., hg. von A. Leitzmann, 3. A., Stuttg. 1900; Neue Briefe W. v. H.s, hg. von F. C. Ebrard, Berlin 1911. — Monogr. über W. v. H. von R. Haym, Berlin 1856, O. Harnack, Berlin 1912, A. Leitzmann, Halle 1919; E. Spraeger, W. v. H. und die Humanitätsidee, Berlin 1909; H. aus der Fuente, W. v. H.s Forschungen über Ästhetik, Gießen 1912.

S. 919. J. Minor, Zum Jubiläum des **Bundes zwischen Goethe u. Schiller,** Gesch. ihrer Beziehungen bis 1794, Preuß. Jb. 77. — Der **Briefwechsel** zwischen Schiller u. Goethe zuerst hg. von G. selbst, Stuttg. 1828—1829, 6 Bde., 4. A. besorgt von W. Vollmer, ebda. 1881, 2 Bde.; neuere Ausg. von F. Muncker, ebda. 1892, CBdBW. 4 Bde., H. St. Chamberlain, Jena 1905, 2 Bde., H. H. Borcherdt, Berlin 1914 (Bong), am besten von H. G. Gräf u. A. Leitzmann, Leipz. 1912, 3 Bde. — H. v. Stein, G. u. Sch. in UB.; G. u. Sch. in Briefen von H. Voß dem jüngeren, hg. von H. G. Gräf in UB.; P. Uhle, Sch. im Urteil G.s, Leipz. 1910; Chamberlain, Deutsches Wesen, München 1916, S. 72 f., 105 f.; W. Braun, Sch. u. G. im Urteile ihrer Zeitgenossen 1773—1812, Leipz. 1882—1885, 6 Bde, H. Hettner, Das klassische Zeitalter der deutschen Lit., 5. A., Braunschweig 1910; E. Grisebach, Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung, Leipz. 1891.

S. 921. W. Seyffert, Sch.s **Musenalmanache,** Berlin 1913 (Pal. Bd. 80); Sch.s Musenalmanache 1796—1800 im Neudr., Leipz. 1907. — A. Matthias, Sch.s Gedankenlyrik, Leipz. 1902; E. Philippi, Sch.s lyrische Gedankendichtg., Augsbg. 1888; F. A. Lange, Einl. u. Kommentar zu Sch.s philosoph. Gedichten, hg. von O. A. Ellissen, Bielefeld 1897.

S. 924. Sch.s **Glocke,** erläutert von M. Evers, 2. A., Leipz. 1902; J. Steiger, Bern 1894, A. Wehner, Leipz. 1896, F. Wegener, Sch.s L. v. d. Gl., Gotha 1897; H. Nolikeit, Sch.s L. v. d. G., Progr., Neumarkt 1909; E. Heise, Sch.s L. v. d. G. nach seiner metrischen und melod. Form, Journal 15.

S. 926. Neudruck des Musenalmanachs für 1797 erschien Leipz. 1907, die **Xenien** mit Anm. in UB.; Leipz. 1907 (JB.); die beste der zahlr. Ausg. der Xenien ist die von E. Schmidt u. B. Suphan besorgte, Weimar 1893. — G. Thiemann, Sch. u. G. in den Xenien, Diss., Münster 1909; E. Boas, Sch. u. G. im Xenienkampf, Stuttg. 1851, 2 Bde.; E. J. Saupé, Die Schiller-Goetheschen Xenien, Leipz. 1852. — **Antixenien** in Ausw., hg. von W. Stammler, Bonn 1911; Ch. F. Fuldas „Trogalien", neu hg. von L. Grimm, bei K. Bd. 175 (1903).

S. 927. Wilhelm Meisters Theatralische Sendung, hg. von H. Mayne, Stuttg. 1911; R. Meszlény, W. M. Th. S., Diss., Genf 1912; Aufsätze von G. Roethe, JbGG. 1, K. Jahn, GRM. 5. A. Köster ZDU. 26, Puniower Euphor. 19, R. Lehmann JbGG. 3, M. Pirker JbGr. 27; B. Seuffert, G.s Theaterroman, Graz 1924; M. Wundt, G.s W. M. u. die Entwicklung des modernen Lebensideals, Berlin 1913; J. Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in G.s W. M., Leipz. 1896; J. Minor, Die Anfänge des W. M., JbG. 9; G. Ellinger, Der Einfluß von Scarrons Roman comique auf W. M., JbG. 9; R. Riemann, G.s Romantechnik, Leipz. 1902; A. Fries, Stilistische Beobachtungen zu W. M., Berlin 1912; H. Berendt, G.s W. M., ein Beitrag zu seiner Entstehungsgesch., Dortmund 1911. H. Prodnigg, W. M. und die ästhet. Doktrin der älteren Romantik, Graz 1891; J. O. E. Danner, Der Einfluß W. M.s auf den Roman der Romantiker, Helsingfors 1893; O. Benda, Die Kunstform des Erziehungsromans, Progr., Triest 1913; M. Gerhard, Der Entwicklungsroman bis zu G.s W. M., Halle 1926; W. Bettermann, G.s Bekenntnisse einer schönen Seele u. die Religion, Zs. für Brüdergesch. 6; Semler tzki, Die schöne Seele, GJb. 34; H. Schmeer, Der Begriff der schönen Seele, besonders bei Wieland u. in der deutschen Lit. des 18. Jhs., Berlin 1926; M. v. Waldberg, Zur Entwicklungsgesch. der „schönen Seele" bei den spanischen Mystikern; Studien u. Quellen zur Gesch. des Romans, Bd. 1, Berlin 1910. Sieh zu S. 806 (Klettenberg); E. Wolff, Mignon, München 1909; G. Cohm, Mignon JbGG. 7.

S. 930. Zu **Alexis und Dora** vgl. J. Kassewitz, Progr., Ladenburg 1893 u. D. Jacoby, Euphor. 2. — **Hermann u. Dorothea,** in zahlreichen Ausgaben. — W. v. Humboldt, Ästhetische Versuche über G.s H. u. D., Braunschweig 1799, 4. A., ebda. 1882; L. Cholevius, Ästhetische u. histor. Einleitg. nebst fortlaufender Erläuterung zu G.s H. u. D., 3. A., Leipz. 1897; V. Hehn, über G.s H. u. D., 2. A., Stuttg. 1912; andere Erläuterungsschriften von Düntzer, 9. A., Altenburg 1907; A. Funke, 14. A., Paderborn 1907; Gude, Erläuterungen Bd. 2, 10. A., Leipz. 1897, von Lichtenheld, Pölzl (beide Wien), B. Valentin (Dresden), J. Schrammen (Köln), Heinze (Leipzig) u. a.; H. Schreyer, Das Fortleben homerischer Gestalten in G.s Dichtung, Gütersloh 1893. H. Steckner, Der epische Stil von H. u. D., Leipz. 1927; Zu G.s epischem Stil vgl. A. Heusler, Deutscher u. antiker Vers, Straßbg. 1917; K. Furtmüller, Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern u. W. v. Humboldt, Progr., Wien 1903; P. Gerber, Die Revolution u. unsere Klassiker, Berlin 1920; A. Stern, Der Einfluß der französ. Revolution auf das deutsche Geistesleben, Stuttg. 1928.

S. 932. A. Fries, Quellen u. Komposition der **Achilleis,** Berlin 1901; M. Morris, Goethestudien 2, 129 ff., 2. A., Berlin 1902; O. Lücke, G. u. Homer, Ilfeld 1884; G.s Briefe an Fr. A. Wolf mit Einleitung von M. Bernays, Berlin 1868 (behandelt G.s Stellung zu Homer u. zum Griechentum).

S. 933. E. L. Saupe, **Goethes u. Sch.s Romanzen und Balladen,** erläutert, Leipz. 1853; A. W. Grube, G.s Elfenballaden u. Sch.s Ritterromanzen, Iserlohn 1864; Le Chevalier, Zur Poetik der Ballade, Progr., Prag-Neustadt 1891 ff.; J. Brock, Die Grundgedanken der Romanzen (Balladen) Sch.s ZDU. 2, 274 ff.; F. Bauer, Das Dramatische in Sch.s Balladen, Karlsbad 1897; E. Schmidt, über G.s Balladen, Charakteristiken 2, Berlin 1901, S. 190 ff.; A. Leitzmann, Die Quellen von Sch.s u. G.s Balladen, 2. A., Bonn 1923, J. H. Bondi, Aus dem Balladenjahr 1797, Frankf. 1898; E. Elster, Schillers Balladen, Jb. des Frankf. Hochstiftes 1901; R. F. Weber, Die äußere u. innere Form in Sch.s Balladen, Journal 14; zu einzelnen Gedichten: Römheld, Die sittl. Weltordnung und die Weltzerstörung, Meditat. über Sch.s Kampf mit dem Drachen, Gotha 1871; F. Stadelmann, Die Bürgschaft, Progr., Triest 1896; Ferk, Erläuterg. zu Sch.s „Kassandra", Progr., Pettau 1875; G. Peltner, Zu Sch.s Gedichten, ZfdPh. 17, 1.

S. 936. Antritt des neuen Jhs. Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. u. 19. Jhs., DLD. Nr. 91—104. P. Holzhausen, Der Urgroßväter Jahrhundertfeier, Leipz. 1901; Sch.s Gedicht Deutschlands Größe GG., Weimar 1902. — Borges, über Sch.s Einfluß auf G.s Dichtung, Progr., Neudnitz 1887.

S. 937. Faust, Lit. beim Zweiten Teil.

S. 942. K. A. H. Burckhart, Das **Repertoire des Weimarer Theaters** unter G.s Leitung 1791—1817, Hamburg 1891. — J. Weiß, G.s **Tankredübersetzg.,** Troppau 1886. M. Bernays, Die erste Aufführung des **Mahomet,** Schriften 1. 3. 97, Stuttg. 1895.

S. 943. A. Petak, über G.s **Paläophron u. Neoterpe,** Chronik 1901. — F. Maak, Das G.-Theater in Lauchstädt nebst dem Festspiele **Was wir bringen,** Lauchstädt 1905.

S. 944. M. Gerhard, G.s Erleben der französ. Revolution im Spiegel der **Natürlichen Tochter** DW 1; über dieses Drama schrieben G. Kettner, Berlin 1912, E. Castle, Chronik 1910 u. A. Fries, Berlin 1913: Stilstudien;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

M. Bréal, Les personnages originaux de la fille naturelle. Deux études sur Goethe. Paris 1898.

S. 945. Wallenstein, Textausg. von W. Vollmer, Stuttg. 1880; erkl. von J. G. Mönnefahrt, 2. A., Leipz. 1886; H. Düntzer, 6. A., ebda. 1885, U. W. Schäfer, A. Funke, 6. A., 1901, K. Werder (Vorlesungen), Berlin 1889; W. Fielitz, Studien zu Sch.s Dramen, 1876, u. die allgem. Erläutergsschr. zu Sch.s Dramen; vgl. o.; außerdem: W. Süvers, über Sch.s W. in Hinsicht auf die griech. Tragödie, Berlin 1800; K. Tomaschek, Sch.s W., Wien 1886; E. J. Burggraf, Sch.s Frauengestalten, 2. A., Stuttg. 1901; Kühnemann, Die Kantischen Studien Sch.s u. die Komposition des W., Marburg 1891; A. Leitzmann, Die Hauptquellen zu Sch.s W., Halle 1915; F. Böll, Sternglaube u. Sterndeutung; die Geschichte u. das Wesen der Astrologie, 2. A., Leipz. 1919; G. Winter, Die dramat. Behandlg. des Wallenstein-Stoffes vor Schiller, Nord u. Süd 57, 248; Th. Vetter, W. in der dramat. Dichtg. des Jahrzehntes seines Todes, Frauenfeld 1894; B. Hönig, Die Gestalt W.s in der Volksmythe u. auf der Bühne, München 1902; G. Heide, Sch.s W. u. die histor. Forschung, ZDU. 8, 497 ff. L. v. Ranke, Gesch. W.s, Sämtl. Werke B. 23, Leipz. 1880; H. Schulz, W. u. die Zeit des 30j. Krieges, Bielefeld 1898; P. Schweitzer, Die W.-Frage in der Gesch. u. im Drama, Zürich 1898; H. Hallwich, Fünf Bücher Gesch. W.s, Leipz. 1910, 3 Bde., H. v. Srbik, W.s Ende, Wien 1920. Vgl. auch die Einl. u. Anm. in den zahlreichen Schulausgaben, so von J. Pölzl (Wien), A. Funke (Paderborn), J. Arns (Münster), B. Beck (Leipzig u. a.

S. 950. Ausg. von **Maria Stuart,** von H. Lindemann, Freiburg 1868, v. Maltzahn, Berlin 1879, Hülskamp, Münster 1879, Heskamp, Paderborn 1884, Pölzl, Wien 1884, E. Müller, ebda. 1885 u. a. — K. Kipka, M. St. im Drama der Weltlit., BBr. 9 u. Schillerheft der Stvg.L., 1905; E. Sierke, M. St. in der Gesch. u. in der Dichtg., Kritische Streifzüge, Braunschw. 1881; A. Cüppers, Sch.s M. St. u. ihr Verhältnis zur Gesch., Münster 1906; L. Rieß, Die Lösung des M.-St.-Problems, HZ. 110; O. Walzel, Zur Komposition, ebda. 1916; E. Marcks, Königin Elisabeth von England u. ihre Zeit, Bielefeld 1897; J. Petersen, Die Minneburg in Sch.s M. St. in Studien zur Litg., Leipz. 1912; G. Hildebrand, Sch.s M. St. im Verhältnis zu den histor. Quellen, Progr., Strehlen 1909.

S. 954. Textausgabe der **Jungfrau von Orleans** von W. Vollmer, Stuttg. 1879; erkl. von H. Düntzer, 5. A., Leipz. 1896; E. Kuenen, 6. A., Düsseldorf, Leipz. 1901, A. Funke, 7. A., Paderborn 1901; G. F. Eysell, nach ihrem christl. Gehalte gewürdigt, Hannover 1886; zahlreiche Schulausgaben. — K. Hamebuth, über die hauptsächlichsten Jeanne d'Arc-Dichtungen des 15. bis 17. Jhs., Marburg 1893; F. Kummer, Die Jungfrau v. O. in der Dichtung, Wien 1877; J. Quiquerez, Quellenstudien zu Sch.s J. v. O., Leipz. 1893; H. v. Wolzogen, Die J. v. O., Bayr. Bl. 13, 96; Ch. Lady Blennerhassett, Die J. v. O. in Frauenleben, Bd. 9, Bielefeld 1906; A. Sikora, Die J. v. O. im tirolischen Volksschauspiel, StvglL. 6, 401; M. Pribilla, Die „Stimmen" der J. v. O., StdZ. 57. Jg., 360 ff.; A. Johannesson, Die Wunder in Sch.s J. v. O., Diss., Halle 1917; W. Liepe, Das Religionsproblem im neueren Drama, Halle 1914; E. v. Jan, Das literarische Bild der Jeanne d'Arc 1429—1926, Halle 1928; H. Prutz, Studien zur Gesch. der J. v. O., SBM. 1913; F. H. Semmig, Gesch. der J. v. O. u. ihrer Zeitgenossen, Leipz. 1887; M. Ettlinger, Das Wunder in Sch.s Dichtung, im Schulfreund 60 (1905); H. Hadlich, Die Jungfrau u. Talbot, Euphor. 16 (1909); Römpler, Bemerkungen zu Sch.s J. v. O., Progr., Plauen 1872; F. Zurbonsen, Die Prozeßaussagen der J. v. O., Düsseldorf 1909.

S. 960. Die Braut von Messina, hg. mit Einl. von K. Goedeke, Stuttg. 1867; Schulausg., von M. Krafft, Kassel 1881, H. Heskamp, 6. A., Paderborn 1903, K. Tumlirz (Leipz.), Pölzl (Wien), Kleffner (Münster), Trötscher (Wien), B. Veit (Dresden) u. a. — B. Gerlinger, Die griechischen Elemente in Sch.s Br. v. M., 4. A., Neuburg 1893; E. Maaß, Die Braut u. ihr griechisches Vorbild, DR. Januar 1908; H. F. Müller, Sophokles' König Ödipus u. Sch. Br., Beitrg. zum Verständnis der trag. Kunst, 2. A., Wolfenbüttel 1909; M. Gerhard, Sch. u. die griech. Tragödie, FM., Bd. 54; A. Buttmann, Die Schicksalsidee in Sch.s Br. v. M., Berlin 1832; J. Kohn, Sch.s Br. v. M. u. ihr Verhältnis zu Sophokles' Ödipus, Gotha 1901; Arnoldt, über Sch.s Auffassung u. Verwertung des antiken Chors in der Br. v. M., 2. A., Stettin 1895; R. Petsch, Freiheit u. Notwendigkeit in Sch.s Dramen, München 1905; E. Bergmann, Ist die Br. v. M. eine Schicksalstragödie? Progr., Braunschweig 1906; K. Burdach, Sch.s Chordrama u. die Geburt des tragischen Stils aus der Musik, Vorspiel 2, Halle 1926; R. Fischer, Der Chor im deutschen Drama von Klopstocks Hermannsschlacht bis zu Goethes Faust II., Diss., München 1917.

S. 965. Wilhelm Tell, hg. von Vollmer, Stuttg. 1879; erläutert von H. Düntzer, 5. A., 1892, E. Kuenen 8. A., Leipz. 1908, A. Funke, 10. A., Paderborn 1901, J. Naumann, 3. A., Leipz. 1899, Prosch (Wien), Pölzl (ebda.), J. Heumes (Münster), A. Sattler (Graz) u. a. — J. Meyer, Tell auf seine Quellen zurückgeführt, Nürnberg 1840; E. v. Sallwürk, Quellensammlung zu Sch.s Tell, Karlsruhe 1904; A. Leitzmann, Die Quellen zu W. T., Bonn 1912; E. Müller, Die Einheit der Handlung in Sch.s W. Tell, Preuß. Jb. 1911, Bd. 143; G. Kettner, Tell, eine Auslegung, Berlin 1909; derf. Das Verhältnis des Sch.schen T. zu den älteren Telldramen, Sonderdruck aus dem Marbacher Schillerbuch, Bd. 3; Das alte Urner und Jakob Rufs neues Tellenspiel, in Schweizerische Schausp. des 16. Jhs., hg. v. J. Bächtold, 3, 1—136, Zürich 1893; E. L. Rochholz, Tell u. Geßler in Sage u. Gesch., Heilbronn 1877; A. Gisler, Die Tellfrage, Bern 1895; H. Schneeberger, Die Wechselbeziehungen zwischen Sch.s Tell u. Shakespeares Julius Cäsar, Münnerstadt 1882; W. Fischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstädte, Leipz. 1867; J. Nover, Tell in Poesie u. Wirklichkeit, Hamburg 1887; F. Heinemann, Tell-Biographie, Bonn 1907; neueste histor. Kritik der Tellsage, von K. Meyer, Zs. für schweizerische Gesch. 4; W. Widmann, W. T.s dramatische Laufbahn u. Sendung, Berlin 1925; E. Merz, T. im Drama vor u. nach Sch., Bern 1925; F. Heinemann, Tell-Ikonographie, Tell u. sein Apfelschuß im Lichte der bildenden Kunst vom 15. bis zum 20. Jh., Luzern 1902.

S. 969. Schillers dramatischer Nachlaß, hg. von G. Kettner, 2 Bde., Weimar 1895; kleine Ausg., Stuttg. 1899 in CBdB. Bd. 16; von demselben Dramatische Entwürfe u. Fragmente aus dem Nachlaß zusammengestellt, Stuttg. 1869; vgl. auch R. Boxberger bei K. Bd. 125, G. Witkowski, Aus Sch.s Werkstatt, Leipz. 1910. — G. Kettner, Sch.s **Warbeck,** Pforta 1893; A. Stahl, Sch.s **Malteser,** Progr., Malchin 1912; ausgedichtet von Bulthaupt, Frankf. 1884 u. a.; A. Beyer, Sch.s Malteser, Tübingen 1912; L. Stettenheim, Sch.s Fragment der **Polizei,** mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses, Berlin 1893; Kettner, **Prinzessin von Zelle,** BLG. 5, 541; E. Schmidt, Die **Elfriede**-Dramen, in Charakteristiken 1, 403 ff., Berlin 1898; M. Jacobs **Gräfin von Flandern** im Euphor. 14; Dessoir, **Das Schiff,** BLG. 2, 562; D. M. Schumann, Studien zu Sch.s Malteserfragmenten, Journal 27. Dramatischer Nachlaß, hg. v. L. Laistner, Stuttg. 1894; R. Boxberger, Sch.s dramat. Entwürfe, Herrigs Archiv 41, 421; E. Alschker, über Sch.s dramat. Fragmente, Klagenfurt 1872; R. F. Arnold, Sch.s dramat. Nachlaß, Prag 1901, in Gemeinnützige Vorträge Nr. 270. — **Demetrius,** hg. von G. Kettner, Weimar 1895. — A. Mielke, Sch.s D., Bonn 1907; W. Flex, Die Entwicklung des tragischen Problems in den deutschen Demetriusdramen von Sch. bis auf die Gegenwart, Eisenach 1912; R. Gottschall, Die D.-Dramen, Studien zur neueren deutschen Lit., Berlin 1922; E. Castle, Zur Entstehungsgesch. von Sch.s D., Chronik 1916; A. Hordorff, Die Entstehungsgesch. des D., Leipz. 1909; A. Stein, über die Ausdichtungen des Bruchstücks, Progr., Mühl-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hausen 1891 u. 1894; J. Bächtold, über Sch.s D., Zürich 1888; R. Boxberger, über Sch.s D., ZvglL. 5, 52; A. Popek, Der falsche D. in der Dichtung, Leipz. 1893; Th. H. Pantenius, Der falsche D., Bielefeld 1904;

S. 970. A. Ludwig, Sch. u. die deutsche Nachwelt, Berlin 1909; A. v. Gleichen-Rußwurm, Sch.s Weltanschauung und unsere Zeit, Berlin 1907. Binder, Sch. im Verhältnis zum Christentum, Stuttg. 1839.

S. 972. Salis-Seewis, Ausw. v. Frey, bei K. Bd. 41; Gedichte in UB. — A. Frey, J. G. von S.-S., Frauenfeld 1889; G. W. Roeder, J. G. von S.-S., St. Gallen 1868; A. Frey, S.-S. in ADB. 30. Bd.; E. Jenal, J. G. v. S.-S. u. die eidgenössische Wiedergeburt, Chur 1924. — **Matthisson,** Schriften, 8 Bde., Zürich 1825 ff.; Ausw. der Gedichte von Kelchner, Leipz. 1874, auch in UB.; Gedichte, kritisch hg. von G. Wölfing, Tübingen 1912—1913 (LV. 257 u. 261); — L. Boschulte, Zur Charakteristik der Poesie M.s, Diss., Jena 1899; derf., M., seine Anhänger u. Nachahmer, Progr., Elberfeld 1900; W. Krebs, F. v. M., Berlin 1912; A. Heers, Das Leben M.s, Leipz. 1913; D. Jacoby, Goethes u. Schillers Verhältnis zu M., GJb. 28. —

S. 973. G. Ph. **Schmidt von Lübeck,** Lieder, 3. A., hg. von ihm selbst 1847. — **O. G. Lappe,** Sämtl. Werke, 5 Bde., 1836 ff. — Haekermann, Ou. G. L. in ADB. 17. Bd.; O. Stelkner, O. G. L., Diss., Greifswald 1926. — J. Chr. H. Weißenborn, K. F. **Lossius** in ADB. 19. Bd. — U. Knütter, B. A. Dunker, Künstler u. Kunstkritiker, Diss., Greifswald 1923; Bertheau, **W. Wischel,** in ADB. 43. Bd. — M. Mendheim, Freih. von **Sonnenberg,** in ADB. 34. Bd.; H. J. Brühl, Studien über F. v. S. u. Auswahl seiner Werke, 1907; Spiridion Wukadinovic, F. v. S., mit ungedruckten Briefen, 1927. — E. Haußmann, Ch. L. **Neuffer,** im Schwäbischen Merkur November 1924. — Pyl, **L. Kosegarten,** ADB., 16. Bd., Ausg. der „Lyr. Dichtungen" nebst Biogr. von seinem Sohne J. G. L. Kosegarten, Greifswald 1824 ff.; Auswahl bei K., Bd. 135, 3; Biogr. von H. Frank, Halle 1887.

S. 974. A. Mahlmanns Gedichte, Leipz. 1874; auch in UB. F. Schnorr v. Carolsfeld, A. Mahlmann in ADB., 20. Bd. — R. Kern, Beiträge zu einer Charakteristik des Dichters **Tiedge,** Berlin 1896; Urania, hg. in UB.; Tiedges Leben u. Nachlaß, 2 Bde., hg. von K. Falkenstein, Leipz. 1841; Eberhard, Blicke in T.s u. Elisas Leben, ebda. 1844; Elisa v. d. Reckes Aufzeichnungen u. Briefe, hg. von P. Rachel, Leipz. 1902. — G. Cleß, Der schwäbische Dichter **K. P. Conz,** Diss., Tübingen 1913; E. Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus, Stuttg. 1896; H. Fischer, Die schwäbische Lit. im 18. u. 19. Jh., Tübingen 1911.

S. 975. Kotzebue: Theater, Wien 1840—1841, 40 Bde., vollständigste Ausg.; Ausgew. prof. Schriften, 41 Bde., ebda. 1842 f.; Ausgew. Lustspiele, von G. Böttticher, 3. A., Leipz. 1907; Menschenhaß u. Reue, Indianer in England, Kleinstädter, hg. von A. Hauffen bei K. Bd. 138, Ausgew. Lustsp., Leipz. 1863; Ausw. dramatischer Werke, Leipz. 1867—1868, 10 Bde.; „Doktor Bahrdt" u. „Hyperbor. Esel" in neuer A. von F. Blei in Deutsche Literatur-Pasquille, Leipz. 1907; manches in UB. u. MB. — Biogr. von Cramer, Leipz. 1820, Döring, Weimar 1830, Ch. Rabany, K., sa vie et son temps, ses oeuvres dramatiques, Nancy 1893; J. Minor, GGA. 1894; E. Jäch, Studien zu K.s Lustspieltechnik, Diss., Heidelberg 1899; K. Holl, Gesch. des Lustsp., 205 ff.; W. v. Kotzebue, A. v. K., Urteile der Zeitgenossen u. der Gegenwart, Dresden 1881; G. Stenger, Goethe u. K., Breslau 1910; W. Sellier, K. in England, Leipz. 1901; L. Wahlsen, Sheridans Einfluß auf K., Berlin 1889; H. Schlüchtern, Der Typus des Naiven im deutschen Drama des 18. Jhs., Berlin 1910.

S. 977. H. A. Lier, **Ch. H. Spieß,** in ADB. 35. Bd.; K. Müller-Frauenreuth, Die Ritter- u. Räuberromane, 1894; Ch. Quelle, Spieß als Erzähler, Diss., Leipz. 1925; Sämtliche Werke, hg. von K. Schöpfer von Rodishain, 11 Bde., 1840 ff.; Ausgew. Schriften, 20 Bde., 1841. — J. Kürschner, **A. Klingemann,** in ADB. 16. Bd.; H. Kopp, Die Bühnenleitung A. Kl.s, 1901; F. Hartmann, Sechs Bücher Braunschweigerischer Theatergesch., 1905. — **F. B. Ziegler,** Werke aufgezählt in DLL. 2, 3188. — A. Jesinger, **Cunos** Räuber auf Maria-Kulm (in UB.), in Unser Egerland 20. Jg. 1916; A. Herr, Zur Gesch. der Sage von den Räubern von M.-K. in Erzgebirgs-Zeitg., 37. Jg. 1916. — A. v. Weiten, **W. Vogel,** in ADB., 40. Bd.

S. 978. Zu Heusler vgl. K., Bd. 138, Wurzbach s. v., A. Sauer, ADB. 27. Bd., Nagl-Zeidler 2, 481 f. u. 498 f. — A. Sauer, **E. Schikaneder,** in ADB. 31. Bd.; E. v. Komorzynski, E. Sch., 1901. — A. Schlossar, J. R. v. **Kalchberg,** in ADB. 15. Bd.; O. Schissel, Zu einer kritischen K.-Ausgabe 1908. — G. Gugitz, **J. Perinet,** JbGr. 14; Fr. Brümmer, J. P. in ADB. 25. Bd.

S. 979. J. Wihan, **M. v. Collin,** Euphor. 5. Erg.-H. 1901; J. v. Hammer, Biogr. des M. v. C., in dessen nachgelassenen Schriften, 1827. — Dramat. Dichtungen 4 Bde., 1815—1817; Gedichte, hg. v. J. Hammer, 2 Bde. 1827. R. Payer von Thurn, **P. Weidmann,** der Wiener Faustdichter des 18. Jhs. JbGr., 13. Bd. 1903; L. Fränkel, P. W., in ADB. 44. Bd. — Fr. Brandes, **A. v. Steigentesch,** in ADB. 35. Bd.; W. Eilers, A. v. St., 1905. — J. G. Gruber, **A. Lafontaines** Leben u. Wirken, Halle 1833; F. Muncker, in ADB. 17. Bd.; F. Rummelt, A. L. von den Anfängen bis zur Höhe seines Schaffens 1785 bis 1800, Diss., Halle 1914. — **J. J. Engels** Lorenz Stark, hg. von Bobertag bei K. Bd. 136, auch in UB. — K. Schröder, J. J. E., Schwerin 1897 u. R. Riemann im Euphor. 7.

S. 980. L. Geiger, **Th. Huber,** Leben u. Briefe, Stuttg. 1901. — **Gustav Schillings** Sämtliche Schriften, 80 Bde., 1828—1839, Werke aufgezählt in DLL. 2; 2228. — **K. Pichler,** Sämtliche Werke, 2. A., Wien 1820—1845; Ausgew. Erzählungen, 4 Bde., Berlin 1844; Ausw. bei K. Bd. 137; Briefe an Th. Huber, JbGr. 3, 269 ff., an Körner, Leipz. 1891. — A. Schlossar, K. P. in ADB. 26. Bd. — J. Leyser, **J. H. Campe,** 2 Bde., 2. A., Braunschweig 1896; K. Arnold, Campe als Jugendschriftsteller, Diss., Leipz. 1905; L. Göhring, Die Anfänge der deutschen Jugendlit. im 18. Jh., Nürnberg 1903. — Ausgewählte Schriften **H. Zschokkes,** 40 Bde., 1825—1829, wiederholt aufgelegt; Ährenlese, 4 Bde., 1844 ff.; Sämtliche Novellen, hg. von A. Vögtlin, 12. Bde., Leipz. 1904; Ausgew. Werke, 4 Bde., Stuttg. 1894, von H. Bodmer in 12 Teilen, Berlin 1910. — Biogr. von Münch, Haag 1831, J. J. Bäbler, H. Z. in ADB. 45. Bd., E. Zschokke, 3. A., Berlin 1875; M. Schneiderreith, Zschokke, seine Weltanschauung u. Lebensweisheit, ebda. 1904; M. Schulz, H. Z. als Dramatiker, Diss., Breslau 1914; K. Günther, H. Z.s Erstlingsbuch, LE. 18. Jg.; derf., H. Z.s Jugend- u. Bildungsjahre, Diss., Zürich 1918; M. Prieger, H. Z.s Erzählungskunst, Diss., München 1924; E. Reinhard, K. L. v. Haller u. H. Z. (Gelbe Hefte), 1928. — Amsfeld, Erinerungen aus **Salzmanns** Leben, 1813; derf., Chr. G. Salzmann, 1845; Binder, Ch. G. Salzmann, in ADB. 30. Bd.; W. Vorbrodt, Ch. G. S., 1909.

S. 981. M. Mendheim, **Ch. August Vulpius,** in ADB. 40. Bd.; E. Merker, Ch. A. V. (Goethe-Handbuch 3. Bd., 1918); J. V. Appel, Die Räuber- u. Schauerromantik, 1854; Wolfg. Vulpius, Bibliogr. der selbständig erschienenen Werke von Ch. A. V., im Jb. der Sammlung Kippenberg 6. Bd., 1927; A. Bergmann, Der historische Rinaldini, Die Lit., 31. Jg., 1829. — M. Mendheim, **Leonh. Wächter,** in ADB. 40. Bd.; W. Pantenius, Das MA. in L. W.s Romanen, Leipz. 1904.

S. 982. W. Hauff, Kontroverspredigt über H. **Clauren** u. den Mann im Monde, 1827; G. Koch, Claurens Einfluß auf Hauff, Euphor. 4. — F. Kummer, **F. A. Schulze,** in ADB. 32. Bd. — G. Ellinger, **J. v. Voß,** in ADB. 40. Bd.; J. Hahn, J. v. V. (Pal. 94. Bd. 1910). — **Jean Paul,** Sämtliche Werke mit Nachlaß, Berlin 1826 bis 1836, 65 Bde.; am vollständigsten hg. von R. Gottschall, Berlin (Hempel), 60 Teile; Auswahlen von R. Wustmann, MKl., 4 Bde. 1908; von P. Nerrlich, bei K., Bd. 130

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bis 134, R. Steiner, Stuttg. 1898 (GLDV. 8 Bde.). E. Berend u. K. Freye, Berlin 1908—10, 8 Bde. (Bong), E. Berend, Berlin 1923, 3 Bde., M. Schneider, Stuttg. 1924, 2 Bde., R. Benz, München 1923, 3 Bde., J. Müller, München 1925, vieles in UB., histor.-krit. Ausg., hg. v. E. Berend, Weimar 1927 ff.; die Ausgabe der Briefe J. P.s besorgte E. Berend, München 1921, bisher 4 Bde. Briefwechsel mit seiner Frau u. Ch. Otto, hg. v. P. Nerrlich, Berlin 1902; mit Jacobi, 4 Bde, ebda. 1928; mit Charl. v. Kalb, ebda. 1828, E. Berend, J.-P.-Bibliogr., Berlin 1925; R. Frank, Neue J.-P.-Lit. bringt Die Lit. 28, 271 f., Biogr. v. J. Firmery, Paris 1886; P. Nerrlich, Berlin 1889, ergänzt durch dessen „J. P. und seine Zeitgenossen", Berlin 1876, von J. Müller, Leipz. 1913, W. Harrich, Leipz. 1925 (mit Inhaltsangaben, ein prächtiges Buch), J. Alt, München 1925 (sorgfältige u. selbständige Behandlg. von J. P.s Tiefe u. Reichtum), W. Meier, Zürich 1926, E. Hartung, Langenwiesche 1925 (Selbstzeugnisse); Selbstbiogr., fortgesetzt von Otto v. Förster, Breslau 1826 bis 1833; R. O. Spazier, J. P. Richter, biogr. Kommentar zu seinen Werken, 5 Bde., Leipz. 1833. — J. Müller, J. P. u. seine Bedeutung für die Gegenwart, 2. A., Leipz. 1921; derf., J.-P.-Studien, ebda. 1899; derf., J. P.s literarischer Nachlaß, Euphor. 6—8; derf., Biogr. u. Spruchauswahl, Leipz. 1913; F. J. Schneider, J. P.s Altersdichtung, Fibel u. Komet, Berlin 1901; derf., J. P.s Jugend u. erstes Auftreten in der Lit., Berlin 1905; R. Rohde, J. P.s Titan, Berlin 1920, K. Freye, J. P.s Flegeljahre (Pal. 61), Berlin 1907; E. Berend, J. P.s Persönlichkeit im Urteil der Zeitgenossen, Sammlung zeitgenöss. Berichte, München 1913; derf., J. P.s Ästhetik, Berlin 1909; W. Münch, J. P., der Verfasser der Levana, Berlin 1907; H. Piath, über Rosseaus Einfluß auf die Levana, Heidelberg 1903; K. Fischer, J. P. als pädagogischer Klassiker, in Geßlers Klassiker der Pädagogik, Bd. 9 u. 10, 2. A., Langensalza 1905; R. v. Schaukal, J. P., der Künstler-Mensch, Hochld. 23a, 53; W. Meier, Jean Paul, das Werden seiner geistigen Gestalt, Zürich 1926; W. Schmitz, Die Empfindsamkeit J. P.s, Heidelberg 1931; V. Kolatschewsky, Die Lebensanschauung J. P.s u. ihr dichterischer Ausdruck, Bern 1922; H. Volkelt, Die Kunst des Individualisierens bei J. P., Halle 1902; W. Glock, J. P. als Freigeist, Heidelberg 1927; R. Henz, Die Landschaftsdarstellung bei J. P., Wien 1924; W. Kommerell, J. P.s Verhältnis zu Rousseau, Marburg 1925; J.-P.-Jb., hg. von E. Berend, Berlin 1925 ff.

S. 992. K. Rugenstein, Chr. E. Graf von **Bentzel-Sternau**, Diss., Rostock 1922.

Neunte Periode.

Deutschland in seiner Erniedrigung. Die Freiheitskämpfe und Anläufe zur Neugestaltung.

Entwicklung und Ausgang der Romantik.

1. Wesen und Bedeutung der Romantik.

S. 993. Gesamtdarstellungen. J. Eichendorff, über die ethische u. religiöse Bedeutung der neueren romantischen Schule in Deutschland, Leipz. 1847; derf., Gesch. der poet. Lit. Deutschlands, Paderborn 1857; neue A. Kempten u. München 1906; das grundlegende Werk über die ältere (Jenaer) Romantik gab R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870, seit der 3. A. hg. von O. Walzel, mit reichen Literaturangaben und in der 5. A. (1928) auf der Höhe der Wissenschaft stehend; diesem Werke kommt an Wert nahe W. Diltheys biogr. Fragment Leben Schleiermachers 1 Bd., Berlin 1870, 2. A. besorgt durch H. Mulert, dazu vgl. die abgeschlossene Skizze in ADB. 31; über Ursprung und Herkunft der Romantik bringt ganz Neues J. Nadler, Litg. 3. Bd.; vgl. dazu J. Overmanns StdZ., Bd. 97 (1919), den Zusammenhang der Romantik mit der Geniezeit erörtert W. Scherer V. und A., S. 337 ff.; A. Stockmann, Die deutsche Romantik, ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter, Freiburg i. B. 1921, geistvoll u. mit nahezu erschöpfenden Literaturangaben; derf., Die jüngere Romantik, ebda. 1923 (weist die gleichen Vorzüge auf, beste Biogr. Brentanos bietend); Lamprecht, Deutsche Gesch. 10. Bd., Berlin 1907; F. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment, ein Beitrag zur Vorgeschichte der deutschen Romantik, Jena 1909; R. Unger, Hamann u. die Aufklärung, Studien zur Vorgesch. des romantischen Geistes im 18. Jh., 2 Bde., Jena 1911; derf., Hamann u. die Romantik, Festschrift für A. Sauer, 1925; J. Schmidt, Gesch. der R. im Zeitalter der Reformation u. Revolution, Studien zur Philosophie der Gesch., Leipz. 1848; H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Schiller u. Goethe, Braunschweig 1850; St. Born, Die romant. Schule in Deutschld. u. Frankreich, Heidelberg 1879; G. Brandes, Die Hauptströmungen der Lit. des 19. Jhs., 2. Bd., Die romant. Schule in Deutschland, 2. A., Leipz. 1900; R. Huch, Blütezeit der R., 3. A., Leipz. 1905; Diss., Ausbreitung u. Verfall der R., ebda. 1902; spätere Auflagen vereinigen die beiden Teile unter dem Titel: Die Romantik. (Mit Geist geschrieben, bringt das Werk manche treffende Bemerkg., aber kein einwandfreies Bild von der älteren u. noch weniger von der jüngeren R., da die Verfasserin für die ernsten katholisierenden Bestrebungen der Romantiker nur harte, unfreundliche u. verständnislose Worte hat); O. F. Walzel, deutsche R., 1. Bd.: Welt- u. Kunstanschauung., 2. Bd.: Die Dichtung, 5. A., Leipz. u. Berlin 1923—1926 (gedrängte, aber vortreffliche Darstellung); Ch. Flaskamp, Die deutsche R., ein Vortrag a. d. Jahre 1912, Warendorf 1916, u. die deutsche R., ein Nachwort, ebda. 1917; F. Strich, Deutsche Klassik u. Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit, 3. A., München 1928 (ein tiefschürfendes und feinsinniges Buch, überspannt aber den Gegensatz); P. Kluckhohn, Die deutsche R., Bielefeld u. Leipz. 1925 (deckt die tiefen Zusammenhänge des romant. Geisteslebens in seinen divergierenden Darstellungen auf, verbindend und vertiefend; eine Betrachtung der R. vom kulturhistor. Standpunkte aus); A. Farinelli, Il Romanticismo nel Mondo Latino, Torino 1927, 3 Bde., mit ausführlicher Bibliogr.; derf. Il Romanticismo in Germania, 2. A., Bari 1923; K. Breul, The romantic movement in Germain Literature, London 1927. Die verschiedenen neuen Ansichten stellt zusammen u. beurteilt J. Petersen, Die Wesensbestimmung der deutschen R., Leipz. 1926, mit bibliogr. Anhang (eine wertvolle Schrift; eine Entscheidung des Verfassers aber fehlt); wie Farinelli stellt auch F. Strich in der Festschrift für H. Wölflin, München 1924, S. 47 ff. „Die R. als europäische Bewegung" hin; S. Elkuß, Zur Beurteilung der R. u. zur Kritik ihrer Erforschung, München 1918 (Histor. Biblioth. 39); G. Mehlis, Die deutsche R., 1922; G. Stefansky, Das Wesen der deutschen R., 1923; derf., Das hellenisch-deutsche Weltbild, 1925; M. Deutschbein, Das Wesen des Romantischen, 1921; E. A. Boucke, Aufklärung, Klassik u. R., Sonderdr. aus der 7. A. von Hettner, Gesch. der deutsch. Lit. des 18. Jhs. 1925; H. A. Korff, Humanismus u. Romantik, 1924; derf., Das Wesen der R., ZfDkde, 43, 9; A. Bäumler, Einleitg. zu J. J. Bachofen, Der Mythus vom Orient u. Okzident, München 1926 (führt den schärfsten Schnitt zwischen älterer u. jüngerer R.; zu den Arbeiten von Cysarz, Strich, Stefansky, Nadler nimmt Stellung A. Stockmann, in Die deutsche R. in geistesgeschichtlicher Beleuchtung, StdZ. 54, 5.—6. H. 1922; Ph. Funck, Von der Aufklärung bis zur R., Studien zur Vorgesch. der Münchner R., München 1925; J. Nadler, Die Berliner R. 1800—1814, ein Beitrag zur gemeinvölklichen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration, Berlin 1921; A. Walzel, Deutsche R. in neuem Licht, ZfBf. N. F. 14, 8 ff.; Strodtmann, Hauptströmungen in der Lit. des 19. Jhs., Berlin 1924; A. Lux, Ein Jahrtausend deutscher R., Innsbruck 1925; F. Schultz, Romantik, in NL., 3, 107 ff., mit Lit. — O. Walzel berichtet über die Lit. der R. in den Jahresber. für neuere dtsch. Litg. (1890—1914), P. Neuberger in den Jahresberichten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Lit., hg. von F. Behrend, Berlin 1924 ff.; die 1916—1920 erschienenen Zeitschriftenaufsätze u. Bücher zur deutschen Litg. stellten A. Rosenbaum (Euphorion, 12. Erg.-Heft, Wien 1922) u. P. Merker, Neuere deutsche Litg. 1914—1920, Gotha 1922, zusammen; über wichtigere Neuerscheinungen auf dem Gebiete der deutschen R. berichtet ferner regelmäßig W. Kosch im Eichendorff-Kalender 1911 ff. u. in der Zeitschrift „Der Wächter", Berlin.

Sonderschriften. M. Joachimi, Die Weltanschauung der deutschen R., Jena 1905; A. Tumarkin, Die romantische Weltanschauung, 1920 (trotz redlichem Streben kommt infolge religiöser Voreingenommenheit bei beiden kein umfassendes Bild der R. zustande); E. Kircher, Die Philosophie der R., Jena 1906; P. Kluckhohn, Persönlichkeit u. Gemeinschaft, 1925; H. Brinckmann, Die Idee des Lebens in der deutschen R., 1926; F. Schultz, Romantik u. romantisch als literarhistor. Terminologien u. Begriffsbildungen DV. 2 (1924); R. Ullmann u. H. Gotthard, Geschichte des Begriffes Romantisch in Deutschland, Berlin 1927; R. Ullmann, Der Begriff Romantisch, ZfDkde 42, 6; A. Martin, Romantischer „Katholizismus" und katholische „Romantik", Hochld. 23, 315 ff.; H. Cremer, Die Begriffe „Romantik" u. „Romantisch" in den Schriften W. Diltheys, Diss., Köln 1922; H. Prodnigg, Goethes Wilh. Meister u. die ästhetische Doktrin der älteren R., Progr., Graz 1891; H. Gschwind, Die ethischen Neuerungen der Frühromantik, Bern 1903; St. Waetzold, Goethe u. die R., 2. A., Berlin 1903; Goethe u. die R., Briefe mit Erläuterungen, hg. von K. Schüddekopf u. O. Walzel, Schriften der GG., Weimar 1898; Schillers Verhältnis zur R., bei O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. u. 19. Jhs., Leipz. 1911; L. Hirzel, Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern, Bern 1904; K. Sigel, Gesch. der deutschen Naturphilosophie 1913; Schmitt-Dorotic, Politische R., München 1925; K. Borries, Die R. u. die Geschichte, 1925; A. Poetzsch, Studien zur frühromantischen Politik u. Geschichtsauffassung, Leipz. 1907, R. Benz, Märchendichtung der Romantiker, M. t einer Vorgeschichte, Gotha 1908; K. G. Wendriner, Das romant. Drama. Eine Studie über den Einfluß von Goethes „Wilh. M." auf das Drama der Romantiker, Berlin 1909; E. Groß, Die ältere R. u. das Theater, Hamburg u. Leipz. 1910; P. Scheidweiler, Der Roman der deutschen R., Diss., Freiburg i. B. 1916; M. Pulver, Romantische Ironie u. romantische Komödie, St. Gallen 1912; P. Ernst, Die romantische Ironie, Zürich 1916; A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans, Marburg 1913; W. Benjamin, Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen R., Bern 1921; W. Krauß, Das Doppelgängermotiv in der R., Berlin 1931; H. Kindermann, Romantik u. Realismus, DV. 4, 4; Chr. Touaillon, Romantische Einflüsse im deutschen Frauenroman: Der deutsche Frauenroman des 18. Jhs., Wien 1919, S. 451—629; H. v. Kleinmayr, Die deutsche Romantik u. die Landschaftsmalerei, Straßburg 1912; P. Vogel, Das Bildungsideal der deutschen Romantik, Diss., Freiburg i. B. 1916; J. H. Schlegel, über den Begriff des Romantischen, Wertheim 1878; vgl. auch ZvglL. N. F. 1, 259 u. 396; 3, 491; Grimms Wörterb. 8, 1155; die gleiche Ableitung des Wortes Romantik von Roman und romanischer Sprache gibt auch A. W. Schlegel im 3. Kursus der Berliner Vorlesungen, bei Hagen a. a. O.; vgl. auch ZfdA. 26, 192 u. AfdA. 15, 233. H. H. Houben u. O. Walzel, **Zeitschriften der Romantik** (Bibliogr., Inhaltsangabe von 25), Berlin 1904; J. Bobeth, Die Zeitschriften der R., Leipz 1911; R. Pissin, Almanache der R., Berlin-Zehlendorf 1910; Fr. v. Oppeln-Bronikowski u. L. Jacobowski, Die blaue Blume, Anthologie romantischer Lyrik (von Herder bis Schönaich-Carolath), Leipz. 1900; Die deutsche R., eine Auswahl von H. Jantzen, Bielefeld 1912; Das Zeitalter der R. nebst einem Anhang, Freiheitskriege u. Reaktion im Liede der Zeit, München 1908: Deutschlands Lyrik, eine Sammlung von H. Benzmann; Ph. Witkop, Die neuere deutsche Lyrik, II.: Von Novalis bis Liliencron, Leipz. 1913.

S. 996. F. H. Schlegel, Die neuere Romantik in ihrem Entstehen u. ihre Beziehungen zur **Fichteschen Philosophie**, Rastatt 1864; W. Schmidt, Fichtes Einfluß auf die ältere R., Euphor. 20, 435—458, 647—681, 21 (1914), 251—270; Fichtes Werke, Ausw., hg. von F. Medicus, Leipz. 1912, 5 Bde.; ein Neudruck der Gesamtausg., Leipz. 1924 (8 u. 3 Bde.); F.s staatsphilosoph. Schriften, hg. von H. Schulz u. R. Strecker, Leipz. 1925; F.s Briefwechsel, hg. von H. Schulz, Leipz. 1925, 2 Bde.; F. Meyer, eine F.-Sammlung, Leipz. 1921 (Bibliogr.). — Biographien von F. Medicus, 2. A., Leipz. 1928; M. Wundt, Stuttg. 1927, K. Fischer, 3. A., Heidelberg 1913; E. Bergmann, 2. A., Leipz. 1928; A. Messer, Leipz. 1920; X. Léon, F. et son Temps, Paris 1922—1927, 2 Bde.; D. H. Kerler, Die Fichte-Schellingsche Wissenschaftslehre, Ulm 1917; E. Gelpke, F. u. die Gedankenwelt des Sturm u. Drang. — F. G. Schultheiß, Der Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls, Archiv f. Kulturgesch. 5 (1916), 55 ff.; F.s Reden an die deutsche Nation, hg. von A. Liebert, Berlin 1912, auch in UB.; H. Schwarz, Einführung in F.s R. a. d. d. N., Langensalza 1924; R. Wallner, F. als politischer Denker, Halle 1926.

S. 999. J. F. Reichhardts Briefe an Goethe, hg. von M. Hecker, JbGG. 11; J. F. R.s Vertraute Briefe, geschr. auf einer Reise nach Wien, hg. von G. Gugitz, München 1918, 2 Bde.; ADB., 27. Bd. — Goethes Briefwechsel mit **Zelter** 1796—1832, hg. von Hecker, Leipzig 1913—1915, 2 Bde.; die Biogr. Zelters, Berlin 1861, hg. von W. Rintels, trägt halb autobiogr. Charakter. — **Henriette Herz**, Ihr Leben u. ihre Zeit, hg. v. H. Landsberg, Weimar 1913; Herz' Leben u. ihre Erinnerungen, hg. v. J. Fürst, 2. A., Berlin 1858; Briefwechsel des jungen Börne mit H. Herz, Oldenburg 1905. — B. Badt, Rahel u. ihre Zeit, München 1912; A. Weigelt, Die Rahel, Berlin 1921; Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 1834, 3 Bde., hg. aus dem Nachlasse der Rahel von Varnhagen v. Ense; Briefwechsel zwischen Rahel u. David, Leipzig 1861, 2 Bde.; Aus R.s Herzensleben, hg. von L. Assing, Leipz. 1877; O. Berdrow, Rahel Varnhagen, ein Lebens- u. Zeitbild, Stuttg. 1902; L. Faist, Rahel Varnhagen zwischen Romantik u. jungem Deutschland, Elberfeld 1927. Sieh auch zu S. 1053.

S. 1001. E. Glöckner, Studien zur romantischen Psychologie der **Musik**, Diss., München 1909; W. Hilbert, Die Musikästhetik der Frühromantik, Remscheid 1911; H. Werner, Die Musikästhetik der Frühromantiker, Remscheid 1913; Istel, Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland 1909.

S. 1002. Schellings Werke, hg. von M. Schröter, Ndr. der Original-Gesamtausg. (6 + 6 Bde.), München 1927 ff., bisher 6 Bde., Ausw. von O. Weiß, Leipz. 1870, 3 Bde., die Gedichte, hg. von E. Schmidt, 1913 und O. Baensch, Jena 1917. — Monogr.: K. Fischer, Sch.s Leben, Werke u. Lehre, 4. A., Heidelberg 1923; weitere Monogr. von E. Bréhier, Paris 1912; M. Losacco, Palermo 1915; W. Metzger, Die Epochen der Sch.-schen Philosophie 1795 bis 1802, Heidelberg 1911; L. Noack, Sch. u. die Philosophie der Romantik, 2 Bde., Berlin 1858; F. Rosenzweig, Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus, Heidelberger SB. 1917; J. Jost, Sch.-Bibliogr., Bonn 1927 u. bei Haym a. a. O. S. 950; N. Hartmann, Die Philosophie des deutschen Idealismus, 1923; M. Adam, Schellings Kunstphilosophie, Die Begründung des idealistischen Prinzips in der modernen Ästhetik, Leipz. 1907. M. Kronenberg, Gesch. des deutschen Idealismus, 2 Bde., München 1912; W. Metzger, Gesellschaft, Recht u. Staat in der Ethik des deutschen Idealismus, 1917. Fälschlich wurden lange Zeit Schelling die anonymen „Nachtwachen von Bonaventura" zugeschrieben; sie stammen weder von ihm noch von Brentano (Frank), sondern wahrscheinlich von K. F. G. Wetzel, einem Freunde des Philosophen Schubert (F. Schultz); Neudr. dieses Buches besorgten H. Michel, Berlin 1904 (DLD. 133), F. Schultz, Leipz. 1909, u. P. Steiner, Weimar 1915; vgl. Euphor. 29,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

234 ff. — **Steffens,** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben, Breslau 1840—1844, 10 Bde.; Ausw. hg. von F. Gundelfinger unter dem Titel: Steffens' Lebenserinnerungen aus dem Kreise der Romantik, Jena 1908; Gesamtausgabe der Novellen, Breslau 1837—1838, 16 Bde.; Nachgelassene Schriften, hg. von Schelling, Berlin 1846; F. Karsen, St.s Romane, ein Beitrag zur Gesch. des histor. Romans, BBr., Bd. 16; R. Bruck, H. St., ein Beitrag zur Psychologie der Romantik, Diss., Erlangen 1906.

S. 1003. F. R. Merkel, Der Naturphilosoph **G. H. Schubert** und die deutsche Romantik, München 1913; Sch.s Briefe, hg. von G. R. Bonwetsch, Stuttg. 1918; W. Lechner, Sch.s Einfluß auf H. v. Kleist, J. Kerner u E. T. A. Hoffmann, Diss., Münster 1912.

S. 1004. Ederheimer, **J. Böhme** u. die Romantiker, Heidelberg 1904. — F. Strich, Die **Mythologie** in der deutschen Lit. von Klopstock bis Wagner, Halle a. S. 1910.

S. 1005. Kritische Ausg. der „Monologe" **Schleiermachers** von F. M. Schiele u. H. Mulert, Leipz. 1914, mit Erläuterungen von A. Messer, Stuttg. 1923; MB. Nr. 468; Reden über die Religion hg. von R. Otto, Göttingen 1899 u. O. Braun, Leipz. 1920, MB. Nr. 877 bis 881; Ausw. von Schriften Sch.s gaben O. Braun u. J. Bauer, Leipz. 1910—1913, 4 Bde. u. H. Mulert, Berlin 1924. — Aus Sch.s Leben in Briefen, Berlin 1858—1863, 4 Bde., von L. Jonas u. W. Dilthey; Sch.s Briefwechsel mit seiner Braut, hg. von H. Meisner, Gotha 1919. — Gundolf, Sch.s Romantik, DB. 2; P. Piper, Das religiöse Erlebnis, eine kritische Analyse der Sch.schen Reden über die Religion, Göttingen 1920; J. Wendland, Die religiöse Entwicklung Sch.s, Tübingen 1915; Th. Kappstein, Sch.s Weltbild u. Lebensauffassung, München 1921; G. Wehrung, Die Dialektik Sch.s Tübingen 1920; J. B. Vermehrens an Sch. MV. N. F. H. 6 u. 8; Briefe A. L. Hülsens, Brinckmanns (1764—1847); G. Holstein, Die Staatsphilosophie Sch.s, Bonn 1822; E. Müsebeck, Sch. in der Gesch. der Staatsidee u. des Nationalbewußtseins, Berlin 1927; H. Scholz, Sch. u. Goethe, Leipz. 1913. Sieh zu S. 993.

S. 1007. Hegel, Sämtliche Werke, hg. von G. Lasson, Leipz. 1911 ff., von H. Glockner, Stuttg. 1927 ff., Jubiläumsausgabe, 26 Bde., Stuttg. 1927. — Monogr. von R. Haym, 2. A., Leipz. 1920, K. Fischer, 2. A., Heidelberg 1909, A. Brunswig, München 1922, R. v. Delius, UB. 1928. — F. Rosenzweig, H. u. der Staat, München 1920, 2 Bde. — Georg Wilh. Friedr. Hegel (geb. 1770 in Stuttg. gest. 1831, zuerst Professor in Jena, seit 1818 in Berlin), trennte sich von Schelling bereits in der **„Phänomenologie des Geistes"** (1806), baute aber sein System doch erst in der **Wissenschaft der Logik** (1812) und in der **Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß** (1817) auf. Nur in den Anfängen in der Romantik wurzelnd, will Hegel mit seinem pantheistischen, auf Spinoza ruhenden System zeigen, wie sich die Vielheit des Besonderen aus der allumfassenden Einheit des „Absoluten" entwickelt und den innersten Zusammenhang der Welt in all ihren Erscheinungen, einschließlich Kunst, Religion und Staatsleben, als Offenbarungen des „absoluten Geistes" darstellen. Die Universalität seines Systems, der ungeheure Wissensstoff, den er hineingearbeitet, und zwar so, daß er jeglichem seinen Platz in einem zusammenhängenden Ganzen angewiesen hat, die Prätention, eine wahrhaft spekulative Methode zu lehren, die jeder handhaben könne, um sich in den Besitz des absoluten Wissens zu setzen, all dies erklärt die ungeheure Wirkung, die seine Lehre ausübte, bis Meinungsverschiedenheiten unter seinen Schülern eintraten und den Zersetzungsprozeß einleiteten, der unter Mitwirkung der allgemeinen Zeitverhältnisse zur Auflösung der Schule Hegels führte.

S. 1007: F. Meinecke, **Weltbürgertum** u. Nationalstaat, München u. Berlin 1908. — J. Körner, Die **Nibelungenforschungen** der deutschen Romantik, Leipz. 1911. — F. Pfaff, Romantik u. **german. Philologie,** Heidelberg 1886. — Ausw. aus den Schriften **Jakob Grimms** gaben Th. Matthias, Der deutsche Gedanke bei J. Grimm, Leipz. 1915 und A. Eggers, Berlin 1917, auch in UB. **Die Kinder- u. Hausmärchen,** hg. von H. Bolgast (Leipz. 1906, Hesse), F. v. d. Leyen (Jena 1912, 2 Bde.), P. Neuburger (Berlin 1914), in der Urfassung von J. Lefftz (Heidelberg 1927), Panzer (München 1913), auch in UB.; J. Bolte u. G. Polivka, Anmerkungen zu den K. u. H. M. der Brüder G., Leipz. 1913 ff., bisher 3 Bde.; H. Hamann, Die literarischen Vorlagen der K. u. H. M. u. ihre Bearbeitung durch die Brüder G., Berlin 1906; W. A. Berendsohn, Grundformen volkstümlicher Erzählungskunst in den K. u. H. M. der Brüder G., Hamburg 1921; J. Bolte, Die Entstehung der K. u. H. M., SBB. 1923. **Die deutschen Sagen,** hg. von H. Schneider, Berlin 1914 (Bong) u. A. Stoll, Leipz. 1911 (Hesse), S. Aschner, Die d. S. der Br. G., Diss., Berlin 1910. — E. Tonnelat, Les frères G. Leur oeuvre de jeunesse, Paris 1912; W. Scherer, J. Grimm, 2. A., Berlin 1885, vermehrter Ndr. durch Schulenburg, Berlin 1921; R. Hübner, Jak. Grimm u. das deutsche Recht, Göttingen 1895; J. Grimm Kleinere Schriften, hg. von K. Müllenhoff u. E. Jggel, Berlin 1864—1884, Gütersloh 1890, 8 Bde.; W. Grimm, Kleinere Schriften, hg. von G. Hinrichs, Berlin 1881 bis 1887, 4 Bde.; R. Steig, Goethe u. die Brüder G., Berlin 1892; derſ., E. Brentano u. die Br. Grimm, Stuttg. 1894; Briefwechsel zwischen J. u. W. G., hg. von H. Grimm u. G. Hinrichs, Weimar 1891; Briefwechsel der Br. G. mit K. Lachmann, hg. von Leitzmann, Jena 1925 bis 1827, 2 Bde.; K. G. Andresen, Über die Sprache J. Grimms, Leipz. 1869.

Zu S. 1008. W. Fränzel, Gesch. des Übersetzens im 18. Jh., Leipz. 1914; E. Beil, Zur Entwicklung des Begriffs der **Weltliteratur,** Leipz. 1915; E. Merian-Genast, Voltaire u. die Entwicklung der W., Roman. Forschungen 40. — G. Richert, Die Anfänge der **romanischen Philologie** u. die deutsche Romantik, Halle a. S. 1914; D. Behrens, F. Diez, Gießen 1904. — W. A. Schönbrunn, Die Romantiker als **Literarhistoriker** u. ihre Vorläufer, Diss., Greifswald 1911; R. von Raumer, Gesch. der german, Philologie, München 1870; H. Paul, Gesch. der germ. Philolog. in PGr., 2. A., 1; K. Burdian, Gesch. der klassisch. Ph. in Deutschld., München 1869; Th. Benfey, Gesch. der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschld., München 1869. — M. Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an den führenden Werken betrachtet, München 1919; G. v. Below, Die deutsche **Geschichtsschreibung** von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, 2. A., München 1924; H. F. Helmolt, **Ranke**-Bibliogr., Leipz. 1910 u. Rankes Leben u. Wirken, Leipz. 1920; M. Häuser, R.s Ideenlehre, Diss., Marburg 1921; Histor.-kritische Gesamtausg. von R.s Werk, besorgt von P. Joachimsen, München 1926 ff.; E. Rothacker, Savigny, Grimm, Ranke, HZ. 128, L. Ennecceius, K. F. v. Savigny u. die Richtung der neueren Rechtswissenschaft, Marburg 1879; J. Stern, Thibaut u. Savigny, Berlin 1914. — O. Peschel, Gesch. der Erdkunde bis auf A. von Humboldt u. K. **Ritter,** 2. A., München 1877; S. Günther, Gesch. der Erdkunde, Leipz. 1904. — K. Bruhns, **A. v. Humboldt,** Leipz. 1872, 3 Bde.; G. Heller, Die Weltanschauung A. v. H.s in ihren Beziehungen zu den Ideen des Klassizismus, Leipz. 1910; H.s Ansichten der Natur, in UB.; K. H. Dietzel, eine Ausw. von „Natur- u. Kulturerscheinungen A. v. H.s", Leipz. 1924. —

S. 1009. L. Krieger, Die romantische **Malerei,** Berlin 1926; K. Brodnitz, Nazarener u. Romantiker, Berlin 1914. G. Müller, Gesch. des deutschen Liedes, München 1922, H. Kretzschmar, Gesch. des neuen deutschen **Liedes,** Leipz. 1911 f.

S. 1010. H. von der Pfordten, **Schubert** u. das deutsche Lied, 2. A., Leipz. 1920; O. E. Deutsch, Die Dokumente von Sch.s Leben u. Schaffen, München 1914, 4 Bde. K. M. **Webers** sämtliche Schriften, krit. Ausg. v. G. Kaiser, Berlin 1908; Lebensbild von seinem Sohne Max, Leipz. 1866, 3 Bde.; F. Hasselberg, Der Freischütz. Fr. Kinds Operndichtung u. ihre Quellen, Berlin 1922; H. Pfitzner, W.s „Freischütz" in „Vom musikalischen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Drama", München 1915; Bulthaupt, Dramaturgie der Oper, 1, 301—403, 2. A., Leipz. 1902; M. Ehrenhaus, Die Operndichtung der deutschen Romantik, Breslau 1911; J. G. Daninger, Sage u. Märchen im Musikdrama, Prag 1916; O. Hellinghaus, K. M. v. W., Freiburg i. B 1924, Briefe u. Zeugnisse; H. v. d. Pfordten, Weber und Schumann als Schriftsteller, Musikalische Essays, München 1897; B. Joß, W. als Schriftsteller, Prag 1894. — E. Firmenich-Richartz, Die Brüder **Boisserée**, Jena 1916.

2. Die Dichter der Romantik.

a) Die Frühromantiker.

S. 1012. A. W. Schlegels sämtliche Werke, hg. von E. Böcking, 12 Bde., Leipz. 1846—1847; dazu 3 Bde. Oeuvres écrits en français, Leipz. 1846 u. 1 Bd. Opuscula latina, Leipz. 1848; eine kleine Ausw. hg. von A. Sauer, Berlin 1923; eine sehr knappe Ausw. aus A. W.s und Friedrichs Schriften mit einer literar-histor. Einl. von O. F. Walzel bei K. Bd. 143; A. W. Sch., Blumensträuße italienischer, spanischer u. portugiesischer Poesie, neu hg. von K. G. Windriner, Berlin 1913; Briefe von u. an A. W. Sch., hg. von J. Körner, Wien 1929, 2 Bde.; Briefwechsel zwischen W. v. Humboldt u. A. W. Sch., hg. von A. Leitzmann, Halle a. S. 1908 (mit einer Einl. von Delbrück); Briefwechsel A. W. Sch.s mit Ch. Lassen, Bonn 1915; Goethes Briefwechsel mit den Brüdern u. Karoline Schlegel u. anderen Romantikern, GG. Bd. 13 u. 14. — **Biogr.** F. Muncker in ADB. 31. Bd.; J. Minor, A. W. Sch. in den Jahren 1805—1845, in ZÖG., Wien 1887; biogr. Charakteristik von David Fr. Strauß, Ges. Schriften 2, 119—158, Bonn 1876. — S. Kadner, Bürgers Einfluß auf A. W. Sch., Diss., Kiel 1919; Strodtmann, Briefe von u. an Bürger; G. Schmidt, Herder u. A. W. Sch., Diss., Berlin 1917; O. Brandt, A. W. Sch., der Romantiker u. die Politik, Stuttg. 1920; B. Hesse, Heine u. Sch., ein Kulturbild in der ersten Zeit der Bonner Universität. Allg. Zeitg. 1880, Beilg. 173 bis 175; J. Körner, Romantiker u. Klassiker, die Brüder Sch. in ihren Beziehungen zu Schiller u. Goethe, Berlin 1924. Der Verf. sucht das viel umstrittene Problem, das Wechselverhältnis zwischen deutscher Klassik u. Romantik dadurch zu lösen, daß er auf Grund eines lückenlosen Materials von bewundernswerter Fülle die geistigen u. persönlichen Beziehungen der Brüder Schlegel zu Schiller u. Goethe betrachtet u. klarstellt. Gewissenhaft gearbeitet, löst das Buch nicht bloß das im Titel genannte Thema, sondern es ist auch ein wichtiges Quellenwerk für die Litg. der klassisch-romantischen Zeit überhaupt.

S. 1013. Karoline Sch., Briefe aus der Frühromantik, hg. von G. Waitz, Leipz. 1871, 2 Bde.; vermehrt hg. von E. Schmidt, Leipz. 1913, 2 Bde.; J. Janssen, Zeit- u. Lebensbilder, Freiburg i. B. 1889; B. Allason, K. Sch., Bari 1919; G. Mielke, K. Sch. nach ihren Briefen, Diss., Greifswald 1925; R. Haym, Ein Frauenleben aus unserer Literaturblüte, JbPr. 28. — M. Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeare-Probleme im 18. Jh. u. im Zeitalter der Romantik, Leipz. 1907; H. Schrader, Eschenburgs Shakespeare, Diss., Marburg 1911; M. Bernays, Zur Entstehungsgesch. des Schlegelschen Shakespeare, Leipz. 1872; R. Genée, A. W. Sch. u. Shakespeare, Berlin 1903; H. Conrad, Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespeareübersetzung 1797—1801. Nach Conrad waren Karolinens Vorschläge nicht immer zum Besten.

S. 1014. H. Welti, Gesch. des **Sonetts** in der deutschen Dichtung, Leipz. 1884; Th. Fröberg, Beiträge zur Gesch. u. Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jh., St. Petersburg 1904; E. Hägli, Die romant. Strophen in der Dichtung der Romantiker, Zürich 1900; O. Floeck, Die Kanzone in der deutschen Dichtung, Berlin 1910; R. Habermann, Sonett, in NL. 3, 245 ff., mit Lit. E. Wulf, A. W. Schlegel als **Lyriker,** Diss., Basel 1913; das **Athenäum** in Ausw. hg. von F. Baader, Berlin 1905.

S. 1015. Vorlesungen über schöne Literatur u. Kunst, hg. von J. Minor, 3 Bde., Heilbronn 1884; Vorlesungen über **philosophische Kunstlehre** mit erläuternden Bemerkungen von K. Ch. Krause, hg. von A. Wünsche, Leipz. 1911; E. Sulger-Gebing, Die Brüder Sch. in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst. Mit ungedruckten Briefen u. Aufsätzen A. W. Sch.s, Münster 1897 (FzM. Bd. 3); M. Pichtos, Die Ästhetik A. W. Sch.s in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Berlin 1894; **Geschichte der deutschen Sprache u. Poesie,** hg. von J. Körner, Berlin 1913 (DLD. 147). W. Jellinghaus, A. W. Sch.s Meinung über die Ursprache, Düsseldorf 1913; L. Mazzucchetti, A. W. Sch. u. die italienische Lit., Zürich 1917; W. Schwarz, A. W. Sch.s Verhältnis zur spanischen u. portugiesischen Lit., Halle 1914; R. Schwill, A. W. Schlegel u. das Theater der Franzosen, Diss., München 1899; E. Münnig, Calderon u. die ältere deutsche Romantik, Berlin 1912.

S. 1016. J. Körner, Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa, Augsburg 1929, behandelt monographisch das Hauptwerk A. W. Sch.s **Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur,** 3 Bde., Heidelberg 1809 ff. u. ö., auch in UB.

Friedrich Schlegels sämtliche Werke, 10 Bde., Wien 1825; 2. Originalausg., 15 Bde., ebda. 1846, Fr. Sch. 1794—1802, seine prosaischen Jugendschriften, hg. von J. Minor, Wien 1882, Proben von O. Walzel, bei K. Bd. 143, eine knappe Ausw. von E. Sauer, Berlin 1922, von F. Deibel, München 1905; F. Sch.s Briefe an seinen Bruder A. W., hg. von O. Walzel, Berlin 1890; F. Sch.s Fragmente, hg. von F. v. der Leyen, Leipzig 1905 u. K. Enders Leipz. 1915. — **Biogr.** D. A. Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jh., 1. Bd., 1. Abt., 3. A., Regensburg 1889, J. Ronge, Fréderic Schlegel et la genèse du romantisme allemand, Paris 1904, F. Munker, ADB. 31. Bd., F. Muckermann Fr. Sch., Briefe an Frau Christine Stransky, geb. Freiin v. Schleich, hg. von M. Rottmanner, 2 Bde., Wien 1907 u. 1911; Briefe an F. Sch., hg. von Finke, Köln 1917; derf., über Friedrich u. Dorothea Sch., Köln 1918; derf., über F. Sch., Schwierigkeiten seiner Beurteilung, Die Arbeitsgebiete seiner zweiten Lebenshälfte, Freiburg i. B. 1919; H. L. Held, F. Sch., Anfangspunkt des christlichen Nachdenkens. Mit einem Nachwort versehen. 2. A., München-Leipz. 1917; F. Imle, F. v. Sch.s Entwicklung von Kant zum Katholizismus, Paderborn 1927; B. v. Wiese, Fr. Sch., Berlin 1927; S. Reiter, F. A. Wolf u. F. Sch., Euphor. 23, 226 ff.; Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel, gesammelt u. erläutert durch J. Körner, Berlin 1924; das Buch des bekannten Romantikforschers mit seinen dritthalbhundert Briefen und mit dem eingehenden u. mit staunenswertem Wissen ausgearbeiteten Kommentar und den reichen bio- und bibliographischen Nachweisen ist nicht nur bahnbrechend für die Romantikforschung, sondern auch ein hochbedeutsames Quellenwerk zur literar. u. politischen Geschichte Deutschlands für die Zeit von 1790—1840; das Werk fördert die sich allmählich durchringende Erkenntnis, daß Fr. Schlegel ein Kulturträger und Kulturschöpfer ersten Ranges gewesen ist. Für die Romantik war F. Sch. der anerkannte Führer. — K. Enders, F. Sch., die Quellen seines Wesens u. Werdens, Leipz. 1913; W. Glawe, Die Religion F. Sch.s, Berlin 1906; B. Bolle, F. Sch.s Stellung zu Lessing, Diss., Weimar 1913; J. Krüger, F. Sch.s Bekehrung zu Lessing, Diss., Weimar 1913; H. Horvitz, Das Ich-Problem der Romantik, München u. Leipz. 1916; E. Wieneke, Patriotismus u. Religion in F. Sch.s Gedichten, Diss., München 1913; R. Volpers, F. Sch. als politischer Denker u. deutscher Patriot, Berlin u. Leipz. 1917; die neueste F.-Sch.-Lit. mustert u. wertet J. Körner, GRM. 16; ungedruckte Briefe F. Sch.s, hg. von M. Spahn, Hochld. 1905, Juliheft.

S. 1017. Neudrucke der **Lucinde** besorgten J. Fränkel, Jena 1907 u. O. Walzel (JB.), auch in UB., J. Ronge, Erläuterungen zu Sch.s Lucinde, Halle 1905; J. Körner, Neues vom Dichter der L., JbPr. 1921.

M. Hiemenz, **Dorothea v. Schlegel,** Freiburg i. Br. 1911; L. Geiger, Dichter u. Frauen. Neue Sammlung, Berlin 1899 (bringt Briefe Dorotheas an A. W. Schlegel und dessen Antworten aus den Jahren 1818—1835; Briefe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

D. u. F. Sch.s an die Familie Paulus, hg. von R. Unger, Berlin 1913; derf., Karoline u. Dorothea Sch. in Briefen, Weimar 1914 und von E. Wieneke, Weimar 1914; F. Deibel, D. Sch. als Schriftstellerin im Zusammenhange mit der romant. Schule, Berlin 1905 (Pal. Bd. 40); D. Sch.s u. ihrer Söhne Briefwechsel, hg. von J. M. Raich, Mainz 1881, 2 Bde.; D. Sch.s Briefe an Schleiermacher, Berliner Lit.-Archiv 7 (1913); E. Hirsch, D.s „Florentin", Wien 1902; E. Mayer-Montfort, D. Sch. im Ideenkreis ihrer Zeit u. in ihrer religiösen, philosophischen u. ethischen Entwicklung, Gelbe Hefte II, München 1926.

S. 1018. über **Alarkos** u. seine Quelle vgl. E. Gorcer, Fra drammi e poemmi, Mailand 1886, 1, 106. — P. Th. Hoffmann, Der indische u. der deutsche Geist von Herder bis zur Romantik, Diss., Tübingen 1915; E. Windisch, Gesch. der Sanskritphilologie u. indischen Altertumswissenschaft I, Straßbg. 1917.

S. 1019. Die **Gesch. der alten u. neuen Lit.**, neu hg. von M. Speyer, Regensburg 1911.

S. 1020. Ungedruckte Briefe u. Dokumente unter dem Titel, F. Schlegel am Bundestag in Frankfurt, hg. von J. Bleyer, München u. Leipz. 1912. — P. Lerch, F. Sch.s philosophische Anschauungen, Diss, Berlin 1905; F. Lederbogen, F. Sch.s Geschichtsphilosophie, Leipz. 1908; A. Poetzsch, Studien zur frühromantischen Politik u. Geschichtsauffassung, Leipz. 1907; P. Piert, F. Sch.s ästhetische Anschauungen, Progr., Neidkirchen 1910.

Novalis' Schriften, hg. von L. Tieck u. F. Schlegel, 2 Bde., 5. A., Berlin 1837; 3. Teil hg. von L. Tieck u. E. v. Bülow, Berlin 1846, von E. Heilborn, Berlin 1901, 2 Bde., C. Meißner, mit Einl. von B. Wille, 4 Bde., Leipz. 1898—1901, W. v. Scholz, 1 Bd., Stuttg. 1922, E. Kamnitzer, München 1924, 4 Bde., am besten von J. Minor, 4 Bde., Jena 1924 (mit den Vorreden zu den älteren Ausgaben von Tieck-Schlegel-Bülow u. einer kurzen Biogr. des Dichters, verfaßt von Just) und im Verein mit R. Samuel von P. Kluckhohn, 4 Bde., Leipz. 1929. Ausw. von W. Bölsche, Leipz. (Hesse) 1905, H. Friedemann, Berlin (Bong) 1920, J. Dohmke, Leipz. (Mkl.) 1893. N.s' Märchen, zusammengestellt von E. Sulger-Gebing, München 1906; N.s' Briefwechsel mit den Schlegels, hg. von J. M. Raich, Mainz 1880. **Biogr.:** W. Dilthey, N., JbPr. 15 (1865); derf., Das Erlebnis u. die Dichtung, 5. A., Berlin 1916; A. Schubert, N.s' Leben, Dichten u. Denken, Gütersloh 1887; J. Bing, N., Hamburg 1893; E. Heilborn, N., der Romantiker, Berlin 1901; W. Pastor, N., Berlin 1904; E. Spenlé, Novalis. Essai sur l'idealisme romantique en Allemagne, Paris 1904; H. Lichtenberger, N., Paris 1912. **Erläuterungsschr.** Th. Carlyle, Essays 2, 120—182, London 1892; F. Biel, N., Lit. Bd. 6; J. Schlaf, N. u. Sofie v. Kühn, eine psycholog. Studie, München 1906. E. Havenstein, Hardenbergs ästhetische Anschauungen, verbunden mit einer Chronologie seiner Fragmente, Pal. Bd. 84; N. als religiöser Dichter, von G. A. L., Leipz. 1877 u. von R. Rothe, Elberfeld 1886; E. Spenlé, Schiller et Novalis, Rg. 1, 535; E. Ederheimer, J. Böhme u. F. von Hardenberg in „Böhme u. die Romantiker" S. 57—128, Heidelberg 1904; A. Huber, Studien zu N. mit besonderer Berücksichtigung der Naturphilosophie, Euphor. Erg.-H. 4 (1899); W. Ohlshausen, Fr. von Hardenbergs Beziehungen zur Naturwissenschaft seiner Zeit, Diss., Leipz. 1905; H. Pixberg, N. als Naturphilosoph, Gütersloh 1928; H. Simon, Der magische Idealismus, Studien zur Philosophie des N., Heidelberg 1906; E. Fridell, N., als Philosoph, München 1904; J. R. Thierstein, N. u. der Pietismus, Diss., Bern 1912; K. J. Obenauer, Hölderlin-Novalis, Gesammelte Studien, Jena 1926; R. Samuel, Die poetische Staats- u. Geschichtsauffassung Fr. v. Hardenbergs, Frankfurt a. M. 1925.

S. 1022. K. Busse, N.s' **Lyrik**, Oppeln 1898; R. Börner, N.s' **Hymnen** an die Nacht u. geistl. Lieder, Diss., München 1885; R. Unger, N.s' H. a. d. N., Herder u. Goethe, Euphor. 22 (1920).

S. 1023. G. Gloege, N.s' **Heinr. von Ofterdingen** als Ausdruck seiner Persönlichkeit, Leipz. 1911; P. Riesenfeld, H. v. O. in der deutschen Lit., Berlin 1912; G. A. Alfero, N. e il suo H. v. O. Torino 1917; O. Walzel, Die Formkunst von Hardenbergs H. v. O. in GRM. 7; H. Ritter, N.s' Hymnen a. d. N., Heidelberg 1930.

S. 1024. **Hölderlins** sämtliche Werke, hg. von Ch. Schwab, Stuttg. 1846, 2 Bde. (Ausw. 1874), W. Böhm u. P. Ernst, Jena 1905, 3 Bde., durch Böhm allein, 4. A., 1924, 5 Bde., mit einer Ausw. von Briefen; B. Litzmann, 2 Bde., mit biogr. Einl., Stuttg. 1905, M. Joachimi-Dege, Berlin (Bong) 1908, M. Schneider, 4 Bde., Stuttg. 1922, A. Benzion, 4 Bde., Weimar 1923, histor.-kritisch von F. Seehaß u. L. v. Pigenot, 6 Bde., München u. Leipz. 1919—1923, im letzten Bande eine Sammlung aller authentischen Zeugnisse über H.s Persönlichkeit, von K. J. Obenauer, 3 Bde., Berlin 1928, von F. Zinkernagel, krit. Ausg., 5 Bde., Leipz. 1926 (JB.), von H. Brandenburg, 2 Bde., Mkl., Leipz. 1924, mit Erläuterungen und einem geschmackvollen Lebensbild, von R. Lang, Ausw. in 2 Bdn., Stuttg. 1925; Pindarübertragungen, hg. von R. v. Hellingrath, Berlin 1910; von dems., Prolegomena, Jena 1914; Sammlung von Briefen von u. an H., hg. von K. Litzmann, Berlin 1890; Ausgewählte Briefe, hg. von dems., Jena 1910; Neuaufgefundene Jugendarbeiten H.s, hg. von W. Betzendörfer u. Th. Haering, Nürnberg 1921; Die neuentdeckten Briefe Diotimas an H., hg. von F. Arnold und K. Viëtor, Leipz. 1921; vgl. K. Viëtor, H. u. Diotima, JbPr. 1920; Der kranke H., Dichtungen, Briefe u. Urkunden aus seiner Umnachtung, hg. von E. Trummler, München 1920; Ausw. mit einer biogr. Einl. von W. Vesper in UB. — F. Seebaß, H.-Biographie, München 1922. A. v. Grollmann, Die gegenwärtige Lage der H.-Lit.; Probleme u. Literaturübersichau 1920—1925, DV. 4, 3; R. Petsch, H. u. die Griechen, JbPr. 195, 2. — **Monographien** von P. v. Hellingrath, München 1921, L. v. Pigenot, München 1923; J. Claverie, La jeunesse d'Hölderlin, Paris 1921, W. Michel, F. H., Weimar 1925, B. Bervin, F. H., Stuttg. 1925 (sehr gut), H. Brandenburg, F. H., sein Leben u. sein Werk, Leipz. 1925, K. Litzmann. H.s Leben in Briefen, Berlin 1910; von W. Böhms groß angelegter H.-Biogr. ist der erste Band erschienen, Halle 1928. M. Rinck, H.—Eichendorff, vom Wesen des Klassischen u. Romantischen, Heidelberg 1928; H. Kempten, H. und die Mythologie, Zürich 1929; W. Vesper, H.s Leben in seinen Briefen u. Gedichten, Berlin 1913; beste Charakteristik H.s von W. Böhm, H., Halle 1928, sie ist kein Hymnus auf die mythische Gestalt H.s, sondern eine gediegene Betrachtung der historischen Erscheinung H.s; der Schwerpunkt liegt auf den kulturhistor. Betrachtungen; St. Zweig, Der Kampf mit dem Dämon, Leipz. 1925; K. J. Obenauer, H.—Novalis, Jena 1925; Die schwäbischen Jugendjahre der Freunde u. Tübinger Stiftler Hölderlin, Hegel, Schelling von J. Klaiber, Stuttg. 1877; treffliche Charakteristik H.s von A. Wilbrandt, 2. A., Berlin 1896; K. Müller-Rastatt, Leben u. Dichten H.s, Bremen 1894; H. Bethge, H., D. Bd. 6; W. Lange, H., eine Pathographie, Stuttg. 1909; H. Grosch, Die Jugenddichtungen H.s, Berlin 1899; L. Böhme, Die Landschaftsschilderung in den Werken H.s u. J. Pauls, Leipz. 1908; K. Viëtor, Die Lyrik H.s, Frankf. a. M. 1921; E. Lehmann, H.s Lyrik, Stuttg. 1921; B. Erdmann, H.s ästhetische Theorie, Jena 1923; W. Dilthey, Das Erlebnis u. die Dichtung 349—450; E. Petzold, H.s Brot u. Wein, ein exegetischer Versuch, Progr., Sambor 1896; Th. Reuß, Heinse und H., Diss., Tübingen 1906; E. Bauer, H. u. Schiller, Diss., Tübingen 1908. K. J. Obenauer, H.—Novalis, Jena 1925.

S. 1025. F. Zinkernagel, Die Entwicklungsgesch. von H.s **Hyperion**, Straßbg. 1907 (QuF. Bd. 99); A. v. Grollmann, H.s Hyperion, stilkritische Studien zu dem Problem dichterischer Ausdrucksformen, Karlsruhe 1919; M. Crayssac, Etudes sur l'Hyperion, Nancy 1924; Gedichte u. Hyperion auch in UB., MB. in JB. — **Empedoklus** für die Bühne bearbeitet von W. Scholz, Leipz. 1910.

S. 1026 L. **Tiecks** Schriften, 20 Bde., Berlin 1828—1846;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dazu kamen 14 Bde. Novellen, Breslau 1835 ff.; Nachgelassene Schriften, hg. von R. Köpke, 2 Bde., Leipz. 1855. — Ausw. von J. Minor mit Einl. bei K. Bde. 144 und 145, H. Welti, CBdBW., 1886—1888, 8 Bde., G. Witkowski, Leipz. (Hesse) 1903, 4 Bde., G. Klee, 3 Bde., Leipz. (Meyer) 1905, E. Berend, 2 Bde., Berlin (Bong) 1908; ausgewählte Novellen bei Hendel u. Meyer; das Buch über Shakespeare, hg. von H. Lüdeke, Halle 1920; Briefe an L. T., hg. von K. Holtei, 4 Bde., Breslau 1864, L. T.s Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel, hg. von Lüdeke, Frankf. a. M. 1928. — **Monogr.** R. Köpke, L. T., Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, 2 Bde., Leipz. 1855; J. L. Hoffmann, L. T., Skizze, Nürnberg 1856; E. A. Regner, Der junge Tieck, in Tieck-Studien, Wilmersdorf 1903; W. Bernhardi, L. T. in ADB. 38. Bd.; Frh. v. Friesen, L. T., Erinnerungen eines alten Freundes 1825—1842, Wien 1871, 2 Bde.; G. L. Klee, Zu T.s germanistischen Studien, Progr., Bautzen 1895; J. Brüggemann, T. als übersetzer mhd. Dichtung, Trier 1908; M. Koch, T.s Stellung zu Shakespeare, JbSh. 32; H. Staeger, Ben Jonsons Einfluß auf T. StvglL. 1, 182. 2, 37; H. Günther, Romantische Kritik u. Satire bei T., Bonn 1907; L. Färber, Das Komische bei T., Gießen 1918; H. Hemmer, Die Anfänge T.s u. seiner dämonisch-schauerlichen Dichtung, Berlin 1910; M. Thalmann, Probleme der Dämonie in T.s Schriften, FM. 33; W. Ist, Von L. T. zu E. T. A. Hoffmann, Frankf. a. M. 1921. J. Böhme u. L. Tieck in „Böhme u. die Romantiker", Heidelberg 1904; W. Steinert, L. T. und das Farbenempfinden der romantischen Dichtung, Dortmund 1910; F. Riederer, L. T.s Beziehungen zur deutschen Lit. des 17. Jhs., Diss., Greifswald 1915; E. Nippold, T.s Einfluß auf Brentano, Diss., Jena 1915; W. Donat, Die Landschaft bei L. T. u. ihre historischen Voraussetzungen, Frankf. a. M. 1925.

S. 1026. K. Haßler, L. T.s Jugendroman **William Lovell** und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne, Diss., Greifswald 1907; F. Wüstling, L. T.s William Lovell, Beitrag zur Geistesgesch. des 18. Jhs., Halle 1912 (Bst. Bd. 7).

Wackenroders Werke u. Briefe, hg. von F. v. d. Leyen, 2 Bde., Jena 1913; Proben in Minors Tieck-Ausg. u. bei K. Bd. 145; Herzensergießungen, Ndr. K. D. Jessen, Jena 1904, am besten von O. Walzel, Leipzig 1921; E. Sulger-Gebing, W., in ADB. 40. Bd.; W Tecchi, W., Firenze 1927; P. Koldewey, W. u. sein Einfluß auf L. Tieck, Leipz. 1904; H. Stöcker, Zur Kunstanschauung d. 18. Jhs. von Winckelmann bis Wackenroder, Berlin 1904.

S. 1027. E. Görte, Der junge Tieck u. die Aufklärung, Berlin 1926. — G. v. Maaßen, L. T.s Straußenfedergeschichten, Berlin 1891. — H. Todsen, Über die Entwicklung des romantischen **Kunstmärchens,** Gotha 1908; R. Buchmann, Helden u. Mächte des romantischen Kunstmärchens, Leipz. 1910. — B. Steiner, L. T. und die **Volksbücher,** Berlin 1891; Th. Hertel, Über L. T.s Getreuen Eckart u. Tannhäuser, Diss., Marburg 1917. — K. Brodwitz, Der junge T. u. seine **Märchenkomödien,** Diss., München 1912; L. T.s Kaiser Oktavianus, Diss., Greifswald 1926; M. Kober, Das deutsche Märchendrama, Frankf. 1925. F. Leppmann, Der gestiefelte Kater, Kater Murr u. seine Sippe, München 1908; J. Wolf, Les Allusions politiques dans le „Chat Botte" de Tieck, Rg. 5, 158—201.

S. 1028. H. Rötteken, Die Charaktere in **Sternbald,** ZvglL. 6, 188; Ndr. v. Sternbalds Wanderungen, München 1920.

S. 1029. J. Ranftl, Tiecks **Genoveva** als romantische Dichtung, Graz 1889 (StGr. Bd. 6); G. Kentenich, Die Genoveva-Legende, ihre Entstehung u. ihr ältester datierbarer Text, Trier 1927; K. Laserstein, Der G.-Stoff in der Weltliteratur, Weimar 1926; — O. **Runges** Hinterlassene Schriften, 2 Bde., Hamburg 1840; Gedanken und Gedichte, Ausw. von E. Sulger-Gebing, München 1907; vgl. Pyl in ADB. 29. Bd.; A. Aubert, Runge u. die Romantik, Berlin 1909; S. Krebs, R.s Entwicklungsgang unter dem Einfluß T.s, Heidelberg 1909; W. **Koch,** R.s Kunstanschauung u. ihr Verhältis zur Frühromantik, Straßburg 1909. R.s Briefe, ausgew. von E. Hancke, Berlin 1913.

S. 1030. H. Lüdeke, L. T. u. das alte englische Theater, Frankf. a. M. 1922; derf., L. T.s Shakespeare-Studien, Zürich 1917; Kritische Schriften u. dramaturgische Blätter, Leipz. 1848—1852, 4 Bde.; H. Bischoff, T. als **Dramaturg,** Brüssel 1897; E. Drach, T.s Bühnenreformen, Berlin 1909; O. Kaiser, Der Dualismus T.s als Dramatiker u. Dramaturg, Leipz. 1855; A. Stern, T. in Dresden, Zur Lit. der Gegenwart, S. 1—46, Leipz. 1880; über T.s Dresdener Vorlesungen, StvglL. 4, 174.

S. 1031. J. Minor, L. T. als **Novellendichter,** in O. Sievers' Akademischen Blättern 1, Braunschweig 1884; Gesammelte Novellen, Breslau 1835—1842, 14 Bde.; T. D. Garnier, Zur Entwicklungsgesch. der Novellendichtung Tiecks, Gießen 1899; F. Schönebeck, T. u. Solger, Diss., Berlin 1910. L. T.s Novellensammlung **Phantasus,** neu hg. von K. G. Wendriner, Berlin 1911; O. Weibel, T.s Renaissancedichtung, Bern 1925. W. Mießner, T.s **Lyrik,** Berlin 1902.

S. 1032. W. Wilmsmeier, **Camoens** in der deutschen Dichtung des 19. Jhs. Ein Beitrag zum Künstlerdrama, Erfurt 1913; H. Lebede, L. T.s Novelle Der Aufruhr in den Cevennen, Halle 1909; H. Schwarz, Der Kamisarden-Aufstand in der deutschen Lit. des 19. Jhs., Diss., Münster 1912.

b) Die Heidelberger Romantiker.

S. 1033. Gedichte u. poetische übersetzungen von **J. D. Gries,** Stuttg. 1829, 2 Bde.; Aus dem Leben von J. D. Gries, nach seinen eigenen u. den Briefen seiner Freunde, v. O. 1855; Eine nach Ursprachen geordnete übersicht sämtlicher Verdeutschungen aus den Jahren 1790—1815 gibt Goedeke Gr. 6, 581—813. — H. Levin, Die **Heidelberger Romantik,** München 1922; J. Eichendorff, Halle u. Heidelberg, Paderborn 1866; F. Schneider, Beiträge zur Geschichte der Heidelberger Romantik, Neue Heidelberger Jb. 18, 48—102; R. M. Meyer, Grundriß der neueren deutschen Litg., 2. A., Berlin 1907; W. Kosch, Romantische Jahresrundschau: Eichendorff-Kalender 1911—1912; derf., Zur Gesch. der Heidelb. Romantik, Euphor. 14, 310; Arnims Tröst Einsamkeit (Zeitung für Einsiedler) mit reichhaltiger Einl. neu hg. von F. Pfaff, 2. A., Freiburg i. B. 1890; A. Weise, Die Entwicklung des Fühlens u. Denkens der Romantik auf Grund der romantischen Zeitschriften, Leipz. 1912; K. Bartsch, Romantiker u. german. Studien in Heidelberg, Heidelb. 1881; J. Körner, Die Wiener „Friedensblätter" 1814—1815, ZfBf. N. F. 14. Jg. (1922); H. Zimmer, J. G. Zimmer und die Romantiker, Frankf. a. M. 1888; F. Pfaff, Romantik u. german. Philologie, Heidelberg 1886; F. Sauer, Das Heidelberger Schloß im Spiegel der Lit., Heidelberg 1910; eine Ausw. von Dichtungen der Heidelberger Romantiker mit wertvoller Einl. gab M. Koch bei K. Bd. 146; A. Kloß, Die Heidelbergischen Jb. der Literatur 1808—1816, Leipz. 1916 (Pal. Bd. 24), dazu J. Körner ZfdPh. 49, 115 ff. Vgl. auch zu S. 993 u. Stockmann, Die jüngere Romantik, woselbst reichhaltige Lit. — **Cl. Brentano,** Gesammelte Schriften hg. von Chr. Brentano, 9 Bde., Frankf. a. M. 1852—1855; Cl. B.s sämtliche Schriften unter Mitwirkung von Amelung u. anderer, hg. von K. Schüddekopf, München 1909 ff.; Ausw. von J. B. Diel u. J. Gildemann, 2 Bde., 2. A., Freiburg; M. Koch bei K. Bd. 146, von M. Morris, Leipz. (Hesse) 1905, 3 Bde., J. Dohmke, Leipz. 1893, von M. Preitz, Leipz. (Meyer) 1914, 3 Bde., A. v. Bernus, Berlin 1907, H. Amelung u. K. Viëtor, Frankf. a. M. 1923, 4 Bde., R. K. Goldschmit, Stuttg. 1924 u. a. Vgl. auch das Skizzenbuch, Cl. Brentano u. E. v. Steinle, Dichtungen u. Bilder, hg. von A. v. Bernus u. A. M. v. Steinle, Kempten 1909. Briefe Cl. Br.s im 8. u. 9. Bde. der Gesamm. Schriften, A. M. v. Steinle, Edward v. Steinles Briefwechsel, Freiburg i. B. 1897, H. Amelung, Briefwechsel zwischen Cl. Br. u. Sophie Mereau, 2 Bde., Leipz. 1908, Cl. Br. u. die Brü-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Grimm, hg. von R. Steig, Stuttg. 1914, L. Pfleger, Ungedruckte Briefe von Cl. Br. an A. Diepenbrock. Hist.-pol. Bl. 136, noch andere Briefe verzeichnet A. Stockmann, a. a. O. S. 318; vgl. auch O. Mallon, Brentano-Bibliogr., Berlin 1926. — **Biogr.** G. Görres, Erinnerungen an den Dichter Cl. Br., Hist.-pol. Bl. Bd. 14, F. W. Gubitz, Cl. Br., in Berühmte Schriftsteller der Deutschen, Berlin 1855, W. Hemsen, Cl. Br., in den Bl. f. L. u. U. Nr. 48—52; Varnhagen v. Ense, Cl. Br., Biogr. Porträts, Leipz. 1871, H. Hettner, in ADB. 3. Bd., Diel-Kreiten, Cl. Br., ein Lebensbild nach gedruckten u. ungedruckten Quellen, 2 Bde., Freiburg i. B. 1878, J. B. Heinrich, Cl. Br., Köln 1878, R. Steig, A. v. Arnim u. die ihm nahestanden, 1. Bd., Stuttg. 1894, W. Kosch, Cl. Br., in „Menschen u. Bücher", Leipz. 1912; Vincenti, Br., Torino 1928, F. Gundolf, Cl. Br., ZDU. 1928, H. Scholz, Cl. Br. u. Goethe, Leipz., 1927, H. Rupprich, Cl. Br., Luise Hensel u. L. v. Gerlach, Wien 1927; E. Grisebach, Die Romantik u. Cl. Br., Gesammelte Studien, 4. A., Leipzig 1886, W. Schellenberg, Cl. Brentano, Gladbach 1916.

S. 1034. Die gegen Kotzebue gerichtete satirische Lit.-Komödie **Gustav Wasa,** hg. von Minor, Heilbronn 1883, DLD. Nr. 15. — Neudr. des Jugendromans **Godwi** u. dessen Untersuchung von A. Kerr (Kempner), Berlin 1907 u. 1908; H. Seeliger, Die Loreleysage, Leipz. 1898; über die Gesch. der Loreleydichtungen vgl. W. Hertz, in SBM. 1886, 217 ff.

S. 1035. H. Amelung, Briefwechsel zwischen Cl. Brentano u. Sophie **Mereau,** Leipz. 1908; Benzmann, Cl. Br. u. Sophie Mereau, ZfBf. 10, 437 ff.; B. Ihringer, Sophie Mereaus Gedichte, Propyläen (München) 7, 563 ff. — G. Roethe, Br.s **Ponce de Leon,** in Abh. der Göttinger Akad. Bd. 5, Nr. 1, Berlin 1902; Wiener Bühnenbearbeitg. unter dem Titel „Malaria oder Vaterlist", hg. von R. Steig, DLD. 105—107 (1901); Fr. Heininger, Br. als Dramatiker, Leipz. 1916. — **Chronika,** abgedr. in Försters Sängerfahrt, Berlin 1918; ein Chronikafragment veröffentlicht von W. Kreiten, StMV. 19 (1880); eine nicht eben glückliche Fortsetzung der Chronika von A. v. d. Elbe, Heidelberg 1880; die Urfassung der Chronika d. f. Sch.s, hg. von J. Lefft, Leipz. 1923; die Chronika auch in der Romant. Bücherei Parcus & Co., München.

S. 1036. Des Knaben Wunderhorn. Neue Ausgaben: von A. Bierlinger u. W. Crecelius, 2 Bde., Wiesbaden 1873—76, Boxberger, 2 Bde., 2. A., Berlin 1901, Brümmer in UB., E. Grisebach, Leipz. (Hesse) 1906, K. Bode, Berlin (Bong), 2 Bde., 1918, auch in MB., L. Guggenheim, Berlin 1913; Ausw. von P. Ernst, 2. A., München 1905, J. Ettlinger in Hendels Bibl. der Gesamtlit., H. Hesse, Berlin 1913, F. Ranke, Leipz. 1910. Ausgew. Gedichte von A. v. Bernus, Berlin 1907. Vgl. H. Lohre, Von Percy zum Wunderhorn, Beiträge zur Gesch. der Volksliedforschung, Berlin 1902; F. Rieser, Des K. W. u. seine Quellen, Dortmund 1908; K. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des K. W., Berlin 1909 (Pal. 76); W. Kreiten, Wie entstand des K. W.? in StMV., Bd. 50 (1896); Th. Ebner, Des K. W., Rückblicke u. Hoffnungen für das deutsche Volksld., Stuttg. 1906; J. E. Müller, Arnims u. Br.s romantische Volksliedserneuerungen, ein Beitrag zur Gesch. u. Kritik des „Wunderhorns", Progr., Bergedorf 1906. — **Philister,** neu hg. von P. Müller, Berlin 1905.

S. 1037. Romanzen vom Rosenkranz, hg. u. eingeleitet von M. Morris, Berlin 1903 und von A. v. v. Steinle, Trier 1912; G. van Pappel, Br.s R. v. R., Germania 1921, Wissensch. Beilage Nr. 11 u. 12; G. Müller, Br.s R. v. R., Magie u. Mystik in romantischer u. klassischer Prägung, Göttingen 1922; E. Reitz, E. T. A. Hoffmanns Elixire des Teufels u. Cl. Br.s Romanzen v. R., Bonn 1920. — **Gründung Prags** erläutert auf Quellen und Komposition unter Neudruck von Br.s Erklärung bei E. Gregorovitza, Libussa in deutschen Literatur, Berlin 1900; **derf.,** Die Quellen zu Br.s Gründung der Stadt Prag, Diss., Berlin 1900. — Fl. Asanger, Zu Cl. Br. **Viktoria u. ihre Geschwister,** in Der Wächter, 3. Jg. (1920) 80—83.

S. 1038. Gesch. vom braven Kasperl, neu hg. von A. Walheim, Wien 1912. Zu den **„Wehmüllern"** vgl. den Aufsatz von E. Schmidt in der Festschrift für G. Heinrich, Budapest 1912. — Th. a. B. Wegener, **A. K. Emmerich u. Cl. Br.,** zur Orientierung in einer vielbesprochenen Frage, Dülmen i. W. 1899; H. Grotemeyer, Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinerinnen-Nonne A. K. Emmerich, Münster i. W. 1899; J. Rinks, Emmerich—Brentano, Leipz. 1904; H. Cardauns, Kl. Br., Beiträge namentlich zur Emmerich-Frage, Köln 1915; derf., Das Emmerich-Brentano-Problem, Bw. 20, 11—12; W. Hümpfner, Cl. Br.s Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen, Würzburg 1923. K. E. Schmöger, Das Leben der gottseligen A. K. Emmerich, 2 Bde., Freiburg i. B. 1870; J. Niessen, A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte, Trier 1918. — A. Buchta, Das Religiöse in Cl. Br.s Werken, Breslau 1915; L. Hunkeler, Cl. Br.s religiöser Entwicklungsgang, eine psychologische Studie, Diss., Sarnen 1915; E. Pariser, Das religiöse Element in Br.s Lyrik, Vortrag, Leipz. 1919; W. Voßkühler, Cl. Br. als Jünger der Caritas, Hamm 1922; W. Hohn, Barmherzige Schwestern vom h. Karl Borromäus 1652—1900, Trier 1900.

S. 1039. F. Binder, Erinnerungen an **Emilie Linder,** Freiburg i. B. 1897; **A.** v. Liebenau, E. Linder u. ihre Zeit, Luzern 1897. — J. Janssen, **Böhmers** Leben, Freiburg i. B. 1868. — H. Cardauns, Die **Märchen** Kl. Brentanos, Köln 1895; O. Bleich, Entstehung u. Quellen der Märchen Kl. Br.s, Braunschweig 1896 (Herrigs Archiv 96); W. Schellberg, Untersuchung des Märchens „Gockel, Hinkel u. Gackeleia" und des „Tagebuchs der Ahnfrau", Diss., Münster i. W. 1903; L. Streit, Untersuchungen zum Stil der Märchen Cl. Br.s, München 1909; Die Urfassung des „Gockel", hg. von K. Viétor, Frankf. a. M. 1923; Die Märchen Kl. Br.s, mit Einl. hg. von G. Görres, 2. A., Stuttg. 1879, 2 Bde.; derf., ursprüngl. Fassung des Gockelmärchens, Wiesbaden 1872; auch in MB.; Ausw. romantischer Märchen von B. Wille, Leipz. 1902; R. Benz, Märchendichtung der Romantiker, Gotha 1908, 159—200; Ausw. der Märchen, hg. von K. Fecht. — K. Schubert, Br.s weltliche Lyrik, Breslau 1910; H. H. Jaeger, C. Br.s Frühlyrik, Frankf. a. M. 1926; eine chronolog. geordnete Ausw. der Gedichte, hg. von W. Schellberg, M.-Gladbach 1923.

S. 1040. Die **Novellen** wurden hg. u. eingeleitet von W. Kosch, Regensburg 1920; die neu entdeckte „Schachtel mit der Friedenspuppe" veröffentlichte mit einer Einl. J. Körner in JbPr. 1922; auch in UB., M. Pörner, Die Entwicklung des bildlichen Ausdrucks in der Prosa Kl. Br.s, Diss., Greifswald 1911. E. Rippold, Tiecks Einfluß auf Br., Diss., Jena 1915; E. Thorn, Heines Beziehungen zu Cl. Br., Berlin 1913.

S. 1040. L. Achim von Arnims sämtliche Werke, hg. von W. Grimm, 22 Bde., Leipzig, Charlottenburg 1839 bis 1854. — Ausw. von M. Morris, 4 Bde., Leipz. (Hesse), 1906, M. Jacobs, Berlin (Bong) 1908, 4 Bde., R. Steig, Leipz. (Insel) 1911, 3 Bde., A. Schier, Leipz. (Meyer) 1920, 3 Bde., M. Koch, bei K. Bd. 146, J. Dohmke, Leipz. 1893. — **Briefe,** hg. von R. Steig, in dem o. genannten dreibändigen Werke Achim v. Arnim u. die ihm nahestanden: 1. Bd. A. u. Cl. Br. (1894), 2. Bd. A. u. Bettina (1913), 3. Bd. A. u. die Brüder Grimm (1904); F. v. Görres' Briefe an A. v. A., in Neue Heidelberger Jb. 10 (1900 Nr. 2); O. Pfülf, A. v. A. im Spiegel seiner Briefe, in StMV. Bd. 67 (1904); Briefe an L. Tieck, ausgew. u. hg. von K. v. Holtei, 4 Bde., Breslau 1864. Vgl. ferner L. Geiger, L. A. v. A., Unbekannte Aufsätze u. Gedichte, mit einem Anhang von Kl. Brentano, Berlin 1892. — **Monogr.** M. Carriere, A. v. A. u. die Romantik, Grünberg u. Leipz. 1841; H. Hettner, A. v. A. in ADB. 1. Bd.; G. Herwegh, Studien über A. v. A.: Gedichte u. kritische Aufsätze,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bellevue 1845; E. Devrient, Das Geschlecht von Arnim, Leipz. 1913; J. Nadler, Die Berliner Romantik, 1800—1814, Berlin 1921; Goethe u. die Romantik, Briefe mit Erläuterungen, 2. Teil, hg. von K. Schüddekopf u. O. Walzel, Weimar 1899. O. Mallon, A.-Bibliogr., Berlin 1925. — **Hollins Liebesleben** neu hg. v. J. Minor, Freiburg 1883; **Ariels Offenbarungen,** hg. v. dems., Weimar 1912; **Isabella von Ägypten,** hg. von P. Ernst, Leipz. 1903, auch in MB.

S. 1041. J. Körner, **A. v. A. u. der Krieg,** in „Zeitgeist" 1915, Nr. 3; H. Becker, A. v. A. in den wissenschaftlichen u. politischen Strömungen seiner Zeit, Diss., Berlin 1912.

S. 1042. W. Rudolph, A. v. A. als **Lyriker,** Diss., Straßbg. 1914. — F. Schulze, Die **Gräfin Dolores,** ein Beitrag zur Gesch. des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik, Leipz. 1904 (P. Bd. 2). — H. Speck, zu A.s **Päpstin Johanna,** Leipz. 1902. — K. Kreiß, Untersuchungen zu A.s Novellen, Diss., Würzbg. 1912; über die Gesch. des **Mohrenjungen** u. Immermanns Tulifäntchen vgl. O. Walzel, AfdA. 23, S. 377 ff.; Novellen der Romantik, hg. von O. Floeck, Kempten 1912; Neuausgabe der Novellen, besorgt von R. Kayser, München 1919. — A. Reichl, Die Benutzung älterer deutscher Literaturwerke in A.s Wintergarten, Aarau 1890. **Kronenwächter,** hg. von J. Scherr, Stuttg. o. J. und in MB.; W. Hans, Die Quellen u. histor. Grundlagen von A.s Kronenwächtern, Euphor. 10 (1902); K. Wagner, Die histor. Motive in A.s Krw., Progr., Goldap 1908—10, 2 Teile; R. Ottl, Der zweite Teil von A.s Krw., Progr., Berndorf 1913—1914, 2 Teile; K. Wenger, Historische Romane deutscher Romantiker, Bern 1905; L. Maigron, Le roman historique à l'époque romantique, 2. A., Paris 1912. —

S. 1043. G. Noll, Otto der Schütz in der Lit., Straßbg. 1906; J. Körner, A.s Schicksalstragödie Der Auerhahn, Euphor. 19 (1911), 241—264; A.s u. Brentanos Stellung zur Bühne, Diss., Würzbg. 1914; vgl. J. Körner, Euphor. 21, 388 ff F. Schönemann. A. v. A.s geistige Entwicklung an seinem Drama Halle und Jerusalem erläutert, Leipz. 1912; M. Hartmann, **A. v. A. als Dramatiker,** Breslau 1910 (BBr. 24); E. Haak, A.s Waldemardramen, Diss., Greifswald 1926; W. Bottermann, Die Beziehungen des Dramatikers A. v. A. zur altdeutschen Lit., Diss., Göttingen 1895; vgl. K. G. Wendriner, Das romantische Drama, Berlin 1909; E. Groß, Die ältere Romantik u. das Theater, Hamburg 1910.

S. 1044. Bettina von Arnim, Sämtliche Schriften, 11 Bde., Berlin 1853, neue Ausg. mit Benutzung ungedruckten Materials von W. Oehlke, 7 Bde., Berlin 1920 bis 1922; Ausw. von M. Koch, bei K. 146. Bd., von K. H. Strobl u. K. W. Fritsch, Geschichten der Bettina, Berlin 1908; einzelne Schriften: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin 1835, 3. A. ebda. 1881, neu hg. u. eingeleitet von J. Fränkel, 3 Bde., Jena 1906 und H. Amelung, Berlin (Bong) 1914, auch in UB.; „Klemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm „geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte", Charlottenburg 1844, neue Ausg. mit Einl. von R. Steig, Berlin 1891, von H. Königsdorf, Königsberg 1907 u. P. Ernst (H. Amelung), 2. A., 2 Bde., Leipz. 1909; Die Günderode, Grünberg 1840, neue Ausg. 1890, Neudr. Leipz. 1905, 2. A.; mit Einl. von H. Amelung, 2 Bde., 1920. B.s authentischer **Briefwechsel** mit Goethe, hg. von R. Steig u. F. Bergemann, 2. A., Leipz. 1927. L. Geiger, B. v. A. u. Friedr Wilhelm IV., Briefe u. Aktenstücke, Frankf. a. M. 1902; O. Pfülf, Aus B. v. A.s Briefwechsel, StML., Bd. 64 u. 65 (1903); G. v. Loeper, Briefe Goethes an Sophie von Laroche u. B. Brentano, Berlin 1879. — **Monogr.** G. Görres, B. v. A. u. Clemens Brentano, Histor.-polit. Bd. Bd. 15 (1845); H. Grimm, B. v. A., GJb. 1 (1880); G. v. Loeper, ADB., 2. Bd.; K. Alberti, B. v. A., Leipz. 1885; M. Dege, B. v. A., Progr., Kiel 1904; K. H. Strobl, B. v. A., Bielefeld 1906; W. Oehlke, B. v. A.s Briefromane, Berlin 1905; J. E. Spenlé, La religion artistique de Bettina: Goethe et Beethoven, in Revue Germanique 6, 541—573; weitere Monogr. gaben B. Zade, Stockholm 1916, E. Cassé, Kopenhagen 1926, L. Allason, Bari 1927; eine feine Charakteristik B.s findet sich in R. M. Rilkes Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", Leipz. 1910, 2, S. 108 ff.

S. 1045. W. Frels, B. v. A.s Königsbuch, Diss., Rostock 1912. — **K. v. Günderode,** Ges. Dichtungen, hg. von Fr. Götz, Mannheim 1857, von L. Hirschberg, 2 Bde., Berlin 1920 u. E. Salomon, München 1923; eine Ausw. von L. v. Pigenot, München 1922. L. Geiger, K. v. G. u. ihre Freunde, Stuttg. 1894; vgl. dazu R. Steiger im Euphor. 2, 406; E. Rohde, Friedrich Creuzer u. K. v. G., Briefe u. Dichtungen, Heidelberg 1896; E. Jeep, K. v. G., Mitteilungen über ihr Leben und Dichten, Wolfenbüttel 1896; Creuzers Briefe, hg. unter dem Titel „Die Liebe der Günderode" von K. Preisendanz, München 1912; E. Regen, Die Dramen K. v. G.s, Berlin 1910.

S. 1045. J. v. Görres, Ges. politische Schriften, hg. von Maria Görres, München 1854—1860, 6 Bde., dazu 3 Bde. Gesammelte Briefe, hg. von M. Görres (Bd. 1) u. F. Binder (Bd. 2 u. 3), München 1858—1874; Charakteristiken u. Kritiken, hg. von F. Schultz, 2 Bde., Köln 1900—1902; Görres' Gesammelte Schriften, im Auftrage der Görres-Gesellschaft hg. von W. Schellberg u. a., Köln 1926 (auf 20 Bde. berechnet, bisher 2 Bde. erschienen). Ausgewählte Werke u. Briefe, hg. von W. Schellberg, Kempten 1911, eine sehr knappe Ausw. von R. Stein, Leipz. 1928 (UB.), eine Auswahl politischer Schriften von A. Duch, 2 Bde., München 1921, Briefe an F. K. Perthes, hg. von W. Schellberg, Köln 1913, eine ganz knappe Ausw. von M. Koch, bei K. Bd. 146, R. Steig, J. v. G.s Briefe an A. v. Arnim, Neue Heidelberger Jb. 10 (1900); K. A. v. Müller, Briefe von u. an J. v. G., Archiv f. Kulturgesch. 9 (1912); Die Reden gegen Napoleon neu hg. u. eingeleitet von V. Ihringer, München 1913, der Rheinische Merkur in Auswahl, von A. Duch, München 1921. — **Monogr.** W. Schellberg, J. G., 2 Bde., Köln 1926 (mit Bibliogr.); D. Haneberg, Erinnerung an J. v. G. (Gedächtnisrede), München 1848; J. v. G., Histor.-polit. Bl. Bd. 27 (1851); M. Brühl, G., ein Denkmal aus seinen Schriften erbaut, Aachen 1854; J. B. Heinrich, J. v. G., ein Lebensbild, Frankf. a. M. 1867; A. Werfer, Leben u. Wirken des J. v. G., Schaffhausen 1859; J. Galland, J. v. G., 2. A., Freiburg i. B. 1877; J. N. Sepp, G. u. seine Zeitgenossen, 2. A., Nördlingen 1877; ders. J. G., Biographie, Berlin 1896. R. Goette, Das Zeitalter der deutschen Erhebung von 1807—1815, Gotha 1891; Friedrich, G., in ADB. 9. Bd.; Rhenanus, Der junge G., Frankf. a. M. 1909; W. Schellberg, Der deutsche G., Vortrag i. d. G.-Gesellschaft, Köln 1917; F. Schultz, G. als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik, Berlin 1902; L. Wagner, J. G.s Sprache u. Stil, Diss., Straßbg. 1915; R. Neiße, Die weltanschauliche Entwicklung des jungen J. G. 1776—1806, Breslau 1926; K. A. v. Müller, G. in Straßbg. 1819—1820, Stuttgart 1926; W. Warnkönig, J. v. G., ein Kämpe für die Freiheit, Berlin 1895; A. Wibbelt, G. als Literarhistoriker, Köln 1899; F. Zach, G.s Verdienste um die deutsche Lit., in „Dichterstimmen der Gegenwart", 16 Jg. Nr. 1; R. Schneppe, G.s Geschichtsphilosophie, Berlin 1913; J. Uhlmann, J. G. u. die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage, Leipz. 1912; H. Schotte, Romantische Elemente in G.s Geschichtsphilosophie u. Geschichtsbetrachtung, Hochld. 9, 2 (1912); R. Saitschick, G., eine Charakterschilderung, ebda. 10. Jg. (1913); G.-Festschrift zum 150. Geburtstage, hg. von K. Hoeber, Köln 1926, enthält wertvolle Aufsätze u. Abhandlungen. Weitere Lit. bei Schellberg u. Stockmann a. a. O.

S. 1047. Neudr. der **„teutschen Volksbücher"** v. L. Mackensen, Berlin 1925.

S. 1050. Loeben, Ausgew. Gedichte in DLD. Nr. 135 u. in K. Bd. 125 (1905); P. Piffin, O. H. Gr. von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Loeben, Leben u. Werke, Berlin 1905; vgl. die Schilderung L.s im 12. Kapitel von Eichendorffs „Ahnung u. Gegenwart".

c) Norddeutsche Romantiker.

S. 1051. Fouqués Werke, 12 Bde., Halle 1841; neue Ausg. von W. Ziesemer, Berlin (Bong) 1908 (3 Teile); Sigurd, Undine, Teile aus Zauberring, Gedichte, mit Biogr. von M. Koch, bei K. Bd. 146; Undine, krit. hg. von J. Dohmke MKl., MW. Nr. 285 u. in zahlreichen Pracht- u. Volksausgaben; Zauberring in MW. — **Briefe** an F., hg. von A. de la Motte Fouqué, Berlin 1848 und bei O. E. Schmidt, F., Apel, Miltitz, Beiträge zur Gesch. der deutschen Romantik, Leipz. 1908; Th. Krämer, Das romantische Ritterepos bei F., Münster 1913; E. Hagemeister, F. als Dramatiker, Greifsw. 1905; L. Jenthe, F. als Erzähler BBr., Bd. 21; W. Pfeiffer, F.s **Undine**, Heidelberg 1903; O. Flöck, Die Elementargeister bei F. u. anderen Dichtern der romant. u. nachromant. Zeit, Heidelberg 1909;

S. 1052. M. Kämmerer, F.s **Held des Nordens** u. seine Stellung in der deutschen Lit., Frankf. a. M. 1910; vgl. auch F. Panzer, F. u. Wagner, Jb. des fr. dtsch. Hochstiftes 1907 u. J. Hirsch, Der H. d. N., Diss., Berlin 1910.

S. 1053. Chamisso, Werke mit Biogr. von Hitzig (1836), neu hg. von F. Palm, 5. A., 6 Bde., Berlin 1864, mit Briefen, von H. Kurz, Hildburghausen 1869 u. Leipz. 1873, 2 Bde., G. Hesekiel, Berlin (Hempel) 1880, M. Koch, 2. A., 4 Bde., Stuttgart 1904 (CBdW.), A. Bartels, 2. A., 4 Bde., Leipz. (Hesse) 1902, O. F. Walzel, bei K. Bd. 148, L. Geiger, in UB., Leipz. 1907, H. Tardel, 3 Bde., Leipz. (Meyer) 1907, W. Rauschenbusch, 2. A., Stuttg. 1894; Auswahl von M. Sydow, 5 Teile Berlin 1908; zahlreiche Einzelausgaben. — **Biographien** von K. Fulda, Leipzig 1881; F. Chabozy, Ch.s Jugendleben, Jena 1880; L. Geiger, Aus Ch.s Frühzeit, Berlin 1905; derf. in UB.; G. A. Alfero, A. v. Ch., Torino 1924; Leben u. Briefe Ch.s, hg. v. J. E. Hitzig, Leipz 1839, 2 Bde.; G. Hofmeister, A. v. Ch., 1883; K. Leutzner, Chamisso, Life and works, 1893; A. Brun, Chamisso de Boncourt, 1896; vgl. auch Chamisso-Varnhagen, Musenalmanach auf 1806, Ndr. B. Heft 1; Auszüge aus den drei Almanachen bei K., Bd. 135. — E. du Bois-Reymond, Ch. als Naturforscher, Reden, 2. A., Leipz. 1912; M. Möbius, Ch. als Botaniker, Botan. Zentralbl., Beiheft 3, 1918.

S. 1053. Rahel Levin s. zu S. 999; dazu: C. A. Varnhagen von Ense, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang u. Briefwechsel 1836; O. F. Walzel, R. Varnhagen v. E. in ADB. 39. Bd. (1895); E. Graf, R. V. u. die Romantik, 1903; J. E. Spenlé, Mme. R. V. v. E., Histoire d'un salon romantique en Allemagne, Paris 1910; A. Weldler-Steinberg, R. V., ein Frauenleben in Briefen, Briefwechsel mit V. v. E., 1912, 4. A. 1925; K. Moreck, R. V., ein Lebensbild aus ihren Briefen; E. Falkenberg, R. V. in ihren Briefen, Diss., Greifswald 1922; J. Petersen u. H. Rogge, Ch. u. H. v. Chézy 1923 (S. 664).

S. 1054. Fortunat, hg. von E. F. Koßmann, Stuttg. 1895, DLD. 54—55. — **Peter Schlemihls** Schicksale (= die Urgestalt), herausg. von H. Rogge, Leipz. 1922; P. Schl.s wundersame Geschichte 1814, 7. A. 1860; faksimilierter Ndr. 1924. — Ph. Rath, Bibliotheca Schlemihliana, Berlin 1919; A. Ludwig, Schlemihle (Archiv, Deutsches Sonderheft 1920 u. Bd. 142); J. Schapler, Ch.s P. Schl., 1892; derf. Ch.s Humor u. P. Schl. (Chamisso-Studien), Arnsberg 1919.

S. 1056. E. Schubatz, Ch.s Gedichte, Diss., Marburg 1917; H. Tardel, Quellen zu Ch.s Gedichten, Graudenz 1896; derf., Studien zu Ch.s Lyrik, Bremen 1902; H. Schneider, Ch.s Balladentechnik, Diss., Breslau 1917. — V. Pollak, **Béranger** in Deutschld., Progr. Wien 1908; R. Giuriani, B. u. die deutsche Lyrik, Mailand 1902; H. Benzmann, Die soziale Ballade in Deutschld., München 1912; O. Walzel, Ch.s Prosaerzählungen, Beilg. zur Münchener Allg. Zeitg. 1891, Nr. 214 u. 215. — über die **Terzine** vgl. P. Habermann, NL. 3, 351; Minor Metr. 472, H. Schuchardt, Ritornell u. Terzine 1875. — **E. T. A. Hoffmann,** Werke mit biogr. Einl., hg. von E. Grisebach, 15. Bde., 2. A., Leipz. (Hesse) 1906; hist.-krit. Ges.-Ausg. von C. G. von Maaßen, 15 Bde., München 1907 ff., von G. Ellinger, 15 Bde., Berlin (Bong) 1912, 2. A. 1927 mit Bibliogr. u. Register, J. Lautenbacher, Stuttg. 1894, CBdW., 4 Bde., R. Boxberger, Berlin (Hempel) 1879 bis 1883, 15 Bde., von M. Koch, bei K. Bd. 147, mit Biogr., B. Schweizer u. P. Zaunert, Leipz. (Meyer), 4 Bde., 1906—1909, L. Hirschberg, 4 Bde., Berlin u. Leipz. 1922, R. Franf, 11 Bde., München (Rösl) 1924, mit Tagebüchern u. Briefen, W. Harich, 15 Bde., Weimar 1924, mit Tagebüchern u. Briefen; krit. Gesamtausg. der musikalischen Werke, hg. von G. Becking, Leipz. 1924 und von E. Ilster, BWS. Das Singspiel „Die Maske", hg. von F. Schnapp, Berlin 1923. — **Meister Floh,** erstmalig vollständig hg. von H. v. Müller, Berlin 1908; **Kreislerbuch,** Texte, Kompositionen u. Bilder, zusammengestellt von demf., Leipz. 1903; H.s Briefwechsel u. Tagebücher, hg. von demf., Berlin 1912 u. 1915; G. Salomon, E. T. A. H.-Bibliogr. bis 1871, Weimar, 2. A., 1928; von demf., E. T. A. H.s Apokryphe Erzählungen, Berlin 1928. — G. Ellinger, H.s Leben u. Werke, Hambg. 1894; A. Sackheim, H.s Studien zu seiner Persönlichkeit u. seinen Werken, Leipz. 1908; R. Schaukal, Hoffmann, Berlin 1904 (D. Bd. 12); St. Hock, Die Vampyrsagen u. ihre Verwertung in der deutschen Lit., FM. Bd. 17; O. Klinke, H. (vom Standpunkte des Irrenarztes), Braunschweig 1913; weitere Monographien von E. Heilbron, Berlin 1926, G. Egli, Zürich 1927; J. Mistler, Paris 1927. — E. Kroll, H.s musikalische Anschauungen, Königsberg 1909; K. Schäffer, Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in H.s literar. Schaffen, Marburg 1909 (LMb. Bd. 14); G. Thurau, H.s Erzählungen in Frankreich, Königsberg 1896; R. Bottacchiari, H. novelliere, Torino 1922; V. Mausolf, H.s Stellung zu Drama u. Theater, Berlin 1920; E. Hoffmann, H. et la littérature francaise, Progr., Dresden 1913; S. Guggenheim, H. et l'Italia, Mailand 1915; F. Schneider, H. en Espana, Madrid 19927. Über das Doppelgängertum bei H. schrieben: M. Roehl, Diss., Rostock 1917 und A. Kraus, Progr., Trautenau 1915.

S. 1058. H. v. Müller besorgte Neudrucke der Märchen der **Serapionsbrüder,** Berlin 1906, der **Brautwahl,** Berlin 1910, des **Kater Murr,** Leipz. 1915; O. Schissel von Fleschenburg, Novellenkompositionen u. H.s **Elixiere des Teufels,** Halle 1910, F. Leppmann, **Kater Murr** u. seine Sippe, München 1908. — G. Ellinger, **K. Weisflog** in ADB. 55. Bd.; H. Schmalfuß, K. W., Diss., Leipz. 1922. — **E. Schulze,** Sämtliche poetische Schriften, hg. von F. Bouterwek, 4 Bde., Leipz. 1888, 3. A. in 5 Bdn. mit Biogr. von H. Marggraff, ebda. 1855; Ausw. von M. Koch, bei K. Bd. 147. — H. Pröhle, E. Sch. in ADB. 32. Bd. (1891); A. Silbermann, Sch.s Bezauberte Rose, Diss., Berlin 1902; F. Hoffmann, Erläuterungen zu Sch.s B. Rose, 1910; Schul-Ausg. der B. R. von Bornhak, Leipz.

S. 1059. Wilh. Müllers Vermischte Schriften mit Biogr., hg. von G. Schwab, 5 Bde., Leipz. 1830; Gedichte in krit. Gesamtausg. von J. T. Hatfield, Berlin 1906 (DLD. 137), Gedichte in Ausw., hg. von P. Wahl u. O. Hachtmann, Leipz. 1927, auch in UB. u. Hendels Gesamtlit.; Tagebuch u. Briefe, hg. von Allen u. Hatfield, Chicago 1903. — A. J. Becker, Die Kunstanschauung W. M.s., Münster 1908; M. Müller, W. M., in ADB. 22. Bd.; B. Hake, W. M., Berlin 1908; W. Lohre, W. M. als Kritiker u. Erzähler, Leipz. 1927; G. Caminade, Les chants des Grecs et le philhellénisme de W. M., Paris 1913, K. Dieterich, Aus Briefen u. Tagebüchern des deutschen Philhellenismus 1821—1828, Leipz. 1928; R. F. Arnold, Der deutsche Ph., Euphor. 2. Ergänzungsheft (1896); Ph. Schuyler-Allen, Müller and the German Volkslied, New York 1891; Z. Flamini, Müller e Roma, Pisa 1908.

S. 1060. Gaudys Werke, hg. von A. Müller, 8 Bde., 2. A., Berlin 1853 f.; Ausw. von A. v. Gaudy, 2 Bde., Leipz. 1901, von K. Singen, 3 Bde., ebda. 1901; einzel-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nes in UB. und Hendels Bibl. — v. Meerheimb in ADB. 8. Bd.; J. Reiske, G. als Dichter, Pal. 60. Bd. (1911); Polenlieder deutscher Dichter, gesammelt von St. Leonhardi, Krakau 1911; R. F. Arnold, Die deutsche Polenliteratur, Halle 1900; Holtei und der deutsche Polenkultus, Festschrift für Heinzel, Weimar 1898. — E. Schröder, **W. Wackernagel,** in ADB. 40. Bd. (1896); Gedichte in Ausw. von S. Vögelin, Basel 1874; R. Wackernagel, W. W.s Jugendjahre, ebda. 1885. — **Reinicks** Lieder, mit Biogr. von B. Auerbach, Berlin 1881, auch in UB. u. Hendels Biblioth., Märchen, Lieder u. Geschichtenbuch, Bielefeld 1905. — F. Schnorr v. Carolsfeld, R. R., in ADB. 16.

S. 1061. Kopisch, Ges. Werke, hg. von K. Böttticher, 5 Bde., Berlin 1856; Auswahl von L. Greiner, München 1913; Gedichte u. Novellen auch in UB. u. MB. — Palm, A. K., in ADB. 16. Bd. — Histor.-kritische Ausgabe der Werke **Eichendorffs** von W. Kosch, A. Sauer u. a., auch die Briefe u. Tagebücher enthaltend, Regensburg 1908 ff., noch unvollendet; der 22. Bd. (1927) enthält eine Eichendorff-Bibliogr. von K. Frhrn. v. Eichendorff; sämtliche poetische Werke mit Biogr. von Hermann v. Eichendorff, 4 Bde., 3. A., Leipz. 1883; weitere Ausgaben von P. Ernst u. H. Amelung, 6 Bde., München 1909 bis 1913, R. Gottschall, 4 Bde., Leipz. (Hesse) 1907, M. Mendheim, 2 Bde., ebda. (UB.), 2. A., 1927, vermischte Schriften, 5 Bde., Paderborn 1866 ff., R. Dietze, ebda. (Meyer) 1891, M. Koch, bei K. Bd. 146, Hellinghaus, Münster 1889, L. Krähe, 4 Bde., Berlin (Bong) 1908, F. Schultz, 2 Bde., Leipz. (Insel) 1910, K. H. Wegener, 6 Bde., Leipz. (Hesse) 1923, A. v. Grolmann, 1929 (Bibl. Inst.), W. v. Scholz, 4 Bände, Stuttgart 1924; Josef und Wilhelm E.s Jugendgedichte, hg. von Pissin, Berlin 1906. **Biographien** von H. v. Eichendorff, Leipz., 3. A., durch W. Kosch, Leipz. 1923 u. H. Brandenburg, München 1922; das Puppenspiel „Incognito" u. Entwürfe, hg. von K. Weichberger, Oppeln 1901. — A. Schöll, Eichendorff, Gesammelte Aufsätze S. 247 ff., Berlin 1884; G. Falke, E., D. Bd. 41; H. A. Krüger, Der junge E., 2. A., Oppeln 1903; E. Höbner, E.s Jugenddichtungen, Berlin 1894, H. Häusle, E.s Puppenspiel „Incognito", OuSt. H. 6; R. Dietze, E.s Ansicht über romantische Poesie, Leipz. 1883; K. Jakubczyk, Der deutsche E., M.-Gladbach 1917; E. Zollkiewed, E., Romant. Bücherei Nr. 1; derf., E.s Weltbild, Habelschwerdt 1923, R. Schindler, E. als Literarhistoriker, Diss., Zürich 1926; E. Reinhard, E.-Studien, Münster 1908 (BM. H. 5); derf., E.-Probleme (Lit.-wissenschaftl. Jb. der Görresgef. 2); sieh auch zu S. 993 (Eichendorff-Kalender, Der Wächter).

S. 1062. J. Erdmann, E.s historische Trauerspiele, Halle 1908. — M. Fenk, E.s Taugenichts, Edda 1916; F. Weschta, E.s Novellenmärchen, „Das Marmorbild", Prag 1916; R. Wesemeier, E.s satirische Novellen, Diss., Marburg 1915. — H. Wegener, E.s Ahnung u. Gegenwart, Leipz. 1909; K. Weichberger, Unterf. zu E.s A. u. G., Diss., Jena 1901; derf., Euphor. 13, 785 ff. — Über E.s Lyrik schrieben J. Nadler, Prag 1908, F. Faßbinder, Köln 1911 u. E. Reinhard, LHdw. 47, 937 ff.

S. 1064. Gesch. der poet. Lit. Deutschlands, neue Aufl. von W. Kosch, Kempten u. München 1906.

Heinrich von Kleists Werke, hg. von L. Tieck, 3 Bde., Berlin 1826, ergänzt u. mit einer biogr. Einl. versehen von J. Schmidt, 2. Ausg., 2 Teile, Berlin 1863, kritische Ausg. der Werke u. Briefe von E. Schmidt, G. Minde-Pouet u. R. Steig, 5 Bde., Leipz. (Meyer) 1904 f., von F. Muncker, 4 Bde., 2. A., Stuttg. 1893 (CBdW.); Th. Zolling, bei K. Bde. 149—150, A. Wilbrandt, Berlin (Hempel) 1860, H. Kurz, 2 Bde., Hildburghausen 1878, E. Grisebach, 2 Bde., Leipzig 1882, K. Singen, 4 Bde., 2. A., Leipz. 1900; E. Jagow, 2 Bde., ebda. 1903, H. Gilow u. a., Berlin (Bong) 1908, A. Eloesser, 5 Bde., Leipzig (Tempel-Verlag) 1910, W. Herzog, 6 Bde., Leipz. (Insel) 1910, M. Schneider, 4 Bde., Stuttg. 1924, W. Hegeler, 2 Bde., Weimar 1925, Michael, Leipz. 1917; Krit. Einzelausg. namentl. von E. Wolff; zahlreiche Volks- u. Schulausgaben; F. v. Biedermann, K.s Gespräche, Leipz. 1912. — **Biographien** von A. Wilbrandt, 2. A., Berlin 1902, F. Bamberg in ADB. 16. Bd., R. Steig, K.s Berliner Kämpfe, Berlin 1901, derf., Neue Kunde zu K., ebda. 1902, Th. Zolling, K. in der Schweiz, Stuttg. 1882; F. Zillmann, K. als Mensch u. Künstler, Berlin 1920; O. Brahm, 4. A., ebda. 1911, H. Gaudig, Gera 1895, R. Bonafous, Paris 1894, F. Servaes, Leipz. 1902, A. Eloesser, Berlin 1905, H. Roetteken, Leipz. 1907, H. Meyer-Benfey, Göttingen 1911, gekürzte Neuausg., Leipz. 1923, W. Herzog, München 1911, S. Rahmer, Berlin 1909, E. Schur, K. in seinen Briefen, ebda. 1911, W. Herzog, München 1911, K. Federn, Aus dem Leben K.s, Berlin 1929, C. F. Reinhold, Berlin 1919 (Selbstzeugnisse u. zeitgenössische Berichte), Ph. Witkop, Leipz. 1921 (ein sprechendes, künstlerisch geformtes und bewegtes Bild), F. Gundolf, Berlin 1922, J. Rouge, Paris 1922, W. Muschg, Zürich 1923, F. Braig, München 1925, das beste Werk über K. (mit erschöpfender Bibliogr.). — **Briefe,** am besten in E. Schmidt, Ges. Ausg. Bd. 5, an seine Braut, hg. von K. Biedermann, Breslau 1884, an Ulrike u. a. von S. Rahmer, Berlin 1904. — St. Zweig, K. als Erzähler, DL. 26, 581 ff.; S. Rahmer, Das K.-Problem, Berlin 1903; S. Wukadinovic, K.-Studien, Stuttg. 1904; E. Kayser, K. u. die Romantik, Berlin 1906; A. Fries, Stilistische Studien zu K., ebda. 1906; P. Kluckhohn, Das Kleistbild der Gegenwart, DV. 4, 4, Halle a. S.; Lit. zu K. in DL. 30, 154 ff. u. 162 ff.; G. Prellwitz, H. v. K. u. Goethe, JbGG. 8; Jb. der K.-Gesellschaft, hg. von Minde-Pouet u. J. Petersen, Berlin 1921; M. Fischer, H. v. K., der Dichter des Preußentums, Stuttgart 1916; K. d'Estes, K., LHdw. 49, 809 f.; H. Schneider, Studien zu H. v. K., Berlin 1915. H. Badstüber, H. v. K., Wien 1902.

S. 1065. Faksimile-Ausg. der **„Familie Ghonorez"** durch P. Hoffmann, Berlin 1927. — **Robert Guiscard,** JbPr. 65, 485 (K. Rößler), Euphor. 1, 564 (Minor), S. Wukadinowic, Kleist-Studien, S. 55—134, Stuttg. 1904. H. Hellmann, **K.s Amphitryon,** Euphor. 25; K. Gaiser, K. u. Molière, NJb. (Ilberg) 1926; W. Ruland, K.s Amphitryon, eine Studie, Berlin 1897; K. v. Reinhardstöttner, Plautus, spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele, S. 179 ff., Leipz. 1886. — H. Davidts, Die novellistische Kunst H.s v. K., Berlin 1913; K. Gassen, Die Chronologie der Novellen H.s v. K., Weimar 1920; A. Klaar, Die Marquise von O. . . . Die Dichtung u. ihre Quellen, Berlin 1922.

S. 1066. Der zerbrochene Krug, Kritische Ausg. mit Erläuterungen v. E. Wolff, Minden 1898; K. Siegen, H. v. K. u. der Z. K., Sondershausen 1879; Ausführliches über die Entstehung in Zollings K. i. d. Schweiz; Ch. Semler, Der Z. K., Leipz. 1879, ZDU. 7, 374; W. v. Gordon, Die dramatische Handlung in Sophokles' „König Ödipus" u. in K.s „Zerbrochenem Krug", Halle 1926; G. Buchtenkirch, K.s Lustspiel der Z. K. auf der Bühne, Heidelberg 1915. — **Penthesilea:** R. Weißenfels, Der Tod der P.; Kleist u. Novalis ZvglL. 1, 273, N. F. 7, 38 u. 8, 24; J. Niejahr, K.s P., WG. 6, 506; P. Kluckhohn, K.s P., GRM. 6; F. Kauter, Der bildliche Ausdruck in K.s P., Diss., Jena 1914; H. Klein, Die antiken Amazonensagen in der deutschen Lit., Diss., München 1914; bühnengerecht ist K.s P. geworden in der Bearbeitg. des Dramatikers u. Dramaturgen H. Schlag.

S. 1067. F. Roebbeling, K.s **Kätchen von Heilbronn,** Halle 1913; R. Stolze, K.s K. v. H. auf der Bühne, Berlin 1923; S. Wukadinovic, a. a. O. 135—172, Stuttg. 1904; F. Roebbeling, K.s K. v. H. mit Abdruck der Phöbuslegende, Halle 1913 (Bst., Bd. 12); Schulausg. mit Einl. u. Anmerkungen von A. Lichtenheld, Wien 1889; für die Bühne bearbeitet von K. Siegen. — O. Fraude, K.s **Hermannsschlacht** auf der Bühne, Kiel 1919; H. Ortner, Bemerkungen zu K.s H.; J. Riffert, Hermannsschlacht in der deutschen Lit. 1887; Schulausg. von W. Gerstenberg, Paderborn 1915, E. Kamprath, Wien, Lichtenfeld, ebda., L. Zürn, Leipz. u. a.

S. 1068. E. Kuh, Die Quelle der **K.**schen Erzählung **Michael Kohlhaas,** 2. A., Leipz. 1861; Burkhardt, Der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

historische Hans Kohlhaas u. H. v. K.s M. K., 1861; (M. Pröhls hat die Novelle in einem sechsaktigen Trauerspiel behandelt); Schulausg. von J. Wychgram, Bielefeld 1889; kritische Ausg. mit Erläuterungen von E. Wolff, Minden o. J.; J. Körner, Recht und Pflicht (über „Kohlhaas" u. „Homburg"), Leipz. 1926. — **Prinz von Homburg,** Kritische Ausg. von E. Wolff, Minden 1899; K. Varrentrapp, Der Prinz von Homburg in Gesch. u. Dichtung, JbPr. 45, 335; J. Jungfer, Der Pr. v. H. nach archivalischen u. anderen Quellen, Berlin 1890; B. Erdmannsdörfer, Zu K.s Pr. v. H., JbPr. 34, 205; H. Gilow, Die Grundgedanken im Pr. v. H., Berlin 1893; E. Belling, Der Große Kurfürst in der Dichtung, Berlin 1888; H. Stümcke, Hohenzollernfürsten im Drama, Leipz. 1903; über K.s Pr. v. H. schrieben auch B. Luther und H. Lebede, ZDU. 30, 31; Krit. Ausg mit Erläuterungen von E. Wolff, Kiel 1899; ästhetisch erläutert von R. Petsch, Heidelberg 1903; Schulausg. mit Anmerkg. u. Erläuterungen von H. Weismann, Stuttg. 1883, W. Böhme, Berlin 1896, J. Heuwes, 8. A., besorgt von Westhoff, Paderborn 1915 u. a.

S. 1069. H. Meyer-Benfey, Das Drama H.s v. K., 2 Bde., Göttingen 1913; W. Willige, Klassische Gestaltung u. romantischer Einfluß in den Dramen H.s v. K., Heidelberg 1915; O. Walzel, H. v. K.s Kunst, Bonn 1928; W. Kühn, K. u. das deutsche Theater, München 1912; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels 2, 411—475, 9. A., Oldenburg 1902; W. Holzgräfe, Schillersche Einflüsse bei K., Cuxhaven 1902; H. Gaudig, H. v. K., in Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, 2. A., Gera u. Leipz. 1905; G. Zeissig, H. K.s Dramensprache, ZDKd. 43, 2.

3. Die Dichter der Befreiungskriege.

S. 1070. Dichtung der Befreiungskriege in Ausw., hg. von J. Ziehen, Dresden 1806; Lyriker der Freiheitskriege, bei K. Bd. 135; H. Benzmann, Die Freiheitskriege u. die Reaktion im Liede der Zeit, in „Deutschlands Lyrik" S. 459—605 (München 1908); M. Schmitz-Mancy, Die Dichter der Freiheitskriege, 5. A., Paderborn 1909; F. Arnold, Die Dichter der Befreiungskriege, 2 Bde., Prenzlau 1908; S. Stahl, Die Entwicklung der Affekte in der Lyrik der F., Leipz. 1907; O. Richter, Die Lieblingsvorstellungen der Dichter des deutschen Befreiungskrieges, Leipz. 1909; S. Engelmann, Der Einfluß des Volksliedes auf die Lyrik der Befreiungskriege, Heidelberg-Berlin 1909; Wohlrabe, Die Befreiungskriege in Lied u. Geschichte; im Spiegel der Roman- und Dramenlit., Leipz. 1913; Die Dichter der Befreiungskriege, 2. A., vermehrt durch die Lieder des deutsch-franz. Krieges, hg. von J. Knipfer, Altenburg 1897; Schulausg. von J. Ziehen, 4. A., Dresden 1908.

S. 1071. Arndts „Schriften für u. an seine lieben Freunde", von ihm selbst gesammelt, Berlin 1845—1855, 4 Bde.; Gesamtausg. von H. Rösch u. H. Meisner, 7 Bde., Leipz. 1892—1903, mit der Selbstbiogr. in den beiden ersten Bänden (unvollständig), E. Schirmer und E. Loren„ Magdebg. 1909, 14 Bde.; Ausw. von H. Meisner u. R. Geerds, Leipz. (Hesse) 1908, 16 Bde., A. Leffson u. W. Steffens, Berlin (Bong) 1913, 12 Bde., C. Elwenspoerk, Stuttg. 1925, H. Gerstenberg, Hamburg 1925; Erinnerungen aus dem äußeren Leben, hg. von F. Kircheisen, München 1917, einzelnes in UB. u. MB.; Gedichte, 2 Bde., Frankf. 1918; Geistliche Gedichte, hg. von R. Eckart, Greifswald, 1909; Lebensbild in Briefen, hg. von H. Meisner u. R. Geerds, Berlin 1898; Briefe an eine Freundin, hg. von E. Langenberg, Berlin 1878; E. Gülzow gab heraus: Briefe an eine Freundin, Stuttg. 1928 u. Briefe aus Schweden, Stralsund 1926. — **Biogr.** von K. Schmidt, Berlin 1875; G. Freytag in ADB. 1. Bd., W. Baur, 7. A., Hamburg 1903, P. Meinhold, Berlin 1909; G. Lange, Der Dichter A., ebenda 1910, A. E. Müsebeck, E. M. A. I. 1769—1815, Gotha 1914; F. Gundolf, Hutten—Klopstock—Arndt, Heidelberg 1924; D. Schenkel, A., Elberfeld 1869, R. Thiele, A., Gütersloh 1894; H. Frömbgen, A. u. die deutsche Romantik, Diss., München 1927; K. Heckscher, A. u. die german. Volkskunde, Hambg. 1926; A. Cremer, A. als Geschichtschreiber, Diss., Kiel 1927; H. Laag, Die religiöse Entwicklung A.s, Halle 1926; Meisner, A.-Bibliogr., ZfBfr. 1, (1862).

S. 1072. M. v. Schenkendorf, Sämtliche Gedichte, hg. von E. Groß, Berlin (Bong) mit Biogr. von Hagen, 1913; auch in UB. — A. Hagen, Sch.s Leben, Denken u. Dichten, Berlin 1863; E. Heinrich, Sch., Hamburg 1886; P. Czypan, Neue Beiträge zu Sch., im Euphor. 13. u. 14; E. v. Klein, M. v. Sch., Wien 1908; A. Köhler, Die Lyrik Sch.s, Diss., Marburg 1915; H. J. Scherer, Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit 1806, Arnsberg 1879. — **Theod. Körners** Werke, hg. von K. Streckfuß, mit Biogr. von Tiedge, 9. A., Berlin 1881, A. Wolff, Berlin 1858, F. Förster, ebda. (Hempel) 1862, H. Fischer, Stuttg. (CBdW.) 1884, 4 Bde., A. Stern, bei K., Bde. 152—153, H. Zimmer, 2. A., Leipz. (Meyer), 1917, 2 Bde., E. Wildenow, ebda. (Hesse) 1913, H. Spiero, ebda. (Tempelverl.) 1913, W. Deetjen, ebda. (Insel) 1906, A. Weldler-Steinberg, Berlin (Bong) 1908. Zahlreiche Pracht-, Volks- u. Einzelausgaben. Tagebuch u. Kriegslieder von 1813, hg. v. E. Peschel, Freiburg 1893; Briefwechsel mit den Seinen, hg. v. A. Steinberg, Leipz. 1909, Briefe von u. an Körner, hg. von R. Brockhaus, Leipz. 1891. — **Biogr.** von A. Kohut, Berlin 1891, W. Peschel u. E. Wildenow (Hauptw.), 2 Bde., Leipz. 1898; K. Berger, Th. K., Stuttg. 1911; F. Jonas, Th. K., in ADB. 16. Bd.; E. H. Gruber, K. in Dichtung u. Wahrheit, Hamburg 1895; R. Steig, Zu K.s Leben u. Dichten, Euphor. Ergheft. 1, 81 ff.; O. F. Scheuer, Th. K. als Student, Bonn 1924; H. Zimmer, Th. K.s Braut, 2. A., Stuttg. 1919. — G. Reinhard, Schillers Einfluß auf Th. Körner, Straßbg. 1899. — E. Peschel, K.-Bibliogr. Leipz. 1891.

S. 1073. H. Weismann, K.s **Leyer u. Schwert,** Leipz. 1891. — E. Zeiner, K. als Dramatiker, mit besonderer Berücksichtigung Schillerschen Einflusses, Stockerau 1900; J. Strucker, Beiträge zur kritischen Würdigung der dramatischen Dichtung K.s, Diss., Münster 1910; H. Bischoff, K.s Zriny u. K. als Dramatiker, Leipz. 1891; Th. Herold, F. A. Kl. Werthes u. die deutschen Zriny-Dramen, Münster 1898. — A. Schäfer, Verzeichnis sämtlicher Tonwerke zu den Dramen Schillers, Goethes, Kleists u. Körners, Leipz. 1886; Zriny, Schulausg. von J. Dahmen, 5. A., Paderborn 1907, K. Tomanetz, Wien 1887, H. Schladebach, 3. A., Dresden 1910 u. a.

S. 1074. H. W. Church, **F. Rückert** als Lyriker der Befreiungskriege, New York 1916. Weitere Lit. zu S. 1152. — **Seume,** Prosaische u. poetische Werke, Berlin (Hempel) 1879, 8 Bde., Ausw. von W. Hausenstein, 2. A., Leipz. (Hempel), 2. A., 1917. — O. Planer u. E. Reißmann, J. G. S., Leipz. 1898; K. Berger, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken, München 1918. — G. Kühne, Biogr. Einl. zu **Stägemanns** „Erinnerungen an Elisabeth", 3. A., Leipz. 1873; H. v. Petersdorff in ADB. 35. Bd.; vgl. auch die Dissertationen von E. Meyer, München 1913 u. E. Richter, Greifswald 1913. — E. Förster, **Friedr. Chr. Förster** in ADB. 7. Bd.

S. 1075. P. Wentzcke, Gesch. der deutschen Burschenschaft I, Heidelberg 1919; R. Pretziger, Die politischen Ideen des **Karl Follen,** Tübingen 1912. — **A. Binzers** Leben behandelt ein Roman von S. Krebs, Das Ende der Romantik, Berlin 1913. Vgl. J. Bindtner, Eine Freundin A. Stifters (Emilie von Binzer) in „Der Wächter", 6. Jg. 1923. — **Adolf Ludwig Follen:** M. Gräfin von Reichenbach, Arndt und Follen, 1862; K. R. Tanner, Heimatliche Bilder u. Lieder, hg. von S. Zimmerli, 1918. — H. Haupt, Karl Follen u. die Gießener Schwarzen, 1907; W. Spindler, Karl Follen, 1917; G. Spindler, The life of Karl Follen, Chicago 1917. R. Preziger, Die politischen Ideen des K. Follen, Tübingen 1912; P. Wentzcke, Gesch. der deutschen Burschenschaft I., Heidelberg 1919.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

4. Das Schicksalsdrama.

Schicksalsdramatiker, hg. von J. Minor, bei K. Bd. 151; ergänzend J. Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern, Frankf. a. M. 1883; A. Rosikat, über das Wesen der Schicksalstragödie, Königsberg 1891 u. 1892, 2 Progr.; J. Minor, Zur Gesch. der deutschen Schicksalstragödie u. zu Grillparzers Ahnfrau, JbGr. 9, 1—95; L. Geiger, Zur Gesch. der Schicksalsdramendichter, StglL. 5, 172; A. Görland, Die Idee des Schicksals in der Gesch. der Tragödie, Tübingen 1913; E. Zarncke, Schicksalstragödie in Altertum u. Neuzeit, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft 11, 158, Leipz. 1913; F. J. Schneider, Die romantische Schicksalsidee: die Freimaurerei u. ihr Einfluß, Prag; M. Enzinger, Das deutsche Schicksalsdrama, Innsbruck 1922; Hettner, Das moderne Drama, Braunschweig 1852, 112 f.

S. 1076. Ausgewählte Schriften **Zacharias Werners,** hg. von seinen Freunden, 15 Bde., Grimma 1840; kleine Ausw. von J. Minor, bei K. Bd. 151, einzelnes auch in MW. u. UB., Neudr. des 24. Februar von E. Kilian, Leipz. 1924, der „Söhne des Thals" von W. J. Stein, Stuttg. 1927, Martin Luther oder „Weihe der Kraft", mit Einl. hg. von J. Schmidt, Leipz. 1876; dazu vgl. J. Fränkel, Zu W.s Weihe der Kraft, Studie zur Technik des Dramas, Hamburg 1904, H. Güttenberger, Die Maria-Enzersdorfer Bruchstücke im Jb. der österr. Leo-Gesellschaft 1925; Briefe des Dichters Werner, hg. von O. Flöck, 2 Bde., München 1914. — P. Hankamer, W.s „Der 24. Februar", Bonn 1919; F. Poppenberg, Mystik u. Romantik in den „Söhnen des Tals", Berlin 1893; W. Ekhard, Die Technik in Werners „Die Söhne des Tals", Gießen 1917; R. Palgen, über W.s „Söhne des Tals" BMW. Nr. 21; F. Degenhart, Beiträge zur Charakteristik des Stiles in W.s Dramen, Eichstätt 1900; E. Schmidt, Zum „24. Februar", VLG. 1 (1886); J. Brandt, Studien zu W.s „Kreuz an der Ostsee", Marburg 1912; J. Körner, Der Narr der Liebe, JbPr. Januar 1923; F. Stuckert, Das Drama Z. W.s, Frankf. a. M. 1926, mit Bibliogr., R. Dirkmann, Zu W.s Dramen, Münster 1913. **Biogr.** und Charakteristik im 14. u. 15. Bd. der Ausgew. Schr. (Grimme) von F. K. J. Schütz; Selbstbiogr. in Waitzeneggers Gelehrten- u. Schriftst.-Lexikon 3, Landshut 1822; vgl. ferner Biogr. von J. E. Hitzig, Berlin 1823; H. Düntzer, Zwei Bekehrte, Leipz. 1873; E. Sulger-Gebing in ADB. 42. Bd., Schnorr, Archiv 4. u. 6; E. Bierling, La conversion d'un Romantique. Avec une correspondance et des documents inédits, Paris 1908; A. Zipper, W. und die Familien Grochalski u. Cholonieweski, Lemberg 1896. E. Klein, Z. W., Roman eines Lebens, Bielefeld 1926; derf., LE. 20, 253 ff.; W. Liepe, Z. W. in der neuesten Forschung, LE. 25, 784.

S. 1078. Müllners Gesamtausg. der Dramen, 8 Bde., Braunschweig 1829, einzelnes auch in MW. und UB., „Schuld" u. „29. Februar" mit Einl. von J. Minor, bei K. Bd. 151; Prosaschr. nebst Biogr. von F. K. J. Schütz, 4 Bde., Meißen 1830. — H. Paulmann, M.s „Schuld" u. ihre Wirkungen, Weimar 1925; vgl. auch Höhne, Zur Biogr. u. Charakteristik M.s, Progr., Wehlau 1875. — **Houwalds** sämtl. Werke, 5 Bde., 2. A., Leipz. 1859, „Leuchtturm" bei K. Bd. 151, nebst „Heimkehr" u. „Bild" in UB. — O. Schmidtborn, Houwald als Dramatiker, Marburg 1909. — J. Müllermeister, W. **Smets** in Leben u. Schriften, 1877; Haagen, W. S. in ADB. 34. Bd. — Dohme, **F. W. Gubitz** in ADB. 10. Bd. —

5. Goethe und die Romantik. Der alte Goethe.

S. 1079. H. Morsch, Des Epimenides Erwachen, GJb. 14. — A. Fischer, G. u. Napoleon, 2. A., Frauenfeld 1900; L. Morel, Goethe et Napoléon, Zürich 1901; F. G. Winter, G.s deutsche Gesinnung, Leipz. 1880; A. Schäfer, G.s Stellung zur deutschen Nation, Heidelberg 1880.

S. 1081. L. Geiger, G. u. die Seinen, aktenmäßige Darstellungen über G.s Haus, Leipz. 1908. — W. Bode, G.s Sohn, Berlin 1918. — Gespräche mit Eckermann mit Erläuterungen, hg. von E. Castle, 3 Bde., Berlin (Bong) 1916; Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, neu hg. von H. H. Houben, Leipz. 1925; derf., J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe, nach neu aufgefundenen Tagebüchern und Briefen, dargestellt von H. H. Houben, 2. A., Leipz. 1928; vgl. A. Stockmann, Eckermanns Gespräche u. die neueste Forschung. StdZ. 57. Jg. H. 6.

S. 1082. Goethes u. Carlyles Briefwechsel, Berlin 1887. — G. als Herausgeber von „Kunst u. Altertum" u. seine Mitarbeiter, von E. von dem Hagen, Berlin 1912. — K. W. Müller, G.s letzte literarische Tätigkeit, Jena 1832. — A. Sergel, **Ohlenschläger,** Diss., Rostock 1907 (mit Bibliogr.); O.s relation to German Romanticism (Proceedings of the society for the advancement of Scandinavian study) 1917. — **Beers** sämtliche Werke, hg. von E. v. Schenk, Leipzig 1835; Struensee, hg. von F. Bobertag bei K. Bd. 161 und MBB. Briefwechsel, hg. von Schenk, Leipz. 1837; B.s Briefe an Goethe, JbG. 28. — E. Castle, Die Isolierten, Pariadichtungen, Berlin 1899. G. F. Manz, M. Beers Jugend und dichterische Entwicklung bis zum „Paria", Diss., Freiburg i. B. 1891; M. Barcinski, M. Beers „Struensee", Diss., Leipz. 1907. — A. Nägeli, **J. M. Usteri,** Zürich 1907; P. Suter, Die Züricher Mundart in U.s Dialektgedichten, 1901. — Bibliogr. der mundartlichen Dichtung bei A. Sauer, Literaturgesch. u. Volkskunde, Prag 1907; K. Groth, über Mundarten und mundartliche Dichtung, Berlin 1873; F. Schön, Gesch. der Mundartdichtung, Freiburg 1920; F. Fiala, **G. J. Kuhn** in ADB., 17. Bd. — Fr. Schwarz, Fr. Lennig, in Hessische Biographien 1. Bd., 1920. — Blösch, **J. R. Wyß** in ADB. 44. Bd.; R. Ilscher, Briefe von G. Schwab u. W. Waiblinger an W. d. Jüngeren, Euphor. 15. Erghft. 1923. Blütenlese aus den sämtlichen Werken mit einem Lebensabriß, hg. von Greyerz, 1872.

S. 1083. W. Stricker, **K. Malß** in ADB. 20. Bd., F. S. Hassel, Die Frankfurter Lokalstücke 1857. — **K. Grübel,** Sämtliche Werke (mit Glossar), hg. von Witschel, 3 Bde., Nürnberg 1835, Ausw. von Hartmann, München 1881; J. Priem, K. G. Grübel u. seine Nachfolger in der nürnbergschen mundartlichen Dichtung, Nürnberg 1914; Biogr. Gr.s von Frommann in den von Chroust hg. Lebensläufen aus Franken 1, München 1919. — H. Klenz, **D. G. Babst** in ADB. 46. Bd.; A. Böhmer, D. G. Babst, Diss., Rostock 1923. — H. Pröhle, **W. Bornemann,** in Westermanns Monatsheften 1894. Plattdeutsche Gedichte, hg. v. Bornemann, Berlin 1891; **J. F. Castellis** Memoiren, hg. von J. Bindtner, München 1914; K. Weiß, J. Fr. C., in ADB. 4. Bd.; Sämtliche Werke, 16 Bde., 2. A., 1848; N. F. 6 Bde., 1858; Wörterb. der Mundart in Österreich unter der Enns 1877; Gedichte, Gesamt-Ausgabe 6 Bde., 1835. — **G. D. Arnolds** Pfingstmontag, hg. von E. Martin, Straßburg 1890 (mit Biogr.), R. Habs, in UB., am besten von Lefft und Markwald, Straßb. 1913; Goethes lobende Anerkennung in „Kunst u. Altertum", MKl. 25, 328. **J. P. Hebel,** Sämtl. Werke 8 Bde., 1832—1834, aus ungedruckten Papieren, hg. von G. Längin 1882, Werke, hg. von W. Zentner, Karlsruhe 1924, 3 Bde., Ph. Witkop, Freibg. i. B. 1926, Auswahl von E. Keller, Leipz. (Hesse), 4 Bde., von O. Behaghel bei K. Bd. 142, von G. Wendt, 2 Bde., Berlin 1889, Sütterlin, Karlsruhe 1883, E. Strauß, Berlin (Tempelverlag) 1911; Alemannische Gedichte, hg. von O. Heilig, Heidelberg 1902 u. von E. Götzinger 1873, Schatzkästlein, mit Original-Holzschnitten von L. Voll, München 1912, beides in UB.; Alemannische Ged. u. Schatzkästlein in zahlreichen Volksausgaben. Briefe hg. von O. Behaghel, Karlsruhe 1883 u. W. Zentner, Karlsruhe 1921, eine Nachlese von K. Obser, mit Ikonographie. — A. Korrodi, R. Burns u. Hebel 1873; G. Längin, J. P. H., ein Lebensbild, Karlsruhe 1875; J. Mähly, J. P. H. in ADB. 11. Bd., (1880); F. Giehne, Studien über J. P. H., Würzburg 1894; W. Altwegg, J. P. H., Erinnerungsgabe zum 100. Todestag 1926; J. B. Kränkle, Die alemannische Dichtung seit Hebel, 1881; H. Funck, über den rheinischen Hausfreund, Karlsruhe 1886; F. Willomitzer, Sprache u. Technik der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Darstellung im Hausfreund, Wien 1801. G. Keller, Hebel u. Zschokke, ZDU. 5; weitere Lit. im DVL. 1, 815. — **L. Aurbacher,** Ges. Erzählungen, 3. A., hg. von J. Sarreiter, Freiburg 1890; Volksbüchlein u. Lalenbürger, von demf. in UB.; Auswahl auch bei Hendel. — Sarreiter, L. Aurbacher, München 1880.

S. 1084. K. Jahn, Goethes **Dichtung und Wahrheit,** Halle 1908; C. Alt, Studien zur Entstehungsgesch. von G.s D. u. W., München 1898 (FM. Bd. 5); vgl. auch die Untersuchungen Loepers, G.s Werke 20—24, Berlin 1868 ff.; G.s biogr. Schema in getreuer Nachbildung seiner Handschr., hg. von Witkowski, Leipz. 1922; K. Jahn, D. und W., Halle 1908. Th. Schauffler, G.s Leben, Leisten und Leiden in G.s Bildersprache, Heidelberg 1931. — G.s **Schweizerreise** 1775, Zeichnungen und Niederschriften, herausgegeben von K. Koetschau und M. Morris, Weimar 1907; E. Benisch-Darlang, Mit G. durch die Schweiz, Wien 1913; G.s Schweizerreisen, hg. von H. Wahl, Gotha 1921. — G.s **italienische Reise** mit Zeichnungen G.s u. seiner Freunde, hg. von G. v. Graevenitz, Leipz. 1912. Sieh zu S. 891. — A. Fischer, G.s Sonettenkranz, Heidelberg 1896.

S. 1085. West-östlicher Divan, Ausg. von Loeper, 2. A., Berlin 1901; H. Düntzer, Erläuter., Leipz. 1878; K. Burdach, Die älteste Gestalt des westöstl. Divan, Berlin 1904, JbG. 17, JbGG. 6; Faksimile von G.s Reinschrift des w.-ö. D., hg. von Burdach, Weimar 1911; vgl. dessen Aufsätze in der Abhandlungen-Sammlung „Vorspiel" 2, Halle 1926; H. A. Korff, Der Geist des w.-ö. D., Hannover 1922; F. Strich, G. u. der Osten, Dioskuren 2; H. Krüger-Westend, G. u. der Orient, Weimar 1903. G.s Briefwechsel mit Marianne von Willemer, hg. von M. Hecker, Leipz. 1915; von Th. Creizenach, 2. A., Stuttg. 1878 u. von Ph. Stein, Leipz. 1908; vgl. W. Scherer, Aufsätze über G. S. 235 ff. und E. Schmidt, Charakteristiken, 2. A., 1, 305 ff.; F. Büchner, G.s Suleikalieder, JbPr. 1927 Septb.; K. Bahn, M. von Willemer, Berlin 1928. H. Baumgart, G.s lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung, hg. von G. Baumgart, 1. Bd., Heidelberg 1931.

S. 1086. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ein Novellenkranz; nach dem ursprünglichen Plan hg. von E. Wolff, Frankfurt 1917; Die Novellen von G. hg. von H. Amelung, Essen 1920; E. Krüger, Die Novellen in W. M. W., Diss., Kiel 1926; O. Kohlmeyer, Die pädagog. Provinz in W. M. W., Langensalza 1923; G. Bohnenblust, G. u. Pestalozzi, Bern 1923; F. List, G. als Sozialerzieher, Gießen 1922; K. Muthesius, G. u. das Handwerk, Leipz. 1927. F. Gregorovius, G.s Meister in seinen sozialistischen Elementen entwickelt, Königsberg 1849; A. Jung, G.s Wanderjahre u. die wichtigsten Fragen des 19. Jhs., Mainz 1854; H. Hettner, G. u. der Sozialismus, Kleine Schriften, Braunschweig 1884; K. Jungmann, Die pädagogische Provinz der Wanderjahre, eine Quellenstudie, Euphor. 14, 274 ff.; G. W. Günther, G.s sozialpädagogische Ansichten in Meisters Wanderjahren im Lichte der Gegenwart, Leipz. 1920. — Sieh auch zu S. 927.

S. 1087. Wahlverwandtschaften. Düntzer, Abhandlgen. 1, 212—319, Leipz. 1885; Ch. Semler, G.s W. u. des Dichters sittliche Weltanschauung, Hamburg 1886; O. Walzel, G.s W. im Rahmen ihrer Zeit GJb. 27, auch in „Geistesleben", 2. A., 390 ff.; André François Poncet, Les affinités électives de Goethe, Paris 1910; E. Aulhorn, Der Aufbau von G.s W., ZDU. 32; J. Wassermann, G.s W., OR. 37; P. Hankamer, Zur Genesis von G.s W., Festschr. für B. Litzmann, Bonn 1920; J. Harnik, Psychoanalytisches zu G.s W., Imago 1; Orth, Das biologische Problem in G.s W. SBW. 1916.

S. 1088. Pandora erläutert von Wilamowitz-Moellendorff, GJb. 19; vgl. auch E. Castle, ZfG. 1910, E. Cassirer ZfÄsth. 13, G. Witkowski, Prometheus in G.s P., ZfBf., N. F. 8.

S. 1088. über das Volksbuch vom Faust sieh zu S. 398; K. Engel, Zusammenstellung der **Faustbücher** vom 16. Jh. bis Mitte 1884, Oldenburg 1885; Ergänzungen dazu ZVL. 1, 329 ff.; Die F.-Dichtung vor, neben und nach Goethe, hg. von K. G. Wendriner, 4 Bde., Berlin 1914; Gestaltungen des F., die bedeutendsten Werke der F.-Dichtung seit 1587, hg. von H. W. Geißler, 3 Bde., München 1927; Marlowes F. in B. Müllers Übersetzg. von 1818 von B. Badt, München 1911, auch in UB; vgl. E. Castle, AfdA. 3. 5; W. Creizenach, Versuch einer Gesch. des Volksschauspiels vom Doktor F., Halle 1878; K. Bittner, Beiträge zur Gesch. des Volksschauspiels vom Doktor F., Reichenberg i. B. 1922; dazu AfdA 43, 67 ff. Puppenspiele in Scheibles Kloster 5, Stuttg. 1846; B. Seuffert, Maler Müllers F., Würzburg 1876; G. J. Pfeiffer, Klingers F., ebda. 1890; P. Weidmanns F. in Neudr. von K. Engel, Oldenburg 1877 und R. Payer von Thurn, Wien 1912; O. Pniower **Goethes Faust,** Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte, Berlin 1899; J. Minor, G.s F., Entstehungsgesch. u. Kommentar, 2 Bde., Stuttg. 1901; Ch. Sarauw, Die Entstehungsgesch. des G.schen F., Kopenhagen 1918; derf., Zur F.-Chronologie, ebda. 1925; H. G. Gräf, G. über seine Dichtungen, 2 Bde., Frankfurt 1904; Urfaust, hg. von E. Schmidt, Weimar 1887, 6. A. 1905; H. Meyer-Benfey, Die Entstehung des Urfaust, JbPr. 1923; von den vielen kommentierten **Ausgaben des Faust** seien genannt die von G. v. Loeper, Berlin 1879, A. v. Oettingen (Auszug), Erlangen 1880, K. J. Schroer, 5. A., Leipz. 1914 (sehr gut), Düntzer, bei K. Bd. 113, K. J. Schröder, Leipz. 1892, K. Fischer, 3 Bde., 5. A., Heidelberg 1904; C. Alt, Berlin (Bong) 1910; R. Petsch, Leipz. 1924; H. G. Gräf, Leipz. (Insel) 1909, G. Witkowski, 2 Bde., Leipz. (Hesse), der 2. Bd. enthält einen vorzüglichen Kommentar u. Erläuterungen; die drei zuletzt Genannten bringen G.s F. in sämtlichen Fassungen mit den Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses. Kommentare von F. Th. Vischer, 2. A., Stuttg. 1920, von Düntzer, 2 Bde., 7. A., Leipz. 1909, H. Baumgart, G.s F. als einheitliche Dichtung erläutert, 2 Teile, Königsberg 1902; E. Lienhard, Einführung in G.s F., Leipz. 1913, E. Lichtenberger, Paris 1912; Veit Valentin, G.s Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit, Berlin 1895, E. Traumann, 2. A., München 1920, A. Trendelenburg, 2 Bde., Berlin 1921 b.s 1923, ein sehr brauchbares, fleißiges u. künstlerisches Werk, O. Vilmar, 5. A., Marburg 1900, M. Carriere, Leipz., R. Gorter, G.s F., 2. Teil, Leipz. 1902, M. Pospischil, Volkstümliche Erklärung des Faust, Hamburg 1902, B. Litzmann, G.s F., eine Einführung, Berlin 1904, G.s Faust, hg. von B. Michels, 4 Bde., Heidelberg 1931. K. Küchler, Die Faustsage u. der G.sche F., 2. A., 1899, Exp. Schmidt, Faust, G.s Menschheitsdichtung, 2. A., München 1930, eine vortreffliche Einführung zum Verständnis von G.s F. — F. Strehlke, Wörterbuch zu G.s F., Stuttg. 1891; P. Haffner, G.s F. als Wahrzeichen moderner Kultur 1880, u. A., Hamm 1913; G. Keuchel, G.s Religion u. G.s F., Riga 1898; W. Ph. Engert, G.s F. im Licht des Christentums, Kempten 1904; G. Gietmann, Parzival, Faust, Job, Freiburg 1887; G. Witkowski, Die Handlung des zweiten Teils von G.s Faust, 3. A., Leipz. 1916; R. Wörner, F.s Ende, Freiburg 1904; B. Valentin, Die klassische Walpurgisnacht, Leipz. 1906; W. Splettstößer, Der Grundgedanke in G.s F., Berlin 1911; B. Busch, Zum architektonischen Aufbau des F., ZDU. 39; H. Gerland, F., Idee u. Plan der Tragödie, Logos 16; W. Hertz, G.s Naturphilosophie im F., Berlin 1913; F. Hartmann, Die Mystik in G.s F., Leipz. 1918; W. Creizenach, G.s F. als Bühnenwerk behandelt, 1881; W. F. Starck, G.s F. u. die bildende Kunst, Leipz. 1911; Reproduktionen sämtlicher F.-Bilder bringt M. v. Boehns Einleitung zur Prachtausg. des Askanischen Verlags, Berlin 1924; O. Pniower, Pfizers Faustbuch als Quelle von G.s F., ZfdA. 37; H. Rickert, Die Wetten in G.s F., Logos 10; Die Einheit des F.schen Charakters, ebda. 14; Helena in G.s F., Die Akademie 1925; F.s Tod u. Verklärung, DW. 3; K. Burdach, Faust u. Moses, SBW. 1912; derf., Die Disputationsszene u. d. Grundidee in G.s F., Euphor. 27; derf., F. u. die Sorge, DW. 1; A. Frederking, G.s Euphorion, Euphor. 15; A. Brandl u. M. Nassow, G. u. Byron, GJb. 20, 38;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

K. J. Obenauer, Der faustische Mensch, Betrachtungen zum 2. Teil von G.s F., Jena 1922; W. Hertz, Die Baccalaureus-Szene in G.s F., JbGG. 9; K. Borinski, Zur Herkunft des Homunkulus, Munckers Festschr., München 1916; K. Enders, Zu den Homunkulus-Deutungen, GRM. 8; L. Polak, Die H.-Figur in G.s F., Neophilolg. 13; A. Ludwig, Homunculi u. Androiden, Archiv 137, 138; J. Frankenberger, Walpurgis, Leipz. 1826. A. Köster, Faust eine Weltdichtung, München 1924. Weitere Lit. bei J. Körner, a. a. O. S. 863 f. und in den Faustausgaben. — Für die Bühne haben G.s F. eingerichtet: A. Wilbrandt, 2. A., Leipz. 1900, G. Witkowski, 2 Bdchen. in UB., G. Kilian, 1907, L. Weber, Leipz. 1907, L. Weiser u. a. — Gegen allzu kühne Erklärer wendet sich Faust, der Tragödie 3. Teil von Deutobald Symbolizett: Allegoriowitsch Mystifizinsky (F. Th. Vischer).

6. Der schwäbische Dichterkreis.

S. 1092. E. Planck, Die Lyriker des schwäbischen Klassizismus, Stuttg. 1896; A. Mayr, Der schwäb. Dichterbund, Innsbruck 1886; K. Strockerjan, Die schwäb. Dichter und Rückert, Oldenburg 1883; H. Ehrler, Das schwäb. Liederbuch, eine Auswahl aus der klassischen schwäb. Lyrik, Stuttg. 1918; J. Hartmann, Das Tübinger Stift, ein Beitrag zur Gesch. des deutschen Geisteslebens, Stuttg. 1918; O. Ellen, Gesch. des schwäb. Merkurs 1775—1785, Stuttg. 1885; F. Thieß, Die Stellung der Schwaben zu Goethe, Stuttg. 1915. — **Uhland,** Krit. Ausg. der Gedichte von J. Hartmann u. E. Schmidt, Stuttg. 1898, 2 Bde.; U.s Werke, hg. von H. Fischer, 6 Bde., Stuttg. (CCdW.), L. Fränkel, Leipz. (Meyer), 2 Bde., H. Brömse, Berlin 1913; A. Silbermann, 3 Teile, Berlin (Bong) 1908, W. Reinöhl, 8 Bde., Leipz. (Hesse) 1914, mit trefflicher Biogr., Schriften zur Gesch. der Dichtung u. Sage, hg. von A. v. Keller, W. L. Holland u. F. Pfeiffer, 8 Bde., Stuttg. 1865—1873; Tagebuch, hg von J. Hartmann, Stuttg. 1893; L. Holthoff, U.s sämtliche Werke (Quartband), Stuttg. 1901; U.s Briefwechsel, Stuttg. 1911—1917, 4 Bde.; Briefe mit J. Fr. v. Laßberg, Wien 1870. — **Biogr.:** G. Pfizer, U. u. Rückert, Stuttg. 1837; K. Mayer, ebda. 1867; E. Paulus, U. u. seine Heimat Tübingen, 2. A., Stuttg. 1887. O. Jahn, Uhland, mit literarhistor. Beilagen, Bonn 1863; U., sein Leben u. seine Dichtungen, von seinem Freunde Fr. Notter, Stuttg. 1863, mit zahlreichen Briefen; H. Fischer in ADB. 39. Bd.; U.s Leben, von seiner Witwe, Stuttg. 1874; H. Schneider, U., Leben, Dichtung, Forschung, Berlin 1920, L. Holland, L. U. Leipz. 1886; Fr. Th. Vischer, Krit. Gänge, N. F. 4, 97—169, Stuttg. 1863; H. Fischer, U.s Beziehungen zur ausländ. Lit. ZvgL. 1, 365; H. Haag, L. U., Die Entwicklung des Lyrikers, Stuttg. 1907; H. Schneider, U.s Gedichte u. das deutsche MA., Berlin 1920; J. Tressel, Die Anordnung der Gedichte U.s, Diss., Straßbg. 1915; K. Mutschler, Der Reim bei U., Diss., Tübingen 1909; über U.s politische Stellung und Kämpfe sieh H. von Treitschke, Histor. u. polit. Aufsätze 1, 197—304, 6. A., Leipz. 1903; W. Reinöhl, U. als Politiker, Tübingen 1911; W. Bernhardt, U.s politische Betätigungen und Anschauungen, Leipz. 1910.

S. 1094. A. Schmidt, Zur Entwicklung des rhythmischen Gefühls bei U., Altenburg 1904; H. E. Schulzen, Mhd. Anklänge in U.s Gedichten, Thann 1879; H. Mayer, U.s Jugenddichtung, Berlin 1889; Hassenstein, U.s Darstellung der Volksdichtung u. das Volkstümliche in seinen Gedichten, Leipz. 1887.

S. 1095. Düntzers Erläuterungen der Balladen u. Romanzen, 7. A., Leipz. 1879, der Dramen u. Dramenentwürfe, Leipz. 1892; P. Eichholtz, Quellenstudien zu U.s Balladen, Berlin 1879. Über U.s Begriff der Rhapsodie vgl. die Biogr. von H. Dederich, Gotha 1886. — J. C. Rausmeier, U.s Fortunat, Publications 25. — A. v. Keller, U. als Dramatiker, Stuttg. 1877; L. Lang, U.s dramatische Arbeitsweise, Diss., Tübingen 1914.

S. 1096. J. Kerners Werke, hg. von P. Heichen, 8 Bde. Berlin 1903, J. Gaismair, 4 Bde., Leipz. (Hesse) 1905, R. Pissen, Berlin (Bong) 1914, Ausgewählte Gedichte, hg. von E. Müller, in UB., Briefwechsel mit seinen Freunden, hg. von Th. Kerner u. E. Müller, 2 Bde., Stuttg. 1897; Briefwechsel J. K.s u. Ottilie Wildermuth, hg. von A. Wildermuth, Heilbronn 1927. — A. Reinhard, J. K. u. das Kernerhaus, 2. A., Tübingen 1886; Th. Kerner, Das Kernerhaus und seine Gäste, Stuttg. 1894; F. Jedrzejewski, J. u. Th. K. u. das Kernerhaus, 2. A., Leipz. 1913; vgl. auch K. Mayer, „Album schwäbischer Dichter", Tübingen 1861; D. F. Strauß, Kl. Schriften, N. F., Leipz. 1866, 298 ff.; M. Niethammer, K.s Jugendliebe u. mein Vaterhaus, Stuttg. 1877; F. Heinzmann, K. als Romantiker, Tübingen 1908; J. Gaismair, K.s Reiseschatten, ZvglL. 13. u. 14.

S. 1097. Richert, Gesch. der Lyrik K.s, Berlin 1909; F. Pocci, J. K. und sein Münchener Freundeskreis (Briefe), Leipz. 1928.

S. 1098. H. Straumann, J. K., und der Okkultismus, Zürich 1928.

S. 1099. G. Schwabs Gedichte, 2 Bde., Stuttg. 1828 f.; am vollständigsten in UB.; Auswahl von G. Klee, Gütersloh 1882; „Die schönsten Sagen des A.s" u. „Die deutschen Volksbücher" in zahlreichen Ausg.; Kleinere prosaische Schriften, hg. von K. Klüpfel, Freiburg 1882. — Derf., Schw. als Dichter u. Schriftsteller, Stuttgart 1884; Schw.s Leben, erzählt v. seinem Sohne Ch. Theobald Schwab, Freiburg 1883; H. Fischer, ADB. 33. Bd.; W. Schulze, Schw. als Balladendichter, Berlin 1914 (Pal. Bd. 120); G. Stock, G. Sch.s Stellung in der zeitgenössischen Lit., Diss., Münster 1916. — **K. Mayer,** Selbstbiogr., Album schwäb. Dichter, Heft 3., Tübingen 1864; A. Mayr, K. Mayr., Progr., Bozen 1883; J. Hartmann in ADB. 21. Bd.

S. 1101. G. Pfizers epische u. lyr. Dichtungen, Stuttg. 1840; über ihn u. seinen Bruder Paul vgl. W. Lang, Von und aus Schwaben I, ebda. 1885; B. Frank, G. Pfizers Dichtungen, Diss., Tübingen 1912. — **Notters** Gedichte in Ausw., hg. von R. Krauß, 1893. — **J. G. Fischer,** Gedichte, 2. A., Stuttg. 1883; Auf dem Heimweg, Neue Gedichte, ebda. 1891; ebda. erschienen die Dramen. — H. Fischer, Erinnerungen an J. G. Fischer, von seinem Sohn, Tübingen 1897; A. Bartels, J. G. F., in ADB. 48. Bd.

S. 1102. Seb. **Sailer,** Sämtliche Schriften, hg. von S. Bachmann, Buchau 1819 u. K. D. Haßler, Ulm 1843; Volksausg., 4. A., 1893, Biblische u. weltl. Komödien, hg. von Dr. Owlglaß (= H. E. Blaich), München 1914. — P. Beck, in ADB. 36, R. Krauß, Schwäb. Litg. 1, 378 f. — Friedr. Weitzmann (Sohn), **K. B. Weitzmann,** 1865. — H. Fischer, **G. Fr. Wagner,** in ADB. 40. Bd. — **W. Hauff,** Sämtliche Werke mit biogr. Einleitung von G. Schwab, 36 Bdchen., Stuttg. 1830 u. a., von H. Fischer, 6 Bde., ebda. 1884 (BDW.), W. Bölsche, 3 Bde., 1890, C. Flaischlen, 5. A., 2 Bde., Stuttg. 1908, F. Bobertag, bei K., Bde. 156—158, M. Mendheim, 4 Bde., Leipz. (Meyer) 1902, A. Stern, 6 Bde., ebda. (Hesse) 1899, M. Drescher, 2 Bde., Berlin (Bong) 1908, R. Krauß, 6 Bde., Leipz. (Hesse) 1912, H. Hofmann, Leipz. (UB.) 1905, 2 Bde.; C. G. v. Maaßen, 5 Bde., München 1923; zahlreiche Volks- u. Einzelausg. — Biogr. von Klaiber, Stuttg. 1881, Mendheim, Leipz. 1894; H. Hofmann, W. H., Darstellung seines Werdeganges, Frankfurt 1902; M. Schuster, Der geschichtliche Kern von H.s Lichtenstein, Stuttg. 1904; M. Drescher, Die Quellen zu H.s Lichtenstein, P. Bd. 8; A. Mannheimer, Die Quellen zu H.s „Jud Süß", Gießen 1909; W. Scheller, W. H., Leipz. 1927 (UB.); F. Zinkernagel (Quellen u. Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft 7); J. Arnaudoff, W. H.s Märchen und Novellen, Diss., München 1915; H. Schulhof, H.s Märchen, Euphor. 29.

S. 1104. Mörikes sämtliche Werke, hg. von R. Krauß, 2. A., 6 Bde., Leipz. (Hesse) 1910, W. Eggert-Windegg, 2 Bde., Stuttg. 1905, K. Fischer, 6 Bde., München 1906,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

H. Maync, 3 Bde., 2. A., Leipz. (Meyer) 1909, E. Sallwürk, 2 Bde., Leipz. (UB.) 1910, A. Leffson, 2 Bde., Berlin (Bong) 1911, W. v. Scholz, 3 Bde., Stuttg. 1924, F. Deibel, 4 Bde., Berlin 1911; zahlreiche Einzel- u. Volksausg.; Gedichte, 24. A., Leipz. 1907. **Briefe** in Ausw. von Fischer u. Krauß, 2 Bde., Berlin 1903 f. u. W. Vesper, Berlin 1912; Briefwechsel zwischen M. und Schwind, hg. von H. W. Rath, 2. A., Stuttg. 1920, Briefwechsel mit Storm, Stuttg. 1919 u. Luise Klau, Ludwigsburg 1921, beide hg. von demselben; mit H. Kurz, hg. von H. Kindermann, Stuttg. 1919, mit F. Th. Vischer, hg. von R. Vischer, München 1926; Das Mörike-Buch, eine Auswahl aus den Dichtungen, Briefen u. Novellen, Wien 1925. **Biogr.** von F. Notter, Stuttgart 1875; K. Bächtold in ADB. 22. Bd., K. Fischer, Berlin 1901; Maync, 3. A., Stuttg. 1927, Eggert, Windegg, ebda. 1904, E. v. Sallwürk, Leipz. 1926 (UB.). — R. Bachert, M.s Maler Nolten, Leipz. 1918; W. Heinsius, M u. die Romantik, DV. 3; K. Märtens, Die Mythologie bei M., Marburg 1921; H. Walder, M.s Weltanschauung, Zürich 1922; H. Hieber, M.s Gedankenwelt, Stuttg. 1924 (eines der besten Bücher in der M.-Lit.); Krauß, M. als Gelegenheitsdichter, Stuttg. 1895; K. Fischer, M.s künstlerisches Schaffen u. dichter. Schöpfungen, Berlin 1903; H. Ilgenstein, M. u. Goethe, Berlin 1904; G. Berger, M. u. sein Verhältnis zur schwäb. Romantik, Progr., Kempen 1910; J. E. v. Günthert, M. u. Notter, Berlin 1886; B. Seuffert, M.s Nolten u. Mozart, Graz 1924; A. Eichler, Die Quellenverarbeitung in M.s Mozart, Zs. f. d. österr. Mittelschulen 2. E. Flad, M. u. die Antike, Münster 1916; über Maler Nolten und Gedichte: Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, 2, 216—281, Tübingen 1884; Altes u. Neues 1, 175, Stuttg. 1881; H. Reinhardt, M. u. sein Roman Maler Nolten, Zürich 1930 (Wege zur Dichtung 9). H. W. Rath, M. als Kinderfreund, Ludwigsburg 1926; Aufsätze über M., ungedruckte Briefe u. Dichtungen M.s finden sich in den Rechenschaftsberichten des Schwäbischen Schillervereins; Lit. zu M. in Die Lit. 27, 666; W. Eggert-Windegg, M., Hochld. 1 b 696. — **Waiblingers** Gesammelte Werke, hg. von H. von Canitz, 9 Bde., Hamburg 1840; Gedichte aus Italien (m.t Bibliogr.), hg. von E. Grisebach in UB.; Gedichte, hg. von Mörike, Hamburg 1844; Liebe u. Haß, Trauerspiel, DD. Nr. 148. — K. Frey, Waiblinger, sein Leben u. seine Werke, Aarau 1904; H. Fischer in ADB. 40; derſ., Beiträge zur Ltg. Schwabens 1, 148 ff., Tübingen 1891. E., W., Hochld. 2 a 249.

S. 1106. D. F. Heilmann, M.s Lyrik u. das Volkslied, Berlin 1913; A. Turazzi, M. e l'antichità classica, Roma 1923; A. Schaeffer, Dichter u. Dichtung, Leipz. 1922; A. Fischli, Klangmittel im Versinnern, aufgezeigt an der Lyrik M.s, Bern 1920.

S. 1108. A. Kinzel, Der Vers in M.s Idylle vom Bodensee, Progr., Wien 1910; W. Knögel, Voß' Luise u. die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf H. Seidel, Frankfurt 1906; G. Schneider, Über das Wesen u. den Entwicklungsgang der Idylle, Progr., Hamburg 1893. Vgl. E. Merker in NL. 2, 3 ff. — **Hermann Kurz,** Werke, hg. von P. Heyse, 10 Bde., Stuttg. 1874, von F. Fischer, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1904; Lisardo, hg. von H. Kindermann, Stuttg. 1919; Briefwechsel mit Mörike, hg. von demselben, Stuttg. 1919. — **Monogr.** Isolde Kurz (Tochter), H. K., ein Beitrag zu seiner Lebensgesch., 3. A., München 1920; dieselbe, Meine Mutter, Tübingen 1923; F. Kürnberger, Literarische Herzenssachen S. 174 ff., Wien 1877; E. Sulger-Gebing, Kurz, ein deutscher Volksdichter, Charakteristik u. Bibliogr., Berlin 1904; W. Heynen, Der Sonnenwirt von H. K., Berlin 1913; H. Fischer, Kurz in seinen Jugendjahren, Südd. Monatshefte 3. Jg., S. 52 ff.; W. Stöß, Die Bearbeitungen des Verbrechers aus verlorener Ehre, Stuttg. 1913 (BBr. 97); H. Kindermann, K. u. die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jh., Stuttg. 1918; B. Golz, Zwei schwäbische Erzähler, Melchior Meyer u. H. K., Hamburg 1925. Th. Ebner, H. K., Hochld. 11 a, 248.

S. 1169. A. Knapp. Gedichte in Auswahl, hg. von J. Kurth, Leipzig 1903; auch bei Hendel u. a. — J. Knapp (Sohn), A. Kn. (nach eigenen Aufzeichnungen), 1867; K. Gerok, A. K. als schwäbischer Dichter, Stuttg. 1879; Th. Schott, A. K. in ADB. 16. Bd., M. Knapp, A K. als Dichter u. Schriftsteller, Tübingen 1912.

S. 1110. J. Kraiß; Klassisches Vergißmeinnicht, Denkblätter aus klassischen Dichtern, 8. A., 1889; Christliches Vergißmeinnicht, 11. A., 1889; Vaterländische Gedichte, 1877; Altd. Heldendichtungen in Prosa bearbeitet, 2 Bde., 1855. — **Fr. Karl Gerok.** F. Braun, Erinnerungen an K. G., 1891; G. Gerok, K. G., ein Lebensbild, 1892; A. Otto, K. G. 1898; H. Mosapp, Fr. K. v. Gerok, in ADB. 49. Bd. (1904).

S. 1111. David Friedr. Strauß, Gesammelte Schriften, hg. von E. Zeller, 12 Bde., Bonn 1878; der 12. Bd. gesondert: Poetisches Gedenkbuch, Gedichte aus dem Nachlasse, 1877. Ausgew. Briefe, hg. von E. Zeller, Bonn 1895; Briefe an Georgii, hg. von H. Maier, Tübingen 1912; Briefe an seine Tochter, Heidelberg 1921. — E. Zeller, D. F. Str., Heidelberg 1878, 2 Bde.; Th. Ziegler, Str., 2 Bde., Straßbg. 1908; F. Th. Vischer, Dr. Str. u. die Wirtemberger; derſ., Str. als Biograph; derſ., Alter u. neuer Glaube, Kritische Gänge 1, Tübingen 1844, NF. 3, Stuttg. 1861, 6 ebda. 1873; Frz. Hettinger, D. Fr. Str., 1875; A. Hausrath, D. F. Str. u. die Theologie seiner Zeit, München 1878; E. Zeller, D. Fr. Str., in ADB. 36. Bd.; S. Eck, D. Fr. Str., 1899; K. Fischer, D. Fr. Str., 1908; Harräus, D. Fr. Str., Leipzig 1901; Th. Khaiber, D. Fr. Str., 1920; Ungedruckte Briefe Mörikes an D. Fr. Str., LE. 24. Jg. (1922). — **Fr. Th. Vischer,** Ausgew. Werke, hg. von G. Keißner, Stuttg. 1918 und Th. Kappstein, 8 Bde., Leipz. (Hesse) 1920, Kritische Gänge 2 Bde., 1846, NF. 6 Bde. 1873, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen 3 Bde. 1858 (beide Werke neu hg. von R. Vischer, München 1922), Faust, der Tragödie 3. Teil, 5. A. 1901, mit einem Anhang von H. Falkenheim, 1921 (siehe zu S. 1088), Auch Einer, 2 Bde., neu hg. von F. Feilbogen, Leipz. 1919 und wiederholt in verschiedenen Nachdrucken der Orig.-Ausg. von 1879, auch in UB., Lyrische Gänge, 5. A. 1909, Nicht Ia, 3. A. 1909; Mörike u. V.scher, Briefwechsel, hg. von R. Vischer, 1926. — **Monogr.** R. Weltrich in GDB. 40. Bd.; F. Feilbogen, Auch Einer, Zürich 1916; vgl. J. Körner, LZB. 1918, S. 15; Th. Ziegler, Fr. Th. V., 1893; J. G. Oswald, Fr. Th. V. als Dichter, 1896; E. Hayfelder, Klassizismus u. Naturalismus bei Fr. Th. V., 1901, O. Keindl, Fr. Th. V. (m.t Bibliographie) 1901; Fr. Reich, F. Th. V., Die Kulturphilosophie F. Th. V.s, Diss., Leipz. 1907; H. H. Zießeler, Beiträge zur Entstehungsgesch. der Dichtung „Auch Einer", 1913; H. Glockner, Fr. Th. V.s Ästhetik in ihrem Verhältnis zu Hegels Phänomenologie des Geistes, Leipz. 1920; O. Hesnard, Fr. Th. V., Paris 1921, bisher 1. Teil; Th. Klaiber, Fr. Th. V., Stuttg. 1920 (mit einer Auswahl aus V.s Schriften); H. Glockner, V. als ethisch-politische Persönlichkeit, HZ. Band 128 (1923); A. Rapp, Fr. Th. V. und die Politik, 1911; F. Th. V. und der zweite Teil von Goethes Faust, 1927; H. Kürbs, Die Pfahldorfgesch. in V.s Auch Einer, Diss., München 1915. H. Herz, F. Th. V., Bw. 16, 101 ff. Weitere Lit. im DLL. 2, 2820 f.

7. Die österreichischen Dichter.

Wichtig für die österr. Ltg. des 19. Jhs. ist das Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft (JbGr.) seit 1890; Neudr. von Werken u. Urkunden bringen Lit.-Ver W. u. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Prag 1894 ff.; A. Müller-Guttenbrunn, Im Jahrhundert Grillparzers, München 1904; St. Hock, Lyrik aus Deutschösterr. vom MA. bis zur Gegenwart, Zürich 1920; derſ., Von Raimund bis Anzengruber, JbGr. 15. u. 16. Bd.; K. Hoffmann, Lyrik aus Österr. seit Grillparzer, Berlin 1912; Die politische Lyrik des Vormärz u. des Sturmjahres, hg. von O. Rommel, Wien 1912; H. Bahr, Burgtheater, 1920; K. Glossy, Zur Gesch. der Theater Wiens, JbGr. 25. u. 26. Bd.; R. Schaukal, Österreichische Züge, Mün-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

chen 1918; M. Enzinger, Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Berlin 1919, 2 Bde. Vollständige Lit. zu den österr. Dichtern bei Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Litg.

S. 1112. Adam Müller, Vermischte Schriften, 2 Teile, 2. A., Wien 1817; Notwendigkeit einer theolog. Grundlage der ges. Staatswissenschaften, u. A. Wien, Neudr. 1917; Briefwechsel mit Gentz, Stuttg. 1857. — D. A. Rosenthal, Konvertitenbilder I, Schaffhausen 1866; P. Mitscher, A. M. in ADB. 22. Bd.; R. Wolpers, A. M. über einen Bund aller Völker, Hochld. 16. Jg. (1919); J. Hofer, A. M. u. Metternich, ebda. 19. Jg. (1922); M. Dörring, Katholizismus u. Romantik in der Sozialethik von Fr. Schlegel u. A. Müller, Diss., Marburg 1924; J. Baxa, Gesellschaft u. Staat im Spiegel deutscher Romantik, 1924; G. Stefansky, Ein neuer Weg zu H. v. Kleist (mit weiterer Lit., Euphor. 23. Bd.). Lit. auch im DLL. 1, 1628 f. — **Friedrich v. Gentz,** Ausgewählte Schriften, hg. von W. Weick, 5 Bde., Stuttg. 1836 ff., von G. Schlesier, 5 Bde., Mannheim 1838 ff., Tagebücher, 4 Bde., Leipz. 1873; Briefe von und an Gentz, hg. von F. Wittichen, 3 Bde., München 1913. — K. v. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. v. G., Leipz. 1867; A. Beer, Fr. v. G., in ADB. 8. Bd., 1878; E. Guglia, Fr. v. G., Wien 1901, M. Pfluger, G. als Widersacher Napoleons, 1904, E. M. Kircheisen, Die Schriften von u. über G., bibliogr. Übersicht, Mitteilg. des Instituts für österr. Geschichtsforschung, 27. Bd., 1906; K. Groba, Fr. v. G., Schlesische Lebensbilder, 2. Bd., 1926. — **Heinrich Josef von Collin,** Sämtliche Werke mit Biogr. hg. von Matth. Collin, 6 Bde., 1812 ff.; Ausg. der Trauersp. allein 1928; Regulus, hg. von A. Hauffen, bei K. Bd. 139, auch in UB. u. MW. — K. Weiß, J. v. C. in ADB., 4. Bd.; F. Lhaban, H. J. v. C., Wien 1879; J. Wihan, C. u. die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österr. zu Beginn des 19. Jhs., Euphor. 5. Erg.-Heft; W. Münch, C. u. Shakespeare, JbSh. 41., Lit.-Ver. W. Bd. 11. M. Lederer, H. J. C. und sein Kreis, Wien 1921, Archiv für österr. Gesch. 109, I. — J. Kürschner, **Fr. J. v. Holbein,** in ADB. 12. Bd.; H. Kästner, F. v. H., Bühnenleiter u. Dramatiker, Diss., Bonn 1924. — **F. Castelli,** siehe zu S. 1082. — Fr. **Stelzhamer,** Ges. Dichtungen, hg. von N. Hauthaler und Ch. Weitzenböck, 3 Bde., Linz 1897 ff.; Ausw. von P. Rosegger, 4 Bde., Wien 1884; von R. Greinz in UB. von Matosch, Linz 1900 und L. v. Hörmann, 2 Bde., Wien 1912. — Biogr. von H. Dieter, Salzburg 1895; H. Zöll, Linz 1900; A. Schlossar, F. St., in ADB. 36. Bd.; H. Commenda, St.-Bibliographie, Linz 1909, M. Burckhardt, St. u. die oberösterr. Dialektdichtung, Wien 1905. H. Anschober, F. St., o.-ö. Männergestalten (Linz) S. 121 ff.

S. 1114. J. Wihan. **K. A. Kaltenbrunner** als mundartlicher Dichter, Linz 1904; Gedichte, hg. von seiner Tochter, H. v. Radies-Kaltenbrunner, Wien 1909. F. Pfeffer, K., o.-ö. Männergestalten S. 139 ff.; Wurzbach Bd. 10; ADB. 15. Bd., J. Wihan, K. als mundartl. Dichter, Linz 1904, J. Engl. biogr. Skizze, Wien 1903. — K. v. Lutterott, Gedichte im Tiroler Dialekt, hg. von L. v. Hörmann, Innsbruck 1896. — **Schreyvogel,** Ges. Schriften, Braunschweig 1836, 4 Bde., Ausgew. Werke, hg. von E. Braun, Wien 1910, Tagebücher, hg. von K. Glossy, Berlin 1903; A. v. Weilen, Sch. u. das Burgtheater, ÖR. 31, Der Roman meines Lebens, JbGr. 9. Jg.; E. Kilian, Sch.s Shakespeare-Bearbeitungen, JbSh. 39, 41, 43. Aufsätze im JbGr. 8—11, 14, 27; ADB. 54. Bd. (Castle); A. Schönbach, Aufsätze, 1900; A. Sauer, Aus Schr.s Papieren (Reden u. Aufs., 1900); Schr.s Beziehungen zu Grillparzer, zu Goethe, JbGr. 10., 11., 14. Jg.

Grillparzer, Sämtliche **Werke,** hg. von H. Laube und J. Weilen, 10 Bde., Stuttg. 1872, 5. Ausg. 20 Bde., von A. Sauer 1892 (mit vorzüglicher Einl.), R. Franz, 5 Bde., Leipz. (Meyer) 1903; M. Necker, 16 Bde., Leipz. (Hesse) 1903; A. Zipper, 6 Bde., Leipz. (UB.) 1903, O. Rommel, 16 Bde., Wien 1919; Stefan Hock, 16 Bde., Berlin (Bong) 1911, mit Registerbd.; historisch-kritische Ausg. mit Briefen, Skizzenbüchern u. Aktenstücken im Auftrage der Stadt Wien, berechnet auf 25 Bände, besorgt von A. Sauer, Wien 1909 ff., dürfte aber nach dem Tode des Verfassers (gest. 1926) unvollendet bleiben; populäre Ausgaben mit Verwertung der textkritischen Ergebnisse A. Sauers von E. Rollett u. A. Sauer, 9 Bde., Wien 1924 u. E. Castle, 6 Bde., Wien 1924. Gespräche und Charakteristiken von G.s Persönlichkeit durch die Zeitgenossen in den Schriften des Lit.-Ver. W., 6 Bde., Wien 1904—1916, Briefe u. Tagebücher, eine Ergänzung zu G.s Werken gesammelt u. hg. von K. Glossy und A. Sauer, 2 Bde., Stuttg. 1903; G.s Selbstbiogr. u. Bildnisse, hg. von L. Böck u. W. Englmann, Wien 1923; N. Payer von Thurn, G.s Ahnen, Wien 1915, vgl. dazu E. Castle, ZfdPh. 48 u. F. Wiesinger, Euphor. 24. Die bis 1909 erschienene Gr.-Lit., gesichtet von St. Hock, GRM. 1. über die G.-Forschung u. die deutsch-österr. Lit. unterrichtet das von Glossy hg. Jb. der Grillparzer-Gesellschaft, Wien 1891 ff. — **Biographien u. Charakteristiken.** M. Neckers Verdeutschung von A. Ehrhards französischem Buche; G., sein Leben u. seine Werke, 2. A., München 1910; vgl. dazu JbGr. 10, 301; H. Sittenberger, G., sein Leben u. Wirken, Berlin 1904; H. Laube, G.s Lebensgesch., Stuttg. 1884; R. Smekal, G. u. Raimund, 1920; A. Faulhammer, G., eine biograph. Studie, Graz 1884; B. Paoli, G. und seine Werke, Stuttg. 1875; A. Kleinberg, F. G. (Aus Natur u. Geisteswel.), Leipz. 1917; A. Schönbach, Fr. Gr., in ADB. 9. Bd (1879); A. Trabert, Fr. G., 1890; A. Sauer, Fr. Gr., Einl. zur 5. Ausg. der Werke, s. o.; W. von Wartenegg, Erinnerungen an Fr. G., 1901; M. v. Ebner-Eschenbach, Meine Erinnerungen an G., 1916; E. Kuh, Zwei Dichter Österreichs, G.—Stifter, Pest 1872; ders., G. u. sein Besuch bei Goethe, Wien 1866; Aus den Erinnerungen des Dichters J. Pollhammer an G., JbGr. 28. Jg. (1926). L. Beringer, G.s Persönlichkeit in seinem Werk, Zürich 1928; W. Scherer, B. u. A. S. 193—307; M. Koch, G., eine Charakteristik, Frankfurt a. M. 1891; W. Bücher, G.s Verhältnis zur Politik seiner Zeit. Marburg 1913 (BMW. Nr. 19); W. Jerusalem, G.s Welt- u. Lebensanschauungen, Wien 1891; A. Lichtenheld, G.-Studien, Wien 1891; O. Katann u. a., G.-Studien, Wien 1924; R. Backmann, G.s Erwachen, Festschr. für A. Sauer 1925; G. Stefansky, G.s geistige Persönlichkeit, ebda.; P. Kuranda, G. u. die Politik des Vormärzes, ebda.; F. Jodl, G. u. die Philosophie, JbGr. 8 u. 10. Jg.; E. Reich, G.s Kunstphilosophie, Wien 1890; F. Strich, G.s Ästhetik FM. Bd. 29; W. Börner, G. u. Kant, Arch. f. Gesch. der Philosophie 26; H. Geißler, G. u. Schopenhauer, Diss., München 1916. K. Beste, G.s Verhältnis zur Tendenzliteratur seiner Zeit, Diss., München 1915; F. Coar, Gr., Hochland 15 b, 170. **Grillparzer als Lyriker.** Wiener Grillparzer-Album hg. von Th. v. Frey, Stuttg. 1877; H. Widmann, G. als Lyriker, Görz 1874; A. Sauer, Proben eines Kommentars zu G.s Gedichten, JbGr. 7. u. 18. Jg.; A. Petak, Goethesche Einflüsse auf G., JbGr. 17.; L. Wyplel, Byron u. G., JbGr. 14; G. Waniek, G. u. Goethes Einfluß 1893; A. Sauer, Neue Beiträge zur Würdigung G.scher Gedichte, Festgabe für Heinzel, 1898; G. Petrasovics, Über die Beziehungen von G.s Lyrik zur deutschen Romantik u. zur Pseudoromantik der Wiener Musenalmanache, JbGr. 28. Jg. O. E. Lessing, Schillers Einfluß auf G., 1902; A. Fries, Intime Beobachtungen zu G.s Stil u. Versbau mit Exkursen zu Klopstocks, Goethes u. Shakespeares Stil, German. Studien 1922, 8. Heft. **G. als Dramatiker.** Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels 3, 1—93, 7. A., Oldenburg 1904; A. Erhard, Le théatre en Autriche, Paris 1900; G. Pollak, Grillparzer and the Austrian-Drama, New-York 1907; J. Volkelt, G. als Dichter des Tragischen, Nördlingen 1888; dazu JbGr. 4. u. 10. Jg.; A. Klaar, G. als Dramatiker, Wien 1891; E. Reich, G.s Dramen, Dresden 1894; H. Keidel, Die dramatischen Versuche des jungen G., Münster 1911; G. Heine, G. als Dichter geschichtlicher Dramen ZDU. 18; O. Redlich, G.s Verhältnis zur Geschichte, Wien 1900; A. Cafasso, Das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bild in der dramatischen Sprache G.s, Leoben 1884; H. Küchling, Studien zur Sprache des jungen G., Leipz. 1900; H. Braun, G.s Verhältnis zu Shakespeare, Diss., München 1916; E. Calow, G. u. die Bühne, Diss., Greifswald 1913; J. Schwering, G.s hellenische Trauerspiele, Paderborn 1891 (vorzügliches Buch); R. Pannwitz, G.s histor.-politische Dramen, ÖR. 57; A. Farinelli, G. u. Lope de Vega, Berlin 1894; W. v. Hartel, G. u. die Antike, JbGr. 17; K. Niederhafner, Der Einfluß der Griechen auf G., Wien 1892; O. E. Lessing, G. und das Neue Drama, München 1905; F. Wolf-Cirian, G.s Frauengestalten, Stuttg. 1908.

S. 1119. G. Kohm, Die **Ahnfrau** in ihrer gegenwärtigen und früheren Gestalt, Wien 1903; dazu JbGr. 11, 22; K. Noch, G.s Ahnfrau u. die Wiener Volksdramatik, Leipz. 1911; R. Backmann, Entwicklungsgeschichtliches zu G.s Ahnfrau, JbGr. 28; über die Quelle: J. Minor, Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1885, Nr. 71; L. Wyplet, Euphor. 7; J. Minor, Zur Gesch. der deutschen Schicksalstragödie u. zu G.s Ahnfrau; vgl. zu S. 1075, JbGr. 9. Jg.; E. v. Komorzynski, Die Ahnfrau u. die Schicksalstragödie 1898 (Festgabe für Heinzel). W. Terlitza, G.s Ahnfrau u. die Schicksalsidee, Beitz 1883; H. Schwetz, über die dramatische Sprache der Ahnfrau, Horn 1878.

S. 1120. Traum ein Leben: R. Mayer, VLG. 5; St. Hock, Eine literarhistor. Untersuchung, Stuttg. 1904; JbGr. 13. Jg.; R. Payer von Thurn, Österr.-ungar. Revue 10.

S. 1121. Sappho: Schwering a. a. O. S. 1—67; R. M. Werner, Beilage zur Münchener A. Z. 1884, Nr. 156; F. Kunz, Ästhetische Würdigung der Sappho, Teschen 1889; O. E. Lessing im Euphor. 10, 202.

S. 1122. A. Sauer, **L. Pyrker,** in ADB. 26. Bd.; Ges. Werke, 3 Bde., Stuttg. 1833 u. ö.

S. 1123. Das goldene Vließ: Schwering a. a. O. 68—150; H. H. Müller, Euripides' Medea u. das g. Vl., 2. A., Wolfenbüttel 1909; H. Purtscher, Die Medea des Euripides, verglichen mit der von G. u. Klinger, Innsbr. 1880; G. Deile, Klingers u. G.s Medea miteinander u. mit Euripides u. Seneca verglichen, Erfurt 1901; R. Tischer, Vergleichung der Medea von Euripides u. G., Bern 1900; K. Landmann, Das goldene Vl. u. Der Ring des Nibelungen ZvglL. 4, 160; H. Lasch, Der tragische Gehalt des g. Vl., JbGr. 24; R. Backmann, Die ersten Anfänge der Grillparzerschen Medea-Dichtung, Diss., Leipz. 1910; Zu den Argonauten vgl. JbGr. 24.

S. 1125. A. Klaar, **König Ottokars Glück und Ende,** Leipz. 1885; Zur Gesch. des Trauerspiels vgl. K. Glossy, JbGr. 9, 213. — G. **Melusinen-Dichtung** für Beethoven, JbGr. 4 u. 8Jg.

S. 1127. Ein treuer Diener seines Herrn, M. Necker, JbGr. 3. 1; Euph. 7. 9. u. 10. Jg. (Wyplet).

S. 1129. Des Meeres u. der Liebe Wellen: Schwering a. a. O. 151—183; M. H. Jellinek, Die Sage von Hero u. Leander in der Dichtung, Berlin 1896; G. Knauck, H. u. L., Leipz. 1898 (Festgabe für Susemihl.)

S. 1130. Deinhardstein, Ges. dramatische Werke, 7 Bde. 1848—1857. — K. E. Schroer, Rede zur D.-Feier in W.en 1880.

S. 1131. Weh dem, der lügt: J. Minor, Wahrheit und Lüge auf dem Theater, Euphor. 3 u. JbGr. 3, 41; dazu ZfBf. 6; G. Waterhouse, The sources of G.s W. d. d. l., in The Modern Language Review 17.

S. 1132. Jüdin von Toledo in Gesch. u. Dichtung, von W. v. Wurzbach, JbGr. 9. u. 19. Jg.; A. v. Berger, Dramaturgische Vorträge S. 34—60, 2. A., Wien 1891; M. Landau, Beilage zur Münchener A. Z. 1884, Nr. 293; Lope de Vega zum erstenmal ins Deutsche übersetzt von W. v. Wurzbach, Straßbg. 1920. E. Lambert, La Juive de Toledo, Revue 2. — **Hannibal,** Euphor. Ergzheft 1. — A. Sauer u. J. Minor, Zu G.s dramatischen Fragmenten VLG. 1. u. 5. Jg.

S. 1133. K. Duschinsky, über die Quellen u. die Zeit der Abfassung von G.s **Esther,** ZÖG. 1899; M. Mitrath, Bilder und Vergleiche in G.s Esther, 1906; L. Hradek, Studien zu G.s Altersstil u. die Datierung des Esther-Fragments, Prager Deutsche Studien, 1915, 24. Heft; Esther, vollendet von R. Krauß, Stuttg. 1903; A. Berger, Dramaturg. Vorträge, 2. A., Wien 1891; L. Geiger, Der Estherstoff in der neueren Lit. in „Die deutsche Lit. und die Juden", Berlin 1910. — E. Grigorowitza, **Libussa** in der deutschen Dichtung, Berlin 1901; A. Sauer, über das Zauberische bei G., in Ges. Reden u. Aufsätze, 1902.

S. 1134. Die Kaiserreden im **Bruderzwist in Habsburg,** ZDU. 5, 26.

S. 1135. B. Seuffert, G.s **Spielmann** (Festschr. für A. Sauer), 1925; E. Alker, über Komposition und Stil von G.s Spielmann, Neophilolg. 11. Jg. 1926; R. Lach, G.s Spielmann, Festschr. für Schlosser, Wien 1927; K. Tomanetz, Studien zur Syntax in G.s Prosa, 1894.

S. 1136. M. Krauske, G. als Epigrammatiker, Berlin 1906.

S. 1137. Fr. Halm, Werke, Wien 1856—1872, 12 Bde.; Ausgew. Werke, hg. von A. Schlossar, 4 Bde., Leipz.-(Hesse) 1904, A. Fürst, 4 Bde., Berlin (Bong) 1910, O. Rommel, 4 Bde., Teschen 1914; einzelnes auch in MB. — Briefwechsel mit Enk v. d. Burg, hg. von R. Schachinger, Wien 1890; dazu E. Förstemann, Enk u. H., ALG., 5, 677 ff. — H. u. die Familie Nettich, JbGr. 16, 52; K. Tomaschek, H. u. Grillparzer, Wien 1872; F. Pachler, Jugend u. Lehrjahre des Dichters F. H. in Helferts österr. Jb. 1877; A. Schönbach, E. Fr. J. Reichsfreiherr von Bellinghausen, in ADB. 22. Bd. (1885); J. G. Seidl, Fr. H., Album österr. Dichter 1850; H. Pachler, Fr. Halm, Stamms, Österr. Jb. 1877; E. Simani, Gedenkbl. an H., Prag 1873).

S. 1138. R. Peltz, F. H. u. die Bühne, Diss., Münster 1926; H. Schneider, H. u. das spanische Theater, Pal. Bd. 28 (1909). G. Boden, Der Stil in den Dramen F. H.s, Diss., Greifsw. 1911; P. Lambartz, Der fünffüßige Jambus in F. H.s Dramen, Diss., Münster 1915; K. Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltlit., Weimar 1926; F. v. Westenholz, Die Griseldissage in der Litg., Heidelberg 1888; H. Petersen, H.s Fechter von Ravenna, Diss., Marburg 1910.

S. 1139. Ch. Reinicke, Untersuchungen zu F. H.s Erzählungen u. ihrer Technik, Tübingen 1912. — A. Schönbach, **S. Mosenthal,** in ADB. 22. Bd. (1885). — **F. Raimund,** Werke, hg. v. K. Glossy u. A. Sauer, 3 Bde., 2. A., Wien 1891, E. Castle, 3 Bde., Leipz.-(Hesse) 1903, A. v. Auerswald, 3 Bde., Berlin 1905, R. Fürst, Berlin (Bong) 1908, O. Rommel, 3 Bde., Wien 1912; histor.-kritische Säkularausg., hg. von F. Brukner u. E. Castle, Wien 1924 ff., noch unvollendet, R.s Liebesbriefe, hg. von F. Bruckner, Wien 1913; Briefe an Tony Wagner, hg. von E. Glossy, JbGr. 4, 145—306. — **Biogr.** von A. Sauer in ADB. 27. Bd., L. A. Frankl, Wien 1884, A. Farinelli, Grillparzer u. R., JbGr. 7. Bd., K. Glossy, F. R., JbGr., H. v. Wolzogen, F. R., eine Erinnerung u. eine Mahnung, 1906, R. Smekal, Grillparzer u. R., Funde u. Studien, Wien 1920, derf., R. nach Aufzeichnungen u. Briefen des Dichters u. Berichten von Zeitgenossen, 1920, W. Börner, in UB., A. Möller, F. R., Graz 1923; L. A. Frankl, R.s Ende, JbGr. 8, 267; H. v. Treitschke, Deutsche Gesch. im 19. Jh., 2, 23, Leipz. 1882.

S. 1140. R. Fürst, **Bäuerle,** Meisl, **Gleich,** Raimunds Vorgänger, Ausw. mit ausführlicher Einleit., Schriften der Gesellschaft für Theatergesch., 10. Bd., 1907.

S. 1141. A. Schlossar, **Fr. Kaiser,** in ADB. 15. Bd. — Ausgew. Werke, hg. von O. Rommel, Deutsch-österr. Klassikerbibl., 15. Bd., 1882. Werke aufgezählt im DLL. 1, 1133 f. — R. Prisching, R.s Anfänge, Progr., Mähr.-Ostrau 1901—1902; K. Fuhrmann, R.s Kunst u. Charakter, Berlin 1913. — P. Cornelius, Der Diamant des Geisterkönigs, 1867.

S. 1142. E. Kilian, R.s „Gefesselte Phantasie", JbGr. 12, 191. — R. Prisching, R.s Mädchen aus der Feenwelt, Alt-Wiener Kalender 1926. — M. Landau, Der Menschenhaß auf der Bühne, Beil. zur Münchener A. Z. 1890, Nr. 146—152, Dresden 1893; dazu H. Uhde, ALG. 5, 278. — E. Schmidt, Charakteristiken, 1, 381 ff. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

F. Bruckner, N. in der Dichtung seiner Zeitgenossen, Wien 1905; R. F. Arnold, N. in England (Beiträge zur neueren Philologie für Schipper), 1902; J. E. Protke, Das Leopoldstädter Theater, Wien 1847.

S. 1143. Nestroy, Ges. Werke, hg. v. Chiavacci u. Ganghofer, 12 Bde., mit Biogr. von M. Necker, Stuttg. 1912, L. Gottesleben, 18 Bde., Berlin 1893; Ausw. von L. Rosner, 12 Bde., Berlin 1903, O. Rommel, 2 Bde., Berlin (Bong) 1908; F. Bruckner, 4 Bde., Leipz. (Hesse) 1911; histor.-krit. Gesamtausg. von Rommel, Wien 1924, bisher 11 Bde.; vieles einzeln in UB. u. in der österr. Allg. Nat.-Bibl. — **Biogr.** N. M. Werner in ADB. Bd. 23, H. Sittenberger, JbGr. 11, 125 ff. — L. Langer, N. als Satiriker, Wien 1908; Fr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, 1884; F. Hadamowsky, Das Carltheater unter der Direktion J. Nestroys, Jb. der österr. Leo-Gesellsch., Wien 1926; K. Kraus, N. u. die Nachwelt, Wien 1912. — Alte Wiener Theaterlieder vom Hans Wurst bis N., hg. von R. Smekal, Wien 1920.

S. 1144. Bauernfeld, Ges. Schriften, 12 Bde., Wien 1871 ff., Dramat. Nachlaß, hg. von F. v. Saar, Stuttg. 1894; Auswahl von E. Horner, 4 Bde., Leipzig 1905, F. Bruckner, ebda. 1911; vieles einzeln in UB.; Aus B.s Tagebüchern, hg. von E. Glossy, Wien 1895—1896, JbGr. 5. 6. 13. — Schwinds Briefe an B., JbGr. 6, 225. Ges. Aufsätze, Lit.-Ver. W., Bd. 4. — E. Horner, E. v. B., in „Dichter u. Darsteller", 4. Bd., Leipz. 1900 u. JbGr. 12, 42; vgl. W. Scherer B. u. A. 308 ff.; W. Zentner, Studien zur Dramaturgie E. v. B.s, Leipz. 1922; A. Sauer, B. u. Saphir, JbGr. 27 (1923); Bühneneinrichtung des Fortunat von E. Kilian, Halle 1902; dazu Horner im JbGr. 12, 42.

S. 1145. N. Lenau, Sämtl. Werke, hg. von A. Grün, 4 Bde., Stuttg. 1855 u. ö., N. Boxberger, Berlin (Hempel) 1883, G. E. Barthel, 2. A., Leipz. (UB.) 1885, M. Koch, bei K. Bde. 154—155, K. Hepp, Leipz. u. Wien 1882, E. Castle, 2 Bde., Leipz. (Hesse) 1900, von dems., kritische Ausg., 6 Bde. (mit sämtlichen Briefen), Leipz. 1910—1923, dazu H. Bischoff im Euphor. 25. Bd. (1924), O. F. Gensichen, Stuttg. 1902, C. A. v. Bloedau, 2 Te.e, Berlin (Bong) 1912, C. Schaeffer, 2 Bde., Leipz. (Meyer) 1905; Ausw. von O. Rommel, 3 Bde., Teschen 1914; zahlreiche Volks- u. Einzelausg. — **Briefe** an einen Freund, hg. von K. Mayer, Stuttg. 1853. — L.s Leben von seinem Schwager A. X. Schurz, erneut u. erweitert von E. Castle 1, Wien 1913; E. Castle, N. L., Leipz. 1902; ders., L. u. die Familie Löwenthal, Briefe u. Gespräche, 2 Bde., Leipz. 1906; Briefe an Familie von Reinbeck, hg. von A. Schlossar, ebda. 1896; A. Grün, N. L., ebda. 1855, L. A. Frankl, N. L., Wien 1855; L. Roustan, L. et son temps, Paris 1898; Th. Gesky, L. als Naturdichter, ebda. 1902; R. v. Gottschall, N. L. in UB.; L. Greiner, N. L., Berlin 1904; O. Günther, L. u. seine schwäbischen Freunde, Stuttg. 1908; E. Greven, Die Naturschilderung in L.s Werken, Straßbg. 1910; S. Rahmer, N. L. als Mensch u. Dichter, sexual-pathologische Studie, Berlin 1911; E. Lemke, N. L., in UB. 1927; J. Sadger, Aus dem Liebesleben N. L.s, 2. A., Wien 1925; V. Errante, Paraphrasen über L., München 1924; H. Bischoff, N. L.s Lyrik, 2 Bde., Berlin 1921; O. Walzel, Geistesleben S. 331 ff.; J. van Hessen, N. L. u. das junge Deutschld., Diss., Groningen 1926; Le Roustan, Le séjour de L. en Amérique, Revue 8; G. Gabetti, La poesia di Mörike e di L., Roma 1927; J. Wehner, L.s literarisches Verhältnis zu Matthisson, Diss., Münster 1914; E. Korn, L.s Gedichte, Diss., Prag 1925; E. Schmahl, Die Beziehungen zwischen Form u. Inhalt in der Lyrik, Untersuchungen an L. u. Heine, Diss., Gießen 1924; E. Niendorf, L. in Schwaben, Leipz. 1855; E. Castle, Heimaterinnerungen bei L., JbGr. 10, 80., A. Farinelli, über L.s u. Leopardis Pessimismus, Hannover 1898; Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde", dessen Quellen u. Verhältnis zu L.s Amerikareise, Philadelphia 1903; dazu JbGr. 12; A. v. Berger, Gr. über Lenau, JbGr. 12.

S. 1146. J. Martensen, über L.s Faust, Stuttg. 1836; C. Castellini, Il Faust di Nicolao Lenau. Saggio critico, Genua 1886; E. Siegel, L.s Faust u. sein Verhältnis zur Philosophie, Kantstudien 31. — M. Brie, Savonarola in der deutschen Lit., Breslau 1903. — H. Heckel, Das Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung, 1915; O. Rank, Die Don-Juan-Gestalt, 1924. über dessen Behandlung in der deutschen Lit. siehe DZZ 1, 310 f.

S. 1147. Zedlitz, Gedichte, 5. A., Stuttg. 1855, auch in UB.; Dramatische Werke, Stuttg. 1830—1836 u. 1840, 4 Bde.; Soldatenbüchlein, Wien 1849, Altnordische Bilder, Stuttg. 1850, Waldfräulein, ebda. 1843, Ausw. aus den Werken, besorgt von O. Rommel, Deutsch-österr. Klassikerbibl. 1909. — E. Castle, J. Chr. Frh. von Zedlitz-Nimmersatt in ADB. 44. Bd. (1898); O. Hellmann, Z., Dichterbild aus dem vormärzl. Österr., Leipz 1910; F. Milleker, Z. (mit besonderer Berücksichtigung seines Banater Aufenthaltes), 1922; Autobiogr. Skizze; Briefe an Hammer-Purgstall, JbGr. 18. u. 7. Jg.; E. Castle, Der Dichter des Soldatenbüchleins, JbGr. 8, 33—107; ders., Zedlitz' Anstellung im Staatsdienst, JbGr. 17. Jg.

S. 1148. Joh. N. Vogl, Gedichte in Ausw., Wien 1899 u. in UB. — Schmidt, J. N. V., ebda. 1868; R. J. Binder, V. und die österr. Ballade, Prager Deutsche Studien, 6. Heft, 1907; A. Schmidt, J. N. Vogl als Mensch u. Dichter 1868; A. Schlossar, J. N. V., in ADB. 40. Bd. (1896); K. Kaderschafka, A. Stifters „Gang durch die Katakomben" u. J. N. V., Euphor. 25. Bd. 1925. — **J. G. Seidl,** Ges. Schriften, hg. von H. Max, 6 Bde., Wien 1877 ff., von W. v. Wurzbach, 4 Bde., Leipz. (Hefte) 1905; Ausw. von K. Fuchs in UB., einzelnes in Hesses Volksbibl; Ausgew. Werke, hg. von O. Rommel, in Deutsch-österr. Klassiker-Bibl. 1908 ff. — A. Schlossar, J. G. S. in ADB., 33. Bd.; K. Fuchs, J. G. S., 1904; F. E. Hirth, J. G. S., 1904. Hartel, J. G. S., Wien 1875.

S. 1149. K. v. Leitner, Ausw. mit Einl. von Schlossar in UB.; N. M. Werner, K. G. v. L. in „Vollendete und Ringende", Minden 1900, 103 ff.; J. Goldsche.der, K. G. v. L., Graz 1880; A. Schlossar, K. G. v. L. in ADB. 51. Bd. (1906). — **L. Bowitsch,** vgl. J. Frh. v. Helfert, Der Wiener Parnaß, 1882. — Fr. Brümmer, **K. Dräxler-Manfred,** in ADB. 48. Bd. (1904). — A. Schlossar, B. **Zusner** in ADB. 45. Bd. (1900). — W. Bäumker, **Beda Weber,** in ADB. 41. Bd. (1896); J. E. Wackernell, B. W. 1798—1858 u. die tirolische Lit. 1890—1846 (Quellen u. Forschungen zur Gesch., Lit. u. Sprache Österreichs 9. Bd.), 1903. — F. A. Langnaster, **A. Flir,** Innsbruck 1899. — **Gschwari,** Ausw. seiner „Gedichte" mit biogr. Einl., hg. von J. V. Zingerle, 2. A. 1888. — **A. Meßmer,** G. Vonbank, A. M.s Leben u. Gedichte 1890; J. Rung, A. M., 1922; A. Dörrer, A. M. (der Wächter, 7. Jg.) 1924. — **K. E. N. v. Ebert,** Poet. Werke, 7 Bde., Prag 1877; Ausgew. poetische Erzählungen, hg. v. H. Weichelt, Wien 1885; Blütenlese aus seinen Dichtungen, hg. von A. Hauffen, 1901. — Vgl. das Eberthefi: Deutsche Dichtung u. Kunst, Nr. 2, Prag 1901; E. v. Komorzynski, K. E. N. v. Ebert, in ADB. 48. Bd. (1904); A. Hauffen, K. E. E., in Sudetendeutsche Lebensbilder, 1. Bd., 1926.

S. 1150. L. A. Frankl, Ges. poet. Werke, 3 Bde., Wien 1880. — „Erinnerungen", hg. von St. Hock, ebda. 1910; Biogr. von E. Wolbe, Frankfurt 1910; A. Schlossar, L. A. Fr., in ADB. 48. Bd. (1910); N. M. Werner, L. A. F. (Vollendete u. Ringende) 1900. — **B. Paoli,** Ausgew. Gedichte, mit Biogr. von M. v. Ebner-Eschenbach, Stuttg. 1895 u. in Cottas Handbibl.; Ges. Aufsätze, hg. von H. Bettelheim-Gabillon Lit.-Ver. W. 9; Briefe JbGr. 12. u. 18. Jg. — Vgl. N. M. Werner, B. Paoli, Preßburg 1898; A. Schlossar, B. P., in ADB. 53. Bd.; H. Bettelheim-Gabillon, Zur Charakteristik B. P.s, JbGr. 10. Bd.; N. öst. Biogr., 5. Bd., Wien 1927.

S. 1151. Hammer-Purgstall, vgl. C. Schlottmann, J. v. H.-P. 1857; M. Ahlwardt, Chalef Dahmars Gasside 1859; O. S. W., J. Frh. v. H.-P., in ADB. 10. Bd. 1879; A. Schlossar, Vier Jahrhunderte des Kulturlebens in Steiermark, 1908.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

8. Neben- und Gegenströmungen der Romantik.

S. 1151. Rückert, Ges. poet. Werke, hg. von H. Rückert u. D. Sauerländer, 12 Bde., Frankfurt 1867—1869, Volksausg. 1881—1882, L. Laistner, 6 Bde., Stuttg. (CBdW.) 1896; G. Ellinger, 2 Bde., Leipz. (Meyer) 1897, C. Beyer, 6 Bde., Leipz. (Hesse) 1897, Ph. Stein, 3 Bde. (UB.), Leipz. 1897, E. Groß u. E. Hertzer, 2 Bde., Berlin (Bong) 1910; zahlreiche Volks- u. Einzelausg.; Nachlese, Sammlung der zerstreuten Gedichte u. Übersetzungen, hg. von L. Hirschberg, 2 Bde., Weimar 1901 (GfBf), von dems., Politisches Notizbuch, Berlin 1911; Poet. Tagebuch, hg. von M. Rückert, Frankfurt 1888; gute Auswahl der Gedichte von L. Magon, Stuttg. 1926. — **Biogr.** von R. Boxberger, F. R., in ADB. 29. Bd., 1889; F. Muncker, in Bayer. Biblioth. 14. Bd., 1890, E. Bayer, F. R., Frankfurt, 1890, A. Wilms-Wildermuth, Fr. R., Stuttg. 1907, P. de Lagarde, Erinnerungen an R., Göttingen 1885, L. Magon, Der junge R., sein Leben u. Schaffen, Halle 1914 f. R. Boxberger, R.-Studien, Gotha 1878.

S. 1152. H. Wiedemann, R.s Liebesfrühling, Euphor. 25. Bd. (1924); H. Grimme, Liebesfrühlings Entstehung, Westerm.s Monatshefte, 137. Bd., 1924.

S. 1153. Kindertotenlieder (aus seinem Nachlasse), Frankfurt 1872. F. Krämer, Rückerts Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen, Diss., Gießen 1922. G. Voigt, R.s Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte, Annaberg 1891; A. B. Dickmann, Zur Sprache der Frühlyr. R.s, Diss., Münster 1921. — F. Kern, R.s Weisheit des Brahmanen, Berlin 1885.

S. 1154. R. Ambros, R. als Dramatiker, Diss., Wien 1922; A. Kraus, R.s dramatische Dichtungen, Diss., Gießen 1916; Der Leipziger Jahrmarkt, hg. v. G. Schenk, München 1913, das Schlußstück der gegen die franz. Revolution u. Napoleon gerichteten Aristophanischen Trilogie. — K. Macke, R. als Übersetzer, Progr., Siegburg 1896; R.s Firdusi- u. Saadiübersetzungen ZvglL. 4., 6., 7. u. 10. Bd. — Sieh zu S. 1074, dazu H. Meiser, Fr. R., ein Lehrmeister des Vaterlandes, 1928; über das Ghasel vgl. H. Tscherfig, Das Ghasel in der deutschen Dichtung, Breslau 1907 u. P. Habermann im RL. 1, 448, über das Ritornell, R. Habermann, ebda. 3, 57, über die Makame ebda. 2, 337, die Sestine ebda. 3, 236, die Ottaverime ebd. 2, 627.

S. 1155. L. Scheser, Ausgew. Werke, 12 Bde., Berlin 1845, Laienbrevier in UB. u. bei Hendel, Novellen, 5 Bde., 1825—1829, Hafis in Hellas, 1853, Koran der Liebe, 1855, Buch des Lebens u. der Liebe, hg. von A. Moschkau, 1877. — E. Brenning, L. Sch., Bremen 1884, R. Wolkan, L. Sch., in ADB. 30. Bd., Aus L. Sch.s Frühzeit, Akadem. Bl. 1 (1884); H. Laub, Das Naturgefühl in Sch.s ausgewählten Werken, Diss., Würzburg 1922. — **Platens** Ges. Werke 1839, histor.-krit. Ausg. von M. Koch u. E. Petzet, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1910, mit Biogr. von M. Koch im 1. Bde., von K. Goedeke, 4 Bde., Stuttg. (CBdW.) 1882, C. Redlich, 3 Bde., Berlin (Hempel) 1883, G. A. Wolff u. B. Schweizer, 2 Bde., Leipz. (Meyer) 1895, Ausw. von M. Koch, Leipz. 1911, Gedichte, von R. Schlösser, 2 Bde., ebda. 1910, auch in UB. u. a., Dramatischer Nachlaß, von E. Petzet, bei K. Bd. 124; Briefwechsel, hg. von L. v. Scheffler u. P. Bornstein, München 1910 ff., 5 Bde.; Tagebücher, hg. von G. v. Laubmann u. L. v. Scheffler, 2 Bde., Stuttg. 1900, in Ausw. von Petzet, 2 Bde., Leipz. 1905, Briefwechsel von L. v. Scheffler u. P. Bornstein, 3 Bde., München 1910—1921. — **Biogr.** M. Koch, Pl., in ADB. 26. Bd., P. Besson, Etude biographique et littéraire, Paris 1894, F. Reuter, Drei Wanderjahre Platens in Italien, 1826—1829 (47. Jahresber. des Histor. Vereins für Mittelfranken), 1900, R. Schlösser, A. Gr. v. Platen, ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens, 2 Bde., München 1910—1913 (Hauptwerk). — J. Minkwitz, Pl. als Mensch u. Dichter, Leipz. 1838; A. Fries, Pl.-Forschungen, Berlin 1903; H. Dollinger, Pl.s Antlitz (Schriften der Pl.-Gesellschaft, 2. Stück), 1927; E. Petzet, Pl.s Verhältnis zur Romantik in seiner italienischen Zeit, SBM. 1911; W. Brecht, Pl.-Immermann, Germanist. Forschg. 1925; R. Unger, Pl.s Verhältnis zu Goethe, FM. Bd. 23 (1903); H. Renck, Pl.s politisches Denken u. Dichten, 1910; H. Kallenbach, Pl.s Beziehungen zu Shakespeare, StvglL. 8, 449, dazu JbSh. 37 (Litzmann); K. Steigemann, Pl.s Ästhetik, München 1927, Blätter der Pl.-Gesellschaft, 1926 ff. O. Floeck, Pl.s dichterische Persönlichkeit, Hochld. 8 b, 759.

S. 1157. B. Meyner, Pl.s Ghaselen, Diss., Leipz. 1914. S. zu S. 1154. — F. Veit, Graf Pl.s Nachbildungen aus dem Divan des Hafis u. ihr persisches Original, StvglL. 7. u. 8. Bd.; H. Stockhausen, Studien zu Pl.s Balladen, Berlin 1809. — Über das Sonett vgl. P. Habermann im RL. 3, 245 ff. (mit Lit.).

S. 1158. über die Ode vgl. J. Wiegand RL. 3, 318 ff. (mit Lit.). — E. Kircher, Pl.s Polenlieder, Berlin 1899 (StvglL. 1, 50); W. Blumenthal, Pl.s Tristanlied, Platen-Archiv 2. Jg. 1927. — K. Richter, Bemerkungen zu Pl.s Reimen, 1. H. 1907; Brocks, Die Versmaße der Festgesänge GRM. Bd. 11, 1923; Lang, Pl.s Trimeter, 1924; A. Heusler, Deutscher und antiker Vers, Straßburg 1917.

S. 1159. C. Heinze, Pl.s romantische Komödien, Diss., Marburg 1897; O. Greulich, Pl.s Literaturkomödien, Bern 1901; H. Bachmann, Pl. u. seine Anschauungen über das Drama, Diss., Zürich 1916; O. Walzel, Aristophanische Komödien ZDU. 30; H. Prutz, Zur Gesch. der politischen Komödie in Deutschland, SBM. 1919. — L. Fränkel, **J. Minckwitz,** in ADB. 52. Bd. (1906).

S. 1160. Raupachs Dramatische Werke, 22 Bde., Hamburg 1829—1844, vieles einzeln in UB. — Biogr. von P. Raupach (Witwe), E. R., Berlin 1854; M. Bendiner, E. R., in ADB. 27. Bd. (1888). — E. Wolff, R.s Hohenstaufendramen, Diss., Leipz. 1912; C. Bauer, R. als Lustspieldichter, Diss., Breslau 1913; W. Sauer, Konradin im deutschen Drama, Halle 1926, Neuere Nibelungendichtungen, hg. von M. Koch, bei K. Bd. 146; J. K. Weitbrecht, Die Nibelungen im modernen Drama, Zürich 1892; Koch, Überblick über die moderne Nib.-Dichtung, Leipz. 1886; K. Kohlweyer, R. u. die Romantik, Diss., Göttingen 1923. — **Aufsenbergs** Sämtliche Werke, 22 Bde., 3. A., Siegen u. Wiesbaden 1855; E. L. Stahl, A. u. das Drama der Schillerepigonen, Hamburg 1910 (ThF. 21. Bd.); L. Tieck, Kritische Schr., 2. Bd., 1848.

S. 1161. E. Schenk, Ges. Schauspiele, 3 Bde., 3. A., Stuttg. 1855; „Belisar", hg. von Bobertag, bei K. 161, auch in UB. — Biogr. J. Elias, in ADB. 31. Bd. — B. Goldschmit, E. v. Sch., Diss., Marburg 1909; F. v. Weech, **A. Schreiber** (Badische Biographien Bd. 2, 1881); J. Hub, Deutschlds. Balladen- u. Romanzendichter, 3. A., 1859; O. Biehler, A. Sch., sein Leben u. seine Werke, Diss., Freiburg 1922; ders., A. Schr. als badischer Heimatdichter u. Weggenosse J. P. Hebels (Die Ortenau) 1926. — **Niebergall, Dramatische Werke** (mit Biogr.), hg. von G. Fuchs, Darmstadt 1894 u. K. Esselborn, 3 Bde., ebda. 1925; Gesammelte Erzählungen, hg. von F. Harres, 1896, Erzählende Werke, hg. von K. Esselborn, 3 Bde., 1925; Des Burschen Heimkehr, Lustsp., mit Einl. u. Anmerkg. hg. von K. Noack, 2. A., 1918, mit Einl. von L. Boltz in JB. 1921; Datterich (Lustsp.), 10. A., hg. von G. Fuchs in JB. 1921. — F. Brümmer, E. E. N., in ADB., 52. Bd.; M. Z. v. Zobeltitz, Eine Quelle zu N.s Lustspielen, 18. Jg.; K. Esselborn, E. E. N., sein Leben u. seine Werke, 1922, mit Lit.; ders., E. E. N. in Hessische Biographien, 2. Bd. 1927. — **K. Töpfer,** Ges. dramat. Werke, herausg. von H. Uhde, 4 Bde., Leipzig 1873. — L. Fränkel, K. T., in ADB. 38. Bd. (1894). — **Pius Alexander Wolff:** M. Marterſteig. P. A. W., Leipz. 1879; H. A. Lier, P. A. W., in ADB. 44. Bd. (1898); W. Moog, P. A. W., in Goethe-Handbuch, Bd. 3, 1918; M. Koch, Auszüge aus Briefen Wolffs, Studien zur Litg., Hamburg 1893; W. v. Wurzbach, Preciosa Dichtungen, StvglL. 1, 391. **Heinr. August Marschner,** Kurzer Abriß aus meinem Leben, zum Teil abgedr. in ADB. 20. Bd. (Fürstenau); Biogr. von M. E. Wittmann, in UB.; H. Gaartz, Die Opern M.s, Leipz. 1912; St. Hock, Die Vampyrsagen u. ihre Verwendung in der deutsch. Lit., FM. Bd.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

17. — **A. Lortzing,** Briefe, hg. von E. K. Kruse, Regensburg 1902 (Deutsche Musikbücherei 6. Bd., 193); Ph. J. Düringer, L.s Leben u. Wirken, Leipz. 1851; M. E Wittmann, Lortzing, in UB., ThA. 1, 160; Frhr. v. Biedenfeld, Die komische Oper der Italiener, Franzosen u. Deutschen, Leipz. 1848; K. M. Kob, Beiträge zur Gesch. der deutschen komischen Oper, Berlin 1903; Schletterer, A. L., in ADB. 19. Bd. (1884). — **Otto Nicolai,** Briefwechsel 1832—48 (1897); Tagebücher mit biogr. Einleitg. von B. Schröder, 1892. — Schletterer, O. N., in ADB. 23. Bd. (1886). — **Immermanns** Werke, hg. von R. Boxberger, 20 Bde., Berlin (Hempel) 1883 (vollständigste Ausg.); M. Koch, 4 Bde., mit Biogr., bei K. Bde. 159—160, W. Deetjen, 6 Bde., Berlin (Bong) 1911; F. Muncker, 6 Bde. Stuttg. (CBdB.) 1897, H. Moryni, 5 Bde., Leipz. (Meyer) 1906 (beste Ausg.). Briefwechsel mit Beer, Leipz. 1837. Zahlreiche Volks- u. Einzelausgaben. — Autobiogr. in „Memorabilien" u. „Düsseldorfer Maskengesprächen"; Biogr. von G. v. Putlitz, 2 Bde., Berlin 1870, H. Mayne, J. der Mann u. sein Werk im Rahmen der Zeit- u. Literaturgeschichte, München 1920. — W. Küper, J.s Verhältnis zur Frühromantik, Diss., München 1913; Gedächtnisschr. zum 100. Geburtstage des Dichters, hg. von O. H. Gefken, Hamburg 1896; S. v. Lempick, J.s Weltanschauung, Berlin 1910; O. Wohnlich, Tiecks Einfluß auf J., Tübingen (Sprache u. Dichtung 11. Bd.) 1913; H. Grudzinski, J., Heine u. Platen, Prag 1911; W. Brecht, Heine, Platen, J., Germanist. Forschungen, Festschrift 1925; J. Nisse, K. L. J., Mitteldeutsche Lebensbilder, 1. Bd. 1926; Gedenkrede von R. J. Arnold, Wien 1896.

S. 1162. Erinnerungen an **Uchtritz,** in Briefen von ihm u. an ihn, mit Vorwort von H. v. Sybel, Leipz. 1884; F. Hebbels Briefwechsel, hg. von F. Bamberg, 2, 197 f., Berlin 1892; W. Steitz, ü. als dramatischer Dichter, Görlitz 1909; K. Bayer, ü. Romane, BBr. Bd. 26. — Gräfin von Ahlefeldt im Leben Lützows u. Immermanns, Internat. Monatshefte, 11. Jg. 1916.

S. 1163. R. Fellner, Gesch. einer deutschen (der Düsseldorfer) Musterbühne, Stuttg. 1888; R. Wittsack, J. als Dramaturg, Diss., Greifswald 1914. W. Deetjen, J.s Jugenddramen, Leipz. 1904; ders., Kaiser Friedrich II., Beitrag zur Gesch. der Hohenstaufendramen, Berlin 1901 und StvgLZ. 3, 417; Trauerspiel in Tirol, bearb. von P. Lindau in MB.

S. 1164. A. Leffson, J.s Alexis, Gotha 1904; über Merlin: K. Jahn, Pal. Bd. 3, 1899, Th. Zielinski, Die Tragödie des Glaubens (Betrachtungen zu J.s Merlin), 1901, K. Schultze-Jahde, Zu J.s Merlin, ZDK. 35. Jg., O. Fischer, Dortmund 1909, H. Homann, Das Rätsel in J.s Merlin, Ilbergs Jb. 1. Jg., 1925. — O. H. Gesicken, über Tulifäntchen, Epigonen, Münchhausen, Hamburg 1896. — L. Lauschus, über Technik u. Stil der Romane u. Novellen J.s, Bonn F., Heft 6; W. Kaiser, Untersuchungen über J.s Romantechnik, Halle 1906.

S. 1165. E. Spor, Die Darstellung der Gestalten in J.s Epigonen, Diss., Greifswald 1915; R. Göte, Untersuchung der literarischen u. stofflichen Quellen von J.s Münchhausen, Münster 1925; Erläuterte Ausg. des Münchhausen, nebst Trauerspiel in Tirol, Merlin, Maskengesprächen von M. Koch, bei K., Bde. 159—160; Münchhausen, hg. von W. Deetjen, 2 Bde., Berlin 1908; dazu ZDU. 12. Jg.; W. Volkmann, Zur Erläuterung des M., Breslau 1897; H. Fehrlin, Die Paralipomena zu J.s M., Bern 1923 (Sprache u. Dichtung, 28. Bd.); M. Schweizer, Die Wandlungen M.s, Leipz. 1921; M., hg. von W. Vesper, München 1913; Sintenis, über J.s M., Dorpat 1875; F. Bauer, Sternescher Humor in J.s M., Wien 1896.

S. 1167. M. Szymanzig, J.s Tristan u. Isolde, 1911; J. Klövekorn, J.s Verhältnis zum deutschen Altertum mit besonderer Berücksichtigung von Tristan u. J., BM. Hft. 4.

S. 1167. Grabbes Werke, hg. von E. Grisebach, mit Briefen u. Biogr., 4 Bde., Berlin 1903, von P. Frederich, 7 Tle., ebda. 1907, R. Gottschall, Leipz. (UB.) 1870, O. Blumenthal, Berlin (Grote) 1874, O. Nicten, 6 Bde., mit Briefen, Leipz. (Hesse) 1908, A. Franz, 3 Bde., ebda. (Meyer) 1910, S. Wukadinovic, 6 Tle., Berlin (Bong) 1912, Weichert, 4 Bde., Weimar 1923; Ausw. von P. Zech, 2 Bde., Berlin 1925; F. Bobertag, bei K. Bd. 161, W. Deetjen, 3 Bde., Berlin 1911. — O. Nicten, G., sein Leben u. seine Werke, Bonn S., Bd. 4, A. Stern, G., in ADB., 9. Bd., — C. A. Piper, Beiträge zum Studium G.s, München 1898, A. Perger, System der dramat. Technik mit besond. Unters. von G.s Dramen, 1909; J. Gieben, Chr. D. Gr., Hochd. 1911 (Märzheft); J. G., Ch. D. G., ebda., 6a 758; Th. Dotzenrath, G. u. die Bühne, Diss., Münster 1920; Fr. Ebers u. P. Friedrich, G.-Buch 1923; W. Kordt, G.s Stellung zur Bühne, Diss., Köln 1923; H. Güthe, G.s Bedeutung für das Theater der Gegenwart, Diss., Rostock 1923, W. Kosch, Deutsche Lit. im Spiegel der nationalen Entwicklung, 2. Bd. 1927; A. Koetz, Das G.-Problem in seiner zeitgeschichtl. Bindung, Diss., Greifswald 1923; K. Wittmann, Die Vergleiche in den Dramen G.s, Diss., Gießen 1924; Fr. Gaupp, G.s Heldentypus im Verhältnis zum Charakter des Dichters u. den literar. Vorbildern, Diss., Breslau 1923; H. Bartmann, G.s Verhältnis zu Shakespeare, Diss., Münster 1898; A. Ploch, G.s Stellung in der deutschen Lit., Leipz. 1905; J. Gieben, G. in der nachschillerischen Entwicklung, Lüdinghausen 1913; O. Nieten, G.-Studien, Progr., Duisburg 1911; A. Kutscher, Hebbel u. G., München 1913; H. v. Els, G. als Kritiker, Diss., Marburg 1914; K. A. Piper, Beiträge zum Studium G.s, FM. Bd. 8. — P. Prüßmann, Ch. D. G.s Herzog von Gottland, Diss., Marburg 1922 f.; R. Arnold, Das moderne Drama, mit reicher Bibliogr., 2. A., Straßburg 1912.

S. 1168. R. Werkentin, über G.s Don Juan u. Faust, Nachklänge der Sturm- u. Drangperiode in Faustdichtungen des 18. u. 19. Jhs., München 1896 (FM. Bd. 1); H. Heckel, Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung, Stuttg. 1915; Don Juan u. Faust, bearb. von P. Lindau, in MB. W. Schulte, G.s Hohenstaufen-Dramen, Diss., Münster 1917; W. Flusser, G.s Hohenstaufendramen u. seine Quellen, Diss., Prag 1925; Heinrich VI., für die Bühne bearb. von J. Henningsen, Hamburg 1901, Hannibal von C. Spielmann, Halle 1901 u. von E. Kilian, München 1919. H. Alekotte, G.s Römertragödie, Diss., Münster 1920; A. Kupferschmidt, G.s Hannibal-Drama, Diss., Greifswald 1922; M. Schicker, G.s Napoleon u. die Bühne, Diss., Leipz. 1922; Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung in einer bisher unbekannten älteren Fassung, hg. von A. Bergmann, Leipz. 1915; H. Riedel, G. als Komiker, Diss., Leipz. 1920. — **G. Büchners** Sämtliche Werke, hg. von K. E. Franzos, Frankfurt 1879, P. Landau, mit guter Biographie, 2 Bde., Berlin 1909, W. Hausenstein, mit Briefen, Leipz. 1915, C. Lewy, Leipz. 1919, kritische Ausg. der „Sämtlichen Werke u. Briefe" von F. Bergemann, 9. A., Leipz. 1926, sämtliche poetische Werke nebst einer Briefauswahl von A. Zweig, München 1923; einzelnes in UB., MB. u. Jb., Friede den Hütten, Krieg den Philistern, hg. von K. Pinthus, Berlin 1919. — M. Zobel von Zobeltitz, G. B.s Leben u. Schaffen, Berlin 1915; J. Collin, G. B., in Hessische Biographien 1. Bd., 1913. — W. Kupsch, Woyzek, ein Beitrag zum Schaffen B.s, Berlin 1920 (German. Studien 4. H.) H. Winkler G. B.s Woyzek, Greifswald 1925; H. Lipmann, G. B. u. die Romantik, München 1923, A. Rencker, G. Büchner u. das Lustspiel der Romantik, Berlin 1924 (German. Stud. H. 34); A. Jaspers, G. B.s Trauerspiel Dantons Tod, Diss., Marburg 1921; F. König, G. B.s Danton (Bausteine zur Gesch. der deutschen Lit. 19. Bd.); R. Jelikoff, G. B. u. sein Dantons Tod, Hildesheim 1928; K. Hoppe, G. B. als sozialer u. politischer Denker, Diss., Leipz. 1920; G. Schulz, G. B., Diss., Prag 1921. — G. Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jhs. in seiner Entwicklung dargestellt, 3. A., Leipz. 1910; M. Martersteig, Das deutsche Theater im 19. Jh., Leipz. 1904. **Heun,** Gesamte Schriften, 25 Bde., 1851. — W. Hauff, Kontroverspredigt über H. Clauren u. den Mann im Monde, 1827. — **Franz Horn,** Schramm—Macdonald, F. H., in ADB. 13. Bd. — **Ernst Wagner,** Sämtliche Schriften, besorgt von Fr. Mosengeil, 12 Bde., 1827,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

3. A., 6 Bde., 1856. — L. Fränkel, E. W., in ADB. 40. Bd. (1896); K. Weber, J. E. Wagner, ein Romanschriftsteller aus dem beginnenden 19. Jh., Diss., Erlangen 1924. G. Neumann, E. W.s Romandichtung, Diss., Leipz. 1924.

S. 1169. H. Keiter u. T. Kellen, Der **Roman.** Theorie u. Technik des Romans u. der erzählenden Dichtung, Essen-Ruhr, 4. A., 1912; G. v. Lukacs, Die Theorie des Romans, Berlin 1920; Eichendorff, Der deutsche Roman des 18. Jhs., 2. A., Leipz. 1866; L. Cholovius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jhs., 1866; Kreyssig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart, 1871; F. Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungen in Deutschland, Berlin 1881; H. H. Borcherdt, Geschichte des Romans u. der Novelle in Deutschld., Leipz. 1926; K. Lehmann, Der Roman unserer Tage, Leipz. 1925; A. Gerhard, Der Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilh. Meister, Halle 1927. Vgl. auch Alker, Der neue historische Roman der Deutschen, LHdw. 65, 6 ff. W. Meridies, Zum deutschen Bildungsroman der Gegenwart, ebda. 64, 491 ff., O. Walzel, Vom neuesten Roman, ZDKde. 1926, H. 10; J. Mähly, Der Roman des 19. Jhs. 1872; K. Neborn, Der deutsche Roman, 1890; M. Schian, Der deutsche Roman seit Goethe, 1904; K. Schmitt, Der moderne Roman, 1908; H. Mielke und J. Homann, Der deutsche Roman des 19. und 20. Jhs., 6. A., Dresden 1920; H. Mielke, Gesch. des deutschen Romans, neu bearb. von W. Nehm, 2 Bde., Berlin (Göschen) 1927; Chr. Touaillon, Der deutsche Frauenroman des 18. Jhs., Wien 1919; R. Fürst, Deutschlds. Roman im 19. Jh., Prag 1903; M. L. Wolff, Gesch. der Romantheorie, Diss., München 1915; D. Binkert, Historische Romane vor W. Scott, Berlin 1915; R. Graf du Moulin Eckart, Der historische Roman in Deutschld., Berlin 1915; K. Wenger, Histor. Romane deutscher Romantiker, Untersuchungen über den Einfluß Walter Scotts, U., 7. Heft; W. Pantenius, Das MA. in Wächters (Veit Webers) Romanen, P. Bd. 2. H. Grellmann, Roman, in RL. 3, 63 ff. mit reicher Lit. — **Tromlitz,** Ausgew. Schriften, 20 Bde., 1867. — M. Mendheim, A. v. W., in ADB. 43. Bd. (1898). — **Spindler,** Sämtliche Werke, 102 Bde., 1831—1854, Ausgew. Romane, 34 Bde., 1875 ff. Amerikanische Volksausg., 9 Bde., New York, 1856; einzelnes in UB. — L. Fränkel, K. Sp., in ADB., 35. Bd. (1893); J. König, K. Sp., ein Beitrag zur Gesch. des histor. Romans u. der Unterhaltungslektüre in Deutschld. nebst Briefen Spindlers, Leipz. 1908 (BBr. Bd. 15). — W. Matthey, Die historischen Erzählungen des **C. F. van der Velde,** Stuttg. 1928. — H. Holland. **W. Chézy,** in ADB. 4. Bd. — A. Kaufmann, **Ph. J. v. Rehfues** als Vermittler zwischen dem geist'gen Leben Dtschlds. u. Italiens (K. Hillebrands „Italia" 3. Bd.) 1877; derf., Ph. J. v. R., in ADB. 27. Bd. (1888); E. Hofer, Scotts Einfluß auf R.' Roman „Scipio Cicala", Progr., Mähr.-Weißkirchen 1909. — **Rellstabs** Werke aufgez. in DLZ. S. 2003. — **H. Paalzow,** vgl. C. Friebe, Ein Schriftstellerleben, Briefe der Verfasserin von „Godwil Castle" an ihren Verleger, 1855. — Kelchner, K. Herloßsohn, in ADB. 12. Bd.; J. Reinwart, K. H.s Leben (Deutsche Arbeit, Prag 7. Jg.) 1908. — **F. Stolle,** Ausgew. Schriften, N. F. 12 Bde., 1865. — L. Fränkel, L. F. Stolle, in ADB. 36. Bd. — L. Fränkel, **L. Storch,** in ADB. 36. Bd.; K. Kirchner, L. St. (Nunensteine) 1921. — H. W. Schulz, **K. Fr. Rumohr,** 1844, G. Poel, K. Fr. R., in ADB. 29. Bd.; W. Wätzoldt, Deutsche Kunsthistoriker 1. Bd., Von Sandrart bis Rumohr, 1921.

S. 1170. Th. Mundt, **Ch. Stieglitz,** ein Denkmal, Berlin 1836; K. Rosenkranz, Rahel, Bettina u. Ch. Stieglitz, in „Neue Studien 2. Bd., Leipz. 1875; H. Houben, Jungdeutsche Lebenswirren, ZfBfr. 10. Bd.; H. Kyser, Ch. St., Schauspiel, Berlin 1916. E. Seillière, Une tragédie d'amour (H. et Ch. St.) 1904.

S. 1171. Binzers Erzählungen (mit seiner Gemahlin), 3 Bde., 1836. — J. Bindtner, Eine Freundin A. Stifters (E. v. B.), im Wächter 6. Jg. 1923. — K., **H. Harring,** in ADB. 10. Bd.; Cl. v. Glümer, Aus einem Flüchtlingsleben, 1904; Th. Kühl, H. H., 1906; K. Kirchner-Weimar, Nunensteine (Literar. Charakterbilder aus dem 19. Jh.), 1921. — Behn, **M. H. Hudtwalker,** in ADB. 13. Bd.

Zehnte Periode.

Von der französischen Revolution bis zur Reichsgründung. Die Literatur als Ausdruck des wirklichen Lebens.

1. Zwischen den Revolutionen (1830—1848).

a) Das junge Deutschland und die politische Lyrik.

S. 1172. J. Prölß, Das junge Deutschland, Stuttg. 1892; H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm u. Drang, Leipz. 1811; G. Brandes, Die Literatur des 19. Jhs. in ihren Hauptströmungen, Bd. 6, Leipz. 1894; H. Blösch, Das junge Deutschld. in seinen Beziehungen zu Frankreich, U. Bd. 1; L. Geiger, Das j. D., Berlin 1907; F. Kainz, J. D., RL. 2, 40 ff. F. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 7. A., München 1928; derf., über die Entstehung des modernen politischen Nationalbewußtseins, SBB. 1917; P. Joachimsen, Die nationale Bewegung von 1815 bis 1849, Leipz. 1920.

S. 1173. Hegels Sämtliche Werke, hg. v. Lasson, Leipz. 1911 ff. (noch unvollendet), Manualdruck der Original-Gesamtausg. von H. Glockner, Stuttg. 1927 ff., 20 Bde., Monographien von R. Haym, 2. A., Leipz. 1927 durch H. Rosenberg, K. Fischer, 2. A., Heidelberg 1909 durch H. Falkenheim u. G. Lasson, P. Roques (Paris 1912), A. Brunswig, München 1922, R. v. Delius, 1928 (UB.); S. Marck, Kant u. Hegel, Tübingen 1917, F. Rosenzweig, H. u. der Staat, 2 Bde., München 1920; G. Lassan, H. als Geschichtsphilosoph, Leipz. 1920; P. Barth, Die Geschichtsphilosophie H.s u. der Hegelianer bis auf Marx u. Hartmann, Leipz. 1890. — **David Fried. Strauß,** siehe zu S. 1111.

S. 1175. L. Feuerbachs Sämtliche Werke, hg. von W. Bolin u. F. Jodl, Stuttg. 1903—1911; Das Wesen des Christentums, 4. A. hg. 1883, neu hg. von W. Bolin, 1903, in UB.; Briefe von u. an F., hg. von W. Bolin, Leipz. 1901. — K. Grün, L. F. in seinem Briefwechsel u. Nachlaß, 2 Bde., 1874; L. Kohut, L. F., sein Leben u. seine Werke, 1909; W. Bolin, L. F., Stuttg. 1891, K. Barth, L. F. (Zwischen den Zeilen 5) 1927. — J. Lübbert, **Th. E. Echtermeyer,** in ADB. 48. Bd. (1904). — Monographien über **Stirner** von M. Messer, Berlin 1907, J. H. Makay, 3. A., Berlin 1914, G. Strugurescu, Diss., München 1911, M. Kurtschinsky, aus dem Russischen übersetzt von G. B. Glasenapp, Berlin 1923, B. Basch, Paris 1928; Der Einzige u. sein Eigentum (mit Erläuterungen, hg. von A. Ruest, Berlin 1924, auch in UB., 2. A., mit Einl. von J. H. Makay. — W. Spühler, Der **Saint-Simonismus,** Zürich 1926; E. M. Butler, The Saint-Simonian religion in Germany, Cambridge 1926. — L. Levy-Bruhl La philosophie d'Auguste Comte, Paris 1900, deutsche Ausg. Leipz. 1902.

S. 1177. E. Mrodzinsky, Die deutschen Übersetzungen der dramatischen Hauptwerke **Viktor Hugos,** Diss., Halle 1915. — B. Schweiger, **L. Wienbarg,** Beiträge zu einer jungdeutschen Ästhetik, Leipz. 1897; M. Bartholomey, L. W. ein Reformer des j. D., Langensalza 1912; Neudr. der Ästhetischen Feldzüge mit Einl. von A. Kerr, Hamburg 1919. — G. Drboschal, **Lord Byron** in Deutschland, Progr., Zwittau 1911.

S. 1179. Briefe an **Wolfgang Menzel,** hg. von H. Meisner u. E. Schmidt, mit biogr. Einl. von R. M. Meyer, Berlin 1908; E. Hersing, W. M. u. das j. D., Diss., Münster 1909; R. Fürsts Einl. zu Börnes Pamphlet „Menzel der Franzosenfresser" (L. Geigers Börne-Ausg. 7).

S. 1180. Börne, Gesammelte Schriften, hg. von A. Klaar, 8 Bde., Leipz. (Hesse) 1899, L. Geiger u. a., 12 Bde., Berlin (Bong) 1912 ff. (noch unvollendet), einiges in UB.; Briefwechsel mit Henriette Herz, hg. von L. Geiger, Olden-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

burg 1905; Berliner Briefe, hg. von dems., Berlin 1905. — Monogr. von Gutzkow, Hamburg 1840, M. Holzmann, Berlin 1888, Brandes, B. u. Heine, zwei literar. Charakterbilder, 2. A., Leipz. 1898, R. Rosseau, B. als Kunstkritiker, Diss., Greifswald 1910, G. Nas, B. u. Heine als politische Schriftsteller, Groningen 1926, J. Dresch, B. et son histoire inédité de la revolution française (Revue 2).

S. 1181. Heine, Sämtliche Werke, hg. von A. Strodtmann, Hamburg 1861—1869, 21 Bde., neue A. 12 Bde., ebda. 1887, G. Karpeles, 9 Bde., 2. A., Berlin 1909, R. Fürst, 10 Bde., Leipz. 1910, F. Düsel, 12 Bde., ebda. 1907, H. Friedemann u. a., 15 Bde., Berlin (Bong) 1909 bis 1927, R. Unger, 10 Bde., Leipz. (Tempel-Verl.) 1909, O. Lachmann, 4 Bde., Leipzig (Reclam) 1887, St. Born, 12 Bde., Stuttg. (CVdV.) 1887, O. Walzel u. a., 10 Bde., Leipz. 1910—1915, mit reichem Kommentar, P. Beyer, K. Quenzel u. K. H. Wegener, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1921, H. Jeß, 4 Bde., Leipz. (UB.) 1925, R. Frank, 10 Bde., München (Rösl) 1923, F. Strich, 11 Bde., München 1925 (in chronologischer Anordnung), kritische Ausg. v. E. Elster, 7 Bde., 2. A., Leipz. (Meyer) 1925 ff. (noch unvollendet); H.s Werke in Einzelausgaben mit Bildern aus seiner Zeit, hg. von G. A. E. Bogeng, Hamburg-Berlin 1922 ff.; Ausw. für die deutsche Familie von A. Lohr, Köln 1906. Briefwechsel, hg. von F. Hirth, 3 Bde., München 1913 ff.; Ausgew. Briefe, hg. von H. Bieber, Berlin (Bong) 1913. Zahlreiche Volks-, Auswahl- u. Einzelausgaben. Buch der Lieder, kritisch hg. von E. Elster, Heilbronn 1887 (DLD. 27). G. Karpeles, H.s Memoiren, 3. A., Berlin 1909. H.s Gespräche, gesammelt von H. Bieber (Berlin 1926) u. H. H. Houben (Frankfurt a. M. 1926). — Monographien von: A. Strodtmann, 2 Bde., 3. A., Berlin 1884, Karpeles, Berlin 1888 u. Leipz. 1899, R. Prölß, Stuttg. 1886, R. Fürst 1886, H. Hüffer, Berlin 1878 u. 1906, M. Heine, Erinnerungen an H. u. seine Familie, 2. A., ebda. 1886, H. Keiter, 2. A., hg. von Lohr, Köln 1906. W. Bölsche, Berlin 1888, Pierre-Gautiez, Paris 1913, L. von Embden, H., Hamburg 1892, R. Schaukal, H. H., sein Leben in seinen Liedern, Berlin 1897, J. Nassen, H.s Familienleben, Fulda 1895; E. F. Reinhold, Berlin 1920 (Selbstzeugnisse u. zeitgenössische Berichte), P. Beyer, Der junge H., Berlin 1911, O. Fischer, tschechisch, mit Bibliogr., H. Jeß (UB.) 1924, M. Monahan, New York 1924, R. Boccachiari, Torino 1926, J. Legras, H. H. poète, Paris 1927, L. P. Betz, H. in Frankreich, Zürich 1893, R. H. Greinz, H. und das deutsche Volkslied, Neuwied 1904, H. H. Hüffer, Gesammelte Aufsätze, Berlin 1903; J. Schwering, H. als politischer Dichter, Aachen 1898, O. zur Linde, H. u. die deutsche Romantik, Diss., Freiberg 1899, W. Ochsenbein, Lord Byrons Einfluß auf H., Bern 1905, E. Thorn, H. u. Brentano, Berlin 1913, H. Lichtenberger, Heine Penseur, übersetzt „H. als Denker", Dresden 1905, H. Heines Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann (Beiträge zur deutschen Lit.-Wissenschaft, 34. Bd.), 1908; M. Nietzki, H. als Dichter u. Mensch, Königsberg 1895; G. Mücke, H.s Beziehungen zum deutschen M.A., Berlin 1908; A. Chr. Kalischer, H.s Verhältnis zur Religion, 1890; S. Heller, Eichendorffs Einfluß auf H., Progr., Lemberg 1907, F. Melchior, H.s Verhältnis zu Lord Byron (Literarhist. Forschg., hg. von J. Schick u. M. v. Waldberg, 27. Heft), 1903, A. Bartels, H. H., Auch ein Denkmal, Dresden 1906, ders., Heine-Genossen, 1907, K. Kraus, H. u. die Folgen, München 1911, E. A. Boucke, H. im Dienste der Idee, Euphor. 16. Bd. (1909), C. Puetzfeld, H. H.s Verhältnis zur Religion (Bonner Forschg., 3. Bd.), 1912, G. J. Plotke, H. H. als Dichter des Judentums, Dresden 1913, P. Samikin, Börnes Einfluß auf H., Diss., Bonn 1913; E. Thorn, H.s Beziehungen zu Brentano, 1913, F. Gowa, H.s Ästhetik, Diss., München 1923, E. Eckertz, H. u. sein Witz, Berlin 1908, M. Fischer, H. H., der deutsche Jude, Stuttg. 1916, J. Körner, H. H.s Judentum (Jüdischer Almanach auf das Jahr 5687, Prag, S. 122—136). F. Meyer, Verzeichnis einer H.-Bibliothek, Leipz. 1905, Nachtrag 1910 (Bibliogr.). K. Sternberg, H.s geistige Gestalt u. Welt, Berlin 1929. H. Wendel, H. H., Dresden o. J. (gezeichnet vom sozialistischen Standpunkte des Verf.s aus).

S. 1184. A. Pache, Naturgefühl u. Natursymbolik bei H. H., Hamburg 1904, U. Belart, Gehalt u. Aufbau von Heines Gedichtsammlungen (Sprache u. Dichtung, 38. Bd.), 1925; H. Meyer-Benfey, H. H., der Dichter des Buches der Lieder, 1907; P. Beyer, Zur Chronologie der Heineschen Frühlyrik, Euphor. 18. Bd.; A. W. Fischer, Volkstümliche Elemente in den Gedichten H.s, Berlin 1905; E. Elster, Das Vorbild der freien Rhythmen H. H.s, Euphor. 25; P. Beyer, Über die frühesten Beziehungen H.s zum Volkslied, Euphor. 18. Bd. (1911); M. Seelig, Die dichterische Sprache in H.s Buch der Lieder, Halle 1891. H. Mutzenbecher, H. u. das Drama, Diss., Bonn 1914. — H. Herrmann, Studien zu H.s Romanzero, Berlin 1906. —

S. 1186. L. L. Hammerich, H.s „Deutschland", Kopenhagen 1921; E. Brauweiler, H.s Prosa, Berlin 1915; E. Loewenthal, Studien zu H.s Reisebildern, Berlin 1922 (Pal. 138. H.); A. Schellenberg, H. H.s französische Prosawerke, Berlin 1921. — L. Polak, H. H.s „Buch Le Grand", Nekrophilolg. 7.

S. 1188. Gutzkow, Ges. Ausg., 32 Bde., 4. A., Jena 1873 ff. Ausgew. Werke, hg. von H. H. Houben, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1908, R. Gensel, 12 Bde., Berlin (Bong) 1910, P. Müller, 4 Bde., Leipz. 1915. Zahlreiche Einzel- u. Volksausgaben. Autobiogr. Schr.: Aus meiner Knabenzeit, Frankfurt 1852, Rückblicke aus meinem Leben, Berlin 1875. — J. Proelß, K. G., in ADB. 10. Bd., A. Caselmann, G.s Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit, Augsbg. 1900; O. P. Schinnerer, Woman in the life and work of G., New-York 1924; J. Dresch, G. et la jeune Allemagne, Paris 1904; G.s u. Wienbargs Deutsche Revue, hg. von J. Dresch, Berlin 1904, DLD 132; H. H. Houben, G.-Funde, Berlin 1901; L. Maenner, G. u. der demokratische Gedanke, München 1921; R. Palgen, Hebbel u. G., Euphor. 26. Bd. (1925); H. H. Houben, G. als württemberg'scher Politiker (Württembg. Vjschr., N. F. 20. Jg.), 1911. Burkhaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 3, 255—312; H. H. Houben, Studien über die Dramen G.s, Berlin 1901. A. Bezin, G., LHdw. 49, 173 ff.

S. 1189. F. Schneider, G.s **Wally** u. D. Fr. Strauß, Das Leben Jesu (The Germanic Review), 1926.

S. 1190. J. Pittermann, Analyse von G.s Roman Blasedow u. seine Söhne, Diss., Prag 1922. — E. Metis, G. als Dramatiker, BBr., 48. Heft, Stuttg. 1915; O. Baumgard, G.s dramaturgische Tätigkeit am Dresdener Hoftheater unter besonderer Berücksichtigung seiner Bühnenbearbeitungen, Diss., München 1915; R. Weiß, Religiöse u. ethische Probleme in G.s Uriel Acosta, Freiburg 1912.

S. 1191. E. Hadermann, G.s Wullenweber, Diss., Marburg 1922 f. — P. Müller, G. als Lustspieldichter, Marburg 1910; Gr. Rötken, Die Bühnentechnik G.s, Diss., Münster 1924; P. Weiglin, G.s u. Laubes Literaturdramen, Pal. 103 (1910).

S. 1192. E. Franz, Die großen sozialpolitischen Romane in ihrem Verhältnis zu den sozialen Greuelromanen Sues', Diss., München 1920; E. Drewes, Quellenstudien zu G.s Zauberer von Rom, Diss., Berlin 1921; Gierlichs, K. G., Der Z. v. R., Diss., München 1922; M. Schochow, G.s Z. v. R., Diss., Berlin 1923; A. Fell, G.s Ritter vom Geiste, Aachen 1927; G.s R. v. G. neu hg. v. R. Gensel, Berlin (Bong) 1912; G. Senger, G.s R. v. G., Aufbau und zeitgeschichtliche Niederschläge, Diss., Berlin 1921; A. Jung, Briefe über G.s R. v. G., Leipz. 1856; A. Alt, Briefe über G.s Zauberer von Rom, Prag 1859.

S. 1193. Fr. Brümmer, **Th. Mundt,** in ADB., 23. Bd.; O. Draeger, Th. M. u. seine Beziehungen zum Jungen Deutschland, Marburg 1909; W. Prinz, Th. M. als Literarhistoriker, Diss., Halle 1912; H. Knudsen, M. u. Gutzkow, Euphor. 24. Bd. (1922); W. Grupe, M.s u. Kühnes Verhältnis zu Hegel u. seinen Gegnern, Diss., Halle 1928.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1194. J. Proelß, **G. Kühne,** in ADB. 51. Bd.; E. Pierson, G. K., Lebensbild u. Briefwechsel mit Vorwort von W. Kirchbach, 1880. — **H. Laube,** Gesammelte Werke, hg. von H. H. Houben, 50 Bde., Leipz. (Hesse) 1908 f.; Ausw. von demf. 10 Bde., ebda. 1906; Dramatische Werke, 3 Bde., ebda. 1910; Theaterkritiken und dramaturg. Aufsätze, hg. von A. v. Weilen, 2 Bde., Berlin 1907. — Houben, H. L., in ADB. 51. Bd., M. Krammer, H. L. (Schlesische Lebensbilder, Bd. 2), 1926; A. v. Weilen, L. u. Shakespeare, JbSh. 43. Bd. (1909); P. Przygodda, L.s literarische Frühzeit, Berlin 1910, K. Nolle, L. als soz. u. polit. Schriftsteller, Diss., Münster 1915; E. Kretzer, Scribes Einfluß auf L.s Dramatik, Diss., Göttingen 1922; H. Andree, H. L. als jungdeutscher Journalist, Diss., Tübingen 1923; G. Färber, L.s persönliche, literarische u. dramatische Beziehungen zu Grillparzer, Diss., Prag 1925; A. Heimerl, L. u. Dingelstedt als Burgtheaterdirektoren, Diss., Prag 1926; M. Moormann, Die Bühnentechnik L.s, Leipzig 1917; R. Junack, L.s Entwicklung zum Reformator des deutschen Theaters, Diss., Erlangen 1922; F. Horch, Das Burgtheater unter L. u. A. Wilbrandt, Wien 1925; G. Altmann, L.s Prinzip der Theaterleitung, Dortmund 1908.

S. 1196. F. Stißer, L.s „Monaldeschi", Diss., Marburg 1927; P. Weiglin, Gutzkows u. L.s Literaturdramen, Pal. 103. Bd. (1910); A. Schneider, Ältere Essexdramen, Wien 1901; Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels 3, 313—372, R. Schiedermair, Der Graf von Essex in der Lit., Diss., München 1908; W. Baerwolf, Der Graf von Essex im deutschen Drama, Diss., Tübingen 1920; L. M. v. Gersdorff, L.s Reisenovellen u. das Junge Deutschld., Diss., Breslau 1923.

S. 1197. A. Reifferdscheid, **A. Jung,** in ADB., 50. Bd.

S. 1198. M. Mendheim, **E. Willkomm,** in ADB., 43. Bd.; F. Hinnoch, E. W., Diss., Münster 1915.

S. 1199. Hahn-Hahn, Gesamtausg. (der Romane aus der protestant. Zeit), 21 Bde., 1851; Gesammelte Werke aus der kathol. Zeit, mit biogr. Einl. hg. von O. Schaching, Regensburg 1903 f. — P. Haffner, Gräfin Ida H.-H., eine psycholog. Studie, Frankf. 1880; A. Jacoby, J. Gr. H. H., ein novellist. Lebensbild, Mainz 1894, R. M. Meyer J. Gr. H.-H., in ADB. 49. Bd.; über sie schrieben auch M. Helene (E. Lemaitre), Leipz. 1869, H. Keiter in seinem Buche Kathol. Erzähler der neuesten Zeit, Paderborn 1899 S. 19 ff., M. Schneidewin, J. H.-H., Hochld. 2 b 303; A. Stockmann in StML. 1905.

S. 1200. H. Goldschmidt, **F. Lewald-Stahr** in ADB., 35. Bd.; A. Harder, F. L. (Ostdeutsche Monatshefte, 2. Jg.), 1921.

S. 1201. Pyl, **J. v. Düringsfeld,** in ADB., 28. Bd. — **Seb. Brunner,** Ges. Erzählungen u. poet. Schriften, u. A., 18 Bde., Regensburg 1890; Biogr. von J. Scheicher, Würzburg 1890; Lauchert in ADB., 47. Bd.; H. Keiter, Kathol. Erzähler 95 ff.

S. 1202. L. Waeles, **Nicolaus Becker,** der Dichter des Rheinliedes, Bonn 1896; K. Jünger, N. B., 1906; W. Deetjen, Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840, Weimar 1920. — Ch. Petzet, Die Blütezeit der politischen Lyrik 1840—1850, München 1903; V. Polak, Die p. L. u. die Parteien des deutschen Vormärz, Wien 1911.

S. 1203. M. Schneckenburgers deutsche Lieder, hg. von K. Gerok, Stuttg. 1870; G. Schwer u. F. Lipperheide, Die Wacht am Rhein, Berlin 1871. Vgl. die Aufsätze von G. Fittbogen (JDU. 29) und M. Friedländer (DR. September 1923). — **H. Hoffmann von Fallersleben,** Ausgew. Werke mit Autobiogr. „Mein Leben", hg. von H. Gerstenberg, 8 Bde., Berlin 1893, von H. Benzmann, 4 Bde., 2. A., Leipz. (Hesse) 1924 und A. Wedler-Steinberg, 2 Bde., Berlin (Bong) 1912; ausgew. Gedichte u. Kinderlieder in UB.; Briefe, hg. von Wolf, Wien 1874, Briefe an seine Freunde, von demf., Berlin 1907; Germanistenbriefe von u. an H. v. F., hg. von F. Behrend, Berlin 1917. — J. M. Wagner, H. v. F. 1818—1868, Wien 1911, Nachtrag, Dresden 1870; H. Gerstenberg, Deutschland, Deutschland über alles! Ein Lebensbild des Dichters H. v. F., München 1916; derf., Henriette von Schwachenberg u. H. v. F., Berlin 1904; derf., H. v. F. und Freiligrath, DR. 1906; F. Muncker, H. v. F., in ADB. 12. Bd.; A. Hüllbrock, H. v. F., 1896; E. Berneisen, H. v. F. als Vorkämpfer u. Erforscher der niederländisch-flämischen Lit., Diss., Münster 1914; derf., H. v. F. als Vorkämpfer deutscher Kultur in Belgien u. Holland, Leipz. 1915; H. Reiter, H. H. v. F., in Quellen u. Darstellungen zur Gesch. der deutschen Bruderschaft, 7. Bd. (1921); Th. Neef, H. v. F. als politischer Dichter, Diss., Münster 1912; M. Preitz, H. v. F. u. sein Deutschlandlied, im Jb. des freien deutschen Hochstiftes 1926; F. A. Löffler, Der Einfluß des Volksliedes auf H. v. F., Diss., Heidelberg 1919; E. R. Jungclaus, Deutschland, Deutsch and über alles! Das Lied der Deutschen, 1924; Th. Siebs, H. v. F. als Professor in Breslau, ZfdPh. 43.

S. 1205 Dingelstedt, Gesamtausg. der Werke in 12 Bdn., Berlin 1877, Blätter aus D.s Nachlaß, hg. von J. Rodenberg, 2 Bde., ebda. 1891, Lieder eines kosmopolit. Nachtwächters, hg. von H. H. Houben, Leipz. 1923. D.s Briefwechsel mit J. Hartmann, hg. von W. Deetjen, Leipz. 1923; K. Glossy, Aus der Mappe eines Burgtheaterdirektors, mit einer biogr. Skizze, Wien 1925; A. Stern, Zur Lit. der Gegenwart, Leipz. 1880, S. 223 ff.; Rodenberg, Heimaterinnerungen an D., Berlin 1882; derf., DR. 1889; L. Geiger, ADB. 47; B. Klostermann, F. D.s Jugenderleben u. politische Dichtung, Diss., Münster 1913; O. Liebscher, F. D. und seine dramaturgische Entwicklung bis 1857, Diss., München 1911.

S. 1206. Herweghs Werke, hg. von H. Tardel, 3 Bde., Berlin (Bong) 1909, Gedichte eines Lebendigen, erläutert hg. von M. Herwegh (dem Sohne des Dichters), Leipz. (Hesse) 1909; derf., Lassalles Briefe an H., Zürich 1896; von demf. hg. Briefe von u. an H., München 1896 und Briefwechsel mit seiner Braut, Berlin 1906; V. Fleury, Aus H.s Nachlaß, Lausanne 1911 (dazu Euphor. 20) und Le poète G. H. 1817—1875, Paris 1911. — J. Scherr, G. H., 1848; Fr. Muncker, G. H., in ADB. 12. Bd.; K. Heusold, G. H. u. seine deutschen Vorbilder, Progr., Ansbach 1916; H. E. Hirschfeld, Politische Zeitdichtung in H.s „Gedichten eines Lebendigen", Diss., Hamburg 1921; E. Baldinger, G. H., die Gedankenwelt der Ged. eines Lebendigen, Bern 1917; W. Kilian, H. als Übersetzer, Stuttg. 1914 (BBr. 45. Bd.); Marcell Herwegh, Le centenaire de G. H., Paris 1917. A. Belli, Pensiero i atto di G. H., Venezia 1914; R. Seidel, H., ein Freiheitssänger, Frankf. 1905; A. Trampe, G. H., Diss., Münster 1910. — Des Fürsten **Pückler-Muskau** Briefwechsel u. Tagebücher, aus seinem Nachlasse hg. von L. Assing, 9 Bde., Berlin 1876; Ausw. aus seinen Schriften u. Briefen unter dem Titel „Ironie des Lebens", hg. von H. Conrad, 2 Bde., 2. A., München 1911, Briefe eines Verstorbenen (ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland u. Frankreich), 4 Bde., 2. A., 1832; Frauenbriefe von u. an P.-M., neu hg. von H. Conrad 1912. — L. Assing, Fürst H. von P.-M., 2 Bde., 1873 f.; A. Ehrhard, Le prince de P.-M., Paris 1927; weitere Monogr. von J. Mähly in ADB. 26. Bd., W. Moog im Goethe-Handb. 3. Bd., 1918, J. Langendorf-Brand, 1921, J. Gaad, Fürst P.-M., seine Stellung zu den Zeitströmungen u. seine Bedeutung als Reiseschriftsteller, Diss., München 1922, H. H. Houben, P.-M., 1925, R. Schlegel, Die Persönlichkeit u. das Werk des Parkkünstlers P.-M., 1928; W. Drangosch, Versuch einer P.-M.-Bibliogr. (Die Bücherstube 4), 1926. F. J. Schöningh, F. P., Hochld. 25 b 130.

S. 1207. Freiligraths Werke, hg. von L. Schröder, 10 Bde., Leipz. (Hesse) 1907, 2. A., 1926 (6 Bde.), P. Zaunert, 2 Bde., Leipz. (Meyer) 1912, E. Schmidt-Weißenfels, 3 Bde., mit Biogr., Berlin o. J., W. Heichen, 5 Bde., Berlin 1907, J. Schwering, 6 Bde., Berlin (Bong) 1910; Ausgew. Gedichte bei Reclam, Meyer u. Hesse. W. Buchner, Fr., ein Dichterleben in Briefen, 2 Bde., Lahr 1882; dazu Euphor. 1. Erg.-H.; Fr.s Briefe, hg. von (seiner Tochter) L. Wiens, Stuttg. 1910, Fr.s Briefwechsel mit Kinkel bei M. Bollert, Fr. u. G. Kinkel, Bromberg 1916.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fr.s Briefwechsel mit K. Marx, hg. von F. Mehring (Die Neue Zeit, 12. Erg.-H.), Stuttg. 1912. — Monogr. Gisberte Freiligrath (Stiefschwester), Beiträge zur Biogr. Fr.s, Minden 1889; P. Besson, Freiligrath, Paris 1899; M. Carriere, F. Fr., in ADB. 7. Bd.; J. Rodenberg, Erinnerungen aus der Jugendzeit, 1899; Käthe Freiligrath-Kroeker (Tochter), Aus dem Nachlasse meiner Mutter, in der Deutschen Revue 1901; K. A. Kellermann, Erinnerungen an Fr. u. Kinkel, 1903; L. Schröder, Fr.s Leben u. Schaffen, 1907; G. Fittbogen, G. Mühl u. Fr. auf Grund ihrer Briefe dargestellt (Elsaß-Lothring. Jb. 5. Bd. 1925); O. zur Linden, Die große Wendung in Fr.s Dichterleben (Geisteskampf der Gegenwart) 1926; K. Richter, Fr. als Übersetzer (FM. Bd. 11), Berlin 1899; G. W. Spink, F. als Verdeutscher der englischen Poesie, Berlin 1925; E. G. Gudde, Fr.s Entwicklung als politischer Dichter (German. Studien, H. 20), Berlin 1922; V. Fleury, Les sources de F., Revue germanique 12; W. Erbach, Fr.s Übersetzungen aus dem Englischen im ersten Jahrzehnt seines Schaffens, München 1908; A. Bobert, Fr. als politischer Dichter, BM. H. 3; J. Hallermann, Fr.s Einfluß auf die Lyriker der Münchener Dichterschule, Diss., Münster 1917; F. Breitfeld, Fr.s Übersetzungen, 1890; M. Appelmann, H. W. Longfellows Beziehungen zu Fr., 1916; G. Klein, Fr., eine Erscheinung aus der Stilgeschichte, Diss., Zürich 1919; Blodau, Die Verskunst Fr.s, Diss., Marburg 1922. — F. Mehring, Gesch. der deutschen Sozialdemokratie, 4. A., Berlin 1909 u. Sozialistische Lyrik: Herwegh, Freiligrath, Heine, im Archiv für die Gesch. des Sozialismus 4; H. Benzmann, Die soziale Ballade in Deutschld., München 1912.

S. 1210. R. Prutz. Dramatische Werke, 4 Bde., Leipz. 1847—1849; Gedichte, 4. A., Leipz. 1857, Ausw. aus seinen Dichtungen im R.-P.-Gedenkbuch, Stettin 1916. — H. Neumann, R. P. u. seine Komödien, Diss., Marburg 1913; J. Mähly, R. P., in ADB. 26. Bd.; G. Büttner, R. P. 1816—1842, Leipz. 1913; E. Hohenstätter, Über die politischen Romane von Prutz, München 1918. — **Sallets** Sämtliche Schriften, hg. von Th. Paur, 5 Bde., Leipz. 1848, Ausgew. Gedichte von M. Henning, Frankfurt 1913, Gedichte u. Laienevangelium auch in UB. u. MB.; Briefe S.s an E. Duller (Mitteilungen aus dem Berliner Lit.-Archiv, N. F. 17, 1920). — Leben u. Wirken F. v. S.s, Breslau 1844; P. Tröger, Die polit. Dichtung in Deutschld., mit einem Aufsatze über Sallet, München 1895; D. Jacoby, Fr. v. S., in ADB. 33. Bd.; M. Hannes, F. v. S., Diss., München 1915 u. O. Hundertmark, F. v. S., Diss., Würzburg 1916.

S. 1211. Glaßbrenner, J. Kürschner, A. G., in ADB. 9. Bd.; R. Schmidt-Cabanis, A. G. 1881; R. Rodenhauser, A. G., Nicolassen, 1912, Skizzen, „Altberlin" in UB. — P. Lindau, **E. Dohm** u. der Kladderadatsch (Nord u. Süd), 1879; M. Osborn, E. D., in ADB. 48. Bd., (1904).

S. 1212. J. Mosen, Sämtliche Werke, neu hg. von seinem Sohne, mit Biogr., 6 Bde., Leipz. 1880; Ausw., hg. von M. Zschommler, 4 Bde., Leipz. 1898 f., ausgewählte Dichtungen, hg. von M. Rudolf, Rochlitz 1905, von P. Friedrich in Hendels Biblioth. der Gesamtlit. Julius-Mosen-Buch, hg. von K. A. Findeisen, 1924. — A. Schwartz, J. M., in ADB. 22. Bd.; P. Heuß, Beiträge zur Kenntnis von M.s Jugendentwicklung, Diss., München 1903; F. Wittmer, Studien zu M.s Lyrik, Diss., München 1924; K. Busse, M.s Theorie der Tragödie, Diss., Münster 1915; A. Fehn, Die Geschichtsphilosophie in den histor. Dramen Mosens, 1915; W. Mahrholz, M.s Prosa, Weimar 1912; W. Schwetje, Naturgefühl in M.s Novellensammlung „Bilder im Moose", 1916; M. u. E. Th. A. Hoffmann, Euphor. 24. Bd. (1922).

S. 1213. Grün-Auersperg, Ges. Werke, hg. von L. A. Frankl, 5 Bde., Berlin 1877, mit Nachlese von Radics, Leipz. 1879, A. Schlossar, 10 Bde., ebda. (Hesse) 1907, E. Castle, 6 Bde., Berlin (Bong) 1909, Ausw. von O. Rommel, 4 Bde., Teschen 1914, Politische Reden, hg. von St. Hock, Lit.-Ver.-B., 5. Bd.; Gedichte, ausgew. von A. Zipper in UB. 1906; Briefwechsel mit L. A. Frankl, hg. von B. v. Frankl-Hochwart, Berlin 1897, mit K. v. Leitner, JbGr. 6 (1896). — Schatzmayer, Grüns Leben u. Dichten, 2. A., Frankfurt 1872; P. v. Radics, A. G. und seine Heimat, Stuttg. 1876; ders., Verschollenes u. Vergilbtes u. Serbenlieder aus dem Nachlaß, 1879; Kunz, Die Poesie G.s, Progr., Trautenau 1882; A. Gottlieb, Der bildliche Ausdruck bei A. Grün, Progr., Wien 1909; H. v. Lessel, G.s „Pfaff v. Kahlenberg", StvglL. 4. u. 5. Bd.; K. Glossy, Charakteristik G.s, JbGr. 6, 1—83; Grün-Heft des „Getreuen Eckart", Wien 1906.

S. 1218. L. Fränkel, **Karl Beck,** in ADB. 46. Bd.; H. Nellen, Aus K. B.s Frühzeit, Diss., Münster 1908; E. Hechtner, K. B.s Leben und Dichten, Wien 1912; R. Gottschall, Studien zur neueren deutschen Lit., 1892. — **M. Hartmann,** Ges.-Ausg. von L. Bamberger und W. Vollmer, 10 Bde., Stuttg. 1873 f., Werke in 2 Bden. hg. von O. Wittner, Prag 1906 ff., Ausgew. Werke, hg. von O. Rommel, 1910 ff., Gedichte in neuer Ausw., 1875, Revolutionäre Erinnerungen, hg. von H. H. Houben, Leipz. 1919; „Der Krieg um den Wald", in UB. u. Hesses Volksbiblioth. Ausgew. Briefe, hg. von R. Wolkan, Wien 1921. — O. Wittner, M. H.s Jugend, Wien 1903 u. Briefe aus dem Vormärz, Prag 1911; ders., M. H., 1907; ders., M. H., in Österr. Porträts u. Charaktere, 1906.

S. 1219. A. Meißner, Ges. Schriften, Leipz. 1871 f. — „Gesch. meines Lebens" (bis 1856), 2 Bde., Teschen 1884; F. Wehl, A. M., Erinnerungen, Leipz. 1892. — L. Fränkel, in ADB. 52. Bd. über die Hedrich-Affaire das Wichtigste von K. Franzos in Deutsche Dichtung 7 u. 8; O. Wittner, A. M., in Österr. Porträts 1906; H., Ch. Ade, Der junge A. M., Diss., München 1914; H. Humborg, A. M., Diss., Münster 1912. — Vgl. J. Pfitzner, Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums bis 1848, Augsburg 1926, dagegen A. Kraus, Die sogenannte böhmische Renaissance u. die Heimatdeutschen, Prag 1928. Vgl. J. Nadler, Das Schrifttum der Sudetendeutschen, Regensburg 1924; Sudetendeutsches Jb. (bisher 4 Bde.), Kassel 1929; J. Mühberger, Die Dichtung der Sudetendeutschen in den letzten 50 Jahren, Kassel 1929. Wolkan, Geschichte der deutschen Lit. in Böhmen u. in den Sudetenländern, Augsburg 1925.

S. 1220. L. Katscher, **H. Nollet,** 1894; H. Glücksmann, H. N., im LE. 1. Jg.; P. Taufig, H. N., in Biogr. Jb. u. Deutscher Nekrolog 9. Bd. (1906).

S. 1221. A. Schlossar, H. N. v. **Levitschnigg,** in ADB. 18. Bd. — N. F. Arnold, **J. Nordmann** in ADB., 52. Bd. (1906).

S. 1222. Schramm-Macdonald, **Usso Horn,** in ADB. 13. Bd.; W. Wurzbach, U. H., JbGr. 13. Jg. (1903); L. Jelinek, U. H.s dramatischer Nachlaß (Mitt. des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, 47. Jg. (1909); K. Fischer, U. H. als Politiker, Jb. des Riesengebirgsvereins 15. Jg. (1926). — L. Fränkel, **L. Tschabuschnigg,** in ADB. 38. Bd.

S. 1223. H. Gilm, Sämtliche Gedichte, hg. von N. H. Greinz in UB.; Ausw. hg. von A. v. d. Passer; Familien- u. Freundesbriefe, hg. von M. Necker, Wien 1913. — Monogr. von A. v. d. Passer, Leipz. 1889, H. Greinz, 1895, S. Prem, Der Lyriker G., 3. A., Imst 1897, R. Holzer, JbGr. 14. Jg. A. W. Ernst (mit einer Novelle G.s), Leipz. 1897, A. Sonntag, München 1904, J. E. Wackernell, G.s Beamtenlaufbahn, 1909, ders., G.s Jesuiten-Sonette, Euphor. 22. Bd., A. Dörrer, H. v. G.s Weg u. Weisen, Innsbruck 1924 (vortrefflich) u. mehrere Aufsätze in den Gelben Heften, 2, Archiv 152, 153. Vgl. M. Enzinger, Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, Wien 1929; S. M. Prem, Geschichte der neueren deutschen Lit. Tirols, Innsbruck 1922; A. Dörrer, Südtirol im deutschen Schrifttum in Bells Südtirol. Dresden 1927.

S. 1224. A. Schlossar, **J. Senn,** in ADB. 34. Bd.; H. Klein, J. Chr. S. im Tiroler Ehrenkranz 1925.

b) Nachwirkung Jung-Deutschlands und der Romantik.

S. 1224. Gottschall, Dramatische Werke, 2. A., 4 Bde., Leipz. 1884; Erzählende Dichtungen, 3 Bde., ebda. 1875 f.;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einiges in UB. — „Aus meiner Jugend", Berlin 1898. — Monogr. von A. Silberstein, Leipz. 1868 u. M. Brasch, ebda. 1892.

S. 1226. M. R. von Stern, **Jordan,** ein deutsches Dichter- und Charakterbild, Frankfurt 1910; K. Schiffner, W. J., Frankfurt 1889; K. Weitbrecht, W. J., LE. 1. Jahrgang; H. Spiero, W. J. (Hermon) 1906; A. Sonntag, W. J., Biogr. Jb. u. d. Nekr. 10. Bd. (1907); A. Günther, W. J. als Freiheitssänger, Diss., Münster 1920; P. Vogt, W. J. als Politiker, JbPr. 1919; G. Brauwers, W. J.s Verhältnis zur Heldensage, Diss., München 1922; G. R. Noege, Die moderne Nibelungendichtung, 1869; M. Koch, Deutsche Vergangenheit in deutscher Dichtung, Stuttg. 1919; H. E. Bauer, W. J.s Demiurgos (Österr. Blätter für freies Geistesleben, 1. Jg.) 1924; A. Tille, Von Darwin bis Nietzsche, Leipz. 1895; K. Landmann, Zur Wiedererweckung der deutschen Heldensage im 19. Jh., Festschr. für R. Hildebrand, Leipz. 1894 u. ZDU., 13. Jg. J. Bendel, Zeitgenössische Dichter 215—259, Stuttg. 1882. M. Ettlinger, J., Hochld. 1 b 633.

S. 1228. L. Fränkel, **G. v. Hauenschild,** in ADB. 50. Bd.; K. Schumacher, M. W., German. Stud. 38. Bd. (1925). — L. Fränkel, **A. Strodtmann,** in ADB. 36. Bd.

S. 1229. Strachwitz, Sämtliche Lieder u. Balladen mit einem Lebensbilde des Dichters, hg. von H. M. Elster, Berlin 1912, K. Weinhold mit Biogr., 8. A., Breslau 1891, W. Brecht, Berlin 1925, auch in UB. — A. K. Tielo (Mickoleit), Die Dichtung des Grafen St., FM. Bd. 20, Berlin 1902, dazu StoglL. 2, 452 u. Euphor. 9. 10; L. Fränkel, M. Gr. Str., in ADB. 36. Bd.; H. Benzmann, Str. (Konservative Monatsschr. 79. Bd.), 1923; L. Kiesgen, M. St. u. die Balladendichtung, Bw. 5, 182—187; O. Floeck, M. G. Str., Gral 13, 279 ff.; B. Beyer, Die Begründung der ernsten Ballade durch G. A. Bürger, QuF. 97, Straßburg 1905. L. Freiherr von Münchhausen, Fontanes Archibald Douglas, LE. 25. Jahrgang; Die deutsche Ballade, hg. von H. Benzmann, 2 Bde., 2. A., Leipz. 1925; Deutsche Balladen von Bürger bis zur Gegenwart, herausg. von E. Lissauer, Stuttg. 1923; E. F. Koßmann, Die 7-zeilige Strophe in der deutschen Lit., Haag 1923, im 4. Kapitel „Wiedergeburt der Ballade"; H. L. Cohen, The ballade, Diss., New-York 1915; P. Habermann, Ballade, NL. 1, 104. — **Endrulats** Gedichte in Ausw. von A. Warschauer 1886.

S. 1230. A. Strodtmann, **G. Kinkel,** 2 Bde., Hamburg 1851; J. Joesten, G. K.s Leben, Streben u. Dichten mit einer Ausw. Kinkelscher Dichtungen, Köln 1904, E. W. Siemens, J. G. K., Festrede 1866; O. Henne am Rhyn, G. K., ein Lebensbild 1883, M. Bollert, G. K.s Kämpfe um Beruf u. Weltanschauung bis zur Revolution, Bonn 1913; J. Trojan, Eine K.-Erinnerung, LE. 1. Jg.; O. Mauser, G. K., in ADB. 55. Bd. (1910); M. Bollert, F. Freiligrath u. G. K., Bromberg 1916; E. Enders, G. K. im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde, Bonn 1913; H. v. Poschinger, K.s sechsmonatliche Haft im Zuchthause zu Naugard, Hamburg 1901; Autobiographisches in Frau Kinkels Rom. „Hans Ibeles in London", 2 Bde., Stuttg. 1860; Heinen, G. K.s politische Stellung vor u. während der Revolution 1848—1849, Diss., Bonn 1921, K. Schurz, G. K.s Befreiung aus dem Zuchthaus zu Spandau, hg. von H. H. Houben, Leipz. 1920; W. Mickley, G. K. in Zürich, 1866—1882, Euphor. 19; Otto der Schütz, in UB.; G. Noll, Otto der Schütz in der Lit., Straßburg 1906; J. F. Schulte, Johanna K., Münster 1908. — B. Lips, **Otto von Redwitz** als Dichter der Amaranth, Münster 1908; M. M. Rabenlechner, O. v. Redwitzs religiöser Entwicklungsgang, Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1897; O. Gmelin u. A. W. Ernst, Zur Entstehungsgesch. der Amaranth, Euphor. 3. Erg.-H. 1897.

S. 1232. L. Geiger, **O. Roquette,** in „Dichter und Frauen" 2., Berlin 1900; Autobiogr. „Siebzig Jahre", Darmstadt 1839; L. Fränkel, O. R., in ADB. 53. Bd.; R. Bulckow, O. R., Biogr. Jb. 1. Bd. (1897).

S. 1233. Müller von Königswinter, „Dichtungen eines rheinischen Poeten", 6 Bde., Leipz. 1871—1876; Monogr. von J. Joesten, Köln 1895, F. Brümmer, in ADB. 22. Bd.; P. L. Jäger, W. M. v. K., Diss., Köln 1923; H. Becker, W. M. v. K., Diss., Münster 1924.

S. 1234. Karl Simrock, Ausgew. Werke, 4 Bde., hg. von G. Klee, Leipz. 1908. — Monogr. von R. Hocker, ebda. 1877; J. Bendel, „Zeitgenössische Dichter", Stuttg. 1882, 215 ff.; H. Düntzer, Erinnerungen an K. S. (Monatsschr. für Westdeutschl. 2. u. 3. Bd.); E. Schröder, K. S., in ADB. 34. Bd.; J. Ottendorf, Freiligrath und S., Progr., Saarbrücken 1911; R. Hocker, S.s Leben u. Werke, Leipz. 1877; M. Koch, S., Türmer, Bd. 4, II, 620.

S. 1235. L. Fränkel, **August Becker,** in ADB. 46. Bd.

S. 1236. Putlitz, Ausgew. Werke, 7 Bde., Berlin 1872—1888; die meisten Lustspiele auch in Einzelausg. — E. zu Putlitz, G. zu Putlitz, 3 Bde., Berlin 1894 ff.; M. Jacobs, G. zu P., in ADB. 53. Bd. — **Ad. Böttger,** Gesammelte Werke, 6 Bde., 2. A., 1889.

S. 1237. E. Heilborn, **J. Rodenberg,** LE. 13. Jg.; Fr. Hirth, Zur Beurteilung J. R.s, ebda. 22. Jg.; H. Spiero, J. R., sein Leben u. seine Werke, 1921; ders., Deutsches biogr. Jb., 1. überleitungsband 1925; J. Klocke, R.s Grandidiers, Entstehung, Inhalt u. Form, Diss., Marburg 1925.

S. 1238. Gruppe, Ausgew. Gedichte in UB. — Th. Linschmann, **L. Bechsteins** Schriften (Neue Beitrg. zur Gesch. des deutschen Altertums, 21. Liefg.), 1907; R. Bechstein, **L. B.,** in ADB. 2. Bd.; G. Ellinger, L. B. (Voss. Zeitg. Sonntags-Beil. Nr. 41), 1901. — Fr. Rupp, **G. Pfarrius,** ein rhein. Heimatdichter (Festschr. zur Jahrhundertfeier des Friedr.-Wilh.-Gym. in Köln), 1925. — H. Hüffer, **A. Kaufmann,** in ADB. 50. Bd. — Fr. Brümmer, **A. Schnezler,** ebda. 32. Bd.

S. 1239. A. Zingerle, **J. B. Zingerle,** in ADB. 45. Bd. E. Siegfried, **Pius Zingerle,** ebda. 45. Bd. — **Hofbauer,** Biogr. von A. Innerkofler, Regensburg 1910; J. Eckardt, H. u. seine Beziehungen zu den Wiener Romantikerkreisen, Diss., Wien 1910; F. Flinterhoff, Das Literaturapostolat eines Heiligen, Paderborn 1912. J. Eckardt, Cl. M. H. u. die Wiener Romantikerkrise am Beginn des 19. Jhs., Hochld. 8a, 117 ff.

S. 1240. W. Bäumker, **J. P. Silbert,** in ADB. 34. Bd.

S. 1241. Gedichte von **Lebrecht Dreves,** hg. v. Eichendorff, Halle 1870. — W. Kreiten, L. Dr., ein Lebensbild, 1897; A. Fahlbusch, Liter. Einflüsse in der Lyrik von L. D., Diss., Leipz. 1910. — Vgl. O. Wetzstein, Die religiöse Lyrik der Deutschen im 19. Jh., Neustrelitz 1891; A. Wildemann, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jhs. mit besonderer Berücksichtigung der A. v. Droste, Leipz. 1911 (P. 19).— **Michael von Sailer,** Sämtliche Werke, hg. von Widmer, 40 Bde. u. Supplement, Sulzbach 1830—1845; Briefe von S., Diepenbrock u. Passavant 1860; Ausw. von R. Stölzle, Kempten u. München 1910. — Biogr. von G. Aichinger, Freiburg 1865, W. Kosch, J. M. S. (Führer des Volkes, 6. Heft), 1913, H. Reusch, J. M. S., in ADB. 30. Bd. — J. v. Müller, Jean Paul u. M. S. als Erzieher der deutschen Nation, 1908; L. Nadlmaier, S. als Pädagog (Beitrag zur Gesch. der Erz. u. des Unterr. in Bayern), 1909; A. Döberl, Bausteine zu einer Biographie des Bischofs S. (Histor.-polit. Bll. 151., 155., 157. Bd.), 1915 ff.; H. Schiel, S. u. Lavater, mit einer Ausw. aus ihrem Briefwechsel (Vereinsschr. der Görres-Ges.), 1928. — A. Dreyer, **G. M. Dreves,** Biogr. Jb. 14. Bd. (1912). — **Luise Hensel,** Gedichte, hg. von H. Kletke, Berlin 1858, Ch. B. Schlüter, Paderborn 1869, vollständigste Ausg. von H. Cardauns, 1923. — J. H. Reikens, L. H., in ADB. 12. Bd.; F. Barlscher, Der innere Lebensgang der Dichterin L. H., Paderborn 1882; F. Binder, L. H., ein Lebensbild, 2. A., Freiburg 1904; H. Cardauns, Aus L. H.s Jugendzeit, 1918; P. Steyer, Die Weihnachtskrippe im Leben u. Dichten L. H.s, 1927; A. Glitz-Hoffhausen, L. H. u. A. v. Droste-Hülshoff (Der Wächter, 9. Jg.), 1927. W. Beils, Die religiöse Lyrik L. H.s, Bw. 25, 9—12.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1242. **Diepenbrock,** Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen u. deutschen Dichtergärten, 4. A., 1862, mit „Erinnerung an Sailer". — Monogr. von H. Reinkens, 1881, H. Förster, Breslau 1878, W. Kosch, 1913, F. Seppelt (Schles. Lebensbilder 1. Bd.), 192; F. Vigener, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus, 1926; H. Finke, Zur Erinnerung an Kardinal D., Münster 1898.

S. 1243. **Gedeon von der Heide,** Ausgew. Dichtungen, Boppard 1913.

S. 1244. F. Haagen, **W. Smets,** in ADB. 34. Bd.; J. Müllermeister, W. S., Aachen 1877. — **B. Waldeck,** Briefe und Gedichte, hg. von Chr. Schlüter, 1883. — A. Stern, B. W., in ADB. 40. Bd.; H. B. Oppenheim, B. W., 1873; W. Birrmann, B. W., 1928. — J. Hertkens, Erinnerungen an **Ch. B. Schlüter,** Viersen 1885; H. Hüffer, Ch. B. Sch., in ADB. 31. Bd.

S. 1244. **Johann von Sachsen** (Philalethes), Dante-Übersetzg., Leipz. 1904; Dichtungen, hg. von Carola, Königin-Witwe, ebda. 1902.

S. 1245. B. Benziger, **G. Morel,** Progr., Einsiedeln 1873; B. Kühne, G. M., Einsiedeln 1875; G. Maier, in ADB. 22. Bd. — **Ph. Spitta,** Psalter u. Harfe, neu hg. mit Einl. von L. Spitta, Gotha 1890; auch in UB., MB. u. Hendel. — Biogr. von K. Münkel, Leipz. 1861, Lederhose, in ADB. 35. Bd.; H. v. Nedern, Aus dem Leben eines Dichters 1905. — Römer, **K. B. Garve,** in ADB. 8. Bd. — K. Pöls, **K. A. Dörings** Leben u. Lieder 1861; A. Döring, K. A. D., in ADB. 5. Bd.

S. 1246. J. Hamberger, **J. Fr. Meyer,** in ADB. 21. Bd. — G. Frank, **E. N. Stier,** ebda. 36. Bd. — W. Krafft, **K. R. Hagenbach,** ebda. 10. Bd.; R. Burckhardt, K. R. H. (Die Garbe), 1925. — J. M., Erbauliches u. Beschauliches aus dem Nachlasse von **Karl Barthel. — Emil Barthel,** Heiliger Ernst 1876 (gest. 1906 zu Halle a. S.). — L. Fränkel, **E. Zeller,** in ADB. 45. Bd. — **Ch. H. Puchta,** Gedichte, hg. von A. Knapp, 1860. — Buchrucker, Ch. H. P., in ADB. 26. Bd.

S. 1247. O. Zaretzky, **B. v. Strauß u. Torney,** Biogr.-Jb., 4. Bd. (1900); F. Brümmer, B. v. St. u. T., in ADB., 54. Bd. (1908). — Hepding, **J. Sturm,** Gießen 1896; H. Hoffmann, J. St., 1899.

S. 1248. H. Palm, **Fr. A. v. Heyden,** in ADB. 12. Bd.; A. Gabriel, Fr. v. H. mit besonderer Berücksichtigung der Hohenstaufendichtungen, Diss., Breslau 1900.

2. Von den Revolutionsjahren bis zur Gründung des Deutschen Reiches (1848—1871). Rückkehr zur Kunst.

a) Der poetische Realismus.

S. 1252. **F. Lassalle,** Gesammelte Reden u. Schriften, hg. von E. Bernstein, 12 Bde., Berlin 1920, Nachgelassene Briefe u. Schriften, hg. von G. Mayer, 6 Bde., Stuttg. 1925; Ausw. von H. Feigl, Wien 1911, Blum u. Schirmer, 10 Bde., 1910, L. Maenner, Berlin 1926, auch in UB. — Biographien von H. Oncken, 3. A., Stuttg. 1920, E. Bernstein, Berlin 1919, E. v. Plener, ADB. 17. Bd., St. Großmann, ebda. 1919 (Selbstzeugnisse u. zeitgenössische Berichte), W. Petzel, 1926, L. Hannisch, Leipz. 1925 (Selbstzeugnisse). — E. Kohn, L. als Führer, Leipz. 1926; Th. Steinbüchel, Die Philosophie L.s, Bonn 1926; J. Britschgi-Schimmer, L.s letzte Tage, Berlin 1925; Franz v. Sickingen in UB. — E. Krause, **K. Vogt,** in ADB. 40. Bd.; J. Jung, K. L.s Weltanschauung, Diss., Würzburg 1915; W. Siemens, Das naturwissenschaftliche Zeitalter, Berlin 1886; R. Eisler, Gesch. des Monismus, Leipz. 1910; F. A. Lange, Gesch. des Materialismus, 2 Bde., 9. A., Leipz. 1915. — **Ernst Haekel,** „Der Monismus, Glaubensbekenntnis eines Naturforschers", 10. A., 1900, Die Welträtsel, in vielen Auflagen. — H. Schmidt, Gesch. der Entwicklungslehre, Leipz. 1918; J. Wiesner, Erschaffung, Entstehung, Entwicklung, Grenzen der Berechtigung des Entwicklungsgedankens, Berlin 1916; E. Reetz, Der Einfluß des älteren Darwinismus auf die deutsche Kulturgeschichtsforschung, Diss., Leipz. 1912; H. E. Schmidt, Ernst Haeckel„ Berlin 1925; W. Bölsche, E. H., ein Lebensbild, 1900; W. May, E. H., Versuch einer Chronik seines Lebens u. Wirkens, 1909. — **J. F. Herbart,** Sämtliche Werke, hg. von G. Hartenstein, 12 Bde., 1850—1852, 2. Abdruck 1883—1893 mit 13. Bd. Nachträge u. Ergänzungen, 1893; Sämtliche Werke (mit den Briefen), hg. von K. Kehrbach u. O. Flügel, 19 Bde., 1887—1912. — K. v. Prantl, J. F. H., in ADB. 12. Bd.; W. Kinkel, J. F. H., sein Leben u. seine Philosophie, 1903; A. Ziechner, H.s Ästhetik, 1908; H. Zimmer, Führer durch die H.-Lit., 1910;; Th. Fritzsch, H.s Leben u. Lehre, 1921. — E. Pfleiderer, **Lotzes** philosoph. Weltanschauung nach ihren Grundzügen, 2. A., 1884; E. v. Hartmann, L.s Philosophie, 1888; R. v. Falckenberg, H. L., 2 Bde., 1901 ff.; derf., H. L., in ADB. 52. Bd. (1906).

S. 1253. K. Laßwitz, **G. Th. Fechner,** 2. A., 1902; W. Wundt, G. Th. F., 1901; S. Hochfeld, F. als Religionsphilosoph, 1909. — Fr. Weinkauff, **Fr. A. Lange,** in ADB. 17. Bd.; G. Vaihinger, Hartmann, Dühring u. L., 1876.

S. 1254. **Schopenhauers** Werke, hg. von E. Grisebach, 10 Bde., 1891, 3. A. bearb. von E. Bergmann, 6 Bde. in UB., Handschr. Nachlaß, 4 Bde., hg. von dems. in UB., Gespräche und Briefwechsel, von dems., M. Frischeisen-Köhler, 4 Bde., Berlin 1913, P. Deussen, 14. Bde., München 1911 ff., kritische Ausg. von O. Weiß, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1920 ff. (mit Briefen), Ausw. von R. Pfeiffer, in UB. (1928), Ch. v. Gwinner, Die Reisetagebücher von 1802 bis 1803, Leipz. 1923. — G. F. Wagner, Enzyklopädisches Register zu Sch., Karlsruhe 1909. — Biographien u. Charakteristiken von W. Gwinner, 3. A., Leipz. 1922, R. Haym, Berlin 1864, S. Liepmann, in ADB. 32. Bd., K. Fischer, 3. A., Leipz. 1908, O. F. Damm, 1911, R. Lehmann, Berlin 1898, E. Grisebach (Geisteshelden Bd. 25—26), ebda. 1897, J. Volkelt, 5. A., Stuttg. 1923, H. Hasse, München 1926, P. Pfeiffer, 1925, H. Weichelt, 1926. — A. Maeklenburg, Sch.s Ästhetik, Diss., Erlangen 1914; R. Tengler, Sch. u. die Romantik, Wiener Diss., 1922, German. Studien, 29. Heft, H. Cysarz, Sch. u. die Geisteswissenschaft, Wien 1925; G. Simmel, Sch. u. Nietzsche, 2. A. 1920; E. L. Schmidt, Sch. u. die Mystik, 1909; Mühlethaler, Die Mystik bei Sch., 1910; H. Engelhard, Der Pessimismus bei Sch. u. R. Wagner, Diss., Leipz. 1925; S. Hochfeld, Das Künstlerische in der Sprache Sch.s, Leipz. 1912, dazu E. Siegel, Die Bilder u. Gleichnisse bei Sch. (Zs. für angewandte Psychologie 29); L. Spitzer, Sch. u. die Sprachwissenschaft, GRM. 8; H. W. Geißler, Grillparzer u. Sch., Diss., München 1917; A. Stimmel, Der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie auf W. Raabe, Diss., München 1919; W. Fehse, Raabes Ringen mit Sch., Ilbergs Jb., 2. Jg. 1926; H. Eisenbeiß, Sch.s Einfluß auf R. Wagner, Diss., Erlangen 1924; P. Pfeiffer, Sch.s Lebenswerk u. Lebensfragen, 1928. Vgl. noch die Jb. der Sch.-Gesellschaft, Kiel 1912 ff., besonders im 15. Bande (1928) R. Gebhard, Der Einfluß Sch.s auf die schöne Lit.; F. Kainz, Pessimistische Dichtung im NL. 2, 663—676; W. Rose, From Goethe to Byron, the development of „Weltschmerz" in german literature, London 1924.

S. 1257. **G. W. Häring (Alexis),** Gesammelte Werke, 18 Bde., 1861—1863, 2. A. 20 Bde., 1874, Werke, hg. von L. Loenz, Leipz. (Hesse) 1912, Erinnerungen, gekürzt u. eingeleitet v. M. Ewart (in K. E. Franzos' Aus dem 19. Jh., 4. Bd.), 1889, u. A. 1904. — H. Palm, W. Häring, in ADB. 10. Bd.; H. Haasen, Der junge W. A., Diss., Bonn 1921; H. A. Korff, Scott u. Alexis, eine Studie zur Technik des histor. Romans, Diss., Heidelberg 1907; R. Fischer, Schloß Avalon, A.s erster historischer Roman, Diss., Leipz. 1911; H. F. Kohler, Walladmor von W. A., Untersuchungen des Romans in seinem Verhältnis zu W. Scott, Diss., Marburg 1915; W. Kosch, Hauff und Alexis, Die histor. Erzählung (Gesch. der dt. Lit. von 1813 bis 1918, 2. Bde.); Th. Fontane, A., Bayr. Bl. 6, 344 bis 366; A. Stern, Zur Lit. der Gegenw. S. 47—73, Leipz. 1880; O. Tschirsch, A. als vaterländischer Dichter u. Patriot, Forschungen zur brandenb. u. preußischen Gesch. 12.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1260. H. Petrich, **W. Meinhold,** in ADB. 21. Bd., H. Kleene, M.s Bernsteinhexe u. ihre dramatischen Bearbeitungen, 1912; K. Trammer, W. M. als Romanschriftsteller, Diss., Würzburg 1923; R. Leppla, M.s Erzählungen u. die Anfänge der chronikalischen Novelle in Deutschld., Diss., Frankfurt 1923. F. Wippermann, J. W. M., Bw. 19, 4 ff.

S. 1261. Sealsfield (Postl), Gesamtausg. der Werke, 18 Bde., Stuttg. 1845 f., O. Rommel, 2 Bde., Wien 1909, H. Conrad, 8 Bde., München 1917, einzelnes in UB., MB. u. Hendel. — Monogr. von R. Gottschall, Ch. S. (Porträts u. Studien) 1870; A. B. Faust, C. S., Der Dichter beider Hemisphären, Weimar 1897, L. Soffé, Brünn 1922, J. Nadler (Sudetendeutsche Lebensbilder I, Reichenberg 1926), L. Smolle, Wien 1875, E. Castle, „Das Geheimnis des großen Unbekannten" (Jb. deutsch. Bibliophilen, Wien 1927), A. B. Uhlendorf, S. und seine Zeitgenossen (Der Wächter, 7. Jg.) 1924, P. Schultz, Die Schilderung exotischer Natur im deutschen Roman, mit besonderer Berücksichtigung von Ch. S., Diss., Münster 1913; O. Hackel, Die Technik der Naturschilderung in den Romanen von S., Prag 1911, Kertbény, Erinnerung an S., Leipz. 1864; Hamburger, S.-Postl, uneröffnete Briefe u. Mitteil., Wien 1879; R. F. Arnold, Zur Bibliogr. S.s, ZvglL. 1, 228 ff.

S. 1262. Gerstäcker, Gesamtausg. 44 Bde., Jena 1872 bis 1879; Volksausg. 15 Bde., ebda 1899, vieles in Hesses Volksb. — Fr. Katzel, F. G., in ADB. 9. Bd. — Carstens, **H. Smidt,** in ADB. 34. Bd. — A. Beissel, Der Indianerroman u. seine wichtigsten Vertreter, in K.-May-Jb. 1918.

S. 1264. Mügge. Einzelnes in UB. — H. Willich, Th. Mügge, Diss., Göttingen 1923. — Fr. Brümmer, E. Ph. **K. Lange (Galen),** Biogr. Jb. 4. Bd. (1900). — **Ferd. Kürnberger,** Gesammelte Werke, 4 Bde., hg. von O. E. Deutsch, München 1912; Auswahl von F. Hirth, 2 Bde., Teschen 1914, vieles in UB.; Briefe an St. Milow, JbGr. 16, an H. Laube, DR. 1919, Oktob., Briefe eines politischen Flüchtlings, hg. von O. E. Deutsch, Wien 1920; Volkstüml. Schr., 10 Bde., Jena 1905. — A. Schlossar, F. K., in ADB. 17. Bd., L. Hevesi, F. K., LE. 2. Jg.; G. A. Mulfinger, K.s Roman „Der Amerikamüde", 1903; O. E. Deutsch, Wienerisches bei K., Alt-Wiener Kalender 1924.

S. 1266. J. U. Hegner, Gesammelte Werke (umgearb.), 5 Bde., 1828—1830. — A. F. Meyer v. Knonau, J. U. H., in ADB. 11. Bd.; E. Schmidt, U. H., in Charakteristiken 1 Bd., 2. A., 1902; H. Waser, U. H., 1901. — **Gotthelf,** Sämtliche Werke in 24 Bden., mit 2 Erg.-Bden., hg. von R. Hunziker u. H. Bloesch, Zürich 1928, Hauptwerke, hg. von Hunziker in 14 Bden. (Volksausg.), Zürich 1926, G.s kleinere Erzählungen, hg. von demf., ebda. 1925; Volksausg. mit Erläuterungen, hg. von F. Vetter, 11 Bde., Bern 1899, Ausw. von J. Mumbauer, 4 Bde., Freiburg i. B. 1925, von A. Bartels, 12 Bde., Leipz. (Hesse) 1907, mit Einl. über Leben u. Werke G.s. Zahlreiche Volks- u. Einzelausg. — Monographien von E. Manuel, Zürich 1923, A. Bartels, R. Hunziker, Frauenfeld 1927, O. v. Greyerz, Basel 1918, G. Muret, Paris 1913, J. J. Reithard, 1903, U. Lötscher, J. G. als Politiker, 1905, W. Rößle, J. G. als Volkserzieher, Diss., München 1917; R. Huch (Bern 1917) u. A. Innichen (Zürich 1920) schrieben über J. G.s Weltanschauung; G. Tobler, J. G. und die Schule, 1907; F. Rudolf, Die Welt des Schönen bei J. G., 1906; L. Haller, J.-G.-Studien, Diss., Bern 1906; G. H. Graber, Die schwarze Spinne (Imago 11. Bd.) 1925

S. 1268. B. Auerbach, Gesammelte Schriften, 20 Bde., 1857 ff., Schriften, Taschenausg. 20 Bde., 1871, A.s Werke, hg. von A. Bettelheim, 15 Bde., Leipz. (Hesse) 1912, Th. Schäfer, 3 Bde., Berlin 1912, A.s Werke in wohlfeiler Ausg., 12 Bde., Stuttg. 1911; Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch., 10 Bde., ebda 1900, Auswahl von A. Bettelheim, 4 Bde., Leipz. 1913; Briefe an A., 2 Bde., mit Einl. hg. von Spielhagen, Frankfurt 1869. — A. Bettelheim, B. A., Stuttgart 1907 u. Biographengänge, Berlin 1913, derf., in ADB. 47. Bd. E. Lasker, B. A., Leipz. 1882; E. Schmidt, Charakteristik 1, Berlin 1902, S. 418 ff.; E. Roggen, Die Motive in A.s Dorfgeschichten, Diss., Bonn 1913; W. Scherer, Kl. Schr. 2, 417 ff.; J. Rank, Erinnerungen an B. A. u. L. Anzengruber (Bl. agr. Blätter 2. Bd.); A. Weber, A.s Weltanschauung, Diss., Zürich 1922; H. Glück, Der Dialekt in den Dorfgesch. A.s und Melchior Meyrs, Diss., Tübingen 1914; F. Seebrecht, B. A.s dramaturgische Studien, Diss., Würzburg 1912; E. Rüd, Die deutsche Dorfdichtung bis auf A., Diss., Tübingen 1909; H. Weisser, Die deutsche Novelle im Mittelalter, Freiburg 1926. A. Hirsch, Der Gattungsbegriff Novelle, Berlin 1928.

S. 1272. Melchior Meyr, Erzählung aus dem Ries, 1856, u. A. von O. Weltzien, 4 Bde., Leipz. 1904. — H. Krüger-Westend, M. M., Stuttg. 1905; Biographisches, hg. von M. Bothmer u. M. Carrière, Leipz. 1874; Eisenhart, M. M., in ADB. 21. Bd.

S. 1273. J. Rank, Erinnerungen aus meinem Leben, Wien 1896; Biogr. v. A. Schlossar, in ADB. 53. Bd.; A. Graßl, R. als Heimatdichter (Die ostbair. Grenzmarken 13. Jg.), 1925; K. Pröll, J. R., Prag 1892.

S. 1274. H. v. Schorn, vgl. A. v. Schorn, Zwei Menschenalter, 1901. **L. Kompert,** Gesammelte Schriften, hg. von St. Hock, Leipz. 1906; P. Amann, K.s literarische Anfänge, Prag 1907; R. Wolkan, L. K., in ADB. 51. Bd. über die Ghettopoeten vgl. W. Goldbaum, Literar. Physiognomien, Teschen 1884; L. Geiger, Die Juden u. die deutsche Lit., Berlin 1910. — **L. Steub,** Ges. Novellen, 3. A., Stuttg. 1912. — K. Th. v. Heigel, L. St., in ADB. 36. Bd.; A. E. Schönbach, L. St. in Ges. Aufsätze 1900.

S. 1276. Hermann Schmid, Ges. Schriften, 32 Bde., München 1873, N. F. 18 Bde., ebda. 1884. — H. Holland, H. Sch., in ADB. 31. Bd. S. Filchner, H. Sch., Bw. 13, 179 ff.

S. 1277. R. F. Arnold, **A. Silberstein,** Biogr. Jb. 5. Bd. (1903). — Fr. Brümmer, **H. Noe,** Biogr. Jb. 1. Bd. (1897); B. Hantzsch, H. N., in ADB. 52. Bd. (1906). — **A. Stifters** Werke u. Briefe, in Krit. Ges.-Ausg. von A. Sauer u. a., bisher 20 Bde., Prag 1901 ff., Ausg. von J. Aprent, 17 Bde., Preßburg 1870, Werke, hg. u. mit einem Lebensbild versehen von G. Wilhelm, 2. A., 7 Bde., Berlin (Bong) 1926, von R. Fürst, 7 Bde., Leipz. 1910, von demf., 2 Bde., ebda (Hesse) 1899, J. Weitbrecht, 4 Bde., Leipz. 1887, von U. Kleinecke, 4 Bde., ebda. 1899, R. Holzer, Linz 1899, Breslau 1904, K. Kaderschafka, 5 Bde., Leipz. (Insel) 1923, H. Amelungk, Ebenhausen 1925 (hübsche Ausw. von Briefen, Schriften, Bildern), A. S. in der Urfassung, hg. von Stefl., München 1925; zahlreiche Einzel- u. Volksausg. — **Briefe,** hg. v. Aprent, 3 Bde., Prag 1869; Ausw. von K. Dieterich, Leipz. 1908; Ungedr. Briefe von A. Schlossar, JbGr. 9, 167—212. Monogr.: A. R. Hein, A. St., sein Leben u. seine Werke (mit Bildern u. reicher Lit.), Prag 1904; Auszug in UB. 1912; J. Bindtner, Wien 1928; W. Kosch, St. u. die Romantik (StPr. H. 1), Prag 1905; derf., A. St., eine Studie, Leipz. 1905; E. Bertram, Studien zu St.s Novellentechnik, Dortmund 1907; H. Blanck, Die Technik der Rahmenerzählung bei St., Diss., Münster 1925, Schlossar, A. St., in ADB. 36. Bd., E. Kuh, A. St., Wien 1868, Th. Klaiber, A. St., Stuttg. 1905; Selbstcharakteristik St.s, hg. von P. J. Harmuth, München 1905; A. v. Grolman, A. St.s Romane, Halle 1926 (stellt Nachsommer u. Witiko in das rechte Licht); J. Nadler, Witiko, JbPr. 1922; K. Flöring, Die histor. Elemente in St.s Witiko, Gießen 1922; E. Alker, G. Keller u. A. St., Wien 1923; B. Wattendorf, St.s Gelassenheitsideal, Münster 1923; M. Gump, St.s Kunstanschauung, Berlin 1927; A. St., ein Gedenkbuch, hg. von H. v. Hofmannsthal, Wien 1928; F. Spengler, Zu St.s Nachsommer, Teschen 1907; Herm. Bahr, St., eine Entdeckung, Wien 1919; A. Sauer, St. als Stilkünstler (Festschr. des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen), Prag 1902; J. Neuwirth, St. u. die bildende Kunst (Sammlg. gemeinnütziger Vorträge Nr. 295 f.); L. Langer, St. u. die Kindes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seele, ZdG. 56. Jg.; Kellen T., „Katholische Dichter", eine literarhist. Studie, Essen a. d. Ruhr 1898; B. Pollak, St. u. Goethe (Deutsche Arbeit 6. Jg.), 1907; F. Hüller, Ein Beitrag zu St.s Stil, Euphor. 16. Bd. (1909); derf., St.s Naturschilderung, ZdG. 61. Jg. (1910); G. Wilhelm, St. als politischer Schriftsteller, ÖR. 60. Bd. (1919); E. Alker, G. Keller u. St., 1923; G. Müller, A. St., der Dichter der Spätromantik (Jb. d. Verbandes der Vereine kathol. Akademiker), 1924; J. Nadler, A. St. (Sudetendeutsche Lebensbilder 1. Bd.), 1926; D. Sieber, St.s Nachsommer (Jenaer germ. Forschg. 10. Bd.), 1927; A. Roeßler, St. als Maler (Witiko 1. Jg.), 1928; O. Pouzar, Ideen u. Probleme in St.s Dichtungen (StPr. 43. H.), 1928; F. Schünzer, Das Heidedorf, Einleit., Allgem. Bücherei, Wien. O. Stössl, A. St., eine Studie, Stuttg. 1925 (in „Dichtung u. Dichter"); J. Müller, Zur Beurteilung St.s, ZDKde. 44, 12; R. v. Schaukal, A. St., Augsburg 1925; J. Peter, A. St., Hochld. 15a 463.

S. 1282. A. v. Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke, hg. von L. Schücking, 3 Bde., Stuttg. 1879, A. v. Droste-Hülshoff, 4 Bde., Münster 1887, mit Biogr. von W. Kreiten, 2. A., 1906, von G. Gietmann, E. Arens, 6 Bde., Leipz. (Hesse) 1904, J. Schwering, 6 Bde., Berlin (Bong) 1912; H. M. Elster, 3 Bde., Weimar 1925, krit. Ausg. von B. Badt, K. Pinthus u. K. Schulte, 5 Bde., München 1925, Westfälische Skizzen und Landschaften, hg. von E. Arens, Münster 1912; Das geistliche Jahr nach der Hschr., hg. von F. Jostes, Münster 1920, hg. u. eingeleitet von Chr. Flaskamp, 1915; **Briefe,** hg. von Theo Schücking, Leipz. 1893, M. Schneider, Stuttg. 1923. Schlüter, 2. A., Münster 1880, H. Cardauns, Münster 1909. — Biographien u. Charakteristiken: L. Schücking, D.-H., ein Lebensbild, Leipz. 1893, W. Kreiten, D.-H., ein Charakterbild (im 1. Bde. seiner Ausg. der Werke), 2. A., 1900; H. Hüffer, D.-H. u. ihre Werke, 3. A., von H. Cardauns, Gotha 1911, W. v. Scholz, D.-H. als westfälische Dichterin, 2. A., Stuttgart 1923, K. Busse, D.-H., 3. A., Bielefeld 1923, G. Reuter, D.-H., Lit., Bd. 19 (1905), B. Pelican, D.-H., 1906, E. Berens, Par.s 1913, W. Brecht, A. v. D.-H. (Festgabe für K. Luick), 1925; M. Silling, Leipz. 1920. — F. Lucias, Zur Balladentechnik Annettens, Münster 1906, dazu L. Böhme, Euphor. 14; G. P. Pfeiffer, Die Lyrik der A. v. D.-H., Berlin 1914; J. Karp, Die religiöse Entwicklung A.s v. D.-H., Diss., Köln 1927; A. Waldemann, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jhs. unter besonderer Berücksichtigung A. v. D.-H.s, Leipzig 1911; K. Budde, Das geistl. Jahr, JbPr. 69, 340; B. Bart, A. v. D.-H., ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur engl. Lit. (BBr. 17), Breslau 1909; R. Muckenheim, Der Strophenbau A. v. D.s, Münster 1910; Dichtergrüße an A. v. D.-H., hg. v. E. Arens, München-Gladbach 1923; derf., Literar. u. volkstümliche Anklänge im „Geistl. Jahr" der Droste, GRM. 13. Jg. (1925); derf., A. v. D. u. das Volkslied (Heimatblätter der Roten Erde 1920 ff.); Schwenkow, Die Religion in der modernen deutschen Frauenlyrik, Hamburg 1905; H. Lucke, A. v. D.-H. u. ihr Verhältnis zur Romantik, Diss., Marburg 1927; J. Werle, Der Gotteskampf der D., Mainz 1925; J. Gotthardt, Die Stellung A. v. D.-H. zum Volksliede u. -märchen an der Hand bisher ungedruckter Lieder, 1921. L. Bianchi, Von der Droste bis Liliencron (Beiträge zur deutschen Novelle und Ballade), 1922; M. Kroß, Zwölf Bilder aus Drostes Leben u. Dichtung, 1918; H. Schulte, A. v. D.-H. u. ihre Novelle „Die Judenbuche", Marburg 1923; E. Oppens, Die Gestaltung der Landschaft bei A. v. D.-H., Diss., Hambg. 1926; F. Heitmann, A. v. D.-H. als Erzählerin, Münster 1914; M. Kreiepen, A. v. D.-H.s dramatische Tätigkeit, Münster 1910; A. Schlossar, Die Sage vom Galgenmännlein in der Lit., Diss., Münster 1912; M. Kraß, Der Spiritus Familiaris, Hochld. 10a 604; A. Baikenhof, Das poetische Bild bei A. v. D.-H. (Forschungen u. Funde 4. Bd.), 1916; O. v. Scheimiller, A. v. D.-H. in der Schweiz, 1926; J. Wormstall, A. v. D. im Kreise ihrer Verwandten u. Freunde (Ikonogr.), Münster 1897; J. Riechemann, Erläuternde Bemerkungen zu D.s Dichtungen, 2 Bde., Osnabrück 1898. Vgl. E. Arens, Lit. über D. im LHdw. 35, Nr. 12—14. J. Karwath, Die Droste, Stuttg. 1928.

S. 1289. Hebbel, Ausgaben: Sämtliche Werke, hg. von E. Kuh u. A. Glaser, 12 Bde., Hamburg 1867, überholt von der histor.-krit. Ausg. von R. M. Werner, Berlin 1901—1907: Werke 12, Tagebücher 4, Briefe 8 Bde.; Säkularausg. in 16 Bden. 1912 ff., 3. Aufl. beendet von J. Wahle, 1920, von H. Krumm, 14 Bde., Leipz. (Hesse) 1914, von P. Bornstein, 14 Bde., München 1911 ff. (in chronolog. Reihenfolge), von A. Stern, 12 Bde., Berlin 1902, Auswahlen von: Krumm, 4 Bde., 1900, K. Zeiß, 3 Bde., mit biogr. Einl., Leipz. (Meyer) 1900, R. Specht, 6 Bde., Stuttg. (GBdW.) 1904, Th. Poppe, 10 Bde., Berlin (Bong) 1910, F. Zinkernagel, 7 Bde., Leipz. (Meyer) 1913, W. v. Scholz, 8 Bde., Stuttg. 1923, H.s Meisterdramen, hg. von R. M. Werner u. M. Koch: Die Meisterwerke der deutschen Bühne, hg. von G. Witkowski, Leipz. 1907; zahlreiche Volks- u. Einzelausg. — **Briefwechsel** H.s mit Freunden und berühmten Zeitgenossen, hg. von F. Bamberg, 2 Bde., Berlin 1890; Neue Hebbel-Dokumente, hg. von D. Kralik u. F. Lemmermayer, Berlin 1913; Aus H.s Korrespondenz, hg. von F. Hirth, München 1913, Briefe, hg. von L. A. Frankl, Wien 1884, A. Bartels, in UB. — P. Bornstein, F. H.s Persönlichkeit, Gespräche, Urteile, Erinnerungen, 2 Bde., Berlin 1912; H. in der zeitgenössischen Kritik, hg. v. H. Wüschke, Berlin 1910 (DLD. 143); E. Diebold, F. H. u. die zeitgenössische Beurteilung seines Schaffens, Berlin 1928; Der junge H., Lebenszeugnisse u. dichterische Anfänge, hg. von P. Bornstein, Berlin 1925. — **Biographien** von: E. Kuh, 2 Bde., 3. A., Wien 1912; A. Bartels, in UB., R. M. Werner (Geisteshelden 47.—48. Bd.), Berlin 1913, K. Kuchler, H., sein Leben u. sein Werk, Jena 1910, E. Kulke, Erinnerungen an H., Wien 1878, L. A. Frankl, Zur Biogr. H.s, Wien 1884, P. Bastier, Hebbel, dramatique et critique, l'homme et l'oeuvre, Paris 1907, A. Tibal, F. H., Paris 1911, E. Federn, München 1920, J. Sadger, Wien 1920 (psychoanalytisch), L. Brunn, Leipz. 1922, K. Strecker, Hamburg 1925, F. Knecht, Die Frau im Leben u. in der Dichtung H.s, Zürich 1919 (FH.). — **Charakteristiken:** E. Kuh, F. H., eine Charakteristik, Wien 1854; B. Golz, H., ZvglL. 9, 257; W. v. Scholz, H., D. Bd. 27; A. Neumann, Aus H.s Werdezeit, Zittau 1899; H. Neves, H.s Stellung zu den politischen u. sozialen Fragen, Greifswald 1909; J. Bab, Das Werk F. H.s, 1923; P. Sickel, H.s Weltanschauung, Hamburg 1912; E. Lahnstein, Ethik u. Mystik in H.s Weltanschauung, Berlin 1913; G. Hallmann, Das Individualitätsproblem bei F. H. (Beiträge zur Ästhetik 16. Bd.), Leipz. 1920; G. Pfannmüller, Die Religion F. H.s, Göttingen 1922; E. Loose, H.s Anschauungen über die ältere deutsche Lit., Berlin 1919; B. Münz, F. H. als Denker, München 1913; Fr. Faßbinder, H. (Vereinsschr. der Görres-Gesellsch.), 1913; A. Stübing, H. in der Musik, Dortmund 1906; F. Weiß, H.s Verhältnis zur Welt des Gegenständlichen u. zur bildenden Kunst, Basel, Diss. 1920; F. Vogeler, H.s Kunstethik, 1925; E. Solms-Salomon, H.s Bezeichnungen zur Sprache (FH. 15. Bd.) 1926; A. Janssen, Die Frauen rings um H., ebda. 8. Bd., 1919; A. Bartels, H.s Herkunft u. a. H.-Fragen, gründlich erörtert, ebda. 9. Bd., 1921; Kl. Hofer, H. u. der deutsche Gedanke, 1916; W. Nutz, F. H. und Elise Lensing, München 1922; E. Hoestermann, Beiträge zur Technik von H.s Tagebuch, Diss., Bonn 1917; E. Itzerott, Bemerkungen zu F. H.s Tagebuch-Aufzeichnungen im Lichte christlicher Weltanschauung, Berlin 1927; M. Ettlinger, H.s Welt- und Kunstanschauung (Philosoph. Fragen der Gegenwart), München u. Kempten 1911, 123 ff. — **Verhältnis zu anderen Dichtern:** R. M. Werner, H. u. Goethe, JbG. 25; F. Zinkernagel, Goethe u. H., eine Antithese, Tübingen 1911; H. Fricke, H. u. Schiller, Diss., Freiburg i. B. 1920; M. Koch, E. Th. A. Hoffmann u. H. (Der Wächter 5. Jg.), 1922; W. Alberts, H.s Stellung zu Shakespeare, Berlin 1908; H. K. Becker, Kleist and H., Chicago 1904;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

E. O. Eckelmann, Schillers Einfluß auf die Jugenddramen H.s, Diss., Heidelberg 1906; A. Kutscher, H. u. Grabbe, München 1913; K. Wittmann, E. Th. A. Hoffmanns Einfluß auf H., Progr., Aarau 1908. — K. Muth, Fr.H., Hochld. 9a 359 u. 10a 641; E. Schmitz, H. u. Wagner als Konkurrenten" Hochld. 10b 507. **H. als Dramatiker.** K. Böhrig, Die Probleme der H.schen Tragödie, 1899; J. Krumm, Die Tragödie H.s, Berlin 1908; A. Schennert, Der Pantragismus als System der Weltanschauung u. Ästhetik H.s (Beiträge zur Ästhetik, 8. Bd.), 1903; E. A. Georgy, Die Tragödie H.s nach ihrem Ideengehalt, 3. A., 1922; F. Zinckernagel, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie, Berlin 1904; Th. Poppe, F. H. u. sein Drama, Berlin 1900; A. Farinelli, H. e i suoi drammi, Bari 1912; A. Kutscher, H. als Kritiker des Dramas, 1907; S. Schmitt, H.s Dramatechnik, Dortmund 1906; O. Walzel, F. H. u. seine Dramen, 2. A., Leipz. 1919 (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 408) und H.-Probleme, Leipz. 1909; E. Wallberg, Der Stil von H.s Jugenddramen, 1909; E. Lahnstein, Das Problem der Tragik in H.s Frühzeit, 1909; H. Koch, Über das Verhältnis von Drama u. Geschichte bei H. 1909; A. M. Wagner, Das Drama Fr. Hebbels, eine Stilbetrachtung des Dichters u. seiner Kunst, Hamburg 1911; W. v. Scholz, H., Das Drama an der Wende der Zeit, 3. A., Stuttg. 1925; E. Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Fr. H.s, Halle 1925; E. Leick, H. als Tragiker, Diss., Greifswald 1913; E. Tannenbaum, H. u. das Theater, Berlin 1914; K. Strecker, Fr. H., Sein Wille, Weg u. Werk, 1925; W. Grothe, Die technischen Mittel zur Charakterisierungskunst in H.s Dramen, Diss., Frankfurt 1922; J. Motylew, Verdeckte Handlung in H.s Dramen F.H. 16. Bd. 1897; G. Witkowski, Das Tragische als Grundgesetz des Lebens u. der Kunst im Anschluß an H.s Denken u. Dichtung (Festschr. für J. Volkelt), München 1918; W. Sprinck, Die Monologe in den Dramen H.s, Progr., Rakel 1914; H. Deiters, Stilistische Studien zu H.s Tragödien, Diss., Berlin 1911, P. Knutzen, Studien zur Wortwahl H.s, Diss., Kiel 1912; O. Walzel, F. H. u. die Bühne (Die Geisteswissenschaften 1, 1914); A. Schennert, Der junge H., Hamburg 1908; E. Lahnstein, H.s Jugenddramen, Berlin 1911.

S. 1292. Judith, hg. v. R. M. Werner; O. Eckelmann, Die Jungfrau v. O. u. Judith, Heidelberg 1906; W. Henzen, H.s J. u. Schillers J. v. O., Leipz. 1907 (Gräfs Beiträge zur Lit. H. 28); H. Meyer-Benfey, H.s Dramen 1. Heft: Judith, Göttingen 1913; H. Stern, H.s J. auf der Bühne, Berlin 1927; K. Gumpertz, Der J.-Komplex (Zs. für Sexualwissensch. 14); E. Purdie, The story of J. in German and English Literature, Paris 1927.

S. 1293. R. Meszlény, H.s **Genoveva,** FA. 4; B. Golz, Pfalzgräfin Genoveva, S. 107—127, Leipz. 1897; J. Görres, Neue Forschungen zur Genoveva-Sage (Annalen für die Gesch. des Niederrheins, Bd. 46). — **Diamant,** P. Helms, Die Entwicklung des Komischen bei H., Diss., Leipz. 1913.

S. 1294. P. Zinke zur Entstehungsgesch. von H.s **Maria Magdalene,** Prag 1910 (StPr. H. 16); M. M., hg. von R. M.-Werner, Leipz. o. J., R. Stolze, Die wissenschaftlichen Grundlagen der Inszenierung v. H.s M. M., FH. 13. Bd. (1924).

S. 1295. Herodes u. Mariamne, mit Einl. u. Anmerkg. hg. von M. Koch, Leipz. 1907; H. Deckelmann, H. u. M., durch des Dichters eigene Aussprüche erläutert, Bonn 1909; K. v. Reinhardstöttner, über einige dramatische Bearbeitungen von H. u. M., Aufsätze u. Abhandlungen, Berlin 1887; M. Landau, Die Dramen von H. u. M., ZvglL. 8. u. 9. Bd., W. Grack, Studien über die dramatische Behandlung von H. u. M. in der engl. u. deutschen Lit., Königsberg 1901; P. Bornstein, H.s H. u. M., Hamburg 1901; J. Körner, F. H.s Hauptwerk H. u. M. (Jb. des freien deutschen Hochstiftes 1928). —

S. 1296. H. Sädler, H.s **Moloch,** ein Kultur- und Religionsdrama, FM., H. 51. — E. Dosenheimer, F. H.s Auffassung vom Staate entwickelt an **Agnes Bernauer,** in UNF. Heft 13, Leipz. 1912; B. Golz, Wandlungen literarischer Motive 1: H.s A. B., Leipz. 1920; H. Meyer-Benfey, H.s A. B. (GRM. 11); K. Schultze-Jahde, Motivanalyse von H.s A. B., Leipz. 1925; A. Prehn, A. B. in der deutschen Dichtung, Progr., Nordhausen 1907; A. Geßler, Zur Dramaturgie des Bernauerstoffes, Basel 1906; F. Krutters Bernauerdrama, Basel 1907.

S. 1297. W. Michalitschke, H.s **Gyges,** Reichenberg i. B. 1925; E. Zilliacus, Die Sage von G. u. Kandaules bei einigen modernen Dichtern, Helsingfors 1909; E. Schwartze, H.s G., eine Analyse aus dem Zusammenhang seines Schaffens, Borna-Leipz. 1914. — **Nibelungen,** mit literar. Beilagen, hg. von H. Jantzen, Leipz. 1916; A. Schöll, über H.s Nibelungentrilogie, in den Gesammelten Aufsätzen, Berlin 1884; E. Meinik, H.s u. Wagners Nibelungentrilogien, BBr., 5. Bd.. (gegen Hebbel gerichtet); E. A. Georgy, Die Weltenwende in H.s Nibelungen u. Deutschlands Weltkrieg, Leipz. 1880; Die Nibelungensage in der neuzeitlichen Dichtung behandeln K. Weitbrecht, Zürich 1892 u. G. Gruener, New York 1896; W. Landgrebe, H.s N. auf der Bühne (Forschungen zur Literatur-, Theater- u. Zeitungswissenschaft 1. Bd.) 1927.

S. 1298. M. Bernays, über die Komposition des H.schen **Demetrius,** Kl. Schr. 4, 26, Berlin 1899; E. Soffé, L. Goldhanns Vollendung von H.s Demetrius, Brünn 1917.

S. 1299. R. Ekhart, H. als Novellist, Berlin 1916. — F. Enß, H.s Epos **Mutter und Kind,** Marburg 1909; W. Jahn, ZDU. 30. Bd. — H. Müller, H. als Lyriker, Kuxhaven 1908; P. Zincke, H.s philosophische Jugendlyrik, Prag 1908 (StPr. H. 11); H.s Ballade „Lebeszauber" u. ihre Quelle, StvglL. 86; *J. M. Fischer, Studien zu H.s Jugendlyrik, Dortmund 1910; H. Herke, H.s Theorie u. Kritik poetischer Muster mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung seiner Lyrik unter Uhlands Einfluß, Berlin 1914; L. Brun, H., mit besonderer Berücksichtigung seiner Persönlichkeit u. seiner Lyrik, 1922; G. Wagner, Komplex, Motiv u. Wort in H.s Lyrik, Diss., Leipzig 1927; B. Patzak, H.s Epigramme, Berlin 1902; A. Morhenn, F. H.s Sonette, Berlin 1923. H. Wuetschke, Hebbel-Bibliogr. (Veröffentlichungen der Bibliogr. Gesellsch. 6. Bd.), Berlin 1910; dazu P. Kisch, Euphor. 19.

S. 1299. F. Spehr, **W. R. Griepenkerl,** in ADB. 9. Bd.; O. Sievers, biogr. krit. Skizzen, Wolfenbüttel 1879; G. Halm, Gr. als Dramatiker, Diss., München 1922.

S. 1300. L. Goldhanns Leben u. Gedichte, mit einem Geleitswort von Franz Goldhann u. einem Lebensbild des Dichters von E. Soffé 1895; A. Schlossar, L. G., in ADB. 49. Bd.

S. 1301. Otto Ludwig, krit. Ausg. von P. Merker u. a., 10 Bde., München 1912 ff. (unvollendet), Werke, hg. von E. Schmidt u. A. Stern, 6 Bde., Leipz. 1892, B. Schweizer, 3 Bde., Leipz. (Meyer) 1898, A. Bartels, 6 Bde., 2. A., Leipz. (Hesse) 1900; A. Eloesser, 2 Bde., Berlin (Bong) 1908, W. Greiner, 2 Bde., Leipz. (UB.) 1924; W. Eichner, 2 Bde., Berlin 1902, viele Volks- u. Einzelausg.; Gedanken O. L.s aus seinem Nachlaß ausgewählt von E. Ludwig, Leipz. 1903. — Biogr. von F. Bamberg in ADB. 19. Bd., A. Stern, O. L., 2. A., Leipz. 1906, O. Walzel, O. L., ZM. 5. — G. Raphael, O. L., ses théories et ses oeuvres romanesques, Paris 1919, A. Sauer, O. L., Prag 1903, W. Greiner, O. L. als Thüringer, Halle 1913; A. Stern, O. L., ein Dichterleben, 2. A., mit Bibliogr., Leipz. 1906; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schausp. 3, 197—254, Oldenburg, 7. A., 1904; H. v. Treitschke, O. L., Histor. u. polit. Aufs. 1, 6. A., Leipz. 1903; F. Keim, Das Kunstideal u. die Schillerkritik O. L.s, Progr., St. Pölten 1887; N. Sevenig, Schiller als dramat. Dichter im Urteil O. L.s 1905; A. Scotti, O. L. in seiner Stellung zur ital. Renaissance, Diss., Freiburg Schw. 1917; H. Kühnlein, O. L.s Kampf gegen Schiller, Münnerstadt 1900; J. Heß, O. L. und Schiller, Köln 1902. — W. Scherer, O. L.s Shakespearestudien, B. u. A. S. 389, Berlin 1874; L. Mis, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig, 2 Bde.,

S. 1303. H. H. Borcherdt, O. L.s Novelle „Die Emanzipation der Domestiken (Festschr. für Muncker), 1916; L. Mis, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig, 2 Bde.,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lille 1925; O. Fresdorf, Die Dramentechnik O. L.s, Diss., Straßburg 1915; R. Lindner, Das technische Problem von Ort u. Zeit in den Dramen u. dramatischen Theorien von O. L., Diss., Basel 1918; L. Weeber, O. L.s psychologische Kunst, Diss., Prag 1926; W. Isch, O. L.s Erbförster, Diss., Bern 1920; Der Erbförster, mit Einl. u. Anm. hg. von R. Lohan, Leipz. 1915; B. Seuffert, Ifflands Jäger — O. L.s Erbförster, Euphor. 25.

S. 1304. L. Falconet, Un essai de renovation théâtrale: Die Makkabäer d'O. L., Paris 1913; W. Schmidt-Oberlößnitz, Die Makkabäer, Unters. des Trauerspiels u. seiner ungedruckten Vorarbeiten 1908; A. Michaelis, Die bibl. Dramen von O. L. u. Hebbel, ÖGZ. 1913.

S. 1305. H. Eick, O. L.s Wallensteinplan, 1900; K. Böhme, O. L.s Trauerspielplan „Maria von Schottland", Diss., Jena 1921, A. Greifelt, O. L.s „König Alfred", Diss., Berlin 1923. — R. Müller-Ems, O. L.s Erzählungskunst, Diss., Berlin 1905; F. Lüder, Die epischen Werke O. L.s u. ihr Verhältnis zu Dickens, Diss., Greifswald 1911; H. Lohre, O. L.s Romanstudien, Progr., Berlin 1913; P. Pachaly, Erläuterungen zu O. L.s, Zwischen Himmel u. Erde, Leipz. 1927; M. Havenstein, Die Dichtung in der Schule, Frankfurt a. M. 1925.

S. 1306. G. Freytags Gesammelte Werke, 22 Bde., 2. A., Leipz. 1898, hg. von H. M. Elster, 12 Bde, Leipz. (Hesse); Gesammelte Werke, Neue wohlfeile Ausg. in 2 Serien, je 8 Bde., Leipz. 1915. Erinnerungen aus meinem Leben, ebda. 1867 u. ö.; Briefwechsel mit Treitschke, ebda. 1900, mit Herzog Ernst von Koburg, ebda. 1904, mit Hirzel u. den Seinen, ebda. 1903, mit seiner Gattin, Berlin 1912. — Monogr. von: H. Lindau, G. Fr., Leipz. 1907 (Hauptw.); A. von Hanstein, Heidelberg 1895, F. Seiler, Leipz. 1898, A. Dove in ADB. 48. Bd., K. Mathy (Gesch. seines Lebens), 2. A., 1872; R. Koebner, 2 Bde. (Schles. Lebensbilder), 1926, W. P. K. Roth, Progr., Stuttg. 1897; ferner: O. Mayrhofer, G. Fr. u. das Junge Deutschld., Marburg 1907; K. Classe, G. Fr. als politischer Dichter, Hildesheim 1914; P. Ostwald, G. Fr. als Politiker, Berlin 1927; Ch. Schridde, G. Freytags Kultur- u. Geschichtspsychologie, Diss., Leipz. 1910; J. Hofmann, G. Fr. als Politiker, Journalist u. Mensch, 1922; L. Wolf, Der Anteil der Natur am Menschenleben bei Freytag u. Scheffel, Gießen 1923; A. Thiele, G. Fr., der Grenzjournalist, Diss., Münster 1924; G. Fulda, G. Fr. als Dramatiker, Deutsche Revue 1896.

S. 1307. Die Technik des Dramas, 10. A., 1905; M. Tichoff, G. Fr.s, Die Fabier, Diss., Leipz. 1911; Erläuterte Ausg. von R. Foß, Leipz. 1896; G. Droescher, G. Fr. in seinen Lustspielen, Diss., Berlin 1919; R. Ulrich, G. Fr.s Romantechnik; ders., Studien zum Roman G. Fr.s, Progr., Berlin 1912; B. Seuffert, Zur Komposition von Soll und Haben, GRM. 1, 599 ff.; W. Büring, Der Kaufmann in der Lit., 2. A., Leipz. 1920; R. Freymond, Der Einfluß Ch. Dickens auf G. Fr., Prag 1912; W. Dibelius, Charles Dickens, 2. A., Leipz. 1926.

S. 1308. Von den zahlreichen Ausgaben der Bilder aus deutscher Vergangenheit beachte besonders die illustrierte Prachtausg. von G. A. E. Bogeng, 5 Bde., Leipz. 1925, mit Anmerkungen von G. v. Below u. E. Brandenburg und die von J. Bühler besorgte des Inselverlages, 2 Bde., Leipz. 1926.

S. 1309. Über die verlorene Handschrift vgl. Bernays Schriften zur Litg. 4, Berlin 1899, 209 ff.

S. 1311. Fritz Reuter, Gesamtausg. von K. Fr. Müller, 18 Bde., Leipz. (Hesse) 1905 (vollständigste Ausg.). W. Seelmann, 7 Bde., Leipz. (Meyer), 2. A. 1924, H. B. Grube, 12 Bde., Berlin (Bong) 1908, K. Th. Gaedertz, 4 Bde., Leipzig (UB.) 1906, H. Lange, 8 Bde., 1905, H. Jantke u. A. Schwarz, 4 Bde., 1905; Werke in hd. Sprache, aus dem Plattdeutschen übertragen von K. Bußler, 1905; Meisterwerke ins Hd. übertragen von H. Conrad, 6 Bde., Stuttgart 1910; R.s Briefe (Gesamtausg.), hg. von O. Weltzien, Leipzig (Hesse) 1913. — Biogr. A. Wilbrandt, Berlin 1890, A. Römer, Berlin 1896, K. Th. Gaedertz (UB.), 1906, H. Ebert, 1874, Voeß in ADB. 28. Bd., Selbstbiogr., Neue Heidelberger Jb. 5, 18. A. Dohse, 1910, P. Warncke, Berlin 1923 (plattd.). — K. Th. Gaedertz, Aus Fr. R.s jungen u. alten Tagen, 3 Bde., Wismar 1901; W. Fr. Trinius, Erinnerungen an Fr. R., 1886; W. Greiner, F. Reuters Eisenacher Zeit, Eisenach 1924; O. Glogau, Fr. R. u. seine Dichtungen, 1875; E. Brandes, Aus R.s Leben, 2 Progr., Straßburg 1890 u. 1901; Fr. Latendorf, Zur Erinnerung an F. R., 1879; K. Th. Gaedertz, Reuter-Studien, 1890; K. F. Müller, Die Mecklenburger Volksmundart in R.s Schriften, Leipz. 1902; F.-R.-Gedenkbuch, Wismar 1910, mit einer R.-Bibliogr. von W. Seelmann; K. F. Müller, Reuter-Lexikon, 1922; H. Müller, F. R.s epische Entwicklung, Diss., Freiburg 1923; A. Hopp, Kulturgeschichtliches in Fr. R.s Werken, Diss., Münster 1924; A. de Haas, Fr. R.s religiöse Weltanschauung, Neuwied 1924; R.-Bibliogr. im Nd. Jb. 1896 u. 1902; H. Eckhalt, Die Romantechnik Fr. R.s, Diss., Münster 1912; H. Geist, Fr. R.s literarische Beziehungen zu Dickens, Diss., Halle 1913; H. Teuchert, R.s dichterische Naturauffassung (Rostocker Festschr.), 1925; R. Hermann, Fr. R. als Naturfreund, 1910; G. Raatz, Wahrheit u. Dichtung in R.s Werken, Wismar 1895.

S. 1313. R. Dranger, Doppelformel u. Wortwiederholung in Fr. R.s Hanne Nüte. — M. Hähner, Polit.scher u. kulturgesch. Hintergrund in Fr. R.s Ut mine Franzosentid, Diss., Münster 1917; G. Schab, Fr. R.s Festungtid und ihre hd. Urgestalt, Hallenser Diss. 1923; E. Mahn, Hd. Urgestalt von Fr. R.s Ut mine Stromtid, Progr., Neubrandenburg 1927.

S. 1314. F. Keerl, Die Quellen zu Fr. R.s Urgesch. von Mecklenburg, Diss., Greifswald 1913; H. Krüger, zu R.s Dörchläuchting, JbndSp. 1924. — **John Brinkmans** Sämtliche Werke, hg. von O. Weltzien, 5 Bde., Leipz. (Hesse) 1909; plattd. 4 Bde., u. hd. Nachlaß, 2 Bde., hg. von A. Römer, Berlin 1905 u. ebda. 1908, krit. Gesamtausg. der plattd. Werke von H. Teuchert u. W. Ruff, Wolgast 1924 ff., Br.s plattdeutsche Werke, Greifswald 1928; einzelnes in UB. — Monogr. von W. Ruff, Berlin 1913, W. Schmidt, Rostock 1914, O. Weltzien, Hamburg 1914, W. S., Br. Das Leben eines niedersächsischen Dichters, Leipz. 1909; A. Wibbelt, J. B., Bw. 1, 86 ff.; F. Wippermann, J.-B.-Bücher, ebda. 11, 278 ff.; W. Süßerott, J. B., 1900; K. Thoene, über J. B. als hoch- u. niederdeutschen Dicher, 1901; A. Römer, J. B. (Werke und Wesen), 1907; W. Meyer, Briefe von Reuter, Groth u. B., Rostock 1914. — H. Teuchert, J. B.s Bedeutung für die neuplattd. Lit. JbndSp. 1925.

S. 1316. Fehrs, Ges. Dichtungen, 4 Bde., Hamburg 1913; Ausw. Holtenart, Hamburg 1913; Quickborn-Bücher, Bd. 4. — J. Bödewadt, Fehrs, sein Werk u. sein Wert, Hamburg 1913. Niedersachsenbuch, ein Jahrbuch nd. Art, Hamburg 1914 ff. W. Jensen, F.s Erzählungstechnik im Roman „Maren" u. in den größeren Novellen, Diss., Hamburg 1923; R. Zettler, F.s dichterische Entwicklung, Diss., Rostock 1923; G. Clasen, J. H. F., Quickborn 12, 3.

S. 1317. Groth, Gesammelte Werke, 4 Bde., Kiel 1893; Lebenserinnerungen, hg. von E. Wolff, Kiel 1891; G.s Briefe an seine Braut Doris Finke, hg. von H. Krumm, Braunschweig 1910. — K. Eggers, G. u. die plattd. Dichtung, Hambg. 1885; G. Seelig, Kl. G., sein Leben u. Werden, 2. A., Leipz. 1924; A. Bartels, G., Leipz. 1899; Timm Kröger, G., Berlin 1904; O. Thode, Kl. G.s Quickborn, Diss., Kiel 1924; E. Wolff, Kl. G. im Wandel der Zeiten, LE. 1. Jg.; H. Sierks, Kl. G., 1899; K. G.s Peter Kunrad nach der Hdschr. hg. von C. Borchling, Kiel 1919. F. Wippermann, Kl. G., Bw. 7, 10 ff.

S. 1320. Joh. Heinemann, **Johann Meyer,** ein schleswig-holsteinischer Dichter, 3 Bde., Hamburg 1899; K. Th. Gaedertz, J. M., Biogr. Jb. 10. Bd. (1907); R. Ekart, Handbuch zur Gesch. der plattd. Lit., Bremen 1911, S. 284 ff.; genaues Verzeichnis der Lit. über J. M., in R. Ekart's Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller, Osterwieck. — **J. Mähl,** vgl. R. Ekart, a. a. O. S. 282 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

u. W. Stammler, Gesch. der nd. Lit., Leipz. 1920, S. 98 f. — **H. G. Sibeth,** vgl. zu diesem u. den anderen S. 1320 u. 1321 genannten nd. Dichter Ekart u. Stammler, a. a. O.

S. 1321. Th. Storms Werke, 19 Bde., Braunschweig 1889, hg. von Th. Hertel, 6 Bde., Leipzig (Meyer) 1919, A. Biese, 14 Bde., Leipz. (Hesse) 1919, A. Köster, 8 Bde., Leipz. (Insel, krit.) 1920, vierbändige Ausg. 1921, F. Düsel, 6 Bde., 1922; P. Wiegler, Berlin (Ullstein) 1919, W. Herrmann, 3 Bde., Leipz. (UB.). Briefe an seine Braut, an seine Frau, an seine Kinder, an seine Freunde H. Brinkmann u. W. Petersen, 4 Bde., hg. von seiner Tochter Gertrud Storm, Braunschweig 1917, Briefe in die Heimat 1853—1864, hg. von derf., Berlin 1907, Briefe an Fr. Eggers, hg. von H. W. Seidel, Berlin 1911, Briefwechsel zwischen P. Heyse u. St., hg. von G. J. Plotke, 2 Bde., 1917 ff., zwischen St. u. Mörike, hg. von H. W. Rath, 1919. — **Biogr.** von P. Schütze, 4. A., Berlin 1925, besorgt von E. Lange mit Bibliogr., E. Schmidt in ADB. 36. Bd., Hartwig Jeß, Braunschweig 1917, G. Storm, Berlin 1912, A. Biese, 3. A., Leipz. 1921, am ausführlichsten von R. Pitrou, La vie et l'oeuvre de Th. Storm, Paris 1923, E. Steiner, Th. St., Darstellung seiner menschlichen u. künstlerischen Entwicklung, 1921, F. Kobes, Kindheitserinnerungen und Heimatbeziehungen bei St., 2. A., 1917; E. Tönnies, Th. St., 1919; E. Schmidt, Th. St., **Charakteristiken,** 1, 2. A., Berlin 1902, S. 437—479; E. Roncali, Th. St. (studio), 1920; G. v. Lukacs, Die Seele u. die Formen, Berlin 1911, S. 119—169; B. Litzmann, Th. St., Bonn 1918; G. A. Alfero, Th. St. novelliere, Palermo 1928; F. Düsel, St.-Gedenkbuch, Braunschweig 1917, Th. Storm zum 100. Geburtstag, hg. von G. Storm, Berlin 1917; W. Dreesen, Romantische Elemente bei Th. St., Diss., Bonn 1915; L. Lichtenstein, über die Gedichte Th. St.s, Progr., Jägerndorf 1902; P. Renner, St. als nordd. Dichter, Berlin 1907; K. E. Knodt, St. als Lyriker (Beitrg. zur Ltg. 4. H., 1906); W. Herrmann, Th. St.s Lyrik, P. Bd. 17 (1911); B. Peyn, St.s lyrisches Schaffen, Diss., Marburg 1913; A. Fratzscher, St.s Gedanken über Lyrik u. seine nachgelassenen Gedichte, Diss., Rostock 1922; H. Binder, St. ein deutscher Lyriker, Leipz. 1914; O. Potoschnik, Einfluß der Lyrik St.s auf seine Novellistik, Diss., Graz 1922; K. Mayer, Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen St.s der Frühzeit, Diss., München 1907; H. Eichentopf, St.s Erzählungskunst in ihrer Entwicklung, Marburg (Beiträge zur deutschen Lit. Bd. 11), 1908; P. Besson, Les romans et nouvelles de Storm, Rg. 2, 291—315; H. Bracher, Rahmenerzählung u. Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer u. Th. St., UNF. Bde. 2 u. 3 (1909); W. Reitz, Die Landschaft in St.s Novellen, Diss., Bern 1913; E. Buchholz, Die Natur in ihrer Beziehung zur Seelenstimmung in den Frühnovellen St.s, Diss., Greifswald 1914; P. J. Arnold, St.s Novellenbegriff, ZDU. 37; H. Stamm, Ein Beitrag zur Stimmungskunst, Diss., Erlangen 1914; Th. Rockenbach, Th. St.s Chroniknovellen, 1916; R. Pitrou, Le travail de polissage dans les nouvelles de Th. St. (Canner These), 1920; A. Stegemann, Formgesetze des Schaffens in der epischen Kunst St.s, Diss., Marburg 1921; H. Wicht, Das Unheimliche bei St., Diss., Breslau 1921; G. Rauck, Dramatik in St.s Novellistik, Diss., Würzbg. 1922; M. Zilkens, Die Landschaft bei St. u. Liliencron, Diss., Köln 1922; K. Gratopp, Poesie u. Volksglaube in den Dichtungen St.s, Diss., Rostock 1914; E. Krey, Das Tragische bei Th. St., Diss., Marburg 1914; M. Brüll, Heiligenstadt in Th. St.s Leben u. Entwicklung, Münster 1915; P. Petzold, Die Charakteristik in den Altertumsnovellen Th. St.s, Diss., Leipzig 1925. A. Prokfch, Th. St.s Sprache u. Stil, Berlin 1920; M. Stein, Die Lebensanschauung St.s u. die innere Motivierung in seinen Novellen, Diss., Zürich 1923.

S. 1324, G. Storm, Wie mein Vater Immensee erlebte, Wien 1924; dies., Vergilbte Blätter aus der grauen Stadt, Regensburg 1923.

S. 1325. Th. Müller, St.s Erzählung Aquis submersus, Marburg 1925.

S. 1325. W. Raabes Sämtliche Werke, 18 Bde., hg. von W. Brandes, Berlin 1913—1916; Ges. Erzählungen, 4 Bde., Berlin 1895—1900, Gedichte mit Einl. von Brandes, Berlin 1912, „Raabenweisheit", ausgew. von H. v. Wolzogen, ebda. 1904, Ausgew. Schriften, hg. von F. Hesse u. L. Geiger, 3 Bde., Berlin 1913. — Monogr. von P. Gerber, R., eine Würdigung seiner Dichtung, Leipz. 1897, W. Brandes, 2. A., Wolfenbüttel 1906, A. Bartels (Vortrag), Leipz. 1901, A. Otto, W. R., Minden 1899, W. Jensen, 1901, H. Hoffmann, W. R. (Die Dichtung 44. Bd.), Berlin 1907, Fr. Hartmann, W. R., 1910, H. Falkenberg, W. R., 1909, H. A. Krüger, Der junge R., Leipz. 1911, mit wertvoller Bibliogr., L. Löher, W. R., Progr., Wolfenbüttel 1912, E. Everth, Leipz. 1912, S. Fließ, W. R., Grenoble 1913, ferner: H. Spiero, Das Werk W. R.s, 2. A., Darmstadt 1925, mit Lit.; W. Heeß, R., seine Zeit u. seine Berufung, Berlin 1926; W. Fehse, W. R., Berlin 1928; H. Spiero, Raabe-Lexikon, Berlin 1927; F. Jensch, R.s Zitatenschatz, Wolfenbüttel 1925; H. Westerburg, Was hat W. R. unserer Zeit zu sagen?, 1918; E. Doernenburg u. W. Fehse, R. u. Dickens, Magdeburg 1921; H. Zimmer R.s Verhältnis zu Goethe, 2. A., Görlitz 1921; W. Kosch, R. u. Österreich (Menschen u. Bücher), 1921; B. Jansen, Absonderliche Charaktere bei W. R., Diss., Greifswald 1914; H. Westerburg, R. als Förderer persönlichen Lebens, Progr., Eutin 1914; H. Ilgner, Die Frauengestalten W. R.s in seinen späteren Werken, Diss., Greifswald 1916; E. Doernenburg, W. R. u. die deutsche Romantik, Diss., Philadelphia 1921, E. Stimmel, Der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie auf W. R., Diss., München 1919; H. Dohse, Aus Raabes mystischer Werkstatt, Hamburg 1925, W. Grohmann, R.-Probleme, Darmstadt 1926; R. C. A. Perquin, R.s Motive als Ausdruck seiner Weltanschauung, Amsterdam 1928; W. Scharrer, R.-Forschung u. R.-Probleme, GRM. 16; M. Adler, Der Tod in W. R.s Dichtung 1., Progr., Salzwedel 1913; H. Schiller, Die innere Form R.s, 1918; W. Scholz, Fünfzehn Jahre mit W. R., 1918; Raabe-Gedenkbuch, hg. von E. Bauer u. H. W. Schultz, 1921; E. Bauer, R.-Studien, 1925; W.-R.-Katalog, zusammengestellt von L. Hagemann, 1927; K. Conrad, Das Studentische bei W. R., 1927; J. Ilz, über R.s Weltanschauung, Progr., Stettin 1908; W.-R.-Kalender, hg. von O. u. H. M. Elster, 1912—1914; H. Junge, über Form u. Inhalt von R.s Werken, Bonn. S. 9. Bd.

S. 1327. K. Ziegner, Die psycholog. Darstellung der Hauptcharaktere in R.s Hungerpastor, Diss., Greifswald 1914; M. Bönneken, W. R.s Roman, Die Akten des Vogelsangs, Marburg 1918, als Buch 1926; E. Ahlefeld, Das Düstere u. Melancholische in R.s Trilogie (Hungerpastor, Abu Telfan, Schüddertump), Diss., Greifswald 1912; W. Speyer, R.s dichterische Persönlichkeit, Hochld. 8a 434. W. Heeß, W. R., Gral 21, 806.

S. 1328. H. Ahrbeck, R.s Stopfkuchen, Diss., Göttingen 1926; M. Speyer, R.s Hollunderblüte, Regensburg 1908.

S. 1330. Gottfried Keller, Sämtliche Werke, hg. von E. Ermatinger u. F. Hunziker, 10 Bde., Stuttg. 1919, C. Enders, 6 Bde., Leipz. (UB.) 1921, C. Höfer, 14 Bde., Leipz. (Hesse) 1921, R. Huch, 4 Bde., Leipz. (Insel) 1921, M. Zollinger u. a., 10 Bde., Berlin (Bong) 1921, M. Nußberger, 8 Bde., Leipz. (Meyer), H. Mayne, 6 Bde., Berlin 1922, mit der ersten Fassung des Grünen Heinrich, krit. Ausg. von J. Fränkel, Zürich 1926 ff. Leben, Briefe u. Tagebücher auf Grund der Biogr. J. Bächtolds dargestellt u. hg. von E. Ermatinger, 3 Bde., 5. A., Stuttg. 1924; Frühe Gedichte, hg. von J. Fränkel, Zürich 1927, Briefwechsel K.s mit Storm, hg. von A. Köster, 3. A., Berlin 1909, mit Heyse, hg. von M. Kalbeck, Braunschweig 1919 (dazu J. Körner, Lbl. 1921), mit J. V. Widmann, hg. von M. Widmann, Basel 1922. Aus G. K.s glücklicher Zeit (Briefwechsel mit Marie u. Adolf Exner), Wien 1927; Briefe an A. Stern u. Frau Hettner u. Hettners Briefe an G. K., Euphor. 25, 28. — Biographien u. Charakteristiken von: F. Baldensperger, G. K., sa vie et ses oeuvres, Paris 1899, H. Mayne,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

G. K., sein Leben u. seine Werke (Die Schweiz im deutschen Geistesleben 20. Bd.), 1922; Geßler, in ADB. 51. Bd., R. Huch, Berlin 1904, A. Köster, 2. A., Leipz. 1907, O. Stoeßl, Berlin 1904, E. Ermatinger, G. K.s Leben, Stuttgart 1924; E. Hitschmann, Wien 1918 (psychoanalytisch), M. Hochdorf, Zum geistigen Bilde K.s, Wien 1919, K. Enders, 1921, K. Spitteler, Jena 1920, E. Brenning, Bremen 1892, A. Steiger, G. K.s Mutter, Zürich 1913, H. Bleuler-Waser, Die Dichterschwestern Regula Keller u. Betsy Meyer, Zürich 1919. — Weitere Monogr.: A. Frey, Erinnerungen an G. K., Leipz. 1893; Kürnberger, Literar. Herzenssachen, Wien 1877, 239 ff.; A. Köster, G. K., sieben Vorlesungen, 1900, 4. A. 1923; K. B. Kambli, K. nach seiner Stellung zu Religion u. Christentum, St Gallen 1891; Saitschik, Meister der schweizer. Dichtung, S. 83—203; A. Weinmann-Bischoff, G. K. u. die Romantik, Diss., München 1918, F. Jaeggi, G. K. u. Jean Paul, Bern 1913; E. Alker, G. K. u. A. Stifter, Wien 1923; A. Bettelheim, G. K. in Deutschösterr. (Wiener Biographengänge), 1921; Aufnahme G. K.s in Deutschland, Diss., München 1921; P. Settels, Symbolische Kunst bei G. K., Diss., Köln 1921; R. von Schnitt-Soeder, Die Anschauungen G. K.s vom Wesen u. der Aufgabe des Künstlers (Gießener Beiträge 8. H.), 1922; P. Schaffner, G. Keller als Maler, Stuttg. 1923; H. M. Krieß, G. K. als Politiker, Frauenfeld 1918; A. Lewak, G. K. u. der polnische Freiheitskampf, 1863—1864, Zürich 1926; E. Ascher, G. K. als Pädagoge, Diss., Erlangen 1922; R. Ephraim, Zum Problem der Objektivität bei G. K., Diss., Freiburg 1924; R. Hummel, G. K.s philosophische u. pädagogische Ansichten, Diss., Tübingen 1922; W. Mittelbach, Die Rolle des Erzählers bei G. K., Diss., Rostock 1922; E. Korrodi, G. K.s Lyrik, Leipz. 1911; P. Brunner, Studien u. Beiträge zu G. K.s Lyrik, 2. A., Zürich 1919; G. Müller-Gschwend, G. Keller als lyrischer Dichter, Berlin 1910; Ph. Witkop, G. K. als Lyriker, 1911; M. Preitz, G. K.s dramatische Bestrebungen, Marburg 1909; P. Wust, G. K. u. C. F. Meyer, Leipz. 1911; E. Waldhausen, Die Technik der Rahmenerzählung bei G. K., Berlin 1901; H. Dünnebier, G. K. u. L. Feuerbach, Zürich 1913; M. Schwarz, G. K.s Weg zum Atheismus, Hochland 9; M. Cornicelius, G. K. u. Böcklin (Deutsches Wochenblatt 1886, 9); E. Luterbacher, Die Landschaft in G. K.s Prosawerken, Tübingen 1911; W. Huber, G. K. u. die Frauen; Bern 1919; F. Vögel, Das Problem der Erziehung bei G. K., Diss., Leipzig 1917; A. Bögtlin, G.-K.-Anekdoten, 17. A., 1924; K. Kneitz, Die künstlerische Anordnung in den Gedichten G. K.s, Diss., Köln 1922.

S. 1332. Neudruck der ersten Fassung des Grünen Heinrich, besorgt von E. Ermatinger, Stuttg. 1914; Vergleichung beider Fassungen des G. H. von F. Th. Vischer, Altes u. Neues, 2, 135—316; F. Leppmann, G. K.s Grüner Heinrich v. 1854 bis 1855 u. 1879 bis 1880, Diss., Berlin 1902; E. Hunziker, Glattfelden u. G. K.s G. H., Zürich 1911; K. Beckenhaupt, Die Entstehung des G. H., Diss., München 1916; zur Komposition vgl. B. Seuffert, GRM. 1, 610 ff.; F. Bleyerl, Zum Stil des G. H., Tübingen 1914; J. Körner, Der G. H., ZDU. 35; P. Beyer, Die Mittel der Charakteristik in G. K.s G. H., Diss., Leipz. 1925; W. Ostermann, Das Bild des Menschen in Goethes „Wilhelm Meister", Kellers „G. H." u. Rollands „Jean Christophe". (Neue Heidelberger Jb. 1928); P. Schaffner, der G. H. als Künstlerroman, 1919.

S. 1333. M. Held, Auf goldenen Spuren. Der Schauplatz von K.s „Leuten von Seldwyla", Zürich 1920.

S. 1334. A. Leitzmann, Die Quellen zu den Sieben Legenden, Halle 1918; Faksimiledruck der Handschr. der ersten Fassung, Zürich 1919; A. Beck, G. K.s S. L., German. Studien 2. H., 1919; R. Schwabe, Die Urfassung von G. K.s S. L., Diss., Jena 1927; vgl. W. Scherer, B. u. A. S. 397 ff. — Ph. Simon, G. K.s Dietegen, Ilbergs Jb. 14.

S. 1335. Züricher Novellen: M. Nußberger, Der Landvogt von Greifensee u. seine Quellen, Frauenfeld 1903; dazu M. Zollinger, ZDU. 27; K. Bertram, Quellenstudien zu G. K.s Hadlaub, Leipz. 1906; H. Neumann, Entstehung u. Aufbau von G. K.s Ursula, Diss., Bonn 1916. — K. Estl, über G. K.s Singgedicht, StPr. 40. Bd., 1926.

S. 1336. Levin Schücking, Ges. Erzählungen u. Novellen 6 Bde., Hannover 1859—1866; einzelnes in UB. u. Hesses Volksbibl.; Lebenserinnerungen, Breslau 1886. — H. Hüffer, L. Sch., in ADB. 32. Bd., Theo Schücking, Briefe von Droste-Hülshoff u. L. Sch., 1893; J. Hagemann, L. Sch.s Jugendjahre u. liter. Frühzeit, Münster 1911; K. Pinthus, Die Romane L. Sch.s (P. 20. Bd.), Leipz. 1911; H. A. Schulte, L. Sch. u. W. Junkmann als Lyriker, Diss., Münster 1916; L. E. Schücking, Die Vorfahren L. Schückings, 1921. (Zu K. Priemers 75. Geburtstag.) F. Wippermann, L. Sch., Bw. 20, 121 ff.

S. 1337. Hackländer, Ausgew. Werke, 20 Bde., Stuttg. 1881 f., Der Roman meines Lebens, 2. A., 2. Bde., ebda. 1879; vieles in UB. u. MB. — H. Morning, Erinnerungen an F. W. Hackländer, Stuttg. 1878; J. Franck, Fr. W. H., in ADB. 10. Bd.; K. Kirchner, Fr. W. H. (Runensteine), 1921; F. Rosenthal, F. W. H., DR. 49. — **Holtei,** Theater, 6 Bde., Breslau 1867 (unvollst.), Erzählende Schriften, 30 Bde., Breslau 1861—1866, Schlesische Gedichte 1830 (in UB.). — A. Moschner, H. als Dramatiker, Breslau 1911; M. Kurnik, K. v. H., 1880; J. Kürschner, K. v. H., in ADB. 13. Bd.; M. Koch, H. (Mitt. der Schles. Gesellschaft für Volkskunde, 3. Bd.), 1898; K. Th. Goedertz, Geibel u. H., LE. 1. Jg.; P. Landau, H.s Romane; BBr. 1. Bd. 1904; K. G. Wendriner, H., Goethehandb., 2. Bd., 1917; K. Jänicke, H., Silesiaca, Breslau 1898, S. 325; D. Böttger, H.s Werke als Quelle der schlesischen Volkskunst, Diss., Breslau 1922; W. R. Riedel, K. v. H.s Schauspielkunst, Diss., Erlangen 1922; O. Schiff, H. u. K. Weinhold, Nord u. Süd 1903, S. 60—78.

S. 1138. Edmund Höfer, Ausgew. Schriften, 14 Bde., 1882. — W. Raabe, E. H. (über Land u. Meer, 20. Bd.), 1868; A. Reifferscheid, E. H., ADB. 50. Bd., 1905; A. Koeppen, E. H., der Poet der Hanseatik, mit Bibliogr. (Unser Pommerland, 10. Jg.) 1925.

S. 1339. Mühlbach, Erinnerungsblätter aus dem Leben L. M.s, Gesammelt u. hg. von ihrer Tochter Thea Ebersberger, Leipz. 1903; Fr. Brümmer, L. M., in ADB. 23. Bd. — L. Hesekiel, **J. G. Hesekiel,** in ADB. 12. Bd.

S. 1340. Fr. Brümmer, **O. Meding,** Biogr. Jb., 8. Bd., 1905. — **K. Frenzel,** Ges. Werke, 10 Bde., Leipz. 1890—1897; einzelnes in UB. — E. Heilborn, **Julius Rodenberg,** LE. 13. Jg.; F. Hirth, Zur Beurteilung R.s, ebda. 22. Jg.; H. Spiero, J. R., sein Leben u. seine Werke, 1921; ders., J. R., Deutsches Biogr. Jb., 1. überleitungsband 1925; J. Klocke, Rodenbergs Grandidiers, Diss., Marburg 1925. W. Schulte vom Brühl, **Otto Müller,** Stuttg. 1895; Fr. Brümmer, O. M., in ADB. 52. Bd. — H. Holland, **E. Polko,** Biogr. Jb., 4. Bd., 1900. — **Brachvogel,** Ges. Werke, hg. von M. Ring, 10 Bde., 1879—1883, „Narziß" in UB. — F. Mittelmann, Br. u. seine Dramen, Leipz. 1910 (sieh S. 1351); ders., A. E. Br.s Trauerspiel Narziß, Diss., Marburg 1907; K. Kirchner, A. E. B. (Runensteine 1921); L. Fränkel, A. E. B., in ADB. 47. Bd. — F. Brümmer, **A. Schirmer,** in ADB. 31. Bd. — J. Mähly, **J. Scherr,** in ADB. 31. Bd.; W. Lotz, J. Sch., sein Leben u. Wirken als Politiker u. Geschichtsschreiber, Diss., Frankfurt 1925. — **Trautmann,** vgl. Keiter, Kathol. Erzähler 137 ff.; F. Brunner, Tr., in ADB. 38. Bd. W. Kosch, F. Tr.s Leben u. Schaffen, Gral 12, 268 ff.

S. 1341. A. J. Schindler, vgl. R. Boxberger, A. J. Sch. in ADB. 31. Bd. — Th. Fontane, **Scherenberg** u. das liter. Berlin (1840—1860), 1885; R. Boxberger, Chr. F. Sch., in ADB., 31. Bd.; E. Klein, Sch.s Epen, Diss., Marburg 1916; R. Ulich, Sch., 1917 (P. 27. Bd.). **Christoph Schmid,** Ges. Schriften, 18 Bde., Augsburg 1856 ff., zahlreiche Einzelausg., Erinnerungen aus meinem Leben, 4 Bde., ebda. 1855 ff., u. A. 1906 und 1908. — Biogr. von Dilthey, Berlin 1870; Binder, Ch. Schm.,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in ADB. 31. Bd.; J. Schneiderhann, Chr. Schm., Stuttg. 1898; A. Hilden, Chr. Sch., Bw. 2, 61 ff.

S. 1342. Biernatzky, Ges. Schriften, 8 Bde., 2. A., 1850; Die Hallig; mit Einl. von Düntzer, Leipz. 1881, auch in UB. — K. B. Biernatzky (sein Sohn), Biogr. von J. Ch. B., 1852. — Fr. Brümmer, **Fr. W. Ph. Oertel,** in ADB. 24. Bd. — A. Roeschen, **L. A. Oeser** (Hess. Biogr. 1. Bd.), 1918. — **M. Rathusius,** Ges. Schriften, 15. Bde., 1858—67, darin 13.—15. Band Lebensbild der Dichterin. — F. Brümmer, M. R. in ADB. 23. Bd. — **L. von François,** Ges. Werke, 5 Bde., 1918; die letzte Reckenburgerin, u. A. von P. Ernst, Leipz. 1911; Briefwechsel zwischen L. v. Fr. u. K. F. Meyer, hg. v. A. Bettelheim, 1905. — M. v. Ebner-Eschenbach, L. v. Fr. (Velhagen u. Klasings Monatshefte), 1894; F. Brümmer, L. v. F., in ADB. 48. Bd.; H. Bender, L. v. F., Hamburg 1894; E. Krause, L. v. F., 1916; H. Enz, L. v. F., Diss., Zürich 1918; G. Lehmann, L. v. F., ihr Roman, Die letzte R. als Ausdruck ihrer Persönlichkeit, Diss., Greifswald 1919; H. Hoßfeld, Zur Kunst der Erzählung bei L. v. F., Diss., Jena 1922; E. Schroeter, Das Modell u. seine Gestaltung in den Werken der L. v. Fr. (Bilder aus der Weißenfelder Vergangenheit) 1925; E. Schroeter, L. v. Fr. (Mb. Lebensbilder 1. Bd.) 1926.

S. 1344. A. Frey, **E. Wille,** in ADB. 43. Bd. — **F. Tarnow,** Ges. Erzählungen, 4 Bde. 1840—1842; Ausgew. Schriften, 15 Bde., 1830. — A. Bölte, F. T., Lebensbild 1865; M. Mendheim, F. T., in ADB. 37. Bd., E. Gülzow, E. M. Arndt u. F. T. (Unser Pommerland, 4. Jg.), 1917; A. Thimme, Aus den Briefen von F. T. an L. v. Fr. (DR., 53. Jg., 1927), derf., F. T. (Jb. des Ver. für meckelnburg. Gesch., 91. Jg. 1927). — L. Fränkel, **A. Bölte,** in ADB. 47. Bd. — **Ottilie Wildermuth,** Ausgewählte Erzählungen für die Jugend, 22 Bdchen., 1910. — A. Willmes u. A. Wildermuth, O. W.s Leben 1888; Th. Schott, O. W., in ADB. 42. Bd. — F. Gärtner, **Fr. Güll,** 1890.

S. 1345. H. Holland, **J. Braun,** in ADB. 47. Bd. M. S. Filchner, J. B. u. die Jugendblätter, Bw. 13, 52 ff.; H. Cardauns, J. B., ebda. 14, 169 ff. — **Bogumil Goltz,** Schriften in Auswahl in UB. u. MB.; Ausw. hg. u. eingeleitet von F. Lienhard, Stuttg. 1904. — H. Holland, B. G., in ADB., 9. Bd.; Th. Kuttenkeuler, B. G., Leben und Werke 1913. H. Nordeck, B. G., Hochld. 4a 750. — **Allmers,** Sämtliche Werke, 6 Bde., Oldenburg 1891—1895. — C. Bräutigam, Der Marschendichter A., ebda. 1891; Allmersbuch, hg. von dems., Goslar 1901; Th. Siebs, H. Allmers, 1915; R. Beckhusen, Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters, 1921.

S. 1346. Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, 1870, 27. A., 1903, seither vielfach nachgedruckt, auch in UB. — C. Klauß, G. K. u. W. v. K., in ADB. 17. Bd.; L. Volkmann, Die Jugendfreunde des „Alten Mannes" Joh. Wilhelm u. F. Tugendreich-Volkmann, 1924. — R. Muther, **L. Richter,** in ADB. 28. Bd.; Lebenserinnerungen eines deutschen Malers von seinem Sohne H. R., 1885, wiederholt aufgelegt; Tagebücher u. Jahreshefte (1821—1883), 1924. — A. Berghaus, **M. M. v. Weber,** 1881; M. Jähns, M. M. v. W., in ADB. 41. Bd.; K. Weihe, M. M. v. W., 1922. — **Benedix,** Ges. dramat. Werke, 27 Bde., Leipz. 1874; Haustheater, 6 Bde., ebda. 1880, Volkstheater, 20. Bde., ebda. 1890, vieles einzeln in MB. u. UB.; Autobiogr., Gartenlaube 1871. — J. Kürschner, R. B., in ADB. 2. Bd.; Holl, Lustspiel 283 f.; W. Schenkel, B. als Lustspieldichter, Frankf. a. M. 1916.

S. 1347. H. Holland, **H. Schaufert,** in ADB. 30. Bd.

S. 1348. Birch-Pfeiffer, Ges. dramat. Werke, 23 Bde., Leipz. 1863—1880; Ges. Novellen u. Erzählungen, 3 Bde., ebda. 1863—1865. — E. Hes, B.-Pf. als Dramatikerin, Stuttg. 1914 (BBr. 38. Bd.), E. Müller, Eine Glanzzeit des Züricher Stadttheaters: Ch. B.-Pf., 1837—1843, Zürich 1912; A. v. Weilen, Ch. B.-Pf. u. H. Laube im Briefwechsel, Berlin 1917. — **F. Wehl,** Ges. dramat. Werke, 2. A., 6 Bde., Leipz. 1882 f.; Dramaturgische Bausteine (Gesammelte Aufsätze aus dem Nachlaß, hg. von E. Kilian 1891; Autobiogr. „Zeit u. Menschen", 2 Bde., Altona 1889. — L. Fränkel, F. W., ADB. 44. Bd.

S. 1349. L. Fränkel, **R. Kneisel,** in ADB. 51. Bd. — L. Fränkel, **J. Rosen,** ebda. 53. Bd. — **E. Wichert,** Ges. geschichtl. Romane, hg. von P. Wichert, 1927; Aus meiner frühesten Jugend, 1897; Richter u. Dichter, Selbstbiogr. 1899. — M. Uhle, E. W., ein literar. Charakterbild, 1893; P. Wichert, E. W. u. seine Freunde, 1923; H. Spiero, E. W., 1924. — **Fr. Kaiser,** Ausgew. Werke, hg. von O. Rommel (Deutsch-österr. Klassikerbibliothek), 1914. — A. Schlossar, Fr. K., in ADB. 15. Bd.).

S. 1350. M. Ring, **D. Kalisch,** 1873; J. Kürschner, D. K. in ADB. 15. Bd.; M. Krammer, D. K. (Schles. Lebensbilder, 2. Bd.), 1926. — F. Kaiser, **F. Beckmann,** 1896. — **Nissel,** Ausgew. Dramen, 3 Bde., Stuttg. 1892 b. 1896; Mein Leben, Autobiogr., Tagebuch u. Briefe, hg. von seiner Schwester K. Nissel, ebda. 1894; Briefe an seine Braut, 1897. — O. v. Schissel, F. N., in ADB., 52. Bd., M. Necker, N., JbGr. 4 (1894); J. K. Ratislaw, N. als Dramatiker, ebda. 27. Bd. 1924; K. E. Franzos, Deutsche Dichtung 17. u. 18.; H. Sittenberger, Studien zur Dramat. der Gegenwart 1, 22 ff.; E. Bausch, F. N. als tragischer Dichter, Diss., Köln 1923—1924.

S. 1352. A. v. Hanstein, **A. Lindner,** 1888; E. Schroeder, A. L., in ADB. 51. Bd.; F. Koch, A. L. als Dramatiker (Forschg. zur neueren deutsch. Lit., 47. Bd.), 1915. — O. Zaretzky, **H. Kruse,** Biogr. Jb., 7. Bd. (1905).

S. 1353. J. Forsten, **Fr. Röber,** 1906. — **Kobell,** Ausgewählte oberbayr. Gedichte in UB. — Eisenhart, Fr. v. Kobell, in ADB. 16. Bd.; K. Haushofer, Fr. v. K., Denkschrift der bayr. Ak. der W., 1884; L. v. Kobell, Fr. v. K., eine Lebensskizze, 1884; dies., Unter den vier ersten Königen Bayerns, 2. Bd. 1894; A. Dreyer, F. v. K., sein Leben u. seine Dichtungen (Oberbayr. Archiv, 52. Bd.), 1904. — **K. Stieler,** Ges. Gedichte in oberbayr. Mundart, 1907; Ges. Werke, 3 Bde., 1908; Ges. Gedichte (Hd.), 1908; Ausw. v. K. Quenzel (Hesses Klassikerbibl.), 1916. — K. v. Heigel, K. St., 1890; F. Muncker, K. St., in ADB. 36. Bd., A. Dreyer, K. St., 1905, S. Wieser, Zwei oberbayrische Dialektdichter, Bw. 11, 127 (Kobell u. St.). — Eine große Anthologie der Dialektdichtung gibt K. Regenhardt, Die deutschen Mundarten, Berlin 1896 f.

b) Neuklassizismus. Münchener Dichterschule.

S. 1355. Die Münchener Dichterschule: F. Dingelstedt, Münchener Bilderbogen, Berlin 1879; A. F. von Schack, Ein halbes Jahrhundert, Stuttg. 1894, s. S. 396 ff., 427 ff.; J. Grosse, Ursachen u. Wirkungen, Braunschweig 1896; J. Hallermann, Freiligraths Einfluß auf die Lyriker der Münchener Dichterschule, Diss., München 1917; M. Haushofer, Die literarische Blüte Münchens unter Max II. (Beil. zur Münchener Allgem. Zeitg. 1898, Nr. 36—37); Fr. Pecht, Aus meiner Zeit, Lebenserinnerungen, 2 Bde., München 1894; L. v. Kobell-Eisenhart, Münchener Porträts, München 1897; J. v. Döllinger, König Max II. u. die Wissenschaft, München 1864; A. Helbig, Geibel u. die Münchener Dichterschule, Aarau 1912; H. Lingg, Meine Lebensreise, Berlin 1898; P. Heyse, Jugenderinnerungen u. Bekenntnisse, Berlin 1901; H. Holland, Lebenserinnerungen, hg. von A. Dreyer, München 1921; R. Braun-Artaria, Von berühmten Zeitgenossen, München 1918, Hermione v. Preuschen, Der Roman meines Lebens, Berlin 1926; E. Petzet, Münchener Dichtergruppe MV. 2, 415—423 (mit Lit.).

S. 1356. Geibels Ges. Werke, 8 Bde., Stuttg. 1883, 4. A., ebda. 1906, hg. von R. Schacht, Leipz. (Hesse) 1915, Mendheim, 2 Bde., Leipz. (UB.) 1915, W. Stammler, 3 Bde., Leipz. (Meyer) 1920; F. Düsel, 2 Bde., Berlin (Bong) 1920, ausgew. Dramen hg. von F. Drexel, Regensburg 1915; Gedichte aus dem Nachlaß, Stuttg. 1896 u. ö., Ausgew. Gedichte ebda. 1904; Jugendbriefe, Berlin 1909, Briefwechsel mit P. Heyse, hg. von Petzet, München 1922. — Biographien u. Charakteristiken von K. Goedeke,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stuttg. 1869, K. Th. Litzmann (Aus Erinnerungen, Briefen u. Tagebüchern), Leipz. 1887, W. Scherer, Berlin 1884, Arno Holz (Geibel-Gedenkbuch), ebda. 1884, K. Th. Gaedertz, Leipzig 1897, M. Koch, in ADB. 49. Bd., H. Graaf, 1908, G. Kleinbömer, Gotha 1910, C. Leimbach, Wolfenbüttel, 2. A., 1894, besorgt durch M. Trippenbach, E. Curtius, Berlin 1915, A. Kohut, Berlin 1915, H. Mayne, DR. 165 (1915), M. Wendheim (UB.), 1915; E. Bendel, Zeitgenössische Dichter, Stuttg. 1882. — Vgl. ferner: H. Lindenberg, G. als religiöser Dichter, Lübeck 1888; J. Weigle, G.s Jugendlyrik, Marburg 1910; F. Stichernath, G.s Lyrik u. ihre deutschen Vorbilder, München 1911; M. D. Pradels, G. u. die französische Lyrik, Münster 1905; G. u. Holtei, LE. 1. Jg.; R. Thomas, G. u. die Antike, Progr., Stettin 1914; H. A. Buk, G. u. das Neugriechentum, HPB. 166; H. Wolkenborn, G. als Übersetzer u. Nachahmer englischer Dichtungen, Münster 1910; H. Hildebrand, G. als religiöser Dichter (Theolog. Studien u. Kritiken 1914); M. Nietzki, G. u. das Griechentum, Progr., Stettin 1915; P. Merker, G. u. O. Ludwig, LE. 20. Jg.; A. Sonntag, G. als Dramatiker, Diss., Wien 1922; Kl. Groth, Meine Beziehungen zu G., Nord u. Süd 91, 89; W. Deecke, Aus meinen Erinnerungen an G., Weimar 1885; K. Strackerjan, G. u. die Romantiker, Oldenburg 1882; W. Kirchbach, über den Bau der Ode, StvglL. 8, 225. F. Märker, G., Hochld. 13a 127.

S. 1360. Graf Schack, Ges. Werke (mit Ausschluß der Übersetzungen), 6 Bde., Stuttg. 1883, 3. A., 1897—1899, 10 Bde., Nachgelassene Dichtungen, Stuttg. 1896, Ausgew. Gedichte, Stuttg. 1904. Anthologie abend- u. morgenländischer Dichter in deutschen Nachbildungen, 2 Bde., ebda. 1893. Meine Gemäldesammlg., 7. A., Stuttg. 1894; Ein halbes Jahrhundert, s. o. — Biogr. von M. Koch, in ADB. 55. Bd., J. W. Rogge, Berlin 1885, E. Brenning, Bremen 1885, J. Bendel, Zeitgenöss. Dichter, S. 1—149, Stuttg. 1882, H. Lambel, 1885, W. J. Mannsen 1888; vgl. ferner E. Walter, Sch. als Übersetzer, Diss., Breslau 1907.

S. 1363. Grosse, Ausgewählte Werke, hg. von Antonie Grosse (seiner Tochter), mit Biogr. u. Einl. zu den Gedichten von A. Bartels, mit Einl. zu den erzählenden Dichtungen von Fr. Muncker, zu den Dramen von H. v. Gumppenberg, zu den Romanen u. Novellen von J. Ettlinger, 3 Bde., Berlin 1909; Dramatische Werke, 7 Bde., Leipz. 1871, Erzählende Dichtungen, 6 Bde., Berlin 1873, Zeitromane, 2 Bde., Dresden 1890, Gedichte in Ausw., hg. von P. Heyse, Berlin 1882. Ausgew. Werke hg. von Muncker, Bartels u. a., 3 Bde., Berlin 1909. Hauptwerk, Das Volkramslied, Dresden 1890. — J. Ethé, J. Grosse als epischer Dichter, Berlin 1879; H. Spiero, J. Gr., LE., 11. Jg.; A. Brenner, J. Gr. als Dramatiker, Diss., Würzburg 1924, A. Bartels, J. Gr. (Md. Lebensbilder, 1. Bd.), 1926; H. Gerstner, Studien über J. G., Würzburg 1928. — **Hermann Lingg,** Ausgewählte Gedichte, hg. von P. Heyse, Stuttg. 1905; Gedichte in Ausw., hg. von Lissauer, München 1924. Autobiogr., Meine Lebensreise, s. o. — H. Holland, H. L., Biogr. Jb. 10. Bd., 1907; R. Kreller, L.s Völkerwanderung, 1899; A. Sonntag, L. als Lyriker, München 1908, Biogr. von Fr. Port, München 1912, Fr. Gräntz (ZDK.) 1921. M. Ettlinger, H. L., Hochld. 2b 587.

S. 1365. E. Alberti, **H. v. Hopfen,** LE. 1. Jg.; L. Schalk-Hopfen, H. Demetrius von Hopfen, Biogr. Jb. 9. Bd. 1906. — **W. Hertz,** Ges. Dichtungen, 2. A., Stuttg. 1904. — K. Weltrich, W. H., zwei literaturgeschichtliche u. ästhetisch-kritische Abhandlungen, Stuttg. 1902; K. von Stutterheim, W. H. als Lyriker, Diss., Tübingen 1914; A. E. Schönbach, W. H. als Übersetzer, LE. 2. Jg., H. Naff, W. H., LE. 16. Jg., H. Mayne, W. H., LE. 3. Jg.; A. Stern, W. H., Studien zur Litg. N. F. 1904; O. Günter, W. H., Biogr. Jb. 10. Bd., 1908; E. Müller, W. H. als Epiker, Diss., München 1924; W. Bormann, Überschau von H.s Leben u. Dichten (Nord u. Süd 68, 36), W. Golther, Bayer. Bl. 21, 105.

S. 1367. H. Leutholds Gedichte, mit Biogr. hg. von M. Mendheim (UB.) u. A. Schurig, Leipz. 1910; Gesammelte Dichtungen, hg. von G. Bohnenblust, 3 Bde., Frauenfeld 1914. Lyrische Dichtungen, ausgew. u. eingel. von Sulger-Gebing (Die Schweiz im deutsch. Geistesleben Bd. 12). — Biogr. von H. Fenner, Basel 1891, A. W. Ernst, 2. A., Hamburg 1897, W. Zimmermann, Der Dichter H. Leuthold, 1918; E. Ermatinger, H. L. (in der Sammlung „Krisen u. Probleme in der neueren deutschen Dichtung"), Wien 1928, derf., H. L., Biographisches u. Kritisches, LE. 16, 589 ff. R. Weichbrodt, H. L. (Archiv für Psychiatrie 72), M. Plüß, L.s Lyrik u. ihre Vorbilder, Bern, Diss. 1909; K. E. Hoffmann, L. als Student an der Univ. Basel (Basler Jb. 1926).

S. 1368. Bodenstedt, Ges. Schriften (nur ein Teil) 12 Bde., Berlin 1892; Erinnerungen aus meinem Leben, s. o. — G. Schenk, Fr. Bodenstedt, ein Dichterleben in seinen Briefen 1850—1892, Berlin 1894; L. Fränkel, F. B., in ADB. 47. Bd., K. Engelmann, Aus F. B.s Leben, DR., Mai 1919; L. Fleury, B. als Übersetzer, Archiv 132; F. Duckmeyer, Die Einführung Lermontows in Deutschld., Berlin 1923.

S. 1369. P. Heyse, Erste Gesamtausg. 38. Bde., 1872 bis 1914, zweite Gesamtausg. 42 Bde. (ohne dramat. Dichtungen 38 Bde. u. Übersetzungen nebst Studien zu den italien. Dichtern 5 Bde.), 1900—1912, Gesammelte Werke, hg. von E. Petzet, 15 Bde., Stuttg. (Cotta) 1924; Briefwechsel mit J. Burckhardt, hg. von E. Petzet, München 1916, mit Th. Storm, hg. von G. J. Plotke, 2 Bde., München 1918, mit G. Keller, hg. von M. Kalbeck, Braunschweig 1919, mit H. Kurz, hg. von H. Falkenheim (Der Schwäbische Bund 1), mit F. Lewald, hg. von R. Göhler, DR., März—Juni 1920, mit E. Geibel, hg. von E. Petzet, München 1922, Briefe an Otto u. Emma Ribbeck, hg. von Petzet, Euphor. 27. — Biogr. u. Charakteristiken von: E. Runte, H., Bremen 1910; W. Klemperer, Berlin 1907; H. Spiero, Stuttg. 1910; H. Naff, Stuttg. 1910; A. Farinelli, München 1913; G. J. Plotke, Der junge H., München 1914. Vergleiche ferner: M. Behr, P. H., Hochland 11b 307; O. Kraus, P. H.s Romane und Novellen, Heilbronn 1888; E. Petzet, P. H. als Dramatiker, Stuttg. 1904; derf., P. H. ein deutscher Lyriker, 1913, derf., P. H., Biogr., Jb. überleitungsbd. 1 (1925) (Nekrolog); G. Gelosi, P. H.s Leopardi-Übertragungen, Diss., München 1926; P. Zincke, P. H.s Novellentechnik, Karlsruhe 1927; Th. Heyse, Stammtafel der Familie H., 1898; G. J. Plotke, P. H.s epische und novellistische Anfänge, Diss., München 1914; R. M. Bourney-Mitchell, H. and his predecessors in the theory of the novelle, Frankfurt 1916; dazu vgl. Goethes theory of the Novel (Publications 30); E. Spork, Italien in H.s Novellen, Diss., Graz 1921; H. Brasch, Das Tragische bei P. H., Diss., Jena 1922; K. Fischoeder, P. H.s Novellen in Versen, Diss., München 1924; M. Quadt, Die Einkleidungsform der Novellen P. H.s (Germanic Review), 1927; E. Schmidt, Elfriede-Dramen, Charakteristiken 1, 418 (2. A., Berlin 1902); R. M. Werner, Vollendete u. Ringende, Minden 1909, S. 65. P. Bastier, La nouvelle individualiste en Allemagne de Goethe á Keller, Paris 1910; P. Ernst, Der Weg zur Form, Berlin 1906; L. Bianchi, Novelle u. Ballade in Deutschld. von der Droste bis Liliencron, Bologna 1915; O. Walzel, Die Kunstform der Novelle (Wortkunstwerk S. 231 ff.).

S. 1375. J. V. Scheffel, Sämtliche Werke, hg. von J. Proelß, 7 Bde., Stuttg. 1907—1908, W. Heichen, 2 Bde. Berlin 1917, A. Klaar, 6 Bde., Berlin 1917, J. Franke, 10 Bde., Leipz. (Hesse) 1917, K. Michaelis, 2 Bde., Halle (Hendel) 1917, E. von Sallwürk, 3 Bde., Leipz. (UB.) 1917, A. Kutscher, 3 Bde., München 1917, K. Siegen u. M. Mendheim, 6 Bde., Berlin (Bong) 1918, F. Panzer, 4 Bde., Leipz. (Meyer) 1919 mit Bibliogr., Briefe an die Schweizer Freunde, hg. von A. Frey, Zürich 1898, an Schwanitz, Leipz. 1906, ins Elternhaus, hg. von W. Zentner, Karlsruhe 1926, an Anton von Werner, Stuttg. 1915, Briefe vom jungen Sch. an R. Köhler, hg. von Th. Hampe, Weimar 1926. — A. Breitner, J. V. v. Sch. u. seine Lit., Bayreuth 1912. — Biogr. J. Proelß, Berlin, 2. A., 1902, A. Ruhemann, Stuttg. 1887, H. Pilz,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Leipz. 1887, J. Braun, in ADB. 30. Bd., A. Otto, Minden 1906, E. v. Sallwürk, in UB.; K. Bartsch, Beilg. zur Allgem. Zeitg. 1886, Nr. 126—127, O. Brahm, DR. 12. Jg. 1886. — Vgl. ferner: F. Dahn, Erinnerungen an meinen lieben Josef (Ruperto-Carola-Festschr.), 1886; A. Hausrath, Sch. u. Anselm Feuerbach, DR. 1887; J. W. Sudel, Heines Einfluß auf Sch.s Dichtungen, Diss., Leipz. 1898; E. Boerschel, Eine Dichterliebe, Sch. u. Emma Heine (Koch) mit Briefen, Leipz. 1915, Fr. Leppmann, Kater Murr u. seine Sippe bis zu Sch. und Keller, München 1908; S. G. Mulert, Sch.s Ekkehard als historischer Roman, Münster 1909; W. Grebe, Die Erzählungstechnik Sch.s, Diss., Münster 1918; L. Perty, J. V. Sch. u. Karoline von Malzen, DR., Juli 1920; E. Linse, Sch.s Lied von der Teutoburger Schlacht, Dortmund 1909; W. Kremser, Studien über V. v. Sch., 1913; L. Wolf, Der Anteil der Natur am Menschenleben bei Freytag u. Sch., Diss., Gießen 1922; J. A. Beringer, Sch. als Zeichner u. Maler, Karlsruhe 1925; W. Born, Das Malerische bei Sch., Diss., Würzburg 1925; J. G. Sprengel, Sch. u. wir (Zs. f. deutsche Bildung 2), 1926; B. Krieger, Sch. als Student, 1926; K. Walbrach, Sch. u. die Burschenschaft (Burschenschaftl. Bl. 40. Jg.); L. v. Kobell, Sch. u. seine Frau, Heidelberg 1901; G. Zernin, Erinnerungen an Sch., 2. A., Darmstadt 1887; P. Besson, Le Trompette de Saekkingen, étude littéraire, Havre 1898.

S. 1381. H. A. Lier, **L. Wohlmuth,** in ADB. 48. Bd. — H. Holland, **Fr. Bonn** (Bettelheims Biogr. Bl. 1. Bd.), 1895. — W. Kosch, **H. Holland,** Eichendorff-Kalender 1917. — H. Holland, **Georg Scheurlin,** in ADB. 31. Bd.

S. 1382. A. Dreyer, **A. Träger,** Biogr. Jb. 17. Bd., 1915.

Elfte Periode.

Von der Reichsgründung bis zum neuen „Sturm und Drang". Die Zeit des Überganges bis zur Literaturrevolution. 1871—1884.

S. 1383. J. B. Kißling, Gesch. des **Kulturkampfes** im Deutschen Reich, 3 Bde., Freiburg 1913; G. Goyeau, Bismark et l'église. Le Kulturkampf, 1870—1887, 4 Bde., Paris 1913; G. Steinhausen, Der politische Niedergang Deutschlds. in seinen tieferen Ursachen, Osterwieck 1927. K. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit 1: Tonkunst, bildende Kunst, Weltanschauung, Freiburg 1905 und Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit u. Gegenwart 1: Gesch. der wirtschaftlichen u. sozialen Entwicklung in den siebziger bis neunziger Jahren des 19. Jhs., Berlin 1912, 2: Gesch. der inneren und äußeren Politik, Berlin 1913; J. Ziekursch, Politische Gesch. des neuen deutschen Kaiserreiches, 2 Bde., Frankf. a. M. 1925—1927.

S. 1385. W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung, 4 Bde., 9. A., Jena 1919; **Marx u. Engels,** Sämtliche Werke, hg. von D. Rjazanow, Frankf. a. M. 1927 ff.; E. Drahn, K.-Marx-Bibliogr., Charlottenburg 1920. Biographien von J. Spargo, Leipz. 1912, R. Wilbrandt, ebda. 1918, F. Mehring, ebda. 1918, O. Rühle, Helleran 1928; H. Cunow, Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- u. Staatstheorie, Berlin 1920; J. Plenge, Marx u. Hegel, Tübingen 1911; E. Brandenburg, Die materialistische Geschichtsauffassung, Leipz. 1920.

S. 1386. E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten, Versuch einer Weltanschauung, 1869; 11. A., 3 Bde. 1904; Volksausg. 1913.

S. 1387. R. Neumann, Die deutsche Kriegsdichtung um 1870—1871, Breslau 1911.

a) Dekadenz und Pessimismus.

S. 1389. Spielhagen, Sämtliche Romane, 28 Bde., 1890 ff., N. F. 1897 f., Ausgew. Romane, 10 Bde. (Volksausg.), Leipz. 1907; Vermischte Schriften, 2 Bde., Leipz. 1868, Erinnerungen aus meinem Leben, Leipz. 1911. — Monogr. H. Henning, F. Sp., Leipz. 1910; Jul. und H. Hart, Spielhagen u. der Roman der Gegenwart (Kritische Waffengänge H. 6), Leipz. 1882; V. Klemperer, Sp.s Zeitromane u. ihre Wurzeln (FM. Bd. 43), Weimar 1913; M. Geller, F. Sp.s Theorie u. Praxis des Romans, Berlin 1917; H. Schierding, Unters. über die Romantechnik F. Sp.s, Diss., Münster 1914; E. Mensch, Er lebt immer noch! (Spielhagen-Brevier) 1929. H. Wendel, F. Sp., in Die Lit. 31, 462, mit Lit.; M. Behr, Sp., eine Einschätzung, Hochld. 8 b 48.

S. 1393. V. Klemperer, **Paul Lindau,** 1909; E. Hadlich, L. als dramat. Dichter, Berlin 1876; W. Goldschmidt, Notizen zu Schriften von L., Berlin 1882; F. Mehring, P. L., eine Charakteristik, Berlin 1875; ders., Der Fall Lindau, Berlin 1890. — H. Spiero, **Rudolf v. Lindau,** Leben u. Werke, 1909; V. Klemperer, R. L., Biogr. Jb. 15. Bd. (1913); E. Schmidt, Charakteristiken 2. Bd. — R. L.s Gesammelte Schriften, 6 Bde., Berlin 1893.

S. 1394. F. Lier-Somlo, **E. Zitelmann,** LE. 6. Jg. — A. Klaar, **H. Lorm,** Biogr. Jb. 9. Bd. (1904); O. Wittner, H. L. (Österr. Porträts und Charaktere), 1906; R. Wolkan, H. L. (Sudetendeutsche Lebensbilder 1. Bd.), 1926.

S. 1395. R. Hamerling, Sämtliche Werke, hg. von M. Rabenlechner, 16 Bde., Leipz. (Hesse) 1912; Ausw. in 4 Bden., 3. A., Hamburg 1907, einzelne Werke auch in Sonderausg. — Biographien von M. Rabenlechner, Hamburg 1897, P. Besson, R. H., Grenoble 1906, A. Schlossar, R. H., in ADB. 49. Bd.; Ausgew. Briefe, 5 Teile, Wien 1901; — J. Allram, H. u. seine Heimat, Wien 1905; A. Altmann, H.s Weltanschauung, Salzbg. 1914, E. Jürries, H.s Weltanschauung u. Philosophie, Diss., Rostock 1915; A. Möser, Meine Beziehungen zu H. und dessen Briefe an mich, Berlin 1890; P. Rosegger, Persönliche Erinnerungen an H., Wien 1891; St. Dörfler, H. als Lyriker, Progr., Brünn 1912; E. Gnad, H.s Lyrik, Graz 1891; M. Rabenlechner, H.s Jugend, 1896, ders., H., der Nationale, 2. A. 1899; ders., Wien in den Tagebüchern u. Dichtungen H.s, 1916, H. Schierbaum, H.s Ahasver in Rom, Diss., Münster 1909; J. Wichner, über H.s Ahasver, Progr., Krems 1900; W. Rauch, Johann von Leyden (König von Sion) in der Dichtung, Diss., Münster 1912; H. Hermsen, Die Wiedertäufer zu Münster in der deutschen Dichtung, Stuttg. 1912; M. M. Rabenlechner, H.s Danton u. Robespierre u. die Geschichte, Progr., Wien 1909; ders., H.s erste poetische Versuche, 1896; L. Bruckner, H. als Erzieher, 1893; B. Münz, H. als Dichter u. Philosoph, JbGr. 20, 63 ff.; A. Polzer, H., sein Wesen u. Wirken, Hamburg 1889, K. E. Kleinert, R. H., ein Dichter der Schönheit, ebda. 1889, T. Halusa, H., Frankfurter Zeitgemäße Broschüren, Hamm 1901, E. Schmidt, H., in Charakteristiken 2. Bd.; Knauer, R. H. gegen den Pessimismus Schopenhauers u. Hartmanns, Wien 1892.

S. 1401. M. delle Grazie, Gesammelte Werke, 9 Bde., Leipz. 1903 ff. — Monogr. V. Münz, M. d. Gr. als Dichterin, Wien 1902; H. Bonzemann, M. E. d. Gr., Lit. E. 3. Jg.; H. Widmann, M. E. d. Gr., 1903; F. Millecker, M. E. d. Gr., ihr Leben u. ihre Werke, 1922; H. Hirschstein, Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815, Stuttg. 1912. H. Nordeck, M. E. delle Gr., Hochld. 24 b 661; J. Triebl, M. E. d. Gr., D. große Kirchenblatt 13. Jg. Nr. 10. Wien.

S. 1405. R. M. Meyer, **L. v. Sacher-Masoch,** ADB. 53. Bd. — **E. Grisebach,** „Auto-Bibliographisches" 1894 in „Von Fels zum Meer"; M. Schneidewin, „Ein Stück aus meinen Lebenserinnerungen", JbPr. 1905; H. v. Müller, Ed. Gr., ein Versuch, 1910.

S. 1406. Elisabeth u. Max Widmann, **J. V. Widmann,** ein Lebensbild, 2 Bde., 1922—1924; Briefwechsel zwischen G. Keller und J. W., hg. von M. Widmann, 1922; W. Scheitlin, J. V. Widmanns Weltanschauung, 1925; M. Waser, J. V. W., vom Menschen u. Dichter, vom Gottsucher u. Weltfreunde (Die Schweiz im deutschen Geistesleben 46.—47. Bd.), mit Bibliogr., Frauenfeld 1927. J. Fränkel, J. V. W., Wien 1918, mit Bibliogr.;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

G. Dost, W. u. der Glaube an die Erlösung der Kreatur, ZDU. 30; O. Walzel, Neue Dichtung vom Tiere, ZfBf. N. F. 10; J. Zeuch, Die moderne Tierdichtung, Diss., Gießen 1926.

S. 1407. Zu **E. Franzos** sieh L. Geiger, Die deutsche Lit. u. die Juden, 1910. — **Wilbrandt,** Erinnerungen, Stuttg. 1905—1907, 2 Bde. — E. Scharrer-Sauten, W. als Dramatiker, Diss., München 1902; B. Klemperer, A. W., Stuttg. 1907; E. Sierke, Kritische Streifzüge, S. 463—489, Braunschweig 1881; F. Horch, Das Burgtheater unter H. Laube und A. W., Wien 1925; A. Stern, Studien zur Lit. der Gegenwart 305 ff.; B. Rüttenauer, Zeitiges und Streitiges, Heidelberg 1895; M. Behr, A. W. und die Grundlagen seines Schaffens, Hochld. 8b 572 f.

S. 1410. Jensen, Ausgew. Gedichte, hg. von Th. v. Sosnosky, Leipz. 1913; G. A. Erdmann, W. J., ebda. 1911; W. Banchfeld, W. J. als Lyriker, Münster 1913; K. Schorn, W. J., Der Mensch, seine Weltanschauung u. seine Kunst, Diss., Bonn 1923.

S. 1412. H. Wocke, **A. Fitger,** sein Leben u. Schaffen, Stuttg. 1913 (BBr. Bd. 36); A. E. Schönbach, A. F. (Gesammelte Aufsätze zur neueren Lit.), 1900.

S. 1413. Schönaich-Carolath, Ges. Werke, 7 Bde., Leipz. 1907; Ausw. aus den Dichtungen, 2. A., 1910; Gedichte, 5. A., 1908. — Monogr.: H. Friedrich, Berlin 1903; H. Berzmann, LE. 5. Jg.; A. Lohr, Leipz. 1907; G. Schüler, Prinz E. v. Sch.-C. als Mensch u. Dichter, ebda. 1909; H. Seyfarth, Aus dem Leben u. den Werken E. v. Sch.-C.s, 1909; B. Klemperer, Prinz E. v. Sch.-C., Biogr. Jb. 13. Bd. (1910); W. Kosch, Sch.-C. (Menschen u. Bücher), 1912; E. Becker, Prinz E. v. Sch.-C., 1927; E. Boehlich, Prinz E. v. Sch.-C. (Schles. Lebensbilder 2. Bd.), 1926. O. Mehrens, Sch.-C., Bw. 11, 103 ff. M. Behr, Sch.-C., Hochld. 5b 444.

S. 1415. Dyhern, Ges. Werke, 6 Bde., 2. A., Freiburg 1889; Hochlandsnovellen v. A., Graz 1905. — J. M. Albert, Dyhern, Dichterst. der Gegenw. 12, 105 ff.; Keiter, Kathol. Erzähler 278 ff. — **Carmen Sylva,** K. von Stackelberg, Aus Carmen Sylvas Leben, 5. A., 1888; M. Kremnitz, C. S., 2. A., 1903. Lit. zu C. S. LE. 16, 624.

S. 1416. St. Zweig, **A. v. Puttkamer,** LE. 8. Jg. — **Richard Voß,** Dramen in UB. Aus einem phantastischen Leben. Erinnerungen, Stuttg. 1920. — P. Weiglin, Freundesbriefe an R. V. (Velh. u. Kl. Monatshefte 38. Jg.); H. W. Thiemer, R. V. als Bühnenschriftsteller, Diss., Leipz. 1923; E. Thiele, Die römischen Dramen bei R. V., Diss., Köln 1923; M. Goldmann, R. V., 1890; J. E. von Grotthuß, R. V. (Probleme u. Charakterköpfe, Stuttg. 1898, 178 ff.); O. Pach, R. V., 1898; M. v. Bunsen, R. V., LE. 20. Jg., Fr. von der Leyen, R. V. (Deutsch. biogr. Jb. 2. Überleitungsbd. 1928).

S. 1418. H. A. Lier, **Albert Möser,** Biogr. Jb. 5. Bd. (1903). — **Richard Wagners** Werke, hg. von J. Kapp, 14 Bde., Leipz. (Hesse) 1914 u. W. Golther, 10 Bde., Berlin (Bong) 1914, Ausw. von S. Scheffler, 2 Bde., Hamburg 1928, Der junge W., Dichtungen, Aufsätze, Entwürfe 1832—1849, hg. von J. Kapp, Berlin 1910; vgl. P. Bülow, Die Jugendschriften R. W.s, Diss, Rostock 1916. Gesammelte Briefe, hg. von J. Kapp u. E. Kastner, Leipz. 1916; neueste Briefveröffentlichungen: an Hans von Bülow, Jena 1916, an Julie Ritter, München 1920, an Hans Richter, Wien 1924, Briefe, ausgew. u. erläutert von W. Altmann, 2 Bde., Leipzig 1925, an Mathilde Wesendonk, 1904, (94. A. 1927) u. a. — K. F. Glasenapp u. H. v. Stein, W.-Lexikon, Stuttg. 1883; K. F. Glasenapp, W.-Enzyklopädie, 2 Bde., Leipz. 1891; Erläuterte Ausg. der Selbstbiogr., hg. von W. Altmann, 2 Bde., Leipz. 1928. **Biographien** von Cosima Wagner, R. W., Lebensberichte. Deutsche Originalausg. von The work and mission of my life, 1884, K. F. Glasenapp, 6 Bde., Leipz. 1894—1911, Ashton Ellis, Life of W., 6 Bde., London 1900—1908, H. St. Chamberlain, W.s Lebensgang, 2 Bde., München 7. A., 1923, M. Koch, 3 Bde., Berlin 1907—1918, mit reicher Bibliogr., F. Muncker, W., eine Skizze seines Lebens u. Wirkens, 2. A., 1909, W. Golther, Leipz. (UB.) 1926, E. Poirée, Paris 1922, P. Bekker, Stuttg. 1924, G. A. Hight, 2 Bde., London 1925, G. Schjelderup, W. u. seine Werke, ein Volksbuch 1913, H. T. Fink, W. u. seine Werke, die Gesch. seines Lebens mit kritischen Erläuterungen, übers. von Gg. von Skal, 2 Bde., 2. A., 1906, u. a. — W. Lippert, W.s Verbannung u. Rückkehr 1849—1862, Dresden 1927; E. W. Engel, R. W.s Leben im Bilde, 2 Bde., Wien 1913; E. Kloß, R. W. im Liede, Berlin 1910; Chamberlain, Das Drama W.s, 6. A., 1921; G. Adler, R. W., 2. A., München 1923, Würdigung des Musikers; O. Walzel, W. in seiner Zeit u. nach seiner Zeit, München 1913; H. Lichtenberger, W. poète et penseur, 4. A., Paris 1907, deutsch übersetzt von F. v. Oppeln-Bronikowski, W. der Dichter u. Denker, ein Handbuch seines Lebens u. Schaffens, 2. A., Dresden 1913; E. v. Schrenck, W. als Dichter, München 1912; A. Wernicke, Gebührt W. ein Platz in der deutschen Lit.? ZDU. 12. Bd.; F. Ott, W.s poetischer Wortschatz, Diss., Gießen 1917; F. Schultze, Das neue Deutschld., seine alten Heldensagen u. W., Leipz. 1888; G. Niemann, W. u. Böcklin, Leipz. 1904; A. Ettlinger, Die deutsche romantische Schule u. ihre Beziehungen zu W., JbW. S. 112; A. Kießling, W. u. die Romantik, Leipz. 1916; F. Müller, W. u. das Musikdrama; Leipz. 1861; H. Bulthaupt, Dramaturgie der Oper 2, 33—336, 2. A., Leipz. 1902; C. Steinweg, Das Seelendrama in der Antike u. seine Weiterentwicklung bis auf Goethe u. W., Halle 1924; G. Braschowanoff, R. W. u. die Antike, Leipz. 1910; E. Stemplinger, Die Antike bei W., ZDU. 24. Bd.; H. Dinger, Die Weltanschauung W.s in den Grundzügen ihrer Entwicklung, Leipz. 1892; R. Louis, Die Weltanschauung W.s, Leipz. 1898; J. G. Fresson, L'Esthétique de Wagner, 2 Bde., Paris 1893; A. Wernicke, R. W. als Erzieher, Langensalza 1909; P. Moos, R. W. als Ästhetiker, Berlin 1906; K. Hildebrandt, W. u. Nietzsche, Breslau 1924; R. Richter, Kunst u. Philosophie bei R. W., Leipz. 1906; Th. Abbetmeyer, R.-W.-Studien, Hannover 1916. O. Hartwich, W. u. das Christentum, Leipz. 1903; A. Portig, W.s Musikdramen u. ihr Verhältnis zum Christentum, 1899; W. Vollert, W.s Stellung zur christlichen Religion 1906. Periodika der W.-Lit.: Bayreuther Blätter, hg. v. H. v. Wolzogen 1878 ff. u. R.-W.-Jahrbuch, hg. von L. Frankenstein, Leipz. 1906 ff. Reiche Lit. bei W. Kosch, DLL. Sp. 2881—2892.

S. 1419. R. Petsch, Das tragische Problem im **Rienzi,** Zs. f. Philosophie u. philosoph. Kritik 128, 44 (Leipz. 1906). — Wagner über den **Holländer,** Bayr. Bl. 24, 187; W. Golther, Der fliegende Holländer in Sage, Dichtung u. im Festspiel 1901—1902. — W.s Aussprüche über **Tannhäuser** zusammengestellt von E. Lindner, Leipz. 1914; F. Müller, über W.s Tannhäuser u. Sängerkrieg auf der Wartburg, Rückblick auf Sage u. Gesch., Weimar 1853; Nerthal, Tannhaeuser, La conscience dans un drame Wagnérien, Paris 1895; Gaston Paris, Legendes du Moyen Age, S. 111—145, Paris 1903; J. G. Robertson, The genesis of W.s Tannhäuser, Modern Language Review, Oktober 1913; über Tannhäuser in Gesch., Sage u. Dichtung vgl. E. Elster, Bromberg 1908, W. Junk, München 1911 u. Ph. St. Barto, New York 1916.

S. 1420. W.s Aussprüche über **Lohengrin,** zusammengestellt von E. Kloß, JbW. 3, 132, Sonderausg., Berlin 1908; F. Müller, Lohengrin u. die Gral- u. Schwanensage, München 1867; J. Nover, Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung, Hamburg 1899; F. Lampp, Die Schwanrittersage in der Literatur, Progr., Ratibor 1914—1915.

S. 1421. E. Lindner, W.s Aussprüche über **Tristan,** Leipz. 1912; F. Müller, Tristan u. Isolde nach Sage u. Dichtung, München 1865; R. Weltrich, W.s Tristan u. Isolde als Dichtung, Berlin 1904; vgl. K. Weidel, ZDU. 31; H. Porges, Tr. u. J., Leipz. 1906 (eine ausgezeichnete Wagnerstudie).

S. 1422. E. Kloß, W.s Aussprüche über die **Meistersinger,** Leipz. 1910; Die Meistersinger, Schulausg. von E. Meinck, Leipz. 1914, H. Lebede, 2. A., Dresden o. J., J. Cerny, Wien 1918; Ch. Joly, Les Maîtres-Chanteurs,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

étude historique et analytique, Paris 1898; G. Roethe, Zum dramatischen Aufbau der Wagnerischen Meistersinger, SBW. 37 (1919); R. Petsch, W.s Meistersinger, Leipz. 1903 (Lyons Erläuterungen zu deutschen Dichtern des 19. Jhs., H. 10); K. Weg, Der Meistergesang in Gesch. u. Kunst sowie dessen Anwendung in W.s Meistersingern, 2. A., Leipz. 1901; F. Zademack, Die Meistersinger von Nürnberg, Berlin 1921; H. Thompson, Wagner and Wagenseil, Oxford 1927. E. Kloß und H. Weber, W.s Aussprüche über d. **Ring des Nibelungen**, Leipz. 1913; Der R. d. N., Erläuternde Aufsätze, Bayr. Bl. 19, 105—322; E. Meinck, Die sagenwissenschaftl.chen Grundlagen der Nibelungendichtung W.s, Berlin 1892; Hebbels u. W.s Nibelungentrilogie, BBr., Bd. 5; E. Koch, W.s Bühnenfestspiel, D. R. d. N., Leipz. 1875; A. Drews, Der Ideengehalt im R. d. N., Leipz. 1898; K. Landmann, Das goldene Vlies u. d. R. d. N., ZvglL. 4, 159; R. Saitschik, Wotan u. Brünnhilde, München 1918; Wolzogen, W.s Siegfried, Leipz. 1897; K. Layton, The Nibelungen of W., Illinois 1909. H. Wießner, Der Stabreimvers in R. W.s „R. d. N.", Berlin 1921.

S. 1424. E. Lindner, W.s Aussprüche über den **Parsifal**, Leipz. 1913; W. Golther, Parzival u. der Gral in der Dichtung des MA.s u. der Neuzeit, Stuttg. 1925; W. Golther, Der Gral in den französischen und deutschen Gedichten des MA.s (Der Türmer 25, 11); Perceval oder die Geschichte vom Gral von Crestien de Troyes übersetzt von K. Sandkühler, Stuttgart 1929; E. R. Hofberger, Die Entstehungsgeschichte von W.s Parzival, Leipz. 1914; Parsifal, mit Einführung hg. von M. Koch, 2. A., Leipz. 1915; E. Wechsler, Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf W.s P., Halle 1898; H. Reimann, Die Gral- u. Parzivallegende in ihrer geschichtl. Entwicklung u. Umgestaltung durch Wagner, Bayr. T. für 1892; F. Lienhard, Parzifal u. Zarathustra, Stuttg. 1914.

b) Nachblüte des Realismus.

S. 1426. Anzengruber. Sämtliche Werke „mit erstmaliger Benutzung des ganzen handschriftlichen Nachlasses" unter Mitwirkung v. Karl Anzengruber (dem Sohn des Dichters, Volksschriftsteller „Gspaßige Leut", 1917), hg. von P. Latzke u. O. Rommel, 15 Bde., Wien 1918—1923; Werke, hg. von A. Bettelheim, 14 Bde., Berlin (Bong) 1920; E. Castle, 20 Bde., Leipz. (Hesse) 1921, E. W. Neumann, 4 Bde., Leipz. (UB.) 1920; W. Heichen, Berlin 1920; Briefe, hg. von A. Bettelheim, 2 Bde., Stuttg. 1902. — Biographien: A. Bettelheim, A., Der Mann, sein Werk u. seine Weltanschauung, 2. A., Berlin 1898, Biographenwege, Berlin 1913 u. Neue Gänge mit L. A., Wien 1919; J. J. David, L. A., Berlin 1904 (D. 2. Bd.), A. Kleinberg, L. A., Stuttg. 1921 (abschließende Darstellung), ADB. 46. Bd.; K. H. Strobl, München 1920, S. Friedmann, Leipz. 1902; E. W. Neumann (UB.); L. Rosner, Erinnerungen an A., Wien 1890; P. Rosegger, Gute Kameraden 1893; J. Bab, L. A., Moderne Essays, 37. Heft, Berlin 1904; A. V. Ernst, Frauencharaktere u. Frauenprobleme bei L. A., 1922; A. Mühlberger, A. als Kalendermann, Diss., Prag 1922; vgl. auch Sittenberger, Studien zur Dramaturgie der Gegenwart 1, München 1893, S. 300 ff.; S. Wieser, L. A., Bw. 9, 145 ff.

S. 1434. Rosegger, Gesammelte Werke, 40 Bde., Leipz. 1913 ff.; Ausgew. Schriften, 30 Bde., Wien u. Leipz. 1895—1900, Schriften in steirischer Mundart, 3 Bde., Graz 1894—1896, Ausw. in 6 Bden., hg. von H. L. Rosegger, Leipz. 1923, Gedankenausgabe von P. R.s Werken, Leipz. 1930; Briefwechsel zwischen P. R. u. Friedrich Hausegger, hg. von S. v. Hausegger, Leipz. 1924. — Monogr. und Charakteristiken von A. Swoboda, Breslau 1886; A. Otto, Minden 1896, Hermine u. Hugo Möbius, zur Kenntnis seines Lebens u. Schaffens, Leipz. 1903, mit Bibliogr., Leipz. 1903; Th. Kappstein, R., ein Charakterbild, Stuttg. 1904, A. Bullivd, Paris 1912, deutsch von M. Necker, Leipz. 1913, A. Schlossar, Leipz. (UB.) 1921; J. Nadler, in: Neue österr. Biogr. 1; H. Binder, Zur Beurteilung R.s, LHdw. 56, 305 ff.; E. Ertl, P. R., Wie ich ihn kannte und wie ich ihn liebte, Leipz. 1925; Erinnerungen aus eigener Jugendzeit in „Waldheimat", Wien 1873; E. Seillière, R. u. die steirische Volksseele, Leipz. 1903; (Übersetzung aus der Revue des deux Mondes, 1902, November u. Dezember); E. Triebnigg, P. R. u. die Frauen, 1918; R. Erlacher, R.s religiöse Entwicklung, Diss., München 1924; S. V. Claes, Erzählungstechnik in R.s Buch der Novellen, 1924; H. L. Rosegger, R. u. sein Heimatland, die grüne Steiermark, 1925. P. R. u. seine Muse, Bw. 2, 63 ff.

S. 1440. Ebner-Eschenbach. Sämtliche Schriften, 12 Bde., Leipz. 1928, Ausgew. Erzählungen, 3 Bde., Berlin 1910, Erzählungen, Stuttg. 1875, Dorf- u. Schloßgeschichten, Stuttg. 1883 u. 1886, Meine Kinderjahre, biogr. Skizzen, Berlin 1906. — Monogr. und Charakteristiken von: A. Bettelheim, M. v. E.-E.s Wirken u. Vermächtnis, Leipz. 1920; derf., M. v. E.-E. (Biogr. Bl.), Berlin 1900; Charakteristik von M. Necker, JbGr. 8, 272; A. Marchand, Poètes et Penseurs, Paris 1892 (S. 335—364); G. Reuter, E.-E., Berlin 1905; E. Schmidt, Charakteristiken, 2. A., 2. Bd., Berlin 1912 (D. Bd. 19); A. Sauer, M. Frfr. v. E.-E., Neue österr. Biogr. 1. Abt., 1923; derf., M. Fr. v. E.-E. (Sudetendeutsche Lebensbilder, 1. Bd.) 1926. A. E. Schönbach, über Lesen u. Bildung, 7. A., Graz 1905, S. 179 ff., H. Dransfeld, Bw. 2, 88 ff. A. Bettelheim, M. Fr. v. E.-E. (Deutsches biogr. Jb., Überleitungsbd. 2), 1925; M. Fr. Radke, Das Tragische in den Erzählungen von M. E.-E., Diss., Marburg 1918; H. A. Koller, Studien zu M. von E.-E., Diss., Zürich 1920; K. Offergeld, M. v. E., Untersuchungen über ihre Erzählungstechnik, Diss., Münster 1917; R. Stölzle, M. v. E. als Denkerin, HPB. 1916; E. Riemann, Zur Psychologie u. Ethik der M. v. E., Progr., Hamburg 1913; O. Walzel, Geistesleben, S. 447 ff. R. v. Schaukal, M. v. E.-E., Hochld. 14 b 584.

S. 1445. M. Morold, **Stefan Milow,** 1897. — **Saars** Sämtliche Werke, 12 Bde., hg. von J. Minor, mit Biogr. von A. Bettelheim, 12 Bände, Leipz. (Hesse) 1908, Briefwechsel mit Marie, Fürstin zu Hohenlohe, hg. von A. Bettelheim, Wien 1909, vieles einzeln in Hesses Volksb. — J. Minor, F. v. S., Wien 1898; derf., F. v. S. als politischer Dichter, ÖR. 32; O. Walzel, Geistesleben, S. 439 ff.; Schönbach, über Lesen u. B. S. 184 ff.; R. Schaukal (Saar), Ein Meister der Novelle, LE. 2. Jg.; O. Stößl, F. v. S., ebda. 11. Jg.; St. Hock, F. v. S., Biogr. Jb. 11. Bd. (1908); H. Spiero, F. v. S. (Deutsche Geister), 1910; L. A. Shears, Theme and technique in the „Novellen" of F. v. S. (Journal 24); W. A. Hammer, Saar, Lit. B., Bd. 2, E. Hruschka, F. v. S., JbGr. 12, 77—139; A. M. Nagler, F. v. S. als Novellist (Der Wächter 12, 3—4).

S. 1450. Pichlers Ges. Werke, 15 Bde., München 1904 (mit den Tagebüchern). — J. E. Wackernell, A. P. (nach dem Tode Wackernells abgeschlossen u. hg. von A. Dörrer, 1925 (Hauptwerk); J. E. Wackernell, A. P.s Versepen und Lenaus Marionetten, 1912; P. M. Werner, Vollendete und Ringende, 1900; S. M. Prem, A. P., 1901; V. Dollmayr, A. P., biogr. Jb. 5. Bd. (1903); J. Seemüller, Rede auf A. P., 1901; A. Brandl, Zu P.s Anfängen (Archiv 81. Jg.), 1926.

S. 1453. R. M. Werner, **R. Waldmüller** (Vollendete u. Ringende), 1900. — J. Saß, **J. Duboc,** Biogr. Jb. 8. Bd. (1905).

S. 1454. Riehls Gesamtausg. seiner Geschichten u. Novellen, 7 Bde., Stuttg. 1899 ff., Neuausgabe 7 Bde., ebda. Cotta 1923. W. H. R., Vom deutschen Land u. Volk, eine Ausw., hg. von P. Zaunert, Jena 1922; einzelnes in Cottas Handb. u. in UB. — A. Simonsfeld, W. H. Riehl, ADB. 53. Bd.; derf., R. als Kulturhistoriker, München 1898; E. V. Susan, R. als Erzähler, LE., 2. Jg.; M. Janke, W. H. R.s Kunst der Novelle, Diss., Breslau 1918; W. v. Geramb, W. H. R. (Mitt. f. die ostbair. Grenzmark 11. Jg.), 1922; K. Muth, W. H. R., Hochld. 20. Jg. (1923); Th. Matthias, Gehalt u. Kunst Riehlscher Novellistik (Riehlbundheft 5).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1458. H. Keiter, **Fr. v. Seeburg,** Kathol. Erzähler, S. 150 f. u. 324; F. Wippermann, F. v. S., Bw. 21, 14 f. **Zingeler,** ebda 291; Ludolff ebda. 246.

S. 1459. **M. Lenzen,** ebda. 181 u. 217; Biogr. u. Gedichtausw. von J. Wiedenhöfer, Dresden 1908; Keiter, **A. Haupt,** a. a. O., 194 f.

S. 1460. Keiter, **Cardauns,** a. a. O. S. 193; derf., Franz Isidor **Proschko,** ebda. S. 163 f.; Gef. Schriften, hg. v. Hermine Proschko (der Tochter); Wien 1901 ff.; Biogr. von H. M. Truxa, Wien 1892; A. Schlossar, in ADB. 53. Bd.

S. 1461. H. Keiter, **Bolanden,** a. a. O. 119 ff.

S. 1464. **Adolf Stern,** Ausgew. Werke, 8 Bde., Dresden 1906 ff., Ausgew. Novellen, ebda. 1898; einzelnes in Hesses Volksbibl. — A. Bartels, A. Stern, der Dichter u. Literarhistoriker, Dresden 1905; R. Schiller, A. Stern und seine dichterischen Werke, 1901; H. A. Krüger, A. St. (Eckart) 1907; H. Spiero, A. St. (Deutsche Geister).

S. 1465. **Konrad Ferdinand Meyers** Sämtliche Schriften, 9 Bde., Leipz. (Haessel) 1908, ebda. in 6 Bden., 1928, ebda. in Einzelbändchen; Werke, hg. von W. Linden in 3 Bdn., Berlin 1929, Werke in 4 Bdn., Leipz. 1926, Gedichte, 20. A., Leipz. 1901; Novellen, 2 Bde., Leipz. 1900; Briefe, hg. von A. Frey, Leipz. 1908, Briefwechsel mit Rodenberg, hg. von A. Langmesser, Berlin 1918; mit L. v. Francois, hg. von Bettelheim, 2. A., Berlin 1925. — Gesamtdarstellungen: A. Frey, K. F. M., 3. A., Stuttg. 1919 (hervorragend); Langmesser, K. F. M., Berlin 1901; Betsy Meyer (f. Schwester), K. F. M., Berlin 1903, H. Troger, K. F. M., Basel 1897; R. de Harcourt, C. F. M., sa vie, son oeuvre, Paris 1913; M. Nußberger, Frauenfeld 1919, W. Linden, Entwicklung u. Gestalt, München 1925, mit Bibliogr., O. Stössl, Berlin 1922, R. Faeß, K. F. M., sein Leben u. sein Werk (vortrefflich), Leipz. 1925, H. Mayne, K. F. M. und sein Werk, Frauenfeld 1927, J. Sadger, K. F. M., Wiesbaden 1908 (psychopathologisch), E. Evert, K. F. M., Dichtung und Persönlichkeit, Dresden 1925; K. E. Lusser, K. F. M., Das Problem seiner Jugend, Leipz. 1926; J. Hönig, K. F. M., H. Kraeger, K. F. M., 1901; A. Geißler, K. F. M., in ADB. 52. Bd.; W. Holzamer, K. F. M., 1904 (D. Bd. 23). Einzeluntersuchungen: P. Wüst, Gottfried Keller u. K. F. M., Leipz. 1911; L. Frey, K. F. M.s Gedichte u. Novellen, 1892; H. Stickelberger, Die Kunstmittel in K. F. M.s Novellen, 1897; O. Blaser, K. F. M.s Renaissancenovellen, 1905; E. Heise, Fatalismus, der Grundzug von K. F. M.s Werken, Euphor. Bd. 17, H. Bracher, Rahmenerzählung u. Verwandtes bei G. Keller, K. F. M. u. Th. Storm, 2. A., Leipz. 1924; E. Mauerhof, M. u. die Kunstform des Romans, Zürich 1897; E. Brack, Die Landschaft in K. F. M.s Novellen u. Gedichten, Diss., Bern 1925; M. Faessler, Unters. zum Prosa-Rhythmus in K. F. M.s Novellen (Sprache und Dichtung 32. Heft), 1925; O. Weibel, Tiecks Renaissancedichtung in ihrem Verhältnis zu Heinse u. K. F. M., ebda, 34. Heft; W. Brecht, K. F. M. und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung, Wien 1918; A. Fierz, M. als Lyriker, in Hesses Volksb.; E. Urban, Die Symbolik in K. F. M.s Gedichten (Edda 23); A. Schröder, Kritische Studien zu den Gedichten K. F. M.s, Köln 1928; E. Korrodi, K.-F.-M.-Studien, Leipz. 1912; P. Leuzinger, Balladen u. Romanzen in der Schweiz vor K. F. M., Diss., Zürich 1919; H. Moser, Wandlungen der Gedichte K. F. M.s, 1900 (Pal. 16); M. Bodmer, Frühe Balladen von K. F. M., 1922; F. F. Baumgarten, Das Werk K. F. M.s, 2. A., München 1920; derf., Die Lyrik K. F. M.s, Stuttg. 1912; H. von Berber, Der Einfluß der französischen Sprache u. Lit. auf K. F. M. u. seine Dichtung, Bern 1924; E. Kalischer, K. F. M. in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance, Berlin 1907 (Pal. 64); W. Köhler, K. F. M. als religiöser Charakter, Jena 1911; H. Korrodi, K. F. M. und sein Verhältnis zum Drama, Leipz. 1923; R. Unger, K. F. M. als Dichter historischer Tragik, Halle 1926; L. Bianchi, Die historische Persönlichkeit in der Dichtung K. F. M.s, SchL., 24, 388 ff.; G. Baerlocher, Die Geschichtsauffassung K. F. M.s, Diss., Zürich 1922; E. Sulger-Gebing, K. F. M.s Gedichte aus dem Stoffgebiete der Antike in ihren Beziehungen zur bildenden Kunst, Euphor. 23. Bd. (1921); W. Rehm, Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtkunst vom Nationalismus bis zum Realismus, 1924; P. Wust, G. Keller u. K. F. M. in ihrem persönlichen u. literar. Verhältnis, 1911; E. Ermatinger, K. F. M. und der Protestantismus (Zeitwende Jg. 1, H. 2); K. E. Lusser, K. F. M.s religiöse Entwicklung, Gral 20, 95 ff.; Faßbinder, K. F. M., Überblick über des Dichters Leben und Schaffen, Gral 20, 46 ff.; K. E. Lusser, K. F. M.s geistige Entwicklung, Leipz. 1925; W. Kühlhorn, K. F. M.s Werk u. sein Echo, SchL. 26, 443 ff.; Lit. zu K. F. M. in SchL. 24, 401; A. Aulke, K F. M., Bw. 4, 69—76.

S. 1469. G. Voigt, U. v. Hutten in der deutschen Lit., Diss., Leipz. 1905.

S. 1470. F. Jäger, Thomas Becket (= der Heilige) in Sage u. Dichtung, Diss., Breslau 1909.

S. 1472. R. Igel, Die Versuchung des Pescara, Diss., Tübingen 1911.

S. 1473. **J. J. David,** Ges. Werke, 7 Bde., hg. von E. Heilborn u. E. Schmidt, München 1909; einzelnes in UB. u. bei Hesse. — St. Hock, J. J. David, Biogr. Jb. 11. Bd. (1908); E. Spiero, J. J. D., Leipz. 1921; A. Farinelli, J. J. D.s Kunst, JbGr. 19. Bd. (1908). L. Greiner, J. J. D., LE. 13, 88ff. H. Groeneweg, J. J. D., Graz 1929.

S. 1474. **Isolde Kurz,** Gesamtausg. der Werke 1925. — H. Federmann, J. K., SchL. 27, 537 ff.; K. Fuß, J. K. (Deutsches Volkstum 9. 19), Th. Heuß, J. K., LE. 21, 79 ff.; H. Spiero, Deutsche Köpfe, S. 188 ff.

S. 1475. F. Enderlein, **Adolf Frey,** ein Kunsterlebnis, Zürich 1913; K. F. Wiegand, Das Adolf-Frey-Buch, Zürich 1920. L. Frey, A. Fr., sein Leben u. Schaffen, Leipz. 1923; R. v. Grolmann, A. M. Fr., SchL. 29, 561 ff., mit Lit. v. Metelmann.

S. 1476. **M. Greif,** Gesamtausg. 4 Bde., Leipz. 1909, dazu ein 5. Bd. Nachlaß, hg. von W. Kosch, ebda. 1912. — Monogr. A. Bayersdorfer, M. Greif, ein elementarer Lyriker, Wien 1902 (Neudr. in der Bayersdorfer-Biogr.), München 1902; O. Lyon, M. G. als Lyriker u. Dramatiker, Leipz. 1889; S. M. Prem, M. G., Versuch zu einer Gesch. seines Lebens u. Dichtens, 2. A., 1895; W. Kosch, M. G. in seinen Werken, 2. A., Leipz. 1909; L. Kiesgen, G. als Lyriker, Leipz. 1911 (Moderne Lyriker Bd. 2); Ch. Flaskamp, M. G., Ravensburg 1911 und Hochland 6b 318; L. West, Greifs Jugenddramen, München 1916; J. Savits Greifs Dramen, München 1911; L. Kiesgen, M. Greif, Bw. 4. N. Scheid, Greif und die deutsche Bühne, Innsbruck 1920; ferner schrieben über M. G.: K. Fuchs, Wien 1900, K. Singen, M. Gr., Liter. Bilder 1898, A. Dreyer, Biogr. Jb. 16. Bd. (1916), W. Kosch, Menschen u. Bücher, Leipz. 1912, 286—310; M. Ettlinger, Aus Gesprächen mit G., Hochld. 1911, Maiheft.

S. 1483. **Domanig,** Gesamtausg. von A. Dörrer, 5 Bde., Kempten u. München 1914 ff. — Derf., K. Domanig, 3. A., 1914; derf., Andreas Hofer auf der Bühne 1912; derf., D. als Student (Ein deutsches Burschenleben, Akad. Bücherei Bd. 2—3); M. Domanig (Tochter), D., 1924; E. M. Hamann, D., von seiner Persönlichkeit u. seinem Schaffen, Ravensburg 1909.

S. 1486. A. Sonntag, **Angelika v. Hörmann,** 1906. — **H. Grasberger,** Ausgew. Werke (mit Autobiogr.), hg. von P. Rosegger, 2 Bde., 1905. — A. Bettelheim, A. Gr., Biogr. Jb. 3. Bd. (1900).

S 1487. F. Lemmermayer, **Ph. Langmann,** LE. 2. Jg. — **Maximilian Schmidt,** Ges. Werke, 33 Bde., Leipz. 1907; R. M. Werner, M. Schm., Minden 1900, S. 125. Ph. Friedrich, M. Schm., Bw. 3.

S. 1488. **E. Schaching,** ein Volksschriftsteller wie er sein soll, v. E. Hamann, Bw. 1.

S. 1491. **Ganghofer,** Gesammelte Schriften (Volksausgabe) in 4 Serien zu je 10 Bdn., Stuttg.; Lebenslauf eines Optimisten (Autobiogr.), München 1909 ff. —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

V. Chiavacci, ein Bild seines Lebens u. Schaffens, Stuttg. 1905; H. Herz, G., ein deutscher Erzähler u. Lebensphilosoph?, Bw. 13, 2—8.

S. 1494. O. Hey, **M. Haushofer,** Der Dichter, 1907.

S. 1495. O. Günther, **E. Paulus,** Biogr. Jb. 12. Bd. 1909.

S. 1496. R. Weltrich, **Christian Wagner,** der Bauer u. Dichter zu Warmbronn, sozialethische Studie mit reichen Gedichtproben, Stuttg. 1898, dazu Südd. Monatshefte Jg. 1, 434; K. Storck, Ch. W. (Der Türmer), 1918; W. Rutz, Ch. W. (Die christliche Welt, 42. Jg.), 1928.

S. 1497. O. Günther, **Karl Weitbrecht,** Biogr. Jb. 9. Bd. (1906). — H. Mosapp, **Richard Weitbrecht,** ebda. 16. Jg. 1914.

S. 1497. J. Werner, **H. Vierordt** und seine Dichtungen, literarische Studie, Heidelberg 1891; H. Lilienfein, V., das Profil eines deutschen Dichters, 2. A., Heidelberg 1905; H. Vierordt, Das Buch meines Lebens, Stuttg. 1926; A. v. Grolmann, H. V. (SchL. 26. Jg. 9.), 1925, mit Bibliogr. von W. Fries (auch gesondert erschienen).

S. 1498. **Hansjakob,** Ausgew. Schriften, 10 Bde., Heidelberg 1911; Ausgew. Erzählungen 5 Bde., Heidelberg 1907; A. Pfister, H. H., Aus seinem Leben u. Arbeiten, Stuttg. 1901; H. Bischoff, H., der Schwarzwälder Dorfdichter, Kassel 1904; J. K. Kempf, H. H. 1917; O. Floeck, H. H., ein Bild seines Entwicklungsganges, 1922; Kl. Bauer, Deutsches biogr. Jb., Überleitungsband 1. (1925); M. Ettlinger, H., Kunstwart 20, 562 ff.; H. Herz, H., ein badischer Volksschriftsteller, Bw. 5. K. Muth, H., Hochld. 4 b 590.

S. 1501. **Alban Stolz,** Gesamtausg. 21 Bde., Freiburg 1853—1912 u. ö., Volksausg. 13 Bde., ebda 1898—1911 u. ö., das Meiste auch in billigen Taschenausg.; Briefwechsel unter dem Titel „Fügung u. Führung", 3 Bde., hg. von J. Mayer, ebda. 1911, mit den Schwestern Ringseis, hg. von A. Stockmann, 2. A., ebda. 1914. — J. M. Hägele, A. Stolz, ebda. 1889; H. Reusch, A. St., in ADB. 36. Bd., 1893; H. Herz, A. St. (Führer des Volkes 16. Heft), 2. A. 1920; J. Mayer, A. St., 1921; L. Bopp, A. St. als Seelen- und Erziehungskundiger, 1925; J. Mayer, R. Baumstark u. A. St., 1925; J. Bernhart, A. St., Hochld. 5a 697.

S. 1503. Monographien über **Karl Spitteler** von: H. F. Hofmann, Magdeburg 1911, K. Meißner, Jena 1912, F. Weingartner, München 1904, J. Fränkel, Bern 1915, R. Faesi, Zürich 1915, W. Altweg, Basel 1917, Th. Roffler, Jena 1926, R. Gottschalk, Zürich 1928, G. Bohnenblust, SchL. 26, 97 ff. mit Bibliographie von W. Frels. — A. Steiger, Sp.s Sprachkunst; R. Meßleny, Sp. u. das neudeutsche Epos, Halle 1918; W. A. Berendsohn, der Stil K. Sp.s, Zürich 1923; Fr. Schmidt, Sp. und die Theorie der großen Epik, Diss., Erlangen 1924; S. Streicher, Sp. u. Böcklin, 2 Bde., Zürich 1926; Fr. Schmidt, Die Erneuerung des Epos, eine geschichtsphilosophische Betrachtung zu Sp.s „Olympischem Frühling", Leipzig 1928 (Beiträge zur Ästhetik 17. Bd.); W. Kühlhorn, Sp.s Welterlebnis (Zs. für deutsche Bildung 3. Jg.); M. Widmann, Sp.s Leben, 1925; E. Landmann-Kalischer, Sp.s poetische Sendung (Schweizerische Monatsh. f. Politik u. Kultur 3, 1923). Bibliogr. bringt Die Lit. 27, 280; ferner vgl. über Sp.: E. K. Fischer, Kunstw. 38, 5; Th. Roffler (Die Tat 16, 11) u. A. Meisinger, K. Sp. und das geniale Bewußtsein, Hochld. 23a, 469; K. Muth, K. Sp., ebda. 12a, 616. K. Wandrey (Der neue Merkur 8, 6 Stuttg.). H. Federer, K. Sp., Gral 19, 230.

S. 1504. W. Lotz, Sp.s Prometheusdichtung (Zentralbl. des Zofinger Vereins, 65. Jg.), 1925; B. Diebold, Sp.s Prometheus LE. 27. Jg.

S. 1505. H. Ganz, Ästhetische Studien zu Sp.s Olympischem Frühling, 1917; P. Lang, Sp.s O. Fr., 1917; W. Aldrian, Die Mythologie in Sp.s O. Fr.; O. Rommel, Das Weltbild in Sp.s O. Fr., Euphor. 15. Erg.-Hft.

S. 1507. E. Aeppli, Sp.s Imago, Frauenfeld 1922. **Stinde,** R. M. Meyer, Die Ahnen der Familie Buchholz (Gestalten u. Probleme), 1905. — H. Wolfg. Seidel, **J. Trojan,** LE. 18. Jg.; H. Spiero, J. Tr., Deutsches biogr. Jb. 1. Überleitungsbd. 1925.

S. 1508. **Heinrich Seidel,** Ges. Schr., 20 Bde., Stuttg. 1894—1907; Gedichte, Stuttg. 1927, einzelnes in Cottas Handb. — J. Trojan, H. S., Biogr. Jb. 11. Bd. 1908; Heinrich Wolfgang (Sohn) Seidel, Erinnerungen an H. S., Stuttg. 1912; derf., Th. Storm u. H. S. im Briefwechsel (D. R. 47. Jg.), 1921; derf., Wie „Leberecht Hühnchen" entstand, Bergstadt, 1922; H. Biese, Fr. Reuter, H. Seidel u. der Humor in der neueren deutschen Dichtung, Stuttg. 1891; W. Knoepel, Voß' Luise u. die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf H. S., Frankfurt 1907; H. Binder, H. S., Bw. 2.

S. 1509. **W. Busch,** A. Vanselow, die Erstausgaben u. Erstdrucke der Werke von W. Busch, Leipz. 1913; W. B., Max und Moritz, Faksimile-Ausg., München 1923. — Biographien u. Charakteristiken von: G. Hermann, Berlin 1902, H. A. u. O. Nödelke, München 1909; R. v. Schaukal, Berlin 1905 (D. Bd. 21), K. W. Neumann, Bielefeld 1921; A. v. Mensi-Klarbach, W. B. als Philosoph (Vor u. hinter den Kulissen der Welt- u. Kulturgesch.), 1924; F. Winter, W. B. als Dichter, Künstler, Psychologe und Philosoph, Berkeley 1910; J. Hofmiller, Zeitgenossen, S. 136—181, München 1916; O. F. Volkmann, W. B., der Poet, seine Motive u. seine Quellen, Leipz. 1910 (UNF. Bd. 5); E. Daelen, W. Busch u. seine Bedeutung, Düsseldorf 1886. F. Wippermann, W. B. u. das kathol. Haus, Bw. 6, 67 ff.

S. 1511. K. Storck, **O. v. Leixner,** 1897.

S. 1512. H. Spiero, **Hans Hoffmann,** Biogr. Jb. 15. Bd. (1913); E. Lange, H. H., LE. 2. Jg.; O. Ladendorf, H. H., sein Lebensgang u. seine Werke, Berlin 1908; W. Arminius, H. H., 1909; W. Bulpius, H. H.s letzte fröhliche Fahrt, 1910; W. Baetke, Zu H.s Tode u. Briefe, Progr., Stettin 1910.

S. 1513. **Pantenius,** Ges. Romane, 7 Bde., Bielefeld 1898 f. — **W. Grimme,** Ausgew. Werke, hg. von W. Uhlmann-Buxterheide, 3 Bde., 1921. — über Gr. vgl. F. Wippermann, Frankf. zeitgem. Brosch. 27, 6, Hamm 1908; A. Pöllmann, Rückständigkeiten, Ravensburg 1906, 190 ff.; H. Keiter, Kathol. Erzähler 303 ff. J. Peters, Fr. W. G., Bw. 24, 529 ff.

S. 1514. Zu **A. Kolping** vgl. Keiter a. a. O. 308 ff.; S. G. Schäffer, A. K., der Gesellenvater, 3. A., 1884; H. Reusch, A. K., in ADB., 16. Bd.; Th. Brauer, A. K., 1923; K.s Briefe an E. Steinle (Der Wächter, 10. Jg.), 1928. — Zu **Laicus,** vgl. Keiter a. a. O. 70 ff.; L. Kiesgen, L. als Volksschriftsteller, Bw. 1, 107—108. — **Schaumberger,** Sämtliche Werke, 9 Bde., hg. von H. Möbius, Leipz. 1905; Ausw. in 5 Bden., Wolfenbüttel 1899, mehreres in UB. — Biogr. von H. Ch. H. Meyer, ebda. 1901, F. Brümmer ADB. 30 Bde., E. Schreck, 1895, H. Möbius, Leipz. 1905. — W. Nullmann, Der Dichter des Lehrerstandes, LE. 1. Jg.; H. Junker, Sch.s Werke, Bw. 11, 212 ff.

S. 1515. F. Brümmer, **E. Koch** in ADB. 51. Bd.; H. Froeb, E. K.s „Prinz Rosa Stramin" (Marburger Beiträge zur deutsch. Litwiss. Nr. 24), 1925; F. Wippermann E. K., Bw. 5.

S. 1516. Th. Klaiber, **Dichtende Frauen** der Gegenwart, Stuttg. 1907; L. Berger, Les femmes poètes de l'Allemagne, Paris 1910; H. Spiero, Gesch. der deutschen Frauendichtung seit 1800, Leipz. 1913; M. Meridies, Zur Frauendichtung der Gegenwart (Orplid 5). M. Maresch, Frauenrome, LHdw. 67, 411 ff.

S. 1517. **Heimburg,** Gesammelte Romane u. Novellen 1890 ff., 2. A., 1894, N. F., 5 Bde., 1896 ff.

S. 1518. E. Heilborn, **M. von Meysenbug,** LE. 1. Jg.; Fr. Spiero, M. v. M., Biogr. Jb., 9. Bd. (1906); E. Reicke, M. v. M., 1912. — **F. von Brackel,** „Mein Leben", Köln 1905; M. Hamann, F. v. Br., Köln 1907 u. Bw. 2; H. Keiter, a. a. O. 40 ff.

S. 1519. Fr. Brümmer, **E. v. Dincklage,** in ADB. 47. Bd.

S. 1520. L. Fränkel, **M. v. Bülow,** in ADB. 47. Bd. H. Bieber, M. v. Bülow, LE. 22, 845. — S. Hoechstetter, **Frida v. Bülow,** 1910. — M. v. Bunsen, **M. v.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Olfers, LE. 26. Jg.; Ch. von Zerowski, M. v. O., DR. 53. Jg. (1926); Briefe an M. v. O. (Belh. u. Kl., Monatsh. 42. Jg.), 1928.

S. 1521. J. Gander, **Ifab. Kaiser,** Schweizer Rundschau 30, 2; M. Hamann, Bw. 6, 47—53.

S. 1522. A. Hilden, **Joh. Spyri** u. ihre Schriften, Bw. 1, 12 ff.

c) Feuilletonismus und Theater.

S. 1523. Paul Lindau, E. Hadlich, L. als dramat. Dichter, 1876; W. Goldschmidt, Notizen zu Schriften von P. L. 1882; F. Mehring, Der Fall L., 1890; V. Klemperer, P. L. 1909.

S. 1525. Th. Kappstein, **Fritz Mauthner,** Der Mann u. sein Werk, Berlin 1926; A. Rzach, Fr. M. (Neue österr. Biogr. 3. Bd.); S. Meisels, Fr. M. (Judenköpfe) 1926; L. Satov (Es werde Licht 52, 11); Fr. M., Ausgew. Schriften, 6 Bde., Stuttg. o. J.

S. 1526. H. u. J. Hart, Das Deutsche Theater des Herrn **L'Arronge,** Leipz. 1882; L'Arronge, Deutsches Theater u. Deutsche Schauspielkunst, Berlin 1896; vgl. W. Kosch, Das deutsche Theater u. Drama seit Schillers Tod, 2. A., Leipz. o. J. (ein Buch, das kurze u. immer treffende Urteil über die Dramen bietet). J. Muth, L'Arronge, Hochland 5 b 479. — P. Lindenberg, **G. v. Moser** (Nord und Süd, 40. Bd.); G. v. Moser, Vom Leutnant zum Lustspieldichter, Lebenserinnerungen, Bismar 1908; W. Kosch, a. a. O. 148.

d) Archäologische Dichtung.

S. 1527. Felix Dahn, Sämtliche Werke poetischen Inhaltes, 2. A., 24 Bde., Leipz. 1901, Gesamtausg. der poetischen Werke, 2. A., 16 Bde., Berlin-Grünewald 1912, Gesammelte Werke mit Nachwort von A. Bartels, Berlin 1924, Gedichte in Ausw., 2. A., Leipz. 1907; Erinnerungen, 4 Bde., ebda. 1895. — H. Meyer, F. D., Nekrolog, Leipz. 1913; H. Eckenroth, F. D. als Dramatiker, Diss., Würzburg 1921; J. Weisser, Studien zu den german. Romanen D.s, Diss., Köln 1922. Weitere Monogr. von W. Scherer, Kl. Schr. 2, S. 39 ff.; M. Koch, F. D. (90. Jb. der Schles. Ges. f. vaterld. Kultur), 1913; Th. Siebs, D. u. J. Scheffel, Breslau 1914, H. Jantzen, F. D., Biogr. Jb. 17. Bd. (1915). A. Ludwig, D. u. Fouqué, Euphor. 17; J. E. v. Grotthuß, (Charakterköpfe, S. 221), Stuttg. 1918.

S. 1529. O. Krauß, Der **Professorenroman,** Heilbronn 1884; L. Gregorovius, Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Lit., München 1891; R. Graf du Moulin-Eckart, Der historische Roman in Deutschland, Berlin 1905. — **G. Ebers,** Ges. Werke mit Autobiogr., 34 Bde., Stuttg. 1893—1897. R. Gosche, G. E., Der Forscher u. Dichter dargestellt (Deutsche Dichter der Gegenwart, 3. Bd.), 2. A., 1887; Die Geschichte meines Lebens, 1893; R. v. Gottschall (Breitners Literaturbilder fin de siècle) 1898; E. Meyer, G. E., Biogr. Jb., 3. Bd. (1900).

S. 1531. O. Frommel, **A. Hausrath,** Biogr. Jb., 14. Bd. 1912; Th. Kappstein, A. H., Stuttg. 1911; H. Holtzmann, A. H. (Prot. Monatshefte, 13. Jg.) 1909; Th. Ziegler, A. H. (Schwäb. Merkur, 5. Aug.), 1909.

S. 1532. G. Ludwigs, **W. Walloth,** Leipz. 1891.

S. 1533. O. Linke, **A. Glaser,** 1832. — R. Weitbrecht, **H. Steinhausen,** LE. 4. Jg.; B. Stein, H. Steinhausen, Bw. 5, 109 ff.; H. Spiero, Biographisches Jb. 2. überleitgsbd., 1928. — **J. Wolff,** Sämtliche Werke mit Biogr., hg. von J. Lauff, 16 Bde., Leipz. 1902; J. Hart, J. W. u. der moderne Minnesang, Berlin 1887; A. Ruhemann, J. W. u. seine Dichtungen, 1886; H. Schierenberg, Versteehnik J. W.s, Diss., Münster 1923.

S. 1536. A. Selka, **R. Baumbach,** Meiningen 1924; A. Stern, Studien zur Lit. der Gegenw. R. B. u. Heinr. Seidel, 227 ff. K. Fuchs, R. B., kritische Studie mit einer Selbstbiogr., Leipzig 1898.

S. 1537. Fr. W. Weber, Gesammelte Dichtungen, hg. von Elisabeth u. F. W. Weber, 3 Bde., Paderborn 1922; Dreizehnlinden in illustr. Prachtausg. — Monographien: J. Schwering, W., sein Leben u. seine Werke unter Benützung seines handschr. Nachlasses dargestellt, Paderborn 1901 (Hauptwerk); M. Speyer, W. u. die Romantik (Ou. St. H. 3), Regensburg 1909; M. Peters, W.s Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen u. Vorbilder untersucht, Paderborn 1917; M. D. Hocks, Tennysons Einfluß auf Weber, Diss., Münster 1910; E. Wasserzieher, W.s Dreizehnlinden, Leipz. 1902; O. Lyons Erläuterungen zu deutschen Dichtern des 19. Jhs., H. 7; M. E. Weber, W.s Verhältnis zur altdeutschen Dichtung, Münster 1913; G. van Poppel, Die Nachwirkung Scheffels in W.s Dreizl. (Neophilologus 10); Vgl. ferner über W.: J. Mojaffon, Lyon 1914; K. Hoeber, Fr. W. W.s Leben u. Dichtungen, 3. A., Paderborn 1908; H. Lingen, Die Dichtersprache Fr. W. W.s, Diss., Münster 1924; B. Menke, Fr. W. W. u. sein Freund A. Hüffer, Gelbe Hefte, 3. Jg., 1927; H. Keiter, 7. A., Paderborn 1912; W. Kreiten, StML. 59 (1900); B. L. Tibesar, W.s Dreizehnlinden, ebda., 3. A., 1912; M. Ettlinger, W.s Dichterfreude an der Natur u. natürlichen Menschen (über den Wassern 2, 1919); L. Wills, Spruchschatz aus W.s Werken, 2. A., Paderborn 1903; A. Aulke, F. W. W. und wir, Bw. 22, 547—549; M. Mendheim, F. W. W., in ADB. 41. Bd. A. Dörrer, F. W.s Goliath u. Domanigs Abt von Fiecht, Hochld. 11 a 477.

S. 1543. R. Lobau, Spaziergänge mit **Planitz,** dessen Ansichten über Faust u. Hexe, 1925; J. Schneiderhan, Planitz, wie er lebt u. arbeitet, 1926.

S. 1545. E. M. Hamann, **A. Jüngst,** Bw. 7, S. 5 ff.; Keiter, Kath. Erz. 296. Ch. Flaskamp, A. J., Hochld. 8 b 243; F. Drexl, A. J., Volkslesehalle 10, 124 f. — F. Brümmer, **Ed. Behringer,** Biogr. Jb. 6. Bd. (1901).

S. 1546. F. Brümmer, **W. Hosäus,** Biogr. Jb. 5, 5. Bd. 1903. — L. Schandein, **Molitor,** Kaiserslautern 1882; F. Brümmer, ADB. 52. Bd. — G. Eberty, **Waldeck,** ein Lebensbild 1870; A. Stern, B. W., in ADB. 40. Bd.; W. Biermann, B. W., 1928. —

S. 1547. F. Brümmer, **Fr. W. Helle,** Biogr. Jb. 6. Bd. (1904); F. Rothenfelder, Fr. W. H.s kath. Messiasdichtung, Diss., München 1909; L. v. Heemstede, F. W. H., Breden 1898; W. Kreiten, H.s „Jesus Messias", StML. 51. — **Emilie Ringseis,** „Nachgelassene Gedichte" u. „Erinnerungsblätter", hg. von B. Ringseis, Freiburg 1896 und 1898; Briefwechsel der Schwestern Ringseis mit A. Stolz, hg. von A. Stockmann, 7. A., ebd. 1923; F. Binder, Erinnerungen an E. R., München 1895; E. Hamann, E. R., Freiburg i. B. 1914.

S. 1549. E. Hamann, **J. Seeber,** Bw. 6, 222 ff.; S. Wieser, S.s Christus, ebda. 12, 126 ff.; J. Neumair, S., Volkslesehalle 9, 75. J. Ranftl, HPB. 134. Bd. (1904), 364 ff.

S. 1550. H. Junker, **L. Tepe v. Heemstede,** Bw. 9, 164—172; A. Glitz, L. T. v. H. (Liter. Beilg. zur Augsb. Postz. 1928, Nr. 14). Kath. Welt 49. Jg. 156.

Zwölfte Periode.

Vom neuen „Sturm und Drang" bis zur Gegenwart.

1. Die Moderne.

a) Die naturalistische Revolution; ihre Ziele und Vorbilder.

S. 1553. Allgemeines. K. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 1, Freiburg 1905 u. Deutsche Gedichte d. jüngsten Vergangenheit u. Gegenwart, 2 Bde., Berlin 1913; A. v. Hanstein, Das jüngste Deutschland, 3. A., Leipz. 1905; A. Soergel, Dichtung u. Dichter der Zeit, Leipz. 1911, 19. A. Umarbeitung u. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus, Leipz. 1925 (die umfangreichste, reich illustrierte Darstellung der Lit. der Gegenwart, mit vielen Proben, aber geringer Beachtung der katholischen Dichter); O. Bartels, Die Dichtung der Gegenwart. Die Jüngsten, Leipz. 1921, derf., Geschichte der deutschen Lit., 3. Bd., Leipz. 1928; O. Floeck,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die deutsche Dichtung der Gegenwart von 1870—1926), Karlsruhe u. Leipz. 1926; H. Kindermann, Das literarische Antlitz der Gegenwart, Halle a. S. 1930. E. Lemke, Die Hauptrichtungen im deutschen Geistesleben der letzten Jahrzehnte, Leipz. 1916; L. Berg, Der Naturalismus, München 1892; B. Valentin, Der Naturalismus u. seine Stellung in der Kunstentwicklung, 1891; A. N. Schlismann, Beiträge zur Geschichte u. Arbeit des Naturalismus, Diss., Zürich 1903; H. Bahr, Zur Kritik der Moderne 1890 u. 1891; M. G. Conrad, Die Sozialdemokratie u. die Moderne, 1891; A. Möller-Bruck, Die moderne Lit., 1899 ff.; S. Lublinski, Die Bilanz der Moderne, Berlin 1904; ders., Der Ausgang der Moderne, Dresden 1909; F. von der Leyen, Deutsche Dichtung in neuerer Zeit, 2. A., Jena 1927; W. Stammler, Deutsche Lit. vom Naturalismus bis zur Gegenwart, Leipz. 1924; Ph. Witkop, Deutsche Dichtung der Gegenwart, Leipz. 1924; W. Mahrholz, Deutsche Dichtung der Gegenwart, Berlin 1926; Durchgesehen u. erweitert von M. Wieser, Berlin 1930; M. Schneider, Einführung in die neueste deutsche Dichtung, Stuttgart 1921; F. Märker, Zur Literatur d. Gegenwart, München 1921; A. Pache, Die deutsche Dichtung im 20. Jahrhundert, Leipz. 1923; H. Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 3. A., Stuttg. 1927; R. Kralik, Die Weltliteratur der Gegenwart 1884—1919, Graz 1923; R. M. Meyer, Die Weltliteratur im 20. Jh., 2. A. durch P. Wiegler; E. Steiger, Der Kampf um die neue Dichtung, 2. A., Leipz. 1889; E. Wolf, Die jüngste deutsche Lit.-Strömung u. das Prinzip der Moderne, Berlin 1888; K. G. Vollmöller, Die Sturm- u. Drangperiode u. der moderne deutsche Realismus, Berlin 1897; O. Doell, Die Entwicklung der naturalistischen Form im Jüngstdeutschen, 1910; R. Leppla, Naturalismus, RV. 2. Bd., mit Lit.

S. 1556. E. R. Curtius, **Balzac,** Bonn 1923; A. Bettelheim, B., München 1925.

S. 1557. Emil Zola, Werke, München 1925; E. Lepelletier, Emile Zola, Paris 1909; F. A. Ramond, Les Rougon-Macquart, Paris 1901; F. Bertaux, L'influence de Z. en Allemagne (Revue 4).

S. 1558. Henrik Ibsen, Sämtliche Werke (mit Briefen) vom Dichter autorisierte deutsche Ausg. von Gg. Brandes u. P. Schlenther hg., 10 Bde., Berlin 1904; nachgelassene Schriften, 4 Bde., Berlin 1909; Hauptdramen in MW.; Briefe an E. Bardach, Lit. (Sammlung illustr. Einzeldarstellungen hg. v. Gg. Brandes, Berlin 1904 ff.) Bd. 32 u. 33. — G. Brau, H. J., der Mann u. sein Werk, Leipz. 1928; J. Mayrhofer, H. J., Regensburg 1925; weitere Monogr. von: R. Woerner, 2 Bde., 3. A., München 1923, Th. Raffler, Winterthur 1925; O. Walzel (ZB.), J. Collin, Heidelberg 1910; J de Vries, Maastricht 1923, B. Kahle, J., Björnson u. ihre Zeitgenossen, Leipz. 1908, R. Lothar, Leipz. 1902; E. Reich, J.s Dramen, Vorlesungen, 10. A., Berlin 1913; A. Stern, Studien S. 400—432; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels 4, 1—203, 6. A., Oldenburg 1900; J.-Biographien von: F. Mayne, Braunschweig 1928, J. T. Firkins, New York 1921, H. Petersen, Oslo 1928, W. Möhring, J. u. Kirkegaard, Leipzig 1928, A. Farinelli, La tragedia di I., Bologna 1923, mit Lit.; J. Wihan, J. u. das deutsche Geistesleben, Reichenberg in B. 1925, M. Thalmann, H. J., ein Erlebnis der Deutschen, Marburg 1928; W. Hans, J.s Selbstporträt in seinen Dramen, München 1911; E. Holm, J.s politisches Vermächtnis, Leipz. 1910.

S. 1560. Björnson, Ges. Werke, 5 Bde., Berlin 1911, Ausgew. Werke (Dramen u. Bauernnovellen), übertrg. von E. Lobedanz, 2 Bde., Hildburgh. 1866; einiges in MW., Gedichte, München 1908, Briefe, Lehr- u. Wanderjahre, Berlin 1912. — Chr. Collin, B.s Jugend u. Werden, übersetzt von C. Mjöen, München 1902; Gg. Brandes, B., Berlin 1902; E. Ch. Achelis, „Über unsere Kraft" und das Wesen des Christentums, Berlin 1902; Chr. Collin, B.s „Über unsere Kraft" u. die griechische Tragödie, München 1902; E. Keller, B. „Über unsere Kraft", Freiburg 1903.

S. 1561. August Strindberg, Biographien von: R. Erdmann, 2 Bde., Stockholm 1921 (deutsche Ausg., Leipzig 1924) und E. Hedén, Stockholm 1922 (deutsche Ausg. München 1924), kleine Ausg. von L. Marcuse, Berlin 1922, O. Anwand, ebda 1924, W. Heise (UB. 1928); C. D. Marcus, Str.s Dramatik, München 1918, F. W. Schmidt, A. Str. und seine besten Bühnenwerke, Berlin 1923. — L. von Wiese, Str. u. die junge Generation, Köln 1921; F. W. Schmidt, Str. u. seine 34 besten Bühnenwerke, Berlin 1922; R. Erdmann, Die Gesch. einer kämpfenden u. leidenden Seele, übertragen von H. Goebel, Leipz. 1924; dazu vgl. K. Möhlig, Bw. 23, S. 349; über das Verhältnis Str.s zum Katholizismus vgl. K. Möhlig, Str. u. der Katholizismus, Elberfeld u. Str.s geistiger Entwicklungsgang, Bw. 22, 3 ff. und P. Klein, StdZ. B. 104, 148 ff. (St. wurde nicht katholisch, aber er ahnte, daß er in der kath. Religion Stärke u. Halt für seine leidenschaftl. Natur finden könnte.) Das Verhältnis St.s zur Kunst behandelt Liebert, seine Weltanschauung Möhlig, seine Einstellung zum sexuellen Problem Wiese, seine Bedeutung für das Drama Marcus u. Taub; J. Sprengler, Str.s religiöse Tragik, LHdv. 60, 193 ff.; ders., A. Str., Hochland 9 b 126; Cyprian, Das Drama St.s, Hochld. 16 a 178.

S. 1562. H. Bethge, **Jens Peter Jacobson,** Berlin 1920; deutsche Gesamtausg. von K. Quentzel, Leipz. 1926, 3 Bde.,

S. 1563. Tolstoi, Sämtl. Romane u. Erzählungen in 12 Bdn., Leipz. 1926, Sämtliche Werke, Berlin 1928 (14 Bde.); Biogr. von Ph. Witkop, Berlin 1927 (Geisteshelden Bd. 74), St. Zweig, Drei Dichter ihres Lebens, Leipz. 1928; H. Halm, Wechselbeziehungen zwischen T. u. der deutschen Lit. (Archiv für slaw. Philolg. 35), G. Gesemann, L. T. u. B. Auerbach, ebda. 40.

S. 1564. F. M. Dostojewski, Vollständige Ausg. in 23 Bden., München 1928; Sämtliche Romane u. Erzählungen, übersetzt von A. Luther, 16 Bde., Leipz. 1925. — Von den zahllosen neueren Darstellern D.s seien nur einige genannt: K. Nötzel, Das Leben D.s, Leipz. 1925 (eine gediegene Arbeit), W. Mahrholz, Berlin 1922, E. Lucka, Stuttg. 1924; J. Middleton Murry, London 1916, J. Neufeld, Wien 1923 (psychoanalytisch), J. Meier-Graefe, D., der Dichter, Berlin 1926 (gibt ein fesselndes Bild der Dichtung D.s); H. Prager, Die Weltanschauung D.s, mit einem Vorwort von St. Zweig, Hildesheim 1925; P. Fischer, D., Sein Glauben, Hoffen, Lieben, Stuttg. 1925; St. Zweig, Drei Meister, Leipz. 1920; Theophile von Bodisco, D. als religiöse Erscheinung, Berlin 1921; P. Natorp, D.s Bedeutung für die gegenwärtige Kulturkrise, Jena 1923; O. Kaus, D. u. die deutsche Lit., Berlin 1921; H. v. Burnoff, Religion u. Sittlichkeit in der Weltanschauung D.s, Ilbergs Jb. 2, 561 ff.

b) Bahnbrecher und Führer des Naturalismus.

S. 1566. K. B. Eberhardt, **M. G. Conrad** (Der fränk. Bund 1923, 1), H. Stümcke, M. G. C., Bremen 1893; Bibliogr. zu M. G. C. bringt Die Lit. 28, 532.

S. 1567. H. Merian, **K. Bleibtreu** als Dramatiker, 1892; O. Stauf von der March, K. B., eine Würdigung, mit einem Verzeichnis seiner Werke, Stuttg. 1920; ders., Bl., Literar. Studien u. Schattenrisse 1, 125—148, Dresden 1903; über sein eigenes Schaffen in der leidenschaftlichen, an ernsten Enthüllungen reichen Streitschr.: Die Verrohung der Lit., ein Beitrag zur Haupt- u. Sudermännerei, Berlin 1903; K. Biesendahl, Bl. (Die moderne Lit. in biogr. Einzeldarstellungen, H. 6), Leipz. o. J.

S. 1569. J. E. Kloß, **M. Kretzer,** 2. A., Leipz. 1905; Lit. zu M. Kretzer bringt Die Lit. 26, 171; H. Spiero, vom Berliner Roman, GRM. 6. Sieh zu S. 1569.

S. 1571. P. Wiegler, **W. Waiblinger** (Die literar. Welt 6, 3, Berlin).

S. 1571. Kirchbachs poetische Werke, hg. von Jul. Hart, München, 8 Bde., Briefwechsel u. Essays aus dem Nachlaß hg. von L. Becker u. K. v. Levetzow, München 1910. — M. L. Kirchbach u. K. M. Frh. v. Levetzow, W. Kirchbach u. seine Zeit, 1910.

S. 1572. H. Merian, **Hermann Heiberg,** Leipz. 1891; A. Biese, DE. 1 (1926).

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

c) Die Mitarbeiter an den modernen Dichtercharakteren.

S. 1573. Herm. Conradis Gesammelte Werke, hg. von P. Szymank u. G. W. Peters, München 1912. O. Hachtmann, H. C. (Mitteldeutsche Lebensbilder 1, Magdeburg 1926, S. 433—453).

Z. 1574. M. Janssen, **Karl Henckell,** München 1911; Karl-Henckell-Brevier, hg. von F. Droop, München 1924; Henckell, Gesammelte Werke, 5 Bde., München 1924; F. Blei, K. H., ein moderner Dichter, 1895; M. Janssen, K. H., ein Dichterbild, München 1911.

S. 1574. Heinrich Hart, Gesammelte Werke, hg. von J. Hart u. a., 4 Bde., Berlin 1907.

S. 1576. Arno Holz, Werke, 10 Bde., Berlin 1929. — E. Detmold, A. H., Gral 24, H. 3; H. Benzmann, A. H. (Das deutsche Drama 6, 3); A. H., Das ausgewählte Werk, Berlin 1925); H. v. Hülsen, A. H. (Der Türmer 28); K. H. Reibl, A. Holz u. die jüngste deutsche Bewegung, 1902; R. Schaukal, A. H., LE. 5. Jg.; R. Reß, A. H. u. seine künstlerische weltkulturelle Bedeutg., ein Mahn- u. Weckruf an das deutsche Volk, Dresden 1913; derf., A. H. u. die deutsche Presse 1913; derf., Die Zahl als formendes Weltprinzip; (Ein neues Naturgesetz) 1926; A. H. und sein Werk. Deutsche Stimmen zu seinem 60. Geburtstage, hg. von F. Avenarius, M. Liebermann u. M. v. Schilling, 1923; H. W. Fischer, A. H., eine Einführung in sein Werk, Berlin 1924; O. Schär, A. H., seine dramatische Technik, 1926; H. L. Stoltenberg, A. H. u. die deutsche Sprachkunst (ZfÄsth. 29); R. Riethmüller, Walt Whitman and the Germans, Philadelphia 1926; vgl. auch, was er selbst über seine Formabsichten im allgemeinen u. über die des Phantasus insbesondere in ZfBf. N. F. 10 und in der Schrift Die befreite Wortkunst (Wien 1921) schreibt. E. Detmold, A. H., Gral 24, 256; O. E. Hesse, A. H., SchL. 23, 129.

S. 1577. E. Bockmühl, **Johannes Schlaf** (Die christl. Welt 43, 16, Gotha); J. Schlaf, Die freie Bühne u. die Entstehung des naturalistischen Dramas (Der Greif 1914); S. Lublinski, Holz u. Schlaf, Berlin 1905; K. Rotermund, J. Schl., Magdeburg 1906.

S. 1580. Lit. zu **Bruno Wille** bringt Die Lit. 31, 90; Das Bruno-Wille-Buch, Dresden 1923.

S. 1580. W. Bölsche, Gesammelte Werke, Ausg. in 6 Bdn., Leipz. 1931. — R. Magnus, W. B., Berlin 1909; A. Schmidt, W. B., Bw. 13, 201—203.

S. 1581. Hartleben, Ausgew. Werke, hg. von F. Heitmüller, 3 Bde., Berlin 1908; Briefe an Frau, Freundin u. Freunde, Berlin 1908, Dresden 1910, Berlin 1912; H. O. Warda, Verzeichnis der Werke O. E. H. (Sammlerkabinett 2). — Vgl. Die Lit. 32, 401 (Bibliogr.); E. Flaischlen, O. E. H., Berlin 1896; A. Flösser, Biogr. Jb. 10. Bd. (1907), Selma Hartleben, Mein Erich, 1910, H. Landsberg Berlin 1905; A. Pache, BM. 3, 1908; K. Kamloh, Die Erziehung zum Lyriker durch O. E. H., Düsseldorf 1912; J. Kurzweily, Vom gastfreien Pastor u. seinen Vorläufern (ZfBf. N. F. 10); Moderne Essays, H. 50. M., O. E. H., Hochld. 2b 118.

d) Entwicklungen aus dem Naturalismus. Nebenströmungen. Gegenströmungen.

S. 1583. F. J. Lardeur, La vérité psychologique et morale dans les romans de Bourget, Paris 1912. R. Hamann, Der **Impressionismus** in Leben u. Kunst, 2. A., Marburg 1923; E. Eckert, Vom Naturalismus zum Neuidealismus, Karlsruhe 1914; F. Landsberger, Impressionismus u. Expressionismus, Leipz. 1919, mit Bibliographie; L. Thon, Die Sprache des deutschen Impressionismus, München 1928; K. Brösel, Veranschaulichung im Realismus, Impressionismus und Frühexpressionismus, München 1928; A. Poizat, Le Symbolisme, De Baudelaire à Claudel, Paris 1919; J. Charpentier, Le Symbolisme, Paris 1928; E. R. Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich, Potsdam 1919; W. Moog, Die Kritik des Psychologismus, Archiv für die gesamte Psychologie 37; E. Sieburg, Alte u. neue Romantik, Progr., Herne 1914; E. Pauls, Romantik u. Neuromantik, ZDU. 32; E. Waldmann, Die (bildende) Kunst des Realismus und des Impressionismus im 19. Jh., Berlin 1927. Faßbinder, Der Stil der modernen (impression.) Lyrik, Gral 12, 275 f.

S. 1588. St. Zweig, **Emile Verhaeren,** Leipz. 1910; V. und Deutschld. (Revue Francobelge, Novemb. 1926.)

S. 1583. E. Hagemann, **O. Wilde,** sein Leben u. sein Werk, Stuttg. 1924, mit Bibliogr.; Ph. Aronstein, O. W., Berlin 1922, F. Harris, O. W., Berlin 1923. O. W. Werke in 5 Bdn., Berlin 1922. StML. 3. Regist. S. 701.

über **D'Annunzio** schrieben: F. Passini, Rom 1925; F. Flora, Neapel 1926.

S. 1584. W. Meißner, **Maurice Maeterlincks** Werke. literaturpsychologische Studie über die Neuromantik, Berlin 1904; M. A. Kuntze, Das künstlerische Gestalten von M. M., Diss., Marburg 1916; J. M. Carré, M. et les littératures étrangères (Revue 6); F. Poppenberg, M., Berlin 1903; L. A. Krapp, Der Symbolismus u. sein bedeutendster Vertreter M. als Dichter, Wien 1904; Die Kultur 5, 239.

S. 1584. F. Nietzsche, Gesammelte Werke (Musarionausg.), hg. von R. u. M. Oehler u. F. Ch. Würzbach, München 1923 f., bisher 21 Bde, Taschenausg., eingel. u. hg. von E. Förster-Nietzsche u. R. Oehler, 11 Bde., 1906 ff.; Ausg. in 2 Bdn., ausgew. u. eingel. von A. Masser, Leipz. 1930, in 6 Bdn. eingel. von A. Bäumler, ebda., in 4 Bdn., hg. von W. Linden, Berlin 1930, in 9 Bdn., Taschenausg. von A. Bäumler, ebda.; R. Oehler, N.-Register, Leipz. 1926; Briefe, Leipz., 5 Bde.; Briefe, ausgew. von R. Oeser, Leipz. 1911; Briefe an P. Gast, Leipz. 1908; Briefwechsel mit F. Overbeck, Leipz. 1916. — Anderas Salomé, F. N. in seinen Werken, Dresden 1926; H. Landsberg, Fr. N. u. die deutsche Lit., Leipz. 1902; R. Lindemann, Fr. N. u. unsere Zeit, Hochld. 22b, 650; M. Schnitzler, Fr. W. N., ein moderner Philosoph u. seine Werke, Bw. 2, 184 ff.; R. u. Wagner, Hochld. 4a, 526; N.-Lit., ebda. 22, 645 f.; G. v. Glasenapp, N. u. Tolstoi, Essays S. 242—349, Riga 1899; S. Schmitt, N.s Gedichte u. Sprüche, Bonn, M. Bd. 3, Nr. 4; L. Berg, Der Übermensch u. die moderne Lit., München 1897; A. Rode, Hauptmann u. N., Beitrg. zum Verständnis der versunkenen Glocke, Hamburg 1897; J. Lütgert, Einfluß des „Zarathustra" auf die „Versunkene Glocke", ZDU. 20, 22. Von den zahlreichen Monographien seien noch erwähnt: E. Förster-Nietzsche, Das Leben Fr. N.s, 3 Bde., Leipz. 1904; A. Riehl, Fr. N., der Künstler u. Denker, 8. A., Stuttg. 1923; Der werdende N., autobiogr. Aufzeichnungen, hg. von E. Förster-Nietzsche, München 1924; R. M. Meyer, F. N., sein Leben u. seine Werke, München 1912; N. v. Buhnoff, F. N.s Kulturphilosophie u. Umwertungslehre, Leipz. 1924; K. Joel, N. u. die Romantik, 2. A., Jena 1923; H. Vaihinger, N. als Philosoph, 1902; Ch. Andler, N., sa vie et sa pensée, 6 Bde., Paris 1928; K. J. Obenauer, F. N., der ekstatische Nihilist, Jena 1924; Th. Odenwald, Das Religionsproblem bei Fr. N., Leipz. 1922; H. Prinzhorn, N. u. das 20. Jh., Heidelberg 1928; ferner schrieben über N.: E. Bertram, Berlin 1919, derf., Versuch einer Mythologie, 1922, L. Gießer, Wien 1923, J. M. Verweyen, Stuttg. 1926, K. Hildebrandt, Breslau 1924, A. Vetter, München 1926, R. M. Meyer, N.s Wortbildungen (Zf. für deutsche Forschung 15); K. Groos, Der paradoxe Stil in N.s Zarathustra (Zf. für angewandte Psychologie 7), E. Howald, F. N. u. die klassische Philologie, Gotha 1920; G. Buscher, N.s wirkliches Gesicht, 1928; Erläuterungen zu N.s Zarathustra schrieben H. Weichelt, Leipz. 1922 u. A. Messer, Stuttg. 1922. Vgl. auch Ariadne, Jb. der Nietzsche-Gesellschaft, hg. von E. Bertram u. a. seit 1925. StML. 3. Regist. S. 513, ebda. Schopenhauer S. 610; Fichte S. 285. Hegel S. 337. Kant S. 394.

e) Wildenbruch. Das historische Drama. Liliencron.

S. 1586. E. v. Wildenbruch, Gesammelte Werke, hg. von B. Litzmann, 17 Bde., Berlin 1911 ff., Ausw. von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

H. M. Elster in 4 Bdn., ebda. 1919, Briefe an Litzmann, Bonn M., Bd. 4, Nr. 6. — B. Litzmann, E. v. W., 2 Bde., Berlin 1916; D. Duncker, Ernstes u. Heiteres aus W.s Leben, Berlin 1909, H. Mayne, E. v. W. im Lichte seiner u. unserer Zeit (Internat. Monatsschr., hg. von M. Cornelius, Berlin 1907—1920); J. Röhr, W. als Dramatiker, Berlin 1908; R. Philippsthal, W. als Erzähler, ZDU. 20, 497; L. Berg, W. u. das Preußentum in der modernen Lit., Berlin 1888; O. Stiller, W. u. die Quitzows (Sokrates N. F. 8); A. M. Morisse, Die epische Kunst u. Technik W.s, Diss., Bonn 1912, S. F. Schlossar, W. als Kinderpsycholog, Bonn 1919; A. Fries, Beobachtungen zu W.s Stil u. Versbau, Berlin 1921; K. Schüppel, Der Blankvers W.s, Diss., Rostock 1921; B. Koch, Technik in den Dramen W.s, Diss., Münster 1923; P. Blumenthal, Erinnerungen an W., 1924; S. Lublinski, E. v. W., LE. 3; E. Schmidt, E. v. W., In memoriam, ebda., 11. Jg. M., W., Hochld. 6a 755.

S. 1590. M. Grube, Gesch. der **Meininger** mit 131 Handzeichnungen des Herzogs u. 21 Künstlerbildnissen auf 55 Tafeln, Stuttgart 1925; dazu ergänzend: Freifrau von Heldburg (Ellen Franz), Fünfzig Jahre Glück u. Leid. Ein Leben in Briefen, hg. von J. Werner, Leipz. 1925; R. Prölß, Das Meiningsche Hoftheater u. die Bühnenreform, Erfurt 1884; Fr. Rüfer, Die Meininger u. ihre Bedeutung, Leipz. 1882; P. Richard, Die Gastspiele des herzoglich Meiningschen Hoftheaters, Dresden 1884; K. Gruber, Die Meininger, Th. Bd. 9.

S. 1591. E. Runte, **H. Bulthaupt,** Biogr. Jb. 12. Bd. (1909).

S. 1591. K. Berger, **Bruno Eelbo** als Dichter (Konservat. Monatsschr. 1912).

S. 1591. A. Rathje, **O. Devrients** Stellung in der Theatergeschichte, Diss., Kiel 1923.

S. 1591. L. Fränkel, **H. Herrig,** in ADB. 50. Bd.; G. A. Erdmann, Lutherfestspiele 1888.

S. 1592. A. Rumpf, **J. v. Lauff,** Bw. 11, 270—278; H. Schwarz, J. v. L., der Dichter des Niederrheins (Rheinische Heimat 4, 1); B. Sturm, J. L. (Literaturbilder der Gegenwart hg. von A. Breitner, Bd. 9); W. Müller-Waldenburg, L., ein Beitrag zur zeitgenössischen Lit., Stuttg. 1906; W. Steinert, über niederrhein. Dichtung, Bonn M. Bd. 3, Nr. 5.

S. 1592. R. Herzog. Gesammelte Werke, 1924 ff., fast alle Bücher in Einzelausg. — J. Froberger, H.s neuester patriotischer Roman Das große Heimweh, Bw. 12, 152 f.; vgl. auch: J. G. Sprengel (Stuttg. 1916) u. F. L. Göckeritz, Leipz. 1919; J. G. Sprengel, R. H.s Leben u. Dichten, 1919.

S. 1593. A. Bartels, **Otto Erler** u. sein Struensee (Bühne u. Welt), 1916; A. Pache, Der Struensee-Stoff im deutschen Drama (Festschr. für Litzmann, Bonn), 1920.

S. 1594. Liliencron, Sämtliche Werke, Berlin 1904 bis 1908, 15 Bde., Gesammelte Werke, hg. von R. Dehmel, 8 Bde., Berlin 1911—1913; Ausgew. Werke, 4 Bde., Stuttg. 1930; Ausgew. Briefe, von demf., 2 Bde., Berlin 1910; „Briefe in neuer Ausw.", hg. von Spiero, Stuttg. 1927, Unbegreiflich Herz, Liebesbriefe, hg. von demf.; Briefwechsel von W. Friedrich mit D. v. L., hg. von W. Hasenclever, München 1914. — O. J. Bierbaum, D. v. L., 2. A., 1910; H. Greinz, L., literarhistorische Würdigung, Berlin 1896; F. Oppenheimer, L., ästhet. Studien, Berlin 1898; P. Remer, L., D. Bd. 4; H. Mayne, L., eine Charakteristik des Dichters u. seiner Dichtungen, Berlin 1920; W. Alexander, Die Entwicklungslinien der Weltanschauung L.s., Leipz. 1914; H. Spiero, L., sein Leben u. seine Werke, 1913, 2. A. 1927 (grundlegend); F. Böckel, L. im Urteile zeitgenössischer Dichter, Berlin 1904, 2. A. unter dem Titel: Erinnerungen u. Urteile, 1912; J. Deutsch, Zur Psychologie u. Ästhetik der Lyrik L.s, Greifswald 1914; M. Lorenz, Die Lit. am Jahrhundertende, S. 126—139, Stuttg. 1900; A. Möller van den Bruck, L.: Die Zeitgenossen S. 140—160, Minden 1906; R. Richter, L., Progr., Wien 1909; J. Wichmann, L.s lyrische Anfänge, Berlin 1922; H. Müller, Studien zur Wortwahl u. Wortschöpfung bei L., Diss., Greifswald 1926; Chr. Flaskamp, D. v. L., Bw. 10, 95 ff.; H. Benzmann, L., 2. A. 1912; W. Hippe, L.s Kriegs- u. Soldatendichtung, Diss., Rostock 1918; M. Alp, über Technik u. Stil der Liliencronschen Prosa, Diss., Bonn 1919; Bühling, Untersuchungen über L.s Kriegsnovellen, Diss., Greifswald 1922; E. Loewenberg, Studien zu L.s Poggfred, Diss., Hamburg 1921; M. Zilkens, Die Landschaft bei Storm u. L., Diss., Köln 1922; H. Braun, L. u. der Naturalismus, Diss., Berlin 1923; A. A. M. E. Schmid, Die Natur im Gedichte bei L., Diss., Leipz. 1921; M. Thomas, Die Dramen L.s, Diss., München 1921; L. Langer, Kinder u. Geister bei L., ZDU. 19, 342. Witkop, L., Hochld. 1b 340.

S. 1598. Ch. Flaskamp, **Gustav Falke,** Bw. 7, 227 ff.; M. Spanier, G. F. als Lyriker, Ausw. mit Einl., 3. A. 1904; E. L. Schellenberg, G. F. als Lyriker, 1908; O. L. Brandt, G. F., Hamburg 1917; H. Spiero, G. F., ein Lebensbild, Braunschweig 1928, vgl. dazu SchL. 29. Jg., S. 259. F. Castelle, G. F., Leipz. 1910.

f) Das moderne Drama.

S. 1600. O. Doell, Die Entwicklung der naturalistischen Form im jüngstdeutschen Drama 1880—1890, Diss., Halle 1909; M. Günther, Die soziologischen Grundlagen des naturalistischen Dramas in der jüngsten deutschen Vergangenheit, Diss., Leipz. 1912; B. Manns, Das Proletariat u. die Arbeiterfrage im deutschen Drama, Diss., Rostock 1913; A. Flatau-Dahlberg, Der Wert des Monologs im realistisch-naturalistischen Drama der Gegenwart, Diss., Bern 1907; L. Benoist-Hanappier, Le Drame naturaliste en Allemagne, 1905; R. Arnold, Das moderne Drama, 2. A., 1912; B. Litzmann, Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart, 1897, 5. A. 1912; E. Steiger, Das Werden des neuen Dramas, 1898; H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 4 Bde., 1901, 5. A., 1907; Debus, Das moderne Drama im Lichte der Kultur, SchJ. 4, 18; A. Kerr, Das neue Drama, 1905; R. Arnold, Das deutsche Drama, München, 1925; W. Kosch, Das deutsche Theater u. Drama seit Schillers Tod, 2. A., Leipz. o. J.; G. Witkowski, Das Drama des 19. Jhs., 4. A., Leipz. 1913; J. Storm, Modern drama in Europe, London 1920; J. Bab, Das Theater der Gegenwart; Geschichte der dramatischen Bühne seit 1870, Leipzig 1928; P. Fritsch, Influence du théâtre français sur le théâtre allemand, Paris 1912; A. Kerr, Gesammelte Schriften, erste Reihe: Die Welt im Drama, 5 Bde., Berlin 1917, R. Petsch, Drama u. Film (Jb. des freien deutschen Hochstifts), 1927; J. Bab, Film u. Kunst (Zs. für Ästhetik 18). J. Overmans, Roman, Theater u. Kino im neuen Deutschld., Freiburg 1920; Das deutsche Theater, Jb. für Drama u. Bühne, Bonn 1923 ff.; H. Brandenburg, Das neue Theater, Leipz. 1926 (sieht die Zukunft des deutschen Dramas im kultischen Spiel); O. H. Hillekamps, Der Bühnenvolksbund, Gral 22, 514 ff. — Wiederaufleben des Marionettenspiels: Leisgang, Das Marionettenspiel, R. Reich 11, 34; F. Grf. Pocci (S. 1344), Altes u. Neues, 2 Bde., Stuttg. 1884; Lustiges Komödienbüchlein in Ausw. neu hg. von Exp. Schmidt, Leipz. 1907; Sämtliche Kasperlkomödien 3 Bde., München 1910; Die Puppenspiele, ausgew. von K. Schloß, München 1909; E. Rapp, Marionetta in der deutschen Dichtung, Leipz. 1924; Gg. Schott, Die Puppenspiele Poccis u. ihr Stil, Frankf. 1911; Die sechs schönsten Puppenkomödien, hg. von L. Weismantel, Frankfurt 1924.

S. 1600. Gerhart Hauptmann, Ges. Werke, Berlin 1906; Volksausg. 6 Bde., ebda. 1912; die meisten Werke in Einzelausg. — Monographien von: J. Hofmiller, Zeitgenossen, München 1910, S. 7—87 (Charakteristik), P. Schlenther, H., Leben u. Werke, Berlin 1912, n. A. von Eloesser, 1920, E. Sulger-Gebing, H., 2. A., Leipz. 1916, A. Bartels, 2. A., Berlin 1907, U. K. Woerner, G. H., 2. A., Berlin 1901; A. von Hanstein, Leipzig 1898, S. Bytkowski, H.s Naturalismus u. das Drama, Hamburg 1908, H. H. Borcherdt, München 1909, K. Sternberg, H., Der Entwicklungsgang seiner Dichtung, Berlin 1911, Bulthaupt, Dramaturgie des Schausp., a. a. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

4, 465—607, J. E. v. Grotthuß, Probleme, a. a. O. S. 75—126, A. Stern, s. bei Sudermann, M. Lorenz, a. a. O. S. 15—29, K. Sternberg, Berlin 1910, G. Hecht, Leipz. 1912, H. Spiero, Bielefeld 1912, J. Röhr, G. H.s dramatisches Schaffen, Berlin 1912:, K. Holl, London 1913, H. M. Schaub, Köln 1914, P. Fechter, Dresden 1922, M. Freyhan, Berlin 1922, E. Lemke, G. H., Hannover 1923, mit Bibliogr., H. v. Hülsen, Leipz. 1927 (UB.), A. Möller van den Bruck, Hauptmann, Dehmel, Däubler (Die Deutschen 5, 571), Minden 1907, F. Thieß, G. H.s epischer Weg, ZDkde. 41, 1. H.; Langner, Die Religion G. H.s, Tübingen 1929; H. S. Bromberg, Zur Anwendung des Naturalismus im Drama, Bromberg 1905, G. Mende, Religiöse Betrachtungen über Werke H.s, Leipz. 1906, Fuchs, Th. Mann u. G. H., Hochld. 24, H. 4; K. Haenisch, G. H. u. das deutsche Volk, 1922, E. Kühnemann, G. H., aus dem Leben des deutschen Geistes der Gegenwart, 1912, L. Marcuse, G. H. u. sein Werk, Berlin 1922, W. Freysen, G. H., 1922, Chr. Herrmann, Die Weltanschauung G. H.s in seinen Werken, Berlin 1926, H. M. Schaub, G. H., Köln 1914, F. Vollmers-Schulte, G. H. und die soziale Frage, Dortmund 1923, O. Hinrichs, G. H., Bw. 6, 173 ff., H. Engert, G. H.s Sucherdramen, Leipz. 1922, J. Bab, G. H. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922, J. H. Marschan, Das Mitleid bei G. H., Dortmund 1919; Analyse der einzelnen Dramen von W. Heise (Das Drama der Gegenwart 1. Bd.) in UB. O. Walzel, G. H. und der Expressionismus (JbPr. 1922, November). J. Hönig, G. H., Bw. 27, 245 f., dort auch Besprechung seiner Dramen, J. Eckardt, G. H., Frankf. a. M. 1922; Ch. F. W. Behl, G. H., Charlottenburg 1922; P. Fechter, G. H., Dresden 1922.

S. 1603. Die Weber; für den geschichtlichen Hintergrund vgl. G. Freytag, Soziale Trauerspiele in der Provinz Schlesien (1849) in: Vermischte Aufsätze 2, 319—331, Leipz. 1903.

S. 1605. Zu Florian Geyer vgl. H. Lehmke (Ilbergs Jb. 19, 21), H. Herrmann, A. Gryphius als Quelle für G. H. (JbPr. 1922, Juni), E. Guggenheim, Der Fl.-G.-Stoff in der deutschen Dichtung, Leipz. 1908. — Über die Versunkene Glocke schrieben H. Henkel, ZDU. 13, 142 bis 160, H. Ramien, Die Symbolik in H.s Märchendrama, Mainz 1897, H. Helmer, Breslau 1897, H. Lorentz, Ideengehalt der v. Gl., Leipz. 1898, H. Wood, Germanistic Society Quaterly 1916, Bw. 4, 110 u. 6, 203.

S. 1606. Zu Schluck und Jau: P. Blum, Die Geschichte vom träumenden Bauer in der Weltlit., Progr., Teschen 1908. — Und Pippa tanzt: Deutungsversuch von O. Rommel, ZDU. 36; Hochld. 3b, 120 f., Bw. 6, 206. K. Hoffmann, H.s Symbolismus, zwölf Studien, Charlottenburg 1908; R. Browning, Und Pipa geht vorüber, übertragen von H. Heiserer, Leipz. 1903. — R. M. Meyer, Zur Gesch. des armen Heinrich (Die Zeit 35, 130); H. Tardel, Der A. H. in der neueren Dichtung, Berlin 1905 (FM. Bd. 30);

S. 1607. Kaiser Karls Geisel: K. Neuschel, Die Sage vom Liebeszauber Karls d. Gr. in dichterischen Behandlungen der Neuzeit: Philologische u. volkskundliche Arbeiten, K. Vollmöller dargeboten, S. 371—389, Dresden 1909; vgl. auch Bw. 6, 206 u. Hochld. 5a, 756 f. — Griselda: F. v. Westenholz, Die Griseldissage in der Litg., Heidelberg 1888; dazu W. von Biedermann, ZvglL. 2, 111; W. Wurzbach, Zur dramatischen Behandlung der Griseldissage, Euphor. 4, 447; G. Widmann, Griseldis in der deutschen Lit. des 10. Jhs., Euphor. 13, 1 u, 335; M. Koch, Griseldis u. Griselda, Schles. Zeitg. 1909, Nr. 223; K. Laserstein, Der Griseldisstoff in der Weltlit., Weimar 1926; Hochld. 6b, 373 ff.; Bw. 6, 207.

S. 1608. P. Gaude, Das Odysseusthema, besonders bei G. H. u. F. Lienhard, Diss., Halle 1917; vgl. auch A. M. Scherer, Hochld. 15b, 532 ff. u. 11a, 756 f., As Laudien, Ilbergs Jb. 24, G. Litzmann, G. H.s Festspiel, BM. 7, 1912, vgl. Engl. Studien 55, S. 114 ff.; Hochld. 10b, 608 ff.

S. 1609. G. Lomer, Das Christusbild in H.s Emanuel Quint, Leipz. 1911; W. Sulser, G. H.s Emanuel Quint, Bern 1925; Hochld. 8a, 211 ff. K. Röttger, Die moderne Jesusdichtung, Gotha 1927; Spiero, Die Heilandsgestalt in der neueren deutschen Dichtung, Berlin o. J.

S. 1610. Über den Ketzer von Soana schrieben G. Heine (Die christliche Welt 32), G. von Rüdiger, ZDU. 34, u. Hochld. 16a, 214, über Jndipohdi S. Aschner, Euphor. 23 u. St. Denk, Hochld. 22b, 724 ff.

S. 1611. K. Sternberg, Die Geburt der Kultur aus dem Geiste der Religion, entwickelt in G. H.s Die Insel der großen Mutter, Berlin 1925. Vgl. auch Hochld. 22a, 696; Bw. 22, 222. — Zu H.s Eulenspiegel vgl. F. Fuchs, Hochld. 25a, 422 ff., Faesi, ZDkde. 42, H. 10; C. Windrey (Der Bücherwurm 13), W. v. Einsiedel, SchL. 29 und W. Heynen (JbPr. 1928, Juli), W. Sulser, in Sprache u. Dichtung 37. Bd. 1925.

S. 1611. E. Rosenows Dramen mit biogr. Einleitung hg. von Ch. Gaehde, Dresden 1912.

S. 1611. Karl Hauptmann. Neuere Prosadichtungen, 6 Bde., Leipz. — H. H. Borcherdt, K. H., Er und über ihn, Persönlichkeit der Epiker, der Dramatiker, München 1911; Hauptmann-Nummer der Zeitschr. „Schlesien" 1900, H. 18; H. Spiero, K. H. (Deutsche Geister, Essays 1910); W. Meridies, K. H.s Lebenswerk (JbPr. 183. Bd.), 1921; J. Fischer, K. H., Bonn M. 4. Jg. Nr. 7; W. Reinke, K. H. u. sein episches Werk, Diss., Rostock 1927; K. H., Leben mit Freunden, ges. Briefe, hg. von W.-E. Peuckert, Berlin 1928; O. Walzel, K. H., der Dramatiker (Das deutsche Drama 4); J. M. Fischer, K. H.s Dramen, BM. 5 (1910); H. Johst, K. H., Masken 15; E. Lemke, K. H. (Beiträge zur Deutschkunde, Festschr. für Th. Siebs) 1922; H. v. Berger, K. H., 1907; G. Muschner-Niederfuhr, K. H.s Bergschmiede, 1905; H. Razinger, Gestalt und Werk K. H.s (Krumhübel i. R. 1928); ders., K. H.s religiöser Weg, Gral 21, 649. Sieh Die Lit. 33, 44 ff. (Bibliogr.); W. Goldstein, K. H., ein Lebensbild, Schweidnitz 1931. W. Meridies, K. H.s Weg zur Mystik (Zs. für deutsche Bildg. 6. Jg.); Fr. Gaupp, K. H.s Dramen (Ostd. Monatsh. 6, 5). P. Bauer, K. H., zu seinem 60. Geburtstage, Bw. 15b, 190.

S. 1613. Hermann Sudermann, Romane u. Novellen, 6 Bde., 1919; Dramatische Werke, Gesamtausg. in 6 Bdn., Stuttg. 1923; vieles in Einzelausg. — K. Busse, H. S., sein Werk u. sein Wesen, Stuttg. 1927; dazu Die Lit. 30, 181 (übertriebenes Lob); G. Schäfer, H. S., Bw. 24, 455 (das Lob Busses wird auf das rechte Maß herabgesetzt); A. Stern, S. u. G. Hauptmann, Studien zur Lit. der Gegenw., 305 ff., Dresden 1895, Spiero, H. S. (Deutsche Köpfe 253); K. Bleibtreu, Die Verrohung der Lit. (Ein Beitrag zur Haupt- u. Sudermännerei), 1903; A. Kerr, Herr S., der D . . . Di . . . Dichter 1903; G. Iwanowa, Roman- u. Novellentechnik bei S., Diss., München 1925; Weitere Monographien von: K. Knortz, S.s Dramen, Halle 1908; G. Schäfer, H. S., Bw. 24, 454 ff. W. Kawerau, Kritische Studie, 2. A., Magdeburg 1899, H. Landsberg, 2. A., Berlin 1906; H. Schoen, Sudermann, Poète dramatique et Romancier, Paris 1904; J. Axelrod, H. S., eine Studie, Stuttg. 1907; Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 6. A., Oldenburg 1909, 4, 361—463; J. E. v. Grotthuß, Probleme, 2. A., Dresden 1905, S. 351—382. — Zu „Heimat" u. „Frau Sorge": G. Böttticher in Lyons Erläuterungen zu deutschen Dichtern des 19. Jhs. H. 5 u. 14, Leipz. 1904; zu Johannes u. Reiherfedern M. Lorenz, Die Lit. um die Jahrhundertwende, Stuttg. 1900, S. 179—227; Sturmgeselle Sokrates: Sudermann, Ein Wort zur Abwehr, Berlin 1903; R. Elsner, Der Bettler von Syrakus, Berlin o. J., in Moderne Dramatik in kritischer Beleuchtung, Heft 10. M. Fischer, S., Hochld. 15a, 242.

S. 1620. Zu **G. Hirschfeld,** vgl. dessen selbstbiogr. Skizze bei W. Heynen, Mit G. Hauptmann, Berlin 1922, S. 117 ff.

S. 1621. Max Halbe, Gesammelte Werke, 7 Bde., München 1927. — J. Glaser (Nord u. Süd, 60. Jg., 1889); A. Stern, M. H. (Studien zur Lit. der Gegenw., N. F. 1904); K. Menne, M. H., Bw. 6, 129—137; Rockenbach, M. H. (Die Lit. 28, 93); **O. E. Hartleben,** siehe zu S. 1581. M., O. E. H., Hochld. 2b, 118.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1626. J. Schumann, **Otto Ernst,** 1903; O. Enking, O. E. 1912, F. Faßbinder, O. E. Bw. 10, 195—203; einen Nachruf bringt Die Lit. 28, 474 nebst Bibliogr.

S. 1627. Frank Wedekind, Ausgew. Werke, 5 Bde., hg. von F. Strich, München 1923, Ausg. in 9 Bden. von Strich, München 1925, Gesammelte Briefe, hg. von F. Strich, 2 Bde., ebda. 1924. — A. Kutscher, F. W., sein Leben u. seine Werke, 2 Bde., München 1927; derſ., Fr. W., Deutsches Biogr. Jb., 2. überleitungsbd. 1928; J. Froberger, Fr. W., Bw. 12, 167—175. Von anderen Schriften über W. seien genannt: P. Fechter, Fr. W., der Mensch u. das Werk (nur Lobpreisung), Leipz. 1920; H. M. Elster, Fr. W. und seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922; Fr. Dehnow, Fr. W., Leipz. 1922; F. Hagemann, W.s Erdgeist u. Büchse der Pandora, Diss., Erlangen 1926; K. Kraus, Die Büchse der Pandora (Die Fackel, Juli 1926); P. Friedrich, Fr. W., 1903; M. Kassel-Mühlfelder, W.s Erotik (Sexual-Probleme 9); H. Kempner, Fr. W. als Mensch u. Künſter, 2. A., 1911; O. Richert, Studien zur Form des Wedekindſchen Dramas, Diſſ., Hamburg 1923; H. Frank, Vom Drama der Gegenwart 6 (Die Lit. 27, 327, Wedekind); ferner ſchrieben über W. R. Piſſin (1905), J. Kapp (1909), R. Elsner (1909) u. a.; vgl. auch H. Mann, Erinnerungen an F. W. — W. u. ſein Publikum (Sieben Jahre), 1929. Vgl. Die Lit. 26, 733, woſelbſt Bibliogr. zu W.; —h, W., Hochld. 15 b, 102.

S. 1630. St. George, Geſamtausg., 5 Bde., Berlin 1927. — F. Wolters, St. G. u. die Blätter für die Kunſt, Berlin 1930; H. Lützeler, St. G., SchL. 27, 193 ff., mit Bibliogr.; F. Gundolf, G., 2. A., Berlin 1921; J. Mumbauer, G. in katholiſcher Schau, LHdw. 66, 401 ff.; C. Schröder, Zur Religion G.s, ebda. 61, 401 ff.; derſ., St. G., Bw. 21, 31—35. A. Kuckhoff, G.s Geſamtwerk (Die Tat, 20, 5, Jena); F. Cronheim, St. G. (Oſtd. Monatsh. 10, 12, Berlin); F. Streit, St. G. (ZDkde., 1925, 7); weitere Lit. über G.: H. Dahmen (religiöſe Stellung), Hochld. 23 a, 169; L. Klages, Berlin 1902; F. Dülberg, St. G., ein Führer zu ſeinem Werk, München 1908; W. Scheller, Leipz. 1918, mit Lit., A. Schäffer (in der Sammlg. „Dichter u. Dichtung"), Berlin 1920; H. Drahn, Das Werk St. G.s, ſeine Religioſität u. ſein Ethos, Leipz. 1925; dazu StdZ. 109, 60; E. Langmann, Georgica, das Weſen des Dichters, 2. A., Heidelberg 1924; E. Blaß, über den Stil St. G.s, Heidelberg 1920; — H. Dahmen, Lehren über Kunſt u. Weltanſchauung im Kreiſe um St. G., Marburg 1926; C. Wandrey, St. G. u. ſein Kreis (DR. 1928, Juli); derſ., St. G., Straßburg 1912; B. Kamnitzer, Das Kultiſche bei St. G., Diſſ., Frankfurt 1927; F. Gundelfinger, G. in unſerer Zeit, 2. A., Berlin 1914; E. Bertram, über G., Bonn M. Bd. 3, Nr. 2; G. Geyer, Die Religion St. G.s, Rudolſtadt 1925; Gegen die Überſchätzung G.s ſchreibt F. Strich, ZDU. 39; J. Rohl, St. G. u. ſein Kreis (Marcuſes Weltlit. der Gegenw. 1. Bd.), 1924; F. Mauthner, LE. 1. Jg.; K. Wolfskehl, St. G. (Pan), 1899; K. Zwymann, Äſthetik der Lyrik: Das Georgiſche Gedicht, Berlin 1902 (unklar; im Anhang bibliographiſche Angaben für die einzelnen Gedichte G.s); K. Breyſig, Treibhauskunſt (Magazin für Lit.), 1899; Muckermann StdZ. 57, H. 2; W. Scheller, St. G., ein deutſcher Lyriker, Leipz. 1918.

S. 1634, Hugo von Hofmannsthal, Geſammelte Werke, Berlin 1924. — L. Diebold, H. v. H., Die Lit. 31, 708 ff. mit Bibliogr.; H. Sinsheimer, H. v. H., ſein Werk und Weſen (Masken 23, 11, Düſſeldorf); W. Brecht, Grundlinien im Werke H. v. H.s, Euphor. 16. Erg.-H.; derſ., Die Vorläufer von H.s „Jedermann" (Öſterr. Rundſch. 20, 4); R. v. Schaukal, H. v. H., Hochld. 26, 12; J. Nadler, H. v. H.s Ausklang, ebda.; H. M. Elſter, H. v. H. (Die chriſtl. Welt 45, 5); W. Brecht, H. v. H. (Deutſche Rundſch. 52, 9, Berlin); A. Moeller-Bruck, Das junge Wien, 2. A., 1904; E. Sulger-Gebing, H. v. H., eine literar. Studie, 1905 (BBr. 3). Ika A. Thomeſe, Romantik u. Neuromanik mit beſonderer Berückſichtigung H. v. H.s, Haag 1923; W. A. Berendſohn, Der Impreſſionismus H.s als Zeiterſcheinung, 1920; E. Heiſe, Geſtalt u. Probleme des Toren in H. v. H.s Werk (The Germanic Review 3); E. Hladny, H.s Griechenſtücke, 3 Progr., Leoben 1910—1912; Borchardt, Rede über H. 1918; derſ., Rilke u. H., 1905; A. Köllmann, H. v. H., 1907; A. Berger, H. v. H., LE. 8. Jg.; L. Hagelberg, H. u. die Antike (Zſ. für Äſthetik 17); K. Heinemann, Die tragiſchen Geſtalten der Griechen in der Weltlit., 2. Bde., Leipz. 1920; C. Schröder, H. v. H., Hochld. 21, 1—3. F. Winther, Das gerettete Venedig, Berkeley 1914; E. Bertram, H.s proſaiſche Schriften, BM 82, 1907; K. J. Ohrnauer, H. v. H., eine Studie über den äſthetiſchen Menſchen, JbPr. 173, 19—51; M. Mell, H. v. H.s Werk (Die Neue Rundſch. 40, H. 10); H. Bahr, H. v. H., ebda.; A. v. Grotmann, H. v. H., SchL. 30. Jg., 454 ff., mit Bibliogr.; H. H. Sander, H. v. H., Zürich 1929; A. Schurig, H. (Deutſche Rundſch. 1908, Jänner, S. 133, treffende Charakteriſtik); H. Baumgart, Elektra, Betrachtungen über das Klaſſiſche u. Moderne u. ihre literaturgeſch. chtl. Wertbeſtimmung, Königsberg 1908; K. Federn, H.s Elektra u. die griech. Tragödie, Eſſays zur vergleichenden Litg. S. 173 ff., München 1904; J. Hofmiller, Oedipus und die Sphinx (Zeitgenoſſen 277), München 1910.

S. 1637. Schnitzler, Geſammelte Werke: Die erzählenden Schriften, 3 Bde.; die Theaterſtücke, 4 Bde., Berlin 1918; H. Landsberg, A. Schn., Berlin 1904; A. Salkind, Schn., eine Studie über ſeine hervorragendſten Werke, Leipz. 1907; J. Körner, A. Schn.s Geſtalten u. Probleme, mit Bildern, Zürich 1921; derſ., A. Schnitzler u. Sigmund Freud, LE. 19; J. Laumonier, Le Freudisme, Paris 1925; F. Wittels, Sigmund Freud, Leipz. 1924; E. Aulhorn, Dichtung und Pſychoanalyſe, GRM. 10; O. Rank u. H. Sachs, Die Bedeutung der Pſychoanalyſe für die Geiſteswiſſenſchaften, Wiesbaden 1913; J. Waſſermann, A. Schn. (Neue Rundſch. 1907); J. K. Ratislav, A. Schn., 1911; J. Kapp, A. Schn., Leipz. 1912; Th. Reik, Schn. als Pſycholog, Minden 1913; L. Feigl, Schn. u. Wien, Wien 1911; E. Lucka, A. Schn. als Charakterloge, Die Lit. 29. Jg. des LE.s; A. Schn.s Spätwerk (JbPr. 1827, April-Mai); M. Quadt, A. Schn. als Erzähler (The Germanic Review 3).

S. 1641. A. v. Weilen, **Felix Salten,** LE. 17, 24 f.

S. 1642. Th. Reik, **R. Beer-Hofmann,** Leipz. 1912 und Das Werk R. B.-H.s, Wien 1919; G. v. Lukács, Die Seele und die Frommen, Berlin 1912; F. H. Schwarz, Deutſche Anleihen bei engliſchen Dramatikern mit beſ. Berückſichtigung von B.-H.s „Graf v. Charolais" (Jb. des Vereins ſchweizeriſcher Gymnaſiallehrer 1925).

S. 1642. F. Lemmermayer, **Ph. Langmann,** LE. 2. Jg.

S. 1643. W. Handl, **Hermann Bahr,** Berlin 1913; Sprengler, H. B., Der Weg in ſeinen Dramen, Hochld. 25 b, 352; beſ. aufſchlußreich iſt der autobiogr. Aufſatz bei W. Heynen, Mit Gerhart Hauptmann, Berlin 1922; W. Meridies, H. B.s religiöſer Entwicklungsgang (Das heil. Feuer 15, 270); derſ., H. B. als epiſcher Geſtalter u. Kritiker der Gegenwart, Hildesheim 1928; O. Katann, H. B. als Erzähler, Bw. 14, 145 ff; H. Herz, H. B.s neueſter Roman, „Himmelfahrt", ebda. 14, 11—13; J. Froberger, H. B.s Tagebücher, ebda. 23, 27 ff.; J. K. Brechenmacher, H. B.s religiöſe Wandlungen, ebda. 22, 401—406; J. Sprengler, Zu H. B., Die Lit. 31, 142 ff., mit Bibliogr.; Hermann-Bahr-Buch 1913; H. Kienzel, H. B., LE. 13, 476 ff. Autobiogr. Aufſatz bei W. Heynen, Mit G. Hauptmann, Berlin 1922.

S. 1645. R. Beer, **F. Dörmann,** Radio Wien 6, 3.

S. 1645. K. Schönherr, Geſammelte Werke in 4 Bden., Wien 1927; vgl. dazu SchL. 29, Heft 6. — A. Bettelheim, K. Schönherrs Leben u. Schaffen, Leipz. 1928; derſ., K. Sch. u. das öſterr. Volksſtück, Wien 1296; M. Sedlmaier, über daſſelbe Thema, Würzburg 1920; P. Blitz, Sch.s „Glaube u. Heimat", Osnabrück 1911; M. Koch, Sch. (Konſervative Monatsſchr. 1911, Aprilh.); M. Anklin, Handel-Mazzetti u. Sch., Berlin 1911; E. Eckardt, Sch.s Glaube u. H., München 1911; M. Lederer, Sch., der Dramatiker, 1925; E. Alker, Bemerkungen über K. Sch., Bw. 25, 336—741; S. Wieſer, K. Sch., der „deutſche Dichter", Bw. 13, 99—107.

S. 1694. A. v. Weilen, **Ludwig Speidel,** LE. 14, 317 ff.;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

L. Hevesi, L. Sp., eine biogr. Würdigung, Berlin 1910; Sp.s Schriften, ebda. 1911; O. Stößl, L. Sp. (Die literar. Welt 6, 15).

S. 1650. R. Germann, **H. Lilienfein,** seine Geistesgestalt, Stuttg. 1929; Lit. zu L. bringt Die Lit. 32, 218; W. A. Krannhals, L. (Der Türmer 32, 2); A. Kochmann, L., Berlin 1929; W. Bähr, Der Dramatiker L. (Die Rampe 1929, November); L., Aus Weimar u. Schwaben, Dichternovellen 1925 (Die Lit. 28, H. 8).

S. 1651. Cäsar Flaischlen, Gesammelte Werke, 6 Bde., Stuttg. 1926. — W. Holzamer, C. Fl., LE. 4. Jg.; G. Muschner-Niederführ, C. Fl., Berlin 1903; A. Stecher, C. Fl. (Kunst u. Leben), Stuttg. 1924 (vortrefflich); diese Biogr. liest sich wie eine spannende Novelle; F. Thieß, C. Fl., Berlin 1914; H. Schäff-Hallwangen, C. Fl. als vaterländischer Denker (Deutschlands Erneuerung), 1921; A. Böck, C. Fl., Diss., Wien 1921; C. Fl. in der Reihe „Dichtung u. Dichter", Stuttg.

S. 1651. W. Schmidtbonn, Ausw. u. Einführung von H. Saedler, München 1926. — H. Sandel, W. Schm., SchL. 27, 49, mit Bibliogr. von Metelmann; Bibliogr. bietet auch Die Lit. 28, 407; LHdw. 65, 326 unter dem Titel „Dichtung der Landschaft"; W. Gurian, W. Schm., Bw. 23, 351 tadelt mehrere Erzählungen Schm.s wegen der Erotik (Stadt der Besessenen); Saedler beanstandet dies auch an den Lustspielen in seinem Essay W. Schm., Bw. 15, 17 ff.; F. Droop, W. Schm. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922; Das W.-Schm.-Buch, hg. von M. Tau, Lübeck 1927; K. Enders, W. Schm., LE. 11. Jg.; derf., Der Dramatiker Schm., MB. 1909.

S. 1653. H. Eulenbergs ausgew. Werke, 5 Bde., Stuttg. 1925. — R. Sexau, H. E., SchL. 28, 385 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; H. Schwarz, H. E. (Rheinischer Beobachter 5, 2); außer diesen schrieben über E.: P. Hamecher, Leipz. 1911, K. Wolff, BM. 7, 1912, G. Hecht, H. E. oder ein Traktat über Kritik, Leipz. 1912, J. G. Hagen, H. E., Berlin 1913; vgl. auch H. Franck, H. E. (Die Lit. 28, 325 u. ebda. 343), wo Bibliogr. sich findet.

S. 1655. Ludwig Thoma, Gesammelte Werke in 4 Bden., Leipz. 1926. F. Dehnow, L. Th., München 1925; O. Gluk, L. Th. (Deutsches biogr. Jb. 3. Bd. 1927); W. Zierfch, L. Th., Die Gesch. seiner Liebe u. Ehe, aus Briefen u. Erinnerungen, 1928.

S. 1656. E. Steiger, **Josef Ruederer,** LE. 18, 265 f.

S. 1657. P. Bauer, **Wilhelm Weigand,** Bw. 19, 121 bis 124. H. Brandenburg, W. W., NL. 32, 4 ff. mit Lit.

S. 1659. H. Uhde-Bernays, **H. v. Gumppenberg,** Die Lit. 30, 451; P. Witko, H. v. G. (Der Türmer 30, 9, Stuttg.). J. Sprengler, H. v. G., Lebenserinnerungen, Berlin 1931.

S. 1661. Ernst Paul, Gesammelte Schriften, 15 Bde., München 1916 f.; Gesammelte Werke in Einzelausgaben, München 1928; in 19 Bden., ebda 1929. — F. Servaes, P. E., LE. 6. Jg.; R. Faesi, P. E. und die neuklassizistischen Bestrebungen im Drama, Leipz. 1913; W. Mahrholz, P. E., München 1916; A. Hugle, S. Lublinski, P. E. u. das neue Drama, Heidelberg 1913; M. Florin, P. E. als Erzähler, Diss., Münster 1926; M. Janssen, P. E., SchL. 27, 97 ff. mit Bibliogr.; H. Franck, Der Dramatiker P. E. (Deutscher Geist u. Wille 1, 1); P. E. zum 60. Geburtstage, Die Lit. 28, 473 (ohne Verf.) nebst Bibliogr.; H. Lilienfein, P. E. (Die Lit. 33, 255 ff.). K.er Kutzbach, P. E.s Kaiserbuch, NL. 32, 131 ff. Fr. Herwig, P. E., Hochld. 13 b, 126.

S. 1663. W. von Scholz, Gesammelte Werke in 8 Bdn., München 1919 (je 2 Bde. Gedichte u. Erzählungen, 3 Bde. Schauspiele, 1 Bd. vermischte Schriften), Ges. Werke, 5 Bde., Berlin 1928; Deutsche Mystiker, Berlin 1927; — B. Achtermann, W. von Scholz, Bw. 21, 73—75; M. Schneider, W. von Scholz, SchL. 25, 253 ff., mit Bibliogr. von Fels; J. Seidel, W. v. Sch. als Erzähler, Die Lit. 26, 260; Das W.-Scholz-Buch, eine Ausw. aus seinen Werken, mit Biogr. des Dichters, Stuttg. 1924; E. Heilborn, Bekenntnis zu „Perpetua", Die Lit. 29, 194; H. de Reuter, Zu „Perpetua", Gral 21, 314; Froberger, Die Mystik im Roman (zu W. v. Sch.s „Perpetua"), Bw. 24, 200 ff. Zur Lyrik Sch.s vgl. Lissauer, Zur deutschen Lyrik der Gegenwart, Die L.t. 27, 257; H. Spiero, Studien über W. v. Sch. (Christl. Welt, 39. Jg. 31—32); E. Alker, W. v. Sch. (Der Wächter 12, 1, Berlin); W. v. Sch., in „Dichtung u. Dichter" (Stuttg. Deutsche Verl.-Anst.); E. L. Schellenberg, W. v. Sch. (Westerm. Monatsh. 71, 846, Braunschweig); F. M. Mumbauer, W. v. Sch., Orplid 1, 7—8; W. v. Sch., Neue Bücher zum Okkultismus, Die Lit. 30, 136; L. Weltmann, W. v. Sch., Die Lit. 30, 265 f.; K. Widmair, Zum 50. Geburtstag W. v. Sch.s, LHdw. 60, 333; F. Droop, W. v. Sch. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922; vgl. über W. v. Sch. auch B. Sturm (1902), E. A. Regener (1904), Aulke, Gral 18, 10, Herwig, Hochld. 21 b, 557.

S. 1667. F. Braun, **Max Pulver,** DR. 31, 1; E. F. Knüchel, M. P. (Individualität 3, 136 f.).

S. 1666. Zweig Stefan, Gesammelte Gedichte, Leipz. 1924; dazu vgl. SchL. 26, 413. — E. Lucka, St. Z., LE. 17. Jg.; E. Rieger, St. Zw., Der Mann u. das Werk, Berlin 1928, mit Bibliogr.; W. Knevels, St. Zw. als Dramatiker (Geisteskampf der Gegenwart 66, 4); R. Specht, St. Zw., Leipz. 1927.

S. 1667. O. A. H. Schmitz, Melusine, der Roman eines Staatsmanns, München 1928; Ergo sum, Jahre des Reifens, München 1927; vgl. dazu R. Euringer, SchL. 28. Jg. (1927).

S. 1667. H. Schumann, **E. Hardt** u. die Neuromantik, Sötzen 1913; F. Adler, Das Werk H.s, Greifswald 1921; A. Waldhausen, E.s Tantris, BM. 4 (1900), L. Schuster, Neuere Tristandichtungen, Diss., Gießen 1912; W. Golther, Tristan u. Isolde in der französ. u. deutschen Dichtung des MA.s u. der Neuzeit, Berlin 1929; M. Koch, Der neue Schillerpreis (Der Türmer Jg. 11, 1. 561); W. Golther, Tristan-Tantris (Bühne u. Welt, 11, 458); F. Deibel, Hardt, LE. 11, 234.

S. 1668. Ed. Stucken, Werke, 4 Bde., Berlin 1929. — W. Kosch, E. St. (Der Wächter Jg. 8, 8); derf., Das deutsche Theater S. 238; M. Bergmann, Gral, Jg. 20 (Maiheft); Hochld. 4b, 8a, 18a; R. Elsner, St.s Gral-dramen (Das deutsche Drama Jg. 6, H. 2, 1926); E. St. über seine Heimat u. seine Ahnen, SchL. 31, 65 ff.; Bibliogr. bringt Die Lit. 27, 475; A. Drews, E. St. (JbPr. 1918. August); über St.s Gaewan vgl. G. Jahrmann, Die neueren Sprachen 26.

S. 1671. A. v. Grolmann, **Felix Braun,** SchL. 28. Jg. 533 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; R. Binding, Betrachtung eines Gedichtbandes (Die Lit. 29. Jg. 391 ff.); E. Alker, Finis Austriae im Roman, LHdw. 6, 281; E. Lissauer, Der Lyriker F. Br. (Die Einkehr, Beilg. der Münchener Neuest. Nachr. Nr. 68), 1926; H. Richter, F. B., Radio 5, 37, Wien.

S. 1672. F. A. Gayda, **Kurt Geucke,** ein Dichter unserer Zeit (Die neue Schale 6, 2); derf., Gelbe Hefte 3, 12; Geucke-Beilage zu Nr. 19 des „Jungdeutschen" vom 23. Jänner 1926, von mehreren Mitarbeitern; Geucke-Beilage zu Nr. 143 des Deutschen Tagbl. vom 22. Juni 1926, von mehreren Mitarbeitern.

S. 1672. H. Hart, **Eberhard König,** LE. 1; M. Treblin, Der Dichter E. K., 2. A. 1924; A. Gayda, E. K., ein Überblick über das Gesamtschaffen, Gral 19, 537 ff. (hebt die Bedeutung des Dichters hervor und wünscht ihm mehr Liebe u. Achtung des Volkes); derf., E. K., die bewegenden Kräfte seiner Dichtung, Gral 17, 12; derf., E. K. in seinen Hauptwerken (Der Türmer, 26, 1).

S. 1674. H. Franck, **Emil Ludwig,** LE. 14, 453 ff.; Die Lit. 33, 396 f.; E. L., Geschenke des Lebens, Berlin 1931; vgl. dazu E. Lissauer, L.s Selbstbiogr. in Die Lit. 31, 371 ff.

S. 1674. Konrad Falke (Pf. für Karl Frey), Dramatische Werke, 5 Bde., Zürich 1931.

S. 1674. R. Nils, **R. Faesis** Dichtung (Die Besinnung 4, 3. Aarau).

S. 1675. M. Fischer, **A. Steffen,** LE. 22. Jg.; R. Faesi, A. St., Gestalten u. Wandlungen 1922; O. Kretschmann, über A. St. (Österr. Bl. für freies Geistesleben 3). M. Fischer, A. St., LE. 22; derf., St., Hochld. 15 a, 603.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1675. L. Lissauer, über die Gedichte **Leo Greiners,** Die Lit. 31, 270; E. Faktor, L. Gr. (Weltbühne, 22, 13), Charlottenburg; H. Franck, L. Gr., LE. 12. Jg. 1909.

S. 1675. H. Brandenburg, **Hans Franck,** SchL. 1922; H. W. Keim, H. F., LE. 24. Jg.; J. Winckler, H. Fr., ebda. 25. Jg.; Meridies, Der Erzähler H. Fr., Gral 21. Jg., 248 ff.; R. Petsch, H. Fr. u. die deutsche Erzählkunst, ZDkde. 38. Jg., 61 ff.; H. Westerburg, H. Fr.s Weltanschauung u. Kunstlehre, ZDkde. Jg. 1929, 794 ff., mit Bibliogr.; O. Hachtmann, H. Fr., SchL. 20. Jg., 344 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; H. Fr.s Dramendichtungen (Ostd. Monatsh. 10, 4, Berlin); H. Schwarz, H. Fr., der Dichter u. sein Werk (Düsseldorfer Nachr. 1930, Unterh. 86); Bibliogr. zu H. Fr. bringt Die Lit. 32, 33.

S. 1679. A. v. Grolman, **E. Bacmeister,** SchL. 30, 326 f., mit Bibliogr.; K. Lehmann, über B., in seinem Buche Junge deutsche Dramatiker, S. 40—49. A. Jancke, E. B., LE. 25, 744.

S. 1680. **Walter Harlan,** Das erhebende Lustspiel (Selbstbiogr. in der Volksspielkunst, 6. Jg. 1925); E. Hoeffner, Das dramatische Werk W. H.s, ebda.; vgl. auch Die Lit. 33, 506 f. (mit Bibliogr.) u. LE. 24, 522 (Havenstein).

S. 1680. **Fr. Dülberg,** Das Nötigste über mein Leben, LE. 17. Jg.

S. 1680. **Emil Götts.** Gesammelte Werke hg. von R. Woerner, 3 Bde., München 1928. P. Fechter, E. G., LE. 13, 772 (mit Bild); E. Gött, sein Anfang u. sein Ende. Aufzeichnungen seiner Mutter, München 1921 (entrollt ein erschütterndes Bild davon, wie sich die Lebenskämpfe des Dichters, der ein guter Mensch u. ein großes Kind war, in der Seele seiner Mutter spiegelten); R. Riedel, E. G. (Ostd. Monatsbl. 9, 5, Berlin); derf., E. G. (Der Türm. 32, 9, Stuttg.); Peters Gustav, E. G. u. seine besten Bühnenwerke, eine Einführung, Berlin 1922; P. Fechter, E. G., LE. 13. Jg., W. E. Oestering, A. Fendrich u. E. G., ebda. 17. Jg.; M. Geiger, E. G., ein deutscher Lustspieldichter, SchL. 9. Bd.; G. Peters, G.s Dichtungen u. ihre Beziehungen zu seinen philosophischen Gedanken, Diss., München 1924; E. G. an Malvida von Meysenburg, mit unveröffentlichten Briefen (DR. Jg. 50, 1924).

S. 1682. A. Klaar, **Ludwig Fulda,** 1922; F. Gregorovius, Ein tragikomisches Schillerpreisgedicht, 1894; M. Lorenz, Die Lit. am Jahrhundertende, Stuttg. 1900, S. 103—115.

g) Die moderne Lyrik und Versepik.

S. 1682. **Sammlungen.** Deutsche Dichter seit Heine. Streifzug durch fünfzig Jahre deutscher Lyrik von K. Henckell. Lit. Bd. 37—38; Moderne Lyrik, Sammlung zeitgenössischer Dichtungen, Berlin 1886; A. Tille, Deutsche Lyrik von heute und morgen, mit geschichtlicher Einl., Leipz. 1896; Leo Berg u. W. Lilienthal, Moderne Lyrik, Berlin 1892; H. Benzmann, Die moderne deutsche L. mit literargeschichtl. Einl. u. biogr. Skizzen (UB., 2. A., 1913); Anthologie des lyriques allemands contemporains depuis Nietzsche par Henri Guilbeaux, Paris 1918; R. Steiner, Lyrik d. Gegenwart, Minden 1900; P. Fritsche, Die moderne Lyrikerrevolution, Frankf. a. d. O. 1886; A. Holz, Revolution der Lyrik, Berlin 1899; H. Bethge, Deutsche Lyrik seit Liliencron, Leipz. 1906, neue Ausg. 1920; P. Friedrich, Neuland, ein Buch jüngster deutscher Lyrik, Berlin 1910; E. Kraus, Deutschlands Dichter. Neuzeitliche deutsche L., Leipz. 1918; K. Pinthus, Menschheitsdämmerung, Leipzig 1919; R. Kayser, Verkündigung. Anthologie junger Lyrik, München 1921; H. E. Jacob, Verse der Lebenden, deutsche Lyrik seit 1910, 2. A., Berlin 1927; R. Wolff, Die neue Lyrik, Leipzig 1922; F. J. Schneider, Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart, Stuttgart 1927 (sehr geeignet zur Einführung in den Expressionismus); W. Knevels, Das Religiöse in der neuesten deutschen Dichtung, Gießen 1927, J. E. von Grotthuß, Moderne deutsche Lyrik; Probleme u. Charakterköpfe, S. 238—274, Stuttg. 1898; R. Findeis, Geschichte der deutschen Lyrik, 2 Bde., Wien 1914; E. Ermatinger, Die deutsche Lyrik seit Herder, 3 Bde., 2. A., 1925. B. Markwardt, RL., 2. Bd., mit Lit.; A. Sergel, Saat u. Ernte, die deutsche L. um 1925, in Selbstausw. der Dichter u. Dichterinnen, mit kurzen Einzel-Biographien, Berlin 1920; Sörgel, Kristall der Zeit (Anthologie), Leipz. 1929; R. Wolff, Die neue Lyrik, eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung, Leipz. 1922. E. Borkowsky, Neue deutsche Lyrik, vom Naturalismus bis zur Gegenwart, Breslau 1925; Lissauer, zur Lyrik der Gegenwart, in Die Lit. 1926 ff. (eine Reihe von Aufsätzen). C. Schröder, Zur Lyrik der Gegenwart, Gral 18, 349 ff.; R. Faesi, Die Ernte schweizerischer Lyrik, Zürich 1918; Ph. Witkop, Die deutsche Lyrik von Luther bis Nietzsche, Leipz. 1925; G. Müller, Geschichte des Liedes, Leipz. 1915 (vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart); Deutsche Lyrik (1880—1930) nach Motiven ausgewählt u. geordnet von M. Sommerfeld, Berlin 1931. Lyrik aus Deutschösterreich, vom MA. bis zur Gegenwart, hg. von St. Hock, Wien-Leipzig (Amalthea-V.); Ewiger Vorrat deutscher Poesie, besorgt von P. Borchardt, München 1926; Th. Maus, Soziale Lyrik, Gral 25, 763.

S. 1684. P. Schultze-Naumburg, **F. Avenarius** (Deutsches biographisches Jb., Stuttgart 1930); W. Schumann, F. A. (Kunstwart 37, 1); E. Fuchs, F. A. (Die christliche Welt 37, 51—52), K. Meißner, F. A. u. sein Werk (Ostd. Monatsh. 4, 8); F. A., Hausbuch deutscher Lyrik, hg. vom Kunstwart, München 1930; H. Wegener, F. A., Leipz. 1908.

S. 1685. R. A. Schröder, Zum Gedächtnis **A. W. von Heymels** (Das Inselschiff, 6. Jg. 1925).

S. 1685. E. Landau, **K. Wolfskehl,** stilkritische Untersuchung seiner Lyrik, Diss., Breslau 1928.

S. 1685. H. E. Lauer, **L. Klages** (Österr. Bl. für freies Geistesleben, Jg. 6, H. 8); G. Walther, L. Klages (Augsburger Abendz. 1930, 32); O. Lackes, L. Kl. u. sein Werk (Der Lesezirkel 12, 2, Zürich). A. Ewald, **R. Alex. Schröder** (Das Inselschiff 11, 4); J. Hofmiller, Schr. (Südd. Monatsh. 6. Bd. 1908).

S. 1685. **R. Borchardt,** Ausgewählte Werke 1900—1918, Berlin 1925; R. B.s Schriften, poetische Erzählungen, Berlin 1923. — R. A. Schröder, B.s Novellen (Die Horen 6, 5—6); A. Happ, R. B.s Schriften (Die neue Dichtung, Jb. 1924, S. 142—168); J. Nadler, R. B. (Neue Schweizer Rundschau 20); B.s deutscher Dante (Neue Deutsche Beiträge, hg. von Hofmannsthal 1); Die Literar. Welt von 1926, April (B.-Sonderheft).

S. 1686. O. Reuter, **L. Jacobowski,** 1900; H. Friedrich, L. J., 1900; derf., L. J. im Lichte des Lebens, hg. v. W. Stona, 1901; R. M. Werner, Biogr. Jb. 5. Bd. 1903; A. Heine, L. J., LE. 15. Jg.

S. 1686. M. Fleischer, **Hugo Salus,** SchL. 26, 337 ff., mit Bibliogr.; H. Wocke, H. S., eine Würdigung, Leipz. 1916, mit Bibliogr.; K. F. Nowak, H. S., LE. 9. Jg.

S. 1686. **Otto Julius Bierbaum,** Gesammelte Werke, hg. von M. G. Conrad u. H. Brandenburg, 10 Bde., München 1912 ff.; Briefe an Gemma, München 1921, Die Leiden des jungen B., ein Gymnasiastentagebuch 1881, Leipz. 1925. — über B. schrieben: E. Schick, Berlin 1903, J. Bab, Die Berliner Bohème (Großstadt-Dokumente, hg. von H. Ostwald, 2 Bde., 1904), Fr. Droop, O. J. B., ein deutscher Lyriker, Leipz. 1913.

S. 1688. **R. Dehmel,** Gesammelte Werke, 10 Bde., Berlin 1909, in 3 Bden. (Volksausg.), Berlin 1913, Schöne wilde Welt, Neue Gedichte u. Sprüche, Berlin 1918, Ausgewählte Briefe, 2 Bde., Berlin 1923. — H. Slochower, R. Dehmel, Der Mensch u. der Denker, Dresden 1928; derf., R. D.s Lebens-, Lehr- u. Wanderjahre, Gral 18, 44; Th. Krüger, R. D. als religiös-sittlicher Charakter, Tübingen 1921; E. Thrasolt, R. D., Bw. 12, 29 ff.; J. Bab, R. D., Geschichte eines Lebenswerkes, Leipz. 1926 u. R. D., Berlin 1902; K. Kunze, Die Dichtung R. D.s als Ausdruck der Zeitseele, Leipz. 1914; R. Pamperrien, Das Problem menschlicher Gemeinschaft in R. D.s Werk, Tübingen 1924; G. Kühl, R. D. (D. 45. Bd.) 1907; E. Ludwig, R. D., 1913; G. Loew, D.s Lebenswerk (Nord u. Süd, 34, H. 23); M. Laberer, R. D.,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gedankengänge in seinem Werk, ZfR. 1915, S. 1 ff.; St. Zweig, R. D.s „Michel Michael" (Der Merkur 1912, H. 3 u. 6); R. Frank, R. D. (mit Bildnis), Leipz. (Hesse) 1907. Grotthuß, R. D. (Probleme u. Charakterköpfe), 1897; R. M. Werner, R. D. (Vollendete u. Ringende", S. 201), 1900; R. Schaukal, R. D.s Lyrik, 1907 u. R. D., Hochld. 18 a, 89; Fr. Adler, D. über Metrik, Euphor. 24. Bd. (1923); C. Bojunga, Bemerkungen zu D.s Sprachkunst, ZDU. 34; Th. Schönborn, D. u. seine Heimat (Festschr. für Th. Siebs), 1923, H. Franck, R. D., Sch. L. 25, 361 u. Bibliogr. zu D. von W. Frels u. LE. 22, 800; sieh auch Deutsches Biogr. Jb., 2. überleitungsbd. u. Die Lit. 32, 400.

S. 1691. Stefan George, sieh zu S. 1630.

S. 1691. M. Dauthendey, Gesammelte Werke, 6 Bde., München 1925; Jugendbriefe (Die Neue Rundschau, Jänner 1928). Gesammelte Gedichte u. kleinere Dichtungen, München 1931; R. Frank, Der gesammelte D. (Die Lit. 28, 204). E. Lemke, M. D. (Ostd. Monatsh. 9, 7, Berl.n); H. Draws-Tychsen, Das Werk von M. D. (Germ. Ufer 9), 1930; W. Vesper, M. D., LE. 10. Jg. (1908); W. Fischer, M. D. als Dramatiker, ebda. 22. Jg., 1352 (1920); derf., D.s letzte Grüße an die Heimat, ebda. 24. Jg. (1922), H. Reinhart, Zum Gedächtnis M. D.s (Jb. der Literar. Vereinigung Winterthur), 1922; C. Mumm, M. D.s Sprache u. Stil, Frankf. a. M. 1925; D.s letzte Reise, aus Tagebüchern, Büchern u. Aufzeichnungen, München 1925. M. D., Hochld. 18 b, 251.

S. 1793. Mombert, F. K. Bennborf, M., ein Überblick über sein Schaffen (Die Horen 4, 4); derf., A. M., der Dichter u. Mystiker, 1910; H. Reinhart, A. M., der Denker, 1903; K. H. Strobl, A. M., Minden 1906; H. Franke, A. M., SchL. 31, 583 ff. mit Bibliogr. von Metelmann; A. Benz, Das Drama A. M.s, Düsseldorf (Masken 21, 21); Reinhart, A. M., Leipz. 1903; dazu das Sonderheft der Zf. Die Flöte 2 u. M. Buber, Der neue Merkur 5; K. F., Der Aeon-Mythus von M., mit einer Beilage: M., Gesch. meines Lebens, Dresden 1927; A. M. Dichtungen, Hochld. 15 a, 68 f., Aon ebda. 16 a, 82 ff.; Sörgl, A. M., Dichtung u. Dichter der Zeit, R. F. 229 ff.; M. Fischer, M.s der H. d. E., LE. 22, 135; dazu Ou. Brand, der Weg zum Mythos, LE. 22, 391; M. Fischer, M.s Aon-Trilogie, LE. 21, 203; E. Lissauer, Zu M.s Stufen, LE. 22, 391. E. Michel, Das Werk A. M.s, Gral 16, 82 ff.

S. 1694. Chr. Morgenstern, Ausw. hg. v. M. Bauer u. M. Morgenstern, München 1930. W. Eidlitz, **Chr. Morgenstern,** Biogr. u. Bibliogr. von Fre's, Sch. L. 25, 81 ff.; L. Spitzer, Die große Gestaltungs- u. Sprachkunst Chr. M.s (Motiv u. Wort, Studien zur Literatur und Sprachphysiologie, Leipz. 1918, S. 53—123); R. F. Arnold, Zu Chr. M.s „Ginggang", LE. 24, Sp. 1148; M. Behr, Chr. M., Hochld. 11 b, 499 f., Legband, Und aber rundet sich ein Kranz (M.), LE. 5, 891; H. Schuchardt, Chr. M.s groteske Gedichte u. ihre Würdigung durch L. Spitzer, Euphor. 22, 23; F. Geraths, Ch. M., sein Leben u. sein Werk, Diss., München 1926; V. Klemperer, Chr. M. u. der Symbolismus, ZDU. 1928; E. Hofacker, Ch. M. als Mystiker (Journal 27); K. Chr. Bry, Chr. M. u. seine Leser, Hochld. 22 a, 331; E. Lissauer, Chr. M., LE. 22. Bd.; Fr. Kayßler, Chr. M., Deutsch. Biogr. Jb., 1. überleitungsbd. 1925; R. Steiner, Gedenkworte über Chr. M. (Goetheanum 6. Jg. 1926). Vgl. Die Lit. 33, 569 f. (mit Bibliogr.)

S. 1695. W. Scheller, P. **Scheerbart,** SchL. 24, 301 ff.

S. 1695 P. Hille, Gesammelte Werke, hg. von seinen Freunden, 4 Bde., eingeleitet von Jul. Hart, Stuttg. 1929; Leuchtende Tropfen, Die schönsten Gedichte, ausgew. von J. Berges, ebd.; Briefe an E. Lasker-Schüler (Die weißen Blätter 7); E. Lasker-Schüler, Das Peter-Hille-Buch 1906; neue Ausg. 1919. — H. Roselieb, Peter Hille — eine Dichterseele, Dortmund 1920; weitere Monogr. von: Heinr. Hart, Berlin 1905 (D. 14. Bd.), F. Ernst, LE. 8. Jg., W. Lennemann 1908, H. Schwab 1908, G. Hermann, LE. 15. Jg., L. Kiesgen, Bw. 19, 25—30; Coar Firmin, P. H.s Persönlichkeit, Hochld. 15 a, 650.

S. 1696. Max Brunn, sein Wesen u. sein Werk. Mit Beiträgen von Fr. Droop u. a., nebst einer Auswahl aus dem Schaffen des Dichters, Minden 1926; H. Meinke, M. Br., SchL. 1926, 481 ff., mit Bibliogr. von Metelmann.

S. 1697. P. Witiko, **Peter Altenberg,** Leipziger Nachr. 1929, Nr. 67; E. Fridell, Ecce poeta, 1912; derf., Das Altenbergbuch, 1922; F. Salten, Das österr. Antlitz, Berlin 1910, S. 97 ff; Grabrede des K. Kraus, Wien 1919. Vgl. auch LE. 22, 606 ff.

S. 1697. L. Kiesgen, **Peter Baum,** Bw. 20, 25—29; J. P. Baums Gesammelte Schriften, mit einem Nachwort von H. Schliepper, Berlin 1920.

S. 1698. R. M. Rilke, Gesammelte Werke, 6 Bde., Leipz. 1927; Erzählungen u. Skizzen aus der Frühzeit, Leipz. 1928; Briefe an Rodin, Leipz. 1928. — Aus der reichen Lit. über R. nur einiges: R. Faesi, R. M. Rilke, mit einer Rilke-Bibliogr. von F. A. Hünich, 2. A., Leipz. 1922; A. v. Grolman, R. M. R., SchL. 26, 529 ff., mit einer Bibliogr. von E. Frels; weitere Monographien u. Aufsätze von: G. Buchheit, Zürich 1928, Lou Andreas Salomé, Leipz. 1928 (will R.s Wesen im modernsten Sinne deuten, gibt aber durch den Schwulst u. unverständliche Geistigkeit kein klares Bild von dem Dichter), F. Dehn, R. M. R., LHdw. 66, 5. F. Strich, ZDU. 40, O. Walzel, Neophilolg., 1928, R. F. Heyprodt, Die Lyrik R. M. R.s, Versuch einer Entwicklungsgeschichte, Freiburg i. B. 1921; S. Kawerau, St. George u. R. M. R., 2. A., Berlin 1928, R. v. Schaukal, R. M. R. (Nord u. Süd 32, H. 2), C. Wandrey, Das Lebenswerk R.s (Der Bücherwurm 12, 5, Leipz.), E. Gasser, Grundzüge der Lebensanschauung R. M. R.s, Bern 1925; K. Busse, R.s Vermächtnis, ZbPr. März 1927; F. Braun, Versuch über die Kunst bei R. M. R. (Österr. Rundsch. 27, H. 5, Wien); R. M. R., Sonderheft vom Orplid, Augsb., E. Wernick, Die Religiosität des Stundenbuches von R., Berlin 1926; E. Schröder, Der „Gott" des Stundenbuches R. M. R.s, Bw. 23, 343 ff., 1926 (Aufklärendes über die religiöse Sehnsucht in der Lit. der Gegenwart u. was sie unter „Gott" versteht), B. Czapski-Erdmann, Die Auseinandersetzung des gotischen Weltgefühls mit dem antiken bei R. M. R., Jena 1927 (Sonderdruck aus der Festschr. für A. Leitzmann), H. Mayne, R. M. R. u. seine Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke (ZDU. 30), P. Bauer, R. M. R., Bw. 24, 64 f., K. Schmidthüs, R. M. R., ebda. 25, 401—416; ferner schrieben über R. M. R.: H. Dahmen (Hochld. 24b, 263, H. Schöllgen, 1927, F. Koch (Neue österr. Biographien 4. Bd., 1927), W. Michel, 1906, E. L. Schellenberg, 1907, F. Wagner, 1910, H. Berendt, Zu den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (Mitteilungen der literarhistor. Gesellsch. Bonn, 6. Jg. 1911), E. Mondt und G. Hecht, 1912, R. M. R., Erinnerungen von L. v. Schlözer (Die Lit. 29, 317 f.), H. Thummerer, R. M. R., LE. 13, 1507 ff., C. Kreisler, Brünn 1910, E. L. Hellenburg, Leipz. 1913, F. Schwiefert, Straßburg 1913. H. Scholz, 1914 u. a. Vgl. auch „Echo der Zeitungen" in Die Lit. 28. Jg.; H. Pongs, Das Bild in der Dichtung, Marburg 1927, O. Walzel, Schicksale des lyrischen Ich (Wortkunst, S. 260 ff.). Lou Andreas-Salomé, R. M. R., Leipz. 1928; P. Zech, R. M. R., der Mensch u. das Werk., Gral 25, 666 f.

S. 1702. Richard v. Schaukal, Selbstdarstellung (Der Wächter 9. Jg., 1927). — A. Schurig, R. Sch., LE. 8. Jg., Achtermann, Der Mensch u. Dichter, Hochld. 18a, 1914; F. A. Gayda (WM. Febr. 1925), O. Hohlfeld (Dichter der Gegenwart), H. Ploetz, Das Gesamtschaffen R. v. Sch.s (Ostd. Monatsh. 7, 2); O. Kataun, R. v. Sch., LHdw. 67, 577 ff.; A. Essigmann, R. v. Sch., Gral 18, 362 ff. Bibliogr. zu Sch. bringt Die Lit. 26, 605.

S. 1705. R. Hohlbaum, **Fr. Ginzkey,** sein Leben u. Schaffen, 1921; St. Denk, Der Lyriker F. K. Ginzkey (Der Türmer 27, 4). H. Gäfgen, F. G., SchL. 22, 241, Detmold, G., Gral 25, 1133.

S. 1706. M. M. Rabenlechner, **W. Madjeira** (Scheffeljahrb. 1905) u. W. M. (Der Wächter 1903); O. Lorenzoni, W. M., Gral 1923.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1766. E. Stranik, **Paul Wertheimer,** ein österr. Dichter (Der Fährmann 3, 12).

S. 1707. A. Frh. v. Bernus, Gesammelte Gedichte, München o J.

S. 1707. Rudolf G. Binding, Gesammelte Werke, 4 Bde., Frankf. 1927. — F. Braun, R. B., SchL. 26. Jg. (1925), 44 ff. (dort auch Aufzählung der Werke u. Bibliographie); R. B., Aus dem Kriege, Weg einer Wandlung, Frankf. a. M. (ein Kriegsbuch); Lissauer, B.s Gedichte (Die Lit. 31, 632 ff.), A. Paquet, R. G. B. (ebda. 31, 448 ff.); P. Alverdes, R. G. B., sein Werk (Die lit. Welt, 3, 33, Berlin); E. Lilienthal, R. G. B. Gesammeltes Werk (Der Deutschen Spiegel 6, 22, Berlin).

S. 1707. W. K. Engelhard, **K. E. Knodt,** 1907; R. Knies, K. E. K., 1909; Hochld. 15a, 372; R. Krauß, LE. 18. Jg.

S. 1708. V. Scheller, **A. H. Rausch,** der Lyriker. SchL. 23, 65, mit Lit. von Frels. F. Usinger, A. H. R., LE. 23, 1028.

S. 1710. K. Horn, **W. Heymann** zum Gedächtnis (Ostd. Monatsh. 61, 5); F. Glum, W. H., LE. 17; H. Schumann, W. H. als Kriegsdichter, ebda.

S. 1710. L. E. Lemke, **Hans Benzmann,** eine Einführung in sein Leben u. seine Werke. Stettin 1919.

S. 1711. D. Luschnat, **Nadels** „Der Sündenfall" (Die Lit. 29, 512 f.), H. Francke, Die Dramen A. Nadels, LE. 20, 261 f.

S. 1711. W. Greiser, **Maria Janitschek** (Werden 1, 7).

S 1712. E. Brunner, **Hermione von Preuschen,** LE. 21, 595 f.

S. 1712. F. Graetzer, **Else Lasker-Schülers** lyrisches Werk (Die literarische Gesellschaft 4); P. Bourfeind, E. L.-Sch. (Rhein. Heimatbl. 3, 2); M. Fischer, L.-Sch., LE. 21.

S. 1713. P. Wittko, **Johanna Wolf** (Der Türmer 39, 4, Stuttg. u. Die Lit. 27, 16 ff.); K. Lange, J. W. (Ostd. Monatsh. 10, 6, Berlin) u. H. Neumann, ebda. 7, 4.

S. 1713. Hedwig Lachmann, Gesammelte Gedichte, Potsdam 1919.

S. 1714. Kl. M. Faßbinder, **Ilse Franke,** Bw. 13, 127 ff.; Wiesebach, J. Fr.-Ohl, ein Dichterbild, NReich. 10, 53. B. Grosse, Germ. (1931) 147.

S. 1715. Ausgewählte alte u. neue Gedichte von **Forbes-Mosse,** Stuttg. 1926. — J. Seidel, F.-M. als Erzähler.n, SchL. 28, S. 137 ff., mit Lit. von Metelmann; A. Schaeffer, Die Lyrik der J. F.-M., SchL. 24. Jg. 261; P. Renner, über J. F.-M.s Das Rosentor, LE. 9. Jg., Sp. 927; Ch. Tonaillon, über J. F.-M.s G. v. Alweyden, Die Lit. Jg. 27, 111; H. Federmann, über dieselbe Dichtung, SchL. 26. Jg. 206 f.; A. Heine, Von einer willig Alternden (J. F.-M.s „Laustreu").

S. 1716. Frida Bettingen, Gedichte, München 1922; H. Franck, Fr. B., SchL. 24, 421.

Die moderne Ballade.

S. 1717. Börries Frhr. v. Münchhausen, Das Balladenbuch, 1924; Das Liederbuch, 1929. — K. Enders, B. Frh. v. M. und die deutsche Ballade, BM. 8, 1913; B. Frh. v. M., autobiogr. Skizze; LE. 20. Jg., S. 765 (1913), B. v. Münchhausen, Meisterballaden. Ein Führer zur Freude, Stuttg. 1923. (Eine gute Ästhetik und Poetik der Ballade.) M. Nitzscher, B. Frh. v. M., SchL. 31, 6 ff. mit Bibliogr.; derf., B. v. M. u. sein Werk (Der Türmer 30); O. Frankl, Die moderne deutsche Balladendichtung, Progr., Reichenberg 1912; T. Lindner, M.s Balladendichtungen, Bw. 13, 107—114.

S. 1719. A. Aulke, Lulu von **Strauß u. Torney,** Bw. 21, 165 ff.; G. Schmitz, L. v. St. u. T., ebda. 4, 92 ff.; H. Steiger, Die Balladenkunst der L. v. St. u. T.; Hochland 5a, 346 f.; 18b, 240 ff.

S. 1721. Frida Schanz, Die Lit. 31, 588, mit Bibliogr.

S. 1721. A. Miegel, Gesammelte Gedichte, Jena 1927, Leipz. 1919; L. Boer, A. M. u. ihre Balladen, Diss., Breslau 1929; vgl. auch K. Busse, LE. 3. Jg. u. JbPr. 215 3; H. Reich, Die Lit. 31, 462, mit Bibliogr.; S. Heß-Wyneken (Die Flöte 3), E. Lissauer, Hochland 1922, November, 20a, 200; J. Zimmermann, A. Miegel, Bw. 14, 100 f.; J. Reicke, Königsberger Zeitg. Frauenschau 12 (1919); H. Spiero, Deutsche Köpfe, S. 309 ff.; H. W. Seidel, A. M.s Lyrik, Eckart 8, 4; M. Schachow, A. M., eine Studie, Königsberg i. Pr. 1929. J. Semming, A. M., Heimat u. Vorfahren, NL. 32, 353 ff.

S. 1722. W. Knevels, **Gustav Schüler** als religiöser Dichter, Stuttg. 1928; Ch. Ball, Der Lyriker G. Sch. (Kreuzz. 1930, Unt. 377); B. Goldschmit, Von G. Sch.s Schauen und Schaffen, Die Lit. 27, 525 ff.; G. Sch.s Von Tieren u. Narren, Stuttg. 1930; dazu Die Lit. 33, 600.

h) Der moderne Roman.
Der Berliner Roman. Der Großstadtroman.

S. 1722. K. Lamprecht, Zur jüngsten Vergangenheit 1, S. 279—292 über den Roman des Naturalismus; M. Krell, über neue (expressionistische) Prosa; H. Mielke u. Homann, Der deutsche Roman des 19. u. 20. Jhs., 5. A., 1921; F. Brunetière, Le roman naturaliste, 1883; L. Pineau, L'évolution du roman en Allemagne au XIXe siècle, 1908; H. Spiero, Vom Berliner Roman, GRM. 6 (1914), S. 212 ff.; K. Schmitt, Der moderne Roman, 1908; W. Rehm, Gesch. des deutschen Romans, 1927 (Göschen); H. Grellmann, NL. 2. Bd., S. 62 ff., mit Lit.; Fr. Märker, Zur Literatur der Gegenwart, Führer zu den Hauptproblemen u. den Hauptpersönlichkeiten der gegenwärtigen Lit., München 1921; K. Lehmann, Der Roman unserer Tage, seine Dichter u. seine Welt, Leipz. 1925; K. Wache, Der österreichische Roman seit dem Neubarock, Leipz. 1930, E. Schröder, Zum sozialen Roman der Gegenwrat, LHdw. 67. Jg.; Debus, Der moderne Roman im Lichte der Kultur, SchZ. 4, 18.

S. 1723. Th. Fontane, Gesamtausgabe der erzählenden Schriften, 9 Bde., Berlin 1926, Ausgew. Werke, 6 Bde. (UB.), autiobiogr. Werke und Briefe, 5 Bde., hg. von E. Heilborn, Berlin 1919, Das Fontane-Buch, hg. von demf., Berlin 1919, Engere Welt, unveröffentlichte Gedichte, Briefe usw., hg. von M. Krammer, Berlin 1920. — Von den zahlreichen Monogr. nur einige: G. Kricker, Th. F., der Mensch, der Dichter u. sein Werk, Berlin 1921; E. Schmidt (Charakteristiken, 2. Bd., 1901), R. M. Meyer, Th. F., ADB. 48. Bd.; F. Violet, F. als märkischer Dichter, 1908; K. Wandrey, Th. F., München 1919, mit Bibliogr.; M. Krammer, Th. F., Berl. 1922; H. Mayne, Th. F., ZDU. 15. Erg.-H.; Kenneth, Hayens, Th. F., a critical study, London 1920; Fontane-Heft der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, 1919; G. Ronthe, Zum Gedächtnis Th. F.s (DR. Jänner 1920); L. A. Schnars, The influence of Walter Scott on the novels of Th. F., New York 1922; E. Croner, F.s Frauengestalten, 1906, B. Stein, Th. F., Bw. 4, 21—29; Spiero, Th. F. (Geisteshelden 775) 1928; E. Wehmann, F. als übersetzer englischer u. schottischer Balladen, 1910; H. Rhyn, Die Balladendichtung F.s (Sprache u. Dichtung, H. 15), Bern 1914; K. Neuschel, F.s nordische Balladen u. Bilder (Festschr. f. E. Mogk), Leipz. 1924; P. Wißmann, F.s episch-lyrische Dichtungen, Diss., Heidelberg 1925; Fr. Zellmann, F. als Dichter, 1920; E. Aegerter, Th. F. und der französische Naturalismus, Heidelberg 1922; M. Tau, Landschafts- und Ortsdarstellung, bei Th. F., Oldenburg 1928; H. F. Rosenfeld, Zur Entstehung F.scher Romane, Groningen 1926; E. Berend, Die historische Grundlage von T. F.s Erzählung „Schach von Wuthenow" (DR. 1924); H. Herrmann, Th. F.s Effi Briest (Die Frau 19); Fritz Behrend, Aus F.s Werkstatt (Zu Effi Briest); Die Namen bei F., ZfBf. N. F. 14. Jg. 1922. J. Petersen, F.s Altersroman (Stechlin), Euphor. 29; F. Holtze, Erinnerungen an Th. F. (Mitt. des V. f. die Gesch. Berlins), 1926; M. Krammer, F.s engere Welt, 1920; Th. F., Wanderungen durch die Mark, neu hg. von seinen Söhnen Theodor u. Heinrich, Stuttgart 1926. H. Lötschert, F., Hochld. 17a, 407. Bibliographie bietet Die Lit. 31, 89 ff.

S. 1734. G. K. Brand, Der Gegengott. — Studien über **Ernst Weiß** (Die Lit. 28, 19 ff.).

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 1734. H. Scheichert, Der Dichter **Wilh. Speck,** Berlin 1925; dazu SchL. 27, H. 8; J. Antz, W. Sp., sein dichterisches Werden u. Wirken. Bw. 8, 106—110. C. F. van Bleuten, W. Sp., Die Lit. 27, 462 f.

S. 1735. J. G. Sprengel, **R. Herzogs** Leben u. Dichten, 1919; F. L. Goeckwitz, R. H., 1919.

Der Standes- und Berufsroman.

S. 1737. W. Bloem, Romane, Volksausg., 10 Bde., Leipz. 1927. — F. Faßbinder, W. Bl., Bw. 11, 241—248.

Der Jugend- und Bildungsroman.

S. 1739. Gustav Sack, Gesammelte Werke, 2 Bde., hg. von Paula Sack, mit Biogr. von H. W. Fischer, Berlin 1920. — E. Krünes, Das Lebenswerk G. S.s, LE. 23, 178 ff.; H. Benzmann würdigt den Lyriker S., SchL. 23, 178 ff. H. Johst, Ein neuer Romantiker (G. S.), LE. 19. Jg., P. Sack, G. S. (Hellweg 7, 1 Essen); E. Jäger, G. S. (Die Lese 8); K. Bock, G. S. (Der Einzelne 1, 1919). Bibliogr. bringt Die Lit. 29, 176.

S. 1741. Huch Friedrich, Gesammelte Werke, 4 Bde., eingel. von Th. Mann, Stuttg. 1925. — K. Martens, Fr. H., LE. 13. Jg.; A. Kleinberg, F. H., Biogr. Jb. 18. Bd. (1913); A. v. Grolmans F. H., SchL. 28. Jg., 241, mit Bibliogr.

S. 1741. E. Sander, **Rudolf Huch,** der Dichter u. sein Werk, 1922; W. Stapel, R. H. (Deutsches Volkstum 10, H. 11). C. A. Pfeffer, R. H., SchL. 23, 145 f.

S. 1742. H. Sarnetzki, **Karl von Perfall** (Köln. Zeitg. 1924, 620); A. Frh. v. Mensi, K. Frh. v. P. (Biogr. Jb. 12. Bd., 1909); Bibliogr. zu P. bringt Die Lit. 27, 93.

S. 1743. O. H. Brandt, **Ernst v. Wolzogen,** SchL. 29, mit Bibliogr. von Metelmann, 465 ff.; K. Martens, E. v. W., LE. 1. Jg.

S. 1745. R. M. Werner, **K. F. v. Torresani** (Vollendete und Ringende, S. 147).

S. 1746. M. zur Megede, **E. R. zur Megede,** Erinnerungsblatt, 1907.

S. 1747. G. Borchardt, **G. Frh. v. Ompteda,** LE. 2. Jg.

S. 1746. H. Binder, **Rud. Stratz,** Bw. 5, 228.

S. 1749. H. Hart, **W. v. Polenz,** LE. 3. Jg.; H. Ilgenstein, W. v. P., Berlin 1904; derf., W. v. P., Biogr. Jb. 9. Bd. 1906; A Bartels, W. v. P., Dresden 1909; W. Niermeyer, Das soziale Problem bei W. v. P. (Jb. der phil. u. naturw. Fakultät Münster) 1920; W. Tholen, W. v. P., Diss., Köln 1924; derf., Gral 18, 283; O. Flock, Skizzen u. Studienköpfe, Innsbr. 1918, S. 386—426. W., W. v. P., Hochld. 1a, 506.

S. 1749. F. Lüdtke, **Fr. v. Gagern** als religiöser Dichter, LE. 25. Jg.; E. Sander, Fr. v. G., Versuch einer Würdigung (Recl. Univ. 41, 49 Leipz.).

S. 1753. A. F. Binz, **Ed. v. Keyserling,** SchL. 30, 193 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; K. Knoop, Die Erzählungen Ed. v. K.s, Marburg a. d. L. 1929; U. Stülpnagel, Graf Eduard v. K. u. sein episches Werk, Diss., Rostock 1926. G. Haug, Grf. K. der Erzähler, SchL. 25, 305. A. Wittmaak, Was ist uns heute K.? NL. 32, 106 ff.

Der psychologische Roman und der Weltanschauungsroman

S. 1755. K. Martens, **G. O. Knoop,** LE. 16. Jg.

S. 1756. Hermann Stehr, Gesammelte Werke, 12 Bde., Berlin 1928. — J. Hönig, Hermann Stehr, Bw. 24, 357 ff. (Ein unter Benützung der vorhandenen Lit. über Stehr mit Liebe u. Gründlichkeit geschriebener Aufsatz, der über die Entwicklung des Menschen u. Dichters Stehr vorzüglich unterrichtet); W. Meridies, H. St., sein Werk u. seine Welt, Habelschwerdt 1924 (wirbt durch 20 von verschiedenen Verfassern stammende, nicht gleichwertige Aufsätze für den Menschen, Dichter u. Künstler); E. Baslowski, H. St., LHdw. 60, 219; W. Köhler, H. St., die Gesch. seines Lebens u. seines Werkes in 5 Kapiteln (Die schlesischen Bücher, Bd. 8), Schweidnitz 1927 (ein vortreffliches Buch); Gu. Brand, H. St., SchL. 25, H. 2, mit Bibliogr.; H. Knudsen, H. St., ZfDkde. 39. Jg., Trusen, H. St., der Dichter der Seele (Ostd. Monatshefte 6, 4); Das Hermann-Stehr-Buch, eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen, von H. Chr. Kaergel, Berlin 1927; P. Bauer, H. St., Hochld. 21 a, 529; W. Meridies, Das Weltbild H. St.s, Gral 18, 7; derf., Der Epiker H. St. (Der Türmer 32, 12); W. Meridies, Zu H. St.s Nathaniel Maechler, SchL. 30, 289; dazu E. Alker, LHdw. 65, 777; Fr. Muckermann, Ein Buch, um das die Glocken läuten, Gral, 23, 87 ff.; Bibliogr. bringt Die Lit. 31, 403; F. J. Böhm, H. St., ebda. 30, 307 f.; K. Muschler, H. St. als Denker und Gestalter (Ostd. Monatsbl. 4, 10); R. Fitzek, H. St.s Bedeutsamkeit, ebda. 4, 10; O. Hermann-Neisse, Der Dichter H. St. (Die Lebenden 1924, 3); O. Loerke, Die Prosa H. St.s, ebda; H. Franck, Die Lyrik H. St.s, ebda.; A. Aulke, Die Weltanschauung H. St.s, Bw. 24, 57 ff.

S. 1759. S. Bing, **J. Wassermann,** Weg u. Wert des Dichters, Nürnberg 1929; P. Panter, J. W. u. sein Werk (Die Weltbühne 20, 38, Berlin); Julie Wassermann-Speyer, J. Wassermann u. sein Werk, Wien 1923; J. Nadler, J. W.s Weg (Der Lesezirkel 11, 2); W. Goldstein, W., sein Kampf um die Wahrheit, Leipz. 1929; J. W., Christoph Kolumbus, Der Don Quichotte des Meeres, Berlin 1929 („Den vorgebildeten Don Quichotte in Kolumbus sehen, das hieße ihn sehen"); K. Weiß, W., Hochld. 6b, 477; V. Zuckerkandl, Der Fall Maurizius, Die N. R., April 1928; S. Bing, J. W., Nürnberg 1928; F. Servaes, J. W., LE. 12, 1361; S. Wieser, J. W. u. seine Seelen, Bw. 14, 250—255; derf. zu W.s Christian Wahnschaffe, Bw. 17, 47. L. Klessen, J. W., Bemerkungen zu seinem Werk, Bw. 28, 165 ff.

S. 1761. Aus der reichen Lit. über **Kaspar Hauser** nur einiges: H. Ley, K. H., über tausend bibliographische Nachweise (mit 20 Bilderbeilagen), 1927; A. R. v. Feuerbach, K. H., 1832; G. F. Daumer, Mitteilungen über K. H., 1832; O. Mittelstädt, K. H. u. sein badisches Prinzentum, 1876; A. v. d. Linde, K. H., eine neugeschichtliche Legende, 2 Bde., 1886; R. Rahmer, K. H., des Rätsels Lösung, 1925; R. Stratz, K. H., Wer er nicht war, wer er vielleicht war? 1925; H. Pies, K. H., Augenzeugenberichte u. Selbstzeugnisse, 2 Bde., 1925. Kl. Hofer, Das Schicksal einer Seele. Die Geschichte von K. Hauser, Nürnberg 1925. Vgl. W. Kosch, DLL., 1. Bd., S. 806.

S. 1766. Felix **Holländer,** Gesammelte Werke, 6 Bde., Rostock 1926; mit Nachw. von W. Flemming.

S. 1767. R. Sexau, **Walter Siegfried,** SchL. 29, 113 ff. mit Bibliogr.

S. 1769. Thomas Mann, Gesammelte Werke, 10 Bde., Berlin 1925. Monogr. von G. Jacob, Das Werk Th. M.s, Bibliogr., Berlin 1926; W. Alberts, Th. M. u. sein Beruf, Leipz. 1913; F. Leppmann, Th. M., Berlin 1918; A. Eloesser, Th. M., sein Leben u. sein Werk, Berlin 1925 (mit biogr. Material); vgl. dazu F. R., Th. M. u. sein Biograph, Hochld. 22, 488 ff.; H. Bach, Th. M. (Verfall u. Überwindung), Wien 1925; K. Endres, Th. M., 1923; H. Rosenkranz, Th. M. u. das 20. Jh., 1925; K. Helbling, Die Gestalt des Künstlers in der modernen Dichtung, Bern 1922; A. F. Binz, Th. M., Gral 17, 322 ff. O. Brüll, Th. M., Wien und Leipzig 1923; P. Friedrich, Th. M., Berlin 1913; F. Strich, Th. M. und die bürgerl. Zivilisation (Die N. D. Rundsch., 35. Jg. 6); M. Havenstein, Th. M., Der Dichter u. Schriftsteller, Berlin 1927; M. Kessel, Studien zur Novellentechnik Th. M.s (Edda 25); M. Kapp, Th. M.s novellistische Kunst, München 1928; Ch. Flaskamp, Th. M., LHdw. 61, 207 ff.; R. Faesi, Th. M. in „Gestalten u. Wandlungen schweizerischer Dichtung", Wien 1922; H. Deckelmann, Th. M.s Weltanschauung (Zeitschr. für deutsche Bildg. 5, 10); Lit. zu Th. M. bringt Die Lit. 27, 664 f.

S. 1777. über Th. M.s Zauberberg schrieben: W. v. Einsiedel, Th. M.s Z. — ein Bildungsroman, ZDkde. 42. Jg., 241 ff.; A. Stockmann, Zeit- u. Menschenbilder in zwei neueren Romanen (Federer, Papst u. Kaiser, Zauberbg.), StdZ. 56. Jg., 222 ff., F. Muckermann,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

NReich. 8. Jg. Nr. 41 u. 43; H. Lützeler, Bw. 22, 219 ff.; H. Brandenburg, SchL. 26. Jg., 193 ff.; E. A. Greven, Die Lit. 27. Jg. 268 ff. G. Keckeis, LHdw. 61, 215 ff.; E. Wandrey (Der neue Merkur 1924, Febr.); E. Stern, Krankheit als Gegenstand dichterischer Gestaltung, Die Lit. 28, 702 ff.; A. Binz, Das heil. Feuer, 13, 3.

S. 1771. Zu den „Betrachtungen eines Unpolitischen", vgl. A. Dempf, Hochld. 16, 11. H.

S. 1774. A. Laudien, Ein Schlüssel zu Manns Buddenbrooks Euphor. 23, 99.

S. 1775. O. E. Oppenheim, Dichtung u. Menschenkenntnis, München 1926, zu „Tod in Venedig"; vgl. auch G. Kast, Diss., Bonn 1928, M. Schachow in Zs. f. deutsche Bildung 1. u. 4. u. Bw. 16, S. 208.

S. 1779. E. Aulhorn, Unordnung u. frühes Leid, ZDU. 1928.

S. 1780. Heinrich Mann, Gesammelte Werke, 8 Bde., Wien 1925. — J. Froberger, H. M., Bw. 15, 161 ff.; H. Sinsheimer, H. M.s Werk, 1902; H. Sauer, H. M., LE. 11. Jg. — M. Vonderheide, Mutter Marie, Bw. 25, 147 f.; Diebold, Die Lit. 29, 452 ff. E. Dürr, Der Selbstmord des Kopfes (zu H. M.s „Der Kopf"), Die Lit. 28, 75 ff. über **Klaus Mann** sieh LHdw. 67, 4 ff.

S. 1784. K. Münzer, **Arnold Zweig,** LE. 22. Jg.; LHdw. 66, 83; G. Kronjanker, A. Zw. (Der Jude 2).

Der magische und phantastische Roman.

S. 1785. H. Krüger-Welf, **H. Ewers,** die Gesch. seiner Entwicklung, Leipz. 1922 (nur Apotheose); J. Froberger, H. H. E. oder das Grauenhafte in der Literatur, Bw. 8, 225—230.

S. 1786. J. Bab, **G. Meyrink,** LE. 20, 73 f.; E. Alker, G. M. (Schweizer. Rundsch. 28); H. Sperber, Motiv u. Wort bei G. M., Leipz. 1918; H. E. Zornhoff, Gedanken über G. M. u. die metaphysische Dichtung, ebda. 1918; A. Zimmermann, G. M. u. seine Freunde, Hamburg 1917; B. Jansen, über den Okkultismus in G. M.s Roman „Der Golem" (Neophilologus 7); vgl. dazu Hochld. 13 a, 737 ff. u. Bw. 14, 74 ff.; zum Grünen Gesicht vergleiche ebda. 14, 118, 126. K. G. Bittner, Der Gottsucher G. M. (Freie Welt 8, H. 182); Bibliogr. zu G. M. bringt Die Lit. 30, 336 f.

S. 1787. K. Münzer, **K. H. Strobl,** LE. 16, 518 ff.; A. Altrichter, K. H. St., ein Lebens- und Schaffensbild, Leipz. 1927; Festschr. zum 50. Geburtstage Str.s, mit Beiträgen von vielen Gelehrten (Deutsche Hochschulwarte 6, 9, Prag).

Der exotische Roman. Die Technik im Roman.

S. 1791. W. Scheller, **A. Holitscher** (Neue Rundsch. 408, Berlin); R. Kayser, A. H., Bemerkungen zu seinen letzten Büchern (Die Lit. 28, 583 ff.) u. ebda. biogr. Skizze.

Zu S. 1795. Julius Langbehn, Rembrandt als Erzieher, 54. A., 1922, Jubiläumsausg. mit Biogr. von B. M. Nissen; B. M. Nissen, Der Rembrandtdeutsche J. L., Freiburg i. B., 1926; vgl. dazu die zum Teile gegen Nissen sich wendenden Schriften von E. Anderson, Stuttg. 1927, E. Gurlitt, Berlin 1927, W. Schian, Berlin 1927, über die Rembrandtdeutschen.

Zu S. 1795. J. Feiten, **Hans Grimm** (Volk ohne Raum), Bw. 24, 390—392; W. Scheller, H. Gr. (Hellweg 5, 11, Essen); Autobiogr. (Eckart 5, 11, Berlin); H. Claudius, H. Gr. (Deutsches Volkstum, 1926, 1, Hamburg); Gu. K. Brand, H. Gr., SchL. 27, 529 ff., mit Lit. von Metelmann; zu „Volk ohne Raum" vgl. L. Fürst, Die Lit. 29, 174 u. W. Meridies, LHdw. 64, 496 ff.; W. Schuster, H. Gr. (Deutsch-nordische Zs. 1, 1928).

Zu S. 1796. Alfons Paquet, Gesammelte Schriften, Augsbg. 1928; Auswahl aus seinen Schriften mit Einführung von W. Thormann, M.-Gladbach 1926. — A. Baldus, A. P., SchL. 29, 65 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; S. Wieser, A. P. Bw. 13, 137—145; L. Weltmann, A. P. (Die Lit. 30, 441 ff.); K. Klöber, A. P., Orplid 2, 7; E. Schröder, A. P., LHdw. 66, 86; J. Kneip, A. P., Gral 18, 7; S. Wieser, A. P., Bw. 12, 137—145. J. Kunip, A. P., Gral 18, 351.

S. 1799. K. Puetzfeld, **Bernhard Kellermanns** Romane BM. 6, 1911. — M. S. Filchner, B. K., Bw 14, 172 ff.; E. Pernerstorfer, B. K., LE. 16, 7 ff.; A. F. Binz, B. K., SchL. 30, 513 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; P. Landau, B. K. (Neue Rundsch. 40, 3, Berlin).

S. 1801. Max Eyth, Gesammelte Schriften, 6 Bde., Stuttg. 1927. — K. Weihe, M. E., ein kurz gefaßtes Lebensbild mit Auszügen aus seinen Schriften, Berlin 1916; M. Schefold, M. v. Eyth, der Techniker, Poet und Zeichner (Westermanns Monath. 71, 850); L. Kiesgen, M. E., Bw. 8, 225—230; Th. Ebner, M. E., Heidelberg, 1906; H. Thiel, M. E. zum Gedächtnis, Berlin 1907; H. Wiesenthal, M. E. (Dichter-Ingenieure; führende Männer), 1924; F. Kainz, Technik u. Industrie in der Dichtung (Westerm. Monatsh. 70, 834); J. Zimmermann, Die Widerspiegelung der Technik in der deutschen Dichtung von Goethe bis zur Gegenwart, Diss., Leipz. 1913; H. W. Kistenmacher, Maschine u. Dichtung, Diss., München 1913; G. Biedenkapp, Eyth, ein deutscher Ingenieur u. Dichter, biographische Skizze mit Proben aus seinen Werken, Stuttg. 1910; H. Holzinger, M. E., Ulm 1916; R. Heege, M. E., Berlin 1928.

S. 1803. Kl. Viebig, Ausgew. Werke, 8 Bde., Stuttg. 1930. — G. Scheuffler, **Klara Viebig,** Erfurt 1927; H. Schwarz, Kl. V. (Rheinische Heimat 4, 2, Aachen); ders., Kl. V. (Die Lit. 27, 732, mit Bibliogr.), Zerfasien zu Kl. V.s Roman „Die goldenen Berge" (Die Lit. 30, 76 f.); P. Görg, Die Objektivität und Realistik in Kl. V.s Eifelwerken, Bw. 4, 120 ff.; B. Stein, Kl. V., ebda. 4, 8—14; L. Lessen, Die Schilderung der Massen in K. V.s Romanen (Die Neue Zeit 32).

S. 1807. P. Bornstein, **A. Croissant-Rust,** LE. 9. Jg. W. Weigand, A. C.-R., Münchener N. Nachr. 1930, Nr. 336.

S. 1808. Helene Böhlau, Gesammelte Werke, München 1927 u. Stuttg. 1929; Gesamtausgabe der Werke, Weimar 1929. — F. Zillmann, H. B., ein Beitrag zu ihrer Würdigung, Leipz. 1919; M. S. Filchner, H. B., Bw. 15, 53—59; Bibliogr. zu H. B. bringt Die Lit. 32, 218.

S. 1811. A. Schreiber, **Hedwig Dohm,** Berlin 1914.

S. 1811. A. F. Binz, **Sophie Hochstetter** (Die Abend-Allee, Würzburg, 61. Jg. 1924); H. Marcus, H. (Recl. Univ. 42, 9).

S. 1816. Emil **Marriot** (Mataja), charakt. LE. 20, 73 f.

S. 1816. H. Marti, Eine Frau **(Auguste Hausclerer)** u. ihr Kreis (Bund, Bern 79, 1929); A. H., Nekrolog, Die Lit. 26, 541.

S. 1817. L. Katscher, **B. v. Suttner,** die „Schwärmerin" für Güte, 1903; A. H. Fried, B. v. S., 1908; Ellen Key, Fl. Nightingale u. B. v. S., 1919. (Zwei Frauen im Kriege wider den Krieg.)

S. 1818. M. v. Bunsen, **Elisabeth v. Heyking,** Die Lit. 27, 393 ff.; K. E. Heilborn, E. v. H., ebda. 346, mit Lit.; H. M. Elster, E. v. H. (Baden-Baden, Bühnenbl. 5, 5).

S. 1818. P. Hamecher, **Adele Gerhard,** 1918; G. Witkowski, A. G., LE. 24. Jg.; M. Corssen, A. G., 1922; F. Scholz, A. G. als Dichterin der deutschen Jugendbewegung (Zeitf. für deutsche Bildung 5, 6, Frankf. a. M.); L. Schulze-Kunstmann, A. G. u. ihr Schaffen (Frau u. Gegenwart 1926, 38, Hamburg); Bibliogr. zu A. G. bringt Die Lit. 30, 653.

S. 1819. Ricarda Huch, Gesammelte Gedichte, Leipzig 1929. — W. Harich, R. H., SchL. 25, 205 ff.; Ch. Netzle, Weltgestaltung u. Lebensdeutung in den Werken R. H.s, ebda. 214 ff.; andere Aufsätze u. Schriften über R. H. von: H. Bleuler-Waser, Berlin 1904, E. A. Regener, Leipz. 1904, E. Gottlieb, ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Epik, Leipz. 1914, O. Walzel, Ein Wort über die Kunst des Erzählens, ebda., 1916 u. Inselschiff 2, 49 ff., E. Gillischewski, Das Schicksalsproblem bei R. H., im Zusammenhang ihrer Weltanschauung (German. Studien 35. Bd.), Berlin 1925, E. Hamann, Bw. 11, 14 ff., dies., R. H.s jüngste Werke, ebda. 15, 91—95; H. Bethge, LE. 5. Jg., R. Schaukal, Hochld. 18b, 505 ff., A. Bios, Die Lit. 31, 709 f., mit Bibliogr.; E. Lissauer, Die Gedichte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der N. H., Die Lit. 32, 263 ff.; F. Faßbinder, N. H., Gral 18, 11; Bibliogr. von Frels, SchL. 25, 221 ff.

S. 1825. A. Heine, **Lou Andreas-Salomé**, LE. 14, 80 f.

S. 1825. S. Hochstetter, **Anselma Heine** (Frauen der Gegenwart 1925, 4, Hamburg); E. Heilborn, A. H., Die Lit. 33, 204, mit Bibliogr.; A. Jacker, A. H. (Der Schriftsteller 18, 11, Berlin).

S. 1826. Mally Behler-Hagen, Franziska Gräfin zu **Reventlow**, SchL. 29, 9 ff.

S. 1826. K. Schultze, **Juliana Karwath**, LE. 22, 835 ff.; ebda. S. 843, autobiogr. Skizze.

S. 1827. J. Zimmermann, **A. Richli**, Bw. 24, 298 ff.

S. 1827. E. Vormeyer, **Klara Ratzka** (Frauen der Gegenwart 5, 32, Hamburg); E. A. Gottheimer, Erinnerungen an Kl. R. (Stuttg. N. Tagbl., 1929, 17).

S. 1829. E. Kohlmann, **Gr. v. Urbanitzky** (Die Lese, 1918, H. 10, Köln).

S. 1829. Zu **Agnes Günther-Brenning** vgl. K. J. Friedrich, Die Heilige, Erinnerungen an A. Günther, 1915.

2. Überwindung der Moderne. Heimatkunst.

S. 1831. A. Bartels, **Heimatkunst**, Berlin 1904.

Norddeutsche und mitteldeutsche Heimatdichter.

S. 1833. **Heinr.-Sohnrey-Buch**, ausgew. u. hg. von H. Rothhart, Berlin 1929. — K. Herbst, Leben u. Werke von H. S., Leipz. (UB.); M. Zeibig, Leben u. Werke von H. S. (Der Türmer 31, 9, Stuttg.); H. Binder, S., ein Volksschriftsteller, Bw. 1, 102—105. H. M. Elster, H. S. (Die christl. Welt 43, 17, Gotha); A. Kutscher, H. S.s Dorferzählungen nebst Autobiogr. LE. 15. Jg.; H. Böttger, H. S., ein Dichter des Landvolks (Der Wächter 11. Jg. 1929), S.s Volksstücke (Deutsches Volkstum 1926, Maiheft).

S. 1833. H. Chr. Kaergel, **Karl Söhle**, SchL. 29, 321 ff., mit Bibliogr.; F. Lüdtke, K. S. (Der Schimmelreiter 5, 3).

S. 1834. E. M. Hamann, **Diedrich Speckmann**, Bw. 14, 55 ff. H. Gäfgen, D. Sp., SchL. 23, 65.

S. 1836. **H. Löns**, Sämtliche Werke, 8 Bde., hg. von F. Castelle, Leipzig 1923; Nachgelassene Werke, herausgegeben von W. Deimann, 2 Bde., Hannover 1928. — E. Löns, H. L.' Jugendzeit erzählt von seinem Bruder, 2 Bde., Minden 1927; H. L.' Mannesjahre, Leben u. Schaffen bis zum tragischen Ende, erzählt von seinem Bruder, Minden i. W. 1930; M. Tönjes, L. als Journalist (Deutsche Presse 19, 39, Berlin); A. Zimmer, H. L. (Die Bergstadt 13, 12, Breslau); K. Eilers, H. L. als Charakter, Hammen 1926; derf., H. L. als Mensch u. als Dichter; Deimann, H. L., sein Leben u. Wirken, Dortmund 1923; H. Binder, H. L., Bw. 10, 150—157; F. Wipperkmann, Löns-Bücher (ein Überblick über die Schriften von u. über L.), ebda. 19, 13 ff u. 105 ff. (Jb. der Charakterologie 4. Bd.), 1927; K. Kahle, H. L. u. die Frauen, 1926; W. Hins, Aus H. L.s Studententagen (Naumburger D. C. 44. Jg.). Vgl. ferner die Monogr. von: T. Pilf (1916), H. Schauerte (1920), Fr. Castelle (1920), E. Griebel, Berlin 1924, W. Spickernagel, H. L. u. unsere Zeit, 1920; Elisabeth Löns-Erbeck, Meine Erinnerungen an H. L., 1921; A. Ulzer, Elisabeth Löns, W. Stammler, H. L. (Deutsches biogr. Jb., 1. überleitungsbd.), 1925; H. Knottnerus-Meyer, Der unbekannte L., Jena 1923; O. Weltzien, Der Rosenjäger, Berlin 1925; A. Potthoff, H. L. u. das Volkslied, Hannover 1928. M. Fischer, Tierbücher (Die Lit. 32, 340 f., aufgezählt u. bewertet); A. Biese, H. L. (Dithmarschen 5, 3, Bussum i. H.) (eine lebensvolle Würdigung der schriftstellerischen Persönlichkeit von H. L.); L.s Gedenkbuch, 9. A., Hannover 1922 (enthält Aufsätze von verschiedenen Verfassern); W. de Witte, H. L., der Dichter, der Mensch, der Freund, Warendorf in W. 1922 (warm u. fesselnd geschr.); Sammlungen von L.s Kompositionen, aufgezählt in Bw. 19, 17 ff. H. Nordeck, H. L., Hochld. 21 b, 328.

S. 1837. **Timm Krögers** Novellen, Gesamtausg. 6 Bde., Braunschweig 1918. — H. A. Krüger, T. K.s Novellen, SchL. 7, 3; J. Muth, T. K., Hochld. 3b, 325; H. Johst, T. K., LE. 18, 1049 f. Wa Jürn Hölk den Düwel zitirr, von T. Kröger. Mit einer Einleitg. in T. Kr.s Dichtung von J. Bödewadt (Nd. Bücherei, 60. Bd.), Hamburg 1919; von demf. hg.: Timm-Kröger-Gedenkbuch, zum 75. Geburtstag des Dichters, Braunschweig 1920; T. Kr., ein deutscher Dichter eigener Art, Hamburg 1916; G. Falke, T. Kr., ebda. 1906; O. H. Brandt, T. Kr., SchL. 28, 145 ff. mit Bibliogr. von Frels; F. Schrierer, T. Kr. als Dichter für die Heimat, Bordesholm 1924; J. Faßbinder, T. Kr., Bw. 8, 1—8. K. Muth, T. K., Hochld. 14 b, 105.

S. 1840. G. Schwitz, **H. Voigt-Diederichs**, Bw. 13, 251 bis 261.

S. 1842. H. Binder, **Ch. Niese**, Bw. 9, 206—212.

S. 1884. **G. Frenssen**, Deutsche Gesamtausg. v. Quentzel, 3 Bde., Leipz. 1926. — G. Schmitz, Fr. als Mensch u. Dichter, Bw. 10, 172 ff., weitere Monogr.: K Enders, G. Fr. u. Hilligenlei, 1906; W. Alberts, G. Fr., 1922, von J. Loewenberg, Hamburg 1903, H. M. Elster, Leipz. 1911, A. Droege, Die Technik in G. F.s Romanen, Diss., Greifswald 1915, M. Schian, Görlitz 1903; A. Brandt, Fr.s Bismarck-Epos u. „Amerikabriefe", Die Lit. 26, 529 ff.

S. 1850. **Ottomar Enking**, Romane, 5 Bde., Bremen 1929. O. Hachtmann, Zu O. E.s 50. Geburtstage, 1922; derf., O. E., SchL. 25, 325 ff., mit Lit. von W. Frels.

S. 1854. R. Dohse, **W. Lobsien**, SchL. 23, 327 f.

S. 1855. A. Bartels, **Fr. Stavenhagen**, eine ästhetische Würdigung, Dresden 1907; P. Wriede, Fr. St., über sein Leben (Mitt. aus dem Quickborn 2. Jg. Nr. 4, Hamburg); A. Becker, F. St., über seine Stellung in der Entwicklung des deutschen Dramas, Oldenburg 1927; K. Stolle, St.s „Mudder Mews" (WMb. Nr. 27), mit einer Würdigung des Dichters; R. Dohse, H. Seidel u. Fr. St., 1907; H. Spiero, Fr. St. (Deutsche Geister), 1910; H. Jochimsen, St.s künstlerische Entwicklung in den Gedichten und Novellen seiner Frühzeit, Diss., Hamburg 1922; J. Plate, Fr. St. als nd. Dramatiker, Diss., Münster 1923.

S. 1856. A. Janssen, **Hermann Boßdorf** (Deutsches biogr. Jb., Bd. 3, 1921, S. 43 ff. (ausführliche Biogr. u. Angabe des Nachlasses); derf., H. B., der Mensch u. das Werk des Dichters, Hamburg 1927; R. Ohnsorg, H. B., SchL. 22, 266 ff.; W. Güttke, H. B. (Der Schimmelreiter 5, Hamburg); K. Budich, B. als Lyriker, Lübeck 1928; H.-Boßdorf-Buch, Ausw. aus seinen Werken, hg. von A. Janssen, Hamburg 1927, derf., LE. 24, 258 f.

S. 1858. K. Stapelfeldt, Beiträge zu **W. Poecks** Romantechnik mit besonderer Berücksichtigung des Niederdeutschen, Diss., Hamburg 1923.

S. 1861. M. S. Filchner, **M. Möller**, Bw. 17, 28 ff.; R. Dohle, M. M., SchL. 22, 305 ff.

S. 1864. R. Dohse, **G. Kohne**, Sein Wesen u. sein Werk, Leipz. 1927; derf., SchL. 23, 19 ff.

S. 1865. F. Lindemann, **W. Scharrelmann**, SchL. 26. Jg., 385 ff., mit Bibliogr.

S. 1866. **Gorch Fock**, Sämtl. Werke, hg. von J. Kinau, Hamburg 1925. — H. Meyer-Benfey, G. F., LE. 18. Sp. 1403 ff. (ein schöner Essay) u. ebda. 1263 ff.; Th. W. Cramer (Die Tide 3); E. Borchling (Die literar. Gesellschaft 2).

S. 1868. F. Rostosky, **P. Schurek**, SchL. 30, 385 ff., mit Bibliogr. v. Metelmann; F. Wippermann, P. Sch., ein neuer plattdeutscher Dichter, Bw. 20, 29 f.

J. Autz, **M. Homscheid**, Bw. 10, 51—55.

S. 1871. Zu **H. F. Blunck** vgl.: Niederdeutscher Heimatfreund (Sondernummer Blunck) 1924; Deutsche Nordmark (Schleswig-Holsteinische Monatsschr. Nr. 7, Blunck-Heft), 1925; K. Müller-Rastatt, Bl.s Eiszeitroman (Die Lit. 31, 137 ff.); R. Muuß, H. Fr. Bl.s religiöse Stellung (Die christliche Welt 43, 18, Gotha); O. E. Hesse, H. Fr. Bl., ein Beitrag zur nordischen Renaissance, Jena 1929; H. Ehl, Bl. als Märchenerzähler (Deutsche Kunstschau 1, 13—24); W. Götz, H. F. Bl., Deutsche Rundschau 52, 7; Mally Behler-Hagen, H. F. Bl., SchL. 27, 245 ff., mit Bibliogr.; E. A. Dreyer, Fr. Bl. (Freie Welt, 10, 234);

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

F. Wippermann, H. F. Bl., Bw. 23, 289—297 (tiefgründige Studie); R. W. Schulte, H. F. Bl., LE. 25, 258 ff.; P. Wegwitz, H. F. Bl. (Die Tat 19). J. Schmitz, Fr. Bl., Gral 19, 600; Ch. Jenssen, H. F. Bl., der Lyriker u. Balladendichter, mit Bibliogr. von Metelmann, N. 32, 257 ff.

S. 1876. Fr. Richter, Die Stellung und Bedeutung von **Ferdinand Krüger** in der Entwicklungsgeschichte d. niederdeutschen Schrifttums (Eckboom 42. Bd.), 1924.

S. 1878. C. Schröder, **A. Wibbelt,** LHdw. 60, 395 ff.; F. Castelle, W., ein Dichter der Freude (Der Schacht 4, 5); A. Baldus, A. W., sein Leben u. sein Werk, Leipz. 1921 (liebevolle Würdigung des Dichters); derf., Wanderer im Morgenrot, Koblenz, enthält eine Studie über W.; F. Wippermann, W.s plattdeutsche Novellenkunst. Kölnische Volksztg., liter. Beilg. Nr. 51, vom Dezemb. 1912; derf., A. W., Bw. 19, 212 f.; A. Möller, W. als Dialektdichter, Bw. 5, 138—142; zu den plattdeutschen Dichtern vgl. Wippermann „Deutsche Mundartdichtung im Literar. Ratgeber des Borromäus-Vereins 1926, S. 161 bis 182; wo eine gute Übersicht und feinfühlige Kritik der Dichter geboten wird; sieh auch das Hausbuch nd. Lyrik, hg. von A. Janssen u. J. Schräpel, mit einem Geleitwort von C. Borchling, München 1926 u. das eben dort 1928 erschienene nd. Balladenbuch. H. Herz, Prediger unserer Zeit, Wibbelt, LHdw. 63, 417 ff. M. Becker, A. W., Gral 17, 38 ff.

S. 1880. F. Wippermann, **Hermann Wette,** Bw. 19, 169 f.

S. 1881. K. Wagenfeld zum 60. Geburtstag vom westfäl. Heimatbund, Münster 1929 (Volkstum u. Heimat), das Buch bringt viele Arbeiten namhafter Vertreter westfäl. Heimatliebe; E. Metelmann, K. W., SchL. 30, 396 ff., mit Bibliogr.; H. Roselieb, K. W.s Luzifer, Hochld. 17 a, 482; Volkstum u. Heimat, Festschr., hg. vom westf. Heimatbund, Münster i. W. 1929, stellt im ersten Teile in Aufsätzen verschiedener Verfasser K. W.s Bedeutung als Mensch, Dichter u. als Volkskunde-Forscher u. als Förderer der westf. Heimatbewegung dar. J. Riheмann, K. W., Gral 16, 228 f.

S. 1883. F. Wippermann, **Frank Emil,** Bw. 10, 14 ff.

S. 1883. G. Schäfer, **H. Luhmann,** Gral 24, 237 f; J. Bergenthal, H. L., LHdw. 66, 6 ff.; L. Kiesgen, H. L, Bw. 25, 102—104.

S. 1883. Friedrich **Skowronneks** Gesammelte Werke, 10 Bde., Leipz. 1928. — K. Haugewitz, Das malerische Volkstum bei Richard u. Friedrich Skowronnek, Progr., Lötzen 1910.

S. 1884. F. A. Böhme, **Kotzde** (Der Türmer 30, 6); L. Meyer, W. Kotzde (Ostd. MHefte 8, 12, Berlin); G. Holzstein, W. Kotzde (Der Türmer 16, 10); R. Stahlecker, Vater Kotzdes Leben u. Schaffen, 1926.

S. 1886. J. Brester, **H. Eschelbach,** Bw. 1, 29—30; M. Guhlke, H. E., ein deutsches Dichterbild, o. J. J. Brester, H. E., in Köhlers Liter. Neuigk. 6, 4, Leipzig 1906.

S. 1888. A. Gotzes, **L. Kiesgen,** Bw. 10, 250—252; vgl. auch Hochld. 7 a, 361 u. ö.; H. Herz, L. K., Bw. 16, 211.

S. 1891. Fr. Brümmer, **W. Kreiten,** Biogr. Jb., 7. Bd. (1905). StML. 3. Register, S. 12 ff. u. Bd. 63, 1—11.

S. 1892. A. Trampe, **E. Thrafolt,** Bw. 10, 222—226; B. M. Steinmetz, Saar- u. moselländische Poeten und Skribenten, Gral 19, 317 ff. J. Mumbauer, E. Th., LHdw. 58, 295 ff.; H. Benzmann, E. Thr., Die Lit., 26, 647 ff.

S. 1894. H. Brey, **Fabri de Fabris,** Bw. 5, 113 ff.

S. 1894. K. Enders, **E. Muellenbach,** Biogr. Jb. 6. Bd. (1904).

S. 1895. L. Kiesgen, **Julius N. Haarhaus,** Bw. 10, 146—150.

S. 1895. P. Hankamer, **N. Lambrecht,** Bonn 1914; B. Achtermann, N. L. (Mehr Sonne — mehr Freude!), Bw. 6, 156—160; R. Knies, N. L., Hochld. 25 b, 214. K. Muth, N. L., ebda. 6 a, 96.

S. 1899. H. Kiesekamp (Rafael), vgl. Bw. 6, 140; 8, 31—37; 11, 70; 14, 14, u. Hochld. 2 b, 426 ff.; 3 b, 636; 8 a, 217; 14 b, 384.

S. 1901. C. Schröder, **Chr. Flaskamp,** eine Würdigung seines dichterischen Schaffens, LHdw. 55, 521 ff.; derf., Ch. Fl., ein kathol. Dichter u. Denker, Bw. 19, 49 ff.; L. Kiesgen, Ch. Fl., ebda. 11, 145—150.

S. 1902. E. M. Hamann, **Philippi Fritz,** Bw. 12, 70—78.

S. 1903. K. Esselborn, **Adam Karrillon,** über ihn und von ihm, Darmstadt 1922; W. Rath, A. K., Eckart 6, 357 ff.

S. 1904. E. M. Hamann, **M. Herberts** Lyrik, Bw. 12, 145—152; H. Binder, M. H. als Novellistin, ebda. 3, 137 ff.; derf., M. H. als Volksschriftstellerin, ebda. 16, 81—85; H. Herz, M. Herbert zum 60. Geburtstage, LHdw. 61, 359 ff.; W. Matthießen, M. H., Hochld. 17 a, 350. M. Köchling, Flammen, Festschrift zu M. H.s 60. Geburtstag, Köln 1919.

S. 1909. W. K. Engelhard, **K. E. Knodt,** 1907; R. Knies, K. E. K. 1909; R. Krauß, K. E. Kn., LE. 18. Jg.

S. 1909. G. Falke, **W. Holzamer,** LE. 9. Jg., G. Landauer, W. H. ebda. 15. Jg. u. ebda. H.s Lebensbuch 13, 1443 ff.; Bibliogr. zu H.: Die Lit. 32, 526; A. Schmidt, W. H., ein unbekannter Großer, Wien 1927; derf., W. H. (Marke 23, 18); R. Wenz, W. H. (Rhein. Beob. 3, 20—21); R. Dohse, W. H., Berlin 1908.

S. 1910. Alfred-Bock-Buch, hg. von W. Scheller, Marburg 1929 (bringt einige Erzählungen u. Bruchstücke aus seinen großen Romanen); W. Müllner, A. B. (Volksbildung 55, 7, Berlin); Bibliogr. bringt Die Lit. 32, 152 f.; F. Usinger, Der Dichter A. B., SchL. 23, 114 ff.

S. 1911. P. Bourfeind, **Nikolaus Schwarzkopf,** ein Dichter deutscher Innerlichkeit, LE. 24, 1359 ff.; L. Kiesgen, N. Schw., Bw. 23, 1 ff. H. Ballhausen, über N. Schw.s Dichtung (Der Pflug 4, 3); G. Schäfer, N. Schw., Hochld. 24 a, 360.

S. 1913. B. Philipp, **M. Renate Fischer** (Gartenlaube 1921, 33); W. Bähr, M. R. F., Die Lit. 26. Jg. 193; Autobiogr. Skizze, ebda. 207 ff.

S. 1914. H. Weertz, **Fr. Schrönghamer-Heimdal** als Erzähler, Bw. 17, 84 ff. Germ. 1931, 163.

S. 1915. H. M. Elster, **J. G. Seeger,** Münchener Allg. Z. 124, 33 (1921) und SchL. 22, 217 ff.

S. 1916. J. Eckardt, **Paul Keller,** 1918; H. H. Borchardt, P. K., Hirschberg 1910; G. W. Eberlein, P. K., sein Leben u. sein Werk, Breslau 1920 (kritiklos lobend); J. Hönig, P. Keller, Bw. 25, 327 (gründliche u. objektive Würdigung des Dichters); F. Herwig, P. K.s „Stille Straßen", Hochld. 10 a, 619 f.; in dieser Zs. Besprechung auch der anderen Romane P. K.s, ebenso in der Bw. u. über den Wassern. M. S. Filchner, P. K., eine Würdigung seines Gesamtschaffens, Bw. 18, 1 ff.; H. H. Borchardt, Sinniges Kellerbuch 1918; J. Baeker, P. K., sein Wesen u. sein Werk, Die Lit. 26, 461 ff.; A. Trampe, P. K., Bw. 8, 103—106.

S. 1923. M. Richartz, Ein schlesischer Heimatdichter **Robert Kurpiun,** SchL. 20, 54 ff.; Zerkaulen, Das Flammenhaus von R. K., Die Lit. 27, 181; K. Baum, R. K. (Ostdeutsche Monatshefte 10, 3, Berlin).

S. 1923. A. Fr. Krause, **M. Geißler,** LE. 11. Jg.; R. Benreiter, M. G., SchL. 14. Jg. 125 f.

S. 1927. H. Stegemann, Ausgew. Werke, 6 Bde., Stuttg. Erinnerungen aus meinem Leben u. meiner Zeit, Stuttg. 1930. — E. Pernerstorfer, LE. 17, 1157 ff. (Würdigung des Romanschriftstellers St.); F. Froberger, Hermann Stegemann, Bw. 14, 25 ff. (eingehende Würdigung u. Analyse der Werke); St. Gesch. des Weltkrieges, 4 Bde., Leipz.; H. St., Persönlichkeit u. Werk (Festschr. zum 60. Geburtstage; mit Aufsätzen von mehreren Gelehrten), Stuttg.; H. Stegemann, sein Lebensbild (Kreuzz. 1930, 366).

S. 1929. M. Rockenbach, **B. Ifsemann,** Bw. 19, 183; H. Braudenburg, B. J. (Propyläen, Beilg. der Münchener Zeitg. Jg. 25, H. 41); derf., B. J. in SchL. 29, 513, mit Bibliogr. v. Metelmann.

S. 1931. H. Binder, **Emil Strauß,** Bw. 15, 78 ff. (eingehende Würdigung u. Analyse der Werke); O. Stößl, E. Str., LE. 28, 842 ff.; A. v. Grolman, E. Str., SchL.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

27, 1 ff.; H. Frank, Vaterland von E. Str., Die Lit. 26, 181 ff.; J. M., Besprechung der Romane: Engelwirt, Freund Hein, Kreuzungen, Hochld. 4 a, 505 ff.; vgl. ferner: Doderer (Hellweg 6, 2), G. Keckeis, LHdw. 67, 194 f., A. Fischer-Colbri, E. Str., Sonderbeilage zu SchL. 31. Jg., Ph. Witkop, E. Str., ebda. 28, 193 f. mit Bibliogr.; Lit. bringt auch Die Lit. 28, 408. J. M., E. Str., Hochld. 4 a, 504.

S. 1933. **Hermann Hesse,** Gesammelte Werke, Berlin 1926. — Monogr. u. Charakteristiken von: H. Ball, H. H, sein Leben u. sein Werk, Berlin 1927, dazu vgl. P. Adams, Bw. 25, 4—8 u. Fr. Reifferscheidt, Hochld. 25 a, 218. H. R. Schmid, Frauenfeld 1928 (tief schürfend, im Anhang Lit.), H. Stolz (Die Lit. 26, 324 ff.); A. Kubin 1907, Ph. Witkop, SchL. 28. Jg., Bild von der Entwicklung H.s an der Hand seiner Werke, K. H. Bühner, H. H. u. G. Keller, Stuttg. 1927; S. Wieser, Bw. 12, 201—209; H. Geffert, Das Bildungsideal im Werk H. H.s, Langensalza 1927; Bibliogr. SchL. 1927, S. 299 ff.; H. Herz, H.s Roman „Roßhalde, ein Typus", Bw. 11, 281—283; M. Hermann-Neiße, H. als Lyriker (Literar. Welt 5, 24), H. Kunze, SchL. 24, 201 ff.; E. Dürr, H. Hesses Ich-Problem (Die Zeit 30, 135 ff.).

S. 1939. J. A. Beringer, **A. Geiger,** LE. 9. Jg.

S. 1940. **Adolf Schmitthenner,** Ausgew. Erzählungen, Stuttg. 1924; zu A. Schm. vgl. Die Lit. 26, 604 ff. und J. Faßbinder, A. Schm., Bw. 8, 127—135.

S. 1942. **Ludwig Finckh,** Das dichterische Werk, 7 Bde., Stuttg. 1926. — Kl. M. Faßbinder, Bw. 12, 261—263; R. Krauß, L. F., LE. 17, 715 ff.; O. H. Brandt, L. F., SchL. 23, 194 ff.; Lit. zu L. F. ebda. 1926, H. 5, S. 231; O. Doderer, L. F. (Rhein. Beob. 5, 2). Ludwig-Finckh-Buch, Stuttg. K. Kiesgen, L. F., Hochld. 5 a, 118.

S. 1944. O. Floeck, **Konr. Kümmel** u. sein literarisches Werk, SchZ. 3, 968; A. Vögele, K., der schwäbische Volksdichter, Bw. 4, 111 f.; K. Heimpel, Hochld. 15 b, 330.

S. 1944. H. Binder, **H. Billinger,** Bw. 2, 171 ff.

S. 1945. A. Rumpf, **Auguste Supper,** Bw. 12, 254 ff.; Ackerknecht, Einl. zu Nr. 150 der Wiesbadener Volksb.; K. Fuß, A. S. (Der Türmer 30, 1); R. Günther, (Deutsch. Volkstum 1926, 1). Th. Ebner, A. S., Hochld 6 a, 499.

S. 1947. Ch. Friedrich, **H. Christaller** (Die christl. Welt 40, 23); A. Rumpf, H. Chr., Bw. 13, 145—152; LE. 1909—1910.

S. 1949. G. Schmitz, **Anna Schieber,** eine süddeutsche Erzählerin, Bw. 11, 193 ff.; dazu H. Herz, Lit. Ratg. 1926, 104.

S. 1950. R. Krauß, **Hans Heinrich Ehrler,** LE. 21, 705 ff.; P. Bauer, H. H. E., Bw. 17, 245 ff.; über H. H. E. vgl. auch Orplid 2, 12.

S. 1952. M. Behr, **W. Schussen,** Bw. 16, 156 ff.; M. Gerster, W. Sch., SchL. 23, 49 ff.; K. Fuß-Essen, W. Sch., Der Türmer, 27, 3; W. Sch., Dichterleben, Selbstporträt, SchZ. 5, 819 ff. M. Behr., W. Sch., Hochld. 9 b, 502; u. Herwig, ebda., 21 b, 665.

S. 1954. J. Meyer, **Heinr. Mohr,** LHdw. 60, 449 ff.; E. Schopen, H. M., Bw. 14, 61 ff.

Heimatdichtung in den Sudetenländern.

S. 1956. J. Nadler, **A. Schott** (Volkslesehalle, 8, 121, Wien); M. S. Filchner, A. Sch. bloßer Unterhaltungsschriftsteller oder Künstler? Bw. 14, 34 ff. (liebevolle Würdigung).

S. 1957. H. Binder, **J. Peter,** der G'schicht'nmacher aus dem Böhmerwald, Bw. 11, 248—252; H. Brecka, J. P. (Volkslesehalle 8, 25 f. u. 49 f.).

S. 1958. H. Binder, **Josef Gangl,** ein neuer Böhmerwald-Dichter, Bw. 11, 55 ff.; A. Graßl, J. G., ein literarischer Schützling M. Herberts, in „Flammen" zu M. H.s Gedenken hg. von M. Köchling, Köln 1928. J. Muth, J. G., Hochld. 5 b, 612.

S. 1960. F. Trathnigg, **Rudolf Haas** (Der getreue Eckart 4, 19—20), O. Floeck, R. H. (Bergstadt 7, 1, Breslau).

S. 1961. J. Mühlberger, **Robert Michel** (Die Lit. 32, 390 ff.).

S. 1962. K. Leppa, **H. Watzlik,** sein Leben u. Schaffen, Kassel 1929; R. Hohlbaum, H. W. (Der getreue Eckart 7, 3, Wien); O. Floeck, H. W. (Der Wächter, 12, 1, Berlin); H. Krey, H. W., ein süddeutsches Dichterleben (Ostd. Monatsh. 11, 6); O. Brandt, H. W., SchL. 30, 229 ff., mit Lit. von Metelmann; G. Fittbogen, H. W. (Die Lit. 27, 644 ff. L. Leppa, H. W., sein Leben u. Schaffen, Eger 1929.

S. 1964. O. Floeck, **Robert Hohlbaum** (Der Türmer 31, 11, Stuttg.), F. Trathnigg, R. H. (Der getreue Eckart 3, 3 Wien), E. Sander, Der Erzähler H. H. (Neel. Univ. 42, 22); K. Bienenstein, R. H., SchL. 27, 385 ff., mit Lit.; W. Kosch, H., ein Dichter des Deutschtums, Festschr. für M. Koch, Breslau 1926, F. Krünes, R. H., LE. 22, 74; zu „Das klingende Gift" (1931) vgl. Graf 25, 463.

Österreichische Heimatdichter.

S. 1967. **Emil Ertls** Meisternovellen, hg. v. H. Wastian, Leipz. 1930. — A. Walheim, E. E., sein Leben u. seine Werke, Leipz. 1912; G. Schmitz, E. E. u. sein Werk, Bw. 13, 12 ff.; O. H. Brandt, E. E.s Dichtungen, Eckart 8, 685 ff.; derf., Einführung zu E. E., „Drei Novellen" (Neuere Dichter, 1913); F. Poek, E. E., von deutscher Arbeit in Österr. (Der treue Eckart, 4. Jg. 17—18 H.); J. Papesch, E. E. (Österr. Monatsh. 6, März-April); sieh Die Lit. 32, 466; J. K. Ratislav, Einl. zu E. E „Aus der Bienengasse", 1913; R. Zauzal, Nachwort zu E. E., „Der hänfene Strick" (Deutsche Hausbücherei), 1913. K. Weiß, E. E., Hochld. 3 b, 619.

S. 1974. F. Glück, **O. Stößl,** Kunstwart 42, H. 10; M. Wied, O. St., LE. 27, 602, mit Bibliogr.; G. Fittbogen, O. St., LE. 25, 967 (Vergleicht St. mit G. Keller; dieser Dichter aus dem Leben u. der Idee des Volkes u. daher wurde seine Dichtung ein „Volkskunstwerk", was die Dichtung St.s nicht ist, denn er dichtet aus seiner Isoliertheit heraus); W. Mahrholz, O. St. (Deutsche Monatsh. 12); E. Lissauer, Ein Gedichtband O. St.s, Die Lit. 31, 17; R. Petsch, St.s Künstlerroman (Die Werber 1, 4, Oppeln); K. Lehmann, O. St., SchL. 24, 61 ff.

S. 1977. E. Alker, **Fr. Nabl,** SchL. 29, 234 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; E. Alker, F. N., LE. 22, 1295 ff.; B. Achtermann, zu N.s „Die Galgenfrist", Bw. 11, 233 f.; A. Trampe zu N.s „Ödhof", Bw. 10, 47 f.; B. Ackerknecht, Auch ein Totentanz (N.s Galgenfrist), LE. 24, 143 ff.; H. Johst, Ein großer Roman der kleinen Welt (N.s Das Grab des Lebendigen), LE. 20, 133 ff.

S. 1980. K. Landsteiner, **J. Wichner,** 1903; H. Nägele, J. W., 1912; Schmidt, J. W. (Volkswohl); S. Kohler, J. W., Bw. 1, 30—33.

S. 1481. H. Binder, **Landsteiners** Romane u. Erzählg., Bw. 4, 157—160. — O. Fehringer, **R. Weißenhofer,** Progr., Seitenstetten 1900.

S. 1982. G. Wilhelm, **Rudolf Hawel,** Deutsches Jb. (über das Jahr 1923), Stuttg. 1930.

S. 1983. M. S. Filchner, **Köck-Gmeiner,** Bw. 15, 150 f.

S. 1986. K. Möhlig, **Hans Sterneder,** der Wunderapostel, Bw. 22, 519.

S. 1986. **Franz Keim,** Ges. Werke, 5 Bde., München 1912; H. Anschöber, Fr. K., Oberösterr. Männergestalten S. 147 ff.

S. 1986. **Ed. Samhabers** Ausgew. Dichtungen, mit vortrefflicher Einl. hg. von F. Berger, Linz 1928.

S. 1989. K. E. Baumgärtel, **Gustav Streicher** (geb. 1873 in Auerbach bei Uttendorf im Innviertel, gest. 1915) (Oberösterr. Männergestalten 142 ff.), A. Stern, Typen u. Gestalten, Linz 1902. — G. Prader, **R. Hanrieder** in seinen Dichtungen, St. Pölten 1912; J. Ilg, R. H., in oberösterr. Männergestalten S. 126 ff.; Proben seiner Gedichte in „Aus dá Hoamat" Bd. 6. — J. Haimerl, **R. Purschka,** in o.-ö. M.-Gest. S. 135 ff. — Derf., **A. Schosser,** ebda.; Wurzbach, Biogr. Lexikon 31. Bd. u. ADB. 32. Bd. Vgl. dazu Biogr. Lexik. des Landes Österr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ob der Enns, hg. von F. Krackowizer u. F. Berger, Linz 1931.

S. 1990. H. Cardauns, **H. v. Hammerstein,** Bw. 20, 67 f.; E. Reinhard, H. v. H., ebda. 18, 225—233; H. v. H., Aus dem Bilderbuche meines Lebens: Woher ich kam und wie ich wurde (Jb. der Innviertler Künstlergilde, 1927).

S. 1992. S. Wieser, **Rudolf Greinz** u. Ludwig Thoma, Bw. 16, 41—48; P. Rossi, R. G., der Mann und das Werk, 1926.

S. 1993. F. Buchner, **A. v. Wallpach** (Der Schlern 7, 4); H. Stifter, A. v. W. (Die Kultur 6, 4, Wien).

S. 1993. A. Banaschewski, **K. Dallago** (Die Lit. 29, 72 ff.).

S. 1995. Lala Lorme, **Heinr. v. Schullern** (Heimgarten, 2. Jg. 1924, S. 349); H. Bator, H. v. Sch., Innsbruck 1925.

S. 1997. L. Kiesgen, **Schrott-Fiechtl,** Bw. 9, 229 ff. W. Rath, Sch.-F., Gral 19, 34.

S. 2000. K. Menne, **A. Lieber,** der Hochlandssänger, Bw. 3, 87—92.

S. 2001. H. Binder, **M. v. Buol,** eine Tiroler Erzählerin, Bw. 8, 89 ff.; derf., M. v. B. (drei Tiroler Erzähler), ebda. 1, 84 f.; A. Dörrer, M. v. Buol, Die Tiroler Dichterin, Volkslesehalle 10, 73 ff.

S. 2002. E. M. Hamann, **H. Schrott-Pelzel,** Bw. 14, 180 f.; M. Mühlgrabner, H. Schr.-P. (Der Fährmann 4, 5).

S. 2003. A. Pöllmann, A. Müller, Zum Verständnis des Lyrikers, Bw. 6, 108—112.

S. 2007. F. Asanger, **Der Reimmichl,** Bw. 23, 257; H. Binder, Der Tiroler Geschichtenschreiber, ebda. 17, 25—28; derf., Drei Tiroler Erzähler, ebda. 1, 84—86; A. Brandl, Der Reimmichl (Die Lit. 27. Jg., 463 f.); Reimmichl, eines Volksdichters Leben u. Schaffen (Festschrift zum 60. Geburtstage, mit Beiträgen v. Oberkofler, Harrasser, Neumair, Weingartner, Br. Willram), Innsbruck (Tyrolia). O. Floeck, R., Bergstadt 19, 60 Breslau.

S. 2011. G. Reuter, Das Werk **A. v. Trentinis,** Die Lit 31, 12 ff.; ebda. S. 150 Bibliogr. C. Kohlmann, A. T., Klingsor 8, 7 Kronstadt.

S. 2015. J. K. F. Naumann, **A. Innerkofler,** Alte und N. Welt 60, 18.

S. 2016. E. Alker, **F. M. Willam,** LHdw. 66, 9; F. M. Wöß, F. M. W., StdZ. Bd. 120, S. 218 ff. Nordeck, W., Hochld. 23a, 761.

S. 2017. J. Antz, **Fischer W. (Graz),** Bw. 9. 1—8; K. Leimbach, W. F. (Die deutschen Dichter der Neuzeit u. Gegenwart, 188); R. M. Werner, W. F. (Vollendete und Ringende, Minden in Westf. 1900), S. 159 ff.; H. Spiero (Deutsche Geister), 1910; F. Wastian, W. F., der Grazer Stadtpoet, München 1911; E. Sanders, W. F. (Neel. Univ. 42, 29). Keulers, W. F., Gral 20, 7. W. Teich, H. W. F., LE. 23, 971.

S. 2022. O. Floeck, **O. Kernstock,** SchZ. 3, 931 ff.; Österr, pädag. Warte 23, 7; H. Euso Waldeck, O. K., NReich. 11, 7; A. Pällmann, O. K., Bw. 6, 178—188; J. Eckardt, O. K., Hochld. 6a, 117. O. K., Aus der Festenburg (Aufsätze), Graz 1911; O. Floeck, O. K., Gral 18, 590.

S. 2023. R. Hohlbaum, **R. H. Bartsch,** Leipz. 1923; E. M. Hamann, R. H. B., Bw. 10, 100 ff.; Th. Lessing, R. H. B., Leipz. 1927.

S. 2029. Fr. Pock, **J. Fr. Perkonig,** SchL. 30, 575, mit Biblior.; A. Brandl, „Die stillen Königreiche" von J. Fr. P., LE. 20, 1146—1150; M. Lobsien, Dorf am Acker von Fr. P. (Die Lit. 28, 303).

Heimatdichtung in der Schweiz.

S. 2033. H. Aellen, **Heinrich Federer,** eine Einführung in sein Werk, Heilbronn 1928; B. Achtermann, H. F., Hochld. Jg. 11a, S. 50—67; C. Ch. Bry, H. F., LE. 15, 892—897; A. Stockmann, H. F.s literarischer Nachlaß, StdZ. 118 Bd., 445 ff. (zugleich eine vortreffliche Charakteristik F.s); derf., H. F.s letzte Gabe, ebda. 58. Jg., 457 ff.; H. Herz, Jugenderinnerungen zweier Dichter, Bw. 25, 181 ff.; J. Antz, Vom prosaepischen Stil und den Anfängen F.s im besonderen, Bw. 9, 172—182; Bibliographisches bringt Die Lit. 30, 586; O. Keckeis, H. F., der Geschichtenerzähler, LHdw. 55, 49 ff.; R. Henz, H. F., Volkswohl 18, 14 ff. S. Stang, Die Schweiz des seligen Bruders Klaus, wie F. sie schaute, StdZ. Jg. 52, 369—381; H. Herz, Kathol. Seelsorgeerzählungen aus der Schweiz, Bw. Jg. 11. — Zu einz. Werken F.s: A. Golman, Franz. v. Assisi. — H. F., SchL. 27, 433 ff., mit Bibliogr. über Federer; H. Herz, F.s Papst u. Kaiser im Dorf, Bw. 22, 136 ff.; A. Stockmann, zu demselben Roman StdZ. 56. Jg., 228 ff.; H. F., Gral 11, H. 5; Achtermann, Mädeli Seppi, Bw. 14, 101 ff.; H. Herz, Regina Lob, Bw. 23, 138 ff.

S. 2041. J. Oswald, **O. Vögtlin,** LE. 23. Jg., 590.

S. 2042. **Ernst Zahn,** Gesammelte Werke, illustr. Ausg., 10 Bde., Stuttg. 1924. — H. Binder, E. Z., ein Schweizer Dichter, Bw. 5, 48 ff.; A. F. Krause, E. Z., LE. 8. Jg.; E. Schmidt, E. Z., DR. 1907; H. Spiero, E. Z., Das Werk u. der Dichter, Stuttg. 1927. Bibliogr. zu Z. in Die Lit. 29, 343; O. F. Walzel, Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung, Stuttgart 1908; E. Korrodi, Schweizer Erzähler der Gegenwart, Leipzig 1912; Schweizerische Literaturbriefe, Zürich 1918, Schweizerische Dichtung der Gegenwart, Leipz. 1924; Sulger-Gebing, Z. als Erzähler, Münchener Propyläen 1910, Nr. 38 f.

S. 2042. **Fr. Marti,** Sammlg. Schweizerischer Dichtungen, hg. v. J. Dührer, 1919.

S. 2047. H. Binder, **M. Lienert,** ein Schweizer Erzähler, Bw. 10, 245—250. E. Eschmann, M. Lienert, Frauenfeld 1915; P. Suter, M. L., Basel 1918.

S. 2048. G. H. Heer, **Jakob Christoph Heer,** Frauenfeld 1927. H. Binder, J. C. H., Bw. 5, 151 ff.

S. 2050. M. Behr, **G. Baumberger,** Bw. 3, 5—8.

S. 2051. H. Binder, **P. M. Carnot,** ein Schweizer Priesterpoet, Bw. 12, 55—61, A. Stockmann, Der Graubündner Dichter Maurus Carnot, StdZ. 114. Bd., 369—383; Selbstporträt, SchZ. 2, 955 f.

S. 2054. Heemstede, **Hoser Fridolin,** Bw. 11, 124 ff.

S. 2055. H. Stolz, Gesammelte Erzählungen von **J. Boßhart,** LE. 24, 818 ff. (Besprechung u. Würdigung); E. M. Hamann, J. B., Bw. 11, 169—175; J. Zimmermann, **Aus meinem Leben,** v. J. B. (Der Türmer 24, 12); M. Konzelmann, J. B., Zürich 1930; H. Jeß, J. B. (ZDkde. 37, 4).

S. 2058. A. Heine, Der Bauerndichter **A. Huggenberger,** LE. 14, 1399; H. Kaegi, A. H. (Die Bücherstube 1928, 4, Berlin), K. H. Maurer, A. H., 1917; Vom Segen der Scholle, ein Bauernbrevier von A. H. Mit vielen Zeichnungen u. biogr. Studie als Anhang hg. von H. Kaegi, Leipz. 1928; R. Faesi, Gestalten u. Wandlungen schweizer. Dichtung, S. 47 ff.

S. 2060. K. Münzer, **P. Ilg,** LE. 17. Jg.

S. 2062. R. Hohlbaum, **G. Renker** (Der getr. Eckart 5, 12, Wien).

S. 2064. H. Aellen, **Johannes Jegerlehner,** LE. 23, 1481 ff.; H. Binder, J., Bw. 14, 78 ff.; R. Faesi, Gestalten u. Wandlungen schweizerischer Dichtung, S. 57 ff.

S. 2070. **J. Schaffner,** Gesammelte Werke, Stuttg. 1925. — E. Aeppli, J. Sch. (Die Lit. 28, 696 ff.); Mit mir selbst. Von J. Sch., ebda. 700 ff.; F. Herwig, über J. Sch., Hochld. 22a, 103 ff.; W. Goetz, J. Sch., SchL. 25, 447 ff., mit Bibliogr. von Frels; A. Rumpf, J. Sch., Bw. 12, 119 ff.; R. Faesi, J. Sch., in „Gestaltungen u. Wandlungen", 58 f. u. 168 ff. A. Schaer, J. Sch.s dichterisches Wesen u. Werk (Schweiz. Monatsh., Jg. 6, H. 3); A. v. Löwis of Menar, Die Kunst J. Sch.s (Das deutsche Buch, Jg. 5, H. 11—12); O. Walzel, Sch.s jüngste Romane, ZDU. 1926; J. v. Kuhlberg, J. Sch.s Erzählungskunst (Pädagog. Warte 21, 15); K. Fuß, J. Sch. Westerm. Monatsh. 70, 831); vgl. auch die Aufsätze von Muschg. (Wissen u. Leben 16) u. Die Lit. 28, 221, mit Lit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 2077. K. Martens, **Alex. Castell** (Die Lit. 30, 317 f.).
S. 2078. Joachimi-Dege, **Maria Waser,** SchL. 29, 339 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; A. Heine, M. W.s Werk u. Wesen, LE. 25, 391 ff.; H. Weinstock, Zu M. W.s „Der heilige Weg", Die Lit. 30, 626 ff.

3. Die neuere geschichtliche Dichtung.

S. 2081. **Lienhard,** Gesammelte Werke, 15 Bde., Stuttg. 1926. Gesamtausg. der Gedichte („Lebensfrucht"), Stuttg., 7. A., 1920 (mit den Kriegsgedichten von 1916); Jugendjahre, Erinnerungen, 11. A., Stuttg. 1920; Thüringer Tagebuch, 48. A., ebda. 1920; Wasgaufahrten, 20. A., ebda 1920; Neue Ideale nebst Vorherrschaft Berlins. Ges. Aufsätze, 3. A., Stuttg. 1920. — P. Bülow, F. L., der Mensch u. das Werk, 1923; F. Schultz, F. L.s schöpferische Persönlichkeit, Straßburg 1916; L. und wir, dem deutschen Dichter zum 50. Geburtstag, Stuttg. 1915; K. Enders, L. als Lyriker, LE. 8. Jg.; K. Engelhard, L.s ästhetische Schriften, ebda. 10. Jg.; P. Bülow, Das Kunstwerk R. Wagners in der Auffassung L.s, 1920; J. Faßbinder, Fr. L. (in das Wesen des Dichters sich tief einfühlend), Bw. 10, 78—85; F. A. Gayder, F. L. als Künder deutschen Frauentums, Gral 23, 872 f.; A. M. Scherer, Fr. L., LHdw. 65, 813 ff.; E. Wachler, Fr. L. (Der Türmer, 32, 7, Stuttg.); K. Muth, Fr. L., ein Gedenkblatt, Hochld. 26, 11; L., Bibliogr., SchL. 26, 437—442 von Frels u. Die Lit. 31, 587; über den „Elsaß-Roman": Das Elsaß, ein Buch von seiner Gesch., Art u. Kunst, Straßbg. 1918, S. 54.; P. Gaude, Das Odysseusthema in der neueren deutschen Lit., besonders bei Hauptmann u. L., Greifswald 1916; Wielandsage in der Lit. Nachtrag v. P. Maurus, Erlangen 1902 u. München 1910; Wieland der Schmied, dramatische Dichtung, mit einer Einleitung über Bergtheater u. Wieland-Sage von Fr. L., Stuttg. 1905; Oberlin, Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß, 84. A., Stuttg. 1920; Fr. L. Heimatkunst?, LE. 3, 1393 ff.; K. Engelhard, L.s ästhetische Schriften, LE. 10, 252 ff.; F. Herwig, Fr. L., Hochld. 11 a, 110 ff.; derf., L.s Jugenderinnerungen, ebda. 15 b, 332.

S. 2087. F. Herwig, **A. Sperl,** Hochld. 11 a, 741! H. Binder, A. Sp., Bw. 13, 121 ff.

S. 2089. F. Milleker, **A. Müller-Guttenbrunn,** 1921; F. E. Gruber, M.-G., der Erzschwab, 1921; Der Roman meines Lebens. Von A. M.-Guttenbrunn. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. Mit 16 Abb., Leipz. 1927. (Sehr interessante Mitt. über des Dichters Leben und Kämpfen um Anerkennung); E. Reichel, M.-G., der große Schwabenzug, Eckart 8, 608 ff.; Th. Heuß, Schwaben im Osten, LE. 13, 767 ff.; W. Molo, Der große Schwabenzug, LE. 16, 352 ff.; J. Bindtner, A. M.-G., Deutsches biogr. Jb., hg. von dem Verbande der deutsch. Akademiker 13, 5, Stuttg. 1923; vgl. auch Hochld. 9 a, 337.

S. 2092. **A. Bartels,** Jüdische Herkunft u. Literaturwissenschaft, Leipz. 1925; F. Wippermann, A. B., Die Dithmarscher, Bw. 26, 24; A. B., Heimatkunst, Berlin 1904; Monographien über A. B. von H. M. von Brunck, A. B. als Dichter, München 1908; L. Lorenz, A. B. und seine Dichtungen, Dresden 1908, W. Boose, A. B., der Literaturgeschichtschreiber der Gegenwart, Braunschweig 1921; derf., A. B., zu seinem 60. Geburtstag, derf., Bartels-Jahrbuch (Deutsche Bauernhochschule), 1926; zu B.s Litg. vgl. A. Stockmann, Das jüdische Element in der deutschen Litg., StdZ., Bd. 111, 57 ff.; W. Achtermann, Bw. 18, 144; K. Schmid, Nadler über das Judentum u. seinen Einfluß in der deutschen Lit., SchJ. 3. Jg., 948 ff. H. Ford, Der internationale Jude, ein Weltproblem, ins Deutsche übertrg. von P. Lehmann, 1922; A. B., Jüdische Herkunft u. Literaturwissenschaft, Leipz. 1926. W. Schulte, Juden in der deutschen Lit. in Krojankers Sammelwerk, Berlin 1922.

S. 2096. H. Binder, **J. Spillmann** als Volks- und Jugendschriftsteller, Bw. 9, 231—241; StML. 69, 1—22.

S. 2098. Aus der reichen Lit. über **Handel-Mazzetti** nur einiges: E. Korrodi, E. v. H.-M., die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk, Münster 1909; J. Eckardt, E. v. H.-M.s geistige Werdejahre, 2 Bde., Ravensburg 1912; J. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten (Ebner-Eschenbach u. H.-M.), Freiburg 1918; H. Brecka, Die H.-M., Wien 1923; J. Ilg, Aus der Werkstatt einer Dichterin, Linz 1921; M. Carnal, Eine E. v. H.-M.-Studie, Gral 1920; F. Berger, Einleitung zu seiner Ausgabe, „Der deutsche Held", v. J.; R. Henz, E. v. H.-M., Volkswohl 19. Jg., 6. u. 7. H., Wien 1928; E. M. Hamann, Das Ethos in E. v. H.-M.s Werk, NM. 10. Jg. 463; A. Knoblauch, E. v. H.-M., Hochld. 27, 59 ff.; St. Pötsch, Das Rosenwunder, nach ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet, SchJ. 1. u. 2. Jg.; F. Muckermann, Das Blutzeugnis, Gral 21; H. Cardauns, Der deutsche Held, Bw. 17, 86 ff.; Eckardt, Der deutsche Held, Gral 14, 49 ff.; M. Anklin, E. v. H.-M. u. Karl Schönherr 1911; B. Speckmann, Quellen u. Komposition der „Stephana Schwertner", Diss., Groningen 1925; J. Rodenberg, Briefe über einen deutschen Roman, Kempten 1912; J. Ranftl, H.-M., Lit. Anzeiger für das kathol. Deutschld., 1900 u. 1901; F. Thiel, Zu „Jesse u. Maria", Basel 1910. J. M. Fischer, E. v. H.-M., BM. 7 (1912); zu der Dichterin 60. Geburtstag erschien die prachtvolle, reich illustrierte Festschrift: Enrica von H.-M.s Persönlichkeit, Werk u. Bedeutung, gemeinsam mit A. Buder, A. Dörrer, R. Henz, J. Kröckel, H. Molak-Sablinger und Rh. Münkel bearbeitet u. hg. von P. Siebertz, München 1931 (Hauptwerk). Vgl. die Bibliogr. in diesem Werke S. 456 ff. (Dörrer) u. den H.-M.-Almanach, 2. A., 1919.

S. 2113. H. Luhmann, **Peter Dörfler** (Gral 22, 505 f., Treffliche Würdigung); J. Mumbauer, P. Dörfler u. die Erneuerung d. historischen Romans, LHdw. 64, 405 ff.; Dörfler-Almanach, München 1928; H. Herz, P. D., Liter. Ratgeber 35 (sehr gute Übersicht), R. Henz, P. D., über das Werden des Dichters, NM. 10, 640 f.; R. Schaumann, Brief einer Mutter an ihren Sohn, Hochld. 256, 101. Ausführliche Besprechungen der Werke: „Neue Götter" von H. Herz, Bw. 18, 55 f., von J. Mumbauer, LHdw. 56, 657 f., von Herwig, Hochld. 18 b, 453 f., von Binz, ebda. 25 b, 92 f., „Schmach des Kreuzes", von demf., ebda., H. Herz, Bw. 26, 222 f., F. Brang, Hochld. 27 a, 257; Stang, StdZ., 117. Bd., 156 f., „Siegfried im Allgäu" von Fr. Brockdorf-Noder, Die Lit. 27, 650; „Judith Finsterwalderin, Bw. 14, 130 f. „Als Mutter noch lebte" von B. Achtermann, Hochld. 9 b, 612, u. Bewertung der anderen Schr. D.s an verschiedenen Orten.

S. 2120. H. Brandenburg, **E. G. Kolbenheyer,** SchL. 30, 561 ff., mit Bibliogr.; H. Ullmann, E. G. K., Eckart 7, 537 ff.; E. Alker, E. G. K.s Paracelsusroman, LHdw. 65, 14 ff.; G. Heyne, Der Paracelsusroman, Die christl. Welt, 40, 182 ff. M. Treblin, Der Dichter Kolbenheyer, Der Türmer 28, 4; W. Mahrholz (Schwarzer Greif, Almanach auf 1925), S. 177—189; A. Bernt (Deutsche Arbeit, März 1926); F. Koch (Zeitwende, Jänner 1928); J. Papesch, E. G. K., eine literar. Skizze (Alpenländ. Monatsh. 1925, H. 1); K. Möhlig, Aus K.s Schrifttum, Bw. 25, 15—17. — Über Paracelsus vgl. F. Gundolf, Paracelsus, Berlin 1927 (faßt den P. nicht als eine Gestalt der Ärzte-Geschichte, sondern als eine zentrale Gestalt zur Zeit der deutschen Reformation auf); Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, Sämtliche Werke, hg. von K. Sudhoff u. W. Matthießen, München 1924; vgl. dazu Strunz, Die neuen Paracelsus-Ausgaben, Die Lit. 26, 444 ff. K.s Drama „Jagt ihn — ein Mensch!" ist spannend und bühnenwirksam, die Grundspannung ist zwar echt, doch wird sie am falschen Ort u. mit unzulänglichen Mitteln entwickelt. Vgl. H. Lützeler, Bw. 28, 302.

S. 2124. **W. v. Molo,** Ges. Werke, 3 Bde., München 1924; H. M. Elster, W. v. M. u. sein Schaffen, München 1924 (überschwenglich, doch mit guter Orientierung); G. A. Brand, W. v. M., LE. 21; E. Adolf, W. v. M. u. der moderne Roman (Ostd. Monatshefte 11, 3); P. Medewaldt, W. v. M.s dramat. Schaffen, ebda.; J. Petersen, W. v. M. u. der histor. Roman, ebda.; H. Goslich,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

W. v. M.s geschichtl. Romane (Deutsches Volksw. 10, 9); Lit. zu W. v. M., Die Lit. 32, 640; Lemke, Zu W. v. M.s Bodenmaxtrilogie (Hellweg 6, 18); F. C. Munck, W. v. M., Der Dichter u. das Leben, Leipz. 1924 (gute Einführung, aber kritiklos bewundernd, mit vielen Auszügen aus den Werken W. v. M.s); J. K. Brechenmacher, W. v. M. u. seine religiöse Haltung, Bw. 23, 51; W. Schumann, W. v. M.s Schiller-Roman, LE. 18, 1182 ff.

S. 2129. Ph. Witkop, **Wilhelm Schäfer,** SchL. 29, 1 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; K. Schorn u. H. Stephan, W. Sch., Köln 1922, Bekenntnis zu W. Sch., hg. von O. Doderer, München 1928; H. Saedel, W. Sch., ein Meistererzähler, Bw. 17, 256 ff.; M. Fischer, W. Sch.s Kunst der Erzählung, Hochld. 15 a, 476 ff., W. Mahrholz, W. Sch., LE. 20, 185 ff.; B. Rüttenauer, W. Sch., Eckart 9, 414 ff.; F. Graetzer, W. Schäfers „Lebensabriß", ebda. 22. Jg.; K. Kohlmann, W. Sch. (Die Lese 4, 10, Köln); Bibliogr. bietet Die Lit. 30, 335 ff.; W. Sch.s Selbstbiogr., SchL. 30, 449 ff.; zu „Der Hauptmann von Köpenik", vgl. LHdw. 66, 699; Schäfer hat die Gestalt zu verstehen gesucht aus ihrem „geschundenen Gefühl" heraus. Das Buch ist kein Satyrspiel, es ist die Historie vom entlassenen Sträfling, der nicht zur Ruhe kommen kann. Sch. erzählt die Geschichte in seiner meisterhaften Prosa, die in ruhigem, aber rhythmisch prachtvoll gegliedertem Fluß die Handlung trägt. Lebensabriß in LE. 22, 969.

S. 2133. H. Roselieb, **Josef Ponten,** LE. 25. Jg.; W. Meridies, über J. P. (Zs. für deutsche Bildung 3, 1, Berlin); W. Schneider, J. P., in der Sammlg. Dichtung u. Dichter; derf., eine Aufsatzreihe über P.s Persönlichkeit u. sein dichterisches Schaffen, Stuttg. 1924; H. Sternbach, J. P. (Ostd. Monatsh. 6, 11); Gu. K. Brand, J. P., SchL. 25, 165 ff., mit Bibliogr. von Frels; R. Schaukal, über P. u. sonstiges Pontinisches in der deutschen Sprachlandschaft, Hochld. 22 b, 742, 23 a, 738 u. ö. daselbst; F. M. Reiferscheidt, J. P. oder über die Sprachkunst, München 1925; Zu „Die Studenten von Lyon", vgl. Gu. K. Brand, Die Lit. 30, 144 ff. Die Besprechung Pontens war schon gedruckt, als dessen **Wolga Wolga,** der erste Teil des Romans der deutschen Unruhe **Volk auf dem Wege** (1930) erschien. Ponten will wie Kolbenheyer den Kern des deutschen Wesens und Schicksals treffen. Und was Kolbenheyer an Paracelsus darstellte, will Ponten aus dem Volke selbst holen. Von dessen Umherirren in der Welt erzählt Ponten. Und von dem großen Heimweh, das drüben an der Wolga nach vielen Generationen, die nichts mehr von Deutschland sahen, plötzlich wieder aufbricht und neue Unruhe schafft. Das Buch ist sprachlich voller Schönheiten. Es ist klar und gemessen erzählt. Die Menschen nehmen Gestalt an. Sie sind Volk und tragen schwer an ihrem deutschen Blut. Vgl. dazu Die Lit. 32, 588 u. 32, 643.

S. 2137. Gu. Th. Brand, **Albr. Schaeffer,** SchL. 24, 161 ff. u. LE. 22. Jg.; O. Walzel, A. S., GRM 10; K. Busse, A. S. (JbPr. 1925 Dezb.); A. Schaeffer, Kritisches Pro domo mit einer biogr. Skizze, Berlin 1924; G. Schäfer, A. S., Bw. 22, 241 ff.; Gu. K. Brand, Das A.-Sch.-Buch, Leipz. v. J. Zu den Werken vgl.: A. Aulke, Der deutsch erneuerte Homer (Sch.s Odyssee), Bw. 25, 249; W. A. Berendsohn („Der göttliche Dulder"), Ilbergs Jb. 1924; R. Petsch, (Odyssee), Die Lit. 29, 693 f.; über den „Helianth" schrieben: K. Schmidthüs, Bw. 25, 244 f. (lobend); Fr. Herwig, Hochld. 19 a, 501 ff. (ablehnend); E. Berend, GRM. 14, 224 ff., H. O. Koischwitz (The Germanic Review 3). Gu. Brand LE. 24. Jg. u. Orplid 1, 7—8, P. Alverdes, über A. Sch. (Der Vorhof 3, 1).

S. 2144. K. Reinhardt, **Adolf von Hatzfeld,** LHdw. 59. Jg. 277; O. Janssen, A. v. H., Die Lit. 28, 136; E. Reinacher, A. v. H. (Kunstwart 41). P. Bauer, H., Bw. 24, 350—354. Zu „Das glückhafte Schiff" vgl. Gral, 25, 905.

S. 2144. P. Witiko, **Hermann Burte** (Deutsches Volkstum 10, 7); O. Speer, B. als Dramatiker (Baden-Badener Bühnenbl. 9, 38); K. Berger, H. B.s Wesen u. Werke, SchL. 30, 97 ff., mit Lit. von Metelmann; E. Oesterling, H. B., ebda. 24, 101 ff. O. Brües, H. B., ebda. 24, 424. Vgl. auch die Lit. 31, 406; H. Knudsen, Der Dichter H. B., Konstanz 1908, A. Drews (JbPr. 1919, Dezemb.) u. J. Havemann, H. B. (Der Eckart 7. Jg. 1911).

S. 2148. H. Anderle, **E. Hadina** als Lyriker (Der Türmer 38, 5).

S. 2150. K. Neuschel, **K. A. Findeisen,** SchL. 25, 121 ff.; H. Ch. Kaergel, K. A. F. (Die Lit. 32, 627 ff.)

S. 2152. G. Hallmann, **Frz. Spunda,** nebst Bibliogr. von Metelmann, SchL. 28. Jg. 433 ff. G. Herzog-Hauser, F. Sp., Gral 24, 59 ff.

S. 2153. J. Antz, **K. Linzen,** Bw. 8, 45—49; G. Schäfer, K. L., ebda. 24, 150—154; A. Kasper, K. L., LHdw. 66, 337 f.

S. 2156. W. E. Oestering, **B. Rüttenauer,** SchL. 26, 116 ff., mit Bibliogr. von Frels; D. Zilcken, B. R., LE. 7, 242 ff.; H. Seufert, B. R. (Fränk. Monatsh. 9, 2, Nürnberg); W. Schäfer, B. R. (Frankf. Zeitg. 1925, 88); derf., B. R., München 1925, vgl. auch Die Lit. 32, 399; zwei Selbstbiogr. in den „Rheinlanden", Jänn. 1902 und in „Geistiges u. Künstlerisches", München 1913.

S. 2157. P. Wertheimer, **Egmont Colerus,** Radio Wien 6, 24. W. Scheller, E. C., SchL. 23, 209.

S. 2159. F. Strunz, **W. Matthießen,** Die Lit. 27, 391, P. Bauer, W. M., Bw. 23, 385 ff.; H. L. Lenz, W. M., LHdw. 63, 179 f.; zum Görres-Roman vgl. Die Lit. 31, 606; H. Preindl, W. M., Gral 20, 5. Es ist Matthießens bedeutendstes Werk. In das schöne Bild des Helden sind alle seinen Lebenswahrheiten Zug für Zug hineingemalt, Wege, Irrwege, Geschehnisse und Gespräche, die das Schicksal des Volksmannes im Kern enthalten. Das Buch ist erfüllt von seinem Geist, von der Lebensluft seiner Persönlichkeit und der ihr zugehörigen Landschaft. Jedes Wort zieht Kraft aus Görres und seiner Zeit, er selbst wächst organisch aus der Muttererde der Geschehnisse. Die Idee, die über dem Ganzen leuchtet, läßt sein Gesicht fast legendenhaft erscheinen, ein Antlitz von unvergeßlicher Tiefe und Menschlichkeit. Des Dichters Sprache ist stark und lebendig genug, um einen Görres zu packen. Die Geschichte des Menschen Görres und des Mystikers, diese beiden wesentlichen Seiten Görres', bilden den Kernpunkt des Buches; daneben aber finden sich Szenen wie die Görres und sein Schwager Lassaulx, Görres und der Freiherr von Stein, Görres und Goethe, feine dichterische Kabinettstücke. Der dichterischen Kraft Matthießens ist es gelungen, uns eines der größten Dichtwerke der Neuzeit zu geben.

S. 2166. B. Stein, **F. Nabor,** Bw. 3, 234 ff.

S. 2167. R. Schreckenbach, Gesammelte Werke, 5 Bde., Leipz. 1930.

S. 2167. Ed. Heyk, **Julius Havemann,** LE. 15, 1607 ff.; P. Bülow, Der Dichter J. H. u. sein Werk (Der Türmer 21, 1); G. Herthel-Berges, J. H. (Deutsches Volkstum 9, 5).

S. 2170. H. v. Pier, **A. v. Krane,** über den Wassern 6, 640 ff. H. Herz, A. v. Kr., Das Schweigen Christi, Bw. 10, 259; vgl. ebda. 9, 101 ff.; H. Binder, A. Krane, Bw. 9, 101—108.

S. 2172. H. Anderle, **Juliane von Stockhausen,** NR. 10, 193 ff.; Handel-Mazzetti, J. v. St., SchZ. 1. Jg., 658 ff.; R. Henz, J. v. St., Volkswohl 17, 313 ff. (kennt ihre Begabung an, bemängelt aber manches an ihren Werken); S. Stang, Die Soldaten der Kaiserin, StdZ. Bd. 108, 448 ff. (feine Analyse); vgl. darüber auch F. Muckermann 18, 217 ff. (sehr lobend). Handel-Mazzetti äußert sich sehr günstig über den Roman Der Greif, NReich. 10, 396 ff.; R. Serau, J. v. St. (Die Einkehr, Beilage der Münchener Neuest. Nachr. 6, 49); B. Wehling, St. (Die christl. Frau 23, 1).

S. 2179. Paula Grogger, Skizze meines Lebensganges, SchZ. 2, 356 ff. J. A. Lux, Das Grimmingtor (Der Türmer 29, 12); M. Feichtelbauer, Das Grimming'or, liter. Skizze, NReich. 9, 672 f.; S. Stang, Das Grimmingtor, StdZ. 114. Bd., 221 ff.; A. Knoblauch, P. Gr., Hochld. 27, 62 ff.

S. 2181. H. Herz, **Torrund Jassy,** Bw. 21, 42 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 2181. Th. Seidenfaden, **M. von Hutten,** Bw. 17, 324—237.

S. 2182. J. Zimmermann, **L. Tetzners** Märchenerzählen im Volke, Bw. 22, 496—498; O. H. Brandt, Die Lit. 30, 73 ff. L. T.s Märchensammlung, 2 Bde., Jena 1927.

S. 2183. J. Nadler, **R. v. Kralik,** der Dichter, Gral 4, 273 ff. K. Weiß, R. v. K., Bw. 20, 3—7; B. Stein, R v. Kr. als Dramaturg 3, 220—222; H. Eibl, Zur rechten Würdigung des Lebenswerkes von R. Kralik, SchZ. 3, 11; R. Henz, R. Kr. (Der Kunstgarten 5, 9) mit Bibliogr.; H. Hoeben, R. Kr., NReich. 10, 1; Tage u. Werke, Lebenserinnerungen, Autobiogr. Wien 1922; A. Innerkofler, R. v. K., 2. A., 1912; H. M. Truxa, R. v. Kr., 1905; O. Katann, Zur Würdigung der Gesamtpersönlichkeit R. v. Kr.s (Ästhetisch-literar. Studien), Innsbruck 1918, S. 338 ff.; J. Nanstl, Kr. als Essayist, Hochld. 3b, 351. W. Oehl, K.s Kulturprogramm, Gral 6, 581; O. Menghin, K. als Gelehrter, ebda. 602 ff.

S. 2186. A. Fittbogen, **Nikolaus Welter,** Ges. Werke, Braunschw. 1925, besprochen in JbPr. 207, 2; L. Kiesgen, N. W., Bw. 7, 186—191.

S. 2189. Über **Lernet-Holenia** schrieben: L. Weltmann, Die Lit. 31, 322 ff.; H. H. Schaeder (Neue Schweizer Rundschau 20, 6, Zürich), Temborius (Das heil. Feuer 16, H. 10), M. Rockenbach, Orplid 3, 6, LHdw. 67, 274 (Die nächtliche Hochzeit), M. Pirker (Die Horen 2).

S. 2190. Knapp, Ein Beitrag zum christl. Drama: Schauspiele von **M. Mell,** SchZ. 4, 12 ff.; J. Meßner, Ein Fest im Wiener Burgtheater (Mell, Nachfolge-Christi-Spiel, NReich. 10, 370 ff. und Gral 25, 369; F. Nabl, M. Mell und sein neues Bühnenspiel (Nachfolge-Christi-Spiel) (Die Lit. 30, 18 ff.); J. Sprengler, M. Mell, LHdw. 64, 663 ff.; J. G., Aus der Bühnenwelt, Religiöse Spiele (M. Mell), Bw. 22, 287 f.; M. Rockenbach, M. Mell (Westd. Bll. 3); S. Freiberg, M. M. (Der Kunstwart 20, 12); H. Bachmann, Der Dramatiker M. M. (Bremer Theater-Bl. 1928—29, 8); A. Grolman, M. M., SchL. 30, 425 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; M. Pirker, M. M. (Österr. Dichter, Kärntner Monatshefte 1, 8). Zu M. M.s Gedichten vgl. Gral 25, 657.

S. 2192. S. Filchner, **Sebastian Wieser,** ein Dichter des Volksschauspiels (Volkskunst 15, 4); E. Eberhard, Die biblischen Spiele von S. W., Bw. 28, 7—11; J. Froberger, S. W.s neueste Dichtungen, ebda. 14, 156 f.

S. 2193. Walter **Flex,** Gesammelte Werke, 2 Bde., München 1926. — W. Thannenhahn, W. Fl., Solingen 1918; W.-Fl.-Heft der „Burschenschaftlichen Blätter" Nr. 7, 1926; K. Kaulitz, Das Dichtergrab auf Ösel, 1926; Deutsches biogr. Jb., überleitungsbd. 2, W. Fl.; J. Klein, W. Fl. ein Deuter des Weltkrieges, Marburg a. L. 1929; H. Lohrisch, W. Fl. (Silbergs Jb. 3, 5); O. Brües, W. Fl. u. seine Dichtung in unserer Zeit, Berlin 1920.

S. 2194. A. Pichler, **Ed. Hlatky,** ein Lebensbild, Frankfurter zeitgem. Brosch., Hamm i. W. 1920, 39.

4. Industrie und Krieg.

S. 2196. W. Fronemann, **J. Winckler,** SchL. 30, 520 ff., mit Bibliogr.; H. M. Elster, J. W. (Die christl. Welt 44, 14); G. K. Brand, J. W.s Eiserne Welt (Die Lit. 32, 266 f.); K. Vogler, J. W., ebda. 29, 14 ff; H. Benzmann, J. W. (Schwarzer Greif, Almanach auf 1925); Herwig, Der tolle Bomberg von J. Winckler, Hochld. 23a, 755 ff., B. Achtermann, Borromäusverein u. — Pumpernickel von J. Winckler, Bw. 23, 22 f., sagt, daß W.s Schilderung Westfalens unrichtig sei; P. Fink, J. W., Pumpern., Die Lit. 33, 541. vgl. auch Die Lit. 33, 691 ff. J. Froberger, J. W., Bw. 13, 222—225; E. Schröder, J. W. ein kathol. Dichter? Fr. Muckermann, J. W.s Doktor Eisenbart, Gral 23, 387 ff.; H. Roselieb, Zwei neue Werke von J. W. (Der chiliastische Pilgerzug" u. „Der tolle Bomberg"), dazu sieh Die Lit. 26, 8 ff.; K. Debus, W.s Die Komödie des Chaos, Hochld. 20, 283 ff; Fr. Muckermann, Im Teufelskessel, Gral 22, 635 f.; derf., W.s Trilogie der Zeit, ebda. 18, 289 ff.

S. 2200. **W. Bershofen,** Swennenbrügge, Das Schicksal einer Landschaft, LHdw. 65, 322 (hier auch besprochen: J. Winckler, J. Ponten, Schmidtbonn, Isemann); vgl. dazu: B. Lorsch (Die Lit. 30, 674 ff.); J. Froberger, W. B., Bw. 13, 222 ff.

S. 2200. H. Kautz, Im Schatten der Schlote, Versuche zur Seelenkunde der Industriejugend, Einsiedeln 1926. P. Schmitz, Arbeiterdichtung, NReich. 9, 20; W. Vollmer, über Industriedichtung im rheinpfälz. Industriegebiet (Der Türmer 29, 9); Das proletarische Schicksal, ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart, hg. von H. Mühle, Gotha 1929; Jüngste Arbeiterdichtung, zusammengestellt von K. Bröger, 2. A., 1929; Des deutschen Arbeiters Herz- und Hammerschläge, hg. von M. F. Eisenlohe, München-Gladbach 1912; F. Dietrich, Moderne Arbeiterdichtung (Die Lit. 30, 350 ff.); Fr. Muckermann, Dichtung u. Großindustrie, Gral 18, 6; Arbeiterdichtung, hg. von Fr. Droop, Hamburg 1922 (bringt Proben u. Bibliogr.); P. Martell, Deutsche Arbeiterdichtung, Gral 23, 782 ff.; M. Knewels, Deutsche Arbeiterdichtung (Der Geisteskampf der Gegenwart 62, 9). J. Schwarte, Proletarierdichtung, Bw. 28, 249 ff. (mit Proben); Arbeiterdichtung in Die Lit. 33, 454 ff.; A. Kasper, Proletarische Dichtung, LHdw. 67, 467 (ein tiefgründiger Aufsatz, mit reicher Lit.); J. Bab, Arbeiterdichtung, neue A., Leipz. 1930; O. Benzmann, NL. „Soziale Dichtung"; M. Barthel, Arbeiterseele, Verse von Fabrik, Landstraße, Wanderschaft, Krieg u. Revolution, Jena 1926; Deutsche Arbeiterdichter (Ch. Wiepreckt, L. L. Kessing, G. Engelke) in „Der Deutsche" (102, 116, 126). Antlitz der Zeit, Sinfonie moderner Industriedichtung, Selbstbildnis u. Eigenauswahl der Autoren, hg. von W. Haas. Berlin, Wegweiserverlag, o. J.; Gerrit Engelke, Rhythmus des neuen Europa, Jena 1929 (Gedichte).

S. 2201. K. Brockhausen, **A. Petzold** (Neue österr. Biogr. 4. Bd.) 1926; K. Debus, A. P., Hochld. 20b, 553 f.; F. Braun, Erinnerung an A. P., SchL. 28, 1 ff. mit Bibliogr.; F. Rosenheid, A. P. (Der Kampf 17, 3); R. Henz, A. P. (Volkswohl 16, 273 ff.). E. Ritter, Proletarische Literatur, Hochld. 11b, 20.

S. 2203. W. Omankowski, **P. Zech,** SchL. 26, 289 ff., mit Bibliogr. von Frels; derf., P. Z., LE. 25. Jg.

S. 2205. über **Heinrich Lersch** schrieben: H. Rausse (Volk-Leschalle 9, 97 ff.), A. Kosseleck (Zeitschr. für deutsche Bildung 4, H. 7—8), R. Henz (Volkswohl 16, 9), L. Gurlitt, H. L., der Dichter u. Kesselschmied (Weltstimmen 1930, 5, Stuttg.); dazu vgl. das Sonderheft von Orplid 13; G. Schäfer, Lerschs „Mensch im Eisen", Bw. 22, 471 f.; H. Romann, Zu H. L.s Mensch im E., Gral 19, 546 ff.; K. Enders, Die Entwicklung der sozialen Lyrik, Orplid 1, 11. F. H. Schwank-Telfan, H. Lersch und die Welt der Maschine, Gral 25, 106, eine Charakteristik des Dichters. Einen Roman „von Menschen und Maschinen" nennt Lersch sein Buch „Hammerschläge" (1931), in dem ein 40jähriger Arbeiter seine Entwicklung erzählt. Es ist nicht ein Roman im üblichen Sinne, eher eine Sammlung von Erzählungen unter einem einheitlichen Gesichtswinkel geordnet; es sind die autobiographischen Betrachtungen eines Handwerksgesellen, den das Leben aus der jahrhundertalten manufaktoristischen Produktionsweise, aus kleinen Verhältnissen, aus dem Elternhaus herausreißt, um ihn in den brausenden Wirbel des großindustriellen Schaffensprozesses hineinzuziehen. Sich in dieser maschinisierten Welt zurechtzufinden fiel dem Gesellen schwer. Der Verfasser schildert den Arbeiter der Schwerindustrie und seine Welt. Das Buch führt über die Landstraßen und durch die Städte, in Fabriken und Spinnereien und rebelliert gegen die unsichtbaren Mächte, die die Welt regieren. Lersch redet eine ursprüngliche Sprache: in greller Buntheit setzt er Satz neben Satz und läßt das Leben selbst zu Worte kommen. Das Buch klingt aus in dem Bekenntnis, daß die Maschine in dem Dienst des Menschen zu stehen habe und nicht der Mensch im Dienste der Maschine. — Die neuesten Übersichten über die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Arbeiterdichtung sind Littérature proletarienne von Henry Poulaille in Nouvel âge litéraire (Paris 1930) und „Arbeiterdichtung", Sieben Vorlesungen, gehalten in der Volkshochschule in Zürich von Charlot Strasser (Zürich 1930).

S. 2207. J. Winckler, **G. Engelke,** LE. 24, 272 f.; K. Vogler, G. E. (Hellweg 5, 45, Essen).

S. 2208. G. G. Wießner, **Karl Bröger** (Der fränkische Bund 1924, 2); H. Zerkaulen, Die Kriegsgedichte von K. B. u. O. Wöhrle, Bw. 13, 200 f.

S. 2209. **Kriegsdichtung.** K. Wendling, Der Weltkrieg in der Dichtung, 5. A., Straßburg 1918; J. Hohlfeld, Die deutsche Kriegsliteratur, Dresden 1917: Bibliographie 1914—1917; J. Bab, Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht, 11 Bde., Berlin 1914—1918; derf., Die deutsche Kriegslyrik 1914—1918, eine kritische Bibliographie, Stettin 1920; H. Deckelmann, Krieg deutscher Arbeiter, Berlin 1917; R. Weißenfels, Deutsche Kriegslieder u. vaterländische Dichtung, Göttingen 1916; Die Kriegszeit im Dichtermund, zusammengestellt von A. Thiemann, Düsseldorf 1914—1915; Des Vaterlandes Hochgesang. Auslese deutscher und österreichischer Siegeslieder, hg. von K. Quenzel, Leipz. 1914. H. Bachmann, Der Weltkrieg im Spiegel der Dichtung, Bw. 26, 95 ff.

5. Der Expressionismus und die Charontiker.

S. 2212. Fr. Landsberger, Impressionismus u. Expressionismus, Leipzig 1920; W. Stammler, Expressionismus, im NL. 1. Bd., S. 335 ff., mit Lit.; P. Bauer, Der Expressionismus in der Dichtung, Bw. 16, 8 ff.; A. Pache, Die deutsche Dichtung im 20. Jh., Leipz. o. J.; H. Schneider, Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart, Stuttg. 1927 (beste Einführung in den Expressionismus), vgl. dazu Die Lit. 29, 702 f.; derf., Der Expr. im Drama; K. H. Bühner, Das Vermächtnis des dichterischen Expr. (Die Lit. 31, 455 ff.); A. Bauer, Expressionismus, ZDU. 43, H. 6; L. Marcuse, Das expressive Drama (Der neue Merkur 8, 21); Fr. Schreyvogel, Expressionismus in Österreich, Gral 20, 8; Kindermann, Das literarische Antlitz der Zeit, dazu SchL. 32, 547. K. Edschmid, über den Expr. in der Literatur u. die neue Dichtung, Berlin 1919.

S. 2215. **Otto zur Linde,** Gesammelte Werke, Berlin 1925. — R. Paulsen, O. z. L., Groß-Lichterfelde 1916; derf., O. z. L.s Weg u. Werk, SchL. 24, 281 ff.; O. z. L., Arno Holz u. der Charon, ebda. 1916. Zur Charon-Gruppe, vgl. Die Flöte 4 (Sonderheft).

S. 2217. **K. Röttger,** Das Buch der Liebe, Gedichte, München 1928. W. Hermann, Das Drama K. Röttgers (Die christl. Welt, 38, 18—19, Gotha) u. derf. im Gral 20, 116.

S. 2218. W. Kuewel, **Rudolf Paulsen** (Die christl. Welt, 44, 2, Gotha); H. Schleichert, R. P., ein Dichter deutscher Innerlichkeit (Die Freude 1926, 5); A. Soergel, R. P., der Dichter deutscher Wiedergeburt (SchL. 24, 357 ff.); R. P. (Sonderausg. der literarischen u. wirtschaftspolit. Wochenschr. „Der neue Kurs" in Erfurt 1923, Nr. 2); R. Jannecke, Zwei neue Bücher von R. P. (Fibel, Wandlung), SchL. 26, 398 ff.; derf., R. P., LE. 23, 1369.

S. 2219. F. Spunda, **R. Pannwitz,** SchL. 30, 241 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; P. Wegwitz, Der Dichter R. P. (Die Horen 4, 2, Berlin); O. Heuschele, R. P. (Der Kronacher Bund 5, 3—4); H. Otto, R. P., ein Nietzscheepigon, Hochld. 18 b, 228 ff.; St. Zweig, Provisorisches über R. P., LE. 24, 982 ff. P. Feldkeller, R. P. in Die Lit. 33, 367 ff.

Die schöpferischen Gestalten des Expressionismus.

Lyriker.

S. 2221. **Werfel,** Gesammelte Werke, Wien 1930; Dramat. Dichtungen, Wien 1929. Von den vielen Verfassern v. Aufsätzen u. Monographien über Werfel seien genannt: E. Lissauer, LE. 18, J. Körner (Die Tat 9), A. Luther, F. W. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922, J. Sprengler, F. W. u. seine Tragödie der Zeit, Hochld. 25 a, 388; M. Buber (Der Jude 2), G. Wynecken (Die freie Schulgemeinde 6), H. Berendt, F. W., Bonn 1920, R. Specht, F. W., Versuch einer Zeitspiegelung, Wien 1926; C. Schröder, Fr. W.s Weltschau, LHdw. 64, 881, L. Weltmann, F. W. (Die Lit. 32, 263 f. u. 33, 5); W. Born, F. W. (Recl. Univ. 44, 49); F. Ph. Baader, W.s Verdi-Roman (Die Lit. 27, 270 ff.), P. Zech, Fr. W. (Masken 18, 14 Düsseldorf); O. Katann, Fr. W., eine Würdigung, NReich. 8. Jg. 49 ff.; L. Kiesgen, Fr. W., Bw. 17, 49 ff.; derf., Nochmals Fr. W., ebda. 17, 280 ff.; A. L. Schmitz, Der Dichter Fr. W., Hochld. 19 b, 175 ff.

S. 2226. A. Ruest, Ein toter Sänger des Krieges. LE. 14. Jg. (**Heym G.**).

S. 2226. Ph. Witkop, **G. Trakl,** LHdw. 63, 331 f.; K. Mumm, G. Tr., Die Lit. 26, 74; R. Wiegler, Leben G. Tr.s, ebda. 28, 576 ff., H. Bachmann, Erinnerungen an G. Trakl, Gral 21, 110. H. Benzmann, Der Dichter Trakl, Hochld. 19 a, 192.

S. 2227. H. Hestermann, **E. Stadler,** 1929.

S. 2228. L. Schreyer, Der Lyriker **August Stramm** (Deutsches Volkstum 195, 9, Hamburg).

S. 2230. **Gottfried Benn,** Gesammelte Gedichte, Berlin 1927. — F. Landsberg, G. B. (Die Weltbühne 23, 28, Charlottenburg); O. Flake, G. B., ebda. 20, 37; G. B.s Prosaschriften (Die Lit. 32, 195).

S. 2231. A. Schnack, **E. W. Lotz,** LE. 20, 635 ff.

S. 2232. F. Spunda, **Th. Däubler** (Recl. Univ.) 42, 46, Leipz. u. Das Inselschiff 7, 3; derf., Th. D.s neue Lyrik, Orplid 2, 2; H. Lilienfein, Th. D.s „Athos" u. „Sparta" (Die Lit. 26, 584 f.); E. Butscheck, Die Sendung Th. D.s, Wien 1920; M. F. Cyprian, Th. D., Hochld 15 b, 477; R. Pannwitz, Th. D. als Neohellene (DR. August 1923); C. Schmitt, Th. D.s Nordlicht, München 1916; dessen Deutung gibt D. selbst in ZfBf. N. F. 12.

S. 2233. H. Bachmann, **Joh. Becher,** LHdw. 63, 403; Autobiogr. (Die neue Bücherschau 6, 4); K. Busse, J. R. B. (JbPr. 1923, März); H. Westerburg, J. R. B.s „Gesang vom Schnee", ZDU. 36.

S. 2233. H. Benzmann, Der Dichter **Hasenclever,** ein psychologisches Problem, Hochld. 17 b, 194 ff.; P. J. Cremers u. O. Brües, W. H., Köln 1922; über das Sohn-Vater-Problem im modernen Drama vgl. B. Viertel in „Masken", 1926. Sieh zu S. 2250 ff. u. Die Lit. 33, 305.

S. 2234. L. Weltmann, **Rudolf Leonhard,** Die Lit. 31, 14 ff.

S. 2234. K. Lehmann, Der Dichter **K. Heynike** (Die Einkehr, Beilg. der Münchener N. Nachrichten 1928, 8, Nr. 96).

Dramatiker.

S. 2236. M. Rockenbach, **Reinh. Joh. Sorge,** Leipzig 1894; M. Becker, R. J. S., Versuch einer Deutung, Würzbg. 1924; M. S. Humfeld, Reinhard Johannes Sorge. Ein Gralsucher unserer Tage. Versuch einer Darstellung seiner psychologischen Entwicklung, Paderborn 1929 (Hauptwerk); A. Hug, R. J. Sorge, Benediktin. Monatsschr., Beuron 1930, S. 45 ff.; J. v. Guenther, R. J. Sorge, eine Studie, Hochld. 13 a, 353; H. Bachmann, J. S. u. unser Weg (Schildgenossen 6, 3); ferner schrieben über J. S.: Spael, Essen 1921, M. Rockenbach, Leipz. 1923, Susanne Sorge, München 1927. O. Linden, R. J. S., von seinem Wesen u. Werk, Bw. 26, 321 f.; NReich. 10, 24.

S. 2239. M. Georg, **K. Sternheim** u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1923; W. v. Einsiedel, Kleinbürger St., SchL. 26, 481 ff.; E. W. Fischer, St. der Erzähler (Die literar. Gesellsch. 2).

S. 2243. M. Jacobs, Der Bühnendichter **G. Kaiser,** LE. 20. Jg.; B. Diebold, Der Denkspieler G. K., 1928; M. Freyhan, G. Kaisers Werk, Berlin 1926; L. Levin, Die Jagd nach dem Erlebnis, ein Buch über G. K., Berlin 1926; G. Kaiser, Gesammelte Werke, Potsdam 1928; P. Wertheimer, G. K. u. der neue dramat. Stil. Wien, Radio 4, 46. Bibliogr. zu G. K., Die Lit. 31, 213 f.

S. 2247. R. Jentzsch, **E. Toller** in seinen Dramen, ZDkde. 1926, 12; E. Pinner, Der Dichter E. T. (Der Jude

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

8, 8, Berlin); P. Singer, E. T., Berlin 1924; F. Droop, E. T. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922.

S. 2248. L. Weltmann, **Paul Kornfeld,** Die Lit, 30, 131 f.

S. 2250. J. Sprengler, **Kokoschkas** Bühnendichtungen, Hochld. 19 b, 670 ff.; A. Ehrenstein (Die literar. Gesellschaft 3, mehrere Aufsätze); H. Benzmann (Das deutsche Drama 4).

W. Hasenclever, siehe zu S. 2233.

S. 2253. W. Meridies, **Hanns Johst** (Bühnenvolksbd. 2, 3); W. Knevels, Das dramatische Werk von H. J. (Der Geisteskampf der Gegenwart 64, H. 10); W. Schäferdick, H. J. (Zs. f. deutsche Bildg. 2, 7—8, Berlin); R. Hartmann, Die Dramen J.s (Die Neue Zeit 2, 5—6, Dresden); F. Schneider, H. J., Saarbrückener Bl. 2, 13); J. Sprengler, H. J., der Dramatiker des Glaubens, Hochld. 24 a, 215 f.; H. Sturm, H. J., LE. 25. Jg.; O. H. Brandt, H. J. (Die Flöte 4), H. Franck, H. J. (Das deutsche Drama 4). H. W. Keim, H. J., SchL. 23, 97.

S. 2256. K. Martens, **Walter Eidlitz,** Die Lit. 31, 694; M. Rockenbach, Orplid 5, 5—6.

S. 2257. W. Eckart, **Jul. M. Becker,** ein fränkischer Dichter (Der fränk. Bund 1926, H. 3—4) und LE. 29.

S. 2257. **Anton Wildgans,** Gesammelte Werke, Leipz. 1930. — W. Hirschel, A. W., der ethisch-soziale Lyriker (Die Werber 1, 4, Oppeln); A. Trentini, W.' „Kimbisch" (Kunstwart 41, H. 11); F. Rosenthal, A. W., LE. 18; H. Unger (Das deutsche Drama 3), A. Dörrer, W. und seine besten Bühnenwerke 1922; R. Henz, A. Wildgans, Volkswohl 22, 177 ff. Die Lit. 33, 506 mit Bibliogr., B. Binder, W., Gral 25, 941. A. Grolman, A. W., NL. 32, 257 ff. mit Lit. von Metelmann.

S. 2261. E. A. Dreyer, **Fr. v. Unruh,** der Dichter in der Zeit (Ostd. Monatsh. 10, 12); derf., Fr. v. U. als Dichterpersönlichkeit, Rostock 1929. M. Rockenbach, Fr. v. U. (Bühnenvolksbund, Das Volkstum 2, 3), J. Sprengler, F. v. U., Hochld. 22 a, 471; R. Binding, Fr. v. U., eine Studie (Junge Menschen 6, 4, Hamburg); R. Meister, F. v. U., Berlin 1925; P. Bauer, Fr. v. U., Gral 1916; F. Ph. Baader, U.s „Das Testament" (Die Lit. 27, 297); F. Engel, Fr. v. U. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922; W. Geyer, F. v. U., Rudolstadt 1924, O. Walzel, Fr. v. U. (GRM. 9); H. Franck, Fr. v. U.s „Louis Ferdinand", LE. 16. Jg.; E. Groß, U.s erste Prosadichtung, ebda. 21. Jg.; K. Möhlig, Der geistige Entwicklungsgang in den Werken F. v. U.s., Bw. 22, 344—353; S. Stang, Rheinlandsdramen, StdZ. 112 Bd. 54 ff. (zu „Heinr. aus Andernach"); Die Lit. 33, 304. — R. Dohse, **Fr. Droop** (Deutsche Kunstschau 2. 5).

S. 2264. J. Sprengler, **Joachim von der Goltz,** Hochld. 19 b, 411 ff.; Sprengler, J. v. d. G., Hochld. 19 b, 411. H. Frank, J. v. d. G., LE. 25. Jg., K. Lehmann, J. v. G., SchL. 23, 273.

S. 2265. J. Mühlberger, **M. Brod** (Die Lit. 33, 194 ff.); H. Röhner, M. B. (Hochld. 1918, Juli, S. 428 ff., vortreffliche Kritik).

S. 2265. A. Zimmer, Der Dramatiker **Friedrich Wolf** (Die Lit. 33, 10).

S 2266. H. Bachmann, **A. Bronnen,** Dramat. Werke, Berlin 1927; dazu vgl. Gral 21, 378 ff., Orplid 3, 7; L. Weltmann, A. B. (Die Lit. 30, 628 ff. und LE. 30. Jg.)

S. 2266. M. R. Mothes, Der Dichter **A. Brust** (Hellweg 7, 16, Essen); H. Teßmer, Der Dramatiker A. Br., ebda. 5, 41. Gu. K. Brand, Die verlorene Erde (Die Lit. 29, 257 f.) u. LE. 24, 1032.

S. 2267. R. Krauß, **H. Essig** (Württembergischer Nekrolog 1918—1920) 1922; H. Franck, H. E. (Das deutsche Drama 1); F. Graetzer, Aufsätze über H. E. (Die liter. Gesellsch. 4).

S. 2267. H. Ehrenberg, **Barlach,** Bildner u. Dichter, Eckart 5, H. 6; P. Fechter, E. B., SchL. 26, 1 ff., mit Bibliogr.; E. A. Dreyer, Das Gesamtschaffen E. B.s (Ostd. Monatsh. 11, 1); Bibliogr. zu E. B. bringt auch Die Lit. 32, 344 f.; P. Burghardt, E. B. (Der Türmer 32, 5); Elwenschoek, Der Dramatiker E. B. (Schwäbische Thalia 11, 18, Stuttg.); W. Meridies, E. B., ein Gottsucher in unserer Zeit (Volksbühnenbund 11, 4, Berlin); H. Benzmann, Der Dramatiker E. B. (Hellweg 3, 30); H. Bachmann, E. B., Gral 20, 3; H. Franck, E. B., (LE. 20 u. Die literar. Gesellsch. 5), E. Rüther (Zs. für deutsche Bildung 3, 4); H. Franck, Die Dramen E. B.s, LE. 20, 1276 ff.; L. Kjerbüll-Petersen, B., Gral 1931, 367 f. J. Sprengler, B. als Dramatiker, Hochld. 21 b, 609; F. Junghaas, E. B., der Dramatiker (Kreuzzeitg. 31, Sp. 3).

S. 2269. Fr. Höller, Der Dramatiker **Dietzenschmidt** (Deutsche Heimat 6, 9). LE. 25, 895.

Erzähler.

S. 2272. E. Wenzin, **K. Edschmid** (Die Tat 9); P. J. Arnold, K. E. (Die literar. Gesellschaft 5); K. Martens, Der neue Kasimir E. (Die Lit. 33, 134 f.). L. Kiesgen, K. E., Gral 16, 179 ff.

S. 2275. Zu **René Schickele,** vgl. E. Schröder, LHdw. 66, 87.

S. 2277. G. Stein, über das Werk **O. Flakes,** SchL. 30, 110 ff., mit Lit. von Metelmann; Sonderheft zu „Junge Menschen", Mai 1924; Wegwitz, Die Philosophie O. Fl.s, Die Lit. 28, 142 f.; A. F. Binz, O. Fl., Orplid 5.

S. 2279. R. Sexau, **Fr. Thieß,** SchL. 26. Jg., 241 ff. mit Bibliogr. von Frels; H. Arens, Dichter, Sport und Jugend, Notizen zu einem Vortrag über F. Th., 1929; G. Schäfer, F. Th., Bw. 24, 402 ff.; K. Bock, F. Th. (Ostd. Monatsh. 6, 11). A. F. Binz, Fr. Th., Gral 17, 461 ff.

S. 2281. A. Eggebrecht, Das Werk **A. Döblins** (Die Literar. Welt 4, 32, Berlin); F. Lion, Das Werk A. D.s (Die Neue Rundschau 39, 8 u. 33, 10, Berlin); Münz, A. D. (Deutsche Allgem. Zeitg. 1929, 371), W. Dietz, A. D. (Neue Schweizer Rundschau 21, 8 (1929); M. Pulver (Der Lesezirkel 15); A.-D.-Sonderheft des Neuen Merkur (Oktober 1922); A. Loerke, A. D., Berlin 1928; H. G. Brenner, A. D.s Werk u. die Zeit (Die Neue Bücherschau 5, 1, Berlin); zu D.s Alexanderplatz vgl. Die Lit. 32, 194, Die Neue Rundschau 40, 12 (W. Haas), SchL. 31, 181 f. u. Fr. Muckermann, Gral 25, 137 f. u. Bw. 27, 167 f. Zu Berge, Menschen u. Giganten vgl. M. Krell (Die Lit. 26, 521 f.); P. Schmid, A. D., LE. 24, 776. Bibliogr. bringt Die Lit. 31, 30.

S. 2285. H. Hertz, **Henri Barbusse,** Paris 1922; Leo Spitzer, Studien zu H. B., Bonn 1920.

S. 2285. W. Mahrholz, **Frank Leonhard** LE. 21. Jg.; F. Rostosky, L. Fr., SchL. 30, 5 ff., mit Bibliogr. von Metelmann. E. Schiefenbusch, L. Fr. (Masken 24, 2, Düsseldorf). L. F., SchZ. 4, 740 (Die Ursache).

S. 2287. S. K. Black, **H. Kesser** (Recl. Univ. 42, 38). Lit. zu H. K. bietet Die Lit. 33, 30; R. H. Grützmacher, H. K., SchL. 30, 294 ff., mit Bibliogr.; O. Walzel (Bl. der Bücherstube am Mus. Wiesbaden 1925), G. Pohl (Die Neue Bücherschau 7), W. Behrend, Ein Dichter der Zeit, Heidelberg 1920.

S. 2288. **Max Brod,** sieh zu S. 2265.

S. 2291. H. Marcus, Der Dichter **Ludwig Winder** (Die Lit. 31, 268 ff.).

S. 2291. A. Kuhn, **Lovis Corrinth,** Berlin 1915.

S. 2293. L. Weltmann, **H. J. Rehfisch** (Die Lit. 31, 131 ff.); F. A. Angermayer, Der Problemdichter R. (Bl. d. Theaters der Stadt Koblenz 1927, 17); C. D. Marcus, H. R. u. seine Dramen (Crefelder Bl. 1, 9).

6. Der Dadaismus.

S. 2293. R. Huelsenbeck schrieb die Geschichte des Dadaismus in En avant, Dada (1920), W. Serner verfaßte das Dada-Manifest „Letzte Lockerung".

7. Die Gegenwart.

Lyrik.

S. 2296. A. Bezzin, **J. v. Stach,** Bw. 17, 221 ff. (eingehende Würdigung der Dicht. in ihren Werken); G. M. Kaetzel-Schüller, J. v. St., NReich. 11, 362; J. Sprengler, J. v. St., Hochld. 26, 6. J. v. St., Selbstporträt, SchZ.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

5, 294 ff.; Werke: S. Stang, Weh dem, der keine Heimat hat, StdZ. 104, 301; F. Herwig, „Haus Elderfing", Hochland 13 a, 229 f.; F. Muckermann, Petrus, Gral 19, 1.3 und StdZ. 109. Bd. 63 ff.; S. Stang, Melusine, ebda. 108.Bd., 148 ff.; J. Overmanns, Haus Elderfing, ebda. 90. Bd., 308; F. Muckermann, Die Frauen von Korinth, Gral 24, 433 ff. und Ch. Schmitz, Bw. 27, 101 ff., dazu M. Offenberg, Die ewige Frauenfrage, LHdw. 66, 721 ff.; F. Herwig, Die Sendlinge von Voghera, Hochld. 8a, 745 f.; J. Sprengler, „Petrus" (eingehende u. bewundernde Würdigung), Gral 19, 236; H. Bücker, J. v. St. (Biogr. u. Würdigung der Werke mit Proben), Gral 16, 390 ff. LE. 25, 892.

S. 2300. H. Ballhausen, **Margarete Windhorst,** Ausw. u. Einführung, München-Gladbach 1929.

S. 2301. L. Gorm, **Ruth Schaumann,** Die Lit. 30, 71 ff. (sehr lobende Anerkennung ihrer Werke); ebda. Bibliogr. 30, 73; M. Beermann, R. Sch., Bw. 25, 168 ff. (Würdigung u. Vergleich mit Droste und Langgässer, mit Proben); R. Knies, R. Sch., LHdw. 64, 17 ff. mit Bibliogr. (tiefgründige u. ausführliche Würdigung); H. Bücker, R. Sch.s neues Schaffen („Nebenhag", „Rose"), Gral 23, 212 ff.; J. Sprengler, Die Glasbergkinder, Gral 19, 500 ff. (prächtige Deutung des Märchens); H. Federmann, R. Sch., SchL. 28, 438 ff., mit Bibliogr. von Metelmann, P. Dörfler, R. Sch. (Westermanns Monatsh. 69, Jännerh.), R. Sch., Der blühende Stab, mit Holzschnitten, Die Lit. 32, 422, H. 7; F. Fuchs, R. Sch., Plastik in Dichtung, Hochld. 21a, 192. Zu „Die geliebten Dinge", vgl. J. Tobias, Bw. 28, 298.

S. 2304. A. Knoblauch, **Gertrud von le Fort,** Hochld. 27, 72 ff. (anerkennende u. bewundernde Besprechung der Werke der Dichterin); R. Knies, G. v. le F., LHdw. 64, 266 ff.; E. Schröder, G. v. le F., Gral 19, 166 ff.; G. Hasenkamp, Das Schweißtuch der Veronika, NReich. 2, 566 ff.; Fr. Muckermann, über denselben Roman, Gral 23, 384 ff.; R. Knies, G. le F. — E. Langgässer, LHdw. 64. Bd. u. 66. Bd., 214. Zu „Der Papst aus dem Ghetto" vgl. Gral 25, 521; J. Kirschweng, G. v. l. F., LHdw. 67, 101 ff. (ein feinsinniger Aufsatz).

S. 2305. P. Bauer, **Ina Seidel,** Gral 21, 94 ff. (lobende Beurteilung der Werke); P. Baum, J. S., Bw. 21, 94 f. A. Knoblauch, Sendung u. Werk weiblicher Prosadichtung (Ina Seidel), Hochld. 27, 70 ff. (ablehnende Kritik der Romane, vermißt den christlichen Grundgedanken u. tadelt die Schwäche der Männer in den Romanen); E. Groß, J. S.s Brömserhof, Die Lit. 30, 175; J. S.s Neue Gedichte, Stuttg. 1927; J. S., kurze Biogr. in SchL. 28, 500; Spiero, J. S., Eckart I, 1; A. Heim, J. S.s Renée u. Rainer, Die Lit. 32, 517 f.; J. Bab, J. S.s „Das Wunschkind", der Roman der Mutter, Die Lit. 33, 136 f; W. Rutz, J. S., Pädagog. Warte 32; H. Klüglein, Die Romane J. S.s (Imago 12). H. Brandenburg, J. S., NL. 32, 353 ff. mit Lit. von Metelmann.

S. 2308. R. Knies, **E. Langgässer,** LHdw. 64, 270 ff.; E. Schröder, E. L., Gral 19, 167.

S. 2309. J. Mumbauer, **Konrad Weiß,** der Denker und Dichter des „geschichtlichen Gethsemane", LHdw. 66, 241 ff.; M. Rockenbach u. E. Hager, K. W., Bw. 19, 217—223; K. Debus, Moderne Mystik in der Dichtung (K. W.), Hochld. 21 a, 88 ff.; E. Schröder, K. W., Tantum die verbo, Bw. 17, 17; R. Grosche, K. W., das gegenwärtige Problem der Gotik, Augsb. 1927; dazu LHdw. 64, 614; Chr. Flaskamp, zum geschichtl. Gethsemane (K. W.), LHdw. 55, 587 f.

S. 2311. H. Benzmann, **H. Zerkaulen** (Rhein. Beobachter 3, 29—30); E. E. Albrecht, H. Z. (Ostd. Monatsh. 6, 45); Rockenbach, H. Z., Bw. 19, 81 ff.; L. Fantl, H Z. (Die Lit. 31, 577 ff.)

S. 2313. Zu **Suso Waldeck** vgl. LHdw. 66, 215 u. 273 ff.; R. Henz, H. S. W., NReich. 10. Jg. 213 ff. F. Muckermann, S. W.s erster Roman, Gral 25, 320.

S. 2314. H. W. Fischer, **H. Brandenburg,** SchL. 24, 221 ff. (1923); J. Peters, Das neue Theater, Bw. 24, 484 ff.; A. Hübscher, über H. B., Orplid 5, 5—6; L. Gorm, H. B. (Die Lit. 33, 138 ff.).

S. 2315. E. Reinacher, Werke, Stuttg. 1930. E. Dürr, Der Dichter im Zeitwinkel (**E. Reinacher**), Die Lit. 29, 256 und 26, 586 ff.; R. (Junge Menschen 7, 9. Heft); W. Kordt, über den Dramatiker R. (Bl. d. Theaters der Stadt Koblenz, 1917, 20).

S. 2318. P. Bauer, **J. Feiten,** Bw. 17, 126 ff.; L. Kiesgen, über Lyrik u. F., Bw. 24, 481 ff.

S. 2319. S. Wieser, **Richard Knies,** Bw. 16, 177 ff.; F. Feiten, R. Kn., die feierliche Zelle, Bw. 15, 4 ff.; K. G. Pfeill, über die Lyrik von R. Kn. (Das heil. Feuer 16, H. 9); W. Gurian, Sonderlinge der Gasse, von Kn., Augsb. Postzt. 1924, Nr. 141.

S. 2321. P. Baum, **Friedrich Schnack,** Bw. 24, 193 ff.; D. Sarnetzki, F. Sch., SchL. 30, 145 ff.; G. Schäfer, F. Schn., Hochld. 25 a, 548 ff.; A. Baldus, F. Schn., Die Lit. 31, 511 ff.; Fischer-Kolbri (Der Türmer 32, 8); E. Kirchbach-Carlowitz (Eckart 4), E. Lissauer, über Fr. Schn.s Gedichte, Die Lit. 26, 142 ff.; A. Kasper, Fr. Schn., LHdw. 66, 577. H. Bachmann, F. Schn., Bw. 27, 245 ff.

S. 2324. J. Bergenthal, **G. Hasenkamp,** LHdw. 65, 897 f.; P. Adams, Die Dichtung H.s, Bw. 24, 392—401; J. Sprengler, Geistliche Spiele (G. Hasenkamp), Hochld. 23 b, 232 ff.

S. 2324. E. M. Hamann, **Fr. Eichert** Bw. 1, 61 ff.; Sänger und Prophet, Gedenkblätter zum 70. Geburtstage des Dichters F. E., Innsbruck (Beiträge berühmter Zeitgenossen über das Werk u. die Persönlichkeit E. F. Eicherts); H. Herz, E.s Alpenglühen, Bw. 10, 143 f.; derf., E.s Kreuzesminne, ebda. 3, 127 f.; O. Katann, F. E., Gral 20, 7; Handel-Mazzetti, SchZ. 1, 42 u. NReich. 6, 46, Husinsky, F. E. Wien (vortreffliche Würdigung), außerdem schrieben über Eichert unter anderen: Muckermann, P. Keller, Haraffer, Carnot, SchZ. 1, 19.

S. 2328. Gu. K. Brand, **E. Lissauer,** Stuttg. 1923; derf., Sammlung u. Sendung, ein Wort über L.s Prosaschriften, LE. 24, 1297 ff. S. Wieser, E. L., ein moderner Lyriker, Bw. 12, 21—29; W. Kühlhorn, E. L. (Die christl. Welt 43, 22); W. Born, E. L. (Necl. Univ. 46, 10, Leipz.); E. Schröder, E. L., LHdw. 66, 85; H. Bachmann, Neue Lyrik, ebda 64. Jg.; J. Bab, E. L., LE. 21, 262 ff.; E. Sprengler, E. L. als Dramatiker, Hochld. 24a, 695 ff.; H. Spiero, L., der Sammler u. Sichter (Die Lit. 27, 263 ff.); F. Schreyvogl, Zu L.s Glück in Österr., Gral 20, 76 ff. F. Gregori, E. L.s „Ewige Pfingsten", LE. 22, 21 ff.; E. Heilborn, Der Hymniker und das Leben (zu E. L.s Der inwendige Weg), LE. 23, 264 ff.

S. 2332. J. Winckler, Der Dichter **Jakob Kneip,** LE. 20. Jg.; H. Saedler, J. Kn., Ausw. u. Einführung, München o. J.; M. Rockenbach, J. Kn., Würzburg 1924 (begeistert geschrieben); derf., Bw. 18, 201 ff.; K. Debus, J. Kn.s dichterisches u. religiöses Bekenntnis, Hochld. 19b, 560 ff. (ein feiner Essay); A. F. Binz, J. Kn., SchL. 29, 161 ff., mit Bibliogr. v. Metelmann (bewundernd geschr.); E. Schröder, J. Kn. (Der lebendige Gott, nimmt scharf Stellung gegen Kn.s Behandlung religiöser Fragen); Bluz, J. Kn., Hampil der Jäger, Hochld. 25a, 314 ff.; H. Rausse, J. Kn., Volks-Lesehalle 9.

S. 2336. E. Schröder, **F. W. Bischoff,** Gottwanderer; Die Gezeiten, Gral 20, 320 f.; A. Aulker, F. W. B., Ohngesicht, Alter, Die Gezeiten, Bw. 22, 371 ff.; E. Lissauer, F. W. B. u. Fr. Schnack, Die Lit. 27, 386 ff.; Der Dichter M. B. (Ostd. Monatsh. 8, H. 9); B. Kubezak, F. W. B., ein schlesischer Dichter (Ostland 2, 4). Ch. Niesel-Lessenthin, F. W. B., Die Lit. 33, 378 f.

S. 2337. E. Lissauer, **Ernst Bertrams** „Rhein", Die Lit. 30, 79 ff.; derf, E. B.s Normenbuch, ebda. 27, 577 ff.; P. Winter, E. B., SchL. 31, 377 ff., mit Lit.; E. Heilbrunn, Das Gedichtwerk E. B.s (Kunstwart 11, 10, München). J. Haupt, B. als Dichter, Gral 18, 96.

S. 2339. L. Mayer-Dübach, Die religiösen Dichtungen der Erika **Spann-Rheinfch,** Hochld. 25 a, 428.

S. 2340. E. Schröder, **Friedrich Schreyvogl,** LHdw. 65, 162 ff.; R. Henz, Schr.s „Geheime Gewalt", Volkswohl 20, 114 f.; Gu. Zernatto, Fr. Schr. u. die Dichtung des neuen Österr. (Ostd. Monatsh. 6, 3—4).

S. 2343. M. Rockenbach, **K. Th. Bluth,** Die Lit. 26, 76.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

S. 2343. G. Herzog-Hauser, Gedichte von **Rudolf Henz**, Volkswohl 20, 112 ff.

S. 2344. W. Omankowski, **A. Schnack** (Ostd. Monatsh. 10, 7, Berlin); P. Bauer, A. Schn., Bw. 24, 198 ff.

S. 2344. E. Lissauer, **R. Billingers** Gedichte, Die Lit. 31, 632 ff.; H. Naschhofer, R. B. (Polit. Wochenschr. 5, 30, Berlin); H. S. Waldeck, Das „Perchtenspiel" von R. B., NM. 10, 970.

Das Drama.

S. 2345. Sieh die Lit. zu S. 1600; dazu: J. Bab, Die Stiltendenzen im deutschen Drama der Gegenwart, BM. 1913; M. Freyhan, Das Drama der Gegenwart, Berlin 1922; R. Kayser, Das junge deutsche Drama, Berlin 1924; H. Carter, The New Spirit in the European Theatre 1914—1924; O. Walzel, Jüngste deutsche Dramen, JM. 12; derf., Expressionistisches Drama, ebda. 13; B. Diebold, Anarchie im Drama, 3. A., Frankfurt 1925; derf., Bilanz der jungen Dramatik (Die Neue Rundschau 1923); A. Pache, Die deutsche Dichtung im 20. Jh., Leipz. o. J.; A. Facsi, P. Ernst u. der Neuklassizismus, Leipz. 1913; A. Hugli, S. Lublinski, P. Ernst u. das neue Drama, Heidelberg 1913; H. Franck, Vom Drama der Gegenwart (Die Lit. 26. Jg., Heft 3 ff.); J. Bab, Chronik des deutschen Dramas, 4 Bde., Leipz. 1926 (schildert die dramat. Produktion von 1919 bis 1925). W. Kosch, Das deutsche Theater u. Drama seit Schillers Tod, Leipz. 1922. W. Knevels, Das moderne Drama, Gesicht unserer Zeit, 2. A., Braunschweig 1930 (unterrichtet gut über den Zustand des heutigen Theaters).

S. 2345. G. Keckeis, **Leo Weismantel**, LHdw. 60, 154 ff.; Ph. Huppert, L. W. als Dramatiker (Westd. Bl. 3, 5, Düsseldorf). H. Roselieb, L. Weismantel (Die Lit. 26, 391 ff.). J. M. Wehner, L. W. (Münchener Dichter, 1929); Fr. Muckermann, L. W. (Dichter der Gegenwart, Würzburg); E. Reinhard, L. W., Bw. 18, 184—199; O. Steinbrink, L. W., ein Wegbereiter des neuen Dramas, ebda. 22, 65—71; J. Bergenthal, Gedanken zu W.s jüngstem Schaffen, LHdw. 64, 93 f.; S. Stang, Von „Mari Madlen" zum „Unheiligen Haus", StdZ. Bd. 105, ein vortrefflicher Aufsatz über die dichterische Entwicklung W.s; E. Iros, L. W., Der Dichter u. Kulturpolitiker, München 1929; J. Sprengler, Eros u. Logos in der Tragödie W.s Wächter unter dem Galgen, Hochld. 18a, 67 ff.; L. Kjerbüll-Petersen, Theater u. Drama (W.s Lionardo), Gral 21, 580 ff.; J. Sprengler, Zur Uraufführung des Spieles Totentanz von L. W., Hochld. 19a, 514 f.; derf., Das katholische Drama (zu W.s vom Blute Luzifers), ebda. 20a, 303 ff.; derf., Ein rheinisches Festspiel (Der Kurfürst), ebda. 23a, 484 f.), Herwig, W.s Der närrische Freier, 22a, 327 f.; derf., W.s Das alte Dorf, ebda. 27a, 171 f.; dazu schrieb auch E. Reinsch, Gral 23, 430 f.; A. F. Binz, W.s Das unheilige Haus, Gral 17, 233 f.

S. 2353. L. Brun, **Rolf Lauckner** (Revue germanique 16); F. Engel, R. L. u. seine besten Bühnenwerke, Berlin 1922; Fr. Ph. Baader, R. L., LE. 24, 900 ff.; L. Veltmann, R. L. (Schwäb. Thalia 10, 9, Stuttg.); Fr. Thieß, R. L. (Krefelder Bl. 2, 12).

S. 2355. J. Sprengler, **O. Brües'** Der Prophet von Lochau, Hochld. 21b, 322 ff.; L. Lissauer, Gedichte von O. Br. (Die Lit. 30, 179 ff.; Fr. Muckermann, Br.s Jupp Brand, Gral 22, 310 ff.; dazu SchZ. 2, 10 u. H. Lorenz Lenzen, Jupp Brand, LHdw. 64, 227 ff. (abfälliges Urteil); E. Kohlmann, O. Br. (Der Türmer 30, 10); B. Götz, über die Dichtungen von O. Br. (Der Büchermurm 15, 37, Berlin); H. Franck, O. Br., Münchener Zeitg., Beilage 27. Jg., H. 9; K. Jacobs, O. Br. (Westd. Bl. 3, 4).

S. 2357. H. Sturm, **Max Mohr** (Die Lit. 29, 623 ff.); Sprengler, M. M., LHdw. 63, 580.

S. 2358. E. Schröder, **F. J. Weinrich**, LHdw. 63, 253 ff. (grundlegende, feinfühlige Würdigung des Dichters); K. Jacobs, F. J. W. (Westd. Bl. des Bühnenvolksbd. 3, 8, Düsseldorf). Erwähnt sei hier W.s jüngstes Werk „Die heilige Elisabeth" (1930). S. Stang, zu W.s „Mittag im Tal", StdZ. Bd. 108, 473 ff.; J. Sprengler, Das kathol. Drama „Spiel vor Gott", Hochld. 20a, 181 ff.; derf., W.s „Ein Mensch", Hochld. 19a, 92 ff.; derf., W.s Kolumbus, ebda. 20b, 427 ff.; S. Stang, W.s Kolumbus, StdZ., Bd. 108, 145 ff.; W. Fischer, W.s Dichtungen. LE. 23, 604 ff., L. Weismantel, F. J. W., LE. 25, 898 ff.

S. 2362. E. Schröder, über **Paul Gurk**, LHdw. 66, 83; W. Meridies, über P. G., Orplid 3, 7; Gu. K. Brand, P. G., SchL. 28, 54 ff. mit Bibliogr.; J. Günther, P. G. (Rhein.-Westf. Z. 1930, Kunst 190); S. Melchinger, P. G., Die Lit. 30, 695 f.; derf., P. G. (Ostd. Monatsbl. 6, 11) u. Die Lit. 30, 695 ff.; H. Knudsen, Der Dichter P. G. Hellweg, 6, 32, Essen); derf., P. G., ZDde. 1925, S. 43 ff. (ein sehr schöner Essay); P. Bülow, Gurks Wallenstein u. Ferdinand II., SchL. 29, 107 ff.

S. 2363. M. Rockenbach, **W. Götz**, Orplid 4, 9—10.

S. 2364. E. Metelmann, **Fr. Griese**, SchL. 28, 485 ff., mit Bibliogr. u. ebda. 29, 96; B. Eggert, Gr. (Das deutsche Theater Jg. 6, 1).

S. 2364. L. Feuchtwanger, über **Berthold Brecht** (Die Weltbühne 24, 36).

S. 2356. L. Weltmann, **L. Feuchtwanger**, Die Lit. 29, 567 f.; Versuch einer Selbstbiogr., ebda. 29, 579.

Die erzählende Dichtung.

S. 2368. H. Nordeck, **Fr. Herwig** als Erzähler, Hochld. 19a, 744 ff.; Weiteres von F. H., ebda. 22b, 754 u. 27a, 572 ff.; H. Kautz, Das sozialpädagogische Problem in H.s Roman „Die Eingeengten", Bw. 23, 436 ff.; F. Mumbauer, Fr. Herwig, LHdw. 67, 195 ff.; J. Autz, F. H. u. die erste Monogr. über sein Schaffen, LHdw. 60, 261 ff.; H. H. Bormann, H.s Roman „Die Eingeengten", Orplid 3, 1; H. Schoenfeld, F. H., SchL. 24, 359 ff.; M. Treblin, F. H. (Der Türmer 29, 9, Stuttg.); O. F. Binz, Fr. H., in der Sammlung „Dichter der Gegenwart" (D.); derf., F. H., Die Lit. 30, 11 ff.; S. Stang, Zu H.s Roman Die Eingeengten, StdZ. Bd. 114, S. 213 ff.; K. Muth, Eine Glosse zu H.s „Die Eingeengten", Hochld. 23b, 59 ff.; G. Müller, F. H.s Romane, Köln. Volksztg. 1930, 19. März. J. Mumbauer, F. Herwig (Gesamtschaffen), LHdw. 67, 195; Bw. 27, 157. H.s Romane, SchZ. 5, 28. 676; NReich. 9, 10. 200.

S. 2374. W. Schulte, **Hans Roselieb** (Dichter der Gegenwart), Würzburg 1924; H. Schwabe, H. R. (Die Lit. 32, 576 ff.); G. Keckeis, H. R., LHdw. 57, 35 ff.; F. Ohrmann, H. R. (Veröffentlichungen für Musik u. Lit. 1926). — Zu „Unsere liebe Frau von den Sternen": F. Muckermann, Gral 20, 248 ff., H. Herz, Bw. 23, 228 ff.; zu „Der Abenteurer": Herwig, Hochld. 20a, 422 f.; zu „Der Erbe", derf., Hochld. 18a, 102 f., zu den Spanienbüchern vgl. H. Hinrichs, Gral 20, 519 ff., zu „Meister Michels rätselhaften Gesichtern" Fr. Muckermann, Gral 19, 207, zu „Narren der Arbeit" u. „Der Fackelträger" A. Bezin, Bw. 18, 35 f.

S. 2380. **K. B. Heinrich**, Ausw. mit einer Einführung von Ed. Schröder, München 1927. — Rockenbach, über K. B. H. (Die Lit. 28, 77 ff., 32, 34).

S. 2382. Zu **Arnim Wegener** vgl. R. Rieß, LE. 20 u. K. Offenburg (Die Glocke 9).

S. 2384. H. Brandenburg, **Josef Magnus Wehner** SchL. 30, 49 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; A. Hübscher, J. M. Wehner (Die Lit. 30, 516 ff.); derf., J. M. W. (Münchener Dichterbuch), 1929. J. Bergenthal, J. M. W., LHdw. 66, 19; J. Bachmann, Ein historischer Verdun-Roman, Bw. 27, 211 ff.; A. Soergel, Dichtung u. Dichter, NF. 462 ff.

S. 2378. F. Adler, **B. Bonsels**, sein Weltbild u. seine Gestalten, Frankf. a. M. 1925 (dringt tief ein); B. Achtermann, Der Narr in Christo W. B.s. Bw. 18, 73 ff. (treffliche Beurteilung des Dichters); R. Bugrin, Brevier aus W. B. Schriften, Frankf. a. M. (betrachtet B. als sein Ideal und seinen Propheten, die Quintessenz von B.' Weisheit zusammengestellt); H. M. Elster, Einleitg. zu einem Sammelband der deutschen Buchgemeinschaft (gibt einen Überblick über die weltanschauliche Entwicklung B.'; K. Rheinfurt, W. B., ein Beitrag zum Problem des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

künstlerischen Schaffens, Die Lit. 29, 395 ff. (bewundernde Anerkennung); derſ., Der neue Mythus; W. B. u. ſein Werk, Stuttg. 1930; L. Kiesgen, B., Gral 19, 603; Lou Andreas Salomé, W. B., LE. 23, 8 ff. (preiſt die „Menſchenwege“ u. die „Indienfahrt“ u. auch die anderen Schriften B.'); W. B., Das dichteriſche Werk, 3 Bde., Dresden 1926; Großhoff, B.' Weltanſchauung (Der Geiſteskampf der Gegenwart 63, 8). H. Schöck, Löns u. B., LE. 24, 1089. Roſelieb, W. B., Gral 22, 460 f.; E. Kohlmann, W. B. u. ſein Werk (Oſtd. Monatsh. 12, 4 Berlin).

S. 2390. M. Rockenbach, **Ernſt Wiechert** (Die Lit. 29, 509 ff.); G. Schäfer, E. W., Hochld., 28, 1; R. A. Ehlers, E. W., Orplid 3, 7.

S. 2392. Klabunds Geſammelte Werke, Wien 1931. — Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, S. 840 ff., M. Fiſcher, Kl.s Romane, Hochld. 15 b, 83 ff.; Sprengler, LHdw. 62, 579 f.

S. 2395. W. Deubel, Der Romandichter **Ulitz** (Oſtd. Monatsh. 5, 8); W. Kunze, A. U., SchL. 26, 201, mit Bibliogr. von Frels.

S. 2397. F. Rostosky, **Hans Carossa,** SchL. 29. Jg. 273 ff. mit Bibliogr.; A. Schaeffer, H. C. (Das Inſelſchiff, Jg. 10, H. 1); O. Heuſchele, H. C. (Die Lit. 28, 462); E. Schröder, H. C., LHdw. 66, 97 ff.; O. E. Heſſe, H. C., ein Bekenntnis, Tübingen 1929; Autobiogr. Skizze (Die Lit. 28, 465 f.). G. Schäfer, H. C., Hochld. 24 b, 556 f.; Das Buch des Dankes für Caroſſa, Leipz. 1928 (darin Schaeffers treffliche Einl.).

S. 2399. Otto Wirz, Das magiſche Ich. Mit zwei preisgekrönten Aufſätzen über O. W. von E. Finke u. L. Gorm, Stuttg. 1929; dazu Die Lit. 31, 453; F. Thieß, O. W., DR. 54, 2, Berlin und Die literar. Welt 2, 50; H. Dworſchak, O. W. (Freie Welt 9, 13), A. F. Binz, Roman der Seele (darin Wirz, „Gewalt eines Toren“, Hochld. 24 b, 423 ff.; W. Meridies, Wirz, die geduckte Kraft, LHdw. 65, 779 ff.; P. Friedrich, Wirzens „Gewalt eines Toren“ (Die Lit. 26, 431 ff.).

S. 2400. L. Lenzen, **Joh. Muron,** Der Seefahrer, LHdw. 65, 216 ff.; J. Aulke, J. M., Die ſpaniſche Inſel, Bw. 24, 329.

S. 2401. A. v. Gleichen-Rußwurm, **Schauwecker,** Die Götter u. die Welt, LE. 25, 639; E. Schrumpf, Sch.s Dichtungen, Heimgarten 5, 7.

S. 2402. J. Schönherr, **M. Jungnickel** (Deutſche Monatsh. 1926, 7).

S. 2403. G. Schuberth, **Arthur Trebitſch,** ſein Leben und ſein Werk, 1927; A. Tr., Der Dichter, der Denker, der Redner, der Arier, in Einzeldarſtellungen von R. Linke, A. Ruge, F. Demmel, Th. Fritſch 1926.

S. 2405. H. Herz, **Henriette Brey,** Bw. 23, 353 ff.; ihre Romane lobend beſprochen in vielen Zeitſchriften und Tagesblättern.

S. 2407. M. S. Filchner, **Thea von Harbou,** Bw. 14, 84 ff.

S. 2408. F. Rademaker, **Hertha Pohl,** die katholiſche Arbeiterdichterin, Gral 20, 254 ff.; F. Herwig, Eine oberſchleſiſche Dichterin (H. Pohl), Hochld. 21 b, 444.

S. 2413. Frank Bruno, eine autobiogr. Skizze bringt Die Lit. 32, 399; Eckart 5, 767.

S. 2414. Zu **W. Speyer** vgl. J. Sprengler, LHdw. 62, 577 ff.

S. 2415. E. E. Albrecht, H. Chr. **Kaergel** (Der Türmer 32, 6).

S. 2422. W. Bähr, **Guſtav Schroer** u. der deutſche Bauernroman (Die chriſtl. Welt 40, 10, Gotha); derſ., G. Schr. (Deutſches Volkstum 1926, H. 11).

S. 2422. K. Martens, **Ernſt Penzoldt,** SchL. 28, 344 ff., mit Bibliogr. von Metelmann; H. L. Lenzen, E. P., der arme Chatterton, LHdw. 66, 303; H. Sochaczewar, E. P. (Neel. Univ. 45, 50, Leipz.). H. Günther, E. P. in Die Lit. 33, 311 ff.

S. 2423. R. Huch, **A. Neumanns** „Teufel“, Deutſches Volkstum 10, H. 9. K. Bachler, Alfr. N. (Die Lit. 32, 626 f.). Zu N., „Der Held“ vgl. Die Lit. 33, 102; B. Diebold, zu A. N., „Der Teufel“ (Die Lit. 29, 18 ff.); H. Zerkaulen, Zu N.s Roman „Guerra“ (Die Lit. 31, 203 ff.).

S. 2426. E. Kohlmann, **A. Lübbe** (Die Leſe, 6, 4, Köln).

S. 2426. H. Wocke, **W. E. Peuckert** (Der Wanderer, 41, 192, Breslau).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Namen- und Sachregister.

I. Band Seite 1—456. II. Band Seite 457—992. III. Band Seite 993—1551. IV. Band Seite 1553—2032. V. Band Seite 2033—2599.

A.

Abälard II. 718
Abbt, Thomas II. 704, 709, 724, 748, 763, 767, 768. — III. 1059, 1063
Abel, Hans Karl IV. 1929
Abel, Jakob Friedrich II. **848**, 849, 858, 860, 915.
Ablaut 10
Abraham a Sancta Clara 384. — II. **535** ff., 744, 950. — IV. 1952, 2022. — V. 2271
Achermann, Franz Heinrich V. 2404 f.
Achery, Jean Luc d' 89
Achleitner, Art. III. 1490 f.
Achtermann, B. V. 2387
Ackermann II. 618
Acta Sanctorum 89
Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti 89
Adamberger, Antonin III. 1072
Adams, S. V. 2324
Addison, Joseph II. 601, 603, 605, 614, 615, 654, 707, 710
Adelbert von Stade 272
Adelbrecht, Priester 82
Adelheid 54
Adelnburg, Engelhart v. 189
Adelt, Leonhard IV. 1737, **1803**
Adelung, Johann Christoph II. 609
Adler, Friedrich IV. 1684
Adler, Max IV. 1766
Adler, Paul V. 2291
Adlersfeld-Ballestrem, Emfemia von V. 2169 f.
Adolf, Karl IV. 1982 f.
Adolph, Johann 452
Adso 82
Aeneas Sylvius III. 1134
Aeschylus II. 943, 961. — III. 1070
Äsopus 105, 393, 413, 434. — II. 707, 708
Agostini, A. IV. 1792
Agricola, Philipp 437
Agricola, Rudolf 359
Agrikola, Georg 450
Agrikola, Johann 392, 393
Agrippa, Cornelius 400
Ahlefeldt, Elise Gräfin von III. 1162
Ahorn, Anton IV. 1625
Aicher, Otto II. 535, 570
Aimoin 58
Akunian IV. 1859
Alaesiagen 5
Albani, Kardinal II. 710
Albanus, Legende 89
Alben 5
Alber 90
Alberich 5
Alberich von Bisinzo 105, 106
Albert, Heinrich II. 499, 501
Albert, Karl IV. 1662
Albert, Lorenz II. 484
Albertanus v. Brescia 362
Alberti, Julius Gustav II. 519, 769
Alberti, Konrad IV. 1555, **1569**, 1573, 1601
Albertinus, Aegidius II. 505, 527, 529, 548
Albertus Magnus 276
Alberus, Erasmus 329, 383, 393, 416
Albrecht, Johann Ernst II. 982
Albrecht, Sophie II. 543
Albrecht von Halberstadt 137
Albrecht von Scharfenberg 289
Alchuin 31, 32, 40, 58
Aldhelm 25
Aleman, Mateo II. 547
Alemannen 15
Alembert, Jean le Rond d' II. 730
Alexander der Große 105
Alexander, der wilde 307
Alexanderlied 109, 137
Alexandersage 138
Alexis, Wilibald s. Häring, Georg Wilhelm
Alexius, Legende 92
Alfonsus, Petrus 257, 328, 360
Alfräd 65
Algenstädt, Luise IV. 1861
Alischans, La bataille d' 163
Alkmar, Hinrik van 329
Alliteration 12
Allmers, Hermann III. 1345
Alp 5
Alpharts Tod 249
Alphen, van III. 1246
Al Raschid Bey s. Böhlau, Helene
Alscher, Otto V. 2092
Altenberg, Peter IV. 1643, **1697**, 1826. — V. 2075
Altenhöfer, A. J. III. 1477
Altenstein, Minister III. 1068
Althaus III. 1220
Althochdeutsch 28
Altmüller, Karl III. 1515
Altswert, Meister 321
Alxinger, Johann Baptist II. 744, 748
Amadis aus Gallien 402
Amalie, Herzogin v. Sachsen III. 1349
Amalia, Herzogin v. Sachsen-Weimar II. 773, 776, 874, 876, 879, 901. — III. 987, 1081, 1084
Amberger, Olga V. 2080
Ambrosius, Johanna II. 661. — III. 1410
Amon, Placidus II. 610
Ampère, Jean Jaques II. 888
Amruilkais III. 1154
Amthor, Christoph Heinrich II. 586, 593
Amyntor, Gerhard v. III. 1533
Amyot, Jacques II. 666
Anakreon II. 594, 627, 651—652, 654, 660, 799
Analecta Ballandiana 89
Anderſen, Hans Christian III. 1052. — IV. 1682
Andreae, Johann Valentin 455. — II. 507, 517, 529, 558, 776
Andreas, Kaplan 320
Andreas, Legende 89
Andreas, Samuel II. 973
Andreas v. Wittingau 358
Andrian, Leopold von IV. 1683
Anegenge, Jüngeres 82
Angelus Silesius s. Scheffler, Joh.
Angermeyer, Fred Antoine V. 2246 f.
Angilbert 32, 107
Anhalt, Herzog von 212
Anna Amalie, Großherzogin von Sachsen-Weimar II. 737
Annolied 101. — II. 776.
Annunzio, Gabriele d' IV. 1583, 1630, 1704, 1707, 1780, 1781, 1934, 2011
Anschütz, Heinr. III. 1125
Antelan 300
Anthes, Otto IV. 1740 f.
Antichristspiel 339
Antichristspiel, Tegernseer 99 100
Antiklaudianus 310
Anton, Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel II. 506, 543
Anzengruber, Karl IV. 1983
Anzengruber, Ludwig III. 1141, 1349, **1426** ff., 1445, 1474, 1492. — IV. 1612, 1615, 1618, 1642, 1643, 1645, 1757, 1758, 1831, 1858, 1864
Apel, Paul II. 565. — IV. **1672**
Apollinaris Sidonius 15
Apollonius von Tyana II. 741
Aprent, Johann III. 1281, 1282
Apuleius 283. — III. 1399
Aquileja 52
Arberg, Peter Graf v. 313
Archenholtz, Johann Wilhelm, Baron von II. 869
Archipoeta 120
Arent, Wilhelm IV. 1553, **1572** f., 1682, 1716
Aretino, Leonardo 281
Aretino, Pietro 419
Argens, Jean Baptiste de Boyer d' II. 728
Arianismus 23, 24
Aribo von Mainz 55
Arier 8
Arigo 409
Ariosto, Lodovico 172. — II. 463, 473, 481, 554, 736. — III. 1008, 1033, 1109
Aristophanes 386, 416, 433, 445. — II. 637, 732,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

785, 879. — III. 1027. — IV. 1656, 1673, 1675
Aristoteles 68, 362, 451. — II. 483, 488, 611, 612, 701, 716, 777, 934, 943, 996
Arius 22
Armand siehe Strubberg, Friedrich August
Arminius 2, 13
Arminius, Wilhelm IV. 1740. — V. **2086** f.
Arndt, Ernst Moritz III. 1007, 1063, **1071** f., 1074, 1110, 1173, 1183, 1202, 1220
Arndt, Johann 455. — II. 510, 517, 521, 753
Arneth, Joseph von III. 1481
Arnim, Bettina (Elisabeth) III. 1042, **1044** f. — IV. 1716, 1817
Arnim, Ludw. Friedr. Achim von II. 553, 557, 561, 798. — III. 1007, 1011, 1020, 1033, 1034, 1036—1038, **1040** ff., 1047, 1050, 1051, 1059, 1061—1063, 1068, 1082, 1115, 1119, 1203. — IV. 1716, 1787. — V. 2129
Arnim, Henriette Gräfin II. 874
Arno 32
Arnold, Georg Daniel III. 1083
Arnold, Gottfried II. 520, 522
Arnold, Priester 82, 90
Arnold, Robert J. IV. 1660, 1681
Arnold von Lübeck 146
Arnpeck, Veit 295
Arnulf 53
Arp, Hans V. 2294
Arsenjew, W. K. IV. 1793
Artbauer, Otto IV. 1794
Artussage 139
Asch, Schalom IV. 1642
Aschbach, Josef III. 1255
Ascher, David III. 1254
Asmussen, Georg IV. 1860
Assig, Hans von II. 580
Aßmann von Abschatz, Hans von II. 580
Athanarich 22
Athenaeus 317
Attems, Marie Gräfin III. 1216
Attila 16—18, 23, 55, 65
Auber, Daniel François-Esprit II. 567
Auer, Hans IV. 1794
Auerbach, Berthold III. **1268** ff., 1274, 1348, 1427, 1432, 1452, 1499, 1516, 1525. — IV. 1944. — V. 2093
Auernheimer, Raoul IV. 1640
Auersperg, Anton Alexander Maria Graf von s. Grün Anastasius
Auffenberg, Josef von III. 1160
Auftreten und Verschwinden des Antichrist 99
Augé, General II. 858
Augier, Emile III. 1523, 1524. — V. 2090
August, C. Ferd. III. 1075
Augustinus 25, 35, 68, 374
Aulke, A. V. 2337
Aura, Ekkehard von 271
Aurbacher, Ludwig III. 1083, **1266**
Aurelian 21
Auregallus 376
Aurons Pfenning 309
Aurpach, Johannes 420
Auslautgesetze 10
Ausserer, Alois IV. 2032
Autos sacramentales 450
Ava, Frau 81
Avancinus, Nikolaus 450, 452
Avarenlied 52
Avenarius, Ferdinand IV. 1684 f.
Avenarius, Richard IV. 1611
Aventinus, Johannes 368, 453. — II. 468
Avitus, Alcimus 80
Ayrenhoff, Cornelius Hermann II. 545, 749. — III. 1113
Ayrer, Jakob 435, **446** f. — III. 1030

B.

Baader, F. Ph. V. 2396
Bab, Julius IV. 1660, **1681**. — V. 2228, 2246, 2264, 2362
Babion, Gaufr. 268
Babo, Josef Marius II. 817
Babst, Diederich Georg III. 1083
Bach, Friedrich III. 1218
Bach, Johann Sebastian II. 576. — III. 1422. — IV. 1834
Bachmann, J. J. II. 509
Bacheff von Echt, Erika Freiin s. Watzdorf, Erika von
Bacmeister, Ernst IV. 1679
Bacon von Verulam, Francis II. 459, 460, 533
Baczko, Josef von II. 980
Baduhenna 5
Bächtold, Jakob III. 1367
Bärmann, Georg Nikolaus III. 1318
Bäuerle, Adolf III. 1120, **1140** f., 1350, 1432
Bagge, Magnus von III. 1541
Baggesen Jens II. 908. — III. 1042, 1082
Bahr, Hermann IV. 1577, 1582, 1584, 1624, **1643** ff., 1737. — V. 2092, 2156
Baigel, Georg 422
Bajuwaren 15
Baki III. 1151
Balde, Jakob 390, **420** f., 450, 452. — II. 503, 511, 559, 777.
Balder, Olden IV. 1793
Ball, Hugo V. 2294
Balzac, Honoré III. 994. — IV. **1556** f., 1570, 1620, 1644, 1732, 1753, 1780, 1781. — V. 2130, 2253, 2277
Bamberg, Felix III. 1294
Bandelius, Nikol. II. 973
Bandello, Matteo III. 1086
Bandlow, Heinr. IV. 1862
Banier, Ant. II. 630, 690
Bank, Otto III. 1382
Bar, Baron von II. 729
Barbarossa-Epen 120
Barbey d'Aurevilly IV. 1705
Barbier, Frl. II. 615
Barbusse, Henri V. 2285
Barclay, John II. 489, 541
Barditus 13
Barlach, Ernst V. 2267 ff.
Barlaeus, Kaspar II. 578
Barrès, Maurice V. 2338
Bartels, Adolf II. 561, 979. — III. 1251, 1330, 1464. — IV. 1670, 1919. — V. 2055, 2080, 2081, **2092** ff.
Bartels, Adolf IV. 1831, 1832, 1853, 1856
Bartels, Friedr. IV. 1679
Barth, Kaspar II. 472
Barthel, Gustav Emil III. 1246
Barthel, Karl III. 1246
Barthel, Max V. 2200, **2207** f.
Barthélemy, Jean Jacques III. 1528
Bartsch, Karl III. 1256. — IV. 1737
Bartsch, Rudolf Hans IV. **2023** ff., 2165
Basedow, Johann Bernh. II. 603, 627, 672, 680, 685, 769, 827, **828**, 831, 929
Basile, G. B. III. 1039
Bator, Hans IV. 1996
Batteux, Charles II. 623, 630, 660
Baudelaire, Charles III. 1367. — IV. 1583, 1584, 1630, 1631, 1645, 1666, 1667, 1688, 1696, 1705, 1785. — V. 2226, 2258
Baudissin, Wolf Graf III. 1013, 1309. — IV. 1736
Bauer, Bruno III. 1105, 1175
Bauer, Ludwig IV. 1642
Bauer, Peter V. 2305, 2313, 2321
Bauer, R. V. 2344
Bauernfeld, Eduard v. III. 1114, 1129, 1131, 1132, 1141, **1144**, 1202, 1212, 1213, 1346, 1349, 1395, 1430, 1481
Baum, Johann Peter IV. **1697** f., 2214
Baum, Vicki V. 2338
Baumbach, Rudolf 244. — III. 1217, 1413, 1534, 1535, **1536** f. — IV. 1554, 1682
Baumberger, Georg V. 2050 f.
Baumeister, Bernhard III. 1195
Baumer II. 728
Baumgärtel, Karl Emmerich IV. 1990
Baumgarten, Alexander Gottlieb II. 611, **623** f., 647
Baumgarten, Siegmund Johann II. 649, 652, 671, 672
Baumgartner, Alexander IV. 1791. — V. **2097** f.
Baumgartner, Gallus Jakob V. 2097
Baumgartner, Wilhelm III. 1332
Baur, Ferdinand Christian III. 1175
Bayersdorfer, Adolf III. 1476, 1477
Bayle, Pierre II. 638, 700, 728, 810
Beaumarchais, Caron de II. 719, 822
Bebel Heinrich 368, 392, 394, 424
Becanus II. 482
Beccaria, Cesare II. 752
Becher, Johannes R. V. 2233 f.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bechstein, Ludwig III. 1238, 1315
Beck, Heinrich II. 978
Beck, Karl III. 1218, 1221, 1224
Beck, L. III. 1407
Becker, August III. 1235
Becker, C. F. III. 1245
Becker, Christiane II. 931
Becker, Julius Maria V. 2257
Becker, Maria Luise IV. 1814
Becker, Moritz Alois III. 1240
Becker, Nikolaus III. 1075, **1202**
Becker, Professor II. 869
Becker, Rudolf Zacharias II. 980
Becker, Wilhelm Adolf III. 1528
Beckmann, Friedrich III. 1350
Beckmesser, Sixt 311
Beda der Ehrwürdige 25, 31, 40, 113
Bédier IV. 1707
Beecher-Stowe, Harriet III. 1337
Beer, Max V. 2268
Beer, Michael III. 1082, 1162. — IV. 1677
Beer-Hofmann, Richard IV. 1642
Beermann, M. V. 2303
Beethoven, Ludwig van II. 869, 894. — III. 1058, 1125, 1418. — IV. 1834
Beets II. 518
Beetschen, Lucie V. 2080
Begardi 398
Beheim, Michael 311, **332**
Behrens, Berta III. 1517
Behringer, Edmund III. 1545 f.
Behrisch, Ernst Wolfgang II. 804, 805, 822
Beichte, Sächsische 36
Beichte aus Wessobrunn 68
Beichtspiegel 36
Beil, Joh. David II. 978
Beispiele 267
Bekker, Immanuel III. 1092
Bekkerin, Maria II. 496
Bekth, Johann Jos. II. 566
Bell, Currer III. 1348
Bellamy, Edward II. 558
Bellomo II. 878
Belloy, Pierre Laurent de II. 633
Belthem, Ludwig von 331
Benda IV. 1662
Bendemann III. 1162
Benedek, General IV. 1815
Benedikt von Nursia 26
Benediktinerregel 36
Benedix, Julius Roderich III. 1346 f. — V. 2292
Benkowitz, Karl II. 980
Benn, Gottfr. V. 2230
Benndorf, Friedrich Kurt IV. 1793
Bentley, Richard II. 697
Benzel-Sternau, Karl Ernst Graf II. 992
Benzmann, Hans IV. **1710** f., 1717, 1892
Beowulf 16, 25
Beradt, Martin IV. 1739
Béranger, Paul III. 1056—1060, 1083, 1177, 1203, 1207, 1218. — V. 2201
Berberich, Wilhelm Aug. III. 1543
Berchthold von Herbolzheim 138
Berend, Alice IV. 1826
Berens II. 762, 766—769
Berg, Leo IV. 1555, 1602, 1618, 1637, 1667, 1845, 1848
Berge, Ernst Gottlieb von II. 605
Bergenthal, J. V. 2385
Berger, Franz IV. 1988. — V. 2099, 2111
Berger, Joh. B. III. 1234
Berger, Karl V. 2148
Bergmann, Arnold IV. 1662
Bergson, H. V. 2213
Beringen, Heinrich v. 320
Berlepsch, Goswina V. 2080
Berlichingen, Adolf von III. 1546 f.
Berlichingen, Götz von 454
Bermannschläger, Ludwig IV. 1989. — V. 2194
Bernadotte, Kronprinz von Schweden III. 1015
Berndt, Olga IV. 1650
Berneck, Gustav III. 1339
Berneder, O. V. 2417 f.
Bernhard, Johann II. 984
Bernhard, Sarah IV. 1617
Bernhard von Clairvaux 75, 276. — II. 510
Bernhardi, Ferdinand II. 867. — III. 999, 1017, 1026
Bernhardi, Ludw. III. 1032
Bernhardi, Sophie III. 1032
Bernini II. 577
Bernouilli, Karl Albrecht IV. 1674 f.
Bernouli, Nic. II. 595
Bernstein, Max IV. 1657
Bernstorff, Ernst Frhr. von II. 679, 680, 758
Bernt, Friedrich IV. 1961
Bernus, Alexander Frhr. von IV. 1707
Berol 169
Bersmann, Gregor 419
Berst, Julius V. 2152
Berthold von Regensburg 268, 324, **343**
Bertram, Ernst V. 2337 f.
Bertuch, Friedrich Just. II. 737, 836, 875, 878. — III. 1018
Besser, Johann v. II. 464, 582, 583, 585, 586, 588, 595, 606
Bethge, Hans IV. 1709 f.
Bettingen, Frida IV. 1716
Betulius, Sigm. von siehe Birken
Beulwitz, Karoline von II. 902, 903, 905
Beutler, Margarete s. Freksa Margarete
Beûves de Hanstonne 127
Beyer, Karl III. 1315. — IV. **1860** f.
Beyerlein, Franz Adam IV. 1624, **1736**
Bibelübersetzung, Gotische 22.
Bibra, Ernst Frhr. von III. 1078, 1263
Bickerstaff, Isaak II. 601
Bidermann, Jakob 452
Biel, Gabriel 368
Bielfeld, Friedrich II. 973
Bjelt, Ernst Barany s. Wiechert, Ernst
Bienenfegen, Lorscher 14
Bienenstein, Karl IV. 1985 f.
Bierbaum, Otto Julius IV. 1582, 1595, 1624, **1686** ff., 1717, 1737, 1744, 2025
Biernatzky, Johann Christoph III. **1342.** — IV. 1855
Biesten, Wilhelm Josef III. 1542 f.
Biester, Johann Erich II. 672
Bilderbeck, Frhr. von II. 980
Bileam 80
Billinger, Richard IV. 1990. — V. **2344** f.
Binder 440
Binder, Hermann IV. 1844, 1958
Binder von Krieglstein, Serafine Baronin III. 1351
Binding, Rudolf IV. 1707
Binz, Arthur Friedrich V. **2404,** 2412
Binzer, August Frhr. von III. 1075
Björnson, Björnsterne II. 952. — IV. 1556, **1560,** 1659, 1695, 1838. — V. 2129
Bion II. 665, 785
Birch, Dr. III. 1348
Birch-Pfeiffer, Charlotte Karoline III. 1100, 1270, **1348**
Birk, Sixt 420, **428,** 439. — II. 478, 479, 485
Birken, Siegmund von II. **506** f., 516, 570, 575
Birt, Theodor V. 2168
Bischoff, Fritz Walter V. 2336 ff.
Bischoff, Johann 433
Bischoff, Josef Eduard Konrad III. 1461 ff.
Bismarck, Otto Fürst III. 1383, 1390
Biterolf 138, 244, 294, 308, 309
Bittgesang an den heiligen Petrus 48
Bittrich, Max IV. 1885
Bitzius, Albert s. Gotthelf, Jeremias
Blackwell II. 764
Blankenburg, Christian Friedrich von II. 734
Bleibtreu, Karl III. 1387. — IV. 1553—1555, **1567** f., 1571, 1575, 1601, 1659, 1716. — V. 2081
Bleuler, Hedwig V. 2080
Bley, Fritz IV. 1793 f.
Bligger von Steinach 137, 189
Bloem, Walter IV. **1593** f., 1737. — V. 2408
Blomberg, Hugo von III. 1229, 1356
Blüthgen, Viktor III. 1507
Blum, Joachim Christoph II. 663
Blum, Robert III. 1220
Blumauer, Alois II. 743, 744, 748, 978
Blume, Klemens III. 1241
Blumenau, Laurent. 359
Blumenorden an der Pegnitz II. 478
Blumenthal, Hermann IV. 1739
Blumenthal, Oskar III. 1401, 1525. — IV. 1614, 1682
Blunck, Hans Friedrich IV. 1871 ff. — V. 2422
Bluth, Karl Theod. V. 2343
Blutrache 7
Blutsegen, Straßburger 14
Bobertag, Bianca III. 1518

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Boccaccio, Giovanni 281, 360, 394, 409, 413, 419. —II. 463, 721, 794, 880, 900. — III. 1008, 1015, 1086, 1138, 1372, 1480. — IV. 1607, 1934. — V. 2130
Bock, Alfred IV. 1910 f.
Bock, Johann Gg. II. 594
Bockemühl, Erich V. 2219
Bode, Johann Joachim II. 717, 746, 769, 770, 875
Bodenstedt, Friedrich Martin II. 652, 776, 970. — III. 1086, 1356, **1368** f., 1375, 1382, 1413
Bodin, Jean 390
Bodmer, Johann Jakob 218. — II. 468, 470, 546, 589, 600, 602, **603** ff., 618, 619, 622, 623, 625—627, 647—650, 664, 667, 668, 676, 678, 679, 686, 687, 690, 708, 729, 759, 785
Boeckh, Friedrich August III. 1176
Böcklin, Arnold III. 1331, 1332, 1360, 1370, 1375. — IV. 1599, 1632, 1635
Bödiker, Johann II. 463
Böhlau, Helene IV. **1807** ff., 1812
Böhme, Frau Hofrat II. 804
Böhme, Franz III. 1036
Böhme, Jakob II. **517** f. — III. 1003, 1029, 1052. — V. 2122
Böhme, Marg. IV. 1814
Böhmer, Auguste III. 1014
Böhmer, Bergphysikus III. 1013
Böhmer, Karoline III. 1013
Böhmer, Prof. III. 1035, 1039
Boelitz, Martin IV. 1708
Bölsche, Wilhelm IV. 1579, **1580** f., 1602, 1621, 1730, 1750, 1766
Bölte, Amely III. 1344
Boerhave, Hermann II. 596, 807
Börne, Ludwig II. 992. — III. 1056, 1120, 1130, 1172, 1178, **1180** f., 1183, 1187, 1197, 1202, 1217. — V. 2093
Böschenstein, Johann 314
Boethius 67, 68, 72, 260. — II. 524
Böttcher, Maximilian V. 2194
Böttger, Adolf III. 1198, **1236** f., 1482
Böttticher 156
Böttticher, Hermann von IV. 1662, 1674. — V. 2251, **2264** f.
Böttiger, Karl August II. 738, 866, 875. — III. 1020, 1122
Boguslawski, Andreas von II. 973
Bohadin II. 722
Boiardo II. 463, 736
Boie, Erneſtine II. 784
Boie, Heinrich Chriſtian II. 625, 738, 758, 772, **779** f., 782, 784, 792, 799, 816
Boileau-Depréaux, Nicolas II. 464, 466, 581, 582, 583, 584, 486, 590, 591, 594, 606, 610—612, 638, 640
Boiſſerée, Melchior III. 1008, 1019
Boiſſerée, Sulpice 289. — II. 892. — III. 1008, 1010, 1019, 1081
Bolanden, Konrad von III. 1461
Boldt, Johannes IV. 1792
Bolland 89
Boltz, Valentin 433, 439, 440
Bonacurſius 362
Bonarelli II. 490
Bondeli, Julie von II. 731, 733
Boner, Ulrich 328. — II. 608, 718, 776
Bonifatius 26, 30
Bonifaz, Papſt 131
Bonn, Franz III. **1381,** 1491
Bonſels, Waldemar IV. 1929. — V. **2386** ff.
Boppe 307
Bopp, Franz III. 1008
Borchardt, Georg H. ſ. Hermann, Georg
Borchardt, Rudolf IV. **1685** f. — V. 2156
Borck, Kaſpar Wilhelm v. II. 612, 635, 732
Borkenſtein, Hinrich II. 636
Bormann, Edwin IV. 1926
Born, W. v. III. 1542
Bornemann, Wilhelm III. **1083,** 1318.
Borngräber, Otto IV. 1642
Boron, Robert de 154, 155
Bors, Alfred Friedrich IV. 1624
Boſe II. 744
Boßdorf, Hermann IV. **1856** f., 1872
Boßhart, Jakob V. **2055** ff., 2064, 2067
Boſſuet, Jacques Benigne II. 581, 628
Bouhours II. 584, 613
Bourdaloue, Louis II. 538, 581
Bourfeind, R. IV. 1911
Bourget, Paul IV. 1582, 1644, 1780
Bowitſch, Ludw. III. 1149
Boy-Ed, Ida III. 1519 f.
Boyſen II. 654
Brachmann, Luiſe II. 783
Brachvogel, Albert Emil III. 1340, **1351,** 1388.
Brachvogel, Carry IV. 1811
Brackel, Ferdinande Freiin von III. 1518 f.
Brahm, Otto IV. 1556, 1558, 1566
Brahms, Johannes IV. 1595
Brahms, Otto IV. 1855
Bram, Franziska IV. 1826
branches 117
Brand, G. K. IV. 1795
Brandan, Legende 315
Brandenburg, Hans IV. 1929. — V. **2314** f.
Brandt, Adolf ſ. Stillfried Felix
Brandt, O. IV. 1968
Brant, Sebaſtian 355, **365** ff., 379—381, 385, 386, 401, 438, 439. — II. 529
Bratt, Alfred IV. 1800
Braun, Felix IV. **1671** f. V. 2205
Braun, Heinrich IV. 1812
Braun, Iſabella III. 1345, 1494
Braun, Lili IV. 1812 f.
Braunſchweig, Luther von 315
Braunſchweig, Reinfried v. 285
Brauſewetter, Arthur IV. 1884 f.
Brawe, Wilhelm II. 664, 705, 706, 723
Brecht, Bert V. 2364 f.
Brecht, Levin 430
Brechung 10
Breden, Chriſtine von III. 1406
Bredenbrücker, Richard IV. 1997
Brehme, Chriſtian II. 494
Brehmer, Fritz IV. 1800
Breining, Jörg 311
Breiſach, Walter von 307
Breithaupt II. 522
Breitinger, Johann Jak. 328. — II. 602, **603** ff., 611, 618, 619, 623, 625, 626, 648, 650, 676, 711
Breitner, Anton IV. 2032
Brennenberg, Reimar von 281, 300, 303, 404
Brentano (Kaufmann), II. 823, 824
Brentano, Bettina (Eliſabeth) ſ. Arnim, Bettina
Brentano, Chriſtian III. 1037
Brentano, Clemens Maria II. 516, 517, 742, 767, 778. — III. 1007, 1011, 1016, 1020, 1029, **1033** ff., 1041, 1043—1045, 1047, 1048, 1050, 1056, 1057, 1059, 1061, 1063, 1068, 1074, 1082, 1100, 1112, 1119, 1133, 1134, 1240, 1242, 1243, 1266, 1345, 1356, 1359, 1548. — IV. 1654, 1892, 1894, 1899. — V. 2129, 2159, 2217, 2302, 2309
Brentano, Ludowika III. 1244
Brentano, Maximiliane II. 813
Brentano, Pietro Antonio III. 1033
Breri 169
Breſſand, F. Chr. II. 569, 613
Breßler II. 587
Bretzner, Friedrich II. 978
Brey, Henriette V. 2405 f.
Brill, Ludwig III. **1542,** 1549
Brinckman, John III. **1314** ff. — IV. 1861, 1879
Brinckmann, Ludwig IV. 1802 f.
Brion, Friederike II. 810, 811, 889
Brion, Johann Jakob II. 810
Briſchar, Joh. Nep. 455
Brockes, Barthold Heinrich II. 488, 576, **591** ff., 596, 601, 602, 662, 664, 667, 728, 756
Brod, Max IV. 1791. — V. 2265, **2288** ff.
Bröger, Karl V. 2200, 2205, **2208** f.
Brömel II. 978
Broich, Julie v. V. 2134
Bronnen, Arnolt V. 2266, 2268
Bronnen, Ferdinand V. 2266
Brook, Francis II. 757
Browne, Wilhelm 411
Bruch, Max III. 1359
Bruchſtücke, Mondſeer 35
Bruckner, Anton IV. 1984

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bruckner, Anton III. 1277, 1395. — IV. 2030
Brückner, Johann II. 780, 786
Brües, Otto V. 2355 ff.
Brühl, Graf von II. 638
Brülovius, Kaspar 431
Brugmann IV. 1769
Bruni, Lionardo 361
Brunius II. 544
Bruno, Bruder Ottos I. 53
Brunner, Sebastian III. **1201** f., 1240.
Bruns, Friederike II. 973
Bruns, Max IV. 1696
Bruschius, Kaspar 419
Brust, Alfr. V. 2266 f.
Bube, Adolf III. 1238
Buch der Liebe 395
Buch der Märtyrer 315
Buch der Väter 314
Buchholtz, Andreas Heinr. II. 542 f.
Buchholtz, Franz von III. 1239
Buchholz III. 1091, 1303
Buchholz, Alkibiades II. 762
Buchhorn, Josef IV. 1737
Buchner, August II. 477, 480, 484, 485, 491, 492, 494, 495, 506, 575
Bucletius II. 481
Büchner, Georg III. 1167, 1168, 1175, 1190, 1388. — IV. 1627. — V. 2226, 2235, 2246, 2248, 2364, 2365
Büchner, Ludwig III. **1252,** 1388. — IV. 1555, 1573
Bücking, Martin IV. 1868
Bühel, Hans von 293
Bülow, Frieda v. III. 1520
Bülow, Margarete von III. 1520
Bülow-Wendhausen, Paula Baronin III. 1522
Bünau, Henriette V. 2151
Bürger, Gottfried August 281. — II. 515, 745, 772, 779—782, 785, **792** ff., 797, 816, 907. — III. 994, 995, 1010—1014, 1056, 1067, 1084, 1149, 1164, 1234, 1303. — IV. 1907. — V. 2148, 2214
Bürger, Hugo III. 1526
Bürstenbinder, Elisabeth III. 1517
Buff, Charlotte II. 813, 822, 823
Bulcke, Karl IV. 1746
Bulthaupt, Heinrich IV. 1591 f.
Bulwer, Sir Edward Geoffroy Earl Lytton III. 1189, 1206, 1348, 1389, 1391, 1419, 1528
buoch der Künige niuwer ê 104
Buol, Marie von IV. 2001
Burckhard, Max IV. 1642 f.
Burckhardt, Jakob III. 1255, 1518. — IV. 1658
Burckhardt, Johann III. 1468, 1473
Burg, Anna s. Beetschen Lucie
Burg, Paul V. 2152
Burggraf, Julius III. 1415
Burghardt, Max IV. 1624
Burgkmair, Hans 296, 297
Burgunden 15, 17
Burgundensage 18
Burkhard 26
Burmeister, Johann 422
Burns, Robert III. 1209, 1234, 1318
Burow, Julie III. 1344
Burte, Hermann IV. 1662, 1674. — V. **2144** f., 2194, 2218, 2264
Bury, Friedrich II. 893
Busch (Kaufmann) II. 766
Busch, Hermann von dem 368
Busch, Johannes 354
Busch, Wilhelm II. 745. — III. **1509** ff. — V. 2060
Busman, Auguste III. 1036
Busse, Karl III. 1063, 1187. — IV. 1594, **1599**, 1686. — V. 2033, 2211
Busse-Palma, Georg IV. 1686
Bußmann, A. IV. 1868
Bussen, Paul IV. 2014 f.
Butler, Samuel II. 622, 625
Buttlar, Henriette von III. 1515
Butzbach, Johann 364. — III. 1460
Buwenburg, Der von 305
Buxbaum, Philipp IV. 1903
Byron, George Noel Gordon Lord II. 590. — III. 1056, 1082, 1098, 1101, 1146, 1147, 1150, 1177, 1185, 1209, 1217, 1237, 1283, 1367, 1414, 1416, 1451, 1480. — IV. 1683. — V. 2260

C.

Caccini, Giulio II. 489
Cäsar, C. Julius 2, 3
Caesarius, Johann 368
Cäsarius v. Heisterbach 89
Caglieſtro II. 870
Calaminus, Georg 431
Calderon de la Barca, Pedro II. 571, 577, 581, 707, 875. — III. 1003, 1008, 1015, 1019, 1029, 1030, 1033, 1037, 1043, 1054, 1062, 1114, 1119, 1120, 1132, 1142, 1159, 1160, 1163, 1243, 1304. — IV. 1637, 1684. — V. 2316
Callenbach, Franz C. II. 539
Callot, Jaques III. 1058
Camoens, Luis de III. 1008, 1015, 1032, 1122
Campanella II. 558
Campe, Joachim Heinrich II. 499, 557, 751, 914, 980
Campiſtron, Jean Galbert de II. 718
Caniſius, Petrus 455
Canitz, Friedrich Ludwig II. 464, **582** f., 585, 588, 589, 595, 606
Cardanus, Hieronymus 398. — II. 702
Cardauns, Hermann III. 1460
Carey, Henry Charles III. 1516
Carlyle, Thomas II. 977. — III. 1082
Carmen de synodo Ticinensi 52
Carmina Burana 119, 121, 186
Carnarius, Johann 390
Carnot, Maurus V. 2051 ff.
Caroſſa, Hans V. 2397 f.
Carriere, Moritz III. 1044, 1256, 1356
Caſſian 89
Caſſiodorus Senator 33, 68
Caſtell, Alexander V. 2077
Caſtelle, Fel. V. 2320 f.
Caſtelli, Franz III. 1083, 1113, 1114
Caſtiglione II. 505, 863
Caſtle, Eduard III. 1217
Casus sancti Galli 54, 66
Cato 67, 265, 327, 366
Catull II. 659, 660, 698, 898
Cauſſinus, Nicolaus II. 560
Cavalli II. 489.
Caylus, Anne Claude Graf II. 710
Cazotte, Jacques III. 1132
Cecconi IV. 1820
Cellini, Benvenuto III. 1084
Celtis, Konrad 61, **363** f., 423, 425. — II. 471
Cervantes de Saavedra, Miguel II. 490, 547, 638. — III. 1000, 1008, 1015, 1031, 1058. — IV. 1684, 1709
Chamberlain, Houſton Stewart II. 775. — III. **1425** f. — V. 2081
Chamiſſo, Adelbert von II. 780. — III. 994, 1011, 1033, 1051, 1052, **1053** ff., 1059, 1060, 1098, 1100, 1172, 1176, 1177, 1182, 1186, 1203, 1208, 1234, 1357, 1413. — IV. 1696
chansons de geste 163, 293
chansons de Roland 107, 108
Chantimpré, Thomas v. 89
Chapelle II. 594
Charpentier, Berghauptmann III. 1021
Chateaubriand, François Vicomte de III. 994, 1006, 1177, 1262
Chatillon, Walther v. 287
Chattles, Henry 444
Chaucer, Geoffrey II. 740
Chaulieu, Guillaume Amfrye de II. 651, 655, 657
Chelidonius, Benedikt 425, 430
Chemnitz, Matthäus Friedrich II. 519. — III. 1203
Chezy, Hermine von II. 661, 988
Chézy, Wilhelm von II. 1169
Chiavacci, Vinz. III. 1113
Chlodwig 19, 24, 30
Chodowiecki II. 703, 715, 755, 828
Chreſtien von Troyes **140,** 141—143, 151, 154, 155, 169, 176, 178, 288, 291
Chriſt, Johann II. 973
Chriſt, Johann Friedrich II. 673, 697, 710
Chriſt u. Antichriſt, Friedberger 82
Chriſtaller, Helene IV. 1947 ff.
Chriſten, Ada III. 1406
Chriſtentum 21
Chriſt Herre-Chronik 182
Chriſti Geburt 82
Chriſtiani IV. 1721
Chriſtine, Königin 22
Chriſtlich Maynende, Der 401

Chronicon Novaliciense 66
Chronik, Appenzeller 331
Chroniken 101
Chryseus, Johannes 398
Chyträus, Nathan 393
Cialdini II. 561
Cicero 260, 358, 370. — II. 732. — III. 1297
Cisterzienser 74
Clajus, Johann s. Klaj, Johann
Clara, Abraham a Sancta s. Abraham
Claudel, Paul V. 2213, 2221
Claudianus 421. — III. 577
Claudius, Hermann IV. 1875, 2008
Claudius, Matthias II. 769, 784, 787, **790** ff., 794, 798, 826. — IV. 1687. — V. 2335
Clauren, H. B. s. Heun, Karl
Claus, Anton 452
Clauswitz, Christian II. 782
Closen, Wilhelm von II. 782
Closener, Fritsche 348
Cochem, Mart. von II. 521
Cochlaeus (Dobneck), Joh. 383. — II. 702
Codex argenteus 22
Codex Carolinus 22
Coffey II. 707
Cohn, Martin III. 1340
Colebrooke, Thom. II. 776
Colerus, Egmont V. 2157 ff.
Colin, Philipp 166, 291
Collin, Heinrich Josef von II. 749, 979. — III. 1061, 1071, 1074, **1112** f., 1116, 1122, 1126
Collin, Matthäus Kasimir von II. 979. — III. 1113, 1126
Collins, Anthony II. 672
Coloma, Luis V. 2101
Comenius, Johann Amos II. 462
Comte, August III. 1175. — IV. 1555
Condillac, Etienne Bonnot de II. 671
Confessio Goliae 120
Congreve, William II. 633, 634, 699, 705
Conrad, Mich. Georg IV. 1553, 1556, **1566** f, 1595, 1686, 1687, 1730, 1735, 1772, 1818, 1865. — V. 2229
Conradi, Hermann IV. 1553, 1555, 1572, **1573** f., 1577, 1716, 1730
Conradi, W. G. III. 1373. — IV. 1689
Conring, Hermann II. 457
Conscience, Hendrik III. 1243
Constant, Benjamin II. 950
Conteurs 140
Conti, Pietro Graf II. 619
Contrafacta 313
Conz, Karl Philipp II. 974
Cooper, James Fenimore II. 557. — III. 1260, 1262—1264
Cordus, Euricius 368. — II. 698
Corneille, Pierre II. 495, 569, 571, 572, 581, 611, 613, 618, 619, 626, 631—633, 691, 708, 716, 799, 802, 942. — III. 1113
Corneille, Thomas II. 562, 716
Cornelius, Peter von 235. — III. 1028, 1295, 1412, 1548
Corner, Gregor 379
Corrinth, Curt V. 2291
Corrodi, Wilhelm August III. 1354
Corvinus, Jakob s. Rabe Wilhelm
Costa da III. 1246
Costa, Karl IV. 1642
Costenoble, Karl Ludwig III. 1129
Cotta II. 915, 927. — III. 1103, 1104
Courbet IV. 1558
Courths-Mahler V. 2388
Coverley, Roger II. 601
Cramer, Johann Andreas II. 626, 627, **628** f., 630, 636, 642, 697, 708
Cramer, Karl Friedrich II. 678, 680, 687, 780, 781, 803, 930
Cramer, Karl Gottlob III. 981
Cranach, Lukas 376, 416, 438
Crebillon, Claude Prosper Jolyot de II. 699, 732, 733, 737, 982
Credo 35
Creizenach, Theodor III. 1211
Creuzer, Friedrich II. 787. — III. 1048
Crisp II. 718
Crocus, Kornelius 428
Croissant-Rust, Anna IV. 1807
Cronegk, Friedrich von II. 706, 715
Cronica van der hilligen Stat van Cöllen 348
Crusius, Balthasar 431.
Crusius, Johann Paul 431
Crusius, Martin 432
Csokor, Franz Theod. IV. 1717, **1722.** — V. 2265
Cüppers, Adam Josef III. 1542
Cues (Cusa), Nikolaus v. 348, 354, 359
Culmann, Leonhard 415, 436
Cuno, Heinrich II. 977
Curtius, Ernst III. 1356
Curtius, Georg III. 1255
Curtius, Rufus 180
Cuspinianus 295, 298, 364
Cyrillus 393
Czepko von Reigersfeld, Daniel II. 518
Czernin, Graf III. 1128, 1130

D.

Dach, Simon II. 499, **500** f., 502, 508
Dacheröden, Karoline von II. 920
Dacier, André II. 611
Dacier, Madame II. 785
Däubler, Theodor IV. 1696. — V. **2232** f.
Daguerre, Louis Jacques Mandé III. 1176
Dahlmann, Friedrich Christoph III. 1008, 1173
Dahlmann, J. IV. 1791
Dahn, Felix III. 1052, 1152, 1228, 1356, 1508, 1525, **1527** f. — IV. 1724, 1900, 1918
Dalberg, Friedrich von II. 776
Dalberg, Heribert Frhr. v. II. 855, 856, 858—860, 862, 865, 867. — III. 1018
Dalberg, Johann von 364
Dalberg, Karl von II. 902, 903, 907
Dalimil 331
Dallago, Karl IV. 1993 f.
Damiani, Petrus 90
Damm, Christian Tobias II. 785
Dangkrotzheim, Konr. 327
Danhauser III. 1431
Dannecker, Johann Heinrich H. 850, 915
Dante, Alighieri 90, 156, 391, 415. — II. 761. — III. 996, 1008, 1012, 1013, 1015, 1080, 1101, 1244, 1451, 1480. — IV. 1630,, 1633, 1710
Danzel, Theodor Wilhelm III. 1256
Dares 136
Darwin, Charles Robert II. 891. — III. 1252, 1362, 1386, — IV. 1555, 1557, 1562, 1581, 1602, 1818, 2023
Daudet, Alphonse IV. 1570, 1620, 1838
Daule, Florian 398
Daumer, Georg Friedrich III. 1086, 1155, 1238
Dauthendey, Elisabeth IV. 1827
Dauthendey, Maximilian IV. 1593, **1691** ff. — V. 2344
David, Jakob Julius III. 1473 f.
David, Lukas II. 453
David v. Augsburg 343 f.
De gallo 58
Debrois van Bruyck, Karl III. 1300
Debs 337
Debucourt, Louis Philibert III. 1066
Debus, K. V. 2310
Decken, Auguste v. d. III. 1519
Decsey, Ernst IV. 1983
Dedekind, Friedrich 385
Defoe, Daniel II. 555, 601
Dehmel, Richard III. 1399. — IV. 1573, 1580, 1595, 1610, 1631, **1688** ff., 1696, 1697, 1713, 1717, 1769, 1830. — V. 2129, 2130, 2195, 2210, 2234
Deinhardstein, Joh. Ludwig III. 1119, 1130
Dekker, J. IV. 1738
Dekkers, Thomas 444
Delavigne, Casimir III. 1480
Delle Grazie, Cäsar III. 1401
Delle Grazie, Maria Eugenie III. **1401** ff. — V. 2324
Demme, Hermann II. 980
Demmig V. 2308
Demophilus von Beröa 22
Denaisius, Petrus II. 471
Denis, Michael II. 747, 759
Denk, Martin Otto III. 1489
Denner II. 571
Dernburg, Fr. III. 1525
Derones II. 802

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Des Bordes, Ludovika Freifrau III. 1244
Descartes, René II. 459, 460
Deschamps, François II. 614
Desfontaine II. 622
Desmareſt de Saint Sorlin II. 541
Destouches II. 615, 616, 635, 714
Detharding II. 617, 634
Dethleffen III. 1241
Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft II. 478
Devrient, Eduard III. 1302
Devrient, Otto II. 941. — III. 1091, 1163, 1167, 1195. — IV. 1591
Deym, Graf III. 1123
Diamante, Juan Batiſta III. 1132
Dichtung, Geiſtliche 77
Dichtungen, Bibliſche 79
Dickens, Charles II. 603. III. 1198, 1237, 1305, 1308, 1311, 1326, 1337, 1391, 1511, 1525. — IV. 1570, 1753, 1772, 1809, 1845, 1894. — V. 2101
Dicta Chrysostomi 93
Dictys 136
Diderot, Denis II. 671, 704, 705, 710, 714, 730, 763, 864, 866, 944. — V. 2201
Diebold V. 2394
Diederich, Franz IV. 1836
Diel, Johannes IV. 1891, 1892. — V. 2097
Diepenbrock, Melchior von III. 1038, 1212 f.
Dieſthemius, Petrus 429
Dieterich II. 798
Diethelm von Baden 304
Dietmar von Aiſt **124** f., 189
Dietrich und ſeine Geſellen 249
Dietrich von Baſel 284
Dietrich von Bern 16, 17, 244
Dietrich von Heiligenſtadt 260
Dietrichs erſte Ausfahrt 248
Dietrichſtein, Sigmund v. 298
Dietzenſchmidt V. 2269 ff.
Diez, Friedrich III. 1008, 1085
Dill, Lisbets IV. 1736
Dincklage-Campe, Emmy von III. 1519
Dingelſtedt, Franz von III. 1055, 1203, 1204, **1205** f., 1214, 1235, 1481
Dinter V. 2293
Ditfurth, F. W. von III. 1036, 1387
Dito und Idem III. 1415
Docen, Bernhard Joſ. III. 1007
Dodd II. 805
Döblin, Alfred IV. 1793. — V. 2281 ff.
Dörfler, Peter V. 2113 ff.
Döring, Georg III. 1348
Döring, Karl Auguſt III. 1245
Döring, Wilh. III. 1168
Dörmann, Felix IV. 1643, **1645**
Dörr, Julius IV. 1884
Dörrer, Anton 338. — III. 1450, 1481, 1486. — IV. **2015** f.
Dohm, Ernſt II. 658. — III. 1211
Dohm, Hedwig IV. 1811
Dohſe, Richard IV. 1909
Doloroſa ſ. Eichhorn-Fiſcher, Maria
Domanig, Karl III. 1483 ff.
Domanig, Maria III. 1484
Dominikus, heil. 130
Donar 4
Donatus 452
Dorothea, Spiel von der heiligen 339
Dortu, Max V. 2209
Doſe, Johannes IV. 1852
Doſtojewſki, Feodor IV. 1563, **1564** f., 1573, 1583, 1732, 1790. — V. 2081, 2201, 2213, 2267, 2372, 2377, 2425
Dourdan, Gaucher v. 291
Dowſon IV. 1630
Drachmann, Holger IV. 1744
Dräxler-Manfred, Karl III. 1149
Dranmor III. 1407
Dransfeld, Hedwig IV. 1901 f.
Dreeſen, Willrath IV. 1717, **1720** f.
Dreikönigsſpiel 334
Dreves, Guido Maria III. 1241
Dreves, Lebrecht III. 1063, 1241
Dreyer, Alois III. 1354
Dreyer, Max IV. **1624** f., 1627
Drigalski, Lisbet v. ſ. Dill, Lisbet
Driggeberger, Johann ſ. Herz Hermann
Dringenberg, Ludwig von 365
Drollinger, Karl Friedrich II. 593, **595** f., 598, 605
Dronke, Ernſt III. 1224
Dropp, Fritz V. 2264
Droſte, Georg IV. 1864
Droſte-Hülshoff, Annette von III. 1176, 1178, 1249, 1277, **1282** ff., 1323, 1337, 1358, 1370, 1518. — IV. 1594, 1663, 1901, 1948. — V. 2308, 2320, 2335
Droſte-Hülshoff, Ferdinand von III. 1286
Droſte-Hülshoff, Klemens Auguſt von III. 1284
Droſte-Hülshoff, Werner Konrad von III 1286
Droyſen, Johann Guſtav III. 1255
Druckgeiſter 5
Drude 5
Drück, Prof. II. 851
Dryden, John II. 589, 590, 601
Dſchajadeva III. 1018
Dſchelaleddin Rumi III. 1154
Du Bartas, Salluſte II. 481, 590
Du Bellay, Joachim II. 481
Duboc, Charles Edouard III. 1453 f.
Duboc, Julius III. 1454
Dubois-Reymond, Emil III. 1253
Dubos II. 710
Dubravius III. 1134
Dubsky, Graf III. 1441
Dühr, Auguſt IV. 1861
Dülberg, Franz II. 561. — IV. **1680**
Dürer, Albrecht 295, 355, 365, 386, 410, 456. — II. 711, 809, 812. — III. 1001, 1026. — V. 2208, 2350
Düringsfeld, Ida von III. 1201
Dürr, E. V. 2315
Dürrwächter 452
Duffek, Nikolaus III. 1349
Dufresny II. 615
Duhamel, George IV. 1705
Dulk, Albert III. 1301. — IV. 1769
Duller, Eduard III. 1167, 1188, 1211
Dumas, Alexandre III. 1169, 1177, 1348, 1417. — V. 2274
Dumas, Alexandre fils III. 1387, 1523, 1524. — IV. 1614
Dumbrawa V. 2103
Dunker, Balthaſar Anton II. 973
Dunker, Max III. 1255
Du Prel, Karl Freiherr III. 1477
Durne, Reinbot von 177 f.
Duſch, Johann Jakob II. 708
Duſe, Eleonore IV. 1617
Dyherrn, Georg Frhr. von III. 1415

E.

Ebeling, Adolf III. 1264
Ebenhoch, Alfred V. 2194
Ebenſtein, Erich ſ. Hruſchka, Anni
Eberhard 267
Eberhard, Johann Auguſt II. 684, 724
Eberhard von Cersne 320
Eberlin, Johann 382
Ebers, Georg III. 1525, **1529** ff., 1533. — IV. 1554, 1723
Ebert, Johann Arnold II. 626, 628, **629,** 679, 718
Ebert, Karl Egon Ritter v. III. 1149 f.
Ebner, Chriſtine 346
Ebner, Margareta 346
Ebner von Eſchenbach, Marie Freiin von III. 1151, 1237, 1343, **1440** ff. — IV. 1817, 1845, 1967, 1971. — V. 2098, 2405
Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam 59, 60
Echtermeyer, Ernſt Theodor III. 1175
Eckardt, J. IV. 1647
Eckenlied 247 f.
Eckermann, Friedrich Wilhelm II. 713, 821, 824, 854, 891, 921, 947, 956. III. 1081, 1083, 1084, 1091, 1157, 1233
Eckhardt, Johann Georg II. 586
Eckhart, Meiſter 344 f., 346
Eckhel, Joſef Hilarius von II. 744
Eckhof, Konrad II. 618, 865, 866
Eckſtein, Ernſt III. 1095, 1532
Edda 235, 237, 264, 291. — II. 809. — III. 1056
Edda, Jüngere 115
Eddalieder 18
Edel, Edmund IV. 1734
Edelbeck, Bened. 388, 437
Edingius, Rutger 379
Edolanz 177

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Edschmid, Kasimir IV. 1763. — V. **2272** ff., 2293
Eelbo, Bruno IV. 1591
Egbert 31
Ege, Ernst V. 2194
Egger-Lienz V. 2063
Eggers, Friedr. III. 1320, 1322, 1376, 1508
Eggers, Karl III. 1320
Eggert, Eduard III. **1543.** — IV. 1625
Eggerton, George V. 2201
Egidius, Legende 92
Egidy, Moritz v. IV. 1750
Ehrenbaum-Degele, Hans V. 2202
Ehrenfels, Christian, Freiherr von III. 1425
Ehrenstein, Albert V. 2230, **2231** f., 2275
Ehrke, Hans IV. 1863
Ehrler, Hans Heinrich IV. 1950 ff.
Eichendorff, Josef von III. 1011, 1012, 1015, 1033, 1035, 1039, 1043, 1046, 1050, 1059, 1060, **1061** ff., 1071, 1074, 1105, 1112, 1153, 1163, 1184, 1203, 1201, 1231, 1240, 1241, 1249, 1321—1323, 1332, 1335, 1369, 1454, 1468. — IV. 1599, 1659, 1687, 1703, 1827, 1891, 1916, 1963, 1990, 1992, 2022, 2025. — V. 2159, 2166, 2311, 2335, 2345, 2388
Eichert, Franz V. 2184, 2210, **2324** ff.
Eichhorn, Karl Friedrich v. III. 1008, 1085
Eichhorn-Fischer, Maria IV. 1712
Eichrodt, Ludwig III. 1354
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham III. 1080
Eid der Könige und Völker vor Straßburg 38
Eidlitz, Walter V. 2256
Eilhart von Oberge **128** f., 131, 169, 173
Einsiedel, Hildebrand von II. 737, 875, 876
Einhard 32, 36, 38, 107
Einstein, Karl V. 2291
Eisenmann III. 1477
Eisler v. Terramare, Georg V. 2142
Ekensteen, Marie von III. 1520 f.
Ethof, Konrad II. 571, 717
Ekkehard I. 54—57, 67. — III. 1378
Ekkehard II. 54, 67. — III. 1378
Ekkehard III. 53, 67
Ekkehard IV. 54, 55, 70
Ekkehard V. 94
Elbe, Auguste von der III. 1519
Elbe, von der III. 1035
Elbschwanenorden II. 479
Elenson II. 571
Eleonore, Herzogin von Vorderösterreich 349
Elfen von Wolfhagen, Tileman 348
Elisabeth, Königin von Rumänien III. 1415 f.
Elisabeth, Priorin 90
Ellerbach, Wernher v. 268
Elliot, George III. 1433
Elmar, Karl III. 1141, **1350**
Elmendorf, Wernher von 260 f.
Elster, H. M. IV. 1915
Elucidarium 93
Elwert, Anselm III. 1041
Emerson IV. 1688
Emmeram 25
Emmerich, Anna Katharina III. 1038
Emmerich-Högen, Ferdin. IV. 1792
Emonts, Johannes IV. 1794
Ems, Rudolf von 101, 175, **178** ff., 189, 249, 257, 314, 329, 348
Emser, Hieronymus 383
Endler, Maria III. 1460
Endler, Viktorine III. 1459 f.
Endres, Franz Karl IV. 1794
Endrulat, Bernh. III. 1229
Enfantin, Prosper III. 1175, 1182
Engel, Eduard IV. 1595
Engel, Georg IV. 1627
Engel, Johann Jakob II. 672, **724,** 901, 925, 979
Engelhard, Karl IV. 1717, **1722**
Engelke, Gerrit V. 2196, 2205, **2207**
Engels, Friedrich III. 1251, 1385
Engerd, Johann 420. — II. 484
Enghaus, Christine III. 1295
Engländer, Richard s. Altenberg, Peter
Enhuber, Karl v. III. 1272
Enikel, Jans s. Jansen Enikel, Jans
Enk von der Burg, Mich. III. 1123, **1129,** 1138
Enking, Ottomar IV. **1850** ff., 1862
Enzinger, M. IV. 2015
Epistolae obscurorum virorum 369
Epple, Josef III. 1102
Erasmus Desiderius **371** f., 423. — II. 697
Erfurt, Ebernant von 256
Erinnerung an den Tod 83
Erizzo, Sebastiano IV. 1607
Erk III. 1036
Erler, Otto IV. **1593,** 1677. — V. 2194
Ermanrich 16
Ermanrichs Tod 251, 300
Ermattinger, Emil V. 2076
Ermoldus 163
Ernesti, Johann August II. 672, 697, 803, 869
Ernst, Adolf III. 1464
Ernst, Herzog **112** f., 174, 239, 299, 300, 395
Ernst, Konrad s. Zitelmann
Ernst Otto s. Schmidt, Otto Ernst
Ernst, Paul IV. **1660** ff., 1663, 1668, 1675, 1676, 1679. — V. 2145, **2264**
Ertal, Karl Friedrich von II. 840
Ertl, Emil IV. 1967 ff.
Ertler, Bruno IV. 2032
Eschelbach, Hans III. 1549. — IV. 1740, **1886** f.
Eschenburg, Johann Joachim II. 732. — III. 1014
Eschenloer, Peter 348
Eschenmayer, Karl Adolf III. 1098
Escher, Nanny von V. 2077
Eschstruth, Mathilde von III. 1517
Eschstruth, Natalie von III. 1517
Esmarch, Christian Hieronymus II. 780—782
Esmarch, Konstanze III. 1321, 1322
Esser, Anna III. 1549
Esser, Fritz IV. **1899.** — V. 2345
Essig, Herm. V. 2267
Eßwein, Herm., IV. 1790
Etienne, Guillaume III. 1054
Etterlin II. 965
Ettmüller, Ernst Moriz Ludwig III. 1465
Etzel, Theodor IV. 1786
Etzels Hofhaltung 251
Eucharistische Spiele 450
Eulenberg, Herbert IV. 1651, **1653** ff. — V. 2218, 2263
Eulenspiegel, Till 258, 318, 396. — II. 468
Euripides II. 632, 732, 739, 881—883, 934, 951. — III. 1016, 1123, 1129. — IV. 1674
Eusebius 21
Evangelienbuch 46
Evers, Franz IV. 1694
Everyman 429
Ewald, Johann Joachim II. 664, 782
Ewers, Hanns Heinz IV. 1553, **1785** f.
Exhortatio ad plebem christianam 35
Exodus 80
Eyb, Albrecht von 361 f.
Eyering, Eucharius 393
Eyth, Eduard III. 1111
Eyth, Max IV. 1737, **1801** f.
Ezzolrich 78

F.

Faber, Joh. Ludwig II. 511
fableurs 140
Fabri de Fabris IV. 1894
Fabricius, Andreas 429, 430, 450
Fabricius, Johann 419
Fabricius, Johann Albert II. 672
Facetus 366
Faesi, Robert IV. **1674.** — V. 2060, 2067, 2071, 2193
Fahrende 114
Falckenberg, Otto IV. **1890,** 1930
Falk 455
Falk, Daniel II. 974
Falke, Gustav III. 1063 1229, 1322. — IV. 1595, **1598** f., 1706, 1717, 1854. — V. 2210
Falke, Konrad IV. **1674,** 1686
Fallmerayer, Jakob Philipp III. 1255
Falls, J. C. Ewald IV. 1794
Familie 7
Fantl, L. V. 2311
Farkas, Paul IV. 1794
Farquhar, George II. 714
Fasolt 248
Fastenrath, Johannes IV. 1889 f.
Fastnachtsprozeß 341
Fastnachtsspiel 341
Faust, Historia von D. Johann 398
Fechner, Gustav Theodor III. 1253, 1256, 1477. — IV. 1680, 1740
Federer, Heinrich V. **2033** ff., 2056, 2064, 2066, 2378

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fehrs, Johann Hinrich III. 1314, **1316** f. — IV. 1866
Feierabend, Sigmund 454
Feigl, Friedrich IV. 1984
Feind, Barthold II. 575, 576, 593
Feiten, Jos. V. 2318 f.
Felder, Franz Michael III. 1516. — IV. 2016
Felizitas, Rosa IV. 1741
Fénelon, François de Salignac de la Mothe II. 581, 583, 600, 677, 737
Fenis Rudolf Graf v. 188
Ferber, W. 423
Feßler Ignaz Aurel II. 746. — III. 1169
Feucht, Jakob 455
Feuchtersleben, Ernst von III. 1129
Feuchtwanger, Lion IV. 2365 f.
Feuerbach, Anselm III 1086, 1210, 1240, 1252, 1360, 1379, 1421, 1477. — IV. 1768
Feuerbach, Ludwig III. 1175, 1331, 1332, 1421, 1454
Fichard 313
Fichte, Johann Gottlieb II. 703, 777, 915, 917, 919, 929, 931, 944, 985. — III. **996** ff., 1002, 1003, 1005—1007, 1017, 1020, 1022, 1029, 1033, 1034, 1066, 1070, 1071, 1252—1254
Field IV. 1642
Fielding, Henry II. 678, 734, 745, 746, 756, 784, 875, 985
Fierabras 395
Filchner, W. IV. 1793
Filidor II. 565, 575
Finck, Heinrich 404
Finckelthaus, Gottfried II. 494
Fincken Ritter 397
Finckh, Ludw. IV. 1942 ff.
Findeisen, Kurt Arnold V. 2150 f.
Finnsburg, Schlacht 25
Fiorillo, Johann Dominikus III. 1000
Firdusi III. 1085, 1154
Fischart, Johann 329, 384, **385** ff., 402, 422, 423. — II. 468, 529, 534, 538, 549, 685
Fischer, Christian August II. 982
Fischer, H. W. V. 2285
Fischer, J. Th. IV. 1989
Fischer, Johann Georg III. **1101** f., 1353, 1387
Fischer, Josef III. 1354
Fischer, Kuno III. 1256
Fischer, Leo V. 2055
Fischer, Peter 410
Fischer, Renate IV. 1913
Fischer, Wilh. IV. 2017 ff.
Fitger, Arthur III. **1412** f., 1480. — IV. 1591
Flachsband, Maria Karoline II. 769, 770, 812
Flacius Illyrikus, Matth. 39, 40
Flade, Dr. II. 513
Flaischlen, Cäs. IV. **1650** f., 1686, 1688, 1831. — V. 2210, 2281
Flake, Otto V. 2277 ff.
Flaskamp, Christof IV. 1901
Flaubert, Gustave IV. **1557,** 1562, 1620, 1728, 1772, 1780
Fleck, Konrad 178
Fleck, Schauspieler II. 854
Fleischel IV. 1731
Fleischer, Viktor IV. 1960
Flemes, Christian IV. 1869
Fleming, Paul II. 483, **491** ff., 508, 578, 583, 615, 795. — III. 1072, 1100
Flemming, Albert Graf v. IV. 1715
Flemming, Elis. Gräfin s. Heyking Elisabeth von
Flex, Rudolf V. 2193
Flex, Walter V. **2193** f., 2210, 2211
Flexel, Lienhart 388
Fliegel, C. W. III. 1245
Flir, Alois III. 1149. — IV. 2007
Flodoard 73, 89
Floeck, O. V. 2388
Flohiade 422
Flore und Blancheflore **128,** 178
Flotow, Friedrich von III. 1139
Fock, Gorch IV. **1866** ff., 1872
Förster II. 571
Förster, Friedr. III. 1035, 1074
Foesche, Maria IV. 1716
Folchard 25
Folengo, Teofilo 422
Follen, August Adolf III. 1171, 1332
Follen, Karl III. 1075, 1171
Folquet v. Marseille 182
Folz, Hans 311, 317, **326** f., 341, 405, 415, 436
Fontane, Theod. III. 1229, 1322, 1508. — IV. 1577, 1594, 1596, 1603, 1620, 1717, **1723** ff., 1753, 1772. — V. 2071
Fontanetum, Schlacht 52
Fontenelle, Bernard de Bovier II. 728
Forbes-Mosse, Irene IV. 1715 f.
Forstenheim, Anna IV. 1890
Forster, Joh. Georg 404. — II. 756, 776, **841** f., 891, 900. — III. 1018
Fortunatus 395, 416
Fouqué, Friedrich Heinrich Karl de la Motte III. 959, 992, 1041, **1051** ff., 1059, 1060, 1071, 1074, 1098, 1100, 1182, 1239, 1298, 1339. — IV. 1606
Frahm, Ludwig IV. 1871
Francisci, Erasm. II. 543
Franck, Hans IV. 1675 ff.
Franck, Johann II. 511
Franck, Sebast. 392, 453
Francke 455. — II. 522, 728
Franckenberg, Abraham von II. 518, 519
François, Luise von III. **1342** f., 1442
Frank, Bruno IV. 2412 ff.
Frank, Emil IV. 1883
Frank, Paul IV. 1790
Frank, Ulrich IV. 1814
Franken 15
Frank (Runenkästchen) 11
Frank, Bernh. V. 2285 ff.
Franke, Ilse IV. 1714 f.
Frankfurter, Philipp 318
Frankl, Ludwig Aug. III. 1150, 1407
Franz, Hermann IV. 1955
Franz, Robert III. 1146
Franziskus von Assisi 130
Franzos, Karl Emil III. 1233, **1407,** 1442
Frapan, Ilse IV. 1855, **1859** f.
Frau, Die gute 178
Frauenberg, Heinr. v. 213
Frauenlob 260, 308, 405
Frauenstädt III. 1254
Frauenstrophen 123
Fraungruber, Hans IV. 2031
Fredegar von Tours 58
Freher, Marquard II. 463
Freidal 295
Freidank 261, **264** f., 322—324, 327, 368, 392
Freigius, Johannes Thomas 420
Freiligrath, Ferdinand II. 808. — III. 1154, 1176, 1177, 1183, 1186, 1204, **1207** ff., 1212, 1221, 1224, 1229, 1270, 1283, 1332, 1363, 1364, 1367, 1387. — IV. 1594, 1604
Freksa, Friedrich IV. **1668,** 1734
Freksa, Margar. IV. 1712
Frenssen, Gustav IV. 1610, 1737, 1769, **1844** ff. — V. 2146
Frenzel, Karl III. 1340
Fressant, Hermann 317
Freud, Sigm. IV. 1825. — V. 2266
Freudeleere, Der 317
Freuden des Himmels und Schrecken der Hölle 93
Freudenthal, August IV. 1837
Freudenthal, Friedrich IV. **1837**
Frey, Adolf III. 1475 f.
Frey, Alexander Moritz IV. 1790
Frey, Friedrich Hermann III. 1476
Frey, Jakob 394, 397, 440. — III. 1475
Frey, Karl s. Falke, Konrad
Frey, Maximil. III. 1477
Freylinghausen, Anastasius II. 523
Freytag, Gustav II. 760. — III. 1161, 1165, 1192, **1306** ff., 1343, 1349, 1370, 1387, 1390, 1391, 1408, 1413, 1456, 1527 1537, 1538. — IV. 1616, 1723, 1749, 1774, 1973. — V. 2087, 2088
Frick, W. s. Schussen, Wilhelm
Fricke 4
Friderik, Christine III. 1406
Fridolin 25
Friedländer s. Prechtl, Robert
Friedländer, Salomo V. 2293
Friedrich, Kurt s. Freksa, Friedrich
Friedrich, Matthäus 398
Friedrich II. 700, 701, 764 816, 844, 847, 874
Friedrich Barbarossa 139
Friedrich von Schwaben 283, 291
Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg II. 908, 913, 915
Friedrichs, Herm. IV. 1581
Fries, Nicolaus IV. 1846, **1852** f.
Frija 4

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frimberger, J. G. IV. 1984
Frisch, Johann Leonhard II. 463
Frischlin, Nikodemus 419, 420, **432** f., 446. — II. 499, 566
Fritsch, von II. 873
Fritz, Andreas 451
Froben 371
Frobenius, Leo IV. 1793
Froberger, J. IV. 1785
Fröbel, Julius III. 1518
Fröhlich, Abrah. Emanuel III. 1345
Fröhlich, Katharina III. 1125, 1137
Fröreisen, Isaak 433
Frommel, Emil IV. 1944
Fronleichnamsspiele 335
Froumund 72
Fruchtbringende Gesellschaft II. 473 f.
Fuchs, Friedrich V. 2301
Fuchs, Gottlieb II. 626, 630
Fuchs Guido IV. 1712
Fuchsmagen 295
Füetrer, Ulrich 166, 175, 289, 292, 348
Fürer, Christoph II. 613
Fürst, Rudolf III. 1549
Füßli II. 730
Fulda, Christian II. 927
Fulda, Ludwig III. 1209, 1233, 1417, 1498. — IV. 1605, 1682
Funkelin, Jakob 440
Futhark 11

G.

Gabelentz, von d. IV. 1717
Gärtner, Karl Christian II. 621, 626, **628,** 636, 642, 679
Gärtner, Wilh. III. 1300
Gagern, Friedrich Frhr. v. IV. 1749. — V. **2141** f.
Galante Dichtung II. 584
Galen, Philipp s. Lange, Philipp Karl
Galfried v. Monmouth 139
Galilei, Galileo II. 459
Gall, Ernst IV. 2032
Gall, Josef II. 829
Gallica historia 101
Gallitzin, Fürst III. 1368
Gallitzin, Amalie Fürstin von II. 762, 788, 900. — III. 1284
Gallus 25
Gamerius, Hannardus 430
Gangbofer, Ludwig III. 1432, **1491** ff. — IV. 1997
Gangl, Josef IV. 1956, **1958** f.
Gans, Eduard III. 1181
Ganz, Hans V. 2268
Garborg, Arne IV. **1561,** 1582
Garrick, David II. 756, 758
Gart, Thiebolt 440
Garve, Karl Bernhard II. 712, 724. — III. 1245
Gaßner II. 828
Gatterburg, Ferdin. Graf IV. 1722
Gaudeamus igitur 121
Gaudy, Alice Freiin von IV. **1722**
Gaudy, Franz v. III. 1060
Gaus-Bachmann, Adele V. 2178
Gauß, Karl Friedrich III. 1176
Gautier, Theophile III. 994, 1367
Gautier von Arras 256
Gay, John II. 590, 594
Gebauer II. 546
Gebet, Augsburger 49
Gebet, fränkisches 36
Gebet, Klosterneuburger 93
Gebet, St. Emmeramer 36
Gebet, Sigiharts 49
Gebet, Wessobrunner 38
Gebhardt, Ed. v. IV. 1769
Gebler, Tobias Frhr. von II. 748, 749
Gedichte, historische 52
Gedike, Friedrich II. 672
Geering, Martha V. 2080
Gegenreformation 356
Gehe, Eduard III. 1161
Geibel, Emanuel II. 565, 652, 683, 688. — III. 1044, 1053, 1063, 1096, 1208, 1228, 1229, 1237, 1250, 1298, 1322, 1355, **1356** ff., 1361, 1363—1367, 1369, 1370, 1374, 1375, 1382, 1387, 1407. 1410, 1476. — IV. 1576, 1682, 1723, 1724, 2032
Geiger, Albert IV. 1939 f.
Geiler von Kaisersberg 355, **365,** 367, 380
Geissel, Johannes von III. 1243
Geißler II. 794
Geißler, Horst Wolfram V. 2418 ff.
Geißler, Max IV. 1923 ff. — V. 2418
Gellert, Christian Fürchtegott II. 554, 586, 588, 594, 600, 615, 626—628, 636, 637, **641** ff., 647, 657, 658, 664, 665, 677, 698, 699, 704, 706, 721, 730, 734, 744, 746 751, 755, 803, 836. — III. 1092
Gellert, Grete s. Meiselheß, Grete
Gellhorn, K. IV. 1877
Geltar 304
Gemma, Aurea 93
Gemmingen, Otto Heinrich Frhr. von II. 600, 864, 866
Genast, Wilhelm IV. 1591
Gencke, Kurt IV. 1672
Genelli, Bonaventura III. 1412
Genesis, Altsächs. 43, 44
Genesis, Vorauer 80
Genesis, Wiener 80
Genest, Claude II. 591
Gengenbach, Pamphilus 383, 407, **437** f., 439. — V. 2271
Gennep, Jaspar von 429, 435
Genovefa 395
Gensichen, Otto Franz IV. 1591
Gentz, Friedrich von III. 1019, 1048, 1061. 1070, **1112,** 1174, 1239
Georg, Spiel v. heil. 339
Georg, Prinz von Preußen II. 565
George, Amara s. Kaufmann, Mathilde
George, Stef. IV. **1630** ff., 1636, 1649, 1667, 1668, 1691, 1696, 1698, 1700, 1702, 1769. — V. 2137, 2140, 2214, 2219, 2220, 2234, 2238, 2309, 2399
Georgslied 49
Gerardy, Paul IV. 1685
Gerberg 61
Gerbert 54
Gerhard, Adele IV. 1818 f.
Gerhardt, Dagobert v. III. 1533
Gerhardt, Paulus II. 501, **509** f.
Gerhoch von Reichensperg 100
Gerlach, Jeremias II. 502
Germanicus 13
Germanen 2
Gerning, Isaak v. II. 974
Gerok, Friedrich Karl von III. 1075, 1094, **1110** f., 1387
Gerstäcker, Friedrich III. 1209, **1262** f. — IV. 2016
Gerstenberg, Heinrich Wilhelm II. 627, 654, 680, 709, 716, 732, **758,** 760, 775, 789, 791, 815, 832, 848
Gervinus, Georg Gottfr. 452. — III. 1197, 1256
Gesetzsammlungen, Merovinger 26
Gesicht Philiberts 319
Gesner, Konrad II. 480, 666, 685
Geßner, Heinrich III. 1065
Geßner, Johann II. 597
Geßner, Konrad II. 484, 666
Geßner, Salomon II. 593, 605, 624, 658, 664, **666** ff., 672, 687, 712, 730, 734, 753, 775, 782, 786, 839
Gespräche, Altdeutsche 34
Gesta Romanorum 58, 257. — II. 721
Geuß, Anna Maria Lisbeth III. 1152
Gewinner III. 1254
Gfrörer, August Friedrich III. 1502
Gherardi II. 569, 572 573
Gheri, Leopold IV. **1793,** 2016
Ghirardazzi III. 1037
Giacomelli, Hector III. 1509
Gichtel II. 518, 522
Giese, Franz III. 1320
Giesebrecht, Ludwig III. 1318
Giesebrecht, Wilhelm III. 1255
Gigler, Herbert Johannes IV. 2032
Gigli, Girolamo II. 594
Gildemeister, O. III. 1369
Gilloff, Johannes III. 1316
Gilm, Hermann von III. **1223** f. — IV. 1993.
Ginzkey, Franz Karl IV. 1705 f.
Gipperich, Anna III. 1538
Gieseke, Nikolaus Dietrich II. 594, 626, 627, **628,** 678
Gieseke, Robert III. 1351
Gisela 32
Gläser II. 491
Glareanus 371
Glaser, Adolf III. 1533
Glaser, Julius III. 1300
Glaßbrenner, Adolf III. 1211
Glaube und Beichte, Bamberger 93
Glaubensbekenntnis 35
Glaubrecht, Otto s. Oeser, Rud. Ludw.
Gleich, Josef Alois III. 1140, 1431

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gleichen-Rußwurm V. 2402
Gleim, Johann Ludwig Wilhelm II. 494, 650, 651, **652** ff., 656, 658, 659, 661, 662, 664—667, 678, 679, 698, 705, 735, 747—750, 753, 758, 767, 794, 972. — III. 1098
Gliers 303
Gleger, Georg II. 492
Gloria patri 35
Glossen, Hrabanische 34
Glossen, Kasseler 34
Glossen, Keronische 34
Glossen, Malbergische 29
Glossen, Pariser 34
Glossen, Salomonische 34
Glover, Richard II. 629, 665
Gluck, Christoph Wilhelm II. 712, 739, 750, 880. — III. 1010, 1058, 1421, 1425
Glück, Elisabeth s. Paoli, Betty
Glümer, Claire von III. 1344
Gmelin, Lotte III. 1145, 1146
Gnaphäus, Wilh. 427, 435
Gneisenau III. 1044, 1070
Gobineau, Jos. Arthur v. III. 1300, 1425. — IV. 1658. — V. 2081
Godinez, Felipe III. 1133
Godwin, Kathar. IV. 1826
Göchhausen, Louise von II. 821, 875, 878
Göckingk, Leopold Friedr. Günter v. II. 647, 653, 779, **798**
Goedeke, Karl 452. — III. 1256
Goedsche, Hermann III. 1265, **1339**
Göli 304
Göllheim, Schlacht v. 330
Goering, Reinh. V. 2211 **2239**
Görner II. 594
Görres, Guido III. 1039, 1050, 1243, 1344, 1548
Görres, Johann Josef von 395. — II. 787. — III. 959, 1007, 1010, 1033, 1035—1037, 1041, **1046** ff., 1061, 1064, 1071, 1112, 1166, 1183, 1189, 1240, 1242
Görres, Kathar. III. 1047
Görtz, Graf II. 829
Göschen II. 869, 906
Goethe, August II. 897. — III. 1081
Goethe, Friedr. Georg II. 800
Goethe, Hans Christian II. 800
Goethe, Johann Kaspar II. 800, 811
Goethe, Johann Wolfgang von 156, 190, 244, 377, 395, 401, 417, 452, 454, —II. 490, 522, 535, 539, 543, 544, 548, 557, 568, 572, 583, 588, 590, 591, 597, 600, 604, 609, 615, 625, 626, 634, 636—638, 649, 652, 654, 657, 658, 667, 668, 681, 683—689, 692, 695, 697, 698, 700, 708—710, 712—714, 717—719, 723—725, 732, 735, 737—740, 742, 743, 746, 748, 751—756, 759, 760, 763, 764, 767, 770—778, 780, 781, 784—790, 793—796, 799, **800** ff., 842, 843, 848, 851, 853, 854, 861, 865, 867, 868, 871—873, **874** ff. — III. 973—977, 979, 981, 988, 989, 993—996, 998—1001, 1008, 1010—1013, 1015, 1017, 1020, 1021, 1023, 1025, 1026, 1028, 1029, 1031, 1033, 1035, 1036, 1041, 1042, 1044, 1052, 1055, 1056, 1059, 1062, 1065, 1066, 1068, 1070, 1072, 1073, 1076, 1077, **1079** ff., 1093, 1098, 1099, 1102, 1103, 1105, 1111, 1113—1116, 1118, 1121, 1126, 1130, 1138, 1142, 1146, 1150, 1152, 1156, 1157, 1161—1163, 1165—1167, 1169, 1176, 1180, 1183, 1193, 1194, 1198, 1211, 1216, 1218, 1233, 1240, 1244, 1250, 1279, 1281, 1282, 1286, 1295, 1303, 1306, 1316, 1319—1321, 1329, 1333, 1350, 1357, 1366, 1367, 1374, 1377, 1397, 1398, 1408, 1413, 1420, 1422, 1446, 1449, 1468, 1477—1480, 1493, 1495, 1505, 1533, 1538. — IV. 1554, 1588, 1594, 1598, 1613, 1623, 1624, 1629, 1631, 1636, 1644, 1654, 1674, 1685, 1755, 1763, 1809, 1810, 1813, 1822, 1825, 1907, 1910, 1926, 1968, 1969. — V. 2082, 2086, 2101, 2139, 2208, 2238, 2262, 2265, 2335, 2362
Goethe, Joh. Wolfg., Annette II. 806
— Balladen II. 934 f.
— Campagne in Frankreich II. 900
— Claudine von Villa Bella II. 830
— Clavigo II. 822 f.
— Dramatische Entwürfe II. 819
— Egmont II. 894 f.
— Elpenor II. 889
— Ephemerides II. 807
— Epilog zu Schillers Glocke II. 971
— Erwin u. Elmire II. 830
— Ewiger Jude II. 820
— Fastnachtsspiele II. 818
— Faust II. 820 ff. — III. 1088 ff.
— Gedichte II. 879
— Geschichte Gottfriedens v. Berlichingen II. 814
— Geschwister II. 880
— Gesellige Lieder II. 936 f.
— Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand II. 814
— Hans Sachsens poetische Sendung II. 819
— Hermann und Dorothea II. 931 ff.
— Iphigenie II. 880 ff.
— Künstlers Vergötterung II. 819
— Die Laune des Verliebten II. 805
— Leiden des jungen Werthers II. 823 ff.
— Neue Lieder II. 806
— Lustspiele II. 899
— Mahomet II. 819
— Maskenzüge II. 878
— Die Mitschuldigen II. 805
— Die natürliche Tochter II, 944
— Naturwissenschaftliche Werke II. 890 ff.
— Pandora III. 1088
— Proserpina II. 880
— Poetische Gedanken üb. die Höllenfahrt Christi II. 803
— Possen II. 818
— Prometheus II. 819
— Reineke Fuchs II. 900
— Römische Elegien II. 897 f.
— Sesenheimer Lieder II. 810 f.
— Singspiele II. 878
— Stella II. 830 f.
— Tasso II. 884 ff.
Goethe, Joh. Wolfgang, Unterhaltung deutscher Ausgewanderter II. 900
— Wahlverwandschaften III. 1087
— Westöstlicher Divan III. 1085
— Wilh. Meisters Lehrjahre II. 928 ff. — III. 1086 f.
— Winckelmann und sein Jahrhundert II. 941
— Xenien II. 926 ff.
Goethe, Katharina Elisabeth, geb. Textor II. 801, 900, 901. — III. 1034, 1044
Goethe, Kornelia Christiane II. 801, 804, 807, 811, 889. — III. 1244
Gött, Emil IV. 1680 f.
Götz, Johann, Nikolaus II. 650, 651, 654, **656** ff., 787
Goetz, Wolfgang V. 2363 f.
Goeze, Johann Melch. II. 720, 755, 769, 826
Gogh, Vincent v. V. 2242
Gogol, Nikolaus IV. **1566,** 1732, 1772. — V. 2281
Goldast von Haiminsfeld, Melchior II. 463, 480
Goldbacher, Greg. IV. 1989
Goldemar 249
Goldhann, Ludw. III. 1300
Golditz, R. v. IV. 1792
Goldmann, Luise IV. 1890
Goldoni, Carlo II. 618, 634, 699, 706
Goldschmidt, Konsul III. 1274
Goldsmith, Oliver II. 746, 753, 875. — III. 985, 1237
Goliarden 119
Golias 120
Goll, Iwan V. 2230, 2231, **2265** f.
Goltz, Baron von der II. 700, 743
Goltz, Bogumil III. 1345
Goltz, Joachim Frhr. von der V. 2210, 2264
Goltz, Wilhelmina v. II. 661
Gomberville, Marin le Roy sieur de II. 541
Goncourt, Edmond de IV. 1557
Goncourt, Jules de IV. 1557
Gongorra, Louis de Argote y II. 577, 794
Gordon, Duff Lady III. 1260
Gossembrot, Sigmund 359
Goten 15, 22

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gotter, Friedrich Wilhelm II. 717, 779, 812, 821, 878, 881, 902
Gottfried von Neifen 303
Gottfried von Straßburg 131, 133, 134, 138, 143, **167** ff., 177—180, 186, 189, 280, 281, 288.
Gottfried von Viterbo 120, 181
Gotthelf, Jeremias III. 1251, **1266** ff., 1269, 1270, 1305, 1331, 1433, 1452, 1466, 1499, 1515, 1523. — IV. 1831, 1837, 2016. — V. 2057, 2070, 2145, 2378
Gottschall, Margarethe von f. Witten, Margarethe v.
Gottschall, Rudolf von III. 1177, 1211, **1224** ff., 1349, 1350
Gottsched, Joh. Christoph 448. — II. 466, 480, 486, 564, 569, 571, 576, 585, 588, 600, 602, 603, **605** ff., 625—628, 630—632, 634, 635, 639, 640, 645—649, 651, 657, 658, 661, 663, 670, 673, 674, 676, 681, 687, 688, 699, 700, 702, 704, 708, 729, 747, 761, 785, 802, 803. — III. 1116
Gottsched, Luise Adelgunde Viktorie, geb. Kulmus II. 602, **615,** 617, 636, 640, 643, 645, 699
Goué, August Friedrich v. II. 813
Goulart II. 568
Gounod, Charles François II. 959
Gozzi, Carlo conte II. 836, 878, 943. — III. 1027, 1034, 1039, 1119, 1131, 1418
Grabbe, Dietrich Christian III. 1162, **1167** f., 1182, 1396. — IV. 1573, 1628, 1653, 1674, 1680. — V. 2273
Grabe, Franz IV. 1869
Grabein, Paul IV. 1624, 1737
Grabner II. 696
Graccus, Pierius 364
Gracian II. 553
Gräffer, Franz III. 1113
Gräter, Friedrich David II. 759. — III. 1007
Graf Oskar Maria V. 2209
Graff, Anton II. 869
Graff, Joh. Jakob II. 946
Gral 152
Grammont II. 851
Grasberger, Hans III. 1486 f.
Grafer, Rudolf II. 610
Gratius, Ortwin 368—370
Graun, Karl Heinrich II. 682
Graurock 114
Grauthoff, Erna IV. 1827
Greban, Arnoul IV. 1653
Greban, Ninon IV. 1653
Grebel II. 730
Green, Johann 441
Green, Robert 444
Greff, Joachim 434
Greflinger, Joh. Georg II. 495, 502, 569
Gregh, Fernand V. 2213
Gregor I, 25
Gregor, Bischof v. Tours 25
Gregor der Große 89, 90, 94
Gregor II., Papst 26
Gregorius, Legende 89
Gregorovius, Ferdin. III. 1255, 1472
Greif, Martin II. 783, 817, 970. — III. 1063, **1476** ff. — IV. 1842, 1889, 1901
Greifenberg, Oberleutnant III. 1225
Greiff, Friedrich II. 507
Greiffenberg, Hans Rud. von II. 516
Greiffenberg, Katharina Regina v. II. 506, **516,** 540
Greiffenstein, M. von IV. 1982
Greiner, Leo IV. 1675
Greinz, Rudolf IV. 1737, **1992** f.
Grelling, Richard IV. 1624
Gretschel II. 974
Greyerz, Otto von V. 2077
Gribus, Bartholomäus 381
Griepenkerl, Robert III. 1299 f.
Gries, Johann Diederich III. 1015, 1033
Griese, Friedr. V. 2425 f.
Grillenvertreiber 397
Grillo II. 660, 709
Grillparzer, Camillo III. 1117
Grillparzer, Franz 451. — II. 568, 959, 974, 979. — III. 1011, 1079, 1082, 1098, **1114** ff., 1139—1142, 1144, 1147, 1161, 1171, 1184, 1195, 1216, 1250, 1280, 1281, 1297, 1350, 1430, 1442, 1446, 1449. — IV. 1606, 1607, 1673, 1967, 1987, 2020. — V. 2092
Grillparzer, Marianne III. 1117
Grillparzer, Wenzel III. 1117
Grimm, Rektor II. 765. — III. 1045
Grimm, August Heinrich IV. 1868
Grimm, Friedrich Melchior II. 544, 617
Grimm, Hans IV. 1795 f.
Grimm, Hermann III. 970, 1255
Grimm, Jakob 9. — II. 778. — III. **1007,** 1030, 1036, 1037, 1039, 1041, 1043, 1044, 1048, 1061, 1096, 1114, 1157, 1159, 1285. — V. 2129, 2160
Grimm, Julius IV. 1795
Grimm, Wilh. III. **1007,** 1036, 1039, 1041, 1043, 1044, 1061, 1285. — V. 2129, 2160
Grimme, Friedrich Wilh., III. 1321, 1355, 1513
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von II. 457, 537, **548** ff., 553—555, 578. — III. 1460. — IV. 1952. — V. 2088
Grisar, Erich V. 2209
Grisebach, Eduard III. 1136, **1405** f. — IV. 1688.
Griseldis 416
Grob, Johannes II. 526
Gröhn, Therese IV. 1887
Grogger, Paula V. **2179** ff., 2412
Großauer, K. W. IV. 1989
Grosse, Julius Waldemar III. 1356, **1363,** 1376, 1381
Großmann, Wilh. II. 866
Groth, Klaus II. 531. — III. 1311, 1314—1316, **1317** ff., 1338, 1370, 1523. — IV. 1595, 1724, 1845, 1879. — V. 2095
Grotius, Hugo II. 482
Grotthuß, Elisabeth v. IV. 1876
Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. von IV. 1876
Grubbe III. 1011
Gruben, Franz Josef Frhr. von III. 1542
Gruber, L. III. 1091, 1433
Gruber, Max V. 2111
Grübel, Johann Konrad III. 1083
Grün, Anastasius III. 1100, 1114, 1147, 1149, 1202, 1203, 1212, **1213** ff., 1222, 1396, 1449. — IV. 2032
Grüninger, Jak. V. 2053 f.
Grünpeck, Josef 425
Grützner, Eduard III. 1535
Gruner II. 605
Gruppe, Otto II. 970. — III. 1238
Gruterus, Janus II. 471
Grynaeus, Sim. II. 605
Gryphius, Andreas 420. — II. 488, 493, 518, 532, **558** ff., 565, 566, 570, 571, 575, 578, 611, 631, 795, 964. — IV. 1100, 1163
Gryphius, Christian II. 580, 582
Gschwari, Cölestin III. 1149
Guarini, Battista II. 490, 580, 657. — III. 1015
Guarinoni, Hippolytus 384
Gubalke, Lotte IV. 1911
Gubitz, Friedrich Wilhelm III. 1078
Gudrunsage 106
Güll, Friedrich III. 1344
Günderode, Karoline von III. 1036, **1045** f.
Günther 120
Günther, Joh. Christian II. **586** ff., 599, 606, 615, 793. — III. 1233. — IV. 1687, 1966
Günther, Maria Madeleine f. Puttkammer, Maria Madeleine von
Günther-Breuning, Agnes IV. 1829
Güntter, Otto III. 1496
Güterbeck, Grete IV. 1794
Guevara, Anton v. II. 527
Guevara, Luis Velez de II. 551
Gugern, Wilh. v. III. 1550
Guicciardini, Francesco III. 1472
Guiot 151
Gumpert, Thekla von III. 1344
Gumppenberg, Hanns von IV. 1659
Gundaker von Judenburg 319
Gundling, Jul. III. 1339 f.
Gundrad 32
Gunter, Konsistorialrat II. 971
Gunzo 54
Gurk, Paul V. 2362 f.
Gusek, Bernd v. f. Berneck, Gustav
Gutekunst, Wilhelm IV. 1737
Gutenburg, Ulrich von 188

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Guter 282
Gutermann, Sophie von II. 728, 729, 731
Gutzkow, Karl II. 548, 992. — III. 1165, 1172, 1174—1179, 1181, **1188** ff., 1197, 1198, 1211, 1220, 1222, 1283, 1292, 1349, 1390, 1407, 1410, 1453. — IV. 1625, 1749, 2024
Gysae, O. IV. 1784

H.

Haacke, August II. 571, 611, 613
Haarhaus, Julius R. IV. 1895
Haas, Rudolf IV. 1794, **1960** f.
Haber, Sigmund III. 1511
Habrecht, Isaak II. 469
Hacker, Franz III. 1458
Hackert Georg II. 893
Hackert, Philipp II. 893. — III. 1084
Hackländer, Friedr. Wilh. III. **1337,** 1338, 1349
Hadina, Emil V. 2148 f.
Hadloub, Johannes 305 317
Hadubrand 20, 21
Haeckel, Ernst III. 1252, 1401. — IV. 1555, 1581, 1602, 1611, 1792
Häcker, Klara IV. 1913
Häbling III. 1488
Händel, Georg Friedr. II. 576, 577, 682
Häring, Georg Wilh. III. 1053, 1060, 1169, 1182, **1257** ff., 1261, 1336. — IV. 1726. — V. 2193
Hätzlerin, Clara 312
Häusser, Ludwig III. 1255, 1377
Hafftiz, Peter III. 1068
Hafis III. 1085, 1151, 1156, 1367
Hafner, Philipp II. 618, 750, 978. — III. 1431
Hagedorn, Christian Ludw. von II. 698, 699, 710
Hagedorn, Friedrich von 384. — II. 494, 588, **593** ff., 600, 605, 621, 627, 629—631, 636, 642, 643, 647, 650, 651, 655—657, 667, 678, 682
Hagen, von der III. 1008, 1030, 1082. — IV. 1609
Hagen, August III. 1260
Hagen, Gottfried 330
Hagen, Gregor 348
Hagenauer, Arnold IV. 1989
Hagenbach, Karl Rud. III. 1246
Hahn, Elise II. 793
Hahn, Friedrich Graf III. 1199
Hahn, Ludwig Philipp II. 780, 781, 782, 817
Hahn-Hahn, Ida Gräfin III. 1176, **1199** f.
Haimonskinder 395
Haito, Abt 90
Halbe, Max IV. 1580, 1592, **1621** ff., 1625, 1831
Halbfuter 332
Halem, Gerhard Anton v. II. 945, 973
Haller, Albrecht v. II. 488, 593, **596** ff., 601, 605, 624, 627, 642, 644, 656, 657, 662, 664, 667, 672 678, 682, 686, 698, 712, 728, 737, 753, 814, 848, 857. — III. 1478
Haller, Gustav s. Barthel, Gustav Emil
Haller, Karl von III. 1008
Hallmann, Joh. Christian II. 566
Halm, Friedr. III. **1137** ff., 1236, 1350, 1442. — IV. 1607
Halm, Margarete IV. 1574
Halusa, Tezelin V. 2345
Haluschka, Helene V. 2380
Hamann, Elisabeth Margarethe III. 1521. — IV. **1908**
Hamann, Johann Gg. II. 544, 751, 754, 755, 761, **762** ff., 767, 768, 771, 772, 789, 808, 811, 815, 828
Hamerling, Robert III. 1388, **1395** ff., 1402, 1405, 1408, 1411, 1435. — IV. 1691
Hamerling, Rup. III. 1395
Hamilton, Heinrich Albert II. 472, 481, 737
Hammer, Julius III. 1382
Hammer-Purgstall, Josef Frhr. v. II. 776. — III. 1085, **1151,** 1152
Hammerstein-Equord, Hans Frhr. von IV. 1990 ff.
Hamsun, Knut IV. **1561,** 1582, 1790, 1800. — V. 2279
Handel-Mazzetti, Enrica v. V. **2098** ff., 2172, 2296, 2298, 2410, 2412
Hango, Hermann IV. 1982
Hanmann, Enoch II. 485
Harnrieder, Norbert IV. 1989
Hans, Bruder 313
Hansen, Jan Peter III. 1083
Hansjakob, Heinrich III. **1498** ff. — IV. 1944. — V. 2378
Hansson, Olaf IV. 1580
Hanstein, Adalbert v. IV. **1555,** 1556, 1605
Hanstein, Otfried von IV. 1792
Happel, Eberhard Werner II. 547
Harbou, Thea v. V. 2407 f.
Hardegge, Heinrich v. 303
Harden IV. 1584
Hardenberg (Novalis) II. 522, 559, 931. — III. 1003, 1004, 1006, 1011, 1017, 1019, **1020** ff., 1026, 1029, 1031, 1037, 1040, 1050, 1070, 1072, 1087, 1094, 1165. — IV. 1599, 1632, 1770, 1916, 1990. — V. 2166, 2302, 2309
Harder, Konrad 311
Hardt, Ernst IV. f.
Hardung, Viktor IV. 1887
Harich, Walter IV. 1800
Harlan, Walter IV. **1680,** 1740. — V. 2194
Harlungensage 16
Harring, Harro III. 1171
Harris, John II. 710
Harrius, Heinrich II. 973
Harscher, Barbara 409
Harsdörffer, Georg Philipp 420. — II. 475, 477, 478, 485, 490, 496, **503** ff., 506, 540
Hart, Hans IV. 1737. — V. **2124** ff., 2151
Hart, Heinrich III. 1524. — IV. 1553, **1574** f., 1580, 1600, 1621, 1695, 1716, 1750. — V. 2229
Hart, Julius II. 706. — IV. 1553, **1574** ff., 1580, 1600, 1621, 1695, 1716, 1750. — V. 2229
Hart, Marie IV. 1929
Harten, Angelika s. Fabri de Fabris
Hartknoch II. 766, 769
Hartleben, Otto Erich IV. 1580, 1581, 1582, **1623** f., 1628, 1717, 1750
Hartlieb, Johann 320, 360
Hartmann, Der arme 82
Hartmann, Eduard v. III. **1386,** 1396
Hartmann, Gottlieb David II. 759
Hartmann Moritz III. 1158, 1173, 1213, **1218** f., 1254, 1394, 1407
Hartmann von Aue 131, **138** ff., 167, 174—176, 178, 180, 225 257, 260, 279, 281, 285, 286, 294, 301. — III. 1056. — IV. 1709
Hartmut 32, 46
Haschka, Lorenz Leopold II. 748
Hasenclever, Johann Peter II. 745
Hasenclever, Walter V. 2233, **2250** ff., 2255
Hasenkamp, Gottfried V. **2324,** 2358
Haslobius, Michael 419
Hassenpflug, Minister IV. 1912
Hatzfeld, Adolf von V. 2144
Hauff, Wilhelm III. 1012, 1100, **1102** ff., 1169. — V. 2149, 2366
Hauffe, Friederike III. 1098
Haug, Balthasar II. 849
Haug, Friedr. II. 850, 974
Haugwitz, August Adolf v. II. 566, 571
Haugwitz, Karl von II. 831
Haupt, Antonie III. 1459
Haupt, Moritz III. 1256 1307
Hauptmann, Gerhard II. 834. — III. 1136, 1138, 1167, 1403, 1417. — IV. 1553, 1555, 1556, 1568, 1571, 1580, 1582, 1584, 1586, 1589, **1600** ff., 1612, 1619—1622, 1625, 1628, 1634, 1643, 1646, 1658, 1666, 1670, 1756, 1759, 1769, 1830, 1831, 1856, 1902. — V. 2060, 2095, 2135, 2236, 2248, 2267, 2271, 2288, 2362, 2392, 2416
Hauptmann, Karl IV. 1580, 1602, **1611** ff., 1628, 1658, 1739
Haupt- u. Staatsaktionen II. 572
Hauschner, Auguste IV. 1816
Hausen, Friedrich von 185, **187** f.
Hauser, Otto V. 2092, 2168
Haushofer, M. III. 1494 f.
Hausmann, Otto IV. 1885
Hausrath, Adolf III. 1531 f.
Havemann, Julius V. 2167
Hawel, Rudolf IV. 1982
Haxthausen, Guido Frhr. von III. 1538

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Harthausen, Thereſe Luiſe von III. 1284
Hayden, Gregor 327
Haydn, Joſef II. 750. — III. 1117, 1149
Haym, Rudolf III. 1256
Hayneccius, Martin 435
Hebbel, Chriſtian Friedrich 235. — II. 783, 817, 833, 834, 840, 865, 959, 970. — III. 1046, 1094, 1133, 1143, 1156, 1160, 1167, 1191, 1195, 1228, 1281, **1289** ff., 1300, 1302, 1303, 1305, 1346, 1350, 1353, 1370, 1421, 1423, 1449, 1464, 1480, 1482, 1523. — IV. 1559, 1593, 1640, 1642, 1660, 1661, 1663, 1666, 1672, 1675, 1676, 1680, 1711, 1987. — V. 2094, 2095, 2145, 2190, 2244, 2250, 2273
Hebel, Johann Peter III. **1083,** 1266, 1270, 1271, 1318, 1320, 1338, 1341, 1342, 1350, 1354, 1432, 1436. — IV. 1831, 2008. — V. 2077, 2129, 2144, 2147, 2378
Heberolle 36
Heckenaſt, Guſt. III. 1282
Hecyrus, Chriſtoph 379
Hedrich, Franz III. 1220
Heemſtede, Leo Tepe van ſ. Tepe van Heemſtede, Leo
Heer, Jakob Chriſtoph V. **2048** ff., 2052, 2063, 2064
Heermann, Johann II. 508
Hefele V. 2309
Hegedüs, Joſ. V. 2345
Hegel, Georg Wilh. Friedrich II. 778. — III. 1007, 1024, 1112, 1146, **1173** ff., 1175, 1252, 1253
Hegeler, Wilh. IV. 1580, **1731** f.
Hegius, Alexand. 359, 392
Hegner, Ulrich III. 1266
Hehn, Viktor III. 1255
Heiberg, Hermann III. 1322. — IV. 1553, **1572,** 1595, 1730.
Heide, Gedeon von der ſ. Berger, Johann B.
Heidegger, Gotth. II. 546
Heideloff, Viktor II. 850
Heigel, Karl III. 1356
Heilborn, Ernſt IV. 1730
Heiligenſpiele 440
Heimann, Moritz IV. 1680
Heimburg, Gregor 359—361
Heimburg, Wilhelmine III. 1517
Heimo, Biſchof 92
Heims, P. G. IV. 1854
Heine, Anſelm IV. 1825
Heine, Anſelma V. 2058
Heine, Heinrich II. 558, 688, 992. — III. 1012, 1021, 1031, 1040, 1056, 1060, 1063, 1079, 1081, 1082, 1092, 1096, 1098, 1130, 1146, 1156, 1159, 1161, 1163, 1172, 1175, 1176, 1178, 1179, **1181** ff., 1195, 1197, 1202, 1205, 1207, 1216, 1217, 1220, 1222, 1228, 1229, 1234, 1251, 1269, 1272, 1283, 1294, 1318, 1323, 1332, 1357, 1366, 1367, 1388, 1389, 1396, 1398, 1399, 1405, 1406, 1413, 1414, 1419, 1515. — IV. 1604, 1629, 1659, 1683, 1688, 1689, 1703, 1788, 1910. — V. 2093, 2201, 2242, 2242, 2392
Heine, Salomon III. 1182
Heine, Selma ſ. Heine, Anſelm
Heineken II. 639
Heinrich 83
Heinrich, Gottes armer Knecht 83
Heinrich, Herzog 93
Heinrich IV., Herzog von Breslau 303
Heinrich, Karl IV. 1624, **1739**
Heinrich, Karl Borromaeus V. 2380 ff.
Heinrich, Meiſter 257
Heinrich III., Markgraf v. Meißen 303
Heinrich der Glicheſaere 117, 328
Heinrich der Klausner 288
Heinrich der Löwe 129
Heinrich der Stolze 102, 107
Heinrich der Teichner 324
Heinrich der Vogler 250
Heinrich von Alen 293
Heinrich von Eßlingen 307
Heinrich von Freiberg 169, **173** f., 288
Heinrich von Landshut 317
Heinrich von Lienz 303
Heinrich von Meißen 306, 308
Heinrich von Melk **83,** 122, 266, 322, 367
Heinrich von Mügeln 310, 323
Heinrich von München 104, 182, 348
Heinrich von Neuenſtadt 286, 310, 319
Heinrich von Nördlingen 344, 346
Heinrich von Oſterdingen III. 1019. — V. 2084
Heinrich von Regensburg 126
Heinrich von Rugge 188
Heinrich von Staufen 127
Heinrich von Türlin **176,** 177
Heinrich von Veldeke 78, 104, **133** ff., 138, 167, 185, 190 f. — II. 608
Heinrich Julius, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg 445, 447. — II. 563
Heinrico, De 65
Heinroth, Eliſabeth ſ. Rittland, Klaus
Heinſe, Johann Jak. Wilhelm II. 653, 736, 750, 751, 754, 755, 826, **840** f., 885, 930, 982. — III. 1001, 1194, 1197
Heinſius, Daniel II. 482, 485
Heinſius, Theodor II. 759
Heinze II. 609
Heitemeyer, Ferdinand IV. 1902
Heiter, Amalie III. 1349
Helbling, Seifr. 104, 259, 321
Held, Franz IV. 1684
Held, Heinrich II. 491
Heldenbuch 299
Heldenepos 299
Heldengeſang 16
Heldenſage 15, 396
Helena 395
Heliand 39, 40, 42, 43, 46. — II. 690.
Helinandus 152
Hell, Maximilian II. 692
Hell, Theodor III. 1159
Hellbach, Wendelin 385
Helle, Friedrich Wilhelm III. 1547
Hellwig II. 480
Helmbrecht, Meier 64, 250, 276, 317
Helmholtz, Hermann v. II. 891. — III. 1252
Helmsdorf, Konrad von 319
Helvetius II. 535, 671, 730, 910
Helvicus, Chriſtoph II. 462
Hemmerde II. 686
Hemmerlin, Felix 360, 361
Hempel II. 666
Henckell, Karl III. 1187. — IV. 1553, 1555, 1572, **1574,** 1628, 1682, 1683, 1695, 1910. — V. 2325
Hengſtenberg, Ernſt Wilhelm III. 1240
Henne III. 1012
Henning, Emmy IV. 1713
Henrici, Chriſtian Friedrich II. **576** f., 606
Henſchke, Alfred V. 2392 ff.
Henſel, Luiſe III. 1038, 1059, **1241** f., 1244
Henſel, Wilhelmine III. 1242
Hensler, Karl Friedrich II. **978.** — III. 1120, 1140
Henz, Rudolf V. 2340, **2343** f.
Henzen, Wilhelm IV. 1592, **1869**
Heraeus, Karl Guſtav II. 467, 586
Herbart, Johann Friedrich III. 1252
Herberger, Valer. II. 509
Herbert, Lucian ſ. Gundling, Julius
Herbert, Maria III. 1490. — IV. **1904** ff.
Herbort v. Fritzlar 136 f.
Herdegen II. 478.
Herder 404, 421, 452. — II. 470, 501, 522, 593, 602, 609, 625, 656, 660, 661, 663, 667, 682, 688, 694, 703, 709, 712, 713, 719, 723, 724, 737, 750, 751, 753 — 757, 759, 760, 763, **764** ff., 779, 781, 785, 789, 793, 794, 808, 810, 811, 814—818, 822, 827, 831, 832, 834, 841, 842, 876, 879, 881, 889, 890, 892, 897, 899, 901, 902, 920, 925, 929, 930, 933, 988, 989. — III. 995, 1008, 1013, 1044, 1085, 1134, 1154, 1253, 1425. — IV. 2082, 2093. — V. 2129.
Herder von Kochberg II. 903
Herdt, Sekretär II. 823
Heredia, José Maria de IV. 1705
Herger 126
Herico duce, De 52
Heriger 65
Herloßſohn, Karl III. 1169, 1198, 1222
Hermann, Landgraf von Thüringen 134, 136, 137, 148, 150
Hermann, Georg IV. 1731
Hermann, Gottfried III. 1176
Hermann, Nikolaus 379
Hermann, Rudolf 235
Hermann der Damen 308
Hermann der Lahme 73
Hermann von Fritzlar 345
Hermann von Sachſenheim 321

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hermann v. Salzburg 313
Hermes, Johann Timotheus II. 746
Herminonen 3
Herodot III. 1163, 1297
Herold, Theodor III. 1543
Herrad von Landsperg 100
Herrig, Hans IV. 1575, 1591
Herrmann, Max V. 2231
Herfch, Hermann III. 1350 f.
Herfe III. 1312
Hertz, Wilhelm III. 1209, 1356, **1365** ff., 1375, 1387
Hertzberg II. 658
Herwieu, Paul IV. 1638
Herwegh, Georg III. 1158, 1175, 1186, 1203, 1204, **1206** f., 1221, 1229, 1332, 1358, 1367, 1407, 1465. — IV. 1574, 1725. — V. 2201
Herwig, Franz V. 2368 ff.
Herz, Henriette II. 988. — III. 999. — V. 2093
Herz, Hermann III. 1501. — V. **2378** ff.
Herz, Johann Wilhelm II. 647. — III. 1345
Herz, W. 174
Herzlieb, Minna III. 1084
Herzog, Rudolf IV. **1592** f., 1735
Herzog, Xaver V. 2036
Herzog-Hauser, G. V. 2343
Hefekiel, Georg III. 1339. — IV. 1726
Hefelloher, Hans 312
Hefiod II. 785
Hesler, Heinrich von 319
Heß, Johann Jakob II. 686, 687
Heffe, Geheimrat II. 769
Heffe, Hermann IV. 1739, **1933** ff. — V. 2408
Heffe, Johannes IV. 1934
Heffe, O. E. IV. 1629
Heffel 134
Heffus, Eobanus 368
Hettner, Herm. III. 1175, 1256, 1331
Heubeln, J. G. II. 618
Heufeld, Franz II. 747, 749
Heuffer-Schweiger, Meta III. 1246
Heun, Karl II. 982. — III. 1103, 1161, 1168
Heufchele, O. V. 2399
Heuffer, Meta III. 1522
Hexen 5
Heyden, Friedrich Auguft III. 1248
Heyer, Gottlieb Leberecht II. 642
Heyking, Elifabeth von IV. 1818
Heym, Georg IV. 1722. — V. 2204, **2226**
Heymann, Walter IV. 1710
Heymel, Alfred Walter v. IV. 1685
Heyne, Chriftian Gottlob II. 713, 784, 787
Heynicke, Kurt V. 2234
Heynlin v. Stein, Johann 365
Heyfe, Karl Ludwig Wilh. III. 1369
Heyfe, Paul II. 543. — III. 1095, 1108, 1109, 1305, 1322, 1356, 1359, 1364, 1365, **1369** ff., 1377, 1407, 1408, 1410, 1416, 1441, 1456, 1464, 1475, 1480, 1513, 1518. — IV. 1566, 1610, 1682, 1724, 1817
Hieronymus 22, 68, 314
Hildebald 32
Hildebrand 17, 20, 21, 251
Hildebrand, Adolf v. V. 2132
Hildebrandslied 19, 38, 50, 300
Hildebrandslied, Jüngeres 404
Hildebrandt, Ferdinand Theodor III. 1162
Hildeck, Leo IV. 1811
Hildegard, Abtiffin 90
Hildenlied 239 f.
Hildenfage 237
Hille, Peter IV. **1695** f., 1712
Hillebrand, Jofef III. 1256
Hillenbrand, Anna Dorothea von II. 733
Hiller, Johann Adam II. 707, 746
Hiller, Kurt V. **2229,** 2230, 2325
Hillern, von II. 731
Hillern, Wilhelmine von III. 1517
Hiltbolt von Schwangau 185, **213**
Hiltl, Georg III. 1339
Hiltprandus 430
Himmelbauer, Franz III. 1478. — IV. **1982**
Himmelberg, Zachäus von 302 f.
Himmelreich 260
Hinkel, Karl III. 1075
Hinrichfen, Ludw. IV. 1871
Hippel, Theodor Gottlieb von II. **761,** 930. — III. 1345
Hirlanda 395
Hirfch, Maria f. Meinhardt, Adalbert
Hirfchfeld, Gg. IV. 1619 f.
Hirt, Alois II. 893
Hirtz, Daniel III. 1354
Hirtzwigius, Heinrich 431
Hirzel, Salamon II. 599, 650, 658, 664, 666, 679
Hirzelin 330
Hiftorie von dem gehörnten Siegfried 396
Hitzig, Eduard III. 1053, 1055, 1057
Hladny, Ernft V. 2292
Hlatky, Eduard IV. 2018. — V. **2194** f.
Hludana 4
Hobbes, Thomas II. 459, 460
Hock, Gorch IV. 1738
Hoddis, Jakob von V. 2230
Hodler V. 2063
Hoechftetter, Sophie IV. 1811 f.
Höck, Theobald 422. — II. **467** f., 484
Höcker, Paul Oskar IV. **1733,** 1737
Höfen, Johann von 420
Hoefer, Edmund III. 1338
Hölderlin, Joh. Chriftian Friedrich II. 688, 783, 973. — III. 1011, **1024** ff., 1102, 1146, 1367, 1409. — IV. 1608, 1631, 1632, 1666, 1938, 1950. — V. 2217, 2221, 2231, 2273, 2399
Höllenzwang 400
Hölty, Heinrich Chriftoph II. 780, **782** f., 787, 794, 797, 798. — III. 972, 1239, 1285
Hönig, Johannes IV. 1917
Höpfer II. 968
Hörige 7
Hörmann, Angelika von III. 1486
Hörmann, Leopold IV. 1989
Hörmann, Ludwig von III. 1486
Hofer, Fridolin V. 2054
Hoffbauer, Klemens Maria III. 1076, **1239** f., 1241, 1244
Hoffensthal, Hans von IV. 1994 f.
Hoffmann II. 571
Hoffmann, Ernft Theodor Wilh. (Amadeus) II. 992. — III. 994, 1031, 1051—1053, 1055, **1057** f., 1076, 1082, 1100, 1103, 1105, 1119, 1163, 1182, 1279, 1280, 1291, 1303, 1320, 1321, 1325, 1326, 1407, 1418, 1480. — IV. 1654, 1667, 1702, 1703, 1705, 1785, 1788, 1790, 1910, 1939. — V. 2159—2161, 2189, 2250, 2293
Hoffmann, Hans III. 1512 f.
Hoffmann, Heinr. III. 1511
Hoffmann v. Fallersleben, Auguft Heinr. III. 1036, 1063, **1203** ff., 1212, 1238, 1239, 1256, 1306, 1318, 1537
Hoffmann von Veftenhof IV. 1790
Hoffmeifter, Friedr. III. 1256
Hofmann II. 862
Hofman v. Hofmanswaldau, Chriftian II. **578** ff., 582—584, 595, 726. — V. 2341
Hofmannsthal, Hugo von III. 1229. — IV. 1630, **1634** ff., 1640, 1643, 1649, 1653, 1666, 1668, 1669, 1671, 1685, 1691, 1698, 1700, 1765, 1890, 1967. — V. 2137, 2156, 2244, 2340, 2399
Hofichule 31
Hofzucht 265
Hogarth, William II. 756
Hohberg, Wolfgang Helmhard Frhr. von II. 506, **539** f.
Hohelied, Trudperter 92
Hohenfels, Burkart von 213
Hohenhauſen, Elife von III. 1287
Hohenheim, Franziska von II. 847
Hohlbaum, Robert IV. 1964 ff.
Hohlfeld, Dora IV. 1875
Holbach, Dietrich Baron v. II. 671, 810
Holbein, Franz Ignaz von III. 1113
Holbein, Hans 372. — II. 711. — III. 1296
Holberg, Ludwig II. 568, 615, 616, **634,** 638, 698—700. — III. 1026, 1027, 1142
Holda, Frau 4
Holitfcher, Artur IV. 1787, **1791** f. — V. 2212
Holl, Leo V. 2411
Holländer, Felix IV. **1766** f. — V. 2212
Holland, Hyazinth III. 1381
Holland, Johann 326
Holle, Berthold von 288 f.
Holm, Adolf IV. 1853
Holm, Korfiz IV. 1659
Holm, Mia IV. 1876
Holmann II. 856
Holmfen, Bjarne, P. IV. 1556
Holonius, Gregor 428

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Holtei, Karl v. II. 992. — III. 1100, 1122, 1160, **1337** f.
Holtzmann, Adolf III. 1256, 1378
Holz, Arno II. 580. — III. 1187. — IV. 1555, 1556, **1576** ff., 1586, 1600, 1603, 1621, 1660, 1682, 1683, 1686, 1688, 1696, 1716, 1730. — V. 2201, 2212, 2215
Holzamer, Andr. IV. 1909
Holzamer, Wilhelm IV. 1909 f.
Holzwart, Daniel 393
Holzwart, Matthias 389, 423, 440
Homberg, Wernher von 303
Homburg, Ernst Christoph II. 475, 495
Homer 362. — II. 601, 622, 625, 640, 641, 676, 681, 685, 686, 702, 710, 712, 744, 754, 760, 768, 784—786, 793, 796, 809, 907, 932, 933. — III. 996, 1092. — IV. 1608
Homscheid, Maria IV. 1898 f.
Honeycomb, Will. II. 601
Honorius von Autun 77, 93, 181, 269, 287, 352
Hooft, van der II. 559
Hopfen, Hans III. 1095, 1356, 1365, 1388
Hoppensak, Leopold August III. 1550
Horaz 59, 61, 260, 421. — II. 483, 486, 488, 581, 593—595, 597, 601, 610, 627, 650, 651, 656, 657, 659—662, 676, 688, 702, 726, 732, 768, 785, 788, 918, 974. — III. 1006, 1158
Horheim, Berngер v. 185, **189**
Hormayr, Joseph Frhr. v. II. 979. — III. 1122, 1126
Horn, Franz III. 1168
Horn, Heinrich Moritz III. 1237 f.
Horn, Uffo III. 1222
Horn, W. v. s. Oertel, Ph. Fr. Wilh.
Horneck, Ottokar von III. 1126, 1127
Hornstein, Ferdinand von IV. 1659 f.
Hornstein, Robert von III. 1479
Horschick, Jos. Johann IV. 1959 f.
Hosaeus, Friedrich Wilh. III. 1546
Hospeinius, Michael 431
Houwald, Ernst Christoph Frhr. von III. 1078
Hoven II 851
Hoven, Friedrich II. 848
Hoyer, Anna Owena II. 524
Hoyer, Niels IV. 1659
Hrabanus Maurus 32, 40, 46, 70
Hrotsvith **61,** 364
Hruschka, Anna V. 2140 f.
Huarte, Juan II. 702
Huber, Josef IV. 2032
Huber, Leopold II. 978. — III. 1120, 1140
Huber, Ludwig Ferdinand II. 817, 841, 868, 869, 980
Huber, Michael II. 668
Huber, Therese II. 980
Huch, Friedrich IV. 1739, **1741**
Huch, Ricarda III. 1197. — IV. 1741, 1807, **1819** ff.
Huch, Richard IV. 1820
Huch, Rudolf IV. 1741 f.
Hudemann, Henrich II. 473, 651
Hudtwalker, Mart. Hieronymus III. 1171
Hübner III. 1162
Hübsch II. 676
Hübner, Tobias II. 473
Hüffer-Cardauns III. 1284
Hügel, Kriegsminister III. 1102
Hügli, Emil IV. **1674.** — V. 2077
Hülsen, Hans von V. 2152
Hülsenbeck, Richard V. 2293, **2294**
Hülzing 311
Hüsgen II. 802
Hüttenbrenner III. 1149
Hugdietrich 19, 299
Huggenberger Alfred V. 2058 ff.
Hugo, Viktor III. 994, 1056, 1177, 1195, 1203, 1207—1209, 1348
Hugo v. Langenstein 285, 315
Hugo von Morville 147
Hugo von Salza 193
Hugo von Trimberg 208, 322, 367, 411
Humanismus 352, 358
Humboldt, Alexander von II. 842, 891, 919. — III. 1009, 1044, 1082, 1176
Humboldt, Wilhelm von II. 904, 915, **919** f., 931, 942, 943, 946, 947, 960, 961, 964, 971. — III. 1007, 1070, 1367
Hume, David II. 766, 952
Humperdinck, Adelheid IV. 1880
Humperdinck, Engelb. III. 1425. — IV. 1605, 1880
Huna, Ludwig V. 2144
Hundesegen, Wiener 14
Hunold, Christian Friedr. II. 575, 576, 580, 589, 593
Hurter II. 1008
Husserl, Edm. V. 2213
Hutchinson, A. S. B. IV. 1659
Hutten, Marie von V. 2181 f.
Huttern, Ulrich von 366, **370** f., 375. — II. 545, 776. — III. 1067. — IV. 1991
Huyn, Louise III. 1458 f.
Huysmans, Joris Karl IV. 1583, 1785
Hyan, Hans IV. 1734
Hymnen, Murbacher 36

J.

Jacobi III. 1526
Jacobi, Friedrich Heinrich II. 723, 821, **827,** 830, 841, 935, 988, 989, 990
Jacobi, Johann Georg II. 653, 736, 738, 743, 753, 759, 764, 826, 863
Jacobi, Matthäus Kleophas 431
Jacobowski Ludwig IV. **1686,** 1830, 1855
Jacobsen, Friedr. IV. 1853
Jacobsen, Jens Peter IV. **1562,** 1583, 1630, 1636, 1700, 1704, 1709, 1772, 1812, 1838, 1841
Jacobsen, Johannes IV. 1853
Jacobus de Cessolis 320
Jacobus a Voragine 89, 152. — V. 2270
Jacoby, Alinda III. 1460
Jacques, Norb. IV. **1792**
Jaeger, J. IV. 1830
Jagemann, Schauspieler II. 946
Jahn, Johann Friedr. III. 1007, 1173, 1183, 1307
Jahnn, Hans Henny V. 2266
Jakob, E. H. V. 2234
Jakob, Prof. II. 926
Janetschek, Ottokar V. 2152
Janio, Marcel V. 2294
Janitschek, Hub. IV. 1711
Janitschek, Maria IV. **1711** f.
Janozky, Daniel II. 630, 631
Jansen, Enikel 104, 182 316, 329 f., 348
Janssen, Johannes III. 1244. — IV. 1857
Jarchow, Greg. V. 2246
Jauner, Franz III. 1491
Ibsen, Henrik II. 865. — III. 1161, 1295, 1297, 1417. — IV. 1556, **1558** ff., 1573, 1578, 1584, 1602, 1603, 1606, 1607, 1617, 1621, 1623, 1625, 1640, 1643, 1647, 1659, 1670, 1695, 1738, 1753, 1825, 1851. — V. 2130, 2260
Jean Paul s. Richter, Joh. Paul Friedrich
Jegerlehner, Johannes V. 2064 ff.
Jenisch, Daniel II. 973
Jennens, Ch. II. 577
Jenny, Christoph IV. 1997
Jensen, Dorothea III. 1322
Jensen, Wilhelm III. 1052, 1322, 1356, **1410** ff., 1497
Jeroschin, Nikolaus v. 331
Jerschke, Oskar IV. 1579
Jerusalem, Else IV. 1814
Jerusalem, Himmlisches 82
Jerusalem, Johann Friedr. Wilhelm II. 672
Jerusalem, Karl Wilhelm II. 823
Jezewicz, M. IV. 1904
Jesuitendramen 448
Iffland, Aug. Wilhelm II. 707, 854, 860, **865** ff., 899, 926, 930, 942, 960, 965, 969, 975—977, 979. — III. 1011, 1013, 1028, 1076—1079, 1116, 1141, 1196, 1303, 1346, 1426. — IV. 1615
Ihling, Konrad II. 974
Ilg, Paul V. **2060** ff., 2068
Imago mundi 93
Immermann, Karl Lebrecht 174. — II. 557, 561, 929, 959. — III. 1011, 1060, 1085, 1087, 1098, 1114, 1160, **1161** ff., 1167, 1169, 1171, 1176, 1178, 1180, 1195, 1234, 1249, 1250, 1337, 1399, 1421, 1424. — IV. 1588, 1669, 1751, 1831
Immesen, Arnald IV. 1855
Inglin, Meinrad V. 2068
Ingväonen 3, 4
Innerkofler, Adolf IV. 2015
Joachim, Josef III. 1354

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jobin, Bernhard 385
Jobst von Mähren 358
Jodok s. Gumppenberg, Hanns von
Jöcher, C. G. II. 702
Johann, Herzog von Brabant 303
Johann, König von Sachsen III. 1244
Johann v. Frankenstein 319
Johann von Neumarkt 358
Johann von Ravensburg 180
Johann von Saaz 362
Johann von Soest 293
Johann v. Winterthur 343
Johann von Würzburg 286
Johannes Damascenus 179
Johannes der Täufer 81, 82
Johannes v. Salisbury 262
Johannsdorf, Albrecht von 185, **189**
John, Eugenie III. 1517
Johst, Johannes V. 2253 ff.
Jolliphus, George 441
Jolly, Minister III. 1499
Jonas, Justus 377
Jones, William II. 776, 842. — III. 1085
Jonson, Ben 447. — III. 1026
Jordan, Wilh., III. 1173, 1211, **1226** ff., 1399
Jordanes 15
Jordann, Peter 434
Joseph, Georg II. 520
Josef II., Kaiser II. 862, 876
Josephus Flavius III. 1295
Irenikus, Franz 363
Isaak, Heinrich 402
Ischyrius, Christian 428
Iselin, Isaak II. 733, 737, 772
Isemann, Bernd IV. 1929 f.
Isengrînes nôt 117
Isidor 68, 100
Isidor von Sevilla 46
Iso 52
Istwäonen 2, 3
Ittenbach, Franz III. 1540
Jude, Der Ewige 400
Judith 79
Judith, Jüngere 79
Jüdel 88
Jünger, Johann Friedrich II. 979
Jünger, Nathaniel IV. 1860
Jünglinge im Feuerofen 79
Jüngst, Antonie III. 1545
Juliane, Legende 90
Jung, Alexander III. 1197
Jung, Franz V. 2291
Jung(-Stilling), Johann Heinrich II. 770, **807** f., 930. — III. 1038, 1072
Jungfrauen, Die klugen u. die törichten 99
Junghans, Sophie III. 1517 f.
Jungius, Joachim II. 591
Jungnickel, Max V. 2402 f.
Junior, Johann II. 495
Junius, Franz 463
Junker, Emilie III. 1518
Junker, H. IV. 1892
Junkmann, Wilhelm III. 1286
Just, Kreisamtmann III. 1020, 1021
Justinger, Konrad 347
Juvenal II. 466, 488, 532, 581, 599, 637
Juvencus 59

K.

Kadelburg, Gust. III. 1525. — IV. 1624, 1884
Kaedmon 25
Kaergel, Hans Christoph V. 2415 ff.
Kaegi, H. V. 2058
Kästner, Abraham Gotthelf II. 600, **639** f., 697, 698, 703, 782
Kafka, Franz IV. **1791.** — V. 2291
Kahlenberg, Hans von IV. 1610, **1769**
Kaiser, Emil IV. **1735,** 1895
Kaiser, Ernst siehe König, Ewald August
Kaiser, Friedrich III. 1141, **1349,** 1431
Kaiser, Georg V. 2239, **2243** ff., 2247, 2248, 2251, 2364, 2367
Kaiser, Isabella III. 1521 f.
Kaiserchronik 58, 89, 101, **102,** 107, 128 174, 271, 328
Kaiserspiele 449
Kalb, von II. 831, 874
Kalb, Charlotte von II. 867, 871, 902, 987, 988
Kalchberg, Joh. v. II. 978
Kaldenbach, Christoph II. 491, 500, 507
Kalff, Peter IV. 1855
Kâlidâsa II. 776, 842. — III. 1018
Kalisch, David III. **1350,** 1526
Kallisthenes 105
Kaltenbäck, Johann Paul III. 1240
Kaltenbrunner, Karl Adam III. 1114
Kaltenecker, Hans V. 2248
Kamptz III. 1057
Kandolf, Franz IV. **1792**
Kanne II. 805
Kannegießer, Karl Ludwig III. 1244
Kant, Immanuel II. 624, 669, 672, 693, 724, 751, 756, 761, 765—767, 775, 777, 902, 905, **909** f., 920. — III. 996, 997, 1005, 1054, 1061, 1070, 1253, 1396
Kanter II. 765, 766
Kantzow, Thomas 453
Kapherr, Egon v. IV. **1794**
Kapitulare 36
Kappelmann II. 769
Kappstein, Theod. III. 1549
Karl der Dicke 66
Karl der Große 28, 30, 31, 33—35, 38, 107, 122
Karl der Kahle 49, 53
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar II. 737, 831, 851, 867, 875, 876, 880, 885, 892, 895, 898, 900, 951, 955. — III. 1081
Karl Eugen, Herzog zu Württemberg II. 796, 844, 846
Karl Friedrich, Erbprinz von Weimar II. 969
Karl Theodor, Herzog II. 839
Karlmann 30, 49
Karlmeinet 291
Karlweis, C. IV. **1642,** 1644
Karoch, Samuel 359
Karrillon, Adam IV. 1903 f.
Karsch, Anna Luise II. 650, **660** f.
Karsthans 382
Karwath, Juliane IV. 1826 f.
Kasel, Herm. V. 2151
Katakazi, Fürst III. 1356
Katann, Oskar V. 2225, 2325
Katechismus, Weißenburger 35
Katona, Josef III. 1128
Kauer, Ferdinand II. 978
Kauffmann, Angelika II. 893
Kaufmann, Alexander III. 1238
Kaufmann, Christoph II. 751, 764, 828, 876
Kaufmann, Mathilde III. 1238
Kaufringer, Heinrich 317
Kautz, Heinr. V. 2372
Kayser II. 894
Keim, Franz IV. **1987**
Keiter, Hermann III. **1490.** — IV. 1904
Kelle, Johann 269
Keller, Franz III. 1354
Keller, Gottfried II. 520, 667, 931. — III. 965, 1056, 1106, 1165, 1184, 1237, 1266, 1282, 1322, **1330** ff., 1353, 1367, 1370, 1371, 1430, 1465, 1466, 1468, 1473, 1476, 1486, 1504, 1513, 1523. — IV. 1554, 1582, 1675, 1724, 1738, 1768, 1794, 1822, 1831, 1845, 1933, 1934, 1963, 1967, 2019. — V. 2033, 2035, 2060, 2068, 2071, 2077, 2129, 2131—2133, 2139, 2157, 2160, 2208, 2374
Keller, Heinrich IV. 1741
Keller, Paul IV. **1916** —V. 2418
Keller, Regula III. 1331
Kellermann, Bernhard IV. 1738, **1799** ff. — V. 2211
Kellner, Therese s. Herbert, Maria
Kemenaten, Albrecht von 249
Kemmat, Matthias v. 332
Kemp, Wilhelm 441
Kempen, Thomas von 348, 384, 455
Kepler, Johann 398. — II. 459, 460, 640
Keres, Max IV. 1793
Kerkmeister, Johann 423
Kerner, H. III. 1460
Kerner, Justinus III. 1041, 1059, 1093, **1096** ff., 1099, 1102, 1105, 1166, 1496. — V. 2353
Kerner, Theob. III. 1496
Kernstock, Ottokar IV. **2022** f., 2210
Kerr, Alfred V. 2229
Kesser, Herm. V. 2287
Keßler, Helene s. Kahlenberg, Hans von
Kestner, Johann Christian II. **813,** 823, 824
Kethner, Leonhard 378
Ketteler, von, Bischof III. 1384
Key, Ellen IV. 1699
Keyserling, Eduard IV. 1753 ff.
Khevenhiller II. 906
Kiburger, Eulogius 348
Kielland, Alexander IV. 1561
Kielsmannsegge, Frhr. v. II. 813
Kiep II. 893
Kiesekamp, Hedwig IV. 1899 f.
Kiesel, Otto Erich IV. **1791,** 1870
Kilian 25

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Kinau, Johann s. Fock, Gorch
Kinau, Rudolf IV. 1870 f.
Kind, Friedrich III. 1076, 1159
Kindlimann-Blumer, C. V. 2041
Kingsley, Charles III. 1529
Kinkel, Gottfr. III. 1045, 1175, 1217, **1230,** 1413, 1465
Kinkel, Johanna III. 1230, 1518
Kinzig, Josef IV. 1792
Kinzky, Graf IV. 1817
Kiotte, Franziska III. 1543
Kipling, Rudyard V. 2402
Kirchbach, Wolfgang IV. 1554, 1569, **1571,** 1608, 1734
Kirchberg, Ernst von 331
Kirchengesang 33
Kircher, Athanasius II. 467
Kirchhoff, Hans Wilhelm 395, 397
Kirchner, Kaspar II. 482
Kirschner, Aloisia s. Schubin, Ossip
Kisch, Egon Erwin IV. 1956
Kistener, Kunz **315.** — V. 2271
Kitir, Josef IV. **1706**
Klabund s. Henschke, Alfred
Klaeber, Kurt V. 2209
Klage 235 f.
Klagelied auf Hugos Tod 52
Klagelied auf Karls Tod 52
Klagelieder 52, 185
Klages, Ludwig IV. 1685
Klaj, Johann 357, 377. — III. 478, 480, 484, **505** f., 511, 576
Klaiber, Julius III. 1105, 1477
Klauert, Hans 366
Klaus Narr 397
Klee, Gotthold Ludw. 395
Klein, Anton von II. 973
Klein, Julius Leopold III. 1300
Klein, Timm IV. 1680
Kleist, Alex. von II. 974
Kleist, Ewald Christian v. II. 488, 593, 600, 650, 652, 654, **661** ff., 666, 667, 672, 679, 706—708, 714, 729, 742, 744, 753, 782, 788, 848
Kleist, Heinrich v. II. 545, 563, 633, 689, 959, 974. — III. 994, 1011, 1031, 1033, 1041, 1061, 1063, **1064** ff., 1071, 1072, 1074, 1075, 1082, 1113, 1115, 1119, 1144, 1168, 1180, 1250, 1266, 1367, 1387, 1407, 1409, 1446. — IV. 1586, 1587, 1593, 1604, 1623, 1624, 1666, 1675, 1676, 1681, 1751, 1889. — V. 2130, 2145, 2261, 2273, 2367
Kleist, Ulrike von III. 1064
Klem, Wilh. V. 2230, **2231**
Klemm, Christian Gottlob II. 747—749
Klencke, Karoline v. II. 661
Kleriker 66, 76, 118
Klettenberg, Susanne Katharina v. II. 543, 751, 806, 808
Kleyle II. 1145
Klingemann, Augustin II. 817, 941, **977**
Klingen, Walther III. von 303
Klinger, Friedrich Maximilian II. 708, 750, 751, 754, 755, 799, 817, 818, 832, **835** ff., 849, 876, 930. — III. 1121, 1123, 1397. — IV. 1573
Klinger, Max IV. 1610, 1632, 1769. — V. 2132
Klinkowström, Friedrich v. III. 1239, **1240**
Klinkowström, Josef III. 1240
Klinkowström, Max III. 1240
Klopstock, Friedr. Gottlieb II. 462, 464, 468, 481, 483, 487, 516, 522, 545, 577, 595, 596, 600, 602, 621, 622, 625—630, 633, 635, 637, 638, 641, 645, 649, 650, 652, 653, 654, 657, 660, 661, 663, 664, 667, 668, 673, **674** ff., 694, 698, 700, 708, 712, 718, 726—729, 747, 748, 751, 753, 755, 757—759, 764, 779—781, 784—786, 788, 789, 791, 795, 797, 799, 802, 803, 806, 812, 821, 823, 832, 848, 849, 857, 876, 896, 899, 914, 925, 972, 973. — III. 995, 1014, 1024, 1067, 1122, 1145, 1158, 1279, 1357, 1547. — IV. 1576. — V. 2195
Klopstock, Gottlieb Heinrich II. 675
Klos IV. 1630
Klosterschulen 33
Klotz, Christian Adolf II. 717, 734, 748, 768, 769, 792
Klotz, Petrus IV. **1793**
Kluniazenser 74
Knak, Gustav Friedrich Ludwig III. 1246
Knapp, Albert III. **1109** f., 1247
Knaust, Heinrich 379
Knebel, Karl Ludwig von II. 657, 737, 787, 821, **829,** 875, 880, 899
Kneip, Jakob V. 2196, 2207, **2332** ff., 2358
Kneisel, Rudolf III. 1349
Knies, Richard V. 2301, **2319** f.
Knigge, Adolf Frhr. von II. 863
Knobelsdorff-Brenkenhoff, N. von III. 1517
Knodt, Karl Ernst IV. **1707** f., 1909
Knopp, Gerhard Ouckama IV. **1755**
Knorr von Rosenroth, Christian II. 524
Knorring, Katharina von III. 1413
Knorring, Sophie von III. 1032
Kobell, Franz von III. **1353**
Koberstein III. 1197
Koch II. 571, 816
Koch, Ernst III. 1515 f.
Koch, Gaudentius IV. 2017
Kochanowsky, Jan II. 491
Kodweis, Elisabeth Dorothea II. 844
Köchly, Hermann August Theodor III. 1465
Köck-Gmeiner IV. 1983 f.
Köhler, Maria Angelika s. Fabri de Fabris
Köler, Christoph II. 474
König, Eberhard IV. 1609, **1672** f. — V. 2194
König, Eva II. 719
König, Ewald August III. 1338
König, Heinrich III. 1198
König, Johann Ulrich von II. 582, **585** f.
Körner, Christian Gottfried II. 655, 742, **868** f., 871, 902, 904, 907, 911—913, 920, 923, 930, 931, 947, 954, 955, 959, 961, 964, 968. — III. 1066
Körner, Julius III. 1482
Körner, Theodor III. 1053, 1061, 1063, 1071, **1072** ff., 1074, 1112, 1387, 1515. — IV. 1726
Köster, Hans III. 1353
Köster, Johann Adolf 454
Köstlin, Heinrich III. 1097
Kosler, Franz Josef IV. 2014
Kohn, Erzbischof IV. 1815
Kohne, Gustav IV. 1864
Kokoschka, Oskar V. **2250,** 2253, 2267
Kolbenheyer, Erwin Guido V. **2120** ff., 2152, 2289
Kolbenheyer, Franz V. 2120
Kolberg IV. 1791
Kolczawa, Karl 451
Kolicz IV. 1630
Kolping, Adolf III. 1514
Kolroß, Johann 439
Kolumban 25
Komareck, Johann II. 817
Komödianten, Engl. 440 ff.
Komödiantentruppen II. 570
Kompert, Leop. III. 1274 f.
Konfuzius III. 1155
Kongehl, Michael II. 565
Konrad, Dichter des Rolandsliedes 102, **107** ff.
Konrad, Meister 236
Konrad, Priester 268 f.
Konrad, Serafine III. 1351
Konrad von Alzei 320
Konrad von Ammenhausen 320, 323
Konrad von Franken 53
Konrad von Fußesbrunn 255 f.
Konrad von Haslau 321, 322
Konrad v. Heimesfurt 256
Konrad von Queinfurt 314
Konrad von Stoffeln 285
Konrad von Winterstetten 180
Konrad von Würzburg 175, 247, 262, 275, **280** ff., 288, 290, 293, 307, 315, 316, 323, 325
Konradin 303
Konstantin, Prinz v. Sachsen-Weimar II. 875, 880
Konstanz, Heinzelin v. 320
Kopernikus, Nikolaus 397, 420
Kopisch, August III. 1056, 1061
Kopp, Johann Friedrich II. 884, 885
Koppel-Ellfeld III. 1526
Koppers, Wilh. IV. 1792
Korbinian 25
Kormart, Christoph II. 571
Kornfeld, Paul V. **2248** f., 2265
Korrodi IV. 1674. — V. 2048
Kortum, Karl Arnold II. 745
Kosch, Wilhelm III. 1280
Kosegarten, Ludwig Theobul II. 926, 973
Koslow III. 1369
Kotzde, Wilhelm IV. 1884
Kotzebue, August von II. 568, 634, 645, 707, 757, 817, 899, 926, 930, 971,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

975 ff., 979, 982. — III. 995, 1011, 1013, 1015, 1028, 1049, 1073, 1126, 1144, 1159, 1161, 1171, 1346, 1426, 1526. — IV. 1608, 1617, 1641
Kotzebue, Otto von III. 1055
Krämer, Auguſtin IV. **1793**
Krafft, Adam 354, 409
Krafft, Andreas IV. 1910
Kraft, Zdenko von V. 2152
Krais, Julius III. 1110
Kralik von Mayrswalden, Richard IV. 1669. — V. **2183** ff., 2210
Kramer, Theodor V. 2209
Krane, Anna Freiin von V. 2170 ff.
Kranewitter, Franz III. 1486
Kranich, Timotheus V. 2327
Krapp, Lorenz Alexander V. 2327 f.
Kraſtl, Fritz III. 1195
Kraus, Georg Melchior II. 875
Kraus, Karl V. 2291 f.
Krauſe, Auguſt Friedrich IV. 1921 f.
Krauß, Nikolaus IV. 1958
Kraze, Friedr. H. IV. 1813 f.
Krebs V. 2078
Kreiten, Wilh. IV. **1891** f. V. 2097
Kremnitz, Mite III. 1415
Kretſchmann, Karl Friedr. II. 758 f.
Kretſchmar III. 1139
Kretzer, Max IV. 1553, 1555, **1569** ff., 1571, 1573, 1575, 1610, 1730, 1769. — V. 2371
Kreutz, Rudolf Jeremias V. 2212, **2292**
Kreutzer, Konradin III. 1059, 1161
Kreutzer, Ludwig III. 1316
Kreuzer, Prof. III. 1045
Kreuzer, Kunigunde 408
Kreuzfahrt Ludwig des Frommen 288
Kreuzlieder 185
Kreuzzüge 75
Krieg von Hochfelden, Edith Baronin ſ. Salburg-Frankenſtein, Edith Gräfin
Krille, Otto V. 2209
Kriſtan von Hammeln 303
Kröger, Timm IV. 1837 ff.
Kröſel, Johann 420
Krolewitz, Heinrich von 319
Krüdener II. 992
Krüger, Bartholomäus 396, 437
Krüger, Ferdinand III. 1321. — IV. **1876** f., 1883
Krüger, Hermann Anders IV. **1739** f.
Krüger, Johann Chriſtian II. 617, **636**
Kruſe, Heinrich III. **1352** f., 1480. — IV. 1575
Kubin, Alfred IV. **1790**, 1990
Kudrun 132, **236** ff., 250, 294
Küchenmeiſter, Chriſtian 348
Küchler, Kurt IV. 1868
Kügelgen, Wilhelm von III. 1346
Kühl, Thusnelda IV. 1854
Kühn, Sophie v. III. 1020
Kühne, Ferdinand Guſtav II. 970. — III. **1194**
Kühnert II. 626
Külpe, Frances IV. 1863
Kümmel, Konrad III. 1488. — IV. **1944**
Kuen, Dionys III. 1102
Kuen, Johann II. 517
Kürenberg, Herr von **123** f. 217
Kürnberger, Ferdinand III. 1264 ff.
Küſter, Konrad IV. 1555
Küttner, Karl Auguſt II. 785
Kufſtein, Freiherr von II. 490, 505
Kugler, Friedr. Theodor III. 1356
Kugler, Franz III. 1010, 1060
Kuh, Emil III. 1133, 1300
Kuhn, Gottlieb Jakob III. 1082. — V. 2077
Kunſtpoeſie, Deutſche 38
Kuntze, Luiſe III. 1312
Kunzich, Wachsmut von 303
Kuranda, Ignaz III. 1307
Kurpiun, Robert IV. 1923
Kurtz, A. II. 512
Kurz, Edgar III. 1475
Kurz, Felix Joſef von II. 574, 749
Kurz, Heinrich III. 1256
Kurz, Hermann 174. — II. 847. — III. 1092, 1106, **1108** f., 1251, 1340, 1375, 1474. — V. **2066** f., 2068
Kurz, Iſolde III. 1109, **1474** f. — IV. 1807. — V. 2210
Kurzmann, Andreas 319
Kyd, Thomas 444
Kynewulf 25
Kyot 151, 154
Kyſer, Hans IV. 1673 f.

L.

Laber, Hadamar von 321
La Bruyère, Jean de II. 602, 642
La Calprenède, Gautier de Coſtes ſeigneur de II. 541, 581
Lachmann, Hedwig IV. **1713**
Lachmann, Karl II. 778. — III. 1008, 1060, 1256, 1306, 1378
Laengsdorff, Julia Virginia IV. **1713**
La Fare II. 594
Lafontaine, Auguſt Heinrich Julius II. 930, 976, 979, 980
La Fontaine, Jean de II. 581, 594, 645, 708, 757. — III. 1065
Lagarde, Paul de III. 1152, 1420. — V. 2081
La Gardie, Graf de 22
Lagerlöf, Selma IV. 1562, 1608, 1876, 1946, 2024. — V. 2069
Laicus, Philipp III. 1514
Laiſtner, Ludwig III. 1375
Laktantius II. 609
Lalenbuch 397
Lalita Viſtara 179
La Martelière, de II. 856
Lamartine, Alphonſe Marie Louis Prat de III. 1177, 1195, 1203, 1299
Lambeck, Peter II. 467
Lambrecht, Nanny IV. 1895 ff.
Lamennais, Hugues Félicité Robert de III. 1195
La Mettrie, Julien Offroy de II. 671
La Motte, Antonie Houdar de II. 715
Lampel, Theodorich 178
Lamprecht II. 658
Lamprecht, Prieſter 88, **105** ff., 128, 176, 180, 237.
Lamprecht von Regensburg 257
Land, Hans IV. 1767
Landesmann, Heinrich III. 1394
Landois, Herm. III. 1320
Landsberger, Art. IV. **1737**
Landsberger, Hugo ſ. Land, Hans
Landſteiner, Karl IV. 1981
Lang, Hermann V. 2201, 2337
Lang, Karl II. 973
Lang, Robert Jak. V. 2076
Lang, Thea ſ. Harbou, Thea von
Langbehn, Jul. IV. **1830**, 1861. — V. 2081
Langbein, Aug. Friedrich Ernſt II. 744
Lange, Friedrich Albert III. 1253
Lange, Gottfried II. 613
Lange, Joachim II. 648
Lange, Johannes 374
Lange, Philipp Karl III. 1264
Lange, Samuel Gotthold II. **647** ff., 657, 658, 661, 662, 664, 688
Langen, Rudolf von 359
Langer, Anton III. 1432
Langer, Johann Peter III. 1246
Langewieſche, Wilhelm IV. 1887
Langgäſſer, Eliſabeth V. **2308** f., 2358
Langkammer, Margarethe ſ. Nordmann, Richard
Langmann, Adelheid 345
Langmann, Philipp III. **1487.** — IV. 1642
Langobarden 15, 23
Langus, Johannes 420
Lantfrido et Cobbone, De 65
Laotſe III. 1247
Lappe, Karl Gottfried II. 973
Lariſch, Luiſe von III. 1061
La Roche, Frank v. II. 731
La Roche, Karl von II. 941
La Roche, Maximilian II. 823. — III. 1033
Laroche, Sophie von II. 746, 813, 863. — III. 1044
L'Arronge, Adolf III. 1526. — IV. 1614
Laſaulx III. 1047, 1049
Lasker-Schüler, Elſe IV. **1712** f.
Laſſale, Ferdin. III. 1252, 1385, 1516. — IV. 1555, 1574
Laßberg, Frl. von II. 878
Laßberg, Joſeph Frhr. v. 218. — III. 1049, 1286—1289
Laſſus, Orlandus 404, 450
Laßwitz, Kurt II. 557. — IV. **1800**
Latko V. 2285
Lau, Fritz IV. 1871
Laube, Heinrich II. 970. — III. 1129, 1134, 1172—1177, 1179, 1181, **1194** ff., 1283, 1296, 1298, 1302, 1477. — IV. 1677, 1987. — V. 2090, 2091, 2145

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lauber, Cäcilie V. 2080
Lauckner, Rolf V. 2251, 2255, 2268, **2353** f.
Lauder II. 702
Laufenberg, Heinrich **313** f., 319
Lauff, Josef von IV. **1592**
Laufs III. 1526
Laun s. Schulze, Friedrich August
Lauremberg, Johann II. **530** ff., 566, 578
Lauremberg, Peter II. 531, 534
Laurimanus, Kornel 429, 430
Laurin 145, 246, 299
Lautensack, Heinrich IV. **1629**, 1683
Lautverschiebung, Germanische 9
Lautverschiebung, Hochdeutsche 28
La Valle, Pietro de III. 1085
Lavater, Johann Kaspar II. 605, 624, 654, 687, 690, 721, 746, 750, 751, 755, 757, 767, 772, 773, 788, 789, 827, **828** f., 831, 836, 850, 857, 890
Laven, Hermann III. 1546
Laven, Philipp III. 1355
L'Averdys, Clement Charles François de II. 954
Laymann, Paul 513
Leben Jesu 82
Lechleitner, Franz IV. 1997
Leconte de Lisle III. 1367
Le Fort, Gertrud Freiin v. V. **2304** f., 2308, 2358
Legenda aurea 314
Legendar, Mittelfränkisches 92
Legende 255, 348, 397
Legendendichtung, deutsche 86
Lehmann, Christof 393
Lehrgedichte 278
Leibniz II. 457, 459, 463, 464, 467, 515, 590, 599, 607, 608, 620, 623, 624, 656, 701, 728, 747, 850
Leich 13, 49, 64, 185, 186
Leise 314
Leisentritt, Johann 379
Leisewitz, Johann Adolf II. 719, 755, 780, **799** f., 817, 832, 849
Leitgeb, Otto v. IV. 2031
Leitner, Franz IV. 2014
Leitner, Karl Gottfried v. III. 1149
Leixner, Otto von III. 1511 f.
Lembert, J. W. III. 1141
Lemcke, Karl III. 1356
Lenau, Nikolaus II. 783. — III. 1098—1100, 1102, 1110, 1112, 1114, 1137, 1149, 1150, 1176, 1212—1214, 1217—1219, 1283, 1332, 1357, 1367, 1394, 1397, 1446, 1449, 1533. — IV. 1594 1599 1659, 2032. — V. 2345
Lenbach, Franz von III. 1370, 1518
Lengefeld, Charlotte von II. 844, 902, 903, 908, 951
Lengefeld, Karoline von II. 902, 903
Lengefeld, Luise von II. 902
Lengerke, Cäsar von III. 1211
Lennig, Friedr. III. 1082, 1354
Lensing, Elise III. 1292, 1294, 1295
Lentner, Josef Friedrich III. 1275 f.
Lenz, Johann 332
Lenz, Jakob Michael Reinhold II. 700, 742, 754, 755, 808, 818, **832** ff., 876, 888. — III. 1031. IV. 1573
Lenzen, Maria III. 1459
Leo, Erzpriester 105
Leo, Papst 30
Leon, Gottlieb II. 748
Leonhard, Rud. IV. 2234
Leonhart, Auguste II. 792
Leonhart, Dorette II. 792
Leoni, Thomasin 323
Lepel, Bernhard von III. 1356
Leppa, Karl Franz IV. 1959
Leppin, Paul IV. 1955 f.
Lerchheimer, August 400
Lerff, Kaspar 388
Lermontow, M. III. 1369
Lernet-Holenia, Alexander V. 2189 f.
Lersch, Heinrich V. 2196, 2200, **2205** ff.
Lerse, Franz II. 807
Lessen, Ludwig V. 2209
Lessing, Gotthold Ephraim 328, 452, — II. 466, 526, 535, 561, 589—591, 594, 595, 600, 603, 604, 609, 612, 613, 615, 616, 622, 623, 625, 626, 629—631, 633—635, 639, 646, 649—651, 653, 654, 657—660, 663—665, 667, 670, 672, 674, 681, 687, 688, **692** ff., 726, 728, 730, 732, 738, 747—749, 751, 754—756, 758, 760, 764, 767—769, 771, 773, 775—777, 785, 791, 797, 799, 803—805, 807, 809, 815, 816, 823, 826, 832, 833, 835, 848, 864, 865, 873, 874, 880, 881, 906, 913, 925, 929, 951, 958, 975, 992. — III. 995, 996, 1000, 1016, 1038, 1068, 1114, 1116, 1142, 1308, 1446. — IV. 1583, 1624, 1651, 1658, 1721, 1763. — V. 2093, 2201
Lessing, Johann Gottfried II. 671, 696
Lessing, Karl II. 722, 724. — III. 1162
Lessing, Theophilus II. 696
Leuchsenring, Hofrat II. 812, 818
Leutelt, Gustav IV. 1955
Leuthold, Heinr. III. 1356, 1359, **1367** f., 1388. — V. 2041, 2076
Leutold v. Seven **213**
Leval, General III. 1047
Levien, Ilse s. Frapan, Ilse
Levin, Rahel II. 988. — III. 999, 1017, 1053, 1182
Levitschnigg, Heinrich Ritter von III. 1221
Lewald, August III. 1143
Lewald, Fanny III. 1200 f.
Lewin, Rahel V. 2093
Lewinsky, Josef III. 1195, 1303
Lex Salica 29, 36
Leyhen, von der V. 1698. — V. 2362
Lichnowsky, Mechtild Fürstin V. 2293
Lichtenberg II. 745, 755, 756, 757, 829, 842, 891. — III. 1281
Lichtenstein V. 2211
Lichtenstein, Alfred V. 2230
Lichtenstein, Ulrich v. 213, 300, 304, 316. — III. 1030
Lichtwer, Magnus Gottfried II. **646**, 721
Lie, Jonas IV. **1561**
Liebenau, Johann Christoph von II. 478
Lieber, August IV. 2000 f.
Liebesromane 127
Liebfrauenlob s. Koch, Gaudentius
Liebig, Justus von III. 1176, 1252
Lied, Episch-historisches 15, 16
Lied vom hörnen Seyfried 300
Lieder 185
Lieder, historische 50
Liederhandschriften 186 f., 277
Lienert, Meinrad V. **2047** f., 2077
Lienhard, Fritz III. 1058. — IV. 1609, 1669, 1831, 1832, 1853, 1919. — V. 2055, 2080, **2081** ff., 2210, 2211
Lilien, Anna Freiin von III. 1519
Liliencron, Detlef von III. 1036, 1229, 1284, 1387. — IV. 1583, 1586, **1594** ff., 1599, 1686—1689, 1707, 1716, 1717, 1721, 1744, 1838, 1900. — V. 2194
Lilienfein, Heinrich IV. 1650
Lillo, George II. 704, 705, 864. — III. 1076
Limburg, Schenk von 303
Linck, Hieronymus 436
Lindau, A. W. II. 757
Lindau, Paul III. 1393, 1523, 1525, 1526. — IV. 1575, 1614, 1730. — V. 2090
Lindau, Rud. III. 1393 f.
Linde, Otto zur IV. 1717. — V. 2212, **2215** ff., 2219
Lindemayr, Maurus II. 618
Lindener, Michael 394
Lindner, Albert III. **1352**, 1529. — IV. 1591
Lindner, Emilie III. 1039
Lindner, Johann Gotthelf II. **761**, 766
Lindner, Pastor II. 696
Lingelsheim, Jörg Michael II. 471
Lingen, Ernst III. 1520
Lingen, Thekla IV. 1713
Lingg, Hermann III. 1228, 1356, **1363** ff., 1381, 1387
Linguet, Simon Nicolas Henri II. 641
Linke, Oskar III. 1397, **1405**, 1769
Linné, Karl von II. 890
Linzen, Karl V. 2085, **2153** ff.
Lips, Johann Heinrich II. 893, 941
Lirer, Thomas 348
Lisabon II. 488

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Liscow, Christian Ludwig II. 621, **638** f.
Lissauer, Ernst V. **2328** ff., 2335, 2336
List, Friedrich III. 1251
Liszt, Franz III. 1044, 1290, 1420, 1465, 1518
Liszt, Kosima III. 1425
Litanei 83
Litzmann, Berthold IV. 1556, 1818
Liutpert von Mainz 46, 47
Liutprand 54, 73
Livius 446. — II. 718
Lob Salomons 79
Lobsien, Wilh. IV. **1854** f.
Lobwasser, Ambrosius 378, 423. — II. 484
Locher, Jakob 368, 380, 424, 425, 431
Locke, John II. 459, 670, 703, 704
Loder II. 890
Loebe III. 1112
Loeben, Otto Heinrich Graf von III. 1041, **1050** f.
Löber, Valentin II. 525
Löffler, Johann Heinrich III. 1515
Löhnert, Fritz IV. 1662
Loen, Michael von II. 672
Löns, Hermann IV. 1779, **1836** f. — V. 2210
Loerke, Oskar V. 2335 f.
Löwe, Karl II. 651. — III. 1010, 1095
Löwen, Johann Friedrich II. 715
Löwenberg, Jakob IV. **1706,** 1902
Löwenstern, Matth. Apelles II. 502
Löwenthal, Sophie III. 1145, 1147. — V. 2092
Logau, Friedrich von II. 457, 475, 495, 502, 518, **525** f., 549, 590, 640, 702, 707
Lohengrin 290
Lohenstein, Daniel Casper von II. 468, 543, **545** ff., **563** ff., 578, 579, 582, 583, 589, 591, 595, 611, 620, 622, 632, 729. — III. 1067, 1333.
Lohmeyer, Julius III. 1511
Lokman II. 494
Lombroso, Cesare IV. 1556, 1582
London, Jack V. 2402
Longfellow, Henry Wadsworth III. 994, 1036, 1208, 1209
Longinus II. 639
Loredano II. 473, 540
Lorengel 291
Lorenz, L. V. 2161
Lorinser, Franz III. 1015
Lorm, Hieronymus III. **1394** f., 1407. — IV. 1629
Lortzing, Albert II. 977
Lossius, Kaspar Friedrich II. 973
Lothar, Rudolf IV. **1641,** 1734
Lotichius Sekundus, Petrus 419
Lotz, Ernst Wilhelm V. 2214, **2230**
Lotze, Rudolf Hermann III. 1252, 1256
Louvet de Couvray, Jean Baptiste II. 982
Lowth II. 754
Lubliner, Hugo III. 1526. — IV. 1575
Lublinski, Samuel IV. 1660, **1662** f.
Lucidarius 93, 321
Lucka, Emil V. 2420 ff.
Ludeger von Altzelle 268
Luder, Peter 359
Ludolff, M. III. 1458
Ludovici II. 574
Ludus scenicus de nativitate domini 98
Ludwig, Fürst von Anhalt II. 474, 475, 476, 481
Ludwig, Adolf III. 1075
Ludwig, Emil IV. 1662, **1674.** — V. 2145, 2264
Ludwig, Otto II. 817, 834, 950. — III. 1079, 1250—1252, 1270, **1301** ff., 1353, 1464, 1480, 1481. — IV. 1913, 1915, 1967
Ludwigslied 50. — II. 776
Lübbe, Axel V. 2426
Lüben, Wilhelm III. 1550
Lübke, Wilhelm III. 1256
Lufft, Hans 376
Luhmann, Heinr. IV. 1883
Luise, Herzogin v. Sachsen-Weimar II. 773, 831, 876, 885, 886
Luise, Königin II. 988. — III. 1065
Lukan 260, 421. — II. 488, 577, 638
Lukian 362, 364, 371, 372. — II. 693, 732, 733, 741, 742, 745
Lukrez II. 488, 728, 875
Lullus 26
Lund, Zacharias II. 473, 495
Luppin, Kristan von 303
Luther 346, 355, 371, **373** ff., 379, 382, 384, 387, 399, 410, 424, 431, 445, 454, 456. — II. 508—511, 567, 608, 809
Lutteroti, Karl von III. 1114
Lux, Josef August V. 2164 ff.
Lyly, John II. 577
Lyra, Nikolaus von 310. — III. 1059

M.

Mabillon, Jean 89
Macchiavelli, Niccolo 387
Machin, Lewis 444
Mackay, John Henry IV. 1555, 1580, 1628, **1683,** 1716. — V. 2325
Macke, Karl III. 1548 f.
Mac Orlan IV. 1666
Macpherson, James II. 754, 757, 758
Madách, Emerich III. 1409. — V. 2194
Maderno, Alfr. s. Schmidt, Alfred
Madjeira, Wolfgang IV. **1706**
Madsack Karl IV. **1790** f.
Mähl, Joachim III. 1320
Mähly, Jakob III. 1354
Mänger, Kurt V. 2067
Maeterlinck, Maurice III. 1335. — IV. 1583, **1584,** 1635, 1643, 1659, 1663, 1664, 1700, 1890. V. 2228
Magdeburg, Mechtild von 319, 344
Magelone 395
Mahler, Johann 440
Mahlmann, August II. 973, 974
Mahrholz IV. 1784, 1975
Mai u. Beaflor 177, 293
Maier, Jakob II. 817
Maier, Wilhelm III. 1550
Majláth III. 1135
Maior, Georg 433
Major, Johann 418
Mair, Franz V. 2100
Makart, Hans v. III. 1385, 1396, 1397, 1529, 1534. — IV. 1631. — V. 2091
Makkabäerbuch 79
Makkaronische Dichtung 421
Makropedius, Georg 416, **426,** 428, 429, 432, 434, 435
Malherbe, François de II. 486, 581
Mallarmé, Stephane IV. 1584, 1630, 1705
Mallebrein, Franz III. 1239
Mallet, Paul Henri II. 594, 690, 758
Mallinckrodt, Hermann v. III. 1384
Mallinkrodt, Pauline von III. 1242
Malsburg III. 1015
Malsen, Freiin von III. 1381
Malß, Karl III. 1083
Maltitz, Franz von II. 970
Mandeville, John 349
Manegolt 86
Manet IV. 1558
Mangold, Burk 306
Manlius 295
Mann, Wilder 79, 88
Mann, Heinrich IV. 1741, **1780** ff.
Mann, Thomas IV. 1737, 1739, **1769** ff., 1782, 1783, 1796. — V. 2156, 2362, 2381
Mannecier 291
Manso, Giovanni Battista II. 885
Manso, Johann Kaspar Friedrich II. 926
Manuel, E. III. 1268
Manuel, Niklas **438** f.
Manzel II. 639
Manzoni, Alessandro III. 994, 1082
Marak, J. III. 1381
Marburg, Wigand v. 331
Marcus IV. 1561
Mare 5
Margareta, Legende 92
Margarete von Navarra III. 1086
Marggraff, Hermann III. 1197
Marholm, Laura IV. 1580
Maria Feodorowna II. 778
Maria Paulowna, Großfürstin II. 969
Maria-Madeleine s. Puttkammer
Maria-Magdalena-Spiel 335
Marienklage 335
Marienlegenden 257, 315
Marienleich, Arnsteiner 85
Marienlied, Melker 84
Marienlob 80, 86
Mariens Himmelfahrt 339
Marienfequenzen aus Muri 86
Marienfequenz aus St. Lambrecht 86
Marigny II. 700
Marinelli, Karl Edler von II. 978
Marino, Gimbattista II. 464, 578, 591, 722
Marius 1
Marivaux, Pierre Carlet de Chamblain de II 616. 699, 715

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Markolf 326. — II. 468
Marktbeschreibungen 34
Markus, Bruder 90
Marlitt, E. II. 929. — III. 1388, **1517**. — IV. 1554, 1650, 1723, 1844
Marlowe, Christopher 401, 444. — II. 821
Marner 307, 405, 409
Marnix 388
Marot, Clément II. 471, 481, 486, 523, 655, 657
Marriot, Emil IV. 1816 f.
Marryat, Frederick II. 557
Marschant, Heinrich 283
Marschner, Heinrich Aug. III. 1161, 1419
Martens, Kurt IV. **1765** f.
Martens, Rolf Wolfgang IV. **1579,** 1756
Marti, Fritz V. 2042
Marti, Hugo V. 2068
Martial II. 466, 518, 525, 660, 698, 926
Martianus Capella 67
Martin von Mainz 347
Martini II. 705
Marx, Karl III. 1208, 1251, 1385. — IV. 1555, 1602. — V. 2093, 2201
Masenius, Jakob 449, 452
Maß, Karl III. 1161
Massinger IV. 1642
Maßmann, Ferdinand III. 1075
Mastalier, Karl II. 747
Mataja, Emilie s. Marriot Emil
Mathar, Ludwig V. 2162 f.
Mathilde, Erzherzogin 361
Mathy, Karl III. 1310
Matosch, Anton IV. 1989
Matthäi, Albert IV. 1769
Matthesius, Johann 379, 393, 454
Mattheson Johann II. 468, 575, 602
Matthiessen, Justizrat IV. 1842
Matthießen, Wilhelm V. 2159 ff.
Matthieu II. 872
Matthisson, Friedrich von II. 600, 783, 925, **972,** 973, 974. — III. 1011, 1014, 1208, 1285, 1478, 1515
Maupassant, Guy de IV. 1583, 1618 — 1620, 1623, 1644, 1730, 1732, 1748, 1750, 1781, 1838
Mauthner, Fritz III. 1525. — IV. 1730
Max, Kurfürst von Bayern II. 528
Maximilian I., Kaiser 115, 294 ff., 364, 403, 450
May, Karl III. **1264** — IV. 2016. — V. 2151, 2272
Mayburg, Vilma von IV. 1621
Mayer, Karl III. 1093, 1097, **1099,** 1100, 1102
Mayer, Karoline II. 988
Mayer, Melchior II. 817
Mayer, Robert III. 1176
Mayer, Theodor Heinrich IV. **1803**
Mayne, Harry V. 2039
Mayreder, Rosa IV. **1713**
Mayrhofer, Johann V. 2163 f.
Mazzetti di Roccanuova Karoline V. 2100
Meding, Oskar III. 1340. — IV. 1736, 1898
Megede, Johannes Richard zur IV. **1746**
Megenberg, Konrad von 349
Megerle, Abraham von II. 535
Megerle, Ulrich s. Abrayam a Sancta Clara
Meide Kranz, der 319
Meidner, Ludwig V. 2230
Meier, Georg Friedrich II. **624,** 647, 649, 650, 652, 678, 686
Meinhard, Johann Nicolaus II. 736
Meinhardt, Adalbert IV. 1859
Meinhold, Aurel III. 1260
Meinhold, Wilhelm III. 1260, 1340
Meinke, Hanns V. 2219
Meinloh v. Seflingen 125, 183
Meisel-Heß, Grete IV. 1828
Meisl, Karl III. 1120, 1140, 1141, 1431
Meißner, Alfred III. 1214, 1218, **1219** f.
Meißner, August Gottlieb II. 746, 817, 901. — III. 1169, 1219
Meistergesang 278, 404 ff.
Meistersänger 126, 309
Meixner, Karl III. 1195
Melanchthon, Philipp 374, 376, 400, 416, **417** ff., 424. — II. 460, 480
Melati v. Java III. 1551
Melissus, Paul s. Schede
Mell, Max V. 2190 ff.
Melos, Ida III. 1208
Melusine 416
Melzer, Maria III. 1401
Memento mori 78
Menalkas 32
Mencke, Johann Burkhard II. 586—588, 606, 651
Mencke, Otto II. 602
Mendelssohn, Dorothea II. 703. — III. 1017, 1018
Mendelssohn, Moses II. 631, 650, 659, 672, 690, 702, **703** f., 706, 709, 710, 721, 723, 724, 731, 761, 762, 767. — III. 1063
Mendelssohn-Bartholdy, Felix III. 1010, 1085, 1162, 1180, 1302, 1322, 1369. — V. 2093
Menghin, Oswald IV. 2013
Mengs, Anton Raphael II. 710, 893
Menius, Justus 431
Menne, Karl III. 1544
Mennel, Jakob 320
Mentzel, Elisab. IV. 1911
Menzel, Adolf von III. 1370. — IV. 1724
Menzel, Wolfgang III. 1179. — V. 2109
Mercier, Louis Sebastien II. 834, 870
Merck, Johann Heinrich II. 703, 738, 764, 769, 781, **812,** 822, 823, 842, 897
Mereau, Sophie III. 1035
Meridies, W. V. 2100
Merigarto 100
Mérimée, Prosper III. 1083, 1467. — IV. 1705
Merkel, Gabriel II. 706, 966
Merkel, Wilhelm von III. 1356
Merlin 290
Merowinger 31, 83
Merswin, Ruland 347
Mertens, Hans Willy IV. 1890 f.
Mesmer, Franz Anton II. 828
Messerer, Therese III. 1494
Meßmer, Alois III. 1149
Metastasio, Pietro II. 575, 618. — III. 1113
Meteren, Emanuel von II, 894
Methfessel, Alb. III. 1509
Metz, Dr II. 806
Mettner, Josef IV. 1956
Metzen Hochzeit 317
Metzger, Ambrosius 406
Meusebach, Karl Hartwig Gregor Frhr. von III. 1044.
Mewis, Marianne IV. 1863
Meyer, Regisseur II. 859
Meyer, Gustav s. Meyrink, Gustav
Meyer, Gustav Friedrich IV. 1863
Meyer, Heinrich II. 713, 893, 900, 932, 934, 941, 965. — III. 1080, 1082, 1086
Meyer, Johann Friedrich von II. 687. — III. 973, 1246, 1320
Meyer, Konrad Ferdinand III. 1237, 1343, 1367, **1465** ff., 1474 — 1476, 1504. — IV. 1598, 1631, 1632, 1707, 1738, 1794, 1795, 1821, 1910. — V. 2041, 2047, 2057, 2068, 2132, 2329
Meyer, W. 98, 119
Meyer von Knonau, Johann Ludwig II. **647,** 730
Meyerbeer, Giacomo III. 1082, 1130, 1160
Meyer-Förster, Wilh. IV. 1624, 1736
Meyerhof, Leonie s. Hildeck, Leo
Meyer-Merian, Theodor III. 1354
Meyr, Melchior III. 1211, **1272** f., 1356, 1482
Meyrink, Gust. IV. **1786** f. V. 2272, 2277, 2293
Meysenbug, Malwida von III. 1425, **1518**
Michaelis, Johann Benjamin II. 653, 743, 759, 772
Michaelis, Johann David II. 672, 725
Michel, Robert IV. 1961
Michelangelo II. 711
Mickiewicz, Adam III. 1082
Mickoleit, Kurt s. Tielo, A. K. T.
Miegel, Agnes IV. 1717, **1721**
Milichius 398
Mill, John Stuart III. 1252. — IV. 1555
Millenkovich, Stefan von III. 1445
Miller, Johann Martin II. 686, 751, 780, 782, **783** f., 797, 826
Millöcker, Karl III. 1523
Milow III. 1445
Milton, John II. 469, 487, 592, 601, 605, 619, 620, 622, 624 — 626, 641, 648, 649, 667, 668, 681, 682, 686, 702, 726, 750, 796. — III. 1237, 1451. — V. 2195

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Minckwitz, Johannes III. 1159
Minnesang 121, **122** ff., 127, 278
Mirat, Mathilde III. 1182
Miris III. 1381
Mission, Josef III. 1114
Mittelholzer IV. 1794
Mnioch, Johann Jakob III. 1076
Modus 64
Modus florum 65
Modus Liebinc 65
Modus Ottinc 65
Modus qui et Carelmanninc 64
Möller, Heinrich Ferdinand II. 866
Möller, Marx IV. 1861 f.
Möller von der Bruck V. 2156
Möllhausen, Balduin III. **1263**
Moengal 52
Mönius, Georg V. 2152
Mörike, Eduard II. 593, 772, 931. — III. 1092, 1099, 1102, **1104** ff., 1178, 1183, 1184, 1212, 1249, 1279, 1283, 1323, 1333, 1358, 1366, 1367, 1373, 1468, 1477, 1478. — IV. 1930, 1938, 1950. — V. 2335
Mörike, Klara III. 1105
Moersberger, P. F. s. Felizitas, Rose
Mörtl, Th. III. 1078
Moeschlin, Felix V. 2068, **2069** f.
Möser, Albert III. 1400, 1418
Möser, Justus II. 545, **724** f., 748, 754, 814, 829. — III. 1067
Möwes, Heinrich III. 1246
Mohaupt, Amalie III. 1278
Mohr, Kirchspielvogt III. 1291
Mohr, Max V. 2357 f.
Moissi, Alexander IV. 1637
Moleschott, Jakob III. 1252, 1388. — IV. 1555
Molière, Jean Baptiste II. 569, 571, 572, 577, 581, 606, 611, 614—616, 634, 658, 699, 714, 802, III. 1016, 1065, 1140, 1144, 1191, 1206, 1346. IV. 1565, 1637, 1644
Molina, Tirso de II. 577. — IV. 1684
Molitor, Ulrich II. 513
Molitor, Wilh. III. 1540, **1544**
Moller, Meta II. 680, 684, 689
Molo, Hans von s. Hart, Hans
Molo, W. von V. **2124** ff., 2370
Moltke II. 680
Mombert, Alfred IV. **1693** f., 1696, 1709. — V. 2232
Mommsen, Theodor III. 1255, 1307, 1308, 1322, 1465
Mommsen, Tycho III. 1322, 1338
Moncrif II. 794
Montaigne, Michel Eyquem de II. 581, 638
Montalbane, Renaut de 293. — II. 561
Montanus, Martin 394, 397, 440
Montemayor, Jorge de II. 489, 505, 540
Montesquieu, Charles de Secondat II. 600, 658, 670, 671, 905
Montevilla, Ritter 395
Montfort, Hugo von 304
Montiano II. 718
Moore, Thomas III. 1209
Moors II. 803
Morath, Adolph III. 1245
Moreck, Kurt V. 2291
Morell, Gall III. 1245
Moreto, Don Augustin III. 1114
Moretus 366
Morgan II. 672
Morgenstern, Christian IV. **1694** f.
Morhof, Daniel Georg II. 463, 494, 581, 582, 586, 589
Moritz, Landgraf v. Hessen-Cassel 445
Moritz, Legationsrat II. 802
Moritz, Karl Philipp II. 752, 893, 929. — III. 999, 1076
Moriz von Craon 104, 138
Morolf 300
Morre, Karl IV. 1612
Morren, Theophil s. Hofmannsthal, Hugo von
Morris, William V. 2164
Morsheim, Johann v. 322
Morungen, Heinrich von **191** ff., 212, 300, 404
Morus, Thomas II. 558, 803
Moscherosch, Hans Michael II. 457, 468, 475, **527** ff., 534, 549, 553, 578
Moschos II. 665, 785
Mose, Josefa s. Torrund, Jassy
Mosen, Julius III. **1212** f., 1350. — V. 2145, 2150
Mosenthal, Hermann Samuel III. 1139, 1304, 1350, 1430. — IV. 1987
Moser, Friedrich Karl von II. 687, 725, 754, 763
Moser, Gustav von III. 1401, **1526.** — IV. 1624
Moser, Johann Jakob von II. 671
Moser, Philipp Ulrich II. 846
Moses 80
Mosheim, Johann Lorenz II. 609
Motanabbi III. 1151
Mozart, Wolfgang Amadeus II. 748, 750, 830, 978. — III. 1010, 1058, 1108, 1117, 1136, 1418. — IV. 1834
Much, Hans IV. 1870
Muckenschnabel-Waldwouzd, Karl IV. 1984
Muckermann, Friedrich V. 2111, 2184, 2284, 2326, 2373, 2415
Mügge, Theodor III. 1264
Mühlau, Helene von IV. **1736**
Mühlbach, Luise s. Mundt, Klara
Mühlenfels, Helene von s. Mühlau, Helene von
Mühlpforth, Heinrich II. 580
Müllenbach, Leo Ernst von IV. 1894 f.
Müllenhoff, Karl 8. — III. 1256
Müller, Kanzler III. 1081
Müller, Adam III. 994 1008, 1019, 1033, 1061, 1066, 1112, 1174, 1239
Müller, Agnes III. 1152
Müller, Anton IV. **2003** f. — V. 2210
Müller, Christoph Heinrich II. 625
Müller, Dominik V. 2077
Müller, Friedrich II. 545, 708, 742, 753, 755, 781, 786, **838** ff. — III. 1029, 1031, 1293
Müller, Friedr. Augustin II. 744
Müller, Hans IV. **1641**
Müller (Itzehoe), Johann Gottwerth III. 1027
Müller (Regiomontanus), Johann 359, 365
Müller, Johannes v. 235. — II. 772, 841, 1102
Müller, Josef III. 1355
Müller, Klara IV. **1712**
Müller, Luise III. 1339
Müller, Maler s. Müller, Friedrich
Müller, Margareta II. 680
Müller, Otfried II. 713 — III. 1176
Müller, Otto III. 1340. — V. 2148
Müller, Robert IV. 1792
Müller, Wenzel II. 978
Müller, Wilhelm III. 1043, 1056, **1059** f., 1100, 1170, 1204, 1212
Müller-Guttenbrunn, Adam III. 1137, 1145. — V. **2089** ff.
Müller-Rastatt, K. IV. 1879
Müller von Königswinter, Wolfgang III. **1162** f., **1233** f., 1382
Müllner, Gottfried Adolf III. **1077** f., 1119, 1304
Müllner, Laurenz III. 1401
Münch, Anna Sibylla II. 822
Münch-Bellinghausen, Fr. Josef Frhr. v. s. Halm, Friedrich
Münchberg, Franz von III. 1381
Münchhausen, Börries Frhr. von IV. **1717** ff., V. 2041
Münchhausen, Hieronymus Karl Friedrich v. II. 745
Münster, Sebastian 454
Münzer, Kurt IV. **1734** f.
Multatuli s. Dekker, J.
Mumbauer, J. IV. 1893, 1894. — V. 2310
Mumm, K. V. 2227
Mundarten, deutsche 28
Mundt, Klara III. 1194, 1339
Mundt, Theodor II. 992. — III. 1046, 1170, 1174, 1175, 1179, **1193** f., 1339
Munier Wroblewska, Mia IV. 1863
Murad Effendi III. 1480
Muralt, Beat Ludwig von II. 597
Muratori, Lodovico Antonio II. 885
Murger, Henry IV. 1638
Murillo II. 548
Murmellius, Johann 359
Murner, Thomas 378, **379** ff., 386, 401, 422, 438
Murnerus Leviathan 382
Muron, Johannes V. 2400
Musäus, Johann Karl August II. 746, 829, 875, 878. — III. 1027, 1129
Musil, Robert IV. 1739

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Muskatblut 310
Muskulus 398
Muspilli 44, 45
Mussato, Albertino 358
Musset, Alfred de III. 1202, 1203, 1209, 1218. — IV. 1683
Mussorgsky V. 2190
Muth, Alfred IV. 1891
Muth, Karl V. 2156 2183, 2368
Muther, Richard IV. 1703
Mutianus Rufus, Konrad 368, 398
Myle, Abraham van der II. 484
Mylius, Christlob II. 621, 622, 626, 636, 658, 689, 697—702
Mylius, Martin II. 484
Myller, H. 218, 234, 235
Mynart III. 1126
Mynona s. Friedländer, Salomo
Mysing, Oskar IV. 1737
Mysterium von den zehn Jungfrauen 339
Mysterium von Tours 96

N.

Nabl, Franz IV. 1977 ff.
Nabor, Felix V. 2166 f.
Nadel, Arno IV. 1711
Nadler V. 2093, 2214
Nadler, Karl Gottfried III. 1354
Näfels, Schlacht bei 332
Nägeli III. 1010
Nägeli, Verena V. 2034
Nahbek, Knud Lyne II. 968
Naogeorg, Thomas 418, **427** f., 429, 431, 433
Napoleon I., II. 825
Nas, Johannes 383, 386, 398
Naso 32
Nassau-Saarbrücken, Elisabeth Gräfin von 349
Nathusius, Annemarie von III. 1342. — IV. 1813, **1828**
Nathusius, Philipp III. 1045, 1342
Natorp, S. V. 2213
Naubert, Christiane Benedikte II. 980
Naumann, Christian Nicolaus II. 687, 698
Naumann, Musiker II. 869
Navigatio s. Brandani 315
Neander, Joachim II. 523. — III. 1180
Nefflen III. 1102
Negelein, Adam II. 575
Nehalennia 4
Neidhart v. Reuental 186, **209** ff., 215, 259, 276, 303—305, 312, 317, 318, 322, 325
Neidhart Fuchs 318
Neidhart und das Veilchen 341
Neidhartspiele 342
Nennius 139
Nerese, Margaretha IV. 1862
Nerthus 4
Nerval, Gérard de II. 994
Nestler 311
Nestroy, Johann Nepomuk II. 978. — III. 1140, **1143**, 1349, 1350. — IV. 1615
Nettesheim, Agrippa von II. 513
Netzhammer, Raimund IV. 1794
Neubeck, Wilhelm II. 974
Neuber, Friederike Karoline 448. — II. 571, 613, 614, 618, 699
Neuber, Johann II. 613, 614, 618, 632
Neuenburg, Rudolf Graf von 182, 185
Neuert, Hans III. 1432, 1491, **1494**
Neuffer, Ludwig II. 973, 974
Neukirch, Benjamin II. 578, 580, **583** ff., 586, 589, 606
Neuhaus, Gustav III. 1382
Neumair, Josef IV. 2016
Neumann, Alfred V. 2123 ff.
Neumann, Hermann Kunibert III. **1211**, 1381
Neumann, Joachim s. Neander
Neumann, Kasp. III. 1355
Neumark, Georg II. 475, 502, 508
Neumayr, Franz 451
Neumeister, Erdmann II. 575, 580
Neureuther, Eugen III. 1108
Neuser, Adam II. 720
Newton, Isaak II. 459, 460, 615
Nibelungen 17
Nibelungenlied 132, **215** ff., 238, 249, 250, 294
Nibelungensage 17, 18, 57, 238
Nibelungenstrophe 124
Nicol, Günther III. 1274
Nicolai, Christoph Friedrich II, 451, 583, 622, 659, 665, 672, **702** f., 704, 706, 708, 709, 712, 724, 730, 747, 755, 767, 772, 786, 826, 925, 926. — III. 1027, 1028
Nicolai, Karl Otto III. 1161
Nicolay, Ludwig Heinrich v. II. 744
Nider, Johannes 347
Niebergall, Ernst Elias III. 1161
Niebuhr, Berthold III. 1008, 1041
Niehusen, Anna II. 492
Niehusen, Elisabeth II. 492
Niemann, Johanna III. 1520
Niembsch Edl. v. Strehlenau, Nikolaus s. Lenau, Nikolaus
Niemeyer, Marianne III. 1162, 1166
Niese, Charl. IV. **1842** ff.
Nieß, Hermann IV. 1794
Niethammer II. 905
Nietzsche, Friedrich III. 1281, 1390, 1478. — IV. 1556, 1562, 1573, 1583, **1584** f., 1599, 1601, 1611, 1612, 1630 — 1632, 1634, 1639, 1645, 1650, 1652, 1658, 1675, 1681—1683, 1688 — 1691, 1694, 1712, 1765, 1772, 1811, 1825, 1828, 1994. — V. 2145, 2146, 2213, 2216, 2220, 2222, 2229, 2236, 2237, 2273
Nigrinus, Georg 384, 388
Niklas, Pfarrer von Stadlau 286
Nikolaus von Basel 347
Nissel, Franz III. **1351** f. — IV. 1591
Nister, E. III. 1314
Nivardus 60
Noë, Heinrich August III. **1277**
Nonne, Johann III. 1075
Nora, A. de IV. 1791
Nordgermanen 2
Nordmann, Johannes III. 1221 f.
Nordmann, Richard IV. **1642**, 1816
Nornen 5
Norpert, Abt 78
Nortpert 94
Notker III. Labeo 67, 68, 70, 72, 78, 94, 95, 97, 115, 265
Notker Balbulus 38, 52, 64
Notter, Friedrich III. 1101
Novalis s. Hardenberg, Friedrich Leopold von
Novelle, Vorauer 178
Nürnberger, Waldemar III. 1407
Nüscheler, Konrad III. 1468
Nüßler II. 482
Nunnenbeck, Linhard 311, 408
Nydhart, Hans 362

O.

Obereit, J. H. 218
Oberkofler, Johann Georg IV. **2004** ff. — V. 2309
Obermayer, Rosa s. Mayreder, Rosa
Oberneder, Friedrich s. Berneder, O.
Oberon 5
Odenwald, König von 324
Odermatt, Esther V. 2080
Oehl, Wilhelm IV. 1714. — V. 2183, 2324
Oehlenschläger, Adam II. 557. — III. 1072, 1082, 1122, 1290, 1293. — IV. 1558
Oertel, Philipp Friedrich Wilhelm III. **1342**
Orthel, Lorenz von II. 983
Oertzen, Elisabeth von IV. 1862
Oertzen, Georg v. IV. 1944
Oertzen-Fünfgeld, Margarete von IV. 1944 f.
Oser, Adam Friedrich II. 710, 804, 806, 807, 809 810
Oeser, Hermann IV. 1940
Oeser, Rudolf Ludwig III. 1342. — IV. 1940
Oesterén, Friedrich Werner IV. 1749
Oettingen, A. von II. 761
Oettinger, Eduard Maria III. **1339**
Offenbach, Jacques III. 1523
Ogier von Dänemark 395
Ohorn, Anton V. 2111
Oktavian 395, 416
Olde II. 626
Olearius (Olenschläger) II. 494, 802
Olfers, Maria von III. 1520
Omankowski V. 2203
Omeis, Magnus Daniel II. 580
Ompteda, Georg Frhr. von IV. 1736, 1737, **1747** ff. — V. 2211
Opitz, Martin 102, 357, 385, 402, 423, 435, 448. II. 462—464, 468—470, 472, 473, 475, **479** ff., 492—497, 499, 501—503, 505, 507, 508, 510, 511, 515, 524, 525, 529, 531, 532, 539, 540, 542, 558, 561, 574, 578, 580, 581, 584, 590, 603 —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

606, 608, 610, 611, 622, 625, 639, 641, 673, 674, 704
Oppeln von Bronikowsky, Friedrich IV. 1584
Ordensdrama II. 570
Orendel, König **114** f., 299
Ortel, Veit 391
Ortnit 294, 299
Ortnitsage 251 f., 254
Ortway II. 870
Ofer, Friedrich III. 1382
Ofiander, Lukas 384, 410
Offenfelder, Heinrich Auguft II. 698
Offian II. 687, 754, 759, 766, 772, 786, 789, 794, 796, 809, 811, 824, 838, 849. — III. 1030, 1237
Oſterfeiern 96
Oſterfeiern, liturgiſche 96
Oſterſpiele 96, 333 f.
Oſtgermanen 2
Oſtgoten 19, 23
Oſtwald, Hans IV. 1734
Oswald, König **113** f., 239, 300
Oswald von Wolkenſtein 305 f.
Otfried von Weißenburg 40, 45, 48, 84. — II. 514, 685, 776
Otloh, Mönch 90, 93
Ott, Anton III. 1482
Ott, Arnold V. 2054
Ott, Erwin V. 2151
Otte, Meiſter 104, 138, **256** f.
Otten, Karl V. 2230
Otto, Chriſtian III. 984, 1303
Otto von Botenlauben 212
Otto IV., Markgraf von Brandenburg 303
Otto von Freiſingen 120
Otto von Henneberg 212
Otto von Paſſau 347
Ottokar 259, 330 f.
Otway, Thomas IV. 1635, 1636
Overbeck, Chriſtian Adolf II. **798** f. — III. 1028
Overbage, Heinrich III. 1514
Overweg IV. 1624
Ovid 59, 134, 136, 137, 169, 183, 196, 260, 284, 401, 409, 421. — II. 467, 579, 630, 641, 729, 785, 898
Owen, John II. 466, 518, 524, 525, 528

P.

Paalzow, Henriette von III. 1169
Paermann, Friedrich IV. 1863
Pahl II. 974
Pailler, Wilhelm IV. 1988
Palladio II. 892, 893
Pallavicini II, 542
Palleske, Emil III. 1256, 1341
Palmenorden II. 473
Palmer, Ludwig III. 1496
Pannwitz, Rudolf V. 2215, **2219** ff.
Panſe, Karl III. 1079
Panthenius, Theodor Hermann III. 1513. — IV. 1863
Pantſchatantra 257
Paoli, Betty III. 1150 f.
Pape, Joſef III. 1235, 1317
Papeſch, Joſef IV. 2031 f.
Papens, Petrus 428
Paquet, Alfons IV. **1796** ff. — V. 2272
Paracelſus 398
Paradiesſpiele 339
Parlow, Hans IV. 1737
Paſſini, Grete ſ. Urbanitzky, Grete von
Paſſion von St. Stephan 338
Paſſion, Tiroler 334
Paſſionsſpiele 97, 335 ff.
Paſſy, Anton III. 1122, 1240
Paſſy, Georg III. 1240
Paternoſter, St. Galler 35
Patrizius 24
Paul, Großfürſt II. 859
Paul, Adolf IV. 1672
Paul, Jean ſ. Richter, J. P. F.
Pauli, Johannes 394
Pauls, Eilhard Erich V. 2211
Paulſen, Friedr. V. 2218
Paulſen, Rudolf V. 2217, **2218** f.
Paulus, Eduard III. 1495 f.
Paulus Diakonus 16, 32, 58
Pecht, Friedrich III. 1177
Peels, George 444
Pegelow II. 770
Pegnitzſchäfer II. 478
Penzoldt, Ernſt V. 2422 f.
Percy, Thomas II. 754, 772, 793, 794. — III. 1229. — IV. 1725
Peregrina, Cordula ſ. Wöhler, Cordula
Perez, Andres II. 547
Perfall, Anton Frhr. von IV. 1743
Perfall, Karl Frhr. von IV. 1742 f.
Peri, Jacopo II. 489
Perinet, Joachim II. 978
Perkonig, Joſef Friedrich VI. 2028 ff.
Perrault, Charles II. 461
Perſen, J. IV. 1871
Perſius II. 532, 581
Perthes II. 791
Pertz, Georg Heinrich III. 1008
Peruţz, Leo IV. 1790
Peſendorfer, Friedrich IV. 1989
Peſtalozzi, Johann Friedr. II. 603, **831** f., 914, 929. — III. 1038, 1341. — IV. 1831
Peter, Johann IV. 1957 f.
Peter von Duisburg 331
Peter von Hagenbach 331
Peter v. Schaumburg 359
Peters, Adolf III. 1245
Peters, Fritz III. 1312
Peterſen, Georg Julius IV. 1870
Peterſen, Johann Wilhelm II. 848, 855, 858
Peterſen, Marie III. 1238
Peterſon, Dietrich II. 478
Peterweil, Baldemar von 336
Petöfy, Sandor III. 1219
Petrarca, Francesco 358, 360—362, 366. — II. 463, 474, 487. — III. 1008, 1012, 1015, 1084, 1122, 1228
Petri, Friedrich 393
Petri, Julius IV. 1902
Petrus von Piſa 31
Petrus Comeſtor 181
Petrus Venerabilis 75
Pettenkofen, Auguſt III. 1445
Petzold, Alfons V. 2200, **2201** f., 2205
Peuckert, Will Erich V. 2426
Peuerbach, Georg 359
Peuker, Nikolaus II. 491
Peutinger, Konrad 295, 364
Pfarrer vom Hechte 320
Pfarrer von Kalenberg 318
Pfarrius, Guſtav III., 1238. — IV. 1889
Pfau, Ludwig III. 1175, 1219, **1354**
Pfeffel, Gottlieb Konrad II. 646 f.
Pfefferkorn 369
Pfeiffer, Franz III. 1256, 1239
Pfeil, Johann II. 705
Pfeilſchmidt, Ernſt Heinrich III. 1246
Pfemfert, Franz V. 2229
Pfintzing, Melchior 297 f.
Pfitzer, Johann 401
Pfizer, Guſtav III. 1101
Pforr, Antonius von 362
Phädrus II. 707
Philalethes ſ. Johann, König von Sachſen
Philander von Sittewald ſ. Moſcherosch, Hans Michael
Philipp, Bruder 315
Philipp der Schöne 131
Philippi, Felix III. 1416
Philippi, Fritz IV. 1902 f.
Phillips, George III. 1050
Phyſiologus 58, 92, 93, 283, 307, 319
Piaſte, Antonie III. 1055
Pibrac II. 507
Picard, Louis Benoit II. 943
Picaſſo, Pablo V. 2212
Piccolomini, Aeneas Silvius 295, 359—361, 363
Pichler, Adolf III. **1450** ff. — IV. 1993
Pichler, Karoline II. **980.** — III. 1126, 1169
Pietismus II. 460
Pietſch, Johann Valentin II. 502, 586, 605, 606
Pilat, Anton von III. 1239, 1240
Pilatus, Legende 88
Piloty, Karl Theodor von III. 1408, 1529
Pindar 136, 284. — II. 650, 660, 811
Pine, Samſon 291
Pinthus, Kurt V. 2229
Piper, Reinhard III. 1078. — IV. 1686
Piringer, Beda III. 1244
Pirkheimer, Charitas 361
Pirkheimer, Wilibald 61, **364** f., 390, 410
Pirmin 25
Piſani, Ugolino 362
Pitſchel, Friedrich Lebegott II. 617, 618
Pius II. ſ. Piccolomini, Aeneas Silvius
Planctus 52
Planer, Minna III. 1419
Planitz, Ernſt Edler von III. 1543 ff.
Platen, Auguſt Graf II. 688, 879. — III. 1008, 1086, 1087, 1141, **1155** ff., 1164, 1171, 1183, 1229, 1238, 1246, 1272, 1355, 1359, 1367, 1397. — IV. 1632, 1696, 1709.
Plater III. 1460
Plato II. 558, 590, 729, 733, 742. — III. 1297, 1397.
Platter, Felix 454, 456

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Platter, Thomas 454, 456
Plautus 362, 416, 424, 427, 428, 431, 445. — II. 697, 700, 714, 875, 943. — III. 1065
Plavius, Johann II. 473
Pleier 286
Pleſſing II. 879
Plümicke, Karl II. 855
Plutarch 393. — II. 849, 906, 907.
Pocci, Franz Graf III. **1344,** 1381
Pock, Fr. IV. 2030
Poe, Edgar Allan IV. 1785. — V. 2139
Poeck, Wilhelm III. 1315. — IV. 1738, **1858** f.
Pöllmann, Ansgar IV. 2000. — V. **2327**
Pötſch V. 2111
Pötzl, Eduard III. 1113
Pogatſchnigg, Joſef 452
Pogewiſch, Ottilie von III. 1081
Poggio Bracciolini 359—361. — III. 1471
Pohl, Emil III. 1350. — IV. 1605
Pohl, Hertha V. 2408
Polenz, Wilhelm von IV. **1749** ff., 1831
Polignac, Melchior de II. 728
Polko, Eliſe III. 1340. — V. 2325
Pollak, Joſeph IV. 2032
Polo, Marco 349
Polybius II. 546
Pondo, Georg 435
Pontanus, Jakob (Spanmüller) 449, 452
Ponten, Joſef IV. 2133 ff.
Pope, Alexander II. 590, 592, 595, 596, 601, 615, 625, 640, 648, 656, 698, 704, 708, 728, 742, 753, 785, 796. — III. 1237
Popowitſch II. 609
Popp, Auguſt ſ. Waldeck Heinrich Suſo
Poppenberg, Felix V. 2156
Popper II. 1126
Porges, Elſa ſ. Rosmer, Ernſt
Porges, Heinrich IV. 1657
Port, Frida IV. 1716
Poſtel, Chriſtian Heinrich II. 575, 577, 589
Poſtl, Karl ſ. Sealsfield, Charles
Povinelli, Hilda IV. 2014
Pradon, Nicolas II. 569, 613
Prätzel, Karl Gottlieb II. 745
Praxmarer, Joſef IV. 2007
Prechtl, Robert IV. 1673
Prechtler, Otto III. 1139, 1442. — V. 2092
Preczang, Ernſt V. 2202
Predigt 93, 267, 342, 454
Prehauſer, Gottfried II. 574, 749
Preindl, H. V. 2153
Presber, Hermann III. 1458
Presber, Rudolf IV. 1733
Prescott, William IV. 1670
Preuſchen, Hermione v. IV. 1712
Prévoſt IV. 1638
Prieſterleben 84
Primas 120
Primiſſer, Johann Friedrich II. 973, 978
Prior, Matthew II. 590, 594, 735, 753
Pritſchmeiſter 423
Probſt, Peter 415, 436
Prölß, Robert III. 1353
Prokop, Friedrich II. 517
Properz II. 785, 875, 898
Prophetenſpiele 98
Proſchko, Franz Iſidor III. 1460 f.
Proſchke, Hermine III. 1461
Proterii filia, De 65
Proudhon, Pierre Joſeph III. 1251
Proverbia communia 392
Prudentius 32, 59, 418
Prüller III. 1427
Prutz, Robert Ernſt II. 879. — III. 1158, 1175, 1203, **1210,** 1212
Przybyszewski, Stanislaus IV. 1688, **1696** f., 1785
Pſalterium, Goldenes 25
Publilius Syrus 169
Puchta, Chriſtian Heinrich III. 1246
Pückler-Muskau, Hermann Fürſt III. 1166, 1176, 1206
Püterich von Reicherts-hauſen, Jakob 150, 175, 291—293, 321
Püttmann, Hermann III. 1224
Pufendorf, Samuel II. 459, 460
Puhm, Joſef IV. 1984
Pulci, Luigi II. 463
Pulver, Max IV. 1666
Purchard II. 67
Purſchka, W. IV. 1989
Puſchkin, Alexander III. 1369. — V. 2190
Puſchmann, Adam 405, 406, 436
Puſtkuchen, Friedrich Wilhelm III. 1087
Putiattin, Fürſt II. 854
Putlitz, Guſtav Heinrich Gans Edler zu III. 1236, 1347
Puttkammer, Alberta von III. 1416
Puttkammer, Maria Madeleine von IV. 1712
Pyra, Jakob Immanuel II. 621, **647** ff., 652, 657, 658, 664, 688
Pyrker von Felſö-Eör, Johann Ladislaus II. 687. — III. 1073, **1122,** 1126
Pytheas 1

Q.

Quad von Kinkelbach, Mathias 454
Queinz, Chriſtian II. 477
Querhamer, Kaſpar 379
Quevedo, Don Francisco de II. 529
Quilichinus von Spoleto 293
Quinault, Philippe II. 563, 581
Quintilian II. 483, 768
Quiſtorp, Dr. III. 1537
Quiſtorp, Theodor Johann II. 617

R.

Raabe, Wilh. III. **1325** ff., 1508, 1511, 1523. — IV. 1551, 1845, 1850, 1894, 1915, 1919. — V. 2071, 2087, 2098, 2150, 2153, 2154, 2363, 2418
Rabe, Johann 387
Rabelais, Francois 390. — II. 582
Rabener, Gottlieb Wilhelm II. 602, 626, 627, **636** ff., 642, 677, 744
Rabenſchlacht 250
Raber, Vigil 337
Raché, Hennie IV. 1814
Rachel, Joachim II. 531 ff.
Rachwitz, Frhr. von III. 1381
Racine, Jean Baptiſte II. 569, 572, 581, 606, 613, 618, 658, 691, 708, 799, 802, 942, 969. — III. 1016, 1113, 1133
Radetzky, Joſeph Wenzel Graf III. 1136
Radnitzky, Auguſt III. 1114. — IV. 2032
Räder, Guſtav III. 1350
Rätſel 14
Rafael, L. ſ. Kieſekamp Hedwig
Rafael Santi II. 711
Raff, Helene IV. 1829
Rahl, Karl III. 1295
Rahn II. 679
Raimund, Ferdinand II. 618, 978. — III. 1011, 1119, 1120, 1129, **1139** ff., 1144, 1250, 1345, 1349, 1350, 1426, 1431. — V. 1571
Rainalter, Erwin H. IV. 2016
Rainer, Paul IV. 2014
Raithel, Hans IV. 1915
Rak, Thereſia IV. 1983
Rambach, Johann Jakob II. 523. — III. 1026, 1027
Rambouillet II. 577, 581
Ramdohr, Friedrich Wilhelm Baſilius von III. 1000
Ramler, Karl Wilhelm II. 589, 623, 652, 653, 657, **658** ff., 661, 665, 666, 668, 702, 705, 707, 712, 713, 747, 756, 772, 784, 785, 787, 925. — III. 1074
Ramſay, Allan II. 594
Ranftl, J. V. 2100
Rank, Joſef III. **1273** f. — IV. 1956
Ranke, Leopold von III. 1008, 1044, 1255
Rapp III. 1015
Raſk, Rasmus Chriſtian 9
Raſpe, Heinrich 134
Raſpe, Rudolf Erich II. 745
Raſſer, Johann 440
Raſt, Prof. II. 851
Rat, Geiſtlicher 260
Rath, Willy IV 1903
Ratichius, Wolfgang II. 462, 535
Ratpertus, Paſchaſius 40, 52, 53, 94
Ratſchky, Joſef Franz II. 744, 745, 748
Ratzka-Wendler, Klara IV. 1827 f.
Rau, Luiſe III. 1105, 1107
Raumer, Friedrich Ludwig Georg von III. 1008, 1062, 1468, 1481
Raupach, Ernſt Benjamin Salomon III. 1011, 1100, **1160,** 1293, 1298
Rauſch, Albert H. IV. 1708
Rauſch, Bruder 396
Raven, Mathilde III. 1344
Razzi, Hieronymus II. 562
Rebhuhn, Paul 433, **434** f. — II. 484
Rebiczeck, Franz IV. 1794
Rebmann II. 974

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechte, Vom 79
Rechtsprosa 269
Reda umbe diu tier 93
Rede vom Glauben 82
Reder, Heinrich von III. 1382
Redtenbacher, Simon 421, 450. — II. 570
Redwitz-Schmölz, Oskar Frhr. von III. **1230** ff., 1350, 1387, 1539, 1545
Reformation 353
Regelsperger, Christoph II. 747
Regenbogen, Barthel 308, 405
Regensburg, Burggraf von 125
Regino, Abt von Prüm 72
Regnard, Jean, François II. 616, 699, 714
Regnier, de IV. 1630
Rehfisch, Hans José V. 2292 f.
Rehfues, Philipp von III. 1169
Reichardt, Johann Friedrich II. 717, 781, 865, 866, 999
Reichel, Johann Gottfried II. 622
Reichenau 32
Reichenau, Rud. III. 1346
Reicke, Georg IV. 1737, **1746**
Reiffenstein, Johann Friedrich II. 893
Reimann, Hans V. 2293
Reimarus, Hermann Samuel II. 591, 592, 672, 720, 723, 769
Reimchroniken 330
Reimer, Jakob 338. — IV. 1982
Reimmichl s. Rieger, Sebastian
Reimreden 324
Reinacher, Eduard V. 2315 ff.
Reinaert-Historie 329
Reinardus vulpes 60
Reinbeck, Georg II. 862
Reinecke II. 868
Reinecke, Karl V. 2150
Reinel II. 802
Reineke Fuchs II. 608, 776
Reinhard II. 779
Reinhard, Fr. III. 1549 f.
Reinhardstöttner, Karl von 452
Reinhardt, Karl Friedrich II. 914
Reinhardt, Max IV. 1650, 1652, 1668
Reinhart, Josef V. 2076
Reinhart Fuchs 117 f.
Reinhold, Karl Leonhard II. 902, 909
Reinick, Robert III. 1060, 1061
Reinke Vos II. 531
Reinmar der Alte **189** f., 209, 212, 213, 260
Reinmar v. Zweter 214 f.
Reinold, Robert 293, 442
Reinwald, Hermann II. 861, 862, 870, 873
Reiseromane 395
Reisesegen, Weingartner 14
Reisewörterbuch 34
Reiske, Johann Jakob II. 717
Reißner, Adam 454
Rellach, Johann 348
Rellstab, Ludwig III. 1169
Remarque, Erich Maria V. 2212
Remer, Paul IV. 1707
Renan IV. 1711
Renk, Anton IV. 1992
Renker, Gustav Friedrich V. 2062 ff.
Renner 392
Renner, Gustav IV. 1669, **1670** f.
Renuccini II. 489
Renz, L. Kl. IV. 1792
Repchowe, Eike von 270—272, 290
Resa, T. s. Gröhe, Therese
Resenius, Johann Peter II. 463
Resewitz, Friedrich Gabriel II. 709
Reß, Johann Heinrich II. 720
Reß, Robert IV. **1579,** 1686
Retcliffe, Sir John s. Goedsche, Hermann
Rétif de la Bretonne **II.** 982
Rettich, Julie III. 1138
Retz, Kardinal von II. 860
Reuaus, Meister 322
Reuchlin, Johann 342, **368** ff., 397, 416, 417, 425, 426. — II. 471
Reusner, Nikolaus 419
Reuter, Christian II. 555, 557, 569, 576
Reuter, Fritz II. 531. — III. 1173, 1274, **1311** ff., 1316, 1317, 1319, 1320, 1343, 1409, 1511, 1513. — IV. 1831, 1845, 1861, 1894
Reuter, Gabriele IV. 1810 f.
Reuter, Wilhelm IV. 1888
Reventlow, Gräfin zu IV. 1826
Reymond IV. 1602
Reynke de Vos 328, 329
Reyhing, Hans IV. 1952
Rezepte, medizinische 34
Rhaterius 51
Rheinberger, Joseph III. 1479
Rhenanus, Beatus 365, 371, 453
Rhenanus, Johannes 447, 448
Rhodius, Theodor 431
Rhodomannus, Laurenz 422
Riccardis 61
Richardson, Samuel II. 554, 627, 645, 646, 687, 704, 705, 710, 718, 726, 731, 734, 745, 746, 753, 824, 979
Richartz, W. IV. 1923
Richelieu, Armand Jean Du Plessis, duc de II. 581
Richey, Michael II. 591
Richli, Anna IV. **1827,** 2080
Richter, Jean Paul Friedrich II. 757, 778, 791, 868, 930. — III. **982** ff., 1031, 1041, 1057, 1058, 1105, 1157, 1165, 1189, 1194, 1202, 1228, 1257, 1268, 1279, 1280, 1293, 1326, 1329, 1333, 1345, 1458, 1533. — IV. 1654, 1705, 1974, 2025. — V. 2082, 2150, 2160
Richter, Ludwig III. 1108, 1315, 1346
Rickert, H., V. 2213
Ried, General II. 796
Ried, Johann 234, 294
Riedel, Friedrich Justus II. 748. — III. 1295
Riedel, Karl Louis IV. 1926
Rieger, General II. 797, 858
Rieger, Sebastian IV. 2007 ff.
Riegger, Stephan von II. 747
Riehl, Wilhelm Heinrich III. 1356, 1378, **1454** ff., 1465
Riemann, Henriette IV. 1825 f.
Riemer, Friedrich Wilhelm III. 1081, 1083
Riemer, Johann II. 551, 565
Rienzi, Cola di 358
Rietenburg, der von 125
Riffert, Julius IV. 1591
Rilke, Rainer Maria IV. 1685, **1698** ff., 1717, 1769, 1827. — V. 2222, 2399
Rimbaud IV. 1583, 1630, — V. 2204, 2221, 2226
Rinckart, Martin II. 508
Ring, Max III. 1338
Ringoltingen, Türing von 349
Ringseis, Emilie III. **1547** f. — V. 2195
Ringseis, Joh. III. 1038, 1548
Ringwaldt, Bartholomäus 379, **391.** — II. 529
Rist, Johann II. 475, 479, 495, 496, **497** ff., 507, 508, 563, 565, 570, 591
Ritter, Anna IV. **1713**
Ritter, Johann Wilhelm III. 1020, 1040
Ritter, Karl III. 1008
Ritterorden 131
Rittershaus, Emil III. 1382
Rittland, Klaus IV. 1814
Rittner, Rudolf III. 1621
Rittner, Thaddäus IV. **1641**
Robert, König von Frankreich 63
Robertin, Robert II. 500
Roberts, Alexander von IV. 1624, 1736
Roberts, Ludwig III. 1161
Robertson, William II. 860
Rochlitz, Friedrich II. 980
Rockenbach, M. V. 2343, 2380, 2390
Rod, Eduard V. 2049
Roda-Roda, Alexander IV. 1787
Rodbertus, Johann Karl III. 1251
Rodenberg, Jul. III. 1237, 1340, 1442, 1443, 1470
Rodin, Augustin IV. 1699
Roe V. 2272
Röber, Friedrich III. 1353
Römer, A. III. 1314
Römpler von Löwenhalt, Esaias II. 478, 507
Roen, Kaspar von der 299
Rößler, Karl III. 1525. — IV. 1624
Röttger, K. V. 2217 f.
Rohde, Johann Jakob II. 605
Rolandslied 107, 174
Rolandssage 108
Rolland, Romain IV. 1666. — V. 2213
Rollenhagen, Georg 329, **391** ff., 393, 434. — II. 640. — III. 1100
Rollett, Herm. III., 1220
Rollin, Charles II. 700
Roman d'Enéas 134

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Roman de Renart 117
Roman von der Rose 320
Romulus 393
Ronge, Johannes III. 1220
Ronsard, Pierre de II. 463, 481, 485—487, 581, 606
Ropp, Alexis von der IV. 1863
Roquette, Otto II. 652. — III. **1232** f.
Rosacinus 450
Rosegger, Peter III. 1277, 1281, 1426, 1427, **1434** ff., 1445, 1486, 1499. — IV. 1610, 1643, 1740, 1831, 1958, 1967, 1968, 1974, 1992, 2030. — V. 2210
Roselieb, Hans V. 2133 2351, **2374** ff.
Rosen, Julius III. **1349**
Rosenau, F. III. 1055
Rosenfeld, Sandor Friedrich s. Roda-Roda, Alexander
Rosengarten 17, 244—246, 299, 308
Rosenkranz, Karl III. 1197
Rosenow, Emil IV. **1611**
Rosenplüt, Hans 311, 317, 325, **326,** 341, 436. — III. 1030
Rosetti IV. 1630
Rosmer, Ernst IV. **1657**
Rosner, Karl V. 2211
Roß, Colin IV. 1794
Rost, Alexander III. 1353
Rost, Hans Wilmsen L. s. Laurenberg, Johann
Rost, Johann Christoph II. **618,** 658
Rostock, Sebastian II. 519
Roth, Johann 359
Roth, Rudolf III. 1354
Rothe, Johannes 315, 323. — II. 626
Rother, König **110** f., 116
Rotrou, Jean V. 2296
Rotrudis 32
Rotteck, Karl von III. 1008, 1174
Rouanet-Kummer, Emilie IV. 1724
Rousseau, Jean Jacques II. 522, 557, 597, 598, 600, 603, 651, 667, 672, 673, 691, 725, 731, 737, 752, 754, 757, 758, 762, 763, 766, 799, 806, 807, 810, 814, 818, 824, 831, 837, 840, 841, 849, 854, 861, 861, 871, 889, 899, 910, 929, 944. — III. 1084, 1183. — IV. 1573, 2030. — V. 2201, 2213
Roussillon, Henriette von II. 812
Rowe, Nicholas II. 730
Rowley IV. 1669
Rubatscher, Maria Veronika V. 2411 f.
Rubeanus, Crotus 368, 374
Rubin 213
Rubiner, Ludwig V. 2229, **2230**
Rubinstein, Anton III. 1304
Rudelbach, Andr. Gottlob III. 1146
Rudl, Otto IV. 2014
Rudnick II. 650
Rudolf, Graf 127, 128
Rudolf von Rotenburg 303
Rudolf von Steinach 179
Rückert, Friedrich II. 520, 776. — III. 1008, 1011, 1048, 1063, 1071, **1074** f., 1082, 1086, 1110, 1150, **1151** ff., 1157, 1178, 1246, 1249, 1272, 1453, 1457
Ruederer, Josef IV. 1656 f.
Rüdiger II. 658, 700
Rüdiger, Elise III. 1287
Rüdiger von Bechlarn 17, 19
Rüttenauer, Benno V. 2156 f.
Ruf, Jakob 439
Ruge, Arnold III. 1175, 1220
Ruinart 89
Rumesland 307
Rumohr, Karl v. III. 1169
Rump, Diedrich Johann s. Jünger, Nathaniel
Rumpelmayer, Johannes s. Nordmann, Johannes
Rumpf IV. 1945
Runen 6, 10
Runge, Otto III. 1029, 1041
Runkel, Henriette von II. 643
Ruodlieb 62
Rueprecht v. Orbent 178
Rupert 25
Ruppius, Otto III. 1263
Ruseler, Georg V. 2194
Ruskin V. 2164
Rute, Hartwig v. 189

S.

Saager, Adolf V. 2212
Saar, Ferdinand von III. 1441, **1445** ff., 1459, 1473. — IV. 1967, 1968, 1971
Sacer, Gottfried Wilhelm II. 533
Sacher-Masoch, Leopold III. 1388, **1405**
Sachs, Oberkonsistorialrat II. 730
Sachs, Hans 234, 281, 326, 327, 389, 405, 407, **408** ff., 422, 428—430, 436, 446, 447. — II. 529, 549, 589, 739, 745, 810, 815, 818, 819, 935. — III. 1000, 1026, 1030, 1073, 1083, 1089, 1128, 1140, 1164, 1304, 1451. — V. 2081
Sachs, Jörg 408
Sachsendorf, der von 304
Sachsenspiegel 270
Sack, August Friedr. Wilh. II. 672, 679, 685
Sack, Gustav IV. **1739.** — V. 2114, **2285**
Sackville, Thomas 445
Sa'di II. 494, 776
Sadil, Meinrad IV. 1982
Sängerkrieg auf der Wartburg 308
Sailer, Michael von III. 1038, 1241, 1243
Sailer, Sebastian III. 1102
Saint Evremont, Charles Marguetel de Saint Denis, Comte Ethalan. II. 615
Saint-More, Benoît de 136, 284
Saint-Pierre, Bernardin de II. 667
Saint Réal, César Vichard abbé de II. 870
Saint-Simon, Claude Henri comte de III. 1175
Salat, Hans 437
Salbachius, Martinus 419
Salburg-Falkenstein, Edith Gräfin IV. 1814 ff.
Salis-Seewis, Johann Gaudenz von II. 783, **972** f.
Sallet, Friedrich von III. **1210** f. 1407
Sallust 260
Salman u. Morolf **115** f., 239
Salmasius II. 578
Salomé, Lou Andreas IV. 1825
Salten, Felix IV. 1624, **1641**
Salus, Hugo IV. 1671, **1686**
Salutat, Collucio 358
Salzmann, Christian Gotthilf II. 980
Salzmann, Felix s. Salten, Felix
Salzmann, Johann Daniel II. 807
Samarow, Gregor s. Meding, Oskar
Samhaber, Eduard IV. **1987** f. — V. 2111
Sand, George III. 1177, 1189, 1194, 1195, 1200, 1218, 1348, 1433
Sand, Karl III. 976
Sander II. 745
Sandrart III. 1001
Sandraudiga 5
Sandt, Emil IV. 1803
Sannazaro, Jacopo II. 473, 481, 489
Sanvitale, Leonore IV. 1693
Saphir, Moritz III. 1129, 1143, 1221
Sapper, Agnes IV. 1950
Sappho II. 799
Sarbiewski, Matthias Kasimir 421
Sardou, Victorien III. 1387, 1417, 1523, 1524. — IV. 1614
Sarnetzki, Dettmar Heinrich IV. **1908.** — V. 2321
Sartorius, Joachim II. 484
Sartory, Anna V. 2080
Saudeck, Robert IV. 1624, 1734
Sauer, August III. 1137. — IV. 1715
Sauer, Hedda IV. 1715
Sauer, Marie IV. 1716
Sautter, Samuel II. 973
Savigny, Friedrich Karl v. III. 1008, 1035, 1040, 1041, 1044, 1047, 1174
Saxo Grammaticus II. 633, 965
Sbruhl, Richard 299
Scala, Ferdinand von III. 1486
Scaliger, Julius Cäsar II. 484, 485, 610
Scandelli, Antonio 404
Scarron, Paul II. 572, 743, 744, 929
Schaching, Otto von III. 1489 f.
Schack, Adolf Friedrich Graf von II. 761. — III. 1015, 1095, 1356, 1359, **1360** ff.
Schad, Anton II. 522
Schadeck, Moritz IV. 1984
Schadow, Wilhelm III. 1162
Schäfer, Georg V. 2153, 2154, 2279
Schäfer, J. W. III. 1256
Schäfer, Wilh. V. **2129** ff., 2404
Schäferroman II. 489

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schaeffer, Albrecht V. 2137 ff.
Schaepmann, Hermann III. 1551
Schaer, Wilhelm IV. 1864
Schäufele, J. J. IV. 1953
Schäufelein, Hans 299
Schaffgotsch, Hans Ulrich von II. 490, 587
Schaffgotsch, Marie Gräfin s. Greiffenstein, M. von
Schaffner, Jakob IV. 1737. V. 2068, **2070** ff.
Schaidenreisser, Simon 362
Schandein, Ludw. III. 1355
Schanz, Frida IV. 1717, **1721**
Scharf, Ludwig IV. **1683** f.
Scharffenstein, Friedrich II. 848, 850, 853
Scharnhorst, Gerhard von III. 1070
Scharpfenberg 304
Scharrelmann, Wilhelm IV. 1865 f.
Scharschmidt, Matthäus III. 1304
Schartenmayer, Ulrich III. 1387
Schaufert, Hippolyt III. 1347
Schaukal, Richard von IV. **1702** ff. — V. 2210
Schaumann, Ruth V. 2358
Schaumberger, Heinr. III. 1514 f.
Schaumburg, R. s. Burg, Paul
Schaumburg-Lippe, Wilh. Graf von II. 770
Schaumburg-Lippe, Maria Gräfin II. 770, 772
Schauwecker, Franz V. 2401 f.
Schauwecker, Heinz V. 2402
Schede, Paulus Melissus 378, 422, 423. — II. 471, 484
Schedel, Hartmann 313, 400
Schedel, Hermann 359
Scheerbart, Paul IV. **1695.** — V. 2129, 2293
Schefer, Leopold II. 974. — III. 1086, **1155**
Scheffel, Josef Viktor von 55. — II. 594, 688. — III. 1217, 1356, **1375** ff., 1413, 1507, 1534, 1536, 1539. — IV. 1682, 1946
Scheffler, Johann II. 495, 518, **519** ff., 523. — III. 1151. — IV. 1698
Scheffner, Johann George II. 762
Scheidt, Kaspar 385, 389, 449
Scheifele, Johann Georg III. 1354
Schein, Hermann II. 492
Scheler, Max V. 2213
Schelling, Friedrich Wilhelm Josef II. 778. — III. **1002,** 1003—1005, 1007, 1015, 1022, 1024, 1027, 1029, 1033, 1034, 1040, 1044, 1047, 1107, 1146, 1159, 1253, 1273, 1396
Schelling, Karoline III. 994
Schelver, Hugo v. V. 2157
Schembart-Lauf 340
Schenk, Eduard von III. 1161
Schenkendorf, Max von III. 1071, 1072, 1074, 1387
Scheren, Hermann Heinrich II. 566
Scherenberg, Christ. Friedrich III. 1341. — IV. 1568, 1594
Scherer, Franz Wolfram IV. 2032
Scherer, Georg 455. — II. 564
Scherffer von Scherffenstein, Wenzel 385. — II. 491
Scherl IV. 1575
Schernberg, Dietrich 339
Scherpe, Hans III. 1426
Scherr, Johannes III. **1340,** 1413
Scherz, Johann Georg II. 463
Scherzer II. 519
Scheuermann, Julie Virginia, s. Laengsdorff, Jul. Virg.
Scheurlin, Georg III. 1381 f.
Scheyb, Frhr. von II. 610
Schickele, René IV. 1717. — V. **2275** f.
Schiebeler, Daniel II. 794
Schieber, Anna IV. 1949 f.
Schikaneder, Emanuel II. 750, 978, 979. — III. 1140
Schi-king III. 1247
Schildbürger 397
Schiller, Charlotte von s. Lengefeld
Schiller, Christophine II. 844, 846, 860, 873, 902
Schiller, Elisabeth Dorothea II. 889, 892
Schiller, Ernst II. 945
Schiller, Jörg 311
Schiller, Johann Caspar II. 844, 845, 847, 852
Schiller, Joh. Chr. Friedr. von 377, 384, 453. — II. 488, 535, 539, 543, 550, 561, 566, 590, 595, 596, 600, 601, 606, 624—626, 628, 655, 663—665, 667, 668, 680, 681, 685, 687, 695, 705, 709, 713, 716, 717, 719, 723, 724, 729, 736, 737, 742, 745, 750, 752, 753, 754, 755, 756, 758, 760, 777—779, 784, 790, 793, 795, 798, 800, 816, 817, 830—833, 836, 841, **842** ff., 874, 875, 882, 884, 889, 894—896, 898, 899, **901** ff., 972, 974—977, 979, 981. 982, 984, 988. — III. 993, 995, 999, 1011, 1014—1016, 1019, 1020—1022, 1024—1026, 1029, 1030, 1032, 1035, 1051, 1064, 1065, 1067, 1068, 1070, 1072—1075, 1077, 1078, 1081, 1082, 1088, 1092, 1093, 1095, 1096, 1101, 1102, 1105, 1109, 1113—1116, 1118, 1125, 1126, 1129, 1150, 1159, 1160, 1163, 1164, 1167, 1180, 1193, 1194, 1196—1198, 1202, 1216, 1218, 1228, 1238, 1239, 1244, 1250, 1274, 1279, 1285, 1286, 1290, 1291, 1298, 1301, 1304, 1305, 1348, 1350, 1351, 1367, 1396, 1398, 1426, 1442, 1446, 1477, 1480, 1483, 1505, 1515. — IV. 1556, 1565, 1588, 1591, 1613, 1618, 1654, 1658, 1661, 1662, 1670, 1688, 1689, 1763, 1907, 2018. — V. 2059, 2082, 2105, 2126, 2143, 2145, 2146, 2190, 2251, 2258, 2362, 2414, 2417
— An die Freude II. 869
— Anthologie auf das Jahr 1782 II. 856
— Balladen II. 935 f.
— Die Braut von Messina II. 960 ff.
— Briefe an den Augustenburger II. 913 f.
— Demetrius II. 969 f.
— Don Carlos II. 862, 867, 870 ff.
— Dramatischer Nachlaß II. 969
— Gedichte II. 923 ff.
— Geisterseher II. 870
— Geschichte des Abfalles der Niederlande II. 905
— Geschichte des 30j. Krieges II. 906
Schiller, Joh. Chr. Friedr. von, Die Götter Griechenlands II. 907
— Horen II. 915 f., 919 f.
— Die Jungfrau von Orleans II. 954 ff.
— Kabale u. Liebe II. 862 f.
— Laura-Oden II. 857
— Maria Stuart II. 950 ff.
— Musenalmanach II. 922
— Philosophische Aufsätze II. 910 ff.
— Die Räuber II. 851 ff.
— Sturm auf dem Tyrrhener Meer II. 851
— Über das Erhabene II. 917
— Über die ästhetische Erziehung des Menschen II. 916
— Über naive und sentimentalische Dichtung II. 918
— Verbrecher aus verlorener Ehre II. 870
— Verschwörung d. Fiesko II. 860, 862
— Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit der geistigen II. 852
— Wallenstein II. 945 ff.
— Wilhelm Tell II. 965 ff.
— Wirtembergisches Repertorium der Litteratur II. 858
— Xenien II. 926 ff.
Schiller, Karl II. 945
Schiller, Nanette II. 945
Schiller, Stephan II. 844
Schilling, Elisab. III. 1520
Schilling, Friedrich Gustav II. 757, 980
Schilter, Johannes II. 463
Schiltperger, Johann 349
Schimmelmann, Ernst Graf von II. 908
Schindler, Alexander Julius III. 1341
Schinkel, Karl Friedrich III. 1010, 1044
Schirges, Georg III. 1274
Schirmer, Adolf III. 1340
Schirmer, David II. 497, 575
Schlaf, Johannes IV. 1556, 1573, **1577** ff., 1582, 1586, 1600, 1603, 1621, 1682, 1686, 1730, 1756, 1766
Schlaikjer, Erich IV. 1627 ff.
Schlegel, August Wilhelm von II. 630, 660, 692, 732, 785, 795, 867, 931, 968, 976, 994, **995** f. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. 1002, 1004, 1106—1008, 1011, **1012** f., 1020, 1029, 1051—1054, 1057, 1061, 1072, 1076, 1112, 1126, 1182
Schlegel, Dorothea II. 931. — III. 1013, 1015. — IV. 1669
Schlegel, Friedrich II. 516, 520, 630, 687, 713, 735, 740, 764, 767, 778, 790, 842, 931. 959, 967, 968. — III. 993, 994, **995** ff., 1003—1007, 1010, 1011, 1015, **1016** ff., 1020, 1022, 1024, 1031, 1049, 1072, 1074, 1077, 1122, 1151, 1239. — V. 2166
Schlegel, Johann Adolf II. 594, 623, 626, 628, **630,** 636, 642, 676, 677, 690
Schlegel, Johann Elias II. 545, 615, 617, 621, 623, 626, 627, **630** ff., 676, 677, 723, 732, 757. — III. 1067
Schlegel, Johann Heinrich II. 632
Schlegel, Karoline III. 1015
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst III. 996, 999, 1003, **1005** f., 1007, 1014, 1017, 1021, 1022, 1024, 1044, 1070, 1076, 1182
Schlenkert, Friedrich Christian II. 980
Schlenther, Paul IV. 1558
Schleyer, Johann Martin III. 1550
Schlicht, Freiherr von s. Baudissin, Wolf Graf
Schlichtegroll II. 654
Schlögl, Friedrich III. 1113
Schloenbach, Arnold III. 1211
Schlözer, August Ludwig II. 725
Schlosser, Friedrich Johann III. 1240, 1244
Schlosser, Johann Georg II. 753, 787, 804, 806, 835. — III. 1244
Schlottschauer III. 1039
Schlüter, Christoph Bernhard III. 1244, 1283, 1286. — IV. 1891
Schmelzl, Wolfgang 435
Schmezer, Pfarrer III. 1377, 1378
Schmid, Christoph III. 1341 f.
Schmid, Conrad Arnold II. 630
Schmid, Ferdinand v. III. 1407
Schmid, Hermann Theodor von III. **1276** f., 1381, 1491
Schmidt, Premierleutnant III. 1520
Schmidt, Alfr. IV. 2030 f.
Schmidt, Anton s. Dietzenschmidt
Schmidt, Eduard s. Edschmid, Kasimir
Schmidt, Elise III. 1300
Schmidt, Expeditus V. 2100, **2328**
Schmidt, Fanny II. 684
Schmidt, Georg Philipp II. 973
Schmidt, Heinrich III. 1079
Schmidt, Johann Christoph II. 626, **630,** 676, 677
Schmidt, Josef A. IV. 2002
Schmidt, Julian III. 1256, 1307
Schmidt, Klamer II. 653, 972
Schmidt, Konrad Arnold II. 626
Schmidt, Lorenz II. 671
Schmidt, Marie Sophie II. 677
Schmidt, Maximilian III. 1432, **1487** f., 1494. — IV. 1914
Schmidt, Otto Ernst IV. **1626** f., 1661, 1740, 1852
Schmidt, Wilh. s. Schmidtbonn, Wilhelm
Schmidtbonn, Wilhelm IV. **1651** ff. — V. 2362
Schmidthüs, Karlheinz V. 2193
Schmiedtgen, Joh. II. 980
Schmitthenner, Adolf IV. 1940 ff.
Schmitz, G. IV. 1949
Schmitz, Maria s. Fabri de Fabris
Schmitz, Oskar A. H. IV. 1667, 1739, 1790
Schmolck, Benjam. II. 586
Schnaase, Karl III. 1010, 1162, 1256
Schnabel, Heinr. IV. **1666.** — V. 2214, 2251
Schnabel, Johann Gottfried II. 557
Schnack, Anton V. 2344
Schnack, Friedrich V. **2321** ff., 2336, 2344
Schneckenburger, Max III. 1075, **1203**
Schnehen, Rudolf v. IV. 2032
Schneider, Nat II. 802
Schneider, Albert IV. 1791
Schneider, Michael II. 490
Schneider, Thekla III. 1543
Schnepperer, Hans s. Rosenplüt
Schneuber, Johann Matthias II. 477, 507
Schnezler, Ferdinand August III. 1238
Schnifis, Laurentius von II. 516
Schnitzer, Manuel IV. 1733
Schnitzler, Arthur IV. 1624, **1637** ff., 1641, 1643, 1649, 1666, 1671, 1673, 1967. — V. 2403
Schnorr v. Carolsfeld, Julius 235
Schober, Huldrich 422
Schober, Thekla von III. 1344
Schoch, Johann Georg II. 494
Schönaich, Christoph Otto von II. 545, 621, 622, 686, 687. — III. 1067, 1229
Schönaich-Carolath, Emil Prinz III. 1322, 1413. — IV. 1599
Schönbach 57, 268, 269. — III. 1516
Schönborn, Friedrich Ernst II. 791, 823
Schönborn, Georg II. 558
Schöne, Ludwig III. 1126
Schönemann II. 571, 614, 617, 618
Schönemann, Lilli (Anna Elisabeth) II. 830, 889, 892
Schönherr, Karl IV. 1624, **1645** ff., 1963, 1968
Schönkopf, Familie II. 636
Schönkopf, Anna Katharina II. 804, 805
Schönlank, Bruno V. 2209
Schönsperger, Hans 299
Schönthan, Franz von III. 1401, 1526. — V. 1624
Schöpf, Johann IV. 2007
Schöpper, Jakob 429
Schola Palatina 31
Scholz, Maria, s. Stona, Marie
Scholz, Wilhelm von IV. 1660, **1663** ff., 1674
Schonaeus, Kornelius 428, 433
Schonebek, Brun von 319
Schopenhauer, Adele III. 1286
Schopenhauer, Arthur III. 1036, 1202, **1253** f., 1256, 1327, 1385, 1390, 1394, 1396, 1421, 1423, 1421, 1511, 1518. — IV. 1555, 1573, 1584, 1632, 1650, 1968. — V. 2213
Schoppe, Amalie III. 1292
Schopper, Hartmann 419
Schorlemer-Alst, Burghard Frhr. von III. 1384
Schorn, Henriette von III. 1274
Schorus, Antonius 430
Schosser, Anton IV. 1989
Schott, Anton IV. 1956 f.
Schottelius, Justus Georg II. 462, 468, 475, 477, 485, 506, 511, 617
Schrätel u. Wasserbär 288
Schramm III. 1341
Schrat 5
Schreckenbach, Paul V. 2167 f.
Schreiber, Aloys III. 1161
Schreiber, Tugendhafter 212
Schreyer, Lothar V. 2267
Schreyvogel, Josef III. 1114, 1116, 1118—1120, 1122, 1128, 1130, 1144
Schreyvogl, Friedrich V. 2340 ff.
Schröder, C. IV. 1901. — V. 2308, 2309, 2344
Schröder, Charlotte II. 618
Schröder, Eduard V. 2358, 2361, 2380
Schröder, Emma III. 1293
Schröder, Friedrich Ludwig II. 571, 748, 799, 816, 834, 866, 874, 942, 976. — III. 1031
Schröder, Helmuth III. 1321
Schröder, Rudolf Alexander IV. **1685**
Schröder, Sophie III. 1244, 1548
Schröder, Wilh. III. 1315
Schrönghamer-Heimdal, Franz IV. 1914
Schröpfer II. 828
Schroer, Gustav V. 2422
Schröter, Korona II. 875, 878, 880
Schrott-Fiechtl, Hans IV. 1997 ff.
Schrott-Pelzel, Henriette IV. 2002 f.
Schubart, Christian Friedrich Daniel II. 595, 685, 686, 751, 754, **796** ff., 826, 844, 850, 853, 854, 856, 857, 901. — III. 1025, 1109, 1129. — IV. 1821
Schubart, Ludwig II. 850
Schubert, Franz III. 1010, 1059, 1224. — IV. 2026
Schubert, Gotthilf Heinrich von III. **1003,** 1066
Schubert, Sophie III. 1035
Schubin, Ossip IV. 1817
Schücking, Levin III. 1207,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1287, 1288, 1336. — IV. 1900, 1948
Schüler, Gustav IV. 1717, **1722**
Schütz, Komponist II. 574
Schütz, Maler II. 893
Schütz, Philologe II. 901
Schütz, Christian Wilhelm von III. 1051
Schütz, Heinrich II. 489
Schütz, Julius Franz IV. 2032
Schütz (Toxites), Michael 419
Schuldramen 425, 433. — II. 569
Schulen 33
Schulenburg, Werner von IV. 1735 f.
Schullern, Heinrich von IV. 1995 f.
Schulowsky III. 1082
Schulte von Brühl, Walter IV. 1895
Schultes, Matthaeus 299
Schulthes, Barbara II. 928
Schultheß II. 658, 679
Schults, Adolf III. 1382
Schultz II. 525
Schultze, W. s. Arminius, W.
Schulz, Abraham Peter II. 781, 798
Schulze, Ernst II. 506, 783, **1058** f.
Schulze, Friedrich August II. 757, 982
Schulze, Georg Wilh. III. 1216
Schulze, Theodor s. Etzel, Theodor
Schulze-Smidt, Bernhardine III. 1522
Schumacher, Balthasar Gerhard II. 973
Schumann, Johann Daniel II. 720
Schumann, Robert III. 1009, 1010, 1063, 1085, 1290. — V. 2150
Schumann, Ruth V. 2301 ff.
Schumann, Valentin 394, 397
Schummel, Johann Gottfried II. 980
Schupp, Ambros IV. 1908
Schupp (Schuppius), Johann Balthasar II. 462, **533** ff., 549, 578
Schur, Ernst IV. 1579, **1686**
Schurek, Paul IV. 1868 f.
Schurz, Karl III. 1230
Schuselka, Franz III. 1220
Schussen, Wilh. IV. 1952 ff.
Schwab, Gustav 395. — II. 780. — III. 1057, 1059, 1093, 1097, **1099** ff., 1104, 1110, 1145, 1234
Schwab, Johann Christoph III. 1099
Schwabe, Johann Joachim II. 603, 617, 621, 626, 640, 642, 658, 697
Schwabe, Toni IV. 1812
Schwabe von der Heyde, Ernst II. 473, 484
Schwabenspiegel 270
Schwänke 393
Schwaiger, Michael Josef IV. 2032
Schwan, Buchhändler II. 855, 860, 863
Schwanenjungfrauen 5
Schwartzenberg, Joh. Frhr. von 455
Schwarz, Albert IV. 1861
Schwarz, Franz von IV. 1793
Schwarzerloh II. 765
Schwarzkopf, Nikolaus IV. 1911 f.
Schwayer, Adolf IV. 1621
Schweinichen, Hans v. 454
Schweinitz, David von II. 509
Schweitzer, Anton II. 739
Schwenkfeld II. 524
Schwenter, Daniel II. 562
Schwering, Julius III. 1540, **1541**
Schwertlin v. Burtenbach, Sebastian 454
Schwerttanz 13
Schwind, Moritz von III. 1108, 1129, 1220, 1360, 1376, 1380
Schwitter, Kurt V. 2294
Schwörer, Ignaz III. 1502
Scott, Walter II. 817. — III. 980, 994, 1012, 1053, 1061, 1082, 1103, 1136, 1161, 1168, 1209, 1237, 1243, **1257,** 1258, 1260, 1283, 1308, 1336, 1441, 1457. — IV. 1725
Scribe, Augustin Eugène III. 1191, 1236, 1306, 1307, 1337, 1351
Scriver, Christian II. 522
Scudéry, Georges de II. 541
Scudéry, Madeleine de II. 541, 542, 545, 581
Scultetus, Andreas II. 491, 578
Scultetus, Tobias II. 481
Sealsfield, Charles III. 1209, **1261** f., 1263, 1264
Sebrecht, Friedrich V. 2257
Sebregondi, di III. 1459
Seckendorff II. 737, 875. — III. 1078, 1097
Sedulius 418
See, Gustav vom s. Struensee, G. v.
Seeber, Josef III. 1549
Seeburg, Franz von III. 1458
Seeger, Johann Georg IV. 1915
Seeliger, Ewald Gerhard IV. 1717, **1721,** 1791, **1922** f.
Seemann, August IV. 1868
Seemüller 50
Segantini IV. 1994
Seidel, Sekretär II. 880
Seidel, Heinr. III. **1508** f. — IV. 1919
Seidel, Ina V. 2210, **2305** ff.
Seidel, Willy IV. 1793
Seidenfaden, Theodor V. 2105
Seidl, Johann Gabriel III. 1113, **1148** f.
Seifried 293
Seifried v. Ardemont 290
Seillern, Graf III. 1118
Seitz, Alexander 440
Selden, Camilla III. 1183
Seliger III. 1480
Semmelhofer, Endres 407
Semper, Gottfr. III. 1465
Seneca 260, 324, 424, 431. — II. 466, 488, 577, 632
Senftl, Ludwig 403
Senn, Johann III. 1224
Sepulveda, Lorenzo II. 778
Sequenzen 64
Seraffi, Abbate II. 885
Sergel, Albert V. 2339 f.
Serner, Walter V. 2294
Servatius, Legende 90
Seuffer, G. III. 1354
Seume, Johann Gottfried II. 742. — III. **1074**
Seuse, Heinrich 345
Severin 25
Seydelmann III. 1163
Seyerlen, Egmont IV. 1739
Seyler, Kaufmann II. 715
Shaftesbury, Anthony Graf von II. 590, 596, 598, 599, 656, 672, 703, 704, 710, 730, 733, 742, 881, 912
Shakespeare, William 416, 417, 442, 445, 447, 453. — II. 498, 549, 558, 559. 562, 568, 571, 577, 581, 590, 612, 629, 632, 670, 695, 708, 716, 732, 740, 749, 752, 753, 760, 766, 771, 773, 785, 793, 794, 796, 799, 800, 805—807, 809, 811, 815, 816, 832, 833, 835, 836, 839. 840, 849, 874, 879, 932, 950, 958, 959, 966, 978. — III. 996, 1000, 1002, 1008, 1012, 1013, 1016, 1019, 1026, 1027, 1029—1032, 1043, 1054, 1061, 1065, 1067, 1070, 1080, 1092, 1122, 1129, 1131, 1135, 1140, 1142, 1144, 1159, 1163, 1164, 1168, 1198, 1206, 1210, 1228, 1235, 1237, 1251, 1279, 1291, 1301, 1302, 1304—1306, 1316, 1369, 1408, 1419, 1426, 1446, 1477, 1479—1481, 1483, — IV. 1573, 1587, 1588, 1589, 1606, 1630, 1635, 1653, 1654, 1658, 1664, 1670, 1673, 1674, 1682, 1695, 1715, 1885. — V. 2145, 2263, 2268, 2350
Shaw, Bernard II. 959. — IV. 1624, 1629, 1674. — V. 2244
Sibeth, H. G. III. 1320
Sickingen, Franz von 371, 375, 376
Sidney, Philipp II. 479, 481, 489, 490, 505, 540
Siebel, Karl III. 1382
Sieben Graden, von den 319
Siegfried 18
Siegfried, Samuel II. 973
Siegfried, Walther IV. **1767** ff., 1807
Sievers, Otto II. 970
Sievers, W. IV. 1792
Sigeher, Meister 307
Sigenot 248
Sigihart 49
Silberstein, August Karl III. 1277
Silbert, Johann Peter III. 1122, 1240
Silcher, Friedr. III. 1010, 1094, 1109
Silvester, Legende 92
Simler, Johann Wilhelm II. 507
Simmel V. 2266
Simonides v. Keos II. 711
Simrock, Karl Josef 395. — III. 1228, 1231, **1234** f., 1243. — IV. 1609
Sinclair, Emil s. Hesse, Hermann
Singer-Rowe, Elisabeth II. 729
Singuf 307
Sinthgunth 5
Sintzig, Petrus IV. 1792
Skeireins 23
Skopen 65, 66
Skowronnek, Fritz IV. 1883

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Skowronnek, Richard IV. 1624, **1884**
Slatheim, Giselher v. 345
Slomen, Eliza III. 1344
Smets, Wilhelm III. 1078, 1244
Smidt, Heinr. III. **1263** f.
Snoilsky, Graf III. 1464
Soden, Heinrich Graf II. 817. — III. 1123
Söhle, Karl IV. 1853 f.
Sömmering, Samuel Thomas von II. 841, 891
Sohnrey, Heinrich IV. 1831, **1833,** 1841
Sokrates II. 732
Solger, Reinhold II. 959. — III. 1211
Solinus 181
Solitaire, M. III. 1407
Sommer, Feder IV. 1740, 1922
Sommer, Johann II. 529
Sonnenburg, Friedrich v. 307. — II. 687, 973
Sonnenfels, Josef Frhr. v. II. 744, 747, 748, 750, 978. — III. 1116
Sonnenthal, Adolf von III. 1196
Sonnleitner, Christoph III. 1117
Sophokles II. 488, 631, 709, 712, 771, 790, 881, 895, 934, 950, 952, 963, 970. — III. 1159, 1228. — IV. 1636, 1660, 1662. — V. 2252
Sorel, Charles II. 549
Soret, Friedrich Jakob III. 1081
Sorge, Reinhard Johannes V. 2214, 2222, **2236** ff., 2250, 2251, 2257, 2293
Soyaux, Ludwig IV. 1721
Spalatin, Georg 374
Spalding, Johann Joach. II. 609, 652, 672, 686. — IV. 1573
Spangenberg, Cyriak. 398. — II. 538
Spangenberg, Johann 419
Spangenberg, Wolfg. 433
Spann-Rheinfch, Erika V. 2339
Speck, Wilhelm IV. 1734
Speckmann, Diedrich IV. 1834 ff.
Speckter, Erwin III. 1345
Speckter, Otto IV. 1599
Speculum humanae salvationis 319
Spee, Friedrich v. II. 503, 511, **512** ff., 521. — III. 1038
Speidel, Ludwig IV. **1649**
Spence II. 710
Spencer 444
Spencer, Herbert III. 1252
Spener, Philipp Jakob 455. — II. **521** f., 539, 631
Spengler, Lazar. 378, 410
Sperl, August V. 2087 ff.
Sperl, Heinrich V. 2087
Spervogel 126, 127, 193, 265
Spervogel, der junge 126, 127
Speyer, M. III. 1541
Speyer, Wilh. V. 2414 f.
Spiegel der Minne 319
Spiegel deutfcher Leute 270
Spiegelberg II. 571
Spiele, eschatologifche 99
Spielhagen, Friedrich III. 1165, 1192, 1388, **1389** ff., 1517. — IV. 1749, 1750
Spielleute 65, 66, 76
Spielmannsdichtungen **109** ff., 299
Spiero, Heinrich IV. 1595, **1710**
Spieß, Christian Heinrich II. 930, 977, 981
Spiller von Hauenfchild, Richard Georg II. 992. — III. 1228
Spillmann, Jof. IV. 1791. — V. 2096 f.
Spindler, Karl III. 1169, 1240
Spinoza, Baruch II. 459, 709, 774, 827, 828. — III. 1003, 1005, 1164. V. 2093, 2121
Spitta, Karl Johann Philipp III. 1245, 1247
Spitteler, K. III. **1503** ff. — IV. 2018. — V. 2145, 2402
Spitzweg, Karl III. 1360. — V. 2419
Sprachgefellfchaften II. 473
Sprengler, J. IV. 1588. — V. 2250, 2355
Sprichwörter, 59, 392
Sprickmann, Matthias II. 705. — III. 1244, 1285
Springer, Anton III. 1256
Spruchdichtung 125, 185
Spruchgedichte 278
Spruchpoefie 14
Sprüche 14, 185, 186
Spunda, Franz V. 2152 f.
Spyri, Johanna III. 1522
Stabius 295
Stach, Ilfe von V. 2296 ff.
Stadeck, Rudolf II. von 303
Stadion, Graf von II. 731
Stadler, Ernst V. 2227 f.
Stägemann, Friedrich von III. 1038, 1068, 1074
Stähelin II. 596, 598
Stael-Holftein, Anne Louife Germaine Baronin II. 826, 944. — III. 1015, 1044, 1054, 1082, 1122
Stäudlin, Gotthold Friedrich II. 856
Stagel, Elsbet 345
Stahr, Adolf III. 1200, 1256
Stamberg 304
Stammler, Rudolf IV. 1879. — V. 2213
Stang, Sigism. V. 2372
Starck II. 802
Stark II. 787
Statius 134, 136, 284, 419, 421. — II. 487
Staudacher, Kantor II. 973
Stauffer-Bern IV. 1768. — V. 2132, 2165
Staupitz, Johann von 374, 410
Stavenhagen, Fritz IV. **1855** f., 1872
Steele, Richard II. 601
Steffen, Albert IV. **1675.** — V. 2068
Steffens, Heinrich III. **1002** f., 1007, 1029
Stegemann, Hermann IV. **1926** ff. — V. 2081
Stegreifspiele II. 572
Stehr, Herm. IV. **1756** ff. — V. 2413, 2415
Steigentefch, Auguft Frhr. von II. 979
Steiger, Hans IV. 2032
Stein III. 1526
Stein, B. III. 1371, 1468
Stein, Charlotte von II. 875, 877, 879—882, 885, 889, 892, 897, 900, 903, 924, 951. — III. 1081
Stein, Fritz II. 889
Stein, Heinrich von III. 1425
Stein, Karl, Frhr. von III. 1033, 1049, 1070, 1329
Stein, Marquart von 349
Stein, Wilhelm III. 1354
Steinbach, Erwin von II. 809
Steiner, Rudolf IV. 1675
Steinhardt, Julius IV. 1794
Steinhaufen, Heinrich III. 1533. — IV. 1610
Steinhöwel, Heinrich 360, 393
Steinle, Eduard III. 1035, 1039
Steinmann, Friedrich III. 1244
Steinmann, Karl III. 1355
Steinmar, Berthold 304, 305, 312, 322
Steinmüller, Paul V. 2169
Steller, Karl III. 1382
Stelzhamer, Franz III. 1113. — IV. 1644
Stephan 54
Stephani, Clemens 435
Stephan, Schulmeifter 320
Stephanie II. 750
Sterder, Heinrich 359
Stern, Adolf III. 1464 f.
Stern, Maurice Reinhold von IV. 1683
Sternberg, Leo IV. 1708
Sterne, Lawrence II. 734, 745, 753, 875, 985. — III. 1096
Sterneder, H. IV. 1986 f.
Sternheim, Karl V. 2227, **2239** ff., 2247, 2248, 2355
Stettenheim, Julius III. 1511
Stettler, Anton II. 507
Stettler, Michael 453
Steub, Ludwig III. 1275
Stickelberger, Emanuel V. 2068 f.
Stieglitz, Charlotte III. **1189, 1193**
Stieglitz, Ludwig II. 973. — III. 1170
Stieler, Caspar II. 565
Stieler, Karl III. 1353 f.
Stier, Rudolf III. 1246
Stifter, Adalbert III. **1277** ff., 1321, 1435, 1439, 1441. — IV. 1705, 1924, 1956, 1958, 2017, 2020. — V. 2131
Stilgebauer, Eduard IV. **1736** f. — V. 2212
Stille, Guftav IV. 1869
Stillfried, Felix III. 1320
Stimmer, Tobias 387, 389
Stinde, Julius III. 1507
Stirner, Max III. 1175. — IV. 1683, 1811
Stobaeus, Johann II. 500, 501
Stock II. 804
Stock, Dora II. 868, 869
Stock, Minna II. 868, 869
Stock, Norbert IV. 2001
Stockhaufen, Juliane von V. 2172 ff.
Stockmann, Alois V. 2051, 2094
Stöber, Adolf III. 1239
Stöber, Daniel Auguft III. 1239
Stößl, Otto IV. 1974 ff.
Stoke, Melis 331
Stolberg, Auguste Luife II. 830

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stolberg, Christian Graf II. 781, **787** ff., 831
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu II. 688, 754, 764, 780, 781, 784, 785, **787** ff., 795, 799, 831, 907, 927, 935, 961. — III. 1074, 1240, 1284. — IV. 1990
Stoll, Ludwig III. 1098
Stolle, Ferdinand 307. — III. 1169
Stolterfoth, Adelheid von III. 1238
Stoltze, Friedrich III. 1355
Stolz, Alban III. 1461, **1501** ff., 1548. — IV. 2001, 2008. — V. 2378, 2379
Stolzenberg, Georg IV. 1579, **1686**
Stona, Maria IV. 1829
Stoppe, Daniel II. 588, 594
Storch, Ludwig III. 1169, 1348
Storm, Theodor III. 1063, 1290, 1319, **1321** ff., 1331, 1338, 1358, 1370, 1371, 1374, 1407, 1411, 1447, 1468, 1513. — IV. 1554, 1594, 1595, 1598, 1599, 1663, 1707, 1724, 1817, 1831, 1838, 1842, 1845, 1854, 1855, 1859, 1894. — V. 2148, 2149, 2153, 2154, 2337
Stoskopf, Gustav IV. 1929
Stoß, Veit 355, 410
Strachwitz, Moritz Graf v. III. 1061, 1229, 1316, 1356. — IV. 1596, 1717, 1719, 1724, 1725
Strada, Famian II. 894
Stramm, August V. 2214, **2228,** 2250
Stramm, Wilhelm Andreas V. 2285
Stranitzky, Josef Anton II. **572** ff., 749, 978. — III. 1427
Straß, Karl Friedr. Heinr. III. 1203
Straßburger, Egon Hugo III. 1508
Strasser, Charlat V. 2285
Stratz, Rudolf IV. 1736, 1737, **1746** f., 1749. — V. 2211
Straube, Gottlob Benjamin II. 617, 626
Strauch II. 519
Strauß, David Friedrich III. 1104, **1111,** 1112, 1146, 1166, 1174, 1175, 1220, 1240, 1252, 1268
Strauß, Emil IV. 1739, **1930** ff., 1934
Strauß, Johann III. 1523
Strauß, Oskar IV. 1687
Strauß, Richard III. 1147. — IV. 1574, 1636
Strauß und Torney, Lulu von IV. 1717, **1719** f.
Strauß und Torney, Viktor Friedrich von III. 1247. — IV. 1719
Streckfuß, Karl III. 1244
Streicher, Andreas II. 856, 859, 860, 863
Streicher, August (Gustav) IV. 1989 f.
Stricker 176, **257** f., 267, 286, 316, 322, 330
Strindberg, August IV. 1556, **1561,** 1580, 1583, 1610, 1629, 1643, 1644, 1672, 1688, 1990. — V. 2217, 2235, 2253, 2259, 2260, 2266, 2267
Strobl, Karl Hans IV. 1737, **1787** ff.
Strodtmann, Adolf Heinr. III. 1228 f.
Strubberg, Friedrich Aug. III. 1263
Strübe, Friedrich V. 2144
Strübe, H. s. Burte, Hermann
Struensee, Gustav von III. 1338
Strunz V. 2160
Stubenberg, Graf II. 506, 540
Stubenberg, Mathilde Gräfin IV. 1761
Stucken, Ed. IV. **1668** ff. — V. 2392
Stüven, Peter II. 617
Stuhlmann, Adolf IV. 1869
Stumpf, Johannes 453. — II. 965
Sturm, H. V. 2357
Sturm Johannes 387, 424, 431
Sturm, Julius III. 1247 f.
Sturmius 26
Sturz, Helferich Peter II. 680, 690, 757, 817
Stymmelius, Christof 432
Suchensinn 311
Suchenwirt, Peter 311, **325**
Sudermann, Hermann III. 1373, 1417. — IV. 1589, 1592, 1610, **1613** ff., 1620, 1624, 1723, 1738, 1769, 1831, 1846. — V. 2353
Sudhoff V. 2162
Sue, Eugène III. 1177, 1191, 1198, 1528
Sünden Widerstreit 319
Sündenbekenntnis 35
Sündenklage, Vorauer 84
Sündenklagen 83
Sueton 32
Sulzer, Johann Georg II. 600, 623, 650, 652, 658, 660, 679, 709, 755, 763, 831
Summenhart Konrad 368
Suntheim 295
Suppé, Franz v. III. 1523
Supper, Auguste IV. 1945 ff.
Suse, Theodor IV. 1706
Susman, Margarete IV. 1716
Suso, Heinrich II. 515. — III. 1242. — IV. 1663
Suttner, Arthur Gundaccar Frhr. von IV. 1817
Suttner, Bertha von IV. 1817 f.
Sveth, Margarethe v. III. 1108
Swalbacius, Georg 431
Swedenborg, Emmanuel III. 1050. — V. 2253
Swiehack, Karl s. Elmar, Karl
Swift, Jonathan II. 601, 637, 638, 721, 745, 753, 756, 830, 837
Swinburne, Algernon Charles II. 952. — IV. 1630
Swoboda, Dr. III. 1435
Sybel, Heinrich von III. 1255
Sylva, Carmen III. 1415 f.
Szczepanski, Paul von IV. 1736
Széchényi, Franz Graf von III. 1239

T.

Tacitus 3, 6, 10—13, 21, 56, 361. — II. 468, 546, 725, 758. — III. 1451, 1468, 1639
Taine, Hippolyte IV. 1557
Taler 304
Talma, François Joseph II. 942
Talvetz, M. IV. 1792
Tamm, Traugott IV. 1853
Tanfana 4, 13
Tannengesellschaft II. 477
Tanner, Adam 455. — II. 513
Tannhäuser 265, 300, 303, 304, 404
Tarnow, Fanny III. 1344
Tasso, Torquato II. 463, 473, 481, 490, 626, 706. — III. 1008, 1015, 1033
Tassoni, Alessandro II. 640
Tatian 38, 40
Taube, Ambros III. 1242
Taubmann II. 532
Tauentzien, Bogisl. Friedrich von II. 709
Taufgelöbnis, fränkisch. 36
Taufgelöbnis, sächsisches 34
Tauler, Johannes 314, **346.** — II. 515
Tavel, Rudolf von V. 2077
Taylor, George III. 1531
Tegetthoff, Admiral IV. 1815
Tegner, Esaias III. 1231, 1539, 1540
Telmann, Konr. III. 1394. — IV. 1712
Temme, Hubert III. 1338
Tempeltey, Ed. III. 1353
Tenckhoff, Albert III. 1514
Tennyson, Alfred Lord III. 1209, 1453, 1541
Tepe van Heemstede, Leo III. 1550 f.
Terenz 61, 62, 67, 260, 362, 369, 424, 425, 427, 428, 431, 433, 445. — II. 697, 875, 943
Terramare, Georg s. Eisler von Terramare, G.
Tersteegen, Gerhard II. 520, **523**
Tetzner, Lisa V. 2182 f.
Teufels Netz 323
Teufelsspiel 334
Teutleben, Kaspar von II. 474
Textor, Johann Wolfgang II. 801
Thackeray, William Makepeace III. 1237, 1391. — IV. 1772
Thaler, Josef III. 1239
Theobald, Zacharias 454
Theodorich 16, 17, 19, 23
Theodulf 32
Theokrit II. 489, 665, 667, 785, 786, 799. — III. 1107
Theophano 54
Theophile II. 580
Theophilus 61, 339
Thidrekssaga 17, 55, 133, 228, 245, 247, 251, 300
Thielmann, Generalin III. 1285
Thienemann, Marie IV. 1602
Thierry, Augustin III. 1468
Thieß, Frank V. 2279 ff.
Thietmar, Bischof 54, 73
Thing 6
Tholuck, F. A. III. 1240
Thoma, Hans IV. 1610, 1632
Thoma, Ludwig IV. 1625, **1655** f., 1740, 1997. — V. 2355
Thomas von Aquin 169, 173, 276

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thomasin v. Zirklaria 201, 261, 322, 411
Thomasius, Christian II. 459, 460, 463, 464, 513, 535, 547, 554, 591, 601, 602, 608, 638, 647, 669
Thompson, W. V. 2402
Thomson, James II. 590, 592, 601, 632, 662, 667, 729, 750
Thoranc II. 801
Thoyras, Rapin de II. 952
Thrafolt, E. IV. **1892** ff., — V. 2309, 2358
Thümmel, Moritz August v. II. 744
Thuille, Ludwig IV. 1687
Thumann, Paul III. 1540
Thummerer, Johannes IV. 1960
Thurneißen zum Thurn, Leonhard 398
Thyrsis 32
Tibull II. 785, 898
Tiburtius, Karl III. 1320
Tieck, Ludwig 395. — II. 553, 557, 568, 634, 687, 817, 866, 867, 879, 930, 950, 959. — III. 993—996, **999** ff., 1003, 1004, 1006, 1007, 1011—1013, 1017, 1022, 1023, **1026** ff., 1034, 1037, 1040, 1041, 1054, 1056, 1057, 1059, 1061, 1066, 1069, 1076, 1077, 1088, 1094, 1105, 1106, 1112, 1131, 1144, 1159, 1163, 1167—1169, 1179, 1183, 1198, 1250, 1279, 1280, 1303, 1356, 1369, 1464. IV. 1654, 1938. — V. 2166, 2388
Tiedge, Christoph August II. 974
Tiele, A. K. T. IV. 1722
Tierdichtungen, Lateinische 59
Tierepen 59
Tiermärchen 59
Tiersage 58, 59, 117
Tierschwänke 59
Tillier, Claude IV. 1707
Tillotson, John II. 671
Tilly, Johann II. 973
Timme, Christian Friedrich II. 853
Tindal, Matthew II, 671, 672
Tinhofer, Karl V. 2425
Tinti, Mathilde Baronin s. Stubenberg, Math. Gräfin
Tirol, König 266
Tischbein, Wilhelm II. 893
Tischputatz 341
Tischzucht 265
Titurel, Der jüngere 289
Titz, Joh. Peter II. 485, 491, **501** f., 532
Tivaz 3
Tizian II. 711
Tnugdalus s. Tundalus
Tobiasbuch 88
Tobler III. 1036
Tochter Sion, Von der 319
Töpfer, Karl III. 1161
Törring-Cronsfeld, Josef August II. 817. — III. 1296
Toggenburg, Kraft Graf v. 303
Tolland II. 672
Toller, Ernst V. **2247** f., 2265
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch Graf III. 1438. — IV. 1556, **1563** f., 1578, 1602, 1732, 1750, 1838. — V. 2213
Torresani, Karl Ferdinand Frhr. von IV. 1745 f.
Torrund, Jassy V. 2181
Totzenbach, Gottfr. v. 302
Tovote, Heinz IV. **1730,** 1748
Toxites s. Schütz, Michael
Trabert, Adam IV. 1912 f.
Trackl V. 2214
Träger, Albert III. 1382. — IV. 1575
Trajan 3
Trakl, Georg V. **2226** f., 2234, 2344
Traudt, Valentin IV. 1911
Traun, Julius von der s. Schindler, Alex. Jul.
Traunsdorf, J. H. v. II. 507
Trautmann, Fr. III. 1340
Trebitsch, Siegfried V. 2403 f.
Trede, Paul III. 1320
Treitschke, Heinrich v. IV. 1602, 1750. — V. 2081
Trentini, Albert von IV. 2011 f.
Tresch II. 765
Treffau, Graf II. 739, 740
Treffel, Josef Matthias s. Thrafolt, Ernst
Treybsaurwein von Ehrentreitz, Marx 296, 297 298
Triller, Wilhelm II. 594, 621, 651, 658
Trinius, August IV. 1913
Trippel, Alexander II. 893
Trissino II. 484, 488
Tristan u. Isolde 128, 416
Trithemius, Johannes 354, 364, 398
Troemer II. 714
Trojan, Johannes III. **1507** f. — V. 2210.
Troller, Ernst V. 2211
Tromlitz, Karl v. III. 1169
Troost II. 808
Trost in Verzweiflung 260
Trotzendorf II. 480
Trouveres 182
Trudpert 25
Tschabuschnigg, Adolf Ignaz R. von III. 1222 f.
Tscharner, Vincenz Bernhard von II. 687
Tscherning, Andreas II. 491, 502
Tscherning, Paul II. 532
Tschudi, Aegidius 218, 453. — II. 965
Tünger, Augustin 362, 394
Türckheim, Graf v. II. 831
Tüsch, Erhart 332
Tüshaus, Katharina Maria V. 2178 f.
Tugendhafter Schreiber s. Schreiber
Tundalus 89, 391. — II. 529
Tungern 3
Tunnicius, Anton 392
Turgenjew, Iwan III. 1393, 1405, 1433. — IV. **1526.** — V. 2201
Turner, E. IV. 1793
Tutilo 52, 94, 95
Twinger von Königshofen, Jakob 348
Tychsen III. 1058
Tyrolf, Hans 431
Tzara, Tristan V. 2294

U.

Uechtritz, Friedrich von III. 1162, 1297
Uhde, Fritz von IV. 1570, 1769
Uhland, Johann Ludw. 281. — II. 772. — III. 1011, 1036, 1041, 1056, 1059, 1063, 1071, 1074, 1079, **1092** ff., 1096—1102, 1104, 1131, 1137, 1138, 1149, 1150, 1173, 1183, 1212, 1234, 1272, 1291, 1316, 1318, 1321, 1357, 1364, 1365, 1378, 1413, 1478, 1480. — IV. 1703, 1930, 1991, 2022. — V. 2129, 2211
Uhlenhart, Nikol. II. 548
Uhlich, Adam Gottfried II. 617, **636**
Ulfeldt, Eleonore Christine III. 1480
Ulitz, Arnold IV. 1800, 1812. — V. **2395** ff.
Ullmann, Regina IV. 1827
Ullrich, Friedrich III. 1355
Ulrich, Legende 92
Ulrich, Titus III. 1211
Ulrich von Eschenbach 287
Ulrich v. Rappoltstein 291
Ulrich von Singenberg 213
Ulrich von Türheim 169, 173, **178**
Ulrich von dem Türlin 287, 288
Ulrich v. Winterstetten 303. — IV. 2022
Ulrich v. Zatzikhoven 147 f.
Umlaut 10
Unger, Hellm. V. 2367 f.
Unger, Josef III. 1300
Unger, William III. 1221
Ungern-Sternberg, Graf III. 1198
Unruh, Fritz von V. 2211, 2255, 2261 ff.
Unterredung Christi mit der Samariterin 49
Urbanitzky, Grete von IV. 1829
Urdr 5
Urfé, Honoré d' II. 540, 581
Ursinus, August Friedrich II. 772
Usteri, Martin II. 667. — III. 1082. — V. 2077
Uz, Johann Peter II. 600, 650, 651, **654** ff., 661, 664, 666, 730, 745, 755, 756, 972

V.

Vacano, Emil Mario III. 1388, 1405
Vaganten 118 ff.
Vagts, Alfred V. 2231
Valens 22
Valentin und Orsus 395
Valerius, Julius 105
Valerius Maximus 323
Valla, Laurentius 375
Vandalen 23
Varnhagen v. Ense, August II. 494. — III. 994, 999. 1017, 1033, 1037, 1044, 1051, 1053, 1069, 1098, 1182, 1194
Vasari, Giorgio III. 1001
Vaterunser 35
Vaudemont, Margareta Gräfin von 349
Vega, Lope de II. 581. — III. 1029, 1061, 1114, 1116, 1121, 1132, 1133, 1138, 1481. — IV. 1681. — V. 2296
Vehe, Michael 379
Veit, Legende 90
Veit, Dorothea III. 999
Veit, Johann Immanuel III. 1201, 1240
Veit, Philipp III. 1028

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Veit, Simon III. 1017
Velde, E. F. van der III. 1120, 1169
Velten, Johannes II. 571, 572, 573, 613
Veltheim, Hans Graf III. 1300
Veltrich IV. 1855
Venantius Fortunatus 25, 32, 59
Venator II. 472
Verardi 424
Vercana 5
Verdi, Giuseppe II. 959. — III. 1425
Vergerio, Pier Paolo 359
Vergil 57, 59, 61, 67, 134, 136, 266, 299, 358, 366, 380, 421. — II. 467, 488, 489, 539, 540, 597, 601, 641, 661, 676, 681, 685, 710, 712, 729, 744, 768, 785, 799, 907, 973. —III. 1006
Verhaeren, Emile IV. 1583, 1630, 1666, 1705. — V. 2195, 2213
Verlaine, Paul IV. 1583, 1584, 1630, 1688, 1705
Verne, Jules II. 557. — III. 1225, 1495. — V. 2367
Veronika, Legende 88
Verschaffeldt, Max von II. 893
Versbofen, Wilh. V. 2196, **2200**
Versus de eversione monasterii Glonensis 52
Verwey IV. 1630
Vespasian, Legende 88
Vesper, Will IV. **1709,** 1929. — V. 2157
Vetter, Konrad II. 512
Vezin, A. V. 2296
Victimae paschali, Sequenz 96
Victring, Johann von 331
Vida, Markus Hieronymus II. 484, 485, 648, 660
Vidal, Pierre 182
Viebig-Cohn, Klara IV. **1803** ff., 1863. 1895, 1902. — V. 2211
Vienbergius, Kaspar 379
Viera-Segerer, Josef IV. 1793
Vierordt, Heinr. III. **1497** f. — V. 2210
Viesèr, Dolores IV. **2177** f., 2412
Vieweg III. 1331
Vigny, Alfred Victor Comte de III. 1467
Villiers de l'Isle Adam, Graf de IV. 1785
Villinger, Hermine IV. 1944
Villon, François V. 2201
Vilmar, August Friedrich Christian III. 1256
Vinzenz von Beauvais 352
Vintler, Hans 323, 360
Virginal 249
Vischer, Friedrich Theodor III. 1104—1106, **1111** f., 1256, 1334, 1353, 1387, 1421, 1522
Vischer, Fritz IV. 1859
Vischer, Luise II. 857
Vischer, Melchior V. 2294
Vischer, Peter 295, 355
Visio sancti Paula 90
Visio Tnugdali 89
Vita Patricii 89
Vitae Patrum 89
Vögtlin, Adolf V. 2041 f.
Völkerwanderung 14, 24
Vogel, Jakob 423
Vogel Michael 407
Vogel, Traugott V. 2076 f.
Vogel, Wilhelm II. 977
Vogl, Henriette III. 1069
Vogl, Johann Nepomuk III. **1148,** 1277
Vogler, Georg II. 512
Vogt, Eduard III 1244
Vogt, Karl III. 1252
Vohburg, Diepold Markgraf von 212
Vohs, Schauspieler II. 946
Voigt, Frau von II. 725
Voigt, Friedrich II. 973. — III. 1008
Voigt, Valentin 434
Voigt-Diederichs, Helene IV. 1840 ff.
Voigtländer, Gabriel II. 495
Vokabular des heiligen Gallus 34
Vokalismus 9
Volksbücher 395
Volkslied 278, 311, 403
Vollandt, Friedr. IV. 1717, **1722**
Vollmoeller, Karl Gustav IV. **1649** f., 1691
Volmar 319
Voltaire, Francois Marie Arouet de 371, 372. — II. 613, 615, 617, 618, 626, 657, 658, 670, 671, 673, 699, 701, 716, 721, 723, 725, 728, 730, 732, 733, 742, 810, 837, 889, 944, 950, 955. — III. 1034, 1121, 1188. — V. 2201
Vondel, Joost van den II. 559, 560, 561, 563, 571. — III. 1551
Voß, Johann Heinrich 235. — II. 658, 660, 685, 723, 756, 779—782, **784** ff., 795, 839, 907, 927, 932, 973. — III. 1013, 1014, 1082, 1083, 1285
Voß, Julius von II. 959, 982
Voß, Richard III. **1416** f., 1618. — V. 2211
Vossius 22. — II. 578
Vranius, Heinrich 419
Vulpius, Christian August II. 855, 981
Vulpius, Christiane II. 897, 930. — III. 1081

W.

Waal, Anton de V. 2114, 2164
Wace, Kanonikus 140
Wachenhusen, Hans v. III. 1264
Wachler, Ernst IV. 1832
Wackenroder V. 2166
Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm 269. — III. 994, 999, **1009** f., 1002. **1026** f., 1036, 1060, 1076
Wackernagel, Martin V. 2296
Wackernell, Joseph Eduard III. 1450
Wächtler, Leonhard II. 981. — III. 1169
Wäckerle, Hyazinth III. 1354
Wagenfeld, Karl IV. 1881 f.
Wagenseil, Christoph 405
Wagh, Franz IV. 1624
Wagner, Prediger II. 545
Wagner, Adolf III. 1161
Wagner, Andreas Freiherr von IV. 1926
Wagner, Christian III. 1496
Wagner, Christoph 401
Wagner, Ernst II. 992. — III. 1168
Wagner, Gottlieb Friedrich III. 1102
Wagner, Heinrich Leopold II. 752, 755, 810, **834,** 864. — IV. 1606
Wagner, Hermann IV. 1734
Wagner, Josef IV. 1984 f.
Wagner, Kosima III. 1425, 1518
Wagner, Richard 174, 235, 304, 449. — II. 688, 712, 739, 760. — III. 1027, 1052, 1130, 1161, 1164, 1175, 1225, 1228, 1254, 1385, **1418** ff., 1456, 1465, 1518, 1527. —IV. 1566, 1584, 1588, 1631, 1632, 1650, 1668, 1672, 1743, 1750, 1834, 1907. — V. 2250
Wagner, Rudolf III. 1252
Wagner, Sylvester IV 2032
Wagner, Toni III. 1140
Wagnleithner, Georg IV. 1989
Wahrheit 79
Waiblinger, Wilhelm III. **1104** f. — IV. 1573
Waitz, Georg III. 1255
Walahfried Strabo 32, 90
Walberan 217
Waldau, Max s. Sviller von Hauenschild, Richard Georg
Waldburg-Zeil, Georg Ferdinand Graf v. III. 1244
Walde, Peter s. Kranich, Timotheus
Waldeck, Benedikt III. 1244, 1546
Waldeck, Heinrich Suso V. 2313 f.
Walden, Arno von s. Krapp, Lorenz Alex.
Walden, Else s. Lasker-Schüler, Else
Walden, Herwarth V. 2228, 2229
Waldere 25
Waldis, Burchard 299, 329, 393, 427. — II. 491
Waldmüller, Robert III. 1454
Waldner, Henriette Louise Gräfin von II. 832
Waldschmidt s. Schmidt, Maximilian
Waldstetter, Ruth s. Geering Martha
Walheim IV. 1968
Walküren 5
Wall, Viktor IV. 1739
Wallenrodt, Frau von II. 855
Waller II 753
Wallner, Susi IV. 1989
Walloth, Wilh. III. 1480, **1532** f. — IV. 1573
Wallpach, Artur IV. 1992. — V. 2210
Walser, Robert V. 2068, **2075** f.
Walter III. 1526
Waltharilied 63, 196
Walthariſage 19
Wa'tharius manu fortis 55
Walther, Johann 378
Walther und Hildegund 55, 236
Walther von der Vogelweide 126, 131, 132, 148, 186, 191, **193** ff., 212, 213, 215, 261, 265, 282, 304, 307, 308, 405.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— II. 782. — III. 1204, — IV. 1687, 1916
Walther von Hausen 127
Walther von Rheinau 315
Walther von Metz 303
Warnung 266
Wafer, Hedwig III. 1522
Wafer, Maria V. 2078 ff.
Wafferburger, Philipp III. 1514
Waſſerhun, Rudolf II. 495
Waſſermann, Jakob IV. 1756, **1759** ff. — V. 2288, 2371
Watſon II. 905
Watt, Joachim 364, 382
Watzdorf, Erika von IV. 1716
Watzlik, Hans IV. 1962 ff.
Webb II. 710
Weber, Aſtronom III. 1176
Weber, Beda III. 1149, 1239
Weber, Eliſabeth III. 1540
Weber, Friedrich Wilhelm III. 1533, **1537** ff., 1549
Weber, Karl Maria v. III. 1010, 1131, 1161, 1418—1420. — V. 2151
Weber, Max Maria v. III. 1346
Weber, Norbert IV. 1793
Weber, Veit ſ. Wächtler, Leonhard
Wechsler, Adolf IV. 1650
Weckherlin, Georg Rudolf II. **468** ff., 477, 484, 493, 507, 529, 724
Wedekind, Frank IV. 1580, **1627** ff., 1631, 1653, 1673. — V. 2235, 2239, 2248, 2251, 2265, 2267, 2364
Weerth, Georg III. 1224
Wegner, Arnim A. V. 2204, **2382** f.
Wehl, Feodor III. 1348 f.
Wehner, Joſef Magnus V. 2381 ff.
Wehrs, Thomas II. 780, 782
Weibe, Vom üblen 317
Weibert, Ferdinand III. 1354
Weichert, Ludwig IV. 1794
Weichmann, Chriſt. Friedrich II. 582
Weichmann, Friedr. II. 591
Weidmann, Paul II. 744, 979. — III. 1121
Weidner, Johann Leonhard 393. — II. 472
Weier, Johann 390. — II. 513
Weigand, Wilhelm IV. 1625, **1657** f.
Weihnachtsſpiele 97, 99, 334
Weilen, Joſef v. III. 1139, 1350
Weill, Alexander III. 1274
Weimar, A. II. 970
Weingartner, Fel. III. 1479
Weingartner, Joſef IV. 2013 f.
Weinhandl, Margarete IV. 2031
Weinhold, Karl III. 1256
Weinrich, Franz Johannes V. 2358 ff.
Weinſchwelg 317
Weiſe, Chriſtian 435. — II. 547, **552** ff., **566** ff., 570, 581, 582, 584, 638. — III. 1028, 1102. — IV. 1952
Weiſer, Karl IV. 1593 f.
Weiſe-Schoppe, Amalie III. 1098
Weisflog, Karl III. 1058
Weismantel, Leo V. **2345** ff., 2384
Weiß, Ernſt IV. 1734
Weiß, Johann III. 1255
Weiß, Karl ſ. Karlweis, E.
Weiß, Konrad V. 2309 f.
Weisſagung 6
Weißbrodt, Johannes III. 1546
Weiße, Chriſtian Felix II. 618, 637, 654, 664, 697, 698, **706** f., 708, 739, 744, 747, 755. — III. 1156
Weißenhofer, Robert IV. 1981 f.
Weißenſee, Hetzbold v. 303
Weißer, Chriſtoph II. 974
Weitbrecht, Karl III. 1497
Weitbrecht, Rich. III. 1354, 1497
Weitenauer, Ignaz 452
Weitzmann, Karl III. 1102
Welhrlin, Wilhelm Ludwig II. 776, **844**
Welcker II. 713. — III. 1176
Weltchronik, Sächſiſche 272
Weltende 339
Welter, Nicol. V. 2186 ff.
Weltgerichtsſpiel 339
Weltmann, Lutz V. 2189, 2365
Wencelius, Matthäus 419
Wendel, Herm. IV. 1794
Wendow, Kitty III. 1052
Wendt, Johannes Amadeus II. 780
Wenger, Liſa IV. **1827**. — V. 2080
Werder, Diederich von dem II. 473, 475
Werfel, Franz V. 2214, **2221** ff.
Werinbert 46
Werner, Anton v. III. 1380
Werner, E. III. 1517
Werner, Franz von III. 1480
Werner, Friedrich Ludwig Zacharias II. 961, 977, 992. — III. 1006, 1021, 1041, 1053, **1076** f., 1078, 1082, 1084, 1118, 1122, 1239, 1240, 1304
Werner, Karl III. 1300
Wernher 315
Wernher, Bruder **213** f., 317
Wernher, Prieſter 86
Wernher der Gärtner 209, 259, 322. — IV. 1709
Wernher, der mittelfränkiſche 82
Wernhart v. Steinberg 126
Wernicke (Warneck), Chriſtian II. 584, **588** ff., 591, 593, 640
Werth, Bernhard IV. 1740
Wertheimer, Paul IV. 1706
Werthern, Luiſe Gräfin II. 875, 886
Werthes, Klemens Auguſt III. 1073, 1126
Werwölfe 5
Weſendonk, Mathilde III. 1421
Weſſenberg, Heinrich von II. 516
Weſſobrunn 93
Weſt, Auguſt ſ. Schreyvogel, Joſef
Weſt, Thomas ſ. Schreyvogel, Joſef
Weſtenrieder, Lorenz von II. 826
Weſtgermanen 1
Weſtgoten 15
Weſtkirch, Luiſe IV. 1876
Wette, Herm. IV. 1878 f.
Wettin, Mönch 90
Wetzel, Friedrich Gottlob II. 959
Wewales IV. 1886
Weyland II. 810
Weyrauch, Aug. III. 1350
Wezel, Joh. Karl II. 557
Whitmann, Walt IV. 1688, 1798, 1799, 1994. — V. 2195, 2213, 2214, 2221, 2344
Wibbelt, Auguſtin III. 1321. — IV. **1878** ff., 1881
Wibmer Pedit, Fanny V. 2412
Wicherley, William II. 634, 699
Wichert, Ernſt von III. **1349**, 1526
Wichner, Joſef IV. 1980 f.
Wichte 5
Wickede, Julius von III. 1338
Wickenburg, Albrecht Graf von IV. 2021
Wickram, Jörg 391, 394, **401** f., 407, 435, 440. — III. 1052
Widmann, Achilles Jaſon 396
Widmann, Joſef Viktor III. 1406 f.
Widmann, Rudolf 401
Widmar, Joſefine V. 2411 f.
Widukind, Mönch 72
Wiechert, Ernſt V. 2390 ff.
Wiedenhofer V. 2100
Wiegand, Karl Friedrich V. 2188 f.
Wieland, Chriſtoph Martin II. 545, 547, 590, 594, 600, 622, 624, 627, 649, 652, 663, 664, 670, 674, 686, 687, 708, 723, **726** ff., 751, 755, 760, 764, 773, 780, 781, 785, 795, 797, 798, 805, 806, 818, 837, 838, 840, 841, 850, 854, 857, 870, 871, 873, 875, 878, 880, 897, 899, 901, 903, 907, 910, 926. — III. 974, 982, 985, 993, 995, 1014, 1023, 1034, 1044, 1058, 1065, 1067, 1081, 1219, 1234, 1257
Wieland, Ludwig III. 1065, 1066
Wieprecht, Chriſt. V. 2209
Wienberg, Ludolf III. 1177—1179, **1193.** — IV. 1555
Wierſtrat, Chriſtian 332
Wies, Lena III. 1321
Wieſe und Keiſerswaldau, Leopold von IV. **1792** f.
Wieſebach, Wilh. V. 2407 f.
Wieſer, Dolores ſ. Viſér Dolores
Wieſer, Sebaſt. V. 2192 f.
Wietholtz, Margarete ſ. Nereſe, Margarete
Wigamur 177
Wigbert 26
Wilbrandt, Adolf III. 1091, 1356, 1367, 1369, **1407** ff., 1529. — IV. 1591
Wild, Sebaſtian 407, **436**
Wilde, Oskar IV. 1583, 1618, 1636. — V. 2139, 2242
Wildenbruch, Ernſt v. III. 1303, 1387, 1480. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV. 1554, 1555, **1586** ff., 1593, 1594, 1597. — V. 2103
Wildermuth, Ottilie III. 1344
Wildgans, Anton V. 2255, **2257** ff., 2268, 2340
Wildon, Herrant von 303
Wilfried von York 25
Wilhelm, Herzog von Lüneburg 146
Wilhelm von Conches 262, 352
Willam, Franz Michael IV. 2016 f.
Willamow, Johann Gottlieb II. 660
Willamovius II. 765
Wille, Bruno IV. 1579, **1580,** 1602, 1621, 1766
Wille, Eliza III. 1344, 1465
Wille, François III. 1465
Willem 329
Willemer, Marianne von III. 1085, 1244
Willers, Ernst III. 1377
Willhöft, Charl. III. 1170
Willibald 26
Willibrord 26
Willigis von Meissen 54
Williram 92
Willkomm, Ernst III. 1198
Willram, Bruder s. Müller, Anton
Wimpheling, Jakob **365,** 380, 424. — II. 471
Winckelmann, Johann Joachim II. 667, 673, 676, **710** ff., 713, 717, 773, 778, 807, 809, 841, 892, 893, 900, 906, 912. — III. 1116
Winckler, Josef V. **2196** ff., 2207
Windelband, W. V. 2213
Winder, Ludwig V. 2291
Windhorst, Margarete V. 2300 f.
Windischgrätz, Gottlieb v. II. 506
Windthem, Johanna Elisabeth von II. 680
Windthorst, Ludwig III. 1384
Winfried 26
Winkler, Prof II. 803
Winneberg 423
Winsbeke 265 f.
Winterfeld, Adolf von III. 1338
Winthaus-Fischer, Anna Luise III. 1152
Wipo 72, 95
Wippermann, Karl III. 1511, 1513.— IV. 1872, 1879
Wire, Heinrich 388
Wirnt v. Gravenberg 166, **175** f., 195, 286, 287
Wirz, Otto V. 2399 f.
Wisbacher, Franz IV. 2032
Wisolf 49
Wisse, Klaus 166, 291
Witkopp IV. 1681
Witschel, Wilhelm II. 973
Witte, Karl II. 980
Wittekind, Wilhelm III. 1542
Witten, Margarete von IV. 1863
Wittenbauer, Ferdin. IV. **1624,** 1625
Wittenweiler, Heinr. 317
Wittbauer, Friedrich III. 1129
Wittmann, G. IV. 1900
Wittner, Doris V. 2151
Wizel, Georg 379
Wodan 4, 5
Wöhler, Cord. IV. 2001 f.
Wöhrle, Oskar V. 2210
Wörle, Prof. III. 1501
Wörterbücher 34
Wohlgemuth, Huldrich 393
Wohlgemuth, Otto V. 2209
Wohlmuth, Leonhard III. 1381
Woldsen, Lucie III. 1321
Wolf, Friedrich V. 2265
Wolf, Friedrich August II. 676, 713, 920, 932, 934, 941. — III. 1008
Wolf, Hugo III. 1108
Wolf, Karl IV. 1992
Wolfdietrich 19, 252 ff., 294, 299
Wolfenstein, Alfred V. 2230 f.
Wolff, Christian II. 459, 460, 464, 604—606, 608, 610, 615, 639, 646—648, 669—671, 708, 728
Wolff, Eugen IV. 1555
Wolff, Johanna IV. 1713
Wolff, Julius III. 1413, **1533** ff., 1539. — IV. 1554, 1576, 1682, 1723
Wolff, Oskar Ludw. Bernhard III. 1059
Wolff, Pius Alexander III. 1161
Wolff, Ulla s. Frank, Ulrich
Wolfgang v. Regensburg 54
Wolfram v. Eschenbach 72, 112, 131, 138, 143, **148** ff., 167, 169, 173—175, 177, 178, 180, 192, 195, 200, 201, 209, 279, 281, 286—294, 308, 309, 321, 325, 405. — II. 624. — V. 2084
Wolfskehl, Karl IV. 1685
Wolkenstein 325
Wollheim da Fonseca, Eduard III. 1091
Wolter, Charl. III. 1196
Woltmann, Karl Ludwig v. II. 919
Wolzogen, Alfred von IV. 1743
Wolzogen, Ernst von IV. 1687, **1743** ff.
Wolzogen, Hans von IV. 1743. — V. 2210
Wolzogen, Henriette von II. 856
Wolzogen, Karoline von II. 847, 851, 857, 860. — III. 1072
Wolzogen, Wilhelm von II. 856, 902, 951. — IV. 1743
Wood II. 789
Worms, Karl IV. 1863
Wriede, Heinr. IV. 1857 f.
Wroost, Wilfried IV. 1875
Württemberg, Friedrich Alexander Graf von III. 1102
Wulfila 21—23
Wunderbücher 397
Wunibald 26
Wurgenbock, Matthias 311
Wurstisen, Christian 453
Wuthenow, Alw. III. 1320
Wyle, Niklas v. 281, **360** f.
Wyß, Marianne II. 598, 599
Wyß, Rudolf III. 1082
Wyssenhere, Michael 300

X.

Xenophon 260. — II. 732, 737

Y.

Young, Edward II. 590, 627, 629, 687, 689, 698, 706, 726, 753, 754, 789, 849
Ysengrinus 60

Z.

Zacchi, Ferdin. IV. 1863
Zachariä, Friedrich Wilh. II. 605, 626, **640** f., 663, 679, 744, 745, 794
Zahn, Ernst V. **2042** ff., 2052, 2064
Zamehl, Gottfried II. 475
Zappi II. 594
Zarek, Otto V. 2257
Zarncke, Friedr. III. 1221, 1256
Zasius, Ulrich 380
Zauberformeln 14
Zauberformeln, Merseburger 14
Zech, Paul V. 2202 ff.
Zedlitz, Josef Christian Frhr. von III. 1147
Zeidler, Jakob 452
Zeising, Adolf III. 1356
Zeller, Cäcilia III. 1246
Zeller, Christian Heinrich V. 2071
Zellweger II. 621
Zelter, Karl Friedrich III. 999, 1010, 1081
Zendrini III. 1187
Zenge, Wilhelmine von III. 1064
Zeno, Apostolo II. 575
Zerkaulen, Heinr. V. 1923, **2311** ff.
Zesen, Philipp von II. 475 478, 479, 485, 494, **495** ff., 542, 543, 554, 568, 578
Zetzner, Lazarus 402
Zeune, August III. 1007
Ziegels, Erich IV. 1624
Ziegler, Eduard III. 1466
Ziegler, Friedrich Wilhelm II. 977
Ziegler, Hieronymus 428. — II. 620
Ziegler, Johann III. 1480
Ziegler, Kaspar II. 511
Ziegler, Luise von II. 812. — III. 1466
Ziegler und Klipphausen, Heinrich Anshelm von II. 543 ff.
Zierow, Wilhelm IV. 1861
Zihler, Johann 436
Zimmermann, Arzt II. 831, 976
Zimmermann, J. V. 2055
Zimmermann, Johann Georg II. 709, 730, 733, 735
Zimmermann, M. Franziska von V. 2100
Zimmermann, Robert III. 1256. — V. 2100, 2326
Zimmermann, Wilh. III. 1106
Zimmern, Froben Christ. Graf von 454
Zingeler, Karl Theodor III. 1458
Zingerle, Ignaz Vinzenz III. 1239
Zingerle, Pius III 1239
Zinkgref, Julius Wilhelm 391, 393. — II. **471** f., 481, 482, 507, 529, 549
Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Graf von II. 523
Zisska, Franz III. 1113

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zitelmann, Ernst Konrad III. 1274, 1394
Zitelmann, Katharina IV. 1818
Zlatnik, Franz Josef V. 2345
Zobeltitz, Fedor von IV. 1733
Zobeltitz, Hanns von IV. 1733
Zöhrer, Ferdin. IV. 1989
Zoff, Otto V. 2364
Zola, Emile III. 1253, 1433, 1476. — IV. 1556, **1557** f., 1560, 1570, 1573, 1575, 1577, 1582, 1583, 1602, 1603, 1604, 1610—1612, 1629, 1728, 1729, 1732, 1737, 1743, 1750, 1751, 1768, 1780, 1781, 1825. — V. 2060, 2081, 2201
Zolling, Theophil III. 1525. — IV. 1730
Zoozmann, Richard III. 1244. — IV. 1710, 1830
Zovitius, Jakob 432
Zschokke, Heinrich II. 855, 930, 977, **980.** — III. 1066, 1169, 1266, 1341
Zuckermann, Hugo V. 2200, 2210
Zuckmayer, Karl V. 2272
Zumbrock, Ferdinand III. 1355
Zumsteeg, Rudolf II. 850. — III. 1010
Zurflüe, Johann 440
Zurkinden, Odilo V. 2054
Zusner, Vinzenz III. 1149
Zweig, Arnold IV. 1784 f.
Zweig, Stefan IV. **1666** f., 1739. — V. 2288
Zweter, Reinmar von s. Reinmar
Zwinger, Peter 311
Zwingli 371

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berichtigungen.

S. 195, 2. Abs., 4. Z. lies 1170 statt 1770; S. 1579 oben (Seitentitel) lies Martens statt Mörtens; S. 1671 oben (Seitentitel) lies F. Braun; S. 1817, 2. Abs., tilge „gest. 1924"; S. 1911 oben (Seitentitel) lies Holzamer; S. 2002, 2. Abs., 3. Z. lies Pelzel; S. 2135, 2. Abs., 1. Z. lies Soana; S. 2233, 2. Abs. 4. Z. lies Schubart.

Todesjahre

die im Texte nicht vermerkt sind.

Es starben 1914: Eduard Hlatky; — 1926: Wolfgang Madjeira; Paul Wriede; 1927: M. G. Conrad; Marie Janitschek; Karl Bienenstein; — 1928: Leo Tepe van Heemstede; Erich Schlaikjer; Ida Boy-Ed; Leo Greiner; Oskar Jerschke; — 1929: Hugo Salus; Alice Freiin von Gaudy; Friedrich Lienhard; Klara Ratzka; Felix Dörmann; Oskar Linke; Friedrich Freudenthal; Eugen Wolff; Karl Henckell; Arno Holz; Mathilde von Eschstruth; M. Ettlinger; Agnes Sapper; — 1931: Selma Heine; Franz Herwig; Arthur Schnitzler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STÄDT. BUCHBINDEREI
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf